


UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT
900000145186

Nr. 1.

Kunst-Blatt.

Montag, den 3. Januar 1825.

Ueber Styl und Motive in der bildenden Kunst.

An Herrn Baron C. F. v. Rumohr.

Es ist ein alter Satz, daß die Theorie jeder Kunst in ihren Werken und in dem Gang ihrer Entwicklung liege. Wenn die Geisteskraft der Völker die Künste geschaffen und gestaltet, wenn das Genie da gewesen ist und sie zur Ahnung des Göttlichen erhoben hat — dann erwacht die Reflexion und untersucht: wie solches möglich, wie es in der Natur des menschlichen Geistes gewurzelt, und was zu thun sey, um des wohlgewachsenen Baumes goldene Früchte den folgenden Geschlechtern zu sichern. Begabten Geistern gelingt es dann wohl, die Elementarkräfte zu entdecken, welche dieß herrliche Gebilde der Zeiten zusammengewebt haben, Unfruchtbares, Allzuüppiges oder Verdorrtes von den gesunden Zweigen zu sondern und dem ächten Trieb zu weiterer Ausbreitung Raum zu schaffen. Auf solche Weise verjüngt sich die Kunst durch Selbsterkenntniß, und es hängt nur von der Gunst der Zeit und des Himmels ab, daß ihre neuen Blüthen und Früchte wieder so kräftig gedeihen, wie die früheren.

Diese Betrachtung wird mir wieder lebendig, da ich mich anschicke Ihnen über eine Frage Rechenschaft zu geben, über welche wir früher schriftlich und mündlich so manches verhandelt haben. Das Resultat war unentschieden geblieben; daher will ich auch nicht unsre beyderseitigen Behauptungen noch einmal aufstellen und vergleichen, sondern lege Ihnen das Ergebniß meines wiederholten Nachdenkens und einer erweiterten Anschauung zur Prüfung vor.

Was Sie Styl nennen und was in der herkömmlichen Sprache der Künstler so genannt wird, findet sich in der Entwicklungsgeschichte der bildenden Kunst unter verschiedenen Formen, oder in verschiedenen Momenten der Ausbildung. Und es läßt sich allgemein nachweisen, daß die Kunst bey jedem Volke, wo sie zu gedeihen bestimmt ist, mit einem Styl beginnt. So sehen wir an den ältesten Werken der Aegyptier und der Griechen einen entschiedenen Styl, nicht willkürliche, mißgestaltete Anfänge eines rohen Sinnes, sondern bestimmte, selbst in der höchsten Unvollkommenheit folgerechte Formen. Dasselbe wiederholt sich nach dem Untergang der römischen Kunst unter den Byzantinern und den ersten Italienern. Dieser unbestreitbare Satz, den Sie einmal gegen mich anführten, machte mich zuerst in der Meynung wanken, daß Styl nur auf die persönliche Individualität des Künstlers zu beziehen sey. Ich sah, es müsse etwas in der Natur wie im menschlichen Geiste Gegründetes, und zugleich ein wesentlicher Bestandtheil der künstlerischen Thätigkeit seyn. Dieß ist nichts andres als die Anwendung der Grundgesetze der Formen, der dem Menschen wie der Natur eingeborenen Mathematik. Da in den mathematischen Grundformen die Gesetze aller Schönheit ruhen, so äußert sich auch die erste Thätigkeit der Kunst, welche immer vom Streben nach Anschauung und Darstellung des Schönen erweckt wird, dadurch, daß sie dieselben an den Objekten aufsucht, oder auf letztere überträgt. Daher die geradlinigen oder willkürlich gebogenen, oft wahren, oft auch blos conventionellen Formen der ältesten ägyptischen, griechischen und mittelalterlichen Kunst. Doch weit entfernt, hierdurch das Schöne zu erreichen, bleibt in diesen Anfängen die Kunst noch starr und widerlich, weil nur das Leben, mit welchem sie noch nicht vertraut ist, Schönheit aufnimmt und gibt.

Allmählich, finden wir, tritt das Naturgefühl und die Empfindung hinzu und veredelt den ersten rohen Nachahmungstrieb, der nur von der Phantasie geleitet ward. Nicht blos allgemeine Kenntlichkeit, sondern objektive Wahrheit wird der Zweck des Bildens; der Künstler lernt sein Werk beleben, indem er ihm das individuelle Aussehen der Naturgegenstände zu ertheilen strebt. Und indem ihm so die einfachen Linien der Schönheit unter dem mannichfaltigen Wechsel des lebendigen Daseyns erscheinen, indem sein Gebilde nach und nach den Anschein der Bewegung, des Athmens, der Realität erhält, entwickelt sich auch die Fähigkeit, dasselbe zum Ausdruck seiner Empfindung zu machen, in die Darstellung des Gedankens, welchen seine Phantasie ihm gab, die Wärme des Gefühls zu legen, das jener in ihm erregt hat. So entsteht das originelle Werk des Künstlers, welches belebt scheint

und zur Empfindung spricht, ein Wesen für sich, und dennoch der Ausdruck von seines Urhebers Eigenthümlichkeit. Ist nun die Entwicklung der Kunst so günstig, daß das Bewußtseyn der Grundformen reiner Schönheit in gleich fortschreitendem Maaße sich ausbildet, so sehen wir sie an Lebendigkeit und innerer Consequenz dermaßen gewinnen, daß ihre Werke endlich einen vollendeten Styl, und, wie bey den Griechen in Darstellung menschlicher Gestalt, den Charakter prototypischer Schönheit erhalten.

Was ist demnach Styl in der höchsten künstlerischen Bedeutung des Worts? Offenbar jene innere Gesetzmäßigkeit der künstlerischen Darstellung, die sich aus der begeisterten Anwendung der Grundformen der Schönheit auf die mit der tiefsten Kenntniß erfaßten Gestalten der Natur ergibt. So wird die Gestalt zum Idealen verklärt, indem das Reine, Bedeutende und Zweckmäßige an ihr im Glanz der Schönheit hervortritt, das Unwesentliche verschwindet. Einmal vorhanden, wird diese Darstellungsweise — der reine Styl — zur Norm für alle künftige Hervorbringungen, ohne deßhalb die Eigenthümlichkeit des schaffenden Genies zu beschränken; denn, wie das allgemein Gute und Wahre, leiht er sich willig jeder Phantasie, jeder Empfindung, und gestaltet sich neu unter jeder Hand.

Sie sehen, daß ich mich dazu bekehrt habe, einen Theil desjenigen unter dem Ausdruck Styl zu begreifen, was ich früher mit dem Ausdruck: das Kunstschöne bezeichnete. (Ueber die Studien der griechischen Künstler. Einleitung §. 17.). Einen Theil, sage ich; denn jene allgemeinen Bedingungen des Kunstschönen, die Gesetze der Symmetrie und Eurhythmie, des Lichts und der Farben, in so fern sie auf die Composition und Anordnung eines künstlerischen Ganzen angewendet werden, scheinen mir nicht ausschließlich in dem, was ich mit Ihnen nun Styl nenne, enthalten zu seyn. Es gibt Gemälde und plastische Werke, in welchen viel Symmetrie und Eurhythmie herrscht, ohne daß wir ihnen deßhalb den Vorzug eines durchgeführten Styls zuerkennen. Und bey der Anlage eines architektonischen Werks werden beyde vorausgesezt, noch ehe wir fragen, in welchem Styl dasselbe erbaut sey. Beyde sind wie Zeitmaaß und Rhythmus in der Musik, welche ihr nothwendig sind, sie möge ausführen was sie wolle.

Daher setze ich das Kunstschöne als den Inbegriff der Grundformen des Schönen, deren Grundlegung das Kunstwerk zu einem selbstständigen Ganzen macht; den Styl als die specielle, von der Idee, der Empfindung und der objektiven Naturwahrheit abhängige Anwendung derselben auf die Darstellung. Der Styl ist mithin dem Kunstschönen subordinirt; dieses ist Grundbedingung der künstlerischen Darstellung, jener ist Darstellungsweise.

Die Begründung des Styls auf Naturwahrheit, auf die genaue, durchdringende Verständniß des Wesentlichen und Bedeutenden in jeder Gestalt, sey sie abstrakt, wie die architektonische, oder concret, wie die Gestalten der lebendigen Natur, verleiht ihm seine äußere Unfehlbarkeit, weil sie zugleich auch die Kenntniß der technischen Bedingungen und Gränzen jeder besondern Kunst, und die Anwendung derselben zur möglichst vollkommenen Darstellung voraussezt. — Aus der nothwendigen Beziehung aber, in welcher der Styl mit der Idee und Empfindung steht, erkläre ich, da wir einmal dem Herkommen sein Recht lassen müssen, den mannichfaltigen Gebrauch dieses Worts, und glaube ihn hie und da vertheidigen zu können, wo Sie denselben verbannen wollten. Man sprach und spricht noch von erhabenem, großartigem, oder von zierlichem, anmuthigem Styl. Dieses sind Beziehungen auf das Verhältniß des Gedankens, welcher im Kunstwerk dargestellt wird, zu der Empfindung, welche bey der Hervorbringung des leztern wirkt. Die ästhetische Gesinnung (wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf), mit welcher der Künstler sein Werk erfindet und ausführt, übt eine so unmittelbare Wirkung auf die bildende Kraft, womit er die allgemeinen Formen des Schönen auf den darzustellenden Gegenstand überträgt, daß sie seinem Gebilde desto bestimmter ihr Gepräge aufdrückt, je lebendiger sie ist. Der Künstler oder eine ganze Kunstepoche, welche von der Bedeutung der einfachen Grundformen des Schönen durchdrungen und an die Anschauung großer Dimensionen, wie an die Auffassung erhabener Gedanken gewöhnt sind, werden ihre Werke in großartigem Style bilden. Von der Natur selbst sagt man, z. B. von einer landschaftlichen Ansicht, von einer lebenden Gestalt: sie habe Styl. Was soll dieß anders bedeuten, als daß die bildende Kraft der Natur hier gleichsam selbst die einfachen Formengesetze erkannt und empfunden habe, durch welche sich ein Charakter bezeichnen lasse?

Braucht man den Ausdruck Styl zur Bezeichnung der Kunstweise ganzer Völker oder einzelner Meister, so tritt schon größere Willkür ein, da hier nicht überall die höchste Ausbildung desselben, deren Hauptbedingung ideale Schönheit ist, ins Auge gefaßt wird. Der ägyptische Styl z. B. ist eine unausgebildete, auf höchst einseitigen, aber äußerst consequent durchgeführten Principien ruhende Darstellungsweise. Doch scheint mir die Architektur der Aegyptier weit vor ihrer Sculptur voraus zu seyn. Bey den Griechen haben diese beyden Künste die höchste Ausbildung erhalten, und es zu einem eben so naturgemäßen als idealen Style gebracht; eine Vereinigung, die nur bey hohem Flug der Phantasie durch das klarste und tiefste Gefühl für das Kunstschöne und die genaueste Kenntniß der Natur erzeugt werden kann. Diese vollendete Aus-

bildung des Styls ist es, die ich kat' exochen den **reinen Styl** nennen möchte, obgleich ich damit nicht gesagt haben will, daß derselbe stets griechisch seyn müsse. Rafaels Styl ist ein ganz anderer, und dennoch ein reiner, da das einzige, worin er dem der Griechen nachsteht, die Schönheit der nackten menschlichen Gestalt, ihm seltener nothwendig war. So dürfen wir auch von dem reinen Style spitzbogiger Kirchen-Baukunst sprechen, obzwar er nur an wenigen ihrer Denkmale ganz durchgeführt ist. Wenn man dagegen den Styl des Michel Angelo, des Rubens u. s. w. anführt, so ist dieß ein Mißbrauch des Worts, da beyden die folgerechte Anwendung der Grundformen des Schönen auf die Darstellung nicht eigen ist. Es fehlt uns an einem Ausdruck, welcher eine solche eigenthümliche Darstellungsweise, die ohne Styl, aber auch nicht Manier im schlimmen Sinne des Worts ist, hinreichend bezeichnete.

Lassen Sie mich an diese Betrachtung eine zweyte knüpfen, welche in der nächsten Beziehung mit ihr steht.

Wie sich die Naturnachbildung den Grundformen des Schönen fügt, so muß sich die Empfindung den Ideen fügen, welche dem Geiste des Künstlers entkeimen, oder in demselben fruchtbar werden. Der Künstler, um schön und wahr zu bilden, muß eben so **richtig**, d. h. den Ideen angemessen, empfinden, als er den Gesetzen des Styls angemessen die Natur nachbilden muß. Die besondere Form nun, unter welcher die Idee auf die Empfindung des Künstlers wirkt, und durch dieselbe seine Phantasie zur Erfindung eines Gebildes anregt, ist das, was man in der gewöhnlichen Sprache der Künstler das **Motiv** nennt. Ist die Idee eine wahre, d. h. dem Charakter, welchen sie betrifft, angemessen, so wird auch das Motiv ein wahres und allgemeingültiges, und nur durch die Eigenthümlichkeit der Empfindung und Phantasie jedes einzelnen Künstlers nüancirt werden.

Um deutlicher zu machen, was ich meyne, so erlauben Sie mir ein ganz specielles Beyspiel anzuführen. Bey der Kreuzabnahme haben die Maler stets den Johannes gegenwärtig gedacht. Dabey ist der allgemeine Gedanke: der Lieblingsjünger Christi. Diese Idee wirkt unter einer besondern Form auf die Empfindung, je nachdem sie edel, oder minder edel aufgefaßt wird, und die Phantasie gestaltet dem zu Folge ihr Bild. Der Jünger, welcher dem Herrn am liebsten war, mußte auch unter allen am tiefsten betrübt erscheinen, daher sieht man ihn bald auf dessen Haupt, bald auf dessen Füße gebeugt, bald im lauten Ausdruck des Schmerzes. Am edelsten aber haben ihn unstreitig diejenigen gedacht, die sich daran erinnerten, daß Christus vor seinem Hinscheiden ihm Maria zur Fürsorge anempfohlen, und ihn darstellten, wie er, selbst vom Schmerz fast überwältigt, doch die tiefbetrübte Mutter noch unterstützt.

Es wäre ein weitläufiges Unternehmen, nur die hauptsächlichsten Motive in jeder Kunst nachzuweisen, und zu zeigen, wie sie sich überall aus den Charakteren entwickeln und vom Einfachen ins Mannichfaltige vielgliederig ausbreiten. Geschichtlich betrachtet, sehen wir sie da, wo sie sich glücklich ausgebildet, durchgängig auf die höchsten Interessen und die reinsten Ansichten des menschlichen Lebens gegründet: in der antiken Architektur vereinigen sie die Forderungen der einfachsten Zweckmäßigkeit mit denen des Cultus und der prachtvollen Schönheit; in der Sculptur der Griechen haben sie sich mit einem Reichthum, und doch mit so großer Stetigkeit und Consequenz hervorgethan, daß die Monumente dieser Kunstepoche Muster für alle folgenden geworden sind. Auch in der ältesten christlichen Malerey liegt eine Reihe von Motiven angedeutet, welche nur zu ungleich ausgebildet oder mit zu großer Willkür vernachlässigt worden sind, als daß sie für die Kunst hätten bleibende Früchte bringen können.

Denn die richtige Auffassung der Motive aus einem stabilirten Ideenkreis, wie namentlich dem religiösen, wird legislativ, weil die einmal gefundene Wahrheit unumgänglich und unveränderlich bleibt. Es bildet sich demnach vom Ursprung dieses Ideenkreises her eine Tradition der künstlerischen Motive, die eben so typisch wird, wie die der Charaktere oder Ideale selbst, und welche die Kunst nicht verlassen darf, ohne Gefahr, sich allen Verirrungen blos zu geben.

Wie aber Empfindung und Phantasie des Künstlers die Hauptpunkte sind, in welchen sich das, was die Idee sowohl, als die äußere Natur gibt, concentrirt, und aus welchen hinwiederum die bildende Kraft ihre Gebilde hervortreibt; so vereinigt sich auch die Auffassung der Charaktere und Motive mit der Entwicklung des Styls in solcher Wechselwirkung, daß beyde nicht ohne einander bestehen können. Das Großartige und Würdige, das Anmuthige und Reizende, welches in einem Motive liegt, wird auch, dem Künstler selbst unbewußt, auf den Styl übergehen. So wird die Kunst, welche sich unmittelbar der Religion widmet, überall in Charakteren, Motiven und Styl, das Würdige und Erhabene suchen; die, welche der Geschichte dient, den Ernst und die einfache Verständlichkeit.

Sobald daher die Kunst sich von der Wahrheit der Motive und der Reinheit des Styls entfernt, verliert sie ihre Wesentlichkeit und ihren geistigen Werth für die Menschheit. Und aus einem gesunkenen Zustande kann sie sich nur dadurch wieder erheben, daß sie die ächten Motive wieder aufnimmt, und der Reinheit des Styls wieder huldigt. So hat sich in unsern Tagen die Plastik regenerirt, indem sie den reinen Styl der Antike sich aneignete. Hier wäre nun zu untersuchen, in wie

weit es ihr frey stehe, in Darstellung mythologischer Gegenstände antike Motive willkürlich zu ändern, oder mit modernen zu verbinden? Bey christlichen Darstellungen wird sie, noch mehr als die Malerey, an die durch Tradition sanctionirten Motive sich zu halten haben, und bey historischen bietet sich ihr die schwere Aufgabe dar, das Nationale, welcher Art es auch sey, mit den Bedingungen eines reinen Styls zu vereinigen. — Unsre deutsche Malerey hat, wie mir dünkt, bey ihrem lezten Umschwung am meisten durch Beachtung der Motive gewonnen, und der Ernst, die Würde und innere Wahrheit des Styls, die sie in den Werken einzelner Meister erreicht hat, sind wohl unmittelbare Folgen davon gewesen. Es galt hier, das Gezierte, Unnatürliche und Leere mit dem Einfachen, Natürlichen und Würdigen zu vertauschen, und dadurch der Darstellung jene innere Lebendigkeit zu ertheilen, durch welche sie am stärksten auf den Beschauer wirkt. — Ob der Architektur, welche immer wieder auf die einfachen Normen des antiken Styls zurückkehrt, bey der großen Verschiedenheit der jetzigen Motive von den alten, ebenfalls eine Erneuung bevorstehe, ist eine Frage, welche nur die Zeit beantworten kann.

Möchte Ihnen diese kurze Darlegung meiner Gedanken Veranlassung seyn, mir auch die Ihrigen über diese Gegenstände ferner mitzutheilen. Besonders scheint mir die Lehre von den Motiven so wichtig, daß sie verdiente, in einem ausführlichen Werke behandelt zu werden. Sie ist seit Winckelmann und Lessing ziemlich unberührt geblieben, ja in Bezug auf christliche Malerey und Plastik noch völlig unbearbeitet.

Schorn.

Lithographie.

Unter der Menge neuer lithographischer Produkte, womit die Märkte jezt von allen Seiten her überschwemmt werden, zeichnen sich mehrere, nicht sowohl durch hohen Kunstwerth, als durch eine überraschende Vollkommenheit der Technik aus.

Dieß ist besonders der Fall mit Pygmalion von Laugier (Preis 60 Fr. und vor der Schrift 120 Fr.) und Danae von Aubry le Comte (15 und 30 Fr.)

Es ist nicht zu läugnen, daß diese Blätter neben den Mezzotinto's von Earlon, Pether und andern Meistern der Schabkunst wenig oder nichts verlieren, aber auf der andern Seite mag man eben so wenig in Abrede stellen, daß die glänzenden Vorzüge der lebenden französischen Maler meist nur in dem bestehen, was durch Talent, Bildung und Fleiß erworben werden kann. Es ist die Virtuosität eines Bravoursängers, der sein Kunstvermögen geltend machen will. Der Vortrag ist hier alles, der Gedanke nichts. Eben darum sind Erscheinungen, wie die beyden vorliegenden Blätter, dem guten Geschmack eher nachtheilig als vortheilhaft, indem sie durch verführerischen Reiz den Sinn bestechen, und die Neigung von der Natur ab und zur Manier leiten.

Wir verkennen nicht den Werth technischer Vollendung; aber sie besteht selten neben dem tiefen Ernste, ohne welchen die Kunst nur Spiel ist, und bloßes Spiel muß sie werden bey dem vorherrschenden Streben nach Zierlichkeit, wie es bey den meisten englischen Kupferstechern und bey den französischen Lithographen gerade jezt als höchstes Ziel erscheint.

—ber.

Dresden, den 18. December 1824.

Der Maler Näcke, welcher sieben Jahre in Rom lebte, hat eine Anstellung bey hiesiger Akademie erhalten und ist unlängst in Dresden angekommen. Schon ehe Näcke nach Italien ging, hatte er sich durch seine Bilder zum Faust von Goethe einen Namen erworben, welcher mit Achtung genannt wird. Seitdem hat er fast ausschließlich seine Zeit auf künstlerische Studien verwendet, wozu allerdings Rom die trefflichste Gelegenheit bietet, und daher wenig eigenes producirt. Friedrich hat eine zahlreiche Folge von Ansichten der Insel Rügen in leicht colorirten Blättern, während Unwohlsern, die Folgen angestrengter Arbeit, keine größere Werke zu unternehmen erlaubte, gezeichnet, und es wäre diesen Zeichnungen ein Stecher und Verleger zu wünschen. Dahl hat eine Landschaft zu malen angefangen, welche an Größe des Formats wohl wenige ihres Gleichen hat und bey der großen Fertigkeit dieses Meisters, läßt sich etwas Treffliches erwarten.

Q.

Rom, den 27. November 1824.

Nächstens soll der berühmte Girolamo von Correggio, der von Gandolfi in Bologna gestochen wird und den Vallardi in Mailand ihm abgekauft hat, herauskommen. Der Subscriptionspreis war 80 Fr., das Doppelte avant la lettre. Man bemerkt nun ganz deutlich zwey Schulen in Italien, die des Morghen und des Longhi. Die leztere hat den Vorzug, daß sie die Zeichnung zu ihrem Hauptzweck macht, die Gegenstände eben deßwegen in ihrem Charakter mehr durchdringt und der geistige Ausdruck über die materielle Behandlung das Uebergewicht hat. Bey der Morghen'schen Schule ist die Ausführung die Hauptsache, und es hängt immer davon ab, ob die Zeichnung von andrer Hand gut oder schlecht ist. Ich finde besonders bey den römischen Kupferstechern zu viel Conventionelles in der Behandlung, unter welcher das Geistige sich verkörpert; alle, den einzigen Bettelini ausgenommen, haben für jeden Gegenstand dieselbe Ausführung, die ganz systematisch ist. Hingegen bey Longhi und seinen Schülern ahnen wir die Farbe, und da sie selbst zeichnen, was sie stechen, geben sie demselben auch einen tiefern Sinn, weil die Betrachtung des Originals während des Copirens ihnen ein deutlicheres Verständniß über die Eigenthümlichkeiten des Originals eröffnet.

D. M.

Nr. 2.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 6. Januar 1825.

Dem Andenken Johann Peter's von Langer,

Direktors der Akademie der bildenden Künste zu München, gest. den 6. August 1824.

(An Herrn v. C.)

München, am 10. Nov. 1824.

Mit schwerem Herzen erfülle ich Ihren Wunsch, werther Freund! Ihnen Nachrichten über das Leben und Wirken unsers verehrten Direktors Langer mitzutheilen. Doch will ich, in der Erwägung, daß die Beschäftigung mit dem schönen Bilde seiner Wirksamkeit die zu herbe Trauer in sanftere Wehmuth lösen kann, nicht länger mehr zögern. Denn der Blick in das Leben eines edlen und tüchtigen Mannes, der seine Laufbahn rühmlich beschlossen — schon so erquickend und fördernd an sich für Jeden — ist für seine Freunde die reifste Frucht ihrer gemeinschaftlichen Begeisterung für das Gute. Und gerade eine solche stillglühende, unerschöpfliche Begeisterung war der eigentliche Lebensgehalt des Verewigten. Er war darin vor so Vielen beglückt, daß die Bildung des Schönen der Beruf seines Daseyns war, und daß er sich diesem Berufe mit voller Seele und in der einwirksamsten Stellung hingeben konnte.

Johann Peter Langer war geboren zu Callum im Jahre 1756. Schon in der zartesten Jugend ward sein Auge durch die Bilder der Natur angezogen, und der Nachbildungstrieb mächtig in ihm rege geworden. Er verlebte — auch hierin begünstigt von Oben — jene Zeit, die so unauslöschlich einwirkt auf den sich entwickelnden Geist, auf dem Lande; so daß die große, herrliche Natur schon frühe seine vertraute Freundin geworden, die sie bis an sein Lebensende geblieben ist. Das Schöpfen aus der Natur, das Zurückführen auf die Natur, war recht eigentlich die Grundlage seiner ganzen Bildung und Wirksamkeit. Und gewiß war jener jugendliche und innige Verkehr mit der Natur die reichhaltigste Quelle seiner durch das ganze Leben ihn begleitenden Empfänglichkeit für das Schöne. Langer begann seine Studien unter Direktor Krahe auf der Akademie zu Düsseldorf. Die herrlichen Vorbilder in jener berühmten Gallerie, die der Stolz dieser Stadt gewesen; der rege Geistesverkehr unter bedeutenden Männern, die jene Gegend bewohnten; jene, durch äußere Ereignisse und eine allgemeine innere Gährung in den Begriffen so bewegte, merkwürdige Zeit — mußten nothwendig recht tief einwirken auf den so ausgezeichnet begabten, und der Erforschung des Schönen so unbefangen nachstrebenden Künstler. Er ragte bald aus seinen Umgebungen hervor, und unternahm, um seinem Fürsten von der Frucht seines Strebens Rechenschaft zu geben, im Jahre 1784 eine Reise nach München. Dem Verdienste ward der gebührende Lohn. Noch in dem nämlichen Jahre ward Langer zum Professor, und fünf Jahre später zum Direktor der Düsseldorfer Akademie ernannt. Dieser Würde ward späterhin auch jene des Direktoriums der Gallerie zugesellt. So verflossen dem Verewigten zwanzig Jahre einer schönen, heitern Thätigkeit an den Ufern des majestätischen Rheines, glücklich in seinem Innern auch jetzt schon durch gesegnete Familienbande, begünstigt durch den Verkehr mit bedeutenden, geistvollen Menschen, genießend einer innigen geisterweckenden und geistnährenden Freundschaft der Edelsten. Aus den Werken, welche diese Lebensperiode unsres Freundes bezeichnen, leuchtet so ganz vorzüglich seine unvergleichliche Gabe hervor, den Geist der Individualität in malerische Wirkung zu setzen, ohne sich von der einfachsten Wahrheit im geringsten zu entfernen. Ganz besonders glücklich und groß ist er gewesen in der Darstellung des Ausdrucks edler Grazie und sanfter Hoheit weiblicher Naturen. So hat er in einer Reihe herrlicher Bildnisse sich nicht nur den größten seiner Zeitgenossen in diesem Fache auf das rühmlichste zugesellet, sondern zugleich, vorzüglich in dem Colorite, sich an das Beste angeschlossen, was die niederländische Schule in ihren guten Zeiten hervorgebracht. Denn, indem er sich ablehnend verhalten gegen jede einseitige Manier; indem er nach der Quelle selbst vorgedrungen; indem er sich über die eigentlichste Bedeutung malerischer Wirkung die höchste Klarheit verschafft, fiel ihm, bey seinen eminenten Fähigkeiten, das Loos eines klassischen Werthes seiner Bildnisse wie von selbst in den Schooß. Langer's historische Arbeiten aus

dieser Zeit sind, so weit ich sie aus eigener Anschauung beurtheilen kann, gleich vortrefflich an Gehalt, so wie durch die Ausführung. Er verstand jene Momente des Ausdrucks auf das Lebendigste zu charakterisiren, in welchen sich der Mensch mit voller Seele einem bestimmten Affekte hingibt, und wußte durch Contraste den Hauptgedanken höchst sinnreich hervorzuheben. Seine Figuren handeln als wenn sie von Niemand beobachtet würden, sie sind mit ganzem Geiste bey ihren Zwecken, worin etwas gar Herzerfreuendes für den Betrachter des Bildes liegt. In der Ausführung aber ist er gleich trefflich in der Zeichnung, so wie im Colorite. Wenige haben die menschliche Figur in allen ihren Formen, Bewegungen und Lebensäußerungen so gründlich durchstudirt und mit so viel Sicherheit nachgebildet. Diesen Nachbildungen wußte Langer meist eine unaussprechliche Grazie einzuhauchen, und sie mit dem lebendigsten Ausdrucke zu begaben. Als Colorist ist er aber vollends eminent, und seine Werke versetzen uns in dieser Beziehung in jene Blüthezeit der niederländischen Schule.

Schon in den achtziger Jahren hatte Langer eine Reise durch Holland und die Niederlande unternommen, und seine Ansichten in bedeutenden Sammlungen und an öffentlichen Werken vielfach bereichert. Noch einflußreicher jedoch war für ihn und die Kunst seine im Jahre 1798 vollzogene Reise nach Paris. Hier konnte er sich nun dem langersehnten Genusse der Werke Rafaels, Correggio's und anderer großen Italiener hingeben. Es ist unglaublich, wie sehr er sich das Wesen des ersten eigen gemacht. Rafael war ihm von nun an das Ideal der Vollkommenheit, und gerade, weil er ihn dort, in der Umgebung des Herrlichsten aus dem Alterthume erkannt und ergründet, waren ihm die großen, unerreichbaren Verdienste dieses Malers der Seele und des Lebens so klar geworden, daß ihm über das eigentliche Ziel der Kunst kein Zweifel mehr in der Brust blieb. Freylich war gerade unser Freund — weil er den hellen Blick in die Natur, die ungetrübte Empfänglichkeit für die Wahrheit und das Leben in sich bewahrte — ganz vorzugsweise berufen, den Geist Rafaels in dieser Reinheit, und mit dieser Bestimmtheit in sich aufzunehmen. Die Reiseberichte des Sohnes aus Italien ergänzten und bekräftigten vollends die Ansichten des Vaters über das Wesen, die Zwecke und Mittel der Kunst.

War nun diese Aneignung des Vollkommensten für Langer als Künstler ein großes Glück, so war sie ein noch größeres für ihn als Lehrer. Denn seine Begeisterung für den Weg, den Rafael eingeschlagen, und durch seine Werke als den richtigsten nachgewiesen, erzeugte in ihm ein rastloses Verlangen, auch recht viele Schüler auf diesen Weg einzuführen. Wie angemessen für ihn und wie erfreulich für die Kunst war daher der Ruf, den er im Jahre 1806 nach München erhielt, um daselbst ein Institut zu gründen und zu leiten, welches den Schlußstein der National-Erziehung für Baiern bilden sollte. Mit diesem Rufe beginnt die zweyte Lebensperiode unsers verewigten Freundes, in der er sich mit so starkem Rechte jenen Lorbeer errungen, den wir jüngsthin, mit unsern Thränen bethaut, auf sein Grab gesenkt.

Beynahe zwanzig Jahre lang dauerte Langers Wirken als Vorstand einer mit der tiefsten Einsicht in das Wesen der Erziehung organisirten, mit königlicher Großmuth ausgestatteten, mit Ernst, Nachdruck und Würde durchgeführten Kunstschule. Und wahrlich, wenn wir den Charakter dieser lezten Decennien schärfer ins Auge fassen, so war in diesem Institute gerade einem der wichtigsten Bedürfnisse fürgesorgt. Die allgemeine Gährung in den Begriffen und Ideen, eine flatterhafte Beweglichkeit von System zu System, der Kampf von Partheyungen, hatte auch das Gebiet des Kunstgeschmackes ergriffen. Jene Gesetze der Kritik und des Urtheils über das Schöne, die der große Winckelmann in einem Lehrgebäude, das selbst ein Kunstwerk ist, aufgestellt, waren durch fortgesezte Prüfung und neue Entdeckungen in ihrer Haltbarkeit erschüttert worden. In Frankreich bildete sich während der Revolutions-Stürme ein eigenthümlicher Geschmack der historischen Malerey; in Deutschland erblühte die Schule der Romantiker, die sich später auf eine Ueberschätzung des Alterthümlichen hingeneigt; Italien ward von dem Ruhme Canova's erfüllt. Nebenher wirkten in allen Ländern noch viele einzelne Bildner auf dem Wege fort, auf welchen sie durch die Praktiker aus der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren eingeführt worden. Und so war denn dem strebenden Jüngling, der sich zum tüchtigen Künstler bilden wollte, das Ergreifen eines haltbaren Planes seiner Ausbildung sehr waglich und sehr schwierig. Dreyfach willkommen mußte daher ein Institut seyn, in welchem die wahren Grundsätze künstlerischer Erziehung in ihrer Reinheit und erprobten Beständigkeit bewahrt, und in lebendiger Widerlegung aller Irrwege täglich in Anwendung gebracht wurden. Groß und schön und wichtig war also der Beruf unsers Freundes. Welche Eigenschaften wurden aber nicht vorausgesezt, um einen solchen Beruf in einer so angeregten Zeit durchzuführen! Klar und unerschütterlich mußte das Wahre in dem Geiste des Berufenen feststehen, seine Hand mußte tüchtig und sicher seyn, die Lehre im Werke abzuspiegeln, sein Blick in die Seele der sterbenden Jünglinge mußte tiefeindringend, seine Liebe zu ihnen unerschöpflich seyn.

Die Berichte, mein werther Freund! welche über unsere Kunstausstellungen in öffentlichen Schriften erstattet wurden, enthalten die Zeugnisse über das Wirken der Schule, welche Langer zu leiten berufen war, und deren

Ruhm das In- und das Ausland erfüllt hat. Auch jenes großen, herrlichen Bildes für die hiesige Schulkirche — eine langersehnte würdige Aufgabe für den innig fühlenden Künstler — ist irgendwo ausführlicher gedacht worden. Ich beschränke mich also darauf, Ihnen meine Ansicht über das, worin mir der Verstorbene vorzüglich groß und bewundernswürdig erscheint, in Kürze mitzutheilen. Gerade hierin aber ist sein Werth als Mensch und als Künstler auf das innigste verbunden.

Religiosität, eine einfache Großheit des Charakters und der Denkungsart, eine unerschöpfliche Liebe — waren die Grundzüge seines Wesens. Wenn die erste dieser Eigenschaften jene unzerstörbare Heiterkeit, jenen unendlichen Frieden über sein Gemüth verbreitete, die ihn als Mensch beglückten, so gab sie ihm als Künstler eine Richtung auf das Heilige, als das höchste Ziel des Bildens, als Quelle des Segens zugleich und der Begeisterung. Er erkannte die erhabene Bestimmung der Kunst für die Verherrlichung der Kirche und des Staates, für die Versinnlichung großer Ideen, die das Heiligthum der Menschheit sind — und war rastlos bemüht, durch Lehre und Beyspiel seine Schüler dieser Bestimmung zuzuführen, ein heiliges Feuer zu entzünden in den strebenden Seelen. Zwey Eigenschaften des Geistes kamen ihm auf das herrlichste in seinem Berufe zu statten: für's Erste die Klarheit und Bestimmtheit seiner Ansichten über die Mittel zur Kunst, und dann seine unerschöpfliche Liebe zu den Schülern. Die Evidenz seiner Ansichten war fest begründet in seiner unvergleichbaren Empfänglichkeit für den Strahl des Göttlichen — und hieraus für das Schöne in dem Leben und der Natur. Aus dieser Evidenz hinwiederum ging hervor die Unbefangenheit seines Urtheiles, und die Entschiedenheit seiner Methode: sich des Wahren als des Maßstabes für das Schöne zu bedienen. Bey der Großartigkeit seines Charakters — so daß er sich durch Nichts imponiren ließ, was nicht probehaltig war — kam er auf diesem Wege in den Besitz jener Maximen über die Erziehung zur Kunst, die er mit unbesiegbarer Kraft des Willens und der Liebe seinen Schülern gegenüber ins Werk zu setzen bemüht war. Die Summe dieser Maximen lag in einer steten Hinweisung auf die Natur und das Leben, als die ursprüngliche Quelle des Schönen — auf Kunstwerke aber, nur in so fern als sie zu erkennen gaben, in wie weit, in welchem Geiste und Sinne, durch welche Mittel und mit welchem Erfolg die größten Künstler aller Zeiten zu dieser Quelle vorgedrungen. Sein Lehrsystem entsprang mit Nothwendigkeit aus seinen Zwecken. Identität des Zeichens mit dem Bezeichneten, der Idee mit der Darstellung, des Gedankens mit dem Stoffe war ihm der zu erstrebende Punkt der Vollkommenheit. Er mußte daher die höchstmögliche Meisterschaft und Fertigkeit in allen technischen Theilen des Bildens als nothwendige Vorbedingung künstlerischen Producirens in Anspruch nehmen. Gerade in der Geltendmachung dieser Anforderung fand er aber Schwierigkeiten die nur eine Liebe zum Lehramte wie die seinige, zu bewältigen im Stande war. Auch die bittersten Erfahrungen entmuthigten ihn nicht; er hielt treu und siegreich auf dem Satze: daß nur eine strenge Einhaltung des Stufenganges der Entwicklung, ein hoher Grad der Entäußerung des Eigendünkels, eine durchgeführte Ueberwindung der technischen Schwierigkeiten, der Weg zur wahren Meisterschaft, Freyheit und Selbstständigkeit in der Kunst sey. Daß seine Ueberzeugung die richtige sey, haben nicht nur jene seiner Schüler bewiesen, welche treu und dankbar an ihm festhaltend, sich zu tüchtigen Künstlern ausgebildet; sondern seine Ansichten erhielten auch von Außen her eine gar herrliche Bestätigung. Diese Bestätigung lag nämlich in jenen Werken des Phidias am Parthenone, deren genaueres Studium Epoche in der Kunstwelt macht. Langer hatte sich immer in so ferne als einen Gegner Winckelmanns erklärt, als dieser große Kritiker gewisse Werke des Alterthums als die vollkommensten gepriesen, welche — nicht frey von Manier — mehr durch symbolische Bedeutung und historische Beziehungen wichtig und belehrend an sich, als nachahmungswürdig für den Künstler sind. Durch die Verbreitung von Abgüssen jener Werke war nun Gelegenheit gegeben, nachzuweisen, daß gerade die Kunstprodukte, welche das Alterthum selbst als die vollkommensten bewundert, ihr höchstes Verdienst durch Naturwahrheit — durch die strengste Nachbildung und hiedurch errungene Freymachung des Lebens behaupteten. Langer war nun im Stande, seine Lehre durch die berühmtesten Antiken auf das überzeugendste zu erklären, die Lehre nämlich: daß das Ziel der Kunst jener Punkt der produktiven Thätigkeit sey, auf welchem die künstlerische Freyheit mit einer gewissen Nothwendigkeit des Nachbildens identisch wird; und daß die sichere Beherrschung des Stoffes der einzige Weg zur freyen Entwicklung der Idee an demselben sey.

Dieses feste System der Ansichten des Lehrers, gebaut auf die einfachsten Gesetze des Schönen, mußte für den Unterricht von den gedeihlichsten Folgen seyn. Denn die Gewalt der Sache, die Ueberzeugung aus der Anschauung, stand dem Vortrage stets zur Seite. Hiezu kam endlich jene unerschöpfliche Liebe, die der Verewigte, zum wahren Segen seines Lehramtes, stets zu seinen Schülern im Herzen trug. Auch die strengsten Prüfungen waren nicht im Stande dieser Liebe einen Grad ihrer Wärme zu rauben. Sich dem jungen Talente in seinem Aufstreben hülfreich zu beweisen, war der höchste Lebensgenuß unseres verewigten Freundes. Hierin war er wahrhaft groß, und gewiß auch sehr glücklich, denn je uneigennütziger sein Wirken war, je größern Lohn trug es in sich.

da das Bewußtseyn, sich edeln Zwecken mit Liebe hinzugeben, über alle Güter erhaben ist. Vieles trug dazu bey, unserm Freunde dieses Glück in der Uebung des Berufes zu vervielfachen. Vor Allem die Großmuth des Königs, der die Attribute der Akademie so huldreich ausstattete und die Früchte der Anstalt mit seiner Gnade verherrlichte. Das Zusammenwirken ferner von trefflichen, ernsten und erfahrnen Männern, die sich mit ihrem Vorstande in das Lehramt theilten. Wie lohnend und erhebend war es nun vollends für Langer, unter diesen Männern seinen Sohn zu finden, der so ganz in seinem Geiste wirkend, durch eigne Werke höchst ausgezeichnet, der Stolz und die Freude des Vaters war. Treffliche Schüler aus allen Fächern, die Anerkennung des In- und Auslandes, der anwachsende Ruhm der Anstalt verherrlichten die lezten Lebensjahre des Veteranen. Noch ein hoher, langersehnter Genuß ward ihm zwey Jahre vor seinem Hinscheiden zu Theil. Er unternahm mit jenen, die ihn am meisten liebten, im Herbste 1822 eine Reise in das obere Italien. Mit wahrhaft noch jugendlichem Feuer, mit jener Regsamkeit, Empfänglichkeit und Begeisterung, die nie in ihm alterte, nahm er die herrlichen Kunstschätze des vielgepriesenen Landes auf in seinen rüstigen, selbst zum Produciren noch so kräftigen Geist. Er fühlte sich gefördert und aufgeheitert nach dieser Reise; sein Eifer zu wirken und zu schaffen wuchs auch jezt noch, da seine physischen Kräfte bereits sichtbar zu versiegen begannen. Ein herzzerreißender Anblick war er von nun an für die Umgebenden. Denn die Kräfte der Seele blühten und trugen Früchte, während die Wurzel des physischen Lebens verdorrte. Er war thätig bis kurz vor seinem Lebensende, und noch immer mit ganzer Seele bey seinem Berufe. Eine Reihe von Zeichnungen und Skizzen aus diesen lezten Tagen beweisen, wie kräftig noch der Geist in der welkenden Hülle blieb. Doch wie in Ahnung der nahenden Auflösung wurde der Sinn dieser Entwürfe immer verklärter, immer enger sich anschließend an das Kreutz und den Erlöser.

(Der Beschluß folgt.)

Carlsruhe, den 16. November 1824.

Im Mai des nächstfolgenden Jahres wird der badische Kunst- und Industrie-Verein, dessen Protektorat S. H. der Großherzog zu übernehmen geruht hat, abermals eine Ausstellung in Carlsruhe besorgen. Fremde Industrie-Produkte sind ausgeschlossen, aber nicht die Werke auswärtiger bildender Künstler. Die Einrichtung, einen Theil der ausgestellten Gegenstände mittelst einer Verloosung zu veräußern, hat schon das Erstemal guten Erfolg gehabt, und wird dießmal gewiß noch größere Theilnahme finden. Die Kosten der Einsendungen trägt die Vereins-Casse, und geschehen die leztern an das Handelshaus von Salvini dahier.

Eine bey Gelegenheit des vorigen Salons erschienene Kritik, welche in der That eben so unbescheiden und anmaßend als für Einzelne beleidigend war, soll einige Künstler von der ferneren Theilnahme an der hiesigen Ausstellung abgeschreckt haben. Wir können aber versichern, daß jene Ineptiae criticae nur allgemeine Indignation erregten, und ein ähnlicher Versuch künftig wohl abgewehrt werden wird.

Die Berichte des badischen Kunst- und Industrie-Vereins, wovon die erste Nummer erschienen, enthalten erfreuliche Nachrichten über die schönen Bestrebungen heimischer Künstler und Künstlerinnen, und verdienen auch im Auslande bekannt zu werden.

—ber.

Höchst merkwürdiger Fund in Grönland.

So eben erhalte ich aus Kopenhagen eine überaus wichtige Nachricht, die ich der deutschen Lesewelt, welche alterthümlichen Fortschritten geneigt ist, sogleich mittheile. Es ist nämlich ein Runenstein in Grönland gefunden und nach Dänemark gebracht worden, ein sicherer Beweis, daß Isländer oder Norweger schon in der frühsten Zeit dort waren. Die Abbildung, welche ich zugleich erhielt und die in dem zweyten Hefte des vierten Bandes der Ant. Annaler erscheinen wird, läßt keinen Zweifel an der Aechtheit aufsteigen und Sprache und Inhalt, welche in dem genannten Hefte der berühmte Professor Rask, der die nicht leichte Inschrift glücklich entzifferte, entwickeln wird, werden jeden Zweifel verbannen. Ein solcher Fund läßt hoffen, daß er nicht der einzige seyn wird, und wir können wohl so noch manchen erfreulichen Entdeckungen entgegen sehen, wozu der unermüdliche Eifer der dänischen Gelehrten die größten Hoffnungen erweckt.

By.

Athen.

Der Moniteur v. 24. Oct. berichtet, daß der franz. Vicekonsul in Athen, Hr. Casimir Dejean, das Monument des Lysikrates vor Zerstörung gerettet hat. Durch den Brand des Kapuzinerklosters, an welches dasselbe angelehnt war, war der aus einem Stück bestehende Architrav zersprungen und die erschütterten Säulen vermochten ihn nicht mehr zu tragen, so daß die Kuppel herabzustürzen drohte. Hr. Dejean ließ auf seine Kosten und unter seiner Aufsicht eine neue Säule und Marmorstücke einsetzen und durch tüchtiges Mauerwerk das Gebäude neu befestigen.

Nr. 3.

Kunst-Blatt.

Montag, den 10. Januar 1825.

Dem Andenken Johann Peter's von Langer,

Direktors der Akademie der bildenden Künste zu München, gest. den 6. August 1824.

(Beschluß.)

Am Johannisabende dieses Jahres ward unserm Freunde noch einmal der Genuß der Huldigung seiner Schüler zu seinem Namensfeste, es war die lezte, die sie dem Lebenden brachten. Am 6ten Julius bestellte er sein Haus, und empfing die söhnenden und stärkenden Heilmittel der Kirche. So gekräftigt fühlte er sich an diesem Tage — es waren herrliche Sommerstunden — daß er ihn in seinem Gärtchen verleben konnte, aufkostend — ach! zum Leztenmale — die belebenden Strahlen der Sonne, und die herrlichen Farben der Blumen. Aus Licht und Farben hatte er ja so oft schöne Bilder gewoben, dem Herrn zur Ehre; dafür erwiesen sie ihm diesen lezten Liebesdienst. Nun folgten noch vier bange Wochen des Leidens und Ringens der Hülle mit dem Geiste — auf daß er ganz geläutert würde wie Gold zur Aufnahme ins bessere Leben. Wenige Stunden vor seinem Tode genoß er, aus Fülle der Gnaden, des vollesten Bewußtseyns seines Zustandes. Alles was er empfand in dieser feyerlichsten Stunde seines Lebens, faßte er zusammen in die unbedingteste Ergebung in den Willen des Herrn, er gedachte noch einmal herzlichst seiner Freunde — und sprach an der Schwelle des Grabes mit Gott von den Seinigen. Er empfahl sie mit all der Heiterkeit, die das Gefühl der Erhörung gibt dem — dem er sich nun selbst auf ewig zurückgab, und entschlief.

Er ward mit aller Würde bestattet. Als die geweihten Glocken zu Grabe riefen, drängten sich die Jünglinge, welchen seine Liebe ein erwärmendes Licht auf ihrer Bahn gewesen, an seinen Sarg. Als dieser eingesenkt worden in die kühle Erde, und die Trauermusik ertönte, ward seine Büste mit dem wohlerworbenen Lorbeer geschmückt. Viele strebende Herzen waren in dieser heiligen Stunde von dem Gedanken an den Ernst und die Würde des Lebens erschüttert, und der Engel des Friedes schwebte, alle sanft berührend, durch die Versammlung der Weinenden und Betenden hin. Sanft ruhe seine Asche!

Langer hatte das 68ste Lebensjahr beschritten, als er einging in die bessere Welt. Doch ließ der frische, kräftige Lebensgeist, der ihn bewegte, ein so vorgerücktes Alter aus seiner Gestalt nicht vermuthen. Sein Bild ist, uns allen zum Troste, durch einen seiner trefflichsten Schüler in einer Büste bewahrt worden. Seine Züge athmeten den Geist seines Wesens. Die hohe gewölbte Stirne, der Schwung der Linien über dem Auge, verrieth den Denker und Forscher, und gab seinem Ausdruck Würde. Ueber seinem Munde schwebte stets eine sanfte Freundschaft, und sein Blick war immer voll Theilnahme und Bedeutung. Ein edler Anstand begleitete jede seiner Bewegungen. Er war einnehmend, liebenswürdig, von den feinsten Sitten, ohne sich jemals einer gewissen einfachen Großheit in seinem Benehmen zu entäußern. In Ansehung der Denkungsart war Langer ein ehrenfester, deutscher Mann von tüchtigem Charakter und dem höchsten Adel des Gemüthes. Er genoß durch sein ganzes Leben jenes auf Glaube und Tugend begründeten Friedens der Seele, welcher die Quelle des reinsten Glückes ist. In dem Cirkel seiner Freunde war er die Quelle der reichhaltigsten Fröhlichkeit. Denn er hatte eine große Kindlichkeit des Gemüthes und zarte Empfänglichkeit für jede unschuldige Lebensfreude in sich bewahrt. Sein Gespräch lenkte immer zum Bedeutenden ein, und war durch treffende Bemerkungen und Mittheilungen aus dem Schatze seiner Erfahrung gewürzt. Es war ein hoher Genuß über Kunst mit ihm zu verkehren. Denn seine Ansichten waren klar und fest begründet, seine Mittheilung lebendig, sein Urtheil treffend und bindend. Haltung und Würde war dem Umgange mit diesem bedeutenden Manne schon dadurch gesichert, daß er sich gegen alles Mittelmäßige im strengsten Sinne ablehnend verhielt. Arbeit war die Nahrung seines Geistes und die Würze seines Lebens. Er opferte die späteren Jahre fast durchaus dem Lehramte, und widmete nur die Ne-

benstunden den eigenen Productionen. Falsche Ruhmsucht war ferne von ihm — tüchtige Schüler zu bilden das Ziel, das ihn begeisterte. Mit diesen und einigen geprüften Freunden zu leben, war sein höchster Genuß. Auch die Abende waren von ihm der Kunst geweiht. Sie verflossen im traulichen Cirkel bey der Beschauung von Kupferstichen nach klassischen Werken, und im lebendigen Austausch der hiedurch angeregten Ideen. Hier war es eine wahre Lust ihm zuzuhören, besonders wegen seiner unvergleichlichen Gabe, die entscheidenden Motive in ihr wahres Licht zu stellen. Denn vertraut mit dem Besten, und selbst Veteran im Produciren, wußte er jede Erscheinung auf dem Kunstgebiete auf das treffendste zu charakterisiren. Und weil ihm Wahrheit und Leben der Maaßstab des Schönen — die Beziehung auf die Kunstgeschichte aber die stete Begleiterin seines Urtheils war — so lag in seinen Kunstgesprächen ein unerschöpflicher Anlaß zu Betrachtungen über die Entwicklung des Schönen. In der spätern Zeit verlebte er jährlich — und das waren ihm die glücklichsten Erholungsstunden — einige Sommerwochen in einer dem Gebirge nahe liegenden Landschaft, an dem Ufer eines unserer Seen. Hier machte er alle, die ihn begleiteten, dreyfach theilhaftig des Segens der Naturschönheiten; denn durch seine Gabe sie aufzufassen, erschien sie dem durch ihn Eingeweihten erst in ihrer wahren Herrlichkeit.

So war denn sein ganzes Leben dem Schönen geweiht — und als Lehrer, als Künstler, als Mensch, wies er stets auf die Urquelle aller Schönheit hin. Daß ihm nun zu Theil geworden sey die Anschauung dieser Urquelle in Gott — dieser Gedanke allein ist es, der uns trösten kann bis zum einstigen Wiedersehen — über den schmerzlichen Verlust.

Sanft ruhe seine Asche! Leben Sie wohl.

Ihr

M. F.

Kupferwerke.

Baden und seine Umgebungen, in malerischen Ansichten von Professor Frommel, mit einer historisch-topographischen Beschreibung von Hofrath Schreiber. Gr. Fol. 1r und 2r Heft. Subscriptionspreis 5 fl. 30 kr. der Heft, auf chinesischem Papier 11 fl.

In Frankreich, in der Schweiz, besonders aber in England waren die Künstler von jeher und sind noch immer bemüht, die malerisch schönen oder historisch interessanten Gegenden ihres Vaterlandes in Prachtwerken darzustellen. Deutschland, obgleich nicht arm an großen und anmuthigen Scenereyen, an die sich oft bedeutsame historische Erinnerungen knüpfen, hat in dieser Art wenig aufzuweisen, was in artistischer Hinsicht als preißwürdig angesehen werden könnte, und das bey weitem vorzüglichste darunter, die Ansichten aus Italien von Reinhart, Dies und Mechau, gehört uns blos durch die Künstler an, aber nicht durch den Gegenstand. Sollen dergleichen Produkte einen höheren und bleibenden Werth haben, so muß nicht blos die Zeichnung, sondern auch der Stich von einem tüchtigen Landschafter herrühren, der mit großer technischer Fertigkeit Geist und eigenthümlichen Styl vereinigt. Diese Eigenschaften finden sich in seltenem Grade bey Hrn. Frommel, dem wir bereits die trefflichen Ansichten von Ariccia und Tauromínium, nebst andern schönen Blättern verdanken. Baden, mit seinen vielbesuchten Thermen, mit seinen herrlichen Waldpartieen, romantischen Thälern, freundlichen Hügeln, frischen Quellen und grauen Felsen, mit seiner zerstörten Fürstenburg und der nahen einsiedlerischen Abtey, mußte den Künstler um so mehr anregen, da hier, in Mitten einer mannichfach schönen Natur, so viele Bilder der Vergangenheit hervortreten. Hier, in der alten Aurelia, wo einst Caracalla verweilte und die Bäder erbauen ließ, stehen noch die Opferaltäre und Grabhügel römischer Cohorten; hier war die Wiege eines edlen Fürstenhauses; hier sangen, im 16ten Jahrhundert, liebliche Dichter die Schönheit der Natur und die wohlthätige Macht der Heilquellen. Aber auch die nähern und entferntern Umgebungen Badens zeigen eine Reihe der herrlichsten, landschaftlichen Partieen, welche der Künstler zum Theil mit in seinen Plan aufgenommen. Jeder Heft enthält vier kleinere und zwey größere Blätter. Aus dem ersten Hefte bemerken wir vorzüglich die Ansicht von Baden, mit der Aussicht in das schöne Thal, den Dagobertsthurm und den Kirchhof, der so lebhaft an Gray's rührende Elegie auf einem Dorfkirchhofe erinnert. Aus dem zweyten: die alten Burgen zu Baden und Eberstein und den Altar des Merkur auf dem Hohenstaufen. Hr. Frommel hat nicht nur Gegenstände und Standpunkte glücklich gewählt, sondern auch Alles mit dem treuen, kindlichen Sinne und der Liebe aufgefaßt, ohne welche die Darstellung nie Geist und Leben erhalten kann. Als Stecher hat er sich eine eigene Manier gebildet, die, bey aller Zierlichkeit, doch der Einfalt der Natur nichts vergibt, und mit Zartheit und Anmuth Kraft und Harmonie vereinigt. Der glückliche Gedanke einiger neuern Künstler, durch das Aetzwasser auch die Arbeit der Schneidnadel und des Grabstichels zu befördern, wird auch von Hrn. Fr. mit schönem Erfolg angewendet, und es entstehen dadurch Töne von bezaubernder Wirkung, die auf andre Weise nicht zu erreichen sind.

Die typographische Ausstattung des Werks ist der chalkographischen vollkommen angemessen, und betrachtet man den Werth desselben im Einzelnen, wie im Ganzen, so kann man es den gelungensten Werken der Ausländer in dieser Art keck entgegenstellen, nur daß der Preis viel geringer ist.

Der Künstler ist gegenwärtig mit dem dritten Hefte beschäftigt, welcher, unter andern, das Kloster Lichtenthal, den Wasserfall bey Geroldsaue, das Denkmal Türennes bey Sasbach und die Burg Windeck enthalten wird. Mit diesem dritten Hefte soll das Ganze vorläufig geschlossen werden.

—ber.

Florenz.

Der k. k. Gallerie zu Florenz ist ein bedeutender Zuwachs von Kunstwerken der ausgezeichnetesten Meister der toskanischen Schule aus dem 14ten und 15ten Jahrhundert zu Theil geworden. Unter diesen neu hinzugekommenen Stücken finden sich verschiedene Basreliefs von Benedetto da Rovezzano und einigen seiner Schüler, von Andrea di Verrochio, Luca della Robbia und Donatello, sodann einige Brustbilder von Männern von ausgezeichnetem Range oder besondern Verdiensten. Unter diesen bemerkt man die Büste des Pietro von Medicis, von der Hand des Mino von Fiesole, ganz besonders aber eine Büste Machiavells: auch bewundert man einige, zwar unvollendete Arbeiten Michel Angelo's. Ferner verdienen erwähnt zu werden die von Hrn. Fabre von Montpellier, einem selbst auch sehr ausgezeichneten Künstler, der Gallerie geschenkten Bildnisse des Dichters Alfieri und der Gräfin von Albany. Beyde hat man der Sammlung von Gemälden aus der französischen Schule einverleibt. Auf der Rückseite jedes dieser zwey Bildnisse steht ein Sonnett Alfieris zu lesen, von seiner eigenen Hand geschrieben. Vielfältig wird von den hiesigen Liebhabern der schönen Künste ein neues Gemälde von Giulio Romano besprochen, das man verloren geglaubt hatte, und welches von seinem Besitzer, dem Künstler Domenico Nicoli, kürzlich restaurirt worden ist. Die Holzplatte, worauf sich das Gemälde befindet, war, weil niemand darauf achtete, eine geraume Zeit den Sonnenstrahlen ausgesezt gewesen und hatte sich krumm gezogen. Die Geschicklichkeit des gedachten Künstlers hat dasselbe wieder in seine ursprüngliche Form herzustellen gewußt, und alle Kenner ergötzen sich jezt an der Schönheit desselben. Dieß Gemälde, das ungefähr zwey und ein Drittel Bracci *) breit und ein und ein Sechstel Bracci hoch ist, stellt die Psyche vor, wie ihr, zur Beschämung der Venus, deren Tempel verlassen und beynahe zerstört dasteht, göttliche Ehre erwiesen wird. Psyche, von ihren zwey Schwestern begleitet, nimmt die Mitte ein. Um sie her legen eine Menge Jünglinge und Jungfrauen ihre Freude und ihre Bewunderung zu Tage und bringen ihr Gaben und Huldigungen dar. Die sämmtlichen Secondär-Figuren bilden, vermöge ihres Lebens sowohl als ihrer Anordnung bewunderungswürdige Gruppen. Venus, die halb verhüllt von einer Wolke dieses für ihren beleidigten Stolz so schmerzliche Schauspiel betrachtet, mahnt unterdessen den Amor zur Rache auf. Sie befiehlt ihm, zu bewirken, daß ihre Nebenbuhlerin gegen den häßlichsten unter allen Umstehenden von Liebe entbrenne. Amor, dem Befehle gehorsam, schickt sich an seine Mutter zu rächen. Schon steht er im Begriffe, einen Pfeil abzuschießen, als er selbst von den Reizen jener neuen Schönheit ergriffen und also bezaubert wird, daß sie ihn unter ihre Uebergewalt gefangen nimmt. Composition und Ausführung des Stückes sind so erstaunenswürdig, daß es nach dem einstimmigen Befinden der Ritter Benvenuti und Wikar, der Professoren Sabatelli und Nenci, so wie auch der Grafen Cicognara und Pucci, für Giulio Romano's Meisterwerk gelten kann.

Aegyptisches Museum in Turin.

Zur Abreise nach Turin in Bereitschaft, stand zu Genua noch um die Mitte Octobers, auf dem Platze des Fürsten Doria, auf einem mit Eisen stark beschlagenen Wagen eine kolossale Statue zur öffentlichen Schau gestellt, die fortwährend eine Menge Neugieriger um sich her versammelt hielt, und nicht sowohl durch ihre Beschaffenheit und Größe, als vermöge ihres ehrwürdigen Aussehens, hohen Alterthumes und fremden Costümes vielfältig zur Bewunderung hinriß. Die Frage: Chi è costui, che in sì gran pietra sciolto Siedo gigante? ist dahin zu beantworten, daß gedachte Statue, die größte, und wohl auch eine der schönsten, welche bis jezt unversehrt von den Küsten des Nils nach Europa gekommen sind, dem neu angelegten, ägyptischen Museum zu Turin angehört. Von dem Ritter Drovetti wurde sie im Jahre 1818 aus den Schutthaufen des uralten Tempels von Karnak hervorgezogen. Sie besteht aus einem überaus harten, auf's Röthliche gehenden Sandstein, ist außerordentlich gut erhalten mit dem Fußgestelle sechsthalb Meter hoch und wiegt über

*) Den Braccio zu drey Palmen oder Spannen.

tausend genuesische Rubbien. Der Turiner Akademiker, Ritter von St. Quintin, vom Könige mit der Anordnung des ägyptischen Museums beauftragt, hat in einer, kürzlich gehaltenen akademischen Vorlesung die hieroglyphischen Inschriften, womit das Fußgestell jenes Kolosses beschrieben ist, erläutert, und gefunden, daß der dargestellte Held der König Osimandyas, einer der ältesten Pharaonen sey, deren die Geschichte Erwähnung thut, welcher der funfzehnten Dynastie angehört und 2300 Jahre vor der gewöhnlichen Zeitrechnung gelebt hat. Das erwähnte Museum enthält neben einer großen Anzahl andrer uralter Statuen auch die Bildsäule des Amenophis, Mephres, Orus, Ebencheres und andrer Herrscher der achtzehnten Dynastie, welche insgesammt vor Sesostris gelebt haben, von welchem Eroberer ebenfalls Denkmäler jeder aller Art zu sehen sind. Von circa 170 Papyrus-Manuscripten von verschiedener Größe, von denen schon mehrere aufgerollt sind, enthält ein, vollkommen wohlerhaltenes, dessen Länge 19 Meter beträgt, leider nichts weiter als Gebetsformeln und ein Rituale für einen Verstorbenen, dem dasselbe bestimmt war. Ein andres, in griechischer Sprache verfaßtes, dessen Länge anderthalb Meter beträgt, ist ebenfalls wohl erhalten und enthält die vollständige Verhandlung eines im vier und funfzigsten Regierungsjahre des Evergetes II, oder 117 Jahre vor Christo geführten Prozesses. Die Zahl der, häufig mit bunten Figuren begleiteten Sepulchral-Inschriften beläuft sich auf nicht weniger als zweyhundert. Sie sind theils in Stein gehauen, theils auf Holz gemalt und werden zur ägyptischen Geschichte und Fabellehre einen nicht unwichtigen, erläuternden Beytrag liefern. In Betreff einer, auf einem Mumienkasten in griechischer, hieroglyphischer und hieratischer Sprache zu lesenden Inschrift hat der Ritter von San Quintin der Akademie neuerlich seine Erklärungen vorgelegt. Auf einem andern Mumienbehälter, der sehr reich ausgelegt und mit Figuren verziert ist, liest man den Namen des Königes Amenophis I., des Stammvaters der achtzehnten Dynastie, aus dem 18ten Jahrhundert vor der gewöhnlichen Zeitrechnung. — Eines der seltensten Denkmäler des ägyptischen Alterthums, ein kolossaler Monolith, der einen Beherrscher Aegyptens, vermuthlich den Osimandyas vorstellt, ist ganz neuerlich in dem Hofraume des Pallastes der k. Akademie der Wissenschaften aufgestellt worden. Die Bildsäule ist, mit Ausnahme eines Gürtels um den Leib, unbekleidet, in stehender Stellung, a' wäre sie im Begriffe zu schreiten. In der Linken hält sie einen über und über mit hieroglyphischen, am Fußgestelle nochmals bemerkbaren Zeichen besetzten Stock. Die Rechte hält eine Rolle gefaßt, um die sich ein ebenfalls mit Hieroglyphen besetzter Streif windet. Den Kopf der Statue schmückt eine hohe Mütze mit Federn, von welcher zwey Bockshörner und eine Sonnenscheibe emporstehen. Das Ganze ist aus einem sehr harten Sandstein verfertigt. Die ganze Höhe dieses Monumentes, mit Einschluß des Fußgestelles, beträgt 10', 3'' Piemontesischen Maaßes; die Höhe der Statue allein 8', 8''.

Rom, den 30. November 1824.

Eine, bey Scrofano von Lord Talbot unternommene Ausgrabung ist nach acht Tagen wieder eingestellt worden, weil sie keine Ausbeute geliefert hat. Vescovali gräbt mit besserem Erfolge in der Cesarina, dem ehemaligen Pagus Fidenas. Er fand bereits eine Büste mit goldenen Ohrgehängen. Der Herzog Torlonia läßt im sogenannten Circus des Caracalla graben. Bereits hat man Bruchstücke eines Basforilievo gefunden, welches die Spina umgab, und Circus-Spiele vorstellte.

Der Landschaftmaler Frye aus Osnabrügg ist zu Tivoli gestorben und hier an der Pyramide begraben worden. Sein Leichnam mußte zuvor auf der Dogana untersucht werden, ob er keine Contrebande sey.

Thorwaldsen hat das Basforilievo für das Denkmal Consalvi's modellirt, und denselben Gegenstand gewählt, welcher in dem Kupferstich dargestellt wird, dessen Platte C. kaufte, um sein Porträt durch eine allegorische Figur ersetzen zu lassen, — die Zurückgabe der, im Frieden von Tolentino abgetretenen Provinzen an Pius den Siebenten. Auch das Modell des Grabdenkmals dieses Papstes rückt vor. M.

Paris.

Carl X. hat die schöne Sammlung des Hrn. Durand angekauft und dem Museum einverleibt. Sie besteht aus einer großen Anzahl italisch-griechischer Vasen (1250), zu Pompeji und Herkulanum gefundener Bronzen (1800), Lampen, Terra cotta's, Glasarbeiten, Ornamente und Kostbarkeiten, ägyptischen Mumien, Sculpturen und Anticaglien (gegen 2500), Emaillen von Limoges, alten Fayence-Arbeiten von Bernard Palissy und seiner Schule, die häufig nach Zeichnungen von M. Angelo, Raphael, Julio Romano und Primaticcio gearbeitet sind. Diese Sammlung wird, mit der Collection antiker Vasen, welche Ludwig XVIII. von Hrn. Tochon gekauft, vereinigt werden, und so einen beträchtlichen Theil des Museums bilden. (Moniteur, 14. Dec. 1824.)

Nr. 4.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 13. Januar 1825.

Ueber die Bildnisse der Sappho.

Es ist bekannt, wie sehr uns authentische Bildnisse der Sappho fehlen, und wie sehr wir sie dennoch unter den zahlreichen Bildwerken des Alterthums erwarten könnten. Eine gefeyerte Heroine ihres kunstgebildeten Vaterlandes, eine hochberühmte Dichterin griechischer Zunge, eine Frau, in deren dunkle Geschichte wenigstens die Zeiten späterer Kunstsammler, Liebesgluth und Liebesunglück zu verweben wußten, hatte gewiß die gegründetsten und erfülltesten Ansprüche, wie Homerus, Alcäus und Archilochus in typischen Idealbildnissen, durch Münzen ihres Vaterlandes, Hermen griechischer Städte und Bildnißsammlungen römischer Museen auf die Nachwelt zu kommen. Auch pflegen die Verzeichnisse unsrer Antikensammlungen sich einer so natürlichen Voraussetzung häufig zu bedienen. Manches schöne Frauenantlitz, zumal wenn es die sinnige Miene einer Dichterin vereinigt, wird uns als Sappho gezeigt; hie und da haben neuere Inschriften nachgeholfen, wie auf einer Herme des Capitols, (Bellori imag. no. 63. Gronov. thes. II. 34.): nirgends aber ist die Benennung gesichert, und allem Anschein nach wird man wohl noch manchesmal vergebens nach Copien von Silanions Statue (Cic. Verr IV. 57.) oder von antiken Gemälden der Dichterin, wie das von Plinius XXXV. 39. erwähnte, herumsuchen. Wenn nicht aus römischen Hermensammlungen, wie die Vatikanische aus der Villa des Cassius, mußte die Beglaubigung aus den Münzen erwartet werden, in denen sie denn auch häufig gesucht worden ist. Pollux IX. 84. versichert, die Mytilenier hätten das Bildniß der Sappho auf ihre Münzen gesezt, und die griechische Sitte, besonders der älteren Zeit, erfordert die schriftliche Bezeichnung des Namens nicht. Von jenen sind nun mehrere mit und ohne der Sappho Namen bekannt geworden. Eine kleine Bronze-Münze mit der Inschrift ΣαΦΦα, aus der Berliner Sammlung von Gronov Vir. ilustr. tav 4. fig. 2. und von Sestini lett. numism. T. VIII. p. 71. bekannt gemacht, nennt jedoch dieser umfassende Münzkenner Pabricae hiulcae, und hat seinen Verdacht geschärft, seitdem er dieselbe Münze zu Wittenberg gesehen. Auch scheint ihr die Schreibung entgegen; Eckhel und Visconti erwähnen sie nicht. Zwey andre gibt Hemsterhuys zu der Stelle des Pollux. Die eine derselben hat die Inschrift ΣαπΦω Λεσβις, wird sonst nirgends erwähnt und war eine der verdächtigen Golzischen. (Gronov. thes. T. II. tab. 34.) Ihr Haupt ist mitten breit umbunden, mit einem Kopfputz, den man als ἄμπυξ zu bezeichnen pflegt und der den Herkulanischen Akademikern bey der Bestimmung ihres Bronzekopfs im Sinne seyn mochte. Die andre ist eine Münze des Wiener Museums. Ihre Vorderseite zeigt einen weiblichen Kopf mit vollständigem flachem Kopfputz, von Visconti als Mitra bezeichnet. Seine Züge sind ernst und ältlich. Die Rückseite zeigt eine Lyra und eine auf Mytilene bezügliche Inschrift MYTI. Es ist wahrscheinlich, daß jener Kopf wirklich die gefeyerte Dichterin von Mytilene uns erhalten habe: für ihr Bildniß nahmen ihn denn auch Eckhel und Visconti an. Wie jedoch auch für ihn die völlige Sicherheit fehle, zeigt eine neuliche Bemerkung des Hrn. von Hauteroche; es könne auch ein Kopf der Julia Procula, oder der Nausikaa oder der Nikomache seyn, die Lyra dagegen eine Beziehung auf den Apoll enthalten. Zwar ist diese Bemerkung wohl mehr spitzfindig als wahrscheinlich zu nennen. Die Münze ist entschieden von Mytilene, wo man die Dichterin entschieden verehrte und die Leyer ist die Rückseite eines weiblichen Kopfes. Eher könnte es befremden, die vollständige Verhüllung des Hauptes, die ihrer Seltenheit wegen entschiedenes Costüm zu seyn pflegt, auf Rundbildern nicht entsprechend wiederzufinden, die man sonst geneigt wäre für Sappho zu halten. Wie verschieden aber sind diese wieder unter einander in Schmuck und Zügen! Auf alterthümliche Weise in gethürmte Reihen von Löckchen geordnet, übrigens glatt gestrichen und ohne äußern Putz, ist das Haar der capitolinischen Sapphoköpfe, unter denen wieder die im Zimmer der Philosophenbüsten (Mus. Capit. I 58.) den Zügen der vorerwähnten Sapphobüste in den Zimmern der Conservatoren, sey es durch wirkliche Verschiedenheit oder durch alterthümlichere Haltung, nicht gleich kommt. Leztere ist die mit der neuen Inschrift

ΣαπΦὼ Ερεσία, an der es auffällt, die Sappho als Eresierin bezeichnet zu sehen; doch sind die Schriftzüge theils an und für sich neuen Ansehens, theils in Art der übrigen neuen Inschriften jener Zimmer. Nach irgend einer andern gleich trüglichen Autorität mochten die Herkulanischen Akademiker einen schönen Frauenkopf von Bronze Sappho taufen, weil nicht nur seine Züge der Dichterin würdig wären, sondern auch der Schmuck zweymal quer über das Haupt gezogener Bänder ihren bisher so benannten Köpfen gewöhnlich ist (Bronzi d'Ercol. I. 37. 38.). Wiederum haben zwey andre Köpfe, die man Sappho zu benennen pflegt, das Haar vollständig verhüllt, doch nicht, wie auf der Münze, mit Laschen, noch sind sie ihr in den Zügen durchaus ähnlich. Dabey möchten wir indeß nicht in Abrede seyn, daß, wenn wir einmal hoffen dürfen, den Kopf der Mytilenischen Münze in Rundbildern wiederzufinden, es theils durch Annäherung an dieselbe in Schnitt und Putz des Kopfes, theils durch Erinnerung an die ernsten und tiefsinnigen Züge der fast männlich gescholtenen Dichterin diese Köpfe seyn möchten oder einer derselben; wir meynen den im Landkartensaal des Vatikans und hauptsächlich den der Villa Albani.

Nach diesen unsichern Vermuthungen ist ein jedes neu aufgefundene Monument, das uns ein gesichertes Bildniß der Sappho verspricht, nothwendig doppelt willkommen. Durch besonderen Glücksfall sind ziemlich zu gleicher Zeit zwey neue Entdeckungen bekannt worden, die uns ein solches versprechen. Die erste derselben ist eine von Hrn. v. Steinbüchel herausgegebene Vase, die andre eine durch Hrn. v. Hauteroche zu Paris bekannt gewordene Münze der Eresischen Sappho, die wir jedoch, wenn die Gründe eines achtungswerthen toskanischen Gelehrten gelten, gleichfalls der Dichterin zuzuwenden hätten.

Die ersterwähnte Vase ward von Hrn. Anton v. Steinbüchel, Direktor des kaiserlichen Museums der Alterthümer, in der Vasensammlung eines Hrn. Panettieri zu Girgenti bemerkt und in einer besondern, Wien 1821 erschienenen Schrift bekannt gemacht. Diese, die wir aus einer italienischen Uebersetzung kennen (Dissertazione intorno ad una pittura greco-antica, che rappresenta sopra un vaso Alceo e Saffo. Padova 1824. 53 S. 8. mit fünf Kupfertafeln) verbreitet sich zwar ihrem Hauptinhalt nach über Bestimmung der Vasen und Bacchische Mysterien, gibt jedoch durch vorangeschickte Beschreibung und beygefügte sorgfältige Abbildungen einen hinlänglichen Begriff auch von dem erwähnten Kunstwerk. Es ist dasselbe über zwey Fuß hoch; seine Form ist etwa die eines Kraters mit breiter und niedriger Basis und mit kleinen, innen ausgehöhlten Henkeln am oberen Rande. Aufbewahrung von Flüssigkeiten, der diese Form wohl entspricht, an der man jedoch bey ähnlichen in den Gräbern gefundenen Gefäßen zu zweifeln pflegt, ist bey diesem Gefäß die unläugbare Bestimmung gewesen, wie eine hervortretende runde Oeffnung am Rande des Bodens unwidersprechlich zeigt. Daher vermuthet denn auch Hr. v. St., das Gefäß möge ursprünglich nicht für das Grab, sondern für die Reihe der Trinkgefäße seines Besitzers bestimmt gewesen seyn; er erinnert an jenen Potheas bey Athenäus XI. 14. der auf einen Reichthum solcher Gefäße (freilich „von Silber, Gold und Elektron") stolz, ihn auch auf seiner Grabschrift erwähnen ließ.

Es wird nicht klar, ob die Figuren der Vase schwarz oder röthlich sind; nach der Zeichnung zu urtheilen, die der auf Nolanischen Vasen ähnlich ist, wohl röthlich. Die Vorderseite zeigt uns einen bärtigen Sänger, mit Stirnbinde, deren Enden auf Bacchische Weise lang herabhängen, in langem dünnen Untergewande und kurzem über Schulter und Rücken geworfenen Mäntelchen. Er ist gegen die weibliche Figur gerichtet, die ihm gegenübersteht, und im Profil zu sehen. Sein sichtbarer rechter Arm ist entblößt, und hält gesenkt das Plektrum, welches, so wie das ihrige angebundene, mit einem dünnen Faden versehen ist, um es an die Cithara zu befestigen. Seine linke Hand rührt die Saiten des vorwärts erhobenen Instruments; das seinige ist siebensaitig, das ihrige achtsaitig. Zwischen dem Instrument und dem Kopf des Sängers bemerkt man fünf kleine Kugeln, ein fünfmal wiederholtes O nach Hrn. v. St., welcher dessen Bedeutung dahin gestellt seyn läßt, wenn es nicht etwa Angabe einer gewissen Melodie sey; es sind wohl Perlen, die das zum Tragen des Instruments nothwendige Schulterband besetzen und andeuten. Die gegenüberstehende Sängerin trägt ein langes Untergewand mit weißen Oberärmeln und einen um den Leib geschlagenen Peplus. Ihre Stirnbinde ist der seinigen ähnlich, doch scheint sie von Metall zu seyn, jene von Stoff, ein Myrthenkranz ist darüber bemerklich; von ihrem wohlgeordneten Haar fallen lange Locken über die Brust herab. Ihre Linke hält quer abwärts die Cithara; die Hand faßt die Saiten, die Rechte tiefer gesenkt das Plektrum. Beyde Figuren halten das Saitenspiel an und scheinen in gegenseitige Betrachtung versenkt.

Wir kommen nachher auf die beygeschriebenen Namen zurück, welche den eben erwähnten Figuren einen vorzüglichen Werth ertheilen und erwähnen vorher die Figuren der Rückseite; mit gleicher Zierlichkeit, auch mit gleichem allseitig umlaufenden Arabeskenschmuck, erblicken wir hier wiederum die Figur eines bärtigen Mannes und einer Frau. Wie das Saitenspiel des Apoll die vorigen, so verbindet eine dem Bacchus gefällige Verrichtung die gegenwärtigen. Beyde sind epheubekränzt, beide

halten starke und ästige Epheustämme in den linken Händen, beyde in den rechten gegen einander erhobenen bacchische Gefäße, der Mann einen Kantharus und die Frau einen Opferkranz. Hr. v. St. bezieht sich auf einen Bacchischen Zug bey Millin Recueil I. 30. und benennt sie Dionysius und Methe. Richtiger scheint es, zumal die Benennung auch dort willkürlich, die Figuren der vorigen Seite wieder zu erkennen, wozu theils ihr fast ganz gleiches Costüm räth, theils die schickliche und anderwärts vorkommende Vereinigung Bacchischen und Apoll'schen Dienstes auf einer und derselben Vase. (Vgl. vor allen unter den Coghillschen tav. 37. Passeri II. 172.) Der bärtige Mann, den die Inschrift der Vorderseite als Alcäus nachweist, führt dasselbe sternenbesezte Untergewand, der Mantel ist nur weiter umgeschlagen, dem behaglicheren Geschäft so anpassend, als die veränderte Bekränzung und die länger herabfallenden Locken. So hat auch die weibliche Figur, durch die Inschrift dort als Sappho bezeichnet, gleiche Bekleidung, nur auf der Rückseite mit geknöpften Oberärmeln, aufgeschlagenen Saum des Untergewandes und mit Ohrringen; der Saum des Obergewandes und die lang herabfallenden Locken stimmen durchaus; die veränderte Bekränzung, statt zu befremden, dient dem beabsichtigten Gegensatz.

Beyde Seiten der Vase enthalten Inschriften. Neben der männlichen der Rückseite steht ein KALOS, dasselbe ohne Veränderung des Geschlechts neben der weiblichen, aber nach Maßgabe ihres entgegengewandten Profils von der Rechten zur Linken geschrieben. Denselben bekannten und auch anderwärts gebrauchten Beyfallsruf würden wir in der senkrecht zwischen den beyden Figuren der Vorderseite angebrachten ΔΑΜΑΚΑΛΟΣ finden, in dem Hr. v. St. Namen des Besitzers oder Künstlers erkennt. Der Name wäre unerhört; man möchte eher einen unvollständigen in den vier ersten Buchstaben erwarten, Amphidamas oder ähnliches. Δαμᾶ καλῶς vicit (oder δάμα vince) pulchre etc. ist eine sinnreiche Erklärung von Ciampi. Absichtlich haben wir es bis zum Schluß dieser Notiz verspart, die höchst merkwürdigen Inschriften der Vorderseite zu erwähnen, nämlich die den Figuren beygeschriebenen Namen Alcäus und Sappho ΑΛΚΑΙΟS und SΑΦΟ.

Hr. v. Steinbüchel, der die beschriebene Vase mit Recht für sehr merkwürdig hielt und in dieser Beziehung ihren Ankauf für die kaiserliche Vasensammlung vermittelte, scheint doch selbst der von andern weiter besprochenen und besonders von Hrn. Ciampi widerlegten Bildnißähnlichkeit ihrer Figuren nicht viel einzuräumen; er erwähnt der Seltenheit der Sapphobildnisse, ohne die gegenwärtige Figur für ein solches zu erklären. Gewiß mit Recht. Die Züge des Alcäus stimmen nicht mit seinem entschiedenen Kopf auf Münzen; gleich geringe Treue läßt sich für den Kopf der Sappho erwarten. Wäre das Costüm eigenthümlicher, könnte dieses vielleicht auf den Typus der Sapphoköpfe helfen, indem die Figur, wenn sie uns nicht eine Sappho selbst, doch eine Darstellung einer solchen vorführt. So aber ist der Kopf statt des sonst wechselnden Kopfputzes unbedeckt und nur mit einer Stirnbinde geschmückt. Dann aber ist, wo kein Moment und nicht einmal eine theatralische Person vorgestellt ist, nicht sowohl nach häufiger Vasensitte eine scenische Darstellung etwa eines Wettkampfes zwischen Alcäus und Sappho zu erkennen, als vielmehr das Leyerspiel musikliebender Personen, denen die beyden Namen als rühmender Beyname wurden. Wir zweifeln nicht, diese Meynung mit ziemlicher Bestimmtheit vorzutragen; die Analogie andrer Vaseninschriften bestätigt sie. Aphrodite und Peitho werden ganz andre Figuren, als die Göttinnen selbst benannt: die, welche die schönste ist in eingeweihter Gesellschaft und die überredendste. Unsrem Fall näher steht eine leyerspielende Frau, Terpsichore benannt und doch schwerlich die Muse, auf einer neulich von dem Kunsthändler Gargiulo an Hrn. Durand zu Paris überlassenen Patera, die Sirene auf dem mit καλεδονες bezeichneten Lokrischen Gefäß, für dessen Erklärung Huschke den richtigen Weg wies, *) einer ähnlichen Leyerspielerin beygeschrieben, endlich die Thalia, nicht Name einer Muse, sondern einer musikliebenden Bacchantin im Zuge des von Bacchus zurückgeführten Hephästos.

Die von Hrn. Allier de Hauteroche zu Paris (Notizie intorno a Saffo di Ereso. 1822. 8.) bekannt gemachte Bronzemünze ist von mittler Größe und zeigt auf der Vorderseite einen Kopf des Commodus mit der Umschrift ΑΥ. ΚΑΙ. ΚΟΜΜΟΔΟΣ, auf der Rückseite einen weiblichen Kopf mit hinterwärts gebundenem Haarknauf und der Umschrift ΣΑΠΦΟ ΕΡΕΣΙ. Indem wir durchaus keinen Grund sehen, einem in Betreff der Vase wie der Münze leise vorgetragenen Gedanken an Verfälschung Gehör zu geben, können wir nicht anders als in die Wichtigkeit der leztgenannten Entdeckung einstimmen, wie in die Merkwürdigkeit der ersten. Das authentische Bildniß einer durch antike Inschrift beglaubigten Sappho ist nun gefunden, und macht nur eine andre Frage von

*) Der Hr. Verf. dieses Aufsatzes scheint diese bekannte Inschrift ΚΑΛΕΔΟΝΕΣ zu lesen, gegen v. Köhler und Osann, welche aus eigener Ansicht behaupteten, es sey ΚΑΛΕΔΟΚΕΣ zu verstehen (Amalthea I. 274.) Der leztern Meynung glaubte ich nach genauer Betrachtung der Vase ebenfalls beytreten zu müssen, indem das K hier, wie häufig sonst, beynahe die Form des hebräischen Aleph erhalten hat und deßhalb leicht mit dem N zu verwechseln ist. S.

Neuem rege, mit deren Beantwortung die neuere Kritik sich viel weiß, nämlich, ob das Bildniß einer Eresischen Sappho der ersten Dichterin des Alterthums oder einer kaum beachteten Hetäre desselben gehöre. Kaum beachtet nämlich dürften wir die Hetäre von Eresus nach bisherigen Gründen wohl nennen, indem ihre ganze Kunde sich auf die kurze Erwähnung unkritischer Compilatoren gründet, des Aelianus und des Athenäus, der, um sein reiches Verzeichniß griechischer Hetären zu vermehren, es mit den unberühmteren so genau nicht nahm. Suidas, der einzige, der außer ihnen die Mytilenische Dichterin, wie die Eresische Sappho erwähnt, erwähnt sie doch nicht wie jene beyden Schriftsteller mit der unbescheidenen Benennung einer Hetäre, sondern schreibt ihr nur die Liebe des Phaon, den Sprung vom Leukadischen Fels, und außerdem eben auch Gedichte zu.

Jene schwachen Autoritäten hätten Visconti schwerlich bestimmen können, eine Eresische Sappho als berühmte Frau des Alterthums neben der Mytilenischen zu stempeln, wäre ihm nicht gerade die von Athenäus und Aelianus erwählte Auskunft die erwünschteste gewesen, um die romantischen Erzählungen von der Dichterin Liebe und Tod, die eine Sichtung der ältesten Zeugnisse von dem reinen Bilde jener Heroine ihn entfernen gelehrt, auch durch nachgewiesene Veranlassung solches Gerüchtes befriedigend zu erklären. Ein ähnliches Bemühen um die Ehre der Sappho haben auch andre Neuere gehabt, unter denen wir nur Barthelemy und Welcker nennen; sollten die Alten weniger darum bedacht gewesen seyn?

Wie allgemein Visconti's oft allzuentscheidend gewordene Autorität auch für die Doppelheit der Sappho durchgedrungen sey, beweist unter andern die bey sehr geringem Material darauf fortgebaute Schrift des Hrn. v. Hauteroche. Hr. Ciampi, ein verdienter italienischer Gelehrter, dem nach einem kurzen sarmatischen Aufenthalt neue Muße bey den Hesperischen Penaten geworden ist, hat es in einem neulichen Aufsatz der Antologia di Firenze*) gewagt, die schwachen Zeugnisse für die Eresische Sappho zu sichten und, wenn nicht der Existenz einer Eresischen Frau dieses Namens, doch der Berühmtheit einer solchen zu widersprechen. Da die Prüfung der vorerwähnten drey Zeugnisse ihn zulezt auf die Aeußerung führt, wie leicht auf Sappho als Liebesdichterin ein Liebesabenteuer übergetragen werden konnte, so ist es zu verwundern, daß er in die Sitte des fabelnden Alterthums nicht weiter eingeht, und, wo die Stufenfolge seiner Zeugnisse nach deutlichen Spuren sich verfolgen zu lassen scheint, der Eresischen Frau, der Hetäre als Stadtheroin nach Hrn. v. Hauteroche, noch die Möglichkeit eines anderwärtigen Daseyns als obscurer, Sappho benannter Frau übrig läßt; dieses um so mehr, da er endlich bey Gelegenheit der Inschrift Σαπφο Ερεσι (Ερεσίαν, oder Ερεσία kommt wohl auf eins heraus) noch die Vermuthung eines Wettstreites der Lesbischen Städte um das Vaterland des Sappho äußert, wie anderer um den Homerus. Hatte doch schon ein altes Distichon beyde verglichen:

Ουνομα μοι Σαπφω· τόσσον δ' ὑπερεσχον ἀοιδῶν
Θηλειῶν ἀνδρῶν ὅσσον ὁ Μαιονίδης.

Sappho ward ich genannt, dem Mäonischen Sänger vergleichbar
Erste der dichtenden Frauen, wie er die Männer beherrscht.

(Der Beschluß folgt.)

Erklärung.

Es ist mir eine lithographirte Abbildung meiner Christusstatue zugekommen, mit der Unterschrift: „Christus von Dannecker, nach der kolossalen Statue gezeichnet und lithographirt von Joseph Perour, im Verlag von Friedrich Wilmans in Frankfurt:" Mir thut es aber leid, um meiner Ehre willen öffentlich erklären zu müssen, daß das nicht mein Christusbild ist.

Stuttgart, 8. Jan. 1825.

Dannecker.

* * *

Herr Hofrath v. Dannecker hat uns diese kurze Erklärung zum Einrücken in unser Blatt übergeben, nicht um die, welche sein Werk selbst gesehen haben, zu belehren, sondern um derer willen, die es nicht sahen. Wenn jedem Künstler überhaupt daran gelegen ist, daß die Abbildungen seiner Werke, die ins Publicum kommen, eine möglichst getreue Vorstellung von denselben liefern, so muß dieß fast am meisten bey Werken der Bildnerey der Fall seyn, weil diese durch Zeichnung am schwersten wiederzugeben sind. Bey einer Figur zumal, die, wie Danneckers Christusbild, auf's sorgfältigste vollendet ist, und bey welcher der geringste Fehler im Ausdruck eine falsche Idee hervorbringen kann, wird von dem Zeichner, der eine Abbildung derselben unternimmt, die erprobteste Geschicklichkeit und höchste Gewissenhaftigkeit gefordert. Daher muß der Künstler sich wohl entrüsten, wenn er ein Blatt verbreitet sieht, das von seinem Werke eine höchst widerliche Vorstellung gibt, wo mit auffallender Unkenntniß der menschlichen Gestalt die Figur erbärmlich aus einander gezogen, jede Extremität verzeichnet, und die Hauptsache, der Ausdruck des Kopfes, zur Caricatur geworden ist. Da wir das Blatt aus eigener Ansicht kennen, so glauben wir diese Bemerkung zur Warnung für das Publicum der obigen Erklärung beyfügen zu müssen. Ein solcher Zeichner hätte sich nicht an ein solches Unternehmen wagen sollen.

Red.

---

*) T. XV. Luglio 1824. p. 3 — 28. Nach einer Reihe lehrreicher und auch auswärts bekannt gewordener Schriften über archäologische Gegenstände und Kunstgeschichte des Mittelalters hat Hr. Ciampi gegenwärtig das verdienstliche Werk einer italienischen Uebersetzung des Pausanias unternommen. Zu gleicher Zeit mit dem obenerwähnten Aufsatz erschienen als neueste Frucht seiner Thätigkeit: Osservazioni intorno ai moderni sistemi sulle antichità Etrusche con alcune idee sull' origine, uso, antichità de' vasi dipinti volgarmente chiamati Etruschi 104 S. aus Inghirami's nuova collezione di opuscoli T. III. Fasc. 2. auch besonders abgedruckt.

Nr. 5.

Kunst-Blatt.

Montag, den 17. Januar 1825.

Rom, den 25. December 1824.

Pettrich, ein sächsischer Bildhauer, hat eine Figur in Lebensgröße vollendet, die ungemein zierlich erfunden, und mit Geschmack und Liebe ausgeführt ist. Ein Mädchen von ungefähr 14 Jahren sitzt an der Erde mit einer Angelruthe in der Hand, aufmerksam spähend das Auge auf die Welle gerichtet. Auf die Linke gestützt, neigt sich der schlanke Körper nach dieser Seite, die Rechte, welche die Ruthe hält, liegt leicht auf dem einen Schenkel; von der rechten Schulter ist das feine Gewand unter die Brust herabgesunken; die Beinchen, sanft in den Knien gebogen, sind am Boden ausgedehnt; das Köpfchen, mit lose in einen Knoten geschürzten Haaren, ein wenig gesenkt, Händchen und Füßchen mit lebendiger Zierlichkeit geformt. Einige, schon gefangene Fischchen und Muscheln bezeichnen den Strand.

Die natürlich ungezwungene Stellung, die von allen Seiten die angenehmsten Linien bildet, und der Natur selbst abgelauscht scheint, gibt dieser zierlichen Gestalt einen ganz eigenen Reiz und einen Werth, der durch eine zarte, aufmerksame Ausführung aller Theile noch erhöht wird. Die jugendlichen Formen sind in einem schönen Sinne behandelt, der einfache Charakter des Ganzen gut aufgefaßt und der naive Ausdruck eben so lieblich als wahr.

Zwey Basreliefs von Herrmann, einem jungen Sachsen, zeichnen sich gleichmäßig durch Einfachheit und guten Styl aus. Das eine stellt die Medea vor, welche Jason den Weg zum goldnen Vließe zeigt; sie sitzt unter einem Baum, an welchem sich ein Drache emporwindet, hinter dem Helden steht eine Figur, die ein Pferd hält. Das zweyte zeigt Theseus, der den mächtigen Stein emporhebt, unter welchem die Pfänder seiner Geburt liegen, vor ihm steht die Mutter. Diese beyden halberhobenen Arbeiten, verglichen mit einem Bachanal, welches der Künstler kurz nach seiner Ankunft verfertiget hat, und das voll Leben und Ausdruck ist, beurkunden seine schnellen Fortschritte in der Kunst, und zeichnen sich durch reinere Formen und einfachern Styl aus.

Bacchus und Ariadne, von Wolf, einem Bildhauer aus Preußen, ist ebenfalls ein Basrelief von gutem Style. Ariadne schläft, Bacchus auf einen Faun gestützt, von Amor geleitet, nähert sich ihr. Die Ausführung hat viel Verdienst, und ist im antiken Sinne gedacht. Wenn schon, sowohl in diesem, wie im oben angeführten Basrelief die Erfindung nicht neu ist, so zeigt doch Anlage und Ausführung jenen tiefern Sinn für das Wahre der Kunst, welche die Schule Thorwaldsens auszeichnet.

Tenerani, ein Carrareser, schon durch mehrere Werke in Marmor, seine Psyche und Venus, u. a. rühmlichst bekannt, hat eben ein Basrelief in Thon vollendet, welches durch Styl, Einfachheit, Kenntniß der Formen und sinnvolle Ausführung sich zu den vorzüglichsten Werken dieser Art reiht. Der Gedanke des Ganzen ist neu, und stellt eine Märtyrerscene in der Arena des Coliseums vor: Eudorus und Camodicea, welche den wilden Thieren ausgesetzt werden. Der Jüngling hält die Geliebte, welche mit ihm sterben will, umfaßt, seine Blicke sind schmerzlich nach dem Himmel gerichtet, der linke Arm emporgehoben, er hat ihr seinen Mantel umgeworfen, und sie schmiegt sich mit über dem Busen gekreuzten Armen an seine Brust. Ein Sklave sitzt auf einem Vorsprung der Mauer, den rechten Fuß ausgestreckt gegen dieselbe gestemmt, den andern mit gebogenem Knie herabhängend, und zieht an einem Seile mit beyden Armen eine Schleuße auf, aus welcher ein Tiger im Sprunge herausstürzt. Dieses Basrelief ist von großer Schönheit.

Ein flammändischer Bildhauer, der nicht gerade aus Thorwaldsens Schule hervorgeht, allein sich nach denselben Grundsätzen gebildet hat, Kessels, erregte schon früher durch einen ruhenden Diskobolus Aufmerksamkeit, erwarb sich aber noch allgemeineres Lob durch einen später vollendeten stehenden.

Jener ist die Gestalt eines ausgebildeten Jünglings; er sitzt, die rechte Hand auf den Diskus gestützt, an der Erde; das rechte Bein, auf dem er ruht, liegt mit gebogenem Knie, während er auf dem linken mit dem Knie emporstehenden die Hand nachläs-

sig ruhen läßt; er sieht, den Kopf rechts gewendet, mit Zufriedenheit über den lezten eigenen Wurf nach der Seite hin, als beobachtete er einen Nebenbuhler.

Die jugendlichen Umrisse der ganzen Figur sind harmonisch und fließend, die ruhende Stellung aufs wahrste ausgedrückt und der Ausdruck im Gesicht vortrefflich.

Der Andre ist zum Wurfe bereit, der Körper ruht, zurück nach der Rechten gebogen, auf dem eingebogenen rechten Beine, die rechte Hand hält ausgestreckt den Diskus vor sich hin; mit der linken, deren Arm gebogen ist, gibt er mit den Fingern der Scheibe die Richtung, und sieht zielend, die Bahn messend, darüber hinaus.

Die lebendige Bewegung aller Glieder, die gutgewählte, ausdrucksvolle Stellung, die Arbeit der Muskeln und die Schönheit und Natur der Formen, geben dieser Gestalt einen großen Werth. Alles ist Beweglichkeit, und nichts kann wahrer und schicklicher seyn, als die ganze Haltung dieser Figur.

Anmuthig und ausnehmend reizend ist ein Amor von demselben Künstler, der mit dem linken Ellenbogen auf seinem Köcher ruhend an der Erde liegt, während er mit der Rechten einen Pfeil schleift. Die Beine sind in sanfter Biegung ausgestreckt, der linke Fuß ruht unter dem rechten, die Wendung des halbaufgerichteten Oberleibs ist außerordentlich schön und natürlich, er blickt mit schalkhaftem Lächeln seitwärts, als sähe er schon das Opfer, für welches er seine Waffen schärft. Auch in dieser lieblichen Gestalt sind Formen, Bewegung, Ausdruck und Stellung zierlich und lebendig. Diese drey Figuren gehören mit zu den gelungensten Werken neuer Plastik.

Wie sehr sich die Plastik in unsern Tagen emporgeschwungen, beweisen die vielfachen Arbeiten, welche beständig vollendet werden und eine jüngst herausgekommene Liste aller Künstler in Rom, in welcher mehr als achtzig Bildhauer vorgezeichnet sind, welche alle Beschäftigung haben.

Bey der bedeutenden Anzahl von Künstlern in diesem Fache, unter welchen sehr viele vom ersten Range sich befinden, scheint es eben so unglaublich als seltsam, daß alle Werke, die öffentlich aufgestellt zur Zierde der Stadt dienen sollen, gerade das Schlechteste seyen müssen, was die Zeit hervorbringt; daß man bey dem Auftrage solcher bedeutenden Arbeiten nicht die Fähigkeit des Künstlers, sondern andre, der Kunst ganz fremde Verhältnisse, vielleicht auch eine etwanige Ersparniß berücksichtigt.

Eine kolossale Gruppe von Neptun und zwey Tritonen, die auf der westlichen Seite des Platzes del Popolo aufgestellt worden, gehört zu den schlechtesten Kunsterscheinungen unsrer Zeit; sie besizt nicht einmal das Verdienst, welches oft noch schlechterdachte, manierirte Werke haben, nämlich daß daran wenigstens die mechanische Ausarbeitung zu loben ist; wie oft bey den barockesten Arbeiten Bernini's uns die bewunderungswürdige Behandlung des Marmors in Erstaunen sezt; allein sogar in dieser Hinsicht ist das Werk mißlungen.

Es paßt deßwegen vielleicht besser zu dem barocken Style der Architektur, mit welcher der schöne und große Platz umgeben worden ist, an dessen Gebäuden ru de Fenster mit viereckigten abwechseln, die Wände von schweren Quadern von allerley geometrischen Figuren unterbrochen, in der Mitte angebracht sind, und das Leichte unten, indeß die einzelnen Theile nach der neuesten beliebten Manier durch den Wechsel von roth, weiß, gelb und braun von einander abgehoben werden.

Daß im Angesichte so vieler und schöner Gebäude aller Zeitalter sich ein so unsinniger Styl, ein so verkehrter, kleinlicher, kindischer Geschmack ins Bunte ausbilden konnte, ist eine von jenen bizarren Erscheinungen, die man nicht zu begreifen vermag. Steinerne Gebäude zu übertünchen ist eben so unsinnig, als wenn man anfinge, goldene Kirchengefäße und Candelaber zu überzinnen, um die Kostbarkeit des Stoffs zu verkleiden. Auch sind gemalte Zierathen und Vergoldungen genug hin und wieder überweißt worden, eine erklärliche Oekonomie.

Welchen Nachtheil die Kunst selbst durch diese läppische Tüncherey erleidet, zeigt uns unter andern die Kirche von St. Andrea della Valle. Die Fenster mit runden Scheiben, auf deren Licht Domenichino die Wirkung seiner Gemälde berechnet hatte, sind mit großen Glasscheiben verwechselt, die Wände umher und sogar die steinernen sehr schönen Capitelle angeweißt worden.

Es ist traurig, Roms ernste Schönheit nach und nach so verschwinden zu sehen und ganz unglaublich, wie viel es seit etwa 20 Jahren in dieser Hinsicht verloren hat, während man es zu verschönern glaubt.

Es war früher die Rede davon, den Milo von Fabri bey Porta del Popolo aufzustellen. Diese Figur, die drey Fuß höher ist als die quirinalischen Kolosse, obschon höchst manierirt und übertrieben in Form und Ausdruck, hätte sich zehnmal besser dazu geeignet, weil die Masse gewaltig und im Ganzen viel Bewegung ist und man als Gegenstück den Simson vorgeschlagen hatte, der den Löwen bezwingt, welchem jener unterliegt; um so mehr, da sich damit symbolisch der Gedanke ausgedrückt hätte, wie das Heidenthum erliegt und der geoffenbarte Glaube triumphirt.

D. M.

Neue Kupferstiche.

1. Coigny, die Erschaffung der Eva, nach M. Angelo. Qu. Fol. 6 fl.

2. Richomme, Neptun und Amphitrite, nach Giulio Romano. Fol. 18 fl.

3. Girdeniers, Propertia de Rossi zeigt ihr leztes Bildwerk, nach Ducis. Fol. 15 fl.

4. Adam, die Krankheit des Lascasas, nach Hersent. Gr. Qu. Fol. 20 fl.

sämmtlich in Linienmanier.

Die Composition von Nr. 1. ist bekannt genug; Volpato ließ das Bild bereits (nebst der Erschaffung des ersten Menschen und dem Sündenfall von demselben Meister) durch seine Schüler Cunego und Capellan stechen, und man wird in diesen Blättern den strengen, großen Styl und den tiefen Ausdruck Buonarotti's nicht nicht verkennen. Coigny, ehemals Pensionär der französischen Akademie in Rom, hat sein Original weniger begriffen, und zumal in der Zeichnung, nur schwach mit demselben gerungen. Auch der Stich hat keine sonderlichen Vorzüge.

Nr. 2. Das Studium der Plastik, welches in den Bildern des Lieblingsschülers von Raphael immer mehr oder weniger sichtbar ist, leuchtet auch, vielleicht nur zu sehr, aus dieser Composition hervor, welche mehr die Anordnung eines Reliefs oder einer Marmorgruppe hat, als eines Gemäldes. Die Stellung des Amor, unter den beyden Hauptfiguren, bringt das Ganze noch der Sculptur näher. Außerdem ist die Zeichnung und Wendung der Figuren so edel und zierlich, der Ausdruck dem Begriffe so angemessen, daß dieses Blatt, neben den (auch bessern) Produktionen moderner Künstler, diese auf den ersten Blick niederschlägt. Der Stich ist vortrefflich, vielleicht nur etwas zu glänzend.

Nr. 3. Vasari erzählt von dieser zu wenig bekannten Künstlerin, welche zugleich den Meißel, den Pinsel und die Radirnadel zu handhaben wußte, und anmuthige Lieder dichtete: der Gram unerwiederter Liebe habe ihr Herz gebrochen, und ihr leztes Bildwerk sey ein Basrelief gewesen, Joseph vorstellend, wie er Potiphars Gemahlin entflieht. Ducis stellt hier das unglückliche Mädchen in dem Momente dar, wo sie dem jungen Manne, der ihre Neigung nicht errathen wollte, ein von ihr eben vollendetes allegorisches Bild auf verschmähte Liebe zeigt. Seine Stellung drückt Ueberraschung aus und Befremden. Die Scene eignet sich offenbar mehr für das Drama als für die Sculptur oder Malerey, denn die Handlung bleibt unaufgelöst. Das Bild ist nicht ohne Verdienst, und auch der Stich hat Gutes, nur wäre einzelnen Theilen mehr Bestimmtheit zu wünschen.

Nr. 4. Lascasas, einer der ehrwürdigsten Namen in den Annalen der Menschheit, liegt auf dem Krankenlager; eine Wilde sucht, theilnehmend, den erlöschenden Lebensfunken des Greises zu erhalten, indem sie ihm die Milch ihrer Brust darreicht. Der Mann steht neben ihr, und bückt sich mit tiefem Schmerz über das ärmliche Lager des Sterbenden, der dem unglücklichen Amerikaner als ein helfender Schutzgeist erschienen war. Der Moment hat etwas Rührendes und Ergreifendes durch seine historische Wahrheit. Dichter und Künstler werden aber nur zu leicht verführt, das geschichtliche Interesse für ein poetisches zu nehmen, da doch beyde einander oft aufheben. Dieß ist hier der Fall, wo das Bild der Phantasie seinen Reiz verliert, indem es als sichtbare Gestalt vor den äußern Sinn tritt. Uebrigens ist der Kopf des alten Bischofs von edler Form und der Ausdruck würdig, auch die Theilnahme der Wilden trefflich ausgedrückt. Gegen die Anordnung läßt sich nichts Erhebliches einwenden, und das Ganze componirt gut und zeigt einen Künstler von Sinn und Gefühl. Der Stich ist kräftig, warm, und das Gemälde scheint darin mit großer Treue wiedergegeben.

—ber.

Ueber die Bildnisse der Sappho.

(Beschluß.)

Irren wir nicht, so können wir nun das bisher Bemerkte in folgende theils sichere, theils sehr wahrscheinliche Sätze zusammenfassen:

1. Liebe und Selbsttödtung der Sappho, von Herodotus unerwähnt und wahrscheinlich ungekannt, ward doch neben widersprechenden Zeugnissen vor oder von Menander, dem ersten Zeugen dafür, aus der von Strabo berichteten Leukadischen Sitte, am Apollofest einen Verbrecher vom Leukadischen Fels zu stürzen, und aus der Liebesgluth Sappho'scher Poesieen, jener Dichterin leicht angefabelt, deren nach mancherley alten Zeugnissen Alcäus, Anakreon, Archilochus und Hipponax begehrten (v. Bronzi d'Ercol. I. 37. not. c.) Ihr blieb denn jene Sage, unter andern bey Ovidius, der in den Mythen wohl unterrichtet und troß moderner Behandlung denselben nicht anerkannt untreu war. (Beyläufig: daß Menander der erste bekannte Gewährsmann von Sappho's Liebe sey, ist von Visconti genügend dargethan; daß er aber gerade nur die Dichterin gemeint habe, beweist der Zusammenhang des Strabo X. p. 694 wie Ciampi nachweist.)

2. Für die verbreitete Sage, die reine Dichterin habe unziemlich geliebt, konnten Chorizonten nicht fehlen, aus denen Aelianus V. H. XII. 19. erfahren konnte, es habe auch eine Hetäre Sappho gegeben. Zwey Lesbische Städte, Eresus und Mytilene, sezten die Sappho auf ihre Münzen; von einer Eresischen, wie von einer Mytilenischen Sappho war die Rede, und die Hetäre ward auf die minder beglaubigte Eresische Sappho übergetragen, wie uns Athenäus zeigt (XIII. 70) καὶ ἡ ἐξ Ἐρέσυ δὲ τις ἑταίρα (vulg. τῆς ἑτέρας) Σαπφὼ τῦ Φάωνος ἐρασθεῖσα περιβόητος ἦν, ὥς φησι Νύμφις ἐν περίπλῳ Ἀσίας, wie wir ohne weiteres mit Meursius und Kuhn lesen. Aelianus bestätigt, er habe gehört, es habe noch eine Lesbische Sappho, keine Dichterin, sondern eine Hetäre gegeben. Hr. Ciampi liest τῆς ἑτέρας ὁμώνυμος Σ. ἐρασθείσης, das schon wegen der Kasusänderung schwieriger.)

3. Sappho als Heroine von Eresus, wie von Mytilene, war keine leere Voraussetzung. Eine Hetäre, selbst eine minder unberühmte, hätte man nicht auf die Münze gesezt. Eine einigermaßen berühmte Frau von Eresus hätte Strabo, wenn ihr Vaterland nicht nach andern ein andres war, dort nicht ausgelassen, wo er die berühmten Personen jenes Ortes aufzählt (XIII. p. 917 Bemerkung von Ciampi); er hatte sich aber für die Sappho von Mytilene entschieden. Von beyden als Dichterinnen hatte Suidas gelesen, aber auch wie die schlimmeren Sagen der Eresierin zugetheilt wurden; die Mytilenische führt er als Dichterin an, die Eresische als Liebende und nach einigen auch als Dichterin.

Wenn wir nach diesem allem an eine einzige Dichterin Sappho glauben, so hebt die Frage um ihr Bildniß aufs neue an. Eine gewisse Verschiedenheit der Bildung auf Münzen verschiedener Städte ist nicht unwahrscheinlich, und darum mögen wir auch, wenn die Sapphoköpfe der Eresier gefunden sind, an dem bisher für die Sappho der Mytilener erkannten Kopf ungern zweifeln, obwohl die ältlichen Züge der Münze und die Kopfbedeckung ihm einigermaßen entgegen sind. Das was uns ältlich scheint, weil es nicht völlig entschieden ist, entschuldigt Visconti durch die von Damocharides (Anal. II. 20. 4.) erwähnte Völligkeit der Poetin bey feiner Haut; übrigens zeigt Stobäus Serm. LXIX., wie man auch der ältlichen Dichterin (γεραίτερα) nicht uneingedenkt war. Jugendlicher ist der Kopf der zwey bezeichneten Büsten. Die Kopfbedeckung kann an bedeckte Sängerhäupter älterer Werke erinnern, wie in einem zwischen Orpheus und Amphion schwankenden Relief und einem vermutblichen Fragment des Phigalischen Apollo. Dagegen ist es schwer zu begreifen, wie nach Visconti Sappho durch jene Kopfbedeckung einer zehnten Muse ähnlicher seyn sollte; da ja im Gegentheil eine einfache Haarordnung ohne andre Bedeckung als höchstens Kranz oder Stirnbinde der Sitte von Musen und Sängerinnen entspricht. Vielmehr würde uns diese gerade ein Grund mehr scheinen, die Nachahmungen des verfeinerten Alterthums, die uns etwa in unbekannten Marmorköpfen das Bildniß der Sappho erhalten haben könnten, in den zierlichen Formen der Eresierin zu erwarten und zu suchen. Schließlich mag für prüfende Münzkenner noch die Frage ihren Ort finden, ob auf die vermeintliche Münze von Ereus etwas zu geben sey, auf der Haym tesoro Britann. I. p. 145 einen im Profil durchaus verschiedenen, im Kopfputz der Mytilenischen Münze nicht unähnlichen Kopf der Sappho zu finden glaubte. G.

Ein Bild von Lukas Kranach.

Dem fleißigen Sammler Joseph Heller ist ein Bild des alten Lukas Kranach unbekannt geblieben, dessen Nachweis auch freylich versteckt genug steht. In Weddigens Westphälischem Magazin Bd. 1. Heft 3. S. 76. Beschreibung der Stadt Minden, heißt es bey der evangelischen St. Martinskirche: „In der Kirche selbst ist hinter dem großen Altar ein historisches Stück von Lukas Kranach bemerkenswerth. Es stellet den heiligen Martin vor, wie er einen Zipfel seines Gewandes abschneidet, und einem am Wege liegenden, mehrentheils nackten Bettler darreicht. Auch an diesem Stück hat dieser große deutsche Künstler das ihm eigene freye Kolorit und den vortrefflichen Ausdruck nicht verläugnet.“ B.

Stuttgart.

Dannecker's Christusstatue ist glücklich in Petersburg eingetroffen, von Ihro Majestät der Kaiserin Mutter mit höchstem Wohlgefallen aufgenommen und Sr. Majestät dem Kaiser zum Geschenk bestimmt worden. Das kolossale Bild wurde hierauf nach Zarsko-Selo gebracht und dort zur Beschauung für Se. Majestät aufgestellt. Es soll nun im nächsten Frühjahre im Park von Zarsko-Selo eine eigene kleine Kapelle für dasselbe erbaut werden, zu welcher bereits der Plan entworfen ist. Zum besondern Zeichen allerhöchsten Wohlgefallens hat Se. Maj. der Kaiser das Kreuz des Wladimir-Ordens, und J. M. die Kaiserin Mutter einen Brillantring von hohem Werthe Hrn. v. Dannecker zu übersenden geruht.

Druckfehler.

In Nr. 4. S. 16. Anm. ist statt dipiuti volgarm. chiomali zu lesen dipinti volg. chiamali.

Nr. 6.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 20. Januar 1825.

Hans Lützelburger, genannt Frank, Formschneider.

Der Verfasser dieses kleinen Aufsatzes hatte sich schon längst vorgenommen, über die vorzüglichen Arbeiten dieses Meisters im Formschneiden, wovon die königliche Kupferstichsammlung zu Dreßden einige Seltenheiten aufbewahrt, den Freunden der Kunst und insbesondere den Liebhabern und Kennern der Holzschneidekunst einiges mitzutheilen. Abgesehen von dem weitern Forschen über die Meynungen, ob die Heroen der altdeutschen Kunst, als Dürer, Holbein und andere gleichzeitige berühmte Meister selbst, in Holz geschnitten oder ob ihre Werke (wie es am wahrscheinlichsten seyn dürfte und schon oft von einigen neuern Schriftstellern behauptet worden ist) von den eigentlichen Formschneidern auf die von jenen Meistern mit der zartesten Sorgfalt und Ausführung gezeichneten Holzstöcke geschnitten worden sind, hat der Vf. nur gesucht, jene Seltenheiten des oben genannten Meisters einzeln zu beschreiben. Noch mehr aber wurde er durch die im Kunstblatt 1823. Nr. 31. seq. vom Freyherrn von Rumohr aufgeführten Notizen über die xylographischen Arbeiten von Hans Holbein, wo besonders des Hans Lützelburger gedacht und auf das königliche Kupferstichkabinet zu Dresden verwiesen wird, hierzu veranlaßt.

Hans Lützelburger gehört, den weiter unten angezeigten Werken zufolge, zu den ersten Meistern der Formschneidekunst. Das Technische seiner Blätter, besonders in dem Alphabet mit dem Todtentanz, ist unstreitig das Höchste, was man davon aufweisen kann, der hohe Charakter der Zeichnung und die einfach geformten Lagen der Striche, die sich zart in's Licht verlaufen, zeugen von der größten Geschicklichkeit, und der Zartheit nach scheinen diese Arbeiten (wie es von Manchen geglaubt wird) in Metall gegraben zu seyn.

Von dem Namen unsers Künstlers und besonders von seinen Werken finden wir wenig oder nur sehr unbestimmte Nachrichten. Murr in seinem Kunstjournal B. 16. p. 10. erwähnt ihn bey Gelegenheit des Holbein'schen Todtentanzes, als ob er, wegen der Buchstaben H. L. auf einem Blatt dieses Werks, der wirkliche Formenschneider dieser Blätter sey; und später bey dem nachfolgenden Alphabet (wovon sich in der Rathsbibliothek zu Basel ein Abdruck befindet). Ferner im 5ten Band des nämlichen Journals p. 25., wo ein Gefecht zwischen nackenden Männern und Bauern im Walde beschrieben wird und mit dem Namen Hanns Lenczelburger Furmschneider angezeigt ist. In Brulliot's Dictionnaire des Monogrammes 2e partie No. 215. ist dasselbe Blatt auch erwähnt, eben so in Bartsch Peintre-Graveur, Vol. VII. pag. 552. unter dem Monogramm N. H.

„Merkwürdig ist es übrigens, daß dieses Blatt bis-
„her zweymal anders beschrieben vorkommt; nämlich bey
„Murr und Brulliot mit dem unten eingedruckten Na-
„men Leuczelburger und einem Alphabet, bey Bartsch
„ohne weitern Namen, als nur dem Monogramm N. H. *),
„da hingegen in der königlichen Kupferstichsammlung zu
„Dreßden es unten mit einem vier Zoll breiten Rand,
„worinnen drey Abtheilungen Verse enthalten sind, die
„sich folgender Art anfangen, befindlich ist:

„Ain Innsel haist Utopian,
„Die legt nit feer von Morian etc. etc.

„Nun folgt ein großer Lobspruch über die Malerkunst,
„welcher mit den Worten schließt:

„Das braucht en für ain langer Spiess,
„Er thue jms nach dem des verdriess.

„Dieses Blatt ist in der königlichen Sammlung zu Dres-
„den unter den Namen Hans Neudörfer? aufbe-
„wahrt.“

Bartsch spricht ferner von einem Hans Franck. Vol. VII. p. 236, und 237 von einem ähnlichen Meister, der sich H. F. bezeichnet hat (wahrscheinlich ein und derselben) und welche beyde zu dem Triumph Maximilians I. nach Burgmair's Zeichnungen mehrere Holzplatten geschnitten haben.

---

*) In umgekehrter Stellung.

Der Abbate Zani in seinem großen Werk: Enciclopedia method. Vol. XII. Parte I. p. 152, nennt unsern ausgezeichneten Künstler: il vero Principe degli incisori in legno. Mit dem vollesten Recht muß man ihm beystimmen. Endlich neuerer Zeit schreibt Jos. Heller von ihm in seiner Geschichte der Formschneidekunst, und von dessen Alphabet in dem neuern Handbuch für Kupferstichsammler unter dem Artikel Hans Holbein.

In Füeßli's allgemeinem Künstlerlexicon Suppl. ist des Künstlers zweymal gedacht, jedoch sehr unbestimmt und undeutlich. Wincklers Kupferstichkatalog gedenkt seiner nur entfernt unter dem Artikel Holbein. V. Heinecke in seinem auf der königlichen Bibliothek zu Dresden aufbewahrten Manuscript des Dictionnaire des artistes übergeht diesen großen Künstler fast ganz und gedenkt seiner ganz einfach als Formenschneider eines Alphabets. Fiorillo in seiner Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland 2ter Band p. 401. gedenkt auch des Hans Lützelburger bey Gelegenheit des Holbein'schen Todtentanzes.

Die Hauptwerke unsres Künstlers sind, (wenn nicht Holbeins Todtentanz auch von ihm in Holz geschnitten ist,) zwey römische Alphabete, wovon jedes auf einen halben Bogen mit vieler Symmetrie (wie es scheint als Probe) aufgedruckt ist. Das erste Alphabet enthält hinter jedem sich weiß aushebenden Buchstaben die Scenen des bekannten Todtentanzes, *) in äußerst sinn- und geistreichen Zusammenstellungen, jedoch sehr von den Zusammenstellungen des bekannten Holbein'schen abweichend. Auf diesem Blatt ist unten der Name des Formenschneiders folgendermaßen aufgezeichnet:

HAnns Lützelburger, Formschneider, genant Frank.

Jeder Buchstabe ist regelmäßig 11 Linien eines Zolles Pariser Maaß in's Gevierte. Der Inhalt der hinter den Buchstaben des ersten Alphabets angebrachten Figuren ist folgender:

A. Der Tod (wie gewöhnlich als Gerippe eines Menschen dargestellt), welcher die Trommel schlägt, schreitet in Begleitung eines zweyten Gerippes, welches die Trompete bläst, über einen Acker mit Menschenschädeln.

B. Der Tod führt mit Gewalt einen Papst fort, während ein zweytes Gerippe ihm die Krone raubt und ein böser Geist ihn herabziehen will.

C. Zur Rechten wird einem Kaiser vom Tod die Krone geraubt, indeß ein anderes Gerippe zur Linken ihn in's Gesicht schlägt.

D. Ein König auf den Knieen liegend, wehrt sich gegen den vor ihm stehenden Tod, während er von einem andern Gerippe am Hals fest gehalten wird.

E. Der Tod zieht einen Cardinal, welcher sich ängstlich umsieht, mit sich fort.

F. Eine auf dem Thron sitzende Kaiserin, wird vom Tod bey dem Unterkleid gefaßt, während ein anderes Gerippe nach der Krone langt.

G. Eine Königin auf dem Mantel knieend, ihr zur Rechten der Tod, welcher sie mit einer Schnur erdrosseln will, indem zur Linken ein zweytes Gerippe mit der Pfeife aufspielt.

H. Der Tod zieht einen Bischof mit sich fort.

I. Ein Herzog oder Kurfürst mit aufgehabenen Händen und verzweifelndem Blick, wird vom Tod am Mantel zurückgehalten.

K. Der Edelmann, ihm stellt der verkleidete Tod ein Bein mit einem Dreschflegel.

L. Der Tod mit einem Chorhemd angethan und den Weihkessel haltend, nimmt einen Domherrn mit sich fort.

M. Der Arzt und der Tod, beyde betrachten ein Uringlas; im Hintergrund entledigt sich ein Ungeheuer eines Bedürfnisses in ein Gefäß.

N. Ein Wucherer am Geldtisch wird rückwärts vom Tod gepackt, während ein anderes Gerippe sich des Mammons versichert.

O. Ein wohlgenährter Dominikaner wird vom Tod bey der Stola fortgezogen.

P. Der Tod, zum Theil militärisch gekleidet, kämpft gegen einen Ritter, der mit der alten Schweizertracht angethan ist.

Q. Eine Nonne schüchternen und ängstlichen Blicks, wird vom Tod, welcher als Mönch gekleidet ist, weggeführt.

R. Der Tod mit bekränztem Haupt und mit Stiefeln angethan, bemeistert sich des Narren.

S. Eine Buhldirne in feiner Stellung sitzend, neben ihr der Tod mit einer Mütze und bekleidet, sie liebkosend. Im Hintergrund ein zweytes Geripp mit hergewendetem Hintern, worauf eine Sanduhr steht.

*) Allgemein wird immer Holbein als derjenige genannt, von welchem die ersten bildlichen Darstellungen dieses Gegenstandes sich herschreiben, jedoch ist es ziemlich entschieden, die Idee, die verschiedenen Stände tanzend mit dem Tod vorzustellen, gehöre wohl schon ältern Künstlern an. Verschiedene Gerippe tanzend nach dem Ton einer Pfeife, die von einem halbverwesten Gerippe gespielt wird, findet man schon in einem Holzschnitt nach Wolgemut oder Pleydenwurff in Hartmann Schedels Chronik vom Jahr 1493 Seite CCLXI.

Eine sehr fleißig ausgearbeitete Zusammenstellung über die bildliche Darstellung der Todtentänze oder Danses Macabres, besonders hinsichtlich ihres Ursprungs, findet man in Fiorillos Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland. 4ter Band p. 117.

T. Ein Trunkenbold liegt auf der Erde, das Gerippe zieht ihn am rechten Bein, während ein zweytes Gerippe ihm aus einer Flasche den Rest in den Mund gießt.

V. Ein Bauer zu Pferd jagt mit demselben in Galopp davon, hinter ihm der Tod ihn festhaltend.

W. Ein sehr betagter Eremit mit Crucifix und Rosenkranz, geht gebückt aus seiner Hütte, der Tod neben ihm sucht ihm den Weg zu zeigen.

X. Der Tod überrascht die Spieler und bemeistert sich der auf dem Tisch liegenden Summen. Ein Dämon von monströser Gestalt ist im Hintergrund.

Y. Der Tod in das Innere einer Wohnung eingedrungen, raubt aus einer Wiege ein Kind, die Mutter zerrauft sich verzweifelnd ihr Haar.

Z. Das allgemeine Weltgericht. Christus sizt auf einer Weltkugel, umgeben von vielen Figuren; über ihm in einer Glorie die Patriarchen.

Das zweyte Alphabet römischer Initialbuchstaben enthält mehr freye Gegenstände, steht übrigens in der Reinheit und guten Zeichnung sowohl als in Betracht des Technischen jenem erstern Alphabet mit dem Todtentanz etwas nach. Die Größe eines Buchstabens ist ins Gevierte 10 Linien eines Pariser Zolls; übrigens sind alle Buchstaben auf ein Blatt, wie das erste Alphabet, jedoch ohne des Formenschneiders Namen gedruckt.

Die Buchstaben A. B. C. D. E. F. G. H. I. K. enthalten einen Bauerntanz, wo jedesmal hinter den sich weiß aushebenden Buchstaben zwey Figuren in tanzenden Stellungen zu sehen sind und der Buchstabe A. zwey Dudelsackpfeifer vorstellt, welche den Reihen beginnen.

Die in den übrigen Buchstaben enthaltenen Gegenstände sind folgende:

L. Eine Dirne sizt mit einem Burschen unter einem Baum in freyer liebkosender Stellung.

M. Drey Bauern, welche sich schlagen.

N. Ein Bauer tanzt mit einer Bäuerin, zur Linken eine andere als Zuschauerin.

O. Ein trunkener Bauer, welcher auf einen Soldaten losgeht, wird von einem Weib zurückgehalten.

P. Ein Bauer hält mit seinem Weib einen Krug.

Q. Zwey Bauern halten einen Trunkenen, welcher speiet.

R. Ein Mann rührt in einem über Feuer stehenden Kessel, bey welchem ein Weib steht. Das Ganze scheint eine Hexenscene.

S. Ein Bauer verrichtet rechts bey einem Zaun seine Nothdurft, ein Schwein frißt davon.

T. Ein Bauer nach links gewendet und ein Weib, beyde ihre Nothdurft verrichtend.

V. Bauern, welche Kugeln spielen, im Vorgrund rechts einer, welcher eine Kugel hält.

W. Ein junger Bauer mit einem Mädchen auf einem Pferd sitzend.

X. Ein mit einem Mantel bekleideter Mann unterhält sich mit einer Frau am Tisch, hinter welchen ein Mann hervorblickt.

Y. Vier Bettelbuben, wovon einer zur Rechten eine Ruthe hält.

Z. Vier mit einander gehende Bauern und Knaben, wovon einer zur Linken einen Stock hält.

Ein drittes Blatt, welches wahrscheinlich die Probe eines Formenschneiders oder Buchdruckers ist, enthält drey Alphabete Initialbuchstaben, zum Theil große römische und auch mehrere griechische. Hinter den großen römischen Buchstaben *) sind verschiedene nackende Kinder mit Instrumenten und Spielzeug; die griechischen Buchstaben hingegen enthalten Scenen der heil. Schrift.

Obgleich die Originalzeichnungen von derselben Hand der oben beschriebenen zwey Alphabete seyn können, so ist doch desto weniger der Holzschnitt unserm Lützelburger zuzueignen, indem der Schnitt selbst rauh und breit und die Zeichnung der Formen und des Ausdrucks durchaus schwerfällig gegen jene vorzüglichen Blätter erscheint. Merkwürdig ist es übrigens, daß unter diesem großen Alphabet der Buchstade C. von der Gegenseite nach dem oben genannten Todtentanz copirt ist, auch die Buchstaben F. und Q. ebenfalls Scenen des Todtentanzes, jedoch von ganz anderer Composition als in dem genannten enthalten.

Wir wiederholen, daß besonders in dem ersten Alphabet mit dem Todtentanz, der schönste Ausdruck der Zeichnung in den Köpfen der kleinen Figürchen enthalten ist und das Ganze ein sehr hohes Gepräge der Kunst trägt. Das was unsers Künstlers Arbeiten rücksichtlich der Zartheit an die Seite gestellt werden könnte, ist eine Sammlung von 90 kleinen biblischen Bildern, unter dem Titel: Historiarum veteris instrumenti Icones etc. etc. Lugduni, sub scuto Coloniensi 1538, welches kleine xylographische Werk, wie am Schluß steht, von den Gebrüdern Melchior und Gaspar Trechsel herausgegeben wurde. Die vier erstern Blätter dieser biblischen Scenen enthalten die Schöpfungsgeschichte der Eva und den Sündenfall der ersten Eltern, und sind dieselben Gegenstände der vier ersten Blätter des Holbein'schen Todtentanzes Nr. 1 — 4. Die Größe ist 2 Z. 5 L. hoch und 1 Z. 10 L. breit, dahingegen die andern Blätter 3 Z. 3 L. breit und 2 Zoll 4 L. hoch sind.

Zani Encyclopedia meth. Parte II. Vol. I. p. 306 nennt diese vorzüglichen Blätter unter dem Artikel Holbein. Papillon in seinem Traité historique et pratique de la gravure en bois T. I. p. 166 und 67. nennt diese Blätter unter dem oben angezeigten Titel, jedoch mit der spätern Jahrszahl 1539, und eignet die Arbeit auch dem Hans Holbein zu.

Nach Hrn. v. Heineckes Meynung wurden diese Blätter dem petit Bernard zugeschrieben.

Ungeachtet nun nicht genau bekannt ist, ob diese vorzüglichen Blätter von Hans Lützelburger sind, so ist es doch vermöge der zarten Arbeit und des übrigen Charakters, welcher mit dem oben beschriebenen Alphabet sehr

*) „Die Anfangsbuchstaben in den Nugae des Bourbonius haben einige Aehnlichkeit mit dieser Arbeit, aber keineswegs mit dem ersten Alphabet des Todtentanzes wie Einige geglaubt hatten.“

übereinstimmt, wahrscheinlich, daß sie auch den Lützelburger zum Verfertiger haben. Als bekräftigend könnte man noch hinzusetzen, daß diese biblischen Blätter in Lyon erschienen, wo auch der von Lützelburger geschnittene Holbein'sche Todtentanz ans Licht kam.

Dresden im October 1824.

J. G. A. Frenzel,
Inspektor der königlichen Gallerie der Kupferstiche und Handzeichnungen.

München. December 1824.

Es dürfte manchem auswärtigen Kunstfreunde interessant seyn, von einer neuen Gesellschaft, die sich seit einiger Zeit in unserer Hauptstadt unter dem Namen: der Kunst-Verein *) gebildet hat, Kenntniß zu erhalten. Dieser Kunstverein, dessen Satzungen von der königlichen Regierung bestätigt wurden, ist nicht mit unsrer Akademie der bildenden Künste zu vermengen, die durchaus nichts mit ihm zu thun hat. Die Gründe zu seiner Stiftung, von den Stiftern selbst angegeben, sind folgende:

In unsrer Hauptstadt und in dem Umfange des Königreichs Baiern befindet sich eine beträchtliche Anzahl von bildenden Künstlern, wovon viele nicht nur im Vaterlande, sondern selbst in auswärtigen Staaten in einem bedeutenden und ansehnlichen Rufe stehen. Eben so zahlreich sind die Kunstliebhaber und Freunde, wovon Viele einen Schatz von vorzüglichen Kunstwerken aus den verschiedenen Fächern der bildenden Künste besitzen. Es besteht gleichwol unter den ausübenden Künstlern des Königreichs keine Art von Verbindung; selbst diejenigen, welche in der Hauptstadt wohnen, kennen sich kaum wechselseitig, und leben ohne alle Berührung mit einander. Von einer unmittelbaren Annäherung der Künstler und Kunstliebhaber an die Kunstfreunde und Besitzer von Kunstwerken findet sich keine Spur vor, und so bleiben Schätze, welche fruchtbringend für die Kunst wirken könnten, größtentheils unbekannt und unbenützt in Kabinetten oder Taschenbüchern und Schubläden verborgen. Der Austausch der Ideen und die freundschaftliche Beurtheilung der Kunsterzeugnisse verschiedener Meister in einem Kreise von Kunstverständigen; die gegenseitigen Aeußerungen der Techniker und Theoretiker, der Forscher und Erfahrnen; die Benutzung der Ideen aller jener Männer, welche ihre Urtheile durch Vergleiche von Kunstwerken und Kunstschulen wissenschaftlich oder geschichtlich berichtigt, geläutert und begründet haben, kann nichts anders als günstige Resultate für den Aufschwung der bildenden Künste im Vaterlande gewähren. Dringende besondere Gründe reihen sich an zur Unterstützung der allgemeinen Ansicht. Nicht selten ist es geschehen, daß die Werke hiesiger Künstler, aus Mangel an Verbindung derselben unter sich und mit den Kunstfreunden, in's Ausland gewandert sind, ohne daß man dieselben hier nur gesehen, und ohne daß ihre Erscheinung in dem größern Künstlerkreise bekannt geworden war. Es ist sehr begreiflich, daß hierunter nicht nur der Ruhm der Künstler im Vaterland, sondern auch die sehr lehrreiche Kunstgeschichte, endlich selbst der Ruhm des Vaterlandes leidet, das in den kunstreichen Schöpfungen und Meisterwerken seiner Bewohner einen Theil seiner Verherrlichung erblickt. München wird überdieß jährlich von einer Menge fremder Künstler und Kunstfreunde besucht, denen es, bey einer mangelnden Vereinigung der hier lebenden Künstler, durchaus an Gelegenheit fehlt, während ihres oft kurzen Aufenthalts mit der Mehrzahl derselben bekannt zu werden, und ihre Kunstschöpfungen auch nur zu sehen. Hiedurch verlassen solche Fremde die Stadt, mit einem weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibenden Begriff von der Anzahl und dem Gehalte der darin lebenden Künstler; diesen entgeht manche zweckmäßige Bestellung für das Ausland, vortheilhafte Verbindungen unterbleiben, welche ein leichtes Zusammentreffen der fremden und einheimischen Künstler und Kunstfreunde zuverlässig herbeyführen würde. Bey dem gegenwärtigen Zustande der Literatur und Kunst, bey dem schnellen Aufschwunge mancher Zweige, bey den vielen neuen Erfindungen und Erscheinungen jeder Art ist es keinem ausübenden Künstler möglich, in Unbekanntschaft mit denselben zu leben, ohne seiner eignen Fortbildung und seinen Fortschritten zur Vollkommenheit hindernd in den Weg zu treten. Die Mittel zu diesem Zwecke stehen gleichwol nicht jedem Einzelnen zu Gebote, und ein Verein kann hier allein eine heilsame Erleichterung gewähren. Vielfach sind überhaupt noch die Vortheile, welche aus einem Verein von Künstlern und Kunstfreunden hervorgehen können, die sich ihre wechselseitigen Kenntnisse und Erfahrungen mittheilen, sich den Zutritt zu ihren Kunstsammlungen freundschaftlich gewähren, und Mannigfaltigkeit der Ansichten über Erzeugnisse der Kunst befördern. Eine vermehrte Beschäftigung der Künstler durch Arbeiten, welche das Vaterland ehren, wird die unmittelbare Folge dieser Annäherung seyn, und eine größere Verbreitung eines wahren und guten Kunstgeschmacks im Königreiche das allmählige fast unbemerkt folgende Ergebniß.

Die Tendenz des Vereins besteht demnach darin, den Geschmack an den Erzeugnissen der Kunst unter dem Publikum zu verbreiten, den Kunstgeschmack volksthümlich zu machen, eine Aufgabe, die nicht in dem Ressort der königlichen Akademie, die als Lehr- und wissenschaftliche Kunstanstalt höher gestellt ist, liegen kann, denn diese kann sich nicht um den Verkauf und die Bestellung von Kunstwerken bekümmern, während die nur alle drey Jahre wiederkehrende Ausstellung eine zu weit von einander ausgesezte Periode ist. Was bis jezt in dem Verein ausgestellt ward, übertraf alle Erwartung: Einige sechzig größere und kleinere Gemälde, mehrere plastische Kunstwerke, einige zwanzig Aquarelle und Tuschzeichnungen, zwölf Kupferstiche und eine beträchtliche Anzahl von Portefeuillen, Handzeichnungen und architektonischen Planen, antiken und modernen Kupferstichen, lithographirten Blättern, dann französischen und englischen Prachtwerken, welche in den Abendunterhaltungen vorgelegt wurden und den Besuchern einen reichen Kunstgenuß verschafften.

Der Verein, der vor sechs Wochen noch 150 Mitglieder zählte, zählt in diesem Augenblicke nahe an 300, ein Beweis, wie sehr er als Bedürfniß gefühlt worden ist. Alle in München wohnende Künstler von Bedeutung, mit Ausnahme einiger wenigen, gehören ihm an, und unter den Kunstfreunden haben sich fast alle Staatsminister, die meisten fremden Gesandten, und eine Menge anderer ausgezeichneter Personen jeden Ranges aufnehmen lassen. Unser alles Große und Schöne fördernde König hat huldreich erlaubt, seinen Namen als Protektor an die Spitze der Mitglieder zu stellen, eine ehrende Auszeichnung, die dem Vereine Dauer und fortwährende glückliche Resultate sichert.

t.

*) Wir haben im vorigen Jahrgang bereits von zweyen unserer HH. Correspondenten Berichte über diese Anstalt erhalten (Nr. 31. u. 83.), doch wird auch diese von einer dritten Hand herrührende Notiz nicht unwillkommen seyn.

Red.

Berichtigung.

In Nr. 4. des Kunstbl. S. 16. Sp. 2. Z. 29. ist statt Friedrich Wilmans zu lesen Heinrich W.

Nr. 7.

Kunst-Blatt.

Montag, den 24. Januar 1825.

Pompeji.

Den im vorjährigen Kunstblatt Nr. 95. gegebenen Nachrichten über die Bäder von Pompeji können wir durch freundliche Mittheilungen die folgenden aus der Mitte des Decembers hinzufügen.

Die neuesten Ausgrabungen werden in und hinter den drey neben einander gelegenen tonnengewölbten, länglich viereckten Gemächern fortgeführt. Das äußerste derselben nach der westlichen Seite und dem Gemach mit der Feuerungsanstalt gewandte, dessen Ende mit dem großen Marmorbecken schon seit einiger Zeit aufgedeckt ist, ist nun auch vorwärts nach dem Eingange zu gereinigt. Der einfache Mosaikboden mit weißem und schwarzem Saume ist sichtbar geworden; obwohl größtentheils eingefallen, scheint er doch sichere Spuren von Aushöhlung, wie zum Behuf eines Hypokaustums, darzubieten, dem zwey im Gange gegen das Gemach mit dem großen Heerde sonst vorhandene Kessel (ein größerer und ein kleinerer nach sichtlichen Anzeichen) dienen konnten. Unter dem Fries von schönem Blätterwerk ist die Wand gelb gefärbt und von sechs rothen Halbpilastern jederseits gestützt. Die Wölbung ist mit geschwungenen Riefeln zierlich durchzogen. Die äußerste Höhe mag nun an sechszehn Fuß betragen. Diese genauere Kenntniß des Gemaches gewährt nun noch eine unerwartete merkwürdige Erscheinung. Es ist die eines länglich viereckten Bades von drey Mannslängen: drey Stufen führen von dem Fußboden zu ihm hinauf, deren oberste zugleich ein Geländer bildet. In der umlaufenden Einfassung sind Spuren einer Metallröhre geblieben. Da zu beyden Seiten dieses Gemaches Erwärmungsanstalten liegen, ist es klar, daß auch dieser Raum zu warmen Bädern bestimmt war, das Marmorbecken vielleicht zur Abspülung nach denselben. Das ähnliche Bad und die schmucklose Erscheinung der drey früher entdeckten Gemächer mag die Voraussetzung gleicher Bestimmung beyder, des erstbeschriebenen für Aermere, rechtfertigen; der Heerd im äußersten jener Gemächer konnte beyden dienen. Auch das anstoßende Gemach, das man bisher durch den von Atlanten gebildeten Fries am deutlichsten unterschied, ist nun weiter aufgeräumt worden. Den Einsturz der Decke hat man an der nach der Straße gerichteten Seite und seitwärts von ihr zur Rechten nicht durchaus zu verhindern gewußt. Sonach stehen von den Atlanten an jener am stärksten beschädigten Seite nur noch drey, da doch auf der gegenüberstehenden schmalen Seite, nach dem Hofraum zu, acht erhalten sind. Seitwärts nach dem erstbeschriebenen Zimmer mit dem Marmorbecken hin erscheinen nach der Hinterwand zu sechs und nach der Straßenseite zu, von einer Verbindungsthür an gerechnet, sieben. Von der weiter zurücktretenden Verbindungsthür nach dem dritten Zimmer bis zur Hinterwand zählt man eilf. Wenn vorher die üppige Zierlichkeit der mehrfarbigen Stuckdecke und die in Monumenten dieser Zeit doppelt befremdende Reihe des stützenden Gigantengeschlechts die Aufmerksamkeit auf dieses Zimmer ganz vorzüglich gespannt hatten, so scheinen die folgenden Ergebnisse jene Erwartungen noch zu übersteigen und das geschmückteste der bisher bekannten Zimmer von Pompeji hier vor die Augen zu rücken. Der Fußboden ist einfach, von weißem Musaik, dagegen wird die Annahme eines Prachtzimmers durch Geräth und Begränzung aufs gültigste bestätigt. Verbindung mit einem anstoßenden Hofraum ließ sich schon früher bemerken: diese ist nun durch ein hoch angebrachtes Fenster klar, von dessen daumdickem, durch ein bronzenes Kreuz zusammen gehaltenem Glase schöne Reste gefunden wurden. Die Wand unter demselben lehnt sich an eine oben platte Nische des Hofraums, der Nische mit dem Labrum entsprechend, um welche die Tiefe des zweyten Zimmers geringer ist, als die des ersterwähnten. Innerwärts vor jener Wand erschien ein bronzenes Kohlenbecken, wenigstens einer Mannslänge im Durchmesser, gestützt von vier Füßen, von denen nur oberwärts hervorschauende Sphinxköpfe sichtbar geworden waren. An den Seitenwänden fanden sich zwey Bänke, ebenfalls von Bronze, ihre Füße mit Stierköpfen verziert. Diese Ruhe- und Erwärmungsanstalten des halbgeöffneten Zimmers lassen es gern für ein Ruhezimmer halten, das man nach dem Bade ansprach, ein Tepidarium nach Schwitzbädern, wie

nach kalten Bädern brauchbar, wenn etwa das benachbarte runde Bad den lezteren diente.

Zu diesem runden Bade, dessen dem äußeren Anschein nach konische (nicht römische Kunstbl. Nr. 95.) Decke früher auf die Voraussetzung eines viereckten führen konnte, gelangt man durch das dritte der neben einander liegenden Gemächer; die Verzierungen dieses dritten Zimmers sind in der Art der beyden vorigen, doch weniger zahlreich. Der Fries ist von Greifen und Gefäßen gebildet; mitten inne (?) ein Ammonskopf. Die Wand ist gelb gefärbt. Aehnliche Gefäße, mit Amoren zusammengestellt, schmücken die Wölbung. An den Wänden entlang laufen Bänke mit seltsamen, oberwärts regelmäßig angebrachten Löchern, die an der sonst sehr wahrscheinlichen Bestimmung eines Frigidariums einen Augenblick irre machen können, aber doch nach sonstiger Anwendung von Röhren und nach den Anzeichen der Umgebung nicht zur Erwärmung dienen konnten. Zwey von einander wenig entfernte Thüren führen, die Hinterwand unterbrechend, linkswärts in einen schmalen Gang, rechts in die Rotunde. Ihre Wände sind durch vier Nischen abgetheilt, der mittlere Raum bildet ein weites Marmorbassin, ringsum mit Bänken zum Behuf der Badenden. Fries und Decke sind auch hier mit zierlichen Stucken geschmückt; auf dem Fries erscheinen wettrennende Knaben in Zweygespannen, mit Wettläufern und Reitern wechselnd. In der Mitte des Kuppelgewölbes ist eine Lichtöffnung.

Die Erscheinung eines von Canonicus Jorio zweckmäßig angelegten Plans von Pompeji ist nur durch diese neuesten Entdeckungen verzögert, die man dort eingetragen finden wird. G.

Anm. d. Red. In dem oben erwähnten Bericht des Hrn. Verfassers über Pompeji Kunstbl. Nr. 95. v. J. sind folgende Druckfehler zu verbessern: Z. 1. statt gesammten — gespannten. — Z. 15. v. u. statt römischer — konischer. — Z. 4. v. u. statt Keule — Kuh.

Rom.

Wir geben hier die Anzeige einer Beschreibung von Rom, die einem lang und dringend gefühlten Bedürfniß abhelfen, eine Menge anderer Werke entbehrlich machen und an erschöpfender Gründlichkeit in ihrer Art wenige ihres Gleichen haben wird. Durch die Vereinigung mehrerer ausgezeichneter Gelehrten ward es möglich, den anfänglichen Plan, der blos auf eine berichtigende Umarbeitung von Volkmanns Werk berechnet war, zu verlassen, und ein selbstständiges befriedigendes Ganze zu liefern. Ein solches Werk ist der großen Kunststadt würdig; es wird die Aufsuchung und Kenntniß aller ihrer Denkmäler in hohem Grade fördern und bereichern. Wir freuen uns, diese Anzeige hier einzurücken, und werden auf den Wunsch der HH. Verf. in den nächsten Nummern die Abhandlung des Hrn. Geh. St. R. Niebuhr folgen lassen. Das Werk erscheint im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Red.

Beschreibung der Stadt Rom, von Ernst Platner, Carl Bunsen und Eduard Gerhard, mit einem Abriß der Geschichte des Wachsthums und Verfalls der alten, und der Wiederherstellung der neuen Stadt, von dem G. St. R. v. Niebuhr. Nebst Planen des alten, mittleren und neuen Roms, und Aufrissen und Ansichten einzelner Denkmäler, von den Architekten Knapp und Stier. Zwey Bände mit einem Urkundenbuch als Anhang.

Nach einer fünfjährigen Arbeit ist das gegenwärtige Werk so weit gediehen, daß wir seine bevorstehende Erscheinung mit Bestimmtheit anzeigen können. Der Zweck einer solchen Anzeige, eine richtige Ansicht von der Art zu geben, wie die Verfasser die vorliegende Aufgabe gefaßt haben, scheint am besten durch eine Uebersicht seines Inhalts, mit Andeutung der in der Vorrede näher zu erörternden Grundsätze der Ausarbeitung, erreicht werden zu können. Aus einer solchen Uebersicht wird sich wenigstens das Verhältniß dieser Unternehmung zu anderen, älteren und neueren, deutschen und auswärtigen Werken über Rom ergeben.

Die gegenwärtige Beschreibung der Stadt Rom sollte auf einer durchgreifenden kritischen Sichtung der topographischen Thatsachen ruhen, welche uns die Stellen der Klassiker und die Zeugnisse älterer und neuerer Aftographen auf der einen, so wie der Augenschein auf der andern Seite darbieten, so daß sie selbst nur die Ergebnisse der Forschung in einer für das Ganze der gebildeten Beschauer und Leser berechneten Form enthielte. Da aber der topographische urkundliche Stoff noch nirgends, weder im Einzelnen kritisch noch im Ganzen vollständig, zusammengestellt worden ist; so war es unmöglich, die Beschreibung auf ein schon vorhandenes gelehrtes Werk zu stützen, vielmehr mußte es dem kritischen Leser erst möglich gemacht werden, die Masse alter und neuer Zeugnisse in möglichster Genauigkeit und Vollständigkeit zu übersehen, um danach zuvörderst die Beschreibung selbstständig verfolgen, dann aber auch zu anderweitigen Forschungen in dem unermeßlichen Felde der römischen Topographie eine nicht ungründliche Vorarbeit finden zu können.

Aus dieser Ansicht ergab sich also zweyerley: erstlich, daß einzelne gelehrte Nachweisungen und Bemerkungen, besonders solche, die das Mittelalter betreffen, in gedrängte

Noten gewiesen wurden, die unter dem Text selbst zu stehen kommen; zweytens, daß die Gesammtheit der Quellen unsres topographischen Wissens vom alten Rom in ein besonderes Urkundenbuch, oder einen Codex topographiae urbis Romae, nach einem leicht zu übersehenden Plane geordnet wurden. Beyde Werke sind demnach in der Form von einander unabhängig, und doch ward durch ihre gegenseitige Beziehung die Möglichkeit gegeben, in einem mäßigen Umfange alle Thatsachen zu vereinigen und, so weit es zweckmäßig scheint, darzustellen, die jezt in mehr als hundert größeren und kleineren Werken, Abhandlungen, Monographien und dergleichen zerstreut sind, und bey der bisher befolgten Methode sich immer mehr zerstreuen und zersplittern müssen. Unvollständige und ungenaue Nachweisungen sind dem wahren Gelehrten, der allein im Stande ist die Zeugen selbst abzuhören, unnütz und zuwider: und Beschreibungen mit hineingemischten kritisch-polemischen Untersuchungen dem gebildeten Leser, der nicht die Forschung nachmachen will, eben so störend als nutzlos.

Wenn also die Befolgung des entgegengesezten Planes, für ein Werk, das sich der Leitung und Theilnahme eines der ersten Gelehrten Europa's zu erfreuen hatte, den Herausgebern eine unumgängliche Pflicht schien: so war es auch nur dieß Pflichtgefühl, welches sie ermuthigen konnte, sich durch die Schwierigkeit und Mißlichkeit eines solchen Unternehmens nicht abschrecken zu lassen. Denn es entging ihnen keineswegs, daß es viel belohnender ist, ein so angelegtes Werk zu vervollständigen und zu berichtigen, als es mit kaum vermeidlichen Lücken und Irrthümern zuerst anzulegen. Leider haben die Umstände es nicht erlaubt, daß der Geh. Staatsrath Niebuhr, dessen Anleitung und belehrenden Mittheilungen überhaupt das ganze Werk in dieser Form sein Daseyn verdankt, außer der Geschichte der Ausdehnung und Vertilgung der Stadt, womit er dasselbe geziert hat, noch andere Hauptabschnitte selbst bearbeiten konnte: seine unschätzbaren Notizen über dieselben — so über den Gang der servischen Mauern und das römische Forum — sind jedoch von den Herausgebern gewissenhaft benuzt, wie in dem Werke selbst an Ort und Stelle mit dankbarer Anerkennung erwähnt ist.

Nach den oben angedeuteten Grundsätzen zerfällt also das Hauptwerk, oder die Beschreibung der Stadt selbst, in zwey Theile: einen einleitenden allgemeinen, und einen besondern. Die Einleitung zuvörderst ist theils geognostischen, theils geschichtlichen Inhalts: dieser lezte Abschnitt ist hinsichtlich auf die Ringmauern zugleich beschreibend, weil die Betrachtung derselben nicht ohne große Nachtheile zerrissen werden kann. Der besondere Theil aber ist weder nach alten noch nach neuen Municipal-Eintheilungen, sondern nach natürlichen topographischen Massen geordnet, vom vaticanischen Gebiet anhebend, dann mit dem Capitol die Betrachtung des diesseitigen Roms beginnend, und das Ganze mit der Beschreibung des transtiberinischen Bezirks, im engeren Sinne, beschließend. Hieraus ergeben sich dreyzehn Hauptabschnitte. Der Beschreibung der Merkwürdigkeiten eines jeden der 13 Bezirke geht eine Geschichte und allgemeine Uebersicht voraus, beydes mit Beziehung auf das in der Einleitung bereits Festgestellte.

Das Nähere wird folgende Uebersicht des Inhalts ergeben.

Anhang.

A. Uebersicht der vorzüglichsten zu römischen Gebäuden und Bildwerken verwandten Steinarten. Von E. Platner.

B. Abhandlung über die christlichen Basiliken und die römischen insbesondere. Von demselben.

C. Ueber einige Hauptdarstellungen der alten Kunst, die in der Beschreibung der römischen Museen häufig vorkommen. Von Ed. Gerhard.

Beschreibung Roms nach topographischen Hauptmassen.

Erster Abschnitt. Beschreibung des vaticanischen Gebiets.

Erstes Hauptstück. Umfang und Geschichte des vaticanischen Gebiets. Einleitende Abhandlung von E. Bunsen.

Zweytes Hauptstück. Geschichte und Beschreibung der Peterskirche.

I. Die Basilika Constantins, ihre Geschichte bis zum Jahr 800 und Beschreibung in diesem Jahr. Von E. Bunsen.

II. Die Peterskirche des Mittelalters, ihre Geschichte und Beschreibung im Jahr 1506. Von demselben.

III. Die neue Peterskirche. Von E. Platner.

Drittes Hauptstück. Geschichte und Beschreibung des vaticanischen Palasts und seiner Sammlungen; von E. Platner. (In dieser Beschreibung ist das große vaticanische Museum zum Erstenmal vollständig verzeichnet worden.)

Viertes Hauptstück. Das Castell S. Angelo und der Borgo. Von E. Bunsen und E. Platner.

Anhang.

A. Monte Mario.

B. Via triumphalis und Via Sacra.

Zweyter Band.

Zweyter Abschnitt. Das Capitol und seine Sammlungen. (Einleitung von E. Bunsen, Beschreibung von E. Platner.)

Dritter Abschnitt. Der Palatin, oder Palatium und Velia. Einleitung von E. Gerhard, Beschreibung von E. Platner.

Vierter Abschnitt. Das Thal des römischen Forums, und die angränzenden Thäler mit ihrer Fortsetzung.

I. Die Fora.

A. Das Forum Romanum. Von E. Gerhard.

B. Die Fora Cäsars, Augusts, Nervas, Trajans. Von demselben.

II. Das Thal rechts vom Forum und Capitol, von demselben und von E. Platner.

A. Das Thal nach dem Fluß hin.

B. Das Thal des Circus maximus.

III. Das Thal links vom Forum (Thal des Colosseums, S. Clemente ꝛc.) Von E. Platner.

Fünfter Abschnitt. Der Aventin und seine Umgebungen.

I. Einleitung, von E. Bunsen.

II. Beschreibung der Merkwürdigkeiten des Aventins, der Höhen von S. Saba und S. Balbina und der Ebene des Testaccio, mit der großen Paulskirche und Trefontane. Von E. Platner.

Sechster Abschnitt. Der Celius und seine Umgebungen.

I. Einleitung. Von E. Bunsen.

II. Beschreibung von E. Platner.

Siebenter Abschnitt. Suburra und Carinen. Von Ed. Gerhard und E. Platner.

Achter Abschnitt. Die Esquilien. Von denselben.

Neunter Abschn. Der Viminal. Von dens.

Zehnter Abschn. Der Quirinal. Von dens.

Eilfter Abschn. Der Pincius. Von dens.

Zwölfter Abschn. Der Campus Martius. Von dens.

Dreyzehnter Abschn. Trastevere. Von dens.

Anhang. Beschreibung der Umgegend Roms, so weit sie nicht schon in die Beschreibung der Stadt aufgenommen ist (das Albaner Gebirg, Gabii, Pelestrina, Tivoli, Ostia) von Platner.

Die Beschreibung Roms werden zwey Pläne erläutern, die beyde genau astronomisch orientirt und in demselben Maaßstab gehalten sind, und von denen der zweyte der erste Versuch dieser Art ist:

1stens. Plan des jetzigen Roms, in der Größe der gewöhnlichen römischen Reductionen des großen Nollischen Plans, nach diesem selbst genau entworfen. Die zwey geräumigsten Ecken sind zu zwey kleineren Plänen benutzt:

A. Geognostischer Plan vom Rom, nach Brocchi.

B. Plan der Umgegend bis zu drey Millien von der Ringmauer.

2tens. Vergleichender Plan des alten mittleren und neuen Roms. In diesem ist das neue Rom nur in seinen Hauptpunkten und ganz schwach schraffirt, aufgetragen: das antike und das christliche Rom des Mittelalters (im weitesten Sinne) sind als Hauptsache verzeichnet, und durch eigenthümliche Behandlung von einander geschieden. Höhen und Tiefen sind durch Schattirung der ersten kenntlich gemacht.

Beyde Plane sind unter Leitung des Unterzeichneten von dem Hrn. Architekten Stier gearbeitet. Von den Hauptmonumenten werden besondere Aufrisse gegeben werden, so weit sie nöthig sind: ihre Sammlung wird ein von dem Werke auch unabhängiges Ganzes bilden, eben so wie der kritische Anhang, oder:

Urkundenbuch für die Topographie Roms, lateinisch von Ed. Gerhard.

I. Die sogenannten Regionarien, bloßer Text, nach vaticanischen Handschriften berichtigt.

II. Urkundlicher Commentar derselben, oder Stellen der griechischen und lateinischen Klassiker, Inschriften und Zeugnisse der Neuern, nach den Regionen des alten Roms geordnet.

III. Der Anonymus des Mabillon, oder topographische Notizen über Rom, zwischen 700 und 800.

IV. Mirabilia Romae, mit Vergleichung des Martinus Polonus u. a. oder Notizen über Rom aus dem 13ten Jahrhundert.

V. Poggius Florentinus de Fortunae varietate urbis Romae, oder Uebersicht der Trümmer des alten Roms vom Jahr 1431.

(Zum Schluß allgemeines Register.)

Rom, den 18. Oct. 1824.

Bunsen.

Nr. 8.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 27. Januar 1825.

Abriß

der

Geschichte des Wachsthums und Verfalls der alten, und der Wiederherstellung der neuen Stadt Rom.

Vom Geh. St. R. Niebuhr.

(Aus der Nr. 7. angekündigten Beschreibung Rom's von Platner, Bunsen und Gerhard.)

Zu einer Zeit, die sich chronologisch nicht bestimmen läßt, lag eine kleine Stadt auf dem Palatinischen, eine zweite auf dem Quirinalischen Berge; die erste, wahrscheinlich eine Tuscische, die zweite, eine Sabinische Colonie: als beide sich zu einem Staat vereinigten, ward der Tarpejische Berg die gemeinschaftliche Akropolis. Vielleicht erst nach dieser Zeit entstand eine dritte auf dem Berge Cälius; alle Niederungen zwischen und neben den beiden ersten waren noch Sumpf; auf den Carinen scheint eine durch einen Erdwall geschützte Vorstadt gelegen zu haben. Wo die Berge einigermaßen jäh waren, ist an keine Mauer zu denken.

Später entstand eine neue Vorstadt von größerer Wichtigkeit auf dem sehr festen Aventinus. Als nun der hier erwachsene Staat auf eine Zeit lang Mittelpunkt einer Vereinigung der Etrusker, Sabiner und Latiner ward, wurden die Niederungen durch die Cloaken ausgetrocknet, und der Wall vom Collinischen bis zum Esquilinischen Thor, und Mauern, welche, durch die Thäler gezogen, die den Palatinus umgebenden Hügel verbanden, bildeten nun den ganzen Umfang zu einer großen Stadt; doch so, daß einige Theile innerhalb dieses Umfangs politisch, und dieselben mit noch mehreren religiös, nicht zur eigentlichen Stadt gerechnet wurden.

Innerhalb des Umkreises — denn Mauer ist ein sehr uneigentlicher Ausdruck — lagen die einzelnen Berge, schwer zugänglich als eben so viele Akrä. Virgils Worte: septemque una sibi muro circumdedit arces, sind höchst passend; kein Berg war in den älteren Zeiten von den inneren tiefen Gegenden her auf mehr als einem Clivus für Fuhrwerk zugänglich, der Aventinus ist es sogar überhaupt erst sehr spät geworden; von andern, z. B. vom Cälius, ist dasselbe wahrscheinlich. Daher die Erwähnungen in den Geschichten der ältesten Zeit der Republik, wie Verschworene gesucht hätten, τὰ ἐρυμνὰ τῆς πόλεως, munita urbis loca, ja sogar τὰς ἄκρας, einzunehmen. Einzelne Berge hatten dabei ihre eigenen Arces: so der Tarpejische und Aventinus.

Dieser große Umfang war, wie sich denken läßt, sehr ungleich bebaut; der Esquilinus, Viminalis und die Gegend, wo sich der Quirinal verflacht, großentheils nur der Befestigung wegen hineingezogen — wie denn auch die Sage keiner Ansiedelungen in diesen Gegenden gedenkt — dürften größtentheils Feld und Wald gewesen seyn: in den unglücklichen Kriegen, die Rom im dritten Jahrhundert so schwer bedrängten, wurden die flüchtigen Landleute mit ihrem Vieh in die Stadt aufgenommen.

Die Stadt wird sich, wie die Republik von ihrem Fall erstand, im Innern mit Gebäuden mehr angefüllt gehabt haben, als die Gallier sie eroberten und in Asche legten. Die Folgen dieses Unglücks in der Unregelmäßigkeit der Straßen dauerten bis zu Nero's Zeiten fort, und auch nach ihrer Wiederherstellung wird auf lange Zeit an keinen Anwachs zu denken gewesen seyn. Im fünften Jahrhundert waren die Wohnhäuser noch mit Schindeln gedeckt, und in der ganzen Stadt fanden sich allenthalben kleinere oder größere Haine. Die erste Erweiterung, von der sich Erwähnung findet, ist die zur Zeit des Hannibalischen Kriegs schon stark bebaute Gegend am Fluß, unter dem Aventinus und Capitolinus; dieses Quartier wird extra portam Flumentanam genannt. Nachher, so weit Livius erhaltene Bücher gehen, ward auch in dieser Gegend mehreres gebaut. Die fernere Erweiterung läßt sich nun durch das siebente Jahrhundert nicht verfolgen, doch sieht man, daß zur Zeit des Marianischen Krieges wenigstens in sehr vielen Gegenden die Mauern schon innerhalb der wirklichen Stadt lagen; es ist auch Grund anzunehmen, daß schon damals in Trastevere eine Vorstadt entstanden war. Am Anfang des achten Jahr-

hunderts wird eine andere in Aemilianis erwähnt — vielleicht daß dort die Gärten des Aemilius Paulus und des jüngeren Scipio lagen —: zu dieser ward wahrscheinlich alles gerechnet, was zwischen dem, vor dem Hannibalischen Krieg erbauten, Circus Flaminius und dem Quirinalischen Berg entstanden war. Noch getrennt von der Stadt, eine Millie vor dem Capenischen Thor, war bei dem Marstempel ein Flecken erwachsen, den die Erweiterung später an die Stadt anschloß.

Einer regelmäßigen Erweiterung durch Straßen, die von den Hauptthoren ins Freie fortgelaufen wären, stand ein eigenthümliches Hinderniß im Wege. Längs den Hauptstraßen, wie der Appia, der Latina u. s. w., waren beide Seiten, ehe man an die Möglichkeit eines solchen Anwachses dachte, durch Grabmäler eingenommen; zwischen diesen Straßen lagen Gärten. Augusts Eintheilung in Regionen zeigt die damalige Ausdehnung ziemlich deutlich. Trastevere ist eine von ihnen; von der Porta Capena wird die Gegend ad Martis zur Stadt gezogen, so wie die Piscina publica, zwischen dieser Gegend und dem Aventinus; den Fluß hinauf dürfte sich die Stadt damals bis gegen das Ende der Strada Giulia erstreckt haben und von da mit einem ziemlich weiten Umkreis um den Circus Flaminius, als Mittelpunkt, bis gegen den Quirinal. Agrippa's große Bauten sind augenscheinlich auf freiem Raum ausgeführt. Im Allgemeinen war der alte Umkreis Roms damals gar nicht mehr zu erkennen. Unter den folgenden Kaisern erscheint die ganze Gegend an der Ostseite der Stadt, namentlich zwischen der Porta Cälimontana und der Porta Collina, als die Gegend, welche die glänzendsten Palläste enthielt, und als das Quartier der vornehmen Welt zu betrachten ist, welche Carinen und Subura verlassen hatte. Diese Palläste lagen aber nicht in Straßen, sondern in Gärten, die, wie schon bemerkt, die Räume zwischen den Landstraßen auf den nach den nächsten Bergen benannten campis einnahmen: so die horti Maecenatis und Epaphroditi; die domus Lateranorum und Merulana u. s. w.

Nero's Brand trieb durch die Erweiterung der Straßen und den unermeßlichen Raum, welcher Privatwohnungen entzogen ward, bei einer stets anwachsenden Bevölkerung die städtische Einwohnerschaft immer mehr in's Weite, und so konnte der wahre Inbegriff der zu ihr gehörigen Gebäude unter Vespasian sehr leicht den von Plinius angegebenen Umfang haben, ohne daß dieser sich verzeichnen ließe. So viel aber ist gewiß, daß noch unter Trajan das Marsfeld gewiß bis gegen Ponte Sisto hin frei von Gebäuden offen lag. Dieselben Ursachen der Erweiterung wirkten nun auch unter diesem Kaiser und seinen Nachfolgern fort. Die Verfügung des Kaisers Alexander Severus über die Erlegung der städtischen Accise beweist, daß zu seiner Zeit die Gränze der Stadt an der Flaminischen Straße um ein Großes weiter hinaus lag als Porta del Popolo.

Der erste große Schlag, den die Bevölkerung Roms erlitt, war die Pest unter Gallienus, welche eine ungeheure Zahl Einwohner wegraffte. Diese Lücke füllte sich aber um so schwerer, da, wie das merkwürdige Zeugniß eines gleichzeitigen Schriftstellers lehrt, schon vorher einer jener Zeiträume angefangen hatte, in denen sich durchgehende Unfruchtbarkeit der Ehen eben so zeigt, wie in andern ungewöhnliche Häufigkeit der Geburten: da ferner die Zuführung von Sklaven und deren Zahl, als Folge des umgewandten Kriegsglücks und der Verarmung auf einmal unglaublich abnahm: wie dieses jeder aus Anschauung der Inschriften vor und nach jener Zeit sehen kann.

Die bald nachher aufgeführte Mauer Aurelians beweist wenig über den wirklichen Umfang der Stadt; sie mußte doch auf einen solchen beschränkt seyn, der Vertheidigung möglich machte; und dabei, so weit es geschehen konnte, Vortheile der Lokalität benutzen, wie es bei dem Monte Pincio geschah: sie konnte weit gestreckte Vorstädte nicht befassen und schloß dagegen das Marsfeld ein. Von Diokletians Regierung an entzog die Entfernung des Hofes der Hauptstadt Vortheile, deren sie mehr als je bedurft hätte, obwohl die unermeßlich reichen adeligen Familien blieben und die Kornaustheilungen fortdauerten. Daß zu Constantins Zeiten Gegenden, die bis dahin von Privathäusern eingenommen waren, anfingen zu veröden, möchte man aus der Wahl des Orts schließen, wo er seine Thermen baute: indessen schien Rom noch unter Constantius dem Auge eines Fremden in überschwenglichem Glanz dazustehen, und je ärger der Druck selbst in den Regionen Italiens ward, um so mehr mochte manche Familie sich dorthin ziehen.

Die wenigen Basiliken, welche Constantin wirklich baute, wurden vielleicht noch nicht auf Kosten älterer Gebäude angelegt; dasselbe ist aber nicht von denen denkbar, die sonst im Lauf des 4ten Jahrhunderts errichtet wurden. Von Theodosius Regierung an, und als der Römische Adel sich endlich entschlossen hatte, die Religion seines Herrn anzunehmen, wird aber die nun sehr häufige Erbauung von Kirchen jeder Größe unmittelbare Ursache der Zerstörung. Der Hof und Privatpersonen waren schlechterdings nicht reich genug, Säulen-Marmor über das Meer herkommen zu lassen: man wollte aber bauen, konnte die Tempel nur sehr selten zu Kirchen einrichten und betrachtete den in ihnen befindlichen Baustoff al[s] verlassenes Gut; waren die Säulen weggenommen, [s]o stürzte das Gebäude früh oder spät zusammen, die Z[a]hl der Säulen aber, welche zu diesen Bauten gebracht ward, ist ganz unglaublich groß; man kann sich ungefähr einen Begriff davon machen, wenn man weiß, da[ß] von St. Peter bis an die Brücke, ja sogar von St. Pa[u]l bis

an das Thor, ein Portikus ging. Die übrigen Baumaterialien zum Untergang bestimmter Gebäude griff nun jeder an, wie er sie gebrauchen konnte.

Das Elend, die Plünderungen und Verwüstungen, welche die Stadt im 5ten Jahrhundert erfuhr, sind allgemein bekannt; daß viele Gebäude allein bei dem innern Kriege zwischen Anthemius und Ricimer zerstört seyn müssen, leidet wohl keine Frage; daß der Verlust von Afrika viele der reichsten Familien um ihr Vermögen brachte, daß die Kornaustheilungen immer mehr herabgesetzt wurden, daß mehrmals Hungersnoth herrschte, sind bekannte Umstände. Dadurch mußte die Volksmenge reißend schnell abnehmen, und ihre Abnahme, wie man es bei Asiatischen verfallenden Hauptstädten sieht, Verödung von der Circumferenz gegen den Mittelpunkt hin zur Folge haben. Unter oder unmittelbar nach Theodorich sieht man Rom nicht nur auf den Umfang der Mauer, wie sie unter Honorius hergestellt und erweitert war, eingeschränkt, ohne eine andere Spur von Vorstädten, als eine bei St. Peter entstandene, sondern innerhalb der Ringmauer ist schon bei weitem nicht mehr alles bewohnt, Belisarius Besatzung säet auf öden Plätzen, und obgleich sich die Bevölkerung nicht schätzen läßt, so deutet doch Alles darauf, daß sie ganz außerordentlich zusammengeschmolzen war. Die denkwürdigsten Gebäude bestanden jedoch noch immer und großentheils unverletzt, aber freilich dürftig unterhalten, so daß die Zeit ihren Untergang herbeiführte. Die Pest und der zweimalige Hunger, besonders der, den die Stadt während Totilas Belagerung ausstand, verzehrten die Bevölkerung: die schleunige Herstellung der Mauern, welche der Gothische Wiedereroberer niedergerissen hatte, geschah auf Kosten der Gebäude.

Von dieser Zeit an folgen zwei Jahrhunderte ununterbrochenen Versinkens, deren Anfang die Zeit ist, von der die Briefe und Homilien Papst Gregors des Großen ein sehr anschauliches Bild geben. Die Pest, welche sich noch immer nach Zwischenräumen weniger Jahre wieder erneute, raffte so fürchterlich das vom Elend abgemergelte Volk hin, daß man sehr ernsthaft das Aussterben des Menschengeschlechts erwartete. Der Mönchsstand, den viele Tausende ergriffen, beförderte die Entvölkerung; die Longobarden brannten bis an die Mauern alles nieder; beispiellose Ungewitter und Ueberschwemmungen vermehrten die Noth und Angst. Man kann, ohne Furcht sich zu täuschen, versichern, daß damals alle Gemüther kleinmüthig, düster und verzagt waren. Die Ueberschwemmungen sind ein Beweis, daß die alten Schutzwehren gegen den Strom überwältigt waren; — über mehrere der fürchterlichsten hat Fea die Nachrichten aus dem liber pontificalis gesammelt; — auf jede folgte der Einsturz morscher Gebäude, die das eindringende Wasser noch nicht niedergeworfen hatte. Die äußerste Armuth und eine ihr gleiche Barbarei trieb nothwendig dazu, alles Metall, was nicht unmittelbar als Staatseigenthum geschützt war, zu Werth zu machen. Falsch ist es, daß schon damals bis auf die Aqua Virgo alle Wasserleitungen gebrochen gewesen wären: die Appia kann nur durch allmählige Verstopfung versiegt seyn, die Claudia war unverkennbar noch im 8ten Jahrhundert erhalten, und Bäder mußten noch im allgemeinen Gebrauch seyn, weil Papst Gregor die Abergläubischen schilt, die es für sündlich hielten, sie am Sonntag zu benutzen. Der kaiserliche Pallast bestand nicht nur, sondern hatte seinen Cura-Palati, deren einer, Plato, um die Mitte des 7ten Jahrhunderts, einen herstellenden Bau vornahm, dem höchst wahrscheinlich, gewiß aber in diese oder noch etwas spätere Zeit ein großer Pfeiler gehört, welchen man in den Farnesischen Gärten an der Seite nach dem alten Vicus Tuscus sieht. Auch wohnte der Exarch, wenn er nach Rom kam, in diesem Pallaste: so Kalliopas, der Verfolger Papst Martin des ersten. Die Plünderungen des Kaisers Constans, so wie die Schenkungen, welche alte Gebäude theils retteten, theils der Zerstörung näher brachten, sind bekannt. Kirchen und Klöster wurden immerfort gebaut und immer aus den Materialien alter Gebäude; auch erweiterten die Päpste ihren Pallast bei dem Lateran durch hinzugefügte unregelmäßige Ansätze. Die Säule des Phokas, selbst einem Gebäude entrissen, und das Thor St. Sebastiano sind die einzigen übrigen profanen Denkmäler dieses Zeitalters; von keinem andern hat sich auch nur eine Erwähnung erhalten.

Unter den Schlägen, womit, wie es schien, die Natur Rom zu zertrümmern trachtete, sind die Blitzstrahlen nicht zu vergessen. Ein solcher hatte bald nach Alarichs Plünderung das eherne Gebälk des Portikus am Forum eingeschmolzen, und ich glaube, daß der Umsturz, vielleicht aller Obelisken nach den unverkennbaren Spuren, wie sie vom Feuer gelitten haben, dieser Ursache zuzuschreiben ist; es ist auch bekannt, daß die Verwunderung über das Fortbestehen und das allmählige Vergehen der Stadt, die sprüchwörtliche Rede veranlaßte: Rom könne nicht von Menschenhand untergehen, sondern nur durch Ueberschwemmungen, Erdbeben und Blitze, in sich verzehrt zusammensinken; doch nahm ein anderes Sprüchwort das Colosseum aus; dieses schien nur mit der Welt selbst fallen zu können.

An das Ende dieses Zeitraums gehört das Einsiedelnsche itinerarium Romae, aus dem sich Vieles über den damaligen Zustand der Stadt folgern läßt. So muß z. B. die Façade der moles Hadriani damals noch unberührt gewesen seyn, weil ihre sämmtlichen Inschriften abgeschrieben sind, ebenso die von vielen Tempeln und andern Ge-

bäuden, deren Dedicationsschriften ebendaselbst gesammelt sind, der Portikus zwischen Palatin und Circus Maximus noch unverletzt bestanden haben, weil er als Straße für die Processionen diente, und die sehr vielen antiken Denkmähler, die darin erwähnt werden, sind doch nur noch verfallen gewesen. Die rührende Elegie, par tibi, Roma, nihil est. gleichzeitig mit jener Sammlung, stellt klar vor Augen, wie damals alle Werke der alten Zeit, das Colosseum und die Moles ausgenommen, in Schutt verfielen und dennoch der Anblick Roms das überschwenglichste war, was die Erde aufzuweisen hatte.

Bei der Peterskirche hatte sich indeß die schon begonnene Vorstadt erweitert und Deutsche von den verschiedensten Stämmen dort in besondern Quartieren sich niedergelassen.

Die Römer lebten diese ganze Zeit hindurch, so wie ehemals von den Kornspenden der Kaiser, jezt von den Almosen, welche die Päpste aus dem Ertrag der äußerst großen Besitzungen der Kirche austheilten, obwohl ein sehr bedeutender Theil derselben zu einer prachtvollen Ausschmückung der Kirche verwandt ward, die mit den entsetzlichen Calamitäten der Zeit sonderbar contrastirt. Auf das endliche Aufhören der Pest gegen die Mitte des 7ten Jahrhunderts mag bei dem lange bestehenden Friedenszustand mit den Longobarden Erholung eingetreten seyn; deutliche Spuren derselben erscheinen aber erst gegen die Mitte des 8ten Jahrhunderts; die fast hundert Jahre, welche nun bis zur Landung der Araber in Sicilien und ihren etwas späteren Zug gegen Rom vergehen, sind offenbar eine Zeit größeren Glanzes und Wohls, als die Stadt seit Honorius Zeiten genossen haben mochte. Der Ertrag der kaiserlichen Schenkungen machte die Päpste reich und bis die Araber das Patrimonium in Sicilien und Sardinien entrissen, konnten sie nun sehr große Summen verwenden, während die Abgaben, die früher für Constantinopel erpreßt waren, entweder erlassen oder für die Bedürfnisse der Stadt verwendet wurden. So kommen nun auch wieder mächtige und reiche Familien vor; es wird viel gebaut: aber da man noch immer Basiliken baute, so war jede neue Kirche immer der Untergang eines alten Gebäudes oder mehrerer; denn die in derselben Kirche zusammengebrachten Säulen sind augenscheinlich aus ganz verschiedenen gesammelt. Das Bauen dieser Art währt nun auf dieselbe Weise mehr oder minder thätig bis ins 13te Jahrhundert fort, und es ist überflüssig, es ferner zu erwähnen, wenn der Leser sich erinnert, daß immer so fort jeder Zeitraum von einiger Prosperität die Zerstörung des alten Roms beschleunigte, wie denn auch ohne Zweifel schon früh der Kalk zu den neuen Gebäuden aus dem Marmor und Travertin der alten Gebäude gebrannt ward; ja man vermauerte, wie im Hospital des Laterans, zerschlagene Marmorstatuen. Dennoch konnte Kaiser Karl noch immer das goldene Rom nach seiner eigenen Anschauung anstaunen.

Die Mauern, welche Papst Leo IV. um den Borgo aufführte, und seine Thürme an der Tiber, waren indeß nicht nur für die Erhaltung der Stadt heilbringend, sondern nach der Bauart mit Tuffsteinen, bis auf den Kalk, mit keiner Zerstörung verbunden.

Daß Gegenden der Stadt, die jezt verlassen sind, damals noch bewohnt waren, ist aus der Chronik des Mönchs von St. Andreas für die zwischen St. Susanna und Porta Salara klar. Mit dem Fall der Würde der Päpste, der Verarmung der Kirche und dem gleichzeitigen Entstehen mächtiger Magnaten in der Stadt, gerieth sie auf's Neue in weiteren Verfall. Die Zeiten der sächsischen Kaiser brachten wiederholt verheerende Unglücksfälle über sie, dergleichen seit Totilas nicht erlebt worden waren: wiederholt ward sie mit gewaffneter Hand eingenommen, und nach einem hartnäckigen Widerstand, den zu überwältigen Brandstiftung gebraucht ward. Zu gleicher Zeit bildeten sich die adeligen Familien mehr aus und schon damals begannen innere Fehden. Diese mußten auch schon die Gebäude zerstören; aber auch der Bau des Doms von Pisa hat gewiß seine schönsten Materialien von Rom erhalten, namentlich die ganz herrlichen, mit Gewinden und Laubwerk gearbeiteten Säulen von riesenmäßiger Größe, können schwerlich wo andersher gekommen seyn, und es ist wohl keine leere Vermuthung, daß die den Kaisern so treu ergebene Stadt sie von ihnen zum Geschenk aus dem Kaiserpallast selbst erhalten. Unbestimmt, ob nur von ihnen oder von dem ganzen Säulenwald, sagt die alte Inschrift das: über See hergebracht seyn: und wahrlich ein solcher Säulenreichthum ist in einer mittelmäßigen Colonie, wie Pisa in Römischer Zeit war, nicht wohl denkbar, zumal da nicht einmal Cararrische darunter sind. In das 10te Jahrhundert darf man die sogenannte Casa di Pilato setzen, da die in der Inschrift erwähnten Namen noch Römisch sind und ohne eine Art von Familienbenennung. Unbestimmter in denselben Zeitraum gehört eine in Trastevere fast gegenüberliegende wüste und sehr große Ruine; es mag sogar unter den sehr alten Häusern dieses Quartiers eins und das andere geben, was noch aus dieser Zeit ist. Gegen das Ende des 11ten Jahrhunderts ist der Thurm aufgeführt, durch den die Marrana einfließt, und damals sind überhaupt die Stadtmauern hergestellt worden. Daß das Forum noch durchaus nicht verschüttet war, wird wohl hinreichend dadurch erwiesen, daß bei den Ausgrabungen im J. 1817 unmittelbar auf dessen altem Pflaster eine Silbermünze eines der Heinriche gefunden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 9.

Kunst-Blatt.

Montag, den 31. Januar 1825.

Abriß der Geschichte des Wachsthums und Verfalls der alten, und der Wiederherstellung der neuen Stadt Rom.

(Beschluß.)

Im 12ten Jahrhundert waren die Familienkriege schon sehr häufig und zerstörend, die mächtigen Familien nahmen feste Gebäude in Besitz oder ließen sie sich verleihen; daß der Kaiserpallast zum Theil noch bestand, ja bewohnbar war, scheint aus dem Ceremonial zu erhellen, nach welchem der gekrönte Kaiser und die Kaiserin daselbst, angeblich in Augusts und Livias Sälen, Tafel hielten. Die großen Gebäude, welche sich der Adel zu Festungen einrichtete, dienten auch zur Bewohnung; daß die Reste von Quermauern im Colosseum aus dieser Zeit und von den Frajapani herstammen, ist anerkannt; die Wohnungen in den sogenannten Thermen des Titus können auch aus dieser Zeit seyn. Es wurden aber auch Thürme von Grund auf aufgeführt; der torre de' Conti, der jezt delle milizie genannte und die zwei neben liegenden sind aus dieser Zeit; auf dem Aventinus, der damals noch keineswegs verlassen war, ward die Festung der Savelli bei S. Sabina angelegt. Auf dem Schutt römischer Gebäude entsteht wegen des Puzzolanmörtels eine reiche Vegetation, und daher kommen schon in der Mitte des 12ten Jahrhunderts Schutthaufen am Forum als horti vor, und das Forum Augusts heißt in einer in demselben oder im folgenden erdichteten Urkunde, hortus mirabilis.

In die erste Hälfte des 13ten Jahrhunderts scheint die Schrift zu gehören, welche meistens unter dem Titel mirabilia urbis handschriftlich und in alten Drucken sehr oft vorkommt, und woraus sich, so wie aus dem ordo Romanus das Daseyn von sehr vielen alten Gebäuden und Denkmälern unter zum Theil sehr wunderlichen Namen im Allgemeinen erkennen läßt; gegen die Mitte desselben Jahrhunderts brach endlich eine geflissentliche Zerstörung aus, dergleichen noch niemals gewesen war. Dieß ist die bekannte Verwüstung des Senators Brancaleone, welcher, um den meuterischen Adel wehrlos zu machen, an 150 feste Gebäude, gewiß fast sämmtlich aus dem Alterthum, niederreißen ließ. Sollte nicht auch er einen Theil des Colosseums niedergeworfen haben? und sollten nicht von seinem Vorhaben, das Ganze zu schleifen, die von oben bis unten eingebrochenen Löcher herrühren? daß seine Absicht gewesen wäre, nachdem das verbindende Eisen ausgebrochen worden, das Gebäude um so leichter niederzuwerfen.

Dürfte man einzelnen Angaben trauen, so wäre die Stadt unter den schwäbischen Kaisern noch volkreich gewesen und hätte zahlreiche Heere ins Feld geschickt, aber diese Angaben erscheinen höchst apokryphisch. Nach einer andern, deren Werth auszumitteln mir aber auch durchaus nicht gelungen ist, wären in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts nur 3[illegible],000 Seelen gezählt worden.

Bestimmter ist es bekannt, wie nahe an völlige Entvölkerung die Stadt während des Aufenthalts der Päpste in Avignon gerieth, wie selbst fast alle Kirchen verlassen, mit eingestürztem Dach und sinkenden Mauern gestanden, unregelmäßig zerstreute Hütten den bewohnten Theil bildeten, zu dem damals eigentlich kein einziger der Berge gehörte. Noch jezt kann man an den Namen der später entstandenen ordentlichen Straßen erkennen, wie die verschiedenen Handwerker und Gewerbe in diesem niederen Theile von der Via Montanara bis gegen die Brücke St. Angelo wohnten. Auf den Bergen lagen, wie auf dem Lande, einzelne Kirchen und Klöster und der größte Theil innerhalb der Ringmauern ward in den auf dem Schutt angelegten Vignen von wirklichen Bauern bewohnt. In wie fern Cancellieris Meldung, daß vor der Rückkehr des Hofes von Avignon die Seelenzahl auf 17,000 zusammengeschmolzen gewesen sey, bewährt ist, kann ich nicht beurtheilen.

Mit der Rückkehr des nunmehr unermeßlich reichen Hofes kam für die Stadt freilich ein neues Leben, welches nach der Beendigung des Schisma seine volle Kraft äußerte; da aber die Römer damals im höchsten Grade barbarisch waren, so ward die Herstellung des Verfallenen wieder eine neue Ursache der Zerstörung. Man hat die

augenscheinlichsten Spuren gefunden, daß im Umfang des Concordientempels damals ein Kalkofen angelegt war, wo Marmor jeder Art gebrannt wurde: Poggius sahe die marmornen Mauern des Gebäudes, welches lange für den Concordientempel gehalten ist, einreißen und zu Kalk brennen. Zerstört ward unter Sixtus IV. die damals noch stehende Hälfte des Portikus vom Herkulestempel bei Bocca della Verità, doch leider könnte man ein solches Verzeichniß auch durch die folgenden Jahrhunderte fortsetzen. Das eigentliche Aufleben oder Entstehen der neuen Stadt beginnt unter Sixtus IV., er ließ die Straßen erweitern, so daß sie erst von der Zeit an diesen Namen verdienten. Er stellte die zerstörte Brücke her, welche seinen Namen erhalten hat, und damals Ponte rotto hieß: die, welche jezt diesen Namen trägt, hieß damals S. Maria. Die Via Flaminia von der Via lata an war noch ganz unbebaut, mit Grabmälern und mehreren halb zerstörten Triumphbögen; nördlich von St. Agostino, um Augusts Grabmal, war noch alles Feld. Hier siedelten sich unter Sixtus Nachfolgern Dalmatier und Albaneser katholischen Glaubens, die vor den Türken flohen, an, und die ganze Gegend erhielt von ihnen den Namen la Schiavonia. In derselben Zeit bis gegen das Ende des Jahrhunderts wurden der Venetianische Pallast, der erste dieses Namens würdige in der wiederentstehenden Stadt, und viele Kirchen, beides in dem bebauten und in dem öden Theile aufgeführt. Einen großen Schwung nahm die neue Schöpfung und die ganze Stadt ein anderes Ansehen unter Julius II. Ohne von dem Bau der neuen Peterskirche und der Entstehung des Vatikanischen Pallastes hier zu reden, erhellt dieses hinreichend dadurch, daß er die Via Giulia zog, und jenseits der Tiber Trastevere und den Borgo durch die Lungara verband, welche damals freilich noch nicht ganz zu einer bebauten Straße ward, so wie in beiden, die Farnesina ausgenommen, wenig Gebäude mehr aus jener Zeit übrig seyn dürften. Der Corso war ebenfalls nur noch von unansehnlichen Gebäuden, durchgehends mit Gartenraum, eingefaßt. Da nun kaum dieser und die Suburra, sonst aber durchaus keine Straße in der Richtung einer alten ging und jene beiden selbst verschüttet waren, so war die Stadt nirgends gepflastert, jedoch waren um 1550 schon sehr viele sehr ansehnliche Palläste und Häuser entstanden. In den damals verflossenen hundert Jahren ward der Schutt allenthalben mit der größten Anstrengung aufgegraben und in diesem Zeitraum ist an herrlichen Kunstwerken vielleicht hundertmal mehr ans Licht gekommen als in der ganzen seitdem verflossenen Zeit. Alles dieses blieb damals noch in der Stadt, von deren Reichthum an den unschätzbarsten Alterthümern aller Art, in vielen hundert Häusern zerstreut, das, was jetzt noch übrig ist, nur für einen Schatten gelten kann. Leider war Raphael der einzige, der den Gedanken faßte, die Ueberreste des alten Roms durch regelmäßige Aufgrabungen aus ihrem Schutt wieder ans Licht zu ziehen, und dieser Gedanke hatte durchaus keine Folge. Durch Raubgrabungen wurden Säulen und Bekleidungen von den edelsten Marmorn und Mischj gefunden, und dieses alles nun zur Auszierung der neuen Kirchen und Palläste geraubt. Diese Plünderung, welche die glänzendsten Trümmer nur als zerrüttete Ziegelmauern zurückließ, erstreckte sich auch auf den Travertin und sogar auf die herrlichen Ziegel der Cortinen. Die Grabmäler vor den Thoren und einzelne Gebäude in derselben Gegend waren wegen ihrer Entlegenheit von den zerstörenden Ursachen der frühern Zeit wenig berührt worden, ihre Entkleidung oder gänzliche Zerstörung begann nun: man hat die größte Mühe in Boissards Beschreibung die jetzigen entstellten Ueberreste, z. B. an der Via Appia, zu erkennen. Die Stadtmauer war am Anfang des Jahrhunderts von dem Schutt befreit worden, der nicht einmal von einem Thore zum andern einen Weg offengelassen; das Forum aber, wenn gleich schon früher verschüttet, indem man dorthin, als an den nächsten leeren Platz die aus den Fundamenten gezogene Erde schaffte, ward noch immer tiefer bedeckt: denn zu Gamuccis Zeit sah man noch den Anfang der Inschrift unter der Phokassäule, ohne Neugierde zu h[illegible], sie zu lesen.

Schon unter Leo X. soll die Bevölkerung wieder auf 80,000 gestiegen gewesen seyn, und diese wuchs nun immer fort bis zur Revolution. Die ungeheuren Reichthümer, nicht nur der Päpste selbst, sondern der Cardinäle und Prälaten, während des allergrößten Theils dieses Zeitraums, zogen ungeachtet des mörderischen Mißverhältnisses der Geburten und Sterbefälle, diese immer zunehmende Menge heran. Der Nepotismus, der auch in kurzen Pontifikaten unglaubliche Summen auf die neue Familie schüttete, veranlaßte die Aufführung der fürstlichen Palläste.

Pius IV. legte zuerst einen Weg über den Quirinal bis an das Thor an, welches er neben und anstatt der alten Porta Nomentana erbaute: nicht lange nachher faßten seine Nachfolger den Entschluß, diese gesündere Gegend zur Sommerwohnung zu nehmen; schon ehe er ausgeführt ward, zog Sixtus V. die Straße von Trinità dei Monti nach S. Maria Maggiore und von dort nach dem Lateran. Dieser, mit umliegenden Privatwohnungen, bildete damals einen von der bewohnten Stadt getrennten Ort, und ward il borgo del Laterano genannt. Die Vollendung der päpstlichen Wohnung, die Anlage der benachbarten Regierungsgebäude, bildete auf Monte Cavallo einen neuen Mittelpunkt, um den sich eine große Bevölkerung und entsprechender Anbau sammelte. Nach 1600 ward die zu einem Sumpf gewordene Gegend der Fora Augusts und Nervas trocken gelegt und mit Straßen angebaut. Neue Straßen sind seit der Mitte des 17ten

Jahrhunderts wenig entstanden, nur vom Thal der Suburra nach den Bergen hinauf; im 18ten Jahrhundert keine; die großen gezogenen Wege gewährten Raum genug, doch war die Bevölkerung von 1700 — 1795 von etwas mehr als 130,000 auf beinahe 170,000, ohne die Juden, gestiegen. Gebaut war beide Jahrhunderte hindurch mit unermüdlicher Thätigkeit und immer schlechterem Geschmack und ärmlicher, wie die Fundgruben der alten Stadt immer mehr erschöpft wurden. Die Revolution mit ihren für Rom namenlosen Calamitäten, die gewaltsame Vertreibung von Tausenden, sowohl während der kurz dauernden Republik, als während der Vereinigung mit Frankreich, das Hunger- und Seuchenjahr 1802 hatten diese Bevölkerung im Jahre 1813 nach den officiellen Listen bis auf 115,000 herabgebracht, damals mit Einschluß der Juden, und man hält diese Zahl für noch zu hoch. Sie hat sich jezt nach der alten Zählungsweise in der Stadt und ihrem Weichbild, welches auch die Stätte von Veji begreift, wieder auf 136,000 gehoben, und wird schwerlich viel höher steigen; auch sind verlassene Häuser, außer in den von den Fremden gesuchten Gegenden nichts Seltenes, vorzüglich aber in Trastevere und im Borgo häufig. Niemand hat die vermißt, die weggebrochen worden, um einen Theil des Forum Trajanum offen zu legen: niemand würde die noch weit gößere Zahl vermißt haben, die, wenn die französische Herrschaft länger gedauert hätte, abgerissen wäre, um den St. Petersplatz mit dem Platz Rusticucci zu verbinden.

Paris, 1. November 1824.

Diorama. Innere Ansicht von der Kirche der Abtey Roslyn. Bisher wurden im Diorama zwey Arten von Gemälden ausgestellt: Aussichten und innere Aussichten von Gebäuden. Die leztern scheinen mir den erstern vorzuziehen, und sind überdieß weniger schwierig. Die Natur so wiedergeben, wie sie sich in einer reichen und malerischen Gegend zeigt mit allem Lichtwechsel, und der Wirkung, welche Gebäude, Bäume, Gewässer, der Himmel, Berge ꝛc. hervorbringen, ist gewiß sehr schwer. Weniger schwer scheint mir die Darstellung von dem Innern eines Bauwerks. In jedem Fall bedarf es einer großen Beobachtungsgabe, um das, was Wahres und Anziehendes im Spiele des Lichtes ist, aufzufassen, und viel Geschick, um dann durch das einzige Mittel der Perspektive und der Abstufung des Lichts eine richtige Darstellung von einem beträchtlichen Raum zu geben. Dieß hat Hr. Daguerre in seinem neuen Gemälde mit einem Talent geleistet, das der Kritik nichts übrig läßt.

Roslyn, ein Marktflecken in der Nähe von Edinburg, ist ein Vergnügungsort für lustige Leute. Die daselbst erbaute Abtey aus dem 15ten Jahrhundert ist nicht vollendet, die Architektur der Kirche eine Mischung des Styls zur Zeit der Wiederauflebung der Künste und des gothischen. Ihr Charakter ist in den Einzelnheiten zierlich, im Ganzen großartig.

Mehrere Personen konnten noch nicht begreifen, wie es möglich sey, auf einer Fläche eine so ausgedehnte Ansicht darzustellen. Die Journale geben vor, daß einige, welche glaubten, die Wirkung entstehe durch eine Art von Dekorationen, den Vorhang zerrissen, und dadurch vom Gegentheil sich überzeugten. Auch sagt man von einer hohen Person, daß sie, erstaunt über die wunderbare Wirkung des Gemäldes, einen für den Künstler sehr schmeichelhaften Zweifel äußerte, und auch durch die Hinwegnahme des Vorhangs belehrt wurde. Ohne übertreiben zu wollen, werden wir an die Berichte aus dem Alterthume erinnert, nach welchen Vögel zu Zeuris Trauben kamen; Alexanders Pferd wieherte, als es das Bildniß seines Herrn von Apelles gemalt, erblickte; und in dem Streit, der zwischen Parrhasius und Zeuris Statt fand, dieser sich für besiegt gab, weil er seinen Gegner gebeten hatte, den Vorhang weg zu thun. Was auch an diesen Berichten wahr seyn mag, die doch immer fabelhaft scheinen, so ist gewiß, daß das Gemälde des Hrn. Daguerre eine Wahrheit hat, die an Wirklichkeit gränzt. Man glaubt in diesem Raume gehen, sich um Pfeiler drehen zu können ꝛc.; nichts läßt merken, daß hier Täuschung ist, wenn nicht etwa der allgemeine Ton des Lichts, dessen Abstufungen übrigens sehr geschickt getroffen sind.

Sehr anziehend ist die Wirkung der Sonnenstrahlen, welche einen Theil eines Fensters, das kein Glas mehr hat, durchdringen. Dieser Mangel an Fensterscheiben und der Unterschied zwischen dem äußern und innern Licht ist so vortrefflich, daß man wirklich die Räume des Gartens zu sehen glaubt, wie wenn nichts dazwischen läge. Die Art, wie die Sonne einige Partieen des Inneren in Zwischenräumen aufhellt, wie wenn Wolken vorüber zögen, ist außerordentlich wahr. Was die Täuschung vollständig macht, ist, daß man das nämliche Licht der Sonne zugleich den Boden des Gartens vor dem Eingang, also dem vom Zuschauer entferntesten Punkt, erleuchten sieht.

Als ich mir die Mittel, durch welche dieses Licht bewirkt wird, deutlich machen wollte, schien es mir, daß hinter dem Gemälde ein Licht seyn müsse, das man anwendet, ohne daß es die Zuschauer merken. Uebrigens bleibt das ganze Gemälde von wahrhaft magischer Wirkung und ich wundere mich nicht mehr über das Glück, das

es gemacht hat; indeß bleibe ich bey der Forderung, daß man Aussichten in freyer Luft und äußere Ansichten berühmter Denkmale wähle, wie Alhambra, das Colisseum, den hängenden Thurm zu Pisa, die hauptsächlichsten Kirchen und andere merkwürdige Gebäude Europa's.

Lithographie. Hr. Dejuinne, einer der vorzüglichsten Schüler Girodets, lieferte im Jahr 1822 die Ansicht des Innern eines am Fuße des Capitols gelegenen Hauses, das von Michel-Angelo bewohnt worden seyn soll. Ein Historienmaler, der einen solchen Gegenstand behandelt, gibt ihm immer sein eigenes Gepräge. Hr. Dejuinne gab dadurch seiner Arbeit einen höheren Werth, daß er Michel-Angelo selbst in die Scene einführte. Das Gemälde fand großen Beyfall und wurde sogleich von Hrn. Aubry Le Comte lithographirt, und zwar mit so viel Glück und Talent, daß man in der Lithographie nicht wohl etwas Schöneres ausführen kann. — Der Maler hat dazu einen Pendant geliefert: Die Ansicht vom Hause des Tasso zu Sorrent, jedoch bildet das übrigens, nach Anlage und Ansicht schöne Gebäude nur den Nebenzweck des Gemäldes. Auf einem Säulensturz, vor einem andern antiken Fragment, das als Tisch dient, durch ein Rebengeländе vor der Sonne geschützt, sitzt Tasso ganz seiner Begeisterung hingegeben; er bemerkt zwey junge Mädchen nicht, die Früchte und Wein neben ihn hingesezt haben. Sie stehen hinter ihm und beobachten ihn mit lebhafter Neugier. Tasso ist gegen das Meer gekehrt, sein Arm aufgehoben, sein Blick belebt, er dichtet die Verse, welche ganz Italien und die halbe gebildete Welt erhözten. Der Hintergrund, welchen die so malerischen Gebirge der Umgegend Neapels bilden, ist sehr anziehend.

Dieß ist das neue Gemälde, das Hr. Aubry Le Comte so eben lithographirt hat. Man kann nicht mehr verlangen, als hier geschehen ist. Ueberdieß muß bemerkt werden, daß die Steindrucker durch eine bessere Bereitung ihrer Tinte den Schatten eben so viel Kraft zu geben wissen, als man in den besten Abdrücken der englischen Kupferstiche findet. Dieses Blatt, so vortrefflich ausgeführt, wird theils wegen des Gegenstandes und des Talents beyder Künstler, theils wegen der Vollkommenheit, mit der es wiedergegeben ist, sehr gesucht werden. Es kostet auf chinesischem Papier 12 Fr. vor und 6 Fr. mit der Schrift. P. A.

Leipzig, im December 1824.

Nach langer Zeit des Mißwachses darf Leipzig wieder einen ausgezeichneten Maler den seinen nennen, der sowohl an Fülle der Erfindung, als an Lebendigkeit und Tüchtigkeit der Ausführung allen jüngeren Malern, die wir kennen, voran geht; es ist dieß der wackere, in diesen Blättern schon oft von Rom aus genannte Julius Schnorr, der Sohn des braven Directors unserer Kunstakademie. Seine Cartons zu den Frescobildern, die er in der Villa Massimi nach Scenen aus Ariost gemalt hat, setzen alle Kenner in Staunen über die Fortschritte, die sein Genius gemacht hat, und es wäre wohl zu wünschen, daß diese herrlichen Schöpfungen eines Künstlers, der Leipzig seine Vaterstadt nennt, zur Ehre und Zierde derselben öffentlich angekauft würden. Ich behalte mir vor, diese geistreichen Cartons im Kunstblatte genauer zu schildern. *)

Die hiesige Kunstakademie macht zwar wenig Wesens von sich, aber sie wirkt in ihrem der Landesakademie untergeordneten Kreise und mit beschränkterem Mittel sehr förderlich für Kunst und Gewerbe. Sie gibt die ersten technischen Grundlagen in der bildenden Kunst, fördert den Dilettanten, wirkt zur Veredlung der Handwerke, und der persönliche Einfluß des wackeren Directors Schnorr ist dabey unverkennbar. Man kann sagen, daß er sich als solcher um die Kunst eben so sehr verdient gemacht hat durch Abwehrung vieler talentloser Liebhaber, als durch Unterstützung des vorhandenen Talents. Uebrigens gibt er selbst noch immer das ermunternde Beyspiel eines rüstigen Vorwärtsstrebens, und die Berichte über die Kunstausstellungen in Dresden haben mehrere seiner neuern Werke mit Ehren genannt. Viele seiner Erfindungen gehören zu Klopstocks und Schillers Werken; einige sehr hübsche Zeichnungen zu Schillerschen Gedichten hat derselbe kürzlich für das Taschenbuch Penelope gearbeitet.

Zu dem Besten, was wir dießmal auf der Ausstellung der hiesigen Kunstakademie, welche in der Regel nach Michaelis fällt, erblickten, gehörten die effectvollen landschaftlichen Darstellungen des Hrn. Goldstein, der sich die Verbindung altdeutscher Architektur mit der Landschaft zu seiner Hauptaufgabe gemacht zu haben scheint. Zwischen zwey Phantasieen dieser Art gestellt, zog doch das Schloß Kriebstein (bey Waldheim) nach der Natur geschildert, am meisten an. Der Theatertanzmeister Wentzel bewies sein Talent für Fruchtstücke und Stillleben auch bey dieser Ausstellung. Uebrigens freute es uns bey einigen Schülern der Akademie Auffassung des individuellen Lebens wahrzunehmen, über welches viele junge Leute, die sich Künstler nennen, in ihrem zum Nichts führenden Idealisiren, schon hinaus zu seyn glauben. Wendt.

---

*) Den Umriß einer Scene wird das Kunstblatt nächstens liefern. Red.

Nr. 10.

Kunst=Blatt.

Donnerstag, den 3. Februar 1825.

Kunstausstellung in Paris.

Dritter Artikel. *)

Paris, den 17. Nov. 1824.

Die Ausstellung vermehrt sich mit jedem Tage. Das Verzeichniß, welches nur 2180 Artikel enthielt, mußte neu gedruckt werden, und ist nun bis auf 2300 gestiegen. Da der Salon erst mit dem ersten Januar geschlossen wird, so ist wohl zu erwarten, daß die Zahl noch höher steigen dürfte.

Unter den neuen, seit meinem lezten Bericht erschienenen Gemälden ist eines, das vorzügliche Aufmerksamkeit verdient: Die Familie des Priamus, welche den Tod Hektors beweint. Eine erhabene Scene, welche das Gemüth ergreift, ohne ihm Zwang anzuthun, weil der Gegenstand sich auf den ersten Blick erklärt, und der Schmerz mit unserer Natur sympathisirt. Man muß gerührt werden bey dem Anblick dieser traurenden Familie. Die beyden Alten oben am Lager sind Hekuba und Priamus. Die junge schöne Frau ganz nahe am Leichnam, welche in Ohnmacht sinkt, ist Andromache; der Kleine, welcher einen Schrey des Entsetzens ausstößt, als er seine Mutter sinken sieht, come corpo morto cade, wie Dante sagt, ist Astyanax. Ich erkenne Paris an seiner weibischen Kleidung, aber im Augenblick heftigen Zorns; er hat die eine Hand nahe am Leichnam, die andere erhebt er gegen den Altar der Schutzgottheiten des Vaterlandes, und schwört seines Bruders Tod zu rächen. Diese Idee ist glücklich, sie erinnert an die Rache, welche Hektor in seinen lezten Augenblicken dem Achilles droht, der ihm seinen Leichnam seiner Familie auszuliefern verweigert. Das Gemälde ist reich und verständig in seiner Ausführung, von schönem Colorit und enthält eine Reihe gut gedachter Momente. Von einem glücklichen Gefühl geleitet, hat der Maler, Hr. Dejuinne, die beyden alten Personen neben einander gestellt. Bey einer so großen Trauer war es natürlich, daß sie einander, wie zur gegenseitigen Unterstützung, nahe standen. Hekuba, hingeneigt gegen das Bett, auf welchem ihr Sohn liegt, schlingt den einen Arm um den Hals ihres Gemahls. Ihr Schmerz zeigt sich nicht so lebhaft, wie der ihrer Kinder; und darin hatte der Künstler Recht, denn das Alter stumpft ab.

Dieses Gemälde von einem der besten Schüler Girodets hat den klassisch Gesinnten auf's Neue Muth gemacht. Alle Künstler und Kunstkenner haben dieser Arbeit ihren Beyfall geschenkt. Sie zieht unwillkürlich an und darf auch bis in jede einzelne Partie streng geprüft werden. Aber mit Erstaunen habe ich bemerkt, daß der Verfasser des Berichts über die Kunstausstellung im Journal des débats, welcher sonst verständige Grundsätze mit Geschick vertheidigte, Hrn. Dejuinne, wie mehrere andere, z. B. die HH. Drolling und Colson darüber getadelt hat, daß sie ihre Gegenstände aus Homer genommen haben. Er behauptet, es sey Gelehrsamkeit nöthig, um diese Gegenstände zu verstehen, und es wäre besser gewesen, wenn diese Künstler aus populären Werken geschöpft hätten, z. B. aus den Puritanern von Walter Scott, welche die halbe Welt auswendig wisse. Und um zu beweisen, daß die Erinnerungen aus Griechenland niemand mehr in Bewegung setzen, behauptet er, kein Mensch habe das Panorama von Athen, aber jedermann das von Jerusalem sehen wollen. — Aeußerungen, über die sich mehr denken, als sagen läßt.

Hr. Colson, dem er den nämlichen Fehler vorwirft, nahm zum Gegenstand seines Gemäldes Agamemnon, wie er die Unglücksweissagungen der Kassandra mit Verachtung von sich weist. Die Art dieser Verachtung, die schreckhafte Unruhe, welche bey Klytemnestra rege wird, das Entsetzen der Elektra und des Orestes, das Bild der Schicksalsgöttin im Hintergrund des Gemäldes; Aegisth, der hinter der Hauptgruppe einen Vorhang erhebt, und einen Dolch hält; die Gestalt der Kassandra, deren Bewegung der Vorstellung gut entspricht, welche die Alten von der Verwirrung der Sterblichen geben, durch deren Mund Götter sprechen; — dieß alles drückt sehr gut den

*) Vergl. Nro. 93. 100. 101. 102. v. J.

Gedanken des Künstlers aus; ich glaube sogar, daß er ihn fast zu dramatisch behandelt hat. Die Ausführung ist in einzelnen Theilen sehr gelungen, in andern etwas mangelhaft. So fehlt es dem Kopf des Agamemnon an Wahrheit; was ausgedrückt werden sollte, ist nicht gut gegeben. Auch erinnert Klytemnestra zu sehr an die Phädra des Hrn. Guerin. Kassandra scheint mir die schönste Figur des Gemäldes zu seyn.

Heim. Scene aus der Eroberung Jerusalems durch die Römer. Dieses Gemälde hat Aufsehen erregt. Die Ausführung ist kräftig und gelehrt, aber die Anordnung der Scene läßt Einiges zu wünschen übrig. Es ist nicht genug Getümmel und Unordnung vorhanden, und die Zahl der Personen nicht beträchtlich genug. Ein Gemälde, auf dem man vorn nur einige Personen sieht, gibt keine rechte Vorstellung von dem Gemetzel, wie es bey einer, nach langer Belagerung, eroberten Stadt vorkommt, und am wenigsten von dem, welches zu Jerusalem Statt fand. Auch finde ich nicht recht, von wo das Licht herkommt. Die weibliche Figur, welche vorn auf dem Gemälde hingestürzt ist und ihr Kind umklammert, ist sehr schön, und außerordentlich kräftig die Bewegung des Mannes, der einen Soldaten aufhalten will, dessen Pferd die hingestürzte Frau niedertritt. Mehrere Partien sind schön gemalt, im Allgemeinen jedoch die Formen zu rund und etwas schwerfällig. Das Pferd, das ein wenig unnatürlich nur auf Einem Fuße steht, ist zu lang, aber schön im Sprung und hat kräftige Hinterbeine. Rührend ist der Gedanke, daß ein junger Mensch auf der Erde kniet und mit ausgestreckten Armen den wilden Soldaten, der ihn bey den Haaren ergriffen hat, anfleht, ihm das Leben zu lassen. Ist gleich dieses Gemälde nicht vollkommen, so verräth es doch ein großes Talent, und verdient unter die besten der dießjährigen Kunstausstellung gerechnet zu werden.

Die übrigen historischen Gemälde mit gleicher Ausführlichkeit anzugeben, ist bey der außerordentlich großen Anzahl unmöglich, und wäre unangenehm. Ich wollte nur diejenigen Arbeiten aufführen, welche am meisten, theils wegen des Talents, theils wegen des neuen Systems, das sie zeigen, die Blicke auf sich gezogen haben. Doch will ich nun noch diejenigen Werke anführen, die um des Namens der Künstler oder ihres wirklichen Verdienstes willen einer besondern Erwähnung werth sind.

Obenan stelle ich die HH. Lethière und Meynier. Man findet in den Gemälden, welche sie ausgestellt haben: Die Gründung des College de France durch Franz I. und: eine Scene von des heil. Vincenz von Paula unerschöpflicher Mildthätigkeit gegen die Waisen, die Eigenschaften und das Verdienst, welche diese beyden Künstler auszeichnen; besonders im erstern Köpfe von sehr schönem Colorit und im leztern eine sehr verständige Anordnung des Ganzen. Uebrigens kann ich nicht unterlassen zu bemerken, daß sich Hr. Lethière in dem Kopfe Franz I. von dem guten Vorbild Leonardo da Vinci's entfernt und Hr. Meynier nicht genug Studium der Natur in seinen Figuren gezeigt hat.

Hr. Fragonard hat die Königin Blanca, wie sie die Gefangenen zu Chatenai befreyt, dargestellt. Der Maler strebte zu sehr nach Effekt, doch finden sich gute Köpfe, und ein lebhafter und starker Ausdruck. Uebrigens wird dieß Gemälde das Ansehen des Künstlers nicht vermehren.

Ein Gleiches gilt von Rouget's Gemälde: Heinrich IV. wie er Landleuten, die Nahrungsmittel nach Paris geliefert hatten, verzeiht. Das Ansehen dieses Künstlers steht fest, seine Ausführung ist sicher und geschickt. Er hat viel an David's Leonidas mitgearbeitet, aber es fehlt ihm doch die wahre Weihe der Kunst. Die Physiognomie Heinrichs IV., der lächelt, indem er den Landleuten, denen die Lebensmittel weggenommen wurden, seine Börse gibt, ist etwas plump, und sein Anzug kleinlicht. Sully's Figur ist sehr schön.

Hr. Allaux, kürzlich erst aus Rom gekommen, hat Pandora dargestellt, wie sie mit Hülfe Merkurs auf die Erde herabsteigt. Pandora ist eine allegorische Person. Etwas Kälteres gibt es aber weder in der Dichtkunst noch in der Malerey, als Allegorien, nur wenige mögen ausgenommen seyn. Hrn. Allaur's Gemälde läßt auch kalt. Er hätte können große Schönheit in seinen beyden Figuren zeigen, da sie ganz nackt sind, aber er hat nur wenig Gebrauch davon gemacht. Daß Pandora auf Merkurs Schultern sizt, ist widerlich, ihr Kopf hat nichts Idealisches, übrigens war es nichts Leichtes zwey Figuren von feiner Form und Farbe auf einem klaren Himmel zu malen, und der Künstler war in so fern glücklich. Möge er sich aber dabey an das Sprichwort erinnern: Sat cito, qui sat bene!

Noch einen andern Rath möchte ich Hrn. Champmartin geben, der auch den Bethlehemitischen Kindermord dargestellt hat, nämlich den, daß es nicht genug ist, bizarr zu seyn, um zu gefallen, und daß Malerey und Bildhauerkunst bey Einem Zweck sich verschiedener Mittel bedienen. Dieses Gemälde, wenn schon nicht ohne Geist, zeigt gewiß eine verkehrte Richtung desselben. Der Künstler hat in Oel so gemalt als malte er a Fresco, und zwar ohne Ursache, so wie ohne Entschuldigung. Die Frescomalerey kann sich auf die Nothwendigkeit des Schnellmalens berufen, wenn sie der Natur nicht treu bleibt, die Oelmalerey dagegen kann zehn Mal denselben Gegenstand überarbeiten. Ueberdieß zeigt er uns in einer Scene, die ein Blutbad darstellen soll-

te, nur einen Menschen zu Pferd, der ohne Zaum reitet und keine Waffen hat. Es hätte des ganzen Talents eines Michel-Angelo bedurft, um ein Unternehmen der Art gelingen zu machen.

Hr. Lancrenon, Schüler von Girodet hat ein junges Mädchen dargestellt, das zum Skamander kömmt. Dieser Flußgott hatte von Jupiter, seinem Vater, ein Privilegium erhalten, ähnlich dem jus primae noctis im Mittelalter. Den Abend vor ihrer Hochzeit gingen die Mädchen hin, im Fluß sich zu baden. Plötzlich erhob sich der Gott aus seinen Wellen und zog die Verlobte in seine nasse Wohnung hinunter. Dieser Gegenstand war ein wenig mißlich auszuführen, aber er gab Gelegenheit zwey schöne nackte Figuren darzustellen, und darum wählte ihn der Maler. Das Mädchen, voll Schamhaftigkeit, nähert sich dem Gott, dessen Miene hinreichend zu erkennen gibt, daß er wohl von seinem Rechte Gebrauch machen werde. Ich fürchte, das Bild ist nicht von dem Vorwurf des Unanständigen frey; seine Ausführung indeß ist sehr lobenswerth. Die weibliche Gestalt vollkommen schön gezeichnet, ist mit großer Feinheit modellirt. Weniger gefällt mir der Gott, dessen Kopf etwas gewöhnlich ist. Sein Rücken ist gut gemalt, die Landschaft kräftig gehalten.

(Der Beschluß folgt).

Johann Heinrich Troll.

Die Künstlergesellschaft in Zürich hat in den Neujahrsblättern der Zürcher-Gesellschaft, das Bild und die Lebensgeschichte des im verflossenen Jahr, 68 Jahre alt, verstorbenen Zeichners und Kupferstechers, Johann Heinrich Troll von Winterthur, geliefert. Ein Maler seiner Vaterstadt, der dem Knaben frühen ziemlich unmethodischen Kunstunterricht ertheilte, hatte auch seine Bestimmung für die Kupferstecherkunst im Landschaftsfache entschieden. „Diese Bestimmung entsprach seinem theils angebornen, theils durch Erziehung angebildeten Charakter. Denn da seine Eltern auf einem Landhause lebten, und er den Unterricht nicht in gesellschaftlicher Schule, sondern durch einen Hauslehrer empfing, so ward ihm frühe schon ein Hang zur Einsamkeit und Zurückgezogenheit eigen, der ihm auch Zeitlebens anhing. Dieser Hang aber ist mit dem Studium der Landschaftmalerey, und mit der Kunst überhaupt, die ihren Mann ganz haben will, nicht unverträglich, ja nothwendig für solche, die sich nicht selbst verbunden halten, zur Schonung ihres Genius die Zeit zwischen Kunst und Zerstreuung zu theilen.“ Ein Paar Jahre brachte der junge Troll in der Zeichnungs- und Kupferstecherschule zu, die mit der Mechelschen Kunsthandlung in Basel verbunden war. Dort herrschte zwar guter Ton und eine treffliche häusliche Ordnung; der Kunstunterricht aber war nicht, was er seyn sollte. Christian v. Mechel hatte zu sehr seinen Kunstverlag in Augen und Sinn, und ließ deßwegen junge Leute, die schon etwas mit Grabstichel und Nadel umgehen konnten, unter Anleitung seines Gehülfen, Bartholomäus Hübner's, für seinen eigenen Handelszweig arbeiten. Bey seinem Mitbürger, dem Kupferstecher Adrian Zingg in Dresden, verlebte Troll nachher sechs bis sieben Jahre, und hier ward ihm nun ein besser geregelter Unterricht zu Theil. „Zingg hielt seine Schüler mit Ernst zu unermüdlichem Fleiß an, und ging ihnen auf kleinen Reisen und zu Hause mit gutem Beyspiel rüstig voran. Richtig zeichnen mußten sie lernen, und sie lernten es alle, aber, was man an dem Unterricht wohl nicht mit Unrecht tadelte, alle nur in der Manier des Meisters; denn Zingg litt nicht, daß ein Schüler etwas anderes nachbildete, als was er ihm vorlegte, und gestattete allen, die unter ihm standen, auch nur höchst selten den Besuch der Gallerie, damit sie nicht in mancherley abschweifende Studien, und dadurch in Charakterlosigkeit geriethen. Indem er aber diesen Grundsatz zu weit trieb, wurden zuletzt alle Producte seiner Schüler sich selbst unter einander, und denen ihres Meisters so ähnlich, daß man sie kaum zu unterscheiden wußte; der Styl war zur Manier geworden.“ Nach einem Aufenthalte in Rom und Neapel, wovon in dem Buche „Winckelmann und sein Jahrhundert“ bezeugt wird, es habe Troll sich damals mehr mit Zeichnen nach der Natur, als mit Nadel und Grabstichel beschäftigt, begab er sich nach Paris, wo er einen bedeutenden Theil seines Lebens zubrachte und eine Menge Arbeiten für Unternehmungen von Kunst- und Buchhändlern lieferte. In dem Werke Vues remarquables des montagnes de la Suisse, das Rudolf Henzi, Pagenhofmeister des Prinzen von Oranien, als Fortsetzung einer frühern ähnlichen Unternehmung des Buchhändlers Wagner von Bern herausgab, befinden sich mehrere Platten von Troll, die aber alle mit dem Namen Descourtis bezeichnet sind; ein Beweis, daß sich dieser Trolls Arbeit nicht zu schämen hatte. Seine Hauptbeschäftigung bestand in Verfertigung mehrerer in brauner Waschmanier, in größerem Format ausgeführter Blätter schweizerischer Landschaften, von denen sich besonders die Gegend des Wallenstadter-Sees und einige Darstellungen aus der Via Mala in Bündten, nach seinen eigenen Zeichnungen, durch Reichthum des Inhalts, und meisterhafte Zeichnung ausheben. Er war gesonnen, nach und nach eine Folge von schweizerischen Ansichten herauszugeben und mit der östlichen Schweiz den Anfang zu machen, wovon die erwähnten Blätter die erste Lieferung seyn sollten. Auch verwandte er viel Zeit und Mühe auf die Prospecte des

Tuilerien gartens, die in acht gut gearbeiteten Blättern erschienen sind, denen man aber eine bessere Zeichnung der Figuren gewünscht hätte, ein Wunsch, der auch bey vielen andern Landschaftmalern Statt hat. Die lezten Lebensjahre brachte Troll wieder in der Vaterstadt, meist mit Blumenmalerey beschäftigt, zu. Seine Kunstsachen (bezeugt der Biograph des wackern und redlichen Mannes) verschenkte er öfters mit seltener Uneigennützigkeit, oder gab sie für geringe Preise hin, weil er sie selbst nicht nach Verdienst schäzte; denn ihm fehlte das Selbstvertrauen und die kecke Zuversicht, die zum Emporkommen hilft, und womit Andere, die er in Richtigkeit der Zeichnung weit hinter sich ließ, desto reichlicher versehen waren. Was er machte, das machte er recht und untadelhaft; wenn ihm als Landschaftkünstler etwas abging, so war es weniger die technische Geschicklichkeit und Einsicht, als die Gabe des malerischen Blickes, der das Große in der Natur herauszuheben und festzuhalten weiß.

Kupferstichversteigerung.

Am 7ten März 1825 soll zu München die erste Abtheilung der bedeutenden Kupferstich-Sammlung versteigert werden, welche der zu Bamberg verstorbene Freyh. Stephan v. Stengel hinterlassen hat. Sie wurde mit besonderer Kenntniß und Kunstliebe von ihm selbst in einem Zeitraum von 40 Jahren gesammelt, indem er vorzugsweise die von Malern selbst nach ihren eigenen Zeichnungen radirten und gestochenen Blätter wählte und das Ganze nach Kupferstechern ordnete. Der Verstorbene erwarb sich mit dieser Sammlung noch das Verdienst, daß er sie an dazu bestimmten Tagen in einem Kreise von Künstlern und Kunstliebhabern vorzeigte, wobey seine mündlichen Notizen und Mittheilungen über Künstler und Kunstwerke oft viel Belehrendes enthielten.

Ein eben erschienener, von Hrn. Fr. C. Rupprecht mit großer Genauigkeit verfaßter Katalog gibt Rechenschaft über den Inhalt der ersten Abtheilung, die auf 156 enggedruckten Seiten blos deutsche Meister enthält. Der Verf. hat sich bey der Beschreibung überall auf Bartsch und die bekanntesten Kunstschriften und Auctions-Kataloge bezogen. Wo diese keine Angaben lieferten, brachte er selbst die nöthigen Notizen bey, so daß eine kleinere Abtheilung am Ende diejenigen Meister enthält, welche in den genannten Schriften noch nicht erwähnt sind. Ein genaues Register führt die Meister in alphabetischer Ordnung auf. Für Freunde deutscher Kunst wird es eine angenehme Erscheinung seyn, das Werk des unbilligerweise schon zu sehr vergessenen Ferdinand Kobell in dieser Sammlung ganz vollständig zu finden. Freyh. v. Stengel war dessen täglicher Besucher und vertrauter Freund; er sah alle Platten beginnen und vollenden, oft auch sogleich wieder ausschleifen, und rettete nur für sich einen Abdruck — vielleicht den einzigen, da Kobell nicht an Seltenheiten dachte und keinen weiter aufbewahrte. Als Stengel seinen Katalog schrieb, wurde der Vergleichung wegen an alle Sammler und Familienglieder des Künstlers geschrieben, von manchem Blatt wußte man nichts mehr — von andern konnte man keinen zweyten Abdruck aufzeigen. — Außerdem findet sich noch eine große Anzahl sehr schöner und seltener Blätter sowohl älterer als neuerer Zeit.

Erklärung.

In Folge der Anzeige des Hrn. Hofrath v. Dannecker im Kunstblatt Nr. 4. d. J. finde ich mich veranlaßt, hiermit anzuzeigen, daß der von Hrn. J. Perour gez. und lithographirte Christus nicht in meinem Verlag erschienen, sondern nur ein Commissions-Artikel ist.

Frankfurt a. M. den 18. Jan. 1825.

Friedrich Wilmans.
Kunst- und Buchhändler.

Berichtigung.

In dem Kunstblatt Nro. 1. vom 3. Januar d. J. ist eine Recension über Lithographie, welche einiger Berichtigung bedarf.

Es heißt nämlich daselbst: Unter der Menge neuer lithogr. Produkte, womit die Märkte jezt von allen Seiten überschwemmt werden, zeichnen sich mehrere nicht sowohl durch hohen Kunstwerth als durch überraschende Vollkommenheit der Technik aus; dieses ist besonders der Fall mit Pygmalion von Laugier, Preis 60 fl. — vor der Schrift 120 fl. u. s. w.

Dieses Blatt ist kein Steindruck, sondern ein Kupferstich, welches bekannt zu machen nicht unterlassen wollte.

Carlsruhe, den 9. Jan. 1825.

J. Velten, Kunsthändler.

Nekrolog.

Zu Anfang dieses Jahrs starb in Paris der Theatermaler Eugène Degoty, Lehrer Ciceri's und Daguerre's. Ein Zeitgenosse Bibiena's, Galilei's und Sanquirico's in Italien hatte er seit 20 Jahren die berühmtesten Decorationen für die französische Oper geliefert und eigentlich die Decorationsmalerey in Frankreich neu geschaffen. Obgleich er für mehrere Millionen Arbeiten geliefert, verkaufte er doch in den lezten Jahren seine Bibliothek, um seinen Unterhalt zu bestreiten, und starb ohne Vermögen.

Nr. 11.

Kunst-Blatt.

Montag, den 7. Februar 1825.

Kunstausstellung in Paris.

Dritter Artikel.

(Beschluß.)

Mehrere Künstler scheinen die Erwartungen, die sie früher erregten, nicht erfüllen zu wollen. Dahin rechne ich die HH. Blondel, Couder, Gaillot und Gossier. Das Urtheil ist hart, aber leicht zu rechtfertigen. Andere sind stehen geblieben. So Hr. Thomas in dem Gemälde Achilles von Harlay, wie er den Aufrührern Widerstand leistet. Hr. Delaroche der Jüngere hat einen dankbaren Gegenstand behandelt: Das kranke Mädchen von Orleans, wie es im Gefängniß von dem Cardinal von Winchester befragt wird; aber der Künstler hat ein ärmlich krankhaftes und schwaches Wesen aus dieser Retterin Frankreichs gemacht. Der Cardinal ist eine schöne Figur, und das Gemälde verdient sonst Lob.

Ich schließe dieses Verzeichniß mit Hrn. Mauzaisse, dessen Gemälde, der Tod des heil. Stephanus, besondere Aufmerksamkeit verdient. Die Wuth des Volks und die ruhige Ergebung des Märtyrers bilden einen glücklichen und wohlverstandenen Gegensatz. Stephanus fürchtet den Tod nicht, man sieht vielmehr, daß er ihn wünscht, weil er weiß, daß ihm dafür ewiger Lohn zu Theil werden wird. Der Maler tröstet selbst durch den Strahlenkranz, welchen er dem Haupte der Heiligen gibt, den Zuschauer, der um den Leidenden bekümmert ist. Hr. Mauzaisse gehört unstreitig zu den geschicktesten Malern unserer Zeit, man könnte sein Gemälde nur loben, wenn es mehr Effekt hätte und das Idealschöne mehr gesucht worden wäre.

Ich komme nun auf die Anekdoten-Gemälde, unter welchen ich die verstehe, welche bey einem kleinen räumlichen Verhältniß edle Scenen aus der Geschichte darstellen. Mad. Hersent hat Ludwig XIV. dargestellt, wie er seinen Urenkel segnet. Der König ist in ein Hausgewand von durchwirktem Goldstoff gekleidet, auf welchem man nicht vergessen hat, den Orden des heiligen Geistes anzubringen. Der Anblick desselben benimmt mir sogleich alle Wärme, denn ich möchte gern über dem Vater den König vergessen. Der Greis erhebt seine Hände über dem Kind, das mit gefalteten Händen vor ihm auf den Knieen liegt. Seine Gouvernantin, Frau v. Vantadour, neigt sich, indeß Frau v. Maintenon den König unterstützt. Das Gefühl, das bey einem solchen Gegenstande herrschen sollte, wird durch die Etikette unterdrückt. Uebrigens ist der Kopf Ludwigs XIV. von schönem Styl und edlem Ausdruck; im Ganzen aber die Personen zu Basreliefartig geordnet.

Einen andern Weg schlug Hr. Menjaud ein in seinem Gemälde, der Tod des Herzogs von Berry. Er bedachte mit Recht, daß Fürsten wie andere Menschen bey großem Schmerz ihren individuellen Charakter zeigen. Es sind viele schöne Figuren in diesem Gemälde; auch das Dramatische desselben hat angezogen. Hr. Bergeret scheint bey seinem Gemälde Heinrich IV. auf dem Paradebett einen Mißgriff gethan zu haben. Was wir sehen, ist nichts anderes als eine Ceremonie, keine Handlung. Der Augenblick des Todes hätte gewählt werden sollen.

Die HH. Richard und Revoil, Häupter der Schule von Lyon, haben folgende Gemälde geschickt, der erste: den Fürsten von Talmont, wie er auf das Schloß von Thouars nach dem Tode seines einzigen Sohnes zurückkommt, der andere Franz I., welcher seinen Enkel Franz II. in den Ritterstand aufnimmt. Beyde Künstler, besonders der Leztere, scheinen dieses Jahr unter ihrer gewöhnlichen Stufe zu stehen. Habent sua fata.... Uebrigens findet man in dem Gemälde des Hrn. Richard die Feinheit des Gefühls, das seine Werke auszeichnet und bey Hrn. Revoil die ihm eigene Sorgfalt in Ausführung der Costüme.

Hr. Delaroche der Jüngere hat in mittlerer Größe ein Gemälde geliefert: Der heilige Vincenz von Paula, wie er in Gegenwart des Hofes Ludwigs XIII. für die verlassenen Kinder betet.

Es ist gut gemalt und von schöner Farbe, der Kopf des Heiligen ist voll Salbung und Anmuth, aber ich sehe nichts vom Hofe Ludwigs XIII., denn die umhergestellten Personen genügen mir nicht für eine so glänzende Umgebung. Indeß gehört das Gemälde zu den besten der Ausstellung.

Viele Aufmerksamkeit schenkte man einem Gemälde des Hrn. Steuben: die drey Schweizer schwören am Ufer des Vier-Waldstädter-Sees, das Land von der Herrschaft Oesterreichs zu befreyen. Der Gegenstand ist anziehend, der Geist erhebt sich bey dem Anblick der drey einfachen Männer, deren feyerlicher Entschluß einen so großen Einfluß auf ihr Vaterland hatte. Was die Ausführung betrifft, so ist die Stellung der Figuren etwas theatralisch und der Mondschein nicht wahr genug.

Schlachtstücke — Ruinen — Inneres von Gebäuden. Wir begegnen hier einem Manne, der dem Publikum theuer ist, dessen Arbeiten von Kennern begierig gesucht werden und eine Gewandtheit des Talents beurkunden, die, wie ich glaube, nicht ihres Gleichen findet. Hr. Horace Vernet hat unter Anderem zwey Schlachten ausgestellt, die von Hanau und die von Montmirail, auch die Vertheidigung der Barriere von Clichy, von welcher ich bereits in einem besondern Bericht gesprochen habe.

Bey dem Anblick jener Schlachtstücke vergißt man beynahe, daß es Gemälde sind; das Ganze ist mit so vieler Wahrheit angeordnet, daß man darin tiefe Einsicht in die Sache selbst erkennt. Natürlich wird hier keine solche Wahrheit verstanden, daß alle Orte und Ereignisse der Wirklichkeit gemäß dargestellt wären; es ist wohl möglich, daß die Linien anders geordnet waren, und die Orte andere Abwechslungen darboten, aber die Linien, welche er in seiner Einbildung geschaffen hat, bewegen sich vortrefflich, das Terrain könnte man nach der Natur copirt glauben, und alle Nebendinge tragen so sehr den Charakter der örtlichen Wahrheit, daß es scheint, der Maler habe sein Leben auf den Schlachtfeldern zugebracht. Niemand weiß so gut, wie er, die Gewohnheiten der Soldaten darzustellen, und in dieser unzähligen Abwechslung von Stellungen, Bewegungen, Linien, wenn sie fliehen oder verfolgen, sich vertheidigen oder fallen, sind alle Stellungen wahr und natürlich, alle Bewegungen richtig und der Ausdruck jeder Figur ihrer Lage angemessen. Bey diesen Gemälden hat er es nicht darauf angelegt, der Gegend etwas Malerisches zu geben; er scheint vielmehr die Oertlichkeit studirt oder von unterrichteten Personen Erkundigungen darüber eingezogen zu haben. Dabey hat er sie dadurch zu geschichtlichen Denkmalen erhoben, daß er Bildnisse sehr vieler berühmter Personen anbrachte. Bey der Schlacht von Montmirail war mir besonders merkwürdig, mit welchem Geschick der Künstler den Anbruch des Tags zu bezeichnen gewußt hat. Die Farbe des Bodens, des Horizonts und des Himmels, und das schwache Zwielicht sind bewundernswürdig dargestellt.

Von Hrn. Lejeune, der einen großen Theil unsrer Schlachten dargestellt hat, und dessen Gemälde meist die Blicke des Publikums auf sich ziehen, war dießmal die Schlacht an der Moskwa zu sehen. Er sagt in seiner Anzeige: dieser kleine Theil des Schlachtfeldes stellt die Einnahme der mittlern Redoute durch die Kürassiere vor. Erinnere ich mich recht, so war dieß einer der hitzigsten Vorfälle, aber wenn das, was man hier sieht, nur ein Theil der Schlacht gewesen ist, welche Strecke müssen die beyden Heere eingenommen haben!

Hr. Lejenne, so berühmt er sich auch durch diese Art von Malereyen gemacht hat, findet doch nun einen ausgezeichneten Nebenbuhler an Hor. Vernet, dessen Behandlung freyer und glänzender ist. Uebrigens behauptet jener so gut seinen Platz, daß durch den Wetteifer, der sich bey beyden zeigt, das Publikum nur gewinnen kann.

Hr. v. Forbin hat auf einem Gemälde Ruinen von Ober-Aegypten, d. h. einen Theil derer von Theben dargestellt. Nicht zufrieden, uns unter Einem Anblick diese Tempel, Säulen, Bruchstücke von Bildsäulen und Pyramiden vor das Auge zu bringen, zeigt er uns auch noch den Nil, wie er seine Fluten über die eingesäeten Felder hersendet, und um uns die alte und neue Zeit zugleich vorzuführen, auch Araber, welche mitten unter diesen Ruinen gelagert an Kaufleute von Kairo Sklaven und Mumien verkaufen. Diese herrliche Scene ist durch die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne erleuchtet. Die Ausführung dieses anziehenden Bildes ist glänzend und untadelhaft. — In einem anderen Gemälde: die Ruinen von Palmyra, hat er ebenso die Ruinen durch Araber belebt, welche den Nachzug der von Mecca nach Damaskus heimkehrenden Karavane angreifen. Die ganze Scene ist durch die untergehende Sonne erhellt, deren warme Töne Hr. v. Forbin sehr gut wiederzugeben gewußt hat.

Man hat sich sehr gefreut, in der Ausstellung die Kapelle von Holy-Rood zu finden, welche Jedermann im Diorama entzückt hat. Hr. Daguerre, der Verfertiger dieses Gemäldes, hätte nicht besser die Wirkung des Mondes geben können, als hier geschehen ist. Ueberhaupt wüßte ich an dem Gemälde keine Unvollkommenheit zu finden; außer, daß auch die weibliche Figur, welche gerade mit einem Licht hereintritt, aufgenommen ist; sie scheint hier dem allgemeinen Eindruck mehr zu schaden, als zu nutzen.

Unter den Malern, welche Interioren darstellen, zeichnet sich vorzüglich Hr. Granet aus. In diesem Jahr gab er uns wieder den Chor eines Convents, in welchem er statt der Capuziner, Nonnen bey einer Einkleidung, vor das Auge bringt. Dieser Künstler malt seine Figuren mit Nachlässigkeit, aber die Wahrheit ihrer Bewegungen beweist seine gute Beobachtungsgabe. Wenn schon dieses Bild nicht schlechter ist, als seine früheren, so scheint doch das Publikum nicht darauf geachtet zu haben. Diese Art der Malerey ist natürlich in ihren Mitteln und Wirkungen zu beschränkt, als daß sie immer die gleiche Theilnahme erregen könnte, wie andere, denen alle Hülfsquellen der Kunst zu Gebote stehen.

Die Kirche St. Etienne du Mont zu Paris ist wegen ihrer Bauart merkwürdig, welche sehr verschiedenen Epochen angehört und doch ein merkwürdiges Ganzes bildet. Im großen Schiff derselben befindet sich eine Gallerie, welche die beyden Seiten vereinigt und deren Arbeit vorzüglich schön ist. Sie hat beynahe die Höhe der Kanzel, die ebenfalls durch Gestalt und Bildwerk Aufmerksamkeit erregt. Hr. Renoux hat das Chor dieser Kirche in einem schönen Gemälde, von freyer Behandlung und großer Wahrheit dargestellt. Derselbe lieferte noch ein anderes Bild, das Innere eines Speisesaals zu Pantin. Dieser Saal befindet sich in einem dem Hrn. v. Sommerard gehörigen Hause, der ihn aus Liebhaberey im Styl des 15ten Jahrhunderts hat einrichten lassen. Die Mauern sind mit Bildhauereyen geschmückt, die Fenster mit gemaltem Glas; alte Waffen, und alle Geräthe erinnern an die Ritterzeit. Die Figuren dieses Gemäldes sind von Hrn. X. le Prince, was ihm einen um so höheren Werth gibt.

Hr. Bouton, dessen Ruf seit längerer Zeit wohlbegründet ist, hat ein Gemälde geliefert, welches das Innere einer gothischen Ruine an dem Ufer des Meeres darstellt. Der Künstler nahm an, eine Frau habe Schiffbruch gelitten, sich mit ihrem Sohne hieher geflüchtet, und sey nahe am Sterben; in welchem Augenblick dann ein Einsiedler durch seinen Hund, der die Gegenwart der Fremden gewittert hat, herbeygeführt wird. Der Maler hat diese Scene auf eine Weise dargestellt, daß man seinen Blick wegwenden möchte. Die Frau liegt in den lezten Zügen, der Sohn stürzt sich über sie her, und der Hund, der seinen Kopf durch eine Spalte hereinstreckt, hat eher das Ansehen sie fressen als retten zu wollen. Man wird mir einwenden, das Innere des Gebäudes sey hier die Hauptsache, allein ich antworte, wenn ein Künstler kein geschmackvolles Beywerk anzubringen weiß, soll er es lieber bleiben lassen oder eine ganz einfache Handlung wählen. Ich füge hinzu, daß das Gebäude an sich nichts Anziehendes hat und Hr. Bouton sein Talent daran vergeudet zu haben scheint.

Auch dem Hrn. Bouchot, welcher das Innere des Saals des pas perdus im Palais de Justice dargestellt hat, mache ich den Vorwurf, daß er ohne Grund mehrere sonderbare Figuren aufnahm, welche bey Leuten von Geschmack das Vergnügen stören, das ihnen dieß von wahrem Talent zeugende Bild gewähren könnte. P. A.

Gotha.

Endlich hat auch diese bedeutende Residenzstadt, die durch mehrere vorzügliche öffentliche Alterthümer-, Kunst- und naturgeschichtliche Sammlungen, deßgleichen durch einige wichtige Privatcabinette schon früher unter Deutschlands Residenzstädten ausgezeichnet stand, eine öffentliche Gemäldegallerie erhalten, welche, obwohl nicht vom ersten Range, dennoch des Trefflichen so Vieles enthält, daß sie eine, wenn schon hier nur vorläufige Anzeige und Bekanntmachung in diesem Blatte mit allem Rechte verdient. So mancher Reisende, den Gotha durch seine übrigen Vorzüge ansprechen dürfte, wird in ihr einen neuen Anziehungspunkt finden, der ihn, als Kunstfreund besonders, schwerlich unbefriedigt entlassen kann.

Der Ort der Aufstellung dieser Gallerie ist in dem romantisch gelegenen herzoglichen Residenzschlosse, das die treffliche Handschriftensammlung und die große, über 150,000 Bände ausgesuchter Werke starke Bibliothek, das, mit den größten Münzcabinetten Europa's jezt auf gleicher Linie stehende Münzcabinet, welcher beyden Sammlungen Vorsteher der berühmte Jacobs ist, das größte chinesische Cabinet auf unserm Festlande, ein herrliches ostindisches Cabinet, die reiche Seezensche Sammlung orientalischer, meist sehr seltener Handschriften, die ganz vorzügliche Mengsisch-Reifenstein.sche Formensammlung der besten Antiken und eine nicht unbedeutende sogenannte Kunstkammer ebenfalls umschließt. Die Eröffnung derselben geschah am ersten December d. vor. J. auf Befehl des jetzigen Herzogs, nachdem das Auswählen und Zusammenstellen aus dem reichen Vorrath der in seinem Privatbesitz befindlichen, von ihm, wie früher schon von seinen kunstliebenden Vorfahren, durch beträchtliche Ankäufe zusammengebrachten Gemälde, seit mehreren Jahren begonnen hatte. Daß aber bey diesem, in allerhand Gemächern, Schränken und Kisten verstreuten, dem Auge des Publikums größtentheils verborgenen Schatz von Gemälden allerhand Art, das Auffinden, Erkennen, Reinigen, Bestimmen und Ausscheiden jedes einzelnen Werks, um durch die Entfernung alles weniger Guten dem Auge des Kunstkenners einen ungestörten Genuß zu bereiten, keine leichte Aufgabe und Arbeit war, läßt sich wohl leicht begreifen.

Desto größer ist nun das Verdienst des thätigen und kunsterfahrnen Direktors der Gallerie, Hofrath Kühner, der, durch einen langen Aufenthalt in Rom und Paris, durch vielfache Studien auf unsern berühmtesten Gemäldesammlungen, mit allem, was zu einem so wichtigen Geschäfte dieser Art gehört, innig vertraut, dieser Aufgabe bis jezt zu allgemeiner Zufriedenheit entsprochen hat. Gleich rühmenswerth bleibt hierbey auch die obere Leitung des im Gebiete der Naturkunde durch klassische Werke und seine herrliche Petrefactensammlung berühmten Herrn Geheimen Raths v. Schlotheim, unter dessen Oberaufsicht die Gallerie nebst allen übrigen oben genannten öffentlichen Sammlungen steht, besonders in Hinsicht der vollkommen zweckmäßigen Aufstellung derselben.

Das der Gallerie angewiesene Lokal befindet sich in dem Thurme rechts, an der Südseite des Schlosses. Kein Gebäude in der Nähe stört hier des Lichtes Einfall in die größtentheils ziemlich geräumigen Gemächer, von denen eilf bis zwölf bis jezt schon nah an tausend ausgesuchte, größere und kleinere Werke aus allen Zeiten, Gattungen und Schulen enthalten. Die Aufstellung geschah in der Art, daß immer nur die Werke derselben Gattung, wo möglich, zusammengebracht wurden. Diese, hier besonders lobenswerthe Einrichtung dürfte vielleicht die folgende Uebersicht hinreichend kenntlich machen.

Das erste Zimmer, rechts am Eingange, zeigt eine ausgesuchte Sammlung von Thierstücken von verschiedenen Meistern, unter denen sich die Snyders, Rosa di Rivoli u. s. f. vorzüglich bemerkbar machen.

Das zweyte und dritte gibt eine überraschende Menge vorzüglicher Landschaften aus allen Zeiten und Schulen. Ein schönes großes Seestück von Claude le Lorrain, denen im königlichen Museum in Paris vollkommen ähnlich; mehrere Both; zwey der vollendetsten und genialischsten Meisterwerke von Hackert; eine in klassischem Styl entworfene, sehr ausgeführte große Landschaft, von dem noch lebenden Reinhart in Rom, den Brunnen Adrastiene bey Nemea, mit der Hypsipyle, dem Adrastus und dem von Schlangen umwundenen und getödteten Opheltes oder Archemoros vorstellend; ein, in Hinsicht auf Italiens Vegetation und Luftferne gleich klassisches Werk, von v. Rhoden; eine überraschend naturwahre Darstellung der Tibergegend und der Sabinergebirge von Aqua Acetosa aus, von dem Niederländer Voogd: diese alle, und so noch eine große Menge der anziehendsten Schöpfungen älterer wie neuerer ausgezeichneter Landschaftsmaler treten hier zu höchst erfreulicher und vorzüglich belehrender Vergleichung dem Auge des Kunstkenners und des Kunstfreundes entgegen.

Das vierte Zimmer bietet größtentheils ausgesuchte Werke der Architekturmalerey; darunter einige köstliche Steenwyks und Neefs, schöne Canaletti u. s. f.

Aus dem fünften Zimmer winken mehrere gute, ächte Rubens, sogar — was den Künstler und Kenner besonders anziehen wird — mehrere angelegte Werke dieses Meisters, herrliche Porträts niederländischer Meister, unter welchen zwey überaus kostbare Rembrandts, freundlich zu sich heran.

In dem sechsten spricht die altdeutsche Schule uns an durch einen großen Theil ihrer ehrwürdigen Altvordern, ihrer Stifter und Begründer, und zwar größtentheils in eben so schönen als belehrenden Werken, Byzantiner, Cöllner Meister, Niederdeutsche wie Oberdeutsche; die Lukas von Leyden, Holbein, Dürer, Kranach und andere prangen hier mit ihren reichen Gaben.

Am anziehendsten in dem siebenten Zimmer dürfte für den Künstler und Kunstkenner wohl das in dem lezten Viertel des verflossenen Jahrhunderts so sehr belobte und in der neuern Zeit von Goethe, als der Wendepunkt zwischen dem älteren und neueren Styl in der deutschen Geschichtsmalerey bezeichnete, Tischbeinische Gemälde, Conradin von Schwaben ꝛc. seyn. Uebrigens sind daselbst auch vorzügliche Grafs und Graffo's zu sehen.

In den Zimmern acht und neun bemerkt man nur das Ausgewählteste niederländischer, deutscher und französischer Genrestücke.

Auf diese folgt ein Eckzimmer, ganz mit ausgesuchten Stillleben von den besten Meistern angefüllt; in der Reihe das zehnte.

Das eilfte Zimmer zeigt unter andern Porträts aus der deutschen Schule, auch einige vorzüglich gut erhaltene, meisterhaft in seiner Manier ausgeführte Köpfe von Denner.

Das zwölfte geräumige endlich prangt mit nicht wenigen Werken der italienischen Schule im historischen Fache, von denen mehrere aus der Gallerie Giustiniani stammen.

Noch ist man damit beschäftigt, die zahlreichen Miniaturgemälde zu sammeln und eine noch zahlreichere Kupferstichsammlung in ihre Mappen zu ordnen.

Möge diese neugegründete, an vielem Trefflichen so reiche Gallerie auch in den künftigen Fürsten und Besitzern immer eifrige und einsichtsvolle Mehrer und Erhalter ihres schönen Ganzen, möge sie jezt schon in den kunstliebenden Bewohnern der Stadt und des Landes, denen sie durch die weise Verfügung ihrer mit Recht allgemein gerühmten gegenwärtigen Regierung öffentlich zugänglich gemacht ward, eine thätige Benutzung finden! „Hier ist" — wie der Grieche sagt — „das Schöne bey dem Guten, und — die Ordnung bey dem Schönen."

Hildburghausen, den 21. Jan. 1825.

Dr. Sickler.

Nr. 12.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 10. Februar 1825.

Versuch von einem Inhaltsverzeichnisse eines zu verfassenden Werkes unter dem Titel: Was war, was ist, was soll die bildende Kunst im Menschenvereine?

Obsequium amicos
Veritas odium parit.

Vorrede.

Im lebenden Weltorganismus wird das Homogene assimilirt, das Heterogene ausgeworfen. — Diesem allgemeinen Naturgesetze ist die bildende Kunst eben so wie alle andere Dinge unterworfen. — Ihr wahrer Zweck ist Veredlung der Menschheit.

Erster Abschnitt.

Kap. 1. Die bildende Kunst ist überall mit der menschlichen Gesellschaft zugleich entstanden; ja mit dem Menschen selbst durch den natürlich ihm inwohnenden Typus alles Förmlichen, welcher sich in Nachahmungstrieb äußert.

2. Der frühesten Bildung der menschlichen Gesellschaft war die bildende Kunst unumgängliches Bedürfniß zur gegenseitigen, besonders ungleichzeitigen Mittheilung der Ideen nicht gegenwärtiger Gegenstände. — Es beginnt Hieroglyphenschrift. — In dieser ersten Epoche ist die Unverkennbarkeit des Gegenstandes in seiner Abbildung zureichend. S. die ägyptischen Obelisken; die nubischen Denkmale ꝛc.

3. Mit allmähliger Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens werden Kenntniß und Mittheilung der mannichfaltigen Umstände und in der Zeit wechselnden Verhältnisse der Gegenstände unter sich und mit den Menschen, diesen immer wichtiger und entscheidender. Wandelbarkeit in der Zeit läßt sich aber mit bildlichen Formen nicht darstellen; und es entstanden symbolische, und buchstäbliche, bloßen verschieden ausgesprochenen Lauten anpassende Schriften: erstere wurde den Chinesen, die zweyte mit unendlichen Vortheilen andern Völkern zu Theil. Nun wurde entweder Symbolen- oder Buchstabenschrift den Hieroglyphen beygemischt: s. die ägyptischen Papyren.

4. Im Fortschritte der Ausbildung der Gesellschaft wird den Menschen das richtig scharfe Auffassen der Verhältnisse der Gegenstände unter sich und zu ihnen im Leben wichtiger als die Betrachtung der Gegenstände an sich selbst. — Die Hieroglyphen wurden demnach bequem und zureichend durch Namen ersetzt; und die bildende Kunst war so aus der Schrift gänzlich verdrängt.

5. Der natürliche, nunmehr unbefriedigte bildende Kunsttrieb wird ungestüm und öffnet sich ein ganz eigenthümliches Feld, in welches sich einzudrängen die beschreibende Poesie, ihre natürliche Untüchtigkeit hiezu verkennend, kraftlose unglückliche Versuche macht. — Es zeigt sich dadurch unläugbar im Menschen eine besondere Fähigkeit, durch Formen zu unaussprechlichen, unendlich mannichfaltigen, seinen Naturanlagen entsprechenden Gefühlen aufgereizt zu werden. — Uebereinstimmung der Formen mit dem Grundtypus dieser Gefühle ist Schönheit an und für sich selbst. Die Verstandestheorie davon ist noch unenthüllt: wahrscheinlich liegt deren Grund und Schlüssel in Verhältnissen geschehener Bewegungen, wie in Verhältnissen geschehender Lichttonschwingungen die Theorie der Farbenharmonie wahrscheinlichst, und in Verhältnissen geschehender Klangschwingungen die Tonharmonie bewiesen liegt. — Individualität individualisirt auch den Schönheitssinn; Verderbtheit verunstaltet ihn auf entsprechende Weise. Dieß geht durch ganze Zeitalter hindurch.

6. Eine ganz sinnliche Religion bietet der bildenden Kunst den gröstmöglichsten Spielraum dar. — In Griechenland erhält diese Sinnlichkeit und mit ihr die Kunst die höchste Ausbildung zufolge der topographischen Lage, und des heitern gesunden Himmels, wodurch die Menschen bey kräftigem Körperbau und starkem aufgeweckten Nervensysteme, Genußfähigkeit, Hochherzigkeit und Gewandtheit in vorzüglichem Grade verbinden. Die Zeitgeschichte beweist,

daß das schimpflichst drückende türkische Joch in Jahrhunderten bey weitem nicht vermocht hat, diese dem Lande anhaftenden Naturanlagen zu zerstören. — Verfassung und politische Verhältnisse boten dem Kunstenthusiasmus der alten Griechen anderweitigen Nahrungsstoff dar; denn sie hatten nicht nur Götter mit ideal ausgebildetsten sinnlichen Charakteren aller Art in prächtigen oder holden Tempeln darzustellen; sondern noch Heroen, Helden, Sieger in Kampfspielen, Staatsmänner, und insgemein alles Ausgezeichnete bildlich zu verewigen. Das so stark und hoch auflodernde bildende Kunstfeuer mußte nothwendig alles ergreifen und durchdringen, was in seinen Wirkungskreis kam. — Bildende Kunst (Linear-Zeichnung) machte, wie Musik, einen wesentlichen Theil des allgemeinen Unterrichtes der alten Griechen aus.

7. Die Griechen, von den noch ganz rohen Römern unterjocht, gaben diesen die Liebhaberey der bildenden Künste, wobey aber der Eroberer hauptsächlich nur auf den Kitzel seines Stolzes achtet: der Künstler bleibt ihm ein verächtlicher Sklave. — Die freyen, oder sich noch so wähnenden Phidiasse, Apelles, Skopas, Polignotusse ꝛc. sind nicht mehr. — Nachdem die Regeln aus der lebendigen Kunst entstanden, fängt nun die Kunst aus todten Regeln hervorzugeben an: doch bleiben unverkennbare Spuren ihres hohen Ursprungs bis zum äußersten Verfalle an ihr.

8. Die griechischen Künstler in Rom arten bald aus. — Der Römer kann die Feinheiten der Kunst nicht auffassen und sich eigen machen; an allen seinen Prachtwerken genau besehen klebt Gemeinheit. — Einen großen Theil des Jahres ungesunde, im Sommer drückende fieberhafte, im Winter meist schlaffeuchte auf die Nerven immer feindlich einwirkende Luft muß den Ernährungsprozeß schwierig und unvollkommen, das Gemüth düster, die Fröhlichkeit erzwungen frech, den Geist dumpf, jeden Hang in sich selbst argwöhnisch, den Willen erst schleichend, dann sogleich trotzig machen. — Diese zur freyen Ausbildung der Kunstanlagen gar nicht, wohl aber zum Herrschen ganz geeigneten Grundzüge des Charakters behält der Römer durch alle Metamorphosen bey: es kann auch nicht anders seyn, denn sie gehen aus Grund und Boden hervor. — Ungezäumte Begierden richten alle Moralität, endlich auch den Staat zu Grund. — Mitten im allgemeinen Verderbniß bietet eine neue Religion der Menschheit einen festen sichern Halt im Himmel, und in ihrem eignen Innern dar: sie schlägt erst unbeachtet, dann abwechselnd verfolgt, geduldet, und beschützt, tiefe Wurzeln; kann aber doch den Staat vor seinem Untergange nicht retten. — Völkerwanderungen im Westen; blutige theologische Zänkereyen im Osten; endlich Türken. — Die bildende Kunst schläft einen mehr als tausendjährigen festen Schlaf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kupferstichkunde.

Kritisches Verzeichniß der Kupferstichsammlung Sr. Exc. des zu Bamberg verstorbenen Stephan Freyherrn von Stengel, königl. bair. Geheimen Raths u. s. w., verfaßt von Friedrich Carl Rupprecht, Maler und Kupferstecher. Erster Theil, die deutsche Schule in zwey Abtheilungen enthaltend, welche in München Montags den 7. März 1825 u. s. w. versteigert wird. Preis 15 kr. Bamberg 1824. VI und 169 Seiten Text, gr. 8.

Unter den vielen Auctionen von Kunstgegenständen, besonders im Kupferstichfache, welche sich seit einiger Zeit, so zu sagen, die Hände bieten, wird die angezeigte wohl für geraume Zeit einen ausgezeichneten Rang behaupten. Der vormalige Besitzer, ein vorzüglicher Kenner, wie die Wahl der Blätter und deren Ordnung beweist, verband mit hoher Kunstliebe die eigene Ausübung der Kunst, wie man nicht allein aus diesem, sondern auch im Winkler'schen und Rigal'schen Kataloge ersieht, wo der radirten Blätter desselben die rühmlichste Erwähnung geschieht. Diesem Umstande muß man es wohl zuschreiben, daß diese Sammlung eine überwiegende Zahl von radirten Blättern der Maler umfaßt, die von dem schaffenden Geiste des Künstlers belebt, bey minderer, aber geistvoller Vollendung, jeden ächten Kenner, ja selbst jedes tiefer fühlende Gemüth sogleich ansprechen, während daß die oft mit Aufopferung des Geistreichen blos nach Glanz strebenden Blätter, besonders solche der neueren Zeit, die gewöhnlichen Liebhaber und den großen Haufen für sich gewinnen.

Seit 40 Jahren, in einer Zeitperiode, wo die politischen Ereignisse und die vielen, theils durch Auction, theils auf andre Weise zerstreuten großen Sammlungen, Gelegenheit gaben, das Seltenste und Schönste zu erhalten, sammelte der Besitzer an dieser Sammlung und stand, wie der Katalog bezeigt, mit den meisten ausgezeichneten lebenden Künstlern seines Vaterlandes und wie auch der zweyte Theil ergeben wird, durch seine Reisen auch mit denen des Auslandes in Verbindung. Von keinem Vorurtheile für das blos Alte geblendet, wodurch zum größten Nachtheile für die Kunst häufig dieses über die besten Werke neuerer Meister erhoben wird, nahm er

leztere in die Sammlung auf. Daher ist das Werk von Ferdinand Kobell, einem Zeitgenossen und vieljährigen vertrauten Freunde des Besitzers, ganz vollständig, selbst mit allen Varietäten in den Abdrücken vorhanden. Da diese oft nur in Probedrucken bestehen, welche der Künstler bekanntlich selbst auf einer kleinen Handpresse und nur in solcher kleinen Anzahl zog, um seine Arbeit beurtheilen und vollenden zu können, so wird man leicht begreifen, welche seltene Abdrücke sich dabey befinden; mehrere derselben können als einzig betrachtet werden. Einsender dieses ist durch Erfahrung überzeugt, daß es wohl unmöglich seyn würde, ein zweytes, so vollständiges Werk dieses Künstlers, der zu den Zierden der deutschen Nation gehört, zu sammeln. Von mancher sehr seltenen Varietät in Rembrand's Werk würde es leichter seyn, ein Exemplar ausfündig zu machen, da Rembrand dergleichen Abdrücke auf Speculation fertigte, während F. Kobell nie daran dachte, auf diese Weise seinen Blättern einen höhern Grad der Seltenheit zu verschaffen. Es wäre sehr zu bedauern, wenn diese Sammlung Kobell'scher Blätter, die zur Zeit der Erscheinung in den schönsten Abdrücken gesammelt wurde, zerstreut werden sollte; ein deutscher Patriot oder ein Kabinet sollte zu Deutschlands Ehre in den unveräußerlichen Besitz desselben gelangen. Welche Belehrung würde in dieser Gestalt dieses Werk Künstlern, welche die Radirnadel ergreifen wollen, geben! Ueber dieses Werk wurde von dem verstorbenen Besitzer ein Katalog (Cat. raisonné des estampes de Ferdinand Kobell. Par Étienne Baron de Stengel. Nuremberg 1822 chez Riegel et Wiesner 8.) kurz vor seinem Tode herausgegeben, der, indem er Beyden gleiche Ehre macht, von den bestandenen freundschaftlichen Verhältnissen den redendsten Beweis ablegt. Im gegenwärtigen Auctions-Kataloge finden sich äußerst schätzbare Nachträge, welche um so zuverlässiger sind, da sie über das nämliche Werk Kobells gesammelt wurden und künftige Zweifel entfernen müssen. In so fern dürfte dieser Katalog als Supplement zu jenem Werke angesehen werden können und wird allen Besitzern des leztern eine äußerst willkommene Erscheinung seyn.

Die Sammlung selbst ist in fünf Schulen abgetheilt und jede chronologisch geordnet, wobey Huber und Rost's Handbuch für Sammler als Grundlage angenommen ist. Dadurch bekam die Sammlung eine historische Gestalt; man sieht das Beginnen, das Fortschreiten, Blühen und Sinken der Kupferstecherkunst in verschiedenen Zeiten. So fiel der alphabetische Schlendrian weg, dessen Zwecklosigkeit bey Sammlungen selbst Heinecke in der Vorrede seines Dictionaire des artistes freywillig eingesteht. Da nach diesem Plane die Arbeiten eines jeden Künstlers, welcher in irgend einer Manier durch Abdruck vervielfältigte Blätter lieferte, beysammen blieben, gleichviel, ob sie nach eigener oder fremder Idee bearbeitet waren, so fiel auch die so viele Verwirrung und Einseitigkeit herbeyführende Ordnung nach Malern weg. Wie ermüdend es ist, z. B. zehn Mal dieselbe Composition einer heil. Familie nach einander folgen zu sehen, die oft von Künstlern eben so vieler Nationen gestochen sind, wird jeder Beschauer fühlen. Der einzige Vortheil, die Vergleichung derselben unter sich, welches Blatt den Geist des Originals am besten erreicht habe, ist für die dadurch entstehende übrige Unordnung nicht überwiegend, vorzugsweise nur für angehende Kupferstecher belehrend und bey der Nähe des Originals von Werth. Der Liebhaber, will er diese Vergleichung sich auch verschaffen, erhält bey einem gut eingerichteten Katalog durch das Oeffnen verschiedener Portefeuilles diesen Vortheil in einigen Minuten, noch obendrein chronologisch, und hat überdieß das Vergnügen, seine Sammlung nicht allein der Zeitfolge, sondern auch das Wirken eines Künstlers seinem ganzen Inhalte nach zu besitzen und so dessen verschiedene Manieren zu studieren. Auf diese Weise eine Kupferstich-Sammlung angelegt, entsteht eine Geschichte der Kupferstecherkunst und bildet ein Ganzes, während die Anordnung nach Malern nur eine lückenhafte Geschichte der Malerey oder eine unvollkommene Geschichte der Ideen der Maler gewähren wird. Wer bey dem Wunsche, mehrere Blätter eines Kupferstechers zu sehen, die häufige Verlegenheit der Cabinets-Aufseher bemerkte, wo — ob bey dem Maler oder Kupferstecher, und in welcher Schule — sie das Begehrte finden sollten, wird sich von der Unzweckmäßigkeit sogenannter Werke von Malern und dann doch auch wieder von Kupferstechern nebenbey — hinlänglich überzeugt gefunden haben. Bartsch, indem er die deutsche und italienische Schule seines allgemein anerkannt klassischen Werks, des Peintre graveur, chronologisch ordnete und das Werk jedes Künstlers in gehöriger Folge der Gegenstände aufführte, gleichviel ob sich Blätter nach den Ideen anderer Künstler darunter fanden, scheint davon eben so überzeugt gewesen zu seyn, wie Regnault de la Lande, Verfasser des musterhaften Katalogs der Sammlung des Grafen Rigal und anderer dergleichen. Diese musterhafte Einrichtung allgemein angenommen, würde die in so manchen Sammlungen noch bestehende Unordnung heben.

Bey dieser angenommenen historischen Ordnung sind auch geringere Meister in die Sammlung aufgenommen, jedoch von diesen gewöhnlich nur ein oder zwey ihren Kunstcharakter hinlänglich aussprechende Blätter; die bessern und die besten, z. B. Alb. Dürer, sind in ihren vorzüglichen Blättern häufig vollzählig und nach den sorgfältigen Angaben zu schließen, meistens in den schönsten und seltensten Abdrücken — aber keineswegs das oft blos auf Eitelkeit beruhende Com-

pletsseyn der Meister beabsichtiget. Die Incunabeln, um deren Stelle in Sammlungen nach der gewöhnlichen Weise man verlegen ist und die man deßhalb unter die Unbekannten legt, behaupten hier einen ehrenvollen passenden Platz als Anfang der Kunst und der Sammlung.

Eine solche Sammlung, welche nie mehr hätte getrennt, sondern nur immer weiter vollständig gemacht werden sollen, wird leider der Versteigerung preisgegeben. Es muß daher jeden Kunstfreund erfreuen, daß ein in Bamberg lebender Maler, der zugleich Kupferstecher, Formschneider im Helldunkel, und Lithograph ist, sich in diesen Kunstzweigen bereits eine ehrenvolle Stelle erworben hat und praktische mit theoretischen Kenntnissen verbindet, hierüber einen ganz vorzüglichen Katalog verfaßte. Lezterer gehört durch seine Ausführung zu den besten Producten dieser Art und wird durch seine Brauchbarkeit als Handbuch für Sammler eben so nützlich und unentbehrlich, als der Rigal'sche Katalog werden. Einsender dieses kann sich nicht enthalten, den Wunsch auszusprechen, daß er ebenfalls in französischer Sprache verfaßt und dadurch dem Auslande leichter bekannt geworden wäre und eine noch größere Blätterzahl umfassen möchte. Seit den von Huber vorzüglich verfaßten Katalogen über die Cabinete von Winkler und Brandes sind nur noch einige, doch minder gute Kataloge (z. B. die Frauenholzischen Auctions-, der Bischoff Schneider-, Spekter-, Hochwiesnersche Katalog) geliefert worden, die meisten übrigen waren mehr oder minder Producte des Speculations-Geistes, von Ungenannten verfaßt, um leichtgläubige Käufer durch unbestimmte Angaben zu täuschen; von gründlichen Notizen für die Kunst war keine Spur zu finden. Sie waren oft so nachlässig verfaßt, daß selbst die ungefähre Größe des Blatts fehlte — welches bey nicht oft vorkommenden Blättern, von welchen oft noch gar keine hinlängliche Beschreibung existirt, nie geschehen sollte — und so mußte das Vertrauen der Liebhaber für dergleichen Unternehmungen immer mehr sinken. Die Ausländer, besonders die Holländer und Franzosen und unter den leztern Bénard und Regnault de la Lande, lieferten hierin mehrere Meisterwerke, die schon darum Zutrauen erregten, weil der Name eines bekannten Kenners für die Richtigkeit der Angaben bürgte, und es ist erfreülich, auch bey einem deutschen Producte, welches den fremden an die Seite gesezt werden darf, dieß wieder beobachtet zu sehen.

Die Blätter derjenigen Meister, welche in Bartsch's Peintre graveur beschrieben sind, wurden nur der gegebenen Benennung nach, die Nro. und die Abdrucks-Gattung angeführt, eine löbliche Kürze, da jeder Sammler in dem angeführten Werke eine hinlängliche Beschreibung findet und die Wiederholung derselben, wie im Rigal'schen Katalog, für den größten Theil der Liebhaber überflüssig gewesen wäre.

Es war sehr wohl gethan, sich einen Schriftsteller und Kenner, wie Bartsch, als Führer zu wählen, wie es Hr. R. gethan hat und den zu unbestimmten und unvollständigen Huber und Rost nur noch für die Zeitfolge gelten zu lassen. Da dieser Katalog mehrere, meist sehr seltene Blätter enthält, welche dem Hrn. v. Bartsch nicht bekannt wurden, so ist deren Beschreibung in treffenden Bezeichnungen und für den Sammler belehrend, gleichsam als Fortsetzung des Werkes von Bartsch gegeben, so daß man das Blatt in vorkommenden Fällen sicher wieder erkennen muß, statt daß die gewöhnlichen Kataloge blos mit der magern Notiz — nicht im Bartsch — sich begnügen. Die Berichtigungen, welche Bartsch manchmal in den Maaßen, Unterschriften u. dgl. erhält, sind mit der gehörigen Ruhe und ohne Anmaßung angegeben; viele derselben werden nur als solche bemerklich, indem man das Werk, welches sie treffen, damit vergleicht. Auf dieselbe Weise bezog sich der Verfasser auf den Rigal'schen, Winkler'schen und andere Kataloge, auf Bulliots (mit vielen Nachträgen) und Heinecke's Schriften, welche schon erschöpfende Beschreibungen geliefert haben, berichtigte hie und da ihre Angaben (man vergl. nur die Artikel P. H. Brinkmann, J. C. Brand, F. Müller, Rugendas, Dieterich ꝛc.) ohne weitern Wortaufwand, und sparte seinen Raum für die sorgfältige Beschreibung derjenigen Blätter, welche noch in keinem Kataloge genau beschrieben wurden. Diese Beschreibungen sind hinlänglich bezeichnend, unterscheidend und kurz (m. s. z. B. die lesenden Mädchen der Angelica Kaufmann Nr. 965 — 966). Häufig wird, wie im Bartsch und im Rigal'schen Katalog, den Blättern ein treffender Name zur Bezeichnung gegeben. Die Beschreibung der Incunabeln ist sehr interessant und belehrend, besonders diejenige der Holzschnitte durch die, bey Huber und Rost fehlenden, zahlreich und gehörig eingeschalteten Meister. Man hört darin den Mann von seinem Fache gründlich reden. Diese werden die Aufmerksamkeit aller Alterthumsfreunde auf sich ziehen.

(Der Beschluß folgt.)

Nekrolog.

Zu Dresden starb am 19. Dec. v. J. der verdiente Landschaftmaler Joh. Christ. Klengel, Professor an der dasigen Akademie. Er war am 5. Mai 1751 in Kesselsdorf bey Dresden geboren. Das artistische Notizenblatt Nr. 1. 1825 gibt Nachricht von seinen Lebensumständen. Unter seinem Nachlaß befinden sich eine bedeutende Anzahl eigener und fremder Gemälde, und über hundert, theils nach der Natur, theils nach seinen Gemälden radirte Kupferplatten.

Nr. 13.

Kunst-Blatt.

Montag, den 14. Februar 1825.

Stuarts Abenteuer in Griechenland.

(Aus einem Brief aus London, den 30. November 1824.)

Wir haben von dem verdienten Stuart selbst, dem Verfasser der Antiquities of Athens etc., über seine persönlichen Verhältnisse und Begebenheiten, während seines langen Aufenthalts in Griechenland und besonders zu Athen kurz nach der Mitte des 18ten Jahrhunderts, so wenige Nachrichten, daß folgender Aufsatz über eine gefährliche Lage, worin Stuart sich einst befunden hatte, mir noch ganz neu war, so wie er gewiß Vielen, die Stuarts Verdienste kennen, interessant seyn wird. Der Aufsatz kam mir kürzlich im brittischen Museum zu Gesicht. Das im August 1804 bey C. und R. Baldwin (printers, Newbridgestreet in London) gedruckte Blatt war von Andrew Caldwell redigirt. Er ließ nur wenige Exemplare abziehen und sagt davon am Ende: „The above narrative I wrote down immediately after hearing it from the Bishop of Dromore, and his Lordship on perusal was pleased to say it was perfectly accurate and correct. Some friends wishing to have copies of it, to avoid the trouble of transcription, a few sheets have been printed and given away.“

Beyläufig mag der Aufsatz von denjenigen, die von türkischer Redlichkeit und Treue so gar Vieles wissen wollen, beherzigt werden. Gefällt er Ihnen, so finde der Bericht in Ihrem Kunstblatte einen Platz; wo nicht, so schicken Sie ihn gefälligst an den um die treuen Türken so wohlverdienten Redacteur eines gewissen andern deutschen Blatts.

„Nachricht von James Stuarts, gewöhnlich genannt des Athenienſischen Stuarts, sonderbarer Errettung aus der Gefahr, von einigen Türken, in deren Gesellschaft er reisete, ermordet zu werden — mitgetheilt von dem Bischof von Dromore Dr. Thomas Percy, nach der Erzählung von Stuart selbst an Se. Hochwürden:

„Beschäftiget mit seinen Untersuchungen über griechische Alterthümer, mit Zeichnungen nach den Ruinen u. s. w., hatte Stuart sich etwa drey Jahre in Athen aufgehalten, als um diese Zeit (1753) durch den Fall des damaligen Großveziers, eine gänzliche Veränderung im türkischen Ministerium statt fand. Der Pascha von Athen hielt es für rathsam nach Constantinopel zu eilen, um sich der Gunst des neuen Ministers zu versichern, und Stuart, besorgt, daß er durch seinen langen Aufenthalt in Athen, an einem von der Hauptstadt so entfernten Orte, von seinen dortigen Freunden vergessen werden möchte, hielt es auch für nothwendig, sich in der Hauptstadt zu zeigen, um die Erneuerung des ihm früher zu Theil gewordenen Schutzes dort auszuwirken. Die Gelegenheit, sich einem vermögenden und mit einem großen Gefolge reisenden Beamten anschließen zu können, schien ihm günstig, und Erlaubniß dazu ward ihm sogleich, auf sein Ansuchen, vom Pascha gegeben.

„Sie waren nicht weit zusammen gereist, als er deutlich bemerkte, daß der Pascha eine Abneigung gegen ihn gefaßt hatte. Die Unsicherheit der Individuen jeder Klasse unter dem türkischen Despotismus macht sie überhaupt furchtsam und argwöhnisch, und der Pascha, wohl wissend, daß sein Betragen nicht die strengste Untersuchung aushalten würde, fing an besorgt zu werden, daß Stuart irgend eine Klage über ihn vorbringen oder auch nur aus Unvorsichtigkeit etwas von seinen schlechten Handlungen und Erpressungen verlauten lassen würde. Der Türke bot daher seine ganze Arglist auf, um seines Mitreisenden los zu werden. Da es indessen bekannt war, daß Stuart mit ihm die Reise angetreten hatte, wollte er nicht geradezu Gewalt brauchen, aus Furcht hernach verantwortlich gemacht zu werden. Aber Stuart bemerkte bald, daß man es auf jeder Station so einrichtete, daß er ein wildes oder gefährliches Pferd bekam, damit er irgendwo den Hals breche. Ihre boshaften Absichten mit ihm wurden am Ende so offenbar, daß er sich entschloß, als man in einem Dorfe Halt machte, dort zurück zu bleiben und sich, in solcher Gesellschaft, durchaus nicht weiter zu wagen. Der Pascha bezeigte große Bestürzung, als Stuarts Entschluß bekannt wurde, und versuchte durch dringende Vorstellungen ihn zum weitern Mitreisen zu bewegen, aber vergebens. Stuart be-

harrte in seinem Entschlusse zurück zu bleiben. Der Pascha, nach langem und fruchtlosem Aufschub, mußte vorwärts gehen.

„Stuart blieb in einem großen öffentlichen Zimmer eines Caravanseraï, wo sich mehrere Reisende aufhielten und wo die Türken aus der Nachbarschaft hinkamen, um Kaffee zu trinken, zurück, und da er von der Sprache mehr verstand, als die Leute vermutheten, so dauerte es nicht lang, als er aus ihrem Gespräch bemerkte, daß er nur einer Gefahr entgangen war, um in eine andere und eben so große zu gerathen. Die Leute im Wirthshaus, gewiß durch Winke vom Pascha dazu bewogen, sprachen zu den Andern von ihm als von einer gefährlichen Person, einem Hexenmeister, der sich mit allerley Rissen, Zeichnungen und Gemälden herumtreibe. Daß die Türken, zumal aus dem Volke, immer aus Aberglaube gegen solche Dinge einen großen Widerwillen bezeigen, ist hinlänglich bekannt.

„Der Abend kam heran, und Stuart sezte sein Gepäck in einer Ecke des Zimmers zurecht und bereitete sich zum Schlaf. Die Leute hatten sich alle, einen der Bedienten ausgenommen, zurückgezogen. Ein kleiner Junge kam bald darauf herein, sprang im Zimmer herum und nahte sich Stuarten. Da er seine Augen geschlossen sah und ihn schlafend glaubte, blieb der Junge vor ihm stehen und machte mit dem Finger an seinem Halse eine nur zu bedeutende Bewegung, wodurch er hinlänglich seine Meynung verrieth, daß Stuarts Kopf bald abgeschnitten werden würde. Sobald der Junge wieder das Zimmer verlassen hatte, fing Stuart, der in großer Bestürzung war, ernsthaft an zu sinnen, wie er der drohenden Gefahr entgehen möchte. Er sagte dem Bedienten, der das Gepäck der Reisenden zu bewachen hatte, daß er eine nothwendige Ursache hätte, hinauszugehen zu müssen. Der Wächter begleitete ihn ins Feld hinaus und Stuart versuchte es nun, aber vergebens, ihn zu bewegen, daß er mit ihm davon gehen und sein Führer durch die Gegend werden möchte. Nicht im Stande, den Menschen zum Mitgehen zu überreden, zog er seine Pistolen, welche er im Rock versteckt hatte und drohete, ihn, wo er Lärm machte, sogleich zu erschießen. Der Mensch dadurch erschreckt, zog sich still und langsam zurück, und Stuart ging sogleich schleunig vorwärts einem kleinen Flusse zu, dessen Ufer auf beyden Seiten mit dickem Schilfrohr bewachsen war. Unter diesem versteckte er sich, aber besorgt, daß der Kerl ihn hätte beobachten können, und bedenkend, daß es gerade der Ort war, wo die Leute ihn am wahrscheinlichsten suchen würden, verließ er das Schilfrohr und legte sich weiter hin, unter einigen Büschen und Brombeersträuchen, die eine gute Strecke Landes bedeckten und einem offenen Kornfelde nahe waren, nieder. Hier war er nur kurze Zeit liegen geblieben, als er viele Lichter im Dorf bemerkte. Bald kamen viele Leute mit Fackeln heraus und gingen gerade auf das Schilfrohr, um dort zu suchen, los. Als dieses ohne Erfolg blieb, suchten sie unter den nächsten Brombeersträuchen. Als ihre Erwartung auch hier vereitelt wurde, zündeten sie an verschiedenen Stellen und auf dem zwischen dem Gebüsche und dem Korn freygelassenen Rande mit Bündeln von Reisig Feuer an, wodurch es Stuart unmöglich wurde, dazwischen oder hinüber zu gehen, ohne bemerkt zu werden. Jezt fing er an zu glauben, daß ihm keine Hoffnung mehr übrig bliebe und entschloß sich, die Pistolen in der Hand, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Aber durch einen Platzregen, der eben, glücklicherweise! heran kam, wurden die Lichter und Feuer ausgelöscht, und die Türken genöthigt zu ihrem Dorfe zurückzukehren. Als er bemerkte, daß Alles ruhig geworden war, machte er sich auf, erreichte, nach einigem Suchen, die Hauptstraße und ging darauf in der Nacht mehrere Meilen fort. Bey Tagesanbruch befand er sich auf einer Anhöhe mit einer tiefer liegenden, nicht unbeträchtlichen Stadt gerade vor sich. Er hielt es nicht für rathsam durch die Straßen zu gehen, sondern schlug einen Weg, der hinter den Häusern ging, und jenseits der Stadt der Hauptstraße wieder zulief, ein. Er ging ungehindert vorwärts, und als er sich einem eben gepflügten Felde nahete, bemerkte er vor sich einen Mann, der, ein Schießgewehr auf der Schulter tragend, mit Pflügen beschäftigt war. So war der Zustand des Landes, daß der Arbeiter nicht einmal dieses harmlose und nothwendige Geschäft bestellen konnte, ohne bewaffnet zu seyn. Stuart sah ein, daß er nicht unbemerkt bleiben konnte, wenn der Pflug gewandt werden mußte, und besann sich, daß es vielleicht hier nützlich seyn würde, sich als einen Wahnsinnigen anzustellen. Es war ihm wohl bekannt, daß die Türken solche Menschen mit einer Art von Ehrfurcht ansehen — eine Sonderbarkeit, die nicht so sehr in ihrer Menschlichkeit als in dem Aberglauben, daß Wahnsinnige oft Visionen und göttliche Mittheilungen hätten, gegründet ist. — Der Bauer, durch Stuarts Betragen durchaus irre geführt, zeigte nur Mitleid und Ehrfurcht, und ließ ihn ruhig vorbeygehen. Etwas weiter gekommen, sah er in einiger Entfernung zwey Reiter, die über das Feld hinritten. Er erkannte sie, aus ihrer Tracht, für Albanesen aus Epirus, von denen viele Christen sind, und glaubte sich ihnen ohne Gefahr nähern zu können. Er erzählte ihnen sein Abenteuer, und bat, daß sie ihn in Schutz nehmen möchten, wozu sie sogleich bereit waren. Sie ritten einem Jahrmarkt zu und jeder von ihnen hatte zwölf geladene Pistolen in einem vorne am Sattel fest gemachten Kasten. Sie gaben Stuart ihr Geleit bis zu einem kleinen Seehafen,

wo ein französischer Consul war. *) Hier fand er Zuflucht und seine Gefahren waren vorüber. Der Consul schickte sogleich Eilboten mit der nöthigen Vollmacht nach dem Caravanserai, um Stuarts dort gelassenes Gepäck in Empfang zu nehmen. Als diese Leute mit dem Gepäck zurückkamen, bezeigten sie das größte Erstaunen und erklärten, daß Stuart ganz gewiß ein Heiliger seyn müßte, indem er nur durch ein Wunder dem Tode entgangen wäre."

*) Es erhellet aus den in der Einleitung zum vierten, im Jahr 1816 von Woods besorgten Bande des Stuart'schen Werks, pag. XII. ff. eingerückten Fragmenten aus Stuarts Papieren (wo auch dieses von Caldwell redigirte Blatt, doch nur zum Theil, benuzt worden ist), daß der Ort, wo Stuarten das Abenteuer begegnete, das Dorf Langalbia war, etwa 12 Meilen oberhalb Salonichi. Daß der in der Geographie des modernen Griechenlandes wahrscheinlich wenig bewanderte Bischof von Dromore die Namen der Ortschaften nicht behalten hatte, war natürlich. — Auch ist es zu bemerken, daß in der ganzen Erzählung nicht von einem Pascha von Athen, sondern von einem türkischen Aga aus dieser Stadt, der nach Constantinopel ging, um das Waiwodlik für sich zu suchen, die Rede seyn sollte. Es gab um die Mitte des 18ten Jahrhunderts eben so wenig, als im Anfange des 19ten einen in Athen residirenden Pascha. Die Stadt hing, wenn noch unter türkischer Botmäßigkeit, vom Kislar-Agà in Constantinopel ab.

Versuch von einem Inhaltsverzeichnisse eines zu verfassenden Werkes unter dem Titel: Was war, was ist, was soll die bildende Kunst im Menschenvereine?

(Fortsetzung.)

Zweyter Abschnitt.

1. Die nordischen Völker, welche das römische Reich überschwemmt und vertilgt haben, bekennen sich nach und nach alle zum Christenthume, zu dessen Mittelpunkt sich Rom macht. Durch Religion gewinnt es nothwendig allgemeinen politischen Einfluß und mißbraucht ihn, um mit seiner geistlichen Allein- auch die weltliche Oberherrschaft zu verbinden. — Kreuzzüge: sie bringen ein unerwartetes folgenreiches Resultat dadurch hervor, daß sie mit der Ueppigkeit des Orients zuvor ungekannte Genüsse und Bedürfnisse in Europa einführen, und den Handel beleben. — Die Völker kommen im Innern nach und nach zu Recht und Ruhe; der Gewerbfleiß schreitet vor; es entstehen Bürgerthum und Freystaaten in Italien, Deutschland und den Niederlanden. — Die bildenden Künste blühen in Florenz, Venedig, den deutschen Reichsstädten, und Holland in schönem Flor wieder auf. — Die Literatur wetteifert mit der bildenden Kunst und gewinnt ihr durch die Buchdruckerkunst den Rang ab; fällt sogar in ihr Gebiet ein, und wähnt sie zu beherrschen. — Mißgriffe. Die Künstler sind als solche in der menschlichen Gesellschaft nicht genug geachtet und gewürdigt: das Gefühl dieser Geringschätzung unterdrückt in ihnen manche hohe edle Gesinnung, und schadet dadurch der Kunst wesentlich: der allgemeinen menschlichen Ausbildung schadet, obschon unbemerkt, diese falsche Ansicht nicht weniger. — Bemerkenswerth, daß die Wiedergeburt der bildenden Kunst allenthalben in wohlhabenden handeltreibenden Freystaaten geschieht.

2. Rom verkörpert seine Herrlichkeit. St. Peters Bau und der vatikanische Pallast, ein großes Feld für Ausübung bildender Kunst, sind zugleich Veranlassung zu nicht weniger Nebenarbeiten. — Die Sinnlichkeit, eigentliches Element der bildenden Kunst, soll nun nicht mehr Hauptzweck, sondern Schemel zur Darstellung übersinnlicher Begriffe einer reingeistigen Religion seyn; die Kunst ist so einigermaßen wieder zur, zwar sehr ausgeführten, Hieroglyphenschrift geworden. Darum bleibt die neue bildende Kunst hinter der alten griechischen zurück; in Rom auch zum Theil wie gesagt durch's Klima: wirklich entsprechen Michel-Angelo's spätere kühne Bildhauer-Arbeiten nicht dem hohen Zartsinne der Pietà in St. Peter, welche er in seinem 26sten Jahre vollführte: hätte Raphael lange gelebt, so würde sich seine Kunst wahrscheinlich auch akklimatisirt haben: wenn beyde im alten Griechenlande, so würden sie Phidias und Apelles gewiß nichts nachgegeben haben. — Die bildende Kunst zeigt gleich bey ihrem Wiederentstehen und besonders im Wachsen ihre natürliche Tendenz zum Sinnlichen durch's grelle Einmischen des Profanen ins Heilige: s. die Hauptthüre in St. Peter; das Grabmal Pauls III. nachher bekleidet daselbst; die Verzierungen an Raphaels Logen 2c. In Michel-Angelo's und Raphaels Schülersschülern ist die Kunst schon ausgeartet. In den Carraccis lodert sie in Bologna bey geringerer Veranlassung kaum augenblicklich wieder auf, und zeigt sich in Rom wie Wetterleuchten. Indessen verbreitet sie sich allenthalben mit verschiedenem Erfolge in den Kirchen und in den Palästen der Fürsten und Großen anderer Länder. — Die Reformation nimmt der Religion die Sinnlichkeit, den Kirchen den Schmuck, und dadurch der bildenden Kunst viel Gelegenheit zur Ausübung.

3. Flitterluxus reißt unter Vorsitz französischen Weiberthums allmählich in allen Ländern ein. In Frankreich selbst sezt der Hof Ludwigs XIV. der bildenden Kunst die Allonge-Perücke auf und legt ihr Schnürbrust und Reifrock an, welche sie dann in ganz Europa trägt. Bernini Protagonist dieses Zeitalters in Rom. Mit Mengs und Canova tritt ein anderes ein. — Das eitle Mode-Unwesen ist indessen im 18ten Jahrhundert auf's

Höchste gestiegen, und in allen Ständen eingerissen. England allein zieht durch seinen Handel und seine Manufakturen großen Vortheil daraus; macht aber doch auf seine eigene Art mit. — Kunstliebhaberey wird allgemein Modesache um die Mitte des 18ten Jahrhunderts. Schändliche Betrügerey im Kunsthandel: die Engländer besonders bezahlen jede Mittelmäßigkeit mit schwerem Geld. Dadurch geschieht, daß sich gar viele Menschen unberufen der bildenden Kunst widmen. — Die französische Revolution tritt auf. Der Krieg verschlingt ungeheuere Kapitalien. Die Kunst behilft sich gelegentlich wie sie kann. — Indessen hat der Priester Simon Schmid durch zufälliges Zusammentreffen mit einer Stelle eines alten, in Nürnberg um die Mitte des 17ten Jahrhunderts gedruckten Buches, und mit einem schwarzgeäzten Grabsteine auf dem Liebfrauen-Kirchhofe in München in den 1790ger Jahren den Steindruck an's Licht gebracht; Aloys Senefelder ihn alsdann ausgebildet, und zu Anfang dieses 19ten Jahrhunderts seine Ausübung als Kunst gesichert. Der Steindruck geht, was bildende Kunst betrifft, einen falschen ihm unnatürlichen Weg, und greift in die Menschheit nicht gehörig ein.

4. Die allgemeine Lebensweise bleibt nach dem Kriege dieselbe wie zuvor. Nachwehen und ernste Sorgen heilen einigermaßen die Bezahler von der kostspieligen Kunstseuche; diese geht aber flau, wie die Zeit, in die Arbeiter über, welche troß des zum Theil schon bearbeiteten, zum Theil nun eingeengten eigentlichen Ausübungsfeldes der bildenden Kunst, häufig mit oder ohne Anlagen die Bahn wieder betreten, in welche sie noch obendrein ohne Aussicht in die Zukunft gelockt werden. Weit davon den Bestellungen, welche nur wenigen schon berühmten Künstlern zufließen, genügen zu können, werden solche unter Zank und Hader nicht selten erschlichen oder erbettelt. Indessen überfüllen sich noch immerfort die kunstakademischen Pflanzschulen, worin freudigen hohen Erwartungen eine schmerzliche Wirklichkeit in einem kümmerlichen Brodhandwerke vorbereitet wird, zu dessen ängstlich willfährigem Charakter die Kunst sich herabwürdigt, statt ihrer edlen Bestimmung gemäß die menschliche Gesellschaft zum wahrhaft Schönen zu bilden und zu leiten. Der durch Deutschlands Befreyung gegebene Anlaß zu mancherley auch großartigen Kunstdenkmalen rechtfertigt keineswegs diese zweckverfehlende Ueberfüllung der Bahn ohne Auswahl: Disteln werden so häufig in Ananasbeete gepflanzt. Wessen ist die Schuld?

(Der Beschluß folgt.)

Kupferstichkunde.

Kritisches Verzeichniß der Kupferstichsammlung Sr. Exc. des zu Bamberg verstorbenen Stephan Freyherrn von Stengel, verfaßt von Friedrich Carl Rupprecht &c. Erster Theil, die deutsche Schule enthaltend, welche in München Montags den 7. März 1825 u. s. w. versteigert wird.

(Beschluß.)

Ein ganz besonderes Verdienst hat vor den bisherigen deutschen Katalogen gegenwärtiger erlangt, daß wie im Rigal'schen, die Unterschriften und die Stelle derselben in den Vorstellungen selbst mit größter Genauigkeit, mit allen Fehlern gegen die Rechtschreibung angegeben und im Druck durch andre Schrift kenntlich gemacht sind. Bey zu großer Ausdehnung derselben sind gewöhnlich die ersten und lezten Worte angegeben. Um des Interesse und der Notizen willen, welche manche derselben enthalten, hätten solche ganz angeführt werden sollen, welches den Katalog doch wohl nur um einige Bogen vergrößert und manche Undeutlichkeit entfernt hätte. Z. B. Nr. 1158: Nach Kopenhagen 1814, wo es heißen sollte: Nach der Natur gezeichnet zu Mariendahl bey Kopenhagen 1814.

Daß der Verfasser die Zahl der Zeilen und der Verse und deren erste und lezte Worte, so wie die Wappen, Dedicationen und die Verschiedenheit der Adressen angab, auch alle ihm bekannt gewordenen Varietäten anzeigte, welches bisher noch kein Katalog in solcher Vollständigkeit lieferte, dafür werden ihm alle Kunstforscher Dank wissen, so wie daß alle Blätter, welche keine Unterschrift haben oder durch andre Zeichen kenntlich sind und endlich alle Blätter von Kunstwerth nach französischem Maaßstabe zur sichern Wiedererkennung gemessen sind. Mehrere Blätter sind von nützlichen Bemerkungen über das Technische zur leichteren Wiedererkennung und Bestimmung des Werthes begleitet. M. s. z. B. die Artikel J. A. Müller Nr. 506., F. Müller 861 &c., F. Meyer Nr. 869 &c.

Um alle diese Angaben bey einer Zahl von 7000 Blättern auf dem engen Raum von 156 Seiten zu geben, sind sehr viele Abbreviaturen angewendet, welche für ungeübte Leser schwierig zu lesen sind. Der Winkler'sche Katalog liest sich deßwegen, weil er fast gar keine Abkürzungen hat, weit angenehmer.

Am Schlusse folgt ein brauchbares alphabetisches Register der vorkommenden Künstler, vorzüglich denjenigen nützlich, welche ihre Sammlung nach Malern oder alphabetisch eingerichtet haben.

Der Druck ist äußerst correct und wenige Druckfehler bemerklich (bey Nr. 772. ist wohl Rosa, statt Rosan, Nr. 1367. Riesl, statt Rishl zu lesen). Es ist zu wünschen, daß bey der übrigen Vollkommenheit dergleichen Druckfehler, besonders in den Namen, im zweyten Theile berichtiget werden.

Der billige Preis dieses Kataloges verdient hier noch einer besondern Erwähnung. Die Franzosen lassen sich für ihre Kataloge 2 bis 3 Gulden zahlen, bey den Winkler'schen und Brandes'schen Katalogen war von mehreren Thalern die Rede. Zwar ist durch die unentgeldliche Vertheilung von Katalogen, die nur als Lockspeise dienen sollen, in Deutschland das Bezahlen etwas Ungewöhnliches geworden, allein für eine solche brauchbare Arbeit wird jeder Sachkenner den Einkaufspreis zu gering finden. Wir wünschen noch zum Schlusse, daß Hr. R. Gelegenheit haben möge, der Kunstwelt noch mehrere dergleichen Arbeiten zu liefern und seine Kenntnisse derselben mitzutheilen, wozu ihm mehrere Sammlungen durch ihre jetzige Unordnung Stoff genug bieten würden.

.6......

Nr. 14.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 17. Februar 1825.

Versuch von einem Inhaltsverzeichnisse eines zu verfassenden Werkes unter dem Titel: Was war, was ist, was soll die bildende Kunst im Menschenvereine?

Dritter Abschnitt.

(Beschluß.)

1. Das wohlhabende Volk soll so viel möglich geistig-aktive Bedürfnisse haben, welche sich, ohne etwas zu verzehren, unbegränzt aus sich selbst wieder erzeugen und befriedigen, damit ihm desto weniger Zeit und Drang übrig bleibe, sich in die abschüssige Bahn der physischen zu werfen, deren Befriedigung im Genusse immer etwas vernichtet, d. i. Aufwand verursacht, welcher bey unübersteigbaren von der Natur gesezten Schranken die Menschen innerlich unglücklich und mit ihrer Lage unzufrieden macht, und bey Ueberhandnehmen Private so wie Nationen unvermeidlich in physisches, ökonomisches, moralisches und endlich politisches Verderben stürzt. — Leben heißt Empfindungen haben: diese sind angenehm oder unangenehm, d. i. unserer Daseynsweise und unsern aktuellen Bedürfnissen entsprechend oder zuwider: niemand kann allgemein abwehren, daß wer das Vermögen wie immer dazu hat, die ersten suche und sich wähle. Unterricht und Erziehung (d. i. Gewohnheitsbildung) müssen unter den natürlichen Anlagen des Menschen die geistigen aufwecken und ausbilden, die physischen zäumen und leiten, damit seine Bedürfnisse von der Art werden, daß sie durch Genuß sein eignes und der Gesellschaft daurendes Wohl begründen, nicht aber zerstören. Dieß ist der wahre Grundstein der allgemeinen Wohlfahrt, alles Andere ist Flickwerk. — Bildende Kunst gehörig in die Erziehung, und durch sie ins allgemeine Leben eingeführt, muß in dieser Hinsicht unsäglichen Nutzen stiften: wäre es z. B. nur dadurch, daß beym Putze mit besserer Einsicht als jezt, mehr auf ächt kunstgemäße, in der Einfachheit reichhaltige Form, als auf zügellose Aenderung der Materie in buntgrellen sinnlosen Gestalten geachtet würde, da die Form und ihre charakteristisch schöne Abwechslung hierin wenig oder nichts, die kindisch unersättliche Veränderungssucht an der Materie aber sehr viel kostet, und dabey entweder einen viel zu großen Theil der arbeitenden Volksmasse mit Hervorbringen von Dingen eines Augenblicks beschäftiget, wovon einen Augenblick nachher nichts, gar nichts zurückbleibt, oder dafür gar noch fremder Industrie zollt.

2. Dadurch, daß beym allgemeinen Unterrichte das Augenmerk beynahe ausschließend auf menschliche Anlagen gerichtet ist, welche durch Worte und Zahlen entwickelt werden können, d. i. auf solche, die bey blos angedeuteten Gegenständen nur deren Eigenschaften und wandelbare Verhältnisse betreffen, die Ausbildung der nachahmenden Darstellungsfähigkeit der Gegenstände selbst aber als eine für sich abgeschlossene, der Bildung jedes Menschen nicht wesentliche Kunst betrachtet wird: so bleibt gerade das halbe Feld der menschlichen Gesammtanlagen brach liegen, höchst zufälligem Anbaue sorglos überlassen. Daß aber bildender Kunsttrieb ein wahrhaft wesentliches, aus unwiderstehlichem Drang einer sich dadurch äußernden Naturanlage entspringendes Bedürfniß des Menschen ist, beweist eben die Begierde, man möchte sagen Wuth, womit sich die sonst gebildetsten jungen Leute ohne Aussicht auf Wohlstand, ja selbst Aussichten aufopfernd in die Kunstbahn werfen. Und daß nur bildende Kunstausübung dieses Bedürfniß befriedigen kann, geht aus der natürlichen, rationell und faktisch einleuchtenden Unmöglichkeit hervor, Ideen von bestimmten, doch nicht geometrisch regelmäßigen Formen individuell wirklich bestehender Gegenstände, und die Gesammteindrücke, welche unmittelbar und gleichzeitig durch sie entstehen, mit formlosen Worten, wenn auch noch so lange, doch nie erschöpfend nach einander herzählend, auszudrücken und klar begreiflich mitzutheilen. Ohne bildende Kunst ist dieser große und wichtige Zweig der Wahrnehmungen, d. i. des Fühlens und Erkennens, und des davon entspringenden Ideenverkehrs so gut wie unfruchtbar. — Man hat zwar angefangen den Mangel zu fühlen; irrig glauben aber Einige, es sey dadurch zu helfen, daß die Kunst mehr

in den Handel gebracht werde; Andere, daß sie Krebssprünge mache.

3. Sollen denn hoffnungsvolle junge Leute die Bahn der bildenden Kunst betreten, um dann Kindern die Schule zu machen? Viele ja; zwar mit Aufopferung einiges Dünkels, aber mit großem Nutzen der menschlichen Gesellschaft, und unbeschadet, bey Entwicklung außerordentlichen Talentes tüchtige, geehrte, sich in ihren Arbeiten verewigende Künstler zu werden, deren übrigens die Welt nicht schaarenweise bedarf: bey allgemeiner zweckmäßiger Ausbildung des Kunstsinnes werden nebstdem im Durchschnitte deren mehrere seyn, und auf ihrem wahren Standpunkte bestehen können als jezt.

4. Die allgemeine gute Kunstunterrichtsmethode muß vernünftiger Weise damit anfangen, die ersten natürlichen Werkzeuge der bildenden Kunst, Auge und Hand, mechanisch-kunstfertig auszubilden. Das Auge soll von Kindheit auf durch viele tausend Mal wiederholtes Anschauen und Berichtigen mit Zirkel und Maaßstab allerley regelmäßige Formen scharf unterscheidend beurtheilen; die freye Hand sie ohne Anstand vor- und rückwärts richtig zeichnen lernen. Es ist zu wetten, daß viele Zeichner dieß zu thun nicht im Stande sind: wie will man aber ohne eine solche Sicherheit mit unregelmäßigen Formen zurecht kommen, wo doch haarkleine Abweichungen Charakter und Ausdruck der Kunstwerke gänzlich verändern? Die berüchtigte Linie des Apelles und Protogenes dürfte man also wohl dem Worte nach nehmen. Bey Schatten- und Farbenabstufungen sollten ähnliche Uebungen vorgenommen werden.

5. Es folgen dann die in gar vielen andern Verhältnissen des Lebens nützlichen, hier aber unumgänglich nothwendigen, zur praktischen Fertigkeit erhobenen Hülfskenntnisse, nämlich Elementargeometrie, Perspektive, nicht ohne Nutzen Chemie für Farben, und Anatomie, welche der bildende Künstler in allen möglichen Stellungen und Ansichten, sowohl in Vor- als Darstellungsfertigkeit wie das Einmaleins weg haben muß, um Modelle nur zur augenblicklichen Rückerinnerung zu gebrauchen. Phidias hat schon der Subjekte und Stellungen wegen gewiß nicht die Metopen und den Fries des Parthenons; Michel-Angelo nicht die Decke und das Altarbild der Sixtina nach Modellen gemacht; die übrigens oft verhungert, erfroren und langweilig dastehen, als wären sie vom Galgen heruntergeschnitten. — Die Verstandestheorie der Einwirkungen auf's Gefühlvermögen von Formen und Farben an sich selbst und in ihren Zusammenstellungen muß erst noch aufgestellt werden: ihre Wichtigkeit für den der jedesmaligen Composition entsprechenden Effekt ist indessen unläugbar; in runden rothen Backen spricht sich nicht Kummer aus.

6. Die eigentliche philosophisch-ästhetische Ausbildung des Künstlers ist von der größten Wichtigkeit. Bis jezt ist sie dem Zufall überlassen ganz empyrisch; oft troz ihrer langen Dauer auf so schwankendem Wege unzulänglich. Bey den vielen einzelnen Theilen, welche in der Zusammensetzung eines Kunstwerkes auf einen Hauptzweck für sich und zugleich gemeinschaftlich hinwirken müssen, ist es unmöglich, daß auch die stärkste Vorstellungskraft nicht auf Abwege und in effektzerstörende Widersprüche gerathe, wenn sie nicht immer einen sichern, aus der Natur hergenommenen Kompaß vor sich hat. Dieser Kompaß aber ist das tiefe Studium der Convenienzen, d. i. der Dinge, so mit einander zu gewissen bestimmten Zwecken bestehen oder nicht bestehen können; und jenes der Verhältnisse, sowohl an und für sich, als auch des Lebens zur Form und seines Ausdrucks in dieser. — Versteht sich, daß der bildende Künstler die Belesenheit eines Dichters, und dieß wie auch alles vorher angezeigte non invita Miverva haben muß; sonst überlasse er die hohe Kunst glücklicher gebornen.

Beschluß.

Recht philosophische Berichtigung der Lehrmethoden ist im gegenwärtigen Zeitalter der Menschheit höchstes Bedürfniß, und die größte Wohlthat, welche ihr erwiesen werden kann. — Bildende Kunst ist nicht das einzige deren empfängliche Fach. — In allem, was stückweise entstanden ist, sind im Zusammenhange betrachtet unvermeidlich Mängel und Widersprüche. Alle Theorien und Lehrmethoden haben sich nach und nach mit den nach und nach sich äußernden Bedürfnissen nach Kenntnissen und ihren Anwendungen so gebildet, und können daher nicht anders als in vielen Stücken einseitige, seichte Ansichten haben. Je mehr sich die Kenntnisse so anhäufen, je auffallender und anstößiger wird diese Einseitigkeit, und je ungenügender die darauf gebauten Lehrmethoden. — Es kömmt eine Zeit, wo das Zurückführen ihrer Gesammtheit auf allgemein wahre tiefere Grundlagen und diesen entsprechende Praxis unumgängliche Nothwendigkeit wird: nun ist diese Zeit da; das nicht eingebildete Bedürfniß des Schneller- und Gutlernens äußert sich allenthalben. — Welcher wird demnach der Stand der menschlichen Gesellschaft bey extensiv und intensiv vermehrten Geisteskräften und Fertigkeiten der Individuen seyn? Mit weniger Aufwand mehr wirkend, und gewiß nicht verschlechtert. So möge es werden!!!

D — A . . .

Neue lithographische Blätter.

Croquis des paysages aux Environs de Paris par A. Enfontin. Der Heft 4 Fr.

Croquis progressifs de paysage d'après nature par A. Enfentin. Der Heft 3 Fr.

Die lithographische Anstalt von Villain, aus welcher diese Werke hervorgegangen, ist gegenwärtig eine der vorzüglichsten in Paris, und die Abdrücke sind in der That vortrefflich zu nennen, so wie außerdem das reine zarte Korn der Kreide, einige Monotonie abgerechnet, wenig zu wünschen übrig läßt. Auch bewundern wir die Leichtigkeit, womit diese Skizzen hingeschrieben sind, nur können wir weder Geist noch richtige Zeichnung darin finden, und wer ein Beyspiel vor Augen haben will, wie weit die Manier von der Natur abführen könne, der sehe nur diese Blätter an, welche sogar als Studien gelten sollen. Die Gegenstände sind ganz alltäglich, und die Formen auf's abscheulichste vernachlässigt. Solche Bäume, solche Felsen, solches Wasser würde man bey uns keinem Schüler verzeihen. Eine Nachlässigkeit in der Behandlung, die für Grazie gelten soll, und von Unverständigen so leicht für Virtuosität gehalten wird, charakterisirt nicht blos diese Skizzen des Monsieur Enfentin, sondern auch die lithographirten Arbeiten seiner meisten Landsleute. Darum betrachten wir auch die Vervielfältigung der Steindruckereyen als einen wahren Kunstverderb. Sie sind Mühlen zu vergleichen, welche nie stillestehen dürfen, wenn der Unternehmer keinen Schaden leiden soll, und nun läßt er jeden aufschütten nach Lust und Belieben, Waitzen oder Wicken oder Bohnen, damit nur der Taglohn gewonnen werde.

Indessen wollen wir uns hiebey mit der alten Erfahrung trösten, daß jedwedes Uebel sein Correctif in sich selbst trage. Die zunehmende Ueberfüllung des Markts muß nothwendig die Waare in Abschlag bringen, und man wird bald Ursache haben, zu bereuen, daß so viele bedruckte Papiermassen — nicht weiß geblieben sind. Das Treffliche wird sich, freylich wie überall, so auch hier erhalten. Ein Wort für unsre Landsleute müssen wir diesen Bemerkungen noch beyfügen. In Paris verkauft sich gar Vieles, was in Deutschland schwerlich je einen Abnehmer finden möchte. Indem uns aber die Vortheile einer solchen Hauptstadt fehlen, thut es um so mehr Noth, die Kunst in ihren ernstern Bestrebungen zu fördern, und die Fonds, welche wir darauf verwenden können, nicht mit eitlem Spielwerk zu zersplittern.

Für die Franzosen hat die Lithographik einen besondern Reiz, der in ihrer Nationalität liegt. Diesem leichtberührigen, heitern, geistreichen Volke, welches dem Leben so gern die lächerliche Seite abgewinnt, und den Ernst selbst durch Beymischung des Komischen und Satyrischen zu verflüchtigen sucht, mußte ein Vehikel willkommen seyn, seinen Witz und seine Sarkasmen in lithographirten Epigrammen und Vaudeville's zu ergießen. Die Blätter von Charlet, von Bellange und so viele andre haben meist eine solche Tendenz, und verkaufen sich in Paris oft in wenigen Tagen, während bey uns ein Steindruck oder Kupferstich durch so viele Posterpeditionen, Aus- und Eingangszölle, Kunsthandlungen rc. gehen muß, daß wir in Rücksicht der Preise mit den Franzosen keine Concurrenz halten können, die uns auch hierin den Markt verderben. Der wahre Vortheil für Kunst und Wissenschaft, für Kunsthandel und Buchhandel besteht darin, nur zu Tage zu fördern, was bleibenden Werth hat. —ber.

Antiken-Sammlung der Universität zu Breslau.

Bey der großen Ausdehnung, welche seit einigen Jahren die Sammlungen von Abgüssen der Antiken in Berlin gewonnen haben, war gleich der Zweck der höheren Behörden, daß auch die anderen Hauptstädte des Königreichs und diejenigen, in welchen eine Universität, Einiges von den Doppelstücken und Abgüssen aus den ebenfalls in Berlin in reicher Anzahl befindlichen Formen erhalten sollten. Die Universität zu Bonn ward bereits vor ein Paar Jahren damit versehen. Für Breslau erschien eine solche Sammlung aus einem zwiefachen Grunde überaus wünschenswerth. Einmal, weil solche Vorbilder zu den Vorlesungen über Geschichte der Kunst, wenn sie mit Erfolg gehalten werden sollen, durchaus nothwendig sind; dann aber auch, weil in Breslau seit einigen Jahren, durch die Kunstausstellungen noch mehr angeregt, ein bedeutender Eifer für Kunstausübung sich entwickelt hat und nun die Mängel, welche einer richtigen und tüchtigen Kunstausbildung entgegen standen, um so mehr hervortraten, indem das Zeichnen nach der Antike und nach Gipsen ganz unmöglich war. Bey Breslau mußte also ein doppelter Zweck, auch bey der Aufstellung einer Sammlung antiker Abgüsse erreicht werden: mündlicher Unterricht und Anschauung, werkthätige Unterweisung durch Zeichnen.

Beydem kam die höchste Behörde in Berlin, das königliche hohe Ministerium des öffentlichen Unterrichts, auf die erfreulichste und dankenswürdigste Weise entgegen. Es erschien hier am zweckmäßigsten die seit einigen Jahren gewonnene und bedeutend groß gewordene Sammlung germanischer Alterthümer, so wie die Stücke, welche aus dem Mittelalter vorhanden sind, Waffen, kleinere Kunstsachen und dergleichen (mit Ausschluß der Gemälde), und die neu aus Berlin zu erwartenden Abgüsse

der Antiken in eine große Sammlung zu vereinigen und alles in ein Gebäude, wenn auch, wie natürlich, durch verschiedene Säle und Zimmerräume getrennt, zu verbinden. Zu solchem Aufstellungs-Raume eignete sich das älteste Klostergebäude des ehemaligen Sandstifts, wo in lezteren Zeiten das große Sommerrefektorium gewesen war und welches durch seine abgesonderte und freye Lage, so wie durch die Größe seiner inneren Räume und der, welche noch zu gewinnen standen, sich auszeichnete, am besten und füglichsten.

Es wurden daher hier von dem Unterzeichneten die Entwürfe zur Einrichtung dieser Räume gemacht, so wie die Universitäts-Beamten die Risse und Anschläge fertigten und als dieselben vollständig von einem hohen Ministerio des öffentlichen Unterrichts gebilligt worden waren, trug Hochdasselbe, vereint mit einem hohen Ministerio des Handels und der Gewerbe, bey Sr. Maj. dem Könige an, einen Betrag von nahe 1700 Rthlr. außerordentlich zu diesem Zwecke zu bewilligen. Se. Maj. der König genehmigte durch Kabinetsschreiben allergnädigst diesen Antrag und ein hohes Finanz-Ministerium zahlte diesen Betrag aus, worauf dann sogleich der Bau begann, um folgende Räume einzurichten.

Gegen das Bibliothek-Gebäude hin, wo der Haupteingang in das Gebäude, fanden sich, zu Seiten eines Ganges und hinter einem kleinen Vorflur, vier Stübchen und unter ihnen eine sehr hohe und große Küche (ohne Gewölbe). Diese Zimmer wurden weggerissen, die Balken des Bodens wurden ausgehoben und um fünf Fuß tiefer gelegt, wodurch oben ein großer Saal, auf einer Seite mit einer geraden Wand, auf anderer, beym Eintritt, mit einer Rundung im Halbkreise, entstand. Unten wurde gleichfalls wieder ein großer Saal gebildet, da alle zur Feurung nöthigen Räume im Gebäude gegen die Morgenseite, in die gewölbten Räume verlegt wurden. Die Länge des obern Saales beträgt mit der Rundung 46 Fuß 3 Zoll, ohne dieselbe 38 Fuß 9 Zoll, die Breite 28 Fuß 9 Zoll, die Höhe 17 Fuß. Acht Fenster, welche den Saal erhellen, auf jeder Seite vier, wurden gegen die Decke verlängert und so eingerichtet, daß die Brüstung weit über Mannshöhe ward und so das Licht aus der Höhe in den Saal fällt. Durch die gegen Abend befindliche Rundung, welche deßhalb nothwendig ward, weil das Gebäude gegen seinen Eingang, wo es mit dem großen Bibliothekgebäude zusammenhängt, enger und schief wird, entstand auf einer jeden Seite ein Behältniß zur Aufbewahrung kleinerer Gegenstände, die man rasch aus der Hand zu setzen wünscht. Dieser Saal ist zur Aufstellung der Bildsäulen bestimmt, deren ein hohes Ministerium 15 Stück versprochen hat und zu denen noch drey (der Fechter, Laokoon, Merkur) kommen, welche die Universität schon seit mehreren Jahren besizt.

In dem Saale führt gegen Morgen (auf der Abendseite tritt man ein) eine acht Stufen hohe Treppe, deren Geländer mit Bildwerken verziert werden sollen, in einen Raum, der gegen Mitternacht und Mittag ein Fenster hat, lang von Fenster zu Fenster 36 Fuß, breit 13 Fuß, hoch 12½ Fuß, und in welchem die Büsten, deren 12 Stück und die Basreliefs, deren 6 Stück erwartet werden, ihre Aufstellung vielleicht am besten finden werden. In diesem Raume sind zwey Thüren gegen Morgen, von denen wir die eine, links befindliche, jezt noch unbeachtet lassen, dagegen wir durch die rechts angebrachte in ein Zimmer treten, welches 34 Fuß 6 Zoll lang und 15 Fuß breit ist (die Höhe ist in diesen und den folgenden Zimmern mit den eben vorher genannten gleich), und durch zwey Fenster an der Mittagseite erhellt wird. Hier werden die heidnisch-germanisch-slavischen Alterthümer aufgestellt werden, welche der Unterzeichnete seit sieben Jahren gesammelt hat, und welche Sammlung jezt aus 2576 Stücken besteht.

(Der Beschluß folgt.)

Florenz.

Das Decemberheft der Antologia 1824 gibt Nachricht von der im Oktober statt gehabten Ausstellung der sogenannten kleinen Prämien bey der Akademie der schönen Künste. In der Malerey hatte Baldassarre Calamai mit einer Skizze: Ulyß der sich der Nausikaa zeigt, den Preis erhalten. In der Sculptur Emilio Santarelli mit einem Basrelief: Hylas von den Nymphen geraubt. In der Architektur Vincenzio Pasquini mit dem Entwurf eines Jagdhauses. — Außer den Concursarbeiten waren auch Werke verschiedener Meister ausgestellt. Von dem Maler Giuseppe Bezzuoli zwey weibliche Bildnisse, ein Evangelist Markus, eine Mater Dolorosa, eine Magdalena in der Wüste. Dem Künstler wird im Allgemeinen Beyfall ertheilt, jedoch hie und da Nachlässigkeit der Zeichnung zum Vorwurf gemacht. — Unter den übrigen Arbeiten erregte ein Gemälde von Andrea Perini, die Rückkehr des verlorenen Sohns, und ein Paris in Mezzorilievo von Aristodemo Costoli besonders Aufmerksamkeit. — Im Ganzen scheint jedoch diese Ausstellung der Akademie die Erwartungen des Publikums wenig befriedigt zu haben. — In der Gallerie waren einige Werke von andern, der Akademie nicht angehörigen Meistern ausgestellt: eine Transfiguration von Tommaso Gazzarini, von welchem noch ein Christus, Brod und Wein segnend, und ein Christus am Oelberg erwähnt werden; eine Statue des Merkur von Gasperini, und ein Basrelief von Aristodemo Costoli, zahlreicher Büsten nicht zu erwähnen. Von dem Architekten Silvestri sah man einen Entwurf zum Ausbau der Façade des Doms.

Nr. 15.

Kunst-Blatt.

Montag, den 21. Februar 1825.

Winckelmann's Denkmal in Triest.

Der beharrliche Eifer, womit Hr. Domenico de' Rossetti, von inniger Verehrung für unsern großen Winckelmann durchdrungen, seinen Gedanken ausführte, dem in Triest Ermordeten an der Stelle ein Denkmal zu errichten, wo seine Gebeine ruhen, verdient die ehrenvollste Anerkennung, besonders von uns Deutschen, die wir diese Schuld gegen einen unsrer größten Geister noch nicht gelöst haben.

Bereits unterm 26. Oct. 1820. (Nr. 86.) hat das Kunstblatt von dieser rühmlichen Unternehmung Nachricht gegeben. Ausführlicher ward diese Angelegenheit im Hesperus, 1821. (Bd. 18. Nr. 22. Bd. 19. Nr. 18. und 1823. Nr. 8. 78. 310.) besprochen und empfohlen.

Winckelmann war am 9. Juni 1768, einen Tag nach seiner Ermordung, in der Kathedralkirche S. Giusto begraben worden, und zwar in dem gemeinschaftlichen Begräbniß einer der damals existirenden Brüderschaften. So wurden seine Gebeine sogleich mit andern unbekannter Verstorbenen vermischt, und als nach mehreren Jahren das ganze Begräbniß ausgeräumt werden mußte, wurden sie mit allen übrigen in ein allgemeines Ossarium gebracht, wo sie noch unerkannt liegen. Niemand konnte dem Fremden, der nach Winckelmanns Begräbnißstätte fragte, die gewünschte Auskunft geben, und man schien endlich ganz zu vergessen, daß er in Triest begraben sey. Auch in Rom war dem Schöpfer der Archäologie kein andres Denkmal geweiht worden, als durch seinen Freund Reiffenstein die von Döll gearbeitete Büste, im Pantheon, die nun mit allen ähnlichen im Pallast der Conservatoren auf dem Capitol aufgestellt ist.

Diese fast gänzliche Vernachlässigung bewog Hrn. v. Rossetti schon im Jahr 1808 zu dem Entschluß, durch Privatunternehmung Winckelmann ein Denkmal in Triest zu errichten. Aber theils Unzulänglichkeit der durch den ersten Aufruf an die Triestiner zusammengebrachten Mittel, theils die Kriegsunruhen verhinderten die baldige Ausführung. Jedoch ward der Entwurf nicht aufgegeben; der venetianische Bildhauer Antonio Bosa nahm 1818 das Monument in Arbeit; Rossetti, durch eine abermals eröffnete Subscription noch nicht gedeckt, erließ 1820 einen Aufruf an ganz Europa, zu dem Denkmal dieses europäischen Mannes beyzutragen, und versprach, nach Aufstellung des Monuments jedem Contribuenten die Abbildung desselben, nebst einer kurzen Monographie zu liefern. Dessenungeachtet hat er bisher den größten Theil der Kosten selbst getragen, und somit mehr gethan als das ganze gebildete Europa zusammen. Das Monument ist vollendet, und es finden sich nur noch Schwierigkeiten in Hinsicht der Aufstellung, da der anfänglich ausersehene Platz in der Kathedrale nicht ganz passend scheint, und Rossetti deßhalb die Errichtung einer kleinen Kapelle über jener Gruft, wo die Gebeine liegen, in Vorschlag brachte, um das Kenotaph darin aufzustellen.

Die Gestalt dieses Denkmals ist folgende: Auf einem, über vier Stufen erhöhten Cippus steht der Sarkophag, für den wohl eine bessere Form, als die nach unten schräg zu gehende hätte gewählt werden können. Auf dem Deckel desselben ruht trauernd ein Genius; er stützt den rechten Arm auf ein Medaillon mit Winckelmanns Bildniß; daneben liegt die umgekehrte Fackel, und vorn ein Dolch als Andeutung des gewaltsamen Todes. An der langen Seite des Cippus ist ein Basrelief angebracht, Winckelmann darstellend, wie er die Fackel in der Hand, die Ueberreste ägyptischer, griechischer und römischer Kunst den drey bildenden Künsten, Architektur, Bildnerey und Malerey, zeigt. Hinter diesen weiblichen Figuren, welche durch die zu ihren Füßen liegenden Attribute kenntlich sind, folgen andere, die Geschichte, Kritik und Philosophie, und, sitzend mit Schreiben beschäftigt, die Archäologie. Die Bildhauerarbeiten sind aus Marmo statuario, die architektonischen Theile aus gewöhnlichem Marmor von Carrara. Die lange Seite des Sarkophags soll die von Dr. Labus verfaßte Inschrift einnehmen, an welcher, wenn auch mehrere Auswärtige zu dem Denkmal beytragen, das Tergestini geändert, oder wenigstens mit einem Beysatz begleitet werden müßte. Sie lautet also:

Joanni Winckelmanno
Domo Stendelia
Præf. monumentis. Ro- mæ. curandis. egerundis
maxima. politioris. hu- manitatis. laude. florenti
qui. adita. Vindobona. se- dem. honoris. sui. repetens.
nefaria. manu. hac. in. urbe. peremptus. est.
VI. eid. Jun. An. M.DCC. LXVIII. agens. a. L. m. V.
d. XXX
Tergestini
atrox. facin us. aversati
ære. conla to. fac. cur.
an. M.DC CC. XXIV.
explanatori. præsta ntissimo. antiquitatis.

Um dem Publikum nun zu ferneren Beyträgen Veranlassung zu geben, hat Hr. v. Rossetti, statt der anfangs versprochenen Abbildung und Beschreibung, ein Prachtwerk auf seine Kosten drucken lassen, dessen Ankauf (Preis 8 fl. im 20 Gulden-Fuß) als Beytrag zu dem Monumente betrachtet werden soll. Indem er so den Contribuenten ein reichliches Gegengeschenk anbietet, erwirbt er sich neue Hochachtung durch seine aufopfernde Uneigennützigkeit, und man darf, noch ehe man von dem Gehalte des Werks spricht, allen Fürsten und allen Bemittelten der gebildeten Welt zurufen: Kauft! und leget dem Kaufpreis zu, was euch das Monument zu verdienen scheint!

Das Werk führt den Titel:

Il Sepolcro di Winckelmann in Trieste. „Honorificentius jacent viri illustres in sepulcro incognito, quam in minus egregio, si noscatur. Boccaccii Epist. ad Franc. de Brossano." — Venezia dalla Tipografia di Alvisopoli MDCCCXXIII. A spese dell' Autore. Vorr. und 343 S. 4. Velinpapier. Mit 8 lithographirten Abbildungen und 1 Facsimile.

Der Verf. hat hier vieles vereinigt, was in biographischer und bibliographischer Hinsicht den Verehrern Winckelmanns willkommen seyn wird. Den Anfang macht (S. 1 — 46) ein Aufsatz der in einer, dem Italiener mehr als uns Deutschen zusagenden Form, als Epistel an dem verstorbenen Winckelmann selbst, von allem Nachricht gibt, was seit seinem Tode ihm zu Ehren, sowohl im literarischen als im artistischen Fache geschehen ist. Mit Goethe's Charakteristik in „Winckelmann und sein Jahrhundert" scheint der Vf. nur halb zufrieden und entschuldigt das allzu Weitgreifende seiner Schilderung mit dem Romanticism, dessen Haupt Goethe sey. — Weiter erfahren wir auch, daß der gelehrte Sonderling Abr. Jakob Penzel, während seines Aufenthalts zu Triest und auf Veranlassung des Vfs. eine ausführliche Biographie Winckelmanns unternommen und dazu viele Materialien gesammelt hatte, die aber bey seiner nachherigen Aufenthalts-Veränderung mögen verloren gegangen seyn. — Ehe der Vf. auf die Beschreibung des von ihm veranlaßten Monuments kommt, entwickelt er seine theoretischen Ansichten über das Wesen und die verschiedenen Bestimmungen des Denkmals überhaupt, die uns hie und da zu ängstlich oder nicht ganz umfassend scheinen, so wie wir auch über einige Benennungen, (wie Kepographie d. i. Gartenkunst) nicht mit ihm einstimmig seyn können. Zur Erläuterung der Beschreibung dienen die lithogr. Tafeln Nr. 2. 3. 4., auf welchen das Ganze des Monuments, dann das Basrelief am Piedestal, und der auf dem Sarkophag sitzende Genius abgebildet sind. Wir bedauern, daß Hr. v. Rossetti zur Ausführung dieser Blätter einen so ungeschickten Lithographen gewählt hat; es wäre ungerecht, wollte man nach diesen übelgerathenen Abbildungen das Verdienst des Bildhauers beurtheilen.

Auf des Vfs. Sendschreiben folgt S. 49 — 57. Heinr. Meyers Abhandlung über den Zustand der Archäologie vor und nach Winckelmann, aus Goethe's Winckelmann und sein Jahrhundert übersetzt von Dr. Joel Kohen aus Triest.

S. 61 — 125. läßt der Vf. die 1818 von ihm in deutscher Sprache herausgegebene sehr interessante Schrift: „Winckelmanns lezte Lebenswoche" folgen. Die Vorrede, mit welcher sie Böttiger damals begleitete, ist von Dr. Joel Kohen, die Schrift selbst vom Grafen Kreglianovich-Albinoni ins Italienische übersezt. Diese mit großer Genauigkeit aus den Akten gezogene und mit allen nöthigen Belegen versehene Relation über Winckelmann's Aufenthalt in Triest und seine grausenvolle Ermordung, verdiente durch diese Uebersetzung in einem noch größern Kreise bekannt zu werden. Das Facsimile eines Briefs von Winckelmann an den Buchhändler Walther zu Dresden, welches sich schon bey der deutschen Ausgabe befindet, ist auch dieser Uebersetzung beygegeben.

S. 129 — 146. „Die merkwürdigsten Epochen in Winckelmann's Leben" in tabellarischer Form, mit Angabe der Quellen am Rande — ein für die biographische Uebersicht sehr bequemes und gut gearbeitetes Verzeichniß.

S. 149 — 284. liefert der Vf. unter dem Titel: Monografia di Winckelmann eine ausführliche und genaue Darstellung aller artistischen und literarischen Werke von und über Winckelmann. Man hört hier den Bibliographen von feinem Fache mit Liebe und Gründlichkeit sprechen; die Gegenstände sind scharfsinnig unter Rubriken geordnet, und es ist auch der geringste Umstand berücksichtigt. Diese Arbeit ist unstreitig von großem Werthe für jeden, der sich um Literaturgeschichte bekümmert. Einige kleine Nachträge dazu sind im Hesperus (26. Aug. 1824 ff.) geliefert worden.

Den Beschluß machen die Anmerkungen und ein sehr vollständiges Namen- und Sachregister. Die übrigen lithographirten Tafeln, außer den oben angeführten das Monument darstellenden, enthalten folgendes: 1. Winckelmann's Bildniß nach Maron. 5. Dessen Büste nach Döll, mit der Inschrift, die sich jezt in der Protomothek des Capitols darunter befindet. 6. Die Vignette zu Ehren W's. vor der Wiener Ausgabe seiner Geschichte der Kunst. 7. Abbildung der Glaspaste, welche Reiffenstein seinem Andenken gewidmet. 8. Copien der von d'Hancarville und Oeser zu seinem Andenken entworfenen Zeichnungen. Diese Blätter sind von Hrn. Kunike, in Wien, mit eben so wenig Geschick wie die das Monument betreffenden lithographirt, und schaden dem günstigen Eindruck, welchen das sonst so gut und sorgfältig gearbeitete Werk macht. Jedoch wird sich kein Verehrer Winckelmann's dadurch abschrecken lassen, das Buch zu kaufen, und dem Verf. einen Beytrag zu seinem schönen Unternehmen zu liefern, dessen baldige Beendigung wir ihm um so herzlicher wünschen, da wir seine Beharrlichkeit eben so sehr wie die Bescheidenheit ehren, womit er sich von aller Ostentation als Urheber desselben fern gehalten hat.

S.

Neue Kupferstiche.

Daphnis und Chloe nach Hersent, gest. von Fr. Gelée. Gr. Fol. 12 fl.

Die Neigung zu Pastoralen (in Poesie und Malerey) hat sich bey den Franzosen länger erhalten, als bey uns, was wohl darin liegen mag, daß sie der Natur ferner stehen als wir. Aber eben darum zwängen sie sie auch, mehr oder weniger, ins nationale Costüm. Das Gemälde, nach welchem wir hier den Kupferstich anzeigen, hat, bey seiner Erscheinung, in Paris große Sensation gemacht. Hersent besizt eine Grazie, die weniger studirt ist, als sie bey seinen Landsleuten zu seyn pflegt, allein doch immer ein Streben nach Zierlichkeit zu sichtbar an den Tag legt. Die Composition in dem gegenwärtigen Bilde ist einfach, und der Gedanke nicht neu. Der Hirt und die Hirtin sitzen am Eingange einer Grotte, aus welcher ein Waldbach hervorschäumt, und der Jüngling zieht eben dem Mädchen einen Dorn aus dem Fuße. Beyde Figuren sind nackt, von jugendlichen, nicht strengen Formen, mehr anmuthig als geistreich. Der Zeichnung fehlt es mitunter an Korrektheit, was vielleicht Schuld des Kupferstechers ist. Seine Behandlung der Carnation, besonders in den Mitteltönen, scheint uns nicht glücklich. Das Gesicht des Daphnis ist dadurch flach und monoton geworden. Der Ausdruck des Mädchens hat zu viel Sensuelles. Der Lichtblick auf der rechten Hüfte, wodurch der Schatten sich wunderlich theilt, macht eine schlimme Wirkung. Der Stecher zeigt übrigens schöne Anlagen und auch nicht gemeine Fertigkeit im Einzelnen, aber hauptsächlich fehlt ihm die Kunst, die Mitteltinten hervorzubringen, und einen Kopf zu modelliren.

La Dame de Charité, nach Haudebourt, gest. von Leroux. Gr. Qu. Fol. 25 fl.

Eine Dame, deren Kleidung Reichthum und deren Gesichtszüge Mitleid ankündigen, steht am Krankenlager eines armen Familienvaters, und scheint ihm Hülfe und Trost zu bringen. Die Töchter werfen sich vor der Wohlthäterin nieder, während die Hausmutter, in einiger Entfernung, auf ihre Krücke sich lehnt. Die Dame hat auch ihr Töchterchen mitgebracht, vermuthlich um es mit der schönen Pflicht der Menschlichkeit bekannt zu machen, aber das Mädchen schaut so theilnahmlos und so gedankenlos seitwärts, daß das mütterliche Beyspiel ganz verloren geht. Das Bild hat eine gute Anordnung, aber es fehlt an Styl und Formen. —ber.

Antiken-Sammlung der Universität zu Breslau.

(Beschluß.)

Eine Thür gegen Morgen leitet in ein anderes großes Zimmer, welches 28½ Fuß lang und 20 Fuß breit ist, mit einem Fenster gegen Morgen und zwey gegen Mittag. Hier sollen die kleineren Kunstsachen des Mittelalters, dann auch die Waffen (und zwar in der Mitte des Zimmers die Rüstung für Mann und Roß) eine Aufstellung finden, und zugleich ist dieses Zimmer durch einen Ofen zu einem Arbeitszimmer für den Unterzeichneten eingerichtet und bestimmt worden. Eine gegen Mitternacht befindliche Thür lassen wir jezt unbeachtet und begeben uns wieder auf den Raum für die Büsten und Basreliefs zurück, um dort nun durch die vorher nur angemerkte Thür links zu gehen, bemerken aber noch vorher, daß durch diese Anordnung und die Reihe der Zimmer hinter einander, auch die geschichtliche Folge der aufgestellten Sachen im Aufstellungsraume dargestellt wird: erst die Antiken, dann die heidnischen Alterthümer barbarischer Völker des frühsten Mittelalters und dann die Werke des eigentlichen Mittelalters.

Durch diese eben erwähnte Thür treten wir in einen großen Zeichnensaal, lang 34½, breit 20½ Fuß, mit zwey Fenstern gegen Mitternacht. Hier soll der Unterricht im Zeichnen ertheilt werden, besonders nach Gypsen bey Beleuchtung und nach dem lebendigen Modell. Zugleich wird der Raum so eingerichtet, daß der Unterzeichnete einzelne Vorlesungen über Kunst und Alterthümer, den Sammlungen benachbart, sobald es die vorzutragenden Gegen-

stände verlangen, dort halten kann. Dieß ist der zweyte Raum, welcher geheizt wird, alle andern sind unheizbar.

Eine Thür gegen Morgen führt in ein Zimmer, welches als Vorzimmer des Zeichnenzimmers und des gegen Mittag daran liegenden, oben erwähnten Waffen- und Arbeitszimmers zu betrachten ist, worin sich ein Diener aufhalten, in weiten Spinden neu ankommende Sachen, bis zur Einordnung, aufgestellt werden und die in dem Zeichnenzimmer Arbeitenden ihre Hüte u. s. w. ablegen können. Dieß Zimmer, welches 16½ Fuß lang und 15½ Fuß breit ist, wird durch ein Fenster gegen Mitternacht erhellt.

Gegen Morgen führt eine Thür auf den hellen hinteren Flur, von dem eine Treppe zu dem hinteren Ausgange des Gebäudes leitet. Dieses Einganges und dieser Treppe bedienen sich alle im Gebäude arbeitenden Personen, so daß diesen der große Antikensaal und die übrigen Räume, bis auf das Zeichnenzimmer, verschlossen bleiben und nur geöffnet werden, wenn sie derselben zu ihren Geschäften bedürfen.

So ist von den Sälen der Gypse alles unnöthige Gehen und daher Stauben und Beschmutzen der Bildwerke so viel wie möglich verbannt, so wie der Besuch dieser Räume, ohne gehörige Aufsicht, vermieden worden; eine gleiche Bewandniß hat es mit der Alterthümersammlung. Nur die Fremden werden zu dem Haupteingange eingeführt, bey dessen Eröffnung sich sogleich der mit Bildsäulen geschmückte Saal dem Blicke darstellt.

Das hohe Ministerium des öffentlichen Unterrichts hat die Herren Professoren Rauch und Tieck zu Berlin beauftragt, die Auswahl der nach Breslau bestimmten Sachen zu bewerkstelligen und die Erwählung dieser Männer ist gewiß als ein sehr glückliches Ereigniß für das Breslauer Museum anzusehen, und die freundliche Geneigtheit des Herren Direktor Schadow, das Breslauer Unternehmen zu unterstützen, welche wir zu hoffen berechtigt sind, wird die Auswahl sehr erleichtern und vergrößern.

Durch die gefertigten Anschläge wurde nur der nöthigste Bedarf gedeckt und doch ist es wünschenswerth, daß die bemerkten Räume auch eine größere Verzierung im Innern finden. Auf die Aufforderung des Unterzeichneten haben sich die HH. Biow, Bräuer, Höcker d. ält. Sohn, König, Mächtig, Roschinsky, Schwindt und Siegert mit erfreulicher Bereitwilligkeit geneigt erklärt, zur inneren Ausschmückung das Ihre nach Kräften beyzutragen, und so wird sich diese neue Anstalt für die folgenden Zeiten auch eines Andenkens der jetzt lebenden Breslauer Künstler erfreuen, die noch, zu den, gebe Gott fernsten Zeiten, die Freude aussprechen wird, mit welcher die jetzt lebenden Künstler eine Einrichtung aufnahmen, die sie der Gnade Sr. Majestät des Königs verdankten und die durch die Gunst Sr. Excellenz des Herrn Ministers von Altenstein ins Leben tritt, um den folgenden Künstler-Generationen die Arbeiten und Mühen zu erleichtern, die bisher die Schlesischen Künstler zu überwinden hatten und welche so rascher vorwärts geführt werden können, als bisher möglich war.

So möge denn auch Breslau in den schönen Kunsteifer, der jetzt in Berlin herrscht, seinem Theile nach, so weit es vergönnet, so fern es möglich ist, mit eintreten und wenigstens im Lande selbst dem höheren Zwecke und der größeren Ausbildung, welche die Fremde geben muß, vorgearbeitet werden.

Mit Vergnügen werde ich die ferneren Schritte dieser Anstalt in der Folge mittheilen.

Büsching.

Bemerkung

zu Herrn Veltens Berichtigung in Nr. 10. des Kunstblatts.

Es begegnet einem bisweilen, daß man — eben nicht im schlimmen Sinne, sondern aus Zerstreuung — ein r für ein u macht, und so geschah es auch dem Unterzeichneten, da er in seiner Anzeige neuer Steindrücke statt Leda — Pygmalion schrieb. Von Langiers Leda gilt demnach sein dortiges Urtheil. Der eine ist indeß so französirt wie die andre. Uebrigens wird man mir doch zutrauen, daß ich einen Aethiopen von einem Europäer und — einen Stein von Kupfer unterscheiden könne.

— ber.

Berichtigung.

(Aus einem Brief an den Herausgeber.)

... Im Kunstblatte Nr. 5. lese ich unter mehreren Nachrichten über hiesige Bildhauer auch eine über das im vorigen Sommer von mir verfertigte Basrelief, Bacchus und Ariadne vorstellend. Statt meines Namens aber, steht der des Hrn. Wolff aus Berlin. Da nun in der hier angefangenen Ausstellung der Deutschen bey meinem Basrelief eines von Hrn. Wolff von neuer Erfindung steht, so könnte dieß zu Irrungen Anlaß geben, die für Hrn. Wolff unangenehm seyn könnten. Ich glaube daher, es sowohl jenem als auch Ihnen schuldig zu seyn, Sie davon in Kenntniß zu setzen und Sie zu bitten, in einer nächsten Nummer diesen Irrthum zu berichtigen rc.

Rom, 1. Febr. 1825.

Theodor Wagner. *)

---

*) Aus Stuttgart. Zögling Danneckers.

Nr. 16.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 24. Februar 1825.

Venus Proserpina.

Text. *)

Griechisches Idol.

Ein alterthümliches Idol griechischen Ursprungs begegnet uns in einer nicht geringen Anzahl antiker Kunstwerke. Wir nennen es ein Idol, weil seine als Nebenwerk nicht seltene Gestalt vereinzelt, und dann nur ähnlich, nicht völlig übereinstimmend, höchstens in Gräberfiguren von gebrannter Erde und von geringer Größe wiederkehrt. Seinen Typus gibt die Gruppe der beyden Jünglinge von S. Ildefonso 1); es ist der einfache einer stehenden, mit quer geschürzter Doppeltunika lang bekleideten Frau, die eine Bewegung der einen Hand nach der nährenden Brust, so wie ein Fruchtmaaß auf dem Haupte für eine Erdgöttin erkennen heißt. Die Figur erregt als Beywerk Aufmerksamkeit: als ganze Statuen statt als Hermen erscheinen so höchstens die römischen Spesfiguren 2), deren zierlich gehobenem Gewand auch die gesenkte andre Hand, hie und da bis zur völligen Uebereinstimmung 2*) zu entsprechen pflegt. Ihre häufige Wiederkehr, eine große Anzahl allem Vermuthen nach verwandter Gräberidole reizt zur Betrachtung. Aber ihre eigene Erscheinung ist allzu einfach, ihre in Kleinigkeiten oft abweichende Wiederholung nicht hülfreicher; statt neuer Belehrung gibt die Nachlässigkeit, mit der die wenigen Attribute fehlen, wie oft der Modius 3), oder hinzukommen, wie einmal vielleicht in der angedrückten Hand ein Apfel 4), oder verändert gehalten werden, wie der Modius zweymal 5) mit der sonst bedeutsamen Hand, nur eine neue Versicherung, wie das uns unbekannte Idol im Alterthum ein sehr bekanntes seyn mußte. Fragen wir denn nach seiner Umgebung. Die Gruppe von S. Ildefonso zeigt es neben zwey Jünglingen oder wenigstens neben einem 6) Lorbeerbekränzten mit erhobener und gesenkter Fackel; eine Lampe bey Passeri mit opferndem Hercules 7); eine Gruppe bey Maffei 8) neben einem langbekleideten Bacchus; eine Reliefgruppe der puteolanischen Statuenbasis 9) neben einer Lokalfigur; Marmorgruppen in Neapel 10), Poggio Imperiale 11) und Frascati 12) neben einer bekleideten, — eine vierte in der Villa Pamfili, neben einer halbbekleideten, lorbeerbekränzten Frau 13); eine fünfte im Vatikan, neben einem halbbekleideten Mann 14); eine Gruppe von ge-

*) Soll heißen, daß dieser Aufsatz ausführlicher Erläuterungen bedarf und sie erhalten soll, statt daß hier nur die nöthigsten Nachweisungen gegeben werden konnten.

1) Maffei raccolta tav. 121. wo die Jünglinge Genien der Natur, dann Lucifer und Hesperus heißen. Winckelmann mon. ined. p. XVI. wo von Orestes und Pylades die Rede ist.

2) Auf sie lehnt sich Concordia auf Münzen der Crispina (Buonarotti medaglioni p. 417) und Fortuna auf Münzen der Julie Domna. Vaill. prodr. I. p. 47.

2*) So auf den unter 4) und 13) angeführten Werken, in denen man sonst bey Ermangelung des Modius nur von einer Spes reden würde, wäre nicht 4) mit irgend einem Geräth versehen, das entweder eine Frucht oder wenigstens keine Blume ist, und wäre nicht für 13) die Analogie von 15) vgl. 5) entscheidend. Der Grund der Aehnlichkeit wird unten nachgewiesen: es ist derselbe, nach dem die Spes nach und neben der Blüthe wohl auch einen Fruchtkorb tragen kann, wie beydes auf einem Cippus im Museo Lapidario des Vatikans.

3) Unter den entsprechenden Idolen nur in 12) und 14) klar.

4) Maffei raccolta tav. 134.

5) Auf der Reliefgruppe von Pozzuoli und der Terracotta des Herrn Grafen von Jugenheim.

6) Die andre Figur ist vielleicht fremd 53).

7) Passeri lucern. II. 8.

8) Maffei racc. tav. 134. Guattani mon. ined. 1785. Sett. tav. II.

9) Gronov. thes. T. VII. p. 440.

10) Finati mus. Borbon. T. I. no. 83. „Priesterin der Diana."

11) Unedirt. Die linke Brust des Idols ist entblößt.

12) Alla Ruffinella. Unedirt, die größere Figur nur vom Nabel abwärts erhalten.

13) Im Casino. Unedirt.

14) Im Durchgang vom Giardino della Pigna nach dem Garten des Vatikans.

brannter Erde, großgriechischer Herkunft 15), wiederum neben einer einzelnen, halbbekleideten und mit Diadem geschmückten Frau; endlich eine athenische 16) von demselben Material, mit strahlengeschmücktem Modius neben zwey Frauen, deren eine reicher, wie priesterlich, zu einer Einweihung geschmückt ist, während die Einzuweihende neben ihr einen Spiegel hält.

Ceres?

Die allgemeine Bedeutung einer Erdgöttin ist unserer Figur nicht abzusprechen. Naturgöttin, wie sie bey Maffei heißt, will nichts anderes sagen, und die besondere Benennung bleibt uns unter der Reihe von Göttinnen zu suchen übrig, denen ein Modius zukommt. Eine Ceres nannte sie Passeri, aber, um bey allzu einfacher Erscheinung von Cybele 17) und der erstgebornen Fortuna 18) zu schweigen, warum nicht eben so gut eine Diana 19), Juno 20, Venus 21), Minerva selbst 22), im Sinn der Ephesier, Samier, Aphrodisier, Ilier, und in der überwiegenden Bedeutung segensreicher Gottheiten; warum nicht, wenn Todesbeziehungen sich anreihten, unterirdische Göttin wie Proserpina 23) und Hekate 24)? Ja, wenn wir die Reihe umgebender Vorstellungen auf den erwähnten Werken überdenken, der fackeltragende Jüngling, die aufgestützten, meist weiblichen, halb oder ganz bekleideten, zwischen Porträt und Ideal schwankenden Figuren, aber, mit der attischen Einweihungsscene zusammengenommen, doch wohl priesterliche Götterdiener, denen Hercules und Bacchus auf den andern Werken nicht widersprechen: so wären zwar allerdings Daduchen 25) der mit dem Modius ebenfalls schicklich erscheinenden 26) Ceres, oder wohl gar Dioskuren mit der Kabirischen 27), leicht anzunehmen, obwohl in so großer Gruppe befremdlich; eben so Hercules, Bacchus, manche Städtefigur und mancher sterbliche Götterdiener gerade der Eleusinischen Göttin gern beyzugesellen, und gerade dieser die Einweihungsscene der attischen Terracotta leicht beyzuschreiben. Andrerseits ist manches gegen eine solche Annahme. Erstlich, daß unter den zahlreichen griechischen Gräberfiguren von gebrannter Erde außer wenigen Zusammenstellungen mit Kora 27*), und andern noch bedenklichern mit Kora und Jacchus 28), doch trotz der häufigen mystischen Beziehungen jener Figuren und trotz manches Speciellen, wie Schweinopfer 29) und Erzesklang, 30) die mehr auf Eleusinien 31) als Bacchanalien 32) hinweisen, doch unter den vorhandenen Götterbildern, Ceresbilder, auch im Kreis der Vasenmalereyen selten 33) keineswegs gesichert sind, dagegen das häufigste der dahin gehörigen Idole durch das Mondzeichen der Medusa 34) wie durch zahlreiche Brüste 35), selbst durch Streifen von Bildwerk auf der Brust 36), vielmehr an die Ephesische Göttin erinnert. Zweytens, daß nach manchen Andeutungen weder an die Erdgöttin Ceres noch an die Erd- und Mondgöttin Artemis gedacht werden kann, deren sind: die Entblößung der aufgestützten Frauen in der pamfilischen Gruppe, wie in der großgriechischen Terracotta die Lorbeerbekränzung jener Frau, wie des fackeltragenden

15) Im Besitz des Herrn Grafen von Ingenheim.

16) Im attischen Gräberwerk des Herrn Baron v. Stackelberg.

17) Statt der Thurmkrone auch mit Schleyer und Diadem (Memorie Romane fasc. 2. und sonst); hie und da mit dem Modius, wie in der Sammlung des Herrn Grafen von Ingenheim eine Cybele mit dem Löwen auf dem Schooß, der Göttin mit dem Hunde bey Cuper (Polen. thesaur. II. p. 543) entsprechend.

18) Creuzer Symbolik IV. S. 218 ff.

19) Mit Modius, außer der Ephesierin, die Göttin von Apamea, Pellerin P. et V. II. 57. fg. 43, 17. von Perga R. et V. II. 71. 10.

20) Millin galer. XII. 49. So die Pronuba neben Fortuna oder Victoria auf Münzen von Hypäpa. Pell. R. et V. III. 6, 4. 8, 4. Ein Idol der Berliner Sammlung, den mehrerwähnten ähnlich beschrieben, wird für Juno gehalten S. Amalthea Th. 2. S. 374.

21) Gori Mus. Flor. LXXII. 1. Maffei Ver. illustr. III. p. 435. Pell. R. et V. 30, 2.

22) Athene Ilias. Pell. P. et V. I. 4.

23) Auf Münzen von Gordus Pell. R. et V. II. 31, 8.

24) Pell. R. et V. II. 31, 2. III. 8, 7.

25) Daduch, über jede Schulter eine erhobene Fackel gelegt im attischen Vasenwerk des Hern Baron v. Stackelberg.

26) Auf Münzen von Demetrias Pell. P. et V. I. 26, 11. von Laodicea R. et V. II. 27, 12.

27) Creuzer Symbolik II. S. 349.

27*) D'Agincourt fragm. de sculpture XII. 8.

28) Mit Jacchus dem Fackelträger wie Pausan. I. 1. 4. kenne ich kein übriges: doch könnte man ihn in einen grinsend kauernden Knaben vatikanischer Terracotten zwischen den beyden Göttinnen vermuthen wollen. Vgl. Creuzer Symb. IV. S. 461.

29) Caylus Recueil VI. 37. in Neapel sehr häufig.

30) Langbekleidete Figur, ein längliches Schild in der Linken, in der gesenkten Rechten etwa einen Stab; unter pästanischen Terracotten des Herrn Grafen v. Ingenheim.

31) Creuzer IV. S. 473. S. 398 ff.

32) Creuzer III. S. 332 f.

33) Wohl gar auf Ceres und Triptolemus zu beschränken.

34) Auf den attischen Idolen häufig. Das mächtige Mondzeichen Gorgo (Gorgonium) ist nach spätern Grabdenkmälern ein bedeutsamer Gegensatz gegen das solarische Zeichen des Löwen; darüber bey Erklärung eines Sarkophags zu Bolsena.

35) Sicilische Terracotta, vom Hrn. Baron v. Stackelberg erwähnt.

36) Zeichnung einer Agrigenter Terracotta bey demselben.

Jünglings von S. Ildefonso; deßgleichen, wenn Maffei's 37) Stich einer, seiner Versicherung noch sehr gut erhaltenen Gruppe nicht trügt, der Apfel in der Hand des Idols neben Bacchus, aus welchem Attribut freylich zu Guattani's Zeit 38) das Schwert als neuerfundenes Beyzeichen einer Melpomene geworden war. Drittens, daß die von Jakob Gronov 39) wohl hergestellte Inschrift der auf unser Idol gestüzten Provinz des puteolanischen Monuments die Wahl der Göttin auf eine Todesgöttin beschränkt, zu der dann der erwähnte Lorbeer wohl paßt.

Proserpina.

Sind wir nun hinlänglich befugt, unsre Naturgöttin weder als eine allgemeine Erdgöttin, noch als eine segenbringende Hochzeitsgöttin, sondern bestimmt als eine Todesgöttin zu nehmen, so scheint vielleicht jene eben erwähnte Nenia von Sardes eine schickliche Benennung für sie nachzuweisen. Ob die erwähnte Gruppe von Pezzuoli, Nenia Sardianorum, allerdings nicht Nenia und Sardes unterschrieben, uns nur in ihrer Gesammtheit die Leichenklage der unglücklichen Stadt, neben den getrösteten Schwesterstädten auch durch des Imperators Milde noch nicht verstummt, durch eine allgemeine Todesgöttin vorstelle, oder ob etwa die Nenia auch durch die gleichnamige Göttin eingeführt sey, kann man fragen, und eine Venus Libitina auf Nenia gestüzt, ergäbe sich leicht aus zweyen der vorerwähnten Monumente (13. 15). Sicherer aber ist wohl die erste Annahme; denn, Widersprüche der verwandten Figuren ungerechnet, hat gelehrten Männern eine ganz andre schattenähnlich verhüllte römische Todesgöttin 40), auch, unsres Dafürhaltens, selbst wo sie Niobe 41) oder Protesilaus 42) genannt wird, anzuerkennen, aber eher als Libitina 43), für Nenia gegolten, wobey doch noch unausgemacht ist, daß Nenia nicht blos Klage und Geschwätz 44), sondern wirklich eine Göttin geheißen habe. Sonach müssen wir eine andre Göttin aufsuchen, eine umfassendere, griechischen Ursprungs, eine Göttin der Weihungen wie des Todes. Eine solche kann nur Hekate oder Proserpina seyn. Hekate wohl lieber in unsrem Fall, nach einzelnen in ihrer gesammelten Bedeutung zusammentreffenden Andeutungen unsrer und verwandter Figuren, nach den an die Mondsgöttin Diana, selbst an die Ephesische erinnernden Idolen (35. 36), nach dem Strahlenschmuck der atheniscen Einweihungsgöttin (16) und einer kurzbekleideten Todtengöttin mit Hahn, Modius, gesenkter Fackel und Fruchtbüschel oder Blume auf einem Relief von gebrannter Erde 45). Wie aber den, nach tieferer Lehre keineswegs auf das Todtenreich beschränkten, vielmehr in Hekate, neben Jacchus 46) mit dem umfassenden der Hekate zusammenfallenden Begriff der Proserpina auch in Beyfügung jener Attribute die Bildwerke hie und da bestätigen, wie ein vatikanisches Relief 47) sie mit der Fackel, eine Vase des Museums von Neapel 48) in ihrem Diadem mit dem wachsenden Mond der Diana zeigt, und auch die Strahlenkrone der empfangenden Erde 48*) in die-

37) Maffei Racc. tav. 134.

38) Guattani mon. ined. 1785. Sett. p. LXXII. S. 9. Neu der Arm des Bacchus. Einen Apfel konnte auch die in der Gewandfassung ähnliche pamfilische Figur andrücken.

39) Gronov. thes. antiq. T. VII. p. 478.

40) Mus. Capitol. IV. 25. Sepulcr. Nason. tav. 8. (Millin. gal. XCIII. XLVI.) wo ich die von Merkur geführte ebenfalls für eine Psyche halte, deren Flügel verwischt seyn mochten. Da an beyden Orten schwerlich ein Schatten neben der Seele anzunehmen ist, die Figur des Gemäldes, wie auch die Sepulcr. Nason. tav. V. von Merkur in ein Zimmer geführte ein Diadem zu haben scheint, endlich die mit dem Todesgenius auch im capitolinischen Werk, so wie auf einer Pariser Sarkophagplatte. Maffei Mus. Veronens. 420. 1. verbundene Figur wieder ihm gegenüber (auf die entblößten Brüste nichts zu geben) auf einem Cippus bey Boissart VI. 119. eine Schaale hält, so zweifle ich an und für sich an der Todesgöttin nicht: vielmehr reiht sich, (die halbverschleyerte vorn unverhüllte Figur dazu gerechnet, die Mus. Veron. 420. 2. die Hand auf den Sterbenden legt), demselben Flügelknaben mit der, obwohl erhobenen Fackel gegenüber, die vielbenannte schweigsame Figur mit der Urne an, die man auf bekanntem vatikanischen Werk Pio Clem. II. 1. Psyche, Lethe, Nemesis genannt hat. Libitina der herrschenden Proserpina gegenüber darf auf römischen Werken nicht befremden: sie ist in ihrem Dienst Todesverkünderin auf Erden, dem abführenden Merkur beygesellt und wohl auch Mus. Capit. IV. 29. ihm gegenüber zu finden.

41) Kunstblatt 1824. S. 222.

42) Mus. Pio Clem. V. 18. Die verhüllte Figur neben dem Lager ist entschieden ein Weib.

43) Willkürlich ist eine engbekleidete Frau mit zwey Gefäßen so genannt Pio Clem. IV. 35. Bey Tölken zu Millin Gall. S. 69 heißt sie Lethe,, eine, wie Nenia unerwiesene Göttin.

44) Kirchmann de funer. II. 6. Die Ableitung geht nicht auf Nex zurück, wie man denken möchte, sondern auf ein aus Hipponax versichertes νηνίατος.

45) Im Magazin des Museums von Neapel. Die Göttin steht auf einem Opfertisch, der Hahn darunter; ein geflügelter Jüngling daneben, der eine Binde hält.

46) Claudian. Rapt. Proserp. I. 15.

47) Mus. Pio Clem. II 1. Millin gal. XLVII. 324.

48) Finati Mus. Borbon. T. II. no. 373. In R. Gargiulo's Raccolta ungenügend edirt.

48*) Bestrahlte Figur mit phrygischer Mütze, Schwert und Schlange in der Hekate des Capitols, womit wohl auch die strahlenbekränzte Figur der Hermannstädter Hekate zu vergleichen gewesen wäre (B. v. Köppen, die dreygestaltete Hekate. Wien. 1823. 4.) Merkwürdig ist die Strah-

sem Zusammenhang ihr nicht unpassend wäre, ist Proserpina unsrer Entscheidung in höherem Grade gültig, theils weil die einfache Gestalt der immer etwas barbarisch gebliebenen Hekate, in Aegina von Pausanias 49) nur ausnahmsweise bemerkt, in solcher Ausdehnung keineswegs zugegeben werden könnte, theils weil in allen für unsern Zweck vergleichbaren Bildwerken ein Anzeichen jener für Hekate so unerläßlichen zauberischen oder doch verborgenen Erdkräfte vorhanden ist, die selbst in einer äginetischen Bronze 50) von unentschiedener Dreygestalt alle sechs Hände Schlangenumwunden zeigt. Auf einfacherem Wege schließen sich der Proserpina nun auch die umgebenden Figuren unsrer Monumente, Bacchus, Hercules und sterbliche Eingeweihte, wohl an; der Todesgöttin ziemt auch der Lorbeer 51), wie Victorien den Sarkophagen 52); jene Bekränzung mag denn der Fackelträger von S. Ildefonso als Eleusinischer Daduchos, oder, den Bruder als hinzugefügten Sauroktonos 53) oder als angehörigen Schlaf genommen, als Todesgenius 54) tragen.

Libera.

Alle Zweifel sind mit jener Annahme nicht beseitigt. Haben wir einmal die unzähligen sitzenden Gräberidole mit unsrer Untersuchung verknüpft, so melden sich hie und da ähnliche von milderem, irdischem oder überirdischem Ansehen. Soll eine vielbrüstige bekleidete Göttin (35) nicht eine segenbringende, eine Herrscherin göttlicher Gestalt, schwerlich eine Leda oder Apollopriesterin, wegen des Schwanes, den sie hält 55), uns eine klagende Todtengöttin heißen? Dazu die immer stehende Stellung unsrer Idole, der Mangel eines königlichen Abzeichens, oft selbst des Modius; in der ganzen Erscheinung, die zugleich mit ihrer Anwendung an die Spesfiguren erinnert 2*), fast mehr Anmuth als Strenge; alles Einwendungen gegen die Annahme einer Todtenkönigin. Aber vergessen wir nicht, daß Proserpina im mystischen Zusammenhang, in welchem uns ja jene Figuren oft erscheinen, auch die Gemahlin des unterirdischen, über der Erde milden Jacchus Dionysus, daß sie in italisch-griechischer Mitte mit ihm, seit Creuzer 56) ganz entschieden, Liber und Libera, vielleicht auch einiges von des Gemahles Milde überkommen hat und von dieser erheitert erscheinen kann. Erwägen wir, daß Varro 57) die Libera ausdrücklich als Venus bezeugt, daß die römische Todtengöttin Libitina zugleich Venus war, 58) wie Delphi eine Venus Epitymbia 59) verehrte, daß die Dodonische Dione, deren Wanderung man mit Aeneas 60) zu hören, und deren Eichenlaub man im großgriechischen Todtenkranz des Krethonius 61) wieder zu finden glaubt, die Gemahlin eines unterirdischen, selbst Olympia und Athen schwerlich fremden 62) Zeus war 62*), wie die Göttin, der Hercules im Aenianerlande geopfert 63); daß demnach eine vereinigte Venus und Proserpina in der Libera leicht anzunehmen sey, wenn die Bildwerke bestätigen: so werden wir, wenn diese oft entschieden in bekannter Venusgestalt vor uns treten, während sie uns die schauerliche Proserpina wohl gar zu verbergen scheinen 64), die Libera statt einer einfachen Proserpina für eine vereinigte Venus Proserpina zu halten haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

lenkrone der Diana auf Familienmünzen der Hostilia, so wie die in der Hand einer Venus von Askalon.

49) Pausan. II. 30.

50) Im Besitz des Hrn. Lincki zu Rom. Mond und Stern über den Häuptern.

51) Ihn trägt auch die Göttin mit Strick und Schlüssel in der dreyfachen Bronze des Capitols. Causei Mus. Rom. II. 22. Millin gal. XII. 123.

52) Ich meine die geflügelten Eckfiguren, die sonst für Horen galten und von Zannoni (Gal. di Firenze), wohl erklärt sind. Vgl. 121.

53) Man pflegt zu bemerken, daß die vielleicht fremde zweyte Figur, obwohl kräftiger als gewöhnlich, einem solchen entspreche.

54) Der fackelsenkende, selbst schlafende Todesjüngling Pio Clem., wiederholt sich in einem andern, wachenden, ebenfalls des Vaticans.

55) Terracotta des Museums von Syrakus.

56) Symbolik III. S. 376 ff.

56) Varr. ap. Augustin. Civ. D. VI. 9. Creuzer S. 375. III.

58) Creuzer IV. S. 161 f.

59) Plutarch Quaest. Rom. 23.

60) Creuzer IV. S. 162.

61) Memorie dell' Accad. Ercolan. T. I. p. 201 sqq. Kunstblatt 1823 S. 85. 86.

62) Die Olympischen Spiele waren ursprünglich Leichenspiele. Ihren Opfern durfte die Todtenpappel des Herkules nicht fehlen, ihr Zeus wird auch als unterirdischer angerufen; neben ihrer Here steht ein bärtiger Mann behelmt wie Pluto Pausan. V. 15. 17. Aus Attika überraschen zwey Reliefköpfe des Stackelbergischen Gräberwerks: Zeus neben dem geflügelten Haupt einer Göttin, zwischen ihren Flügeln die Mondscheibe. Eben wird mir auch die Zeichnung einer hieher gehörigen Terracotta zugesandt, aus griechischem Mutterland, wie man versichert: es ist die Gruppe eines bärtigen Gottes und einer Göttin, beyde sitzend und verschleyert.

62*) Creuzer IV. S. 163.

63) Auct. de mirab. auscult. cap. 145. Creuzer IV. S. 92 ff.

64) Figuren wie die halbverschleyerte mit Diadem, vom bärtigen Bacchus geführt. Passeri pict. II. 151. dürften wie die Marmorvase Mus. Borbon. T. II. no. 378. auf die Wanderung der Kora gehen.

Nr. 17.

Kunst-Blatt.

Montag, den 28. Februar 1825.

Venus Proserpina.

(Fortsetzung.)

Der Beweis für jene Behauptung ist nicht schwer zu führen. Wie die häufigsten Venusbilder, ganz oder halb entblößt, erscheint auch Libera, bey Bädern 65) und Triklinien 66), obwohl dem älteren Gebrauch und der Beziehung auf sterbliche Eingeweihte entsprechender, oft bekleidet, so wie wir sie aus ähnlichen Darstellungen entblößt erwarten oder kennen; so wechselt Libera auf dem Schwane auf einer Coghill'schen Vase und einer jüngst gefundenen 67). Alterthümlich, lang bekleidet, mit einer Blume, wie Venus auf dem capitolinischen Tempelbrunnen 68) gewiß auch, trotz späterer Spesbenennung derselben Gestalt, auf dem barberinischen Kandelaber 69), erscheint sie, nur mit einem Scepter oder Thyrsus bereichert, dazu vom mystischen Amor umflattert und als Libera durch bacchische Umgebung unverkennbar, auf einer Ara des Museo Chiaramonti 70); eine Venus der Vinalien freylich, wie man aus Plautus und Varro nachgewiesen 71), aber laut desselben Varro (57) Erkenntniß auch eine Libera. Derselben gemeinschaftlichen Bildung entspricht auch ohne die Blume die leichte Gewandhebung der Venus, beyde wie man sie auf dem korinther Tempelbrunnen 72) erkannte, und der Kora zwischen Apoll und Hercules auf einer prächtigen Agrigenter Vase 73). Endlich haben wir selbst ein Beyspiel einer, den alterthümlichsten etruskischen 74) und aphrodisischen Venusbildern entsprechenden Libera; ebenfalls mit dem Modius, in langem reichem Gewand, als Statue, auf einer mit einem Panther bezeichneten Basis, erscheint sie so neben schwärmenden Bacchusdienern auf einem schönen erhobenen Werk zu Palestrina. 75) Eine solche Uebereinstimmung in den Bildwerken der Venus und jener bisher nur für Proserpina erklärten Venus Proserpina sollte uns wohl für ihren Religionskreis auch zu einer verschmolzeneren Begriffsbestimmung beyder Göttinnen berechtigen. Am sichersten dürfte uns auch dafür die dodonische Dione

65) Reichste mir bekannte Composition dieser Art in der Sammlung des Hrn. S. Angelo zu Neapel. Vgl. Passeri pict. I. 38. u. a. Hirt Bilderb. I. S. 55.

66) Millin Vases I. 36. (gal. LXVI. 296.) Millingen tav. 26.

67) Schöne kumanische Vase des Herrn Grafen v. Ingenheim.

68) Mus. capitol. IV. 21. 22.

69) Mus. Pio Clem. IV. 5. Von Bildern der Elpis fehlt die Kunde. Spes heißt die besprochene Figur zuerst auf den Münzen des Claudius v. Buonarotti osserv. intorno alcuni medaglioni p. 429 sqq. und Visconti l. c.

70) Museo Chiaram. I. 36.

71) Plaut. ap. Plin. H. N. XIX. 4. 19. Varr. L. L. V. p. 48.

72) Ed. Dodwell alcuni bassir. della Grecia. Roma 1812. Fol. wo man wegen Gleichheit der Bekleidung lieber die zwey äußersten Figuren für Grazien und die geführte Mittelfigur mit der Blume für Venus halten könnte. Was aber alterthümlichen Grazien zukommt, paßt auch der Venus.

73) Der Pannetierischen kürzlich nach München gegangenen Sammlung, wo nun auch die Sapphovase zu suchen ist, nicht in Wien, wie Kunstblatt d. J. St. 4. irrig nach Ciampi berichtet wurde.

74) Erzfiguren mit Spitzmütze statt des Modius, eine Taube andrückend, auch wohl die Hand auf die Scham legend, oft geflügelt, geben Gori Mus. Etrusc. I. 13. Pacciaudi Mon. Pelop. II. p. 130. Vermiglioli Saggio di bronzi Etr. tav. I. no. 1—4. wo man nicht füglich verschiedene Vorstellungen annehmen darf. Eine sitzende derselben Art mit kurzer Tunika bekleidet findet sich unter dem Bronzegeräth von Neapel im sechzehnten Schrank des dritten Zimmers. Vgl. Dorville Sicula p. 436. Verwandte Figuren mit Aepfeln (vgl. Creuzer Kupf. z. Symb. 5. 38.) hat Caylus Recueil IV. 24. 3. Vergl. VI. 23. 4. Dazu die Erzfigur mit dem Mohnkopf die Mus. Kircher. II. 4. Juno Pronuba heißt, und die Venus des Kanachus mit Polus; Mohn und Apfel (Paus. II. 10.) wäre bald wieder gefunden. Den Polus hat sie als Urania, Erd- und Himmelskönigin von Assyrien, Paphos und Askalon (Paus. I. 14. 6.) die Früchte aber als Lebens- und Todesgöttin.

75) Im Garten Barberini, unedirt.

leiten. Für die nackten Venusbilder bedurfte es ja wohl überhaupt einer hieratischen Bevollmächtigung, welche noch den koischen Zeitgenossen des Praxiteles unbekannt, 76) seit der knidischen Statue aber allgemein gültig und jenen Bacchanalen vermuthlich gemeinsam war, denen zu Folge wir die Anadyomene auf dem Schaft einer Herme der Libera finden. 77) Jene Bevollmächtigung hieß Venus Proserpina, der Dione gleichbedeutend, Lebens-, Liebes- und Todesgöttin, als Venus Urania dem Merkur und Pan, 78) ja dem kretischen Bacchus und wohl der Nemesis (114) verwandt 78†), und neben Tyche 78*) der Parzen älteste 79), im korinthischen Bilde (74) des Mohnes wie des Apfels mächtig, unglückahnende bey der Menschen Belebung durch Amor statt durch Minerva 80), und Weberin Proserpina, desgleichen 81) Venus Praxis, im uralten Bilde 82) schwerlich Liebespraxis, und Vollzieherin Praxidike 83), Göttin aus der Tiefe der Erde oder des Meeres entsprossen, mit der Frühlingssonne den Sterblichen neu- oder wiedergegeben, den Fluthen entstiegen, neben Lichtgöttern vor des Olympus Herrn und Hausgenossen 84), nach einigen auf Apollo's Schwan von Dionysos' Dienern angestaunt 85), als Venus in der Muschel noch später der schiffenden Seelen eingedenk 86, oder dem Hades entführt durch Apollo's Weltharmonie, von der Frühlingshore geleitet. 87) So sind denn auch die alterthümlichen bekleideten Venusbilder, als Libera angewandt, eben so sehr auf Venus die große Lebensgöttin, wie auf die Schattenkönigin Proserpina zu beziehen. Jene häufigeren, die der römische Sprachgebrauch zur tieferen Lebenshoffnung beschränkte, geben durch die aufsprießende Blume, wie durch die leichte Tanzbewegung und Gewandfassung allerdings den Ausdruck derselben; wo sie als Libera erscheinen, dürfen wir sie für die vereinigte Liebes- Lebens- und Todeserwartung nehmen, wie entsprechend die Figuren mit dem Modius als Liebes- Lebens- und Todeserfüllung. Diesen Gegensatz, den ein erwähntes Relief von Terracotta (45) vielleicht verschmolzen hätte, wenn etwa dessen Todesgöttin außer Modius und umgestürzter Fackel auch eine Blume, nicht einen narkotischen Fruchtstengel, andrückte, könnte der Apfel der Massei'schen Modiusfigur (8) für die leztere Vorstellungsweise bestätigen. Eben so könnte für die erste die gegenauere Bestimmung der Blume sprechen, wenn diese

---

76) Plin. Hist. nat. XXXVI. 4.

77) An der dreyfachen Herme der Herzogin v. Chablais. Kunstbl. 1823. Nr. 53.

78) Urania erschien in Phidias Bilde auf die Schildkröte, das Thier des Hermes, und (Paus. VIII. 4.) des Pan tretend Paus. VI. 25.

78†) Beyder Heiligthümer waren in Argos nah an einander (Paus. II. 23. 7.): sollte Venus Urania nicht für die Ariadne jenes Bacchus gelten dürfen? In seinem Tempel begrub er dort (ἔθαψεν Paus. l. c. in med. ungeändert) die unreife sterbliche Ariadne, deren falsches Venusbild Theseus dem delphischen Apoll weihte (Paus. IX. 40. Plut. Thes. 9. 5. vergl. Creuzer, IV. 117) wie der unreife Zagreus-Dionysos im delphischen Tempel begraben lag. In Elis wird Urania mit der Schildkröte, Pandemos mit dem Bock, und gleich darauf Pluton's verschlossenes Haus genannt. (Paus. VI. 25.)

78*) Die Tyche zu Aegyra war eine der Parzen, und hatte den Eros neben sich. Paus. VII. 26. Uralte Venus- und Fortunabilder vereinigen die Münzen von Hypäpa. (Pellerin R. et V. III. 2, 6, 4.) Das smyrnäische Bild hatte den Polos (Paus. IV. 30.) wie die Urania. Vergl. Creuzer IV. S. 216 ff.

79) Paus. I. 19. 2.

80) Prometheus Menschenbildung vor gnädigen Göttern: Sarkophag zu Neapel, voll merkwürdiger Vorstellungen, unedirt und unerläutert. Pinati mus. Borbon. T. I. no. 179.

81) Creuzer III. 433 ff.

82) Paus. I. 43. Creuzer III. 563.

83) Creuzer IV. 206 ff.

84) Nonn. Dionys. XXXIII. 110: — — Κυθέρεια βιάζεται. οὐδέ τις αὐτῇ ἀμφιπόλων παρέμιμνε· χάρις φύγεν, ᾤχετο πειθὼ καὶ πόθος ἀστήρικτος ἐχάζετο.

Böttiger hielt Charis und Pitho für die beyden Grazien, und bezog sie auf das Verhältniß der Geschlechter. Aldobr. Hochzeit S. 39 f.

85) Reichste Composition dieser Art auf der Vase des Hrn. Grafen von Ingenheim (67), entschieden bacchisch, wie die zwey Amoren einer ähnlichen Figur, Millin recueil II, 54. entschieden mystisch seyn sollten. An eine Leda ist nun wohl nicht zu denken, es wäre denn im Sinn jener Nemesis, die, ebenfalls Mutter der Helena, und der ältesten Venus entsprechend, des olympischen Schwans, wie jene, gewürdigt wurde (vergl. Bracci Mem. degli incisori p. 144.) Nun erklärt sich auch die Syrakuser Figur mit dem Schwan (55). Die schwebende Frau auf dem Schwan findet sich in Monumenten der verschiedensten Art. Außer den Vasen auf einem Relief von gebrannter Erde (Creuzer K. z. Symb. LII. 2.) auf Terra cottas (of the British Museum no. 72.) auf einem bronzenen Spiegel (Monum Middleton. tav. XV.) auf geschnittenen Steinen (Bracci l. c. II. 84.) Demselben Kreis von Erklärungen fällt auch wohl die verschleyerte Venus Marina auf den bruttischen Münzen anheim.

86) Venus oder die Verstorbene in einer Muschel, zwischen Tritonen und Seethieren, häufig auf Sarkophagen. Dahin gehören auch, von Inghirami scharfsinnig erläutert, die Seethiere der etruskischen Todtenkisten.

87) Dahin möchte die Moschinische Vase zu ziehen seyn, die Quaranta auf Ulysses und Penelope deutet; dahin die Marmorvase im Museo Borbonico T. II. no. 573. dahin vielleicht auch unter den Coghillschen tav. 37.

etwa weder eine Lilie der lilienweißen Venus 88) noch eine ungewöhnliche Blüthe des Mohns 88*), noch eine allzuunverknüpfte Lotusblume ägyptischer Naturgötter, sondern die vorbildliche Blüthe des Granatapfels jener Proserpina wäre, in deren Händen wir auf dem Kranze des Krethonius (61) eine Blume wissen, und auf alterthümlichen Vasengemälden (87) glauben nachweisen zu können. Dann wäre, wie Apfel und Granatapfel der vereinten Göttin vereint gegeben werden (24) die verhängnißvollste der Blüthen der Proserpina Abzeichen, und die Tanzbewegung derselben Figur das der Venus.

Zwey Grazien.

Wie man aber auch die Blume heißen möge, der Gegensatz beyder Vorstellungen muß uns bleiben; er wird, wo alles auf Darstellungen in der Venusgestalt begründet ist, durch zwey andre Göttinnen auch für Venus Proserpina geführt. Diese Göttinnen sind die nächsten Begleiterinnen der Venus, es sind die zwey Grazien, deren älteste in Amyklä 89) zugleich mit den zwey Horen erscheinende Zahl, Hegemone und Auxo neben Thallo und Karpo in Athen 90), des Praxiteles Paregoros und Pitho neben der Aphrodite Praxis (82), hoffentlich, wenn Charis eine der Chariten seyn darf, auch in Olympia's (84) Charis und Pitho (84*), nicht minder vermuthlich neben Venus und Amor in der Pädia und Pitho einer attischen Vase 91), eine führende, anmahnende, heitere und spielende, Hoffnungs-, Lockungs- und Erwartungsreiche Göttin einer Wachsthum verleihenden, Ueberredungs- und Erfüllungsreichen gegenübergezeigt; Amors Begleitern, Pothos und Himeros 91*) der Sehnsucht und dem siegenden Verlangen, wie den verbundenen Horen der Blüthe und der Frucht entsprechend, vielleicht im Dienst der Hochzeitsgöttin Juno. 92) Beyde Göttinnen, älter als Venus und bey ihrer Geburt auf den Olympischen Bildwerken (84) gegenwärtig, erscheinen selbstständig, in ihrem Verein neben Bacchus (92) Nemesis (94) und den Horen (90), selbstständig auch in ihrer Vereinzelung, den vereinzelten Anschauungen der Aphrodite eben so entsprechend als viele Lokaldarstellungen der Gesammtidee der Gottheit. Charis ist des Hephästos Gemahlin in der Ilias, in der Odyssee ist es Aphrodite 95*); Pitho, in Aegialea 96) allein verehrt, ist als überredende, erfüllende Liebes- und Hochzeitsgöttin ein günstiges Götterbild, wo Aphrodite selbst um Helena beschäftigt ist (97), vorsichtig geschiedene Hochzeitsgöttin auch als Artemis Pitho 98), wie anderwärts Aphrodite eine Hochzeitsgöttin, Aphrodite-Hera 99) ist. Nun stimmen die Bildwerke. Pitho ist uns außer ihrem Begriff durch die Inschrift des erwähnten Reliefs 100) (ΠΙΘΩ, hoffentlich keine felsige Pytho) gesichert; sie ist halbverschleyert und durch einen Liebesvogel, wie durch den Modius auf ihrem Haupte aphrodisischen (21) und etruskischen (74) Venusbildern verwandt, danach denn eine von zwey Grazien, wie die auf dem korinthischen Tempelbrunnen 72) dafür gehaltene, die eine Blume hält, uns mit doppelter Sicherheit Charis oder doch eine heitere Venus zu seyn scheint, wenn die ähnlichen Figuren, römisch Spes benannt, uns statt der Liebeshoffnung, und bey einer Dienerin der alten Venus vielleicht einer umfassenderen, die lockende Hoffnung des Lebens vorführen.

(Der Beschluß folgt.

88) Wofür seit Winckelmann (mon. ined.) Athen. XV. 683. D. Schol. Nicand. Alex. 404. angeführt zu werden pflegt.

88*) Wie Visconti (Pio Clem. III. 13.) allerdings den μήκων von Kanachus Venus (74) verstand, ohne daß der μήκων es verlangt oder bey bekanntem Attribut von Mohnköpfen, Mohnblüthen, irgendwo dazu berechtigte.

89) Paus. III. 18. und sonst. Zoega bassir. T. II. p. 220. not 11.

90) Führung, Wachsthum, Blüthe, Frucht; in solcher Zusammenstellung Licht- und Lebensgöttinnen, woraus auch Alkmans Strahlende und Herrliche (Paus. IV. 35.) seyn wird (107).

91) Venus und Amor umgebend, Vase des Stackelbergischen Gräberwerks.

91*) Nach diesen Analogien glaube ich für Charis und Pitho von Böttiger's (84) Erklärung abweichen zu müssen.

92) Die Il. Ξ. 269. dem Schlaf die Pasithea verspricht.

93) Paus. V. 14. IX. 35. wo er der Grazien auf der Hand des Delischen Apoll erwähnt (wie sie auch auf der des Hercules erscheinen. Millin gal. XXXIII. 474). Unter sechs Altären der zwölf Götter befand sich in Olympia einer für Bacchus und die Grazien Schol. Pind Olymp. VI. Das erste Trankopfer verlangte Panyasis (Athen.) II. p. 36.) für Grazien, Horen und Dionysus, das zweyte für Aphrodite und Dionysus.

94) Ueber der Göttin von Smyrna Pausan l. c.

95) Il. Σ. 382. Odyss. Θ. 266. Creuzer. II. 330. f.

96) Pausan. II. 7.

97) Winckelmann mon. ined. I. no. 15. p. 157. (Millin gal, CLXXIII. 540.) Wiederholung bey Guattani mon. (1785. Giugno), welche leztere Werke jezt in der Loggia scoperta des Vatikans, und, bey übrigens schlechterem Zustand, ein alterthümliches Apollobild, des Troischen Schutzgotts, hinter Paris und Amor hinzugefügt.

98) Pausan. II. 21.

99) Pausan. III. 13.

100) Guattani l. c. p. XLVI.

Lithographie.

Unter den neuesten französischen Steindrücken scheinen uns folgende die Aufmerksamkeit der Kunstkenner besonders zu verdienen:

1. Tassos Landhaus von Aubry le Comte.
2. Rembrands Bildniß nach ihm selbst.
3. Der Strohhut von Rubens.
4. Ein unbekanntes männliches Bildniß, alle drey von Mauzaisse lithographirt.

Das erste Blatt ist sinnig gedacht. Der Dichter sitzt auf einem abgefallenen Kapitell, unter einem Dache von Weinreben, die sich über die Reste eines Säulenganges wölben. Ein großes, reich verziertes Kapitell dient ihm zum Schreibtische, und er scheint eben für seine Gefühle den Ausdruck zu suchen. Zwey junge Mädchen belauschen ihn. Die Zeichnung, besonders der weiblichen Figuren, ist freylich nicht tadellos, aber die ganze Behandlung vortrefflich. Höheren Kunstwerth haben die drey Bildnisse, welche sich ebenfalls durch eine überraschende technische Vollendung auszeichnen. — ber.

Kopenhagen.

Der Architekt, Hr. Smith, hat bey der Akademie der schönen Künste sämmtliche Preise erhalten, und ist im Begriff, eine Reise durch Europa anzutreten, um sich durch die Ansicht der Werke großer Meister in seiner Kunst vollends auszubilden. Vor seiner Abreise hat er eine Ausstellung seiner besten Zeichnungen veranstaltet; da er jedoch nicht glaubte, daß sie Verdienst genug hätten, um allein die Aufmerksamkeit des Publikums zu fesseln, bewog er mehrere ausgezeichnete Maler der Hauptstadt, ihm ihre Werke anzuvertrauen. Man sah demnach in dieser Ausstellung schöne historische Gemälde von großer Wahrheit des Ausdrucks von Hachner, Landschaften von schönem Colorit von Tarnley, wohlgetroffene Bildnisse von Krämer, und einige andere schöne Bilder von Lund, Overgaard, Dahl rc. Trotz dem Anblick dieser vorzüglichen Werke verweilte man doch gerne bey den architektonischen Zeichnungen des Hrn. Smith; besondere Aufmerksamkeit erregten die Zeichnungen einer Kathedrale mit zwey Begräbnißkapellen, einer Börse und einer Militärschule, durch die sorgfältigste Genauigkeit im Einzelnen, welche doch nirgends den Eingebungen des Genius geschadet hat. — Die Ausstellung war schon geschlossen, und Hr. Smith wollte abreisen, als er den Tod eines anderen dänischen Künstlers erfuhr, der Frau und Kinder in größter Dürftigkeit hinterließ; er verschob seine Reise, und bat um Erlaubniß, zu Gunsten der unglücklichen Familie seine Ausstellung noch um acht Tage zu verlängern. Solche Handlungen bringen noch größere Ehre, als Werke des Talents. (Revue encyclopédique. Janv. 1825.)

Deutsche Alterthümer im Herzogthum Oldenburg.

Der Oberst Wardenburg in Oldenburg macht sich um Norddeutschlands Alterthumskunde hoch verdient, indem er mit großer Umsicht die alten Riesendenkmale nicht allein mit Vorsicht untersucht und zeichnen läßt, sondern auch wohl mit Veranlassung geworden ist, daß die dortige Regierung den weisen, dankbar zu erkennenden Befehl erlassen hat, diese auf dortigen Haiden zerstreut liegenden Stein-Monumente der Vorzeit — wohl die größten und merkwürdigsten in Norddeutschland — nicht ferner zu zerstören. Gleichzeitig wurden sämmtliche Aemter aufgefordert, Vorschläge zur Erhaltung zu machen und nun sieht man sie schon durch Bewallung und Bepflanzung mit Bäumen geschützt. Welch nachahmungswürdiges Beyspiel! — Herr Wardenburg hat mir sehr interessante Zeichnungen und Notizen über Oldenburgs altdeutsche Denkmale zukommen lassen, und ich eile Einiges vorläufig davon hier mitzutheilen; später sollen die sehr wohlgerathenen Abbildungen durch Steindruck bekannt gemacht werden. Oberst Wardenburg empfange hier auch öffentlich meinen Dank für diese Mittheilungen und möge er kräftige Unterstützung finden, daß alle dort aufgefundenen Alterthumsgegenstände dem Lande — dem sie eigentlich angehören — erhalten und dem wissenschaftlichen Forscher gemeinnützig gemacht werden! Diese kolossalen Granitblöcke, — die sogenannten Hünen- oder Riesensteine — in den Oldenburger Haiden, sind regelmäßig zusammengestellt und aufeinander gethürmt und man erkennt und unterscheidet deutlich die Begräbnisse, die Gerichtsstätten, Volksversammlungsplätze und Opferaltäre der alten Vorfahren. Alle diese Denkmale sind gleichförmig; entweder bilden diese Steinmassen durch regelmäßige Reihen ein längliches Viereck, oder es liegen mehrere in einem Kreise, auf denen ein anderer noch größerer ruht; Erstere werden für Gerichtsstätten, Letztere für Opferaltäre — und wohl mit allem Rechte — gehalten.

Zu den erheblichsten im Oldenburger Lande gehören die auf dem Wege von Oldenburg nach Vechta an einem Bache, die Engelmannsbäder genannt, liegen;

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 18.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 3. März 1825.

Venus Proserpina.

(Fortsetzung.)

Die große Göttin.

So hätten wir nun, nachdem eine lockende und erfüllende Venus oder Venusgefährtin sich gefunden, den Gegensatz der Venusähnlichen Liberabilder, den wir bemerkten, als Gegensatz in Bild und Begriff der Venus Proserpina, ja wenn der Bilderkreis sich als durchgeführt bewährt und zwey Frauen auch sie umgeben, auch in ihren Dienerinnen Dienerinnen derselben Venus Proserpina zu erkennen. Wir hätten im Bild getrennt eine im verhängnißvollen Leben heiter spielende, im Tänzerschritt mit der Blume in der Hand (70) auch wohl einer ländlichen Göttin ähnlicher 101), oder der Geburt, der sie beysteht (80), näher gedacht als Anadyomene (77); wir hätten andrerseits eine reiche Erfüllerin des Lebensglücks, aber auch wohl des Lebens selbst, in der Göttin mit Modius und Panther auf dem Relief zu Palestrina (75) und außerdem vielleicht in den schattenähnlichen Figuren der Libitina 102). Wie ein heitrer Beschauer die Darstellungen der lezten Art fliehen mochte, so vermied der Künstler den gemeinschaftlichen Ausdruck der vereinten Lebens- und Todesgöttin in einer Figur. Hie und da mag man die schwierige Aufgabe versucht glauben, in einer halbbekleideten Figur mit Thyrsus und Apfel auf einer Marmorvase zu Neapel 103), auf dem Todtenkranz des Krethonius (61), in der geflügelten Narcissenbedeckten Göttin mit Blume, wie Venus, und Schale, wie Venus Epitymbia oder die Nemesis des Phidias 103*), ausgeführt in gültigem Götterbilde sicher nur in unserm nun erläuterten Idol. Wir könnten an die drey vereinigten Mysteriengötter denken, außer Aphrodite Kora, an die vielleicht gleichen 104) Dreyvereine von Athene Artemis Kora 105) und Athene Artemis Aphrodite 106); Modius, Fackel und Blume, der erste hie und da mit Strahlen bezeichnet, Strahlenmodius, Andeutung der Brust und zierliche Gewandfassung, auf der Brust oftmals das Mondeszeichen, könnten uns an die große nächtliche Göttin erinnern, auf welche die Symbole der schwesterlichen, hie und da beygesellten 107) Gottheiten übergetragen waren. Ist

101) Göttin mit einem Rehkalb in der Hand, einer Bacchusherme gegenüber, die ein vom Hermaphrodit gehaltener Amor bekränzt: Relief des Hauses Colonna unedirt. So steht bey Caylus recueil VII. 38, 1. einer Priapusherme die Statue einer bekleideten Göttin gegenüber, die den Zipfel des Gewandes faßt, an jene ist eine Frau gelehnt, vor jener sizt eine andere, einen Vogel in der Hand.

102) S. Nr. 76. Ohne gegen die gewöhnliche Ableitung a libitu sprechen zu wollen, kann der nun zusammenfallende Begriff von Libera und Libitina doch nicht hindern, durch das etruskische Tina, Benennung des Jupiter auf Etruskischen Spiegeln und bey Varro Name für ein Gefäß, Gegensätze für den Liber pater, wie für den Σειληνος zu versuchen.

103) Mus. Borbon. II. no. 368. der Venus Victrix eines Sarkophags ähnlich, den man eben der Erde von Ostia entzogen hat.

103*) Paus. I. 33.

104) Anders Welcker Zeitschrift f. a. K. I. S. 81. Creuzer Symb. IV. S. 184.

105) Creuzer IV. S. 83.

106) Wie sie Paus. nennt (III. 19, 4.) einem andern Dreyverein von Pluto, Kora und Demeter gegenüber, und der vermutheten Uebereinstimmung so wenig widersprechend als Apoll in Helios Nähe V. 11. oder Persephone zwischen Pluto und Dionysos V. 20.

107) Solcher Annahme ist schwer zu entgehen, wenn wir das häufige Gräberidol der thronenden Erdgöttin nicht umhin können, für eine Mysteriengöttin zu nehmen, wenn diese uns durch jede sorgfältigere Vorstellung und hinzutretende Abzeichen nur dunkler, zwischen Artemis (not. 35. 36.), Venus-Proserpina (55) und selbst Minerva (34) schwankender wird, und wenn endlich gar Gruppen sich zeigen, in denen die Göttin als Despöna nicht blos der Sterblichen, sondern auch der zwey Mitgöttinnen erscheint. Eine attische Terracotta des Stackelbergischen Werks zeigt die Göttin mit hohem Diadem und mit glatter Mondscheibe (anderwärts mit Medusa) auf der Brust, übrigens mit gesenkt angeschlossenen Händen thronend in Mitten zweyer stehenden Figuren von halber Größe,

doch unser Bild nicht erst den großgriechischen Bachanalien entwachsen! Aber bleiben wir wenigstens bey der sicheren Spur, daß Venus-Proserpina, Göttin von genügender Macht, in ihm wohne. Ihr Doppelbegriff, die Göttin allnährender Mutterbrust, wie des unergründlich reichen Erdenschoßes ist durch die Hand auf der Brust und durch den Modius bezeichnet, die Anerkennung desselben für die Göttin der Mysterien durch die umgebenden Verehrer des Götterbildes gesichert. Diese Schaar

---

beyde gleichfalls mit seitwärts angelegten Händen, die Figur zur Rechten in schwerem Matronengewand, die zur Linken, der der Kopf fehlt, in langem glattem. Despöna wird der sicherste Name für die Hauptfigur seyn, nur ist nach der Idee einer dreyfachen Einheit, nach den wechselnden Erscheinungen der herrschenden Erdgöttinnen und selbst nach den von Welcker Zeitschr. f. a. K. H. 1. S. 77 ff. gegebenen Andeutungen zu zweifeln, ob unter der herrschenden Despöna immer Kora zu denken sey, oder je nachdem eine andere Göttin des Dreyvereins näher lag, eine andere. Außer den genannten Göttinnen kommt selbst Gäa ins Spiel, sitzend, Demeter und die Tochter daneben stehend (Paus. VII. 21) eine Analogie für die ephesische Göttin. (35. 36.) Wie wenig es befremden dürfte, selbst die Athene als Despöna zu finden, geht philosophisch betrachtet aus Creuzers Auseinandersetzung (Symb. II. 467 ff.) hervor. Aus mystischen Gründen laut Strabo IX. 698. war sie in Koronea neben Pluton; und bey dem großen Mysteriencyklus von Akakesion (Paus. VIII. 37. Creuzer IV. 75.) neben Demeter mit Fackel, Despöna mit Scepter und Cista, und Artemis Hegemone mit Hirschfell, Fackel und Schlangen scheint Athene vielleicht nur darum zu fehlen, weil sie (worauf Pausanias' Scheu vor Nennung des Namens der Despöna und sein absichtliches Stillschweigen von den Kureten und Korybanten unter den Bildwerken, den Titanen neben Athene, die verwachsenen Eichen- und Oelbäume wohlerwogen, zielen kann) jene vielleicht gerade am meisten anging. Solche Erwägung könnte uns für äginetische Giebelbilder helfen, die, nur in den Stürzen alt und durch Stackelberg's Beweisführung nicht mehr einem Zeus-, sondern einem Minervatempel angehörig, schwerlich noch für Todesgöttinnen (Amalthea I. S. 147) zu halten sind, sondern eher an Hirt's Damia und Auresia (Aeginet. Bildwerke S. 33) erinnern möchten, mystische durch Eleusinischen Dienst gefeyerte und vom Holz des Oelbaums (Herod. V. 82.) geschnitzte Götterbilder; man mag nun die beyden Figuren für jene Göttinnen, die Vermehrerin und die Einspannerin halten (Welcker S. 130 auch des Jonismus wegen richtiger), oder an Demeter und Persephone (Schol. H. in Cer. 122) selbst denken als an die großen Göttinnen, denen die Lichtgöttin Athene verwandt ist, oder, da die gleiche zierliche Gewandbewegung vielleicht hinderlich scheint, sie für die zwey verwandten Göttinnen des mystischen Dreyvereins nehmen, die ja auch in Megalopolis (Paus. VIII. 31), Athene und Artemis neben den großen Göttinnen, gewöhnlichen Korbträgerinnen glichen, den zwey Nymphen mit Ball und Schlüssel entsprechend, die in der Altis neben Pluton, Persephone und Dionysos standen (Paus. V. 20. Welcker S. 29 f.), in welchem Fall dann die Präpotenz der Athene auf die vorigen Analogien gestützt wird. Zu diesen Erklärungen kann sich noch eine andere gesellen, welche ohne die Idee mystischen Dreyvereins zu verlassen, der anmuthigen und gleichförmigen Gewandbewegung beyder Figuren näher tritt. Die Grazien Hegemone und Auxo geben mit den Horen Thallo und Karpo als Führung, Wachsthum, Blüthe und Frucht die Stufenleiter von Naturleben und Naturordnung. Thallo und Karpo wurden mit der Pandrosos verehrt (Paus. IX. 35), ein schöner Dreyverein des Natursegens, Befruchtung, Blüthe und Frucht. Aber auch die Grazien hatten mystischen Kultus vor der Akropolis; auch wenn es von ihrer Dreyzahl gemeldet wird (Paus. l. c.) wird man nach der Verbindung fragen können und diese ist bey jenen Lebensgöttinnen Phaenna und Kleta, der Leuchtenden und der Herrlichen nach Alkman (Paus. l. c.), die Antimachus (Paus. l. c.) Sonnen- und Glanzes, Helios und Aegles Kinder nennt, ja die als gewohnte Göttertrabanten neben den Horen mit den Mören zu wechseln scheinen (vgl. Zoega Bassir. p. 220 not. 11. 12), die der homerischen Here (92) so gut als die lebenerweckenden Ilithyen untergeben und auch der Weberin Aphrodite getreue Gehülfinnen (127) sind, im Athenischen Burgdienst am natürlichsten bey der strahlenden Aglauros zu suchen. Lichtglanz, Einführung und Wachsthum ist wiederum ein schicklicher Dreyverein, in dem die Geburtsgöttin Artemis (Hegemone auch sonst Paus. IV. 11, 37. Zoega l. c.) die Mitte bildet und der einspannenden Damia so wohl entspricht als Auxo der Auresia. Wie die Grazien mit Venus, wie Athene und Aglauros (Creuzer II. 729) Begriff und Worte vertauschen, ist klar. Ich lasse es dahin gestellt, ob man mit des Scholiasten Erklärung der Damia und Auresia als Proserpina und Ceres, die man mit Artemis identificiren könnte, die gegebene Ansicht der zur Doppelspes ergänzten Figuren vereinigen könne, nehme aber beyde Bilder für mystische Grazien, der athenischen Burggöttin verwandt, für unscheinbare Dienerinnen, aus denen der Geweihte die verwandten Göttinnen zu erkennen vermochte, wie aus den Kanephoren von Megalopolis und aus den Nymphen der Altis. Einmal in diesem Zusammenhang möchte ich auch der vielbesprochenen Hierodulen gedenken, die wir öfter vor Minervabildern tanzend erblicken (Zoega Bassiril I. p. 113. not. 8.) auf Münzen der Julia Mammaea auch vor einem Dianenbilde (Gesn. N. Imp. 167, 1, 6) von deren Weidenähnlichen, an den Dienst der samischen Juno und der spartischen Diana (Creuzer II. 559 ff.) erinnernden Kränzen öfter gesprochen ist, und deren anderwärts den Ilithyien beygemessene Bewegungen auf den Albanischen Reliefs tav. 20. 21. neben so vielen bedenklichen Erklärungen auch die für Grazien im alterthümlichen Sinne, Junodienerinnen, wie die Ilithyien, für Geburts- und Lebensgöttinnen zur Frage bringen könnte.

ist schwer zu benamen, aber leicht zu bezeichnen. Bacchus weiset den Weg zur Gattin, die anderwärts sich auf seine Herme stützt 107*), ein langbekleideter, des Lorbeers würdiger 108) Triumphator. Fackelträger, Daduchen von Eleusis 25), Schlaf und Tod vielleicht, beleuchten; die andern, längst verschollene, lorbeerbekränzte Eingeweihte, meist und vielleicht nur Frauen, 109) Hercules aber voran, auf einer Grabeslampe vor der Aphrodite Persephassa Heiligthum, wie er es nach geopferten Sonnenrindern des Geryon im Aenianer Lande gelehrt.

Venus und Nemesis.

Solche Gültigkeit unsres alterthümlichen Venus-Proserpinabildes mag uns denn überzeugen, wie die Darstellungen einer gereiften Kunst sie nur einseitig von der Lichtseite, dann und wann auch von der unaussprechlichen Schattenseite gefaßt haben. Wahrscheinlich mit Recht; denn wenn der Religiöse die Gegensätze des Daseyns vereinigt, verweigert die Kunst das allzugenügende Bild, wie die Sprache das allverständliche Wort. Wie aber? wußte die unerschöpfliche Fülle der Kunst die neuere Andeutung des alten Bildes nicht auszudrücken, die religiöse Sehnsucht kunstgebildeter Zeit ihr den Ausdruck nicht abzunöthigen? Haben wir doch die einfachere Idee der Liebesgöttin in ihren zwey Grazien aufgelößt gesehen, wird doch Eros erst im entsprechenden Anteros, oder in den Liebesstufen von Pothos und Himeros klar; hat doch Alkamenes die unaussprechliche Göttin dreyfach 110), spätere Zeit die Naturherrschaft des Dionysos dreyfach gebildet (77); waren doch zu Amyklä (89) den lebensknüpfenden Grazien zwey ordnende Horen beygesellt; wird uns doch von der gleichbedeutenden Doppelthemis 111) gemeldet, Spes-Venus und jene der Urania entsprechende (29), wohl selbst in eine Zweyheit zerfallende 112) Fortuna-Tyche noch spät 113) uns vorgeführt; ward doch endlich jene Göttin, die Agorakritus den Rhamnusiern Nemesis statt einer Venus benennen 114) konnte, als Doppelnemesis 115) der Smyrnäer häufig verehrt. So sehen wir denn auch unsre Venus Proserpina in den alten Gegensatz 116) von Spes-Venus und in die minder düstere Nachtgöttin Nemesis aufgelößt, wir sehen sie, einander entsprechend und entgegengesezt 116*) auf der berühmten Marmorvase des

107*) Bracci memorie degli incisori. I. agg. 19, 2.

108) Gori inscript. per Etrur. III. tav. 29.

109) Ich lasse es einstweilen dahin gestellt, ob in den halbbekleideten Venus-Figuren gesucht werden dürfe, was die Rechtfertigung von Note (106) und die Diadem-Figur des Herrn Grafen von Ingenheim für sich hätte, doch neben den Beyspielen bekleideter Frauen bedenklich ist.

110) Pausan. II. 30.

111) Aus Trözen. Paus. II. 30.

112) G. Rustius Fortunae ist auf Familienmünzen der Rustia (Morell. num. fam. s. v. Millin gal. LXXII. 359) die Ueberschrift zweyer weiblicher Brustbilder mit Diadem, die eine mit entblößter Brust. Ohne die Delphine der Basis, die Schiffsschnäbel seyn können, erscheinen zwey ähnliche Brustbilder unterwärts mit einer Schlange auf einem pränestinischen Cippus im Keller des Palazzo Baronale.

113) Buonarrotti Osserv. intorno alcuni medaglioni p. 419 sq.

114) Plin. XXXVI. 5. Im mythologischen Zusammenhang und mit Erinnerung an die Nemesis des Phidias ist die vielbesprochene Namenveränderung höchstens mit einer Aenderung der Attribute, etwa des Kranzes, begleitet.

115) Nemesis und Adrastea nach Strabo. Buonarrotti medagl. p. 223, womit Creuzer II. 509. f. über Ite und Adrastea zu vergleichen. Von den Greifen des Apoll, neben dem sie auch stehen, (Millin gal. LXXIII. 349) werden (Liebe Gotha num. p. 282) zwey Göttinnen gezogen, die eine mit Thurmkrone, die andre mit Modius. Sie erscheinen neben Zeus (Millin l. c. 346) neben Pallas (Pellerin R. et V. Suppl. II. p. 68. no. 10.) und auf Cybele's Hand (Millin 351). Das vermeintliche Schwert oder Richtmaaß der einen ist als Ruder nicht durchaus undenkbar.

116) Ohne den Gegensatz zwischen Spes und Nemesis (Beger spicil. p. 84. Visconti, Pio Clem. II. 13. der dort besprochene Cippus befindet sich in der Gallerie zu Florenz) zu bezweifeln, ist doch hinlänglicher Grund vorhanden, jene Figuren, die wir seit Caligula oder Claudius als Spes, außerdem aber als Venus kennen, auf Werken alterthümlicher Arbeit oder Erfindung für Venusbilder zu erkennen. Dazu geben etruskische Bronzen den hinlänglichen Beweis, Reliefs bey Vermiglioli Saggio di bronzi Etr. tav. I. no. 6. (Venus mit Blume, Nemesis mit Zweig und Schleuder) und vor allen, mit manchen Darstellungen der Todtenkisten verglichen, ein mystischer Spiegel, auf dem Lanzi (Saggio di lingua Etrusca T. II.) Hercules und Minerva zwischen Tugend und Laster sah, schon Visconti aber in der geflügelten Figur mit gewohnter Handbewegung die Nemesis erkannt haben soll, und die halbentblößte Figur mit Halsband und Strahlenkrone, eine Venus hinlänglich darstellend, auch durch die gleiche Benennung als Eris, als entsprechende Göttin bezeichnet ist. Daran reiht sich, bestätigend oder der Erläuterung gewärtig, vieles, auf Anlaß des Museums von Volterra anderwärts zu erörtern; ich erinnere nur an die Lebensgöttinnen auf den Todtenkisten (z. B. eine Gori Mus. Etrusc. II. 174. zwey, geschmückt und entblößt append. tav. 14.), zu denen ich auch die gekrönte Frau der von Gori und Micali edirten mit Doppelfigur auf dem Deckel rechnen möchte. Die leztere befindet sich in Belvedere.

116*) Den Gegensatz gibt Blume und Maßbewegung; entsprechend in der Hand beyder Göttinnen ist das Attribut des Apfelzweigs (Visconti zu Pio Clem. II. 13) obwohl die Früchte am freystehenden Zweige der Nemesis etwas länglicher sind.

Herrn Prinzen Chigi 117) jenen ihr verwandten Amor einschließen, der vom Tode des Schönen selbst gerührt, die Feuerläuterung der Seele betreibt. Jenseits lauscht Pan, der Bacchische Dämon, zwey unbekleideten Frauen.

(Der Beschluß folgt.)

---

117) Guattani mon. ined. März 1784. Creuzer Symb. Kupfer T. XXXVII. Erkl. S. 24. Aus lezterem beym Schluß dieses Aufsatzes mir zukommendem Heft erfahre ich, wie jenes Monument von einem großen Forscher behandelt sey, dessen Reliquien am verschollensten scheinen, wo man sie am ersten suchen würde. Doch kann ich, von der in Zoegas Abhandlungen gegebenen Erklärung im Allgemeinen unterrichtet, der meinigen getreu nicht unbemerkt lassen, daß der Pan und die Silenenmasken am Henkel eine Scene bacchischer Mysterien verlangen, daß die zwey Frauen nicht wie Göttin und Dienerinnen, Venus und eine Grazie, aussehen, daß von Bewunderung der Göttin weder Spur noch Bewegung vorhanden ist und die jonische Säule so gut einen Portikus andeuten kann, als das Grabmal des Adonis. Vielleicht wurde der vierfache Schmuck über dem Knöchel für die Binde einer Wunde gehalten. Daß die Figur gerade nach dem Schmuck ihrer Füße gebückt ist, erinnert an häufige Vorstellungen, an die vor einer bärtigen Herme sitzende nackte Frau auf einem geschnittenen Stein mit dem Namen des Aulus, an eine noch durch den Delphin bezeichnete Venus, die sich den Fußring an den rechten Knöchel legt, auf einer Bronze des Museums zu Neapel, an Venusbilder, welche eine solche halten u. s. w.

Deutsche Alterthümer im Herzogthum Oldenburg.

(Beschluß.)

Das erste Monument, die vermeintliche Gerichtsstätte, besteht aus hundert und einigen dreyßig Steinblöcken, an welchen nördlich und südlich, doch nicht parallel, zur Seite noch ungewöhnlich kolossale Steine, — zum Theil auf Unterlagen gebracht, angetroffen werden. Sämmtliche Steine sind noch in ihrer Lage gut erhalten und bestehen theils aus weißgrauem, theils aus rothem Granit. Dieses Denkmal hält 133 Schritte in der Länge und 13 Schritte in der Breite.

In der Nähe dieses Monuments, jedoch an der andern Seite des Bachs, befindet sich unter einer Gruppe von Eichen, ein großer, platter Stein auf mehreren Steinmassen ruhend, der wohl zum Opferaltar gedient haben mag. Der Stein hält 45 Fuß im Umfang. Leider sind in frühern Zeiten die dabey liegenden Trümmer durch Pulver abgesprengt worden. Bewunderungswürdig müssen die Maschinen gewesen seyn, welche unsere Vorvordern gebraucht, um diese Kolosse zu heben und von der Stelle zu bringen!

Außer den Waffen, Opferinstrumenten und andern Geräthschaften aus Stein (siehe Kunstblatt Nr. 22. 1823.) findet man auch mannichfache Gegenstände aus Bronze, als: Ringe, Spieße, Nadeln, selbst sauber gearbeitete Fibeln werden im Moore ausgegraben. Nach den vor mir liegenden Zeichnungen sind sie völlig übereinstimmend mit den von mir in Wiesbadens Umgegend aufgefundenen Alterthümern, und mögen wohl zum Theil als römische, durch Handel dahin gekommene Arbeiten zu betrachten seyn, obschon wohl nicht mehr gezweifelt werden kann, daß die Deutschen ebenfalls sehr geschickt das Metall zu bearbeiten verstanden.

In Construction sehr ähnliche Gebilde, wie die in meinem Werke „Denkmale germanischer und römischer Zeit" auf Taf. XX. Fig. abgebildeten und durch Goethe erläuterten Klang-Instrumente, sind auch in Oldenburg am Dümmer-See ausgegraben und dem Oberst Wardenburg zugekommen, welcher in den Oldenburger Blättern darüber gesprochen. Dieses Klang-Instrument, — wenn man es so nennen kann — hält einen Fuß im Durchmesser, wiegt 1½ Pfund und ist also bedeutend größer und schwerer wie die zu Köstritz gefundenen, und hat auch noch schmale Verzierungsstreifen.

Dr. Dorow.

Ankündigung.

Der Kupferstecher Herr Samuel Ameler in Wildegg, Kanton Aarau, hat es unternommen, das schöne Bild von Rafael, die Grablegung Christi in der Gallerie Borghese zu Rom, in Kupfer zu stechen. Die Zeichnung ist von ihm nach dem Gemälde selbst mit größter Sorgfalt gefertigt; die Größe des Stichs wird 15½ Zoll in der Höhe und 15 Zoll in der Breite betragen. Herr Ameler nimmt auf dieses Blatt, welches spätestens in zwey Jahren beendigt seyn soll, Subscription an; der Preis des Exemplars mit der Schrift ist zu 3 Ducaten und des Abdrucks vor der Schrift zu 5 Ducaten festgesezt. Jeder der Herren Subscribenten wird gebeten, den Ort anzuzeigen, wohin das Blatt gesendet werden soll.

Nekrolog.

Der Prof. Nahl in Kassel, Direktor der Klasse der Malerey bey der Akademie, ist in der Nacht vom 30sten auf den 31. Januar, nach vollendetem 72sten Lebensjahre gestorben. Er war der einzige noch lebende Sohn des berühmten Bildhauers Nahl.

Nr. 19.

Kunst-Blatt.

Montag, den 7. März 1825.

Rom, den 5. Februar 1825.

Mit einem würdigen Werke hat Thorwaldsen dieses Jahr begonnen, mit der kolossalen sitzenden Figur der verstorbenen Papstes Pius VII., welche als würdiges Denkmal dieses durch seinen Charakter und seine Schicksale so ausgezeichneten Mannes in der Peterskirche unter den Monumenten aller Zeiten aufgestellt werden soll. Es ist indessen noch zu früh davon zu sprechen, denn die Riesengestalt ist erst in Thon aufgebaut, noch nicht vollendet, trägt aber jezt schon auf ihrem Stuhle sitzend die dreyfache Krone auf dem Haupt, und jenen Ausdruck von Größe, der Alles bezeichnet, was aus Thorwaldsens Geiste hervorgeht.

Es ist dieses das göttliche Abzeichen des wahren Genius, daß er, von einer Idee ergriffen, sogleich ohne mühsames Umhertasten, die angemessenste Form findet, dieselbe auszudrücken, aus der innern Fülle seines Gedankenreichthums, wie aus unversiegbarer Quelle schöpft und schaffend jeden Gedanken körperlich gestaltet. Diese Kraft des schöpferischen Geistes sezt dem Kunstwerke die Krone auf, und diese ists, von der wir in allen Hervorbringungen dieses großen Meisters gewaltig ergriffen werden.

Das schon früher beschriebene große Werk: Christus und die Apostel, liefert uns den Beweis. Ein solches Wunderwerk der Plastik, alle diese Gestalten als ein Ganzes betrachtet, ist in solchem Umfange seit der Zeit griechischer Kunst nicht wieder erschienen. In der Malerey hat Michel-Angelo in der sixtinischen Kapelle etwas Aehnliches geleistet, allein in der Plastik war es Thorwaldsen vorbehalten. — Einfach und übereinstimmend mit dem hohen und großen Sinne des Ganzen ist der Taufstein. Mit verklärtem, emporgerichtetem Blicke, Blüthenbekränzt, wie eben herabschwebend aus himmlischer Höhe, steht ein Engel vor uns und hält eine Muschel in den Händen, welche das Wasser der Weihe enthält. Inniger und zarter hat die Plastik wohl nie einen Gedanken ausgedrückt als hier, wo sie auf der Schwelle des Lebens dem neugeborenen Menschen einen himmlischen Boten entgegentreten läßt, der ihm die Weihe darbietet, die ihn für das Leben heiligt, indem er ihm den Segen von Oben herabzubringen scheint.

Es ist unmöglich, durch Beschreibung ein Werk der Kunst dem Auge des Lesers als klares Bild vorzustellen, wie der Beschreiber es sieht: bey der genauesten Auseinandersetzung der Theile, wird sich dennoch jeder, der es nicht sah, eine verschiedene Idee von der Form bilden, so wie wir bey der Ausführung eines und desselben bedingten Gegenstandes, wie z. B. bey Preisaufgaben, immer die größte Verschiedenheit in der Behandlung jedes einzelnen Künstlers erblicken. Die persönliche Eigenthümlichkeit, nicht blos der Grad der Geschicklichkeit verursachen diese Verschiedenheit. Sehr zu wünschen wäre es demnach, wenn das kunstliebende Publikum bald durch gute Kupferstiche mit diesen Werken bekannt würde.

Der mailändische Bildhauer Fabri hat im gegenwärtigen Augenblik ein Denkmal ausgestellt, welches der Graf Mellerio seiner verstorbenen Gemahlin und seinen Kindern, die er alle verlor, in einer seiner Villen in der Nähe von Monza errichten läßt, wo schon mehrere Werke von Canova stehen.

Das Ganze besteht aus drey Aufsätzen: über einer vorspringenden Basis, in welche die Inschrift eingehauen werden soll, steht ein Sarkophag, auf welchem die zulezt verstorbene Tochter des Grafen liegt, ein siebzehnjähriges Mädchen, ihre Hände sind über die Brust gelegt, die Füße mit einem Blumenkranzes umwunden: über dem Sarkophag erhebt sich eine viereckigte Tafel, auf der sich sechs Figuren in Basrelief befinden. Die heilige Jungfrau mit dem Christuskinde auf einer Wolke, zu ihren Füßen mit niederwärts ausgebreiteten Armen die verstorbene Gräfin, vor ihr ihre drey kleinen Kinder auf den Knieen mit emporgehobenen oder auf der Brust gekreuzten Armen. Die heilige Jungfrau blickt auf sie herab, mit der Linken den Jesusknaben haltend, der aufrecht auf ihrem Schooße steht und seine Hände nach den drey Kindern und ihrer Mutter ausbreitet, die Rechte streckt sie abwärts nach den Knieenden. — Eine Art von Giebel, der das Ganze oben schließt, ist mit fünf Kränzen nach der Zahl der Todten verziert

Das ganze Werk ist in der Manier des Canova componirt und ausgeführt, Formen, Stellungen, Faltenwurf und Haare genau nach der Weise dieses Meisters.

* * *

Der Gedanke einer permanenten Ausstellung der Arbeiten deutscher Künstler, der zuerst von S. K. H. dem Kronprinzen von Baiern in Anregung gebracht wurde, ist dieses Jahr ausgeführt worden.

Noch ist diese nützliche Anstalt kaum entstanden, und schon sieht man eine Menge schöner und bedeutender Werke ausgestellt; so viel aber auch ausgestellt ist, so fehlt dennoch manches Schöne, durch welches mehrere Künstler die neue Anstalt schon in ihrem Beginnen sehr glänzend machen können.

Da die meisten der ausgestellten Werke schon früher beschrieben worden, so wird einstweilen die Anzeige der Stücke im Allgemeinen hinreichen.

Bildhauerey:

Die Fischerin von Pettrich. Statue.

Basreliefs:

Wolf. Midas als Richter, sitzend zwischen Apollo und Marsyas, diesem wohlgefällig horchend zugewendet; Apollo steht, in der Linken die Leyer, hinter Midas und sieht höhnisch auf Beyde, Marsyas an einen Baum gelehnt, spielt auf der Syrinx, Midas stüzt das Kinn auf die Rechte und hält in der Linken den Lorbeerkranz bereit. Dieses Werk ist sehr schön, sowohl was die Reinheit der Formen, den angemessenen Ausdruck und Styl anbetrifft, als in Hinsicht auf sorgfältige Ausführung.

Pettrich. Belisarius sitzend; für ihn bettelt ein Knabe, dem ein Mädchen, hinter der ein Krieger steht, ihren Obolus gibt.

Wagner. Bacchus, von Amor zu der schlafenden Ariadne geführt; schon früher angezeigt.

Herrmann. Theseus und seine Mutter, vor welcher er das Felsenstück aufhebt.

Büsten:

Pettrich. Ein Christus von gutem Ausdruck.

Herrmann. Dalbergs Büste für die Walhalla S. K. H. des Kronprinzen von Baiern.

Leeb. Boerhave, Büste für ebendieselbe.

Wolf. Thorwaldsen. Von besonderer Aehnlichkeit und großem Geiste, wie auch die des Maler Mila, von ebendemselben, und von

Leeb die Büste des Malers Heß. Nur die Büsten von Dalberg, Boerhave, Thorwaldsen und Heß sind in Marmor ausgeführt, die übrigen von Gyps.

Malerey. — Geschichte.

Oppenheimer. Seine schon früher angezeigte Susanna im Bade. Etwas größer Abraham, der die Hagar mit ihrem Knaben wegschickt, in der Hütte sieht man die sitzende Sara mit ihrem Sohn im Schooße.

Rittig. Eine heilige Familie in einem Zimmer am Tische sitzend, schon früher angezeigt, ein Bild das sich durch Natur und einen besondern Zauber der Beleuchtung auszeichnet.

Rebecka's Ankunft in Tobias Hause. Die Alten eilen ihr entgegen, der Sohn hebt sie von dem Kameele.

Der barmherzige Samariter.

Müller. Die heil. Elisabeth, die Almosen austheilt und Pilger speist. Ein Bild mit sehr vielen Figuren von unendlicher Ausführung und zarter Behandlung.

Heß. Thorwaldsens sehr schön getroffenes und sinnvoll aufgefaßtes Porträt.

Senff. Ebendasselbe. Beyde Lebensgroß, ersteres mit den Händen, lezteres nur der Kopf.

Ein mit vieler Zartheit und Natur ausgeführtes Gemälde von Blumen.

Schnorr. Zeichnung. Zwey Cartons von den großen Wandgemälden, welche derselbe in der Villa des Marchese Massimi in Fresco ausführt. Ein Werk, welches eine besondere Beschreibung verdient, sowohl der herrlichen Ausführung als seines Inhalts wegen, da es das unsterbliche Gedicht Ariosto's, den rasenden Roland, umfaßt. Der eine dieser Cartons enthält die Herunterfahrt Astolfo's auf einem Wagen, den der Evangelist Johannes lenkt. Das zweyte Dudons Seeschlacht; ausgezeichnet sind die Cartons durch die Kraft und Lebendigkeit der Darstellung und die glühende Einbildungskraft des Malers, der nirgends hinter der Phantasie des Dichters zurückbleibt und ihm würdig zur Seite steht.

Landschaftmalerey:

Koch. Eine große Landschaft mit einem Regenbogen; eine Schweizerlandschaft und eine kleinere italienische. In allen dreyen zeigt sich die Meisterhaftigkeit des phantasievollen Künstlers.

Reinhold. Zwey Landschaften, die eine mit Hagar in der Wüste, die andre mit dem barmherzigen Samariter. Die anspruchlose Innigkeit, die Wahrheit und Zartheit der Ausführung, erfüllt bey dem Anblick dieser ausgezeichnet schönen Bilder den Beschauer mit tiefem Schmerz, daß der junge, sinnige Künstler, der die Natur mit einer solchen Tiefe, Kraft und Innigkeit auffaßte, eine Bahn, die so glänzend vor ihm lag, so früh beschließen mußte, indem er im Anfange dieses Jahres nach kurzer Krankheit der Kunst und allen schönen Hoffnungen entrissen wurde.

Kupferstecherey:

Thürmer. Zwey Hefte in Folio mit Aussichten von Athen, nebst Beschreibung. Ein ganz vorzügliches Werk, sowohl durch die Wahl der Gegenstände, als durch die geschmackvolle Ausführung des Architektonischen, wie des Landschaftlichen.

Der Gedanke in einem eigens dazu bestimmten Lokale die fertigen Arbeiten der Künstler auszustellen, kann für diese selbst von großem Nutzen seyn und ist sehr lehrreich und angenehm für Kunstliebhaber und Kenner. Diese Anstalt gibt auch weniger bekannten Künstlern das Mittel in die Hand ihre Werke zur Kenntniß des Publikums zu bringen, und wirklich wird die Ausstellung schon sehr häufig von Einheimischen und Fremden besucht.

D. M.

Venus Proserpina.

(Beschluß.)

Mystische Grazien.

Lasset uns diesen Frauen folgen: neben Pan, in mystischem und auserwähltem Kreise, sind sie des dunklen Pfades der Mysterien wohl kundig, den wir, die vereinzelnde Anschauung jener Götterbilder zu bekräftigen, noch nicht verlassen dürfen. Es sind zwey eingeweihete Dienerinnen jener Venus-Proserpina, die als Venus zu erscheinen pflegt; sie sind unbekleidet, wie gewohnte Venusbilder. Es sind wohl dieselben, die ihrer Göttin folgen, wie der unzertrennliche Amor, dieselben, in deren Doppelheit vor alter Zeit die vollständige Idee der Göttin sich auflöste. Es werden wohl dieselben zwey bekleideten Frauen seyn, die, eine mit der Cista, auf einer d'Hancarvilleschen Schaale 118) eine nackte Libera umfassen, deren eine auf einer Agrigenter Vase 119), einer Nysa beym Dionysus entsprechend, die goldne Philomele 120) bekränzt; dieselben, die als Pädia und Pitho, vielleicht neben Horen, Venus und Amor, alle wohl benannt, auf einer attischen Vase umgeben 121). Es werden wohl kaum andre seyn können, wenn jener ihrer Herrin Libera überall 122) lauschende Pan derselbe ist, der, ein bacchischer Dämon, in bacchischer Mitte auch auf Basreliefs zu Neapel 123) und Pisa 124) mit zwey Frauen scherzend erscheint. Ihrer eine, die mit der Cista (168) vielleicht auch mit Phiala 125), die bekränzende, die zu

---

118) d'Hancarville Antiq. Etr. II. 94.

119) Bened. Deuti illustr. di un vasi Greco-Siculo (Palermo 1823). Vergl. Kunstblatt Nr. 49.

120) Des Apfels begehrend; golden wie Aphrodite.

121) Im Stackelbergischen Vasenwerke. Aehnliche Erklärungen könnte man für die vier geflügelten Frauen auf dem Kranz des Krethonius versuchen, vielleicht Grazien und Horen (95) neben Pothos und Himeros, oder, zweymal wiederholt, Grazien neben Amor, richtiger wohl Victorien; anderer Vierzahl von Flügelfrauen (Cabott stucchi figur. tav. 1. 8. mit Binden für Horen gedeutet. Vergl. Welcker Zeitschr. H. 2. S. 219. Eichenkränze haltend ebenfalls mit zwey Eroten auf einer großen Todtenkiste des Belvedere. — vier Victorien stützen den Thron des olympischen Zeus. Paus. V. 11.) oder Kanephoren (wie die albanischen welche die Nische des Bacchus-Sardanapalus umgeben Visconti Pio Clem. I. 41.) und der nicht seltenen Zweyzahl mystischer Genien (z. B. Millin recueil I. 15. um einen Sonnenwagen II. 45. um eine Eingeweihte II. 39. über einen Frauenkopf den Schleyer breitend, vielleicht den verschleyerten mit der Granate II. 17, 9. gleichbedeutend) entsprechend. Horen der Beflügelung wegen schwerlich. Wahrscheinlicher dürfte man mystische Grazien mit Venus in den Frauen mit einem Storche oder Schwan, mit einer Cista und mit einem Amor auf der Hand (nach Gewandfiguren von Terracotta), die einen Amor liebkosen und nach Vorstellungen wie Millin recueil II. 48. (doch wohl kein Idol) zu erkennen versucht seyn, bey Millingen vases pl. 42. — Beystimmung endlich, wenigstens im Vergleich mit der Penia, welche die Akademiker sahen, möchte man für den Amorenhandel der herkulanischen Gemälde hoffen, wenn man in ihm (Pitt. d'Ercol. III. 6.) Pitho zu sehen glaubt, die aus ihrem Käficht, demselben vielleicht, den die Venus einer attischen Vase, von zwey goldnen Eroten und zwey Dienerinnen mit mystischem Geräth umgeben, flickt, der Göttin, in deren Schooß Eros zuschaut, den Pothos zureicht, während der siegende Himeros zur völligen Ausrüstung einstweilen im Boden des Käfichts aufbehalten bleibt, oder auch voran den begehrtesten der Knaben, den stürmisch siegreichen von sich läßt, während die beharrliche Sehnsucht, der unerschütterliche Pothos (ἀστήρικτος Note 84) nicht weichen will. Ich bedaure, dieses ohne Böttiger's, in der Minerva 1820. S. 489 ff. gegebene Belehrungen niederschreiben zu müssen.

122) Ueberall auf den Vasenbildern und überall bey jener, ihnen, wenn ich nicht irre, fremderen Ariadne, welche auf römischen Werken vorzugsweise in die Stelle der Libera eingerückt ist. Ihre vielleicht ausschließliche Bestimmung mag mit jener Zeit zusammenfallen, die den Bacchus des alterthümlichen Ansehens beraubte. Einen bärtigen Bacchus sehen wir nirgends zur Ariadne wandern, daher auch auf Doppelhermen des bärtigen Bacchus und einer Frau gewiß nicht von Bacchus und Ariadne, sondern von der Libera älterer Zeit zu reden ist.

123) Mus. Borbon. II. No. 368. den um die Libera mit Apfel und Thyrsus (103) geschaarten Bacchusdienern gegenüber im Angesicht eines bärtigen Bacchus.

124) Im Campo santo: von Lasinio bekannt gemacht. Auf der rechten Seite ein Gastmal des Icarius. Wie nah auch der leztere Gegenstand auf der schönen Ara Pio Clem. IV. 25. (Millin Gall. LXVI. 263) die gegenwärtige Untersuchung angehe, hoffe ich in der Beschreibung des vatikanischen Museums zu erläutern.

125) Phialen lehrte laut Nonnus IX. Leukothea vornen auf der Brust zu tragen, wobey wohl an eine Art Bullen zu denken.

Olympia Pitho hieß, (84) und einen Dreyfuß bekränzend, auf der attischen Vase eben so heißt (121), mag denn der thätigen und erfüllenden Grazie entsprechen, die wir als Pitho kennen lernten, aber auch dem Pan sich um so natürlicher scherzend anreihen, als der Grazien süße Pflege, nach Pindarus (126), dieser Grazie vor allen verwandt erscheint; als er ihr nahen muß, um den Jynx, den Liebeszauber der bunten Welt zu erzeugen (128) das erste trübe Bild den Geweiheten hervorzuzaubern, auf daß der klare Weltenspiegel der vollen Dionysusweihe und die unendliche Schönheit jener Libera ihnen vor Augen treten könne, die auch im Todtenreiche thront.

Rom, 7. Febr. 1825.

E. Gerhard.

Dasselbe Geräth, von gleicher Form und Größe, nur zusammengefaltet, dürfte im Sarkophag von S. Chiara zu Neapel (Montfaucon diar. Ital. p. 160) zu erkennen seyn. Ein ähnliches Geräth erscheint hie und da auf den Deckeln etruskischer Todtenkisten. Sonst könnte man auch an ein Salbgefäß, oder wenn die runde Form und die Annahme eines Gehäuses keinen Anstoß gibt, an einen Spiegel denken. Die zweyte, nach dem Schmuck ihrer Füße (117) gebückte Figur drückt in der, an die Säule gelehnten Linken noch etwas an, das man für einen Kamm halten könnte.

126) Schol Pind. Pyth. III. 139. Creuzer III. 249.

127) Eine Grazie war Pitho laut Paus. IX. 35. auch bey Hermesianax, doch, wie man der ausdrücklichen Anführung nach, trotz der obigen Anführungen glauben möchte, später nicht leicht so genannt. Desto bestätigender ist es, wenn wir sie auch unter einer Dreyzahl von Grazien, aber unter den webenden Dienerinnen der Venus Aphrodite neben Pasithea (der Homerischen) und Aglaia finden, im alten Liede bey Nonnus Dionys. XXIV. p. 636. Vgl. Creuzer III. S. 521.

128) Tzetz. ad Lycophr. v. 309. Wenn wir dort lesen, wie Jynx ursprünglich eine Frau, von der eifersüchtigen Here in einen Vogel verwandelt wurde, und wenn wir dieses Vogels Gemeinschaft mit dem bacchischen Dämon überdenken, so hätte er ja wohl auf die Vögel mit Menschenköpfen, die wir auf bacchischen Vasen sehen, nicht minderes Recht als jene Sirenen (die Ausziehrenden so gut als die fesselnden), die wir mit vollstem Rechte unter demselben Bilde anerkennen. (S. Schorn Kunstbl. 1824. N. 103. Häufige Athenische Vorstellungen, neulich wieder eine Flötenbläserin von gebrannter Erde, im Besitz des Herrn Geh. Leg. R. von Bartholdy). Die Dreyzahl übereinstimmender Zaubervögel von verschiedener Benennung und Ableitung fülle ich hienach eben so gern durch die Keledonen aus, als ich deren eine noch immer gern auf einer Vase anerkennen mag, auf der allerdings καλεδονες geschrieben, aber ohne Aenderung schwerlich verstanden wird; eine solche wäre denn καλεδονις, κηληδονὶς für κηληδὼν wie ἀηδονὶς für ἀηδών. Die neuerdings in Deutschland gegebenen Erklärungen der vielbesprochenen Inschrift (S. Kunstbl. d. J. St. 4. Anm.) sind nicht zur Hand.

P a r i s.

Herr Osterwald hat vor einiger Zeit einen Prospektus ausgegeben, auf welchem folgende von ihm unternommene und bey ihm verkäufliche Kupferwerke verzeichnet sind:

1. Voyage pittoresque aux Glaciers de Chamouni. 4 Bl. nach Lory Vater und Sohn. Text (gedr. bey Didot) in gr. Fol. Pr. schwarz 24 Fr., color. 70 Fr.
2. Voyage pittoresque de Genève à Milan par le Simplon. 35 Bl. nach Lory V. u. S. mit erläuterndem Text. Pr. color. 350 Fr. in kl. Fol., 700 Fr. in gr. Fol. (Dieß Werk ist in Frankreich, England und Italien verschiedenemale nachgestochen und entstellt worden.)
3. Costumes suisses. 5 Hefte jedes zu 6 Bl. Pr. color. das Heft 20 Fr., einige sorgfältiger ausgeführte Ex. 25 Fr.
4. Voyage pittoresque en Sicile. Dieß Werk soll aus 100 bis 120 Ansichten in Aquatinta geäzt bestehen (die bereits erschienenen gehören zu den schönsten Arbeiten dieser Art). Die Zeichnungen dazu sind von Gr. Forbin, Cassas, Michalon, Cockerell in London, Catel in Rom, Frommel in Carlsruhe, Birmann S. in Basel, Huber in Zürich u. A. — Der Text ist von Hrn. Delasalle und bey Didot gedruckt. Das Ganze soll zwey Gr. Foliobände ausmachen und in 25 bis 30 Lieferungen, jede zu 4 Bl. mit Beschreibung erscheinen; der historische Text mit einer topogr. Karte wird zwey Lieferungen ausmachen. Das Werk ist bereits seiner Beendigung nahe. Pr. der Lieferung schwarz 28 Fr.; 42 Fr. vor der Schrift; 56 Fr. vor der Schrift auf chines. Papier; colorirt 80 Fr.
5. Voyage pittoresque dans les ports et sur les côtes de France. Dieß Werk, nach Zeichnungen verschiedener Meister in Aquatinta geäzt, erscheint in Lieferungen von 3 — 6 Bl. Fol. mit Text, so daß jede Lieferung die vollständige Darstellung eines Hafens enthält, und einzeln gekauft werden kann. Rouen, Honfleur und Havre sind bereits ausgegeben. Pr. das Blatt mit Einschluß des Textes, schwarz 4 Fr., vor der Schrift 6 Fr., color. 8 Fr. und sorgfältiger 12 Fr.
6. Voyage pittoresque au Buet, a la Vallée de Chamouni, autour du Mont-Blanc, et au grand St. Bernard. Nach Zeichnungen von Max. de Meuron, Lory V. und S. und Moritz, in 30 — 32 Bl. Fol. mit einer topogr. Karte und beschreibendem Text. Erscheint in 6 Lieferungen, (die erste im Jul. 1824 ausgegeben) von Monat zu Monat. Pr. das Bl. schwarz 4 Fr., vor der Schr. 6 Fr., color. 10 Fr., sorgfältiger 15 Fr.

Man unterzeichnet auf diese Werke bey J. F. Osterwald in Paris, Quai des Augustins no. 25. oder zu Neuchatel.

Nr. 20.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 10. März 1825.

Anne Louis Girodet,

Historienmaler, Mitglied des Instituts, Offizier der Ehrenlegion, Ritter des St. Michaelsordens.

geb. 5. Jan. 1767. gest. 9. Dec. 1824.

Nekrologische Notiz von P. A. Coupin. *)

Paris, 25. Jan. 1825.

Ein großer Künstler ist uns entrissen; der Schmerz über seinen Verlust war allgemein und tief; seine Schüler und Freunde sind untröstlich; könnte ich die allgemeine Trauer durch Schilderung des öffentlichen Ruhms und der häuslichen Tugenden dieses berühmten Mannes mildern!

Girodet war zu Montargis geboren. **) Seine Aeltern gehörten zur mittlern Klasse der bürgerlichen Gesellschaft; ein günstiger Umstand: denn hätte er den untern Klassen angehört, würden vielleicht seine großen Anlagen unterdrückt worden seyn; in den höheren hätte ihn wahrscheinlich seine Stellung vom Beruf abgezogen.

Doch hatte Girodet bereits als Knabe die Absichten seiner Aeltern zu bekämpfen, die ihn zur militärischen Laufbahn bestimmten; aber sein Bitten war so kräftig, seine Neigung so hervortretend, daß man ihm nachgab; und so machte die Malerey eine der größten Erwerbungen, deren sie sich rühmen kann. Mit dreyzehn Jahren, während seiner Schulstudien, malte er das Bildniß seines Vaters, im 22sten gewann er den großen Preis. Er war damals in David's Schule, wo er reißende Fortschritte gemacht hatte. ***)

Nun zeigte sich ihm die Zukunft im Glanz der Hoffnung und des Ruhms. Der Beyfall, womit das große Bild von Drouais war aufgenommen worden, hatte tief auf ihn gewirkt; der Gedanke, den Boden Italiens zu betreten, des geliebten Landes, wo große Werke der Kunst sich mit einer großen malerischen Natur vereinigen, hatte seinen zarten Sinn, sein glühendes, leidenschaftliches Herz auf's heftigste angeregt. Die Briefe, die er von Italien aus an seinen Vormund und nachherigen Adoptiv-Vater schrieb, beweisen, daß er mit jener Stärke und Lebendigkeit empfand, welche Zeichen des Genius, wenn nicht der Genius selbst sind. Um die Verpflichtung, die ihm als römischem Pensionär oblag, zu erfüllen, eine Studienfigur zu malen, bringt er ein Meisterwerk hervor, den schlafenden Endymion; und die Professoren der alten Akademie, welche schon aus Davids Werken den wahren Weg zum Schönen erkannt hatten, waren erstaunt, in dem ersten Werk eines jungen Mannes das Bezauberndste zu finden, was ein lebhaftes Gefühl für das Alterthum und die Poesie der Kunst hervorzubringen vermögen. *)

Girodet wollte seinem zärtlich für ihn besorgten Vormund, Hrn. Trioson, ein Zeichen seiner Dankbarkeit stiften und malte für ihn den Hippokrates, welcher die von den persischen Gesandten ihm angebotenen Geschenke ausschlägt. **) Eine edle Figur, dieser griechische Arzt. Im Ausdruck der Uebrigen, welche Mannichfaltigkeit! Rührend ist der Schmerz des Jünglings, welcher Thränen vergießt, weil er den nicht zu seinem Vater führen kann, der allein ihn zu heilen vermag! In der Gruppe hinter Hippokrates hat Girodet sein eigenes Bildniß angebracht.

Um diese Zeit (1792) begannen die Ereignisse, welche Frankreich von Grund aus erschüttert hatten, auch das übrige Europa in Bewegung zu setzen. Gezwungen Rom zu verlassen, geht Girodet nach Neapel, trotz den vom

*) Unserm gewöhnlichen Hrn. Correspondenten in Paris, einem vertrauten Freunde Girodets.

**) Sein Vater war Domänen-Direktor des Herzogs von Orleans; seine Mutter, geb. Cornier, war die Tochter eines Speditions-Banquiers am römischen Hof.

***) David sagte später von Girodet: er sey sein schönstes Werk.

*) Gestochen von Chatillon. Die beyden Köpfe sind in der Größe des Originals von Aubry le Comte lithographirt.

**) Gestochen von Massard. Hr. Triosen hat dieß Bild der Ecole de Médecine vermacht, wo es sich jezt befindet.

Haß gegen den französischen Namen gezückten Dolchen, durchstreift dann verschiedene andere Theile Italiens, gelangt nach Genua und wird daselbst krank. Hr. Gros, sein ehemaliger Mitschüler, damals Offizier beym Generalstab, später sein Nebenbuhler und würdiger Lobredner, sorgte für ihn mit der zärtlichsten Treue. Nach Frankreich zurückgekehrt, stellte Girodet mehrere Jahre hindurch nichts zur Schau als Bildnisse, worin er die ganze Kraft seines Talentes zeigte. Aber er arbeitete im Stillen, und aus dieser Epoche schreibt sich ein Theil der bewundernswürdigen Compositionen her, von denen ich später sprechen werde. In derselben Zeit rächte er sich für eine Beleidigung seines Talents durch ein Gemälde, das zu berühmt geworden ist, als daß ich es mit Stillschweigen übergehen könnte. In dieß Werk legte er alles, was unbillig gereizte Eigenliebe in Verbindung mit einem überlegenen Geist, nur Energisches und Beißendes eingeben können. Hier zeigte sich das Genie, mit der Geißel der Satyre bewaffnet; aber Girodets Seele war zu schön, als daß sie lang ein solches Gefühl hätte nähren können, und er bereute nachher sogar den Beyfall, den er erhalten hatte.

Ein besonderer Umstand gab ihm zu Ende des lezten Jahrhunderts Gelegenheit, den ganzen Reichthum seiner Phantasie zu zeigen. Der Mann, in dessen Händen damals Frankreichs Geschick lag, hatte eine leidenschaftliche Vorliebe für Ossians Gedichte. Zwey Zöglinge Davids, und Nebenbuhler, wurden beauftragt, jeder ein Gemälde aus den Gesängen des schottischen Barden auszuführen. Gérard und Girodet entfalteten hier beyde ihr großes Talent. Gérards Composition, von jener wilden Melancholie erfüllt, welche das Gedicht, aus dem er geschöpft hatte, charakterisirt, zeichnete sich eben so sehr durch weise und gewandte Anordnung, als durch reizenden Effekt aus. Girodet sah hier eine Gelegenheit, zugleich die Tapferkeit der alten Skandinavier und der französischen Krieger zu feyern; und er that dieß mit ungewöhnlicher Gluth der Erfindung. Wer, der das Bild gesehen, erinnert sich nicht jener schönen Bardenköpfe, jener anmuthigen Jungfrauen, jenes männlichen Ausdrucks der französischen Helden? *) Man könnte wohl hie und da etwas Uebertreibung, selbst etwas Bizarrerie finden; aber dieser Vorwurf wäre auch Dante, Michel-Angelo und Shakspeare zu machen. Das Genie, unwillig über die Hindernisse, die man ihm entgegensezt, überschreitet die Gränzen und schafft sich neue Bahnen, in denen es sich nicht selten verirrt.

Während neidische Mittelmäßigkeit die Fehler dieses Bildes aufdeckte und für seine Schönheiten fühllos blieb, schloß sich unser Künstler in seine Werkstatt ein. Der Tag ist seiner glühenden Einbildungskraft zu kurz; Nächte hindurch, während die leichtsinnige Menge sich den Zerstreuungen überläßt, die eine von Vergnügungen trunkene Stadt darbietet, bringt Girodet, allein mit seinen Gedanken, die pathetischste und schrecklichste Erfindung auf die Leinwand. Endlich hat er den Pinsel aus der Hand gelegt, und läßt seine Nebenbuhler, seine Freunde die Scene der Sündfluth sehen. Es schien hier, als sey der Künstler von dem düstern Genius Dante's begeistert, und habe die wichtigsten und erhabensten Theile seiner Kunst entwickeln wollen:

Eine Familie, durch die wüthenden Elemente verfolgt, ist auf dem Punkt, den drohenden Wellen zu entgehen; sie klimmen einen Felsen hinan und werden bald außer Gefahr seyn. Die Hauptperson dieser Scene, Sohn, Gatte und Vater derer, die ihn umgeben und die er mit sich fortzieht, hat einen Baumast ergriffen, an dem er sich hält, um die lezte Anstrengung zu versuchen. Der Ast bricht, und die Unglücklichen stürzen in den Abgrund zurück, dem sie zu entfliehen hofften. Welches Drama! Das Publikum, vor welchem diese Composition im Salon 1806 ausgestellt wurde, war vielleicht nicht im Stande, alles Erhabene und Gelehrte, was darin enthalten war, zu fühlen; aber es ward lebhaft ergriffen von dem Charakter der Scene. Die Kenner zollten enthusiastischen Beyfall. Es war ein Werk, worin der Maler alle schwierigen Aufgaben seiner Kunst, einen Greis, einen Mann in der Kraft der Jahre, eine junge schöne Frau und Kinder vereinigt hatte, um mit dem größten Erfolg den Umfang seines Vermögens zu zeigen. Von nun an stand Girodet in der öffentlichen Meynung auf der ersten Reihe der französischen Meister. *)

Zwey Jahre später sezte ein Werk andrer Art seinem Ruhm die Krone auf. Hier war alle Welt einstimmig und die Kritik mußte schweigen. Es ist fast unnöthig zu sagen, daß ich von der Atala spreche. Diese rührende Episode aus einem Gedicht, das seinen Verfasser in die ersten Reihen der französischen Literatur gestellt hatte, war es würdig, die träumerische, zarte, melancholische Phantasie unsres großen Malers zu beschäftigen. Er schwang sich zum Erhabenen, weil er einfach und rührend, gelehrt, ohne Prätension, und edel ohne Affektation war. Von diesem Augenblick an wurde der Ruhm des Malers von dem des Dichters unzertrennlich. Liest man das Gedicht, so hat man das Gemälde vor Augen,

*) Die Köpfe aus diesem Bild sind von Aubry le Comte lithographirt und in zwey Heften herausgegeben worden.

*) David sagte beym Anblick dieses Bildes: man werde einst kommen es zu studiren, wie man die Werke Michel-Angelo's studirt.

und sieht man das Gemälde, so stellt sich der Dichter, und der ganze Reichthum seiner Einbildungskraft dem Geiste dar. *)

Hier stehen wir an einer merkwürdigen Epoche, wo die Stelle, welche Girodet in der französischen Schule einnehmen sollte, ihm durch ihre obersten Richter zugesichert wurde.

Zwey Dekrete vom 24. Fructidor d. J. XII. und vom 28. November 1809 hatten Decennalpreise festgesezt. Die Meisterwerke der Künste und Wissenschaften sollten mit außerordentlicher Feyerlichkeit gekrönt und belohnt werden, die schönen Zeiten des alten Griechenlandes sollten sich erneuern. Es war eine Täuschung: die Bewerber wurden einander gegenüber gestellt, die Kampfrichter entschieden, aber man ertheilte weder Belohnungen noch Kränze. In diesem Wettkampf stand Meister gegen Schüler; die Scene aus der Sündfluth trug den Preis davon über die Sabinerinnen, und der große Preis der Historienmalerey ward, von der Jury und der Klasse der schönen Künste, Girodet zuerkannt. Ein bemerkenswerthes Ereigniß: beyde Athleten konnten sich rühmen, Girodet, seinen Meister besiegt, David, einen solchen Schüler gebildet zu haben.

Die „Uebergabe von Wien" concurrirte ebenfalls, und erhielt in der Klasse der Compositionen aus der französischen Geschichte eine ehrenvolle Erwähnung; es war ein bestelltes Gemälde. Auch die „Empörung von Cairo" war ein bestelltes Bild. Im erstern fand man zweyerley, was dem Talente Girodets eigenthümlich war: Reinheit der Zeichnung und Kraft der Ausführung; das leztere war mit unaussprechlichem Feuer und Geist erfunden und ausgeführt. Diese Scene bot dem Maler günstige Anlässe: Nacktes, schöne Charakterköpfe, reiche effektvolle Draperien, starke Gegensätze. Der Künstler versäumte keine Gelegenheit, sein Talent glänzen zu lassen. Welche schöne Episode, dieser nackte Araber, der im einen Arm den sterbenden Sohn des Pascha hält, während er mit dem andern seinen Säbel gegen den Franzosen schwingt, der ihn angreift! Welcher Stolz in Stellung, Ausdruck und Bewegung dieses Sohns der Wüste. Wie schnell verbreitet sich der Tod über dem Antlitz des jungen Osmandi, den er hält! Wie sanft und fein sind diese schon entfärbten Züge! Und daneben, mit welcher Kraft sind Schrecken und Wuth auf dem Antlitz des halb niedergestürzten Afrikaners gemalt, der den Kopf eines Franzosen, würdige Trophäe seiner barbarischen Tapferkeit, in der Hand trägt! Welcher schöne Charakter in diesem Kopf! Doch auch die Kritik behalte ihr Recht. Man hat gefunden, der Husar, der den Säbel in der Hand vorwärtsstürzt, nehme in Verhältniß zur Wichtigkeit der Person, zu viel Raum im Gemälde weg, seine Bewegung habe etwas Irres, Verwirrtes. Dieser Vorwurf ist vielleicht nicht ohne Grund; aber dieß Gemälde glänzt nicht minder von Schönheiten des ersten Rangs, und dann — welches Werk ist vollkommen unter der Sonne?

*) Dieß Bild ist von Roger und später von Massard gestochen.

(Der Beschluß folgt.)

Albrecht Glockendon.

Der Name Glockendon ist in der deutschen Kunstgeschichte schon hinlänglich durch einige nicht gewöhnliche Kupferstiche bekannt; indeß sind über die Existenz eines mit obigem Taufnamen bezeichneten Künstlers die Meynungen ungewiß und sehr getheilt. Die mit dem obigen Namen bezeichneten Blätter sind von einem altdeutschen Meister, welcher dem Styl der Zeichnung nach fast früher als Albrecht Dürer arbeitete; besonders zeichnen sich von diesem Meister eine Passionsgeschichte Jesu in Kupfer, dann mehrere sehr gelungene Copien nach Martin Schöngauer u. s. w. aus. Dieser Meister nun, welcher sich A. G. bezeichnete, gilt allgemein nach Sandrart und einigen andern, als Albrecht Glockendon. Nur seit der Erscheinung des vortrefflichen Werkes von Ad. v. Bartsch le Peintre Graveur Vol. VI p. 344. sind über den wirklichen Namen dieses Künstlers einige Zweifel erhoben, da Hr. v. Bartsch diesen Künstler blos nach Sandrart *) also benennet, ihn übrigens als unbekannt aufführt. Sandrart in seiner Akademie sagt ganz kurz, daß die mit A. G. bezeichneten Blätter von Albr. Glockendon sind.

Zu Nürnberg gab es gegen 1480 einen Holzschneidekünstler Namens Georg Glockendon, der übrigens als ein vorzüglicher Illuminist bekannt war und einen Sohn gleiches Namens hinterließ, welcher leztere gegen 1553 starb. In dieser Familie war auch einer Namens Nicolaus und ein anderer Namens Wolf Glockendon; von beyden leztern sind jedoch etwas unzuverläßige Nachrichten vorhanden.

Merkwürdig bleibt es in jeder Hinsicht, daß auf dem unten zu beschreibenden Blatt der Name Albr. Glockendon völlig ausgedrückt ist, folglich ein Glied dieser Glockendon'schen Familie mit dem Taufnamen Albrecht vorhanden war, und wahrscheinlich Sandrart die Blätter des Meisters A. G., welche im P. Gr. Vol. VI angeführt sind, nach diesem benannt hat, obwohl sie im Charakter der Zeichnung mit jenem zu beschreibendem Blatt nicht übereinstimmen.

*) Sandrart T. II. Buch III. p. 220.

Das Blatt, das wir vor uns haben und welches mit Albr. Glockendon bezeichnet ist, ist ein Holzschnitt, und stellt folgenden Gegenstand vor: Zwey junge Frauenzimmer mit herabgesenkten sehr ehrbaren Blicken, gehen mit einander nach der Linken des Beschauers. Ihre Kleidung aus sehr faltenreichen Oberröcken mit breitem Pelzbesatz bestehend, unter welchen man die Unterkleider sieht, deutet auf Wohlstand, und, nach Weigels Trachtenbuch zu urtheilen, gehören diese Schönen schon zu den Geschlechtern der Edlen von Nürnberg. Ihre Häupter sind mit kleinen Hauben geziert, über welche die im Vorgrund stehende Figur noch ein Tuch geschlagen hat, welches mehrere Ecken bildet, wie wir sehr oft auf Gemälden von Wohlgemut, Schöngauer oder Dürer und ähnlichen Meistern finden.

Beyde Frauenzimmer legen sehr züchtig die Hände über einander, indem jedes von ihnen in der Linken eine Schnur großer Perlen hält, (die wahrscheinlich einen Gürtel bilden und fast mehr den Schellen, wie sie in älterer Zeit von hohen Adlichen getragen wurden, ähnlich sehen.) Der Ausdruck der Handlung, so wie die unter dem Blatt stehenden Verse, deuten wohl auf ein Gespräch hin, welches beyde Frauenzimmer in der größten Vertraulichkeit über ein nun verlobtes Paar abhandeln. Sie lauten folgendermaßen:

Schwester wie gefelt die Prawt
Ich het meines tods baß getrawt
Denn das sie diesen het genommen
Hett wol eynn reichern überkommen.
Wie wol der edle tugend hat
So ist doch gelt der pest hausrat.

Ey liebe schwester schweyg nur stil
Sihst wol mancher hat guts vil
Der weder halten noch lassen kan
All ach stehn yhm der massen an
Das nymand seyn fast achten thut
Ich lob noch erbarkeit für gut.

Albrecht Glockendon
Illuminist, 1531.

Das hier beschriebene Blatt ist sehr schön in Holz geschnitten, so wie das vorliegende Exemplar vorzüglich gut mit dünnen Wasserfarben illuminirt; endlich noch zu bemerken: daß von diesem Blatt weder im P. Gr. oder einem ähnlichen Werk etwas gesagt wird. Die Größe ist 11 Z. 3 L. hoch, 7 Z. 8 L. breit (Pariser Maaß.)

Dresden. Fr.

Straßburg.

Antiquités de l'Alsace, ou Chateaux, églises et autres monumens des Départemens du Haut-Rhin et du Bas-Rhin. Avec un texte historique et descriptif par P. de Golbéry et J. G. Schweighæuser. Paris und Mülhausen bey Engelmann. Dieß Werk soll 20 Lieferungen, jede zu 4 Bl. in Fol. enthalten, zu welchen die HH. Athalin, Villeneuve, Richebois, Arnout, Jorand, Joly, Helmsdorf, die Zeichnungen liefern werden. Die Zahl von zwanzig Lieferungen wird nicht überschritten, zehn sind dem Oberrhein, eben so viele dem Niederrhein gewidmet. Preis jeder Lieferung für die Subscription 6 Fr. auf weißem, 9 Fr. auf chinesischem Papier. Nach Ausgabe der 6ten Lieferung wird der Preis erhöht. Die Lieferungen erscheinen vom Januar an in sechswöchentlichen Zwischenräumen; das Ganze soll in zwey Jahren beendigt seyn.

Augsburg.

Die Gebrüder Frommel haben unterm 30. November v. J. eine Anzeige ausgegeben, nach welcher die seit mehreren Jahren in Augsburg befindlichen Gemälde aus der Gallerie von Malmaison, mit Allerhöchster Genehmigung, durch eine große Lotterie verkauft werden sollen. Es sind 40 Gemälde, deren Werth auf 100,000 fl. angeschlagen ist, und 22,000 Loose, jedes zu 5 fl. 30 kr. — Die Ziehung soll 18 Monate nach dem obengenannten Datum der Anzeige in Gegenwart einer obrigkeitlichen Commission statt finden, und zwar so, daß die ersten 40 Nummern, welche gezogen werden, die vierzig Gemälde nach der Reihenfolge gewinnen, in welcher sie jene Anzeige benennt. Jeder Gewinnst muß 14 Tage nach der Ziehung abgefordert werden, widrigenfalls er zum Besten der Armenkasse der Stadt versteigert wird. Die Meister der vierzig Gemälde sind: Van der Helst, Pietro da Cortona, Perugino, Spagnoletto, Rubens, Albano, Rembrandt, Simon da Pesaro, Luca Giordano, Guercino, Ghirlandajo, Cittadini, Tizian, Bembi, Laurent, Jac. Palma, Mengs, Andrea del Sarto, Lion. Spada, Mlle. Meyer, Töpfer, C. Maratti, Rochus Marconeus, Schidone, C. F. Navolone, Forbin, Thiénon, Turpin, C. Dolce, Fil. Lauri, Snyders, Cazas, Lantara. Die Landschaften von Cazas sind in Aquarell. — Nr. 15., eine Frau, welche ein Kind säugt und zween andern Früchte reicht, von F. Albani, soll das einzige Oelgemälde dieses Meisters mit lebensgroßen Figuren seyn. Die beyden Gemälde von Tizian sind: Das Bildniß der Königin Mathilde, und eine büßende Magdalena.

Nr. 21.

Kunst-Blatt.

Montag, den 14. März 1825.

Anne Louis Girodet,

Historienmaler, Mitglied des Instituts, Offizier der Ehrenlegion, Ritter des St. Michaelsordens.

geb. 5. Jan. 1767. gest. 9. Dec. 1824.

Nekrologische Notiz von P. A. Coupin.

(Beschluß.)

Nun vergeht wieder ein langer Zeitraum, bis wir ein neues Werk von Girodet erscheinen sehen, ausgenommen jenen schönen Kopf einer Madonna, den man Rafaels würdig achtete. So sehr trugen die kleinsten Hervorbringungen dieses Künstlers den Charakter des Erhabenen. *) Endlich gegen den Schluß der Ausstellung von 1819 erschien das Gemälde: Pygmalion und Galatea. Es war eine der Sculptur dargebrachte Huldigung, deren Macht er hatte zeigen wollen; ich glaube sogar, der Gedanke ward ihm durch seine besondere Hochachtung für Canova eingegeben. Nichts konnte seine Idee deutlicher darstellen, als die Fabel, daß die Liebe die Täuschung des Genius verwirklicht, und sein eigenes Werk unter seinen Händen belebt. Er selbst schien Galateen zum zweytenmale belebt zu haben. Bey dieser neuen Hervorbringung, wie bey den meisten übrigen unsres Künstlers war es leicht, Kritiken und Lobeserhebungen voraus zu bestimmen; die Gegner dieses großen Talents hielten sich nur an das, was zu einigen Bemerkungen Anlaß geben konnte; aber die Künstler, welche Liebe zur Kunst von allem Vorurtheil entfernte, fühlten sich hingerissen durch die Schönheit dieses Werks. Das Publikum, in Masse ein so guter Richter, weil es sich ohne Rückhalt seinen Empfindungen überläßt, zollte jener schönen weiblichen Figur die größten Lobeserhebungen, in welcher die feinsten Umrisse und die reinsten Formen mit unaussprechlicher Zartheit des Pinsels ausgedrückt sind.

*) Mad. Jaquotot hat von dieser Madonna eine Copie auf Porzellan gemacht und sie dem Meister geschenkt, der einen großen Werth darauf legte.

Seit dieser Zeit schien Girodet der Malerey entsagt zu haben. Die unerhörte Anstrengung, die ihm sein letztes Bild verursacht, die schwere Krankheit, welche die Folge davon gewesen, die Abnahme seiner Gesundheit, eine Art Fieber, das ihn befiel, sobald er sich seiner Einbildungskraft überließ, und das ihn mehrere Male an den Rand des Grabes gebracht hatte, — rechtfertigten nur zu sehr seinen Entschluß, und schienen ihm eine neue Unternehmung zu verbieten. Doch plötzlich ermannt er sich wieder; auf Verlangen des Ministeriums des königlichen Hauses malt er für die Ausstellung zwey Bildnisse Vendée'scher Helden, die Kenner dadurch für den Anblick so vieler Werke tröstend, in denen die Principien der Kunst mit Füßen getreten sind. Er macht die Skizzen für zwey Gemälde, die, wie er sagt, seine Laufbahn beschließen sollen. Er sagts, und der Tod kommt und lähmt für immer diese Hand, die so viele Meisterwerke hervorgebracht!

Seine Krankheit war kurz aber schmerzhaft. Auf die erste Nachricht davon umringen ihn seine Zöglinge und Freunde; ganz Paris fragt mit Besorgniß nach der Gesundheit des großen Künstlers, welcher Frankreichs Stolz war. Der Anfall war heftig gewesen und schnell zeigten sich die beunruhigendsten Symptome. Man hielt eine schmerzhafte Operation für unerläßlich; doch ehe Girodet sich ihr unterzog, stieg er noch einmal in sein Atelier hinauf, erhob die Hände zum Himmel und sagte mit herzzerreißendem Tone seinen lieben Bildern auf ewig Lebewohl.

Wenig Tage nachher verschwand alle Hoffnung. Der Abbé Feutrier, Pfarrer bey der Magdalenenkirche, ein wegen seines wohlwollenden und frommen Sinnes allgemein geachteter Mann, leistete ihm in seinen letzten Augenblicken Beystand und Tröstung. Während dieser traurigen und erschütternden Ceremonie lagen wir auf den Knieen um sein Bett, wo schon der Tod mit seinen Schrecken sich zeigte. Wenige Stunden darauf war Girodet nicht mehr.

Seine Bestattung war eines so großen Künstlers würdig. Der Zulauf war unermeßlich; der große Schriftsteller, welcher den Geist des Christianismus verherrlicht

hatte, erwies dem Maler der Atala die lezte Ehre. Er legte auf den Sarg die Insignien des Offiziersgrades der Ehrenlegion, welche der König dem Andenken des Künstlers zuerkannt hatte. Der Graf Forbin, General-Direktor der Museen, die Akademie der schönen Künste, eine große Zahl Mitglieder der übrigen Klassen des Instituts, Hr. von Humboldt, Hr. Bertin, und viele andere ausgezeichnete Personen waren gegenwärtig. Seine Zöglinge hatten beschlossen, selbst die sterbliche Hülle ihres Meisters zu tragen; die der übrigen Schulen wollten ebenfalls an dieser Ehrenbezeigung Theil nehmen und thaten es mit einem oft bemerkten Wetteifer des Gefühls.

Als das Leichengefolge, das aus mehr als tausend Personen zu Fuß und einer großen Anzahl von Wagen bestand, auf dem östlichen Kirchhof (des Père la Chaise) angelangt, und der Leichnam in seine lezte Wohnung gesenkt war, nahmen mehrere Personen nach einander das Wort. Hr. Becquerel, Verwandter und Freund Girodets, sprach einfach und rührend seinen Schmerz aus. Der Maler Hr. Belloc, Zögling einer andern Schule, beklagte, von Betrübniß und Bewunderung hingerissen, mit eindringender Wärme den Verlust, welchen Frankreich und die Künste so eben erlitten; endlich hielten Hr. Garnier im Namen der Akademie der schönen Künste, und Hr. Raoul-Rochette, als Mitglied des Instituts, zwey Reden, die mit der gespanntesten Aufmerksamkeit angehört wurden.

Schon fing man an, den Sarg mit Erde zu bedecken, als Hr. Gros, dem Antrieb seines Herzens nachgebend, ebenfalls das Wort nahm. Er sprach mit der hinreißendsten Wärme von seinem Mitschüler, seinem Nebenbuhler, seinem Freunde. Mit großen Zügen malte er Girodets außerordentliches Talent; mehrere Male, und mit dem Ton der innigsten Ueberzeugung sagte er, die Schule würde sich verirren und zu Grunde richten, wenn sie sich von der durch Girodet und David vorgezeichneten Bahn entferne; er beschwor die Jünglinge, die ihn anhörten, den Fußstapfen derselben zu folgen, und bezeichnete die im Salon ausgestellten improvisirten großen Werke als Geburten eines falschen Systems, worin man eher um den Preis des Wettlaufs, als nach dem wahren Ziel der Kunst ringe. Es herrschte eine unaussprechliche Verwirrung in seiner Rede, seine Stimme war bewegt, aber dennoch mächtig; er bewirkte tiefen Eindruck, dreymal ward er vom Beyfallrufen unterbrochen. Was in dieser Lobrede nur Ehrenvolles lag, wurde lebhaft empfunden und mit Beyfall anerkannt. Er erwähnte selbst, wie man oft Irrungen zwischen ihm und Girodet habe veranlassen wollen, aber so oft er sich seinem alten Freunde wieder genähert, habe er sein ganzes Herz wieder gefunden. Das hieß zugleich den Menschen und den Künstler preisen, wie er es verdiente; der Enthusiasmus, der sich vorher schon so kräftig geäußert hatte, stieg durch diese unvorbereitete Rede aufs äußerste; und Girodets Ruhm erschien in diesem Augenblicke durch alles erhöht, was öffentliche Achtung und das Zeugniß eines Mannes von so großem Talent hinzufügen konnten.

Als Hr. Gros geendigt hatte, legten er und Girodets Schüler und Freunde auf das Grab die Kränze nieder, die sie während der ganzen Ceremonie in den Händen gehalten hatten. Wer unter uns, indem er dem Verblichenen dieß lezte Zeichen seiner Bewunderung weihte, fühlte nicht jene Beengung des Herzens, die ein leztes Lebewohl begleitet? Als man im J. 1819 die Galatea bekränzte, war es eine Zeit des Ruhms, der Freude, des Glücks; jezt ist alles dahin, bis auf das Andenken, das seine Freunde bewahren werden, und die Bewunderung, die man immer seinen Werken zollen wird.

Ich habe bis jezt von dem Künstler gesprochen, und dennoch habe ich bey weitem nicht alle seine Werke genannt. Ich habe jener Compositionen aus der Aeneide und Racine nicht erwähnt, welche den schönen Didot'schen Ausgaben beygefügt sind; ich hätte jener reizenden Figuren der Jahreszeiten gedenken sollen, die er für den König von Spanien malte, und deren Wiederholungen in Compiegne sind; dann einer Danae, in welcher Anmuth und Feinheit der Ausführung sich mit dem Liebenswürdigsten vereinigen, was ein zarter Geist hervorbringen kann; *) was aber unmöglich aufzuzählen wäre, sind die bewundernswürdigen Compositionen, mit welchen seine Portefeuilles angefüllt sind, und deren Bekanntmachung seinen Ruhm um ein Großes steigern wird. Ich nenne nur ungefähr funfzig Gegenstände aus Anakreon, von Chatillon, einem Zögling und Freund Girodets, gestochen, die eben bekannt gemacht werden sollten, als der Tod alles hemmte; ferner etwa zweyhundert Compositionen aus Virgil außer den schon genannten; die Sieben vor Theben, eine große prachtvolle Scene; die Liebschaften der Götter; eine Pandora; die Geburt der Venus; Venus, welche Jupitern für die Troer anfleht, und eine Menge andrer eben so schöner und anziehender Scenen aus Sappho, Moschus, Musäus und den griechischen Tragikern, worin er alle Anmuth, Zartheit und Erhabenheit seines Talents entfaltet hat, und, sich selbst überlassen und unbekümmert um die öffentliche Meynung, sich seinem schöpferischen und poetischen Genie ganz hingab.

Es bleibt mir noch übrig, von Girodet als Men-

*) Diese Figur ist von Aubry le Comte mit einigen, von dem Maler selbst getroffenen Aenderungen lithographirt worden. Vergl. Kunstbl. 1824. Nr. 54.

schen zu reden, und ich habe mich nicht vor dem Aufheben des Schleyers zu fürchten, da sich keine jener schimpflichen Leidenschaften darunter verbirgt, die zuweilen das Talent entehren. Nie hat Girodets Seele andere als rechtschaffene Empfindungen genährt; er empfand die Freundschaft mit aller Hingebung eines aufrichtigen Herzens; auf der Höhe seiner Kunst stehend, wußte er in den mittelmäßigsten Hervorbringungen das Gute zu erkennen und zu würdigen; aber feinfühlend und deßhalb reizbar, wie er war, konnten Kritiken seiner Werke, die er mit bewundernswürdiger Geduld anhörte, wenn sie aus einsichtsvollem und wohlwollendem Geiste kamen, ihn außer sich bringen, sobald sie ihm von Unwissenheit oder Neid eingegeben schienen. Er war in einem fortwährend bewegten Zustand; seine durchdringenden hastigen Blicke kündigten die Beweglichkeit und Lebhaftigkeit seines Geistes an; seine Unterhaltung, voll Reiz und Interesse, überraschte stets durch neue originelle Wendungen und durch Wahrnehmungen, welche seinen tiefen Scharfsinn verriethen; genährt vom Studium der schönen Literatur und der Alten, hinterließ er eine Uebersetzung des Anakreon, ein Gedicht über die Malerey, und mehrere andre Manuscripte.

So war Girodet: seine Werke waren die Bewunderung seiner Zeitgenossen, wie sie die der Nachwelt seyn werden. Aber hat er während dieses so bewegten, reichen Lebens das Glück gekannt? Den großen Geistern ist es selten verliehen. Virgil, Camoens, Tasso, Racine, sind Beyspiele. Sie genießen Augenblicke der Trunkenheit, aber die Palmen des Ruhms sind theuer errungene Güter, denn Unruhe, finsterer Mißmuth und das schwarze Gift der Eifersucht sind in ihrem Gefolge. Wahr sagt Hr. v. Fontanes:

Vivants la haine les déchire,
Et ces dieux que la terre admire,
Ont peu compté de jours sereins.

Girodets Zöglingen und Freunden bleibt eine lezte Pflicht gegen ihren Meister zu erfüllen. Sie werden sein Werk herausgeben, und darin das niederlegen, was ihnen aus seinem Unterricht, von seinen vertrautesten Gedanken über die Kunst, von allem endlich, woraus der große Künstler nach allen seinen Richtungen erkannt werden mag, im Andenken geblieben ist. Wir werden alles aufbieten, dieß Denkmal des berühmten Mannes, dem es angehört, würdig zu machen.

Lithographische Werke.

Alterthümer und Naturansichten im Moselthale bey Trier. Gezeichnet und lithographirt von Johann Anton Ramboux. Mit einem erläuternden Texte von Johann Hugo Wyttenbach. Trier und München (fehlt die Jahrzahl 1824.) 1s Heft Imp. Fol. 4 Tafeln nebst 3 Bl. Text. Subscriptionspreis 7 Thlr. Cour.

Wir liefern hier die Anzeige eines Werks, welches die Aufmerksamkeit und Unterstützung jedes Freundes der Kunst und des Alterthums verdient. Hr. Ramboux hat dasselbe auf eigene Kosten unternommen, und wir hoffen, daß er für Mühe und Aufwand bey dieser fleißigen und schönen Arbeit durch den gewünschten Absatz wird entschädigt werden. Laut der Ankündigung sind von dem Werke nur 250 Exemplare abgedruckt worden, und der Subscriptionspreis soll bey Ablieferung jedes Hefts erlegt werden. Jedes Heft soll zwey Blätter Abbildungen von Baurešten, erst aus der Römerzeit, dann aus dem Mittelalter, und zwey Naturansichten aus den Umgebungen von Trier, nebst Text, enthalten.

Im gegenwärtigen Hefte stellen die zwey ersten Blätter das römische Thor von Trier, Porta Martis oder Porta nigra genannt, von der innern und äußern Seite dar. Die innere Ansicht dieses großartigen Römerwerks, mit den vierfach über einander gestellten Säulenreihen erinnert auf den ersten Anblick an das römische Kolosseum; von der äußern sieht man nur die beyden Thore in vergrößertem Verhältniß.

Das dritte Blatt zeigt eine Ansicht des Moselthales oberhalb Trier, eine reiche und weite Landschaft, im Vordergrund die Reste des römischen Amphitheaters. Auf dem vierten befindet sich eine Ansicht des Moselthales unterhalb Trier, äußerst malerisch über dem kleinen Orte Pallien genommen, von dem man einen Theil der Häuser und die angrenzenden Felsen sieht. Als Vignette zum Text ist eine treffliche Abbildung des auf dem Einbande des Trierischen Evangeliencoder befindlichen großen antiken Onyr gegeben, auf welchem man fünf Bildnisse aus der Augustischen Familie über zween Adlern erkennt.

Glücklicherweise hat Hr. Ramboux zu seinen Abbildungen einen Erklärer gefunden, der eben so erfahren in der Geschichte des Landes ist, als er dieselbe schön und dem Zweck dieses Werks angemessen darzustellen weiß. Hr. Wyttenbach gibt auf drey, in demselben Format wie die Abbildungen gedruckten Blättern, erstlich eine kurze Einleitung, worin er die Merkwürdigkeit jener Gegend in alterthümlicher Hinsicht, besonders den ehemaligen Glanz der alten Augusta Trevirorum hervorhebt, und dann aus umfassenden und gründlichen Forschungen eine Uebersicht der verschiedenen Nachrichten über Erbauung und Bestimmung der Porta nigra. Die Meynung, daß dieses Werk erst unter Constantin erbaut war

den sey, wird vom Vf. sehr wahrscheinlich gemacht; im eilften Jahrhundert ward es durch Anbau eines halbkreisförmigen Chors in eine Kirche verwandelt, diente später noch einigemal zur Befestigung, und neuerlich ward das alte Doppelthor, welches fast acht Jahrhunderte lang in Erde und Schutt vergraben lag, auf Veranstaltung der königl. preußischen Regierung wieder geöffnet, so daß das Gebäude wenigstens einen Theil seiner alten Bestimmung wieder erfüllt. — Einige Andeutungen zu den Naturansichten Bl. 3. und 4. beschließen den Text, in welchem wir eine Erklärung des in der Vignette abgebildeten Onyx vermissen. Wir hoffen sie im zweyten Hefte zu finden.

Abgesehen von dem Interesse der Gegenstände selbst, wird das Werk durch seine künstlerische Ausführung sich großen Beyfall erwerben. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir die beyden ersten Blätter und die Vignette unter die gelungensten lithographischen Produkte zählen. Man sieht, daß der Vf. mit großer Genauigkeit gezeichnet hat, die Wirkung ist kräftig und harmonisch, der Luftton der Ferne sehr gut gehalten; der Druck von Hrn. Selb in München besorgt, äußerst rein und klar. In den beyden Landschaften finden wir den Baumschlag etwas zu undurchsichtig, und das Licht nicht genug für den Effekt im Ganzen zusammengehalten, ein Fehler, zu welchem Hr. R. durch den Reichthum an Details scheint verleitet worden zu seyn. Bey einigen Gegenständen, wie den Feldern und dem Gebüsch über dem Amphitheater, hätte wohl auch die Localfarbe einen andern Ton erfordert. Hrn. R. wird es leicht seyn, diese Mängel in den folgenden Heften vergessen zu machen. Eine besonders ehrenvolle Erwähnung verdient noch das von Mettenleiter gravirte Titelblatt, das sich in Hinsicht auf Schönheit der verzierten Schrift und Reinheit der Ausführung an die schönen in Kupfer gestochenen kalligraphischen Blätter von W. Schülgen (Bonn bey Schülgen-Bettendorff) anreiht. S.

Pompeji.

Die vielversprechenden Ausgrabungen der Bäder von Pompeji werden fortgesezt, mit erhöhter Anstrengung, wie es heißt. Ein Zimmer mit Gemälden der schönsten Art wird als neueste Ausbeute gerühmt; folgende dankenswerthe Mittheilungen sind uns über dasselbe zugekommen:

„Den Thermen gegenüber befindet sich ein kleiner Corridor, welcher in eine weite Wohnung führt. Die Wand zur linken Seite dieses Corridors ist mit gelbem Grund überzogen, auf welchem ein Genius mit Lorbeerzweig in den Händen angebracht ist, jederseits von ihm bemerkt man zwey runde Abtheilungen. Die eine derselben stellt einen kleinen Tempel vor, in der andern sieht man Früchte, des Meeres wie des Landes. Hierauf tritt man in den höheren Raum, man bemerkt gleich zur Linken die vorzüglich schöne Figur einer Venus, deren Obertheil durch ungeschickte Ausgrabung zerstört wurde. Ueberraschend schön ist zur rechten Hand ein Gemälde von drey oder mehr Figuren. Es stellt einen sitzenden Barbaren (Frigio) vor, neben ihm eine Frau majestätischen Ansehens und voll Ausdruck in ihren Zügen. Wenig entfernt ist ein anderes Gemälde von derselben Größe (der Figuren?) Es enthält etwa zwölf Figuren, von denen eine sizt, eine andere einen Krieger vorstellt, dessen Hand ein schönes verschleyertes Mädchen fortzieht. Dieses Gemälde ist so allseitig schön, daß man, würde auch ganz Pompeji ausgegraben, nichts Schöneres erwarten kann."

Der geschätzte neapolitanische Künstler, von dem jene Notizen herrühren, erzählt hierauf von den Gemälden einer andern kleinen Wand. Man sehe auf einem derselben eine Gruppe von drey Figuren, deren eine einer Frau das Maaß zu ihrem Kleide nehme: ein wichtiger, allerdings noch einiger Bestätigung bedürftiger Beytrag zu dem neuerdings so sehr geschmälerten Reichthum antiker Toiletten-Darstellungen! Das darauf folgende in der Mitte des Januar noch nicht ganz aufgedeckte Zimmer wird als zierlich, aber im Verdienst der Figuren nachstehend bezeichnet.

Dagegen bieten die Räume zur linken Seite der erwähnten Venus noch manche merkwürdige Erscheinung dar. Von der nächsten Wand ist nur ein kleiner Theil des Stücks erhalten, auf demselben ein schöner Triton und ein Knabe mit Dreyzack in der Hand, auf einem Delphin sitzend. Ein darauf folgendes kleines Gemach, ebenfalls noch nicht ganz aufgedeckt, ließ auf einem weißen Streif Amazonenkämpfe bemerken, Zweygespanne zwischen inne, in der Mitte eine Frau mit Lorbeer und ein Knabe mit einer Kugel (con mondo) in der Hand. Man hoffte sehr Bedeutendes von diesem Zimmer.

* * *

In Bezug auf einige im vorjährigen Kunstblatt Nr. 95. 96. geäußerte Zweifel können wir gegenwärtig folgende Bemerkungen des Herrn Kanonikus Jorio zu Neapel mittheilen:

Die erwähnte Inschrift von Romulus Thaten war bereits früher von Romanelli (Giornale delle due Sicilie 18. Nov. 1817) und von Arditi (Sulla legge Petronia p. XIII) bekannt gemacht und wird in der Inschriftsammlung des Museo Borbonico von Neuem erscheinen.

Was Hr. Bonucci über die vormalige Existenz griechischer Gräber und griechischer Gräbervasen versicherte, verbürgen vieljährige Beamten von Pompeji, obgleich seine Versicherung für Thatsachen höchst ungenau ist, und wie die fernste Zeit zu betreffen scheint. Unter ihnen ist der Brigadier Lavega, der zu jener (noch zu bestimmenden) Zeit die Ausgrabungen leitete; Gleiches verbürgt Don Pasquale Scagnamiglio, seit 31 Jahren Aufseher in Pompeji. Zur völligen Beglaubigung denkt Hr. Bonucci an eine nochmalige Aufdeckung des fraglichen Ortes.

Die Stelle in der Ciceronischen Villa, auf welcher man vor acht bis zehn Jahren auf Reste griechischer Gräber zu stoßen glaubte, ist auf Jorio's nun fertigem Plan von Pompeji mit Nr. 20. als Recinto dello pivo bezeichnet.

Von der Auffindung einer Priapusstatue sollen außer Dupaty III. p. 123, der freylich nur als gleichzeitig einige Autorität hat, noch andre Schriftsteller derselben Zeit reden.

Rom, 9. Februar 1825. G.

Nr. 22.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 17. März 1825.

Englische Bildhauerey und Malerey.

(Aus dem ersten Heft des European Review bey Gelegenheit der Ausstellung der Akademie im verflossenen Jahre. Es wird unsern Lesern nicht uninteressant seyn, das Urtheil eines Engländers über den gegenwärtigen Zustand der Bildnerey und Malerey in England zu vernehmen. Obgleich er mit allen Kunstschriftstellern seines Landes den Fehler theilt, daß er der englischen Kunst eine Selbstständigkeit zuschreibt, die sie nicht besizt, und obgleich er nirgends Styl und Manier unterscheidet, ja das meiste, was den leztern Namen verdient, mit dem erstern benennt, so stellt er doch das Verhältniß der verschiedenen Kunstgattungen, wie die Fähigkeit der Künstler und die Gunst des Publikums dasselbe gestaltet, ziemlich getreu dar. Wir werden durch seine Aeußerungen an das erinnert, was ein deutscher Correspondent im Kunstbl. Nr. 101 — 103. v. J. 1823 über englische Kunst ausgesprochen hat. Red.)

Die große Verschiedenheit in ihren Werken ist vielleicht das charakteristischste Merkmal der englischen Schule, das, wodurch sie sich vorzüglich vor jeder Schule des Continents auszeichnet. Die gewöhnlich den Akademien gemachten Vorwürfe, daß sie vielmehr Nachahmer als Erfinder hervorbringen und dadurch Gleichartigkeit und Mittelmäßigkeit befördern, können England nicht treffen. Selbst die geschäztesten und volksthümlichsten unter unsern Künstlern haben nur wenig Nachahmer; jeder arbeitet nach eignen Gefühlen, und welche Richtung er auch nehmen mag, so verfolgt er sie doch immer mit kühnem und furchtlosem Unternehmungsgeiste. Ein originelles Auffassen, effectvolles Helldunkel und fast durchgängig ein zartes Colorit bilden die Eigenthümlichkeiten unsrer Malerey; nach diesen strebt man, jedoch mit einiger Gleichgültigkeit für die Zeichnung und mit weniger Aufmerksamkeit auf die Mittel, als auf den Zweck.

Die sogenannte geschichtliche Malerey hat im eigentlichen Sinne mit West aufgehört. Die Aufmunterung, deren er sich vom verstorbenen König erfreute, welcher der Gründer der Akademie war und die Kunst in England beförderte oder vielmehr einführte, erlaubten ihm den größern Theil seines langen Lebens der Ausführung geschichtlicher Gemälde im großen Styl zu widmen. Dieser Zweig der Kunst kann aber auch nur durch den großen Styl seine eigentliche Vollendung erhalten und da solche Werke gewöhnlich außer dem Bereiche der Mittel von Privatindividuen liegen, so spornt den Künstler nichts an, was seine Kräfte hervorrufen oder was ihn veranlassen könnte, sich überhaupt in diesem Styl zu versuchen, wofern er nichts für öffentliche Gebäude oder sonstige Nationalzwecke ausführt. Von allen den Summen nun, die gegenwärtig für den Kirchenbau und wahrlich nicht immer auf die geschmackvollste Weise verwendet werden, erhält der Maler nicht den geringsten Antheil zur Aufmunterung. Während man die äußern Wände oft mit Stein- und Stuccaturarbeiten verziert, wird kein einziges Gemälde ins Innere zugelassen, und während den Baukünstlern ein weites Feld für die Uebung ihres Geschmackes eröffnet wird, der weit vom reinsten und besten entfernt ist, gibt es nichts, was für die Schwester-Kunst einen Eifer erregen könnte. Dasselbe sehen wir im bürgerlichen Leben; denn während die Bildhauerkunst unsere Cathedrale, unsere Abteyen und Hallen mit den Monumenten großer Männer und großer Thaten anfüllt, wird für ähnliche Zwecke nach keinem einzigen Bilde gefragt. Es wäre zu wünschen, daß wir darin unseren Nachbarn vom festen Lande nachahmten und dem Maler wenigstens einigen Antheil gönnten, den Nationalruhm mit verewigen zu helfen. Vernachlässigen wir dieß, so wird die Folge seyn, daß unsere Künstler die langen und mühsamen Studien gänzlich aufzugeben genöthigt sind, welche der geschichtlichen Malerey nothwendig vorangehen müssen; aber dann müssen auch die populären und jezt mehr gesuchten geringeren Zweige der Kunst in Verfall gerathen. In allen frühern Schulen bezeichnete die geschichtliche Malerey sowohl den Glanz als das Fallen derselben; gab man jene auf, so arteten auch

die übrigen Zweige aus: und es ist kein Grund da, warum die englische Schule eine Ausnahme machen sollte.

Eine ängstliche Vollendung der Einzelnheiten folgt gewöhnlich auf das Verschwinden der kühnen Auffassungskraft; daher finden wir auch gegenwärtig erstere in großer Aufnahme. Die Ausstellung der königlichen Akademie war besonders mit Nachahmungen der niederländischen Schule überladen, worin wir nur eine mühsame Ausarbeitung, aber nichts von den höheren Gefühlen wiederfanden, die uns sonst hinrissen. Wir sahen vieles dem Auge Gefälliges, aber nichts was die Seele erhebt und bey dem Anblicke der Werke großer Meister unser Innerstes ergreift.

Wir wollen nicht entscheiden, ob Reichthum, Eitelkeit, beyde oder keines von Beyden die Ursache seyen: gewiß ist, daß die Porträtmalerey in England mehr als jeder andre Zweig der Kunst und mehr als in jedem andern Lande unterstützt wird; eine Folge hiervon ist eine bisher nicht gekannte Vollendung derselben und große Mannichfaltigkeit in Styl und Behandlungsart. Das Mannichfaltige nehmen wir jedoch nur bey der höhern Gattung der Porträtmalerey wahr, denn wiewohl eine beträchtliche Nachfrage nach Miniaturgemälden und daher große Leichtigkeit in dem Hervorbringen derselben statt findet, so ist die Behandlungsart bey allen dieselbe — nämlich lebhafte Färbung und mühsame Ausführung.

Die Thiermalerey erfreuet sich einer ziemlichen Unterstützung, aber die nur als Cabinetsstücke hervorgebrachten Gemälde dieser Art schließen das Großartige der Rubens und Snyders aus, wiewohl sie die Wahrheit und Treue des Paul Potter zulassen.

Die Landschaftmalerey, ein Zweig, der am meisten Beurtheiler und vielleicht auch Liebhaber findet, wird sehr aufgemuntert; der Erfolg hiervon ist, daß sie in ihrem gegenwärtigen Zustand bey einer Vergleichung mit den Meisterwerken der ältern Schulen nichts verliert.

Dieß ist der Standpunkt der verschiedenen Zweige der Kunst in Hinsicht auf die Ermunterungen des Publikums. Wir wollen sie nunmehr in Beziehung auf die darin sich auszeichnenden Künstler durchgehen.

Im großen Style der dichterischen und geschichtlichen Malerey steht Füßli nicht nur voran, sondern beynahe allein da. An Kühnheit der Einbildungskraft, an Genauigkeit der Zeichnung und Reinheit des Colorits hat er keinen Nebenbuhler. Stothard, Westall, Howard und Hilton zeichnen sich in muntern, leichtern und elegantern Darstellungen in diesem Fache aus; wogegen Thomson und Briggs dem Geschichtlichen treuer bleiben; jener zur Dichtung, dieser zur Wirklichkeit sich neigend. In historischen Cabinetsgemälden zeigt Allen viel Gefühl und Vollendung; aber die Zeichnung ist oft nicht correct und der Farbenton kalt. Leslie führt uns in die Comödie des vergangenen Jahrhunderts zurück, während Wilkie und Mulready unsere Zeit mit vieler Laune und Wirkung auffassen. Indem wir auf unsere lebenden Porträtmaler übergehen, müssen wir zuvörderst bemerken, daß Reynolds einen neuen und eigenthümlichen Styl in diesem Zweig begründete. Man beachtete darin weit mehr Colorit und Effect, als Zeichnung und Detail. Jackson folgt Reynolds nach, da er dem Colorit seine vorzügliche Aufmerksamkeit widmet; auch Philipps kann zu dieser Schule gerechnet werden, wiewohl er mehr ausführt. Shee vollendet seine Porträts mit großer Vollkommenheit und Wirkung, aber sein Colorit ist durchgängig zu lebhaft. Beechy gibt dem Fleische ein beynahe ähnliches Colorit, aber der Hintergrund ist gewöhnlich so kalt und einförmig, daß man das Fleisch fast für die einzige auf dem Gemälde befindliche Farbe halten möchte. Lawrence nimmt Vandyk in Carnation und Draperie zum Muster, dagegen bringt ein ihm allein eigenthümlicher Hintergrund in seinen Gemälden einen wundervollen Effect hervor. Man sieht jede Mannichfaltigkeit der Erde und der Luft angebracht, aber nie anders als in der vollkommensten und anmuthsvollsten Harmonie mit dem Bilde. In geschmackvoller Ausführung ist er niemals übertroffen worden; in seiner Carnation gibt er das Sanfte der Haut wieder, so wie in den Draperien das Gewebe der Stoffe, ohne dem Wurf zu schaden; und während er so viel Geschmack und Geschicklichkeit in der Ausführung zeigt, ist er nicht minder in den Stellungen und der Genauigkeit seiner Zeichnung (?) glücklich. Owen ahmt Lawrence in seinem Style nach, und kömmt diesem merkwürdigen Künstler in der Ausführung näher als irgend ein anderer seiner Zeitgenossen. Die von uns erwähnten Männer können als die Meister in dem von einem jeden gewählten Style betrachtet werden; jeder von ihnen hat eine Anzahl Nachahmer von mehr und minderen Verdiensten.

Ward, Cooper und Landseer sind die vorzüglichsten Thiermaler. Ersterer hat einen völlig eigenthümlichen Weg eingeschlagen. Er wendet eine große Farbenmenge an, wodurch er eine äußerst brillante Oberfläche hervorbringt, die ungeachtet ihres im Ganzen schönen und kühnen Effects, in ihren Einzelnheiten die Untersuchung des Mikroskops vertragen kann. Cooper ist geistreich, besitzt eine vollkommene Kenntniß des Thieres und gibt dasselbe mit Wirkung und Lieblichkeit wieder. Landseer hat in der Ausführung sein Vorbild den Weenix erreicht und malt jedes Haar mit Genauigkeit.

In höhern und idealen Landschaften steht Turner

allein und hat in der Auffassung Niemand, der ihm gleich käme, noch einen Nebenbuhler. Wahrscheinlich ist es aber dieselbe Ursache, welche die höhere Gattung der geschichtlichen Malerey niederdrückt, die auch Turner im Verhältniß zu seinem Verdienste der gehörigen Aufmunterung beraubt. Calcott copirt eigentlich Cupp, sein Colorit und die Wahrheit seiner Darstellungen erhalten den verdienten Beyfall.

Collins ist ein sehr treuer und lieblicher Nachahmer der Natur, überdieß weiß er mit vielem Talent die Figuren in seinen Landschaften anzubringen. Rasmyth ist Meister in der Perspective und in den Einzelnheiten, aber oft haben seine Bilder zu viel Kälte und Härte. Constable geht einen ganz eignen Weg. Der Anblick seiner Stücke, welche eine wundervolle Frische haben, erregt wahren Schauder; die Erde scheint so eben von der Sündfluth verlassen worden zu seyn, während der Himmel schon mit einer andern sie bedroht.

Wir haben nur einige der Hauptkünstler in jedem Kunstzweig und in ihrem verschiedenartigen Styl aufgezählt, jedoch Reinagle zu erwähnen vergessen. Seine Uebungen sind aber so verschiedenartig, daß wir in Verlegenheit sind ihm eine bestimmte Stellung zu geben. Er eignet sich den Styl jedes Meisters an, und sowohl im Thier- als Landschaftsmalerey ist sein Erfolg derselbe.

Wir erwähnten früher, daß geschichtliche Bildhauerey mehr als geschichtliche Malerey aufgemuntert werde, und das Verlangen danach hat daher zahlreichere Talente erweckt. Flarmann ragt in der Reinheit und dem Grandiosen hervor und hat in der einfach-erhabenen Heiligkeit seiner Werke keinen Nebenbuhler. Westmacott, Baily und Rossi haben Phantasie und führen gut aus; aber keiner unter ihnen besizt jene erhabene und classische Auffassung Flarman's. In der Bildhauerey nach der Natur ist Chantrey niemals übertroffen und selten erreicht worden; andere meißeln wohl die Form, er aber gibt seinen Köpfen Seele, während seine Figuren vollendet in der Form und geschmackvoll in ihren Stellungen sind.

Römische Ausgrabungen.

Die nach antiken Schätzen suchen, mögen sich gern an die römische Erde wenden. In jedem Winter wird von neuem gesucht und gefunden, gesucht Vieles, gefunden Manches, Unerwartetes am meisten. So ist denn auch dießmal von bedeutenden Kunstwerken freylich nicht die Rede, wohl aber von ausgespürten Städten, eröffneten Rennbahnen und künstlichen Marmorsärgen.

Die Ausgrabungen bey der Cesarina, sieben Miglien von Rom, von der Via Nomentana links ab, konnte man troz manches nicht unmerkwürdigen Fundes (Kstbl. v. J. Nr. 103.) schwerlich als bedeutend bezeichnen. Dieses werden sie jedoch durch die Entdeckung, daß man dort nicht blos, wie nach den kostbaren Steinarten einzelner Gemächer sich vermuthen ließ, in den Trümmern einer alten Villa, sondern in denen einer römischen Feldstadt, des alten Ficulea (nach der Inschrift nicht Ficulne) nachgrub. Dieses zeigt sich aus einer in der lezten Hälfte des Januars gefundenen Inschrift, der einzigen, welche außer einer Bleyröhre mit „P. Fabius Abascantus fec." eine Aufklärung über Zeit und Bestimmung der Ruinen ahnen ließ und dießmal vollständig gewährte. Ein Travertinstein von 5½ Palmen Höhe und 3 Palmen Breite, ringsum mit architektonischer Einfassung, belehrt in Zügen mittlerer Größe über einen M. Consius Cerinthus, der als Accensus veletus eine 9 Fuß breite und 340 Fuß lange Straße, in der Mitte durch zweymalige Bemühung bequemt, für den Hügel von der Ficulensischen Region, vom Pagus Ulmanus und Transulmanus Pelecianus bis jenseits eines Marstempels pflastern ließ. Die Inschrift ist folgende: M. Consius M. L. = Cerinthus = eccensus veletus = immunis cum sim = ex voluntate mea = et impensa mea = clivom stravi = lepide ab imo susum = longum pedes CCCXL = letum cum merginibus = pedes VIIII. Fit quod = stravi milia pedum = ∞∞∞ LX = iterum eundem = clivom ab imo levavi = et clivom medium = fregi et depressi = impensa mea regioni = Ficulensi pago Ulmano = Transulmeno = Peleciano usque = ad Martis et ultra.

Merkwürdiger noch, weil sie ein Gebäude der Stadt angehen und über dessen Anlage bedeutende Aufschlüsse versprechen, sind die Ausgrabungen, welche der Banquier Torlonia, Duca di Bracciano, im Circus an der Appischen Straße führen läßt. Diese Ausgrabungen sind bereits weit gediehen. Der breite Rücken der ganzen Spina ist aufgedeckt oder richtiger zu reden, indem seine eigentliche Höhe der des gewöhnlichen Fußbodens fast gleich kam, nach allen Seiten durch einen Graben begränzt. Auf einzelnen Stellen hat man Bildwerke gefunden, unter denen sich eine sitzende Frauenfigur in Lebensgröße auszeichnet; ein unter ihr ruhendes Thier sieht einem Hund ähnlicher als einem Tiger, die Arbeit ist sehr mittelmäßig. Der Untertheil einer andern stehenden weiblichen Figur dürfte nach dem Blätterwerk, auf den sie steht und nach ihrer, wie zum Behuf der Architektur abgemessenen Stellung für eine auf der Höhe einer Säule aufgestellte Victoria zu halten seyn. Als man die Ausgrabungen zu der sogenannten Porta triumphalis fortgeführt, hat sich in überraschender Tiefe, von fast

20 Palmen, eine Reihe von Stufen gezeigt, die der Annahme herausgelenkter Triumphwagen widerspricht. Endlich ist für die Geschichte des ganzen Baus höchstwichtig eine in zwey nach einander gefundenen Stücken dorther gebrachte Inschrift, welche statt des sehr willkürlich benannten Caracallacircus auf einen Circus des Maxentius schließen läßt, dem auch die Construction des Gebäudes entsprechender ist als einem den Antoninischen Thermen gleichzeitigen Gründer. Mit fortgesetzten und vollständigeren Notizen über jene merkwürdigen Grabungen wird auch jene dem Frieden römischer Antiquare sehr bedenkliche Inschrift mitgetheilt werden.

Vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen ferner die von dem Kunsthändler Cartoni in Ostia geführten Nachgrabungen. Man ist es gewohnt dort nicht ganz leer auszugehen, wenn man auch dort vielleicht nie mit bedeutenden Kunstwerken belohnt worden ist. Daher hatte man nicht Unrecht, sich dießmal an die Gräberstraße zu wenden. Außer andern minder bedeutendern Grabdenkmälern, von denen der Cippus eines Isispriesters bereits nach Rom gebracht ist, hat man ein sehr wichtiges Monument, wenn auch einer untergeordneten Klasse entdeckt. Sarkophagarbeit ist immer untergeordnet, und Sarkophage von elliptischer Form, mit Löwenköpfen verziert, wie der eben aus Ostia in die Stadt gebrachte, pflegen den besseren der viereckten Form allemal nachzustehen. Doch ist auch in Hinsicht der Arbeit der Ostiensische Sarkophag den meisten ähnlichen überwiegend, während für den Reichthum an merkwürdigen Vorstellungen kein vorhandener Sarkophag der römischen Museen ihm gleich kommt. Da eines der folgenden Blätter die ausführlichere Beschreibung jenes merkwürdigen Werkes geben wird, bemerken wir hier nur vorläufig, wie die Vorderseite desselben den Mythus des Endymion, die Seiten den aufgehenden Sonnengott und die untergehende Mondgöttin, die Rückseite Hirtenscenen vorstellen, sämmtliche Vorstellungen reicher als anderwärts und zum Theil mit ungekannten Figuren und Beziehungen. Noch merkwürdiger ist der Deckel, der, in zehn um die Inschrifttafel einer Aninia Hilara symmetrisch vertheilten Feldern, entsprechende, großentheils neue und zum Theil dunkle Vorstellungen einander gegenüber zeigt, der Verstorbenen Bild und einen Liebeskuß aus der Mythe, Mars und Venus, Amor mit Psyche und Venus zwischen Amoren und der Psyche, endlich Knaben und bärtige Männer, die man gemeinhin Genien der Jahreszeiten und Feldgötter nennen würde.

Der Hr. Conte Velo setzt seine Grabungen in den Caracallasthermen fort; für die Kenntniß des Gebäudes hie und da belehrend, die Kosten des Unternehmens wenigstens durch kostbare Marmorreste und architektonische Fragmente vergütend, geben sie ein befolgenswürdiges Beyspiel regelmäßiger und jeden folgenden Versuch ersparender Ausgrabungen. Ueber die Mosaiken der beyden Hauptnischen ist noch nichts entschieden; es ist irrig, daß der von Seiten der Regierung gewünschte Ankauf bereits beschlossen sey. Andre glückliche Ausgrabungen des lezten Winters, die von Montecalvo werden ebenfalls, doch mit geringerem Eifer oder Erfolg, fortgesezt; zu den neuerdings gefundenen Gegenständen gehört der wohlgearbeitete Kopf einer epheubekränzten Melpomene.

Für römisches Lokal und Ultramontaner auf demselben ist die zufällige Entdeckung eines Grabsteins nicht unmerkwürdig, die man in den lezten Tagen des vorjährigen Novembers in der Vigne eines Francesco Brusa (del tabacharo) unweit Tor-Pignatara machte. Schon 1762 hatte eine Reihe dort gefundener Cippen die vom P. Oderici vorgetragene Vermuthung veranlassen können, es sey dort der Begräbnißplatz einer, meist aus Deutschen und Schweizern gebildeten, kaiserlichen Leibwache von Reitermannschaft gewesen. Diese Vermuthung ist auch später durch manches Reiterbildwerk mit Grabinschrift gewachsen; deren sind bey Tor-Pignatara eingemauert, andre vom P. Gabrini copirt. Dahin gehört denn auch der neuerdings gefundene Grabstein eines Rhätischen Reisigen Aurel. Masucius. Ueber der Inschrift zeigt das Bildwerk einen auf dem Lager ausgestreckten Mann, unten einen Jäger zu Pferde, der den Speer gegen einen auch vom Hunde angefallenen Eber streckt. Jenem ältesten Begräbnißplatz römischer Schweizerwache folgte ein Gottesacker für spätere Christen. Davon zeugen die Katakomben, die in der Tiefe von 20 Palmen Tor-Pignatara, das bekannte Grabmal der heiligen Helena, nach allen Richtungen umgeben; davon, für den Ort der zulezt gefundenen heidnischen Inschrift, ein nahe daran entdeckter christlicher Sarkophag mit bekannten Vorstellungen vom Opfer des Abraham und den drey Männern im feurigen Ofen, mitten die Pietas, rechts der gute Hirt auf einen Stab gestüzt, mit zwey Schaafen auf der Schulter und einem Hund zu Füßen, links ein Hirt mit Widder auf der Schulter, nach dem ein Hund bellt, ein Gefäß in der Rechten.

Hinter Torre de' Conti sucht man den Boden vom Forum des Nerva. Zwey Ausgrabungen des Lord Talbot, eine bey Scrofano, eine andre anderthalb Millien von Porte S. Giovanni, nahe den Aquaducten zur Linken der Straße von Frascati, sind von kurzer Dauer und geringem Erfolg gewesen. Mehr läßt sich von andern Versuchen bey Tor tre teste und Corneto hoffen.

Rom, 15. Februar 1825.

G.

Nr. 23.

Kunst-Blatt.

Montag, den 21. März 1825.

Neue Kupferstiche.

Sechszehn Umrisse zu Schillers Kampf mit dem Drachen, von Moritz Retzsch. Mit einigen Andeutungen von C. A. Böttiger. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1825. Kl. Quer-Fol. 4 fl.

Hr. Retzsch fährt in seiner Bearbeitung der Schiller'schen Gedichte mit eben so viel Eifer als Erfolg fort. Auf den Fridolin, welchen wir voriges Jahr (vergl. Nr. 45. 1824.) anzeigten, folgt nun der Kampf mit dem Drachen, der für künstlerische Bearbeitung ohne Zweifel dankbarer ist als jener. Wir müssen auch zuvörderst die geschickte Vertheilung der Scenen rühmen, in welchen Hr. Retzsch seinen Gegenstand behandelt hat. Es war nöthig, sich von dem Gang des Gedichts zu entfernen, wenn die bildlichen Darstellungen sich in einer klaren Folge selbst aussprechen sollten; der Künstler mußte durchaus episch schildern, was der Dichter zum Theil dramatisch vorgetragen hatte. Daher werden die Scenen, welche der Ritter vor dem Großmeister erzählt, gleich zu Anfang als Einleitung gestellt, darauf folgen des Ritters Vorbereitungen, die Erlegung des Drachen und endlich Einzug und Entscheidung. Bey der Ausführlichkeit, welche sich der Künstler zur Pflicht gemacht hat, mußten allerdings einige Scenen von minderem Interesse mit aufgenommen werden; doch sieht man, daß auch diese mit Liebe und glücklichem Erfolg bearbeitet sind, und zollt gern der Gewandtheit des Darstellungsvermögens seinen Beyfall. Was wir in den Umrissen zu Fridolin an einigen Figuren tadelnd bemerkten, die Neigung zum Manierirten und Gezierten, erscheint hier nur noch dann und wann als leichter Anhauch in der Hauptfigur; im Uebrigen hat der Künstler den Anlaß zur Schilderung mannichfaltiger Charaktere und Scenen höchster Anstrengung und Bewegung sehr glücklich benuzt.

Die erste Tafel stellt uns halb allegorisch die Bedrängniß der Insel Rhodus dar. An eine Säule gelehnt, an deren Fußgestell das Wappen der Stadt, der alte Sonnenkoloß, angebracht ist, sizt ohnmächtig ein blühendes Weib, das man seiner halbritterlichen Kleidung wegen für eine Personification der Insel selbst nehmen könnte; ihr gegenüber ein greiser Landmann, mit gefalteten Händen zum Himmel betend. Im Hintergrunde sieht man das Meer, Stadt und Hafen von Rhodus und den Drachen, der eben einige Hirten verfolgt. 2. Der Drache bricht unter die Heerden. Vortrefflich ist der panische Schrecken ausgedrückt, der die Ochsen auseinander scheucht; der Künstler zeigt hier eine seltene Kenntniß der Thiernatur. 3. Pilger, auf dem schmalen Weg nach der Kapelle, werden vom Drachen angefallen. 4. Vier Ritter kämpfen zugleich, aber ohne Erfolg, mit dem Unthier. Einer liegt bereits getödtet mit seinem Pferd unter dem geringelten Schweif, ein andrer wird eben von dem Drachen in die Lüfte geworfen, der dritte und vierte haben Lanzen und Schwerter zerbrochen und vermögen ihre Rosse nicht mehr zu bändigen. Die Knappen reiten davon, der vorderste starr vor Angst, ein zweyter Sancho Pansa. 5. Der Ritter läßt sich von einer Familie von Landleuten das neue Unheil erzählen, welches der Drache eben angerichtet hat. Eine schöne Gruppe, dieser betrübte Greis, von Weibern und weinenden Kindern umgeben. Nur möchten wir dem Künstler nicht beypflichten, wenn er auch das kleinste Kind selbständig und in gleichem Grad wie die Erwachsenen am Schmerz theilnehmen läßt; die Natur zeigt uns das Kind für solche Eindrücke weniger empfänglich, da es noch nicht die ganze Größe des Unglücks begreift. 6. Der Ritter belauscht den Drachen, um dessen Gestalt zu erspähen; die Figur zwar etwas elegant, doch die Stellung sehr ausdrucksvoll. 7. Der Ritter läßt in der Werkstatt eines Zeugschmieds das Modell fertigen. 8. Hezt Pferd und Hunde gegen dasselbe. 9. Rückkehr nach Rhodus. Der Ritter betet vor dem Bilde der heil. Jungfrau; hinter ihm harren seine Knappen. 10. Er reitet nach des Drachen Höhle und heißt die Knappen zurückbleiben. Pferd und Hunde wittern schon das Ungethüm. 11. Er greift den Drachen mit der Lanze an. 12. Vom Roß abge-

sprungen, das entsetzt davon flieht, bohrt er dem Drachen sein Schwert in die Weiche. Er scheint uns etwas zu stark vom Schweif des Drachen umwunden. 13. Die Schaar seiner Begleiter zieht ihn ohnmächtig unter dem getödteten Drachen hervor. Sein treuer Hund steht über ihm, wie um ihn aufzuwecken. Der andre verbeißt sich noch in den Hals des Drachen. 14. Einzug in die Stadt. 15. Ordensversammlung. Der Ritter hört mit Demuth den strengen Spruch des Großmeisters. Unwillen der Umstehenden. 16. Er hat den Mantel abgelegt und wird mit Lob wieder aufgenommen. Allgemeine Freude.

In dem erklärenden Text, der den Kupfern nachgeliefert wird, da sie anfangs nur mit einem Abdruck des Gedichts und einer kurzen Angabe des Inhalts der Blätter vom Künstler selbst begleitet waren, hat es dem gelehrten Vf. nicht an Stoff zu sehr interessanten Mittheilungen gefehlt. Dahin gehören die Angaben über die Drachenfabel überhaupt, und besonders die Nachweisung, daß die Schiller'sche Ballade einem namhaften Schriftsteller, Giacomo Bosio, nacherzählt ist, welcher die ganze Begebenheit als historisch gewiß vorträgt. Der heldenmüthige Ritter hieß Deodato di Gozono, ward vier Jahre nach der That Großmeister und starb 1353. Ueber seinem Grabmal in der Johanniskirche zu Rhodus sah man den Kampf abgemalt. Auch die Erklärungen der einzelnen Tafeln wird jeder gern mit der Erfindung des sinnvollen Künstlers vergleichen.

S.

Lithographik.

Niklaus Manuel's Todtentanz, gemalt zu Bern um 1515 bis 1520, lithographirt nach den getreuen Copien des berühmten Kunstmalers Wilhelm Stettler. Bern, aus der lithographischen Anstalt von Rod. Haag und Comp. (1825.) Fünf und zwanzig Steindruckblätter und vier Blätter Text in Quer-Folio.

Weniger bekannt und berühmt als der Todtentanz in Basel, ist derjenige von Bern neuerlich durch Holbeins Biographen, Hrn. Ulrich Hegner von Winterthur, in der Erzählung der Schicksale seines Baselschen Vorgängers zu Ehren gezogen, jetzt aber durch das vorliegende Kunstwerk auf eine erfreuliche Weise gefeyert worden. „Niklaus Manuel, mit dem Zunamen: Deutsch (geb. 1484, gest. 1530), war (sagt Hr. Hegner) ein vorzüglicher Mann seiner Zeit. Ein ausgezeichneter Maler in der Jugend, dann Dichter, witziger Kopf, Reformator, in spätern Jahren höchst verdienter und zu den wichtigsten Geschäften gebrauchter Staatsmann. Auf der Bibliothek von Basel befinden sich sehr bedeutende Handrisse von ihm, die nach dem zierlichen, freyen Styl, worin sie gezeichnet sind, wohl die Vermuthung derer begründen möchten, die ihn für den unter den Italienern bekannten Emannuelle Tedesco halten. Zu dem Bernerschen mag sehr wahrscheinlich der frühere Basler Todtentanz den Anlaß gegeben haben. Die Stadt Bern, schon angesehen und mächtig in helvetischen Landen, wollte dem berühmten Basel in nichts nachstehen, auch in dem nicht, was einen äußerlichen Glanz gibt. Man wetteiferte damals (am Ende des 15ten und zu Anfang des 16ten Jahrhunderts) in dergleichen Dingen, die das öffentliche Leben erheiterten, in Bemalung und Verzierung der Häuser, in Aufstellung von Brunnen und andern öffentlichen Denkmälern, so wie man früher in Erbauung von Kirchen und Glocken gewetteifert hatte, und wie es in spätern Zeiten mit Errichtung von Zollstätten, Sperrungen und andern weniger volkserfreulichen Anstalten geschah. Zudem war so ein Todtentanz ansprechend für jeden, selbst für den gemeinen Mann, der den Tod ansah, wie ihn die Bibel verkündigt, als der Sünde Lohn, oder wie er in der Natur erscheint, als einen Feind des Lebens, und noch nicht belehrt war, wie die Alten den Tod gebildet, um wo möglich mit vornehmer Verachtung auf das Gerippe, dem er doch nicht entgehen kann, herabzusehen. Auch mochte so ein Memento doch manchen guten Gedanken veranlassen. Und die durch alle Stände durchgeführte Darstellung gab dem Künstler Gelegenheit sich tüchtig zu zeigen, und seiner Vaterstadt Ehre zu machen. Wenn in dem Werke Niklaus Manuel's die Vorstellungen von denen der Vorbilder in Basel verschieden sind und die Trachten durchaus dem Anfange des 16ten Jahrhunderts angehören, so ist hingegen die Idee die nämliche. Ein häßliches Skelet zerrt Hohe und Niedere mit sich fort, meist noch unglimpflicher als zu Basel. Auch waren ähnliche Reimsprüche zwischen Tod und Mensch angebracht, und mit gleicher, ja noch muthwilligerer Freyheit gegen die Geistlichkeit; so daß sich daraus muthmaßen läßt, Manuel, der bekanntlich ein abgesagter Feind des damaligen Pfaffenthums war, habe diese Bilder gemalt, als es schon mit der Reformation zu spuken anfing, und die weltliche Gewalt der Geistlichkeit schon in Verwirrung gerathen war. Da bereits 1560 die Gallerie des Dominikaner-Klosters, an deren Mauer Manuel's Bilder gemalt waren, um Erweiterung der Gasse willen abgebrochen wurde, so läßt sich darüber nur noch den erhaltenen Copien nach urtheilen, wovon zwey in Bern sich vorfinden, eine von Albrecht Kauw (im Archive der Familie Manuel) und die andere von Wilhelm Stettler (diese ohne Zweifel nach jener verfertigt), beyde in Wasserfarben. Nach diesen Abbildungen zu urtheilen, beyde von

sehr geschickten Zeichnern, möchte der Kunstwerth des Todtentanzes zu Bern noch vorzüglicher gewesen seyn, als dessen zu Basel. Die Figueen sind zierlich, frey, natürlich und ohne die Steifheit damaliger deutscher Zeit gezeichnet, die Farben sind lebhaft, und vielfältig zeigen sich im Hintergrunde schöne Partien von schweizerischer Landschaft."

Nach den Stettler'schen Copien, die im großen Hörsaale der Akademie in Bern aufgehängt sind, wurden, in unveränderter Größe, die 24 Blätter dieser Steindruckzeichnungen, in Umrissen und wenigen Schraffirungen gearbeitet. Charakter und Ausdruck der Figuren sind von dem Lithographen lobenswerth getroffen, wogegen durch Weglassung der Färbung die Bilder freylich verlieren mußten. Hr. Professor Joh. Rud. Wyß hat als Vorredner das Werk aufgeführt und eine ganz kurze Erläuterung jedes Blattes hinzugefügt. In dieser ist auf den merkwürdigen Umstand besondere Rücksicht genommen, daß einer statthaften und nicht zu bezweifelnden Ueberlieferung zu Folge Manuel die Bildnisse mancher Zeitgenossen und darunter auch einiger historisch bedeutsamer Personen in seinen Todtentanz aufnahm, und ihnen auch wohl durch die beygefügten Familien-Wappen Beglaubigung ertheilte. Diese werden nun von dem Erläuterer, wo es thunlich schien, angegeben und benannt. Wir wollen etliche dieser Notizen zur Probe ausheben:

Tafel XIV. Hier ist links ein Füesprech im Begriff, von dem Tode abgefühet zu werden. Aus dem Wappen räth man auf Dietrich Hübschi, den Chorherrn, der vielleicht mit dem St. Antonier-Orden in Bern zusammenhing, welches man aus dem St. Antonien-Kreuz im halben Wappenschilde schließen darf. Es folgt der Tod und der Arzt, welcher leztere durch gar kein Wappen bezeichnet, dennoch sehr wahrscheinlich der berühmte Valerius Anshelm ist, welcher um jene Zeit Stadtarzt zu Bern war und später die berühmte Chronik geschrieben hat. — Tafel XV. Der Tod und der Schultheiß eröffnen den Tanz, und der Tod trägt den Helm sammt Wappen des Geschlechtes Falk von Freyburg, welches wohl auf den Schultheißen Peter Falk daselbst hinweisen dürfte, der ein Freund Ulrich Zwingli's war, und als ein witziger, gelehrter Mann auch Manuel's Freund seyn mochte. Zur Seite finden wir den Tod und den Jüngling, leztern vermuthlich in der vollen Stutzertracht des Zeitalters. Sein Wappen oberhalb bezeichnet ihn als Franz Armbruster, welcher 1520 in den großen Rath gelangte, 1527 aber in französischen Diensten umkam. — Tafel XIX. Der Tod in vollem Tanz mit dem Handwerksmann, den symbolisch die vielen Werkzeuge am Boden bezeichnen. Es ist nach Wappen und Namenszug Lienhard Tremp, ein Schneider, der aber frühzeitig in vielen Staatsgeschäften gebraucht wurde, und schon 1503 im großen Rathe saß. Durch seine Frau, Anna Zwingli, war er übrigens ein Schwager des Reformators. Rechts nebenan tanzt der Tod vor dem Bettelmanne, und oben wird durch Wappen und Buchstaben Wilhelm Zieli angedeutet, welcher 1530 und 1537 als Stiftschaffner zu Bern erscheint. — Tafel XXIV. Eine symbolische Vorstellung wie der Tod als Mäder alle Menschen dahinrafft. Auf dem Lebensbaum in der Höhe scheinen die Lebendigen und die Sterbenden angedeutet. In dem Doctor oder Prediger auf der Kanzel, der den Todtenschädel als Memento mori vorhält, will man abermals den ehrlichen Lienhard Tremp erkennen, der im Jahr 1561 verstarb."

Den Blättern des Todtentanzes ist in farbiger Kreidezeichnung ein großes und schönes Bild von Niklaus Manuel vorgesezt. Das Werk gehört den vorzüglicheeen lithographischen Produkten an und macht der Anstalt Ehre, die es zu Tage gefördert hat.

II.

Ueber Hans Burgckmair's radirte Blätter.

Ad. v. Bartsch in seinem Werk Le Peintre Graveur, sagt in dem Artikel über Hans Burgckmair Vol. VII. p. 199, daß dieser Künstler nur ein einziges Blatt, welches Merkur und Venus vorstellt, auf eine eiserne Platte eadirt habe, welches übrigens als selten zu betrachten sey. Obgleich man sich gern enthalten möchte, dem großen Kupferstichkenner iegend einen Mangel in seinem klassischen Werk nachzuweisen, so kann ich doch die Gelegenheit, welche mir dieser Gegenstand bietet, nicht unbenuzt lassen. Peter Wilhelm Zimmermann in Augsburg gab im Jahe 1618 ein Kupferwerk heraus, welches Abbildungen von Figuren mit den Waffen und Wappen der uralten Geschlechter von Augsbueg enthält. Der Titel dieses Werks heißt: Ernewtes Geschlechter Buch der löblichen des heil. Reichsstatt Augspurg Patriciorum darunder 80. vorauß lustige zierliche Contrafacturen, der Schildt, Helm und Wappen Ehrngemeldter Geschlechtern, von weylandt den kunstreichen Mahlern in Augspurg, Johann Buekmair und Heine. Vogtberr von Anno 1545. in Stahel zierlich geradiert, die übrigen von Wilhelm Peter Zimmermann auf's fleisigste hinzugethan ꝛc. 1616. Fol.

Schon Zimmeemann's Titel, welchee dieses Werk fast hundert Jahe spätee, als Burgckmaie lebte, herausgab, würde hinlänglich zu der Vermuthung berechtigen, daß Burgckmair meheere Blätter als das im Bartsch angeführte, radirt habe. Allein bey genauem Veegleich des

innern Titels, (welcher das Stadtwappen mit zwey Adlern vorstellt) mit dem von Burgkmair radirten und im Bartsch angezeigten Blatt wird man die genaueste Aehnlichkeit in der Behandlung der freyen Radirnadel finden; übrigens steht unten der Name des Mitarbeiters H. Vogtherr, der von Hans Burgkmair, und oben die Jahrszahl 1545.

Außer diesem Wappen aber gleichen, unter den abgebildeten Figuren im ersten Theil, mehrere jenem im Bartsch angeführten Blatt; besonders Nro. 1, 3, 6, 7, 10, 13, 16, 19, 22, 23, 25, 26, 27, 28, 31, 32, 37, 39, 46, 47, 49.

Im zweyten Theil dieses Werks, in welchem, wie im ersten Theil, die größte Zahl der Blätter wahrscheinlich von H. Vogtherr *) gefertiget ist, befindet sich unter Nr. 18. ein sehr geistreich radirtes Blatt, welches ebenfalls der Nadel von Burgkmaier sich sehr nähert. Auf diesem Blatt ist unten links eine kleine kriechende Schnecke; wohin dieß deute, würde vielleicht der Mühe werth seyn zu enträthseln.

Die übrigen Blätter dieses Buchs sowohl im dritten Theil, als einige einzelne in den zwey ersten Theilen, sind sämmtlich von Zimmermann, jedoch ohne allen Kunstwerth.

Es ist merkwürdig, daß außer in Füeßli's Künstlerlexikon und außer bey Heinecke **) nichts von jenem Buch in großen Kunstkatalogen sich erwähnt findet, ungeachtet das Ganze von ziemlichem Interesse, besonders hinsichtlich des Costüms ist. Nach Heinecke ist die erste Ausgabe ohne die Namen der Figuren oben, und wahrscheinlich sind diese zum Theil von Zimmermann's Hand dort angebracht, so wie die arabischen oder gewöhnlichen Zahlen, die theils oben, theils unten sich befinden und auf Abänderungen in der verschiedenen Folgenreihe der Figuren deuten. Fr.

*) H. Vogtherr war zu Straßburg geb. 1497, er war Maler und Formenschneider und gab 1538 ein Kunstbüchlein mit allerhand Figuren heraus. Eine spätere Ausgabe erfolgte 1608.

**) Heinecke Diction. d'Artistes Vol. III. p. 461.

Eröffnung des Zeichnungs-Unterrichtes in Gröden in Tyrol.

Die Holzwaaren aus Gröden fanden bisher durchaus viele Abnahme, und obgleich die Verfertiger derselben keinen Unterricht über Zeichnung genossen hatten, so wußten doch Einzelne derselben diesem Mangel durch Selbststudium nach guten Mustern abzuhelfen, und förderten daher auch manches Schöne zu Tage. Se. k. k. Hoheit, der Kronprinz Erzherzog Ferdinand, hatte die vom Hrn. Gubernialrath und Kreishauptmann von Botzen, Höchstdenselben im Jahre 1821 eingesendeten zwey Gruppen, den Androkles und Herkules vorstellend, von einem Grödner nach guten Zeichnungen aus Holz geformt, nicht nur mit besonderm Vergnügen aufgenommen, sondern auch noch die für Gröden sehr schmeichelhafte Bemerkung beygefügt, daß die Macht des Genies oft Kunstwerke erzeuge, die selbst Fleiß und akademische Bildung nicht hervorzubringen vermögen. — Indessen vermißte man doch bey den meisten Arbeiten derselben das Gefällige. — Den Bemühungen des Hrn. Gubernialrathes und Kreishauptmannes, Ritter v. Hauer, und der kräftigen Unterstützung Sr. Exc., des Hrn. Landesgouverneurs, Grafen v. Chotek, verdankt es Gröden, daß Se. k. k. Majestät mit allerhöchster Entschließung vom 1. Nov. 1821 allergnädigst zu bestimmen geruhet haben, daß für das Thal Gröden, und zwar zu St. Ulrich, eine Zeichnungsschule errichtet, und zu einem künftigen Zeichnungslehrer ein talentvoller Jüngling aus dem Thale Gröden mit der Bedingniß gewählt werde, daß er in Wien sich durch den theoretischen und praktischen Zeichnungsunterricht bey der Akademie der bildenden Künste, und durch den Besuch der Werkstätte der Bildhauer, Drechsler, Vergolder, Lackirer und Bronzearbeiter zu dem beabsichtigten Zwecke ausbilden solle. — Jakob Sotriffer von St. Ulrich gebürtig, ein talentvoller und gutgesitteter Jüngling, wurde dazu ausersehen, und im Monate October 1822 nach Wien gesandt. Dieser junge Künstler wagte es, Sr. Maj. dem Kaiser als ein Zeichen seiner innigsten Dankbarkeit und als eine Probe seiner Befähigung zwey Statuen in Alabaster, die Mutter Gottes und den heil. Johannes vorstellend, bey Allerhöchstdessen Rückkunft von Verona nach Wien in tiefster Ehrfurcht zu überreichen. Se. k. k. Maj. geruhten, diese Figuren nicht nur huldvollst anzunehmen, sondern sogar dieselben im polytechnischen Institute aufstellen zu lassen, und den jungen Künstler mit 300 fl. W. W. zu beschenken. — Sotriffer verwendete nun seine Zeit so gut auf die ihm obliegenden Studien, daß die hohe Studien-Hofkommission ihn am 21. Febr. 1824 würdig erkannte, am Schlusse desselben Jahres das Lehramt in seinem Vaterlande übernehmen zu können. Noch vor seiner Abreise von Wien konkurrirte Jakob Sotriffer um die v. Gondolischen Preise an der k. k. Akademie der bildenden Künste, und war so glücklich den ersten Preis zu erhalten, wodurch er den offenbarsten Beweis gab, wieviel die Macht des angebornen Kunsttalentes, mit beharrlichem Fleiße vereint, in kurzer Zeit zu leisten vermögen. Nach seiner Ankunft in Gröden wurde vom Landgerichte Gufidaun, einverständlich mit der k. k. Schuldistrikts-Inspektion der 25. Jan. d. J. zur feyerlichen Eröffnung der Zeichnungsschule für das Thal Gröden bestimmt. Glockengeläute und Pöllerschüsse verkündeten um 8 Uhr früh den feyerlichen Gottesdienst in der schönen und festlich geschmückten Kuratiekirche zu St. Ulrich, und das Einweihungsfest, dem der Hr. Schuldistrikts-Inspektor, die Landgerichts-Vorstände von Gufidaun und Kastelruth, die HH. Seelsorger und Gemeinds-Vorstände von ganz Gröden, und nebst der Schuljugend auch eine ungewöhnlich große Anzahl der Bewohner dieses Thales, beywohnten. (Bote von und für Tyrol, 7. März 1825.)

Nr. 24.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 24. März 1825.

S. Paolo.

Seit dem funfzehnten Julius 1823, als die schönste von Roms Basiliken zum nächtlichen Feuerzeichen von Papst Chiaramonti's Tod aufloderte, ist erneuet, was Petrarca *) dem Papst wehklagend nach Avignon schrieb: „Petri und Pauli hochheilige Häuser zittern, der Apostel-Tempel ist ein Trümmer- und unförmlicher Steinhaufen geworden, auch Felsenherzen Seufzer erpressend.“ Etliche, die es ertragen hätten, fragten dennoch: Was werden die Pilger sagen, die wir im Jubeljahre erwarten? Jene Pilger, denen im Jahre 1724 die Säulen von dickem Moos gesäubert wurden, daß man die ungeahnete Pracht selbst wieder entdeckte, sollen ein Jahrhundert später, statt Sankt Paul auf andre Wege beschränkt, nicht einmal von Herstellung des berühmten Heiligthums reden hören? Die Thür ist geschmolzen, das Cedern-Dach gefallen, der Säulen Pracht geborsten; die einherwandeln im entblätterten unbeschirmten Säulenwalde, klagen, daß der Schutt weggeräumt ist zu solchem Jammer, und klagen vor der Pracht jenes unverwüsteten Mosaiks, das statt geweihten Kerzenschimmers nun, dann und wann durch der Vögel Schwärme getrübt, der grelle Glanz des Himmels beleuchtet. Da haben denn Etliche ein erbarmendes Einsehen auf ihre Weise und weissagen Besseres, als vorher vorhanden gewesen: statt der einförmigen Basilika ein zierliches Bethaus und statt des leeren Hauptschiffes einen trefflichen Hofraum, dem noch die Dachlosigkeit zu statten komme.

Jene hocherleuchteten und hochmögenden, Kunstwissenschaft und Geschichte überragenden Stimmen, vor denen die alten Kunstwerke sich entfärben, die alten Grundsätze zu Grunde gehen, Rom und die Geschichte, nächstens mit Ara Celi auch der Glanz des Kapitols sich beugen, haben in Bezug auf Sankt Pauls Basilika einen so entschiedenen als beachtungswerthen und, wie man hoffen läßt, auch beachteten Widerspruch gefunden. Dieser Widerspruch kommt von einem Manne, dem die Gelehrten eine umfassende Kenntniß von Roms doppeltem Alterthum nicht absprechen können, dem die Freunde Roms eine rücksichtslose Wahrheits- und Vaterlandsliebe schon öfters zugestehen mußten. Eine akademische Vorlesung des Advokaten Fea *) gibt mit den nöthigen Notizen über den ursprünglichen und öfters erneuten Bau des Gebäudes zugleich die entsprechenden Anwendungen auf die schickliche Art einer möglichen Herstellung.

Die Bemerkungen des kleinen Aufsatzes sind ungefähr folgende: Die Basilika des heil. Paulus auf der bekannten Stelle der Via Ostiensis zu gründen, ward Constantinus im Jahr 324 nicht durch die vermeintliche Marterstelle des Apostels veranlaßt, sondern, wie bey S. Agnese und S. Lorenzo, durch die Lage der Katakomben, deren Ort vorher den geheimen Zufluchtsort der Christen abgab und wie geweiht auch für den öffentlichen Sammelplatz schien. Wie der beyden Apostel Körper von den Gläubigen aus Morgenland den Grüften entwendet und im Begräbnißort der Via Ostiensis versteckt und zurückgelassen worden, erzählen S. Gregorius, S. Damasus und S. Paulinus von Nola. Der Eingang jenes Ortes war dem jetzigen der Basilika (am südlichen Ende des Querschiffs) gegenüber, wie eine noch an der Stelle vorhandene, irrig für einen noch unter dem Pflaster wegführenden Eingang der Katakomben genommene Inschrift bezeugt. (Hienach mußte man denn den Plan der Constantinischen Basilika auf einem ganz spurlos gewor-

*) Epist. rer. senil. VII 1. p. 815 (a 1352) Lateranum humi jacet et ecclesiarum mater omnium tecto caret et ventis patet ac pluviis, et Petri ac Pauli sanctissimae domus tremunt, et apostolorum quae nunc aedes fuerat, jam ruina est informisque lapidum acervus, lapideis quoque pectoribus suspicia extorquens.

*) Aneddoti sulla basilica Ostiense di S. Paolo riuniti nel 1823 dopo l'incendio e recitati nell' accademia archeologica il di 27. Gennaro 1825 dall' avvocato D. Carlo Fea, commissario delle antichità, presidente del museo Capitolino, bibliotecario della Chigiana, socio ordinario. Roma presso Vinc. Poggioli 1825. 19 S. 8.

denen Grunde vermuthen, indem des Apostels Grab die Mitte ihres Schiffes bilden mußte und die beyden Außenmauern des Querschiffes von gleicher Construction zu seyn scheinen.)

Den Sarg des Apostels verwahrte Constantinus, wie Anastasius erzählt, mit einem großen Metalldeckel, eine zweyte Entwendung zu verhüten. Eine Versetzung war eben so wenig zu wagen. „Petri und Pauli Leiber, erzählt der heil. Gregorius, leuchten von solchen Wundern, daß man selbst betend nur mit Schrecken denselben sich nahen kann.“ Weiter erzählt er, wie ein Gesicht seinen Vorgänger gehindert habe, funfzehn Fuß weit von S. Petri Körper am Silber zu ändern (daher strenge Befehle Pauls V. und Urbans VIII. für die Arbeiter sich dem Grabe nicht zu nähern), deßgleichen wie er selbst am Grabmal des heil. Paulus habe bessern wollen, und wie als man bey demselben habe tiefer graben müssen, die Gebeine des Heiligen an einem andern Ort zerstreut gefunden wären, deren Versetzung dem Priester des Ortes das Leben gekostet. Diese Erzählung zeugt für die Unwandelbarkeit der Begräbnißstelle, wie für die tiefere Grabung zum Behuf der Basilika, eine Grabung, welche sich durch den Gang der Ostiensischen Straße erklärt. Bey der Annahme eines (östlich fortlaufenden) Begräbnißplatzes wird es wahrscheinlich, daß diese vor dem früheren Eingang vorbeyging, aber nach dem Bau des (westlich ausgedehnten) Heiligthums ihren Lauf veränderte.

Jener zweyte ausgedehntere Bau folgte nicht lange nach dem ersten. Der Vatikanischen ähnlich, und vielleicht sorgfältiger, beschloß Kaiser Valentinianus 386 die große Basilika von fünf Schiffen; ein Plan, der von Theodosius und Arcadius vollendet wurde. Der Bau des Constantinus mußte weichen, ohne daß das Grabmal des Apostels verrückt werden durfte. Man bedurfte weiteren Raumes und fand ihn, so wie Material zum Bau, indem man einen Theil des (östlich) anstoßenden Hügels (theils zum Behuf der Apside, theils für den Zweck der verlegten Straße) abtrug und, indem man die größere Ausdehnung des Gebäudes statt, wie früher, südlich, nach dem weiten westlichen Raum der Flußseite verlegte. Die Vorderseite nahe am Fluß, von Rom und einer großen Straße entfernt zu finden, hat viele befremdet. Andre haben es durch die Richtung gegen Osten erklärt; nun wird die Meynung vorgezogen, daß es wegen des Begräbnißplatzes geschah, dessen Eingang der Eingang des neuen Tempels entsprechend oder doch nicht entgegengesezt seyn sollte.

Hierauf einzelne Bemerkungen zur Geschichte des früheren Baus. Mittheilung des von den Kaisern an den Präfecten der Stadt Sallustius gerichteten Beschlusses. Wiederholung früherer Vermuthungen über die 24 Säulen von Pavonazetto, die ungleich höher als die im Mausoleum des Augustus, nicht dorther entnommen, sondern eher die phrygischen Säulen der Basilika des Paulus Aemilius seyn konnten. Erklärung über die von Anastasius bemerkte Erneuung der Kirche durch Leo den Großen, nur von dem Glanz des Mosaiks der Placidia zu verstehen (gaudet pontificis studio splendore iconis), wie aus Hadrians I. Briefen bestätigt wird.

Der Verfasser bespricht sofort die Durchschnittsmauer des Querschiffes (im Plan der HH. Knapp und Guttensohn ng). Daß sie spätere Aufügung sey, beweisen die beyden durch sie vermauerten Rundfenster. Unsicher ist es den Zeitpunkt zu bestimmen, aus welchem sie herrührt. Zu Papst Gregors IV. Zeiten (von 830) mußte sie vorhanden seyn, dafür spricht Anastasius Erzählung, wie der Papst die Kirche, Altar, Presbyterium, die größeren Bögen und auch den Arcus triumphalis mit herabhängenden Vorhängen geschmückt habe. Papst Leos I. Aenderungen werden ohne Erwähnung des Bogens bezeichnet; dem Papst Symmachus scheint er eben so wenig zuzukommen. Der Vf. erinnert an die Päpste Donus und Sergius, von denen große Besserungen der Kirche angeführt werden; lezterer ließ Stämme aus Calabrien kommen. Am wahrscheinlichsten rühre jedoch die fragliche Mauer von Papst Hadrian her. Anastasius erzählt: wie die Kirche Einsturz gedroht, habe der Papst ihre völlige Erneuung beschlossen und durch häufigen Besuch betrieben, fünf und dreyßig Hauptbalken umlegen lassen und sämmtliche Portiken im Umkreis des Gebäudes hergestellt. Solcher Zeit, dem Ende des achten Jahrhunderts, entspreche auch die Ungleichheit der Säulen mehr als früherere.

Ab und zu hat manches Unglück die Kirche betroffen. Im Jahr 1115, wird im Leben Pasqualis II. erzählt, traf ein Blitz das Chor; die Feuersbrunst griff die Balken der Decke und das Bley des Daches an, ward aber vom zuströmenden Volk gelöscht. Das furchtbare von Villani beschriebene Erdbeben vom zehnten September 1349 warf einen Theil der Gallerie und den Thurm, den ältesten aller Kirchthürme, um. Von diesem Unglück spricht Petrarca, wo er einen großen Theil der Basilike als eingestürzt erwähnt. Für das Jubeljahr 1350 veranstaltete Clemens VI. einige Ausbesserungen, besonders am Mosaik der Außenseite, welches im Auftrag Johannes XXII. von Pietro Cavallini ausgeführt war. Als nach der Rückkehr der Päpste von Avignon in der menschenleersten Zeit Roms Bonifaz IX. im Jubeljahr 1390 zahlreiche Almosen für die Wiederherstellung der heiligen Oerter sammeln ließ, wurde die vatikanische Basilike hergestellt, ingleichen andre Hauptkirchen; doch lag Sankt Pauls Basilike noch zu Martins V. Zeit in ihren Trümmern, wie man aus dieses Papstes Ausschreiben vom 4. Sept.

1423 ersieht und wie außerdem des Cardinals Gabriel Condulmero, nachherigen Eugen IV., Berufungsbrief der Benediktiner Mönche von S. Ginstina zu Padua darthut. Der für eine große Anzahl römischer Kirchen höchst mildthätige Papst wies dem neuberufenen Orden zahlreiche Einkünfte an. Ein Senatsbeschluß vom 23. Januar 1514, während Vacanz des heiligen Stuhls erlassen, gewährt den Mönchen den nachgesuchten Schutz der Stadt. Die beyden Decken des Querschiffs wurden von ihnen im Jahr 1587 hergestellt, wie das Zeichen des heiligen Benediktus bezeugte. Es ist auffallend, daß unter allen diesen Nachrichten von Herstellungen der Kirche des alten Quadriportikus vor dem Eingang keine Erwähnung geschieht. Dieser mußte sehr früh verfallen seyn, die lezte Notiz über ihn ist ein vom Papst Symmachus dort errichteter Brunnen, dessen Wasser noch gegenwärtig im Klosterhofe dient. Im Jahr 1639 waren noch einige stehende und umgefallene Säulen vorhanden, wie Baglione und Panvinio bezeugen; gegenwärtig ist kaum noch die ehemalige Begrenzung zu erkennen. Aehnliche quadrate Portiken dienten in S. Peter, im Lateran und in S. Clemente zu kirchlichen Gebräuchen. Die Säulen von granem Granit dienten dem neuesten Portikus, einem 1724 angelegten geschmälerten Ersatz des alten. Es geschah dieß unter Innocenz XIII. auf Anlaß des folgenden Jubeljahrs und bey dieser Gelegenheit war es, daß man das bemooste und völlig unscheinbare Material jener köstlichen phrygischen Säulen wieder entdeckte, und einen Quadratfuß jeder Säule zur Schau der Pilger reinigen ließ. Später geschah es für die ganzen Säulen, an Größe, Material und Zusammenstellung die staunenswürdigsten des neuen Roms.

Darauf folgt für die Geschichte des Gebäudes sogleich das große, kurz vor dem Tod Pius VII., früher dortigen Mönches, erfolgte Unglück. Da hat man denn, fährt der Vf. fort, gleich an Wiederaufbau solchen Denkmals alter und christlicher Zeit denken müssen, da muß man bey Erzählung oftmaliger Herstellung in unglücklichster und ungeschickter Zeit, in der unsrigen, jedenfalls mehr begünstigten, darauf rechnen. „Vom Verlust solchen Besitzes ist die Stadt noch immer aufs tiefste erschüttert. Weg mit allen Neuerungen, mit allen Plänen ehrgeiziger Künstler und Akademien! hörte man überall ausrufen, weg mit allem, was eigenwillig die alte Form verändern und der Basilika noch Namen und Gestalt rauben möchte! Te Paulus hinc exterminat: würde auch dazu Prudentius ausrufen!" „Die Kaiser, denen Constantins Basilika zur Ehre des Apostels nicht genügte, mußten dem Senat anbefehlen, sie zu genügendem Raume zu erweitern (pro quantitate conventus amplificare); jezt, wo wir das Gedränge des Jubeljahrs erwarten, soll, von neuen Säulen noch eingezwängt, das Querschiff genügen? So viel ist im Lauf der Jahrhunderte an Mauern und Dächern des Gebäudes geändert worden; welchem jener heiligen Päpste wäre es eingekommen, die wesentliche Form zu verändern? Wie die Heiden in falscher Religion höchst gottesfürchtig gewesen, wie die ersten Christen solche Strenge auch im verabscheuten Glauben billigten, zeigen der Heiden oft christlich gewordene Sitten und Oerter, und zeigt der Päpste Wiederaufbau auf geheiligtem Grundstein, jenem Eifer des Vespasianus zu vergleichen, der den kapitolinischen Tempel auf keinem andern Grundplan wieder errichtet hätte. Hat nicht Paul V. blos darum das lateinische Kreuz für die vatikanische Basilika vorgezogen, damit der geweihte Raum der alten Kirche in die neue mit einbegriffen würde? Was würde der heilige Apostel sagen, er, der dem nachmaligen Papst Gregor VII., damaligem Aufseher des Klosters, im Traum erschien und selbst die Schaufel ergriff die Kirche zu reinigen, was würde er sagen, wenn das große Hauptschiff seiner Basilike nun ein begraster Hofraum werden, die übrigen Säulengänge einem Durchgang dienen sollten? Auch am Ende des achten Jahrhunderts weidete das Vieh im wüsten Quatriportikus, darum ließ ihn Hadrian I. mit Marmor pflastern."

„Es ist Sankt Pauli Basilika auf der ostiensischen Straße ein Gebäude, ehrwürdig, berühmt und bewundert seit vierzehn Jahrhunderten, ein Tempel, der in Gedächtniß, Herz und Bücher Roms und der Christenheit eingeschrieben steht, welcher er gleicherweise angehört; nicht der erste beste, dem heiligen Apostel zu gleichgültigen Anstalten gewidmet, und dennoch ein Tempel, den man jezt eigenwillig, mehr aus Eitelkeit, denn aus Besinnung, nach Neuerungen umformen will, für die keiner ihrer Urheber sich verantwortlich machen möchte."

„Die vier und zwanzig Säulen von Pavonazetto sind nicht mehr zu retten; das ist leider wahr. Jene Säulen aber bildeten einen herrlichen, nicht von Allen und überhaupt nicht seit langer Zeit, gekannten Schmuck, sie bildeten nicht die Gesammtheit jenes großen kirchlich, geschichtlich und künstlerisch so unschätzbaren Denkmals. Man kann sie mit streifigem carrarischen Marmor ersetzen, der sich ihrer Farbe annähert, schnell und für mittelmäßige Kosten beygeschafft ist; man kann Säulen aus drey Stücken machen, wie wir es an den Säulen des alten Forums sehen, man kann sie zu Wasser bis nahe zur Basilike schaffen. In römischen und benachbarten Wäldern ist Holz genug; man braucht nicht nach Calabrien zu gehen. Die Oefen von Nazzano sind reich an guten Backsteinen; nahe am Fluß, auf Besitzungen des Klosters können sie beygeschafft werden. Außerdem möge man das Bley vermeiden, das die Feuersbrunst veranlaßte, man möge ein neues Gebäude mit Kupfer

decken. *) So läßt das alte Gebäude sich herstellen, für geringere Kosten als das neue, das man beabsichtigt."

So schließt der Verfasser, mit Vorschlägen und Hoffnungen, ja mit begeisterter Zuversicht, zu der ihm Prudentius die Worte leiht, auf mächtige Bürgen, auf die beyden Apostel, die der Stadt angehören. Und wer, der den herrlichsten und einfachsten Tempel des neuen Roms dort noch bewundern gekonnt, wer, der antike Pracht anstaunt, wer, den die ältesten Denkmäler christlicher Kraft nicht ungerührt lassen, wer, der das Grab des Apostels dort erkennt, möchte solchen Vorschlägen nicht beystimmen, mit gleichem eifrigen Wunsche, wenn auch vielleicht mit größerer Bangigkeit? Zwar jene kunstschänderischen Maßregeln, deren mächtiger Eifer für prunkende Häßlichkeit in der Mitte Roms die bedeutendsten Denkmäler der christlichen Jahrhunderte verdunkelt hat, hatten Sankt Pauls Basilike ziemlich verschont; zwar wiederholen wir uns gern die geistlichen Lieder des Mittelalters, Petri und Pauli zu gedenken, der wachenden Hüter an den äußersten Enden der Stadt. Aber auch in jener Basilike war die früheste Form nicht durchaus mehr erhalten, wie die Geschichte des Portikus zeigt, und der Säulengang ist längst zerstört, der sonst durch die Stadt und ihre Ruinen hindurch die Pilger von Sankt Peter zu Sankt Paulus geleitete.

Rom, 15. Februar 1825. G.

*) Aehnliche Rathschläge enthält die Schrift des Abbate Uggeri (Della basilica di S. Paolo sulla via Ostiense. Nota dell' Abb. Angelo Uggieri, architetto ed archeologo. Roma 18 S. Fol. mit zwey Kupfertafeln), deren Werth hauptsächlich in dem Plan der Kirche nach ihrer lezten Gestalt und mit Anzeige der erlittenen Beschädigungen besteht. Der Vf. empfiehlt den Gebrauch der platten Ziegel statt der Hohlziegel, deren eingenistete Vogelnester nicht wenig zur Vermehrung der Feuersbrunst beytrugen. Außerdem räth er einen Graben um die künftige Kirche zu ziehen.

Kunstliteratur.

Antologia. Vierter Jahrgang 1824.

Von dieser für Literatur und Kunst wichtigen Zeitschrift ist jezt ein neuer Jahrgang vollendet, und es wird vielleicht manchem Leser angenehm seyn, die in demselben enthaltenen Aufsäze, welche die Kunst betreffen, in einem kurzen Verzeichnisse hier übersehen zu können.

Im Januar-Heft hat der Graf Cicognara eine Recension über Quatremère de Quincy's Werk: Essai sur la nature, l'objet et les moyens de l'imitation dans les Beaux Arts Paris 1823 geliefert. Diese Recension, im Februar- und März-Hefte fortgesezt, legt mit Klarheit die vorzüglichsten Grundsätze des französischen Kunstkenners dar. — In diesem Hefte sind noch folgende Nachrichten enthalten: 1. Ueber einen alten Sarkophag in einer Kirche zu Messina, auf welchem die Entführung der Proserpina dargestellt ist. — 2. Ueber ein Gemälde des Leonardo da Vinci, welches, den lezten Lebensbeschreibern dieses Künstlers kaum dem Namen nach bekannt, sich jezt in Cremona bey einem Privatmanne befindet. — 3. Ueber den Salvatore Bambino von Carlo Maratta, von Hrn. Garavaglia, einem ausgezeichneten Schüler des berühmten Longhi, gestochen. — 4. Eine kurze Abhandlung von Cav. Sestini über zwey Medaillen eines thracischen Königs.

Das Februar-Heft enthält: 1. Einen Aufsatz eines unbekannten Künstlers über die Kunstschriftsteller. Wenn der Verfasser sich mit Recht gegen viele Reisebeschreiber erklärt, die sich für Kunstkenner halten, weil sie die Werkstätten einiger Künstler besucht haben, so ist doch wohl klar, daß er sich im Allgemeinen mit zu viel Heftigkeit gegen die Ausübung einer gesunden Kritik erhebt. — 2. Eine kurze Recension des Werks „Le Palais de Scaurus ou Description d'une Maison romaine. Paris 1822. — 3. Einen Brief des Marquis Ridolfi über ein neues, von ihm erfundenes Verfahren, um die größte Reinheit der Abdrücke in lithographirten Zeichnungen zu erhalten. — Marquis Ridolfi ist bekanntlich der Erste, welcher sich um die Einführung der Lithographie in Florenz bemühte.

Im März-Hefte gibt Hr. Vincenzo Follini eine sehr gründliche und wichtige Abhandlung über die bronzenen Thüren des Ghiberti, die er in der Akademie della Crusca vorgelesen hatte, und in welcher manche Schwierigkeiten erklärt werden, die in der Geschichte dieses berühmten Werkes vorkommen.

Nro. 40. (April) enthält Nachricht von einer kühnen, glücklich ausgeführten architektonischen Vorrichtung, um den Palazzo Spini wieder herzustellen, und bey dieser Gelegenheit macht der Referent einige treffende Bemerkungen über den ernsten und grandiosen Styl der florentinischen Palläste.

Wenn Nr. 41 und 42 nichts wichtiges für die Kunst enthalten, so ist dagegen Nr. 43. an Kunstnachrichten sehr reich. Sie enthält: 1. Die Recension einer Abhandlung über die Bildnisse der Sappho und des Alcäus auf einer altgriechischen Vase. (Wien 1821) und über Chev. A. de Hauteroche notices sur la Sappho d'Erese. Paris 1822. — 2. Nachrichten von alten Bildhauerwerken, welche die Gallerie zu Florenz neuerlich an sich gebracht hat. Dieß sind Werke berühmter toskanischer Künstler des 14ten und 15ten Jahrhunderts, unter welchen sich vorzüglich einige halberhabene Bilonereyen des Benedetto da Rovezzano, des Verocchio, des Luca della Robbia und des Donatello auszeichnen; außer diesen sind noch einige Arbeiten des Michel-Angelo, unter welchen eine unvollendete Bildsäule Apollo's, die bisher ungeachtet unter andern Bildsäulen im herzoglichen Garten Boboli sich befand. — 3. Von alten Denkmälern zu Brescia. Abhandlung des Dr. Labus. — 4. Endlich einen Brief des Hrn. Mayer über den Christus und andere Arbeiten von Dannecker.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 25.

Kunst-Blatt.

Montag, den 28. März 1825.

Frescomalereyen deutscher Künstler in Rom.

(Hierzu der Umriß: Das befreyte Jerusalem, nach Fr. Overbeck gest. von Ferd. Ruscheweyh.)

Der Umschwung künstlerischer Ansichten, welcher vor etwa fünfzehn Jahren unter den deutschen Malern in Rom begann, mußte nothwendig auch den Wunsch herbeyführen, eine Gattung der Malerey wieder zu erwecken, in welcher geraume Zeit hindurch nur weniges geschehen war. Seit den lezten bedeutenden Werken von Mengs hatte die Frescomalerey in Italien, ihrem eigentlichen Vaterlande, geruht, bis in Mailand das Talent Appiani's sich vorzüglich in diesem Fache, zuerst in der Kuppel von S. Celso und nachher zur Verherrlichung Napoleons an den Decken des königlichen Pallasts hervorthat. Auch in Rom ward etwas später von einigen italienischen Künstlern, namentlich Pel. Palagi, wiewohl mit schwächerem Erfolg, a Fresco gemalt; doch soll die Behandlung dieser Künstler nicht ganz die der alten Meister seyn. In Deutschland dagegen war seit den großen Werken des genialen, obgleich der Manier seiner Zeit ergebenen Joh. Holzer und des ebenfalls manierirten Tiepolo nichts Werthvolles mehr in dieser Kunstart entstanden; ja man darf wohl sagen, sie fing an in Vergessenheit und Nichtachtung zu gerathen, da man sie ohne allen Grund selbst für klimatisch unpassend hielt. Eben so wenig war in Frankreich und England geleistet worden, wo auch früher dieser Art von Malerey keine sonderliche Pflege zu Theil geworden war.

Der phantasievolle Künstler, dem ein Reichthum von Ideen und Gestalten zu Gebote steht, wählt gern einen großen Raum, an welchem er seine bildende Kraft ausbreiten könne. Staffeleygemälde sind, sobald sie ein gewisses Maaß übersteigen, schon an sich beschwerlich; ganz unzureichend werden sie aber, wo eine Verbindung mehrerer Scenen in gesonderten und dennoch untrennbaren Räumen erforderlich ist, um einen Cyklus darzustellen. Nirgend wird das Bedürfniß der Malerey, sich auch in ihren höchsten Hervorbringungen an die Architektur anzuschließen, sichtbarer als in diesem Fall, obgleich meistens bey Anordnung eines Gebäudes nicht auf die Bestimmung des Malers Rücksicht genommen wird, ja dieser im Gegentheil oft mit ungünstiger Vertheilung der Räume zu kämpfen hat. Wie oft sind aber gerade solche Schwierigkeiten die Veranlassung zu neuen, mannichfaltigen, schönen Ideen geworden!

Ueberdem ist die Frescomalerey vorzüglich geeignet, das Wissen und Vermögen des Künstlers zu zeigen, da sie eine schnelle entschiedene Behandlung erfordert. Zwar fertigt der Frescomaler seine Cartons mit aller Sorgfalt des Umrisses und der Schattirung; aber er kann auf den nassen Kalk nur die Pause des Conturs übertragen, und die Sicherheit seiner Hand muß denselben ausbilden und in Schatten und Farben ausführen, ehe der Grund trocknet. Die Farben, welche nach dem Trocknen hell und frisch erscheinen, sehen beym Auftrag düster und trüb aus; es hängt mithin von seiner Erfahrung ab, dieselben richtig zu wählen. Ein oftmaliges Ueberarbeiten und Lasiren wie bey Oelgemälden ist unmöglich. Bey dieser Nothwendigkeit eines erfahrenen Augs und behenden gewandten Pinsels ist es aber auch natürlich, daß des Künstlers Talent sich mit vollem Feuer wirksam zeigt, und in je höherem Grade sich dasselbe mit der Fertigkeit verbindet, desto unmittelbarer geht der Gedanke in das Werk der Hand über.

Diese Rücksichten allein hätten geistvollen, unternehmenden Künstlern, wie damals mehrere in Rom beysammen waren, den Wunsch in Fresco zu malen, nah legen können, wäre er ihnen nicht noch viel lebendiger erschienen aus dem Gesichtspunkt, den ihre Richtung überhaupt angab. Es war ihnen um das Ernste, Hohe und Würdige zu thun; die künstlerische Darstellung sollte auf ihre reinste Quelle, die sittliche Natur des Menschen zurückgeführt werden; es sollte ein religiöser, gottdurchdrungener Sinn sich in ihr entwickeln und aus ihr wirken. Mit diesem Streben, welches auf Ergründung des Wahren und Edlen des Lebens ging, vertrug sich weder oberflächliche conventionelle Auffassung, noch jener blendende gleißnerische Effekt der Darstellung, welchen eine in ihren Mitteln weit ausgebildete Kunst leicht hervorzubringen vermag. Wenn die-

selben jungen Künstler, die solche Grundsätze bekannten, sich zum Theil einer conventionellen Nachahmung altitalienischer und altdeutscher Malerey überließen, so geschah dieß zwar, weil sie die äußeren Eigenthümlichkeiten von Meistern, bey welchen sie jene höheren Forderungen der Kunst befriedigt fanden, mit dem Geist, in welchem dieselben gearbeitet, verwechselten; im Allgemeinen jedoch blieb jene Richtung bey denen, welche überhaupt etwas Bedeutendes zu leisten vermochten, fest begründet und herrschend. Sie gingen daher vorzüglich auf tiefe Auffassung der Charaktere, auf genaue, einer scharfen Beobachtung des Lebens entnommene Darstellung des Individuellen, auf Ergründung wahrer, edler, der höhern Bestimmung des Menschen angemessener Motive. Gegen solche Forderungen mußte wenigstens vorerst der blos äußerliche Reiz der Malerey zurücktreten, und einfache Darstellung der Figuren, ohne künstliche Beleuchtung und Farbeneffekte, eine helle, dem heitern Aussehen des Raums nicht nachtheilige Haltung, wie sie sich durch der Frescogemälde zu Wege bringen lassen, wünschenswerth erscheinen.

Und in der That, obgleich die Frescomalerey eben so viel Glanz des Colorits, eben so blendenden Effekt, wie die Oelmalerey zuläßt, erscheint sie doch in solcher einfachen und würdigen Art der öffentlichen Bestimmung, der sie gewidmet ist, schon entsprechend. Sie ist ein Bedürfniß für die Ausschmückung großer öffentlicher Gebäude; Kirchen, Palläste, Versammlungssäle, Hallen, entbehren einer wesentlichen Zierde, wenn die Flächen ihrer Wände, Decken und Gewölbe leer, oder mit nichtssagenden Ornamenten angefüllt sind. Die Bedeutung dieser Localitäten, von der Architektur angegeben, soll durch die Malerey ausführlicher und mit bestimmteren Hinweisungen bezeichnet werden. Daher soll vor allem der Gedanke sich aussprechen; der Künstler soll mit Kraft, Wahrheit und edlem Sinn zu den Beschauern seiner Werke reden, er soll die Lehren und Erinnerungen der Religion, den Ruhm des Vaterlands, die Thaten edler Menschen, die Blüthen der Poesie und der allgemeinen Geistesbildung verherrlichen; — alles dieß vermag er nur durch Erfüllung der höchsten Forderungen seiner Kunst.

Und so wird jeder Raum durch seine Hand veredelt. Die Auszierung eines Saals mit sinnvollen Wandgemälden, die heitere Darstellung eines poetischen Gedankens an der gewölbten Decke eines Zimmers macht den Pallast des Fürsten, wie die Wohnung des Privatmanns zum Tempel der Kunst und bietet fortdauernden Genuß und unerschöpfliche Anregung des Geistes. Durch Rafaels Wandgemälde sind die öden Versammlungs-Säle des Vatikans und die kleinen wohnlichen Gemächer der Farnesina zu Heiligthümern der Kunst geworden, seit Jahrhunderten schon unversiegbare Quellen der Erkenntniß des Schönen und immer neuer Gedanken.

Daß die Kunst ein integrirender Theil der nationalen Bildung sey, mithin aus dem öffentlichen Leben und an den öffentlichen Werken, unter den Augen und zum Glanz der Fürsten und Großen des Volks sich entwickeln müsse, diese Ueberzeugung machte den deutschen Künstlern die Frescomalerey besonders werth. Sie sahen eine Zeit voraus, oder wünschten sie herbeyzuführen, in welcher deutsche Geisteskraft auch durch die bildende Kunst sich wieder Denkmäler setzen und ihre Wirksamkeit den folgenden Jahrhunderten sichern möchte; eine Zeit, in welcher Anschauung und Kenntniß des Schönen als Gemeingut der Nation, als der Ruhm ihrer Herrscher, und als unentbehrlicher Theil ihres öffentlichen Lebens betrachtet würde.

Nach kaum zehn Jahren sehen wir schon einen Theil dieser Wünsche erfüllt, und es muß den Künstlern, welche an jenen ersten vorbereitenden Arbeiten in Rom Theil nahmen, ein belohnendes Gefühl seyn, daß die Anstrengungen, die sie ohne weiteren Gewinn als den eigener Ausbildung machten, so bald Früchte zu tragen begannen, und für die Zukunft immer schönere versprechen. Cornelius hatte wenige Frescogemälde in Rom vollendet, als er von Sr. K. H. dem Kronprinzen von Bayern nach München gerufen ward, um ein der Kenntniß antiker Sculptur geweihtes Gebäude mit Fresken zu schmücken. Mit welcher Genialität und Meisterschaft er die Lösung dieser Aufgabe begonnen, davon haben unsre Blätter bereits ausführliche Kunde gegeben *) und sie werden nächstens darauf zurückkommen. Die Wirksamkeit des Meisters zeigte sich aber nicht nur in seinem Werke, sondern auch in der schnellen Bildung einer Schule, die ihm die tüchtigsten Gehülfen lieferte und seine Kunst mit Erfolg ausbreitete. Die Frescomalereyen, welche neuerlich in Bonn und Coblenz unternommen wurden, sind Werke seiner Zöglinge und andere werden von ihnen vorbereitet. Ein anderer Künstler, welcher zugleich mit Cornelius in Rom war, aber dort nicht a Fresco malte, Carl Vogel, aus Dresden, hat in Pilnitz einen Saal des königlichen Schlosses mit Deckengemälden verziert, wovon unser Blatt ebenfalls Nachrichten geliefert hat. **) So dürfen wir hoffen, diese Kunst und ihre Werke bald nach allen Richtungen in Deutschland verpflanzt zu sehen.

---

*) Vergl. den Aufsatz von Hrn. Pr. Speth und die demselben beygegebenen Umrisse im Kstbl. 1821. Nro. 65. 66. 67. 69.; und den des Hrn. v. Blomberg in Nr. 104. 1823.

**) S. die Aufsätze von Fr. v. Helwig im Kstbl. 1822. Nr. 98. 99. und von Hrn. v. Quandt Kstbl. 1823. Nr. 6. mit beygegebenem Kupfer.



Während die Frescomalerey so in Deutschland festen Fuß gewann, haben die in Rom zurückgebliebenen deutschen Künstler an neuen Werken ihre Thätigkeit und ihr Talent bewiesen. Indem wir hier eine Uebersicht der früheren und späteren in Rom von ihnen gearbeiteten Fresken, nebst einigen Umrissen zur Erläuterung der letztern geben, haben wir nur den Wunsch auszusprechen, daß diese talentvollen Künstler, noch sämmtlich in der blühendsten Kraft ihrer Jahre, bald durch ehrenvolle Aufträge nach Deutschland zurückgerufen werden, und an bedeutenden Werken im Vaterland ihren Ruhm verherrlichen möchten.

Der preußische General-Consul Hr. v. Bartholdy in Rom gab 1815 den deutschen Künstlern Gelegenheit, in einem Zimmer seiner Wohnung auf Trinita de' Monti eine Reihe von Fresken auszuführen, die ihrer eigenen Wahl überlassen blieben. Zu dieser Arbeit vereinigten sich Cornelius, Overbeck, Philipp Veit und Wilhelm Schadow. Sie entschlossen sich die Geschichte Josephs in einem Cyclus von Darstellungen zu behandeln, und wählten, obgleich das Zimmer von geringem Umfang ist, doch die Dimensionen so groß als es ihnen der Raum der Wände erlaubte, so daß die Figuren wenig unter Lebensgröße blieben. Wenn hiedurch der kleine Raum etwas überladen wurde, da dem Beschauer kein Standpunkt von gehöriger Entfernung gestattet ist, so erreichten doch die Künstler ihren Hauptzweck, zu beweisen, was sie vermöchten. Und in der That, hätte man aus ihren früheren Leistungen noch einen Zweifel an der Größe ihres Talents hegen können, so würden sie ihn durch diese aufs überraschendste beseitigt haben. Noch bedeutender erschien es jedoch, daß von dem, was man damals allgemein den genannten jungen Künstlern zur Last legte, und sehr oberflächlich mit dem Namen alterthümelnder Manier bezeichnete, keine Spur in diesen Werken zu finden war. Sinnvolle Auffassung der Composition, tiefe Bedeutsamkeit der Charaktere, großartige Formen und strenge, auf gründlichem Naturstudium beruhende Zeichnung, sind die charakteristischen Eigenheiten der vorzüglichsten dieser Gemälde, so daß sie allerdings an Werke älterer vortrefflicher deutscher und italienischer Meister, aber durch Vorzüge, die von Wenigen erreicht worden sind, erinnern. Auch das strengste Urtheil wird zugeben müssen, daß die Fehler, die ihnen mehr oder weniger zur Last fallen: geringes Hervortreten der Figuren, Mangel an Luftperspective, und Schwäche des Colorits, wohl Folgen der Unerfahrenheit in der Farbenbehandlung, oder der minderen Aufmerksamkeit der Künstler auf diese Theile der Malerey überhaupt, aber nicht aus Grundsatz oder Vernachlässigung hervorgegangen sind.

Die Gemälde sind folgende: 1. Joseph von seinen Brüdern verkauft, von Overbeck. 2. Jakob empfängt die Todesnachricht, von Schadow. 3. Joseph und Potiphar, von Veit. 4. Joseph im Gefängniß legt dem Schenken und Bäcker ihre Träume aus, von Schadow. 5. Joseph vor Pharao den Traum deutend, und 6. seinen Brüdern verzeihend, beyde von Cornelius. Durch die Wölbung der Decke blieben noch zwey Lünetten übrig, in welchen zwey allegorische Bilder, die sieben fetten Jahre, von Veit, und die sieben magern Jahre, von Overbeck, angebracht sind.

Es würde hier zu weit führen, jede dieser Compositionen einzeln zu beschreiben. Wir heben nur zwey der anziehendsten heraus, von welchen sich die Cartons im Frankfurt a. M. und in Berlin befinden. Das erste Bild, die Verkaufung Josephs, ist von Overbeck eben so klar als gefühlvoll behandelt. Vor der ummauerten Grube, aus welcher sie den Knaben herausgezogen haben, stehen Josephs Brüder. Sie haben den Handel mit dem alten Ismaeliten schon geschlossen, der ihnen den Geldbeutel reicht. Einer führt den fast nackten weinenden Joseph zu den Kameelen rechts, bey deren vorderstem ein erwachsener bekleideter Knabe steht; auf dem andern sitzt eine junge schöne Frau, die den armen Verkauften mitleidig betrachtet. Ein Mohr sieht hinter sich nach den Brüdern, oben vom Hügel herab kommt noch ein Zug Kameele. Zur Linken etwas rückwärts sind andere Brüder beschäftigt den Bock zu schlachten, mit dessen Blut sie das Kleid färben. Diese Composition ist vollkommen deutlich, und reich an schönen Motiven. Der Ausdruck der Habsucht, der Gleichgültigkeit, der Theilnahme, des Schmerzes, wird durch die Schönheit der Köpfe gehoben, die alle das Gepräge von Naivetät und innerm Seelenleben an sich tragen. Im Ganzen herrscht große Ruhe und Anmuth und eine individuelle Eigenthümlichkeit.

Großartiger im Styl und mehr die Phantasie erregend ist Cornelius einfache Composition: die Traumdeutung vor Pharao. Pharao sitzt, die Hand am Kinn, den Kopf niederbeugt, in tiefem Nachsinnen auf seinem Thron in der Mitte des Bildes. Zur Rechten nach vornen steht Joseph; man sieht ihn meist vom Rücken und sein Gesicht weniger als Profil im Reflexlicht. Er spricht begeistert, und mit erhobenen Händen. Gegenüber sitzt der Schreiber, im Begriff, das Gehörte aufzuzeichnen, betrachtet er Joseph mit gespannter Aufmerksamkeit. Ein junger Mann, ein alter und ein Jüngling, stehen hinter ihm in einer Gruppe gegen Pharao hin, alle drey sehr schöne ausdrucksvolle Köpfe. Im Hintergrund ein Traumdeuter, der erzürnt den Saal verläßt. An der Wand sind die Bilder der fetten und magern Kühe angebracht. Die Strenge und Großartigkeit der Zeichnung, der ernste Styl und die Einfachheit der Composition sind hier vorzüglich bewundernswerth.

und vereinigen sich mit einem äußerst kräftigen und charakteristischen Ausdruck.

Von besonderem Verdienst sind noch: die Wiedererkennung von Cornelius, und die beyden Lünetten von Overbeck und Veit. Die sieben fetten und die sieben magern Jahre sind jede unter dem Bild einer Mutter mit sieben Kindern vorgestellt; jene in Ueberfluß und Freude, diese in Hungersnoth und Jammer. Beyde Bilder gehören zu den gediegensten und schönsten poetischen Erfindungen in der Malerey und sind mit gleicher Meisterschaft ausgeführt. Von Overbecks Composition haben wir bey Gelegenheit eines Kupferstichs gesprochen,*) der sie nur unvollkommen wiedergibt und besonders von der Schönheit der Formen keinen Begriff erweckt. Sonst ist von allen diesen Gemälden noch nichts durch Kupferstich bekannt, außer ein Kopf aus der Verkaufung Josephs, von Eduard Schäffer, einem jungen Künstler aus Frankfurt a. M., als erste Probe seines Talents gestochen. Es wäre sehr zu wünschen, daß von diesen sämmtlichen Fresken gute Zeichnungen unter der Aufsicht der Meister, die noch in Rom leben, gemacht, und in Kupferstich oder Lithographie herausgegeben würden. Wenn eine lithographische Anstalt mit ausgebreiteten Mitteln in Rom bestände, so würde das Unternehmen unstreitig eben so leicht auszuführen als dankbar seyn.

Durch diese vorzüglichen Arbeiten aufmerksam gemacht, wollte Canova die deutschen Künstler auch im Vatican beschäftigen, wo eben damals unter seiner Leitung die Lünetten an der rechten Wand des Museo Chiaramonti mit zum Theil sehr mittelmäßigen Fresken ausgemalt wurden. Jedoch konnten nur Philipp Veit und Eggers Aufträge übernehmen. Jener malte die Figur der Religion, im Kolosseum sitzend, als Anspielung auf die Stützung dieses Gebäudes und die Wiederherstellung der darin befindlichen Altäre unter Pius VII.; dieser die Figur der Roma, vor welcher Münzen ausgeschüttet liegen, in Bezug auf die Einrichtung der Münzsammlung in der vatikanischen Bibliothek.

Ein größeres Werk übertrug der Marchese Massimi auf Veranlassung Sr. K. H. des Kronprinzen von Bayern den drey Künstlern Cornelius, Overbeck und Julius Schnorr. Er wollte die drey untern Zimmer in dem Casino seiner Villa, dem Lateran gegenüber, mit Fresken aus Dante, Ariost und Tasso verzieren lassen. Als aber noch vor Beginnung der Fresken selbst, Cornelius nach München gerufen ward, übernahm seinen Antheil Philipp Veit. Das Erdgeschoß des Gartenhauses bot drey Abtheilungen, zwey fast quadrate Zimmer zur Rechten und Linken, und ein größeres längliches in der Mitte, in welches man unmittelbar aus dem Garten eintritt. In dem zur Rechten hat Overbeck den Tasso, in dem zur Linken, Veit den Dante, in dem mittlern Schnorr den Ariost behandelt. Noch ist keines vollendet, auch kann Schreiber dieses aus eigener Anschauung nur über diejenigen Bilder Bericht geben, welche im Frühling 1823 beendigt waren. Ueber das, was seitdem vollendet worden ist, dürfen wir von einem andern Mitarbeiter wohl baldige Nachricht hoffen.

Overbeck hat sein Gewölbe nach den vier Wänden in vier Abtheilungen gesondert, welche oben durch ein Mittelbild verbunden werden. Dieß Mittelbild, welches wir in dem beyliegenden Umriß mittheilen, zeigt, gleichsam als Schlußstein der ganzen Darstellung, die allegorische Figur des befreyten Jerusalems. Auf einem bischöflichen Thron von weißem Marmor, mit Stufen von grauem Granit, sitzt ein schönes jugendliches Weib von hoher Gestalt. Ihr Haupt ist mit der Dornenkrone umflochten, auf dem rothen Brustgewand trägt sie das schwarze Kreuz, den untern Theil des Körpers bedeckt ein grünlicher Mantel. In der Linken hält sie die geöffnete Rolle ihrer Geschichte, in der Rechten das Buch der Religion, in welchem sie eben gelesen. Ihr begeisterter Blick wendet sich freudig empor, als zween Engel die Fessel von ihren Armen nehmen, der eine das Schwert, Symbol der Gewalt, der andere den Rosenkranz, Symbol des Glaubens, in der Hand haltend, und mit dem Zeigefinger nach oben deutend, woher ihr Schutz und Rettung kommt. Der Glaube hat ihr zuerst die Ketten abgenommen; die Stärke vollendet das Befreyungswerk. Diese Figur, obwohl sie nicht vollkommen ihre allegorische Bedeutung ausspricht, trägt doch in Charakter und Ausdruck das Gepräge des begeisterten Genius, und man möchte von ihr sagen, was Rafael über seine Figur der Poesie gesezt hat: Numine afflatur. In dem Carton, welchen der Künstler noch in seinem Studium bewahrt, sieht man die volle Kraft der ersten Erfindung; auch fand dieß Bild so großen Beyfall, daß er es in Oel wiederholen mußte. In unserm kleinen Umriß ist nur das Gesicht etwas zu breit gehalten, wodurch es das Zarte und Edle verloren hat, das dem Original einen wahrhaft himmlischen Reiz gibt. Einige wünschten wohl mit Recht das Symbol des Rosenkranzes zur Bezeichnung des Glaubens mit einem bessern vertauscht; auch wollen wir die gewundenen Säulchen am Thron und die Wolken unter den Engeln nicht vertheidigen. Der Grund, auf welchem die Engel schweben, ist Nachahmung vergoldeter Mosaik, wie ihn auch Rafael bey seinen vier allegorischen Figuren der Theologie, Jurisprudenz, Philosophie und Poesie angewendet hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Kstbl. 1824. Nr. 18.

Nr. 26.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 31. März 1825.

Frescomalereyen deutscher Künstler in Rom.

(Fortsetzung.)

(Hierzu der Umriß: Dante's Paradies, 3ter und 4ter Himmel, nach Philipp Veit gest. von Ferd. Ruschewepy.)

In den vier Seitenabtheilungen des Gewölbes hat Overbeck vier Episoden des Gedichts dargestellt, welche die vier Heldinnen verherrlichen: Sophronia, wie sie mit Olind auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden soll; Erminia bey den Hirten; Armida, welche den Rinald in ihren Zaubergarten hält; Clorinda, wie sie sterbend von Tancred die Taufe empfängt. Von diesen Gemälden ist bereits früher im Kunstblatt *) ausführlich gesprochen und dabey die Absicht des Künstlers hervorgehoben worden, die profane Liebe der Armida mit der himmlischen der Sophronia, und die irdische Ruhe der Erminia mit dem ewigen Trost, welchen Clorinda in der Taufe findet, gegen einander zu stellen. Dieser Absicht gemäß sind auch die Scenen in der ebengenannten Ordnung einander gegenüber angebracht. Die Figuren sind in Verhältniß zu den Räumen nicht sehr groß gehalten, wohl deßhalb, um das Augenmerk des Beschauers nicht zu sehr von den Hauptgegenständen abzulenken, welche die untern größern Wände einnehmen sollen. Aus demselben Grund hat der Künstler wohl auch zweyen dieser Compositionen, z. B. Olind und Sophronia, Rinaldo und Armida, nicht jenen Reichthum der Gruppen verliehen, zu dem sie wohl hätten Anlaß geben können, da ohnehin die beyden andern mehr Ruhe und Einfachheit erfordern. Daß er neben der Taufe der Clorinda in demselben Bilde noch die beyden Scenen angebracht hat, wie Tancred die Heldin an der Quelle überrascht, und wie nach der Taufe sie todt, er bewußtlos weggetragen wird, möchten wir wenigstens hier nicht rechtfertigen. Zwar bringen sie Anfang und Ausgang des Verhältnisses in Erinnerung, jedoch wird die Geschichte dadurch nicht völlig deutlich, zumal da man eher eine Bezeichnung der äußern Umstände, der Belagerung und Schlacht, erwartet, während welchen der Tod Clorinda's erfolgt.

Das einzige Gemälde, das Overbeck in der obengenannten Zeit an den Wänden vollendet hatte, war das zur Rechten vom Eingang zwischen zwey Fenstern: der Anfang der eigentlichen Geschichte. Die Figuren dieses Bildes sind bedeutend größer als die der obern Räume. Gottfried v. Bouillon kniet bey Sonnenaufgang am Gestade des Meers betend, da erscheint ihm aus dem reinen Himmel der Engel des Herrn den Befehl verkündigend, nach Jerusalem zu ziehen; im Schatten des Vordergrundes schlafen drey gerüstete Krieger. Gottfried in dem weiten Purpurmantel ist eine edle würdige Gestalt, sein Antlitz verräth die Begeisterung des Gebets; von lebendigem Ausdruck, und von besonders großartiger Zeichnung sind die drey Schlafenden. Das ganze Bild athmet hohe Würde und eine so heitere Klarheit, daß es selbst die halbdunkle Wand, auf die es angebracht werden mußte, zu erleuchten scheint. Zwar ist die Färbung nicht sehr kräftig, aber der Künstler hat, mit wenigen einfachen Mitteln das Licht der aufgehenden Sonne, den Glanz auf dem Meer und an den Zelten des Lagers und auf Antlitz und Gestalt des begeisterten Gottfrieds selbst darzustellen gewußt. In Ansehung der Composition war Overbeck hier auf dem, seiner Eigenthümlichkeit am meisten zusagenden Felde, dem religiösen. Mit einem begeisterten Gemüth, alles Menschliche von dem höhern Standpunkte betrachtend, entwickelt er die tiefste Anschauung des Lebens da, wo es mit Frömmigkeit und religiösem Sinn in nahe Beziehung tritt. Er trägt sein inniges und zartes Gefühl in die Charaktere, die er schildert, über, und es ist ihm die seltene Gabe verliehen, die reinsten und zartesten Bewegungen der Seele auszudrücken. Wir wünschen daher nichts eifriger, als daß er einmal Gelegenheit haben möge, für Deutschland eine Reihe religiöser Gegenstände auszuführen.

Das entgegengesetzte Zimmer, welches zu den Vorstellungen aus Dante's Divina Commedia bestimmt ward,

*) 1822. Nr. 64.

hat eine Decke von derselben Form, wie das ebenbeschriebene. Hr. Veit fand es jedoch für seinen Gegenstand vortheilhafter, die Räume, mit Ausnahme eines Mittelbildes oben, gar nicht abzutheilen, und die Gruppen ungetrennt an der Wölbung neben einander zu stellen. Er bestimmte die ganze Decke zur Darstellung des Paradieses. Jede Seite des Gewölbes enthält auf dem blauen Grund des Himmels, in welchen die Strahlen des Engelkreises fallen, zwey Gruppen, jede mit dem Himmelszeichen der Sphäre, der sie angehört, so daß hier die Hauptpersonen der acht ersten Sphären neben einander dargestellt sind. Ueber diesen umschließt der Kreis der Engel, oder die neunte Sphäre, das ovale Mittelbild der Decke, in welcher der Schluß des Ganzen, das Empyreum erscheint: die heilige Dreyfaltigkeit, die Jungfrau Maria, Dante und der heil. Bernardus, mit zwey Engeln. Wir nennen die untern Gruppen der Reihe nach, so weit sie damals vollendet waren:

Erster Himmel. — Luna: Dante und Beatrice; Gostanza, Tochter des Königs Roger von Apulien und Gemahlin Heinrichs V.; die Florentinerin Piccarda.

Zweyter Himmel. — Merkur: ein unbekannter Pilger, Schatzmeister des Grafen Raimondo Berlinghieri; Justinian.

Dritter Himmel. — Venus: Carl Martell, König von Ungarn; Cunizza, Folco von Marseille; Rahab.

Vierter Himmel. — Sol: Dante und Beatrice; links Thomas von Aquin, Albertus Magnus und Petrus Lombardus; rechts Bonaventura, der Prophet Nathan und Sigieri.

Fünfter und sechster Himmel. — Mars und Jupiter (damals unvollendet).

Siebenter Himmel. — Saturn: die dem beschaulichen Leben Ergebenen bey der Himmelsleiter, links Petrus Damianus und Macarius, rechts Benediktus und Romuald.

Achter Himmel. — Zeichen der Zwillinge: Die Prüfung über Glaube, Hoffnung und Liebe, Dante und Beatrice, die Apostel Petrus, Jakobus und Johannes.

Die nähere Bezeichnung aller dieser Figuren würde hier ein unnützes Geschäft seyn; wir geben in der beyliegenden Kupfertafel die Gruppen des dritten und vierten Himmels, nach der eigenen Wahl und Zeichnung des Künstlers, und fügen nur einige Worte zur Erläuterung bey.

Dante führt in der dritten Sphäre, unter dem Zeichen der Venus, diejenigen ein, welche im Erdenleben, wie er sagt, von dem Lichte dieses Gestirns, d.h. von der Liebe, überwunden worden und ihrer Schuld entledigt, nun des ewigen Friedens genießen. Der erste ist Karl Martell, Sohn Königs Carl II. von Neapel, als König von Ungarn gekrönt, aber vor seinem Vater gestorben. Er war ein Freund Dante's. — Weiter zurück steht Cunizza, Schwester des Tyrannen Ezzelin, die im Rufe stand, aufs feurigste geliebt zu haben. Der Zitherspieler ist Folco von Marseille, der eine schöne Frau in vielen Liedern besang, und aus Gram über ihren Tod in ein Kloster ging, von wo er später zum Bischof von Marseille und Erzbischof von Tolosa erhoben ward. — Hinter ihm steht Rahab, die Buhlerin, welche die Kundschafter Josua's in Schutz genommen; sie trägt in ihrer Linken den Strick, womit sie die zwey Männer über die Stadtmauer herabgelassen.

Aus der Sphäre der Venus steigt Dante mit Beatrice in die der Sonne, und findet unter dem Chor der Geister, die im Lichte schweben, Thomas von Aquin, der ihm vom Leben des heil. Franciscus Kunde gibt. Er steht hier vor Dante und seiner Führerin, mit dem Buche in der Hand, die Linke zum Sprechen aufgehoben. Neben ihm sein Lehrer Albertus Magnus und zuletzt Petrus Lombardus. Der vorderste auf der andern Seite ist der Cardinal Bonaventura, welcher, nachdem Thomas von Aquin seine Rede geendet, das Leben des heil. Dominicus erzählt, neben ihm der Prophet Nathan, und zuletzt Sigieri, Lehrer der Logik zu Paris.

Dem Inhalt aller dieser Gruppen, welche nur Zusammenstellung ruhiger Figuren erforderten, kam die Eigenthümlichkeit des Künstlers zu Statten, der, wie uns dünkt, in allen seinen Compositionen das Stille und Ruhige liebt. Anmuth, zartes Gefühl, schöne Gruppirung und Drapirung sind die Eigenschaften, wodurch sich diese Gemälde auszeichnen und welche die Beschauer auch an dem bloßen Umriß erkennen werden; die Färbung ist nicht kräftiger als bey Overbeck.

Die Bilder des fünften und sechsten Himmels sind im verflossenen Jahr von Hrn. Veit vollendet worden. Doch hat er, wie wir hören, sich von der Bearbeitung des Inferno und Purgatorio zurückgezogen, und es ist noch unentschieden, von wem nun die Seitenwände des Gemachs ausgemalt werden sollen.

(Der Beschluß folgt.)

Josse oder Jobst de Negker, Holz- und Formenschneider zu Nördlingen.

Die Beschreibung eines seltenen und merkwürdigen Blattes von dem wenig bekannten Formenschneider Josse oder Jobst de Negker, welches sich in dem königlichen

Kupferstichkabinett zu Dresden befindet und weder in Bartsch Peintre-Graveur noch andern ähnlichen Werken erwähnt ist, wird vielleicht den Kunstfreunden willkommen seyn.

Dieses Blatt von kolossaler Größe, aus sechs zusammengesezten Blättern bestehend, hat im Ganzen 37 Zoll Höhe und 33½ Z. Breite (Pariser Maaß) und enthält eine Scene aus dem Leben des ungerathenen Sohnes.

Der junge reich gekleidete Wüstling sizt mit aufgestemmtem linkem Arm, in der Rechten eine Flöte haltend, an der Seite eines jungen, ebenfalls sehr wohlgekleideten Mädchens; sie legt ihre Hand an seine Brust, fast wie es scheint, um aus der Tasche seines Rocks etwas zu entwenden. Zur Rechten des Mädchens sizt ebenfalls ein junger Mann, welcher die Flöte spielt; hinter diesem steht ein etwas älterer, welcher durch Gesang und Mimik die Unterhaltung vermehrt. Ihm zur Seite ist eine Dirne, welche mit wollüstigen Blicken auf die in der Mitte sitzenden Hauptpersonen herabsieht. Zur Rechten des Bildes eine Alte (vielleicht die Wirthin des Hauses), die über den jungen Verführten ein Trinkgeschirr herabreicht. Auf dem Tisch, an welchem die Gesellschaft sizt, liegen einige Früchte, ein umgeworfener Becher und mehrere italienische Münzen, unter denen sich einige päpstliche und besonders auch mailändische auszeichnen. Durch ein Fenster im Hintergrund des Zimmers erblickt man einige andere Scenen aus dem Leben des verlorenen Sohnes, als: das Hüten der Schweine, die Rückkehr in das väterliche Haus u. s. w.

Unter dem Bild, welches übrigens in einer reich verzierten Einfassung befindlich ist, sind in sechs Abtheilungen deutsche Verse, welche folgendermaßen anfangen:

„An Gottes Gnad niemand verzag, u. s. w.“

Der Schluß heißt:

„Laß dir mit mir gefallen dis.“

Hierauf folgt die Adresse des Künstlers:

Gedruckt zu Augspurg durch Jobst de Negker Formschneyder.

Oben im Rand des Bildes steht:

Die Histori vom verlornen Son Luc. XV.

Nach der Composition dieses vorzüglichen Blattes zu urtheilen, möchte man glauben, daß es nach der Zeichnung oder einem Bild irgend eines italienischen Meisters aus der lombardisch-venetianischen Schule in Holz geschnitten sey. Besonders nähert es sich der Manier des Giorgione oder wollte man einen spätern annehmen, des Tizian, jedoch dürfte immer die größere Wahrscheinlichkeit für den erstern Meister seyn, da das Costüm der Figuren sich der Periode dieses Künstlers sehr nähert und auch in mehreren Kabinetten Gemälde mit musicirenden Figuren von der Hand des Giorgione sich befinden. Tizian war bekanntlich zur Zeit Carl's V. auch in Augsburg: hier lebte J. de Negker, wo es auch möglich seyn könnte, daß er sein Blatt nach jenem Meister verfertigt hätte. Zeichnung und Ausdruck in den schönen charaktervollen Köpfen, ferner die leichte und freye Behandlung in Rücksicht des Technischen, erheben es zu einem der ersten und vorzüglichsten der Holzschneidekunst.

So sehr sich nun dieß Blatt durch den Holzschnitt auszeichnet, eben so merkwürdig ist das vor uns liegende Exemplar dadurch, daß es sehr schön und rein, und zwar zum Theil mit Körper- und zum Theil mit dünnen Wasserfarben colorirt ist. Obgleich die Nachrichten, daß die Meister der Holzschneidekunst im fünfzehnten oder sechszehnten Jahrhundert, andere Abdrücke mit mehrern Platten oder mit bunten Farben, außer den bekannten Camayeux, (Clair-obscur's) oder Drucken in Helldunkel (mit zwey und drey Platten) gefertiget haben, entfernt und ungewiß sind: so möchte bey näherer Beschauung und Untersuchung dieses oder ähnlicher farbiger Blätter fast zu vermuthen seyn, daß manche Theile daran nicht sowohl durch den Illuministen oder Briefmaler mittelst des Pinsels und der Patrone aufgetragen oder colorirt, sondern daß mehrere Theile durch Ausdrucken verschiedener Holzplatten mit bunten Farben vollendet worden sind. *)

Von dem Meister, welcher sich [symbol] oder [symbol] bezeichnete, **) gibt es ungefähr 30 Blätter, welche biblische Geschichten enthalten, wovon aber im P. Grav. nur 2 Bl. angezeigt sind, und von denen ebenfalls bunte Exemplare in der königl. Kupferstichsammlung sich befinden, so wie ein bunter Druck des Turniers von L. Cranach (P. Gr. No. 124.); deßgleichen ein großes Wappen des sächs. Hauses, (dieß ist auch nicht im P. Grav., folglich nicht zu den gewöhnlichen Blättern zu zählen). Alle diese Exemplare möchten fast überzeugende Beweise geben, daß mehrere Theile mit Farben aufgedruckt sind.

---

*) Zu Straßburg erschien 1513 bey Johannes Schott eine Ausgabe des Ptolomäus mit Charten, wo die Charte von Lothringen mit grün, roth und schwarz, so wie die Wappen, zu dieser Charte als Einfassung gehörig, mit ihren heraldischen Farben bunt gedruckt waren. Auch sollen von den Imagines coeli septentrionalis et meridionalis von Alb. Dürer gefertiget, bunte Abdrücke vorhanden gewesen seyn. Heller Geschichte der Holzschneidekunst pag. 75 und 76.

**) Bartsch P. Grav. Vol. IX. p. 427. Brulliot Diction. des Monogr. III. 618. Heller Geschichte der Holzschneidekunst. S. 130. Heinecke rechnete diese Blätter zu Glockendon's Arbeiten.

Josse oder Jobst de Negker war von Nördlingen, wo auch Hans Schäuflein sich aufhielt, gebürtig, und lebte später zu Augsburg. (Nach Heller's Geschichte der Holzschneidekunst p. 126 soll der um die Mitte des 16ten Jahrhunderts zu Augsburg lebende Jost Donnecker oder Dannecker, welcher 1544 einen Todtentanz herausgab, ein und derselbe Künstler seyn.) J. de Negker war, wie seine Werke beweisen, einer der ersten Formenschneider, und erst vor nicht langer Zeit hat man außer einigen Blättern, die er mit seinem Namen bezeichnete, durch die Nachforschungen des verstorbenen Ad. v. Bartsch erfahren, daß dieser Künstler mehrere Platten oder Holzstöcke zu dem berühmten Triumphzug des Kaisers Maximilian I., so wie auch zu den genealogischen Bildnissen der Heiligen aus dem Geschlecht desselben Kaisers, beydes nach Zeichnungen von Hans Burgmair, *) gefertigt habe.

Auch soll Josse de Negker einen Theil der Platten zu dem Theuerdank (oder Tewerdank) nach Hans Schäuflein's Zeichnungen in Holz geschnitten haben. Wenigstens soll auf einem Exemplar dieses Werks in der k. k. Hofbibliothek zu Wien der Name Josse de Negker auf dem Holzschnitt Nro. 70. unten neben Schäufleins Zeichen befindlich seyn. **)

Frenzel.

*) Bartsch P. Grav. Vol. VII. p. 235. Heller Geschichte der Holzschneidekunst p. 99. et seq.

**) Heller Beyträge zur Kunst- und Literatur-Geschichte Seite LXXXXIII.

Kunstliteratur.

Antologia. Vierter Jahrgang 1824.

(Beschluß.)

In Nro. 44. wird von einem neuen Bild des Hrn. Liparini zu Vicenza, den Schwur der Horatier vorstellend, mit Lob gesprochen; auch ist eine historisch-kritische Abhandlung des Hrn. Can. Moreni über eine sehr alte Medaille von Michel-Angelo, Bindo Altoviti vorstellend, angekündigt, in welcher viele neue und wichtige Nachrichten über alte florentinische Künstler enthalten sind.

Im September-Heft beschreibt Hr. Pucci ein sehr schönes Bild von Giulio Romano, auf welchem die der Psyche dargebrachten Ehren vorgestellt sind. Dieses Bild, dessen Schicksal bisher unbekannt war, ist jezt in Florenz in den Händen des Hrn. Vicoli. — Hr. Benci recensirt ein neues Werk von Prof. Ciampi über die neueren Vermuthungen in Beziehung auf die etruskischen Alterthümer mit einigen Ideen über Ursprung, Gebrauch und Alterthum der sogenannten etruskischen Vasen. — P. Giordani gibt in einem dem Grafen Cicognara zugeschriebenen Brief von der schönen Gruppe der Caritas Nachricht, welche der Bildhauer Bartolini zu Florenz für eine Capelle des Großherzogs modellirt hat. — Dieser berühmte Schriftsteller, welcher sich jezt zu Florenz niedergelassen hat, ist gesonnen über die Werke der neueren italienischen Künstler zu schreiben, und seine Bemerkungen zuerst in der Antologia erscheinen zu lassen.

In Nro. 46. findet man eine sehr anziehende Recension der Lebensbeschreibung Canova's, die Hr. Missirini zu Prato (1824) herausgegeben hat; — und Hr. Benci gibt Nachricht von dem großen Werke, welches über das Museo Borbonico zu Neapel erscheint. — Aus den bibliographischen Anzeigen sieht man, daß der erste Band der neuen Auflage von Cicognara's „Storia della Scultura" zu Prato erschienen ist.

Das November-Heft erwähnt einiger Briefe des Francesco Milizia über Kunstgegenstände, die neulich zum Erstenmal zu Venedig gedruckt worden sind. — Graf Cicognara gibt Nachricht von Boisserée's großem Werk über den kölnischen Dom, und fügt noch eine kurze Uebersicht der Boisserée'sche Gemälde-Sammlung hinzu.

Im December-Heft ist 1. ein Aufsatz über die Preis-Ausstellung in der Akademie der schönen Künste zu Florenz; — 2. ein Brief von Mayer über die Kunstausstellung in Stuttgart, und 3. ein Brief von Giordani über die Porcellan-Gemälde, welche Hr. Constantin zu Florenz gefertigt, enthalten.

Wir schließen diese kurze Uebersicht mit dem Wunsche, daß eine Zeitschrift, welche wie die Antologia *) die ausgezeichnetsten Mitarbeiter aus allen Fächern der Wissenschaft zählt, immer mehr in Deutschland gekannt und verbreitet werden möge.

H. M.

*) Alle Monate erscheint ein Heft in Octav, 10 bis 12 Bogen stark; drey Hefte machen einen Band aus. — Der Preis ist 36 Franken für die 12 Hefte, welche franco bis Mailand oder Turin durch die Post geschickt werden. — In Deutschland kann man in folgenden Buchhandlungen subscribiren: Augsburg — Jenisch und Stage; Berlin — Schlesinger; Frankfurt — Schäffer; Leipzig — Griesbammer; Mannheim — Artaria und Fontaine; Stuttgart — Cotta; Wien — C. Schalbacher.





Nr. 27.

Kunst-Blatt.

Montag, den 4. April 1825.

Frescomalereyen deutscher Künstler in Rom.

(Beschluß.)

(Hierzu der Umriß: Agramant von Roland erschlagen, nach Jul. Schnorr gest. von Ruscheweyh.)

Ueber Hrn. Schnorrs Darstellungen aus Ariost's rasendem Roland im mittlern Zimmer können wir ausführlichere Angaben liefern, die wir der freundlichen Mittheilung des Künstlers selbst verdanken. Zwar ist bey weitem noch nicht alles ausgeführt, aber Hr. Schnorr hat vom Anbeginn seiner Arbeit den vollständigen Entwurf aller Scenen in kleinen Skizzen niedergelegt, welche eben so sehr von geschickter Benutzung der Räume, wie von geistreicher Auffassung des Gedichts zeugen.

Von der Beschaffenheit des Lokals hing es ab, wie umfassend oder beschränkt der Maler seinen Gegenstand behandeln durfte; er mußte sich mit seinen Ideen an das Gegebene anschließen und jedes Einzelne so viel möglich zweckgemäß benutzen. Daher geben wir zur Verständigung des Lesers zuerst eine kurze Uebersicht der Räume.

Das Verhältniß des Saals ist das von zwey nebeneinander liegenden Quadraten; dieser Raum ist zwar fast noch einmal so groß, als die von Overbeck und Veit benuzten, aber dennoch durch die architektonische Anlage sehr eingeschränkt. Die vorderste lange Wand ist durch die Hauptthüre des Saals und durch zwey Fenster zu beyden Seiten derselben so zerschnitten, daß sie außer vier schmalen Streifen, keinen Raum für Malereyen bietet. Die gegenüberstehende lange Wand, welche wir die Hauptwand nennen, und die beyden Seitenwände, sind jede durch eine kleine Thür wieder in zwey Hälften getheilt. — Die Decke zerfällt in fünf Haupttheile. An ein oblonges Mittelstück von beträchtlicher Größe schließen sich die vier Seitentheile, welche die Wölbung der Decke bilden. Diese Seitentheile sind aber durch halbzirkelförmige Felder oder Lünetten, die sich über jeder Thür befinden, wieder je in zwey Hälften getheilt, so daß sich acht Felder ergeben, wovon die vier an den langen Seitentheilen ziemlich groß, die anderen vier nur sehr klein sind. Außer diesen geben noch die Halbzirkel Räume zu Gemälden, ausgenommen der über der Hauptthür, weil er mit zur Oeffnung derselben geschlagen ist.

Dieser Raum ist allerdings zu beschränkt, um Ariost's reiche Dichtung nur einigermaßen in ihm unterzubeingen. Der Maler hielt sich daher nur an diejenigen Theile, die ihm wesentlich schienen. Er richtete sein Augenmerk erstlich: auf die allgemeine große Angelegenheit des Kampfs zwischen der Christenheit und dem Heidenthume; dann auf die Schicksale des Roland, und endlich auf die des Rüdiger und der Bradamante. Was der Dichter hierüber erzählt, suchte er in den Hauptpunkten zu geben, und vertheilte daher seinen Stoff folgendermaßen:

Auf der Hauptwand zeigt er den Anfang von Ariosts Erzählung in Bezug auf den Kampf der Christenheit mit dem Heidenthum. Auf der linken Seite derselben sieht man den König Agramant, obersten Führer der Heiden, mit seiner Ritterschaft vor den Mauern der Stadt Paris, wie er sie zu bestürmen Anstalt macht. Auf der rechten Seite das Innere der Stadt, und hier Kaiser Karl, der mit seinen Rittern den bedrohten Mauern zu Hülfe eilt.

Gegenüber, auf den vier Streifen der andern langen Wand, werden vier der vorzüglichsten heidnischen Ritter dargestellt.

Die Seitenwand links ist dem Roland gewidmet. Der Maler deutet die Ursache seiner Leiden an, zeigt seine Verzweiflung, und läßt ihn endlich als Rasenden erblicken.

Die Seitenwand rechts, die dem Rüdiger und der Bradamante angehört, soll folgendes enthalten: Linker Hand Bradamante in der Höhle des Merlin, wo ihr von Melissa die Häupter des Hauses Este, dessen Stammmutter sie werden soll, durch Zauberey im Voraus gezeigt werden. Rechter Hand Rüdiger, wie er die heil. Taufe empfängt.

Für die Halbzirkel über den Thüren sind Gegenstände gewählt, die mit dem Inhalt der Wandbilder in genauer Verbindung stehen. Ueber der Thür der Hauptwand erscheint der Erzengel Michael, welchen Gott der bedräng-

ten Christenstadt zu Hülfe sendet; über der Wand des Orlando wird seine Genesung angedeutet; über der Wand des Rüdiger und der Bradamante sind drey, durch Zauberey auf das Schicksal derselben gewaltig einwirkende, Personen dargestellt.

Auf den acht durch die ebenerwähnten Halbzirkel geschiedenen Feldern der Seitenwölbungen soll man theils Begebenheiten sehen, die den Sieg der Christen bezeichnen, theils einzelne Helden und Heldinnen, die sich im Kampf hervorthaten. Auf den vier größeren: 1. Wie Rinaldo die Heiden aus Frankreich verjagt. 2. Wie Dudo die heidnische Flotte besiegt. 3. Wie die heidnische Festung Biserta von den Christen eingenommen wird. 4. Wie Agramant, das Haupt der Heiden, auf der Insel Lipadusa von Roland erschlagen wird. — Auf zwey der kleineren Felder werden ein Paar christliche Helden, Brandimart und Zerbino, auf den beyden andern zwey Heldinnen, Marfisa und Bradamante, vorgestellt.

Wie nun architektonisch das Mittelstück der Decke den ganzen Raum schließt, so erscheinen auch in der Darstellung, die es enthält, die verschiedenen Theile des Gedichts concentrirt und in ihrer Entwicklung vollendet. Es ist hier das große Fest dargestellt, welches Kaiser Carl, durch die Vermählung Rüdigers mit Bradamante veranlaßt, in der Ebene von Paris veranstaltet. Sahen wir zuerst die Christen hart bedrängt durch das Heer der Heiden, sodann den Hülfe bringenden Gesandten Gottes, und die Ereignisse, durch welche die Heiden gestürzt wurden, ferner Rolands Leiden und Raserey, und die Verheißung, welche Bradamante erhielt, im Fall sie sich mit Rüdigern verbinde: so sehen wir nun hier ein großes Siegesfest, den Herrn der Christenheit auf seinem Thron, in der Mitte seiner Gewaltigen, dann Roland den genesenen Beschirmer des Kreuzes in seinem Triumphe, endlich Rüdiger und Bradamante Hand in Hand als Bräutigam und Braut. Die Helden links vom Thron des Kaisers sind folgende: der nächststehende Rinaldo, der zweyte Roland. Ueber den Schultern des leztern sieht man den Sobrin, der früher Heide war, dann aber Christ, und ein Freund des Kaisers wurde. Dann folgen Olivier, Dudo und Astolf. Der Bischof weiter links ist Turpin, der von den Thaten der Helden erzählt. Der Maler hat Ariost ihm zur Seite gestellt, ihm zuhörend und schreibend, weil Ariost in seinem Gedichte sich immer auf die Nachrichten des Turpin beruft. Rechts vom Bischof hat der Maler den Besitzer der Villa, Marchese Massimi, als Zuhörer dargestellt, weil es ihm billig dünkte, daß der Mann, der eigentlich bey diesem gemalten Feste der Wirth ist, auch dabey erschiene. Einige Jünglinge, die auch von den herrlichen Thaten der Helden erzählen hören, sollen überhaupt die Jugend hier vertreten, welche durch die Thaten ihrer Väter zu edlem Streben begeistert wird. — Rechts vom Kaiser stehen die Aeltern der Bradamante, Herzog Haimon und Beatrix, dann folgen Rüdiger und Bradamante, hinter ihnen Rüdigers Schwester Marfisa. Die Figur im langen Mantel stellt den Prinzen Leo vor, Sohn des griechischen Kaisers, neben ihm steht sein Waffenträger. Zu äußerst rechts sieht man Rüdigers getreuen Knappen, eine Gesandtschaft der Bulgaren zu seinem Herrn führend, die für diesen die Königskrone bringt. Im Mittelgrunde kommt Volk herbey, begierig an diesem Feste Theil zu nehmen.

Dieses Bild war das erste, welches der Künstler vollendete; er zeigte darin sogleich eine große Gewandtheit der Composition und vorzügliche Kraft der Farbe. Sein Colorit ist warm und lebendig, die Darstellung der Charaktere entschieden, und die Heiterkeit der ganzen Scene vollkommen dem festlichen Charakter des Gegenstandes angemessen. Diesem gemäß konnten die Figuren auch nicht in Verkürzungen, als von unten gesehen, dargestellt werden, sondern der Künstler dachte sich die ganze Decke als eine geschmückte Laube, in welcher die einzelnen Gemälde als Teppiche ausgespannt sind. Die Kränze und das Grün, welche die Einfassungen der Gemälde bilden, müssen daher den angenehmen Eindruck des Ganzen noch erhöhen.

Auf unsern Wunsch, den Umriß einer Scene zur Beylage für diese Nachricht zu erhalten, hat der Künstler eine Abtheilung gewählt, die erst im verflossenen Jahr ausgeführt ward, deren Beschreibung wir daher auch nur nach dem Umriß beyfügen können. Jedoch wird dieser hinreichen, um das Feuer der Erfindung und die Genialität zu zeigen, womit Hr. Schnorr seine Compositionen entwirft. Ritterliche Gegenstände, Scenen heftiger Bewegungen und Leidenschaften, scheinen seinem Genius vorzüglich angemessen.

Wir sehen hier in einer der größeren Seitenabtheilungen des Gewölbes den Kampf der sechs Ritter auf der Insel Lipadusa, worin der Heidenkönig Agramant von Roland erschlagen wird. (Orl. fur. C. 41. 42.) Roland, in der Mitte, führt eben den tödtlichen Streich auf Agramant, welcher Schild und Schwert im Kampf mit Brandimarte verloren hat und sich wehrlos dem Sieger entgegenstellen muß. Unten liegt Brandimarte, von Gradasso getödtet, der selbst schwer verwundet und ohne Kraft auf seinem Roß über den Anblick von Agramante's Schicksal erbebt, das auch ihm von Rolands Hand zu Theil werden soll. Rechts vertheidigt sich Olivier, nicht vermögend den gequetschten Fuß unter seinem todten Pferd hervorzuziehen, gegen den Angriff des Sobrin, welcher dazu seine lezte Stärke sammelt, aber bald von Blutverlust entkräftet niederstürzt. — Der Künstler hat diese sechs gewaltigen Kämpfe vortrefflich in den engen und



ungünstigen Raum zusammengruppirt und es ist ihm gelungen, die ganze Bewegung und Heftigkeit des Kampfs auszudrücken. Das einzige, was man vielleicht erinnern kann, ist, daß die Stellung Rolands, indem er den Schwertstreich führt, der Agramants Haupt vom Rumpfe trennen soll, etwas zu gerade seyn möchte, oder nicht genug die Schnellkraft des Hiebs ausspricht.

Hr. Schnorr hat, wie wir hören, mit unausgesetztem Fleiß an diesen Gegenständen fortgemalt, und wir bedauern, daß wir dieser, durch zufällige Umstände verspäteten Nachricht gegenwärtig nichts über die zulezt vollendeten Gemälde hinzufügen können. Auch mehrere andere talentvolle, jezt zum Theil nach Deutschland zurückgekehrte Künstler, wie die HH. Dietrich, Begas und Ender, haben bey Gelegenheit dieser Arbeiten glückliche Versuche im Frescomalen gemacht. Möchten sie Anlaß finden, diese Kunst, welcher deutsche Hände so schöne Denkmäler in Rom stiften, auch im Vaterland immer weiter zu verbreiten! Schorn.

Das Bild von Murghab.

In Moriers zweyter Reise und dann in Ker-Porters Reisen befindet sich die Abbildung eines merkwürdigen Denkmals aus den Trümmern von Murghab, welche ich im 2ten Hefte meiner morgenländischen Alterthümer auf tab. III. Fig. 4. nachbilden ließ und mit den Erklärungen von Jos. v. Hammer und Grotefend bekannt machte. Hirt nennt „das Auffinden dieser vierflügligen Figur mit der ägyptischen Krone zu Pasargadae — in einem spätern Briefe an mich — einen schlagenden Beweis, daß hauptsächlich ägyptische Künstler an den Denkmalen Persiens arbeiteten", worüber er sich bereits in seiner Abhandlung über Tschilminar und in seiner Geschichte der Baukunst näher geäußert hat. Indem Hirt den Ort, wo diese Figur gefunden ward, Pasargadae nennt, scheint er Grotefends Meynung mit Ker-Porter — dem sie Bellino in Bagdad mittheilte — gegen Jos. v. Hammer beyzustimmen. Dieses Bildwerk, besonders aber auch meine altassyrische Jaspis-Walze (siehe 1stes Heft der morgenländischen Alterthümer tab. I.) beurkunden wohl vorzüglich die Richtigkeit der Behauptung, daß ägyptische Künstler, von Persiens Beherrscher berufen, in Persien arbeiteten. Hammer gibt daher meinem Cylinder in seinem Briefe eine hohe Wichtigkeit, indem er von diesem und dem Bilde in Murghab sagt: „diese beyden Denkmale sind ein neuer Fingerzeig zu der von mir schon in meiner Abhandlung über die Unterwelt der Aegypter angedeuteten sehr nahen Verwandtschaft ägyptischer und altpersischer Lehre; ohne diese Verwandtschaft ließe sich die Abbildung rein ägyptischer Gegenstände auf solchen Denkmalen, wie die Ruinen von Murghab und Ihre Walze, wohl nicht denken. Das höchste Interesse beut die Vorstellung dieser persischen Walze durch die vollkommene Identität der Kleidung mit der heiligen der Aegypter dar; vor allem ist der mit Edelsteinen besezte Brustschild merkwürdig, ganz wie der Brustschild des osiriskövfigen Seeleneinführers auf dem Mumiengemälde, welches aus dem V. Band der Fundgruben so eben im III. Band der neuen Encyclopädie nachgestochen erschienen ist; die Aehnlichkeit mit dem des Hohenpriesters der Hebräer liegt von selbst zu Tage." Seitdem sind mir von Hrn. Sandberger in Wiesbaden, — dem bereits das 2te Heft der morgenländischen Alterthümer einen interessanten Beytrag verdankt, — Bemerkungen über das Bild von Murghab mitgetheilt, welche mir beachtenswerthe Winke und Andeutungen zu geben scheinen und vielleicht zu weitern Resultaten führen, um das für uns doch eigentlich noch mit sieben Siegeln verschlossene persische Alterthum aufzuhellen. Da dieses Steindenkmal gewiß noch öfters wird besprochen werden müssen, bevor wir mit Sicherheit die Deutung finden, so mögen die genialen und phantasievollen Aeußerungen meines verehrten Freundes bereits hier schon einen Platz finden. Hr. Sandberger schreibt mir: „Wenn wir Alterthümer erklären, besonders solche aus der tiefen Urzeit, so lenkt sich unsere Aufmerksamkeit, um das Ungefähr zu vermeiden, billig auf zwey Dinge: wir müssen erstens darauf sehen, was in dem Lande von Idee wohnte, das heißt vorherrschend angeschaut wurde, wo wir sie finden, und zweytens, welche Mittel die Kunst hatte und gebrauchte, um von der Idee ein Bild zu machen.

„Was die erste Rücksicht betrifft, so gibt sich uns die Geschichte als Leitfaden: wir dürfen aber bey der Vermischung, welche die Cultusbilder durch die Jahrhunderte oder Jahrtausende erfahren haben, nicht immer das spätere vermuthen wollen; auch das frühere hat sich mitunter rein erhalten. Die Entzifferung geschehe daher möglichst aus der durchschauenden Prüfung der dargestellten Bildwerke selbst!

„An den Mitteln der Kunst haben wir den zweyten Wegweiser. Sie ging von ihrem Fundamente, von dem Mathematischen, in der Geschichte, wie noch jezt bey der individuellen Anbildung ihrer rechten Fertigkeit aus. Die ersten Anfänge der Kunst sind daher mehr Zeichnung, als Malerey: das Vollendete, die Ausfüllung kam erst nach, und ist — die ganze Plastik und Malerey.

„Die Geschichte der Kunst beweist, wie endlich die beyden Klarheitsformen — die mathematische und die plastische — sich verschlungen hatten. Dennoch beruhet aber zwischen beyden für die Auslegung des Wortes ein großer Unterschied. Die offenen, durchscheinen-

den Felder des noch unvollkommenen Kunstbildes müssen von dem Worte erfüllt, erklärt werden, so wie der Lehrling erst dann das mathematische Theorem wirklich ersieht, wenn ihm der Schlüssel durch die Hülfssätze gereicht ist.

„Ich gehe mit diesen Bemerkungen zu dem Bilde über, welches im II. Hefte der morgenländischen Alterthümer Fig. 4. dargestellt, auf Seite VI. daselbst als ägyptisches Bildwerk und als vermuthliche Darstellung eines ägyptischen Priesters bezeichnet ist. — Es scheint mir diese Figur — die klar genug in allen ihren Zügen vor Augen gebracht ist, von dem Ansehen einer Priestergestalt nichts nahmhaftes zu haben. Wie sollte auch die Absicht einer solchen Darstellung auf so gigantische Embleme geführt haben, als dieses Bild uns entfaltet? Wäre es ein Priester, so würde gewiß die innere Figur, des Bildes Person, mehr geformt, bekleidet, mit den unterscheidenden, geweihten Zierrathen des priesterlichen Schmuckkleides — kurz selbstständiger dargebildet seyn: allein von Allem dem hat es, so zu sagen, keine Spur. Wir müssen daher eine andere Hypothese aufsuchen, und diese scheint mir in folgendem aus des Bildes eigenen Andeutungen, wie aus der unverrückten Gewißheit seines Standortes übereinzukommen.

„Ich betrachte das Bild als die mystische Darstellung der natürlichen Glaubensform der alten Perser — als eine vom Lichte umkleidete Erde (Tellus.) Wir gewahren nämlich um die Figur, die in dem Felde von lichten Schwingen steht, oberwärts zwey förmlich gestaltete Flügel. Diese deuten auf die Vorstellung, unter welcher der alte Perserglaube die Sonne verehrte. (Man vergl. darüber die Stelle aus dem Gebete, welches ich im I. Hefte der morgenländischen Alterthümer S. 22 angeführt habe, sodann die Strophe aus Goethe's west-östlichem Divan (S. 53), welche eben dieses Bild lyrisch eingekleidet hat.) Sodann sehen wir unterwärts zwey nur flügelartig gestaltete Decken, die von der Flügelform gleichsam in den gesenkten Schein eines Gewandes übergehen; in ihnen möchte der Sonne Wirksamkeit — ihr Strahlenschein für das Bild der Erde — gemeynt seyn. Daß wenigstens eine Verehrung des Lichtes den Gedanken des ganzen Bildes ausmacht — zeigt uns ferner der Stand der innern Figur, die ungeachtet der sie umgebenden vier lichten Schwingen, noch eine zugetheilte Lichtseite hat, nach welcher sie hingewendet ist. Die eine erhobene Hand weist auf das Strahlende hin; die andere greift, gleichsam thätig, wie man einen verhüllenden Vorhang abzieht, in die dem Lichte zugekehrten Schwingen ein.

„Die Gestalt selbst ist, besonders nach der Lichtseite, wie flach und unter dem Lichte verhüllt, um den Strahlenglanz übermächtiger zu zeigen.

„Man wird diese Erklärung gelten lassen, wenn noch das nämliche Wahrzeichen in wiederholtem Symbol sich sehen läßt. Ich führe dafür noch nachstehendes an:

1. Das ganze Bild hat nicht blos eine Tag-, sondern auch eine Nachtseite. Sie ist in den starken Säumen ausgedrückt, die der Figur und den Schwingen auf der abgekehrten, auf der linken Seite, gegeben sind. Ihr Abstechen ist wohl auffallend genug an den beyden unteren Schwingen insbesondere ausgedrückt, weil diese den von den Sonnenstrahlen erzeugten Tag bedeuten, dem die Nacht entgegengesezt ist.

2. Sodann bemerken wir, daß die Schwingen auf der linken Seite weit sich fortsetzen und, wie unbegränzt, in den Bruch des Steines sich versenken: damit ist wohl das unbegränzte Reich des Sonnenlichtes angedeutet: denn das höchste Alterthum arbeitete nicht nach Eleganz und Abgeschlossenheit, sondern gab den Sinn.

3. Endlich beruhen noch Symbole auf dem Haupte der Figur, die wir die Tellus nennen wollen, ja diesem Haupte ist ein Boden gegeben, der mit ihm eines ist. Man wird wohl leicht erkennen, was jene obgehaltenen Symbole seyn sollen. Es sind drey aufwärts gekehrte größere, und zwey niederwärts kehrende kleinere Fackeln — in jener blattförmigen Gestalt gegeben, die das Flammen des Feuers in freyer Bewegung macht. In jenen drey größeren Fackeln ist das Bild der Sonne durch die lichten concentrischen Kreise angedeutet: der Mond ruht auf ihnen, sie flammen ihm ihr Licht zu. Auf den kleineren anlehnenden, nicht selbstständigen ruht das Bild des Mondes, mit Andeutung seiner Beschattung: sein Strahl geht niederwärts zur Erde. Noch ist auch des Mondes Wandeln angedeutet: eine der drey Kugeln, die die Sonnenfackeln bescheinen, wandelt von der Spitze, der anderen sich nähernd, ab.

(Der Beschluß folgt.)

Ankündigung.

Hr. Duttenhofer in Stuttgart war schon seit mehreren Jahren mit dem Stich einer Landschaft von Claude Lorrain beschäftigt, welche sich im königlichen Museum zu Neapel befindet und unter dem Namen des Tempels der Diana bekannt ist. Die Arbeit ist bereits der Vollendung nahe, und Hr. D. hat eine Subscription eröffnet, welche bis Ostern künftigen Jahres dauert. Das Blatt wird 22 franz. Zoll breit und 17½ Z. hoch seyn, für die Subscribenten 8 fl. kosten und zur Michaelismesse erscheinen. Exemplare vor der Schrift kosten das Doppelte. Die Subscribenten erhalten die ersten Abdrücke. Nach dem Schluß der Subscription tritt der erhöhte Preis von 12 fl. ein. — Wenn dieses Blatt, wie nicht zu zweifeln ist, günstige Aufnahme finden wird, so ist Hr. D. Willens, später als Pendant den Tempel des Apollo zu Delphi folgen zu lassen.

Nr. 28.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 7. April 1825.

Kunstausstellung in Paris 1824.

Vierter Artikel.

(Verspätet.)

Paris, den 13. Dec. 1824.

Seit der Eröffnung des Salons hat man jeden Monat eine fast allgemeine Ortsveränderung mit den Gemälden vorgenommen und jedesmal neue Werke ausgestellt. Ich muß daher auf das vorige Capitel zurückkommen, ehe ich von den Genrebildern rede, an denen die Reihe wäre.

Ich beginne von dem Gemälde, welches Hr. Ingres aus Florenz eingesandt hat: Das Gelübde Ludwigs XIII. Man weiß, daß dieser Fürst am 15. Aug. 1638 seine Person, seine Krone und Frankreich dem Schutz der heil. Jungfrau unterwarf. Die Geschichtschreiber sind nicht einig über den Beweggrund dieses huldigenden Gelübdes. Einige behaupten, es sey aus Erkenntlichkeit für den augenfälligen himmlischen Schutz geschehen, den Frankreich während vielfältiger, unter seiner Regierung glorreich bestandener Kämpfe erfahren hatte; Andere suchen die Veranlassung in der Geburt Ludwigs XIV., des ersten Kindes, das er nach einer zwey und zwanzigjährigen Ehe erhielt. Wie dem nun sey, wird man immer zugeben müssen, daß die Aufgabe dieses Gegenstandes wenig Kenntniß von den Hülfsmitteln der Malerey verräth; aber der Maler, der sie zu lösen hatte, ist ein geschickter Mann und hat seinen Zweck auf folgende Art erreicht:

Ludwig XIII. kniet vor einem der heil. Jungfrau geweihten Altar; er betet mit Inbrunst um den Schutz der Himmelskönigin. Da ziehen plötzlich zwey Engel zur Rechten und Linken Vorhänge weg, und es erscheint die heil. Jungfrau, den Erlöser in den Armen tragend; sie empfängt selbst die Huldigung und das Gelübde des Königs. Ludwig hochentzückt bey diesem Anblick, erhebt seine Hände und bietet der Jungfrau Krone und Scepter, die Abzeichen seiner Würde, dar.

In diesem Bilde herrscht viel Ausdruck religiösen Gefühls. Hr. Ingres hat mit Recht sich nicht gescheut, an die alten Meister zu erinnern; indem er sie theilweise nachahmte, blieb er doch originell durch die Art der Ausführung, die von großer Schönheit ist. Styl und Anordnung des Bildes sind streng und stehen in auffallendem Contrast mit den andern religiösen Bildern der Ausstellung, in denen mehr Streben nach Anmuth als nach dem Hauptzweck, der religiösen Gesinnung, sichtbar wird.

Vor den Altar hat Hr. Ingres zwey kleine Engel gestellt, die eine Inschrift halten, um Zeit und Inhalt des abgebildeten Gegenstandes anzudeuten; er hat darin Rafael nachgeahmt und, meines Erachtens, nichts Besseres wählen können.

Ich wüßte dieß Gemälde nicht genug zu loben, das ein ungewöhnliches Phänomen darbot, indem es von der neuen und von der alten Schule mit gleich großem Beyfall beehrt ward. Da die jungen Leute ein solches Werk bewundern, so ist kein Grund, an ihnen zu verzweifeln. Nur ein Wunsch bleibt mir noch übrig, der: daß Hr. Ingres ihnen öfter ein solches Muster vor Augen stellen möchte; das wäre ohne Zweifel ein gutes Mittel sie zu ernstem Studium und zu Hervorbringungen von erhabenem Charakter zurückzuführen.

Derselbe Künstler hat mehrere kleine Gemälde ausgestellt, an denen die Bewunderung sich erschöpfte. In der That besaß die Ausstellung nichts Vollkommneres. Heinrich IV. mit seinen Kindern spielend; Franz I. am Sterbebette Leonardo da Vinci's; das Innere der Sixtinischen Kapelle im Augenblick, wo der Papst einen Capuziner einsegnet; zwey Scenen aus dem Leben des Aretino und des Tintoret; Maillard, Pastourel und Alphons, dem Regenten, nachmaligem Carl V. entgegengehend, dem sie die Thore von Paris geöffnet; — dieß sind die Gegenstände, die er behandelt hat. In diesen Werken herrscht eine bewundernswürdige Zartheit des Pinsels, ein auserwählter Geschmack; alles ist mit immer gleicher Sorgfalt vollendet; jede Person hat den ihr angemessenen Ausdruck; auch kann man in jedem dieser Bilder die Sorgfalt bemerken, die Hr.

Ingres auf das Costüm der Zeit und die Aehnlichkeit historischer Personen, die er darstellt, verwendet. Heinrich IV., Maria von Medicis, Franz I., Aretino und Tintoretto sind nach den authentischsten Porträten genommen.

Man versichert, dieser Künstler werde endlich den Wünschen seiner Freunde willfahren, und aus Italien nach Frankreich zurückkehren. Ich zweifle nicht, er wird bald eine zahlreiche Schule um sich haben, und auf die Richtung der Kunstansicht und Kunstausübung in Frankreich den wohlthätigsten Einfluß gewinnen.

Hr. Coupin de la Couprie hat das von ihm angekündigte Gemälde eingesandt: Rafael, welcher die Fornarina bekränzt, eh' er ihr Bildniß malt. Der Gegenstand ist anmuthig aufgefaßt; Ort und Costüm geben sogleich die dargestellten Personen zu erkennen. Hr. C. hat dieß Werk, wie alles, was aus seinen Händen hervorgeht, mit großer Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführt.

Hr. Ducis schöpfte den Inhalt zweyer Gemälde aus der Geschichte der Bianca Capello, die bekanntlich eine vornehme, ziemlich sittenlose Venetianerin war, aber doch endlich auf den Thron der Medicis gelangte. Der Künstler hat sich die Gunst des Publikums besonders durch die Wahl seiner Compositionen erworben, die fast alle durch Kupferstich vervielfältigt worden sind. Ein andres Werk von ihm erregte weniger Aufmerksamkeit; es zeigt den König und die königliche Familie, vor welchen die aus Spanien zurückgekehrte Armee defilirt. Dieß Gemälde übertrifft die beyden andern an Kraft der Ausführung; aber freylich sind die modernen Costüme so ärmlich und kleinlich, daß sie allem malerischen Effekt widerstreben. Als Beweis dieser Behauptung könnte ich auch die Gemälde anführen, welche die Stadt Paris für das Fest des Herzogs von Angoulême hat verfertigen lassen, deren Inhalt aus den Begebenheiten des spanischen Kriegs und der Reise der Dauphine ins mittägliche Frankreich genommen war. Man kann gewiß der Stadt nicht vorwerfen, daß sie mittelmäßige Künstler gewählt; die HH. Caminade, Cogniet, Grenier, Granger, Rouget u. A. waren mit diesen Gemälden beauftragt; aber diejenigen ausgenommen, welche kriegerische Scenen enthielten, konnte man keines lang betrachten, weil das Verdienst der Ausführung durch keine malerische Wirkung unterstüzt ward. Es ist ein großer Irrthum zu glauben, alles könne gemalt werden; zu einem guten Gemälde sind viele Bedingungen nöthig, die sich nur selten beysammen finden.

Zwey Fremde, Hr. Navez aus Brüssel, und Hr. Sequeira, ein portugiesischer Maler, haben Werke ausgestellt, die Auszeichnung verdienen. Eine heilige Familie, und das Bildniß eines Brüsseler Mädchens, beweisen, daß Hr. Navez mit sicherer und reiner Zeichnung einen großen Glanz der Färbung verbindet. In den beyden Bildern des Hrn. Sequeira — Camoens der im Spital in dem Augenblick stirbt, als einer seiner Freunde ihm den Verlust der Schlacht von Alcazer ankündigt, und eine Flucht nach Aegypten, — herrscht eine Naivetät und Einfachheit des Ausdrucks, die nicht ohne Reiz ist. Auch durch die Zartheit des Colorits empfehlen sich diese Bilder.

Ich schließe diesen Rückblick mit den HH. Marigny und Orsel, von welchen zwey große Bilder zu sehen waren, das eine Christus am Fuße des Kreuzes, das andere Adam und Eva bey dem Leichnam Abels darstellend. In dem ersten findet man Figuren von schöner Bewegung, wohlverstandene Lichteffekte, endlich mehrere bedeutende Partien von guter Ausführung; das zweyte ist vielleicht weniger gelungen, aber Farbe und Charakter von Abels Kopf und der Ausdruck Adams sind lobenswerth. Beyde Bilder erwecken gute Hoffnung von den Künstlern.

Bildnisse.

Unter den Werken dieser Gattung sind einige, die zu den schwierigsten Gegenständen der Kunst gehören, ich meyne Bildnisse in ganzer Figur und zu Pferde; von beyden enthält die Ausstellung eine beträchtliche Menge. Ich beginne mit denen, welche Hr. Girodet eingesandt hat.

Bonaparte nannte den Bürgerkrieg, welcher die Vendée verheerte, einen Krieg von Riesen, und bezeigte, obgleich sie überwunden worden waren, große Hochachtung für die Anführer, die oft schlecht bewaffnete Bauern zum Sieg geführt hatten. Hr. Girodet ward beauftragt, die Bildnisse von zweyen dieser Anführer zu malen: Bonchamp und Cathelineau. Der eine war von ausgezeichneter Herkunft und sanften Sitten, aber tapfer bis zum lezten Augenblick; der andere, ein bloßer Bauer und Wollhändler als er den Aufstand von Anjou erregte, bewies durch seine Entschlossenheit und sein ganzes Betragen eine ungewöhnliche Energie, und stand endlich durch einstimmige Wahl aller andern Anführer an der Spitze von 80,000 Mann, mit denen er die Belagerung von Nantes unternahm, wo er seinen Tod fand.

Von einem Künstler wie Girodet durfte man erwarten, daß er jedem dieser Bildnisse den bezeichnenden Charakter der Individualität ertheilen würde. Er war übrigens bey diesem Auftrag in großer Verlegenheit. Von Bonchamp war nur ein sehr mittelmäßiges Miniaturbild vorhanden; von Cathelineau ist begreiflich, daß er sich nie hat malen lassen, aber es lebt ein Sohn von ihm, der

ihm sehr ähnlich ist. Beyde Hülfsmittel benutzte Girodet, und schuf so die beyden Bildnisse. Man sieht die Helden auf dem Schauplatz ihres Ruhms; Cathelineau befehligt eben seine Schaaren, in der Ferne weht das Kreuz und die weiße Fahne. Bonchamp, der sich vom Schlachtfeld hat entfernen müssen, schreibt in sein Taschenbuch; die Ruhe seines Gesichts bildet einen auffallenden Contrast mit seiner Stellung, denn sein rechter mit blutigen Binden umwundener Arm zeigt deutlich an, daß er verwundet ist. Cathelineau brennt vor Begierde zu fechten; Bonchamp, ein erfahrner Officier, weiß, daß der Sieg vorbereitet seyn will; jener hat nur Einen Gedanken; dieser, der an Bravour und Geistesgegenwart im Kampfe keinem nachsteht, überlegt. Was die Ausführung betrifft, so befriedigt sie vollkommen die Erwartung, die man von einem so großen Maler hegen durfte. Das Publikum schien mehr angezogen von dem Bildniß des Bauern, der ein General geworden, als von dem des Hrn. v. Bonchamp; dieß erklärt sich leicht aus der lebhaften Stellung, in welcher Cathelineau genommen ist; der andere ist ruhiger und vielleicht zu ruhig. Man wünscht eine innere Bewegung im Ausdruck des Gesichts wahrzunehmen; aber wahrscheinlich fürchtete der Maler, alle Aehnlichkeit zu zerstören, wenn er nicht genau dem Miniaturbild folgte, das er vor Augen hatte. denn sonst kann man Girodet gewiß nicht vorwerfen, daß es seinen Werken an Feuer und Seele mangle.

Hr. Gérard hat an dem Bildniß des verstorbenen Königs, der in einer nachdenklichen Stellung in seinem Kabinet an einem Tische sizt, gezeigt, wie ein gewandter Künstler immer Mittel finde, Schwierigkeiten zu besiegen. Bey der Anforderung, eine einzelne Figur in die Mitte eines großen Raums zu setzen, war zu befürchten, daß das Interesse, welches die Person einflößen muß, in malerischer Hinsicht unter dem Hervortreten der Umgebung leiden werde. Diese Schwierigkeit ganz zu überwinden war unmöglich, der Blick fühlt sich etwas zerstreut; aber der Kopf des Königs, der voll Leben und vollkommen ähnlich ist, zieht dennoch vor allem das Auge an und erregt die Aufmerksamkeit.

Hr. Gros hat nur ein einziges Werk ausgestellt: *) das Bildniß des Grafen Chaptal in ganzer Figur. Die Lebendigkeit, welche darin herrscht, die breite Ausführung, der Glanz des Colorits sagen deutlich genug, daß es ein Werk von Meisterhand ist. — Das Bildniß Heinrichs IV. zu Pferd von Mauzaisse beweist ein großes Talent. Der Maler hat sich nicht gescheut, seine Figur, die auf einem weißen Pferde sizt, auf einem klaren Himmel abzuheben. Er hätte dadurch leicht in fade oder harte Töne verfallen können; aber er wußte beyde Klippen zu vermeiden; jeder Gegenstand ist mit dem ihm eigenen Charakter wiedergegeben. Der Kopf des Königs ist sehr treu nach dem schönen Bildniß von Porbus im Besitz der Mdme. Jaquotot, copirt, die Beywerke gut ausgearbeitet, kurz dieß ist ein Werk, das meiner Meynung nach, nur Lob verdient.

Horace Vernet, von welchem ich schon gesprochen, und dem wir noch öfter begegnen werden, hat nach einander die Reiterbildnisse des Dauphins und des Königs eingesandt. Das leztere ist erst seit der Eröffnung des Salons bestellt, entworfen und ausgeführt worden. Der Maler hat den Moment gewählt, da der König auf dem Marsfelde Revue hält. Von den Prinzen seiner Familie, seinen Marschällen und Adjutanten umgeben, sieht man den König vor der Militärschule, die Truppen schicken sich an vor ihm zu defiliren, man erblickt in der Ferne eine Linie derselben, im Hintergrund erhebt sich der Dom der Invaliden und zur Rechten hinter der Gruppe erblickt man noch einen Theil der Façade der Militärschule.

Hr. Vernet hat sich beeilt, und man wird dessen an mehreren bedeutenden Theilen seines Bildes gewahr. In einem Werke dieser Art soll alles sorgfältig studirt und ausgeführt seyn; das erlaubte freylich die Zeit nicht, in welcher der Künstler es vollendet hat, vielleicht hindert ihn auch die Natur seines Talents sich mit aller seiner Ueberlegenheit in Gemälden von solchem Maaßstab zu zeigen. Er entwirft schnell und lebhaft, führt mit Geist und Feuer aus, und läßt in kleinen Bildern nichts zu wünschen übrig; hier ist, ich will nicht sagen mehr, aber etwas andres erforderlich. So finde ich in der großen Menge hier versammelter Figuren alles was Hrn. Vernets Talent charakterisirt, aber nicht alles was nöthig war, um das Vortrefflichste zu leisten. Immer hat der Kopf des Königs, wo einige Töne feiner gegeben seyn dürften, viel hervortretende Lebendigkeit und Aehnlichkeit; der des Herzogs von Orleans ist ebenfalls sehr gut, vielleicht noch besser; alle übrigen sind mittelmäßig, mehrere sogar haben eine Art Häßlichkeit, die leicht zu vermeiden gewesen wäre.

Der Künstler wird vielleicht dieß Urtheil zu streng finden, aber er wird sich aus meinen früheren Aeußerungen überzeugt haben, daß es nicht von übelm Willen herrührt. In einem andern Bildniß, dem des Marschalls

*) Seit der Eröffnung der Ausstellung hat Hr. Gros die Gemälde an der Kuppel von St. Geneviève beendigt, über welche ich in einem eigenen Artikel berichten werde, der zugleich von den sämmtlichen für die Verschönerung der Pariser Kirchen getroffenen Anstalten Nachricht geben soll.

Gouvion St. Cyr in ganzer Figur, hat er den malerischen Effekt so gut verstanden, daß man leicht vergißt, was die Ausführung zu wünschen übrig läßt. Aufrecht, und in der Stellung eines Mannes, dessen Geist lebhaft beschäftigt ist, steht der Marschall, von dem schwachen Licht einer Fackel beleuchtet, das mit den ersten Strahlen des Morgens streitet. Auf einander gestellte Trommeln bilden eine Art Tisch, auf welchem Karten ausgebreitet sind. Nicht nur Talent ist in diesem Bild, sondern auch Originalität ohne Bizarrerie. Hr. Vernet schleppt sich nicht auf den Fußstapfen Anderer hin, jedes seiner Werke hat einen besondern Charakter, obgleich es immer das Gepräge der Hand trägt, die es hervorgebracht hat.

Ich gehe zu den Brustbildern über, und da Hr. Lawrence, ein berühmter englischer Maler, seine Werke mit denen unsrer Künstler ausgestellt hat, fange ich bey ihm an.

Es ist leicht zu erkennen, daß die Malerey in England einen ganz entgegengesezten Gang wie die in Frankreich genommen hat. Die Bildnisse des ebengenannten Malers, die Landschaften von Constable, die Marinen von Bonington beweisen dieß. In Frankreich betrachtet man die Nachahmung nicht als den ausschließenden Zweck der Malerey; man will, daß die Kunst, daß die Hand des Menschen sich in der Nachahmung erkennen lasse; man legt einen Werth auf das, was man den Reiz, die Zartheit des Pinsels nennt; man glaubt überdieß, besonders in Werken von einiger Ausdehnung müsse man sich nicht darauf beschränken, die allgemeine Wirkung der Natur wiederzugeben und sich blos an die Massen zu halten, sondern man müsse auch die Einzelnheiten und das Feinere, so weit es erreichbar ist, darstellen.

Die Engländer befolgen ein entgegengeseztes System: aus einer gewissen Entfernung gesehen, haben ihre Werke viel Wahrheit, aber wenn man sich ihnen nähert, verschwindet die Täuschung und man findet nur übel verbundene Farben und eine grobe Arbeit. Ich halte dieß für einen Irrweg; in ihren schönen Jahrhunderten hat man die Malerey nicht auf solche Weise geübt. Man wird aus dem, was ich gesagt, leicht schließen, daß die Engländer in ihren Bildnissen gar keinen Werth auf die Ausführung der Beywerke legen, sondern dieselben vielmehr aufopfern. Dieß kann man besonders an dem weiblichen Bildniß von Lawrence bemerken. Wenn man dieß Werk genau betrachtet, so findet man, daß die Augen voll Leben, dagegen die übrigen Theile des Gesichts sehr wenig, und die Brust gar nicht modellirt sind, daß endlich Hände und Stoffe durchaus keine Realität haben, auch selbst die des Effekts nicht. Das Bildniß des Herzogs von Richelieu ist ungefähr in derselben Art, der Kopf hat viel Wirkung, die Haare sind mit Einsicht gemacht, aber der Körper ist unförmlich.

(Der Beschluß folgt.)

Das Bild von Murghab.

(Beschluß.)

„Ist das Bild durch diese seine eigenen Merkzeichen erhellt, so können wir übrigens dafür halten, daß es keines der unbedeutendsten unter den Ueberresten von den altpersischen heiligen Städten sey, wo die Könige im Glanze der Sonne throuten und ihre Namen von dem Scheine ihres Glanzes nahmen — als vor dem Unvergänglichen sich wähnend, wie hier der greise Bart, mit Bedeutung, der unerschöpflich strömenden Quelle entgegenschaut."

So weit Herr Sandberger.

Möchte der vorerwähnte Jaspis-Cylinder, welchen ich hier wieder in Erinnerung gebracht, doch von neuem die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher auf sich ziehen, welches er in so vieler Hinsicht verdient, damit dessen Deutung endlich sicher gestellt werde. Es sind in lezterer Zeit mehrere geschnittene Steine aus der persischen Zeit aufgefunden, doch so viel mir bekannt geworden, kommen selbige weder an Größe, noch an Schönheit des Schnitts dem meinigen gleich, am auffallendsten bleibt aber stets die merkwürdige Darstellung, so durchaus verschieden von allem Uebrigen, was uns aus dem persischen Alterthum übrig geblieben ist. Jos. v. Hammer wollte in dieser vierflügligten Figur Mithras den Wüstenbefruchter erkennen, der die Strauße als Sinnbild der Wüste, würgt, — und solches vorzüglich aus dem Brustschilde der Wahrheit schließen; weßhalb H. dann auch glaubte, daß in der Keilinschrift der Name Mihr vorkommen möchte. Diese Ansicht bestreitet jedoch Grotefend, obschon er sie früher selbst gehabt hatte.

In einem frühern Stücke dieses Blattes (Nro. 105. 1824.) theilte ich in einem Schreiben an Hofrath Böttiger eine neue interessante Erklärung dieses Steins von Hirt und A. W. v. Schlegel mit.

Aus allen diesen Beziehungen wünschte ich das merkwürdige und schöne Kunstwerk des hohen Alterthums nochmals der Prüfung der Gelehrten unterworfen.

Dr. Dorow.

Nr. 29.

Kunst-Blatt.

Montag, den 11. April 1825.

Kunstausstellung in Paris 1824.

Vierter Artikel.

(Beschluß.)

Wir haben Gastfreundschaft geübt, die Bildnisse des Hrn. Lawrence hatten lange Zeit die besten Stellen im Salon; und dieß war wohl gethan, so konnten Publikum und Kenner beyde Werke in ihrem vollen Glanze sehen; aber seit Kurzem hat man neben das erwähnte weibliche Bildniß ein anderes von Girodet gestellt. Der Contrast war schneidend; man sah hier die widerstreitendsten Systeme. Bey Girodet ist alles mit außerordentlicher Wahrheit und Geschicklichkeit dargestellt, und doch bleibt die Figur der Hauptgegenstand der Nachahmung und Arbeit des Künstlers, aber nachdem man diese Kraft der Modellirung, welche alle Feinheiten der Natur wiedergibt, bewundert hat, muß man auch noch über die Zartheit des Pinsels erstaunen, der ein solches Werk ausgeführt hat; *) die Weichheit des Pelzwerks, die Arbeit an den Spitzen und Stoffen, alles ist ausgedrückt; meinerseits beharre ich mit allen großen Meistern auf dem Glauben, daß dieß der rechte Weg sey, den man einschlagen muß.

*) Wir wollen nicht verschweigen, daß uns bedünkt, Girodet sey, wie viele andere französische Maler, darin zu weit gegangen. Wie viel auf angemessene, geschickte und zarte Führung des Pinsels ankomme, wird jeder einsichtsvolle Künstler zugeben; aber daß es ein besonderer Zweck des Gemäldes seyn dürfe, neben der Naturwahrheit auch zugleich die Zierlichkeit des Machwerks sehen zu lassen, gleichsam mit der Geschicklichkeit der Hand, die es ausgeführt hat, zu kokettiren, wird wohl niemand im Ernste behaupten wollen. Das schönste Werk scheint uns immer das, bey welchem man über der Wahrheit und Schönheit des Dargestellten die Hand des Künstlers vergißt; die schönsten Werke Rafaels sehen aus, wie gewachsen, nicht wie Werke des mühsamen Fleißes. Daß wir mit dieser Bemerkung keineswegs die oft an Sudeley gränzende Bravour und Flüchtigkeit der Engländer vertheidigen wollen, versteht sich wohl von selbst.

Anm. des Herausg.

Hr. Hersent hat zwey Bildnisse in ganzer Figur, des Herzogs von Richelieu und des Grafen von Clermont, und eine große Menge von Brustbildern ausgestellt. Diese Gattung von Gemälden ist, wie ich schon einmal bemerkt, für die Künstler von Ruf der lucrative Theil ihres Geschäfts; aber es wäre traurig, wollte der Meister des historischen Bildes von Gustav Wasa der Composition ganz entsagen. Uebrigens schien es mir den eben erwähnten Werken im Allgemeinen an Kraft und Energie der Ausführung zu mangeln; dagegen ist in andern viel Anmuth und Feinheit und jene Harmonie des Ganzen, die den Meister verräth. Das beste unter allen ist das der Mlle. Gay, die schon so vielen Beyfall durch ihre Verse erhalten hat. In ihren Augen und in der Haltung ihres Kopfs spricht sich Begeisterung aus, dieß hat der Maler sehr gut wiedergegeben; nur bedauere ich, daß er nach sorgfältiger Vollendung des Kopfs, Brust und Schultern so wenig modellirt hat. Will Hr. Hersent denn die Engländer nachahmen?

Ich kann es nicht unternehmen, die ungeheure Menge von Bildnissen zu nennen, die auf der Ausstellung waren; aber mehrere Künstler kann ich wegen ihres Talents nicht mit Stillschweigen übergehen, wie die HH. Paulin Guèrin, Drolling, Cogniet, welchen kindliche Liebe begeistert hat; Bouillon, der mit viel Geschick das Bildniß eines bekannten ascetischen Schriftstellers, des Abbé de la Mennais, gemalt; endlich die HH. Navez von Brüssel und Rouillard. Der leztere, der sich auf der vorigen Ausstellung durch ein schönes Bildniß des Generals Donnadieu bekannt gemacht hat, erhielt bald zahlreichen Zuspruch in seinem Atelier; auch hat er 18 bis 20 Bildnisse auf die Ausstellung gesandt, die fast alle sehr gut sind. Eine breite, ungesuchte Behandlung und schöne Farbe zeichnet seine Werke aus, doch gelingen ihm weibliche Bildnisse, die allerdings die schwereren sind, meist nicht so gut als männliche.

Genre-Gemälde.

Die Gegenstände dieser Classe sind aus dem gewöhnlichen Leben, meist aus dem der niederen Stände genom-

men, aber das Genie des Malers zeigt sich eben so wohl in der Wahl seiner Compositionen als in deren Ausführung. Scenen der höheren Gesellschaft bieten nichts Malerisches dar; man muß die lebendige, ungeschminkte, sich selbst überlassene Natur suchen. Horace Vernet ist in Werken dieser Art vortrefflich, und von dreyßig Genrebildern, die er ausgestellt hat, kann man nur sagen, daß sie alle sehr gut sind. Bald zeigt er uns ein kleines Mädchen auf den Knien eines alten Grenadiers sitzend, den es am Schnurrbarte zerrt; bald italienische Räuber, die von einem Capuziner belehrt, reuig Waffen und Beute vor einem Madonnenbild niederlegen; bald ein Pferderennen in Rom, bald sich selbst allein oder in großer Begleitung auf der Jagd — und von allen diesen so verschiedenen Scenen schildert er jede in dem ihr eigenen Charakter. Will er eine Episode der Pest von Barcelona malen, so führt er euch das Rührendste vor Augen. Da wird ein Ehepaar von der Seuche dahingerafft, der Mann ist schon todt, die Frau neben ihm hat nur noch einen Hauch des Lebens, aber im Augenblick, da sie verscheiden will, überwindet die Liebe jedes andere Gefühl und ihre schwache Hand drückt noch die kalte Hand des Geliebten. Priester, welche diesen Unglücklichen den lezten Beystand gereicht haben, entfernen sich eilig, und einem von ihnen, der einen lezten Blick auf sie zurückwirft, sieht man an, daß er sich Mühe gibt, die verpestete Luft nicht einzuathmen.

Verschiedene Künstler haben Beyfall geärntet durch Scenen aus dem Leben der Räuber, welche die Umgegend von Rom beunruhigen. Allerdings haben Sitten, Gewohnheiten und Aussehen dieser Bösewichter viel malerischen Reiz. Es ist die wildeste und trotzigste Natur und man beobachtet sie gern in ihren zum Theil phantastischen Erscheinungen.

So hat sich Hr. Fleury durch ein Gemälde ausgezeichnet, wo reisende Geistliche von diesen Räubern angehalten werden. Der Schrecken ist allgemein, und einer der Geistlichen ist genöthigt eine Obligation zu unterschreiben, welche die Briganten wohl zahlbar machen werden, er ist alt und scheint am ruhigsten; auf dem Gesicht eines jüngern malt sich die Bestürzung in komischen Zügen.

Hr. Schnetz führt uns eine Scene fürchterlicher Rache vor Augen. An einem einsamen Brunnen hat ein junges Mädchen Wasser geschöpft. Ein Bösewicht, wahrscheinlich von Eifersucht erhizt, hat sie mit einem Dolchstoß getödtet, sie liegt in ihrem Blute schwimmend am Boden. Der Mörder kehrt sich im Weggehen noch einmal mit wüthenden Blicken nach ihr um, indem er den schrecklichen Stahl schwingt. In diesem Bilde sind Figuren und Landschaft von gleichem Verdienst. — Noch eine Scene: Ein Räuber hat seine Frau mit ihrem neugeborenen Kind in ihrem Schlupfwinkel zurückgelassen; sie hat es eben gewiegt, als verwirrter Lärm ihr die Furcht einjagt, in ihrem Zufluchtsort ergriffen zu werden; sie springt eilig auf und entflieht mit ihrem Kind. Ausdruck und Bewegung dieser Frau sind voll Leben und Kraft.

Der Hirte Montalto, nachheriger Papst Sixtus V., gab demselben Künstler Stoff zu einem andern Gemälde, das nichts Schreckliches hat. Man sieht den Hirtenknaben auf dem Schooß seiner Mutter, die eine Wahrsagerin über das Geschick ihres Sohns befragt. Diese leztere ist eine merkwürdige Figur, sie scheint selbst an ihre Aussprüche zu glauben; die Mutter hört zu, aber das Lächeln, das auf ihren Lippen schwebt, sagt deutlich, daß sie nichts weniger als gläubig ist. Das Kind, nachlässig auf seiner Mutter Knieen sitzend, nimmt gar keinen Antheil, aber die verständige Stirn, der lebhafte Blick verrathen, daß die Weissagung wohl in Erfüllung gehen könne. Hr. Schnetz hat großes Talent der Auffassung und Ausführung in diesem Bilde von ungewöhnlich kräftiger und glänzender Farbe bewiesen.

Auch Hr. L. Robert nimmt mit Recht die Aufmerksamkeit der Kenner in Anspruch. Er zeigt großes Talent in mehreren ähnlichen Bildern, von denen ich nur zwey hier anführen will: Ein Räuber, der in einem Gefecht verwundet worden ist, hat sich zu seiner Frau hingeschleppt, mit der er eine Art von Grotte bewohnt. Er liegt ausgestreckt am Boden; die Auflösung seiner Glieder, die Blässe seines Gesichts verkündigen seinen nahen Tod. Mit der zärtlichsten Sorgfalt pflegt ihn seine Frau; ganz in Schmerz verloren unterstüzt sie ihn mit der einen Hand und trocknet mit der andern das Blut, das aus seiner Wunde dringt. Wie lebhaft und tief ist ihre Betrübniß!

Einen neapolitanischen Schiffer hat Hr. Robert nach der Natur gemalt. In mehreren Gegenden Italiens pflegen bekanntlich die Schiffer ganze Abschnitte aus Tasso und Ariost nach einer cadencirten Melodie zu singen; dieser thut noch mehr, er ist selbst Dichter, er improvisirt. Sein Auditorium ist aufmerksam, denn die Italiener, selbst der untersten Klassen, sind voll Empfänglichkeit für Musik und Poesie; sie sind alle leicht zu begeistern und dieß zeigt sich unter dem Volk desto deutlicher, da kein Schicklichkeitszwang ihre Aeußerungen stört. Hr. Robert hat diese Scene sehr gut wiedergegeben; vielleicht ist es ihm auch nicht gleichgültig, wenn ich ihm sage, daß der verstorbene Girodet eine große Vorliebe für seine Gemälde hatte.

Hr. Scheffer d. Aeltere, und sein Bruder H. Scheffer haben eine bedeutende Anzahl von Genrebildern ausgestellt. Der erstere hat eine freyere Manier, der zweyte führt mehr aus; beyde bringen etwas Me-

lancholisches in ihre Compositionen, aber mich dünkt, zu viel. Man muß sich hüten, nicht ins Empfindeln und Schmachten zu verfallen. Auch scheinen mir beyde oft die moralische Wahrheit der Scenen, die sie darstellen, zu verfehlen; sie leihen ihren Personen meist Gefühle, die man selten in den Volksklassen, welchen dieselben angehören, findet. Indessen sind mehrere wichtige Partieen gut behandelt und das Publikum hat diesen Werken im Ganzen Beyfall gezollt; die besten darunter scheinen mir: das Begräbniß des jungen Fischers, aus dem Antiquar; der Brand eines Pachthofs und der Morgen nach dem Begräbniß. Das leztere Bild ist vom jüngern Bruder.

Bey Carl Vernet's Compositionen kann man sich des Lachens nicht erwehren. Der Postillon, der das eben empfangene Trinkgeld in die Tasche steckt; die Maulesel-treiber in einem engen Hohlweg — sind Compositionen voll komischer Originalität und Kraft. Der Künstler zeigt sich in seinen Gemälden, wie in seiner Unterhaltung, immer ergötzlich. Die Ausführung ist, wie es dieser Gattung ziemt, frey und ungesucht.

Hr. Deutsch, Schüler von Girodet, hat aus La Fleche, wo er Zeichenlehrer ist, mehrere Genregemälde eingesandt, welche von Kennern ausgezeichnet wurden, weil man darin findet, was nur strenge Studien geben können. Das vorzüglichste stellt ein Militärhospital vor, in welches feindliche Soldaten eindringen. Der Tumult ist allgemein, die französischen Kranken verlassen ihre Betten, um die Fremden zurückzutreiben, diese antworten auf die Krückenstöße mit Säbelhieben und Bajonetstichen; barmherzige Schwestern werfen sich in Verzweiflung dazwischen — man sieht nicht wie es enden wird, aber der Kampf ist heftig und das allein wollte der Künstler vorstellen.

Noch viele der ausgestellten Werke sollte ich näher bezeichnen, aber es wäre vergebliche Mühe, alles zu beschreiben; ich begnüge mich daher noch einige Künstler zu nennen, von deren Werken ich mehr zu sprechen gewünscht hätte; z. B. Hrn. Leprince der in seinem Bild von der Einschiffung des Viehs in Honfleur, wahres Talent gezeigt hat; Hrn. Pingret, der mit Zartheit des Pinsels Ludwig XIV., welcher Molière mit sich frühstücken läßt, Diana von Poitiers, die eine Botschaft von Franz I. empfängt die Hospitaliterinnen, im Gebet u. a. dargestellt hat. Die zahlreichen Werke des Hrn. Grenier, die sich durch sichere und geistreiche Pinselführung auszeichnen; die originellen und anmuthigen Compositionen, worin Mad. Haudebourt-Lescot sich mit der Erinnerung an Italien begeistert hat; eine Blatternimpfung von Desbordes, in der man Naivetät und Gefühl für die Farbe findet, verdienen ebenfalls besondere Aufmerksamkeit.

Nur noch ein Wort über die Schule von Lyon. Ich habe die bey Gelegenheit der Ausstellung von 1822 geäußerte Meynung, daß diese Schule auf falschem Wege sey, noch nicht aufgegeben. Doch spreche ich nur von den Genremalern, wie die HH. Bonnefond, Genod, Jacomin u. s. w. Talent ist ihren Arbeiten nicht abzusprechen, aber es ist nicht das für dieses Fach passende. Genrebilder verlangen vor allem Feuer der Ausführung. Man begreift leicht, daß Scenen aus dem Volksleben nicht wie heroische behandelt werden dürfen; die Lumpen eines Savoyarden mit derselben Sorgfalt malen, wie den Purpurmantel eines römischen Senators, ist, glaube ich, ein Irrthum. *) Dieser Vorwurf trifft die Lyonneser Schule; jedoch finden sich mehrere gut behandelte Partieen in einem Bild des Hrn. Bonnefond, das einen hartherzigen Miethsherrn darstellt, der eine arme Fami-

*) Wir fürchten, der Vf. lege hier zu viel Gewicht auf etwas Unbedeutendes und übersehe dafür etwas Wesentliches. Allerdings hat eine leichte freye Behandlung bey untergeordneten Gegenständen einen größern Reiz als minutiöse Ausführung, wenn aber diese nur nicht ins Geleckte und Steife übergeht, warum sollte sie nicht ebenfalls ihren Werth haben. Die Bilder eines Gerh. Dow, der Mieris u. s. w. werden ja gerade darum vorzüglich geschäzt. Hierin liegt gewiß nicht der Verderb der Genremalerey; das Uebel liegt, unsrer Meynung nach, hauptsächlich in der gedankenlosen Wahl der Gegenstände. So mancher Genremaler, da er sich nicht als Historienmaler betrachtet, glaubt jede Scene darstellen zu dürfen, wenn sie ihm nur Gelegenheit gibt, ein Paar hübsch gekleidete Figuren zu zeigen, einen malerischen Lichteffekt anzubringen u. s. w. Er bedenkt nicht, daß jedes Bild leer bleibt, das keinen Gedanken enthält. Ein anderer glaubt schon genug Interesse zu erregen, wenn er seinen Gegenstand aus der Geschichte wählt, gleichviel ob die Scene sich ausspricht, oder der Augenblick der Darstellung Theilnahme erweckt. Welches Interesse, außer dem der Bildnißähnlichkeit, kann z. B. ein Gemälde haben, worauf man Diana von Poitiers sieht, die eine Botschaft von Franz I. empfängt. Was enthält die Botschaft? Das sagt das Bild nicht, und doch beruht darauf die Anordnung. So ist es auch wohl Hrn. Sequeira nicht möglich gewesen, zu bezeichnen, daß Camoens im Augenblick seines Todes die Nachricht vom Verlust der Schlacht von Alcacer von seinem Freund empfängt. Wer das nicht gelesen hat, wird vor dem Bilde immer fragen: Was sagt ihm der Freund? — Die Genremalerey soll Scenen des Lebens schildern, welche das Gemüth oder die Laune beschäftigen, gleichviel aus welcher Klasse der Gesellschaft sie genommen sind. Aber hiezu ist nöthig, daß sie Zustände wähle, die ihr Interesse klar aussprechen, die Anlaß zur Darstellung von Charakteren, Gemüthsbewegungen, Handlungen geben, — sonst bleibt ihre Wirkung nur an der Oberfläche und hinterläßt keinen Eindruck. In dieser Hinsicht dürfen Hor. Vernet und Wilkie als Muster genannt werden.

Anm. des Herausg.

lie aus dem Hause zu weisen droht, wenn sie nicht die Miethe bezahlt.

Ich schließe diesen Artikel mit Hrn. Richard, der für ein liebliches idyllisches Bild, ein Mädchen, das ein Paar sich schnäbelnde Täubchen betrachtet, viel Lob verdient. Das Bild ist voll Naivetät, Einfachheit, und Anmuth, und gut ausgeführt.

Noch habe ich von den Landschaften, See- und Thierstücken, den Porzellan- und Emailgemälden, Kupferstichen und Sculpturen zu reden, unter welchen auch ausländische Werke große Aufmerksamkeit verdienen. Dieß soll der Gegenstand meines nächsten Berichts seyn.

P. A.

C. A. v. Baroni Cavalcabo.

Hr. Friedrich v. Baroni Cavalcabo zu Sacco hat dem tirolischen Nationalmuseum in Inspruck ein sehr schätzbares Geschenk mit mehreren Werken vaterländischer Gelehrten, und vorzüglich mit verschiedenen Gemälden, Kupferstichen und Handzeichnungen tirolischer und ausländischer Künstler gemacht. Besonders zeichnen sich darunter mehrere Gemälde seines Großonkels Caspar Anton v. Baroni Cavalcabo aus. Es sind zwey größere historische Gemälde, die Verspottung Christi und die Auferstehung Christi; dann zwey Porträte, eines Herrn Christoph v. Baroni, und seiner Gemahlin Elisabeth, geb. v. Betta, welche der erhaltenen Auskunft gemäß ungemein gut getroffen sind. *) Bey dieser Gelegenheit macht der Verwaltungsausschuß des tirolischen Nationalmuseums folgende interessante Notizen über den genannten Künstler in dem Boten v. u. f. Tirol (24. Jan. 1825.) bekannt:

Die Verdienste dieses wahrhaft genialen Malers hat ein vaterländischer Gelehrter (Clementin Ritter v. Vannetti) in einer eigenen, zu Verona 1781 gedruckten Abhandlung ausführlich gewürdigt. Sie führt den Titel: „Notizie intorno al Pittore Gasparantonio Baroni Cavalcabo di Sacco", und ist so gehaltvoll, daß vielleicht seiner Zeit hievon eine freye Uebersetzung in der Zeitschrift des tirolischen Nationalmuseums erscheinen wird. Wir beschränken uns demnach hier auf einige biographische Umrisse dieses vaterländischen Künstlers.

Caspar Anton v. Baroni Cavalcabo, geboren 1682 zu Sacco, in der Prätur Roveredo, verrieth schon in der frühesten Jugend seine Liebe zur Malerey, worin er ohne alle Anleitung verschiedene Versuche, selbst in Fresko machte. Ein naher Anverwandter, Joh. v. Baroni, welcher aus der Schule der berühmten Veroneser Künstler Alexander Marchesini und Anton Calza nach Sacco zurückgekehrt war, bemerkte an ihm die vortrefflichen Anlagen zur Malerey, und gab ihm darin den ersten Unterricht. Sein Vater, Felix v. Baroni, schickte ihn darauf nach Verona in die Schule des Anton Ballestra, der von dem berühmten Maler Karl Maratti zu Rom seine Bildung erhalten hatte. Baroni machte unter diesem Künstler Riesenschritte in der Malerey, und als Ballestra sich wegen Kunstarbeiten nach Venedig verfügte, folgte ihm Baroni auch dahin.

Im Jahre 1707 ging Baroni auf Anrathen des Ballestra und mit väterlicher Zustimmung nach Rom, wo er unter Anleitung des, wenn gleich schon 80jährigen Greises Karl Maratti seine Kunstbildung vollendete, obwohl ihn schon nach zwey Jahren der Tod seines Vaters nach Hause zurückrief.

Baroni zählte damals 26 Jahre, und mußte als der älteste Sohn längere Zeit die Oekonomie-Geschäfte des väterlichen Hauses besorgen, bis er dieselben dem herangewachsenen Bruder Quintilius überlassen, und sich ganz der Kunst weihen konnte.

Baroni blieb unverehelicht, und erreichte in bewunderungswürdiger Kunstthätigkeit das hohe Alter von 77 Jahren. Daraus erklärt sich die große Anzahl seiner hinterlassenen Kunstwerke, welche noch jezt die Zierde so vieler Kirchen des südlichen Tirols und in verschiedenen Privatsammlungen aufgestellt sind.

Um nur von seinen Kirchengemälden hier einige anzuführen, hat die Frauenkirche del Carmine zu Roveredo allein zehen seiner gelungensten Oelgemälde in Altarblättern, und auch die Kirchen del Suffragio und des heil. Rochus, so wie der Salesianerinnen daselbst, sind mit seinen Werken ausgestattet. Die Altarblätter in der Kirche der aufgehobenen Augustinerinnen zu Sacco sind gleichfalls von Baroni, und jene Frauenkapelle di Caravaggio, welche die reiche Familie v. Fedrigotti nach glücklicher Beendigung des spanischen Successionskrieges und Vertreibung der im Norden und Süden des Landes eingefallenen Feinde ex voto erbauen ließ, wurde von ihm ganz in Fresko gemalt, und mit einem schönen Altarblatte geschmückt.

Das Hochaltarblatt in der Pfarrkirche des heil. Stephan zu Mori ging ebenfalls aus der Meisterhand unsers Baroni hervor, und auch die Pfarrkirche von Isera, so wie die Kirche der aufgehobenen Minoriten zu Brancolino, haben schöne Oelgemälde von ihm. Ein großes Freskogemälde in der Pfarrkirche zu Villa, die Jakobsleiter vorstellend, war sein leztes Kunstwerk. Als es der Vollendung nahe war, soll er zu Jemanden gesagt haben: „Wollte Gott, daß diese gesegnete Leiter, welche ich male, diejenige wäre, auf der ich in das Paradies steigen könnte!" Und in der That wurde er, noch den Pinsel in der Hand, womit er seinen Jakob ausgemalt hatte, von einer heftigen Kolik ergriffen, welche seinem thätigen Leben ein schnelles Ende machte.

Er starb ganz durchdrungen von den Gefühlen der Religion, die er durch sein ganzes Leben mit musterhafter Frömmigkeit geübt, und durch seine allen Kirchen unentgeltlich gelieferten Kunstwerke verherrlicht hatte.

Baroni verband nach der Schilderung seines Biographen mit einem erfinderischen Geiste eine durch sehr große Urtheilskraft geleitete Phantasie, und ein unbegränztes Streben, in der Kunst immer vollkommener zu werden, so wie er auch im mechanischen Theile seiner Kunst die richtigsten Grundregeln befolgte. Hätte er nicht die Gemächlichkeit im eigenen Hause, und den gänzlichen Mangel an Ehrgeiz die engen Gränzen seines Geburtsortes der großen Welt vorgezogen, so würde er einen größern Nachruhm hinterlassen haben.

*) Christoph war ein Bruder des Clemens v. Baroni, und so wie sich dieser durch mehrere gelehrte Werke, so hat sich jener durch seine Baukunde ausgezeichnet, und durch die von ihm ausgeführte Arche bey Seravalle unvergeßlich gemacht.

Nr. 30.

Kunst=Blatt.

Donnerstag, den 14. April 1825.

Kunstausstellung in Paris 1824.

Fünfter und lezter Artikel.

Paris, 28. Februar 1825.

Bevor ich zu den Gegenständen übergehe, von welchen ich noch nicht gesprochen habe, muß ich erst nachholen, was nach dem Schluß meines vorigen Berichts noch in den schon erwähnten Fächern auf die Ausstellung gebracht worden ist.

Hr. Hersent hat uns mitten in die Alpen versezt. Auf dem Weg über den St. Gotthard ist ein Mann mit Frau und Kind von Räubern angefallen worden; er hat sich mit seinen Waffen gewehrt; aber im ungleichen Kampf, mit zerbrochenem Säbel, ward er in einen Abgrund gestürzt, und die Frau ist ihrer Kleider beraubt, ohne Besinnung auf dem Schnee liegen geblieben, noch ihr kleines Kind an der Brust haltend. Erst nach Vollendung der Unthat sind Geistliche herbeygekommen; doch in der Ferne verfolgen schon ihre Hunde die eilig fliehenden Räuber: die guten Väter theilen sich in die Sorge für die Unglücklichen; der älteste hat die Frau emporgerichtet und sucht sie durch spirituöse Mittel wieder ins Leben zu bringen; ein anderer ist in die Schlucht hinabgestiegen und will dem Mann heraufhelfen; aber der Abhang ist steil, ein dritter reicht dem Unglücklichen die Hand, dessen erste Blicke sich angstvoll nach der Frau wenden: diese ist ohne Kleidung — einer der Geistlichen will sie vor der Kälte schützen, nimmt sich den weiten Kragen ab, den er über dem Gewand trägt und breitet ihn über sie aus, aber in demselben Augenblick hört er ein fürchterliches Getöse und sieht beym Umblicken eine Lawine, welche Felsen in ihrem Fall mit fortnimmt.

Diese Scene scheint mir etwas Schreckliches zu enthalten, das für die Malerey wenig paßt. Ein Weib mit ihrem Kind bewußtlos auf dem Schnee ausgestreckt, ist ein Anblick der das Herz beängstigt; in einem Drama sucht man wohl Schrecken und Mitleid zu erregen, aber da entwickelt sich die Handlung nur allmählich und man gelangt erst durch Furcht und Hoffnung zum Ende. In der Malerey dagegen ist die Handlung nur eine, man darf daher nicht die Gemüthsbewegung des Beschauers aufs heftigste steigern wollen. Diese Bemerkungen treffen übrigens Hrn. Hersent nicht, dem der Gegenstand aufgegeben war; in Hinsicht auf das, was sein Eigenthum ist, bemerke ich, daß mir die Bewegung der Frau nicht glücklich scheint; auch das Kind läßt einiges zu wünschen, aber sämmtliche Köpfe sind voll Ausdruck und gut colorirt, so wie auch die ganze Anordnung des Bildes von großer Gewandtheit zeugt.

Seit langer Zeit hatte man keine Malerin sich mit historischen Gegenständen beschäftigen sehen, deßhalb erregte ein Gemälde von Mlle. Blanchard die Aufmerksamkeit des Publikums. Sie hat die heil. Jungfrau dargestellt, die von den Schiffern unter dem Namen der hülfreichen Mutter Gottes (Notre-Dame du bon secours) angerufen wird. Der Sturm hat das Meer aufgewühlt, die Wogen erheben sich mit Wuth, und der verfinsterte Himmel deutet den Schiffenden an, daß sie alles zu fürchten haben; aber die Jungfrau, das Christuskind auf den Knieen haltend, erhebt ihre Augen zum Himmel; ihr Gebet wird erhört; ein Engel gebietet den Wogen sich zu legen und den Winden zu schweigen.

Dieß Bild ist nicht ohne Gefühl und Anmuth, aber man sieht, daß Mlle. Blanchard noch nicht alles studirt hat, was zur Historienmalerey erforderlich ist. So fehlt es dem Meer an Wahrheit der Bewegung und Farbe, die Wolken sind schwer in Ton und Form; Dinge, die sich nicht in der Werkstatt lernen lassen.

In meinen vorigen Berichten erwähnte ich bereits Hrn. Champmartin, der einem seiner Bilder, dem Kindermord, das Ansehen der Freskomalerey gegeben. Seitdem hat er noch ein Werk von größerem Maaßstab ausgestellt, eine Flucht nach Aegypten. Die Sucht etwas Neues, d. h. Andres als Davids Schule, hervorzubringen, verführt die jungen Leute zum Abgeschmackten. Hier ist keine Freskomalerey mehr nachgeahmt, sondern eine alte Tapete mit verschossenen Farben. Das ist lächerlich und ärgerlich zugleich, denn bey allem dem finden sich gut ausgeführte Sachen, Köpfe, denen man Gefühl und eine gewisse Naivetät nicht absprechen kann, aber das alles ist

verloren, denn das Werk im Ganzen kann niemanden befriedigen.

Diese neue Schule, die sich beklagt, es fehle der Schule Davids an Natürlichkeit und Einfachheit, ist selbst weit entfernt von beyden. Als Beweis führe ich nur zwey Bilder an, welche die HH. Scheffer d. Aelt. und Delacroix kurz vor dem Schluß auf die Ausstellung gebracht. Der erste hat den Tod Géricaults, der andere den Tasso im Irrenhaus gemalt. Beyde Situationen erwecken Theilnahme, aber die affektirte Simplicität, mit welcher die Künstler sie ausgeführt haben, kann man wahrhaft manierirt, conventionell und nachlässig nennen, nicht eine wahre und richtige Nachahmung der Natur. Besonders scheint Hr. Delacroix nur eine Skizze beabsichtigt zu haben; nichts ist vollkommen ausgeführt, aber der Gedanke des Bildes erregt Interesse, der Maler wußte die geistige Verschiedenheit zwischen Tasso und den mit ihm eingesperrten Narren fühlbar zu machen. Tasso sizt, den Kopf in die Hand gestüzt, melancholisch und nachdenkend; hinter ihm necken sich zwey Narren, ihr unordentlicher und grober Anzug verräth sie als Leute der untersten Klasse, die unfähig sind den Schmerz des unglücklichen Dichters zu fassen; weiterhin schwingt der Aufseher die Peitsche gegen einen armen Kapuziner, der vergebens um Schonung bittet. Welcher Anblick! Eilen wir ihn zu verlassen.

Hr. Carl Vernet hat eine gewisse Härte und Trockenheit in der Ausführung, weil er sich meist nicht die Mühe nimmt, seine Tinten zu verschmelzen; aber eben deßhalb gewahrt man Feuer und Freyheit in der Ausführung. Dieß zeigt sich in seiner Einnahme von Pampeluna, (Figuren in halber Lebensgröße); dabey überall Leben, Bewegung, Mannichfaltigkeit, selbst der Hintergrund ist von Interesse. Es ist ein Werk, welches Auszeichnung verdient.

Das Bildniß des Marschalls Soult von Gérard, das noch am Tage vor dem Schluß der Ausstellung erschien, hat viel Aufmerksamkeit erregt; in der That ist viel Glanz der Farbe darin, die Augen sind voll Feuer und Leben, die Aehnlichkeit mit Auswahl getroffen; man sieht hier die Natur in ihrem schönsten Moment. Dennoch, glaube ich, muß man sich bey dieser Art Werke so treu als möglich ans Modell halten, und wenn ich nicht irre, finden sich in des Marschalls Gesicht Einzelnheiten der Form und Farbe, welche der Maler vernachlässigt hat.

Eines andern Werks desselben Künstlers habe ich zu erwähnen vergessen, das gleich zu Anfang ausgestellt war, aber nicht lange blieb; es ist das Bildniß der Gräfin Gonrieff, in welchem der Maler alles gezeigt hat, was Anmuth des Ausdrucks und Reiz des Pinsels vermögen.

Ich komme nun zu den

Landschaften und Seestücken.

Die Werke zweyer Engländer, Landschaften des Hrn. Constable und Seestücke von Bonnington, bieten zu denselben Betrachtungen Anlaß, wie die Bildnisse von Lawrence. Diese Künstler geben vortrefflich die allgemeinen Massen und Effekte wieder; aber damit ist nicht alles gethan; die Natur ist auch in ihren Einzelnheiten schön, sie ist bewunderungswürdig in der Nähe wie aus der Ferne; die Engländer jedoch streben nur sie aus einer gewissen Entfernung darzustellen und wenn man näher kommt, ist man ganz erstaunt eine rohe Arbeit zu finden, die nur auf Täuschung eingerichtet ist. Man könnte den Vers des Fabeldichters auf sie anwenden:

De loin c'est quelque chose et de près ce n'est rien.

Noch einen andern Vorwurf mache ich diesen Künstlern: sie sind nicht sorgfältig genug in der Wahl der Orte und Gegenstände; für sie scheint die Wahrheit alles zu seyn. Dieß heißt aber den Zweck der Malerey verkennen. Nicht alles ist würdig beschaut, daher auch nicht alles, gemalt zu werden. Die Aufmerksamkeit der Kenner durch die bloße Wahrheit der Nachahmung fesseln wollen, heißt nur die Hälfte des Zweckes erfüllen.

Wir, ich gestehe es, verfallen in den entgegengesezten Fehler; wir opfern die Wahrheit zu sehr den großartigen Linien. Die große Landschaft von Watelet ist ein sehr schönes Werk, alles ist darin vereint, eine angenehme Wirkung hervorzubringen; aber unter diesen Combinationen verschwindet das Gefühl für die Natur völlig. Ich scheue mich nicht, diesen Irrweg zu bezeichnen, da ich mir keines Vorurtheils bewußt bin.

Ich habe mich nicht gewundert, daß eine Menge junger Leute bey uns eilig den Engländern gefolgt sind, da ich weiß, wie viel der Reiz der Neuheit in Frankreich thut. Sie haben noch während der Ausstellung Landschaften gemalt, worin vor allem Einfachheit gesucht wurde, und damit man sie nicht für Franzosen halten sollte, schilderten sie sorgfältig nur alte Mauern und öde Felder; dergleichen sahen wir besonders von den HH. Regnier und Gassier.

Unter den andern französischen Landschaftmalern, welche besondere Aufmerksamkeit verdienen, nenne ich die HH. Letellier, Chauvin, Bertin und Turpin de Crissé. Diese Künstler folgen zwar im Allgemeinen dem System unsrer Schule, unterscheiden sich aber jeder durch eigenthümliches Verdienst.

Hr. Letellier hat eine italienische Gegend gemalt, die mit allem geschmückt ist, was ein feiner Sinn nur Glückliches wählen kann: zierliche Architektur, schöne Vegetation, warmer und duftiger Ton der Luft. Aber man

fühlt, daß diese Ansicht nicht aus der Natur genommen ist, es fehlt ihr der Accent der Wahrheit, der ihre Schönheit vollständig gemacht haben würde. In demselben Fall ist Hr. Bertin. Seiner Ansicht einer Gegend von Messenien sieht man wohl an, daß er alles aus seiner Phantasie genommen hat; ohne Zweifel zeugen seine Gemälde von großer Praktik und Gewandtheit in Anordnung der malerischen Linien; aber man muß nicht sie anordnen, man muß sie nur wählen; deßhalb soll ein Landschaftmaler sein Leben nicht in der Werkstatt, sondern im Freyen zubringen. Hr. Turpin de Crissé fragt die Natur sorgfältiger um Rath; seine Ansichten und Landschaften sind meist treu copirt, ohne daß ihnen deßhalb die glückliche Wahl des Standpunkts fehlte; es wäre ihm nur etwas mehr Freyheit und Leichtigkeit der Ausführung zu wünschen.

Hr. Chauvin ist ein sehr ausgezeichneter Künstler. Von allen seinen Bildern scheint mir die Ansicht der römischen Campagna aus der Gegend von Tivoli den meisten Werth zu haben. Die Mitte nimmt eine Masse schwarzgrüner Bäume ein, die vielleicht etwas hart aussehen, aber die Senkung des Hügels gegen die entfernten Gründe ist wohlverstanden, die Töne des Hintergrundes sind zart und durchsichtig; kurz dieß Gemälde, wie alle sorgfältig studirten Werke, gewinnt je mehr man es betrachtet.

Die Ansicht der Villa Aldobrandini von Granet ist in vieler Hinsicht merkwürdig; die Scene, die er darin angebracht hat, der Cardinal Aldobrandini, wie er den Dominichino empfängt, ist von Interesse; die Figuren sind gut gestellt, aber erstaunlich inkorrekt gezeichnet und nachlässig gemalt. Von dem abgebildeten Ort weiß man, daß er etwas Großartiges und malerischen Reiz hat; Hr. Granet hat gut gewählt, und ich finde nur, daß die Bäume des Hintergrundes etwas mehr aufgeopfert seyn sollten.

Von Hrn. Quaglio, einem deutschen Maler, der durch eine große Menge lithographirter Ansichten altdeutscher Gebäude bekannt ist, war eine Ansicht von Brügge, in Oel, ausgestellt. Man sieht einen Theil des Kanals, das Rathhaus und den großen Thurm der Halle. Dieß Gemälde schien mir nicht alles Lob zu verdienen, das ihm in seinem Vaterlande zu Theil geworden ist. Ich finde den Widerschein der Häuser im Kanal zu stark angedeutet. Zwar ist der Reflex in einem klaren ruhigen Wasser fast eben so kräftig im Ton als die reflectirten Objecte selbst, aber ein Hauch benimmt die Durchsichtigkeit, und die Bewegung des Wassers verändert beständig die Linien; daher ist es nicht wohl gethan, im Gemälde dem Reflex eine Kraft zu geben, die in der Natur nur sehr vorübergehend ist. Auch könnte man dem Künstler etwas mehr Zartheit des Pinsels wünschen; aber er besitzt Kühnheit der Ausführung und seine Töne sind im Ganzen warm, obgleich vielleicht ein wenig grell.

Andere Darstellungen ähnlicher Art, aber auf sehr verschiedene Weise ausgeführt, haben das Publikum sehr angezogen, ich meyne die Aquarellgemälde der HH. Copley-Fielding, Charles-Fielding und Wild. Im Allgemeinen haben diese Bilder eine Kraft des Tons, die man der Aquarellmalerey gewöhnlich nicht zutraut. Der erstere Künstler hat eine Menge Ansichten verschiedener Orte ausgestellt; der zweyte beschäftigt sich hauptsächlich mit der Landschaft, der dritte hat innere Ansichten verschiedener Monumente alter Baukunst in Frankreich dargestellt. Die HH. Copley und Wild haben große Fertigkeit in diesem Fach gezeigt, das man in Frankreich gar nicht cultivirt; man begreift leicht, warum die englischen Kupferstecher so viel Effekt in ihre Vignetten und Interioren bringen, da sie Zeichnungen vor sich haben, in welchen die Wirkung aufs Höchste getrieben ist.

Unter den übrigen fremden Künstlern desselben Fachs, die ebenfalls Werke ausgestellt hatten, nenne ich die HH. Harding und Gastineau von London und Hrn. Prout. Der leztere hat nicht angegeben, welcher Nation er angehört, aber seine Ansichten von Köln, Augsburg und Utrecht geben denen der Engländer nichts nach.

Von einem Franzosen Hrn. Dupré waren auch eine große Menge Aquarellbilder zu sehen, die er auf einer Reise in Griechenland gefertigt hat: Ansichten von Athen, Trachten aus Griechenland und Epirus; Ali Pascha von Janina, an dem See Butrinto jagend. Diese Arbeiten tragen den Stempel der Wahrheit, und an der Ausführung erkennt man den Künstler, welcher Kenntnisse, die er in strengen Studien erworben, für diese untergeordneten Gegenstände in Anwendung bringt.

Hier erwähne ich auch noch der Gemälde des Hrn. Ferrière von Genf, da ich in der That nicht weiß, zu welchem Fach sie eigentlich zu zählen sind. Es sind Nachahmungen von Bronze-Basreliefs, mit ebenfalls gemalten Einfassungen, auf welchen der Künstler eine Fliege, eine Feder u. s. w. angebracht hat. Man fühlt sich betroffen über die täuschende Wahrheit dieser Gegenstände; die Behandlung ist übrigens sehr zart, und die Gemälde dürfen allerdings als etwas Vollkommenes in ihrer Art betrachtet werden.

Schlachten und Seestücke sind der Triumph Horace Vernets. Von der lezteren Gattung hatte er vielleicht zehn Stücke ausgestellt, die alle mit erstaunlichem Geist und großer Leichtigkeit gemalt waren. Zween andere Künstler nahmen in den lezten Tagen der Ausstellung ebenfalls die Aufmerksamkeit mit Recht in Anspruch, die HH. Gudin und Isabey Sohn. Das Bild des Hrn. Gudin verdient dem Besten, was die Flamänder hervorgebracht, an der Seite zu stehen, man kann unmöglich

die Transparenz und Bewegung des Meers mit größerer Wahrheit darstellen, und es herrscht dabey ein Glanz der Farbe in dem Gemälde, der schwer zu erreichen ist. — Das von Isabey Sohn ist zwar nicht von demselben Verdienst, zeigt aber in mehreren Partieen kräftige Töne; die Figuren sind gut gemalt; nur die Bewegung der Wellen ist nicht gut aufgefaßt. Hiezu bedarf es aber unstreitig langer Beobachtung, und Hr. Isabey, der noch sehr jung ist, hat in diesem und mehreren ähnlichen Gemälden hinlänglich gezeigt, daß er in dem Fach, dem er sich widmet, einst einen ehrenvollen Platz einnehmen wird.

Thiermalerey.

Géricault, den ein früher Tod den Künsten entrissen hat, besaß alle Eigenschaften zu einem großen Maler; gerührt von der Erzählung des Schiffbruchs der Medusa im Jahr 1816 zeichnete er die schreckliche Scene auf die Leinwand, wie schon Einige vom Tod hingerafft, Andere auf dem Punkt sind, einander gegenseitig zu tödten. Dieß Bild, mit großem Talent und erschreckender Kraft ausgeführt, flößte eine Art von Entsetzen ein; der Maler war nicht so klug einzusehen, daß man nur den Gegenstand widerwärtig schalt, faßte einen Groll und verließ die Historienmalerey, um sich ganz dem Studium der Pferde zu widmen. Ausgerüstet mit Studien höherer Art, that er sich bald darin hervor. Man sehe nur dieß Pferd, das an einer Dorfschmiede angebunden ist; wie richtig sind seine Formen, es ist voll Leben, es scheint zu wiehern, der Glanz und alle Einzelnheiten der Haut sind unübertrefflich ausgedrückt.

Auch Hr. Carl Vernet nimmt unsre Aufmerksamkeit in Anspruch; er findet in den Pferden, wie im menschlichen Körper, einen Typus der Schönheit, einen primitiven Charakter, von dem er sich nicht entfernt. Géricault copirt die Natur mit Naivetät und großem Talent, Vernet hält sich ans Ideale der Formen, entlehnt von der Natur, wählt die Züge, aus denen er sein Modell bildet; aber er copirt es niemals genau. *)

Andere Thiermaler zeigen uns Kühe, weidende Schaafe u. s. w. Dieses Fach wird hauptsächlich von den Flamändern gepflegt, wie die HH. Verré und Verboeckhoven; der erstere hat eine leichte und gewandte, der andere eine breite freye Behandlung. Auch Hr. Kunz, dessen Gemälde nur einige Tage auf der Ausstellung war, ist wohl ein Flamänder? *) Sein Werk ist mit Recht ausgezeichnet worden; die Behandlung ist präcis, sicher, die Töne durchsichtig, die Anordnung glücklich; kurz es vereinigt alle Eigenschaften eines vorzüglichen Werks.

*) Auf diese Weise können Pferdekenner und alle, welchen genaue Darstellung der natürlichen Charaktere etwas Wesentliches in der Kunst ist, nur mit den Bewegungen und Stellungen von Vernets Pferden zufrieden seyn, keineswegs aber mit der Wahrheit ihrer Formen.

Anm. des Herausg.

Blumenmalerey.

Auch diesem Fach widmen sich hauptsächlich die Flamänder. Die HH. Vandael und Vanspaendonck fesseln jedesmal die Blicke durch ihre schönen Werke; ein anderer Künstler desselben Landes, Hr. Van Os, der sich in demselben Fach auszeichnet, hat dieses Jahr nichts auf die Ausstellung gesandt. Dagegen erschien von Hrn. Tournier, den man auf den vorigen Ausstellungen noch nicht kannte, ein Bild, das ihn sogleich in die Reihe der Meister gestellt hat. Früchte und Vögel, mit einem Bronzebasrelief zusammengestellt, sind so schön ausgeführt, daß ich eine höhere Vollendung für unmöglich halte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wahrscheinlich Hr. Kunz in Carlsruhe?

Anm. des Herausg.

Darmstadt.

Die zweyte Lieferung meines architektonischen Werkes über die St. Katharinen-Kirche zu Oppenheim, in Commission bey Hrn. Brönner in Frankfurt a. M., ist vor Kurzem vollendet und die Versendung davon sogleich besorgt worden. Der die im Plane des Werkes bereits bestimmten fünf Blätter begleitende Text enthält folgende kurze Abhandlungen: über die perspectivische Ansicht der linken Abseite, nach den Grund und Aufrissen ergänzt; über das Fenster der zweyten Lieferung, eine Rose; über die Verhältnisse der Kirche nach dem Grundrisse, nebst Erklärung der Grundrisse der Pfeiler; über die Verzierungen aus dem Pflanzenreiche an den Gebäuden des Mittelalters, sowohl im Allgemeinen als an der St. Katharinen-Kirche zu Oppenheim und über die constructiven Verzierungen. Indem ich dieses zur öffentlichen Kunde bringe, fühle ich mich zugleich verpflichtet, den erhabenen Gönnern und hohen Beförderern dieses, deutscher Geschichte und Kunst gewidmeten Unternehmens, die Gefühle des tiefsten Dankes für das Zutrauen und die Theilnahme auszudrücken, mit der ich mich schon bey der Entstehung dieses Unternehmens beglückt sah und wodurch es mir allein möglich wurde, eine so schwierige, mit sehr bedeutenden Kosten verbundene Arbeit mit Zuversicht durchführen zu können. Ich sehe mich daher auch im Stande, jetzt, da die Vorarbeiten an Ort und Stelle bis auf Weniges beendigt sind, die dritte Lieferung schon auf den künftigen Sommer und das Erscheinen der übrigen in kürzeren Zwischenräumen versprechen zu können.

Dr. F. H. Müller.

Nr. 31.

Kunst-Blatt.

Montag, den 18. April 1825.

Neue Kupferstiche.

Die Schlacht bey Aspern, gemalt von P. Kraft, gestochen von C. Rahl. Sehr groß Quer-Folio.

Man kann solche Schlachtstücke mit dem historischen Epos (wie Lucan's Pharsalia, Glower's Leonidas ꝛc.) vergleichen, nur daß freylich der Künstler auf einen Moment beschränkt ist, und nicht den Kampf selbst, als das Unentschiedene, sondern den Augenblick des Siegs wählen muß. Dagegen steht ihm ein Interesse zu Gebot, dessen der Dichter entbehrt; er kann, wenn die Handlung seiner Zeit angehört, die Gestalten und Gesichtszüge der Hauptpersonen des Drama's in treuer Nachbildung überliefern. Die Motive bleiben in solchen Schlachtstücken fast immer dieselben, doch ist meist noch ein reiches Feld vorhanden für charakteristische Formen, schöne Gruppirungen, mannichfachen Ausdruck und effektvolle Beleuchtung. Die Schlachten von Aspern, Leipzig und Waterloo gehören zu den denkwürdigsten der neuesten Geschichte, und wenn auch nur die beyden lezten eigentlich welthistorisch sind, so zieht die erste doch wieder besonders an durch die edle Geisteserhebung, welche in den Reihen der deutschen Krieger jezt wieder recht sichtbar wurde, und auch die Entscheidung derbeyführte. Das Bild von Kraft hat eine einfache, ungesuchte, wohlverstandene Anordnung. Der sterbende Krieger links, so wie die Verwundeten rechts und in der Mitte des Vorgrunds deuten zugleich den schweren Kampf an und contrastiren sinnig mit der Hauptgruppe im Mittelgrunde, welche sich durch Ernst und Ruhe auszeichnet, wie sie dem Sieger ziemen, der das Schicksal des blutigen Tags mit schnellem Blick und klarer Besonnenheit lenkte. Das Gewühl der Fliehenden und Verfolgenden ist billig in den Hintergrund verwiesen. Wir rechnen es dem Maler als ein großes Verdienst an, daß er allen Theatereffekt verschmähte, und immer jene Mäßigung und Würde beybehielt, welche, bey Behandlung tragischer Stoffe, als erste Bedingung gelten müssen. Auch die Zeichnung verdient großes Lob.

Hr. Rahl, dem wir das vorliegende Blatt verdanken, darf eine Vergleichung mit den englischen Stechern, welche die Schlachten von Waterloo und Leipzig lieferten, keineswegs scheuen, denn er kann dabey nur gewinnen. Burnet, im Bestreben, das Eigenthümliche des Pinsels nachzuahmen, wird bisweilen manierirt, und Scott liebt mitunter zu wohlgenährte Taillen und opfert der Kraft das Harmonische. Rahls Behandlung ist zart und kräftig zugleich; er versteht es, seine Töne gehörig zu wechseln und zu verschmelzen. Aus allen Theilen leuchtet ein schönes Gefühl hervor, und das Ganze ist nicht kalt und farblos, wie so manche neuere Blätter, deren größtes Verdienst in einer glänzenden Technik besteht. Das Blatt hat mit den angeführten Schlachten von Leipzig und Waterloo gleiche Größe. Außer dem Erzherzog Karl sind noch die Bildnisse von 17 andern östreichischen Generalen und Offizieren angebracht, und in einem conturirten Beyblatt mit ihren Namen bezeichnet.

La Madonna del Lago nach Leonardo da Vinci, gest. von G. Longhi. Rund. Preis 16 fl. 30 kr.

Wir dürfen wohl mit Zuversicht behaupten, daß Raphael selbst da, wo noch kein fremdes Bild sich neben die himmlische Erscheinung stellte, die in seine Seele kam, nichts Zarteres, Innigeres, Anmuthigeres hervorgebracht habe, als diese heil. Familie ist. Die schwerste aller Aufgaben, Schönheit mit Wahrheit zu verbinden, und den Begriff mit allen Reizen der Form auszuschmücken, sehen wir hier auf eine überraschende Weise gelöst. Der kleine Johannes ist ein wunderlieblicher Knabe, und in der Madonna verklärt sich die Gestalt, die keineswegs ein Ideal ist, durch den Ausdruck bis zum Ueberirdischen. Das Ganze componirt vortrefflich, und die malerische Anordnung der einzelnen Figuren, so wie der Gruppe überhaupt, steht mit der Bedeutung im vollkommensten Einklange. Longhi's Grabstichel hat eine seltene Reinheit, und er besizt eine Tiefe des Gefühls, wie sie nur wenigen Künstlern zu Theil ward. Eines fehlt jedoch dem Bilde: der Effekt. Die Landschaft sollte mehr gedämpft seyn, und die Gruppe sich mehr abheben. Was die Stecher aus der Schule von Rubens so sehr verstanden,

den Ausdruck der Farbe und überhaupt das Malen mit ihrem Instrument, das vermißt man bey den meisten Kupferstechern unsrer Zeit. Ihre Blätter sind Nachbildungen von Zeichnungen, nicht von Gemälden. Was wir übrigens noch bey dieser Gelegenheit rügen müssen, sind die übertriebenen Preise der bessern neuern Kupferstiche. Sollten die ausgezeichneten Künstler aller Länder sich (wie es ziemlich den Anschein hat) in dem Vorsatze vereinigen, ihr Verdienst auch in pecuniärer Hinsicht geltend zu machen, so würde der Markt bald an Käufern leer werden, was der Genius der Kunst verhüten wolle. —ber.

Kunstausstellung in Paris 1824.

Fünfter und lezter Artikel.

(Fortsetzung.)

Porzellanmalerey. Emaillen.

Seit langer Zeit ist Mad. Jaquotot ihren Nebenbuhlern vorangeeilt; ich rede daher billig von ihr zuerst. Ihre Werke, die erst am lezten Tag auf die Ausstellung kamen, zogen sogleich alle Blicke auf sich, sowohl durch ihre Vollkommenheit als durch ihre Mannichfaltigkeit und Wichtigkeit. Es waren folgende: Die große heil. Familie nach Rafael, die schon 1822, jedoch nur wenige Tage ausgestellt war; die Psyche nach Gérard; die belle Feronière nach Leonardo da Vinci; der obere Theil der Madonna del Pesce nach Rafael; ein weibliches Bildniß nach der Natur, und das des großen Friedrich nach einem Gemälde von Vanloo, welches der König von Preußen Mad. Jaquotot gesandt hat.— Das Talent dieser Künstlerin ist zu bekannt, als daß ich noch nöthig hätte, dessen Lob anzustimmen; indeß kann man sich nicht enthalten, den Umfang und die Gewandtheit desselben immer von neuem zu bewundern. Gewiß ist ein weiter Abstand zwischen Rafael oder Leonardo und Vanloo; dennoch ist es ihr gelungen, nach dem leztern ein sehr schönes Bild zu Stande zu bringen. Ohne etwas an der Aehnlichkeit zu ändern, veredelt sie ein, mit leichtem, man möchte beynahe sagen, mit frechem Pinsel ausgeführtes Bildniß; copirt sie aber Rafael und Leonardo, so bietet sie all ihr Talent auf, Charakter und Haltung aufs treuste wiederzugeben, und es gelingt ihr. Wie viel dazu gehöre, beweisen die Kupferstecher, die, Marc Anton allein ausgenommen, alle mehr oder weniger von ihm entfernt geblieben sind. Uebrigens ist diese Liebe für die großen Meister, welcher die Künstlerin das Vergnügen, eigene Werke hervorzubringen, opfert, um die Erinnerung an jene unveränderlich bey der Nachwelt zu erhalten, in Frankreich lebhaft anerkannt, und sowohl durch Bewunderung des Publikums als durch Achtungsbezeigungen von den höchsten Personen belohnt worden.

Der verstorbene Großherzog von Toskana pflegte stets eine Madonna von Rafael in seinem Schlafzimmer zu bewahren und selbst auf Reisen mit sich zu führen. Sie ist in halber Figur und hält das Christuskind in den Armen. Hr. Constantin, der sich seit mehreren Jahren in Italien ebenfalls mit Nachbildung der Werke alter Meister beschäftigt, hat eine Copie dieses Bildes nach Paris gesandt, das er für die königliche Manufaktur von Sèvres auf Porzellan ausgeführt hat. Die Erwartung der Kenner ist nicht ganz befriedigt worden; zwar ist der Kopf der Madonna schön, von sanftem und edlem Ausdruck; aber ihre Brust ist ziemlich schmal, und ihre Hände, wie die Füße des Kindes nicht schön geformt. Man behauptet, Hr. Constantin habe Rafaels Bild treu wiedergegeben; alsdann scheint mir das Original, das ich nicht kenne, doch nicht ganz der Anbetung würdig, die man ihm zollt; doch wäre es auch wohl möglich, daß die Uebersetzung nicht ganz genau wäre, da es keine so leichte Sache ist, Rafael zu copiren. *)

---

*) Anm. des Herausg. Von diesem Werke des Hrn. Constantin hat Hr. P. Giordani im Decemberhefte der Antologia 1824 Nachricht gegeben, aus der ich den Umstand anführen muß, dessen unser Herr Correspondent nicht erwähnt, daß nämlich die Copie auf Porzellan in gleicher Größe mit dem, wohl über zwey Fuß hohen Original ist. Hr. Constantin hat in diesem Gemälde, wie in der frühern Copie von Rafaels Ezechiel, ebenfalls von gleicher Größe mit dem Original, etwas, meines Wissens bis jezt Beyspielloses geleistet; denn alle Copien der Mad. Jaquotot haben sehr kleine Dimensionen im Verhältniß zu ihren Vorbildern. In wie weit Hrn. Constantin die Madonna gelungen sey, lasse ich dahin gestellt. Der Kopf ist im Original von außerordentlicher Schönheit und hoher Jungfräulichkeit des Ausdrucks, die Brust allerdings etwas schmal und mädchenhaft gehalten; der Copie des Ezechiel dagegen kann ich das Lob nicht verweigern, daß sie ihr Vorbild bis zur Verwechslung treu wiedergibt, da selbst die Behandlung des Pinsels völlig nachgeahmt ist. Dasselbe versichert Hr. Giordani von der Copie der Madonna. Andere Copien, die ich von Hrn. Constantin in Florenz sah, sind die der sogenannten Venus von Tizian und der Fornarina in der Tribune, dann der Madonna della Sedia, alle ungefähr in der Höhe von 1 Fuß. In der zarten Verschmelzung der Tinten und dem Glanz der rothen Farbe blieben diese drey früher als der Ezechiel gemalten Bilder noch zurück, dagegen waren sie sämmtlich in Zeichnung, Ausdruck und Nachahmung des Haupttons sehr treu. Hr. Constantin hält sich genau an den etwas bräunlichen Ton, welchen seine Vorbilder in ihrem jezigen Zustand haben; dagegen Mad. Jaquotot, in ihrer Copie der großen heil. Familie, der Madonna mit dem Fisch u. A. sich bemüht hat, bey übrigens großer Treue der Auffas-

Die Porzellanmalereyen waren dießmal weit zahlreicher als auf den vorigen Ausstellungen, und es that mir leid zu bemerken, daß das Verdienstliche dieser Kunstart nicht gehörig geschäzt wurde, selbst von denen, die sich mit ihr beschäftigen. Wenn man den Gefahren derselben trotzen will, sollte doch endlich etwas zum Vorschein kommen, das so vieler Mühe werth wäre. Aber verdienen denn die Compositionen von Ducis, Vanderwerff und andern Malern des dritten Rangs, der Nachwelt überliefert zu werden? Da der große Vortheil dieser Malerey in der Unveränderlichkeit besteht, so soll man sie nur für Werke anwenden, welche die Sanktion der Zeit erhalten haben und immer schön bleiben. In dieser Hinsicht zeichnet sich die Schule der Mad. Jaquotot aus, ihre Zöglinge halten sich blos an Werke von höherem Verdienst und strengem Charakter.

Unter den Copien dieser Art nach neuen Gemälden, welche der Unsterblichkeit werth sind, zeichnet sich die des Hrn. Pastier nach Gérard's Einzug Heinrichs IV. aus. Sie ist von beträchtlicher Größe und gibt in Farbe und Charakter das Original ziemlich treu wieder.

Emailgemälde wurden lange Zeit unter die Kostbarkeiten gerechnet. Petitot arbeitete seine Porträts für Juweliere, die sie in Bracelets und Tabatièren einsezten; aus Hochachtung für des Künstlers Talent hat man diese Bildchen bisher in großen Ehren gehalten, aber sie sind so klein, daß man sie beynahe nur mit der Lupe betrachten kann; auch hat man nie etwas mehr als Köpfe oder Brustbilder in dieser Art malen können. Hr. Counis ist weiter gegangen, er hat eine fast 6 Zoll hohe Copie der Galatea von Girodet geliefert. In Hinsicht auf räumliche Größe hat er hiemit den Gipfel dieser Kunst erreicht. Auch zeugt die Ausführung von vielem Talent; aber der Künstler sollte nicht verkennen, daß die Porzellanmalerey beydes ins Kleine und ins Große geben kann und daher einen großen Vortheil vor der Emailmalerey hat.

Lithographie. Kupferstich.

Ich habe bisher alles Neue, was aus beyden Fächern in Frankreich erschien, in besondern Artikeln angezeigt; daher beschäftige ich mich hier nur mit fremden Werken.

Hr. Oeri von Carlsruhe hat Rafaels Sposalizio nach der Zeichnung von Longhi in gleicher Größe lithographirt. Dieß Blatt dürfte zwar etwas solider und kräftiger ausgeführt seyn, aber die Köpfe schienen mir durchgängig sehr gut wiedergegeben. Die Größe dieses Blatts ist merkwürdig; bald wird auch hierin die Lithographie kein Hinderniß mehr finden. Desto besser!

Es thut mir leid, daß die HH. Boisserée nicht einige Blätter ihres von Hrn. Strixner lithographirten Werks auf die Ausstellung geschickt haben; ich bin überzeugt, daß sie viel Aufsehen erregt haben würden, und es wäre sehr anziehend gewesen, das Beste, was Frankreich hervorgebracht, mit den besten von Deutschlands lithographischen Produkten zu vergleichen.

Mit großem Interesse sah man auf der Ausstellung die Werke zweyer deutschen Kupferstecher. — Von Hrn. Amsler 1. den Zinsgroschen, eine Composition von Näcke, einem sächsischen Künstler, in Rom gezeichnet. 2. Das Bildniß des berühmten Bildhauers Thorwaldsen, nach einer Zeichnung von Begas. 3. Das Bildniß des französischen Consuls Drovetti in Alexandrien, nach einer Zeichnung des Hrn. Gau. Dann von Hrn. Barth gemeinschaftlich mit Hrn. Amsler das Titelblatt zum Nibelungenlied, nach einer Zeichnung von Cornelius.

Hr. Cornelius, scheint es mir, war wirklich von dem Geiste des Gedichts durchdrungen, dessen Hauptscenen er auf diesem Blatte dargestellt hat; es herrscht ausnehmende

---

sung den gedunkelten Ton der Originale heller zu geben, wodurch ihre Gemälde heiterer aussehen als die des Hrn. Constantin. Dieß und die Delikatesse des Pinsels, mit welcher Mad. Jaquotot alle ihre Gemälde behandelt, mögen ihr in den Augen des Pariser Publikums großen Vortheil verschaffen. — In dem erwähnten, dem Grafen Cicognara zugeschriebenen Aufsaz des Hrn. Giordani werden auch einige Preise angeführt, welche Hr. Constantin für seine Gemälde sezt; er malte anfänglich ein Bildniß für 60 Louisd'ors, war aber wegen zu großen Andrangs der Bestellungen genöthigt, seine Forderung auf 100 zu erhöhen. Da diese Malerey, wenn sie nicht durch Feuer zerstört oder zerschlagen wird, allerdings unverwüstlich ist, so überläßt sich Hr. Giordani der Hoffnung, man werde sie bey den gegenwärtig darin gemachten Fortschritten häufiger brauchen und selbst statt des Mosaiks in größeren Räumen anwenden, indem man sie auf zusammengesezten Tafeln großartig, wie die Freskomalerey behandeln könne. Hieran zweifelt Graf Cicognara in seinem Antwortsschreiben (Antologia 1825. Febr.) sowohl wegen der Schwierigkeit des Brennens der Tafeln, welches oft dreymal wiederholt werden muß und nie eine genaue Vorausbestimmung zuläßt, als wegen des Mühsamen der Arbeit, die bey aller Keckheit, welche z. B. Hr. Constantin in seiner Behandlung erreicht hat, doch dem Künstler weit weniger freyen Schwung läßt als die Freskomalerey. Zugleich erwähnt Cicognara, daß er auch in Wien, Dresden und Berlin schöne Porzellanmalereyen gesehen habe; er hätte noch München hinzufügen können, wo sie in den lezten Jahren sehr hoch gebracht, obgleich weniger zu selbständigen Gemälden als zu Verzierungen an Vasen verwendet worden ist. Cicognara vereinigt sich mit Giordani in dem Wunsche, daß Könige und Fürsten statt der gewöhnlichen Dosen und Ringe lieber gute Kunstwerke dieser Art zu Geschenken wählen möchten, und preißt die gute Wahl mehrerer, welche, statt Diamanten, theure Kupferwerke an Gelehrte geschenkt hätten.

Kraft und zuweilen auch ausgezeichnete Anmuth darin; man freut sich an glücklichen Gegensätzen, schön erfundenen Charakterköpfen, kurz an allem, was einen schöpferischen Geist andeutet. Die HH. Amsler und Barth bestreben sich im Stich dieses Blatts an die ersten Versuche der Kupferstecherkunst zu erinnern; da es ein sehr altes Gedicht betrifft, so hätte man glauben können, sie wollten ihrer Arbeit eine gewisse Uebereinstimmung mit dem Styl des Werks geben; aber sie sind dabey nicht stehen geblieben; ihre übrigen Blätter sind in derselben Art behandelt. Dieß ist also ein System, dessen Werth wohl eine Prüfung verdient.

In der ersten Zeit der Kupferstecherkunst bestrebte man sich hauptsächlich, den Charakter, also Form und Ausdruck der Meister, die man copirte, wiederzugeben; man dachte damals nicht daran, daß man durch eine gewisse Mannichfaltigkeit der Behandlung, durch neue Combinationen, dem Kupferstich die Kraft und Wirkung eines Gemäldes ertheilen könne; aber endlich gelangte man dahin, und es wäre ein Leichtes, viele Kupferstecher zu nennen, die, ohne sich von dem Charakter der Werke, die sie copirten, zu entfernen, doch deren Effekt wiedergaben. Ich könnte z. B. Edelinck anführen, der eines der schönsten Gemälde Rafaels bewundernswürdig gestochen hat, obgleich Rafael unstreitig am schwersten ganz vollständig in Kupferstich wiederzugeben ist.

Müßte man durchaus eine von den drey Forderungen: Charakter, Ausdruck und Effekt, unbefriedigt lassen, so würde ich ohne Bedenken den leztern, als den minder wichtigen Theil, aufopfern; aber da man mit Charakter und Ausdruck auch das Hervortreten und die kraftvolle Wirkung der Malerey vereinigen kann, so weiß ich nicht, warum man darauf Verzicht leisten soll. Die Kunst macht dadurch offenbar einen Rückschritt, und ich bedaure dieß um so mehr, da die HH. Amsler und Barth, besonders der erstere, großes Talent in ihren Arbeiten zeigen, also nicht aus Unfähigkeit, sondern aus System so zu Werke gehen.

Hr. Thürmer, Architekt aus München, hat von seiner Reise in Griechenland Ansichten von Athen zurückgebracht, die er nun selbst radirt hat. Diese Blätter vereinigen das Interesse der Oertlichkeit mit dem Geist, den der Kupferstich nur von der Hand des Zeichners selbst empfängt. Die Kupferstecher vom Handwerk suchen vor allem ihr Werkzeug glänzen zu lassen; bey denen aber, welche zugleich Maler oder Architekten sind, bleibt das Werkzeug der Treue untergeordnet.

Mit Verwunderung bemerkte ich auch zwey Bildnisse, gestochen von Utkin, einem Russen. Dieser Künstler ist dem System der beyden deutschen Kupferstecher nicht gefolgt; er hat sich bestrebt, mit dem Grabstichel zu modelliren; er folgt dem Weg, der noch allgemein als der zweckmäßige gilt.

(Der Beschluß folgt.)

Alterthümer am Rhein.

Von Dr. Dorow.

Im September 1820 ward in den Festungswerken von Mainz eine Urne von Erz mit zwey Handhaben gefunden, die 28½ Pfund wiegt, 11½ Zoll im Durchmesser, ohne die Handhaben und 9½ Zoll Höhe hat. Was österes bey zufälligem Auffinden von Alterthümern der Fall ist, geschahe auch hier, — es fielen Steine oder Arbeits-Instrumente auf die eine Seite und drey Stücke sprangen heraus, welche jedoch sämmtlich aufbewahrt sind, so daß das Gefäß ganz da steht. Uebrigens hätte man ohne diesen Zufall das Material nicht so genau untersuchen können, wie es jezt geschehen ist.

Für das damals meiner Direktion untergeordnete Museum in Bonn wurde dieses interessante Alterthumsstück gekauft.

Die bauchigte, nach oben und unten enger zulaufende Form, mit zwey sehr starken, am Gefäßbauche angebrachten abgerundeten Henkeln ist außergewöhnlich, kommt sehr selten vor und entspricht dem Mittelalter durchaus nicht — wohin einige Philologen die Urne rechnen wollten. Der Ansicht eines sehr geistreichen Gelehrten und Alterthumsforschers, daß wir hier ein altgallisches Opfergefäß vor uns hätten, würde ich eher beystimmen, wenn nicht die Form sowohl, als besonders das Metall durchaus auf das gefallene Kaiserthum hindeuteten, und es würde daher dieses in jeder Hinsicht höchst merkwürdige und von dieser Größe, Schwere und Material bisher am Rhein noch nicht vorgekommene Gefäß in das vierte Jahrhundert zu setzen seyn; in diesem Zeitalter wurde diese Art Metall am meisten verwendet; im 9ten, 10ten und 11ten Jahrhundert finden wir zwar auch Gefäße aus ähnlichem Stoffe, jedoch nicht von dieser Form.

Ehrenbezeigung.

Der Architekt Hr. Zanth in Paris, Begleiter des Hrn. Hittorff auf der Reise in Sicilien, ist von der k. k. Akademie zu Mailand zum correspondirenden Mitglied ernannt worden.

Nr. 32.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 21. April 1825.

Kunstausstellung in Paris 1824.

Fünfter und lezter Artikel.

(Beschluß.)

Sculptur.

Im Allgemeinen scheint mir die französische Sculptur noch auf dem richtigen Wege zu seyn, indem sie sich an die Regeln hält, die uns die Sculptur der Griechen gelehrt hat. Noch hat die neue Schule keine Proselyten unter den Bildhauern gemacht, denn eine gewisse Tendenz sich der Natur zu nähern, die ich zu bemerken glaube, nenne ich noch nicht Aenderung des Systems.

Es gibt eine große Menge Bildhauer in Paris, und ihre Werke waren nie so zahlreich als dieses Jahr. Ich werde nur die wichtigsten anführen.

Hr. Bosio hat die Nymphe Salmacis dargestellt, wie sie, an der Erde sitzend und auf die Linke gestüzt, in der Rechten eine Muschel hält, und damit in den Wellen der neben ihr rieselnden Quelle spielt. Ihr Haupt ist mit einem Blumenkranz geschmückt. Nichts ist anmuthiger als die Bewegung dieser Figur, in deren Nachlässigkeit der Künstler sehr gut die Trägheit angedeutet hat, die einige Mythologen dieser Nymphe zuschreiben. Die Formen sind fein und zart, der Kopf von schönem Charakter; doch scheint mir der untere Theil des Gesichts, im Profil gesehen, etwas zu lang. Denselben Vorwurf mache ich einem Madonnenkopf von demselben Künstler, in welchem er übrigens Anmuth und Würde glücklich vereinigt hat.

Im Jahr 1814 stellte Hr. Bosio das Thonmodell einer kolossalen Statue aus: Herkules, mit dem in eine Schlange verwandelten Achelous kämpfend. Diese Handlung bot dem Künstler Gelegenheit, alle Muskeln des menschlichen Körpers zu entwickeln und in Bewegung zu setzen, also seine Wissenschaft zu zeigen; und dieß ist ihm gelungen. Auch scheint mir Hr. Carbonneaux, welcher das Modell in Bronze gegossen hat, das Werk des Meisters so gut als möglich wiedergegeben zu haben. Dieß Monument hat etwas Großartiges und wird an jedem Ort gute Wirkung thun. Mit Verwunderung habe ich bemerkt, daß die Mitte des Körpers durch ein Blatt verdeckt war, gewiß ein sehr übelverstandener moderner Gebrauch. Die Alten, die unstreitig nicht sittenloser waren als wir, wußten von dieser falschen Schaamhaftigkeit nichts.

Ovid erzählt, wie Biblis eine strafbare Neigung für ihren Bruder gefaßt, und als dieselbe unerhört geblieben, sich so sehr dem Schmerz überlassen, daß die Götter sie aus Mitleiden in eine Quelle verwandelten. Hr. Duraty hat sie, liegend, im Augenblick der Metamorphose dargestellt. Ihr Haupt ist zurückgebeugt, und schon nehmen ihre Haare die Gestalt der Wasserfläche an; der Körper zeigt jenes Zusammenfallen, das immer bey großem Schmerz erfolgt. — Man hat diesem Künstler etwas Trockenheit in der Behandlung vorgeworfen; hier im Gegentheil findet man mehrere Partieen, worin das Fleisch sehr gut ausgedrückt ist. Das Werk ist nicht vollkommen schön, aber doch im Ganzen schätzenswerth, und zeugt von bedeutender Fertigkeit.

Hr. Cortot hat dieses Jahr zwey Marmorstatuen ausgestellt, eine heil. Catharina, deren Modell schon 1822 gesehen ward, und eine kolossale Figur der Madonna, welche den Heiland in den Armen hält. Das erstgenannte Werk läßt nichts zu wünschen übrig; die Stellung der Figur ist glücklich, die Draperien gut geworfen, der Charakter gut aufgefaßt und der Ausdruck voll Vertrauen und Innigkeit; die Ausführung endlich ist eben so wohl verstanden als leicht. Das zweyte Werk kommt wohl jenem nicht gleich, doch bleibt es immer bemerkenswerth.

Auch eine Gruppe, Daphnis und Chloe, sah man von diesem Künstler. Diese Skizze verrieth viel Anmuth und Naivetät; was im Einzelnen noch zu wünschen übrig bleibt, wird der Künstler wohl bey der Ausführung in Marmor verbessern.

Ein junger Bildhauer, Hr. Pradier, hat die französische Schule schon mit mehreren Arbeiten bereichert, die gerechte Würdigung fanden. Zwey neue Werke, eine Büste des verstorbenen Königs, und eine Statue der Psyche, entsprachen den Erwartungen, die man von

ihm hegte. Das erstgenannte ist mit einer Großartigkeit ausgeführt, die an die Werke des Alterthums erinnert. Der Künstler hat, ohne der Aehnlichkeit zu schaden, jene Magerkeit der Formen, die das Alter mit sich bringt, zu vermeiden gewußt; ein Lorbeerkranz, der auf dem Haupte ruht, vermehrt noch die Erhabenheit des Charakters. Die Ausarbeitung verräth Gewandtheit, das Fleisch ist gut wiedergegeben, genug, es ist ein vollkommenes Bildniß. In der Psyche finde ich nicht gleiches Verdienst; auch war die Aufgabe allerdings schwerer. Die Formen des Kopfs scheinen mir nicht rein, die Bewegung des Körpers etwas gezwungen; indeß ist in dieser Statue, wie an der Büste, der Meißel mit Zartheit geführt, der Marmor ist geschmeidig und lebendig, ein Vorzug, der zu bedeutend ist, als daß er nicht angeführt werden mußte.

Die kolossale Gruppe, worin Hr. Raggi den Herkules dargestellt hat, wie er den Leichnam des Ikarus aus dem Meere zieht, hat mehrere gut behandelte Partieen. Uebrigens sollte der Künstler immer bedenken, daß das Großartige nicht in der Größe der Figuren beruht; man begreift nicht, warum Hr. Raggi seine Figuren so kolossal gemacht, dieß ist eben nicht schwer; der Charakter, und nicht die räumliche Größe bringt Grandiosität hervor. In der Figur des Ikarus hat der Künstler die Schlaffheit eines todten Körpers gut ausgedrückt.

Hr. David hat mit viel Wärme und Begeisterung eine Marmorstatue ausgeführt, die den Vendée'schen General v. Bonchamp in dem Augenblick darstellt, wo er, dem Tode nah, durch seine inständigen Bitten viertausend gefangenen Republikanern Leben und Freyheit erhält. Man sieht ihn mit Anstrengung sich vom Lager erheben und mit Heftigkeit sprechen. Der duldende Ausdruck des Gesichts steht in schönem Contrast mit der Bewegung des Körpers; man fühlt, daß die Seele den Schmerz bändigt; der Künstler, der seine Gedanken so gut ausgeführt hat, ist alles Lobes würdig.

Eine große Zahl anderer Figuren muß ich übergehen; aber ich kann nicht schließen, ohne der Werke zweyer preußischer Bildhauer, der HH. Rauch und Tiek, zu gedenken. Es sind zwey Candelaber, die von den Offizieren der preußischen Armee der berühmten Frau von Lescure, nachherigen de la Roche-Jaquelin zum Geschenke bestimmt wurden. Die Basis dieser Candelaber ist auf jeder ihrer drey Seiten mit einem Bildniß geschmückt, nämlich des Hrn. v. Lescure, des Hrn. de la Roche-Jaquelin und dessen Bruders, H. de la Roche-Jaquelin, der 1815 in den letzten Unruhen der Vendée umkam. Drey Frauen, etwas unter halber Lebensgröße, zieren den obern Theil des Candelabers. Beyde Monumente gleichen sich in der allgemeinen Anordnung und unterscheiden sich nur durch Einzelnheiten und das Talent der Künstler, die sie ausgeführt haben.

Ich stehe nicht an, dem des Hrn. Rauch den Vorzug zu geben, ohne daß ich deßhalb dem von Hrn. Tiek alles Verdienst absprechen wollte; aber in der Art, wie er seine Figuren angeordnet, gestellt und ausgeführt hat, scheint mir Hr. Rauch seinen Landsmann weit zu übertreffen. Die Bewegung seiner Figuren ist durchgehends glücklich, die Ausführung gelungen, die Drapirung geschmackvoll; kurz man erkennt den Künstler, der an Werke von großem Styl gewöhnt ist, und ich verwundere mich nicht über den großen Ruf, dessen Hr. Rauch in Deutschland genießt. Der einzige Vorwurf, den man vielleicht diesen Figuren machen kann, ist, daß sie ein wenig kurz und deßhalb etwas schwerfällig sind.

Hiermit schließe ich meinen Bericht über den Salon. Ich habe bey weitem nicht von Allem gesprochen, was Aufmerksamkeit verdiente; doch glaube ich genug gesagt zu haben, um einen richtigen Begriff von dieser Ausstellung zu geben, welche die außerordentlichste und größte war, die jemals in Frankreich statt gehabt. Während ihrer fünfmonatlichen Dauer blieb die Theilnahme des Publikums immer gleich lebendig.

Ein besonderer Umstand vermehrte noch ihr Interesse und ihren Glanz: die große Menge von Fremden, die ihre Werke neben denen unsrer Künstler sehen ließen. Die Leser werden bemerkt haben, daß ich mir es zur Pflicht gemacht, derselben zu erwähnen, und daß ich dabey die Urbanität beobachtet, welche zu fordern sie ein Recht hatten. Der gastfreundliche Charakter unsrer Nation hat sich in der Sorgfalt gezeigt, die man für gute Aufstellung ihrer Werke getragen, und in den Ehrenbezeigungen, die ihnen, wie den Unsrigen, zu Theil geworden sind. Ich führe diese Ehrenbezeigungen hier noch besonders an:

Die HH. Carl Vernet, Maler, und Cartellier, Bildhauer, wurden zu Rittern des Michaels-Ordens ernannt; die HH. Duvaty und Bosio, Bildhauer, Hersent und Hor. Vernet, Maler, zu Offizieren der Ehrenlegion; die HH. Ingres, Schnetz, Drolling, Heim, Mauzaisse, Blondel, Dejuinne, Picot, Historienmaler, die HH. Bouton, Daguerre, Interiorenmaler, Watelet, Bidault, Landschaftmaler, Redouté, Vandael, Blumenmaler, David, Debay, Bra, Ramay, Raggi, Bildhauer, Tardieu, Richomme, Kupferstecher, Lawrence, Bildnißmaler des Königs von England, wurden zu Rittern desselben Ordens ernannt.

Hundert goldene Medaillen wurden an Künstler aller Art vertheilt; darunter waren die HH. Bonnington, Copley-Fielding und Thompson, Engländer; Sequeira, Portugiese; Van Bisenburgen und Verboeckhoven, Flamländer.

Ich bedaure, daß nicht auch den HH. Rauch und Amsler eine Auszeichnung zu Theil geworden, die sie so wohl verdient hätten.

Endlich hat der König sieben und funfzig Gemälde und Sculpturen gekauft, und acht und vierzig ähnliche Werke bey den Künstlern, die am meisten sich ausgezeichnet hatten, bestellt. *)

Gewiß hatten sich die Künstler nicht über die Munificenz des Königs zu beklagen. Mehrere sogar, welche dießmal nichts ausgestellt hatten, wie die HH. Cartellier und Redouté, sind bedacht worden. Auch frühere Werke wollte man belohnen, um die Thronbesteigung des Königs auf eine große und würdige Art zu feyern. Vielleicht ist man in Vertheilung der Belohnungen sogar zu weit gegangen, aber wer wollte die Freude des Triumphs stören, und mit Fug läßt sich hier wohl das Sprüchwort anwenden: Favores ampliandi. P. A.

*) Erfreulich und großartig war die festliche Vertheilung jener Ehrenbezeigungen. Der König begab sich am lezten Tage der Ausstellung (15. Jan. 1825) mit einem großen Gefolg ins Louvre, wo sämmtliche Künstler und viele ausgezeichnete Personen versammelt waren. Der Vicomte de la Rochefoucauld, welcher mit dem Departement der Künste beauftragt ist, sprach in einer kurzen Rede an den König die Hoffnungen aus, welche die Künste von seinem Regierungsantritt hegten. Darauf antwortete der König: „Ich freue mich, hier in der Mitte von ausgezeichneten „Künstlern zu stehen, welche Frankreich mit Recht bewun„dert, und um welche das Ausland uns beneidet. Ich „erfreue mich ihres Ruhms; als Franzose und als ihr „König, fühle ich denselben doppelt.“ Der König durchgieng darauf die Säle, betrachtete die ausgestellten Werke, und übergab den versammelten Künstlern die für sie bestimmten Ordenszeichen mit eigener Hand und freundlichen Worten. Zu Hrn. Vernet sagte er, indem er ihm das Offizierkreuz der Ehrenlegion übergab: „Ich bedaure, „daß Ihr Großvater nicht mehr lebt, dann hätte ich das „Vergnügen, drey Künstlergenerationen auf einmal zu „belohnen.“ Hrn. Gérard trug er auf, seine Krönung zu malen. — Es wäre unbillig, wollte man diese Feyerlichkeit als ein bloßes Gepränge nehmen; es lag die schöne Bedeutung darin, daß man in Frankreich die Fortschritte der Kunst als eine Nationalangelegenheit betrachtet, daß man darauf stolz ist, berühmte und ausgezeichnete Künstler zu besitzen, daß man den Wohlstand des Volks nicht blos nach der Thätigkeit seines Handels und dem Ertrag seiner Gewerbe bemißt, sondern auch nach dem Grade geistiger Bildung den es entwickelt, und nach der Anzahl ausgezeichneter Talente, die es aufzuweisen hat; daß man erkennt, es gebe noch etwas Höheres als die geldbringenden Geschäfte; und die Kunst, die auf das Gemüth wirkt, und das Gefühl empfänglich für das Schöne macht, sey ein eben so wichtiger Gegenstand der Sorgfalt des Staats, wie die Förderung der Fabriken und nützlichen Erfindungen. Der König besuchte die Ausstellung als Repräsentant der Nation, für welche die Musterung ihrer Kunstwerke nicht minder eine Gelegenheit festlicher Versammlung ist, wie die Prüfung ihrer Industrie- und Naturprodukte. — Und wie vortheilhaft wirkt solche öffentliche Anerkennung auf die Bestrebungen der Einzelnen; wie wenig, in Verhältniß zu anderem Aufwand, kostet es den Regierungen, sie auszusprechen! Wie mancher Künstler fühlt sich gestärkt, gefördert und erhoben durch die kleine Summe, die er für sein Werk erhält, oder die ihm zur Fertigung eines neuen bestimmt wird! Es ist edel und ehrenvoll, angehende Künstler zu unterstützen und an ältere Gnadengehalte zu vertheilen; aber nöthiger ist, diejenigen, die sich ausgebildet haben, anzuerkennen, arbeiten zu lassen, ihre Kräfte zur Beförderung allgemeiner Bildung in Thätigkeit zu setzen und fruchtbar zu machen. — Der Ruhm, den sie sich erwerben, ruht auf ihrem Vaterland, und zum großen Theil auch auf denen, welche sie erkannt, und ihnen zur Thätigkeit Raum gegeben haben.

Anm. des Herausg.

Vatikan.

Seit der Vatikan den alten Vorzug eines päpstlichen Sitzes wiedergewonnen hat, ist zur Anordnung und Ausschmückung seiner Räume Manches geschehen, was auch dem Kunstfreunde nicht unwichtig ist. Die Mosaikfabrik, deren früheres Lokal die Räume des Santo Uffizio erweitert hat, ist in den vatikanischen Pallast verlegt, den Magazinen des Museums ein andrer zweckmäßiger Ort ebendaselbst angewiesen worden. Die Bibliothek hat den Zuwachs der Cicognara'schen Büchersammlung erhalten; die älteren Gemälde der Sixtinischen Kapelle sind mit einem Erfolg gereinigt, den man dem Vernehmen nach auch für Michel Agnolo's Reliquien zu begehren wagt. Endlich hat es auch dem Museum an Zuwachs nicht gefehlt, weder an kürzlich aufgestelltem früherer Ankäufe, noch an neuen, einstweilen in den Magazinen sichtbaren Erwerbungen.

Während der ältere Theil des Museums seine abgeschlossene Ordnung zu haben scheint, sind sämmtliche von Pius VII. gegründeten neueren Räume zeither jedes Jahr einigermaßen bereichert worden; ein schickliches und um so zweckmäßigeres Verfahren, als der Zuwachs ausgezeichneter Kunstwerke von Jahr zu Jahr spärlicher wird, überdieß von den neuerdings geöffneten Sälen und Gemächern der Braccio nuovo wenig seiner prächtigen Anlage entsprechende Kunstwerke aufweisen kann, die Reihe der Büstenzimmer allzuviel selbst antiquarisch unbedeutende Werke enthält, an denen es bey wenig artistisch bedeutenden auch dem Museo Chiaramonti, wie dem Appartamenti Borgia nicht fehlt. So erhielt der Braccio nuovo im verflossenen Jahre aus der unter der vorigen Regierung für 36,000 Piaster angekauften und allmählig übergebenen Antiken-Sammlung des Cav. Vincenzo Camuccini vier Statuen, von denen zwey, eine verwundete Amazone und eine Julia Titi einen annehmlichen Zuwachs, zwey andre aber, die Kanephore des Pandrosiums, sonst der Familie Mattei gehörig, und die Statue des

Demosthenes zu den vorzüglichsten Zierden des Museums gehören; eines der Borgia'schen Zimmer erhielt eben daher die schöne Statue eines sitzenden Silens. Aus derselben Sammlung sind nun auch mehrere berühmte Reliefs aufgestellt. Das schöne Fragment einer Reiterfigur, einstweilen in einem der Büstenzimmer, wird als unbezweifelt griechisch gern beschaut, wenn auch durch die nahen Abgüsse die allzugutwillige Benennung eines Fragments vom Parthenonfriese noch schwieriger geworden seyn dürfte; wahrscheinlicher halten es Andere für ein Grabrelief. Die vier berühmten Reliefplatten, mit einem römischen Zug, dessen Köpfe von Thorwaldsen ergänzt sind, dann mit spendenden Knaben, der eine mit einer Chimäre, und mit Akanthuslaub, deren Styl verbunden mit ihrer Herkunft aus der Villa Aldobrandini die Vermuthung rechtfertigt, daß sie dem Trajanischen Forum angehörten, dazu ein fünftes mit hochgearbeiteten Faustkämpfern, unter dem Namen Entellus und Dares gemeinhin hoch geschätzt, sind in den Apartementi Borgia aufgestellt und gehörten, wie noch einige neuhinzugekommene Köpfe, ebenfalls dem Cav. Camuccini. Da nun in den erwähnten Zimmern noch zwey große, durch gute Arbeit und Erhaltung, wie wegen merkwürdiger Vorstellung schon längst berühmte Reliefplatten, die Giustinianische Pflege des jungen Zeus (Gall. Giustin. II. 61.) und die den Archäologen eine Zeitlang entschwundene Rondaninische Doppeldarstellung des Peleus welcher der Thetis, und der Luna die dem Endymion entgegenschreitet, (Winckelm. mon. ined. p. 124) aufgestellt sind, so haben nun auch jene Räume an erhöhtem Reiz und heiterem Anblick gewonnen. Allerdings scheint dieses auf Kosten von fast dreyßig, zum Theil sehr beachtenswerthen Reliefframenten geschehen zu seyn, die aus den Mauern gehoben und in die Magazine zurückversezt sind; doch findet bey gehöriger Sorgfalt der Fortschaffung und bey der Zugänglichkeit der Magazine auch diese Maßregel ihre um so gegründetere Entschuldigung, als gegen die hohe und zum Theil dunkle Aufstellung jener Denkmäler viel einzuwenden war. Verschwunden ist auch der schöne Sturz einer Venus von schwarzem Marmor, sonst im Museo Chiaramonti, der man die, nun herausgebrochene Grabinschrift einer Venus Afra hat nachfolgen lassen.

Aufgestellt sind nun auch in den Büstenzimmern die zwey schönen Köpfe des Hauses Rondanini, die unter den sehr problematischen Namen von Marius und Cato seit längerer Zeit bekannt waren. Seiner Größe wegen verdient ein bis zum Hals zehn Palmen hoher Kopf beachtet zu werden, der nun im Giardino della Pigna steht; er ist einem ältlichen Augustus nicht unähnlich und befand sich sonst in der Villa Mattei. Der im vorigen Winter in den Antoninischen Thermen gefundene Goldschmuck ist nun auch angekauft und unter den Anticaglien der vatikanischen Bibliothek aufgestellt. Die Canova'sche Sammlung von Terracotten erwartet ihre Aufstellung noch immer.

Als die bedeutendsten Gegenstände, welche, bey noch aufzufindender zweckmäßiger Stelle im Museum, einstweilen in den Magazinen zu sehen sind, zeichnet man den in den Admirandis Romae und neuerdings wieder in der Collection de gravures choisies des peint. et sculptures du prince de Canino (Rome 1822. Fol.) gestochenen Giustinianischen Tempelbrunnen mit bacchischen Darstellungen aus; ferner zwey der im Jahr 1823 bey S. Lucia in Selce gefundenen schönen Statuen, einen Silen und einen ruhenden Satyr; endlich einen merkwürdigen und bereits als Grab des Sesostris glänzend getauften basaltenen Mumienkasten, von dem Kunsthändler Passeggio aus Aegypten gebracht, eilf und einen halben Palmen lang und ringsum mit einer Hieroglyphenbinde versehen. Der Grund seiner Benennung gründet sich auf den überraschenden Umstand, daß die in einen Ring eingeschlossenen Hieroglyphen mit dem Hieroglyphenring auf dem Obelisk von Monte Citorio stimmen; und bey bedeutenden Zweifeln an Beweisfähigkeit wiederholter Namen für eine und dieselbe Person, wie selbst bey schwankender Ueberzeugung von Leben und Tod des ägyptischen Königes, bestätigt sich die Bemerkung der Hieroglyphen Erklärer immer mehr, daß umschließende Ringe die Hieroglyphen von Namen enthalten. Hievon geben die ausgekrazten Hieroglyphen von drey Ringen einer hieroglyphenbedeckten Grabessäule der gewöhnlichen breiten und oben gebogenen Form, im Besitz des Kunsthändlers Basseggio, ein neues merkwürdiges Beyspiel.

Für ein andres ägyptisches Werk wird öffentlicher Ankauf gehofft. Es ist dieses eine Reliefplatte im Besitz des Kunsthändlers Demetrio Papandriopolo, dritthalb Palmen hoch und um weniges breiter, von vorzüglicher Arbeit, Erhaltung und Vorstellung. Eine sitzende Gottheit, unterwärts aus dem Stamm, oberwärts aus dem breiten Busch grün gefärbter Myrte gebildet, aber mit Menschenleib und Menschenarmen, drückt mit dem rechten Arm eine Opferplatte an, während ihre ausgestreckte Linke aus einem länglichen Gefäß zwey Strahlen von Flüssigkeit, zwey knieenden lang bekleideten Figuren spendet, deren eine mit geschornem und unbedecktem Haupt, die andre mit einer Calantica und darauf stehendem Lotus erscheint, über ihnen, besonders in der rechten Ecke der Platte, Hieroglyphen. Der Stamm steht zwischen zwey gegeneinander gebückten Vögeln mit Menschergesichtern, in der Art, wie sie auf ägyptischen Gemälden die Vorstellung des Todten zu begleiten pflegen; ihrer einer ist wieder mit der Calantica und dem Lotus bedeckt. Auf der Opferplatte vor der Götterfigur erscheint eine Traube, ein Granatapfel, ein geschlachtetes Geflügel, ein stehendes rothgefärbtes Gefäß, Opferkuchen und zwischen durch Binden. Werke dieser Art sind merkwürdig, aber unbequem; sie sind jedem störend, der die sichern Grenzen griechisch-römischer Bildwerke auch für die Hülfsmittel der Erklärung nicht überschreiten mag. Sie erklären und benutzen zu wollen ist zur Zeit mißlich, sie mit Stillschweigen übergehen unredlich; darum gedenken wir hier noch schließlich und vorläufig, wie Orientalisten aus der phönicischen Schrift eines in Sicilien gefundenen goldenen Stiers die Einweihung eines Mithrasdieners herausgelesen.

Rom, 15. März 1825. G.

Nr. 33.

Kunst = Blatt.

Montag, den 25. April 1825.

Kunstbericht aus München.

Es schien nach dem lezten Kunstbericht aus München, den Ihr Blatt im verflossenen Jahre enthielt, daß wir durch Ihren Correspondenten in einer regelmäßigen Folge dasjenige, was bey uns in den einzelnen Zweigen der bildenden und zeichnenden Künste geleistet wird, aufgeführt und beurtheilt sehen würden; doch ist diese Hoffnung bis jezt nicht in Erfüllung gegangen. — Da uns nun Ihr Freund Y. auf solche Weise getäuscht hat, so übernimmt es, zum Theil durch ihn veranlaßt, der Freund Z. statt seiner einzutreten, und sendet Ihnen eine Uebersicht der oben bezeichneten Art, ohne sich jedoch entscheidendes Urtheil anzumaßen, und was er sagt für etwas andres als eine unbefangene und rücksichtlose Meynung eines Einzelnen ausgeben zu wollen. Ich habe mir aber vorgesezt, dabey die einzelnen Zweige der Kunst zu scheiden und über jeden einzeln das Nöthige zu bemerken.

Architektur.

Die Baukunst findet jezt in Deutschland vielleicht nirgend so große und viele Gelegenheiten, sich zu zeigen, als hier, und es ist im Ganzen nicht zu verkennen, daß sie ihren Styl veredelt und ihre Plane und Ansichten erweitert hat, wenn auch noch nirgend eine Vereinigung schöner neuer Gebäude zu einem größern Ganzen sich gestalten und darstellen will. Auch ist gegen Anordnung und Führung der einzelnen gar Manches zu erinnern. Warum z. B. ist der ungeheure Bau der neuen Caserne, dessen vordere Seite, ein Hauptgebäude von zwey vorspringenden Flügeln flankirt, bereits stehet, und der, in voller Ausdehnung und Ausführung, der großen durch Napoleon gebauten Caserne in Mailand wenig nachgeben wird, nicht nach größern Maaßen im Einzelnen angelegt, und gleichsam darauf eingerichtet, troz der großen Massen und Flächen klein zu erscheinen? Wie leicht war es, diese zahllosen und geringfügigen Fenster zu erweitern und große Säle hinter ihnen anzulegen, in der Mitte des Ganzen eine große Thorfahrt zu öffnen und das Uebrige vorzukehren, wodurch das Gebäude zur Größe seiner Bestimmung, die Auswahl unsers tapfern Heers zu fassen, auch architektonisch wäre erhoben worden! Warum ferner, wenn doch einmal so große Plane für Casernirung unsrer Besatzung entworfen und ausgeführt werden, denkt man nicht daran, (oder hat man vielleicht daran gedacht?) im Innern der Gebäude, von ihnen eingeschlossene geräumige Höfe mit Baumanlagen und Uebungsplätzen für die jungen und rüstigen Krieger, und da es uns an Wasser nicht gebricht, selbst mit einer Schwimmschule anzulegen? Wir haben, höre ich antworten, keinen Canal in der Vorstadt. — Aber unsere Vorfahren hatten auch keinen in der Altstadt, und weil sie zuerst auf das Nöthige und Nützliche sahen, fingen sie damit an, ihn zu graben und die künftige Stadt reichlich mit Wasser zu versorgen. Dazu war ein solcher unter dem Namen des sogenannten Türkengrabens seit alter Zeit fast vollendet. Der wird nun verschüttet und verbaut, während die Nothwendigkeit besteht, die neue und geräumige Vorstadt, der auch diese Casernr gehört, durch einen andern mit Wasser zu versorgen. — Mir scheint bey Anlage und Einrichtung jener wichtigen militärischen Gebäude noch ein großes Feld offen zu liegen; doch vielleicht gewinnen die exercises gymnastiques der französischen Garde, die Hr. Azor mit so großem Erfolg in Paris eingerichtet hat und leitet, auch bey uns Eingang, und unsre junge Mannschaft wird in später nach neuen Planen eingerichteten Casernen in allen den Künsten und Fertigkeiten geübt, die ihr die zu ihrem Beruf so nöthige Gewandtheit, Schnelligkeit und Stärke verleihen, zugleich aber auch sie vor dem sittlichen Verderb bewahren werden, denen jedes Zusammenleben in solchen Massen und in einer von der ganzen Stärke der Leidenschaften noch bewegten Jugend nur zu leicht ausgesezt ist!

Nicht viel besser ist, architektonisch genommen, die Frohnfeste ausgeführt, ein sehr großes und heilsames Gebäude, wo besonders der mittlere Theil, den man sich bemüht hat hervorzuheben, durch kleine und gegen das Uebrige in keinem Verhältniß stehende Fenster verunstaltet und gleichsam verzwickt ist.

Die neue Reitschule leidet zumeist durch ihre Lage.

Sie zeigt gegen den Hauptplatz zwar ein gewaltiges Thor, auch zwey kolossale Säulen daneben; aber das Thor ist nicht zum Eingange, und im Innern durch den bretternen Sockel, welcher sich um den Saal zieht, verschlagen, die Säulen aber tragen nichts als die Köpfe der Dioscuren, und der Haupteingang ist mit der schmalen Seite durch ein älteres schlechtes Gebäude versteckt. Dazu hat die lange Seite an beyden Enden viereckigte Fenster, während die übrigen Bogenfenster sind, was einen sehr störenden Gegensatz bildet. Uebrigens sind hier die Verhältnisse groß, die lange Seite des Gebäudes nicht ohne Wirkung und auch der Schmuck passend, den die Plastik zu seiner Verzierung beygetragen hat: die genannten kolossalen Dioscuren, die Pferdeköpfe, welche in Relief auf großen Schildern ausgeführt und zwischen den Fenstern angebracht sind, und das zwar vollendete, aber noch nicht aufgedeckte Relief über dem Thore in beyden Winkeln, welche der Bogen desselben bildet. Es sind zwey Scenen des Centauren- und Lapithenkampfes, die von Martin Wagner in Rom mit ausnehmendem Verstand und Geist modellirt worden sind. Das Innere zeigt die lange und hohe Bahn in großen und meist schönen Verhältnissen: an den kurzen Seiten zwey Logen, deren Gebälke von jonischen Säulen getragen wird; doch scheint die Höhe gegen die Breite zu beträchtlich, und das Getäfel der übermäßig hohen Decke wirft auch die stentorische Stimme der Bereiter nicht zurück, die sich dort oben in den Windungen und Winkeln verliert, was den rüstigen Lehrern der reisigen Kunst die größte Anstrengung aufnöthiget, wenn sie sich für Roß und Mann verständlich machen wollen.

Noch mehr Lob verdient das neue Kriegsministerium, welches wie die Reitschule durch Hrn. v. Klenze gebaut ist. Hier ist im Ganzen und im Einzelnen Charakter und Wahrheit des Gedankens: Größe und Stärke der Massen, Schönheit der Verhältnisse und eine dem Zweck des Gebäudes bis in das Einzelne hinein aussprechende Bedeutsamkeit; doch scheint uns das Thor zu schmal und die Säulen, die es flankiren, um den Balkon zu tragen, zu schwach und gering gegen die gewaltigen Massen des Sockels und des zweyten Stocks. Auch ist zu bedauern, daß auch dieses schöne Werk zwischen ältern geringfügigen Gebäuden, deren es sich zu schämen scheint, ganz eigentlich eingeschachtelt ist. Es war hier nämlich früher, wo bey uns alles central war, auch ein Central-uniformirungsmagazin aufgeführt worden, ein schlichtes zweystockigtes langes Haus, das mit zwey Seitenflügeln drey Seiten eines Hofes einschloß, dessen vordere Seite gegen die Schönfelderstraße von einem Gitterwerk verschlossen war. Diesem Magazin hat man den mittlern Theil des Hauptgebäudes, gleichsam den Vorderzahn, ausgebrochen und in die dadurch leergewordene Stelle das Kriegsministerium hineingepflanzt.

Das neue Theater hat nun seine schöne korinthische Säulenstellung von acht Säulen gegen den Hauptplatz bekommen, und bildet durch dieselbe eine der schönsten architektonischen Zierden unserer Hauptstadt. Schade, daß die Wand hinter dem Octastylos nur mit einem Fenster zu jeder Seite desselben heraustritt, was zwey für das Uebrige zu schmale Flächen, gleichsam einen Ueberrest bildet, der für die Säulenstellung nicht aufgegangen ist. Um die volle Wirkung zu haben, muß man mitten in dem Platze stehen. Dann stellen sich die beyden Giebel, der tiefere des Prostylos und der höhere des weiter zurücktretenden Hauptgebäudes gehörig übereinander, während von der Seite gesehen, dieser hintere sich als etwas zu haltlos und luftig zeigt. Es kann aber diese Structur von zwey Giebeln hinter einander im Allgemeinen nicht gebilligt werden. Zwar zeigt das Pantheon eine ähnliche; aber dort ist die Säulenstellung einem schon vollendeten Rundgebäude, welches seine vordere Ausbiegung mit einem Giebel zum Behufe des Einganges unterbrach, später angeschoben worden. Dazu hängt dort alles unmittelbar und eng auch für das Auge zusammen, während hier von dem hintern Giebel keine Basis, keine Verbindung sichtbar ist und er gleich einem Schornstein auf dem Dache aufzustehen scheint. Wie leicht war hier durch eine Kuppel zu helfen, welche auch durch ihre Masse die Bedeutung und den Eindruck des Gebäudes erhöht, und aus der Anlage ein Ganzes von großer Wirkung gemacht haben würde, während nun der hintere Giebel die nothwendigen Gebrechen eines Bauwerks, dessen Mauern hinter der Säulenstellung noch höher aufsteigen und diese dadurch niederdrücken, nur wenig bemäntelt. Leider ist diese Art von Bau nur zu häufig: sie wiederholt sich hier auch am Isarthor-Theater: man will die vordere Säulenstellung, die ihrer Natur nach mit dem Giebelstück das Gebäude beherrschen muß, und weil man ihr diese ihre Bestimmung nicht zu verschaffen weiß, wird sie zu einem untergeordneten Schmuck. Auch thun gegen die herrlichen kolossalen Säulen die niedrigen acht Stufen nicht gut, über die man zu ihnen hinaufsteigt: die Linie, welche sie bilden, ist zu oft gebrochen und dadurch klein gegen die Massen und Verhältnisse des Ganzen. Endlich wäre zu wünschen, daß das Giebelfeld mit Marmor wäre bekleidet, und wenn auch nur durch ein flaches Relief wäre verziert worden, für welches wir Bacchus und Apollo mit ihrem Gefolge vorgeschlagen hätten. Wie lange wird es dauern, so hat der Regen, welchen der schlimme Westwind gegen den Stucco dieser kahlen Kalkfläche führt, ihn losgewaschen, und der Bau mit Backsteinen blickt aus dem schönen Weiß in das kalte Leben hinaus.

Bildnerey.

Endlich fangen auch Plastik und Sculptur an, unter uns in Mitten eines sehr regen Kunstbetriebes zu neuem Leben zu erwachen, und wenn der Genius dieser ernstesten und erhabensten der Künste uns ferner freundlich ist, so werden wir in Zukunft nicht mehr in ihr zur Mittelmäßigkeit verurtheilt seyn.

Den ersten Anstoß hat auch hier der nicht genug zu preisende Entschluß des Kronprinzen, die Glyptothek zu bauen, gegeben. Die sechs vordern Nischen sind nämlich bestimmt, die halb kolossalen Statuen des Hephästos und Prometheus, des Dädalus und Phidias, des Perikles und Hadrianus in Bronze aufzunehmen. Gegen die Wahl ist wohl nichts zu erinnern: die beyden kunstübenden Götter, der eine Künstler am Anfange, der andre an der Vollendung der Kunst, eben so ihre beyden einsichtsvollsten Förderer in Athen und Rom. Die Modelle sind vollendet. Phidias steht sinnend neben dem Modell des olympischen Jupiters, also von dem erhabensten Gedanken, der je den Geist des Künstlers beschäftigte, erfüllt. Freylich kann das die Kunst nicht ausdrücken. Es ist eben ein Mann der nachdenkt und zu diesem Behuf den Kopf stüzt. Sie hätte also besser gethan, gar nicht daran zu gehen und den Meister ruhig neben sein Werk zu stellen. Es ist erstaunlich schwer, einer Porträtstatue eine momentane Handlung zu geben, ohne in Manier zu verfallen, wie es in Berlin bey den Bildsäulen von Blücher, Bülow und Scharnhorst begegnet ist. Auch haben sich die alten Meister, denen die neuen noch nicht aus der Schule gewachsen sind, und welche sie deßhalb fleißiger und aufmerksamer hören sollten, bey stehenden Porträtstatuen dessen immer enthalten, und wo eine Ausnahme kommt, bestätigt sie schon die Regel; doch das würde hier zu weit führen und ich habe mir vorgenommen, den Gegenstand in einem andern Aufsatz zu behandeln. — Der Kaiser Hadrianus ist im Panzer vorgestellt, warum? da er nicht als Krieger, sondern als Beschützer der Künste dort stehen wird, ist nicht abzusehen. Wäre es, um ihn durch den Panzer als Kaiser zu bezeichnen, so wäre der Gedanke unzureichend genug. Niemand nimmt an den friedlichen Togastatuen eines Augustus oder Tiberius Anstoß, und das schöne und edle Gesicht des Hadrianus ist bekannt genug, um zur Einführung und zum Verständniß der Gestalt, worauf es hier allein ankommen kann, des Waffenrocks und seiner Fittige nicht zu bedürfen. Auch werden die Bildsäulen in den Nischen ziemlich versteckt sich ausnehmen. Tadeln wollen wir zwar die Aufstellung nicht gerade; doch welchen andern Anblick würde das Ganze gewähren, wenn z. B. die Glyptothek auf einem höhern Unterbau ruhte, und die sechs kolossalen Bilder zu beyden Seiten der Säulenhalle in einer Reihe frey und von allen Seiten zugänglich auf eigenen Sockeln aufgestellt wären!

Das Giebelfeld soll in der Mitte die Minerva bekommen, ihr zu beyden Seiten die einzelnen Künste, nämlich männliche Gestalten, die mit meißeln, schnitzen, formen, gießen, eingraben und anmalen beschäftiget sind. Das Modell der Gruppe war bereits in der lezten akademischen Kunstausstellung zu sehen. Durch jene Anordnung nun hat die Gruppe etwas sehr zerrissenes bekommen, jedes Bild steht oder sizt für sich selbst, ohne Beziehung oder Zusammenhang mit den andern, außer dem, der erst durch eine Abstraction hineingebracht werden muß. Auch ist man bey der Gruppirung mit den Ecken in Verlegenheit gewesen. In die eine kommt die Sphinx, was als Symbol des Urlandes der bildenden Kunst sehr passend ist, aber was kommt nun in die andere? Eine Vase, eine Kanne, eine Schüssel nach einander, was einen ungemein dürftigen Ausgang bildet. Was aber könnte hier helfen? Ein Flußgott ohne Zweifel, zwar nicht gerade ein bairischer, weil die Scene in Griechenland ruht, wiewohl sich darüber wegsehen ließe mit der Bemerkung, daß man etwa an eine Verpflanzung nach Baiern zu denken habe; indeß um die Einheit des Gedankens aufrecht zu halten, würde das beste seyn, für die eine Ecke die Gruppe des auf der Sphinx ruhenden Nil, für die andre den Ilissus vom Parthenon, so weit es gehörig, nachzubilden, um die Länder, in denen Kunst entsprang und sich vollendete, zu bezeichnen. Aber nachahmen, schon vorhandene Gestalten copiren! Wann werden wir die Scheu vor der Nachahmung überwinden und uns durch weise Benutzung gegebener Formen wieder näher an die alte Plastik anschließen! — Auch diese Bildsäulen sollen sämmtlich in Bronze ausgeführt werden. Zu wünschen wäre, man machte erst mit einigen bronzirten Gypsmodellen einen Versuch der Aufstellung, indem zu fürchten ist, daß die dunkeln Erzgestalten in dieser Höhe in ihren Umrissen unkennbar seyn und dadurch als formlose Schatten auf der weißen Marmorfläche sich darstellen werden. Vorsicht ist auf jeden Fall bey dieser Neuerung nöthig. Vor allem aber wäre auf die Frage zu antworten: warum die Alten, so weit unsere Kunde reicht, keine bronzenen Bilder, sondern nur marmorne und irdene in den Giebeln aufgestellt haben. Außer der oben berührten Bedenklichkeit hatten sie offenbar noch andere, sehr triftige Gründe und wir glauben, daß diese in der Unzweckmäßigkeit und in dem Widerstreitenden, was in der Verbindung bronzener Bilder mit marmornen Flächen liegt, zu suchen sind. Ich habe Bedenken getragen, diese meine abweichenden Ansichten öffentlich vorzulegen, weil so etwas leicht gemißdeutet werden kann, zumal von Uebelwollenden, denen nichts willkommen ist, als Tadel da, wo Großes begonnen oder ausgeführt wird;

indeß ist der Architekt der Glyptothek ein durch eigenes Verdienst so geschützter Künstler, daß ihm abweichende Ansicht nicht schaden, wohl aber, wenn er ihr beytritt, der Sache nützen kann, und der Gründer dieses preiswürdigen Baues ein so großsinniger Fürst, daß er das öffentliche Urtheil über Werke, die sein edelmüthiger Entschluß entstehen läßt, eher hervorruft als zurückstößt.

Von den Bildsäulen des Giebelfeldes sind übrigens bis jezt drey geformt, die Minerva, der Bildschnitzer und der Bildgießer. Die Ausführung des Ganzen ist einem ehemaligen Eleven der Akademie, Haller, übertragen, der vor zwey Jahren aus Rom zurückgekehrt ist und schon früh ein vorzügliches Talent für seine Kunst blicken ließ. Die großen männlichen Gestalten, die er zu formen berufen ist, gewinnen offenbar durch die Auswahl ganz vorzüglich schöner Modelle, welche die königliche Garde, in der nicht wenige Männer das Aeußerste männlicher Größe, Wohlgestalt und Stärke beweisen, dem glücklichen Künstler in reichem Maaße gewährt.

Die zweyte Arbeit von bedeutendem Umfang, welche der Sculptur dahier zu Theil wird, ist durch den neuen Theaterbau veranlaßt. Es werden nämlich zur Verzierung der großen Stiege und der daran stoßenden Säle acht Bildsäulen erfordert, und sollen zu diesem Behufe die acht vorzüglichsten dramatischen Dichter modellirt werden. Als solche sind gewählt: aus den griechischen Sophocles und Euripides für die Tragödie und Menander für die Komödie. Aeschylus wäre als Urheber der Tragödie und größerer Dichter freylich dem Euripides in München so gut wie in der Komödie des attischen Dichters, welche von den Fröschen den Namen hat, vorzuziehen gewesen; indeß fehlt ein sicheres Bildniß von ihm, und auf Idealstatuen will man sich mit Recht nicht einlassen. Dasselbe gilt vom Aristophanes. Auch hat Menander ein wahres Recht dazu als Urheber der neuern Komödie. Zwar kennen wir diese nicht aus seinen eigenen Werken, aber doch aus den Bearbeitungen des Terentius, dessen Stücke aus denen des Menander und anderer Dichter der neuern griechischen Komödie übersezt und dadurch die Grundlage der modernen in Italien, Frankreich und Deutschland besonders, geworden sind. Italien hat zu dieser Zahl keinen geliefert, Spanien, wie billig den Calderon, England den Shakspeare, Frankreich den Racine als den am meisten vollendeten und classischen der französischen Bühne, Deutschland Schiller und Goethe, so daß wir Deutsche nach Gebühr mit zwey, die Griechen, als die Urheber und Lehrer der Gattungen mit drey, die drey andern in der Dramatik großer Völker, jedes mit einem Dichter beytreten. Die Ausführung der beyden griechischen Tragiker ist Hrn. Haller übertragen, die der beyden deutschen Dichter Hrn. Stichlmeyer, von welchem hoffnungsvollen jungen Künstler wir später zu sprechen Gelegenheit haben werden. Das Ganze wird durch Hrn. v. Klenze geleitet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris.

Der französische General-Consul Drovetti in Aegypten hat eine zweyte Sammlung ägyptischer Alterthümer nach Frankreich geschickt und dem König zum Kauf angeboten, um für den Verlust der ersten, von ihm nach Turin verkauften zu entschädigen. Es befindet sich darunter ein Sarkophag von Granit, mit Deckel, beyde mit Hieroglyphen bedeckt, aus der Zeit Psammetichs, dessen Name nach der von Hrn. Champollion erfundenen Methode, häufig darauf zu lesen ist. Dieß Monument ist bereits in Paris angekommen und von Gr. Forbin und dem Vicomte la Rochefaucauld in Augenschein genommen worden. Außerdem sind 60 Monumente in hartem Stein schon in den französischen Häfen angekommen, nebst mehreren Tausend kleineren archäologischen Gegenständen. Zugleich hat Hr. Drovetti dem König von Frankreich einen Monolith-Tempel (kleinen, aus einem einzigen Granitblock gehauenen Tempel) zum Geschenk gemacht, der 250 Centner (25 Milliers) wiegt und mit Hieroglyphen verziert ist. Auch dieser ist bereits zu Toulon ausgeschifft und soll in einem Saal des Louvre aufgestellt werden. Hr. Jomard drückt im Monit. v. 14. April Nro. 104. sehr lebhaft den Wunsch aus, daß jene Sammlung vom König gekauft und mit diesem Tempel und den übrigen schon in Paris befindlichen ägyptischen Monumenten in einem eigenen Museum vereinigt werden möge.

* * *

Bey dem Verkauf von Girodets hinterlassenen Gemälden und Zeichnungen, der am 12. April begann, wetteiferten die Liebhaber in hohen Preisen. Eine Skizze der Sündfluth wurde zu 3600 Fr., und eine, Girodet angehörige Skizze von Gérard über 4000 Fr. verkauft.

Trier.

Als Nachtrag zur Anzeige der Alterthümer und Naturansichten im Moselthale bey Trier von A. Rambour (s. Nr. 21.) ist zu bemerken, daß das ganze Werk auf acht Hefte angelegt ist, von welchen vier auf die römische Zeit und vier auf das Mittelalter Bezug haben sollen. Man kann sowohl auf das Ganze, als auf eine dieser beyden Abtheilungen besonders unterzeichnen.

Nr. 34.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 28. April 1825.

Kunstbericht aus München.

(Fortsetzung.)

Das dritte umfassende Unternehmen, in welchem unsere bildende Kunst begriffen ist, wurde durch Herstellung von Tafelgeräthen für das königliche Haus aus vergoldetem Silber veranlaßt. Denn wie billig tritt, nachdem einmal, wie in unsrer glücklichen Stadt, der Sinn für die Kunst allgemein rege geworden ist und, unterstützt von einem sie liebenden und pflegenden König, alle Verhältnisse des Lebens zu durchdringen anfängt, sie auch da ein und in Wirkung, wo in gewöhnlichen Zeiten einfachere Verzierung hingereicht hätte. Da die Arbeiten in Silber ausgeführt und dann vergoldet werden, sind sie natürlich von kleinerem Umfang, was aber ihrem Kunstwerth keinen Abbruch thun wird; zuerst die neun Musen mit Apollo, etwa 15 Zoll hoch, und von dem geschickten Bildhauer Christen aus Basel, welcher sich seit einigen Jahren wieder bey uns niedergelassen hat, schon fast alle mit vieler Feinheit und Geschmack modellirt, einige auch bereits, des Modelles würdig, in Silber ausgeführt. Von größerem Umfang wird die Einfassung oder Garnitur des Spiegelaufsatzes auf die Tafel, welche Garnitur sie gleich einem etwa einen halben Fuß hohen Geländer umgeben und in durchbrochener Arbeit, in einer Ausbreitung von nicht weniger als 105 Fuß, eine lange Reihe von Kunstdarstellungen enthalten wird. Diese werden zwar als Relief angelegt; da es aber auf durchbrochene Arbeit abgesehen ist, doppelt gegossen und zusammengefügt, so daß sie von beyden Seiten gesehen werden können und sich von jeder gleich darstellen. Der Künstler hat dabey die allerdings schwierige Aufgabe, daß die Figuren des als Relief angelegten Werkes alle zusammenhängen müssen, ohne sich, es sey denn durch Abschnitte, welche von Bäumen, Felsen u. dgl. gemacht werden, je zu unterbrechen. Zugleich ist Bedingung, daß die Vorstellungen alle sich in regerer Belebtheit und im Schwung der raschern Bewegung entfalten, und zur Erzielung der Mannichfaltigkeit von Gruppen besonders solche gewählt werden sollen, in denen Rosse, sey es einzeln, oder im Zuge von Biga's und Quadriga's, im einfachen Lauf oder in Kampfscenen, durch den Stoff gegeben sind. Wahl der Stoffe und Anordnung des reichhaltigen und umfassenden Werkes blieb, wie sich gebührt, dem Künstler überlassen, der nur noch die Weisung erhielt, sich an die Mythologie und die Heldensage, als an das für die Plastik und ihre Erzeugnisse classische Gebiet zu halten. Hr. Obristküchenmeister von Montperni, dem die Besorgung dieses Geschäfts und die deßhalb nöthigen Anordnungen durch sein Amt oblagen, war so glücklich, für die Ausführung desselben, einen jungen Künstler von ausgezeichnetem Talent zu wählen und diesem dadurch Gelegenheit zu geben, den Umfang seines Vermögens an einem so reichen Werke selbst erst zu ermessen und unserm aufmerksamen und kunstkennenden Publikum zu bewähren. Es ist dieses der Sohn unsers vor mehreren Jahren verstorbenen Bildhauers Schwanthaler, ein Jüngling, liebenswürdig auch durch Charakter und Bescheidenheit, und dem auf der rühmlichen Laufbahn, in die er eintritt, auch eine nicht gewöhnliche Bildung durch Studien, besonders des classischen Alterthums, seiner Sprachen und seiner Kunstgeschichte, für Erfindung und Ausführung seiner Werke zu Hülfe kommt. Kaum hatte Hr. Schwanthaler die Entwürfe zu den ersten Scenen gezeichnet — es war der Aufzug der Götter durch den Thierkreis — als sowohl der Hr. Marq. v. Montperni, ein Mann von einsichtsvollem Urtheil, als auch mehrere Künstler, denen er sie vorlegte, besonders Hr. Prof. Gärtner und Hr. Intend. v. Klenze sogleich erkannten, welch eine vorzügliche Anlage für die bildende Kunst in ihnen sich offenbare. Hr. Schwanthaler, durch den wohlverdienten Beyfall seiner Arbeit, welche die Aufmerksamkeit auch der höchsten Personen auf ihn richtete, noch mehr aufgemuntert, hat seitdem sein reiches und schönes Werk mit dem größten Eifer fortgesezt. Der Anfang ist bereits in Silber ausgeführt, die Fortsetzung in Wachs modellirt. Zeichnungen sind fast von allen Theilen gemacht, oder doch entworfen, so daß der Cyclus, auf den er es abgesehen hat, im Ganzen schon vorliegt. Außer dem genannten Zuge der Götter durch den Thierkreis umfaßt er die Tageszeiten,

unter ihnen den Sturz des Phaëton, die Kämpfe der himmlischen Gewalten, der Giganten und Titanen mit den Göttern, und tritt dann in den Kreis der heroischen Mythen ein, um mit Kampfsscenen der Iliade zu schließen. Ueberall ist ein sicheres Urtheil über das Ziemende, dem Charakter der Handelnden gemäß, verständige Anordnung der raschbewegten Gruppen, richtige Einsicht in den classischen Styl der bildenden Kunst und die Art seiner Anwendung, Fertigkeit in Modellirung der Gestalten, auch der Rosse, die nicht schöner, kühner und mannichfaltiger behandelt seyn könnten, und durch das Ganze gehend, so viel mit Geist und Feuer verbundener Verstand, als sich bey der Jugend des hoffnungsvollen Urhebers kaum voraussetzen ließ. Sein Beyspiel liefert einen neuen Beweis für diejenigen, welche glauben, daß auch unsere Zeit an schönen und vorzüglichen Anlagen, wie für jeden Zweig der Kunst so auch für die Plastik reich sey, und daß es nur der Gelegenheit und der verständigen Pflege bedürfe, um sie hervorzurufen und zu bilden, und durch sie das Ausgezeichnete auszuführen.

Außer diesen sind auch die übrigen Bildhauer bey uns in mannichfacher Thätigkeit. Hr. Stichlmayer hat die Büsten des Königes und des Grafen Törring mit einer ganz ausnehmenden Kunst modellirt, die beyde in Bronze sollen gegossen werden. Wahrscheinlich wird nach der ersten der kolossale Kopf zu der Statue geformt werden, welche die Gemeinde der Hauptstadt dem Monarchen, als dem Gründer der Verfassung, auf dem großen und schönen Platze, welcher von ihm den Namen trägt, in Bronze zu errichten beschlossen hat. Auch ist bey Hrn. Stichlmayer das Modell zu dem Denkmale vollendet, welches unsere edle Königin dem rührenden Andenken der beyden armen Kinder brasilianischer Wilden setzen läßt, die unsere beyden akademischen Reisenden aus ihrem Vaterlande mit sich brachten, und welche sie der Rauhheit unseres Klima erliegen zu sehen den Schmerz hatten. Der Knabe, schon gestorben, liegt am Boden; zu seiner Seite sitzt in sich gebogen mit gesenktem Haupt das Mädchen, mit gebrochenem Leben, eine eben so einfache als wirkungsvolle Gruppe. Ueber die Ecke hervor ragt die ernste Gestalt des Boreas, dessen starker Hauch gegen die Stirn des sterbenden Kindes einer mildern Zone geblasen wird. Auch den kolossalen Candelaber, der das Denkmal, welches der Hr. Graf Schönborn der Verfassung weihet, schmücken soll, hat Stichlmayer sehr schön geformt. Dieser ausgezeichnete junge Künstler hat sich zuerst als Münzgraveur durch die feinsten und geschmackvollsten Arbeiten dieses Faches einen geachteten Namen erworben, nachdem er früher, gleich dem Benvenuto Cellini, als Goldarbeiter die Behandlung der edlen Metalle zum Behuf schöner Kunstbildungen gründlich erlernt hatte. Hierauf versuchte er sich in mehreren Büsten, und durch einen längeren Aufenthalt in Rom und Neapel zum plastischen Künstler herangereift, lieferte er bey der lezten akademischen Kunstausstellung für die Stuccatur der Glyptothek die Bilder der zwölf oberen Götter, mit so reinem Sinn für das Classische und dabey solcher Selbstständigkeit modellirt, daß man von ihm jede Hoffnung zu fassen berechtigt war. Jezt ist ihm, wie oben bemerkt wurde, die schöne Aufgabe geworden, die Bildsäulen von Goethe und Schiller für das neue Theater auszuführen, und es ist zu erwarten, daß er diese erste größere Arbeit mit ungemeinem Erfolg beendigen werde.

Vom Prof. Eberhardt ist das Grabdenkmal der Prinzessin Karoline vollendet und in der Theatinerkirche aufgestellt. Die noch immer und mit Recht beweinte königliche Tochter tugendhafter Eltern liegt im Schlummer des Todes auf dem Sterbebette, über welches die Mutter im tiefsten Schmerze hingebeugt ist. Zwey Engel heben den Vorhang des Bettes von der Verscheidenden, als warteten sie, bis diesen holden Lippen die Seele entschweben werde, um sie in die Räume zu entführen, in denen kein Scheiden mehr ist. Dieses Werk ist höchst poetisch in seiner einfachen Anlage, und von einer Wirkung, die jedes auch weniger empfängliche Gemüth empfindet, dem diese rührende Darstellung einer so bittern Trennung entgegen tritt. Derselbe Künstler arbeitet an einem Apollo für den Tempel am See im Park zu Nymphenburg. Auch stehen von ihm, in den lezten Zeiten erst vollendet, in des Königs kleinem Park daselbst die Bildsäulen der Diana und des Endymion, welche weniger gelungen scheinen.

In der Akademie selbst sind mehrere Zöglinge in diesem Fache mit Glück thätig. Herr Schöpf hat einen Aristides modellirt, welcher die ihm gebotene Scherbe beschrieben hat, und eine Scene der Odyssee, Odysseus, welcher vom Hunde Argus erkannt wird, hinter ihm der Sauhirt, unter der Halle des Pallastes in der Ferne Penelope unter Mägden mit weiblichen Arbeiten beschäftiget. Dieses Werk verräth eine schöne Anlage für die Plastik und ist in Erfindung, Anordnung und Behandlung der Gestalten gleich lobenswürdig. Der Eumäus sollte weniger in die Handlung gezogen seyn, als es durch zu großen Ausdruck der Verwunderung und Neugierde bey der Scene geschehen ist.

Von Hrn. Bandel sahen wir bey der lezten akademischen Ausstellung eine sitzende Caritas in Lebensgröße, die gute Studien und Fertigkeit in Anordnung und Behandlung der plastischen Massen beurkundete. Seitdem hat er zwey Denkmale in Arbeit bekommen, das eine, welches dem verstorbenen Garten-Intendanten v. Skell errichtet wird, und am See im englischen Park, der ihm seine schönsten Theile verdankt, seinen Platz haben soll. Es sind die vier Jahreszeiten in weiblichen Gestalten dar-

gestellt, um einen Säulenschaft, welcher die kolossale Büste des Verstorbenen, so viel ich weiß, ein Werk von Stiglmayer, tragen soll. Die modellirten Figuren der Jahreszeiten unterliegen bey manchem Schätzbaren, was sie haben, einem mehrfachen Tadel: dieser Herbst mit dem Füllhorn, welcher außer dem Gürtel unter der Brust noch einen um die Hüften hat, kann unmöglich gehen, denn dieser zweyte Gürtel ist offenbar über die Schenkel herabgerathen und schnürt sie zusammen. Dazu ist das kleine Haupt der Figur außer Verhältniß zu der langen Gestalt. Dann hat die Hore des Frühlings mit dem Kranze offenbar keine weibliche rechte, ja überhaupt kaum eine rechte Hüfte. Auch sind die Gewande meist schwer, besonders in der Caritas: es ist dabey auf große und breite Massen abgesehen, was in der Sculptur fast unausbleiblich steife und unförmige Flächen liefern muß, wenn jemand nicht versteht, sie in langer Folge sich nebeneinander entwickeln zu lassen, wie an der Niobe, oder der Pallas von Velletri, sondern sie brechen und kreuzen muß. Denselben Fehler haben auch andre unsrer jungen Plasten, und irren wir nicht, so entspringt er aus einer Verwechselung dessen, was in der Malerey unter gewissen Voraussetzungen Wirkung thut, mit dem, was die Sculptur begehrt, welche vor allen daran denken mag, ihre Draperien nach den besten Mustern zu erweichen und hinter ihnen die lebendige Gestalt zu zeigen, wenn sie sich vom Stein zum Leben erheben will. Auch dem Ausdruck der Gesichter wünschten wir mehr Adel und Würde, zugleich aber auch, daß dieser talentvolle junge Mann diesen mehrfachen Tadel nicht als aus unreinen Beweggründen entsprungen ansehen möge. Gerade weil Schreiber dieses Aufsatzes in ihm viel Anlage und Mittel wahrnimmt, wünscht er ihn auf seine Richtung, die ihn, wenn er sie fortdauernd verfolgt, höchst wahrscheinlich zur Manier führt, aufmerksam zu machen, und ihn zu den besten Antiken, die ihn hier wenigstens in Abgüssen, zum Theil auch in der Glyptothek in den Originalen umstehen, hin- und zurückzuweisen. Auch die alten Meister ahmten die Natur nach, und es kommt darauf an zu verstehen, wie sie dieselbe verstanden d. h. auffaßten und darstellten. Hier ist das ganze Geheimniß der Sculptur. Wem hier das Verständniß aufgegangen ist, der wird in seinen Werken nicht die ältern wiederholen, aber ihr Geist wird in ihm lebendig geworden seyn, und er wird die Natur gemäß denselben und wie sie auffassen und darstellen.

Das zweyte Werk, an welchem Hr. Bandel jetzo thätig ist, ist das Grabmonument des verstorbenen verdienten Akademie-Direktors Langer, das in dem Garten desselben zu Haidhausen aufgestellt werden soll. Hauptsächlich dieses Werk hat mir von dem jungen Künstler eine sehr vortheilhafte Meynung beygebracht, indem es fast durchaus lobenswürdig angelegt ist. Es ist ein Relief. Prometheus sitzend, als Menschenbildner hat vor sich die modellirte Figur eines Jünglings stehen, dem er die linke Hand auf das Haupt legt, während er im Begriff ist ihn mit dem ätherischen Feuer zu durchströmen, welches er dem Himmel entwendet hat. Hinter ihm steht Minerva, nach der sein Gesicht zurückgewandt ist. Sie hält in der Hand den Schmetterling als Symbol der Seele nach dem neugebildeten Menschen hin. Auf der andern Seite, dieser Gestalt im Rücken, ist die Gruppe der drey Grazien, und im Hintergrunde zeigt eine Säule in Relief die ephesinische Diana als Symbol der Natur. Die einzelne Theile der Gruppe sind wie die Zusammenordnung lobenswürdig; die großartige Gestalt des sitzenden Titanen, die schöne und verständige Behandlung der Minerva und die anmuthige Verschlingnung der Grazien befriedigen in gleicher Weise. Nicht so der Gedanken, aus dem das Werk hervorgegangen. Wie nämlich und zu welchem Zwecke hat man alles dieses sammt dem ephesinischen Natursymbol hier zusammengebracht? Zweck kann nur seyn, auf die besondere Art hinzuweisen, wie der Künstler, dessen geachtetes Andenken zu ehren das Werk bestimmt ist, die Kunst angesehen, ihre Bedeutung aufgefaßt und ihrer höheren Bestimmung treu zu arbeiten und zu wirken gemeint hat. Seine Führerin ist die Natur in ihrer ganzen Fülle, darum ist hier die Diana von Ephesus. Was aber soll denn die Menschenbildung des Prometheus? Gleich diesem Titanen schafft der Künstler aus rohem Stoffe die Gestalt und haucht ihr göttlichen Odem ein. Dadurch bekommen wir eine Variation desselben Gedankens, den erst die allgemeine Bildnerin, dann der Menschenbildner ausdrückt. Ferner fragt es sich nach der Absicht, in welcher die Göttinnen der Huld ihm dabey zur Seite stehen. Um alle Gaben, welche sie gewähren, über sein Werk auszubreiten. Hat er jedoch, wie hier die Fackel des ätherischen Feuers, aus ihr sprühend den göttlichen Funken, um die Gestalt damit zu durchglühen, so ist hier schon mit diesem Symbol göttlicher Natur in menschlicher Gestalt ein Inbegriff aller höheren Gaben dieser lezten vorhanden, und wie die Menschenbildung im Geiste des Prometheus eine Variation der Menschenbildung im Geiste der allschaffenden Natur war, so bekommen wir in der Gruppe der Huldgöttinnen als der Spenderinnen aller höheren Gaben, eine Variation der ätherischen Flamme, die ihrer Seits auch die menschliche Natur mit der Fülle der göttlichen durchdrungen hat. Dazu kommt noch die Minerva mit dem Schmetterling. Dieser ist, wie bekannt, Symbol der Seele, nicht des thierischen Lebens, sondern des über die Thierheit hinausgehenden, den Menschen zum Menschen machenden Lebens in Empfindung und Liebe, aus deren Wärme und Innigkeit wieder die Kunst und die Weisheit entsprossen: also

ein anderes Symbol desselben höheren Seyns und Lebens in uns, und zu den zwey Variationen desselben Gedankens eine dritte: das Ganze eine in sich unzusammenhängende, sich selbst in den einzelnen Gliedern nicht bedingende, sondern ausschließende Reihe und Ueberladung symbolischer Gestalten und Bezeichnungen, hinter welchen der Gedanke gleichsam vergraben liegt. So löblich also auch die Anordnung des Werkes, abgesehen von seiner Bedeutung war, so fehlerhaft erscheint es, wenn man auf diese eingeht: es fehlt ihm Deutlichkeit und Wahrheit des Gedankens, die Grundbedingung eines jeden, besonders eines jeden plastischen Werkes, das ein Kunstwerk werden will. Ich wünsche, daß diese Bemerkungen nicht nur der Urheber des genannten Werks, sondern daß sie überhaupt unsere jungen Plastiker beherzigen mögen, deren Kunst an sich nicht nur die erhabenste, sondern auch die weiseste ist, und hinter deren hoher Natur und Bedeutung sie jedesmal zurückbleiben, wo sie etwas ihrem Geiste nicht gemäßes zulassen. Das sicherste Mittel aber, um auch dieses im Allgemeinen noch beyzufügen, sich zu ihrer Bedeutung zu erheben, ist seinen Geist zu bilden und ihn dadurch zur Einsicht und zur Bewunderung der großen Muster fähig zu machen. Denket und empfindet nur wie die Pfleglinge der Praxiteles, der Lysippus, der Apollonius dachten und empfanden, so werdet ihr auch wie sie handeln, das heißt als Künstler bilden können.

Auch äußerlich ist der Plastik und Sculptur mancherley Vorschub geleistet. Nahe der Isar ist für diese Künste eine neue Werkstatt (Atelier) gebaut worden, ein großer Saal zum Modelliren kolossaler Gestalten in der Mitte, und zwey kleinere zu beyden Seiten. Deßgleichen steht seit vergangenem Sommer neben der Nymphenburger Straße neugebaut eine Erzgießerey, deren innere Einrichtung dieses Frühjahr vollendet werden wird. Hr. Stichlmayer, welcher noch im verflossenen Jahre Reisen machte, um anderwärts, besonders in Berlin, den Erzguß zu untersuchen, wird sie leiten, und vaterländisch mit dem Guß seiner oben genannten Werke, der Büsten, des Grabdenkmals und des Candelabers eröffnen. Die Gußkunst (aeris fundendi scientia) wird hier Gelegenheit haben, sich durch eine Reihe von Versuchen der vortrefflichen Mischung der alten Erzgießer wieder zu nähern, ja sie zu erreichen, wenn ihr Schmelzung, Mischung und Bindung der Metalle in dem Maaße gelingt, wie unserem vortrefflichen Frauenhofer Schmelzung und Läuterung des Glases. Vielleicht daß seine große Erfahrung in dieser verwandten Kunst unsern jungen und aufstrebenden Plasten heilsam und förderlich sich bewähren kann.

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

Unbekanntes Blatt des Prinzen Robert von der Pfalz.

Der Prinz Robert von der Pfalz, geboren 1620 und gest. 1682, Sohn des unglücklichen Churfürsten Friedrich, Herzog von Cumberland und Großadmiral von England, gilt bey Vielen als Erfinder der Schabkunst oder wie sie auch von Manchen genannt wird, schwarzen Kunst. Allein es sind schon mehrere überzeugende Beweise vorhanden, daß der hessische Oberstlieutenant Ludwig v. Siegen als der Erfinder jener Kunst anzunehmen und der Prinz Robert als Schüler desselben zu betrachten ist. Die in geschabter Manier gearbeiteten Blätter jenes Prinzen sind sehr selten, jedoch in jeder großen Sammlung bekannt. Allein, ein Blatt von der Hand dieses Fürsten, in Callots Manier auf hartem Firniß radirt, scheint wohl bis jezt zu den seltensten dieses Kunstliebhabers, der eigentlich zu den Künstlern gerechnet werden muß, zu gehören. Wenigstens findet sich bis jezt keine Notiz darüber in irgend einem Catalog. Dieses Blatt befindet sich in Dresden in der geschmackvoll geordneten und schönen Sammlung Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Friederich August von Sachsen. Folgendes ist der Gegenstand desselben: ein Bettler in einen zerrissenen Mantel gehüllt, stehet, mit der Linken auf einem Stab gestüzt und mit der Rechten einen Rosenkranz haltend, in der Mitte des Blattes fast ganz im Vorgrund. Sein herabgesenktes bärtiges Haupt ist mit einem Tuch umwunden. In der Ferne auf beyden Seiten neben der beschriebenen Hauptfigur, sind mehrere Gruppen von Menschen; hinter welchen in der weitesten Entfernung eine Stadt am Ufer eines Flusses zu sehen ist.

Im Vorgrund liegen einige architektonische Fragmente, von welchen links eine Tafel sich befindet, worauf, zwar durch die Linien der Arbeit etwas verdeckt, ein Wappenschild mit einer fürstlichen Krone zu sehen ist, in welcher die Worte Rup Pr. 1637, ganz klein stehen. Etwas höher auf eben dieser Seite und fast am Rande sind die Buchstaben RP. (Rupertus oder Robert Princeps) *) und darüber eine kleine fürstliche Krone.

Das Technische und die ganze Behandlung der Arbeit, so wie die feste, scharfe Zeichnung beurkunden nicht allein einen tüchtigen Nachahmer des Callot, sondern es zeigt sich hier für die jungen Jahre des Prinzen Robert, welcher nach der unten befindlichen Jahrszahl zu schließen erst siebenzehn Jahr alt war, ein großes Künstlertalent. Mancher geübte Sammler wird dieses Blatt sehr leicht für Callot's Arbeit halten, indem besonders auch die Stellung der Hauptfigur etwas ähnliches mit der Suite der Bettler des genannten Meisters, jedoch nichts mit einer Copie nach einem dieser Blätter gemein hat. Wahrscheinlich ist dieses Blatt von dem Prinzen Robert nach einer Originalzeichnung Callot's gefertiget.

Noch zu bemerken ist: daß die Füße der Hauptfigur, so wie eine Gruppe zur Linken durch das Scheidewasser wahrscheinlich verdorben sind, indem der Firniß beym Aetzen durch dasselbe aufgehoben zu seyn scheint und dadurch breite Stellen entstanden, die keine Farbe fassen. Die Höhe des Blattes ist 7 Zoll 9 Lin. und 5 Z. 7 L. Breite (Pariser Maaß). Es wäre sehr merkwürdig zu erfahren: ob nicht in irgend einer reichen Sammlung von Callot's, dieses Blatt noch einmal als von ihm selbst gearbeitet vorkommt, indem sonst dieser beschriebene Abdruck zu den größten Seltenheiten gehörte.

F.

---

*) Wie sich dieser Fürst auf einigen Blättern bezeichnete.

Nr. 35.

Kunst-Blatt.

Montag, den 2. Mai 1825.

Römische Alterthümer in England.

(Hierzu ein lithographirter Grundriß.)

An account of Roman Antiquites discovered at Woodchester in the country of Gloucester, by Samuel Lysons. F. R. S. L. A. S. London MDCCXCVII. *) Sold by Cadell and Davies etc.

Dieß Prachtwerk ist auf Kosten des Herausgebers englisch und französisch gedruckt worden, zählt in beyden Sprachen 41 Seiten Text und nächst dem Titel und einem Dedikationsblatte an Georg den Dritten noch vierzig große, meistentheils sorgfältig illuminirte Kupfertafeln und zwey Vignetten.

Im Monate Februar 1818 stießen mehrere Bauern, die mit der Ausrottung einer alten Esche auf einem Grundstück Namens Sarendells im Kirchspiele Great-Witcombe gelegen, beschäftigt waren, auf einen großen behauenen Stein von etwa 6 Fuß **) Länge, der auf zwey andere aufrechtstehende Steine gestützt war. Sir Wilhelm Hicks, Bar. of Witcombe Park, Besitzer dieses Grundstücks, dem es gemeldet ward, gab hierauf sofort den Befehl fernere Untersuchungen durch Nachgrabungen anzustellen; worauf man alsdann sehr bald entdeckte, daß jene beyden vertikal aufgestellten Steine, welche 6 Fuß 2 Zoll Höhe zählten, die Zarge einer Thüre bildeten, die zu einem Gemach führte, das 19 Fuß 7½ Zoll Länge und 13 F. 7 Z. Breite hatte, (siehe Nro. 1. auf dem beyliegenden Plan) und dessen Wände bis auf eine Höhe von 5 F. 4 Z. bis zu 6 F. vollkommen wohl erhalten waren. Bey der Eröffnung fand man die Wände dieses Gemachs mit einer Lage von zwey Zoll dickem Stuck belegt, der mit verschiedenen Farben bemalt war. Der größere Theil dieser Bekleidung ward aber bald nach der Zutageförderung durch den eindringenden Regen abgespült. Der Fußboden war mit großen Platten von rothem Sandstein gepflastert, den man jenseits der Saverne im Walde von Dean zu finden pflegt, und in der Mitte desselben befand sich eine Cisterne, die etwa 20½ bis 22½ Fuß im Durchmesser hatte und 2 F. 1 Z. Tiefe zählte, und die durch vier Steine von der obbenannten Masse gebildet war, während der Grund derselben nur aus festgestampftem Lehm bestand. Auf der Ostseite dieses Gemachs befinden sich drey Strebepfeiler die 1 Fuß und 4 Zoll ins Gevierte halten, auf Plinthen, die etwa 4 Zoll über den Grund erhaben sind, ruhen und bis an die Decke desselben hinaufreichen. In der Nähe der Eingangsthüre befindet sich ein Stein, der nur wenig über den Grund erhaben ist und 16½ und 14 Zoll auf beyden Seiten Ausdehnung hat und mit Ziegelsteinen bekleidet ist. Von dieser Thüre an steigt man einige Stufen hinauf in einen Gang Nr. 2. der 6 Fuß Breite hat. Die Wände desselben, welche gleiche Höhe mit denen des obbenannten Gemachs haben, sind mit Mörtel bedeckt und in Felder getheilt, die auf einem weißen Grunde abwechselnd orange und hellblau bemalt und durch zierliches Laubwerk von Immergrün von einander getrennt sind. In diesem Gange wurden römische Münzen aus den lezten Zeiten des römischen Reiches, und viele Thierknochen gefunden, unter welchen mehrere Gerippe von Stieren und Ziegen, wie auch Bruchstücke von Hirschgeweihen, deren Extremitäten aber abgesägt waren, und eine eiserne Axt, wie man deren oft unter den Opferinstrumenten auf Basreliefs und Münzen abgebildet findet.

Gegen Abend entdeckte man ferner die unter Nr. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. und 10. bezeichneten Gemächer, welche das Vorhandensein eines vollständigen römischen Bades vollkommen bestätigten, und es unterlag nun keinem Zweifel, daß diese gesammten Ueberbleibsel einer römischen Villa von bedeutender Ausdehnung angehörten. *)

*) Bey dieser Jahreszahl muß ein Fehler statt finden, denn wie konnte dieß Werk schon im Jahrgang 1797 gedruckt werden, da der Herausgeber im Texte sagt, daß diese römische Villa erst im Februar 1818 aufgefunden ward und er erst im 30. April 1818 und den 4. Februar 1819 der antiquarischen Gesellschaft in London in zwey Vorlesungen Nachricht davon gab?

**) Es versteht sich, daß hier die Rede von englischem Fußmaaße ist.

*) „Infinita esse villarum spatia.“ (Tacit. An. Lib. III.)

Aus mehreren Umständen scheint sich zu ergeben, daß das erste entdeckte unter Nr. 1. bezeichnete Gemach zu heiligen oder Opfer-Gebräuchen bestimmt gewesen sey. Die Verzierung der Wände bürgt dafür, daß es nicht zu einem vulgären Gebrauch gedient haben mochte; während der Stein an der Ecke des Einganges die Grundlage eines Opferaltars gewesen zu seyn scheint ꝛc. Ob in den Zwischenräumen, zwischen den Strebepfeilern Bildsäulen gestanden haben mögen, wie dieß der Hr. Herausgeber vermuthet, lasse ich dahin gestellt seyn; so viel scheint mir aber aus dem Grundrisse hervorzugehen, daß jene Strebepfeiler wohl hauptsächlich zur Verstärkung der Mauer gegen den Andrang der Erde gedient haben. Die Piscina oder Cisterne findet man gemeiniglich in römischen zu heiligen Gebräuchen bestimmten Gebäuden. Dieß Gemach scheint daher das Sacrarium der römischen Villa gewesen zu seyn. — Im Hofe Nr. 12. fand man eine in Stein ausgehauene Leyer von 2 F. 3½ Z. Höhe und das Bruchstück einer zweyten.

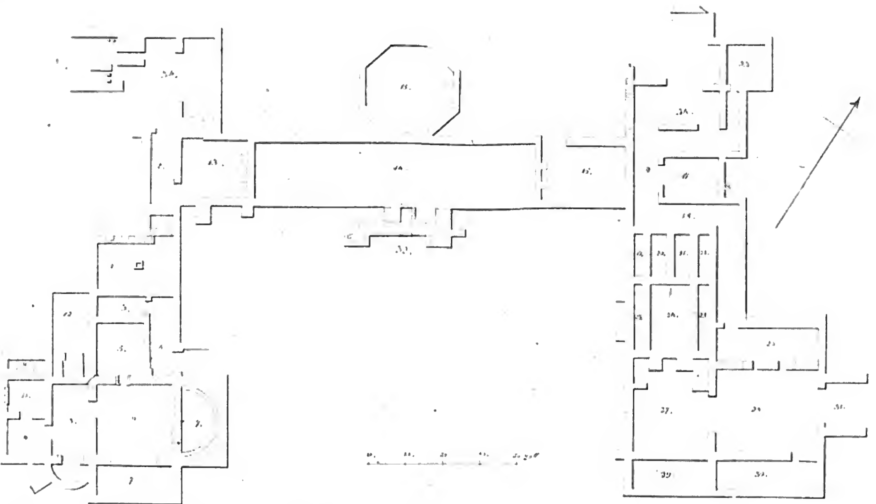
Die Abtheilungen Nr. 3. 4. 5. 6. 8. 9. und 10. bilden insgesammt das vollständigste römische Bad, das man bisher in England aufgefunden hat, und werden unfehlbar dazu beytragen, großes Licht über Alles, was römische Schriftsteller darüber aufgestellt haben, zu verbreiten. Diese Ueberbleibsel sind zwar nicht in einem so großen Maaßstabe, als die der römischen Villa zu Bignon *) angelegt; allein dafür sind auch die Mauern und Gemächer, wie wir dieses weiter oben bemerkt haben, von 4 bis gegen 6 Fuß über den Horizont erhaben und besonders die meisten Thürzargen noch erhalten, dagegen diese Ueberreste sich kaum über den Horizont des Grundes erhoben.

Das Gemach Nr. 5. ist 13 F. 6 Z. lang und 12 F. 10 Z. breit, und dessen Wände, die noch 4 bis 5 F. 4 Z. Höhe zählen sind ebenfalls bereppt und bemalt. Auf drey Seitenwänden findet man etwa zwey Fuß über dem Fußboden horizontale Röhren angebracht, die mit andern vertikalstehenden communicirten, und die Hitze des unterhalb angebrachten Feuerheerds, über welchen sich ein Bogen von 3 F. 4 Z. in der Mauer, die nach dem Hofe Nr. 12. führt befindet, verbreiten sollten. Der Fußboden dieses Gemachs ist von rauh verzierter Mosaik, aus achteckigen und zirkelrunden Abtheilungen bestehend, die von geschmackvollen Arabesken eingefaßt sind. In der Mitte dieses Estrichs erblickt man eine mit Epheuranken verzierte Straße. Die äußern Verzierungen bestehen aus einzölligen Tesserae, die aus dem harten thonhaltigen bläulichen Stein Lyas genannt, den man in Gloucester findet, angefertigt sind; die andern Verzierungen dagegen sind aus weißen, rothen, blaßgelben und braunen Steinen angefertigt, die theils kalkartig, theils thonhaltig sind und auch aus feiner gebrannter Ziegelerde bestehen. Dieß Gemach scheint das Apodyterium oder das Auskleidezimmer gewesen zu seyn, das vermöge einiger Thüren mit dem warmen und kalten Bade in Verbindung stand.

Das Gemach Nr. 6. ist 19 F. 8 Z. lang und 17 F. 4 Z. breit und hat einen Mosaikfußboden, der Fische und Seeungeheuer auf einem weißen und blauen Grund darstellt. Dieser Fußboden hat jedoch durch die herabgefallene Erde sehr gelitten und ist an manchen Stellen auf mehrere Zoll Länge auseinander gerissen. Auf zwey Seiten dieses Gemachs befinden sich Baptisterien oder kalte Bäder, nämlich in Nr. 7. ein halbzirkelförmiges Bad, das 8 F. 6 Z. im Durchmesser hat, mit Ziegelsteinen gepflastert ist, die 16 Zoll lang und 11½ breit, und dessen Wände bereppt sind. Und ein zweytes, das in einem länglichen Viereck 19 F. 8 Z. Länge und 7 F. 5 Z. Breite mißt und dessen Grund und Seitenwände mit Stuck, erstere nämlich 8, leztere aber 2 Zoll dick, bedeckt sind. Diese beyden Bäder haben aber durch den Zahn der Zeit sehr gelitten.

Das nächstgelegene Gemach Nr. 8. war höchst wahrscheinlich das Tepidarium beym Bad, welches bey allen römischen Bädern gemeiniglich zwischen dem Frigidarium und dem warmen Bade zu liegen pflegte, welche aus dem Schwitzbade (Laconicum), und der Piscina calida bestanden, und auf unserm Grundrisse höchst wahrscheinlich die Nr. 9. 10. und 11. einnehmen. Unter Nr. 8. befand sich ein Ofen (Hypocaustum) dessen praefurnium, Ofenloch, nach dem Hofraum Nr. 12. in b angebracht ist. Das Schwitzbad Nr. 10. hat eine Ausdehnung von 8 F. 10½ Z. Länge und 6 F. 3½ Z. Breite, und ist ebenfalls mit einem Mosaikpflaster versehen, das aus zierlichen viereckig-, zirkel- und länglichrunden Abtheilungen besteht. Die Thüre, welche dieses Gemach mit Nr. 9. verbindet hat 1 F. 11 Z. im Lichten. Auf der einen Seite desselben findet man eine Erhöhung aus Ziegelsteinen, die zwey Fuß über den Fußboden sich erhebt und ein Sitz zu seyn scheint. Zunächst diesem Schwitzbade communicirt man vermöge eines Einganges von 5 F. und 7 Z. Weite und einiger Stufen mit einem warmen Bade, das 9 F. 4½ Z. Länge und 2 F. 10 Z. Breite hat und mit Stuck bedeckt und roth bemalt ist. Rund um diese beyden Bäder sind dicht über dem Fußboden Röhren in den Mauern

*) Diese Ueberbleibsel sind ebenfalls durch Hrn. Lysons in einem ähnlichen Prachtwerke, als das oben benannte beschrieben worden. Es erschien unter folgendem Titel: Remains of Romain Villa discovered at Bignon in Sussex. London 1815. Sold by Mrs. Cadell et Davis etc. und enthält nächst einem Titelblatte und einer Vignette noch 32 Foliokupfer, die meistentheils sauber illuminirt, aber blos mit unterhalb angebrachten Nachweisungen versehen sind.



Lysons del.

der römischen Villa welche im Jahr 1818 im Kirchspiel von Great Witcomb in Gloucestershire aufgefunden wurden;

angebracht, die höchst wahrscheinlich mit den unten gelegenen Oefen communiciren, deren Präfurnium man aber bis jezt nicht aufgefunden hat.

Das Gemach Nr. 15. bildet ein regelmäßiges Achteck dessen größter Durchmesser 26 F. 5 Z. und der kleinste 25 F. 6 Z. mißt. Es hat einen farbigen Estrich, der aus Triangeln und Quadraten von vier Zoll ins Gevierte besteht, die aus weißem kalkhaltigen Stein und blauem Lyas angefertigt sind, von welchem aber nur noch wenige Ueberbleibsel vorhanden sind.

Die Theilungsmauern zwischen Nr. 19. und 22. und zwischen 23. und 25. scheinen, da sie mit Lehm ausgefüllt sind, blos zum Fundament gedient zu haben.

Das Gemach Nr. 27. hat 22 F. 4 Z. Länge und 19 F. 8 Z. Breite. Es ist mit großen rauhen Steinen gepflastert, unter welchen man zwey Mühlsteine entdeckt. Das Endstück der Mauer ist, da, wo sie an Nr. 24. anstößt, noch 7 Fuß über den Fußboden erhaben und mit zwey starken Strebepfeilern versehen, die höchst wahrscheinlich sie gegen den Druck des Hügels, gegen welchen sie gekehrt ist, stützen sollten.

In der Nähe des einen dieser Strebepfeiler fand man den Würfel und das Stück vom Schaft einer kleinen Säule von weißem Marmor. Man hat ebenfalls auf mehreren anderen Punkten dieses weitläuftigen Gebäudes Bruchstücke von Säulen und Friesen, Fragmente von kleinen Bildsäulen von parischem Marmor, nämlich eine Diana Lucifera, wie die im Bartoli (siehe Antiche Lucerne sepolcrali P. II. S. 36) abgebildete, und eine kleine Gruppe, Amor und Psyche darstellend, nebst anderen Fragmenten von grobkörnigem Salino, schwarzbraunem Marmor mit schwarzen Adern, weiß und hellgrünem mit dunkelbraunen Adern, gleich dem der bey Purbeck und Petworth gebrochen wird, ein kleines Piedestal von orientalischem Alabaster, Fragmente von Gefäßen aus Terra sigillata mit eingedruckten Reliefs, selbst Menschenknochen vorgefunden; allein wie es scheint, nur wenig an dem Platze der ursprünglichen Aufstellung.

Das Gemach Nr. 26., das mit dem Hofraum Nr. 28. in Verbindung steht, scheint ebenfalls blos als Fundament gedient zu haben. Der Thorweg zum Durchgang Nr. 18. liegt 6 F. 8 Z. über dem Fußboden von Nr. 26. In der Mauer zwischen Nr. 28. und 30. befinden sich mehrere aufrechtstehende Steine, die auf Plinthen stehen und meistentheils 4 F. Höhe haben. Man fand hier mehrere große Stücke Steinkohlen und Asche vor. Der Zwischenraum zwischen dem Bade und Nr. 19. und 23. ist bis jezt nur bis auf mehrere Fuße rund um Nr. 32., das ein kleines kaltes Bad gewesen zu seyn scheint, eröffnet worden. Vieles ist noch zu Tage zu fördern, da jene Villa sehr weitläuftig gewesen zu seyn scheint; allein ihr Besitzer gibt uns die besten Hoffnungen zu deren gänzlicher Aufräumung.

Man hat viele römische Münzen, besonders aber von Constantin dem Großen bis auf Valentinian und Valens*) und mancherley Werkzeuge auf mehreren Punkten dieses Gebäudes gefunden. Unter diesen leztern ist eine Statera mit ihren Gewichten, ein elfenbeinerner Mörser 6 Zoll im Durchmesser haltend, das Eisen einer Pflugschaar $7\frac{1}{4}$ Pfund schwer, das der Besitzer dem brittischen Museum schenkte, mehrere Heftnadeln, Buckeln, Pfeil- und Lanzenspitzen, andere Anticaglien von Eisen und Bronze und auch eine Streitart von Feuerstein, die $5\frac{3}{4}$ Z. lang und $2\frac{1}{4}$ Z. breit ist.

Diese obbenannten Ueberbleibsel scheinen höchst wahrscheinlich einer bedeutenden römischen Villa angehört und die Wohnung eines vornehmen Römers, vielleicht selbst des Proprätors oder des Kaisers selbst gebildet zu haben, da, wie bekannt sich mehrere geraume Zeit in Großbritannien aufhielten, und Vespasian, **) Hadrian ***) und Septimius Severus und Claudius viele Bauten anordneten. Ein solches Palatium konnte wohl nicht schicklicher gelegen seyn, als auf der Höhe, worauf unsere Villa liegt, die das Saverner Thal und die jenseits diesem Flusse liegenden Berge beherrscht, welche die Silures bewohnten. Diese Villa liegt überdieß nur dreyviertel (englische) Meilen von der großen römischen Heerstraße, die Corinium (gegenwärtig Cirencester) †) und Glevum ††) (Gloucester) berührte, das eine römische Colonie und eine der bedeutendsten Militärstationen in Westengland war. Nächst der militärischen Wichtigkeit dieses Punktes, der die Gegenwart des Feldherrn oder Proprätors erforderte, konnte diese Villa wohl für den Genuß nicht schicklicher gelegen seyn, da man von ihr aus eine der herrlichsten Aussichten auf die Umgegend hat, unterhalb derselben ein wasserreicher Bach fließt und eine reiche Wasserquelle sich von einem hinterhalb höher gelegenen Hügel über das Terrain ergießt.

*) Man hat eine Münze von Hadrian in Bronze, und eine deßgleichen von der Lucilla, und kleine Bronze-Münzen von Tetricus jun. Victorinus, Probus, Constantinus Aug. Const. Nob. Caes. Constantius, Const. Aug. Const. jun. Nob. Caes. Crispus etc.

**) Unter Vespasian soll Corinium erbaut worden seyn.

***) Hadrian ließ nämlich viele Bauten in mehreren Provinzen des damals so weitläuftigen römischen Reichs erbauen: „Orbem terrarum circumivit et multa aedificavit.“ — (Eutrop. L. VIII. c. 7.)

†) Englische Etymologen leiten Censter, Cester vom lateinischen Castrum ab. Dieser Ort war eine bedeutende römische Stadt.

††) In Glevum hielt sich einige Zeit die siebente römische Legion auf.

das die Villa einnimmt. Ueberdieß findet man in der Nähe guten Lehm zu Ziegeln und sehr brauchbare Steine zu Bauten.

Nach der Ausführung der aufgefundenen Kunstgegenstände zu urtheilen, die geschmackvoll ist, fand man sich nicht abgeneigt, die Erbauung jener Villa in die Zeiten des Hadrian zu setzen, da sie mit so vielen aus seinem Zeitalter vorhandenen Analogie haben; allein ein anderer Umstand macht es uns mehr als wahrscheinlich, daß ein Theil dieser Verzierungen aus der des Septimius Severus stamme. Man fand nämlich auf dem Mosaikpflaster eines Gemachs zwey Kinderfiguren abgebildet, die einen mit Blättern und Früchten angefüllten Korb tragen, unter welchen sich folgende Inschrift: Bonum eventum, *) und auf einem andern Stücke BIINII C..., das vielleicht Bene colite heißen soll, befindet. Sonderbar daß man auf dem Revers zweyer Münzen des S. Severus und seines Sohnes Geta ebenfalls den Bonus eventus mit dem griechischen C statt des S und H für E abgebildet sieht.

Doch überlasse ich gerne die weitern Erörterungen hierüber kundigern Alterthumsforschern und begnügen mich auf ein Werk aufmerksam gemacht zu haben, das die Aufmerksamkeit des Baukünstlers und Alterthumsforschers gleich stark anspricht. M—i.

---

*) Bonus eventus war eine der zwölf römischen Gottheiten, die dem Ackerbau vorstanden. (Varro de R. Rust. Lib. 1.)

Gedanken über Förderung der Siegelkunde und Kenntniß der Siegelschneidekunst.

Die Siegelkunde hat meist nur einseitige Erforschung gefunden, nicht die verschiedenartige, die sie so sehr verdient, indem, von ihrem historischen Werthe abgesehen, es noch einen andern gibt, der zur Zeit fast gar nicht beachtet worden: es ist dieß der kunstgeschichtliche.

Es gibt vielleicht keine andere Kunstausübung, bey der wir, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt beynahe, wenigstens immer in sehr nahen Zeitabschnitten, die Kunstbildung in einzelnen Ländern so verfolgen können, als durch die Siegel jener frühern Jahrhunderte. Denn wenn auch ein Kunstzweig zu einer Zeit, durch größeren Betrieb und mächtigere Vorliebe, mehr ausgebildet erscheinen kann, als der andere, so steht dagegen ein meist so untergeordneter Kunstzweig mit dem ganzen Grade der Kunstausbildung in einem genauen Verhältnisse und leitet zu bedeutenden Schlüssen.

Von dieser Seite ist die Siegelkunde noch wenig beachtet worden, und sie kann es auch nicht, weil früher, als der aufmerksame Blick sich auf dieselbe wendete, zur Zeit eines Heineccius, welcher der Schöpfer der Siegelkunde in geschichtlicher Hinsicht im Jahre 1709 durch sein großes Siegelwerk ward, das noch immer einzig dasteht, man sich nur bemühte, in möglichst getreuen Zügen das Siegelbild und die Siegelschrift hinzustellen, die eigentliche Kunstbildung in der Arbeit aber wenig hervorhob, nicht das Eigenthümliche jeder Zeit, jedes Siegels und jedes Siegelstechers festzustellen und wiederzugeben suchte. Es ist dieß auch ein schwierige Arbeit; und wir finden wenig Künstler, die dieß auf eine durchaus getreue und entsprechende Weise zu bewirken im Stande sind.

Um dahin zu gelangen, müßte man ein Siegel-Stempel-Schneide-Kunst wie die Steinschneidekunst des Alterthums bis zur neueren Zeit behandeln, indem man suchte, allen Freunden der Kunst Abgüsse und Abdrücke wohl erhaltener Siegelbilder aus allen Jahrhunderten, aus allen Ländern, in einer durch die Zeitfolge gebildeten Ordnung vorzuführen; es müßte ein Werk seyn, welches, für die Stempelschneidekunst des Mittelalters, sich an Lipperts Daktyliothek, als Gegenstück oder vielmehr als gewissermaßen eine Fortsetzung desselben, anschlösse, wobey aber nur das Wichtige und Vorzügliche ausgewählt werden müßte und dürfte.

Ein solches Werk für Schlesien zu gründen, versuchte ich schon 1812 und 1813 durch Abformung von Siegeln vom 13ten und 16ten Jahrhundert, von denen sechs in Eisen gegossene Stück erschienen, aber in der damaligen vielfach und anders bewegten Zeit ganz ohne die Unterstützung blieben, die ein solches Werk verlangt, wenn es zu einer gehörigen Ausbildung kommen soll, wozu dann auch gehört, daß die Eisengießerey eine gehörige Belohnung ihrer Arbeitsmühe findet. Seit jener Zeit habe ich zu demselben Zwecke mannichfach gesammelt, theils alte Siegelstempel, theils Siegelabdrücke selbst, theils nur Nachrichten, wo, wenn einmal ein dergleichen Werk an der Zeit wäre, Stoff zu einem solchen Unternehmen sich findet.

Sollte die Ansicht anderer Personen meiner Meynung entsprechen, so bin ich mit Vergnügen bereit, einen Tauschverkehr in dieser Hinsicht zu eröffnen, da nur auf einem solchen Wege etwas Umfassendes bewirkt werden kann, wenigstens zu seiner Vorbereitung gelangt. Wäre ein bedeutender Absatz zu erwarten, so ist an dem hülfreichen Hinzutreten der schlesischen Eisengießereyen nicht zu zweifeln, und scheint diese so hoch gebrachte Kunst gerade zu solchen Unternehmungen am zweckmäßigsten, ja selbst am wohlfeilsten im Verhältniß der Haltbarkeit.

Büsching.

Hamburg.

Am 9ten Mai werden auf dem Börsensaale hieselbst die Kunstsammlungen des Oberst-Lieutenants Mettlerkamp und des weil. Oberalten Martens versteigert werden. Beyde enthalten Oelgemälde von meist niederländischen Meistern und Kupferstiche, die erstere auch ausgezeichnete Kupferstichwerke. Der Katalog darüber ist von Hrn. Harzen gefertigt, welcher die Versteigerung besorgt. Als vorzügliche Stücke rühmt derselbe, im Vorwort, besonders die Werke der Ruisdael, Rubens, Wouvermans, Potter, Rembrant, Sachtleven, Breughel, Hugtenburg, Wyck rc. in der Mettlerkampschen, und ein Gemälde von Lebrun in der Martens'schen Sammlung.

Nr. 36.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 5. Mai 1825.

Pompeji.

Aus einem Bericht des Architekten Hrn. Bonucci können wir über den Erfolg der im Januar und Februar d. J. zu Pompeji geführten Ausgrabungen (vgl. Kunstbl. d. J. Nr. 21.) gegenwärtig folgende genauere Nachrichten geben.

Das nun aufgedeckte Haus, welches man als vermuthliches Haus eines Tragödiendichters Casa del poeta tragico zu nennen beliebt, darf für das schönste Privatgebäude gelten, das uns aus dem Alterthum übrig geblieben ist. Ein enger zierlich bemalter Gang führt in ein Impluvium mit dem gewöhnlichen Marmorgefäß in der Mitte. Der Fußboden zeigt auf einem zierlichen Mosaik als Wächter der Thüre einen Hund an der Kette, und darunter die Worte: cave canem. (Auf ein solches Gegenstück zu dem bekannten Salve anderer Hauseingänge war man schon durch das Vestibulum vom Hause des Pansa vorbereitet). Zur Rechten und zur Linken zeigen sich zwey große meisterhafte Gemälde. Das eine stellt den Abschied der Briseis von Achilles vor. Die Composition ist sehr reich an Figuren, Heroen, Kriegern, Herolden; Phönix und Patroklus sind wohl zu erkennen. Das andere Gemälde wird für Thetis mit dem jungen Achilles erklärt. Das dritte stellt Helena vor, die dem Menelaus zurückgegeben wird; sie ist von der Victoria (?) begleitet und versöhnt sich lächelnd mit ihrem Gemahl. „Rafael und Tizian haben nichts Besseres hervorgebracht.“ Zur Linken des Atriums ist eine nackte Venus angebracht, in der Anordnung gleicht sie der Mediceischen. Eine Taube mit Myrtenzweig im Schnabel ruht zu ihren Füßen. Alle diese Figuren mußten Porträts (?) seyn, wie unter andern (?) die Ringe an ihren Fingern zeigen; mit Hinweisung auf die Kühnheit weiterer Vermuthung wird diese Behauptung für Venus, Briseis und Helena wiederholt.

Auf derselben Seite folgen mehrere Gemächer. In einem derselben sieht man einen Fries mit Amazonenkämpfen, den Phigalischen ähnlich (?). Die Amazonen sind besonderer Weise in Wagen (?), die Krieger zu Fuße; jene scheinen im Vortheil. Unter jenem Fries sieht man eine Nereide, die sich zärtlich an einen Seestier lehnt. Gegenüber ist ein unzüchtiges Bild, wie es die Pompejaner sich nicht scheuten öffentlich anzubringen: „ciocche pruova, quanto i loro costumi erano diversi da' nostri.“ Außen nahe an der Thür ist Dädalus zu sehen, der seinen Flug an Italiens Küste beeilt. Ikarus ist seinem Untergang nahe; ein Meergott sucht vergebens ihm mit seinem Dreyzack hülfreich (?) zu seyn.

Dem Hofraum gegenüber ist das Gesellschaftszimmer. In einer sehr mittelmäßigen Malerey sieht man einen Sclaven (?, früher war von einem Frigio, also wohl von einer asiatisch bekleideten Figur die Rede), der auf einem Fußschemel sitzt und mit einer Rolle in der Hand vor zwey hohen Personen (interessentissimi personaggi) Redeübungen hält: in einiger Entfernung stehen Apoll und eine Muse als Beschützer des gelehrten Sklaven, bey dem man an Plautus oder Terentius oder einen in Syrakus gefangenen Athener u. s. w. denken kann. Dieses Gemach ist allerwärts mit zahlreichen Blumenwerken, Genien, Victorien und sonstigen köstlichen und wunderbaren Arabesken verziert. Färbung, Frische und Bewegung jener kleinen Figuren ist über alle Vorstellung ausgezeichnet. So sind auch die Mosaike des Fußbodens von den ausgesuchtesten. Das mittelste stellt eine tragische Scene vor. Kein bisher bekanntes Mosaik ist mit der Schönheit jener Composition zu vergleichen, die aus acht Figuren besteht.

Ein enger Gang führt in einen zweyten Hofraum, der von dorischen Säulenreihen umgeben ist; die Säulenkapitäle sind zierlich und von ungekannter Erfindung. Im Hintergrund ist ein Hausaltar mit kleiner Nische und schönem Frontispiz: man fand dort eine Statue des Bacchus, die einen Beweis mehr für die angewandte Benennung des Hauses abgibt. Links ist ein Gemach, dessen Wände durch eine verlassene Ariadne, Narcissus und einen sitzenden Amor verziert sind. Amor bringt seiner Mutter reiche Beute. „Dieses Gemach mußte irgend einer liebenswürdigen und gefährlichen

Frau angehören, der der Maler mit solchem Bilde huldigen wollte."

Unmittelbar darauf folgt ein kleines Gemach, wo unter vorzüglich schönen Landschaften und Meeransichten Rollen mit griechischen Schriftzügen gemalt sind. Dieses Zimmer mußte die Bibliothek seyn, „die der Pompejaner neben dem Zimmer seiner Ausschweifungen anzulegen nicht scheute."

Diese Wohnung hatte ein zweytes und reich angelegtes Stockwerk. Bey den ersten Ausgrabungen an jenen Orten traf man auf Stücke des gefallenen Fußbodens und unterschied in Resten des Mosaiks einen schönen Kopf des Bacchus, so wie andre Figuren. Deßgleichen fand man dort einen Schatz, der zum Putz der dort wohnhaften Frau gehören mochte: zwey Halsbänder, ein Halsgehänge von vorzüglicher Arbeit und ein andres für ein Kind, zwey Armbänder (smaniglie) nnd vier andre größere (armille), eines von sieben Unzen Gewicht in Form einer Schlange, vier zierliche Ohrgehänge, einen großen Ring mit geschnittenem Stein und zwey Münzen, alles von Gold. Ebendaselbst fand man zwey und vierzig Kaiser- und Familienmünzen von Silber, und allerley Geräth von Thon und Erz, darunter ein höchst seltsames Kohlenbecken (vergl. Kunstbl. Nr. 7.). Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß gerade dieses Haus nach der Verschüttung durchsucht werden sollte; ein Pompejaner, der nahe daran es nicht hatte auffinden können, mußte die Skelette der Leichname in solche Unordnung bringen, wie man sie, Schädel in aufgewühltem Erdreich, bey den neuesten Ausgrabungen vorfand.

Neue Glasmalerey in Schlesien.

Verschiedene Versuche, die Glasmalerey des Mittelalters wieder zu entdecken und auszuführen, sind in neuerer Zeit gemacht und bekannt geworden. Wie weit die verschiedenen Personen, welche der neuen Erfindung sich rühmten, gekommen sind, wage ich nicht, da ich von einzelnen zu wenig gesehen, gegen einander zu stellen und abzuwägen, und man müßte überhaupt eine Reihe alter Glasgemälde neben andere der neueren Künstler stellen, um zu sehen, in wie weit die Kunst der glühenden Farbenpracht, der geschickten Verbindung der Farben und vor allem ihrer unwandelbaren Einschmelzung und unveränderlichen Haltbarkeit wieder gefunden und wieder erneut ist.

Den tüchtigsten Antrieb, durch großartige und mächtige Werke dieser alten Kunst näher zu treten, gab der schon oftmals in diesen Blättern und immer nur mit dem verdientesten Lobe erwähnte treffliche Oberpräsident von Ost- und Westpreußen, Hr. v. Schön, der auch diese Kunstfertigkeit belobte, um durch dieselbe die aus ihrer Zerstörung emporsteigende Marienburg zu schmücken.

Ein tüchtiger Architekt, Hr. Gersdorf, machte die ersten glücklichen Versuche, und mehrere große Fenster sind von ihm für die Marienburg schon früher ausgeführt worden. Indessen gelangen nur die gewöhnlichen Farben; die brennenden und tief dunklen dagegen, welche die alten Glasmalereyen so auszeichnen, wollten nicht gelingen und, dem Vernehmen nach, sollen die Farben, wenn auch fest eingebrannt, nicht ganz der Einwirkung der Witterung widerstanden haben. Es wurden darauf anderweite Unterhandlungen in Berlin angeknüpft, da Gersdorf theils zu viel mit andern Arbeiten überhäuft, theils zu wenig eigentlicher Maler war, als daß er dieses Geschäft hätte ganz übernehmen können. Der Maler Hr. Müller in Berlin wurde zu diesem Geschäfte gewählt, und wir haben vor einigen Jahren dem Anblick nach wohlgefällige und tüchtig gerathene Stücke von ihm gesehen, die auch auf der Berliner Kunstausstellung waren. Besonders waren die Fenster ausgezeichnet, welche nach dem Befehl des Großfürsten Nikolaus und Seiner Gemahlin, kaiserlichen Hoheiten, verfertigt wurden und für die Marienburg bestimmt waren. Wie sie sich gehalten haben, ist uns nicht bekannt geworden. Die andern Entwürfe waren zumeist nach Zeichnungen des Malers Kolbe.

Kurz nachher wurde der Maler Hr. Höcker, aus Breslau gebürtig, nach Marienburg gerufen, der sich auch bereits zu Berlin in dieser Kunst mit vielem Glück versucht hatte. Von ihm wurden mehrere Werke dort ausgeführt, die wir nur von Hörensagen kennen, die aber sehr gerühmt werden und die wir schon zum Theil in Nr. 29. des vorigen Jahrganges andeuteten. Das überaus große Bild, welches als sein vorzüglichstes in Marienburg angesehen werden kann, stellt die heilige Anna vor, wie sie die neben ihr stehende Maria belehrt. Die sitzende Gestalt der heiligen Anna ist 8 Fuß hoch; sie hält eine Rolle, in welcher die Maria zu lesen scheint. Das ganze Fenster ist 26 Fuß hoch und 6 Fuß breit und zwar aus einzelnen Stücken zusammengefügt, aber so kunstreich, daß es die in den alten Glasgemälden vorkommenden Unterbrechungen nicht zeigt, und nur von ein Paar fast unbemerkbaren Windeisen gehalten und geschützt wird, wodurch es in seiner ganzen bedeutsamen Größe, wie aus einem Stücke, erscheint. In Meisters Kapelle auf der Marienburg sind noch von ihm die beyden Johannes.

Um dieselbe Zeit malte Höcker für Se. Majestät den König einen Christuskopf nach Guido Reni, auf einer Platte, hoch 2 Fuß und 1 Zoll und breit 1 Fuß 7 Zoll, mit höchstem Fleiße in der Ausführung; wie sehr das Bild Beyfall gefunden, bezeugte ein königliches Geschenk von 100 Friedrichsd'or.

Im Jahre 1824 kehrte Höcker in seine Vaterstadt zurück, indem er als Lehrer bey der Kunstschule angestellt ward, und da derselbe hier sogleich alle Vorrichtungen zur Fortsetzung seiner Arbeiten für Marienburg und für sich selbst machte, so konnten wir nun wohl, indem schon einiges von ihm hier vollendet ward, die von uns für diesen Aufsatz gewählte Ueberschrift eintreten lassen.

Zuerst sahen wir einen heiligen Georg, der ein Drachenungeheuer bekämpft, dann das Wappen Sr. Excellenz des Hrn. Ministers von Altenstein. In beyden war die Hervorrufung des alten Farbenglanzes, die Erneuerung der alten Kunst, unverkennbar. Darauf vollendete er das Bild eines Heiligen, in einer gebirgigen Gegend stehend. Zur Figur hatte ein Altdeutsches Bild als Vorbild gedient, indem Stellung und Gewandung ganz alterthümlich gehalten waren. Dagegen zeigte sich in der Landschaft ein weiterer Vorschritt der Kunst gegen die alte Zeit, indem das Ganze keineswegs mehr auf einer Fläche zu stehen schien, sondern sich perspektivisch vertiefte und so einen ganz neuen Reiz gewährte. Ueberhaupt hat Höcker das Mittel gefunden, die Hintergründe so täuschend zu vertiefen, wie es nur auf einem Oelbilde möglich ist, und doch Ferne und Nähe harmonisch zu verschmelzen, so daß selbst das Glasgemälde einer Landschaft, an der die alte Zeit nur zu sehr scheiterte, einen eigenthümlichen und schönen Eindruck gewährt.

So können wir nun wohl hoffen, daß die Kunst der Glasmalerey nicht allein als völlig wieder gefunden anzuerkennen ist, sondern daß, durch die Fortschritte, welche die Zeit in mancherley Kenntnissen gemacht hat, es auch möglich seyn wird, eine noch größere Höhe in der Ausführung zu erreichen, als der alten Zeit gelang. Sie muß ganz eigenthümlich ergriffen und behandelt werden, indem hier das Licht selbst malend und darstellend mit eintritt und jede Wirkung der Lichtstrahlen muß daher beachtet und berechnet werden.

Jezt arbeitet Höcker an einem Glasgemälde, welches im Ganzen, mit seinen es umgebenden Verzierungen, 4 Fuß hoch und 3 Fuß breit wird. Die Hauptscheibe, das mittlere Bild enthaltend, eine Mutter Gottes mit dem Kinde auf dem Arme, ist 2 Fuß und 8 Zoll hoch und 1 Fuß und 7 Zoll breit, wohl eines der bedeutendsten Bilder, das je in eine Scheibe eingebrannt worden. Möge bey der schwierigen und nur zu leicht zerstörbaren Arbeit (indem die Platte mehr als sechsmal immer wieder von neuem ins Feuer gebracht werden muß, um die verschiedenen Farben, deren eine vor der andern immer mehr oder weniger Glühhitze verlangt, einzubrennen) das kühne Werk gelingen und die diesjährige Breslauer Kunstausstellung, zu der es bestimmt ist, dadurch geschmückt werden; möge aber auch der Künstler durch reichliche Bestellungen einen immer größeren Antrieb finden, in der Ausübung dieser schwierigen Kunst fortzuschreiten und noch eine größere Höhe zu erreichen als der alten Zeit möglich war.

Bg.

München.

Lithographie.

Es ist höchst erfreulich, wenn ausgezeichnete Künstler den Genuß ihrer vorzüglichsten Werke, zumal solcher, die als Eigenthum einzelner Kunstfreunde weniger zugänglich sind, durch gelungene Nachbildungen allgemein zu verbreiten suchen und dadurch auf Bildung des Geschmackes und Läuterung des Kunstsinns förderlich einwirken.

Die Lithographie, wenn sie von gewandten und verständigen Zeichnern mit fertiger Hand und unverrücktem Blicke auf den Geist und Charakter des Vorbildes ausgeübt, und ihr Druck mit möglichster Sorgfalt, Umsicht und Aufmerksamkeit veranstaltet wird, bietet unläugbar hierzu das bequemste Mittel dar.

Hr. Peter Heß, dessen wir schon mehrmals in diesen Blättern auf die rühmlichste Weise gedacht haben, fertigte in einem Zeitraume von mehreren Jahren eine Anzahl ausgezeichneter Oelgemälde, zunächst im Fache der Thier- und Landschaftmalerey, die im Besitze einzelner Liebhaber zerstreut sind. Er hat nun begonnen, eine Auswahl derselben in einer Folge von mehreren Blättern auf dem Wege der Lithographie bekannt zu machen.

Der Künstler beschränkt sich zwar vor der Hand nur auf die Herausgabe von sechs Blättern, doch soll die weitere Fortsetzung von der theilnehmenden Unterstützung der Kunstfreunde abhängen. Alle Blätter sollen von gleicher Größe, jedes auf dem Wege der Subscription bis zur Erscheinung des zweyten Blattes um den Preis von 4 fl. — dann aber einzeln um 5 fl. 24 kr. abgegeben werden. Von drey zu drey Monaten wird im Durchschnitte ein neues Blatt erscheinen.

Die Reihe der angekündigten sechs Blätter hat bereits mit der Darstellung eines österreichischen Lagers begonnen, wovon das Originalgemälde Hr. Baron Simon Eichthal in München besizt.

Es ist jedoch kein Lager en parade, es sind nicht die endlosen Reihen der Gezelte, nicht ihre Bewohner in Reih und Glied aufgestellt, es ist das malerische Leben munterer Krieger unter freyem Himmel, es ist das bunte Durcheinander an Farbe und Formen, an Situationen und Gruppirungen, an Bewegungen, Charakter und Ausdruck, mit aller Wahrheit nach dem Leben aufgefaßt und mit seinen Individualitäten und Zufälligkeiten geistreich wiedergegeben. Hier wird ein Rind zerlegt, dort ge-

kocht, hier gezapft, dort getrunken, hier beym Klang der Violine und Schalmeye getanzt, dort gespielt, hier im Zuschauen sich belustiget, dort auf Stroh der Ruhe gepflegt, hier im Verstohlenen geküßt, dort geneckt; — alles am Eingange des Lagers und wie im Vorgrunde desselben auf einer mäßigen Anhöhe — mit einer Wahrheit in Schilderung der Charaktere und Bewegungen, und in Anordnung und Vertheilung der Gruppen, mit einer Zartheit der Behandlung, mit einer Kraft, Harmonie und Beharrlichkeit in der Ausführung so glücklich dargestellt, daß wohl nichts zu wünschen übrig bleibt.

Wir können nicht umhin, dieser bekannten Meisterschaft unseres Künstlers hier wiederholt zu erwähnen.

Was nun die lithographirte Nachbildung dieser Scene durch Hrn. Friedrich Hohe betrifft, so haben wir uns durch dieses Blatt wiederholt überzeugt, daß er den besten Lithographen in diesem Genre beygezählt werden müsse. Hr. Hohe ist ein tüchtiger gewandter Zeichner, der auch noch mehr versteht und mit dem nöthigen Fleiße in der Ausführung und der erforderlichen Beharrlichkeit und Sorgfalt auch in den Charakter seines Originales einzudringen weiß. Er zeichnet mit eben so viel Geschmack als Gefühl und sezt darum den Beschauer seiner Blätter ganz in den Geist seiner Vorbilder.

Gelang es ihm auch nicht völlig die Gruppe der Tanzenden so deutlich auseinander zu setzen, als es eine bessere, haltungsvollere Wirkung zum Ganzen erfordert hätte: so sind wir doch geneigt, die Ursache hiervon in dem Abgange jener mannichfaltigen Färbung zu suchen, durch deren natürlichen Contrast im Gemälde die einzelnen Figuren von selbst auseinander treten mußten.

In dieser Beziehung kann der einfärbige schwarze Druck die deutlichere Wirkung im Gemälde nicht erreichen, wenn nicht etwa diesem Mangel durch schicklich angebrachte, markirtere Contraste von Hell und Dunkel nachgeholfen wird.

Hiervon abgesehen, ist das Ganze mit solcher Zartheit, Weiche und Bestimmtheit in den kleinsten Details, mit möglichster Erreichung des Charakters und Ausdrucks in den Köpfchen und mit so glücklicher Laune vorgetragen, daß wir unbedenklich dieses Blatt zu den besten lithographischen Arbeiten nach Gemälden dieser Gattung zählen müssen.

Dadurch aber haben wir uns zugleich auch wiederholt überzeugt, wie viel eine fleißig übergangene, mit Sorgfalt ausgeführte und in allen Theilen wohl genährte lithographische Zeichnung dem Gelingen des Druckes förderlich sey.

Hr. Selb in München, der den Druck dieser Blätter besorgt, wiederholt mit vorliegender Probe den rühmlichsten Beweis großer Geschicklichkeit im Drucke. — Ununterbrochene Gleichheit der Töne und richtige Abstufung derselben mit durchgängiger Klarheit, besonders in der Luft, sind und bleiben für den Drucker die schwierigste Aufgabe.

Auch in dieser Beziehung läßt das vorliegende Blatt nichts zu wünschen übrig. Alles ist auch in den zartesten Stellen sehr glücklich wiedergegeben und ein gleicherer Luftton in so beträchtlichem Raume ist uns kaum noch vorgekommen.

Das nun bald folgende zweyte Blatt, eine Nachahmung jenes Gemäldes, das wir bereits in Nr. 41. 1823 dieser Blätter als eines der ausgezeichnetsten von der Hand des Hrn. Peter Heß angezeigt haben, (gallizische Bauern, wie sie eben ein wildes Pferd einfangen), dünkt uns, so viel wir nach der beynahe vollendeten Zeichnung urtheilen können, das erste in den gerühmten Eigenschaften noch zu übertreffen.

Wir wünschen diesem schönen Werke recht viele Theilnehmer, damit der Künstler ermuthiget werde, sein Unternehmen über die bereits angekündigten sechs Blätter noch weiter fortzusetzen.

B. Speth.

Florenz.

Notizie della scultura degli antichi e dei varj suoi stili, dell' Ab. Luigi Lanzi. Seconda edizione italiana dall' editore corredata di note e rami e di alcuni cenni storici della vita e delle opere del medesimo. Poligrafia Fiesolana. 1824. XXXI und 83 Seiten mit 19 Kupfertafeln. (Preis 8 Paoli). Dieser kleinen, Lanzi's Saggio della Lingua Etrusca angehängten Schrift über die Perioden der alten Kunst hat es auch in Deutschland an Beyfall nicht gefehlt. Wenn einzelne freye Bemerkungen des trefflichen Lanzi früher für die Unvollständigkeit des Ganzen entschädigten, so hat der verdienstvolle Herausgeber der Monumenti Etruschi, Cav. Francesco Inghirami, gegenwärtig durch eine Reihe nöthiger Berichtigungen und Zusätze den Werth des Buches erneut.

Hr. Gio. Batista Vermiglioli zu Perugia, durch eine Reihe wichtiger Schriften über Alterthum und Mittelalter seines Vaterlandes rühmlichst bekannt, hat sich entschlossen die nicht geringe Anzahl seiner zerstreuten kleinen Schriften in vier mit den nöthigen Kupfertafeln begleiteten Octavbändchen zusammenzudrängen. Als Anhang wird eine Reihe von Briefen berühmter italienischer Gelehrten der neueren Zeit versprochen. Die Baduelsche Buchhandlung zu Perugia hat eine Subscription auf jenes Werk eröffnet, dessen Preis billig seyn wird.

Nr. 37.

Kunst-Blatt.

Montag, den 9. Mai 1825.

Ueber die weitere Ausbildung der Lithographie und ihres Druckes in und außer Deutschland, als Fortsetzung des früheren Berichtes im December 1820.

Vom Canonicus B. Speth.

Wir haben bereits im December 1820, Nr. 99. — 103. dieser Blätter einen Rückblick auf die Entstehung und Ausbildung der Lithographie und ihres Druckes rc. in und außer Bayern gegeben.

Dieser Aufsatz blieb in Frankreich und vorzüglich in Paris, wo man seit geraumer Zeit der Lithographie und ihrer Verbesserung Hinsicht des Druckes die größte Aufmerksamkeit widmet, nicht ohne Würdigung, *) und gab zu der Aeußerung Anlaß: daß unsere Darstellung in Hinsicht auf Frankreich nicht so vollständig gewesen, als sie hätte seyn können, und als sie es in Beziehung auf Deutschland war; so hatten wir unter anderm eines wichtigen Werkes, der Monuments de l'ancienne France nicht erwähnt, wovon jedoch damals kaum die ersten Lieferungen erschienen waren.

Es lag damals nicht in unserer Absicht, alle lithographischen Werke aufzuzählen; wir wollten nur nach den uns in bedeutender Anzahl vorliegenden Blättern inländischer und auswärtiger Lithographie über den damaligen Stand der Ausbildung und des Druckes derselben unser unpartheyisches Urtheil abgeben. Das Resultat unserer Betrachtungen und Vergleichungen konnte darum auch kein anderes seyn, als wir es, in Beziehung auf die französische Lithographie, in Nr. 102. des Kunstblatts 1820 ausgesprochen haben.

Wir konnten damals nicht glauben, daß bey dem noch vielfältig Schwankenden im lithographischen Verfahren die Franzosen schon den möglichsten Grad der Vollkommenheit im chemischen Drucke erreicht hätten. Im Gegentheil wurden wir durch den Augenschein belehrt, daß dieß nicht der Fall war; indessen müssen wir nach dem, was wir zu sehen Gelegenheit hatten, gestehen, daß es ihnen gelungen, Abdrücke hervorzubringen, die zu den ausgezeichnetsten gehörten, und die, wenn auch nicht in jedem Stück, doch gerade in den zartesten und schwierigsten Stellen, mehr als alle andere befriedigen.

Damit dachten wir den Herrn an der Seine unpartheyisch genug das gebührende Lob gesprochen und bedeutend errungene Vortheile im Drucke zugestanden zu haben; auch hegten wir im Stillen die Vermuthung, daß sie, nach dem: inventis facile est addere, bey ihrer Betriebsamkeit und den mannichfachen ihnen zu Gebot stehenden Hülfsmitteln noch weitere Fortschritte machen würden, und was uns seitdem von ihren Arbeiten zu Gesicht gekommen, beweist, daß unsere Vermuthung bereits in Erfüllung gegangen ist.

Wenn wir aber von der französischen Lithographie sprechen, so muß man wissen, was wir auch in unserm frühern Aufsatz bemerkt haben, daß blos von der einfachen Lithographie in Kreidemanier ohne Ton- und Lichtplatten die Rede ist. Denn auf diese Manier haben sich die Franzosen bis jetzt fast ausschließend beschränkt und diese allein haben sie mit allem Eifer zu vervollkommnen gesucht, während die Deutschen, ihrem erfinderischen Geiste nach, gleich alle Methoden anwandten, welche die Lithographie zuließ, und sich immerfort bemühten, alle gleichmäßig auszubilden und durch eine geschickte Combination derselben neue eigenthümliche malerische Hülfsmittel zu gewinnen.

Indessen verdankt man gerade der Beschränkung auf die Kreidemanier die größere Vervollkommnung, welche dieser Zweig der Lithographie seit den lezten vier Jahren sowohl rücksichtlich der dazu erforderlichen Materialien als des Drucks in Frankreich erreicht hat.

Außerdem wirkten auch noch die außerordentlichen und ganz eigenthümlichen Vortheile mit, die eine Hauptstadt wie Paris darbietet. Hier vereinigt sich in dem vielseitigen lebhaften Verkehr, worin Künstler, Chemiker und Handwerker stehen, alles, was die schnellere Ausbildung einer artistischen Technik befördern kann. Jeder, der einige nähere Kenntniß von der Lithographie hat,

*) Kunstblatt Nr. 67. 1824.

weiß, daß ein wohlgeübter, mit der Behandlung und Wirkung des lithographischen Materials vertrauter Zeichner das erste und wesentlichste Bedürfniß ist. Es kommt nicht allein darauf an, daß der Künstler ein tüchtiger, gewandter Zeichner überhaupt sey; die Zeichnung auf Stein, wenn sie gute Abdrücke liefern soll, muß auch mit ganz besonderer Sorgfalt, mit durchgehender Rücksicht auf das Korn des Steins und auf die Beschaffenheit der chemischen Kreide ausgeführt werden, ja der Zeichner muß dem Drucker, zumal bey den ersten Abdrücken, mit Rath und Hülfe zur Seite stehen, dieser muß hinwieder bey der Präparation der Platte auf die eigenthümliche leichtere oder festere Behandlung der Zeichnung Rücksicht nehmen, so wie er beym Druck selbst die größte Aufmerksamkeit und Reinlichkeit anzuwenden hat. Genug, Zeichner und Drucker müssen im vollsten Einklang arbeiten, wenn der eine nicht das Werk des andern erschweren oder zerstören, sondern fördern und zu einer befriedigenden Erscheinung bringen soll.

Solche in der lithographischen Technik erfahrene Zeichner und durch den Umgang mit dem Zeichner ausgebildete einsichtsvolle Drucker nun gibt es in Paris eine verhältnißmäßig größere Zahl, als sich in Deutschland irgend vereinigt findet; man hat dort bey etwaigem Mißlingen oder bey Vernachlässigung alle Gelegenheit, Vergleichungen anzustellen, oder eine andere Wahl zu treffen, und so entsteht ein höchst ersprießlicher Wetteifer, eine überaus heilsame Concurrenz, wie wir uns deren in Deutschland keineswegs zu erfreuen haben. Auch ist zu beachten, daß in der französischen Hauptstadt weit mehr ausgezeichnete Künstler sich für die Lithographie interessirt und sich eifrigst für die Vervollkommnung der Technik bemüht haben, während in Deutschland der bisherige unsichere, schwankende Zustand dieser Kunstart, bey dem Mangel ähnlicher, die Versuche erleichternder Umstände, gar viele der besseren Künstler abgeschreckt, und sie zum Theil zu der irrigen Meynung verleitet hat, als lägen die Schwierigkeiten in der Unzulänglichkeit der lithographischen Kunst selbst.

Doch nun, da die Bemühungen für die Lithographie in beyden Ländern mit dem glänzendsten Erfolg gekrönt worden, muß man sich überzeugen, daß die Ursache der Unvollkommenheit nicht in einem innern unheilbaren Gebrechen, sondern in äußern materiellen Bedingungen zu suchen sey, und daß die noch übrigen Spuren der ersten nothdürftigen, einzig auf schnelle und wohlfeile Verbreitung berechneten Erscheinung bey fortgesetztem ernstlichem Bestreben allmählig ganz verschwinden werden. Man wird sich nun gewöhnen, von der Lithographie überhaupt eine günstigere Meynung zu hegen und wird dieser Kunst selbst nicht mehr zu Schulden kommen lassen, was bisher in dem Mangel an Ausbildung oder in leichtsinnigem Mißbrauch lag.

Außer dem Besitz einer großern Anzahl fertiger, mit der lithographischen Technik vertrauter Zeichner erfreuen sich die Franzosen zweytens noch sehr wesentlicher Vortheile rücksichtlich des Materials und der mechanischen Behandlung. Wenn wir die besten französischen Abdrücke, wie sie vor uns liegen, mit Aufmerksamkeit betrachten, so scheint uns wenigstens einleuchtend, daß sie ihr Entstehen Hülfsmitteln und einer Verfahrungsweise verdanken, die von der bisher in Deutschland üblichen in bedeutenden Punkten verschieden ist. Die Reinheit des Korns, die Zartheit und zugleich die große Kraft der Töne läßt auf eine ganz eigenthümliche Beschaffenheit der Kreide schließen. Welchen Vorzug die französische Bereitungsart der Druckerschwärze vor der deutschen hat, ist längst anerkannt; er bewährt sich nicht nur in ihren typographischen Werken, sondern auch in jenen der Chalcographie. Es ist ganz natürlich, daß dieser Vortheil gleichfalls ihren lithographischen Productionen zu Statten kommt. Daß die Manipulationen beym chemischen Drucken von denen in Deutschland üblichen bedeutend abweichen, haben wir von Augenzeugen vernommen. Ob und in wie fern aber der französischen Technik ein durch alle Elemente consequent durchgeführtes System zum Grunde liege, vermögen wir nicht zu beurtheilen.

Daß übrigens die französische Lithographie noch an mancherley Mängeln und Gebrechen leidet, bedarf wohl keiner Erwähnung; auch haben wir bey unsern Bemerkungen nur die vorzüglichsten Productionen der ersten Offizinen im Auge gehabt. Die rege Betriebsamkeit so vieler Kunst- und Buchhändler, einzig auf Gewinn und auf die schnellste Befriedigung des augenblicklichen Bedarfs und wandelbarer Liebhaberey gerichtet, bringt neben manchem Guten eine Anzahl von halb und ganz mißlungenen oder von Grund aus schlechten Blättern zu Tage, und bey dem lebhaften Verkehr einer so ungeheueren Menschenmasse findet auch das elendeste Machwerk tausendfachen Absatz, wenn nur der Gegenstand eine interessante Tagesbegebenheit darstellt, oder der herrschenden Laune schmeichelt. — In Beziehung auf wahre Kunst bringt dieses leichtfertige, nur einem frivolen Geschmacke huldigende Verfahren gewiß den größten Nachtheil und kann auf keine Weise gebilligt werden; indessen ist doch auch nicht zu läugnen, daß gerade diese mehr industrielle Betriebsamkeit der französischen Lithographie für die schnellere Ausbildung der Technik von großem Nutzen gewesen. Ein so rasches nach allen Richtungen hin strebendes Produziren, eine so ausgedehnte, unbeschränkte Praxis bietet natürlich die mannichfaltigste Gelegenheit zum Experimentiren dar; Zeichner und Drucker können bey so vielen leichten Blätterchen, die auch im Fall des Mißlin-

gens noch ihren Zweck erfüllen, nach Herzenslust herum probiren, jeder mißlungene Versuch gibt da dem aufmerksamen Beobachter Antrieb zu einem neuen, und überall hat man geschickte Mechaniker und Chemiker zur Hand, bey denen man sich über aufstoßende Schwierigkeiten augenblicklich Raths erholen kann. Auf diesem Wege haben denn die französischen Lithographen in kurzer Zeit einen Schatz der lehrreichsten Erfahrungen gesammelt, der sich in die Zukunft vielleicht noch beträchtlich vermehren dürfte.

In Deutschland hingegen ist das Verhältniß ganz anders; hier wurde die Lithographie gleich bey ihrem ersten Auftreten zu eigentlichen Kunstzwecken und zu größeren Werken angewandt; während die Franzosen historische Compositionen und ausgeführte Zeichnungen Anfangs und auch lange nachher noch gänzlich vermieden, wagte man sich bey uns sehr bald an die schwierige Aufgabe des Münchener Gallerie-Werks, und mit welchem ernsten redlichen Eifer hat man sie nicht zu lösen gesucht! Ueberhaupt dringt der Deutsche in der Kunst wie in der Wissenschaft mehr auf Gründlichkeit, er treibt und übt beyde mehr um ihres eigenen Werthes willen, als aus Nebenrücksichten; ernst und besonnen geht er überall mit Vorsicht zu Werk und unternimmt nicht viel aufs Gerathewohl. — Auch wird er nicht durch äußere Umstände dazu verführt, wir haben keine übervölkerte Hauptstadt und das Publikum läßt sich von dem Wechsel der Erscheinungen weniger hinreißen; es liebt mehr das Höhere und Beharrliche im Leben; Kunstproductionen, die, wie so unzählige französische Lithographien, nur flüchtige blos für den Tag interessirende Begebenheiten zum Gegenstand haben, würden bey ihm wenig Aufmerksamkeit finden. Durch diese Umstände aber ist die experimentirende Praxis bey uns sehr beschränkt; an Platten von gediegenem Gehalt und schwieriger Ausführung kann man nicht auf gut Glück Versuche anstellen, denn im Fall des Mißlingens ist der Verlust zu empfindlich, besonders wenn die Platte zu einem größern Werke gehört, welches dadurch ins Stocken geräth. Genug der Deutsche, indem er höhere Bedingungen zu erfüllen hat, ist weniger durch äußere Verhältnisse begünstigt und sieht sich meistens nur auf seine eigene Kraft und Thätigkeit zurückgewiesen.

Daß die vollkommnere Ausbildung der Kreidemanier in Deutschland auch noch dadurch verzögert wurde, daß man gleich Anfangs (1810) die verschiedenen Arten der Lithographie, die Kreide- und Federzeichnung mit der Tusch- und Graviermanier und mit dem Zusatz von Ton- und Lichtplatten neben einander anwandte, haben wir bereits oben bemerkt.

Wir müssen endlich noch von einem neuen sehr wesentlichen lithographischen Hülfsmittel, von dem Retouchiren der Steinplatten reden. Man hat schon früh das Bedürfniß gefühlt, Steinzeichnungen in der Kreidemanier, wenn sie beym Abdruck ungenügend oder mangelhaft ausfielen, durch Veränderung ganzer Massen und Töne verbessern zu können, oder wenn die Steinzeichnung durch das Aetzen oder sonst auf irgend eine Weise Schaden gelitten oder durch vieles Abdrucken an den feinen und zarten Stellen abgenutzt und überhaupt ungleich geworden, durch Ueberarbeitung wieder herstellen zu können.

Wir haben in unserm ersten Bericht *) schon bemerkt, daß Hr. Strixner, als er noch in München war, sich bemühte, diese Aufgabe wenigstens theilweise zu lösen, und daß er der erste war, der durch Aetzung geschwächte Stellen zu retouchiren versuchte. Wir machten damals auf den Vortheil aufmerksam, der durch das Gelingen dieser Versuche der Lithographie erwachsen mußte; zugleich aber äußerten wir unser Bedenken wegen der großen dabey obwaltenden Schwierigkeiten rücksichtlich der Klarheit und Durchsichtigkeit, so wie besonders auch wegen der Dauerhaftigkeit der retouchirten Stellen. Welchen weitern Gebrauch Hr. Strixner von seiner damals angewandten Methode gemacht hat, und mit welchem Gelingen, ob und mit welcher Vervollkommnung? das wissen wir nicht.

Indessen hören wir, daß die Franzosen, wegen des größern Absatzes ihrer lithographischen Produkte jenes Bedürfniß noch dringender fühlend, sich mit dem Retouchiren der Steinzeichnungen auf das ernstlichste beschäftigt haben, und daß sie die ganze Aufgabe auf das befriedigendste gelöst zu haben behaupten. Nach den uns zu Gesicht gekommenen Resultaten der französischen Retouchir-Versuche können wir dieselben nicht anders als sehr gelungen nennen.

Wir führen zum Belege zwey Blätter der Art an: das Bildniß von Chateaubriand und das Haus des Michael Angelo in Rom, aus der Druckerey von Constans in Paris. Wir haben beyde Blätter mit andern nicht retouchirten der Art näher verglichen, und müssen gestehen, daß wir nirgends die Spuren der Ueberarbeitung und Nachhülfe wahrgenommen haben; wir fanden vielmehr, daß sie an durchgängiger Gleichheit der Töne, an Kraft und Klarheit derselben den übrigen Blättern nichts nachgeben, sondern dieselben wohl gar noch übertreffen.

Ob übrigens dieses Retouchiren der Steinzeichnungen in Frankreich allgemein angewandt werde, und ob es sich durchaus als probehaltig bewähre, wissen wir eben so wenig zu sagen, als ob dieses Verfahren auch schon in Deutschland bekannt sey und mit Erfolg geübt werde. Auf jeden Fall dünkt uns der Vortheil des Retouchirens der Steinplatten so wesentlich, daß wir nun, wo man

*) Kunstblatt Nr. 100. 1820.

bereits die befriedigendsten Resultate erreicht zu haben scheint, wiederholt darauf aufmerksam machen, und zur ernstlichsten Nachforschung und möglichsten Begründung eines so unschätzbaren Hülfsmittels ermuntern müssen.

Nachdem wir die Verbesserungen, welche die Franzosen im Technischen der Lithographie errungen, im Allgemeinen betrachtet, und die Umstände angedeutet haben, wodurch sie hiebey begünstigt worden, geben wir einige Rechenschaft von den uns zu Gesicht gekommenen Proben. Die vorzüglichsten sind aus den Druckereyen der HH. Canstans, Delpech, Engelmann, Langlumé und Villain in Paris. Wir haben die einzelnen Abdrücke gegen einander verglichen, und müssen gestehen, daß wir uns in einiger Verlegenheit finden würden, wenn es darauf ankäme, der einen vor der andern im Drucken einen bedeutenden Vorzug einzuräumen; alle halten sich auf einer ausgezeichneten Höhe der Vortrefflichkeit und streben wetteifernd dem Ziele der Vollendung nach. Sämmtliche Proben, die uns zu Gesicht kamen, entwickeln eine erstaunenswürdige Reinheit und Klarheit der Töne nicht nur an sich, sondern auch in ihrer Verbindung und Stufenfolge, von den dunkelsten Schatten bis zum höchsten Lichte, mit einer harmonischen Gleichheit, die keinen Zweifel übrig läßt, daß nunmehr wohl das Schwierigste im Drucke der Kreidezeichnung überwunden ist.

Um jedoch solche Proben zu Tage fördern zu können, dazu gehören auch tüchtige Zeichner, so, wie wir sie bereits geschildert haben; wir finden in diesen Blättern durchgehends einen ausdauernden Fleiß, ungemeine Zartheit, bewunderungswürdige Nettigkeit und Sorgfalt bis zum kleinsten Detail, mit einer großen praktischen Gewandtheit verbunden, wodurch die Kreidezeichnungen jenen Grad von Bestimmtheit, Rundung und Weiche erhalten, die zum Gelingen des chemischen Druckes durchaus nothwendig sind.

Alle diese gerühmten Eigenschaften finden wir vereinigt in den Bildnissen der Galerie des peintres und der Iconographie des Contemporains von den HH. Mauzaisse, Hesse und Grevedon, eben so in den einzelnen Porträten, von Vigneron und Aubry Lecomte gezeichnet. Auch die landschaftlichen und architektonischen Ansichten von Robert, van Marcke, Arnout, Villeneuve, Deroy und in den Souvenirs pittoresques, in den Paysages d'après nature, in dem Album von Engelmann und in einzelnen Blättern, liefern einen erfreulichen Beweis von der Wahrheit unserer Behauptung. Nicht minder verdienen die Vues pittoresques de la Cathédrale de Paris, von Chapuy lithographirt, eine rühmliche Erwähnung, mit Ausnahme der Seitenansicht von dieser Kirche. Die kräftigen Drucke der Lithographien von Vallan und Belliard und die Blätter von Adam, Bellay, Boilly, Enfantin, Bourgeois, Delorme, Dassy, Dubufe, Gericault, Bicheboïs, Maurin, Monanteuil, Schmit, Volmar u. A. verrathen gewandte, tüchtige Zeichner. Mit welchem glücklichen Erfolge die Proben nach den breiten und geistreichen Zeichnungen der HH. Vernet vom Steine gezogen werden, ist schon von früherer Zeit bekannt.

Am eminentesten tritt das Talent des Hrn. Aubry Lecomte in der Darstellung des Hauses von Michael Angelo in Rom, in dem lebensgroßen Kopfe der Odalisque, in den Bildnissen des Chateaubriand und der Joconde nach Leonardo's bekanntem Gemälde, zunächst aber in der Danaë hervor, in welchem lezteren Blatte der chemische Druck der Franzosen seinen Triumph feyert.

Keineswegs befriedigend aber waren uns die Nachbildungen der HH. Franquinet und Pellicot von Original-Handzeichnungen in der Galerie des peintres, die jedem der darin enthaltenen Bildnisse beygegeben sind. Die Blätter nach der Zeichnung des Garofalo und Vandyk scheinen uns — obgleich mehr Skizzen — nicht mit jener Sorgfalt auf Stein gezeichnet, die zum Gelingen eines guten Abdruckes nothwendig ist. Sämmtliche Blätter geben zugleich Proben von der ursprünglichen Anwendung der Ton- und Lichtplatte nach dem früheren Beyspiele der Oeuvres lithographiques; allein die meisten tragen wohl die Gebrechen mancher Blätter dieser Sammlung, ohne daß eine den besseren derselben beykäme, besonders sind in den Proben nach Rubens und Vandyk die Lichter roh und ohne Verstand aufgetragen.

Wenn wir nun den Bemühungen der Franzosen um die Ausbildung der lithographischen Technik volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so müssen wir um so mehr bedauern, daß sie alle Vortheile ihres Könnens (savoir faire) nicht zu edleren Kunstzwecken, sondern meistens an Gegenstände untergeordneten Ranges, ja nicht selten an ganz gehaltlose nichtige Dinge verschwenden. Paris besitzt reiche Sammlungen der gediegensten Werke von den besten Meistern aus allen Schulen und Zeiten, es besitzt zugleich eine große Zahl sehr geschickter und erfahrener Zeichner: warum beschäftigen sich die Künstler daselbst nicht mit der Herausgabe von Blättern nach klassischen Bildern? Sie würden sich dadurch das nicht geringe Verdienst erwerben, der Lithographie eine höhere Richtung und dem Kunstgeschmack selbst eine edlere Nahrung zu geben.

Die Lithographie ist nun einmal ein schätzbares Organ der Mittheilung für die bildende Kunst geworden, der Vortheil der schnellern und wohlfeilern Verbreitung würde noch mit größerem Dank anerkannt werden, wenn er mit dem wahren Interesse der Kunst selbst verbunden wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 38.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 12. Mai 1825.

Ueber die weitere Ausbildung der Lithographie und ihres Druckes in und außer Deutschland, als Fortsetzung des früheren Berichtes im December 1820.

(Beschluß.)

Diese Bemerkungen führen uns nun auf die Werke der deutschen Lithographie, die wir auf dem ehrenvollen Wege, den sie von Anfang betreten, mit beharrlichem, redlichem Eifer fortschreiten sehen, und die, wenn sie bey der Vervollkommnung der Technik mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hat, doch auch in diesem Stück den Ruhm zu behaupten weiß, der von dem ersten Erfinder her auf ihr ruht.

Wenn wir aber von den Vorzügen der deutschen Lithographie reden wollen, so müssen wir zunächst die beyden Hauptwerke ins Auge fassen, welche in München und in Stuttgart erscheinen, da ihnen beyden, sowohl des gediegenen Gehaltes, wie der vollendeten Ausführung wegen, der Vorrang vor allen andern zugestanden wird, und namentlich das Stuttgarter Werk, wegen seiner besonders gelungenen malerischen Behandlung, durch Anwendung der Ton- und Lichtplatten, in der neuesten Zeit zu Paris allgemeine Bewunderung erregt hat.

Das Werk der Gallerien von München und Schleißheim ging auch während der lezten vier Jahre mit sichtbarem Streben nach Vervollkommnung des technischen Verfahrens seinen Gang ruhig fort, und erhielt außer dem Hrn. Piloty, der früher schon als thätiger Mitarbeiter sich sehr vortheilhaft auszeichnete, noch an den HH. Dahmen und Flachenecker höchst geübte und fleißige Zeichner; besonders zeigte lezterer in dem höhern historischen Fach viel Talent und Geschick, er weiß den Charakter des Originals richtig aufzufassen und die Haltung in den kräftigen wie in den zarten Partien befriedigend wiederzugeben.

Den Druck besorgt fortwährend Hr. Selb mit großem Erfolg. Es wurde zwar seit der Erscheinung des 26sten Heftes der Gebrauch der früheren Ton- und Lichtplatten aufgegeben; der Ton der Abdrücke nähert sich jezt dem des Kupferstiches, wodurch die Gegenstände einer wärmeren, malerischen Wirkung entbehren. Der Druck selbst aber zeichnet sich in jeder Hinsicht ganz vorzüglich aus, und es scheint, daß Hr. Selb, seitdem er die frühere Ton- und Lichtplatte aufgegeben, mit desto mehr Sorgfalt und Liebe der Ausbildung und Vervollkommnung des Kreidedrucks nachgestrebt hat; die Abdrücke kommen nun meistens so rein und unversehrt vom Stein, und zeigen auch in den zartesten und bedenklichsten Stellen eine solche Klarheit und Bestimmtheit, wie wir dieß früher nur in einzelnen, besonders gelungenen Blättern zu bemerken Gelegenheit hatten. Eine aufmerksame Vergleichung der leztern mit den ersten Lieferungen wird unser Urtheil rechtfertigen. Hier wollen wir nur auf das Blatt nach Giorgione im 35sten Heft aufmerksam machen, welches Hr. Flachenecker mit ungemeiner Zartheit im Charakter des Originals ausgeführt hat.

Der patriotische Kunstfreund wird es mit Freuden vernehmen, daß auf diese Weise die Lithographie an ihrer Geburtsstätte in München in der Vervollkommnung des chemischen Drucks glücklich fortschreitet und auch noch für die Zukunft weitere Früchte verspricht.

Des Stuttgarter Werks nach der Gemälde-Sammlung der HH. Boisserée und Bertram ist in diesen Blättern mehrfach Erwähnung geschehen. Man hat in neuerer Zeit nicht leicht ein Kunstunternehmen von so vollkommenem Gehalt und so gleichmäßig in einem Geist und einem Charakter durchführen sehen. Von Heft zu Heft ist die Ausführung und technische Behandlung fortgeschritten, so daß die lezten Hefte kaum etwas zu wünschen übrig lassen.

Wir äußerten schon früher, daß die Nachbildung dieser klassischen Werke altdeutscher Kunst an Hrn. Strixner den rechten Mann gefunden hätten, und wirklich kann die eigenthümlichste Weise der alten Maler, der tiefe Charakter und der zarte Ausdruck, den sie ihren Gestalten gaben, nicht treuer aufgefaßt, nicht glücklicher nachgebildet werden.

Diese strenge Gewissenhaftigkeit und Selbstverläug-

nung von Seiten des nachahmenden Künstlers ist aber auch erforderlich, wenn uns ein Kunstwerk mit dem ganzen Gepräge seiner ursprünglichen Individualität rein und unverfälscht wiedergegeben werden soll. Wir fürchten nicht einer Parteylichkeit für unsere Nation beschuldigt zu werden, wenn wir bey dieser Gelegenheit bemerken, daß die Treue überhaupt ein Vorzug des deutschen Charakters ist, der sich bey unsern bessern nachahmenden Künstlern stets bewährt, dahingegen die ausgezeichnetsten französischen Künstler in ihren Nachbildungen meist etwas von dem Ihrigen einmischen, so daß sie entweder im Ganzen oder im Einzelnen selten von Gallicismen frey sind.

Neben der charakteristischen Auffassung und höchst vollendeten Ausführung zeichnet sich aber das Stuttgarter Werk noch durch einen Hauptvortheil aus. Dieß ist die eigenthümliche malerische Behandlung durch die Anwendung mehrerer Tonplatten, die auch die Franzosen als eine wesentliche Erweiterung der Kunstgattung anerkannten. *) Wir mißkennen keineswegs die Vortheile der einfachen Lithographie in Kreidemanier, wie sie bisher vorzugsweise in Frankreich und zum Theil auch in Deutschland ausgeübt worden, und wir haben oben ausdrücklich anerkannt, daß sie zur Vervollkommnung der Technik sehr viel beygetragen; wir glauben jedoch, daß damit allein ihre Bestimmung noch nicht erfüllt und der Umfang ihrer Leistungen noch nicht erschöpft ist.

Die Lithographie und die Kupferstecherkunst haben im Wesentlichen eine und dieselbe Bestimmung; durch beyde kann der Künstler entweder selbstständig producirend oder nachahmend wirken; jede dieser Kunstarten hat jedoch ihre eigenthümliche Weise und gerade diese soll man am meisten geltend zu machen suchen. Dasjenige aber, wodurch die Lithographie sich auf das eigenthümlichste von dem Kupferstich unterscheidet, ist zumeist der Gebrauch der Ton- und Lichtplatten, sie kann dadurch eine malerische Wirkung hervorbringen, welche der Kupferstich nie erreichen kann und welche bey demselben sogar ganz unzulässig gefunden wird.

Das grelle Abstechen des schwarzen Druckes vom weißen Papiere bey Kupferstichen und die dadurch erzeugte kältere Wirkung der Drucke in Etwas zu mildern und zu vermitteln fühlte man schon längst das Bedürfniß, daher das jezt häufiger gewordene Abziehen der Proben auf chinesisches Papier. Ein gleiches Verfahren finden wir nun auch bey lithographischen Blättern in der Kreidemanier von den Franzosen in Anwendung gebracht. Die Druckereyen der HH. Engelmann bedienen sich zuweilen, einer besseren Wirkung wegen, noch eines abgesonderten Tones, und Hr. Denon suchte durch Anwendung combinirter Platten dem erwähnten Bedürfnisse abzuhelfen, jedoch — wie wir hören — im Verhältniß gegen unsere deutschen Produkte der Art nur mit geringem Erfolg.

Die Franzosen hätten mit dem Grade der Vollendung ihrer einfachen Drucke, zumal bey solchen Gegenständen, die sie geben, sich gewiß begnügen und hier und da die Anwendung eines leichten vermittelnden Farbentones umgehen können, fühlten sie nicht, daß derselbe eine bessere Wirkung hervorbringe.

Daß und auf welche Weise und zu welchem Zwecke aber in Deutschland und zwar durch Hrn. Strixner zuerst die Anwendung der Ton- und Lichtplatten begann und weiterhin fortgesezt wurde, dessen haben wir schon in unserem ersten Berichte Erwähnung gethan. *)

Mochte auch ihr ursprünglicher Gebrauch mehr eine Aushülfe seyn, um das noch grobe und rauhere Korn der ersten Kreidezeichnung besser zu verbinden und die Ungleichheiten des Druckes einigermaßen zu decken und durch successive Steigerung die noch fehlende Kraft und Haltung hervorzubringen, die man anfänglich der Zeichnung selbst zu geben sich noch nicht getraute. Dem sey nun wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß diese zuerst einfache Erfindung späterhin mit dem größten Vortheile zu höheren Zwecken benuzt wurde, und, daß sie, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, nach und nach zu Resultaten führte, die anfänglich nicht beabsichtiget wurden.

Von der andern Seite hat sich aber auch im Verlaufe der Ausbildungsgeschichte dieser wesenhaften Zuthat zur Lithographie deutlich gezeigt, daß es damit nicht minder seine eigenen Schwierigkeiten habe, die sich nur durch vielfache Erfahrungen und Versuche nach und nach heben ließen.

Worauf es nun bey Anwendung der Ton- und Lichtplatte zur Erlangung einer malerischen Wirkung zunächst und am wesentlichsten ankömmt, ist das Helldunkel nicht nur und die Haltung im Ganzen, sondern auch die nothwendige Klarheit in den Schatten und jene Durchsichtigkeit in den Mitteltinten, die erfordert wird, um von diesen wieder einen steten und ununterbrochenen Uebergang zum höhern und höchsten Lichte zu bewirken.

Gerade aus diesem Grunde aber bedarf es der äußersten Sorgfalt. Werden die Töne nur etwas zu stark aufgetragen, so trüben sie die Klarheit der Zeichnung und geben ihr ein monotones Ansehen. Dieß ist am wesentlichsten bey der Lichtplatte zu beobachten, bey welcher nicht ohne Berücksichtigung gelassen werden darf, daß die Farbe des damit verbundenen Tons einem gewissen Nachdunkeln unterworfen ist, so daß der Ton zulezt mehr ins Gelbe oder Bräunliche übergeht, die Mitteltinten ver-

*) Kunstblatt Nr. 67. 1824.

*) Kunstblatt Nr. 100. 1820.

deckt und den allmähligen Uebergang zum Lichte aufhebt, während dieses grell und ohne alle Verbindung isolirt stehen bleibt.

Von diesem Umstande scheint es herzurühren, daß viele Kenner und Künstler den Gebrauch der Ton- und Lichtplatten — wiewohl mit Unrecht — als ein verdächtiges und höchst unsicheres Mittel verwerfen, als ein Mittel, das der Sache auf der einen Seite wieder nehme, was es auf der andern zu geben scheine. Allein das Gebrechen liegt hier keineswegs im Gebrauch der Tonplatten überhaupt, sondern einzig und allein in der Behandlung der Farbe, die, gleichsam nur eine Lasur, bey der Tonsowohl als Lichtplatte möglichst hell und zart, gemildert und durchsichtig seyn muß, so fern sie überall die gewünschte Wirkung hervorbringen soll.

Dieß hängt nun freylich zunächst von den Druckern ab, denen daher die größte Aufmerksamkeit und möglichste Sorgfalt im Auftrage der Ton- und Lichtplatten nicht genug empfohlen, nicht genug zur Pflicht gemacht werden kann, wenn sie anders die Bemühungen des Zeichners nicht vereiteln, dem sonst gelungenen Drucke die beabsichtigte höhere, malerische Wirkung nicht entziehen wollen.

Was wir bisher über das Schwierige in der Anwendung der Ton- und Lichtplatte geäußert haben, findet sich im Verlaufe ihres Gebrauches vollkommen bestätiget. — Dieser kann füglich in drey Epochen abgetheilt werden. Die erste entwickelte sich in den 72 Heften der Oeuvres lithographiques, die zweyte in den ersten 25 Lieferungen des Gallerie-Werkes von München und Schleißheim, die dritte endlich besteht gegenwärtig mit den Nachbildungen der Boisserée-Bertramischen Sammlung alt- nieder- und ober-deutscher Gemälde in Stuttgart; an welchen Werken allen Hr. Strixner den thätigsten Antheil hatte oder noch hat.

Werfen wir nun einen vergleichenden Blick auf die Resultate der früheren Bemühungen, so ergibt sich von selbst, daß in den Oeuvres lithographiques der Gebrauch der Ton- und Lichtplatte zum Theil noch roh, zum Theil einseitig und unvollständig erscheint, daß sie theils um dem schwarzen hier und da noch mangelhaften Drucke einen vermittelnden Ton zu geben benuzt ward, theils auch, um die in getuschter Manier, theils auf farbigem Papiere mit aufgehöhten Lichtern gefertigten Original-Handzeichnungen mit Täuschung nachzuahmen; zugleich können wir hier nicht bergen, daß gerade hier die oben berührten Gebrechen eines zu starken Auftrags der erwähnten Platten am öftesten vorkommen, und daß man damit der Zeit vorgegriffen und nicht genug beachtet hatte, daß diese später von selbst das Ihrige dabey thun werde.

In den ersten 25 Lieferungen des Gallerieweekes von München und Schleißheim sehen wir dagegen die Anwendung der Ton- und Lichtplatte auffallend zum Bessern fortgeschritten und nun mit zur Hervorbringung und Verstäckung einer *malerischen* Wirkung des nachgeahmten Gegenstandes benuzt; die obigen Gebrechen ihrer Anwendung erscheinen seltener und gemilderter selbst neben ganz musterhaften Tonblättern in Beziehung auf Helldunkel.

Wenn so in den beyden eben genannten Werken mit der Ton- und Lichtplatte dasjenige geleistet ist, was bis dahin die Fortschritte der Lithographie in Bayern gestatteten; so sehen wir jezt in den Lieferungen der Nachbildungen der Boisserée-Bertram'schen Gemälde-Sammlung in Stuttgart jenes malerische Verfahren auf einen Höhepunkt getrieben, der alle frühere Anwendung desselben weit unter sich läßt.

Dieser Höhepunkt aber ist in dem Blatte der h. Christina nach Schooeel zur zwölften, und noch allgemeiner in den beyden Proben nach Dürer zur dreyzehnten Lieferung so glücklich erreicht, daß es dem geschärfteren Auge nicht entgehen kann, wie diese Blätter selbst die früheren desselben Werkes, so gelungen sie auch an sich sind, dennoch bey weitem übertreffen. Hier bleibt in der That nichts mehr zu wünschen übrig.

Der lichte Ton schwebt wie ein Hauch über dem Ganzen und läßt alle Gegenstände, besonders die Fleischtinten Schoorels und Dürers, in ihren unendlich zarten Uebergängen und deren Verschmelzung mit dem höchsten Lichte in ungetrübter Harmonie, völlig klar und durchsichtig, so, daß wir die Originalbilder, von der Hand Schoorels und Dürers mit all den Eigenthümlichkeiten dieser Meister und mit der ganzen Wirkung ihres Helldunkels, vor uns zu sehen wähnen.

Indem wir uns hier nach der weitern Ursache dieses so auffallenden Gelingens fragen mußten, wurden wir nothwendig von selbst auf eine nähere Vergleichung dieser Blätter mit den unmittelbar früheren getrieben, und fanden die unverkennbaren Merkmale, daß sich indessen auch eine dem französischen Verfahren ähnliche Verbesserung in allen Theilen der Kreidezeichnung und des Drucks ergeben haben mußte. Schon an den Apostelgestalten nach Israel von Mekenem in der zehnten, so wie an den Blättern der eilften Lieferung gewahrten wir eine weit bessere Schwärze, womit sämmtliche Drucke weit kräftiger, klarer und brillanter sich ausnehmen. Neben diesem wesentlichen Vortheile bemerkten wir zugleich an den Proben nach Schoorel und Dürer ein weit feineres Korn der Kreide, so daß sich die Abdrücke nunmehr noch zärter darstellen und die Ausführung noch weit gediegener und delikater als früher erscheint. Dieß alles mußte nothwendig die Anwendung einer durchaus lichten Tonplatte herbeyführen, wenn dem Drucke die nöthige Klar-

heit im Einzelnen, und im Ganzen die erforderliche Harmonie einer malerischen Wirkung gesichert werden sollte.

Und so vereinigt nunmehr dieses Werk Alles, was bis jezt von der Litdographie in technischer sowohl als streng artistischer Hinsicht verlangt werden konnte, indem es sich durch eine ganz eigenthümliche malerische Wirkung auszeichnet, die es dem seltenen, auf dem feinsten Gefühl für das Colorit beruhenden Talent des Hrn. Strixner verdankt.

Es bleibt uns nun noch von den Leistungen der übrigen bedeutenderen lithographischen Institute zu sprechen. Allein weil uns von den meisten Proben ihrer späteren Produktionen mangeln, so vermögen wir nicht, darüber mit Zuverlässigkeit zu urtheilen. Wir beschränken uns daher auf folgende Bemerkungen:

Wie weit man mit der Lithographie in England gekommen, ob Hrn. Ackermann's Unternehmen in London seit 1817 Fortschritte gemacht und welche, in Vergleichung zu der in demselben Jahre erschienenen sehr unbefriedigenden Nachbildung des Dürer'schen Gebetbuches, darüber sind wir ohne alle Nachricht, so daß wir uns zur Vermuthung veranlaßt finden, die Lithographie dürfte in England bis jezt kein besonderes Glück gemacht haben.

Wir hatten diese Bemerkung bereits niedergeschrieben, als uns noch ein englisches Werk *) zu Gesicht kam, worin an 33 lithographische Abbildungen aus der chemischen Druckerey des Hrn. Hullmandel, theils Bildnisse und Landschaften, theils Abbildungen von Lappländern, von Gauci, Harding, Jackson und Dighton gezeichnet, vorkommen. Nur einige landschaftliche Schilderungen von Harding lithographirt, verdienen der Erwähnung; alle übrigen Blätter hingegen, von ungeübten Lithographen zum Theil schülerhaft gezeichnet, auch im Drucke nur sehr mangelhaft wiedergegeben, müssen hier mit Stillschweigen übergangen werden.

Ferner meldet ein öffentliches Blatt, **) das die Lithographie auch in Petersburg die willkommenste Aufnahme gefunden habe, in Folge dessen die lithographischen Anstalten der HH. Muchart und Beggrow seit 1820 fortfahren, Vorlegeblätter zum Unterricht im Zeichnen, Ansichten von Petersburg und seinen Umgebungen, auch Bildnisse merkwürdiger Zeitgenossen mit gutem Erfolge herauszugeben.

Auch aus den zu Düsseldorf, Aachen und Dresden bestehenden lithographischen Anstalten gehen Werke hervor, die — wie die erwähnte Zeitschrift später berichtet — sich durch genaue und nette Zeichnung und überhaupt sehr vortheilhaft auszeichnen. Wir begnügen uns blos mit dieser Anzeige, da wir aus Mangel an Proben über den eigentlichen Zustand des chemischen Druckes und die Geschicklichkeit und Gewandtheit der Lithographen an jenen Orten ein zuverlässiges Urtheil zu fällen außer Stand sind.

Eben so fehlen uns auch die nöthigen Proben, um mit Sicherheit auf den jetzigen Zustand der Lithographie in Wien schließen zu können. Zwar sollen mehrere Blätter von Fendi, einem Wiener Lithographen, zufolge mitgetheilter Nachricht eines Kunstfreundes, in Zeichnung und Druck so gelungen seyn, daß sie den besten Blättern dieser Art an die Seite gesezt werden können; auch soll Lieder, ein anderer Lithograph aus Wien, die Porträte des Fürsten Metternich und mehrerer Bundes-Gesandten gezeichnet haben, der Druck jedoch in Paris bey Engelmann besorgt worden seyn; woraus allerdings geschlossen werden könnte, daß, wenn hier nicht besondere Umstände obwalteten, man mehr Vertrauen auf die Pariser Druckereyen sezt, als auf die zu Wien.

Dagegen berichtet aber der erwähnte Gesellschafter (1822), daß die lithographischen Druckereyen der HH. Kunike und Trentsensky fortfahren, durch die Herausgabe zarter, gelungener Porträte von Tonkünstlern und Schauspielern sich auszuzeichnen, und daß erstere im Besitz der besten chemischen Kreide (?) und der wärmsten Druckerschwärze sey!

Von Hamburg sind uns nur ein Paar Blätter vor Augen gekommen, zwey Bildnisse, die sich jedoch, was zarte Ausführung, fleißige Behandlung und den wohlgelungenen Druck anbelangt, mit jenen in unserem ersten Berichte angezeigten Porträten, von der Hand der HH. Gröger und Aldenrath gezeichnet, auf gleicher Höhe des Gelingens hatten. Wir bedauern, daß diese Anstalt sich nur auf Bildnisse zu beschränken scheint, die sie meist blos für Privatleute fertigt, welche dieselben in einem kleinen Kreise von Freunden und Bekannten austheilen. Nach der Vorzüglichkeit ihrer bisherigen Leistungen wäre zu erwarten, daß sie sich mit Erfolg auch auf größere Unternehmungen einlassen, und so noch bedeutende Fortschritte machen könnte.

Seit neuerer Zeit sind auch zu Carlsruhe bey Velten und in Berlin chemische Druckereyen errichtet worden. Aus ersterer Stadt ist uns nur ein einziges, aber sehr gelungenes Blatt, die Vermählung Mariens nach Longhi's Original-Zeichnung nach Raphael bekannt.

Von dem Unternehmen einer Herausgabe der königlichen Gallerie zu Berlin in lithographirten Blättern haben wir uns nach den ersten Proben, die wir davon gesehen, nicht viel versprechen können. Indessen ist in Goethe's Kunst und Alterthum über die weiter bis zum 5ten Heft erschienenen Blätter ein günstigeres Urtheil gefällt und in denselben ein Fortschritt der Technik bemerkt worden. Auch soll die Berliner lithographische Anstalt einen Umschwung erfahren und den Hrn. Herterich in Hamburg zum Direktor erhalten haben, der alsbald die lithographischen Anstalten von Paris, Stuttgart und München in Augenschein genommen hat. Welche Resultate nun daraus hervorgehen werden, steht zu erwarten; diese können nur befriedigend ausfallen, wenn die Anstalt unter der steten ununterbrochenen Leitung eines mit den Vortheilen und Hülfsmitteln dieser Kunst wohl vertrauten, umsichtigen Mannes steht, und sich dabey tüchtiger, im Lithographiren geübter Zeichner und im Drucke vorsichtiger und practisch erfahrener Arbeiter zu erfreuen hat.

Mit Vergnügen werden wir auch in Zukunft diesen Bericht fortsetzen, wenn wir uns, woher immer, durch die weiteren Fortschritte der Lithographie dazu aufgefordert sehen werden.

*) Travels Through Sweden, Norway and Finmark etc. By A. de Capell Brooke, M. A. London 1823. 4.

**) Der Gesellschafter von Gubitz 1821. S. 424.

Nr. 39.

Kunst-Blatt.

Montag, den 16. Mai 1825.

Kampanische Ausgrabungen.

Wie Girgenti für Sicilien, so ist Nola bekanntlich für Neapel eine unerschöpfliche Fundgrube antiker Vasen, die durch Geschmack der Formen, Schönheit des Firnißes und der Zeichnung, so wie durch Neuheit der dargestellten Gegenstände das Interesse der Künstler nicht weniger wie das der Archäologen in Anspruch nehmen. Basilicata hingegen, erfindungsreich in geschmacklosen, bizarren, oft thurmhohen Vasenformen, entbehrt großentheils die gerühmten Vorzüge Nolanischer Fabrik, ersezt aber diesen Mangel durch die fast durchgängig bey größeren Vasen gewählten minder bekannten Darstellungen aus mythischem und heroischem Zeitalter. Die lezten Monate gaben an beyden Orten eine besonders reiche Ausbeute, von der wir das Vorzüglichste kurz mittheilen.

1. Diota mit 2 Henkeln 1¼ Palmen hoch. Auf einem Fels sizt Orpheus mit übereinander geschlagenen Knieen, das Haupt mit einem Kranz geschmückt und mit lang herabwallendem Lockenhaar. Den Peplus, der nur den linken Arm und Unterkörper deckt, benuzt die aufgehobene Linke um das Gesicht dahinter zu verbergen, während die Rechte zu gleichem Zweck nach dem Peplus greift. An den Fels gelehnt steht die siebensaitige Schildkrötenlyra und drey Thiere daneben, ein ruhender Widder, der nach dem Saitenspiel des Sängers verlangend heraufschaut, ein stehender (dessen Kopf vermißt wird) und ein besonders lebenvoll gezeichnetes junges Reh an der Erde. Vor Orpheus tritt Proserpina hin, in der Rechten den langen Scepterstab, der in eine Lotusblume ausgeht, in der Linken die Hälfte wohl eines Granatapfels. Ueber der langen Tunika deckt das Ampechonium die linke Schulter und einen großen Theil des Unterkörpers: Diadem und Armbänder dienen ihr zu königlichem Schmuck. Längs dem Scepter, den sie dicht vor Orpheus hinstüzt, liest man καλε. Auf Proserpina folgt Pallas, in der Rechten die Lanze, in der Linken den Helm mit starkem Roßschweif. Außer der ihr gewöhnlichen langen Tunika mit Peplus darüber und der brustdeckenden Aegide verdient besonders ihr eigenthümlicher Haarputz eine Erwähnung. Ein einfaches Band um den Kopf schlingt ihr Haar hinten in einen starken Knoten zusammen und fällt in eine dicke Quaste ausgehend über den Nacken herab. Pallas, ebenfalls mit Armbändern ausgezeichnet, sieht sich nach der hinter ihr folgenden Aphrodite um, die über der langen Tunika ganz vom großen Ampechonium bedeckt wird, das ihr selbst den Hinterkopf und linken Arm einhüllt. In ihrer erhobenen und mit Armband gezierten Rechten trägt sie als sprechendes Symbol ihrer Macht den Knaben Eros, der mit in die Höhe gerichteten Flügeln und einfacher rother Binde um das Lockenhaar in den Haaren der Aphrodite spielt. Auch vor ihr liest man καλε, während hinter dem Gewand der Pallas sich χαρμιδες καλος herabzieht.

Die mit minderem Fleiß behandelte Kehrseite zeigt uns den bärtigen Hermes, ganz in den Peplus gehüllt, den Petasus hinten aufgebunden, den Caduceus in der Linken, mit seinen hohen Flügelstiefeln in vorschreitendem Eilschritt nach der Seite hin, wo Orpheus sizt. Vor ihm unter dem Caduceus schlängelt sich Καλος Τιμοχσενος herab.

Die Figuren sind roth auf schwarzem Grund, die Thiere schwarz schattirt, der Firniß schön; der Styl der Zeichnung fällt zwischen den der berühmtesten Vasen des Museo Vivenzio: wir meynen zwischen den der lezten Nacht von Troja und den des Bacchanals mit der bärtigen Dionysosherme. Minder streng und steif als jener erreicht er noch nicht die Freyheit der Behandlung und den Schwung des leztern.

Die Hauptscene scheint den Urtheilsspruch darzustellen, den Proserpina dem betrübten Orpheus in Betreff der Zurückgabe seiner Gattin Eurydice eröffnet. Orpheus, von dessen Klageliedern über den Verlust seiner geliebten Gattin Bäume und Thiere mitfühlend ergriffen wurden, sehen wir hier, die Lyra bey Seite gesezt, den Kopf herabsenken und in seinen Peplus verbergen vor Schmerz und Betrübniß. In solche Stimmung versezt ihn die vor ihm stehende Königin der Schatten durch ihr für einen

zärtlichen Gatten zu hartes Urtheil, Eurydice nicht früher anschauen zu dürfen, bis er das Reich der Unterwelt verlassen, sonst aber sie auf ewig zu verlieren. Wie Pallas in dieser unterirdischen Göttinnengesellschaft nicht ohne tiefe Bedeutung mit aufgenommen ist, hat neuerdings Gerhard in seiner Venus Proserpina (Kunstbl. d. J. Nr. 18. Not. 107) nachgewiesen: obschon die Gegenwart dieser Göttin sich hier vielleicht ungezwungener durch ihre nahe Verbindung mit den Musen (Paus. II. 11) rechtfertigen läßt. Eine andre Auffassungsweise ließe sich von Orpheus als Mysterienlehrer herleiten, dessen Holzbild Pausanias (B. III. 20) im Tempel der Eleusinischen Demeter in Lakonien sah, indem man Athene als Repräsentantin Attica's; des Hauptsitzes der Mysterien deutet, die aus dem erwähnten Grund einen regen Antheil an dem Schicksal des Sängers nehmen würde. Ihr Kopfumwenden nach Aphrodite, an die sie ihre Rede zu richten scheint, ist vielleicht in Beziehung auf das ausgesprochene Urtheil der Proserpina zu erklären, nämlich als Frage, ob Aphrodite ihr, dem ausdauernden, verständigen Muth, nicht zuwider handeln würde bey dem verhängnißvollen Weg, den der von beyden beschützte und geliebte Orpheus bald betreten müsse. Aphrodite hört ruhig ihre Rede an, den Eros in seinem Spiel nicht störend. Auf einer Vase des Museo Borbonico im ersten Vasenzimmer rechts von der Thür (Millingen vases pl. 42. vgl. Gerhard a. a. O. Not. 121) erscheint ebenfalls Eros sitzend auf der Hand der einen Grazie, während die andre ihr folgende mit beyden Händen ein Kästchen trägt, worauf Betzweige liegen und durch den ähnlichen Kopfputz an den bey der Pallas bemerkten erinnert; die dritte Grazie, den Schwan an einem Bande führend, steht mit unsrer Orpheusvase in keiner Beziehung. — Der eilende Merkur auf der Rückseite der Vase hat vielleicht seinem Freunde Orpheus, der ja von ihm auch seine Lyra geschenkt bekam, den Beschluß der Zurückgabe von Eurydice ausgewirkt und kömmt nun freudig und rasch, um seinen Freund zu der bevorstehenden Reise abzuholen.

Die Inschriften beziehen sich nicht auf die dargestellten Gegenstände, sondern wohl, da sie zwey Eigennamen bezeichnen, auf Geber und Empfänger der Vase. Der Name Τιμαχσενος findet sich auf einer ebenfalls Nolanischen Vase bey Millin Vases inedites Tom II. Pl. XIV. neben einem lanzenwerfenden Krieger: ein andrer ihm gegenüber auf dem Revers hat unterhalb dem Schild Καλος und hatte ohne Zweifel, wie Millin richtig bemerkt, über dem Schilde den Eigennamen und zwar Χαρμιδες. Dieselben Eigennamen finden sich auf einer dritten Nolanischen Vase neben zwey tanzenden Satyrn.

Am Schluß dieser Vasenanzeige glauben wir nicht unerwähnt lassen zu dürfen, daß die drey Göttinnen, so wie Hermes, leicht an das Urtheil des Paris erinnern, indem unsre Proserpina für eine Juno gedeutet wird. Aber wenn wir auch zugeben, daß die zweifelhafte Frucht nicht sowohl einen Granatapfel, als vielmehr einen gewöhnlichen Apfel bezeichne, so muß uns dieser, wenn auch im Allgemeinen ein Attribut der Juno, doch bey dem Urtheil des Paris in den Händen dieser Göttin befremden, da entweder Hermes oder Paris oder Venus ihn halten müßte. Eben so wenig stimmt die Trauer des Sängers, durch die bezeichnete Bewegung angedeutet und die Lyra neben ihm, der Mangel der phrygischen Mütze, mit der Darstellung eines, als Hirten freylich zum Theil mit den umherstehenden Thieren in Verbindung zu bringenden Paris. Geringern Schwierigkeiten begegnen wir, wenn wir in dem Sänger etwa Apoll vermuthen, der dem König Admet die Heerde weidet, und betrübt über die schwere Krankheit desselben, statt von den Moeren, hier von den drey Göttinnen die Rettung seines Herrn erflebt; doch wäre auch diese Vermuthung nicht ohne manche Bedenklichkeiten und jedenfalls ohne Begründung vorhandener Mythen.

2. Diota mit zwey Henkeln. Ein männlicher Genius, eine Binde um den Kopf, in der Rechten eine Geißel und die Linke zur Warnung aufhebend, fliegt nach einer mit Binden geschmückten Grabstele, auf welcher ein Betzweig liegt, herab. Ihm gegenüber entflieht ein Jüngling, ebenfalls eine Binde um den Kopf, von dem Peplus nur wenig bedeckt, im Begriff mit der Rechten den Betzweig vom Altar zu rauben, während die erhobene Linke seinen Schreck über das Ertappt werden bey der That und die Furcht vor der Züchtigung andeutet, der er angstvoll zu entrinnen strebt. Auf der Rückseite befindet sich ein kahlköpfiger Greis mit Chiton und Peplus bekleidet, der bey dem Anblick dieser Scene vor Ueberraschung mit seinem Krückenstab in die Höhe fährt und die Rechte entsetzenvoll aufhebt. Neben ihm liest man Αχεστοριδας καλος.

Wäre der Genius weiblich, so könnte man eine Erinnye durch ihn dargestellt wähnen, oder vielleicht Αἰδὼς (vgl. Winckelmann mon ined. Nr. 26.), die heilige Scheu, welche den Frevel, der dem Abgeschiedenen von einem seiner Feinde droht, zu verhüten eilt: dann möchte der Alte wohl am besten für den Vater des Verstorbenen gelten, der das Grabmal seines Sohnes zu besuchen kömmt und über den Auftritt, den er aus geringer Entfernung wahrnimmt, zurückschaudert. — Die Figuren sind roth auf schwarzem Grund, die Zeichnung überaus schön, bis ins Kleinste ausgeführt, die Rückseite an Schönheit der Vorderseite nicht nachstehend, und hierdurch sowohl als durch die nicht abgesetzte Mäanderumkränzung ihren engen Zusammenhang mit der Hauptscene bezeugend.

3. Pseudo-ägyptischer Lekythos. Zwey Hähne, in ihrer Mitte eine Schlange. Wer in den Hähnen wegen ihrer Streitlust oder auch wegen ihrer frühen Wachsamkeit die heiligen Thiere der Athene, mit Pausanias (B. VI. Cap. 26) erkennt, wird es nicht befremdend finden, wenn wir die Schlange in der Mitte für den Erichthonius deuten. Alle drey Vasen sind im Besitz des Duc de Blacas, die beyden lezteren Früchte seiner erst neuerdings begonnenen Nachgrabungen in Nola.

4. Pseudo-ägyptisches Vaso a Colonette mit zwey Henkeln. Zwey bärtige Krieger mit Helm, Panzer, Beinschienen und großen Schilden stehen einander gegenüber, um mit der Lanze einander zu durchbohren. Zu ihren Füßen liegt ein gefallener Krieger noch in völliger Rüstung. Ueber demselben in der Nähe zwischen den Gesichtern beyder sieht man eine Art Krokodil. Auf jeden Krieger folgt eine sitzende Sphinx als Zuschauerin des Zweykampfs. Unter jedem Henkel befindet sich eine weibliche Figur mit Chiton und großen Flügeln, mit dem rechten Fuß vorschreitend und die rechte Hand nach den Kämpfenden hingerichtet. Ueber jedem Henkel und zwar auf dem Rande der Vase steht eine den Kopf umwendende Sirene. Auf der Rückseite befinden sich, wie häufig auf dergleichen großen pseudo-ägyptischen Vasen, drey Roßpaare nach einander, jedes mit einem Krieger, der Helm, Schild und Lanze trägt, hinter seinem Haupte den schnappenden Vogel. In der unteren Reihe der Vase befinden sich folgende Thiere: ein Eber, Löwe, Kranich, Tiger, Hirsch, Tiger, Hirsch und Löwe.

Die Hauptscene stellt wohl den Zweykampf zwischen Memnon und Achill über den gefallenen Antilochus, den Sohn Nestors dar, und zwar dessen Anfang, der nach Quintus Smyrnäus (Paralip. B. II. V. 405 u. f.) im Lanzenwurf bestand. Hiemit stimmen genau die beyden Keren, die nach Zeus Rathschluß neben die Kämpfer hintraten, die eine zu Memnon, die andre freudig zum tapfern Achill. (Quint. Calab. B. II. V. 507—510.) Das Krokodil in der Höhe könnte man als Bezeichnung des Todes des Gefallenen ansehen, etwa wie die Schlange über dem geschleiften Hektor auf einer agrigentischen Vase im hiesigen Museum, wenn nicht dieß Thier richtiger das Vaterland Memnons andeutete und mit dem Kopf nach dem gegenüberstehenden Krieger gekehrt, einerseits als Bundesgenosse Memnons erscheinen, andrerseits aber für die Erkennung Achills behülflich seyn sollte. Die Sirenen ließen sich vielleicht auf den nahen Tod Memnons beziehen, der auf einer von Millingen (im 1sten Heft seiner neusten Vasensammlung Pl. IV. und V.) publicirten Vase sich dargestellt findet, wo Eos ihren geliebten Sohn Memnon, den im Zweykampf gefallenen forträgt. Kämen die schnappenden Vögel nicht auf den meisten pseudo-ägyptischen Vasen vor, so würden sie dießmal für Memnonsvögel gelten können.

Diese schöne Vase fand sich in einem Grab von bloßer Erde in einer Art Bronzekessel von gleicher Größe verwahrt, auf Nolanischem Grund und Boden.

Könnte man bey ähnlichen Werken noch auf die Gültigkeit der Benennung ägyptisch zu geben geneigt seyn, so würde es ihrer Herkunft wegen eher eine schöne canellirte schwarze, dreyhenklige Vase verdienen, in deren mit einfacher Blätterguirlande verziertem Hals der Name des Besitzers

ΧΑΡΜΙΝΟC ΘΕΟΦΑΜΙΔΑ
ΚΩΙΟC *)

(Charminos Sohn des Theophamidas aus Kos)

eingegraben steht und die, nebst vier alabasternen Balsamgefäßen mit Hieroglyphen und Sphinx- oder Anubiskopfdeckeln, vom neapolitanischen Consul in Aegypten als auf den Trümmern Carthagos gefunden, neuerdings an das Museo Borbonico übersandt wurde.

5. Balsamgefäß nolanischer Fabrik. Einem bärtigen Satyr, dessen Linke auf seinem halbkahlen Scheitel ruht, entfällt der Thyrsus aus der Rechten, die er nach einer voraustanzenden Bacchantin hinstreckt. Diese, über dem langen weitärmlichen Chiton vom Ampechonium zum Theil bedeckt, das herabwallende Haar nur mit einfacher Kopfbinde befestigt, in der Linken eine hochlodernde Fackel, schaut nach dem Satyr zurück, um rechte Hand und Arm eine Schlange gewunden, deren Kopf bißfertig den Satyr anzugreifen scheint. Zwischen den Köpfen beyder Figuren liest man Καλαι Δυονις.

Eine ähnliche Bacchantin, über den sterngestickten Chiton ein Ampechonium nach antikem spitzem Schnitt, in der ausgestreckten Linken eine Schlange haltend, in der Rechten den Thyrsus, den Kopf umwendend, folgt einem auf der Kehrseite der Vase dargestellten, ebenfalls zurückblickenden bärtigen Bacchuspriester mit Thyrsus und Kantharus: beyde Figuren mit zwey für mich bis jezt unlesbaren Inschriften befinden sich auf einer zweihenkligen Diota des Generals Koller.

Von Schlangenkränzen im Haar des Dionysos leitet Euripides (Bachant. V. 99.) dieselbe Haarverzierung der Mänaden her und eine ähnliche Erklärung möchte sich aus Nonnus Dionys. B. IX. V. 14 und B. XI. V. 58 in Bezug auf die von ihm erwähnte Mystis (B. IX. V. 129) ergeben. Indeß die nur historische Auslegung hindert uns nicht eine symbolische, die mit dieser sehr wohl bestehen kann, zu versuchen. Schlangen nämlich

*) Das O durchgängig in der Form eines auf der Spitze stehenden Vierecks.

erscheinen als Symbol der Weissagung: sie lehren Melampus den Menschen die Zukunft deuten (Apollod. Bibl. B. I. K. 9. §. 11.); als Orakelwächter trifft Apollo die Schlange Python in Delphi an (Apollod. B. I. K. 4. §. 3.); neben Aesculap und Hygiea befindet sie sich in fast gleicher Beziehung; nicht anders endlich läßt sie sich auf einer Vase des hiesigen Museums rechtfertigen, wo sie als Hüterin vor den Fels tritt, worauf die thebanische Sphinx sitzend ihr Räthsel absingt. Daß aber Dionysos ein Weissager und Seher sey und daß mit dem bacchantischen Schwärmen (βακχεύσιμον) viel Einsicht in die Zukunft (μαντικὸν) zusammenhänge, sezt Tiresias in den Bacchantinnen des Euripides V. 279 u. f. klar und scharfsinnig auseinander und überhebt uns aller Beweisstellen, die aus der nahen Verbindung zwischen Apoll und Dionysos (Διονυσ. Μελπομ. und Ἀπόλλ. Διονυσοδοτ. Pausan. B. 1. K. 32. §. 3. und §. 2.) fließen. Dahin zielt ebenfalls der Name Dreyfuß für den Krater als Siegspreis in Dionysischen Wettkämpfen (Athen. B. II. S. 37 und 38); deßhalb heißt das pythische Orakel den Dionysos als Arzt gebrauchen (Athen. B. I. S. 22), der mit Apoll und Aeskulap die Namen ἰατρος und Ὑγιάτης theilt. (Athen. B. II. S. 36.)

(Der Beschluß folgt.)

Rom, den 24. April 1825.

Thorwaldsen hat für das Denkmal Pius VII. zwey bedeutende und sinnvolle Gestalten erfunden, die gewiß das Höchste werden, was er je gebildet hat, und Alles übertreffen, was die Symbolik in dieser Art aufzuweisen hat. Sie stellen die geistige Stärke und die Weisheit vor. Der schwedische Bildhauer Fogelberg hat einen Merkur und einen Paris ausgeführt, die aus den ächten Maximen der Kunst hervorgetreten sind; er kann ein gefährlicher Nebenbuhler für Byström werden. Ein römischer Bildhauer Albagini hat einen verwundeten Achill vollendet, der sich auch durch Ausdruck, Styl und Composition auszeichnet. Die französische Akademie ist wo möglich in ihrer dießjährigen Ausstellung noch tiefer gesunken als voriges Jahr, gewiß in der Bildhauerey. In die deutsche Ausstellung sind nur noch ein Paar Landschaften von Koch, zwey in Aquarell von Welker und eine Herodias von Sutter gekommen; es heißt aber die drey Bilder von Overbeck, Veit und Senff, für Hrn. Bar. von Ampach, würden hingebracht werden. Rittich hat sein großes Bild verkauft; dieser Künstler hat das Unglück gehabt den Fuß zu brechen, ist aber wieder geheilt. Der Maler Müller ist am 23. April in der Wohnung des wackern Byström, der ihn zu sich genommen hatte, gestorben. Er hatte eben seine Gemälde für 1500 Scudi an Cardinal Fäsch verkauft.

Das heilige Jahr gibt Rom eine ganz andre Farbe, der Geist der Fröhlichkeit ist verbannt und auf den Straßen begegnet man nur schmutzigen Pilgrimen und Gebete murmelnden, bald kleinern, bald größern Menschenhaufen, oder Prozessionen. Die Beleuchtung der Peterskirche und die Girandola wurden aber mit ungewöhnlicher Pracht gegeben, weil der König von Neapel hier war, die erstere war dreyfach. Die Paulskirche soll wieder so hergestellt werden, wie sie war, ungeachtet ein unsinniges Projekt von Valadier, der nach seiner Art ein ganz modernes Gebäude daraus machen wollte und schon Vieles vom Alten vollends zerstört hat, bereits angenommen war; auch heißt es, sollen die Summen dazu verwandt werden, welche Consalvi zum Bau von drey Kirchenfaçaden bestimmt hatte. Torlonia gab 10,000 Scudi dazu. Das jüngste Gericht von Michel-Angelo soll nun von Camuccini (Bruder des Malers) hergestellt werden, die zwölf unteren Bilder der älteren Meister hat er bereits restaurirt und besonders das von Perugino sehr schön.

D. M.

Ueber die Anfrage im Kunstblatt Nro. 34. S. 126, die Kupferstiche des Prinzen Robert von der Pfalz betreffend.

So viel dem Unterzeichneten bekannt ist, hat Callot den beschriebenen und vom Prinzen Robert radirten Gegenstand nie gestochen, und ich fand denselben immer unter den übrigen Arbeiten des leztern als von ihm selbst erfunden angeführt. Doch gestehe ich nie mehr als zwey Exemplare des genannten Gegenstandes gesehen zu haben; nämlich eins in Paris, das zweyte in der Sammlung des verstorbenen Hofkammerrath Kreß von Kressenhofen bey Regensburg, welches leztere, wie ich vermuthe, sich nun in der ausgezeichneten Sammlung Sr. Excellenz des Herrn General-Postdirektors v. Nagler in Berlin befindet. Das Museum von Amsterdam bewahrt übrigens noch eine zweyte eau forte des Prinzen, die mir bis dahin nirgendwo mehr vorgekommen ist, und die um so interessanter scheint, als sie um ein Jahr früher verfertigt worden. Dieses Blatt stellt zwey Soldaten dar, die mit Lanzen bewaffnet sind, deren jeder einen bepackten Esel führt. Ihr Marsch geht nach links, wo man noch am Rande des Blattes eine Frau mit einem Kinde bemerkt. Im Hintergrunde sieht man ein Haus und einiges Gebüsch. Das Zeichen des Prinzen, bestehend aus den Buchstaben Rp, worüber eine Krone schwebt, und die Jahrzahl 1636, wovon die Ziffer 3 verkehrt steht, ist unten rechts zu finden.

Der Verfasser der interessanten Notiz in dem Kunstblatte würde mich sehr verbinden, wenn er mir auftragt eine Calque von dem Monogramm seines beschriebenen Blattes zukommen lassen wollte. Denn jenes, welches ich nach dem Exemplar in Paris gemacht habe, ist mit der Feder nachgebildet. Ich wünschte nämlich in meinem künftigen neuen Werke über die Monogramme die Zeichen der Künstler so exakt als möglich nachbilden zu lassen.

Brulliot.

Nr. 40.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 19. Mai 1825.

Die Kunstausstellung zu Prag im Jahr 1825.

Der Katalog weiset sammt dem später Hinzugekommenen 170 Nummern aus; diese Ausstellung steht also der Anzahl nach unter der vorjährigen. Der Mangel war besonders in der Reihe der Original-Gemälde und Original-Zeichnungen bemerkbar. Nachbildungen von Gemälden und Zeichnungen schienen dagegen die Zahl der vorjährigen zu übersteigen, worunter mehrere von fleißiger, selbst mühsamer Vollendung. Dieses und noch anderes scheint vorzüglich auf ein Ringen nach Behandlung, Farbengebung und artistischer Technik hinzudeuten, und somit auch hierin den Geist der Zeit zu offenbaren, welchem gemäß auch das Gute nicht ohne äußeren Glanz erscheinen darf, wenn es Eingang finden will; so ereignet sich dann öfters, daß bey der Sorgfalt für untergeordnete Eigenschaften der Kunstwerke nicht selten die ersten Forderungen unerfüllt bleiben. Auch hierin hat die neuere französische Schule in allen Kunstzweigen den Ton angegeben, oder vielmehr, sie fügte sich dem Verlangen des größeren Theils des Publikums, welches schon seit geraumer Zeit selbst gediegene Kunstwerke ohne äußere Eleganz unbeachtet läßt. Nur wenn mit der Zeit ein wirkliches Verlangen nach Kunst und Kunstgenuß statt finden sollte, ist zu hoffen, daß alles Gute und Zweckgemäße gehörig gewürdiget, und die Thüre des Geschmacks nicht zu bald zugeschlossen werde.

Blos das Vorzüglichere dieser Ausstellung kann der Vorwurf dieser Betrachtung seyn, welches hinlänglich den Grad der Kunstthätigkeit hiesiger Künstler beurkundet; wir wollen dießfalls der Ordnung der Katalogsnummern mit Uebergehung des weniger Bemerkenswerthen folgen.

Maria mit dem Kinde, St. Johann und ein Engel, Oelgemälde, von Franz Tkadlik aus Prag, in Wien gefertigt, in kleinen ganzen Figuren; der Kopf der Maria ist unter 3 Zoll. Maria am Spinnrocken sitzend, sieht mit Anmuth auf das in der Wiege eingeschlafene Kind; zu den Füßen der Wiege kniet in anbetender Verwunderung der kleine Johannes, an der Kopfseite scheint ein kleiner Engel knieend die Wiege zu bewegen. Alles Liebliche und Reizende, was dem Künstler zu Gebote stand in Zeichnung, Beleuchtung, Farbenglanz, Faltenwurf und selbst in technischer Behandlung, bemühte er sich in dieses sein Werk zu legen, und so sich des möglichst allgemeinen Beyfalls zu versichern. Der Ausdruck der Madonna, als eines höchst jugendlichen Mädchens, welches mit Sorgfalt gekleidet, das schlafende Kind in der Wiege mit anmuthiger Theilnahme betrachtet, ist dießfalls sehr gelungen zu nennen. Das Kind selbst, aus Rosen und Lilien gebildet, in das Bild einwärts ohne beträchtliche Verkürzung liegend, und in ganzer Figur sichtbar, ist weniger gelungen in der Zeichnung. Mit diesem kontrastirt der am Fuße der Wiege knieende kleine Johannes durch seine schwarzbraune Carnation. Der Ausdruck lieblicher doch lebhafter Verwunderung in seinem Gesicht ist derselbe, den wir als den gelungensten schon in früheren Bildern des Künstlers würdigten. Der Engel an der Kopfseite der Wiege ist in der Carnation dem Kinde gleich, scheint jedoch mehr die vierte Figur zur Vollendung der Pyramidalgruppe zu seyn. Carnation, Gewand und selbst die Nebendinge sind mit sehr viel Durchsichtigkeit behandelt, jedoch erinnert diese, besonders wo sie im Fleische vorkömmt, mehr an einen kompakten Körper, wie Stein oder Glas, als an die Morbidezza des Fleisches. Die Falten sind insgesammt in zierliche Biegungen gelegt, ohne irgend einen Stoff bezeichnende Brüche, die verwöhnten Augen unangenehme Ecken und Winkel bilden könnten. Der Horizont des Bildes ist etwas zu hoch genommen, demzufolge die Beine der Spinnerin nicht wohl ausgemittelt werden können, eben so wie der Länge der Wiege wegen die Schenkel und Beine des knieenden Johannes zu kurz ausfallen. Unsern davon stand die von Fendi in Wien von diesem Bilde gefertigte Zeichnung auf Stein in verkleinertem Maaße. Fendi gab das Bild mit dem ihm gewöhn-

lichen Fleiße, außer einigen Varianten in der Zeichnung möglichst treu wieder; dieß Blatt fand aber so, alles Reizes, den ihm Farbenglanz und Schmelz der Töne so vorzüglich geben, beraubt, keinen Beyfall. Noch waren von Tkadlik drey Porträte ausgestellt, zwey Kniestücke, und ein Brustbild. Auch diese zeigen im Ganzen einen entschiedenen Hang fürs Gefällige, in Geberde, Farbenton und Behandlung, bey nämlicher Durchsichtigkeit und demselben Faltenwurf wie in dem historischen Bilde. Tkadlik befindet sich dermalen zu Rom, und wir geben der erfreulichen Hoffnung Raum, daß ihn die Ansicht der klassischen Werke der Malerey in Stand setzen werde, durch seine künftigen Kunstproduktionen auch auf ein kleineres kunstverständiges Publikum einzuwirken.

Eine heilige Familie von Jos. Mrniak aus Prag, in sechs noch kleineren ganzen Figuren, als die in dem ebengenannten Bilde. Obgleich Hr. Mrniak mehr Sinn für einen ernsthafteren Kunststyl äußert, und dieses Bild regelrecht componirt ist, scheint ihm noch immer der Geschmack in der Zeichnung des Nackten sowohl, als vorzüglich in der Draperie zu mangeln; auch scheint er sich noch immer nicht mit dem Technischen der Kunst abgefunden zu haben. Wir glauben daher, daß dieses Bild in einer-blos gezeichneten flüchtigen Skizze einen größern Begriff von seinem Kunstvermögen geben würde. Auch er scheint das Bedürfniß einer gefälligen Behandlung zu fühlen, und wählte deßhalb zum Gegenstand seines Studiums das in der hiesigen Gallerie befindliche von W. Böttner in Rom gemalte Bild, Jupiter und Ganymed, dessen Nachbildung in etwas verkleinertem Maaße er ebenfalls ausstellte. Noch war von diesem Künstler ein Gemälde zu sehen: Gott belebet den ersten Menschen, im Sinne der Buonarottischen Composition. Außer einzelnen Theilen ist jedoch weder die Composition, noch Zeichnung und Behandlung dieses schwierigen Thema's zu loben. Die Lage Adams, wahrscheinlich ein akademischer Akt, ist für diese Stellung nicht motivirt genug, er scheint von einer abhängigen Erdlage herabzufallen. Die Gestalt Gottes, schwebend mit verkürzten Gliedern, erscheint viel zu schwerfällig, woran vorzüglich die Ueberladung mit Draperie Schuld ist. Die mit Crayon gezeichneten Compositionen dieses Künstlers: Moses wirkt vor Pharao das Wunder mit den Schlangen, und Christus mit der Samaritanerin am Brunnen, bezeugen das Vorbesagte. Beyde Compositionen, die erste mit sehr vielen Figuren, worin jedoch die Erfindung des Königsthrones als ganz mißlungen erscheint, sind regelrecht zusammengesetzt; beyde beweisen jedoch, um so mehr, da sie eher vollendete Zeichnungen als Skizzen sind, einen noch nicht hinlänglich gereinigten Geschmack in der Zeichnung des Nackten, sowohl als vorzüglich in der Draperie.

Der heil. Christoph trägt das Christuskind durch den Fluß, Oelgemälde in halb lebensgroßen Figuren von Jos. Führich aus Krahau in Böhmen. Dieses Bild hat nur in der Behandlung einigen Nachgeschmack altdeutscher Kunst, welcher ihm übrigens recht wohl ansteht. Es ist mit recht innigem Gefühl für Natur und Charakteristik erfunden und ausgeführt. Die Anstrengung des heil. Christoph, so wie die himmlische Ruhe des Christuskindes, sind ohne Affektation und mit Anmuth bey sicherer Behandlung ausgedrückt. Das Colorit, sowohl beyder Figuren als der Nebenwerke, zeugt von Wahrheitsgefühl und lebendigem Sinn für die Natur, ohne durch übertriebene Abglättung um Beyfall zu buhlen. Was die Beleuchtung betrifft, so behandelte der Künstler solche etwas zu willkürlich, als daß man mit Bestimmtheit angeben könnte, ob sein Bild ein Tag- oder Nachtstück sey; denn für letzteres, wofür es der aufgehende Mond und die Fackel des Eremiten in Hintergrunde bestimmt, ist das Bild im Ganzen etwas zu hell erleuchtet.

Dido auf dem Scheiterhaufen sich erstechend, von Friedrich Ammerling aus Wien. Oelgemälde in kleinen Figuren. Ein Bild im praktischen historischen Styl, ohne durch wahren Ausdruck, Schönheit der Formen oder Behandlung auf Interesse Anspruch zu machen.

Zwey heil. Familien außer dem Christuskinde in halben Figuren, nebst zwey Bildnissen von Franz Nadorp aus Anhalt in Westphalen. Diese Gemälde verdienten gewiß nicht die gleichgültige Aufnahme, die ihnen wohl meist deßhalb zu Theil wurde, weil sie sich in der Nähe anderer befanden, die von ihren Urhebern mit anlockenden äußeren Reizen so reichlich ausgestattet wurden. Eine andere Ursache mag die etwas fremdartige Form und Bildung des Nackten und der Draperie seyn, welche sich bey einer wenig besorgten Behandlung wiederholt als Manier, und eben als keine einschmeichelnde darstellt. N. scheint nach kräftigem Ausdruck der Form zu ringen, jedoch weniger Sinn für die Einfalt der Natur zu haben, die sich uns auch bey höherem Pathos in so gewaltigen Geberdungen nicht zeigt. Mit weniger Hang nach einer fremdartigen Originalität wäre es Hrn. N. ein Leichtes, bey seiner schön ausgebildeten Kenntniß der Form und gediegenen Zeichnung, eine ausgezeichnete Stufe der Kunst zu erreichen.

Der Heiland und Maria, lebensgroße Brustbilder von Martin Teicel aus Prag. Der Ausdruck des milden Ernstes im Angesichte des Heilands kann als gelungen gelten; weniger ist dieß der Fall bey der Maria. Farben-

ton, Behandlung und Draperie, besonders an der Madonna, sind besser als an den früheren Arbeiten dieses Künstlers. Seine Nachbildung des Gemäldes des englischen Grußes nach Direktor Bergler zeigt vom Studium eines ernsthaften historischen Styls. Noch war vom nämlichen Künstler ein Landschaftsgemälde nach der Natur, die Ansicht einer eingeschlossenen Thalgegend aus der Umgebung Prags zu sehen. Das anziehende solcher Porträtbilder im Landschaftfache muß vorzüglich in der glücklichen Wahl des Gegenstandes liegen, da bey der nöthigen Treue in einzelnen Theilen nichts dem Effekte des Ganzen aufgeopfert werden kann; daher solche Werke bey aller Trefflichkeit, die auch wirklich in diesem Bilde vorhanden, doch nur selten, außer bey dem Besteller, die beabsichtigte Wirkung hervorbringen.

Joseph Schmidt's gemalte Skizze der Himmelfahrt Christi berechtigt zu den besten Erwartungen für das im Großen auszuführende Gemälde.

Jos. Quaisser aus Seifersdorf in Böhmen. Ein Altargemälde, nach einer im Kleinen gezeichneten Skizze des Direktor Bergler in lebensgroßen Figuren ausgeführt: der heil. Christian, Erzbischof von Antiochien, kniet vor dem Altar, mit mehreren Nebenfiguren. Obgleich diese Composition wenig dramatischen Ausdruck zuläßt, ist das Ganze in einem des Gegenstandes würdigen, ernsthaften, historischen Styl ausgeführt, mit lebenswerther Benutzung dazu gehöriger Studien der Natur, wahrem und den Gegenständen entsprechendem, nicht auf blendenden Effekt gerichtetem Colorit. Noch war vom nämlichen Künstler ein lebensgroßes männliches Bildniß, Brustbild mit Händen zu sehen, welches bey vollkommener Aehnlichkeit, auch noch rücksichtlich der Farbe und der naturgemäßen Behandlung einzelner Theile und des Ganzen, zu den Bessern der ausgestellten Bildnisse gehört. Weniger lobenswerth finden wir seine auf Stein gezeichneten Bildnisse berühmter Männer.

Noch wollen wir hier Johann Gruß's, aus Schab in Böhmen, beyde Gemälde bemerken. Eine Nachbildung von Rafaels Madonna della Sedia, in halber Originalgröße, und dann noch eine andere Nachbildung einer Madonna mit dem Kinde, halbe Figur in Lebensgröße, nach einem unbekannten Meister. Beyde Gemälde zog der größere Theil des Publikums mehreren der ausgestellten Originalgemälde vor, und zwar der äußerst feinen Behandlung des Pinsels und des Farbenauftrags wegen; in der That konnten auch diese Bilder, was den Farbenschmelz betrifft, es mit jedem vollendeten Email-Bilde aufnehmen. Jedoch alles hat seine Gränzen, und wir meynen, daß auf diesem Wege die Vollendung der Kunst nicht zu suchen sey, wohl aber der Beyfall des großen Publikums. Bey solcher allzusorgfältigen Pinselbehandlung, schwindet leicht alle Wahrheit der Lokalfarben, um zu einem gefälligen Farbenschmelze zu werden, so wie auch die Bestimmtheit und Originalität der Form dadurch entgeistiget wird, — wenn nicht sogar auch ursprüngliche Unrichtigkeit der Zeichnung sich hinter solchen äußeren Schein verbirgt.

(Der Beschluß folgt.)

Kampanische Ausgrabungen.

(Beschluß.)

6. Zweyhenklige Diota, über 2 Palmen hoch, die Figuren fast 1 Palm Höhe und wie bey den früheren, roth auf schwarzem Grund. Ein jugendlicher Krieger, großentheils vom runden mit schwarzem Hund symbolisirten Schilde bedeckt, unterhalb welchem ein Theil vom Peplum herabhängt, in der Linken den Helm mit langem Helmbusch, in der Rechten die große Lanze, hört der Rede eines ihm gegenüberstehenden, bärtigen, mit langem Chiton und Peplus bekleideten, durch das Scepter bezeichneten Herrschers aufmerksam zu, dessen erhobene Linke wohl eine Frage oder Einladung andeutet. Hinter dem Krieger steht ein älterer Mann dessen Bart punktirt erscheint, vielleicht zur Unterscheidung seines Alters von dem des ebenfalls bärtigen Königs; ganz in den Mantel gehüllt, auf seinen Krückenstab gestützt, richtet er ebenfalls seinen Blick nach dem sprechenden König. Auf den König folgt eine schlanke, weibliche Figur, eine Art Haube auf dem Kopf, über den langen, ärmellosen Chiton den Peplus, in der Linken Patera, in der Rechten Praefericulum.

Telemach mit seinem Freund Pisistratus an den Hof des Menelaus kommend, um Nachrichten über das Schicksal seines Vaters einzuholen, (Odyss. B. IV.) scheint der Gegenstand dieser Vasendarstellung zu seyn, und in der einfach gekleideten weiblichen Figur mit Praefericulum erkennen wir nicht sowohl die königliche Helena, als vielmehr der Dienerinnen eine, die an den Fremden auf Befehl ihres Herrn die ersten Pflichten der Gastfreundschaft ausübt, so daß in dieser Scene Menelaus erscheint, wie er Telemachus bewillkommnet.

Die Rückseite enthält eine der gewöhnlichen Einweihungsscenen, eine weibliche Figur, ganz in Mantel gehüllt, nach ihr sich umblickend eine männliche Mantelfigur mit Scepter; vor dieser und zwar gegenüber steht eine jugendliche Mantelfigur auf den Stab gestützt.

7. Auf viereckigen Sitzen sieht man zwey Krieger einander gegenüber an einem in Form eines Oblongums in der Mitte stehenden Tisch, beyde im Begriff mit der Rechten einen Zug zu thun in dem mit sechs schwarzen und dazwischen gesezten weißen Steinen bezeichneten Damenbrettspiel. Das Haupt bekränzt, bärtig, mit weißem kurzem Chiton und reich geschmückten Panzer, Bein- und Fußschienen, sitzen die homerischen Helden da, in der Linken die Lanze, eifrig blickend jeder nach dem Zug des andern. Hinter einem jeden steht sein ovaler Schild und darüber der schöne Helm; der Schild des Einen hat einen Dreyfuß zum Zeichen; das Symbol des andern ist, weil er schräg steht, nicht erkennbar. Die Kehrseite zeigt uns eine Quadriga mit grandiosen feurigen Rossen, vor denen eine weibliche Figur mit langem, ärmellosen, prächtigen Chiton, in Gespräch steht mit einem ihr entgegenkommenden, vielleicht zur Quadriga gehörenden völlig gerüsteten und behelmten Krieger. Neben den Rossen sieht man einen Krieger einer der vorigen gleich gekleideten weiblichen Figur entgegenkommen und ebenfalls mit ihr in Gespräch, darauf einen dritten Krieger gerüstet, gegenüber den beyden Personen auf der Quadriga und sie anredend. Auf der Quadriga nämlich steht eine weibliche Figur, den früheren in Tracht gleich, den Hauptzaum haltend und neben ihr eine männliche in den Peplus gehüllte den Seitenzaum in den Händen. Beyder Köpfe, so wie der des Kriegers und der weiblichen Figur vor ihm, werden vermißt. Diese zweyhenklige Vase a colonette hat 2½ Palmen Höhe: die Figuren, schwarz auf rothem Grund, fast Palmhoch, sind im antiken Heroenstyl gezeichnet und von unbeschreiblich grandiosem Charakter. Bey den weiblichen Figuren, sind Gesicht, Arme, Hände und Füße weiß gezeichnet, die Panzer der Krieger, so wie Kopfbinden der Frauen violett.

Des Euripides Iphigenie in Aulis gibt uns den besten Commentar zu unsrer Vasendarstellung, nur muß die hieher gehörige Stelle V. 190 u. f., von den bisherigen Auslegern nicht richtig interpungirt, folgende Interpunktion zur Verständniß des Sinnes erfahren:

Χορ. Κατεῖδον δὲ δύ' Αἴαντε συνέδρω
Τὸν Ὀιλέως Τελαμῶνός τε γόνον,
Τῆς Σαλαμῖνος στέφανον·
Πρωτεσίλαόν τ' ἐπὶ θάκοις
πεσσῶν ἡδομένους μορ-
φαῖσι πολυπλόκοις
Παλαμήδεά θ' ὃν τέκε παῖς ὁ Ποσει-
δᾶνος· Διομήδεά θ' ἡ-
δοναῖς δίσκου κεχαρημένον,
παρὰ δὲ Μηριόνην etc.

Der Chor nämlich erzählt, wie er die beyden Ajas nebeneinander sitzen sah, Protesilaos mit Palamedes auf ihren Sitzen sich an den mannichfaltigen Zügen des Brettspiels ergötzen, ferner Diomedes, Meriones, Odysseus und Nireus Diskuswerfen. Daß Palamedes der Erfinder des Brettspiels sowohl als des Würfelspiels (nach dem Vers des Sophokleischen Palamedes bey Eustath. und nach Etymolog. Magn. πέττος) hier dargestellt sey, den auch Plutarch Problem. Rom. ἐν πέττοις καὶ κύβοις τὰ πολλὰ διημερεύοντα nennt, wird die Berücksichtigung der angeführten Euripideischen Stelle wohl außer Zweifel setzen und so wenden wir uns nach der Darstellung auf der entgegengesezten Seite. Vielleicht gibt auch hier derselbe Dichter uns einiges Licht über diese nicht genug bestimmte Scene. Klytemnestra nämlich, in Aulis angelangt, heißt Iphigenia vom Wagen steigen und einige der Jungfrauen sie dabey unterstützen, andre aber sich vor das Roßgespann hinstellen, weil die Blicke der Rosse fürchterlich und unbändig sind (V. 603 — 610.) Die Figur neben Iphigenia auf der Quadriga möchte wohl der Wagenlenker seyn, da Orest, nach Euripides, noch Kind, auf dem Wagen seiner Mutter Klytemnestra sich befand.

Neapel, den 12. April 1825.

P.

Anzeige.

Beauftragt von einer Gesellschaft hiesiger Künstler und Kunstfreunde, haben Unterzeichnete die Ehre die vaterländischen Künstler zu benachrichtigen, daß hieselbst zum März 1826 eine öffentliche Ausstellung von Werken aus dem Gebiete der zeichnenden und bildenden Künste veranstaltet wird, zu welcher sie gütigst beyzutragen, ergebenst eingeladen sind.

Mittheilungen über einzusendende Gegenstände werden bis Michaelis d. J. und die Einsendungen selbst nicht später als bis Ende Februar 1826 erbeten. Beydes unter Adresse der Commeterschen Kunsthandlung hieselbst.

Hamburg, den 1. Januar 1825.

Bendiren, A. de Chateauneuf, Hardorff, Harzen, Herterich, F. Sieveking Dr.

Nr. 41.

Kunst-Blatt.

Montag, den 23. Mai 1825.

Ueber die Cosimaten,
eine römische Künstler-Familie des 13ten Jahrhunderts. *)

Als ich vor geraumer Zeit in diesen Blättern der Cosimaten erwähnte (Kunstbl. 1821. S. 175), hoffte ich mit Sicherheit, bald Ausführlicheres über diesen vernachlässigten Gegenstand beybringen zu können. Aber lange vor meinen Wünschen aus Italien zurückberufen, verließ ich die kaum angefangenen Untersuchungen, und durfte, von sehr entlegener Pflicht in Anspruch genommen, seit der Zeit mich kaum des früheren Strebens erinnern. Indem ich jezt zu andrem Zwecke die italienischen Papiere durchmustre, fallen mir die alten Bemerkungen über die Cosimaten wieder in die Hand, und dieselben, die mir in Rom durchaus ungenügend schienen, machen mir jezt, wo ich aller Hülfsmittel ermangle, Lust zu öffentlicher Mittheilung. Die Vorreden mancher Reisebeschreiber, die zu erzählen pflegen, erst nach der Rückkehr haben gelehrte Freunde auf den Druck gedrungen, könnten solche Inconsequenz entschuldigen; doch hat auf meinen Entschluß vorzüglich die falsche Ansicht eingewirkt, die Cicognara von der ganzen Sache hat, und die auch Hr. v. d. Hagen ausspricht, als sey sie aus eigener Forschung hervorgegangen.

Wenn Jemand seine Muttersprache lange nicht gehört hat, und er trifft nun einmal wieder einen Landsmann, so pflegen wohl die Rede-Organe der alten Tonbildung sich etwas entwöhnt zu haben, daß er stottert und stammelt; bey alle dem kann er sich nicht satt sprechen, und findet kein Ende, wie ein Kind, Alles herzuerzählen, was ihm eben einfällt. Mögen die Leser es freundlich verzeihen, wenn ich von Kunst sprechend einem solchen gleiche.

Ich beginne die Untersuchung mit der Reihe der Inschriften, welche einzelne Werke Mitgliedern der Cosimaten-Familie mit Sicherheit zuschreiben, um daran die Frage über andre Arbeiten verwandter Zeit knüpfen zu können. Mehrere unter diesen Inschriften habe ich erst aufgefunden, und zum größten Theile sind sie ungedruckt.

1. An der alten Kirche von Falleri, drey Miglien von Città Castellana, an der behaupteten *) Stelle des alten Falerii

+ Laurentius cum	+ hoc opus
Jacobo filio suo	Qinlavait.
fecit hoc opus	fieri fecit.

2. An der Thür von Sa. Saba in Rom (1205): **)

Ad honorem domini nostri Ihu Xi anno VII pontificatus Dni Innocentii. III. pp. hoc opus domino Johanne a Bratia benefactum est p manus manus magistri Jacomi.

3. Ueber dem Hauptbogen der Kathedrale von Civita Castellana (1210): ***)

*) Der Padre Guglielmo della Valle erwähnt (Storia del Duomo d'Orvieto Roma 1791. 4. p. 264. nota a), er habe in der Arcadia März 1788 eine Rede über die Vicende dell' arte Christiana gehalten, und darin bey Gelegenheit auf das Verdienst der Cosimaten aufmerksam gemacht. Hiernach wird die Rede bey v. d. Hagen (Briefe in die Heimath IV. p. 222) citirt; obgleich genaue römische Erkundigungen nichts von einem Abdrucke in Erfahrung bringen konnten. Signor de Angelis in Siena. Verf. eines Elogio des Padre della Valle, antwortet mir so eben freundlich auf meine Anfrage: „es sey kein Aufsaz des P. d V. über die Cosimaten, außer dem in den lettere sanesi, gedruckt." — Die lezten existiren nun eben so wenig in Breslau, als eine gute Anzahl andrer Bücher, die mir höchst nöthig wären; und bey früherem flüchtigen Gebrauch ist mir eine solche Abhandlung nicht aufgefallen.

*) Ich sage behauptet, weil nach meinem Dafürhalten, die hohen Mauern, längs deren jezt Nachgrabungen angestellt werden, dem mittelalterlichen Kloster zugehören, während die Stadt, die Camill's Großmuth beschämte, wenig östlich auf einem waldbewachsenen Hügel zu suchen ist, wie die merkwürdigsten etrurischen Hypogeen davon Zeugniß geben.

**) V. d. Hagen nennt uns (IV. 222) diese Kirche (nach d'Agincourt) als einen der Orte, wo Arbeiten der Cosimaten zu sehen seyen; schweigt aber bey deren Beschreibung (p. 121) ganz darüber.

***) Auch hier (IV. 318) trifft v. d. Hagen derselbe Vorwurf.

Magister. Jacobus. civis. Romanus. cum. Cosma. a suo. fecit. ohc. opus. anno. dni. m. c. c. x.

An der Seitennische:

Mo. Ja co
+ Rainerius Petri Rodulfi fieri fecit.
bus me fecit.

4. Ueber der Thür zur ehemaligen Kirche S. Tomaso in formis, jetzt Villa Mattei in Rom:

Magister Jacobus cum filio suo Cosmato fecit ohc opus. *)

5. An dem Pilaster neben der Thür der Capelle Sancta Sanctorum, dem Lateran gegenüber, in Rom: **)

+ Magister.
Cosmatus.
fecit. hoc.
opus.

6. In der Crypta der Kathedral-Kirche von Anagni, S. Magno, an der Wand (1230):

+ Anno Dni. m. cc. XXX. i. XI. dia exeunte aprili pont dni. gg. VIIII. pp. ann. aj. V. ven. Alberto epo. residente i. ecc. Anag. p. man. magri. cosmo civis romani fuit amotum altare gloriosissimi mart. presulis Magni infra quod fuit inventum i. qdem pile marmoreo rudi pretiosum corp. ips. mart. q. kt. maji seqntis toti pp publice ostenso eodem die cum ympnis et laudib in eodem pile sub altari hoc oratorio in ipsius honorem condito pfunditus est reconditum cum honore. ***)

7. Am Architrave des Klosterganges von San Benedetto in Subiaco (Mit Bezug auf eine handschriftliche Chronik 1235.)

+ Cosmas et filii Luc. ia. alt.*
Romani cives in marmoris arte periti
Hoc opus explerunt abatis tpe Landi. †)

8) An einem Grabmale in Sa. Balbina in Rom. ††)

+ Joh's. filius. magri. Cosmati. fecit. hoc. opus...... hic. jacet...... Domin. Stephan. D. Surd. dni. ppceptiau.

9. Am Grabmale des Speculator Durantis in Sa. Maria sopra Minerva ebendaselbst (1296). †††)

+ Joh's filius magri Cosmati fec. hoc op.

10. Am Grabmale des Bischof Gunsalvo in St. Maria maggiore ebendas. (1299).

m. cc. LXXXXVIIII. + hoc op. fec. Joh'es magri Cosme civis Romanus. (Aginc. sculpt. Pl. XXIV. Cicognara T. I. P. XX.)

In dieser Zusammenstellung verfolgt man die Künstlerfamilie durch vier Grade. Der älteste Laurentius, hat kaum das 13te Jahrhundert erlebt, da sein Sohn Jacobus schon 1210 wieder einen erwachsenen Sohn hat, der in den Arbeiten von Civita Castellana als sein Gehülfe erscheint. Diesen Cosmas sehen wir zum lezten Mal 1235 in Subiaco in Gesellschaft zweyer Söhne; dann bleiben wir 60 Jahre lang ohne Nachrichten von dieser Familie, bis am Ende des Jahrhunderts ein dritter und früher nicht genannter, also wahrscheinlich spät nachgeborener Sohn des Cosmas, mithin Urenkel des Laurentius, allein in Rom mit mehreren Grabmälern auftritt. *) Dieser lezte nennt sich in seinen Inschriften regelmäßig filius Cosmae oder Cosmati, und daher haben neuere Schriftsteller den Namen der Cosimaten gebildet, der zur Bezeichnung auch wohl gebraucht werden kann, wenn man nur nicht, mit sehr unhistorischem Verstoße, ihn für einen Familiennamen nimmt, **) und nun wohl gar, wie V. d. Hagen (Briefe in d. Heim. IV. 222) von einem Cosimo Cosmati spricht, oder was noch ärger ist, mit demselben Schriftsteller den Vater nach dem Sohne Giacomo di Cosmate nennt. Solcher Nachlässigkeiten haben indeß auch italienische Schriftsteller sich schuldig gemacht, und dadurch die ärgste Verwirrung in dieser Angelegenheit verursacht. Bey Titi studio di pittura ecc. p. 84. kommt Cosimo Cosmati vor, und der Padre Guglielmo della Valle ist es gewesen, der v. d. Hagen zu diesem und einem noch ärgern Mißverständniß geführt hat. Dieser nämlich nennt p. 264 seiner Storia del duomo d'Orvieto, Giacomo di Cosmate Romano, nach Urkunden, als einen der 14 Capo Maestri und Muratori des Jahres 1293; in der Anmerkung aber fügt er hinzu, derselbe Giacomo werde in den Inschriften des Domes von Civita Castellana und des Hospitales von S. Tomaso in formis genannt, und ungefähr ebenso v. d. Hagen a. a. O. Nun haben wir gesehen, daß in

*) S. D'Agincourt peinture pl. XVIII. No. 9.

**) V. d. Hagen IV. 307. wie oben.

***) S. D'Agincourt. T. I p. 51 nota a, erwähnt einer andern Inschrift auf einer Stufe des Altars derselben Kirche, die ich nicht bemerkt, die aber nach ihm so lautet: „Magister Cosmas civis Romanus cum filiis suis Luca et Jacobo fecit.“

†) S. D'Agincourt Arch. pl. XXIX.

††) V. d. Hagen IV. 117. wie oben.

†††) V. d. Hagen IV. 192. wie oben.

*) So wage ich es die Genealogie zu bestimmen, obgleich D'Aginc. T. I. p. 51. Nota a sagt: „Il semblerait d'après les inscriptions, qu'ils ont laissées sur différens edifices, qu'on pourrait retrouver entre eux une généalogie, qui se composerait du père, du fils et du petit-fils; toute fois leurs noms de baptême, souvent les mêmes (?), ne permettent pas cette distinction.“

**) D'Agincourt a. a. O. „Leur nom était Cosma.“

Civitá Castellana Jacobus schon 1210 einen werkthätigen Sohn hatte, er mußte also doch wohl wenigstens 35 Jahre alt seyn; 1293 hätte er mithin nicht weniger als 128 J. gezählt. Gibt aber della Valle den Inhalt der Urkunden richtig an, *) so zeigt der Name Giacomo di Cosmate, daß nicht vom Vater, sondern nur von einem Sohne des Cosmas die Rede seyn konnte, und es fragt sich nur, ob sich von demselben noch anderweitige Spur findet. — Die Inschrift von Subiaco (Nr. 7.), die ich nicht nach eigenen Notizen, sondern nach Serroux D'Agincourt (Archit. pl. 29.) gegeben habe, ist offenbar in Hexametern abgefaßt. Damit der erste vollständig werde, nehme ich an, das kleine Zeichen für et sey ausgefallen, is sey Abkürzung für Jacobus und dieser Name nach italienischer Quantität gebraucht. Daher lese ich:

Cosmas et filii Lucas et Jacobus alter.

alter stünde dann in Beziehung auf die mittelalterliche Sitte, die Enkel nach den Großvätern zu nennen, und weil beyde dasselbe Gewerbe betrieben, hieße es so viel als der zweyte. Jacobus wird in der Inschrift von Subiaco auch in marmoris arte peritus genannt, er kann also nicht wohl später als 1220 geboren seyn. Nun wurde der Dom von Orvieto am 13ten Nov. 1290 angefangen, und nach vielen Zeugnissen war Nicolo Pisano,**) nach Andern auch Arnolfo di Lapo und Ramo di Paganello mit der Leitung des Baues beauftragt. In den ersten Jahren und so lange diese noch dem Werke vorstanden, konnte natürlich einer von vielen Werkmeistern oder Maurern bey diesem Baue nur eine höchst untergeordnete Person seyn, und es muß auffallen, als solchen den bereits 73jährigen Giacomo di Cosmate erscheinen zu sehen. ***) Entweder also hat der, in solchen Dingen höchst unzuverlässige della Valle uns den Namen Giacomo statt Giovanni gegeben, oder Jacobus ist ohne allen Vergleich hinter den übrigen Mitgliedern seiner Familie zurückgeblieben, und in beyden Fällen ferner nicht von uns zu beachten. Nicht mehr wird von seinem Bruder Lucas zu sagen seyn; denn auch er kommt nur in Subiaco vor, ohne daß ein ihm eigenthümliches Werk bekannt geworden wäre.

Außer den genannten Mitgliedern dieser Familie führen mehrere Schriftsteller noch einen Adeodato Cosmati an. Ihm schreibt zuerst Titi studio di pittura p. 222 die Capelle sancta sanctorum zu; doch haben wir schon gesehen, daß sie dem Cosmas selbst angehört. Nach demselben (p. 84) und nach Ciampini (Vet. mon. T. I. p. 181) war von diesem Künstler bis ins 17te Jahrh. ein Tabernakel in Sta Maria in Campitello, mit dem Wappen der Capizuchi, und auf Kosten dieser Familie im Jahre 1290 angefertigt. Die Inschrift lautete so:

Magister Deodatus fecit hoc opus.

In der Kirche Sta Maria in Cosmedin oder Bocca della Verità ist noch heute ein solches Tabernakel mit der Inschrift:

Diodat me fec.

und nach dem Zeugniß von Titi (p. 84) und Ciampini (a. a. O.) waren ehedem zwey ähnliche, aber ohne Inschrift, in Santa Maria maggiore. In der That trifft das Datum, das von der Arbeit für die Capizuchi angegeben wird, recht wohl mit der Zeit überein, in der ein Sohn des Cosmas gelebt haben könnte; aber es ist in den Inschriften mit keinem Worte von einer solchen Abstammung die Rede; sollte sich also nicht etwa weiter unten auf das Entschiedenste eine Verwandtschaft des Styles in diesen Arbeiten zeigen, so werden wir den Namen Deodatus aus der Cosimaten-Familie streichen müssen. Um diese Untersuchung vorzubereiten, wird es aber nöthig seyn, einiges zu Charakterisirung ihrer Werke vorauszuschicken.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Mit gutem Grunde ist seine Sorglosigkeit schon gerügt worden von Cicognara T. I. p. 200.

**) Begründete Zweifel dagegen bey Cicognara I. 199 und 359, der den Lorenzo Maitani für den wahren Baumeister hält.

***) Ist die von D'Agincourt angegebene Anagniner Inschrift richtig, so müssen diese Zahlen noch um fünf vermehrt werden.

Die Kunstausstellung zu Prag im Jahr 1825.

(Beschluß.)

Außer den schon angeführten Bildnissen war noch eine größere Anzahl, sowohl in Oel als Miniatur, so wie auch in Crayon ausgestellt; wir können darunter nur noch einige bemerken. Die Porträte von Anton Bayer, so wie das von Anton Machek befriedigen hinlänglich die allgemeinen Forderungen des Publikums als praktische Arbeiten, ohne auf höhern Kunstwerth Ansprüche zu machen.

Noch sah man, obgleich eine Arbeit früherer Jahre, das Bildniß unseres Homöopatikers Dr. Marenzeller von Sulzer gemalt, ein lebensgroßes Bildniß. Bey vollkommener Aehnlichkeit gehört dieser Kopf, sowohl was Farbengebung als Behandlung betrifft, zu dem Vorzüglichsten der Art. Ohne alle Quälerey der Farben ist das morbido des Fleisches mit der wahrhaften Lokalfarbe jedes Theiles wiedergegeben.

Anton Manes aus Prag hat zwey Landschaften ausgestellt. Die erste eine felsigte Landschaft mit Burgruinen und einem Wassersturze, eine Composition, und die andere kleinere, eine Gegend an der Eger nach der Natur. In beyden zeigt der Künstler, daß es ihm um einen kräftigen, bestimmten und gewählten Naturstyl zu thun sey, ohne der Verweichlichung des Zeitgeistes schmeicheln zu wollen. Besonders im Landschaftfache ist eine angewohnte Meisterschaft gefährlich, und der Künstler wird nur dann Meister, wenn er immer Schüler der Natur bleibt; denn die so mannichfachen Naturerscheinungen lassen sich in keine Fesseln, selbst der bestscheinenden Manier bannen.

Die Landschaften von August Piepenhagen aus Saldin in Preußen, sämmtlich graphischen Werken, mehrere auch dergleichen mit Farben lavirten nachgebildet, fanden viel Beyfall. Niedliche Behandlung, und vorzüglich ein gewisser grauer Ton, mit Ausschluß aller kräftigen Farben-Harmonie, verschafften ihnen Gunst bey dem großen Publikum. Jedoch die gefälligste Manier ist doch auch Manier. Die Farbe erscheint in der Landschaft in den verschiedenartigsten Gegensätzen als bedeutendes Motiv, und die wahre Kunst ist hier die Farben zu harmoniren, nicht aber solche abzuschwächen.

Unter mehreren Blumen-Gemälden, theils nachgeahmten, theils nach der Natur, waren besonders die letzteren von zwey Künstlern bemerkenswerth. Eines von J. G. Steinberg aus Berlin, und zwey von Johann Knapp aus Wien. Obgleich die beyden letztgenannten die seltensten und ausgewähltesten Blumen, im höchsten Farbenglanz, mit bestimmter und zarter Pinselführung zur Ansicht bieten, eignet sich ihre Behandlungsweise unserer Meynung nach doch mehr für einzelne Blumen-Exemplare in prächtige, botanische Werke.

Mehr einem Blumengemälde angemessen halten wir die Behandlungsweise des Gemäldes von Steinberg. Jede, selbst die glänzendste Farbe wird im Schatten gebrochen, und nur das Auge des profanen Kunstliebhabers sucht auch noch da zum Nachtheil des Kunstwerkes hohen Farbenglanz. Auch ist eben diese Farbenbrechung eines der vorzüglichsten Mittel des Künstlers, und dessen er sich nicht begeben kann, um einzelne Theile sowohl als die ganze Gruppe zu runden, und durch Unterordnung das Vorzüglichste zu heben.

Werke des Grabstichels waren dießmal nur von zwey Künstlern zu sehen. Von J. C. B. Gottschick aus Dresden zwey Bildnisse. Das Bildniß des verstorbenen Kügelgen nach ihm selbst, und das des Dichters H. Tiedge, nach Wietsch, Brustbilder, beyde vortreffliche Arbeiten, die sich, vorzüglich das letztere, dem Besten dieser Art anreihen.

Von Georg Döbler aus Prag waren mehrere Stücke historischen und Landschaftsfaches zu sehen, darunter aber nur die Landschaft mit einem Wasserfalle nach Everdingen, obwohl in zu kleinem Maaßstab, bemerkenswerth.

Der größere Theil der Nummern begriff Nachahmungen sowohl in Oelfarben als in Zeichnung, im historischen Porträt- und Landschafts-Fache, nebst einigen Architekturstudien, wovon der größere Theil manches Gute für die Zukunft hoffen läßt.

Mehrere Künstler haben dieses Jahr theils gar nicht, theils nur Einzelnes beygetragen. Wir wollen nicht hoffen, daß der unbesonnene Tadel eines Unberufenen (im Archiv des Freyh. v. Hormayr), der das vorige Jahr den größeren Theil der beytragenden Künstler traf, irgend eine nachtheilige Wirkung auf ihre Kunstübungen sollte geäußert haben; mögen sie bedenken, daß auch der bitterste Tadel verhallet, und alles Rechte und Wahre in der Kunst nicht ohne Würdigung bleibt, obgleich es nicht in Abrede zu stellen ist, daß derley unverständige Krittlerey, die von Ignoranz und vorgefaßten Meynungen zeugt, wenig geeignet ist, Talente aufzumuntern.

Prag, am 18. April 1825.

N. M.

Potsdam.

Der Kupferstecher Hr. J. F. Link hat eine Subscription auf eine Ansicht des Schlosses Marienburg in Westpreußen eröffnet, die, 12 Zoll hoch und 7 Zoll breit, nach einer von Hrn. Professor A. Breisig an Ort und Stelle aufgenommenen Zeichnung in Linien-Manier ausgeführt, in etwa 6 Monaten von ihm erscheinen soll. Hiemit geht wenigstens ein Theil des Wunsches in Erfüllung, den Hr. Prof. Büsching schon früher im Kunstbl. (1821. Nr. 21. ff. und sonst) ausgesprochen, daß Hrn. Breisigs Zeichnungen durch Kupferstich bekannt werden möchten. Die Ansicht ist aus dem Zwischengraben aufgenommen und stellt die Hauptseite des Schlosses mit der großen Eingangsbrücke vor. Der bey der Ablieferung zu entrichtende Subscriptionspreis ist für ein Exemplar vor der Schrift 4 Thlr.; mit unausgefüllter (à demi-lettre) 3 Thlr., mit vollendeter (à lettre finie) 2 Thlr. Jeder Abdruck wird mit der Bezeichnung „Subscriptions-Exemplar“ versehen. Nur Abdrücke mit vollendeter Schrift werden in den Kunsthandel kommen, und deren Ladenpreis um die Hälfte erhöht seyn.

Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung nimmt Subscription auf dieses Blatt an.

Nr. 42.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 26. Mai 1825.

Ueber die Cosimaten,

eine römische Künstler-Familie des 13ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

So oft eine bedeutende Kunstbildung untergeht und die Zeit entweder zum nächsten Bedarfe, oder noch mehr zu einem barbarischen Luxus neuer Produkte bedarf, sucht das gesunkene Geschlecht die eigene Dürftigkeit mit dem reichen Vorrath des erstorbenen zu verdecken. Ideen, die in schöneren Augenblicken geboren wurden, treten in vielfachen Gestalten wieder auf, Formen werden geradezu nachgebildet, und wohl gar den alten Statuen neue Porträtköpfe aufgesezt, die alten Säulen und Bildwerke in die neuen Bauereyen eingeflickt. Bezeichnend ist für eine solche Epoche der Werth, der auf die Materie, ihre Kostbarkeit und die Schwierigkeit sie zu besiegen gelegt wird; daher die gesuchteren Formen, der übertriebene Schmuck, vorzüglich auch des Nebenwerkes, mit einem Worte alles das, was man in der Poesie Alexandrinischen Geschmack zu nennen pflegt. In der Architektur, die nur durch vollendete Einheit des Nothwendigen und Zierenden schön wird, sind die Fehler dieser Art am leichtesten zu machen, und für das Auge am meisten beleidigend. Die Hand, die mit jedem Decennium unbeholfener wird, kann sich immer weniger ersättigen an schwierigen und gehäuften Ornamenten, die immer mehr mit barbarischen Formen sich vermengen. Je mehr der Sinn für ihren schicklichen Gebrauch verschwindet, desto häufiger werden die Säulen, in stumpfer Taktlosigkeit zwischen nadelgleicher Länge und verwachsener Kürze schweifend, und je größer der Vorrath alter Herrlichkeit ist, desto buntscheckiger wird das Gemisch erhabener Trümmer und moderner Erbärmlichkeit. Dieß ist die Zeit, die man vorzüglich in Italien als die des Fragmentenbauens bezeichnen kann.

Wenn dann in diese todte Masse ein neues Leben bringen will, dann wird gar selten die alte Kunst in ihrer ursprünglichen Form verjüngt wieder auferstehen können; gewöhnlich wird ihr langer Schlaf sie auch dem Volke für immer entfremdet haben. Nur aus dem Bestehenden kann das Neue hervorgehen, und nur dann ist Heil zu erwarten, wenn das, was lange als barbarischer Mißbrauch geübt ward, in sich zu Form und Bedeutung belebt wird. Nicht durch todte Nachahmung des klassischen Alterthums, sondern durch selbstständige Ausbildung ging aus der bäurischen lingua rustica die Poesie neuerer Zeiten hervor. Die rohen Formen der sogenannt sächsischen Säulen und Bogen wurden in unserem Norden nicht mit korinthischen und jonischen, nicht mit elegantem Gesimse vertauscht; sondern als sie selbst sich kühn zu erheben wagten, da entstand die herrliche Baukunst, der Europa die würdigsten Räume der Gottesverehrung, die stolzesten Denkmale städtischen Wohlstandes verdankt. Solch ein frisches Keimen schießt dann auch, wenn gleich aus einer Wurzel, doch unabhängig, und nach Stamm und Himmelsstrich verschieden, an mehreren Orten empor; Gerard von Bornello singt andre Lieder als Dante, und während in Syrakus das gothische Blättchen aus dem altdorischen Kapitelle sprosst, schlagen am Niederrhein die Säulenknäufe in dichte Gewölbrippen aus.*)

Nur mit diesen Versuchen, dem unförmlichen Stoffe neues Leben zu verleihen, darf, wie ich glaube neuere Kunstgeschichte beginnen. Steigt sie in die dunkeln Zeiten hinauf bis zu jedem mißglückten Beyspiel einer Kunstanstrengung, so verwirrt sie nicht nur die Grenzen des Verfalls und des Erwachens, sondern auch die der Kunst und des Handwerks. — Wir dürfen uns nicht von der rohen Masse, von dem Aufwand an Kraft und Geld imponiren lassen; sie können der Kunst den Weg bahnen, aber sie sind es noch nicht selbst. Auch der Dom von Pisa ist kein Kunstwerk. Er ist ein rohes Conglomerat kostbarer Materien, aber keine Einheit, keine Spur eines neuen Lebens ist in seinen weiten Räumen zu finden. Es ist bezeichnend für dieß Gebäude, daß dem Architekten nicht eine glückliche Erfindung, sondern das Geschick nach-

*) Moller Denkmäler der deutschen Baukunst. Erster Theil. Darmstadt 1821 f. vorzügl. S. 7 — 15.

gerühmt wird: große Gewichte mit geringer Kraft zu bewegen.

Was nun die Baukunst in Rom betrifft, *) so ist es natürlich, daß sie den imponirenden Mustern des Alterthums gegenüber, von antiker Weise weniger als anderwärts sich entfernt, mithin eines geringern Rückschrittes zu ihr bedurfte. So kommen dann zwar einzelne Beyspiele geschmackloser Ornamentenhäufung vor, wie z. B. an dem sogenannten Hause des Cola Rienzo (d'Aginc. Arch. XXXIV.) an einer Thür in Santa Prassede und einer andern in Santa Sabina (d'Aginc. Sculpt. Pl. XXII.); im Ganzen aber erhalten sich antike Formen in stehenden Typen ziemlich durch das ganze Mittelalter. Zu Zeiten scheint es auch wohl, als ob allmählig aus der Nachahmung ein eigener Styl hervorgehen wollte. Die Vorhalle von San Vincenzo e Anastasio in Tre fontane, nach der Inschrift von 1140, eine Seiten-Façade des Spedale di S. Giovanni, vermuthlich aus derselben Zeit, sind von einfachen und eleganten Formen. Die Inschrift der Kirche S. Giorgio in Velabro, kann ich zwar unter meinen Papieren nicht auffinden; doch erinnere ich mich, daß sie nur einen Stephanus e Stella als Erbauer, und keine Jahreszahl nennt. Immer aber hat Bonelli (Descriz. di Roma, p. 628) mehr Recht, wenn er diese Vorhalle in das 13te Jahrhundert versezt, als v. d. Hagen (IV. 108) der sie in das 9te zu verweisen scheint. Hier hat sich ein durchgehender einfacher Sockel unter die Säulen gelegt, an den Ecken stehen zwey schlichte Pfeiler, denen Pilaster an der Mauer entsprechen, mit einem eigenthümlichen eleganten Kapitell geschmückt. An den Ecken des Frieses, die ungewöhnliche Breite gewonnen, stehen Löwenköpfe. Während schon bey den Römern die Steine des Frieses zu einer Art Gewölbe geschnitten wurden, so daß Klötze mitten auf die Säulen zu liegen kamen, und die Zwischenräume auch wohl mit Ziegeln ausgefüllt wurden (z. B. S. Lorenzo fuor le mura, Aginc. Archit. XXVIII. 39.) sind diese Klötze hier anders gefärbt, und sehr zierlich gearbeitet zu einem sinnreichen Ornamente gebildet **) (die Abbildung bey Aginc. Arch. XXVIII. 18.) ist allzuklein). Dergleichen Erfreuliches kommt in dieser Periode noch Manches in Rom vor, während die Säulchen und kleinen Bögen, die Symbole und Unthiere in den Provinzen und in Toskana der feinern Sinn noch höchlich beleidigen. ***) Man sehe die Kirchen von Lucca, die Pieve von Arezzo, S. Rufino von Assisi, S. Pietro fuor di mura von Spoleto und die gleichnamige Kirche bey Toscanella. Vielleicht noch etwas früher entstehen in Rom die unzähligen zum Theil schlanken und zierlichen Kirchthürme, die oft mit Serpentin und Porphyrplatten geschmückt, von rohen Gesimsen in vier und mehr Stockwerke getheilt, in einem jeden nach allen Seiten drey Fenster, in Bögen auf zwey Säulen ruhend, zu haben pflegen. Besonders zahlreiche Tabernakel entstanden in dieser Zeit, und sind leider großentheils schon längst wieder zerstört worden. Ciampini (a. a. O. S. 178) zeigt sehr gründlich, wie diese Altarhäuschen oder Confessionen aus einem mit Säulen geschmückten Grabmale einfach hervorgingen, und so sind dann die in den Mosaiken von San Giovanni in fonte in Ravenna abgebildeten wirklich bloße Sarkophage mit vier Säulen zur Seite, die ein schlichtes Gebälk bedeckt. *) Auf diesem steigt allmählig, nach dem beliebten Geschmack des 11ten Jahrhunderts eine Reihe kleiner Säulchen empor, die entweder mit niedrigem Dache, **) oder mit einer neuen ins Achteck gestellten Säulenreihe gekrönt ist. ***) Ein ganz neuer Schritt ist es dagegen, das gradlinigte Gebälk mit den kleinen Säulchen wegzuwerfen, und einen Spitzbogen, wohl gar in Form eines Dreyblattes an dessen Stelle treten zu lassen, wie das erst am Ende des 13ten Jahrhunderts geschieht. Eine vierte dieser Zeit vorzüglich eigene Arbeit besteht in den kunstreich mit alexandrinischer Mosaik ausgelegten Kirchenfußböden, und den auf ähnliche Weise geschmückten, doch mit Marmorrahmen und feinerer Glasmosaik eingefaßten Ambonen, Chorstühlen und Altartafeln. Proben der Art finden sich in den meisten alten Kirchen von Rom und zum Theil von hoher Schönheit, z. B. in S. Clemente, Santa Maria in Cosmedin, San Lorenzo fuor le mura, San Nereo ed Achilleo †) u. s. w.; doch tragen sie fast nirgends ein sicheres Datum, und kann man oft wohl um 4 bis 500 Jahre schwanken.

---

*) Was v. d. Hagen II. 279 darüber sagt, ist höchst flüchtig.

**) Die bessere Architektur dieser Vorhalle ist auch Milizia nicht entgangen (Roma, arti del disegno p. 117.)

***) Aus demselben Grunde entwickelte sich in Deutschland, wohin nur einzelne Beyspiele der alten Baukunst gelangt waren, die neue am schnellsten.

*) Vergl. auch Muratori Antiquitates Italicae m. ae. Aretiner Ausgabe T. IV. p. 719.

**) Z. B. Tabernakel [D'Aginc. Arch. XXVIII. 37.] und ein Grabmal [Ciampini a. a. O. Tab. XLV. Nr. 4.] in San Lorenzo fuor le mura (1265), Tabernakel in San Clemente [Ciampini Tab. XLIV. Nr. 1.] und in San Pietro e Marcellino [Ciampini Tab. XLIII. Nro 4.], wahrscheinlich auch ein ähnliches in San Alessio und die beyden schon erwähnten in Santa Maria maggiore. Auch außer der Stadt z. B. in der Domkirche von Ferentino mit der Inschrift: ✝ Magister Drutus de Trivio civis Romanus fecit hoc opus.

***) Tabernakel von S. Giorgio in Velabro und von San Pietro fuor le mura di Toscanella, lezteres vom Jahr 1093.

†) V. d. Hagen IV. S. 238, S. 106, S. 204, S. 157.

Von der Sakristey des Domes in Civita Castellana wird noch unten die Rede seyn; aber auch die vorzüglich reichen und sorgfältigen Arbeiten dieser Art in der Hauptkirche von Salerno machen eine Ausnahme, denn sie führen die Jahreszahl 1165. — Die Glasmosaiken pflegen regelmäßige Figuren, ineinandergefügte, sechs- und achtstrahlige Sterne darzustellen; doch läßt sich in der Schönheit der Muster ein sehr großer Unterschied bemerken; während die einen aus wenigen regulären Bruchstücken zusammengesezt sich kunstreich und gefällig verschlingen, gestalten die andern nur mit Winkeln und Ecken sich unvollständig zu weitläuftigen Mustern, die man kaum zu übersehen vermag. Die alexandrinische Mosaik dagegen bleibt gewöhnlich den Grundfiguren des Alterthums getreu, unter denen vorzüglich der Kreis, mit den zwey oder vier an den entgegengesezten Enden ausgehenden Bändern, sich konstant erhält.

Erst nach dieser Uebersicht architektonischer Kunstübung in Rom, die auch nach D'Agincourt nicht unnöthig erscheinen konnte, wird es möglich, den Cosimaten selbst ihren gehörigen Standpunkt anzuweisen. Der ebengenannte Schriftsteller nennt sie nun zwar (I. S. 51. no. a): „des artistes ... qu'on pourrait croire architectes, mais qui me paraissent plutôt n'avoir été que des sculpteurs d'ornemens, und II. S. 51 sezt er, mit Bezug auf diese „Details", schon bestimmt voraus, sie seyen nur sculpteurs-marbriers gewesen; doch verdient diese völlig unbegründete Meynung der obigen Reihe entschiedener Inschriften gegenüber, wohl nicht erst eine Widerlegung. Ich nehme daher Laurentius, Jacobus und Cosmas mit seinen zwey ältesten Söhnen für Architekten, Johannes dagegen ausschließlich für einen Bildhauer, oder wenn man will Steinmetzen.

Was nun zunächst die Architekten betrifft, so scheint mir die zweckmäßige Anwendung eines einfachen und eleganten Rundbogens in selbst gebildeten Formen und ohne todte Nachahmung der Antike ihr vorzügliches Verdienst zu seyn. Bald legen sie ihn auf Pfeiler und bald auf Säulen, und besonders im lezten Gebrauche bilden sich unter ihnen die meschinen Säulen der Façaden des 11ten und 12ten Jahrhunderts zur gefälligen Dekoration aus. Allerdings schwanken die beyden ersten noch, und mögen sich überhaupt nicht sehr über den gewöhnlichen Standpunkt ihrer Zeit erhoben haben. So verbindet die Thür der Kirche von Falleri den spätern Bogen der Cosimaten mit gradlinigtem Architrav, innen wechseln Pfeiler und Säulen. Der Bogen des Domes von Civitá Castellana ist, wie der vielleicht gleichzeitige in Nepi, von zwey niedrigeren Nischen umgeben, gleichsam nach Art der Triumphbögen. Die Vorhalle von Santa Saba ist gar ohne Bogen mit geschmacklos, nach Art eines Karnieses ausgeschweiftem, gradlinigtem Architrave, und die Thür selbst mit ihren eingelegten Mosaiken entfernt sich in ihrer Grundidee nicht von den gewöhnlichen des früheren Mittelalters. Der Thürbogen und das kleine Wetterdach, oder das Wandtabernakel, wenn man es so nennen will, von San Tomaso in formis sprechen schon entschiedene den Styl aus, den ich hier bezeichnen will. Der Bogen der Thür ist ohne weitere Verzierung dreyfach gereift, der obere kleinere zweyfach. Der lezte ruht auf zwey korinthischen Pilastern und zwey ähnlichen Säulen, und bedeckt ein rundes Mosaik, das Christum darstellt, wie er einen Weißen und einen Schwarzen, d. h. die Genossen des alten Bundes und die Gentes segnet. In der Umschrift sind die Worte „✝ signum ordinis ..." zu lesen, und das deutet auf den Orden der Trinitá del riscatto hin, die von dem Sel. Giovanni della Matta im Jahr 1197 neu gestiftet, und denen zugleich diese Kirche zugewiesen ward. So ist also diese Arbeit mit Wahrscheinlichkeit in den Anfang des 13ten Jahrhunderts zu setzen.

Auch in Sancta Sanctorum ist dieser Styl noch nicht unvermischt; doch gehört dieß Denkmal in mehrfacher Hinsicht zu den bedeutendsten, und verdient deßhalb hier folgende Beschreibung. Der innere Raum bildet ein einfaches Quadrat, in den Ecken stehen vergoldete Pfeiler, die das spitze Kreuzgewölbe tragen. Die Wände zerfallen in drey Abtheilungen über einander. Die unterste wird auf der Altarseite von zwey componirten Porphyrsäulen nebst zwey ähnlichen Pilastern und einem überhängenden Mosaik ersezt. In der zweyten Abtheilung folgen auf jeder Seite vier kleine Nischen mit Heiligenbildern, von mannichfach und zierlich gewundenen Säulchen und dreyfach eingeschnittenen Bogen, die auf jenen ruhen, gebildet. Ein Gesimse trennt diese Abtheilung von der folgenden, die in jeder Wand ein schmales spitzgewölbtes Fenster hat. Die vier Rippen des Kreuzgewölbes sind wie die Pfeiler selbst vergoldet, zwischen ihnen im Sternenhimmel die Symbole der vier Evangelisten schwebend. Der Fußboden ist von dem gewöhnlichen alexandrinischen Mosaik. Vorzügliche Arbeiten an dieser Kapelle werden unter dem Pontificat Honorius III. und Nicolaus III angeführt. Da nun aber der Grund nicht einzusehen ist, warum Cosmas nicht im lezten Viertheil des Jahrhunderts so gut wie im zweyten seine Söhne, oder wenigstens einen von ihnen als Gehülfen genannt hätte, wenn sie schon erwachsen gewesen wären, so sind diese Arbeiten unter die Regierung des ersten Papstes (1216 — 27), d. h. in die frühere Zeit des Cosmas zu verlegen.

Der Klosterhof zu Subiaco ist seinem Interesse nach vielleicht an die Spitze der uns bekannt gewordenen Arbeiten der Cosimaten zu stellen. Ich erwähne nicht die Schwierigkeiten des Terrains, die der Meister hier zu

überwinden hatte, und mache blos auf einige charakteristische Züge des Styles aufmerksam, der sich in diesem Bauwerke ausspricht. Ich verweise dabey auf das Blatt bey D'Agincourt, das mehr als die meisten andern für genügend gelten kann. Auf einem ganz einfachen Sockel stehen rings um das Viereck her abwechselnd Pfeiler, Säulenpaare und einzelne Säulen, von gleicher Höhe, und tragen selbst wieder unmittelbar die Bogen dieses Chiostro. Wie ich es schon an S. Giorgio erwähnt und gerühmt habe, so wird der Sockel auch hier weder durch Säulen und Pfeiler noch Piedestale unterbrochen; sondern auch die Pfeiler haben ihre kleinen schicklichen Basen und Kapitelle. Die Säulen sind, wie in andern Klostergängen, *) klein, aber mehr wie gewöhnlich schlicht und schlank, nirgend mit Mosaik ausgelegt, nur mitunter geschmackvoll gewunden. Die Bogen werden von einem einfachen Reifen begleitet, der mit ihnen von den Pfeilern aufsteigt, aber bey der schlanken Construction nicht bis auf die Säulenkapitelle sich niedersenkt, sondern wo zwey Bogen sich berühren, in herabgeneigte Spitzen ausgeht. Diese und der eigene Wechsel von Säulen und Säulenpaaren geben dem Ganzen jene elegante Eckigkeit und Schärfe, die ich an den besseren Werken des Mittelalters nie ohne Wohlgefallen sehen kann. Ueber den Bogen läuft ein Karnies mit ganz einfachen Balkenköpfen hin, und dann folgt ein breiter leerer Raum bis zu den Fenstern, der wieder an den breiten Fries von San Giorgio erinnern könnte. Nirgends ist eine eigentliche Nachahmung der Antike sichtbar, keine Löwenköpfe, kein Akanthuslaub; auch von deutscher Bauweise ist nur ein Spitzbogen im Gange zu bemerken. D'Agincourt drückt sich nicht ganz unrichtig aus, wenn er (T. I. p. 51) sagt: On y remarque une légèreté d'où nait une sorte de grâce.

Von dem Chiostro der Santa Sabina in Rom habe ich leider nur eine flüchtige Notiz, die sich ziemlich aus dem Anfange meines römischen Aufenthaltes herschreibt; aber, so ungenügend sie ist, doch eine auffallende Aehnlichkeit mit dem obenbeschriebenen Bauwerke andeutet. Die Bogen, so heißt es nämlich, sind zwischen je zwey Pfeilern zu drey, den mittlern tragen Säulenpaare mit kleinen eleganten Kapitellen, den äußern einzelne Säulen mit breitem Kapitelle. Die Säulen sind schlicht, und alles ruht auf einem Sockel. — So weit die Notiz. — Die Vermuthung, daß auch dieses Chiostro von Cosmas herrühre, wird nun nicht wenig durch die Nachricht unterstützt, daß Santa Sabina den 19. Nov. 1238 von Gregor IX. neu geweiht worden sey.

*) Diese waren im Mittelalter so gewöhnlich, daß man sie als wesentlichen Theil eines Klosters ansehen kann. Auch die deutschen sehen den italienischen sehr ähnlich. S. den Aschaffenburgischen von 974 bey Moller. Tab. XIV — XV.

Die Form der zierlich gereiften Rundbogen von Subiaco und San Tomaso findet sich auf das auffallendste an dem schönen Portal der Kapelle S. Antonio, (v. d. Hagen IV. 210) gegenüber S. Maria maggiore, wieder. Römische Kunstfreunde haben, unabhängig von mir, diese Aehnlichkeit bemerkt, und schon Milizia (Roma, arti del disegno p. 124, 25) stellt die beyden lezten zusammen. Eine Inschrift auf einem viereckigen Stein über dem Bogen ist mir wegen der Höhe und der kleinen Lettern immer unleserlich geblieben, und das Einzelne, was mir davon zu entziffern gelang, versprach auch kein näheres Datum. Bedeutender für unsern Zweck ist die Notiz, daß nach dem Testamente des Cardinal Pietro Capoccio, die Cardinäle Otto, Bischof von Tusculum und Giovanni Gaetano diese Kirche im Jahr 1259 neu gestiftet haben.

Bey der Krypta von Anagni, von der ich eben deßhalb zulezt rede, ist am meisten Ursache zu zweifeln, was denn eigentlich von den Cosmaten gethan sey. Ich sage nichts über die Ungewißheit des Jahres, die daher entsteht, daß wenn man, wie es nöthig scheint: i als Indiktion versteht, die Jahreszahl mit der Indiktionen-Rechnung nicht übereinstimmt; aber wichtiger ist es, daß nach Cairo Storia d'Anagni die unterirdische Kirche schon im Jahr 1005 gebaut wäre. Nimmt man diese Nachricht für wahr, so bleibt unserm Cosmas nur das Wegrücken des Altars und allenfalls das Anfertigen des höchst einfachen Grabaltars. So scheint denn auch auf den ersten Anblick die Inschrift wirklich zu sagen. Dabey kann es denn wohl auffallend erscheinen, wie man zu einem so unbedeutenden Unternehmen einen berühmten Architekten zwey Tagereisen weit kommen ließ, und wie dieser einer solchen Kleinigkeit in einer, oder nach D'Agincourt gar in zwey Inschriften, sich rühmen konnte. Betrachtet man nun auch die, oben im Text von mir mitgetheilten genauer, so ist kaum zu zweifeln, daß das, per manus magistri Cosmae, sich nicht blos auf fuit amotum bezieht, sondern deßhalb vorangestellt ist, um alles Folgende zu umfassen. Insbesondere das „oratorio in ipsius honorem condito" scheint für eine neue Erbauung der ganzen Unterkirche zu entscheiden, und so die Nachricht bey Cairo, wenn sie überall wahr ist, auf eine ganz verschiedene frühere Gestalt sich zu beziehen. Die Form ist die gewöhnliche, mittelalterlich besonders zu Hypogeen umgestaltete, der Basilika, mit einer größern und zwey kleineren Absiden, und davor einer Säulenhalle (hier zwey Reihen von sechs) die sich in die Quere statt in die Länge erstreckt. Die Säulen auf denen ein dreyfaches Kreuzgewölbe ruht sind sehr kurz und roh mit gemalten Kapitellen und mögen vorgefunden seyn. Den Altar, der außer der mittlern Absis steht, bilden vier schlichte Marmorplatten, die an den Ecken mit vier kannelirten Pilastern zusammengehalten werden. Der Fußboden ist schön mit Mosaik ausgelegt, und die Wände mit Heiligenbildern bedeckt, deren griechische Meister leicht denen der Vorhalle von San Lorenzo bey Rom vorzuziehen seyn dürften.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 43.

Kunst = Blatt.

Montag, den 30. Mai 1825.

Ueber Johann Hemling und die Altargemälde der Brüder van Eyck in Gent.

Aus einem Brief von Dr. S. Boisserée an den Freyherrn Joseph v. Laßberg zu Eppishausen.

Stuttgart im April 1825.

Während meines Aufenthalts in Paris habe ich in den dortigen Bibliotheken sehr schöne Beyträge zu dem historischen Text gesammelt, den wir zu unserm lithographischen Werke zu geben denken. Auch habe ich zur Vervollständigung der dahin gehörigen, früher von meinem Bruder in den Niederlanden angestellten Untersuchungen im vorigen Herbst noch eigens eine Reise nach Holland, Brabant und Flandern gemacht; wo ich denn manche dort sonst nicht zugängliche Werke alter Maler gesehen, und überhaupt ein sehr lebhaftes Interesse für die Alterthümer vaterländischer Kunst gefunden habe.

Unter den Männern, welche sich in dieser Hinsicht sehr rühmlich auszeichnen, verdienen besonders genannt zu werden, Hr. v. Ertborn, Bürgermeister von Antwerpen, van Bree, Director der brabantischen Kunstakademie, als der vorzüglichste jezt lebende niederländische Historienmaler anerkannt, De Bast, Sekretär des Vereins für schöne Künste in Gent, und der Staatsrath v. Keverberg in Brüssel, den Sie aus seiner Schrift über Hemling kennen.

Ganz besonders aber muß die edle Kunstliebe des Prinzen von Oranien gepriesen werden. Dieser Fürst legt mit großem Aufwand eine Sammlung von altniederländischen Malereyen an, welche, obwohl erst aus etwa dreyßig Stücken bestehend, für den Kunstfreund wie für den Alterthumsforscher hohen Werth hat. Es befinden sich darin ein Paar vorzügliche Gemälde von Hemling, ein kleines Gemälde von Johann van Eyck, die Verkündigung darstellend, von der größten Schönheit, ein herrliches Porträt von Bernhard v. Orley, und unter andern sehr schätzbaren Gemälden auch die Copien von den Flügelbildern des Altars der Brüder van Eyck in Gent, welche Philipp II. durch Michel Coxcie hat verfertigen lassen. Ueberdieß sieht man in den Gemächern des Prinzen ein kostbares Bild von Rubens, Christus der dem Petrus die Binde- und Löseschlüssel gibt, zwey schöne Porträte aus der Schule des Raphael, ein Gemälde von Perugino, und die reizende Nymphe oder Flora von Leonardo, welche Georg Forster ehemals bey dem Banquier Dannot in Brüssel so sehr bewundert hat. *)

Doch, Sie werden begierig seyn, zu vernehmen, ob ich über die Geschichte und besonders über die Abkunft unsers Hemling keine näheren Aufschlüsse gefunden habe, und es wird Sie freuen, daß ich auch in der Hinsicht nicht leer ausgegangen bin. Die Nachricht ist zwar nur kurz, aber sie bestätigt vollkommen die auf Ihre Entdeckung gegründete Vermuthung, die ich vor vier Jahren im Kunstblatt **) ausgesprochen: daß Hemling von Constanz herstammen dürfte. Ein alter flandrischer Schriftsteller, Marcus Vaernewyck, sagt nämlich in der Beschreibung, die er von der Stadt Brügge gibt, Folgendes: „Brügge ist nicht allein in den Kirchen, sondern auch in den Häusern mit Gemälden von Meister „Hugo, Meister Roger, und dem deutschen Hans „geschmückt. Das beste Werk von Meister Hugo ist allda „in der St. Jacobskirche zu sehen. Johann van Eyck „hat dort auch Denkzeichen seiner Kunst hinterlassen. In „Unsrer Liebenfrauenkirche sieht man ein Marienbild von „weißem Marmor, in natürlicher Größe von der kunstreichen Hand des Michel-Angelo Buonarotti.“ u. s. w.

Dieser deutsche Hans ist offenbar unser Hemling; die bedeutendsten alten Gemälde, die sich noch in Brügge befinden, sind von ihm; von Johann van Eyck zeigt man noch ein Paar Tafeln; die Werke des Hugo und Roger aber sind verschwunden.

Es wird nun auch vollends klar, daß der Name Ausse, den Vasari unter den alten flandrischen Malern, und zwar von einem Schüler des Roger von Brügge an-

*) Ansichten vom Niederrhein u. s. w. 1r Bd. S. 494.

**) Jahrgang 1821. Nr. 11.

führt, *) kein anderer ist, als der durch fremde Aussprache und irrige Schreibung (Ausse statt Ansse) entstellte Name Hans; wie auch bereits Lanzi **) und De Bast ***) vermuthet haben. Die Angabe, daß Meister Hans ein Schüler des Roger gewesen, scheint zwar unrichtig zu seyn, weil die Werke des Hemling die entschiedenste Aehnlichkeit mit jenen der Brüder van Eyck haben; indessen entfernt sich diese Angabe nicht sehr von der Wahrheit, da bekanntlich Meister Roger gleichzeitig mit Johann van Eyck lebte, und nach dem, was der ebenfalls gleichzeitige Facius berichtet, †) ihm in der Kunst sehr nahe gekommen seyn muß.

Vasari schrieb übrigens jene Stelle vor dem Jahr 1550, in welchem seine erste Ausgabe erschien, und die Nachrichten dazu empfing er von dem Maler Stradanus aus Brügge und von dem Bildhauer Johann von Bologna aus Douai, welche beyden Künstler damals in Florenz arbeiteten. ††) Der flandrische Schriftsteller aber, welcher von dem deutschen Hans spricht, lebte zur selben Zeit; er gab seine Kronik des niederländischen Alterthums im Jahr 1565, †††) also drey Jahre vor der zweyten Ausgabe des Vasari heraus, und starb im Jahr 1567. Als Einwohner von Gent, wo er Patrizier war, konnte er von Allem, was die Nachbarstadt Brügge betraf, sehr gut Bescheid wissen; auch war er über einheimische Kunstgegenstände und Künstler zum Theil auf das genaueste unterrichtet.

Dieß beweist besonders das Kapitel über die berühmten Altargemälde der Brüder van Eyck in Gent. Hier fand ich unter anderm den befriedigendsten Aufschluß über höchst schwierige Zweifel, die ich bey wiederholter Betrachtung dieser Gemälde gefaßt hatte. Ich bemerkte nämlich, und vorzüglich an dem Mittelbilde, die Anbetung des Lammes darstellend, mehrere Stellen, die offenbar durch unvorsichtiges Waschen stark gelitten haben, und andere noch wichtigere, welche in einer etwas leichtern neuern Art als die der Brüder van Eyck gemalt scheinen, aber mit einer solchen Meisterschaft behandelt sind, daß ich sie keinem Renovator zuschreiben konnte; und so verlor ich mich in Vermuthungen aller Art, bis ich das Buch des Vaernewyck kennen lernte. Er berichtet, „daß die trefflichen Maler Lancelot" (Blondeel) „von Brügge und Meister Johann Schoreel, Canonicus von Utrecht, nach Gent gekommen, um die Altargemälde der Brüder van Eyck herzustellen; daß sie am „15. September 1550 ihre Arbeit begonnen und dafür „von den Stiftsherren der Kirche St. Bavo jeder ein „Geschenk erhalten hätten." Das Geschenk, welches dem Schoreel gegeben worden, fügt der Verfasser hinzu, habe in einem silbernen Becher bestanden, und er selbst habe im Hause des Besitzers zu Utrecht daraus getrunken.

Diese Nachricht erklärt vollkommen den räthselhaften Zustand jenes Gemäldes. Die Berufung zweyer ausgezeichneten Künstler zur Wiederherstellung desselben beweist, daß die Beschädigung sehr bedeutend müsse gewesen seyn; beyde, besonders Schoreel, damals der vorzüglichste Maler in den Niederlanden, waren auch allerdings fähig in einem Gemälde der Brüder van Eyck ganze Stellen auf das befriedigendste zu ergänzen. Und so mögen denn auf dem erwähnten Mittelbilde nicht nur an vielen Köpfen, namentlich in der Gruppe der Patriarchen und Propheten, rechts, manche Formen hergestellt und die Lichter neu aufgesetzt, sondern auch ein großer Theil des Baum- und Strauchwerks in der Landschaft, weil die ursprüngliche Malerey dort nicht mehr kenntlich war, völlig neu gemalt worden seyn. Als gewissenhafte, das Werk ihrer Vorgänger höchlich ehrende Künstler beschränkten die beyden Maler aber die Herstellung auf das Nothwendigste; daher bemerkt man noch manche Spuren der Verwaschung; zum Theil sieht man sie mitten zwischen ganz wohl erhaltenen, offenbar nach der Beschädigung gemalten Stellen. Am häufigsten und auffallendsten finden sich diese Spuren jedoch auf dem Rasenplatz, der den Altar mit dem Lamm umgibt. Hier sind die Formen der Kräuter fast gänzlich verschwunden, und von den Blumen sieht man nur noch die mit haltbarer Farbe aufgetragenen gelben und weißen Blättchen und Kronen, als eben so viele vereinzelte, Schneeflocken ähnliche Punkte. Die beyden Maler ließen diese zwar große, aber ziemlich gleichgültige Stelle ohne Zweifel deßhalb in ihrem schadhaften Zustand, weil sie die Wirkung des Ganzen nicht stört.

Wie verderblich die ungeschickte Reinigung müsse gewesen seyn, ergibt sich übrigens auch aus dem gleichfalls von Vaernewyck angeführten Umstande, daß der Fuß des Altargemäldes, worauf die Hölle (wahrscheinlich das Fegefeuer) mit Wasserfarben gemalt war, gänzlich zu Grunde gerichtet worden. Indessen scheint sich die Beschädigung nicht gleichmäßig über das ganze Werk erstreckt zu haben, wenigstens sind auf dem Mittelbilde die Köpfe in der Gruppe der Päpste, Bischöfe und Märtyrer, links, meist

*) Introduzione Cap. XXI. und Vite di diversi Fiamminghi.

**) Storia pittorica T. III. Ed. 3. p. 32.

***) Messager des Sciences et des Arts Août 1824. p. 130. Der Verfasser fügt sogar, jedoch ohne weitere Gründe, hinzu, es müsse wohl Hans Memling gemeint seyn.

†) De Viris illustribus, Florenz 1745.

††) Vite di diversi Fiamminghi

†††) Historie van Belgis, of Kronyke der Nederlandsche Oudheyd, door Marcus Vaernewyck; man hat eine 2te Ausgabe von 1603, eine 3te von 1665 und eine 4te von 1784.

alle in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit erhalten; dieß ist auch der Fall mit dem so wunderschönen lebensgroßen Marienbild in der obern Abtheilung, während man an dem Bilde des Gott Vater und an jenem des Johannes manche ältere und neuere Nachhülfe bemerkt. Adam und Eva konnte ich nicht sehen, weil die strenge Priesterschaft die lieben nackten Urältern in das Archiv verschlossen hatte, und der Archivar verreist war; die übrigen Flügelbilder aber sind bekanntlich in Berlin.

Doch, wohin verirre ich mich; ich wollte Ihnen blos durch ein Beyspiel zeigen, daß das Zeugniß des Vaernewyck von dem deutschen Hans große Achtung verdient, und nun unterhalte ich Sie mit den umständlichsten antiquarischen Bemerkungen.

Mehr wird Ihnen daran gelegen seyn, zu vernehmen, daß die Hauptnachrichten über das Leben und die Werke der Brüder van Eyck in dem Lobgedicht des Lucas de Heere und in der Malergeschichte des Carl van Mander meist alle, und zum Theil wörtlich, aus der Kronik des Vaernewyck geschöpft sind. Nur scheint Carl van Mander nicht dieß Buch selbst, sondern einen Auszug vor Augen gehabt zu haben, sonst würde er jene merkwürdige Stelle über Lancelot und Schoreel, so wie noch einiges Andre gewiß auch aufgenommen haben.

Nach allen diesen zu Gunsten unsres Schriftstellers angeführten Gründen dürfen wir also mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Hemling seiner deutschen Abkunft wegen zu Vaernewyck's Zeit in Brügge noch vorzugsweise der deutsche Hans genannt wurde; wie denn überhaupt der Name Hans, als eine oberdeutsche Form in den Niederlanden nur selten statt des allgemein gebräuchlichen Jan vorkömmt.

Aber damit wir uns auf unsere Vermuthung von der deutschen Abkunft des Malers Hemling nicht zu sehr verlassen möchten, will man behaupten, er habe sich eigentlich Memling genannt. Man bezieht sich deßhalb auf das Zeugniß des ungenannten italienischen Reisenden, und des Carl van Mander, welche beyde den Namen so schreiben; zumeist aber stüzt man sich auf die Inschrift unter dem großen und dem kleinen Gemälde, welche der Künstler 1479 für das St. Johann's Spital in Brügge verfertigt hat. In diesen beyden Inschriften ist der Name mit einem lateinischen H geschrieben, welches in der Mitte von dem Queerstrich herab noch einen kleinen Fuß hat, IıI, und dadurch allerdings dem Buchstaben gleich ist, den man zuweilen auf Marmor- und Erztafeln, auf Münzen und Siegeln des Mittelalters statt des M findet. *)

Bey näherer Untersuchung fällt jedoch auch dieser Einwurf weg, denn nicht nur hat der Maler in beyden Inschriften für den dritten Buchstaben seines Familiennamens ein gewöhnliches M gebraucht, sondern auf dem großen Bilde hat er in seinem Vornamen Johannes jenes dreybeinige IıI statt des herkömmlichen H angewandt. Es ist also kein Zweifel mehr, daß man Hemling und nicht Memling lesen muß. Die abweichende Gestalt des H aber mag vielleicht aus der Gewohnheit, dasselbe als Monogramm zu gebrauchen, entstanden seyn, wo es denn für eine Combination von I. H. m. könnte gegolten haben. Uebrigens lehrt uns auch die Erfahrung zur Genüge, daß bey Künstler-Inschriften immer viel Unregelmäßiges und Willkürliches vorkömmt, und daß man sie mehr aus dem Zusammenhang als nach allgemeinem Gebrauch und Herkommen erklären muß.

Weiter wüßte ich jezt für Hemlings deutsche Abkunft nichts zu sagen. Mögen Sie bey Durchsuchung der großen handschriftlichen Sammlung zur Constanzer Kronik, von welcher Sie mir schreiben, gelegentlich neue Bestätigung und Aufklärung finden! In solchen Dingen muß man Glück haben, und das wünsche ich Ihnen in allen Ihren Forschungen für deutsche Poesie und Geschichte, am meisten aber und mit der innigsten Herzlichkeit wünsche ich es Ihnen im Leben!

Ueber die Cosimaten,

eine römische Künstler-Familie des 13ten Jahrhunderts.

(Fortsezung.)

In dem nun folgenden langen Zwischenraume, der uns keine Nachricht von den Cosimaten bietet, verlieren wir auch so ziemlich den Zusammenhang künstlerischer Entwicklung. Der einzige Sohn des Cosmas, der uns am Ende des Jahrhunderts wieder begegnet, Johannes, muß so spät geboren seyn, daß nicht mit Unrecht daran gezweifelt werden kann, ob er die Schule seines Vaters noch mitgenossen habe. Inzwischen hatte das Wohlgefallen an der um jene Zeit in Deutschland herrschenden Baukunst durch ganz Italien sich verbreitet. Zwar beschränkte sich, wie ich schon früher bemerkt habe, *) jene Vorliebe anfänglich auf todte Nachahmung, und auch später, als die deutsche Architektur nach den Bedürfnissen des italienischen Himmels umgemodelt ward, waren es doch weit mehr die zierlichen Ornamente, als der wahre Geist jenes Styles, die in Italien Eingang fanden. Namentlich in Neapel und in Sicilien entstand dadurch eine widerwärtige Zwitterbauerey, und selbst die zierlichsten Monumente

*) Traité diplomatique, T. II. pl. XX. Serie VI. p. 312.

*) Kunstbl. 1821. p. 158.

deutsch-italischer Architektur, wie die Kathedralen von Mailand, Siena und Orvieto, werden von ewig wiederkehrenden antikisirenden Horizontallinien, *) Rundbogen u. s. w., völlig des freyen und kühnen Emporstrebens beraubt, das wir mit solchem Entzücken an deutschen, französischen und englischen Denkmalen bewundern. Gleich anstößig erscheinen die freystehenden, weit über das Dach hinragenden Giebelwände der meisten dieser Gebäude. **) Mir ist nirgend in Italien ein reines Muster dieses Styles vorgekommen, höchstens etwa die Trappisten-Kirche Santa Maria in Casa Mara an der neapolitanischen Grenze, unweit Arpino, abgerechnet. ***) In diese Zeit nun fällt auch die Thätigkeit des Johannes, und sie ist vom Einflusse damaligen Geschmacks keineswegs freygeblieben. Die authentischen Arbeiten von ihm beschränken sich, den obigen Inschriften zufolge, auf drey Grabmäler, unter denen das in Santa Maria maggiore das bedeutendste ist. Allen ist eine Art von einfachem Sarkophag mit darüber hingebreitetem, in regelmäßige Falten wohlgeordnetem, Teppich, und darunter zwey, mit Wappen, Mosaik und Inschrift geschmückte Sockel gemeinschaftlich. In Santa Sabina liegt das Bild des Verstorbenen, vom Grabmal getrennt, frey in der Kirche, und bey der schlechten Ausführung scheint es zweifelhaft, ob es auch von unserm Johannes herrühre. Das Monument in Santa Maria sopra Minerva ist vor einigen Jahren durch Camillo Ceccarini restaurirt worden, und mag dabey vielleicht von seiner ursprünglichen Gestalt verloren haben. In Santa Maria maggiore ruht auf dem Sarkophag der verstorbene Bischof; ein neuer Teppich zieht sich neben ihm an der Wand hin, und wird von zwey Engelstatuen auseinander geschlagen. Darüber ein Marienbild mit zwey Heiligen, vor dem der Bischof kniet, in Mosaik mit griechischer Schrift. Zu den Seiten tragen zwey Pilaster, mit gothischen Pfeilerchen darauf, ein spitzes Dach, mit kleeblattförmigem Bogen, fast nach der Weise mancher Tabernakel. Der Kopf des Verstorbenen ist sehr sorgfältig ausgearbeitet, voller Ausdruck und Manierfrey. Das Motiv in der Stellung der beyden Engel ist sehr großartig, obgleich die Ausführung von einiger Steifheit und Dürftigkeit nicht freygesprochen werden kann. Die Proportionen sind kurz, die Köpfe klein und etwas leblos. Der Styl und die Behandlung des historischen Mosaiks zeichnen sich in nichts von andern gleichzeitigen aus. Auch muß man gestehen, daß der Balkenkopf über dem Pilaster, und die kleinen gothischen Verzierungen von leichter Zierlichkeit ziemlich entfernt sind.

Genau übereinstimmend mit dem zuletzt beschriebenen Monumente, die Figur des Verstorbenen allein ausgenommen, ist das Grabmal eines Gaetani in der Kirche S. Magno von Anagni. Da wir nun in dieser Kirche schon den Vater beschäftigt sahen, können wir wohl in unserm Johannes mit um so größerer Wahrscheinlichkeit den Urheber vermuthen. Es wäre nicht unmöglich, daß das Tabernakel über der Seitenthür derselben Kirche, mit der jugendlichen, sitzenden Statue des heil. Petrus, die päpstliche Krone, das Piviale und das Wappen der Familie Gaetani in Glasmosaik darüber, auch von Johannes herrührte. Ohne allen Zweifel fällt dieß Tabernakel in die Regierung Bonifaz VIII., mit welcher, nach den angegebenen Jahreszahlen, die Blüthenzeit des Johannes zusammentrifft. Auch beweist das vorhin erwähnte Grabmal, daß der Papst ihn hier in seiner Vaterstadt, und für seine Familie arbeiten ließ.

Ebenfalls dem Denkmale in Santa Maria maggiore und noch mehr dem in Anagni auffallend ähnlich, und deßhalb mit Wahrscheinlichkeit unserm Künstler zuzuschreiben, ist das Grab Papst Honorius IV. aus der Familie Savelli, von 1296 in S. Alessio in Rom, das ich nicht gesehen, von dem aber Ciampini (Vet. mon. tab. XLV. fig. 3.) und Nerini (De Templo et Coenobio Sanctor. Bonifacii et Alexii, Rom. 752. 4. T. VIII. p. 26.) Abbildungen geben. — D'Agincourt (II. p. 58) findet noch große Aehnlichkeit zwischen dem Grabmale in Santa Maria maggiore, und einem andern, wie das vorige, der Familie Savelli zugehörigen, in Araceli (v. d. Hagen IV. 70. Agincourt sculpt. T. XXVIII. Dazu werden citirt Casimiro Memorie istoriche della chiesa e conv. d'Araceli, Rom. 736. 4. p. 110). Es mag dabey schon Bedenken erregen, daß die älteste Jahrszahl auf diesem Monumente um 30 Jahre die unsres Johannes übersteigt; betrachtet man es aber nur etwas genauer, so begreift man kaum, wie zwischen dem einen und andern irgend eine Verwandtschaft zu finden möglich war. Abgesehen davon, daß in Araceli, gegen die Weise der Cosmaten, ein antiker Sarkophag zur Graburne benutzt ist, was vielleicht Disposition des Verstorbenen war; so ist das ganze Monument so formlos, aus über einander gelegten Vierecken zusammengesezt, mit niedrigen Nischen und Blenden überfüllt, daß es auf das kläglichste von den bedeutenden Spitz- und Rundbogen bisher beschriebener Monumente absticht. So bleibt denn nur die reiche Mosaikverzierung, die allenfalls einen Vergleichungspunkt abgeben könnte. Nun legt allerdings D'Agincourt, wie schon erwähnt ist, vorzüglichen Werth auf der Cosimaten musivische Geschicklichkeit, und so meynt er denn auch (T. 51.) „Peut-être, ces Cosmas sont ils les inventeurs de l'espèce de mosaique, que j'appelle étoilée", eine Meynung, in welcher er den Padre della Valle einigermaßen zum Vorgänger hat (Prefaz. zum Vasari p. LXI). Aber, nach den obigen Beyspielen, und vorzüglich nach dem des Domes von Salerno, sind diese Mosaikverzierungen, großentheils in Form eines Sternes, um mehr als ein Jahrhundert älter als unser Johannes. Die Cosimaten haben diesen Gebrauch vorgefunden, und von den ältesten Zeiten an, wie in Santa Saba, und vorzüglich in der Sakristey von Civita Castellana angewandt. Allerdings zeigt gerade das leztgewähnte Werk mit den höchst sorgfältig und zierlich ausgelegten Marmorsitzen, und neunzig Jahr später, auch das Grabmal des Bischofs Gunialvo, daß die Cosimaten, viel mehr als ihre Vorgänger, mit Geschmack und Präcision dieses Ornament anzuwenden wußten; aber das ist es auch gerade, was einen wesentlichen Unterschied zwischen ihren Werken und den schwerfällig componirten, vielzackigen Mosaiken von Ara Celi begründet.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Vgl. Moller a. a. O. S. 25.

**) Moller a. a. O. Nota *)

***) Nach Phil. Rondanini Parent. Monasterii Sanctae Mariae et Sanctorum Johannae et Pauli historia Rom. 1707. 4. hätte der Bau dieser Kirche pridie nonar. Maji 1203. angefangen.

Nr. 44.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 2. Juni 1825.

Danneckers neuste Arbeiten.

Unsre Leser kennen bereits aus einem frühern Jahrgang des Kunstblatts (1821. Nr. 101.) die Statue der Psyche, welche Dannecker für den englischen General Murray gearbeitet hat, und die nun in London aufgestellt ist. Dieß schöne Bild erwarb sich den Beyfall Sr. Maj. des Königs von Württemberg in so hohem Grade, daß der Künstler, noch ehe dasselbe seine Werkstatt verlassen hatte, den Auftrag zu einer Wiederholung für S. Maj. erhielt. Er unternahm diese Arbeit mit desto größerer Freude zum zweytenmal, da er die Figur als Gegenbild zu einem seiner vorzüglichsten Werke, dem seit längerer Zeit im Residenzschloß in Stuttgart befindlichen Amor gedacht hatte, und die Vereinigung beyder Statuen eben so erwünscht als für die Anerkennung ihres Werthes vortheilhaft seyn mußte. Dannecker hat, dem Willen des Königs gemäß, jene erste Statue in der seit wenigen Wochen vollendeten getreu wiedergegeben; doch wird ein aufmerksamer Blick leicht erkennen, daß in der Ausführung des Einzelnen sich die Freyheit der Meisterhand nicht verläugnet, und Vieles an Feinheit und zartem Ausdruck gewonnen hat. Das anmuthige Bild, dessen überaus sorgfältige Vollendung noch durch die Schönheit des Marmors begünstigt wurde, sieht nun seiner Aufstellung im königlichen Schloß entgegen.

Von einem andern Werk, an welchem Dannecker seit längerer Zeit beschäftigt war, hätten wir schon früher Nachricht geben sollen. Es ist die sieben Fuß hohe Statue des Evangelisten Johannes, welche die königliche Begräbniß-Kapelle auf dem Rothenberg zieren wird. Das Modell in Gyps ist bereits seit vorigem Herbst fertig, und die Arbeit in Marmor wird eben begonnen. Der Meister hat den Evangelisten mit eben der Liebe und Sorgfalt, wie früher seinen Christus, gedacht und ausgeführt. Nachdem das erhabene Bild des Heilands so lang vor seiner Seele gestanden, mußte es ihm erfreulich seyn, den Jünger zu schildern, der dem Herrn am innigsten ergeben, der an Geist ihm am nächsten verwandt war. Der Charakter des Johannes, voll Unschuld, himmlischer Liebe und Begeisterung, ist die höchste Stufe der Menschheit, und der Künstler, der ihn darstellt, genießt noch des großen Vortheils ihn in jugendlicher Schönheit bilden zu dürfen. So sehen wir nun auch Danneckers Johannes neben dem Modell seines Christus im Verhältniß des edlen begeisterten Menschen zu dem göttlichen Mittler.

Die Figur ist für eine Nische bestimmt, und sehr einfach entworfen. Eine schlanke jugendliche Gestalt steht der Jünger des Herrn mit gegürtetem Leibrock und einfachem Mantel, der, um die Arme geschlagen, zu beyden Seiten in schönen Falten herabfällt. Sein Haupt, von Locken umgeben, welche die Stirn freylassen und voll auf die Schultern wallen, ist sanft erhoben, und der Blick nach der Höhe gewendet. Der Ausdruck dieses schönen Kopfs zeugt von tiefem Gemüth und feuriger Begeisterung. Welcher Gedanke ihn eben beschäftigt, darauf deutet die Bewegung der Hände: drey Finger der sanft herabhängenden Linken sind wie unwillkürlich geöffnet, während die erhobene Rechte mit dem Zeigefinger nach oben weißt: drey sind die da zeugen, und diese drey sind eins! Diese Bewegung ist so leis und mit so feinem Gefühl ausgedrückt, daß sie wie bewußtlos erscheint, und nur das Sinnige des Kopfs verstärkt.

Wir behalten uns vor, auf dieß Werk noch einmal zurückzukommen, sobald es in Marmor vollendet ist. Die drey andern, für dieselbe Kapelle bestimmten Evangelisten werden in Rom unter Thorwaldsens Leitung von Hrn. Wagner, einem Schüler Danneckers, und nach Thorwaldsens Entwürfen von Hrn. Zwerger, gleichfalls Danneckers Zögling, und Hrn. Leeb gearbeitet.

Unter den übrigen Werken nennen wir zuerst eine weibliche Büste, deren Ausführung einen neuen Beweis von jenem Talent für das Bildniß gibt, welches Dannecker früher auf ähnliche Art so ausgezeichnet an den Büsten Lavaters und Schillers bewährt hat. Nach dem Tode der Frau von Benkendorf hatte der Künstler

auf Verlangen des trauernden Gatten deren Büste gefertigt, die man allgemein als ähnlich erkannte, obgleich sie meist aus der Erinnerung gearbeitet war, weil eine von der Verstorbenen genommene Maske nur wenig ihre Züge wiedergab. Bey der von ihm kürzlich verlangten Wiederholung hat sich der Meister nun nicht blos auf's Copiren beschränkt; sondern das Bild noch einmal wie neu aus dem Gedächtniß geschaffen, so daß es um vieles an der Anmuth und geistreichen Lebendigkeit gewonnen hat, welche den Zügen der Verstorbenen in den Tagen der Gesundheit eigen war. Dieß Werk hat auch bereits von Verwandten und vertrauten Freundinnen der Hingeschiedenen die ausgezeichnetste Anerkennung der Aehnlichkeit erhalten.

Während der Vorarbeiten zur Ausführung des Johannes in Marmor ist Dannecker mit der kolossalen Büste Schillers beschäftigt, die er nach seiner berühmten frühern, und ganz in derselben Größe, für den kunstliebenden Grafen von Schönborn-Wiesentheid wiederholt. Sie ist zu einem Monumente bestimmt, welches der Graf von Schönborn in seinem Garten bey Gaybach für Schiller errichten lassen will, und wozu bereits die architektonische Anlage, so wie mehrere Basreliefs von ausgezeichneten Künstlern entworfen sind.

Ein früher für den Grafen Zichini ausgeführtes Basrelief: die tragische Muse, welche sich auf die Muse der Geschichte stüzt (3' 4'' hoch, 1' 10'' breit), ist nun auch unter Aufsicht des Meisters wiederholt worden und wird von ihm die lezte Vollendung erhalten. Diese Composition, welche Dannecker noch in seinen jüngeren Jahren in Rom entwarf, kann unter jene wenigen gezählt werden, die, obgleich ganz allegorisch, sich dennoch nicht blos dem Verstande deutlich machen, sondern auch unmittelbar an's Gemüth sprechen. Klio, eine jungfräuliche Gestalt von unbeschreiblicher Anmuth, steht nach der Rechten gewendet und blickt nachdenkend in eine Rolle, deren Schrift sie mit dem Zeigefinger verfolgt. Um das einfach aufgebundene Haar schlingt sich ein Lorbeerkranz, über der Tunika trägt sie das Halboberkleid und den Mantel, der den ganzen untern Theil der Figur in schönen Falten umschließt. Neben ihr, großartiger und an Wuchs sie überragend, steht Melpomene. Sie lehnt sich auf die Schulter der Schwester, indem sie das begeistert emporgewendete Haupt in die Rechte stüzt. In der Linken hält sie die Keule. Ihr Haupt ist mit der hohen tragischen Maske geschmückt, die Locken fallen lang auf die Schultern herab. Ihr Kleid ist das lange tragische Gewand mit Aermeln, das von einem breiten Gürtel zusammengehalten wird; die Füße schmückt der Kothurn. Die reichgeworfenen und dennoch einfach schönen Gewänder erhöhen den Adel und die Anmuth beyder Figuren, deren leichte natürliche Bewegung die Gruppe zu einem schönen Ganzen verbindet. Der Styl dieses Werks ist sehr rein und edel, die Charaktere und die Anordnung völlig im antiken Sinn. Die Ausführung von des Meisters Hand wird dem Werke noch einen besondern Reiz verleihen.

Betrachtet man, welche Sorgfalt Dannecker auf alle seine Werke verwendet, und wie alles, im Marmor wie im Gypsmodell, reiflich überdacht, studirt und ausgeführt ist, so muß man bey den wenigen Gehülfen, deren er sich bedient, die Thätigkeit bewundern, die so mannichfaltige Werke zu Tage fördert. Möge sein Geist noch lang in ungetrübter Heiterkeit blühen, und dem Schönen, das er für Mit- und Nachwelt geschaffen, noch vieles Schöne hinzufügen. S.

Ueber die Cosimaten,

eine römische Künstler-Familie des 13ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Ernstere Prätensionen werden von Cicognara erhoben. Nach seiner Behauptung nämlich (I. p. 381, 83), welcher v. d. Hagen (III. 355. IV. 335) auch hier folgt, wären das Grabmal der sogenannten Königin Jolanta (nach G. Angeli Amoenitas collis paradisi, deutsche Uebersetzung Wienerisch Neustadt 1722. 4. p. 133: Hecuba) von Cypern, in der untern Kirche das Sagro convento von Assisi (S. bey Cicognara XIX. 4.), und das des Papstes Bonifaz VIII., in den vaticanischen Grotten (Cicognara XXII. 3.), Arbeiten der Cosmaten, und diese wieder dem Grabmal Benedikt des IX. in San Domenico von Perugia (Cicogn. XXI.) und andern Werken des Giovanni Pisano so entschieden verwandt, daß man die einen und die andern wenigstens derselben Schule zuschreiben müßte. Zunächst der Leichenstein (denn viel mehr ist es nicht) Bonifaz des VIII. wird von Vasari (Zusatz zur zweyten Ausgabe Ed. Sanese I. p. 267. nota 1.) mit solcher Entschiedenheit dem Arnolfo di Lapo zugeschrieben, daß es gewagt scheint, blos wegen des wenig verschiedenen Todesjahres dieses Künstlers (während Vasari es mit der Chronologie nie genau nahm) an der Wahrheit, dieser Angabe zu zweifeln. Der Papst liegt ohne weitere Verzierung, ziemlich reich gearbeitet, auf einem viereckigen Sarkophag, über den ein Teppich gebreitet ist. Die Inschrift steht, wider Johannes Gewohnheit auf dem Kissen, und sonst dürften Sarg und Bildniß, die doch noch öfter vorkommen, als bey den Cosimaten, die einzigen Aehnlichkeiten seyn.

Wenn die Aufführung des Grabmales der Königin

von Cypern *) bey seiner hohen Stellung in der dunklen Kirche sich nur unvollständig erkennen läßt; so ist doch die Composition sichtbar genug, um ein Urtheil darüber zu fällen. Was zuerst den architektonischen Theil anlangt, so weicht schon der schwerfällige und übermäßig mit sechseckigen Säulen, gothischen Pfeilern und Nischen mit Figuren, verzierte Sockel mit breitem Karniese entschieden von der Weise der Cosmaten ab. Ebenfalls plump und überladen sind die Pfeiler, die das gedrückte Dach des Ganzen, das runde Kleeblatt und die gothischen Nadeln tragen. Nirgends, auch nicht einmal in den Wappen des Sockels, erscheint musivische Arbeit, und selbst die Wahl des Materials, von rothem und weißem Kalkstein, scheint dem Geschmack der Cosmaten wenig zu entsprechen. Weit bezeichnender ist aber die Sculptur-Arbeit an diesem Grabmale. Während es nämlich schon keine vortheilhafte Abweichung des Bildhauers von der einfachen Idee des Gunsalvischen Monumentes genannt werden kann, daß über dem ruhenden Bilde der verstorbenen Königin gleichsam ein neues Stockwerk anfängt, auf dem noch ein Löwe, die Königin abermals, sitzend dargestellt, und Maria mit dem Christkinde, in lebensgroßen steinernen Rundbildern, so zu sagen hängen oder kleben; so ist auch im Einzelnen eine sehr verschiedene Weise leicht zu erkennen. Allerdings schlagen auch hier zwey Engel einen Teppich auseinander; während aber die unsres Johannes durch schön gedachte, aber fast einförmige Stellung sich auszeichnen, sind in diesen kühne und gesuchte Bewegung, manierirtes, obwohl nicht unglückliches Suchen nach schöner Gewandung, und sorgfältiges Vermeiden der Symmetrie unverkennbar. Man betrachte nur die seltsam verschränkten Flügel und die zierlich geschwungene Draperie des zur linken stehenden. Noch auffallender ist das wunderliche und ungeschickte Motio, daß die Königin, auf einem Schemel sitzend, den linken Fuß über das rechte Knie hinstreckt, wie denn in ihrer ganzen Stellung affektirte Grazie sich ausspricht. Am einfachsten und edelsten ist die liegende Figur, obgleich auch der Löwe kräftig und sicher dasteht. Ueberhaupt läßt sich in der ganzen Arbeit ein etwas übertriebenes Streben nach Idealität und bedeutender Anordnung, verbunden mit unvollkommener Kenntniß und nicht beendetem Kampf mit der Masse, sehr deutlich erkennen. Ich brauche wohl nicht erst auszuführen, wie entfernt diese Eigenthümlichkeiten von denen der Cosmaten sind, und wichtiger scheint es, nach dem wahren Urheber des Monumentes zu fragen. Vasari (I. 271) gibt dafür mit Entschiedenheit den Florentiner Fuccio und scheint die Arbeit um das Jahr 1229 zu setzen. Bottari hat die Existenz dieses Künstlers ganz geläugnet; aber die schiefe Erklärung der Florentiner Inschrift, die ihn nennt, ist schon von Cicognara (I. 374—81.) und v. d. Hagen (IV. 331.) gehörig gewürdigt worden. Wenn dagegen die genannten Schriftsteller auch an keinen Bildhauer und Architekten Fuccio glauben wollen, weil er außer Vasari und jener Inschrift nicht vorkomme, so ist der Grund noch schlechter als der zweyer Anachronismen, deren sie Vasari beschuldigen. Daß Vasari kein besonderer Chronolog ist, muß jeder zugeben, der ihn irgend kennt; dießmal aber fällt wenigstens das eine Versehen nur jenen Herren, nicht dem Messer Giorgio zur Last. Vasari stellt ebensowenig Fuccio und Arnolfo di Lapo zusammen, als er den lezten 1262 geboren werden läßt. *) Beydes sind falsche Beschuldigungen (v. d. Hagen, S. 332). Ebenso ist der andre Anachronismus wenigstens nicht so arg, als er von den Gegnern gemacht wird; wenn nämlich Vasari sagt: Fuccio sey Friedrich dem II. nach dessen Krönung gefolgt, um einige Bauten in Neapel und Capua zu leiten, so kann es bey dem großen Umfange dieser Werke recht wohl seyn, daß Niccola Pisano ihn, nach kurzer Heimkehr, im Jahr 1231 zum zweytenmal in gleichen Geschäften von Florenz abwesend fand. — Wäre die Behauptung des Padre Angeli zuverlässig, daß die in Assisi begrabene Königin, Hecuba, welche 1240 starb, gewesen sey, so würde auch hier eine erhebliche Zahlen-Differenz sich finden. Bis auf Gegenbeweis halte ich aber noch den Vasari'schen Namen für wahr, und vermuthe nur, daß er Cypern und Jerusalem verwechselt habe; so daß unsre Jolanta die Tochter des Königs Johann von Brienne und Gemahlin Friedrichs II. wäre. Sie starb in dem Apulischen Hadria, im April 1228, als sie selbst und ihr Vater sich schon mit Friedrich entzweyt hatten, und da wäre es denn recht leicht möglich, daß sie durch Stiftung sich ein Begräbniß, dem des anderthalb Jahr früher verstorbenen H. Franciscus nahe, ausgemacht hätte. Unter dieser Voraussetzung fallen alle von Vasari erwähnten Arbeiten Fuccio's in dasselbe Decennium von 1220 — 1230. Doch dem sey wie ihm wolle, auf allen Fall erkennt man in dem Monument von Assisi die auf einiges Studium der Antike gebaute, gewaltsame Idealität und Grazie, die bey wenig spätern Pisaner Meistern sich häufig findet.

Cicognara und v. d. Hagen finden noch große Aehnlichkeit des Löwen an diesem Denkmal, der eine mit dem Barberinischen, (vergl. auch Cicognara I. p. 350), der andre mit dem unter der Kanzel des Pisaner Baptiste-

*) Dieß als Nachtrag zu meinem öfter angeführten Aufsatze (in dem, des Zusammenhanges wegen, S. 183 dieß Monument nur flüchtig erwähnt ward) und zu dem gefälligen Auszug daraus in des Hrn. Canonicus Speth Kunst in Italien III. 467—83.

*) Einen solchen Fehler begeht Cicognara I. S. 382. nicht Vasari.

riums. Mir ist das etwas zu subtil, und ich kann nur versichern, daß wenigstens der Pisaner und der barberinische Löwe nicht allzuviel Aehnlichkeit mit einander haben. Aber Cicognara wird auch wohl zu dieser Behauptung nur mittelbar durch eine Meynung veranlaßt, die für das kunsthistorische Gewicht der Cosimaten von höchster Wichtigkeit ist, und die ich hier am Schluß dieser Abhandlung um so ernsthafter angreifen werde, weil auch v. d. Hagen sie für die richtige genommen hat. Die Meynung nämlich, daß die Cosimaten nur Schüler und Nachahmer der beyden Pisaner Niccola und Giovanni gewesen seyen. — Ohne weitere Untersuchung erhellt nun schon, daß so unbedingt wie jene Schriftsteller die Behauptung aufstellen, sie nothwendig falsch seyn muß. Denn da die Jahreszahlen der Cosimaten bis in den ersten Anfang des 13ten Jahrhunderts hinanreichen, die frühesten Arbeiten des älteren Pisaners aber erst in das Jahr 1225 fallen, so müssen die genannten Autoren die Schüler älter machen als die Lehrer. Daraus erhellt dann auch, was man auf Cicognara's Genauigkeit zu halten hat, wenn er vom Grabmal der Königin Jolante, das nach den obigen Untersuchungen höchstens in die zwanziger Jahre fällt, S. 382 sagt: „pure mi sembra che la data del deposito d'Assisi sia d'alquanto anteriore all' epoca dei Cosmati.“

Dieser Zeitvergleich zeigt nun, daß von den drey ältesten Mitgliedern unserer Familie, von den Architekten, keiner füglich in die Schule der Pisaner habe gehen können. Auch Cosmas, der Enkel des Laurentius, erscheint schon 1210 als Künstler, und da Niccola Pisano erst nach dem Jahre 1230 einen bedeutenden Namen gewinnen konnte, mochte um diese Zeit, durch die erwähnten vortrefflichen Werke, Cosmas Ruhm schon viel zu fest gegründet seyn, als daß er nöthig gehabt hätte, sich nach einem Toscaner Meister umzuthun. So bleibt die Hauptsache, die selbstständige und würdige Kunstthätigkeit zu Rom in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, unerschütterlich fest, und es streitet sich nur um einen späten Sprößling dieses Künstlerstammes, den ich selbst um vieles niedriger als seine Vorfahren gestellt habe. Diese Betrachtung vereinfacht unsre Untersuchung sehr, und, selbst wenn wir in solcher Beschränkung genöthigt wären, den Toscanern Recht zu geben, würden sie nicht eben viel Ehre dadurch gewinnen. Aber indem wir nun, blos in Bezug auf Johannes Cosmae, weiter gehen, müssen wir wieder gleich auf den ersten Anblick läugnen, daß dieser nach Niccola Pisano sich gebildet habe. Der Pisaner ist, wie Cicognara (I. p. 349 — 59, vorzüglich 355) recht gut ausgeführt hat, und wie es auch die flüchtigste Beschauung seiner Werke zeigt, so von Bewunderung für die Antike durchdrungen, daß er Köpfe, Figuren und Composition jener unmittelbar nachahmt. Matronen werden zu Marien, Gefangene zu anbetenden Königen, ein indischer Bacchus zu einem heil. Joseph u. s. w. Daher die vollendete Ausführung der Vorwürfe, die in der Antike Verwandtes finden, und die Schülerhaftigkeit derer, bey denen Niccola sich selbst überlassen blieb, wie in Kreuzigungen, jüngsten Gerichten u. s. w. Solch ein Künstler konnte offenbar nicht der Meister des Cosimaten seyn, der wohl in manchen Stücken den Deutschen sich anschloß, aber auch, vorzüglich in den Figuren, mit Einfachheit und Geschick selbstständig war. So bleibt denn von der anfänglichen Behauptung nur noch die Frage übrig, ob Johannes Cosmae sich nach Johannes Pisanus bildete oder nicht?

(Die Fortsetzung folgt.)

Glasmalerey.

In der Revue Encyclop. Jan. 1825. S. 282 findet sich folgender Zusatz zu Alex. Lenoir's Schriften über die Glasmalerey. (1. Im 6ten Bande seiner großen Description du Musée des Monumens français. 2. Im 1sten Theil seiner Histoire des Arts. 3. Observations sur la peinture sur verre et ses différens procédés. Paris Eberhart 1824.): Robert Pinaigrier, geb. 1490 ist als einer der ausgezeichnetsten Glasmaler zu betrachten. Nachdem er zu Leonardo da Vinci's Zeit in Italien studirt hatte, übte er seine Kunst in Frankreich. Seine Glasmalereyen in der Kirche St. Hilaire zu Chartres betrachtet man als seine ersten Arbeiten. Felibien datirt sie von 1520. Eines von den Gemälden dieser Kirche, welches die Wohlthat der Erlösung vorstellt, wurde von andern Malern copirt, namentlich zu Paris im Todtenhaus der Kirche St. Etienne du Mont. Eine Beschreibung desselben von Hérisson findet sich im 34sten Bd. der Biographie universelle. (S. den Art. Pinaigrier). Zwey Fenster in der Kirche von Saint-Aignan, mehrere im Chor der Kirche der Saints Pères, und die in der untern Kirche von Chartres sind, der Tradition zu Folge von Nicolas Pinaigrier, einem von Roberts Söhnen. Sie sind in Willemin's Monum. français inédits copirt. Die Schönheit der Glasgemälde von Chartres gibt die höchste Vorstellung von Pinaigrier's und seiner Söhne Verdienst, das aus unverzeihlicher Vergeßlichkeit niemals anerkannt worden ist.

Ueber neuere Glasmalerey vergl. die mit diesem Jahre von Joseph Heller begonnenen wöchentlichen Kunstnachrichten Nr. 6. S. 51 und das Artist. Notizenblatt Nr. 8. April 1825.

Nr. 45.

Kunst=Blatt.

Montag, den 6. Juni 1825.

Neue Kupferstiche.

1. The Cotters Saturday Night, gemalt und gestochen von Burnet. 8 fl. 15 kr.

Ein liebliches Idyll, dergleichen wir schon mehrere von diesem Künstler besitzen. Ein Landmann kehrt vom Felde in seine kleine Wohnung heim, die sich an einen alten, dürren Baum lehnt. Der ältere Sohn trägt das Ackergeräthe; die kleinern Geschwister laufen dem Vater freudig entgegen, der seine Arme nach einem Mägdlein ausstreckt, das von der Schwester geführt wird. Die Hausfrau bereitet in der Küche das Abendessen. Die Scene hat eine theokrit'sche Anmuth, Naivetät, Frische und Lebendigkeit. Im Stiche zeigt sich allenthalben die Hand des Malers, der die Localtöne seines Urbildes auch auf dem Kupfer wieder hervorzubringen weiß. Dieses Bestreben ist nicht ganz frey geblieben von Manier. Am wenigsten hat uns die Behandlung der Fleischpartien gefallen wollen, aber die einzelnen Mängel verlieren sich in der schönen Wirkung des Ganzen.

2. Raphael et la Fornarina, gem. von Picot, gest. v. Garnier. 10 fl.

Die Geliebte schlingt ihre Arme zärtlich um den Künstler, der eben mit einem Gemälde beschäftigt ist, aber der Palette über ihrem Anblicke vergißt. Die Erfindung ist ziemlich alltäglich, und es hätte der störenden Bildsäule des Amor nicht bedurft, um den Moment zu erklären, zumal da der Ausdruck von Sensualität in den beyden Gesichtern nur zu stark angegeben ist. Indessen ist die Composition nicht ohne Geist und Anmuth. Der Kopf der Fornarina hat aber etwas Gemeines und Unedles, auch mag die Wirkung der Streiflichter in dem Gemälde leicht besser seyn, als in dem Kupferstiche, der überhaupt manches zu wünschen übrig läßt.

3. Le petit St. Jean, gem. von Luini, gest. von H. Ch. Müller. 5 fl.

Dasselbe Bild wurde vor einigen Jahren von Geniani, einem Schüler Anderloni's, gestochen. Der Stich von Müller hat mehr Farbe und ist mit mehr Gefühl behandelt; nur sollte Hr. M. seine Taillen strenger nach den Umrissen des Körpers und der Lage der Muskeln wechseln, und die Uebergänge von Linien in Punkte malerischer zu verbinden suchen. Die Stirne ist zu flach, und man könnte dem Ganzen mehr Reinheit wünschen.

4. Feyerliche Enthüllung und Einweihung des Kreuzbildes aus Gußeisen auf dem Erzberge in Steiermark. Gez. von Loder, gest. von B. Höfel. Schwarze Abdrücke 5 fl. Colorirte 12 fl.

Der Erzherzog Johann ließ auf der Kuppe des Erzbergs ein Kreuz errichten, und durch die Geistlichkeit feyerlich einweihen. Die umwohnenden Steirer, in ihrer Nationaltracht, vereint mit einer zahllosen Menge von Bergknappen sind bey dem Feste gegenwärtig, und bedecken den ganzen Berg. Die Lokalität erlaubte dem Künstler keine bequeme Anordnung. Alles ist in eine große Masse zusammengeworfen, und da die Feyerlichkeit auf dem Gipfel statt hat, so sind die Hauptfiguren dem Auge am weitesten entrückt. Die kupferstecherische Behandlung des Blatts ist sehr zu loben, die Perspective gut verstanden, und der Künstler weiß seine Töne, nach jedesmaligem Erforderniß, zu verstärken oder zu schwächen.

5. Nicolaus Poussin, von ihm selbst gemalt, gestochen von Lignon. 10 fl.

Wenn wir nicht irren, so hat Poussin dieses sein Bildniß auch selbst radirt. Nachher wurde es von Pesne, zwar hart, aber treu und mit Einsicht gestochen. Lignon übertrifft seinen Vorgänger weit. Er hat, mit schönem Erfolg, den alten, historischen Porträtstyl von Edelink, Drevet ꝛc., sich eigen gemacht; der Kopf, die Gewänder ꝛc. sind in ihrem wahren Charakter behandelt, und man kann das Blatt zu den gelungensten Bildnissen zählen, die wir nach großen Meistern besitzen.

6. Galileo Galiläi, nach Passignani, gest. von Bettelini. 5 fl. 30 kr.

Ueber halbe Figur, das Gewand zu eintönig, was

ohne Zweifel Schuld des Originals ist, aber der Kopf brav modellirt, nur zu monoton beleuchtet.

7. **Benvenuto Cellini**, nach **Vasari**, gest. von **Jesi**. 6 fl. 30 kr.

Der Stecher scheint aus Morghen's Schule hervorgegangen, *) welcher man überhaupt vorwerfen kann, daß ihre Werke mehr den Ton von Zeichnungen als von Gemälden haben. Er ist härter, weniger gefällig als sein Meister, aber das Blatt zeigt ein rühmliches Streben nach Gründlichkeit.

8. **Andrea del Sarto**, nach ihm selbst, gest. von **Saunders**. 8 fl.

Halbe Figur an einem Tische mit einer Flasche und Früchten. Die Sicherheit, Anspruchlosigkeit und Gediegenheit des Originals leuchtet noch aus der etwas kalten und einförmigen Nachbildung hervor.

9. **Ariosto**, nach **Tizian**, gest. von **Bouvier**, **Schenkers** Schüler. 3 fl. 30 kr.

Der junge Künstler, dem wir dieses Blatt verdanken, besizt ein schönes Talent, und wird, wenn er sich des Technischen mehr bemeistert, und zumal die Tinten mehr zu verschmelzen und seine Kraft zu mäßigen gelernt hat, seinem Lehrer wenigstens nicht nachstehen.

Lithographie.

Fac simile du portrait de **Girodet-Trioson**, dessiné par lui même et tel, qu'il l'a laissé à sa mort. Lithographirt von J. B. **Samboit**.

Blos der Kopf dieses geistreichen, sprechenden Bildnisses ist vollendet, das übrige nur mit Kreide leicht angedeutet. Girodet scheint in den Spiegel zu blicken, um sein Bildniß zu vollenden. In der Rechten hält er den Crayon, vor sich hat er das Zeichnungspapier. Das Gesicht ist von frappantem Ausdruck, und das Blatt um so merkwürdiger, da es, als ein wahres Fac simile, die Behandlungsart des berühmten Meisters im ersten flüchtigen Entwurf seiner Darstellungen zeigt, und als das lezte Denkmal seines reichen Kunstvermögens zu betrachten ist.

—**der**.

*) Kunstbl. 1824. Nr. 17. wird Hr. **Jesi** ein Zögling der Brera in Mailand, also wahrscheinlich **Longhi's**, genannt. **Red.**

Ueber die Cosimaten,

eine römische Künstler-Familie des 13ten Jahrhunderts.

(Fortsezung.)

Cicognara erwähnt bey dieser Gelegenheit vorzüglich das Grabmal Benedikt XI.; es wird aber um so nöthiger seyn, einen allgemeinen Blick auf den Styl des Giovanni Pisano zu werfen, da es zu unserm Zwecke unpaßlich scheint, sich auf ein Monument zu berufen, das um mehrere Jahre jünger ist (1305) als alle Arbeiten des Cosimaten. — Schon in den frühesten Arbeiten des Pisaners, die um das Jahr 1274 zu fallen scheinen, *) wie z. B. am Peruginer Brunnen, zeigt sich ein Bestreben nach freyerer Bewegung und entschiedenerem Ausdruck, als man in den Werken des Vaters zu sehen gewohnt ist. Bald darauf finden wir ihn in Pisa an der zierlichen gothischen Kirche Santa Maria della Spina, **) deren Bau vermuthlich von deutschen Architekten geleitet ward, mit Statuen für die zahlreichen Tabernakel an der Nordseite beschäftigt. Es konnte Giovanni's reinem Geschmacke unmöglich entgehen, daß zwischen gothische Pfeiler und Nadeln zaghaft antikisirende Statuen nicht gehörten. Seine späteren Arbeiten zeigen, wie die Kühnheit, Eleganz und Leichtigkeit deutscher Baukunst seine ganze Vorliebe gewann, ***) und so wandte er dann auch alle seine Kraft daran, entsprechende Idealität in Form und Gewandung, Freyheit und Würde der Bewegung seinen Figuren mitzutheilen, wozu ihm das Beyspiel deutscher Bildner, damals und einige Jahre später, als er in Santa Maria de' Servi mit ihnen arbeitete (Vasari I. 283), leitend und förderlich seyn konnte. In der That gelangte er auch in seinen Werken zu einem Ausdruck, einem Adel, einer Weichheit und Wahrheit, er wußte eine solche Harmonie zwischen Architektur, Verzierungen und Figuren zu bewirken, daß er nicht nur über seine Vorfahren, sondern über lange Schaaren seiner Nachfolger sich hoch erhob. Der Hauptaltar des Aretiner (Cicognara I. p. 361) und die Kanzel des Pisaner Domes sind für ein solches Lob die besten Zeugen. †)

*) **Vasari** I. 279. Vorrede von **della Valle** p. XXXVIII. und **Mariotti** Lettere pittoriche Perugine p. 21 sq. Lezterer insbesondere macht es sehr glaublich, daß Giovanni nur das Grab Martin IV., nicht das Urban IV. gemacht habe.

**) Abbildung in Fontana Viaggio pittor. III. 91.

***) Daß das Auge des, an die Antike gewohnten Italieners für solche Vorzüge nicht blind zu seyn brauchte, beweist selbst **Milizia** (Roma, arti del disegno p. 125): „L'architettura gotica avea del merito: naturale, svelta, leggiera, sfogata, dava sorpresa nell' elevatezza delle masse grandi.“

†) Es ist unbegreiflich, und zeugt nur allzusehr von dem oft ungenügenden Auge Cicognara's, wenn er (I. 360) sagt: „L'arte non fece sotto lo scarpello del figlio un passo progressivo .... sopra tutto, allorchè si scostò dall' imitazione degli esempj paterni, il che eseguì men delle volte, ma pare gli fu forza di farlo in alcune circostanze.“ Und zum Theil noch stärker auf der Seite vorher. Aber das sind die Folgen parteyisch blendender Antiken-Verehrung.

Es erhellt aus dem Gesagten, wie die Richtung des Cosimaten der des Pisauers in mancher Hinsicht ähnlich war. Die Bildung beyder wurzelte auf antikem Boden, den der eine in den Werken seines Vaters, der andre in den gewaltigen Denkmalen seiner Heimath fand; auf beyde übte das durch ganz Italien sich erstreckende Wohlgefallen an deutscher Bau- und bildender Kunst entscheidenden Einfluß aus, und da ist es denn in der That nicht zu verwundern, wenn die Arbeiten beyder auch ohne daß der eine des andern Schüler gewesen wäre, einiges mit einander gemein haben. Ich will gerne zugeben, daß diese Aehnlichkeit sich mehr als sonst im Vergleich des Peruginer und des Gunsalvischen Grabmals zeigt (v. d. Hagen IV. 342), und wirklich ruht in diesem wie in jenem der Verstorbene auf einem Sockel, in beyden stehen Engel zu Häupten und zu Füßen und schlagen einen Teppich auseinander, hier, wie dort steht in der obern Hälfte ein Marienbild und Heilige zur Seite, und in beyden endlich deckt ein Tabernakel mit gothischem Kleeblatt das Ganze; aber alle diese allgemeinen Aehnlichkeiten sind unter den angeführten Umständen nicht beweisend, und kommen auch in ganz entlegenen Arbeiten, wie z. B. dem Grabmal Karl des Erlauchten in Neapel (bey Cicognara XL. 4.) von Masuccio, und fast eben so vollständig bey einem Grabmale aus dem Ende des 14ten Jahrhunderts in der Castorkirche zu Coblenz (Moller T. XLVI.) vor.

Ein Gegenbeweis läßt sich vielmehr sehr wohl aus einer etwas sorgfältigern Vergleichung des Kunststyles des Giovanni Pisano und des Johannes Cosmae entscheidend herleiten. Während es nämlich dem lezten an den mannichfach bewegten Stellungen, an den reichen und kühngeschwungenen Gewändern, an den kleinen Naturzügen, wie z. B. den Fleischfalten, und der hohen Anmuth fehlt, die des Pisaners Genie mit Glück erstrebte, hält er sich dagegen auch von dessen karikirten Wendungen, von der Dürftigkeit, vorzüglich um Schultern, Hals und Schläfe, ja von der Nachahmung der gemeinen Natur frey, die sich zuweilen in Giovanni Pisano's Arbeiten einschleicht. Es ist nicht einmal schwer, an den zusammengestellten zwey Monumenten selbst, die Unrichtigkeit von Cicognara's Behauptung darzuthun. Wenn der Schüler den Lehrer nachahmt, so pflegt er sich am liebsten an dessen reichere und gefällige Decorationen zu halten, am wenigsten aber in der Anordnung des Ganzen Zusammengesezteres mit Einfacherem zu vertauschen. Nun tragen die erwähnten Engel in Perugia einen Sarg, der über dem liegenden Papste schwebt, gleichsam auf den Köpfen, und auf diesem stehen, unter eigenen Marmortabernakeln, nicht ohne einige Ueberladung von Zierrathen, Maria und die Heiligen. In Rom ist kein solcher Sarg in der Luft, und überhaupt keine solche Theilung eines ersten und zweyten Stockes, sondern in einfacher Wandmosaik sind, nahe über dem Verstorbenen, ihm gleichsam noch im Gesicht, die Gegenstände seiner Verehrung dargestellt. Gewiß ein glücklicher Gedanke, der bey dem Peruginer Monumente, das auch an der Wand steht, eben so wohl ausführbar gewesen wäre. Die Säulen in Perugia sind gewunden, und es ist nicht besonders geschmackvoll zu nennen, daß meschine Kinder an ihnen herausklettern; zur Seite des römischen Monumentes dagegen stehen, wie erwähnt, nur einfache Pilaster. Ich könnte noch anführen, daß das Gunsalvische Monument, nicht aber das Benedikt des XI. mit Mosaik geschmückt ist, allein es ließe sich erwiedern, solchen Zierrath möge der Cosimat als ein Erbstück von seinem Vater zugefügt haben.

Nach dem Bisherigen scheint es fast räthselhaft, wie Cicognara zu seiner unhaltbaren Conjectur gekommen sey, und wahrscheinlich ist sie bey ihm auch nur dadurch entstanden, daß er auf einem andern, obwohl etwas weiten Wege, dieselbe Spur zu finden glaubte. Wir wollen ihm in den allgemeinsten Zügen folgen. — Vasari erzählt von einem trefflichen Baumeister, Jakob dem Deutschen, den die Florentiner Lapo geheißen hätten und von seinem Sohne Arnolfo, der in Toscana und sonst viel Gebäude gefertigt. Schon Baldinucci (Notizie Ed. nov. T. I. p. 57.) behauptet nach Urkunden, der leztgenannte sey aus Colle di Valdelsa gebürtig, und Padre della Valle (Vorrede zum Vasari p. XXXV.) theilt einen Original-Contract mit, in welchem 1266 Arnolfo und Lapo Schüler und Gehülfen des Niccola Pisano genannt werden. Von demselben Arnolfo war aber ein Marmortabernakel in S. Paolo fuor le mura di Roma mit der Inschrift:

Anno milleno-centum bis et octuogeno
Quinto summe deus-hic abbas Bartholomeus
Fecit opus fieri-. Tu dignare mereri
hoc opus cum suo socio
fecit Arnolfus Petro.

Wenn nun aber Arnolfo ein Schüler des Niccola Pisano war, so mußte es auch sein hiesiger Gehülfe Petrus seyn. Diesen Faden verfolgt Cicognara weiter. Er glaubt (p. 384) denselben Petrus in einer Inschrift wieder zu erkennen, die ihn als unmittelbaren Vorgänger eines Johannes, in einer Arbeit desselben Gebäudes (dem Chiostro), nennt. Nun hält er den Johannes für unsern Cosimaten; den Petrus für einen Cosmate od altro che li precedette, und da Petrus wieder ein Gehülfe des Arnolfo war, so ist quasi un filo seguito tra le scuole Pisane e quella dei Cosmati (Vergl. auch v. d. Hagen IV. 143). *) Die Inschrift ist folgende:

---

*) Ich kann es nicht oft genug wiederholen, was auch Moller a. a. O. S. 3 — 6 sehr gut ausgeführt hat, daß die Notizen, die einzig und allein aus Urkunden stammen, der

Agmina sacra regit – locus hic quem splendor honorat.
Hic studet atque legit – monacharum cetus et orat.
Claustrales claudens – claustrum de claudo vocatur
Quae Christo gaudens – fratrum pia turma seratur.
Hoc opus exterius – prae cunctis pollet in urbe,
Hic nitet interius – monachalis regula turbe.
Claustri per girum – decus auro stat decoratum,
Materiam mirum – praecedit materiatum.
Hoc opus arte sua – quem Roma (e) cardo beavit
Natus de Capua – Petrus olim primitiavit.
Ardea quem genuit – quibus abbas vixit in annis
Cetera disposuit – bene provida dextra Johannis.

Die Identität des Lapo in der Saneser Urkunde mit Vasari's Jacob dem Deutschen ist von Andern bezweifelt worden; *) aber auch wenn wir sie, was hier zu ferne liegt, als erwiesen annehmen, so ist nicht zu verkennen, wie locker die weit gespannte Kette sey. Ich hoffe es wird mir gelingen, auch die leisen Zweifel zu heben, die sie bey Einem oder dem Andern etwa zurückgelassen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Kunstgeschichte unbeschreiblich wenig helfen; nur dann haben sie Werth, wenn sie durch genauere Betrachtung der Monumente selbst belebt und bestätigt werden; daß für uns Nichtkünstler die lezte in der Regel ein verschlossenes Buch ist, macht unsre Arbeiten für Künstler so langweilig.

*) V. d. Hagen II. 200. Mein angeführter Aufsatz im Kunstblatt 1821. S. 157.

Zu den Nachrichten über die Tempelsculpturen von Selinunt.

Wir haben bereits (Kunstblatt 1824. Nr. 69. 78.) der Schrift erwähnt, welche der Baron Pietro Pisani zu Palermo über die alten Sculpturen herausgegeben hat, deren ausführliche Beschreibung wir schon zu Anfang vorigen Jahrs (Nro. 8.) Herrn v. Klenze verdankten. Hrn. Pisani's Denkschrift (1823 geschrieben, aber erst 1824 herausgegeben) enthält erstlich Andeutungen über die älteste Geschichte von Selinunt, und dann die Beschreibung und Erklärung der von den beyden Engländern Harry und Hangell gefundenen Reliefs. Fünf Umrisse begleiten die Abhandlung: 1. Die Quadriga. 2. Perseus, Medusa und Minerva. 3. Herkules Melampygos mit Passalus und Alkmon. 4. Fragment von einer Metope des großen Tempels außerhalb der Stadt, eine weibliche Figur mit einem knieenden Kriegee vorstellend. 5. Fragment eines sterbenden Kriegers, ebendaher. Vignetten: zwey alte Münzen von Selinunt, auf welchen das Apium silvestre, σελινον, und das Haupt der Medusa. Die Beschreibung stimmt größtentheils mit der des Hrn. von Klenze überein, nur daß dieser auch die Angabe der Maaße beygefügt und des Fragments einer weiblichen Statue erwähnt hat, welches Hr. Pisani übergeht. Bey dem Relief der Quadriga sind die Meynungen getheilt. Hr. v. Klenze beschreibt die auf und neben der Quadriga befindlichen drey Figuren als weibliche, und sagt, man habe in diesem Werk eine Verewigung des Siegs der Tochter des Archidamas, Cynisca, in den olympischen Spielen sehen wollen, zweifelt jedoch selbst an der Richtigkeit dieser Erklärung, so wie an der Wahrscheinlichkeit, daß dieses, besser als die zwey andern Reliefs gearbeitete, und auch in den äußeren Verhältnissen von ihnen abweichende Werk, ebenfalls, wie jene, eine Metope gebildet habe. Hr. Pisani dagegen nennt die mittlere Figur eine männliche und sieht in ihr den sicilischen Bacchus, welchem Ceres und Proserpina die Quadriga lenken helfen; eine Bestätigung seiner Ansicht findet er in der Ueberzeugung, daß das Werk als Metope zu den beyden andern gehört habe, auf welchen gleichfalls Söhne des Zeus vorgestellt sind. Im Widerspruch mit dieser Meynung steht Hr. Angelo Palumbo in einer Anzeige der Pisani'schen Abhandlung im Giornale di Scienze, lettere ed arti per la Sicilia, Septemberheft 1824. Er sieht in der Quadriga dieselbe, welche auf einer Münze von Selinunt (in der Sammlung Torremuzza) dargestellt und deren Abbildung seinem Aufsatz beygefügt ist. Die Selinunter schlugen diese Münze zu Ehren des Empedokles von Agrigent, welcher die schädlichen Ausdünstungen des Sumpfes Gonusa bey Selinunt durch Hineinleitung der Flüsse Ypsa und Selinon vertrieb und dadurch den in der Stadt herrschenden Seuchen ein Ziel sezte. Auf der Quadriga der Münze stehen zwey Figuren, von welchen die eine rückwärts blickt, die andere die Pferde lenkt; darunter ΣΕΛΙΝΟΝΤΙΟΣ; auf der Rückseite der Münze ist eine opfernde männliche Figur. Hr. Palumbo sieht nun auf der Quadriga des Reliefs den Apoll zwischen Hygiea (die sich oft auf selinuntischen Münzen findet) und Pallas, und im Ganzen ein Votivbild auf eben jene Wohlthat des Empedokles. — Auf den Einwurf, daß Empedokles kurz vor oder in der Zeit des Perikles geblüht, antwortet er, daß das Relief weit besser gearbeitet sey, als die zwey andern einer frühen Epoche angehörigen, welches auch mit Hrn. v. Klenze's Beobachtung übereinstimmt.

Zulezt wird bedauert, daß die Abbildungen in Hrn. Pisani's Schrift übel gerathen seyen und den Styl der Sculpturen nicht erkennen ließen. Wir hoffen diese merkwürdigen Werke bald in treuern Zeichnungen durch Hrn. Hittorff bekannt gemacht zu sehen, (vergl. Kunstbl. 1824. Nr. 39.) welcher mit Herausgabe seiner in Sicilien angestellten Untersuchungen beschäftigt ist.

Nr. 46.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 9. Juni 1825.

Lithographie.

Die Sammlung alt-, nieder- und oberdeutscher Gemälde der Brüder S. und M. Boisserée und J. Bertram. Lithographirt von Strixner.

(Fortsetzung zu Nr. 43. 44. 45. 62. 63. v. J. 1824.)

Mit wahrer Freude zeigen wir die willkommene Fortsetzung eines Werkes an, welches nicht nur als das Einzige in seiner Art zu betrachten ist, sondern auch; mit jeder neuen Lieferung, einen größern Reichthum entfaltet, und eine stets gleiche Sorgfalt der Unternehmer beurkundet, wie sie nur von der reinsten Kunstliebe zu erwarten war. Ein besonderes Verdienst gewinnen diese Blätter noch durch die Zeit selbst, in welcher sie erscheinen. Indem die Lithographik mit raschen Schritten ihrer Ausbildung entgegen eilte, mußte sie den nachtheiligen Einfluß auf die Kunst selbst herbeyführen, der überall eine Folge des Strebens nach technischer Vollendung zu seyn pflegt. Zierlichkeit wird dann die höchste Aufgabe, und der Geist geht in der Manier unter. Auf diesem Punkte steht die Lithographie in Frankreich, und die neuesten französischen Blätter dieser Art sind um so verführerischer, je mehr eine glänzende Kunstfertigkeit (oder das, was man sonst Virtuosität nennt) sich darin, keck und entschieden, geltend macht, und den Sinn so leicht gefangen nimmt. Die Kunst ist aber nichts mehr, sobald ihre Würde verloren geht, und der heitere Ernst sich in frivoles Spiel auflöst. Dieser Verirrung wird das Boisserée'sche Werk um so siegreicher entgegentreten, da es, neben seiner technischen Vollendung, zugleich den Begriff des Höhern in der Kunst lebendig erhält, und das Charakteristische darin nicht der Behandlung geopfert ist. Folgende neue Blätter haben wir vor uns liegen:

Nro. 30. **Die Apostel Paulus, Simon und Philippus, nach J. v. Mekenen.**

Nro. 31. **Die Apostel Jacobus, Mathias und Andreas, nach demselben. Ganze Figuren.**

Von den byzantinischen Malern bis ins sechszehnte Jahrhundert herab hat sich, für einzelne biblische Vorstellungen, ein allgemeiner Begriff der Form erhalten, wie dieß besonders in den Christus- und Apostelbildern sichtbar ist. Dieser Typus mag sich vielleicht ursprünglich auf historische Tradition gegründet haben, allein seine Ausbildung gehört keineswegs der Phantasie an, sondern der Betrachtung des Lebens, verbunden mit einem frommen, gläubigen Gefühl. Im Paulus zeigt schon die feste Stellung den Charakter, der noch entschiedener aus den strengen, aber edlen Gesichtszügen hervorleuchtet. Die beyden andern Apostel contrastiren vortrefflich mit den ersten, und die Gruppe verräth eine große Ueberlegung des Künstlers. Simon gleicht ganz dem Bilde, welches der Sänger des Messias von ihm entwirft:

— — — — Er war ein Schäfer in Saron.
Jesus rief ihn vom Felde. Sein stilles Leben voll Unschuld
Und die Demuth, mit welcher er ihm in Einfalt diente,
Wandte das Herz des Erlösers ihm zu.

Während die beyden ersten nachzudenken scheinen über den Inhalt eines eben geführten Gesprächs, steht Philippus in sich gekehrt und frommer Betrachtung hingegeben. Die Apostel auf dem zweyten Blatt sind in eine Art Handlung gesetzt; Jacobus und Andreas führen das Wort; Mathias aber ist im tiefen Nachsinnen begriffen. Das Urtheil, welches Mannlich (in seiner Beschreibung der Münchner Gallerie) etwas voreilig über Israel von Mekenen fällt, wird durch diese Bilder großentheils widerlegt. Man findet darin nichts von einer ängstlichen Naturnachahmung, und wenn man auch hier und da eine Linie, einen Bruch der Falten in den übrigens großartigen Gewändern tadeln kann, so offenbart sich doch, im Ganzen, eine Tüchtigkeit, die nie ohne Sicherheit ist, und zumal beweisen die Köpfe ein treues, lebendiges Auffassen, wie es nur dem freyen Geiste möglich wird. Wiederholt hat sich Meister Israel selbst bisweilen.

Nro. 32. **Mater dolorosa, nach J. v. Calcar.**

Die Werke dieses Künstlers, dessen eigentlicher

Name Johann Stephan war, wurden oft, selbst von Kennern, mit den Bildern Tizians verwechselt; doch möchten wir annehmen, das gegenwärtige Bild sey von Johann gemalt worden, noch bevor er die Bekanntschaft mit den Werken Tizians gemacht; der Halbkreis anbetender Engel, die Formen und Gewänder derselben, so wie der Goldgrund bestätigen diese Vermuthung; die Madonna selbst zeigt einen großen Styl und verräth einen Künstler, der das Edle in der Natur mit Sinn und Gefühl aufzufassen wußte. In der Gestalt und in dem Ausdrucke ihres Leidens ist eine gewisse Hoheit, und nur die unwillkürlich hervorquellenden Thränen deuten den tiefen Schmerz der Mutter an, die mit der aufgehobenen Rechten Erd und Himmel zu Zeugen desselben anzurufen scheint.

Nro. 33. Die heil. Christina, nach Joh. Schoreel.

Zu den anziehendsten Gegenständen der ältern Kunst gehört der Kreis heiliger Frauen und Jungfrauen, deren Namen und Geschichten die Legende n in großer Zahl bewahren. Viele treten auf als standhafte Bekennerinnen der göttlichen Lehre; andre als reuige Büßende, und noch andre in stiller, frommer Unschuld, den Sinn von der Erde nach himmlischen Dingen wendend. Dem Künstler wird hier Gelegenheit gegeben, den irdischen Reiz mit überirdischer Anmuth, das Sanfte und Zarte mit Hoheit zu verbinden, und die Schönheit gleichsam zu verklären. Das vorliegende und das nächstfolgende Blatt führen uns zu dieser Bemerkung.

Schoreel, der Schüler von Cornelis, glänzt unter den niederländischen Malern bedeutend hervor, und ihm ist auch jene Grazie eigen, welche als der Ausdruck schöner, zarter Weiblichkeit erscheint. Die Heilige (etwas über halbe Figur) ist hier einzeln aus der zu dem großen Gemälde vom Tod der Maria gehörigen Seitentafel abgebildet; sie hält in der Linken die Palme, mit der Rechten stützt sie sich auf den Mühlstein, an welchem sie ins Meer geworfen werden sollte. Den Grund bildet eine reiche Landschaft. Die vorgebeugte Stellung der Jungfrau ist im Bilde durch das Hinschauen nach der sterbenden Maria veranlaßt; sie ist indeß auch hier weder gesucht, noch ohne Anmuth. Im Antlitze spiegelt sich die Reinheit ihrer Seele und zugleich kündigt sich darin die Ruhe und Festigkeit an, womit sie den Qualen des Märtyrertodes entgegen ging. Das Costüm ist aus der Zeit des Künstlers, drapirt aber recht gut, und hebt die Gestalt ungemein. Außerdem sind Ton und Haltung des Ganzen vortrefflich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Cosimaten,

eine römische Künstler-Familie des 13ten Jahrhunderts.

(Beschluß.)

Cicognara wäre schnell widerlegt, wenn man einem Citate bey D'Agincourt (I. 52) trauen dürfte, nach dem Monsignor Galletti (nicht Gulletti, wie es bey D'Aginc. heißt: Capena Municipio de' Romani, Roma 1756. p. 44. 46.) die, in den vier lezten Zeilen erwähnten, Cardinal und Abt, am Ende des 12ten und im Anfang des 13ten Jahrhunderts, also ein Säculum früher als unsern Johannes, in Urkunden als lebend erwähnt gefunden hat. Aber leider wird diese Notiz dadurch verdächtig, daß D'Agincourt den Cardinal, Petrus und den Abt Johannes nennt, dadurch also zeigt, jene Zeilen nicht verstanden zu haben, in denen Cicognara (I. 385) mit Recht Romae statt Roma liest, und Petrus und Johannes für die Namen der Künstler nimmt. *)

Setzen wir aber auch diese Nachricht bey Seite, so bleibt es auffallend, wie Petrus am Tabernakel schon den Gebrauch zierlicher Spitzbogen, Kleeblätter und gothischer Nadeln gelernt, und geschmackvolle Sculpturen sauber ausgeführt haben sollte, um, eben so wohl als sein Nachfolger Johannes, (der ähnliche Kunstfertigkeit ja schon anderwärts bekundet hatte) im Chiostro zu Rundbogen, geschlungenen Säulen und widerwärtigen Fratzen zurückzukehren. In der That, solche Verschiedenheit zu übersehen, schickt sich nicht für das Auge zweyer Kunsthistoriker! Schwerlich würde auch Cicognara solche Sünde sich haben zu Schulden kommen lassen, hätte er nicht sowohl als D'Agincourt die mehreren Glieder der Cosimatischen Familie ohne Aufhör verwechselt. Ohne Zweifel dachte er bey diesem Vergleich nicht an die Grabmäler des Johannes Cosmae, sondern an das Chiostro des Cosmas selbst in Subiaco, dessen Zeiten sich wirklich der Klosterhof von S. Paolo nähert. Man könnte mir einwenden, Johannes habe vielleicht die leztgenannte Arbeit zu einer Zeit vollendet, wo er, frey vom Einfluß deutscher Architektur, allein das Muster seines Vaters befolgte, und deßhalb wird es nöthig seyn, den Styl des römischen Chiostro näher zu betrachten. Da ich die Abbildungen von Knapp und Guttensohn noch nicht erhalten habe, so

---

*) Es kann gezweifelt werden, ob „Natus de Capua" zum Cardinal (Cardo) oder zum Künstler (Petrus) zu ziehen sey; ich neige mich zum lezten. Die Capuaner Baumeister waren neben den Amalfitanern und Comaciern im 12ten und 13ten Jahrhundert die geachtetsten. Muratori a. a. O. S. 654.

verweise ich auf die bey D'Agincourt (Arch. XXX. — XXXIII.), die recht genau und detaillirt sind. Hier zeigt sich nun bey einiger Aufmerksamkeit bald als bezeichnend ein deutliches und nicht glückliches Bestreben, an die Antike auf die oben erwähnte Weise, d. h. durch Nachahmung der Zierrathen sich anzuschließen. Die Pfeiler, welche die kleineren Bogen unterbrechen, sind mit einer Art von componirten Säulen bekleidet, die nach außen heraustreten, und über den Sockel hinab bis auf den Grund reichen. Das Gebälke, das sich rings herum zieht, ist auch in den Proportionen einem antiken nachgebildet (die geschmacklose Leiste des Architravs etwa abgerechnet), mit Balkenköpfen und Löwenmäulern verziert, und, nach Art schlechterer Monumente des Alterthums, über den einzelnen Säulen vorspringend. Die kleineren Säulen, welche die Bogen tragen, sind hier regelmäßig paarweis, und dabey auf das mannichfaltigste gewunden, verschlungen und mit Sculpturen und Mosaiken, nicht immer auf das wohlgefälligste gemustert. In den kleinen Zipfeln zwischen den Bogen sind roh gearbeitete Mißgestalten in Menge angebracht (v. d. Hagen S. 142), der Fries ist mit einer Art Alexandrinischem Mosaik ausgelegt. — Um zu zeigen, wie fest die Künstler der Zeit an ihrer einmal angenommenen Weise hingen, wird es genügen, mit diesem das Chiostro des Lateraneś (D'Aginc. Arch. XXXI. 2.) zu vergleichen, das in Allem, ausgenommen, daß statt der durchgehenden Säulen hier ähnliche Pilaster stehen, mit dem von San Paolo übereinstimmt, *) und man wird gestehen müssen, daß der Klostergang von Subiaco, der in allen den angeführten Eigenthümlichkeiten von diesem abweicht, ganz unmöglich denselben Urheber haben könne. — Wie nun aber, wenn es der Conjecturen gar nicht bedarf, sondern andre Monumente vorhanden sind, die uns den Petrus und den Johannes von S. Paolo, nebst genauer Angabe der Zeit, in der sie lebten, mit entschiedener Gewißheit vorführen? — Das Tabernakel von S. Lorenzo fuor le mura habe ich schon einmal flüchtig erwähnt, und es ist auch Hrn. v. d. Hagen wohl bekannt (IV. 205). Die Inschrift davon lautet also:

+. Jobs. Petrus. Angls. et. Sasso. filii. Pauli. marmor. huj. opis. magistri. fuer.

+. Ann. d. m. c. XL. VIII. ego. Hugo. humilis. abbs. hoc. opus. fieri. feci.

Da wäre der Petrus! und, damit wir nicht auf unsicherem Boden stehen, fehlt es auch nicht an Arbeiten seines Vaters, des hier erwähnten Marmorarius. In der Capelle des heil. Ambrosius im Dome zu Ferentino ist über dem Seitenaltar ein Grab aus zwey, durch eine Marmorleiste getrennten Platten bestehend, welche, mit Mosaik von viererley Steinen (nicht Glas) ausgelegt, einen Schmuck von achteckigen Sternen zeigen. Dazu folgende Inschrift:

+ Hoc opifex magns fecit vir nomine Paulus.

Die Namen Angelus und Petrus, die das Tabernakel von S. Lorenzo bietet, kommen in S. Paolo selbst noch einmal, aber freylich in andrer Verknüpfung vor, nämlich an einer Säule, welche die Osterkerze zu tragen bestimmt war (D'Aginc. Sculpt. XXVI. 31. Ciampini I. Tab. XIV. v. d. Hagen IV. 136). So nahe es nun liegt, wenigstens an eine Verwandtschaft zu denken; so scheint eine solche Vermuthung doch sehr unfruchtbar, da die Arbeit jener Säule allzubarbarisch ist, um sie mit der des Chiostro zusammenzustellen. Die Inschrift ist diese:

Ego Nicolaus de Angelo cum Petro Passaletio hoc opus complevi.

Nun fehlt noch Johannes, und den finden wir glücklich als den Meister einer zierlich mit Glasmosaik ausgelegten Kanzel der alten Kirche Santa Maria in Castello bey Corneto, *) an der folgende Inschrift zu lesen ist.

+ In noie. d. am. a. d. m. c. c. VIIII. I. d. XI. m. ag. t. dni. Innocen. pp. III. ego. Angelus. pbr. huj. eccle. hoc op. nitidum auro et marmore diverso. fieri fecit. p. manus magistri Johis Guittonis civis. r. m. a.

So stimmt Alles zusammen, Petrus, der um die Mitte des 12ten Jahrhunderts lebte, fing den Bau an, und Johannes vollendete ihn im beginnenden 13ten Jahrh. Nun können wir auch die angeführte Notiz bey D'Agincourt brauchen, wenn wir voraussetzen, daß Galletti die Inschrift recht verstanden, und D'Agincourt ihm nur seine Irrthümer untergeschoben habe.

Dieß glaube ich reicht hin, um diese Untersuchung als beendigt ansehen zu dürfen, und ehe ich ganz von meinen Lesern scheide, bleibt mir nur noch übrig, einen etwas abweichenden Irrthum D'Agincourt's kurz zu erwähnen. Auch er nämlich weiß (II. p. 51 und 58) die älteren Kunststyle gar nicht von einander zu scheiden, und findet Aehnlichkeit zwischen dem Gunsalvischen Grabmale, dem Tabernakel von S. Paolo, dem Chiostro ebendaselbst und dem Monument Savelli. Wenn ihn nun

*) Selbst die Inschrift, die durch angebaute Streben jezt unleserlich geworden ist, verräth schon in der ersten Zeile denselben Styl: Canonicam formam — sementes discite normam.

*) Ueber die Kirche. S. D'Aginc. Arch. LXIII. 16, 17. LXIV. 14, LXVII. 9, LXX. 17.

gleich seine richtige Meynung von dem Alter des genannten Klosterganges vor Cicognara's Fehlgriffen schützt, so zeigt doch einer seiner früheren Irrthümer erst hier, auf wie große Abwege er leitet. Da nämlich D'Agincourt die Cosimaten weder für Bildhauer noch für Architekten hält, so schreibt er auch dem Johannes an dem Gunsalvischen Grabe nichts als die moulures et ornemens zu, und fragt ganz selbstständig weiter nach dem Urheber der übrigen Theile des Monumentes. Diesen glaubt er nun, der vorgegebenen Aehnlichkeit wegen, und weil er bey Vasari (I. 267) findet, Arnolfo habe in Santa Maria maggiore gearbeitet, in diesem zu entdecken, und auf solchem Umwege kommt auch er wieder auf die von Cicognara behauptete Verwandtschaft eines Arnolfischen und eines Cosimatischen Werkes. Ob es nun gleich überflüssig wäre, zu beweisen, daß die Cosimaten auch Architekten und Bildhauer gewesen seyen; so verlohnt es sich doch der Mühe, die behauptete Aehnlichkeit der Arnolfischen Tabernakel und der Grabmonumente in Santa Maria maggiore, die bey der vorigen Untersuchung in der Mitte liegen blieb, etwas näher zu prüfen. Ich bedaure dabey sehr, das Grabmal des Cardinal Guglielmo de Brago von Arnolfo, in der Kirche San Domenico zu Orvieto, nicht gesehen zu haben, da dieß ohne Zweifel vorzügliches Licht gewähren müßte. Das Tabernakel in San Paolo, so wie das ganz Aehnliche in Santa Cecilia in Trastevere, stimmen mit dem schon erwähnten des Deodatus in Santa Maria in Cosmedin darin überein, daß auf vier antikgebildeten Säulen vier Bogen in Form eines Kleeblattes ruhen, daß über die Spitzen dieser Bogen ein horizontaler Karnies ringsherum geht, und erst auf diesem ein gleichseitiges Dreyeck als Attike oder Giebel mit einem Rundfensterchen, auf jeder Seite aufsteht; endlich auch darin, daß an jeder Ecke und in der Mitte eine gothische Nadel sich erhebt. Darin vorzüglich weicht die Arbeit des Deodatus von der Arnolfischen ab, daß in ihr den Giebeln kleine Spitzdächer entsprechen, die sich also im Kreuz durchschneiden, während die Giebel des Tabernakels von San Paolo freystehen, und das Dach des Ganzen sich hinter ihnen als eine thurmähnliche Pyramide erhebt. Die größere Verzierung des lezten Monumentes, insbesondere mit Bildwerken, erscheint dagegen als minder wesentlich. Halten wir nun diese Züge mit den Cosimatischen Arbeiten zusammen, so fällt es sogleich auf, daß bey diesen das Kleeblatt regelmäßig in den Giebel so weit hineinreicht, daß die Schenkel des lezten, die schon beym zweyten Knoten der gothischen Nadel anfangen, zu Tangenten des Spitzbogens werden. Dadurch fällt alle horizontale Theilung sowohl als das Rundfenster hinweg, der Theil über den Säulen wird um Vieles leichter, und das Ganze erhält ein weiteres und schlankeres Ansehen.— Obgleich dieselbe Anordnung auch bey den Grabmälern der Königin Jolanta und Benedikt XI. vorkommt, so glaube ich doch, sie ist genügend, hinreichende Verschiedenheit zwischen Arnolfo und Deodato auf der einen und den Cosimaten auf der andern Seite zu begründen.

* * *

Meine obigen Bemerkungen sind auf eine sehr unvollständige Kenntniß der Denkmale jener Zeit begründet, und ermangeln eignen Urkundenstudiums gänzlich. Ich halte mich überzeugt, daß nicht allein durch das lezte, sondern schon durch genauere Erforschung alter Monumente in und um Rom vieles zur Vervollständigung nachgetragen werden könnte. Es ergeht diese Aufforderung an die römischen Freunde von Herzen. Möchte es aber vielleicht Hrn. Baron v. Rumohr, dem ich auch hierin, wie in manchem andern Punkte der Kunstgeschichte, wichtige Fingerzeige verdanke, gefallen, aus seinem reichen Vorrath mitzutheilen, was vorzüglich über diesen Gegenstand neues Licht zu verbreiten geeignet wäre! — Ich glaube Rom eine unerwartet frühe und ausgedehnte Kunstschule unwidersprechlich vindicirt zu haben, die vielleicht der Toscaner hätte gegenüber treten dürfen, wäre nicht die beklagenswerthe Verlegung des päpstlichen Stuhles nach Avignon erfolgt. Dieß möge als schwacher Beweis dienen von meiner ungemessenen Liebe und Dankbarkeit gegen die ewige Stadt.

Breslau, 8. 24.

Karl Witte.

Nekrolog.

Am 16. April starb Heinrich Füßli, ein Schweizer von Geburt, Direktor der königlichen Maler-Akademie in London, in dem hohen Alter von 87 Jahren. Er war als Mensch, Künstler und Gelehrter gleich geschäzt und ausgezeichnet. Seine irdischen Reste wurden von Puttney-Hill, wo er im Hause der Gräfin Guilford gestorben war, nach London gebracht, und in der S. Paulskirche an der Seite seines innigen Freundes und Bewunderers Joshua Reynolds begraben.

* * *

Der berühmte Denon ist zu Paris am 28. April, in einem Alter von 80 Jahren, nach einer Krankheit von 15 Stunden gestorben. Er war noch den Tag zuvor bey der Gemälde-Versteigerung des Hrn. Laveyriere. Sein Geist hatte sich auch in seinem hohen Alter bis an sein Ende in voller Lebhaftigkeit erhalten.

Nr. 47.

Kunst-Blatt.

Montag, den 13. Juni 1825.

Kunstmittheilungen aus Leipzig.

I.

Ueber Julius Schnorr's Cartons, Ariostische Dichtungen darstellend.

Seit fast einem Halbjahre haben wir nun einen großen Theil der trefflichen Cartons vor Augen, welche unser vom wahren Genius begabter Landsmann Julius Schnorr in Rom entworfen hat, und in der Villa Massimi daselbst in Fresco ausführt. Sie sind in der Wohnung seines Vaters, unsers wackern Akademiedirektors aufgestellt, der in diesem Sohn den Stolz und die Freude seines Alters aufblühen sieht, und haben allen denen, welche sie in Augenschein nahmen, das größte Vergnügen gewährt. Diejenigen, welche den noch jungen Künstler seine schöne Laufbahn beginnen sahen, bewundern die raschen Fortschritte, die sein Genius in diesen Compositionen gemacht hat.

Aus dem Kunstblatte Nr. 27. d. J. wissen die Leser, daß der Cyclus dieser Bilder, womit unser deutscher Landsmann die italienische Villa ausschmückt, aus Ariosts rasendem Roland sinnig geschöpft ist. Dort ist eine Uebersicht von dem Zusammenhange und der räumlichen Anordnung derselben gegeben, und ein einzelnes Stück derselben im Umriß versinnlicht worden. Wir bleiben bey den vor unsern Augen befindlichen Cartons stehen. Sie bestehen aus 11 Stück in verschiedenen Formaten, welche sich nach der Localität jenes Saales richten; der Vater hofft auch noch die übrigen in kurzer Zeit von Rom aus zugesendet zu erhalten. Die Zeichnungen selbst sind in Kreide, hier und da leicht schraffirt und in Sepia kräftig getuscht, und höchst plastisch behandelt. Vielfach ist der Wunsch geäußert worden, den ganzen Cyclus dieser Bilder in einem besondern Werke, welches allen Freunden des Ariost erfreulich seyn mußte, abbildlich dargestellt zu sehen. Noch näher liegt uns der Wunsch, daß diese höchst interessanten Cartons ein öffentliches Eigenthum unsrer Stadt werden möchten, die so arm an öffentlichen Denkmälern ist, und seit gar langer Zeit den ersten bedeutenden Componisten in Julius Schnorr aus ihren Mauern hervorgehen sieht.

Wir fangen in unserer kurzen Beschreibung mit dem Kleinsten an, weil es zugleich ein erklärendes Licht auf das Ganze werfen soll. Es sind dieß nämlich zwey zu Deckeneinfassungen, wie es scheint, bestimmte, bogenförmig ausgeschnittene Cartons, in deren beyden der leichtfertige geflügelte Liebesgott mit Köcher und Bogen erscheint; das eine Mal von der Rückseite mit hereinwärts gewendetem Kopfe, mit dem Ausdruck der Ungewißheit und Furcht über die Folge seiner Streiche, fliehend, oder wenigstens fertig jeden Augenblick den Verfolgern zu entrinnen, und zwischen den reichen Laubgewinden, an denen er sich anhält, ins Freye hinauszuschlüpfen, — das andre Mal zwischen denselben gleichsam mit schelmischer, triumphirender Miene auf den Ausgang der von ihm angestifteten Verwirrungen und Verwickelungen von außen hereinschauend. *) Der seinen Dichter wohl verstehende Künstler bezeichnete hiermit sinnig Liebe, Scherz und Muthwillen als die innersten Triebfedern der Dichtung, deren Gestalten bildlich zu vergegenwärtigen ihm aufgetragen war. In diesen Gestalten selbst konnte die bildende Kunst sie nur durch Leichtigkeit und phantastischen Schwung andeuten. — Jene Liebesgötter zeichnen sich durch eine Rafael'sche Grazie in der Zeichnung, Lebendigkeit der Glieder und durch einen Ausdruck kindlicher Schalkhaftigkeit aus, welcher jeden Zuschauer anzieht und ein wohlgefälliges Lächeln erregt.

Die beyden großen Cartons, auf welchen der Künstler theils die christliche, theils die heidnische Parthey mit ihren Anführern geschildert hat, und die beyden andern, welche die bedeutendsten Schicksale Rolands und Rüdi-

*) Diese beyden Figuren sind von dem Künstler sehr sinnig oben am Gewölbe angebracht. Wie schon in der angeführten Nummer des Kunstblatts (27.) bemerkt ist, hat er das Gewölbe als Laube gedacht, an deren Innern die ovalen Gemälde als Teppiche aufgespannt sind. Die beyden Amorinen erscheinen nun zwischen dem Grün und den Teppichen als wirkliche Wesen. Diese poetische Anordnung thut gewiß für die Belebung des Ganzen sehr gute Wirkung. S.

gers insbesondere darstellen, hoffen wir noch künftig zu sehen. Zunächst sehen wir die halbzirkelförmigen Cartons, welche uns Gestalten der Dichtung vor die Augen bringen, die durch Geistermacht auf die Handlung und die Schicksale der genannten Personen einwirken. Hieher gehört der im Fluge dargestellte Erzengel Michael, der von Gott dem christlichen Heere zu Hülfe gesendet wird. Eine kräftige Gestalt mit Schild und Schwert, die durch ihre Schwere doch nicht im Fluge gehindert wird. Nur bewirkt die Wendung des Kopfs eine Verschiebung der Gestalt und die Seite des Brustharnisches erscheint wie Mitte.

Ferner gehört hieher der Carton, auf welchem die Zaubergestalten Atlas, Melissa und Logistilla nebeneinander gestellt sind. Der alte Atlas sizt links mit gebücktem Haupte, auf welchem eine spitzauslaufende Mütze sizt, in das vor ihm auf den Knieen liegende Zauberbuch vertieft, in der Rechten den Zauberstab haltend, die linke Hand nachdenkend an den Mund gelegt. Zu seiner linken Seite sizt etwas hinterwärts der schwarze, unheimliche Hippogryph; weiterhin rechts Melissa, die schützende Freundin des Rüdiger und seiner Bradamante, und endlich Logistilla, eine freundliche, gleichsam mit dem Zauber spielende Gestalt. Melissa sizt ganz en face, einer Pythia gleich, auf einem niedrigen Sessel neben einem Zauberbaume, der zwischen ihr und Logistilla steht. Ihr von einem Diadem gekröntes Gesicht hat einfache, strenge Züge, ohne ihren Charakter bestimmter auszusprechen. Die eine Hand weist nach oben, die andere hält das Scepter, das ihr wegen ihres großen Einflusses wohl zukommen mag. Logistilla sizt ihr zugekehrt am Ufer des Meeres, auf welches sie sich höchst ungezwungen herunterbeugt, indem sie mit ihrer Hand allerley Seethiere aus der Tiefe hervorlockt. Die Gewänder an allen diesen drey Figuren sind vortrefflich gewählt und angeordnet, der faltige Kaftan des alten Zauberers, das ideale, die großen Körperformen nicht verbergende der Mittelfigur, und das leicht befestigte Logistillens. Auch muß man hier wie bey allen übrigen Stücken die Gewandtheit rühmen, mit welcher der junge Künstler den Raum zu benutzen gewußt hat, ohne ins Kleinliche und Gezwungene zu verfallen. Man darf behaupten, daß der Künstler auch in dieser Hinsicht die schwierigsten Probleme mit der größten Leichtigkeit gelöst hat.

Von den in die größeren Felder der Seitenwölbungen gehörigen Bildern, welche Hauptthaten der christlichen Helden darstellen, haben wir zwey Cartons vor uns, nämlich: 1) den sogenannten Sechskampf, von welchem das Kunstblatt eine treffliche Abbildung gegeben hat, und das Gegenstück 2) wie Rinaldo die Heiden verjagt. Zeigten uns die früheren Cartons nur einzelne Gestalten in ruhigen Seelenzuständen, so zeigt sich unser Künstler in den beyden leztern Bildern als Meister in der Gruppirung, und in der Schilderung der innern und äußern Bewegung auf einander wirkender Gestalten. Die Figuren sind fast lebensgroß. In dem ersten Bilde ist Roland, der sich als Gewaltigen, in dem Streiche, den er gegen den König Agramant führt, sichtbar ankündigt; in dem zweyten Rinald, der auf seinem stolzen Rosse die Feinde vor sich hertreibt, der Mittelpunkt und die Hauptfigur. Ueber die treffliche Erfindung und Anordnung des ersten Bildes werden die Leser dieser Blätter schon aus dem angeführten Umriß, nebst der darauf sich beziehenden Beschreibung urtheilen können. Die Wahrheit in der Hauptgruppe, die Wirkung, welche das Rückwärtssinken des von den Schlägen Rolands hart getroffenen Heidenkönigs macht, der sich noch mit der Linken fruchtlos auf den Rücken seines sich überschlagenden Pferdes stemmt, die wilde Wuth des Heiden Sobrin, der noch mit der Spitze seiner Lanze auf den bedrängten, fruchtlos abwehrenden Olivier losſticht; der Schauder, welcher den Gradasso beym Anblick seines fallenden Königs ergreift, und sich dem bäumenden Rosse, welches er herumzuwenden im Begriff ist, mitzutheilen scheint; endlich der Contrast aller hier ausgedrückten Gemüthsbewegungen von Muth und Furcht mit der Ruhe, die auf dem Gesicht des unter die Kämpfenden todt hingestreckten Brandimarte zu lesen ist, — alles dieß läßt sich schon in der gegebenen Abbildung erkennen, nur daß es in den ausgeführteren Cartons weit kräftiger hervortritt. Aber eine Abweichung glauben wir in dem Gesichte des Roland zu finden, dessen Blick in dem Carton weit mehr den Eifer und die Anstrengung des erfahrenen Kriegers zu verkünden scheint. — Eben so vortrefflich ist die Vertreibung der Saracenen aus Frankreich auf dem zweyten Bilde, das ebenfalls die Gestalt eines verschobenen Oblongums hat und zu beyden Seiten bogenförmig ist. Rinald erscheint mit der heitern Miene des verfolgenden Siegers und hinter ihm sein gedrängtes Gefolge mit jubelnden Hörnern. Man sieht fast die ganze edle Reiterfigur, mit dem im Winde flatternden Banner, sein stolzes Pferd fliegt über die Leichen der Erschlagenen, und vor ihm in der Ferne sieht man die flüchtigen Saracenen, an ihren Mützen und Waffenrüstungen kenntlich. Zur Rechten der Hauptgruppe wird noch gekämpft. Ein Saracene ist vom Pferde gestürzt, sein Verfolger läßt nicht ab; er stemmt seine Knie in die Weichen des Rosses und holt mit der Waffe aus, ihn zu tödten; ein Saracene schießt von der rechten Seite des Bildes noch zurückgewendet seinen Pfeil auf diesen zurück. Man kann nichts Charakteristischeres sehen, als diesen tückischen Heiden, der gleichsam aus einem Hinterhalte mit gespanntem Bogen nach dem Feinde zielt. In der Kraft und Mannichfaltigkeit des Ausdrucks an Menschen und Thieren, in

der Mannichfaltigkeit der Stellungen der Kämpfenden und Besiegten, Fliehenden und Gefallenen, in der Verschiedenheit der Physiognomien und Costüme, in der Leichtigkeit der Gruppirung, in den Verkürzungen an Menschen und Thieren sind beyde Cartons meisterhaft zu nennen.

Jezt folgen vier Cartons, welche die Gestalten christlicher Helden und Heldinnen mit fast lebensgroßen Figuren vorstellen. Sie sind hoch, schmal aber säbelförmig, so daß sie an die größern anpassen, und nehmen die vier kleineren Felder der Seitenwölbungen ein. Der erste stellt Brandimarte vor, welcher auf sein neben ihm stehendes Roß gelehnt, in schöner Rüstung steht, mit dem Blicke der sehnsuchtsvollen Liebe nach Fiordiligi hinaufschauend. Sie steht auf einer Erhöhung und hält mit ihrer linken Hand sich an einer schlanken Säule an, die rechte legt sie sanft auf den Kopf des unter ihr stehenden schön gezäumten Rosses. Man glaubt es an dem Blick des Thieres und an der Haltung seines Kopfes wahrzunehmen, wie wohl es ihm thut, von dem schönen Kinde berührt zu werden. Der Kopf des Mädchens und die wahrnehmbare Gestalt ihres Oberkörpers ist unendlich zart; ihr höchst anmuthiges Gesichtchen wird noch reizender durch den kleinen hinaufgekrempten Pilgerhut, unter welchem es hervorblickt. Beyde Hauptfiguren sind gleich innig und anmuthig.

Das zweyte dieser Bilder zeigt Rolands Knappen, den treuen Zerbino mit gesenktem Blick und dem Ausdruck tiefer, trauernder Empfindung auf einem Steine sitzend, den Stab in der Hand. Neben ihm erblickt man Rolands Rüstung und Waffen, die er vertheidigen wollte. Etwas höher neben ihm sieht man seine Isabella mit seitwärts gewendetem Kopfe, im linken Arme einen mit einer kleinen Krone verzierten Ritterhelm tragend, in der Rechten einen Palmzweig haltend. Das Bild behauptet die dem Gegenstande gebührende Einfachheit.

Das dritte dieser Bilder zeigt uns die Heldin Marfisa auf ihrem herrlichen langgeschweiften Apfelschimmel vor einer Festungsmauer hinreitend, und in der Rechten ihre goldene Lanze haltend. Fahne und Gewand flattern im Winde. Das Gesicht ist rückwärts gewendet; denn man sieht diese köstliche, wahrhaft Raphael'sche Figur nur von hinten. Daß Jul. Schnorr auch die äußern Dinge mit Geschmack und Phantasie arbeitet, beweist der herrliche Waffenschmuck derselben. Das Ganze macht einen freundlichen, glänzenden Eindruck.

Das vierte dieses Cartons stellt die Heldin Bradamante dar, die ihr Roß aus einer Quelle trinken läßt. Diese Heldenjungfrau ist wieder eine der schönsten Gestalten; ihr um den Leib zierlich ausgeschnittener Brustharnisch läßt noch mehr die weiblichen Formen hervortreten. Sie steht sinnend und hält in der Rechten die wehende Fahne, in der Linken die Zügel des guten Rosses. Wie alles bey unserm Künstler den tiefen beobachtenden Blick verräth, so hat er auch in dieser Darstellung das Thier nicht zur bloßen Verzierung gebraucht; das Roß, daß in Ariosts Dichtung immer gleichsam zum Menschen gehört, und mitfühlend und im Einklange mit ihm erscheint, lebt auch hier und spricht sich gleichsam aus. Man sieht an dem Heraufziehen der Augen, mit welcher Lust das der Labung bedürftige Thier den kühlen Quell schlürft. Hierin ist wahre Natur.

(Der Beschluß folgt.)

Berichtigung.

(Aus dem 11ten Stück des Sonntagsblatts v. d. J.)

Das Kunstblatt Nro. 5. vom 17ten Januar 1825 theilt die Anzeige eines Hrn. B. mit, welche das sonst so fleißig gesammelte Verzeichniß der Arbeiten Lukas Kranach's, von Heller, vervollständigen soll. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Heller die von Hrn. B. angeführte Stelle in Weddigens westphälischen Magazin, Bd. 1. Heft 3. S. 76, nicht gekannt habe, nach welcher bey Beschreibung der Stadt Minden, von der evangelischen St. Martini-Kirche es heißt: „In der Kirche selbst ist hinter dem großen Altare ein historisches Stück von Lukas Kranach bemerkenswerth. Es stellet den heil. Martin vor, wie er einen Zipfel seines Gewandes abschneidet, und einem am Wege liegenden mehrentheils nackten Bettler darreicht. Auch an diesem Stück hat dieser große deutsche Künstler das ihm eigene freye Colorit, und den vortrefflichen Ausdruck nicht verläugnet." Ich lasse es dahin gestellt seyn, ob Hr. Heller die Angabe Weddigens gekannt habe oder nicht; aber gewiß ist es, daß jene Angabe unrichtig, und das fragliche Bild nicht von Kranach ist, noch seyn kann, indem es weit unter dessen Arbeit steht, offenbar aus einer späteren Zeit, und auf Leinwand gemalt ist. Es ist dieß Bild, in welchem ein geübter Pinsel, bey manchem Abentheuerlichen in der Composition und im Colorit, keineswegs zu verkennen ist, ohne allen Zweifel aus A. Bloemarts Schule, vielleicht von ihm selber, denn er scheint in hiesiger Gegend gearbeitet zu haben; doch muß ich den mir bekannten Gemälden von A. Bloemart den Vorzug geben. Unser St. Martin ist also kein Kranach, verdient aber doch, ungeachtet dieß Gemälde vor einigen Jahren gereinigt und mit einem Firniß überzogen wurde, eine dauerhaftere Restauration, und müßte dazu ganz auf neue Leinwand gezogen werden.

Dr. N. Meyer.

Versteigerung der v. Derschau'schen Sammlungen.

Am 1. August 1825 beginnt in Nürnberg die grosse Versteigerung der Kunstsammlungen des verstorbenen preußischen Hauptmanns Hans Albrecht von Derschau, deren Verzeichniß, von dem verpflichteten Auktionator Schmidmer herausgegeben, bereits versandt worden ist. Freunde der bildenden Kunst, besonders auch der kleineren Seltenheiten der ältern deutschen und italienischen, werden eine Menge sehr beachtenswerther Gegenstände hier finden, die von dem verstorbenen Besitzer in einer langen Reihe von Jahren mit unermüdlichem Eifer und großem Aufwand zusammengebracht worden sind. Durch eine vieljährige Krankheit ununterbrochen an das Zimmer gefesselt, fand sein reger Geist den größten Genuß in der Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft, er suchte sich durch eigene Sammlungen für die ihm gebotene Entbehrung der Ansicht großer Gallerien und Kabinette zu entschädigen. Die Zeitereignisse begünstigten seine Absicht, und er brachte bald eine Sammlung zu Stande, deren gleichen das ehedem an Cabinetten so reiche Nürnberg nur wenige besaß, und in jetziger Zeit — in solchem Umfange — keine mehr besizt. Es lag nicht in seinen Absichten, sich bey Lebzeiten dessen zu entäußern, was er mit Mühe vereinigt hatte; nur die zahlreiche Sammlung von Holztafeln, zum Theil Werke der vorzüglichsten altdeutschen Formschneider, überließ er seinem Freunde Becker in Gotha, um sie zu drucken und durch die Heräusgabe gemeinnütziger zu machen; und eine bedeutende Kupferstichsammlung trat er, aus Liebe zum Vaterland, an das königliche Museum in Berlin ab, suchte jedoch die in seinem Museo dadurch entstandene Lücke sogleich wieder auszufüllen. Erst nach seinem Ableben sollte der Verkauf des Kabinetts gestattet seyn; bis jezt sind nur einzelne Gegenstände veräußert worden; abes Uebrige wird nun zur Versteigerung gebracht. — Der Verstorbene hatte selbst die Verzeichnisse aller noch vorhandenen Sammlungstheile mit der ihm eigenen Genauigkeit und Kenntniß gefertigt und mit vielen interessanten Notizen versehen, die auch in den gedruckten Katalog aufgenommen worden sind. Bey der Versteigerung wird man sich streng an die Folgen des Katalogs halten, ausgenommen daß die Glasgemälde vor den Oelgemälden verauctionirt werden sollen. Der Katalog begreift drey Abtheilungen (von 90, 282 und 230 S.). Die erste enthält Oelgemälde, Glasmalereyen, Majoliken, Bronzen, Schnitzwerke in Holz und Elfenbein, geschnittene Steine, Handzeichnungen, Kupferstiche und Holzschnitte, Malereyen auf Pergament. Unter den Oelgemälden werden ausgezeichnet: zwey Tafeln von Martin Schön, mit vier heil. Jungfrauen, das Bildniß des Sixtus Oelhafen von A. Dürer, ein Gemälde eines unbekannten italienischen Meisters, den Parnaß darstellend, das Dürer von dem Maler Polonus in den Niederlanden kaufte und seinem Freunde W. Pirkheimer als Erwiederung eines freundschaftlichen Scherzes mit folgenden auf der Rückseite stehenden Versen zum Geschenk machte:

Ich will dennoch Reimen machen,
Solt du Schreiber noch mehr lachen.
Und der haarig baartig Maler,
Wird durch dies Gemaehl dein Zahler.

Unter den Glasgemälden sind Arbeiten altdeutscher Künstler (Hirschvogel, A. Glockendon, J. Guttenberger), niederdeutscher (Peter Cornelius) und italienischer Künstler, und eine bedeutende Anzahl von den berühmten schweizer Malern, C. Maurer, A. Stimmer und G. Keller. Obgleich in Fensterflügel eingesezt, werden sie stückweise versteigert. Unter den Bronzen ein Neptun nach einem Modell von Joh. v. Bologna und eine Skizze zu dem berühmten in Florenz befindlichen Merkur von demselben Künstler gegossen; auch zwey Büsten des Bacchus und Marcellus, von Fiamingo. Die geschnittenen Steine bestehen aus antiken und modernen, zum Theil mit merkwürdigen Vorstellungen. Für Geschichte und Kunst gleich interessant sind die unter den Handzeichnungen befindlichen Bildnisse von A. Dürer, zum Theil auf seinen Reisen in den Niederlanden und Italien gezeichnet.

Die zweyte Abtheilung begreift Kupferstiche und Holzschnitte aus allen Schulen (2729 Nummern). Die dritte Manuscripte und Bücher (2618 Nummern).

Paris.

Von der zweyten Ausgabe der Description de l'Egypte ist die 153ste Lieferung erschienen.

Souvenirs du Musée des monumens français. Collection de quarante dessins perspectifs gravés au trait, représentant les monumens réunis dont ce musée, dessins par J. E. Biet et gravés par MM. Normand père et fils, avec un texte explicatif par J. P. Brès. 6me Livraison. Paris. Didot aîné.

Oeuvres complètes de Palladio. Nouvelle édition, contenant les quatre livres avec les planches du grand ouvrage de Scamozzi et le Traité des Termes; le tout rectifié et complété d'après des notes et des documens fournis par les premiers architectes de l'École française; par Chapuy ex-ingénieur du génie maritime, ancien élève de l'École pyrotechnique, et Amedée Beugnot, architecte de Paris. Paris 1825. Corréard, Rue Richelieu. Nr. 38. 1 Livr. Fol. Subscriptionspreis jeder Lieferung 6 Fr. Ladenpreis 8 Fr. Die Subscription ist mit dem 1sten Juli geschlossen.

Nr. 48.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 16. Juni 1825.

Lithographie.

Die Sammlung alt-, nieder- und oberdeutscher Gemälde der Brüder S. und M. Boisserée und J. Bertram. Lithographirt von Strixner.

(Beschluß.)

Nro. 34. Die heil. Catharina, nach Mich. Cocrie.

Dieses treffliche Blatt macht ein Seitenstück zur heil. Barbara desselben Künstlers, welches wir bereits früher angezeigt. Man macht Cocrie den Vorwurf, daß aus seinen Werken das Studium Raphaels zu sehr hervorleuchte. Dieß scheint uns schon darum ungerecht, weil der größere Theil dieser Werke zu Grunde gegangen, und daher die Belege zu einem allgemeinen Urtheile fehlen. Auf der andern Seite muß hier dem Maler, wie dem Dichter, eine gewiß richtige Bemerkung zu statten kommen, und ihn gegen voreiligen Tadel schützen. Wir nehmen bisweilen das Fremde so rein und ganz in uns auf, daß es nachher, bey eigenen Compositionen und im Feuer der Begeisterung, bewußtlos, zum eigenen Gebilde wird, oder wenigstens den Zettel oder den Einschlag des Gewebes ausmacht. Dieß möchten wir aber weder Mangel an Erfindung nennen, noch sclavische Nachahmung, denn diese ist immer kalt, und klebt ewig an der Form, ohne sie mit Leben durchdringen zu können.

Die heil. Catharina von Cocrie ist eine der anmuthigsten jungfräulichen Gestalten, die uns je zu Gesicht gekommen; sie liest in einem Buche, und die fromme Betrachtung, worin sie vertieft ist, gibt ihr eine Ruhe, wie sie nur aus einem schuldlosen Gemüthe hervorgehen kann. Eine unendliche Milde schwebt um die schön geformten Lippen, und Reinheit und Unschuld thronen im Auge und auf der Stirne. Der Schnitt der Augen könnte vielleicht um ein weniges breiter seyn; auch das ornamentartige Gewand und der durchschnittene rechte Arm stören etwas, jedoch nur in den ersten Augenblicken, denn der Zauber der Gestalt beseitigt schnell jeden mißfälligen Nebeneindruck. Was diesem Meister besonders Ehre macht, ist die Vermeidung des Sensuellen, wozu die bloßen Nachahmer Rafaels so leicht verführt wurden.

Nro. 35. Der heil. Joachim und der heil. Joseph, nach A. Dürer.

Nro. 36. Der heil. Simeon und der heil. Lazarus, nach demselben, ganze Figuren.

Wenn Dürer nicht überall in seiner ganzen Tiefe und nach dem Umfange seines reichgebildeten Geistes erkannt worden, so liegt die Ursache wohl zum Theil in den Aeußerlichkeiten einiger seiner Bilder, zum Theil in den vielen flachen und leeren Nachahmungen, die häufig für seine Werke ausgegeben werden, hauptsächlich aber in dem verkehrten Geschmacke, der ein Kunstwerk nicht mit den Augen des Gemüthes (um einen Shakspeare'schen Ausdruck zu brauchen), sondern mit dem leichten, flüchtigen Sinn betrachtet, welcher sich durch einstudirte Grazie, glänzende Effekte, und durch die Koketterie des Pinsels so gern bezaubern läßt. Zwey in andrer Hinsicht große deutsche Schriftsteller haben, durch ihr Ansehen, eine Verwirrung in die Begriffe von der Kunst gebracht, deren Folgen noch immer sichtbar sind. Der eine sah sie als Spiel an, und der andre meynte, sie wäre blos zum Decoriren da. In der That gibt es viele Kunstfreunde und Kunstliebhaber, welche keine Ahnung haben, daß man ein Kunstwerk lange und oft betrachten, daß man sich in dasselbe vertiefen müsse, um den Meister und seine Sprache verstehen zu lernen. Es ist damit, wie mit Menschen, deren Augen dem Lichte entwöhnt waren, und die nun, wenn sie plötzlich an die Sonne treten, weder Umriß noch Farbe eines Gegenstandes genau zu unterscheiden vermögen. Der Maler, wie der Bildhauer, steht allerdings bisweilen im Nachtheile gegen den Dichter. Dieser kann seine Charaktere durch Worte und eine Reihe von Handlungen nach allen Seiten entwickeln; dem bildenden Künstler wurde dagegen nur eine stumme Sprache verliehen; er muß die Bedeutung seines Gegenstandes, das innerste Wesen desselben, in einen Moment legen, und Leben und Bewegung im Unbewegten und

leblosen erscheinen lassen. Freylich ist die Sprache der Zeichen und Farben so ausdrucksvoll als die Sprache der Töne, oft sogar noch wirksamer und ergreifender, denn das Errôthen, das Erblassen, der flehende Blick zum Himmel, das Erstarren des unendlichen Schmerzes ꝛc. sagen mehr als Worte; aber im Ganzen wird jene Sprache weniger verstanden, nicht eben, weil sie unverständlicher wäre, sondern weil sie für die, welchen der Sinn fremd geworden, aus Runen oder Hieroglyphen besteht.

Die vorliegenden Blätter unsers herrlichen Dürer mußten uns diese Bemerkungen an die Hand geben, denn in ihm stellt sich das Eigenthümliche der deutschen Schule, am reinsten und unbeschränktesten dar. Wie Shakspeare individualisirt er seine Personen durch ein so mannichfaltiges, scharfes und strenges Gepräge, daß jegliche in sich abgeschlossen erscheint. Aber er hat nicht, wie der Dichter, das äußere Leben zum Element seiner Darstellungen gemacht, sondern die Charaktere meist im Moment der Ruhe aufgefaßt, wo, wie beym klaren Wasserspiegel, das Auge ungehindert in die Tiefe hinabdringen mag, ohne sie jedoch ganz ermessen zu können. Von dieser Art sind die vier ehrwürdigen Gestalten auf den zwey Blättern, welche wir hier anzeigen; eine jede so eigenthümlich, so wahr, so lebendig, so streng geschieden von der andern, eine jede begränzt in ihrer Sphäre, und doch wieder alle sich berührend auf einem Punkt, in der unabänderlichen Richtung des Geistes und Gemüths. Diese Bilder beurkunden sowohl in der Anlage als in der sinnigen, verständigen Ausführung einen Meister, der seinen Begriff nie aus dem Auge verlor, und ihn mit fester Consequenz auch in den Einzelnheiten durchführt. Wie in der Natur bey ihren organischen Gebilden, so deutet auch hier jeglicher Theil den Charakter des Ganzen an.

Nro. 37. Christus, mit der Siegesfahne in der Hand, nach Hemmling. Ganze Figur.

Einer der schönsten Christusköpfe; unter den vorzüglichsten neuern Künstlern haben wenige den Begriff so rein und treu aufgefaßt, und so ruhig und anspruchlos dargestellt. Auch die Stellung ist edel, und das Gewand gut geworfen, wenn gleich der Umriß desselben mitunter etwas scharfkantiges hat, und ein Paar Flächen der Rundung des Körpers schaden.

Noch müssen wir hier des von Strixner neu und in der Größe des Originals lithographirten heil. Christoph nach Hemmling erwähnen, von welchem die Herausgeber diese abermalige Bearbeitung veranstalteten, um einer unbefugten, in Carlsruhe erschienenen Copie zu begegnen, weßwegen denn auch die Abdrücke einzeln verkauft werden. Das Blatt, bekanntlich eines der schönsten und anziehendsten der Sammlung, mußte bey Vergrößerung der Dimension noch gewinnen, und die Köpfe des Heiligen und des Knaben auf seinen Schultern haben eine Lebendigkeit, sie sind von so reiner, verständiger Ausführung, daß man eher ein Gemälde als einen Steindruck vor sich zu haben glaubt. Der Anblick des herrlichen Bildes muß in manchem Kunstfreunde den schon früher von uns ausgesprochenen Wunsch erregen, daß es den Herausgebern doch gefallen möge, von mehreren ihrer Blätter Abdrücke zum Verkauf im Einzelnen besorgen zu lassen.

Betrachten wir nun die lithographische Behandlung der hier angezeigten neuen Blätter, so ergibt sich für die Künstler, denen wir sie verdanken, ein sehr günstiges Urtheil. Hr. Strixner sieht sein rastloses Streben, der Technik ihre geheimen Vortheile abzugewinnen, mit dem schönsten Erfolg belohnt. Seine Licht- und Tonplatte läßt kaum noch etwas zu wünschen übrig; das Korn ist zarter, verschmolzener, reiner, als in einigen früheren Arbeiten, und in der Degradation der Töne herrscht eine glückliche Uebereinstimmung. Die gepriesensten franz. Steindrücke nähern sich jezt immer, mehr oder weniger, der Punktirmanier, und wir möchten keineswegs behaupten, daß sie aus dem Wettstreit mit derselben überall siegreich hervorgehen. Man sieht darin berechnete Effekte und eine widrige Verweichlichung, die an den kräftigern Stellen oft in harte, schneidende Dissonanzen übergeht. Vom Manierirten der Zeichnung wollen wir nicht einmal reden. Hier dagegen mußte freylich schon das Studium der Originale vor solcher Affektation bewahren; die Zeichner mußten in ihnen den Werth jener Ruhe, jener Simplicität und Anspruchlosigkeit schätzen lernen, ohne welche ein Kunstwerk zur bloßen Augenlust des gaffenden und klaffenden Haufens herabsinkt.

—der.

Kunstmittheilungen aus Leipzig.

I.

Ueber Julius Schnorr's Cartons, Ariostische Dichtungen darstellend.

(Beschluß.)

Endlich betrachten wir das große Deckenstück, welches auf einem Raume, der vier Mal so lang, als breit ist, einige 40 Figuren im Vordergrunde umfaßt, die fast drey Viertel Lebensgröße haben. Der Inhalt ist schon im Kunstblatte S. 107 beschrieben worden. In diesem an charakteristischen Gestalten und Physiognomien so reichen Bilde kommen die Hauptfiguren, welche wir auf den vorigen Bildern zerstreut sahen, vereinigt vor; auch hat

der Künstler den mehrmals vorkommenden Figuren, z. B. Roland, in den verschiedenen Bildern die Aehnlichkeit gegeben, welche ihre veränderte Lage verstattete. Das Fest, welches Kaiser Karl seinen Rittern und Paladinen in der Ebene von Paris gibt, nachdem Alles ein glückliches Ende gewonnen, und Rüdiger dem Schicksalsspruche gemäß sich mit seiner Bradamante vermählt, vereinigt die an diesem Erfolge theilnehmenden Personen um den Thron des Kaisers, der hier als Mittelpunkt des Ganzen vorgestellt ist, und mit der Ruhe des weisen Herrschers unter seinen Getreuen sitzt. Das übrige Bild zerfällt in vier Hauptgruppen. Zur Linken des Kaisers 1) die Paladine und Ritter, welche sich dem Kaiser anschlossen, 2) der Bischof Turpin, nebst den Umstehenden, welche die Thaten der Helden aus seinem Munde hören. In der ersten dieser Gruppen ragt Roland hervor. Sein Ansehen zeigt den thatkräftigen und vom Schicksal geprüften Helden in den ausgearbeiteten Formen des Gesichts, in dem durchdringenden Blick, den festen Stand, und der Kraft, mit welcher er seine Lanze in der Linken hält, als ob keine Gewalt sie ihm entreißen könnte. Er erscheint jedoch hier mit langer Statur, da er bey Ariost mehr kurz und gedrungen geschildert wird. Die zweyte Gruppe und die sie mit der ersten verbindenden Gestalten enthalten eine große Mannichfaltigkeit von Physiognomien. Der Knabe, der auf dem Stein im Vordergrunde sitzt und rückwärts gewendet den lieblichen Mährchen zuhört, indem er das Kränzewinden, womit er beschäftigt ist, fast vergißt, ist eine äußerst naive Gestalt. Kindliches Lauschen, Neugierde, Staunen, Schwung der Begeisterung, innige Theilnahme, Ironie und Muthwille, kurz alles, was das Ariost'sche Gedicht erweckt und in sich faßt, ist hier auf den Gesichtern zu lesen. Die ehrwürdige Gestalt des Bischofs, welcher gleichsam die alte, sinnvolle Sage repräsentirt, ist hier die Hauptfigur, ihr zunächst kommt der Dichter, der seine Rede schreibend auffaßt und mit leichtem Griffel in die Dichtung überträgt, und mit Recht wurde ihnen die Figur des Marchese Massimi beygesellt, der diese bildliche Vergegenwärtigung der Dichtergestalten veranlaßt hat. Dem Kaiser zur Rechten kommt 1) die Gruppe des herrlichen Paars, welches hier von theuern Verwandten umgeben seine Vermählung feyert; eine fröhliche Erscheinung, wenn auch weniger charakteristisch, als die vorher beschriebene Seite. Die Feyer der Gegenwart wird fortgeführt 2) in dem Zuge der bulgarischen Gesandten, welcher von Rüdigers Knappen angeführt, dem glücklichen Helden die geweissagte Königskrone bringt. Die verbindenden Figuren sind hier Prinz Leo im langen Gewande und der Edelknabe, der das Schwert trägt. Im Hintergrunde sieht man Paris, das Lager und das zu diesem Feste herbeyeilende Volk.

Der leztgenannte Carton gehörte zu der ersten Sendung, so wie er auch zuerst in Farbe ausgeführt worden ist. So reich derselbe, wie wir schon bemerkt, an einzelnen Gestalten, Köpfen und wohlgelungenen Gewändern ist, so fanden wir doch den Künstler in den Bildern der zweyten Sendung, welche wir oben schilderten, so entschieden vorgeschritten, daß dieselben gleichsam aus einer ganz andern Epoche zu seyn scheinen. Der Künstler hat sich in denselben einen reinen Styl zu eigen gemacht, in welchem sich Naturwahrheit mit Schwung der Phantasie verbinden. Wenn nun eine Erfindung, die durchaus genial und das gemeinsame Resultat einer reichbegabten Phantasie und einer tiefen Naturbeobachtung ist, wenn eine geistreiche und gewandte Zeichnung, welche Gestalten von außerordentlich schönen und großartigen Formen aufstellt, und im Ausdruck phantastisch, erhaben, anmuthig, kurz überall mannichfaltig ist, die wahre Natur des bildenden Künstlers beurkunden, so dürfen wir uns schon darum zu diesem Künstler Glück wünschen. Aber die einstimmige Aussage aller derer, welche die bereits ausgeführten Gemälde in der Villa gesehen, bestätigt es, daß die Ausführung in Fresco diese Cartons noch übertrifft, und manches noch mangelhafte hier abgeändert worden, vieles durch die Farbe an Kraft und Rundung gewonnen hat, und so dürfen wir von der beharrlichen Thätigkeit des jungen Künstlers noch viel Herrlicheres erwarten.

* * *

II.

Vor Kurzem sahen wir auch von einem andern jungen Künstler, der einst uns angehörte, und seit einiger Zeit als akademischer Zeichenlehrer in Bonn angestellt ist, nämlich von Carl Tischbein, dem Sohne unseres ehemaligen Akademiedirectors, ein sehr bravgearbeitetes Staffeleybild, welches in eine Privatsammlung nach Berlin abgegangen ist. Es stellt dasselbe Egmont und Klärchen vor. Ersterer steht über den Stuhl vorgebeugt, auf welchem Klärchen sitzt. Sie hält mit beyden Händen die Schärpe, welche sie dem Freund bestimmt zu haben scheint, und blickt etwas rückwärts gebeugt zu ihm hinauf. Er scheint sie so in der angenehmen Sorge für ihn überrascht zu haben. Rechts zur Seite etwas nach hinten sitzt eine Alte, in welcher wir Klärchens Mutter erkennen, die allerdings zur Schilderung jenes Verhältnisses nicht fehlen durfte, und sich zu einem günstigen Contraste dem Künstler darbot. Daß derselbe sich einen Moment erfunden, in welchem er jene Hauptfiguren handelnd zusammenstellte, und nicht etwa den schwierig zu versinnlichenden Moment des Goethe'schen Gedichts gewählt hat, in welchem Egmont

den Mantel abwirft, und das kindliche Klärchen über seine prächtige Erscheinung staunt, dieß ist ihm keineswegs zu verdenken; wenn nur des Mannes Augen mehr auf das liebende Mädchen gerichtet wären. Sein edles Antlitz blickt mehr ernst vor sich nieder; dagegen ist der Blick des Mädchens äußerst ausdrucksvoll und innig hingebend; sie blickt mit ganzem Herzen und mit fast kindlicher Unschuld zu seiner Hoheit hinauf. Die Situation ist der ähnlich, von welcher Klärchen der Mutter erzählt: „und wie er uns Abends in den Mantel eingehüllt bey der Lampe überraschte, da ich auf meinem Stuhl wie angekettet und staunend sitzen blieb"; — nur daß die Mutter hier im Hintergrunde arbeitend still sitzt. Die Scene ist ein einfaches, etwas alterthümliches Gemach. Die Zeichnung des Bildes ist fest, und vornehmlich in der Gestalt des Egmont kräftig. Er steht in einem weißen Mantel, unter welchem man das saubergearbeitete Unterkleid sieht, wahrhaft männlich da. Sein von der Sonne gebräuntes Gesicht verräth den Helden und ist fast zu wenig jugendlich. Der Faltenwurf des Mantels ist so wahr als großartig, der Fleiß in der Bearbeitung der Stoffe und des Schmucks höchst lobenswerth. An Mund und Hals des Mädchens hat man Einiges getadelt, in der Physiognomie derselben den hohen Zug vermißt, der ihre Hinneigung zur Heldengröße bestimmt, und ihr den kühnen Gedanken der Befreyung Egmonts eingibt. Ein mehr in die Augen fallender Mangel ist die perspectivische Stellung der Alten, die übrigens ein recht charakteristischer alter Kopf ist; es ist dem Künstler nicht ganz gelungen, die Figur gehörig zurückzudrängen; sie weiter vorwärts zu stellen, was allerdings besser gewesen wäre, mangelte der Raum. Dieses hindert aber nicht den vortheilhaften Eindruck, welchen die Gruppe der Hauptfiguren, die Lieblichkeit des Mädchens und das kräftige Colorit macht. Der Künstler wird sich, wie man vernimmt, nächsten Sommer einige Zeit bey uns aufhalten.

A. Wendt.

Nachricht und Bemerkung in Bezug auf Zoega's hinterlassene Schriften zur Topographie von Rom.

Mit einiger Verwunderung fand ich in der Anzeige des wichtigen und höchst interessanten Werkes: Beschreibung der Stadt Rom, welches wir von den HH. E. Plattner, Carl Bunsen und E. Gerhard zu erwarten haben (Kunstblatt 1825. Nro. 7.) der nachgelassenen Sammlungen und ausgearbeiteten Schriften des gelehrten Alterthumsforschers Zoega zur Topographie Roms mit keinem Worte erwähnt. Kaum läßt sich doch zweifeln, daß diese, mit dem gewöhnlichen Aufwand von unermüdlichem Fleiß, in einer langen Reihe von Jahren gesammelten und überarbeiteten Schriften des eben so geistvollen als gelehrten Mannes, manche wichtige Ausbeute für die historische und archäologische Kunde der unerschöpflichen Stadt geben mögen. Hr. Professor Welcker hat von diesem Nachlasse Zoega's (in dessen Leben. 2ter Theil. S. 427 — 432) eine genügende Notiz gegeben, und äußert seine, gewiß von jedem Kenner und Verehrer der Verdienste Zoega's getheilte Meynung dahin: „Daß diese „Arbeiten buchstäblich genau, ganz unverändert, „ungefeilt und abgesondert herausgegeben werden müß„ten, und zwar so, daß die deutsche Bearbeitung „als die Hauptsache vorangestellt; dann aus der fran„zösischen, die in jener fehlenden besonderen, an ver„schiedenen Orten eingeschobenen Abschnitte über Thore, „Hügel, Straßen und Brunnen, Cloaken, Eintheilun„gen, Circusse, Obelisken, Triumphbogen, Thermen, „Grabmäler der Via Appia und Latina, Gärten, Thea„ter, und endlich das alphabetische Verzeichniß „der Tempel in Rom beygefügt; und auch der „Anfang der größeren und gelehrteren Be„arbeitung anhangsweise übersetzt würde."

Der Wunsch meines gelehrten Freundes ist leider bis jetzt noch unerfüllt geblieben. Schon im Jahre 1818 suchte und erhielt aber der Hr. Professor und Ritter Bröndsted die gnädigste Erlaubniß S. M. des Königs von Dänemark, die benannten Manuscripte Zoega's aus der großen königlichen Bibliothek leihen zu dürfen, um sie nach Rom mitzunehmen, und die Herausgabe von dort aus, auf eine des Verfassers würdige Art besorgen zu können. Da der Hr. Prof. Bröndsted sich seitdem mehrere Jahre in Rom aufgehalten hat, wäre zu glauben, daß die Anwesenheit jener hinterlassenen Zoega'schen Manuscripte in Rom den Herren Verfassern der neuen Beschreibung dieser Stadt nicht unbekannt geblieben seyn könne. Nun würde es freylich, da von einer Herausgabe jener Arbeiten Zoega's noch nichts verlautet, den Freunden und Verehrern dieses großen Gelehrten interessant seyn zu erfahren: ob keines von den Zoega'schen Manuscripten für die neue Topographie von Rom benuzt oder zu Rathe gezogen worden; oder welche Hoffnung man sich von der Publicirung jener Handschriften machen darf?

E. Molbech,
Professor, und erster Bibliothek-Secretär bey der großen königlichen Bibliothek zu Kopenhagen.

Nr. 49.

Kunst-Blatt.

Montag, den 20. Juni 1825.

Die Karlsruher Kunstausstellung im Mai 1825.

Unsre Kunstausstellung kann nicht die Mannichfaltigkeit von Talenten und Gegenständen darbieten, wie sie in einem Pariser oder römischen Salon erscheinen. Der wahre Kunstfreund ist jedoch befriedigt, wenn er, neben einigem Trefflichen, manches findet, worin ein glücklich anstrebendes Kunstvermögen sichtbar ist, und er gönnt auch Bildern ihre Stelle, die — ohne große Ansprüche zu haben — durch schöne Ideen oder ein anmuthiges Farbenspiel den Beschauer anziehen. Freylich gibt es Leute, die wohl einmal in Paris die Griechen und Römer des Corneille und Racine auf der Leinwand zu bewundern Gelegenheit hatten, und nun, im Bewußtseyn ihrer Kennerschaft, die Achseln zucken, und unsern Salon eine Pauvreté nennen. Dieß ist jedoch begreiflich, und solche Amateurs und Conaisseurs würden auch den bescheidenen Lesueur neben dem stolzirenden Lebrun keines Blickes würdigen, und den klösterlichen Ernst im Fra Bartolomeo für mönchische Beschränktheit halten. *)

Im Ganzen ist die dießmalige Karlsruher Ausstellung reichlich genug bedacht worden, und wenn man auch bedauern mußte, von unserm trefflichen Kunz nichts darin zu finden, dessen Bilder frisch von der Staffeley weg, in die Kabinette der Liebhaber wandern, noch von Becker, der noch nie etwas beygetragen, so haben dagegen auswärtige Künstler und Kunstfreunde manches Gute und Preiswürdige eingesendet.

Der Katalog gibt (außer den Produkten der Industrie und der mechanischen Künste) 79 Oelgemälde an, 19 Aquarellbilder, 30 Handzeichnungen, 62 Kupferstiche und Steindrücke, 16 plastische Werke. Später kam noch verschiedenes hinzu.

Wir geben hier eine Uebersicht des Vorzüglichern.

Oelgemälde. Historische.

*) An Leuten andrer Art, welche tadeln und lästern, um das eigene Unvermögen zu beschönigen, fehlt es bey uns ebenfalls nicht.

1. Eine Madonna mit dem Knaben an der Hand, ganze, lebensgroße Figuren von Maria Ellenrieder in Konstanz.

Die treffliche Künstlerin, welche erst kürzlich aus Florenz zurückkehrte, hat durch dieses Bild ein erfreuliches Zeugniß abgelegt, daß der Himmel Italiens auf die Entwicklung ihres seltenen Kunstvermögens höchst günstig eingewirkt habe. Es ist so tief gedacht, so zart empfunden, so schön geordnet, mit so viel Liebe ausgeführt, daß es die Freude und Bewunderung der Kenner und Nichtkenner machte. Einiger Tadel ließ sich wohl auch mitunter vernehmen, aber er ging aus einer falschen Ansicht hervor, der man nicht genug entgegen arbeiten kann. In jedem Bildwerke soll und muß die Form der Idee dienen. Dieß sollte ja keine gewöhnliche Mutter seyn, sondern eine Jungfrau, welche ein wundervolles Kind geboren; auch das Kind ist kein gewöhnliches, sondern himmlischer Abkunft. Die Hoheit und der milde Ernst in seiner Gestalt, so wie die aufgehobenen zwey Finger der rechten Hand deuten recht zweckmäßig seine göttliche Sendung an. Zu den Gewändern hat sich die Künstlerin der ganzen Farben bedient, ohne hart und eintönig zu werden, und von dem Lichtgrunde, der die Gruppe gleichsam außer Raum und Zeit stellt, heben sich die Figuren trefflich ab. Im Styl hält das Bild die Mitte zwischen der alten Florentiner und der römischen Schule. Die Zeichnung ist, im Ganzen, vorzüglich, und der Ausdruck im Antlitze der Mutter und des Knaben sind unübertrefflich. Rafael hat kein schöneres Kind gemalt.

2. Eine betende Heilige, Kniestück, ungefähr 16 Zoll hoch, von derselben. Eine etwas frühere Arbeit der Künstlerin.

Man kann die Frömmigkeit nicht schöner, man kann die Schönheit nicht anziehender darstellen. Alle Grazien der Jugend und der Unschuld umschweben die holde Gestalt. Die Zeichnung ist freylich nicht ohne Fehler; die rechte Wange vielleicht etwas zu breit, die Hand wird von dem großen, schweren Buche nicht ge-

drückt, der eine Arm scheint etwas zu lang, die Schenkel mögen, für eine weibliche Gestalt, zu weit oben angesezt seyn, das Gewand könnte an der Schulter etwas fester anliegen. Doch diese Mängel entdeckt erst spät der reflektirende Verstand, aber sie entgehen dem Beschauer, der blos mit den Augen des Gemüths sieht.

3. und 4. Cornelia erwartet am Meeresufer den Pompejus. — Cimon von Athen geht für seinen Vater Miltiades ins Gefängniß, in demselben Augenblicke, da dieser todt herausgetragen wird. Beyde von Wächter.

So müssen die Geschichten der Griechen und Römer auf der Leinwand erzählt werden. Der Geist des classischen Alterthums weht in diesen Bildern, die durch den edeln Styl, durch weise Mäßigung des Ausdrucks, durch einfache, klare aber dabey malerische Anordnung, so wie durch ein tiefes Gefühl den Beschauer festhalten. Das Colorit ist untergeordnet, zwar nicht brillant, aber dem Begriff angemessen. Es sind die Griechen und Römer des Sophokles und Plutarch, nicht die des französischen Theaters, welche uns der Künstler vorführen wollte. Hier muß sich die Malerey mehr der Sculptur nähern, freylich nicht so ängstlich, wie beym Poussin. Wächter hat den rechten Punkt getroffen. Er liebt die erschütternden Motive; aber indem er uns das Leiden edler Naturen zeigt, findet er darin wieder das Gleichgewicht, ohne welches keine wahrhaft tragische Rührung möglich ist. Hier und da wären wohl bestimmtere Umrisse, strengere Modellirung zu wünschen.

5. und 6. Markgraf Christoph I. weist die Gesandten K. Maximilian's I. ab. — Eine heil. Familie. Beyde von Sophie Reinhard in Karlsruhe.

Eine interessante Anekdote macht den Inhalt des ersten Bildes aus. Kaiser Maximilian I. ließ den Markgrafen von Baden zu einem Zuge gegen seinen Freund, den Churfürsten von der Pfalz auffordern. Das war eine günstige Gelegenheit, wieder zu erwerben, was Friedrich der Siegreiche dem Hause Baden entrissen hatte. Aber Christoph antwortete hochherzig: Ehr und Eid gelten mir mehr als Land und Leut. Die Künstlerin hat ihren Gegenstand tief durchdacht, und mit Sinn und Gefühl angeordnet und ausgeführt. Die Figuren sind von mannichfacher, scharfbezeichneter Individualität, die Darstellung hat Ruhe und Würde; im Colorit hat sie die Art der alten Meister nachgeahmt, und wenn dieses auch neben den Werken von Künstlern, die sich gemischter, gebrochener Farben bedienen, im ersten Moment ein wenig auffällt, so söhnt sich doch das Auge bald damit aus. Auch läßt sich diese Behandlung historisch rechtfertigen. Das Sujet ist aus einer Zeit genommen, in welcher die einfachen unvermischten Farben in den Zeuchen und Stoffen, in Geräthschaften und Verzierungen durchgängig im Gebrauch waren. In der heiligen Familie hat die Künstlerin abermals bewiesen, daß ihre Schöpfungen unmittelbar aus einem reichbegabten Gemüthe hervorgehen. Nur die Carnation möchten wir zum Theil tadeln, besonders an den Kindergestalten.

Wenn sich eine Classifikation der verschiedenen Arten in der Malerey, vielleicht noch strenger als in der Poesie, nach einem logischen Prinzip durchführen läßt, so fehlt es bis jezt doch noch an durchgängig schicklichen Benennungen, und wir nehmen hier darum Einiges unter die Rubrik der historischen Malerey, was man sonst zur symbolischen rechnet, oder unter dem wunderlichen Namen von Gattungsstücken zu begreifen pflegt.

7. und 8. Brustbild einer Madonna und ein Mädchen in einer Landschaft, ganze Figur in halber Lebensgröße, beyde von Xeller in Heidelberg.

Es ist viel Sinn und Gemüthlichkeit in den Produktionen dieses Künstlers, auch die Führung seines Pinsels verdient im Ganzen Lob, doch kommen, meist im zweyten Bilde, unreine Töne vor, und mit der Zeichnung, besonders des Madonnenkopfs, kann man nicht ganz einverstanden seyn.

9. Faust an einem Tische sitzend und schlafend; vor ihm Mephistopheles, oben eine Glorie von Engeln. Von Sandhaas d. J. in Darmstadt.

Dieser geniale junge Künstler hat Besseres hervorgebracht, als diese etwas excentrische Composition. Das Helldunkel ist das Beste am Bilde. Bey so viel Phantasie und Gefühl hat sich der junge Künstler besonders zu hüten, die Grenzen der Poesie und Malerey und die Hülfsmittel von beyden nicht zu verwirren.

10. Eine junge Bäuerin aus dem bayer'schen Oberlande, welche Garn wickelt, neben ihr ein kleiner Knabe, von Weller aus Mannheim.

Es leuchtet aus dem kleinen Bildchen, welches der Kunstverein kaufte, ein ausgezeichnetes Talent für solche idyllische Scenen hervor. Nur scheint sich der hoffnungsvolle junge Künstler etwas zur französischen Manier zu neigen. Wir würden ihm die Natur und allenfalls noch einige alte Niederländer empfehlen.

11. Ein Mädchen an einen Fels gelehnt, ganze Figur, fast Lebensgröße, von Mosbrugger dem Sohne aus Constanz. Wahrscheinlich Porträt, denn der Kopf hat eine sehr bestimmte Individualität, und auch die etwas nachlässige, aber nicht ungraziöse Stellung des Mädchens scheint der Natur nachgebildet. Dieser Künstler (jezt an der Akademie in München) zeigt ein lobenswerthes Streben nach Gründlichkeit und es ist Geist in seiner Behandlung.

12. Ein Christuskopf nach einem Gemälde Holbeins von Barth aus Hildburghausen ist in dem Gemälde weniger gelungen als in der schönen Zeichnung, welche der Künstler von dem erst aufgefundenen Original verfertigte, um es in Kupfer zu stechen.

An Porträten war die Ausstellung reich, nur zu reich. Das Talent und das Untalent werfen sich auf diese Gattung, weil sie Brod bringt, und die Leute mit einem Bildnisse, wie mit einem Gelegenheitsgedichte, leicht vorlieb nehmen, falls nur etwas darin ist, was ihrer Eitelkeit schmeichelt. Die vorzüglichsten waren:

13. Ein junges Mädchen von Oeri in Zürich, trefflich verstanden und eben so gemalt. 14. Bildniß des Prof. Hug in Freyburg von Prof. Zoll, sehr gründlich und sprechend ähnlich. 15. Einige Bildnisse vom Hofmaler Murel (jezt in Karlsruhe) und von Stirnbrand, (gegenwärtig in Italien) so wie ein Bildniß von Eyple (in Karlsruhe) hatten Verdienste, die erkannt wurden.

Bedeutender hob sich in unserm Salon die Landschaftmalerey hervor. Wir nennen davon, als die trefflichsten Bilder:

16. Eine Vedute von Voogd, Monte sacro und Ponte nomentana. Schlichte, anspruchlose, aber sinnige und klare Auffassung der Natur mit einem tiefen Verständniß ihrer Töne. Die Ausführung leicht, harmonisch, geistvoll.

17. Ansicht von Velletri aus auf die pontinischen Sümpfe von Deerlink. Wer behaupten wollte, daß sich aus einer einförmigen Ebene, die sich an einer coulissenartigen Bergreihe hinzieht, kein interessantes Bild gestalten lasse, der sehe und staune! Es ist die Natur in ihrer Dürftigkeit, aber doch wieder die Natur mit aller Wärme, mit aller Kunst der Perspective und der Beleuchtung, und zugleich ohne alles Streben nach gesuchten Effekten dargestellt.

18. und 19. Zwey Ansichten vom Comer-See von Bisi in Mailand (dem Bruder des Stechers). Mit dem Talent des Malers vereint sich hier das Gefühl des Dichters. Beyde Bilder machen einen erfreulichen Eindruck. Kleinigkeiten wären daran leicht zu tadeln.

20. und 21. See mit dem Tempel das Aesculap in der Villa Borghese und Ansicht des Colosseums, von Bassi. Ein reiner, warmer, geistreicher Pinsel!

(Die Fortsetzung folgt.)

Pompeji.

Aus dem reichen Portefeuille des königlich preußischen Hofmalers Hrn. Ternite sind wir im Stande die in Nro. 36. des dießjährigen Kunstblatts gegebene Notiz über die neuesten Ausgrabungen in Pompeji in Betreff der dort gefundenen Malereyen zu erweitern. Es bleibt das einstimmige Urtheil aller, die jene bewundernswürdigen Bilder sahen, daß sie durch nichts bisher Bekanntes übertroffen werden. Um so mehr ist ihr Schicksal zu beklagen, indem auch sie durch Sonne, Luft, angesprengtes Wasser und überhaupt durch Verwahrlosung bereits einen großen Theil ihres Umfangs wie ihrer Schönheit verloren haben; glücklich genug, wenn wenigstens getreue Nachbildung einigermaßen rettet, was in seiner eigenthümlichsten Gestalt sich nicht erhalten läßt! Von einem achtmonatlichen Aufenthalt zu Neapel kehrt Hr. Ternite mit Schätzen beladen zurück; diese Schätze sind zwölf höchst gelungene farbige Copien nach verschiedenartigen Wandgemälden der Sammlung von Portici, und dreyhundert auf den gereinigten Originalen durchgezeichnete Umrisse der bedeutendsten dortigen Gemälde, hinlänglicher Vorrath zu einem Werke, welches der Thätigkeit unsrer Landsleute ein neues Denkmal im Auslande setzen und für die gründlichere Kenntniß jener wichtigen Reste des Alterthums von großer Wichtigkeit seyn muß! Hr. Ternite ist so glücklich gewesen, auch einen Theil der in Pompeji befindlichen Malereyen copiren zu dürfen, und auf diese kommen wir nun zurück.

Ein ganz neuerdings aufgefundenes Gemälde von hoher Vortrefflichkeit stellt die Opferung der Iphigenia vor. Die halbentblößte Jungfrau wird von zwey dienenden Männern getragen. Kalchas, der Priester, steht rechtswärts; er ist langbekleidet, in der Linken die Scheide eines kurzen Schwertes haltend, das seine wie überlegend gegen den Mund gewandte Rechte faßt. Sein Blick ist aufwärts gerichtet gegen eine auf einem Hirsche schwebende Frau mit kreisförmigem Peplus. Ihr gegenüber zur Rechten erscheint die Halbfigur der Diana, deren Dienerin, zur Verwandlung der Iphigenia behülflich, die vorerwähnte seyn wird; die Göttin hat eine Strahlenkrone, in der Linken einen Bogen, und erscheint als Halbfigur. Unten, abwärts gewandt in seinem Schmerz ist Agamemnon, in langem über das Haupt geschlagenem Mantel, niedergebeugt und auf das höher gesezte rechte Bein gestützt. Zwischen ihm und der Gruppe der getragenen Jungfrau steht auf einer knauflosen Säule das langbekleidete unter der Brust geschürzte Götterbild der Diana; sie hat den Modius auf ihrem Haupt, in jeder Hand eine erhobene Fackel und zu jeder Seite einen Hund. Die stille Größe jener Composition erscheint auch in der kleinen farblosen Skizze bewundernswürdig; wie erhaben ist Agamemnons Schmerz, der Jungfrau Ergebung und die Ueberlegung des Priesters aufgefaßt! Das Gemälde ist an drey Fuß hoch und soll in seiner Ausführung den besten, die wir kennen, nicht nachstehen.

Das Mosaik im Gesellschaftszimmer ist allerdings von der ausgesuchtesten Arbeit und überdieß durch seine

Vorstellung sehr merkwürdig. Es stellt eine tragische Scene vor, zwar nicht in der Hauptcomposition, sondern nur, durch die Architektur im Hintergrund, mit dorischen Säulen und daran aufgehängten Kränzen, auf der Höhe des Gesimses mit Hermen und Preisgefäßen bezeichnet. Die Figuren dagegen scheinen vielmehr von der Scene abwärts beschäftigt, mit Ankleidung und vielleicht mit Proben. Es gilt dem Kostüm einiger Barbaren, wie Panzerhemden und wenigstens neben dem zur Rechten der Composition Anzukleidenden auch die Maske beweisen. Ein anderer Jüngling paßt dem leztern das Gewand an. Weiter links steht ein andrer mit dem Panzerhemde bereits bekleideter Jüngling zwischen einem sitzenden kahlköpfigen Alten, ohne Zweifel einer ordnenden Person, und zwischen einem jugendlichen Flötenspieler. Vor dem Alten liegen zwey Masken, eine jugendlichen tragischen Ausdrucks und eine andre bärtige sileneske. Der Flötenspieler ist bacchisch bekränzt und bläst, mit der Mundbinde versehen, die Doppelflöte; sein Gewand ist lang, eng und mit langen Aermeln versehen. Die Farbe des leztern ist weiß, mit bräunlich dunklem Saum, der unter dem Hals und zu den Hüften hinab mit weißen Sternen durchstreut ist. Die zwey übrigen Figuren sind eine behelmte Jünglingsfigur, mit weißem zottigem Schurz, über dem der glatte Obertheil wohl geharnischt zu denken ist; ein unbehelmter, sonst ähnlicher Jüngling steht hinter ihm, die rechte Hand auf die linke Schulter des erstern legend.

Auch von Briseis und Achilles, einem Gemälde vom ersten Range, von Victoria und Helena (wie die Nro. 21. erwähnte Kleideranmessung nun heißt), von dem fischenden Amor, der einer halbbekleideten Frau mit Kreuzband gegenüber sizt, und andern, hat Hr. Ternite interessante und gelungene Copien, theils ganzer Bilder, theils auserlesener Köpfe und Halbfiguren mitgebracht.

Rom, 26. Mai 1825. G.

Denkmal für den Dichter Uz in Ansbach.

Schon seit mehreren Jahren hat die Gesellschaft für vaterländischen Kunst- und Gewerbfleiß in Ansbach eine Sammlung von Beyträgen veranstaltet, um dem vaterländischen Dichter Joh. Peter Uz ein Denkmal zu widmen. Aus Ansbach, so wie aus den meisten umliegenden Städten, erhielt man allmählich so viele freywillige Beyträge von Einzelnen, daß ein hinreichender Fond zu Stande kam, um das Unternehmen ins Werk zu setzen. Zugleich erfreute sich der Verein auch einer bedeutenden Unterstützung zu diesem Zweck aus der Staatskasse, und von der Stadtgemeinde, und nicht unbeträchtliche Summen empfing er durch die Bemühungen des dramatischen Vereins in Ansbach, und aus der kunstliebenden Stadt Nürnberg. Hr. Heideloff, Maler und Architekt in Nürnberg, dessen umfassende Thätigkeit seit mehreren Jahren viele Monumente dieser Stadt wieder hergestellt, und vieles Neue ins Daseyn gerufen hat, lieferte auf Ersuchen des Vereins nicht blos den Entwurf zu dem Monument, sondern erbot sich auch, die kolossale Büste des Dichters nach den vorhandenen Bildnissen selbst zu modelliren. Dieser Entwurf ist so eben lithographirt worden, um an die Verehrer des Gefeyerten vertheilt zu werden. Auf drey Stufen und einem 5 Fuß hohen Sockel erhebt sich ein 8 Fuß hohes Postament, welches die kolossale mit Lorbeer gekrönte Büste trägt. An der Vorderseite des Postaments sieht man die Lyra mit dem eingeschriebenen Namen des Dichters, darüber den Lorbeerkranz, der einen Stern umgibt, darunter die Inschrift: Dem Weisen, dem Dichter, dem Menschenfreund seine Verehrer 1825. *) Am Sockel befinden sich fünf verschlungene Kränze, als Andeutung der verschiedenen Dichtungsarten, in welchen Uz sich ausgezeichnet. Der Platz zu dem Monument wurde in dem königlichen Schloßgarten in einer schönen und passenden Umgebung gewählt, und am 12ten Mai v. J. als dem Todestag des Dichters die Urkunde feyerlich in den Grundstein eingelegt. Sockel und Piedestal sind bereits aus schönen großen Rothenburger Sandsteinen aufgemauert, und es ist bey dieser Arbeit auch der patriotische Sinn der Handwerker zu rühmen, die mit Verzichtleistung auf Gewinn alles zu den wohlfeilsten Preisen besorgt und geliefert haben. Leyer und Kranz sollen in Bronze, die kolossale Büste, welche von Hrn. Heideloff noch nicht ganz vollendet ist, in Eisen gegossen werden. Man wird dem Eisen einen hellen bronzeartigen Firniß ertheilen.

Die Gesellschaft ladet die ihr noch unbekannten Verehrer des Dichters, die vielleicht gern an der Errichtung dieses Denkmals Antheil nehmen, ein, ihr noch beliebige Beyträge zu senden, und wird sich freuen, auch in den entfernteren Gegenden Deutschlands Billigung ihres Unternehmens und herzliche Theilnahme zu finden.

---

*) Wäre es nicht einfacher und deutlicher gewesen, den Namen (mit Vornamen) in die Inschrift aufzunehmen, statt daß er jezt auf der emblematischen Leyer wie zufällig steht? — In dem eben erschienenen zweyten Heft des Sammlers für Kunst und Alterthum in Nürnberg ist das Monument ebenfalls abgebildet, wo der Name sogar zweymal, auf der Büste und auf der Leyer, vorkommt. Die dort eingetragene Inschrift ist die zuerst vorgeschlagene, soll aber in die obenbemerkte verändert werden. S.

Paris.

Annales du Musée et de l'École moderne des beaux Arts; par C. P. Landon. Salon de 1824, bis jezt sechs Lieferungen. Paris au bureau des Annales du Musée, Rue des Bons. Enfans n 32. Jede Lieferung 3 Franken, Velin 6 Fr. Für Postversendung 25 Cent. pr. Lief. Zulage.

Nr. 50.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 23. Juni 1825.

Römische Ausgrabungen.

Der zugängliche Boden Roms und seiner Umgegend ist dermaßen durchwühlt, daß ergiebige Ausgrabungen nur in seinen entfernteren Umgebungen gehofft werden. Die neuesten Grabungen in Ostia fahren fort durch merkwürdige Bildwerke zu lohnen; dahin gehört eine Sarkophagdarstellung von Knaben, die mit Nüssen spielen, und nach den neuesten Nachrichten Fragmente eines kleinen sehr zierlichen Frieses, der einen bacchischen Triumph vorstellt. Freylich wenn dorther nur römische Bildwerke zu erwarten sind, locken zwey andre Orte, Präneste und Tarquinia in höherem Grade; jenes, der alte Sitz der Fortuna Primigenia, durch häufige edle Spuren eines vormaligen griechischen Kultus, dieses durch die höchst eigenthümlichen Reste seiner Gräber, deren mehr griechische als etruskische Weise einen wesentlichen Anlaß geben konnte, eine der wichtigsten Klassen antiker Denkmäler, die gemalten Gefäße von gebrannter Erde, lange Zeit für etruskisch statt für griechisch zu halten.

Die gegenwärtigen Nachrichten gelten dem leztgenannten Orte; denn so befremdend es ist, daß der Boden von Palestrina, in altrömischer Mitte als Fundgrube hellenisirender Bronzen, Terracotten und Gläser bekannt, nicht häufiger und regelmäßiger durchsucht wird, so ist doch seit der vor zwey Jahren gefundenen und in Besitz des Hrn. v. Bröndsted gelangten mystischen Cista (Kunstblatt 1823. Nro. 52. 53), unseres Wissens kein bedeutendes Werk aus jener Gegend zum Vorschein gekommen. Doch benutzen wir die neben Corneto sehr natürliche Erwähnung jener Stadt selbst und ihrer eigenthümlichen Denkmäler, um ein merkwürdiges Bronzefragment hier anzuführen, welches, Relief späterer Zeit und aus einer fast entgegengesezten Gegend gekommen, doch durch seine vermuthliche Bestimmung und seine merkwürdige Vorstellung mehrfache Vergleichungspunkte mit jenen eingegrabenen Zeichnungen der schönen Bronze-Cisten von Palestrina darbietet. Wir meynen ein quadrates, etwas convexes Blättchen von etwas über einem halben Palm Höhe und wenig geringerer Breite, in dem die obere Vorstellung, die Halbfigur eines Sonnengottes mit sprengendem Viergespann, ein Giebelchen zu bilden scheint. Im Hauptfeld thront Cybele, das Haupt mit einer Thurmkrone bedeckt, in der Rechten vielleicht einen Schlüssel erhebend, mit der Linken einen jungen Löwen haltend, der auf ihrem Schooße ruht. Zu beyden Seiten des Throns stehen größere Löwen; als Verzierung der Lehne sind zwey Kureten bemerklich, die einen Kranz über das Haupt der Göttin halten. Im Hintergrund hängen Schellen und Flöten. Zur Rechten der Cybele steht Merkur, ein ungewohnter Begleiter, aber durch Flügelhut und Flügelsohlen, durch Caduceus und Beutel unverkennbar; linkerseits Atys, in der Linken ein Pedum, in der Rechten eine ebenfalls ungewöhnliche Lotusblume haltend. Seitwärts von ihm ist ein korinthisches Pilaster bemerklich; ein ähnliches ist nach der Form des Werkes vermuthlich auch auf der stärker beschädigten Seite des Merkur vorauszusetzen. Obwohl zwey ähnliche kleinere Fragmente zugleich gefunden wurden, das eine mit Schenkel und Knie einer gebogenen nackten Figur, das andere mit zerstreuten Fliegen und Käfern, so ist doch kaum zu zweifeln, daß das beschriebene Stück eine vollständige Composition bilde, die, wie Einfügungslöcher vermuthen lassen, in ein rundes Gefäß eingesezt seyn mochte, dem die übrigen Fragmente angehörten. Das beschriebene Werk ist dem Vernehmen nach aus der Gegend von Rignano gekommen und befindet sich im Besitz S. E. des Hrn. Grafen von Ingenheim.

Die regelmäßigen Ausgrabungen, welche der Engländer Lord Kinnair bey Corneto geführt, verdienten wohl eine genauere Beschreibung, als irgend jemand, der nicht den gemachten Entdeckungen vor- oder beygestanden, sie geben kann. Bey neulicher Nachfrage am Orte selbst waren nur sehr unvollständige Notizen zu erhalten. Da von allen noch im lezten Jahrhundert beschriebenen und gepriesenen Gräbern Tarquinia's nur die einzige Grotta del Cardinale zugänglich ist, müßte es schon belehrend seyn, von den Formen der vielen kürzlich aufgedeckten Gräber hinlängliche Kunde zu haben. Dem Vernehmen nach ist etwas der Art von einem römischen Gelehrten, Hrn. Fossati, zu erwart-

Die Gräber von Tarquinia sind sämmtlich unterirdisch; sie konnten zugänglich bleiben ohne daß der Benutzung des Bodens etwas entzogen wurde. Nur weil die alten Thüren selten erhalten werden, oft auch fehlen mögen, neue Thüren aber einen geringen Kostenaufwand verursachen würden und die Oeffnungen jedenfalls auszufüllen sind, damit das Vieh keinen Schaden nehme, das über den Gräbern weidet, so waren bereits in der vergangenen Woche nur noch vier der neulich aufgedeckten Gräber zugänglich. Das eine derselben war klein und dachförmig aus dem Fels gehauen, in seiner Mitte einer Mannshöhe gerecht; von Aschentöpfen lagen noch einige Scherben umher, worunter eine mit aufgemalten Verzierungen, Dreyecken und Wellenlinien. Die drey übrigen bestehen aus je zwey Gemächern, sämmtlich mit Malereyen verziert, und werden hoffentlich zugänglich bleiben. Die Malereyen sind meist von roher Zeichnung und ohne Abstufung der wenigen Farben, die man angewandt, sämmtlich auf hellem Grunde und auch darin von den bekannten zierlichen Malereyen der Grotta del Cardinale (Inghirami mon. etruschi ser. IV. 25) verschieden. Die Bildwerke des ersten jener Gräber, von der Straße nach der Tolfa links ab und, wie die übrigen, etwa zwey Millien von Corneto östlich, stellen auf den Seitenwänden des ersten Gemachs zwey gegenüberstehende Thiere vor, zwischen ihnen eine rohe Verzierung, deren häufige Wiederkehr es zweifelhaft macht, ob sie für einen Säulenknauf, oder für eine Blume, oder für etwas Willkürliches zu halten sey. Die Thiere zur Linken sind Panther, die zur Rechten Seepferde; die Mittelwand des zweyten Gemachs zeigt in gleicher Gegenüberstellung zwey schwarze Schwäne, welche den einen Fuß auf die beschriebene Verzierung setzen. Von minder roher Arbeit und in der Anlage sogar schön sind die Thierverzierungen eines andern Grabes. Es sind dieselben auf den inneren Giebeln angebracht, unter denen eine reihe rother, weißer, schwarzer, hell- und dunkelblauer Streifen die Gesimsglieder ergänzt. Auf dem innern Giebel über der Eingangsthüre waren Vögel angebracht; auf dem gegenüberstehenden der Durchgangsthür zum zweyten Gemach sieht man eine Blumenverzierung, in deren Windungen Schwäne zu bemerken, an den Seiten gegenüberstehend zwey Löwen, zur Rechten jedoch fast alles verwischt. Im Giebel der Mittelwand des zweyten Gemachs sieht man zwey gegenüberstehende Wölfe. Diese lezteren Thiere bemerkt man, wieder von roherer Arbeit auch an demselben Orte des dritten jener Gräber, das zur rechten Seite der bezeichneten Straße liegt. Im Giebel seiner Durchgangsthür ist mitten eine Muschel, jederseits ein fast fratzenhafter Triton und ein Seepferd angebracht. Alle diese Gräber haben nach allgemeiner und jezt zur Erleichterung künftiger Ausgrabungen anerkannter Sitte, ihre Eingangsthüren von der Südseite. Sie sind sämmtlich aus dem Fels gehauen und flach gewölbt. Der herausgeschaffte Stein mochte zum Theil zum Grabeshügel auf ihrer Höhe dienen. Es scheint nicht, daß Columbarien, wie in den überirdischen Felsengräbern von Sutri und Bicocca, auch in Tarquinia vorkommen: wenigstens war auch in dem ersterwähnten dachförmigen Grabe, troz den übrigen Resten von Aschenkrügen und dem sehr spärlichen Raum von etwa fünf Schritt Länge keine Spur ausgehauener Löcher in den Seitenwänden. Die drey Gräber mit Doppelgemächern haben hohe und breite Bänke zur Aufstellung der Aschengefäße, entweder in beyden Gemächern oder, wie das erwähnte, auch nur im innern; diese auch zu Perugia, Chiusi und Volterra sichtliche Sitte scheint so allgemein gewesen zu seyn als sie, auch bey Verschiedenheit der aufgestellten Gefäße, natürlich ist.

Diese Verschiedenheit scheint uns troz mangelhafter Kunde sehr ausgemacht. Von den anderwärts so häufigen Todtenkisten mit Reliefs auf den Kasten und kleinen liegenden Figuren auf ihrem Deckel (Inghir. l. c. tav. 16), wie man sie am anschaulichsten in dem unberührt gebliebenen Grabmal bey Chiusi *) sieht, findet sich neben einer Masse aus jenen Gräbern kommender irdener Gefäße keine Spur. Diese Gefäße sind großentheils ziemlich roh, obwohl von mannichfaltigen von Streben nach Zierlichkeit zeugenden Formen; hohe am Fuß mit Dreyecken und Räderchen durchbrochene Gefäße mögen als Beyspiel der leztern dienen. Die Anzahl der bemalten und doppelt gebrannten Gefäße ist allerdings seltener, an und für sich aber und im Vergleich mit andern etruskischen Gräbern, in denen sie äusserst selten zu seyn scheinen, keineswegs gering. Sie sind theils ganz schwarz, meist mit schönem Firniß, wie er auch aus großgriechischen Gräbern bekannt ist, dann gewöhnlich einhenklig und oft mit Reliefköpfen, Medusen u. a. auf der Höhe des Henkels geziert. Zu den seltneren Vasen dieser Art muß eine große geriefelte gerechnet werden, deren Henkel durch einen weiblichen Kopf mit hinterwärts aufruhenden Lockenreihen, in der Behandlung den altgriechischen ähnlich, abgeschlossen wird; diese Vase besizt der Kämmerer des Kardinal-Bischofs von Montefiascone, Vittorio Massi, dermalen zu Corneto. Ebenfalls einer seltneren Art gehört eine Vase des Hrn. Geheimen Legationsrath von Bartholdy, theils durch ihren gröbern bleyerzähnlichen Firniß, theils durch zwey Sphinxe, die in Relief auf dem Bauch der Vase angebracht sind. Minder selten,

*) Sepolcro Etrusco Chiusino illustrato nelle sue epigrafi da Gio. Bat. Vermiglioli. Terza edizione con l'aggiunta di una memoria del Sig. Gius. del Rosso sulla parte architettonica dello stesso monumento. Perugia. Baduel 1819. 35 S. 8.

aber gewiß nicht minder bemerkenswerth, sind schwarze Gefäße mit einer Reihe eingedruckter und daher meist stumpfer Reliefs. Das Zierlichste was von dieser Art überhaupt zum Vorschein gekommen, ist eine Schale mit vier Quadrigen, in denen Victoria neben Göttern, Minerva, Bacchus, Mars und Herkules, Amoren voran flatternd und Thiere nebenher. Diese öfters vorkommende und mehrfach herausgegebene Schale (Caussei mus. Rom. II. 24. Gori mus. Etrusc. I. 6. Inghirami mon. Etr. ser. VI. tav. 2. 5.) fand sich in den Volterranischen Nachgrabungen des Hrn. Giusto Cinci neuerdings wieder zweymal vor, und berechtigte, die vierte Gottheit richtiger als einen halbbekleideten Bacchus mit Thyrsus zu bestimmen. Andere Schalen dieser Art, schwarzer Färbung mit erhobenen Bildwerken, sind uns nicht bekannt, wohl aber und namentlich aus Corneto, tiefere Schalen auf Fußgestellen, ringsum mit einer Einfassung von mehrfach wiederholten Reliefs verziert. Die Vorstellungen derselben sind gewöhnlich Thierfiguren, wie auf den ägyptisirenden Vasen. Auch die lezten Ausgrabungen haben deren gegeben; im Besitz der Stadt Corneto sind zwey geblieben auf deren einer ein Hirsch zwischen Panthern und eine Lotusstaude zwischen Sphinxen abwechseln. Auf der andern von schlechterer Zeichnung erblickt man einen Mann mit erhobenem Speer vor einem Hirsch, unter dem ein langohriges Thier, einem Hasen ähnlicher als einem Rehkalb, ferner ein Panther, unter dem zwey storchähnliche Vögel, endlich einen Reiter, unter dessen Pferd zwey kleine undeutliche Thiere, etwa einer Katze ähnlich. Troz der Wiederholung sind doch die meisten jener Vorstellungen zu stumpf abgedruckt, um eine genaue Beschreibung zu gestatten. Einige ähnliche Gefäße mit minder auffallenden Thierfiguren besizt der genannte Hr. Vittorio Massi. Drey andre, dem Vernehmen nach aus Chiusi gekommen, vermehrten kürzlich die reichhaltige Antiken-Sammlung des Hrn. Dodwell zu Rom; unter ihnen ist eine besonders bemerkenswerth, theils durch die Reliefs, welche langbekleidete schreitende Figuren zeigen, ein rundes Geräth mit Griffen, Pateren oder Situlen haltend, ganz in Art und Zeichnung ägyptischer Züge, theils durch die etruskische Inschrift auf dem Fußgestell: MVqEXVXIM, Michukerus. In großgriechischen Gräbern sollen dann und wann irdene Schalen, ebenfalls mit Reliefs gefunden worden seyn, doch sind sie dort allem Anschein nach seltener und, wo sie vorkommen, farbig gewesen.

Diese Auseinandersetzung schien nicht überflüssig, wo von Corneto's Gräbern und namentlich auch von seinen gemalten Gefäßen von gebrannter Erde zu reden war. Die lezteren kommen von dorther im Verhältniß zur Seltenheit dortiger Grabungen so oft zum Vorschein, daß sie wohl einen Grund mehr abgeben konnten, in früherer allerdings minder kritischer, aber doch auch nicht durchaus willkürlicher Zeit, selbst alle Vasengemälde, die man aus großgriechischen Gräbern bekam, etruskische zu nennen. Ja vielleicht dürfte man wiederum jezt zu weit gehen, wollte man alle jene gemalten Gefäße, die man in den Gräbern Tarquinia's findet, für Werke fremder Fabrik halten. Schwerlich wird sich jemand anmaßen wollen hierüber zu entscheiden, auch würde eine Vasenfabrik Tarquinia's die einzige seyn, die man bey der Seltenheit bemalter Vasen in andern etruskischen Gräbern annehmen dürfte. Dazu die Lage der Stadt am Meer, günstig genug um die Einfuhr fremder Artikel auch für den Bedarf der Gräber leicht zu machen. Andrerseits ist mehreres der Annahme günstiger, daß die fraglichen Vasen den alten Tarquiniern eigenthümlich sind. Einmal, daß sie unsres Wissens sämmtlich nur schwarze oder bräunliche Figuren zeigen. Fremde Einfuhr hätte nebenher auch die gefälligeren Vasen mit röthlichen Figuren zugebracht; daß nicht Vorliebe für das Alterthümliche daran hinderte, lassen die mehrfarbigen Figuren des bekannten Frieses (Inghir. l. c. VI. 15) glauben, deßgleichen der Umstand, daß die schwarzen Figuren der Cornetanischen Vasen zwar meist eine schlechte Zeichnung, aber ungleich weniger absichtliche Carricatur zeigen als die meisten sogenannten sicilianischen. Zweytens ist die ebenerwähnte, so weit es scheint, meist sehr nachlässige Zeichnung, ein Wink mehr, nicht an kostbare Einfuhr mißlungener Werke aus einem kunstfertigen Lande zu glauben. Drittens kann es für wahrscheinlich gelten, daß, wo der herrschende Gebrauch statt Todtenkisten mit Reliefs gemalte Gefäße anwandte, an die Entstehung einer Landesfabrik zu denken ist. Daß dessen ungeachtet die bemalten Vasen seltener aus den Gräbern Tarquinia's gekommen zu seyn scheinen als aus denen von Großgriechenland liegt vielleicht an ihrer verschiedenen Bestimmung. So viel man vernehmen kann, ist es der seltnere Fall, in jenen Gräbern Skelette zu finden und vielleicht ist in jener Mitte selbst die griechische Sitte nicht gesichert, nach der die Vasen um Skelette gestellt gefunden werden; es ist uns dieß sogar unwahrscheinlich, darum weil wir in den noch sichtlichen Bänken keine Aushöhlungen sehen, und darum, weil alle andre etruskische Gräber erst in später Zeit und noch aus dieser sehr selten Sarkophage oder überhaupt keine Spuren von Begrabung nachweisen lassen. Hienach wären denn vielleicht die bemalten Gefäße, anders als in den griechischen Gräbern, in den Gräbern Tarquinia's nur als wirkliche Aschengefäße gebraucht worden. Um übrigens keinen Kanon zu schmieden, wo die Notizen so sehr mangeln und aller Wahrscheinlichkeit nach verschiedene Gebräuche in verschiedenen Zeiten geübt wurden, erinnern wir an Winckelmann (G. d. K. I. 32 ital. Uebers. I. S. 258) der eines Sarkophages erwähnt. Auch wollen wir nicht verhehlen, daß ein Kindergrab mit Skeletten bey den lezten Ausgra-

bungen gefunden seyn soll. Dieses ward bey Gelegenheit zweyer dorther rührender Figuren von gebrannter Erde versichert, die der Stadt Corneto geblieben sind. Die eine zerbrochen und stark beschädigt, stellt eine sitzende Frau vor, an deren Schooß ein stehendes Mädchen sich anklammert; die andre, wohl erhalten und in Anlage und Ausführung lobenswerth, einen schreitenden, kurzbekleideten Alten, der auf der linken Schulter einen Knaben und in der gesenkten rechten Hand einen Korb trägt. Man hält beyde für ein bedeutungsloses Spielzeug, wogegen wenig zu sagen.

Von andern bey jenem Ausgraben gefundenen Geräthe können wir nur sehr ungenügende Notizen geben. Die Ausbeute derselben ist zwischen dem englischen Unternehmer und der Stadt Corneto getheilt; nur der leztere Theil ist noch sichtlich. Außer den erwähnten schwarzen Gefäßen und Terracotten enthält er eine große Anzahl grober Aschentöpfe, von gemalten und doppelt gebrannten Gefäßen nur drey größere. Eine bärtige Figur, allem Anschein nach ein Bacchus, zeichnet sich auf der einen aus; er steht zwischen Satyrn, die auf Maulthieren reiten. Die Rückseite und die Darstellungen der übrigen Vasen sind gewöhnliche Kämpfe. Ein kleines einhenkliges Gefäß mit weitem Bauch ist das einzige Beyspiel der ägyptischen Art; vier Gänse sind auf seine Oberfläche gemalt. Bedeutender sollen die für Lord Kinnair ausgegrabenen Gegenstände seyn, die sofort weggeschafft wurden. Eine der dazu gehörigen Vasen zeigt alte Satyrn, die Satyrknaben auf den Schultern schaukeln, Knaben wie Erwachsene eher affen- als bocksartig; auf der Rückseite einen Jüngling, gegen den sich zwey Pferde bäumen. An Bronzen scheinen die Gräber von Tarquinia arm zu seyn; doch hat man neulich auch hier in etlichen Räderspeichen Reste eines Bronzewagens gefunden, der an die seltsame kürzlich von Ingbirami (Mon. Etr. IV. pag. 305 – 368.) ausführlich besprochene Erscheinung ähnlicher Denkmäler aus Gräbern von Neuem erinnert. —

Die Ausgrabungen im sogenannten Circus des Caracalla sind beendigt. Ihr wichtigster Ort, die Umgebung der Ausgangsthür ist nun völlig aufgedeckt, so daß die gebogten Seiteneingänge des die Circusmauer weit überragenden Thors und die sieben Stufen, welche den Beweis gegen die Annahme einer Porta triumphalis abgeben, vor Augen liegen. Unter diesen Stufen ward die früher (Kunstbl. St. 22.) erwähnte Inschrift des Maxentius gefunden; sie wird von dem römischen Antiquar Herrn Nibby bekannt gemacht werden, in dessen Gewahrsam sie sich befindet. Der ebenfalls erwähnte Rest einer auf einem Kapitell fußenden Victoria ward bey der Platte in Mitten der Spina gefunden, auf welcher ehemals der Obelisk von Piazza Navona stand. In der Gegend des Ausgangsthors hat man außer der sitzenden Frau mit einem Hund, oder, wenn die Lage des Thiers nicht dagegen wäre, einem Wolf, neuerdings noch eine lebensgroße Amazonenstatue gefunden, eine Wiederholung bekannter streitbarer Amazonen des Kapitols und des Vatikans, mit Ausnahme des Kopfs vollständig erhalten, doch stark zerfressen und von mittelmäßiger Arbeit. Ebendaselbst soll kürzlich eine weibliche Figur von halber Lebensgröße zum Vorschein gekommen seyn, welche man nach zwey Kindern in ihrem Arm, beyde jedoch lang bekleidet, für eine Latona zu halten geneigt ist.

Mit einer merkwürdigen Entdeckung haben auch die neuesten Ausgrabungen in den Thermen des Caracalla gelohnt. In der Mitte des Gebäudes fand man einen zwey Palmen hohen Porphyrkopf, der nach dem platten Abschnitt seines Hinterhauptes, architektonische Bestimmung, etwa als Kreuzstein eines großen Bogens, verräth. Seine Arbeit ist gut genug, um sie in Caracallas Zeit auch an Werken aus günstigerem Steine loben zu können. Ihr Werth wird durch die große Seltenheit von Porphyrstatuen und zumal von Porphyrköpfen erhöht; ein schlechter Kopf einer vatikanischen Porphyrstatue des jüngern Philippus ist das einzige uns erinnerliche ähnliche Beyspiel, während anderwärts, wie bey einem sitzenden Apollo Musagetes des Museums von Neapel, Kopf und Extremitäten von anderem Stein gebildet erscheinen. Merkwürdig ist auch die Vorstellung. Die Jupiterszüge bey kaum aufwallenden Locken lassen keinen Zweifel, daß der Kopf uns einen Serapis vergegenwärtige, dem auch die Farbe des Steins wohl entspricht. Dabey ist jedoch ein Aufsatz über der Mitte der Stirn räthselhaft. An einem herausstehenden Quadrat, wie es wohl anderwärts zum Aufsatz von Lotusblumen dient, sind zwey stark hervorstehende Striche angegeben, die man, weil sie unterwärts stark vorspringen, anfangs für Delphine eines Neptuns halten wollte, und in denen man am natürlichsten Hörner oder Strahlen sieht, obwohl sie weder diesen noch jenen völlig entsprechen, überdieß die Voraussetzung zweyer Strahlen statt einer Strahlenkrone befremdend wäre. Seltsam ist auch an der rechten Seite des Haars ein seitwärts platter Vorsprung, der nichts Symmetrisches auf der andern Seite bemerken läßt und mithin die Vorstellung schwerlich anging.

(Der Beschluß folgt.)

Bemerkung.

Auf Anlaß der im Kunstbl. Nr. 19. d. J. enthaltenen Notiz von der Büste Dalbergs, welche der Bildhauer Herrmann zu Rom für die Walhalla Sr. K. H. des Kronprinzen von Bayern gearbeitet, wird uns die Notiz zur Bekanntmachung mitgetheilt, daß diese Büste nicht den erst verstorbenen Fürsten Primas, sondern einen v. Dalberg vorstelle, welcher im 15ten Jahrh. Bischof von Worms, und ein eben so ausgezeichneter Fürst als eifriger Beförderer der Wissenschaften war.

Nr. 51.

Kunst-Blatt.

Montag, den 27. Juni 1825.

Römische Ausgrabungen.

(Beschluß.)

Auch die von dem Canonicus Dionigi bey Tor de' Conti unternommenen Ausgrabungen sind nicht durchaus unbelohnend, obwohl bey hoher Verschüttung und Beschränkung des sofort wieder zu verschüttenden Roms für Unternehmer und Beschauer ungünstig gewesen. In einer Tiefe von vierzig Palmen fand man drey Säulenstücke von rothem Granit und etwa fünftehalb Palmen im Durchmesser, neben einer der Versicherung nach unverrückten, den übriggebliebenen Säulen des Forum Palladium schräg zugewandten Marmorstufe, so wie den Boden drey anderer Stufen. Hiedurch ist denn eine Treppe im Forum des Nerva nachgewiesen und hat man sich sofort geschmeichelt den Tempel der Tellus wieder ausgespürt zu haben, von dem man sogar in viereckten Peperinmauern, welche im benachbarten Thurm in schräger Richtung bemerklich sind, die Reste ehemaliger Cellenmauern zu sehen vermeint. Der Rest eines Mosaik-Fußbodens mit übereinandergesezten Zeilen wie von Chifferschrift, spannt aufs neue die Aufmerksamkeit auf einen so merkwürdigen Boden. Außer den wenig wechselnden Chiffern (am häufigsten bemerkt man liegende Zweige, eine Bulba zwischen zwey Phallen, in der obersten Zeile ein Zeichen wie das Zahlzeichen einer Acht) die Buchstaben EPPE, unter der lezten die Figur einer nackten Frau, welche eine Traube über einen Phallus auspreßt.

Wenig altrömische Gebäude lassen so oft alte Spuren blicken als die weiten und von großen Pallästen überbauten Neronischen Thermen. Bey dem neuesten Anlaß zu dieser Bemerkung wird erinnert, wie 1805 im Pallast Patrizi bey innern Bauten an der Ecke gegen S. Eustachio und die Sapienza in der Tiefe von zehn bis zwölf Palmen der Fußboden eines Gemachs von der Größe des Hofraums gefunden wurde: er war auf kleine Pilaster gestützt, die unterwärts den leeren Raum eines Hypokaustums bilden mochten. Fast unter den heutigen Außenmauern fand man ebendaselbst zwey Reste viereckter Pilaster von etwa vier Palmen Durchmesser und acht bis zehn Palmen Höhe; das Material ihres rothen Granits war sehr schön und ein Säulenstück desselben Steins fand sich in derselben Nähe, alles vermuthlich zu einer Hauptthür gehörig und nach seiner Wiederauffindung eine Zierde des vatikanischen Museums. Im Anfang des Märzes d. J. fand man unter dem Eingang eines dem Pallast Crescenzi-Bonelli gegenüberliegenden Hauses, bey Erniedrigung des die Thüre stützenden und die Straße überragenden Gewölbes, in der Tiefe von etwa fünfzehn Palmen vier große Säulenstücke von rothem Granit außer ihrer ursprünglichen Stelle. Diese Stücke halten vier Palmen Durchmesser. Ein andres von grauem Granit, von vier und einem halben Palmen, ward mit seiner korinthischen Basis auf einer Unterlage von Travertin auf seiner Stelle gefunden und stand höher als die zerstreuten Säulenstücke lagen. Die Verschiedenheit des Durchmessers und des Materials könnte auf verschiedene Stockwerke der Thermen an jenem Orte schließen lassen. Man meint, Nero habe bey Aufführung der Thermen ein Auge auf die nahe Anlage des Agrippa gehabt und namentlich Symmetrie mit dem Porticus der Argonauten bezweckt, der auf der Ostseite des Pantheons lag und von dem im Vicolo degli Orfanelli vor zwey Jahren ein Säulenstück von Cipollino gefunden wurde, den beyden am Hause eines Seifensieders bey Spada di Orlando noch vorhandenen ähnlich.

Diese zulezt gegebenen architektonischen Notizen sind, wie mehrere ähnliche, aus Zeitungsartikeln geflossen, deren vermuthlicher Verfasser der verdienstvolle römische Antiquar Fea *) ist. Wir bemerken dieß zur Rechtfertigung ihrer manchem Leser vielleicht mißfälligen Umständlichkeit, die bey dem gewöhnlichen Schicksal fliegender Blätter, bey

*) Zwey neuere Schriften des Advokat Fea, die eine über die Häfen von Ostia, die andre über den See von Gabi, können bey dieser Gelegenheit Erwähnung finden. Ihr Titel ist: Alcune osservazioni sopra gli antichi porti d'Ostia, ora di Fiumicino recitate nell' Accad. Archeologica il 29 Luglio 1824. und Discussione fisico-idraulica istorica - antiquaria sulla città di Gabi e suo lago dai tempi antichi sino ai nostri.

der üblichen Nachlässigkeit angestellter Ausgrabungen und nicht seltener Mißgönnung ihrer Kenntniß, endlich bey dem völligen Stillschweigen der übrigen römischen Antiquare, in einer der ältern und neuern Kunst gewidmeten Zeitschrift vielleicht eher eine lobende Billigung hoffen darf. Wie wenig man geneigt sey jenes Stillschweigen zu unterbrechen, zeigen bey weiterem Fortschritt die Memorie Romane der HH. Gebrüder Cardinali, Pietro Visconti und Marchese Melchiorri, deren neuestes Heft, statt sich wenigstens zu dem Werth von Guattani's früheren Zeitschriften zu erheben, ein viermal edirtes Relief (Millin gall. CV. 418) zum fünften Mal gibt und den eröffneten Artikel von Ausgrabungen, zwölf Jahre rückwärts gehend, mit einer veralteten Notiz über Veji füllt. Unter der Bibliographie wird unter allerley Ausland Germania, wie früher, ganz vermißt. Der Hauptinhalt des Heftes ist ein Auszug aus den Atti dell' Accademia Romana d'Archeologia, als woran Extrahent eine reiche Fundgrube entdeckt. P. Visconti über einige christliche Inschriften, Monsig. Bartolucci über einiges, was Hunde angeht, C. Loveroz über neuere Kunstwerke, sind die übrigen Aufsätze. Archäologie und Kunst in Rom gemißhandelt zu sehen ist verdrießlich; wo jede Mittheilung wünschenswerth seyn sollte, weil es schwer ist Unbedeutendes auszuwählen, können auch mittelmäßige, ja schlechte Schriftsteller oftmals willkommen seyn. Das dritte Heft einer Zeitschrift, deren Bestimmung ihr nur im schlimmsten Fall unwichtig zu seyn gestattet, scheint solcher Nachsicht bereits zu trotzen.

Rom, 13. Mai 1825. G.

Rom, den 17. Mai 1825.

Die Ausstellung der Deutschen, welche nun für die heißen Monate geschlossen ist, endigte auf eine befriedigende Weise. Da Lengerichs großes Bild der Kreuzabnehmung nur mit Schwierigkeit in das bisherige Lokal würde haben gebracht werden können, weil das Abspannen und Aufrollen eines so großen Gemäldes Weitläufigkeiten würde verursacht haben, die bey der endlichen Verpackung und Versendung wieder eingetreten wären, so wurde die Ausstellung dieser und anderer Malereyen in seinem Studium und einem daranstoßenden Zimmer veranstaltet.

Hrn. Lengerichs Kreuzabnahme ärndtete verdienten Beyfall ein, ungeachtet der Künstler noch nicht die lezte Hand daran gelegt hat. Die Anlage des Ganzen ist glücklich erfunden, mit vieler Wahrheit durchgeführt. Auf dem Kreuze sind zwey Männer beschäftigt den Leichnam des Herrn abzulösen; der eine ist im Begriff den Nagel auszuziehen, mit welchem die linke Hand des Erlösers an das Kreuz befestigt ist, der andre läßt tief übergebogen den Körper, welchen er unter dem rechten Arm faßt, in die Arme Josephs von Arimathia und des Johannes hinuntergleiten. Joseph umfaßt, auf der rechten Seite des Kreuzes stehend, die Füße, während Johannes auf der andern den Leib unterstüzt. Tiefer Schmerz liegt auf dem schönen Gesichte des Johannes, der ganz von vorne mit reichen Locken in einem hellrothen, einfachen Kleide erscheint. Neben diesem Jünger liegt die bleiche Mutter ohnmächtig in den Armen der Salome und ihrer Freundin, der sie mit ganzem Körpergewicht und kraftlos herabhängendem linken Arm an die Brust gesunken ist, während jene sie von der Rechten umfaßt. Sie ist dunkelviolett gekleidet und Todesblässe liegt auf ihrem Gesichte, die Augen sind geschlossen; links nach Joseph hin kniet eine dritte weibliche Gestalt mit Angst auf die Sinkende sehend, in der Geberde ihr helfen zu wollen. Von der linken Seite des Bildes sieht man aus der Ferne Nikodemus und Jakobus in Pilgertracht kommen. Alle diese Gestalten sind sehr natürlich zusammengestellt und verbinden sich zum Ganzen, das sich mit Würde und Einfachheit ausspricht. Manche Theile werden nun, wenn der Künstler die lezte Hand daran legt, noch an Kraft und dadurch das Ganze an Harmonie gewinnen.

Vier Büsten von Lotsch aus Baden, eben so viele Künstler vorstellend, Koch, Ansler, Flor und Hempel, erwarben sich durch außerordentliche Aehnlichkeit und Lebendigkeit allgemeinen Beyfall. Der Charakter jedes Einzelnen war mit Sinn aufgefaßt, mit Treue und Wahrheit wiedergegeben, und besonders in dem Kopfe des Malers Koch mit einer Leben athmenden Natürlichkeit dargestellt, die wir oft an Büsten vermissen.

In dem anstoßenden Zimmer befanden sich, mit Ausnahme des Gemäldes von Hrn. v. Hempel, Bilder von beschränktem Umfang. Das Forum von Hrn. Schilbach zog sogleich beym Eintritt die Aufmerksamkeit auf sich. Dieses Gemälde, welches eine allgemeine und laute Bewunderung erregte, läßt in dieser Art nichts zu wünschen übrig und verräth eine geübte Hand, Sicherheit der mechanischen Behandlung und einen tiefen Sinn für das Großartige und Imposante des Gegenstandes. Das Capitol zeigt sich in seiner ganzen Breite, links und rechts die Tempel der Concordia, des Tonans, der Castoren, die Säule des Phokas, nebst den übrigen Gebäuden und dem Triumphbogen des Severus. Man glaubt die classische Stelle in einer Camera obscura zu erblicken. In der zartesten Harmonie, die kein Mißton stört, mit einem treuen Fleiße, der Alles ausdrückt, und der täuschendsten Wahrheit, erhebt sich das Capitol und die Tempel umher. Der Vordergrund liegt in einem durchsichtigen Schatten, wo unter Bäumen Menschen

wandeln, oder ruhen. Was dieses Bild von unendlicher Ausführung vorzüglich auszeichnet und demselben eine Stelle neben dem Schönsten dieser Art anweist, ist die anspruchsloseste Natürlichkeit in Haltung und Farbe.

Eine Zeichnung von Hrn. Stölzel aus Sachsen, die Krönung Maria's nach Raphael. Diese herrliche Zeichnung soll gestochen werden. Nach einer beygelegten Ankündigung für Subscribenten, glaubt der Künstler den Stich auf das Jahr 1828 zu beendigen, der Preis für Abdrücke vor der Schrift ist auf 4, mit der Schrift auf 2 Louisd'or festgesezt. Die Vortrefflichkeit, die äußerste Vollendung und die sinnvolle Zartheit mit welcher der Charakter des Originals aufgefaßt war, erwarben der Zeichnung zahlreiche Unterschriften. Hr. Stölzel hat Alles gethan, was zur Vollkommenheit eines solchen Werkes beytragen kann und schwerlich läßt sich in diesem Fache mehr leisten; er hat die einzelnen Köpfe in der Größe des Originals noch besonders als Studium gezeichnet. Hände, Füße, Faltenwurf, jedes Einzelne ist mit großem Fleiß im Charakter des Originals und mit schöner Einfachheit durchgeführt.

Die Zeichnung ist in Bleystift: Diese Behandlung hat für Feinheit in der Ausführung große Vorzüge, allein sie gewährt nicht den Vortheil der schwarzen Kreide, welche, bey aller möglichen Zartheit zugleich jeden Grad von Stärke des Tons hervorbringt und eine größere Abstufung zuläßt, die die Bleyfarbe nicht erreichen kann, so daß sie leicht ins Kleinliche fällt. Daher kann man mit Recht hoffen, daß der Gegenstand durch die kräftigere Behandlung des Grabstichels die Stärke erreichen werde, welche mit dem Bleystift auszudrücken nicht möglich war und welche dem Original, besonders in einigen Gewändern, in so hohem Grade eigen ist.

Ein kleines Gemälde, die Flucht nach Aegypten vorstellend, von dem sächsischen Maler Hrn. Hennig. Die heil. Jungfrau sizt auf dem Esel, der von dem voranschreitenden Joseph geführt wird; sie hat das Christuskind von dem man nur das Köpfchen sieht, ganz in ihren blauen Mantel gehüllt; das ganze Bildchen ist einfach und anspruchslos.

Eine Cavalcade zu Esel, von Hrn. Lindau aus Sachsen. Dieses Gemälde greift tief in das römische Volksleben, kein Zug ist unbedeutend und jedes Einzelne mit der größten Treue aufgefaßt und dargestellt. Die Anordnung ist folgende. Aus einem Hohlwege von Monte Mario herunter mit der Aussicht auf Rom, wo man die Peterskirche und die Engelsburg in der Ferne erblickt, kommt eine ländliche Familie, welche zu den begüterten gehört. Links wo man Rom sieht, treibt ein Kerl in spitzem Hut, der sich schon mit dem Wege gewendet hat, seinen Esel mit Butten beladen, auf welchen sein Mantel und Regenschirm liegt, vor sich her, so daß man ihn und sein Thier vom Rücken sieht; ihm folgt von vorn gesehen eine schöne Frau, in die reizende Landtracht, aber mit Geschmack und reich gekleidet, auf einem andern Esel; sie hält ein allerliebstes Mädchen von fünf bis sechs Jahren, reich bebändert und niedlich geziert vor sich in den Armen, neben ihr reitet, wahrscheinlich ihr Mann, der seinen Rock ausgezogen hat, um sichs bequem zu machen, ein jovialisches Gesicht. Er spricht im Vorbeyreiten mit einem rechts am Wege stehenden Hirten (Giuncataro) der Milch in die Stadt trägt und seinen großen Korb, den diese Leute auf dem Rücken an einer Stange tragen, auf die Erde gesezt hat, nebst einem großen Milchkruge, neben ihm sein treuer Hund. Hinter dieser Gruppe kommt ganz behaglich ein geistlicher Herr oder sogenannter Zi Prete hergeritten, schwarz gekleidet im Dreyzipfelhut. Alle diese Gestalten sind ganz aus dem Leben gegriffen; das schöne zarte Antlitz der Frau, das liebliche Gesichtchen des an die Mutter geschmiegten Kindes, das offene, fröhliche Gesicht des Mannes, das genügsame, pathetische Aussehen des Priesters, die braunen, sonneverbrannten Züge des Hirten im Schaffelle scheinen sämmtlich der Natur abgelauscht und sind es auch wahrscheinlich. Das Ganze hat wahres Leben, eine vortreffliche Haltung und Beleuchtung und thut die glücklichste Wirkung.

Von Hrn. Oehme aus Sachsen eine Landschaft, die Aussicht von den Capuzinern auf Ariccia, das sich im Mittelgrunde zeigt, fern die Gebirge. Links eine schöne Baumgruppe, an welcher sich der Weg hinzieht, auf welchem ein Paar Landmädchen im Schatten wandeln, rechts ein steinigter Hügel, einige Ziegen; aus einem tiefen Wege herauf steigt ein Hirte mit einem Zicklein im Arme. Die Natur ist in diesem Landschaftsgemälde mit Wahrheit und pikanter Beleuchtung aufgefaßt.

Von Hrn. Hempel, einem Oestreicher, ein großes Bild, doch nicht ganz Lebensgröße. Ein todter, an der Erde liegender Christus, dessen Haupt Joseph von Arimathia knieend im Schooße hält; eine der Marien, auch knieend, hebt die linke Hand des Erlösers empor mit einem Tuche, eine andre umwickelt seine Füße; rechts Johannes neben Joseph, er bückt sich tröstend zu der schmerzenreichen Mutter hinab, welche neben dem Sohne in die Kniee gesunken ist, in der Mitte hinter der Gruppe der Marien steht Nikodemus mit einem Balsamgefäße in der Hand. Das Ganze ist mit Fleiß und auch mit Ausdruck behandelt. Links ein Felsen mit der Grabeshöhle, vor welcher eine Zypresse steht, rechts Berge.

Von Hrn. Richter, einem jungen sächsischen Landschaftmaler, dessen früher erwähnte Tirolerlandschaft ihm so vielen Beyfall erwarb, befand sich eine Aussicht bey Olevano auf der Ausstellung. Rechts eine Baumgruppe, neben welcher sich der Weg hinschlängelt, der sich nach

dem Mittelgrunde zu dem auf einem Felsen liegenden Civitella emporwindet, auf welchem Menschen und Lastthiere wandern, links Bäume und Felsen, ein Brunnen, an welchem ein junger Bauer trinkt, vorn eine Familie Landleute, die zur Feldarbeit gehen. In der Mitte erheben sich die beyden Gipfel von Rocca di mezzo gewaltig über Civitella empor. Die Landschaft thut eine gute Wirkung, schade daß einige Stellen eingeschlagen hatten, weil sie keinen Firniß hatte.

Eine landschaftliche Composition von Hrn. Thomas aus Frankfurt. Rechts Felsen, links Wald, durch welchen Wanderer ziehen, dazwischen in der Ferne tiefliegende Berge; das Ganze ist in großen Massen gehalten und macht eine gute Wirkung.

Dieses sind die Bilder, welche auf der deutschen Ausstellung einen erfreulichen Anblick gewährten und das unermüdete Streben deutscher Künstler beurkundeten.

Hr. Remy aus Stettin arbeitet nun fleißig an dem großen Bilde einer Auferstehung Christi für Pasewalk; das Gemälde ist 7′ 2″ hoch und 6′ 10″ breit. Christus, die Siegesfahne in der niedergehaltenen linken Hand, die rechte in gleicher Senkung ausgebreitet, steht in einen weißen Mantel gehüllt, unter dem sich die linke Seite der Brust und die Arme sich zeigen, auf einer Wolke über seinem Grabe; auf dem Rande desselben sitzen zwey liebliche Engelgestalten, im Vorgrunde zwey Krieger, von denen der eine eben erwacht. Hinter dem Schlafenden sieht man einen fliehenden Krieger, allein sowohl dieser, als der Erwachende sind noch nicht gemalt, wie auch die drey Marien, die man mit Balsamgefäßen aus der Ferne zur Rechten kommen sieht. D. M.

Neue Kupferwerke.

Die neuen Straßen durch den Kanton Graubündten. In dreyßig Blättern von Chur über den Splügen bis zum Comersee, und über den Bernhardino bis Bellinzona, dargestellt und nach der Natur gezeichnet von J. J. Meyer. In Aquatinta geäzt von Hegi, Rordorf, Meichelt, Bodmer. Begleitet mit einer Einleitung und mit Erklärungen von Dr. J. G. Ebel, Verfasser der Anleitung die Schweiz zu bereisen. Nebst einer Wegkarte von H. Keller. Zürich, bey J. J. Meyer, Maler. 1825. Querfolioformat.

Den Kunstwerth der malerischen Werke über die Simplonstraße von Hrn. Osterwald und über die schweizerischen Seen von Hrn. Wetzel erreicht zwar diese malerische Reise durch Graubündten nicht: aber wie Wenigen sind jene kostbaren Werke zugänglich und wie erfreulich erscheint die Kunst hinwieder auch, wenn sie in bescheidenem Gewande ihre reinen Genüsse Vielen darbietet. Dieß trifft nun bey dem vorliegenden Buch in vollem Maaße ein: auf den gesteigerten Luxus der Prachtwerke verzichtend, fehlt ihm jedoch auch die zierliche Ausstattung keineswegs, zumal eine dreyfache Ausgabe mit schwarzen, colorirten und sorgfältig ausgemalten Blättern *) ungleichen Bedürfnissen und Wünschen entsprechen kann. Der innere Gehalt aber ist ausnehmend befriedigend; als ein tüchtiger Landschaftmaler bekannt, hat Hr. Meyer durch diese mit Umsicht und Liebe behandelte Arbeit seine Kunst auf rühmliche Weise neu bewährt: die Wahl der Standpuncte für seine Zeichnungen ist verständig getroffen, die bedeutsame Physiognomie der erhabenen Gebirgenatur ist richtig aufgefaßt und mit großer Treue dargestellt; den Stich haben sehr achtbare Künstler besorgt und die Ausmalung ist mit Sorgfalt unter den Augen des Herausgebers veranstaltet. Die Bearbeitung des begleitenden Textes dann, konnte in keine geschickteren Hände fallen; sie ist der für classisch geachteten „Anleitung die Schweiz zu bereisen“ völlig werth, sie gewährt Alles, was dem Reisenden durch das merkwürdige Gebirgsland zu wissen nutzbar oder erfreulich seyn mag, und nebenbey auch manche für die Kenntniß des Landes neue und bedeutsame Angabe.

Das Werk erscheint in fünf Lieferungen binnen sehr kurzer Zeit; die vorliegende erste enthält nebst einer sechs und zwanzig Seiten starken Einleitung und der mit der Genauigkeit, die in Hrn. Keller's Kartenzeichnungen angetroffen wird, gefertigten Wegkarte, die sechs ersten Landschaftsblätter mit ihren geschichtlichen Beleuchtungen. Sie geben die Stadt Chur, das Schloß Reichenau, die Vereinigung der beyden Rheine, das Schloß Räzüns, nebst dem Calandaberg, den Eingang in's Domleschgerthal und einen Standpunkt in Mitte dieses lezteren. Die weiteren Blätter, alle schon vollendet, führen nun durch Tusis, in's Verlohrenloch, über die Viamalabrücke in das Schamserthal, über den Splügen, nach Cleven, an den Comersee, und andrerseits über den Bernhardino und die Victor-Emanuelsbrücke nach Misocco und Bellinzona.

Die Einleitung des Hrn. Ebel enthält eine Geschichte des Baues der Alpenstraßen durch den Kanton Graubündten, dann eine Anweisung wie auf den neuen fahrbaren Gebirgestraßen Bündtens, von Chur aus, die Landschaft bis zur italienischen Grenze am Langen-, Luganer- und Comersee, oder dann weiter in die Gefilde Oberitaliens, und auf verschiedentlichen Wegen durch die Schweiz wieder zurück, in Ausflügen von einer bis drey Wochen, aufs genußreichste bereist werden könne. Hiezu hat Hr. Ebel eine Reihe mannichfacher Entwürfe, mit der ihm eigenthümlichen Sorgfalt und Genauigkeit ausgearbeitet und den Liebhabern zur Auswahl dargeboten. „Es gibt, sagt er, durchaus keine Gegend, wo es möglich wäre, so bequem und in so kurzer Zeit sich von der Nordseite der Alpen aus Deutschland und der Schweiz an die Ufer der reizenden Seen Oberitaliens zu versetzen, in Zeit von 2 bis 2½ Tagen das Wildeste und Außerordentlichste der Hochgebirgnatur zu bewundern, und in den Gärten Hesperiens unter Pomeranzen und Citronen, Lorbeern und Zypressen, Feigen und Olivenbäumen zu wandeln, das Starre und Oede beeister Felsen der Polarbreiten zu durchziehen und die lauen Lüfte des italienischen Himmels zu athmen, die niedrigen Hütten bedürfnißloser Bergbewohner und die Pracht der italienischen Palläste und Kunst, das Nomaden-Leben der Hirten und den ganzen Luxus der Ueberverfeinerung, mit einem Worte, die stärksten Gegensätze der nördlichen und südlichen Völker, ihrer Sprache, Sitten, Lebensweise und Kultur zu beobachten.“ — Eine bändige Uebersicht der Geschichte Graubündtens macht den Beschluß der Einleitung und die den Zeichnungen beygegebenen Textblätter sind voll einsichtig gewählter Geschichtszüge aus den Jahrbüchern des Landes, das in der Historie durch seine Bewohner eben so merkwürdig und bedeutsam ist, als durch seine natürlichen Verhältnisse in der Erdkunde.

U.

*) Der Preis des ganzen Werks beträgt schwarz 22, illuminirt 44 und ausgemalt 88 Schweizerfranken.

Nr. 52.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 30. Juni 1825.

Kunstbericht aus München.

(Fortsetzung zu Nr. 34.)

Unter den Werken der plastischen Kunst, welche die lezte Zeit bey uns hervorgebracht hat, sind noch einige kolossale Köpfe in der Werkstatt des Hrn. Hofbildhauers Kirchmayer nachzutragen, der eine des Grafen Görtz, in Marmor fast vollendet nach einem Modell von Haller, und bestimmt zu einem Denkmal, welches diesem auch um Baiern verdienten Staatsmanne in Regensburg errichtet wird, der andere in Bronze, ein Porträt des Königes von sprechender Aehnlichkeit, welches für das Denkmal bestimmt ist, das die Stadt Amberg zur Erinnerung an die Jubelfeyer seiner fünf und zwanzigjährigen Regierung setzen läßt. Zu einem gleichen Zwecke hat Hr. Kirchmayer für die Stadt Neumark vier Reliefs gegossen, welche sich auf Regierungshandlungen des Monarchen beziehen, und für eine andere Stadt die Bildsäule des Königs im Krönungsornate modellirt.

Auch an Werken fremder plastischer Künstler hat München in den lezten Zeiten bedeutende Erwerbungen gemacht. Wir waren durch den Herzog von Leuchtenberg schon früher im Besitze des Einzuges Alexanders in Babylon, eines der frühesten, zugleich aber auch der größten und tadellosesten Werke von Thorwaldsen, in welchem er für den Fürsten mehreres geändert hatte, um dasselbe nicht als eine Wiederholung des ersten Exemplars erscheinen zu lassen, das er für den Quirinal und die sogenannten kaiserlichen Zimmer darin gemacht hat. Kurz vor des Herzogs frühem und noch immer betrauertem Tode kamen, für ihn von demselben Künstler gemacht, vier fast lebensgroße Gruppen in hohem Relief hier an, zu deren würdiger Aufstellung der Herzog auf seinem Landsitze zu Ismaningen einen Saal zu bauen gesonnen war. Nach seinem Tode sind sie nun in den Besitz des Hrn. Grafen v. Schönborn übergegangen, der, im Stande den Werth solcher Werke auf das vollkommenste zu würdigen, ihnen eine ähnliche Aufstellung zugedacht hat. Sie werden auf einem seiner Landsitze, welche seine hochherzige Gesinnung zu Heiligthümern der Kunst und großer Erinnerungen zu gestalten fortfährt, ich glaube zu Geibach, in der Nähe des schönen Denkmals, welches er unsrer Verfassung errichtet hat, den Saal eines im antiken Styl aufzuführenden Wohnhauses schmücken. Das erste zeiget Jupiter, sitzend, vor ihm Nemesis, mit dem Fuße auf dem Rade, und ihm aus einer Rolle irgend etwas vorlesend, dem er mit Aufmerksamkeit zu folgen scheint. Die Gestalt des obersten der Götter ist großartig und vortrefflich modellirt, der Ausdruck des in erhabener Ruhe Zuhörenden unvergleichlich, und die Gruppe in Anordnung und Ausführung jedes Lobes würdig. Ihren Sinn aber wüßte ich nicht. Daß die Nemesis, die Göttin, welche das Ueberragende unter das Maaß zurückführt, und ungewöhnliches Glück eben so wie den Frevel beugt, als ein Ausfluß der höchsten Gottheit, oder eine Personifizirung einer ihren Eigenschaften nach griechischer Vorstellung, neben dieser Gottheit erscheint, ist in der Ordnung, wenn auch aus dem Alterthum sich eine solche Zusammenstellung nicht erhalten hat, und kann als eine im Sinne geläuterter Plastik ausgeführte Erweiterung des Kreises ihrer Bildungen betrachtet werden, zumal unsre Zeit nicht aufhört, das Walten dieser mächtigsten Gottheit, die Gegenwart der Nemesis vor dem Throne des Zeus, in großen Beyspielen zu zeigen, und es ein altes Privilegium der Kunst, das schönste, deren sich sich erfreut, ist, in ihren Werken auf sittliche Natur und Grund der großen Erscheinungen ihrer Zeit, strafend oder belohnend, durch das Symbol sinnlicher Gestaltung und Anschauung hinzuweisen. Doch was kann die Nemesis dem Zeus vorlesen? Beschlüsse? Sie sind von ihm ausgegangen. Ihre Ausführung? Er weiß sie, wie Alles, was ihre Rolle enthalten kann. Etwas andres und tadellos wäre, wenn er auf den Gesang der Musen horchte. Denn die hat er, nach Pindar, geschaffen, nachdem er die Herrlichkeiten des Himmels und der Erde vollendet hatte, und fand, daß Dämonen fehlten, das Alles vor den Göttern durch Gesang zu schmücken und zu verherrlichen; aber ein Ablesen aus einer Rolle, welchem Zeus zuhört, müssen wir so lange als einen unrichtigen Gedanken, und deßhalb das Werk in der Er=

findung und Handlung für verfehlt erklären, bis uns vielleicht der Künstler selbst darüber verständiget hat. Das zweyte Relief zeigt *Aesculapius* und *Hygiea*, das dritte *Prometheus* und *Pallas*, die einem von ihm modellirten Jüngling die Seele unter dem Symbol eines Schmetterlings auf das Haupt niederläßt, und *Herkules*, dem die Hebe Nektar eingießet. Die vier männlichen Gestalten, alle sitzend, sind von beynahe gleicher Vortreflichkeit; die weiblichen unterliegen zwar einer mehrfachen Ausstellung, ausgenommen die ganz unvergleichliche Pallas neben dem Titanen, sowohl was ihre Verhältnisse, als den Ausdruck der Gesichter anbelangt; im Ganzen aber sind diese vier ausgezeichneten Werke ihres großen Urhebers würdig. Auch eine größere Sorgfalt der lezten Hand wäre an ihnen zu wünschen, indem die Striche der *Raspel*, die sie statt des kunstreicheren *Meissels* vollendet hat, überall noch zu sehr sichtbar sind.

Während diese Werke, die jetzo in der Wohnung des Hrn. Grafen v. Schönborn jedem Kunstfreunde sichtbar sind, uns verlassen werden, bleiben zwey andere Reliefs desselben Künstlers von kleinern Dimensionen, aber feinerer Ausbildung in München, im Besitze des Hrn. von *Klenze* zurück, der sie zum Schmucke des Hauptsaals in seinem neuen Wohnhause bestimmt hat. Es sind die berühmten Reliefe des Tages und der Nacht, die zwar aus der unerschöpflichen Werkstatt von Thorwaldsen, wie die meisten seiner Werke, schon in mehreren Exemplaren hervorgegangen sind, jedoch ohne daß die späteren als Copien der frühern können betrachtet werden, indem sie alle nach demselben Modell, die spätern oft mit größerm Verstande desselben und mit Abänderungen ausgeführt sind.

Deßgleichen hat der Hr. Geh. Rath v. *Wiebeking* als Geschenk von Thorwaldsen Gypsabgüsse von mehreren seiner Werke erhalten, die vor Kurzem angekommen, und, in seinem Gartensaale aufgestellt, ebenfalls jedem Kunstfreunde zugänglich sind. Außer mehreren Reliefen, dem Merkurius, welcher den Bacchusknaben empfängt, drey schwebenden Genien, und wieder Tag und Nacht in größern Dimensionen, ist es der stehende *Ganymedes*, die *Gruppe der Grazien* und die *Venus mit dem Apfel*, welche wir dadurch in Abbildern kennen lernen. Der Ganymedes ist ein noch unreifer Knabe von zarten und noch unentwickelten Formen, schön in dieser Eigenthümlichkeit, aber eben ihretwegen als Ganymedes, der durch die Fülle seiner aufgeblühten Jugend in den *griechischen* Olympus aufgenommen wurde, ungedenkbar, und statt durch seine Natur ist er nur durch äußere Zeichen zu erkennen. Die Grazien haben hier die Vergleichung mit derselben Gruppe von *Canova*, deren Original den Pallast des Herzogs v. Leuchtenberg schmückt, und im Gegensatz zu welcher sie gemacht sind, auszuhalten. Beyde große Künstler erscheinen in diesen ihren Werken nicht auf ihrer Höhe. Die Grazien von Canova zeigen alle Schwächen seiner Manier, Verschwimmen des Angenehmen in das Flache, des Weichen in das Charakterlose im Ausdruck, in der Form und in der Anordnung, und entschädigen durch keine der Vorzüge, die seine besseren weiblichen Bildsäulen auszeichnen. Als hätte Thorwaldsen von Allem, was wir rügten, das Gegentheil bilden wollen, hat er seine Grazien zu stattlichen Frauen mit festen und fast rüstigen Gliedmaßen gemacht, welche sich gegen die mittlere in der Art neigen, daß diese nöthig erachtet, den vorgeschobenen rechten Fuß anzuspannen, um die Last zu tragen und die Gruppe zu halten. Dadurch kommt in die mittlere Gestalt eine große Steifheit und Einförmigkeit der Hauptlinien, die, mit dem Ausschreiten des rechten Fußes verbunden, wenn man von dem Motiv absieht, sogar die Vorstellung der *Frechheit* erwecken kann. „Aber diese Stellung, diese Anspannung des Fußes war nöthig, um der Gruppe Haltung und Festigkeit zu geben.“ — Schlimm, daß sie es war, und sie könnte, dieses auch zugegeben, nur als ein *nöthiger Fehler* erscheinen, und dabey träte noch die Frage ein: darf zu Gunsten einer Abstraction, daß nämlich die angestrengte Stellung der mittlern Gestalt die Stütze, welche die beystehenden an ihr haben, *sichtbar* machen soll, die Hauptforderung an die Grazien, die *Grazie*, aufgegeben werden? Warum haben die alten Meister solche Gruppen nach andern Ansichten gebildet? Weder die Gruppe in Siena, noch auf dem Vatican, auch nicht die in Reliefen nachgebildeten, haben von solcher Steifheit eine Spur, und doch ist die Verschlingung der Gestalten in allem natürlich, die Haltung sicher, und man kann mit Bestimmtheit sagen, daß jene Manier, die Festigkeit der Gruppirung äußerlich durch das angegebene Mittel sichtbar und fühlbar zu machen, gegen den Geist und Sinn der höhern Plastik erfunden und eine Verletzung ihrer weisen Satzungen ist. Dazu sind diese übrigens sehr löblich und naturgemäß ausgeführten Frauenbilder, ungeachtet ihrer großen Schönheiten und ihrer Verschlingung, keine Grazien. Nymphen der Diana im Bade könnten sie seyn, Hamadryaden, oder *Hydriaden*, die in der Fülle ihrer üppigen Natur den schönen Hylas im Bade rauben, oder der keuschen Göttin Gelegenheit zu Zorn und Strafe geben, keine noch in ihrer zartesten Entfaltung begriffenen, zur jungfräulichen Reife kaum erst aus der Knospe brechenden Gestalten, wie allein die *Charis* gedacht wird und gedenkbar ist. Dagegen ist der unvergleichlich schöne Amor, welcher zu den Füßen der Grazien sitzend mit unbeschreiblich anmuthigem Ausdruck die Leyer spielt, sinnreich erfunden, neu und poetisch.

Die Venus ist eine der bewunderungswürdigsten

Frauengestalten, die man sehen kann, und nach so vielen und großen Mustern aus dem Alterthum, doch neu und, als Frauenbild, ihrer würdig, nicht als Statue der Venus, für welche sie in den Hüften und in der ganzen Mitte der Gestalt zu breit, und in der Stellung für Alles, was sie in diesem Augenblick mit dem Apfel bedeuten kann, zu gebogen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lithographie.

Die Werke Canova's, Sammlung von lithographirten Umrissen nach seinen Statuen und Basreliefs. Begleitet von einem erläuternden Text über jedes einzelne Werk nach den Urtheilen der Gräfin Albrizzi und den besten Kritikern, nebst dem Leben Canova's, von H. de Latouche. Stuttgart bey Friedrich Schulz. 4te — 9te Lieferung. Preis jedes Hefts 1 fl. 48 kr.

(Vergl. Kunstbl. 1824. Nr. 58.)

Die geschickte Ausführung dieser Umrisse ist sich ziemlich gleich geblieben bis auf das achte und neunte Heft, wo die Formen weniger zart und zum Theil etwas eckig wieder gegeben sind. Wir wissen nicht, ob die Schuld am Original oder am Copisten liegt. Der Inhalt ist folgender:

H. IV. 1. Porträtstatue der Fürstin Leopoldine Esterhazy. 2. Die Mutter Napoleons, sitzende Statue, ungefähr in der Stellung der Agrippina des Capitols; nur die Hand, welche das Gewand hält ist unglücklich erfunden. 3. Theseus als Sieger des Minotaurus, eines der frühsten und schönsten Werke Canova's, im Besitz des Grafen v. Fries in Wien. Unter allen seinen Werken ist Canova in diesem dem reinen Styl der Griechen am nächsten gekommen. 4. Theseus als Sieger des Centauren, kolossale Gruppe. 5. Nymphe, Rückseite der liegenden Figur im 3ten Heft.

H. V. 1. Psyche, eine schöne, zartgearbeitete Figur, im Besitz der Königin von Bayern. Daß Psyche den Schmetterling, ihr eigenes Symbol auf der Hand hält, sollte wohl das Nachdenken der Seele über ihr eigenes Wesen andeuten; aber der Gedanke ist zu metaphysisch für eine so zarte und an sich hoher Bedeutung fähige Figur. 2. Achill, welchem Briseis von den Herolden des Agamemnon entführt wird. Basrelief, eine sehr mißlungene Arbeit. Achill, der im Zorn die Götter anruft, hat die Figur eines französischen Theaterhelden, der Ausdruck der übrigen Figuren ist matt, und die Bewegungen zum Theil ungeschickt. 3. Corinna, Idealbild der griechischen Dichterin. 4. Dädalus und Ikarus. Diese Gruppe war die erste, welche Canova zu Rom modellirte, und erregte Aufsehen durch die große, ganz aus dem Leben genommene Naturwahrheit der Gestalten. Obgleich der Styl deßhalb zum Theil unedel, die Ausarbeitung meist trocken gerathen war, zeigte sich doch bald darauf in dem ruhenden Theseus, wie viel dem Künstler dieses ernste Naturstudium genuzt hatte. Doch beharrte er nicht auf diesem Wege, sondern überließ sich so sehr der Neigung zum Anmuthigen, daß er häufig dadurch ins Manierirte fiel. 5. Die Religion, kolossale Figur, die 1815 in Gyps modellirt, aber nie in Marmor ausgeführt wurde. Sie soll, dem Vernehmen nach, in der von Canova erbauten Kirche zu Possagno aufgestellt werden. Diese Figur ist nicht unter die gelungenen zu rechnen. Das kolossale Kreuz das sie hält, die hohe orientalische Kopfbedeckung mit den Radspeichen ähnlichen Strahlen widerstreiten der edlen Einfachheit der Sculptur, und ihr Gewand erinnert zu sehr an das eines jüdischen Hohenpriesters.

H. VI. 1. Paris, stehende Figur, zuerst 1813 für die Kaiserin Josephine gefertigt, dann 1816 für den Kronprinzen von Bayern wiederholt. 2. Amor, welcher Psyche zu Hülfe eilt. Gruppe in Lebensgröße, jezt in der Gallerie Angoulême zu Paris. Diese Composition ist in Hinsicht der Gruppirung vielleicht die mißlungenste und gezierteste die aus Canova's Händen hervorgegangen ist; das Werk ist eigentlich nur auf Eine Ansicht berechnet und erinnert gerade hier durch die aufwärts stehenden Flügel des Amor an eine Windmühle. Der Ausdruck der liegenden, und rückwärts nach Amor aufschauenden Psyche hat zu viel Sinnliches; übrigens sind beyde Figuren einzeln genommen sehr anmuthig und die Ausführung äußerst sorfältig. 3. Venus und Adonis, 1795 gearbeitet. 4. Büste der Helena, die schönste und großartigste von Canova's Idealbüsten. Die halbovale Kopfbedeckung ist eben so passend in Bezug auf der Helena Geburt, als geschmackvoll und vortheilhaft für die Büste. 5. Der Friede, zwischen 1812 und 1815 für den Kanzler Romanzoff gearbeitet. Die schön drapirte weibliche Figur, geflügelt und mit dem Diadem geschmückt, lehnt sich auf einen aufrechtstehenden Säulentrunk. In der Rechten hält sie den Oelzweig, in der Linken das lange, auf den Boden gestüzte Scepter, der rechte Fuß tritt auf eine Schlange.

H. VII. Leben und Tod des Sokrates. Basreliefs. 1. Sokrates, wie er den Alcibiades vertheidigt. 2. Sokrates vor seinen Richtern. 3. Wie er seine Familie aus dem Gefängniß entfernt. 4. Den Giftbecher trinkend. 5. Tod des Sokrates. Es ist schon öfter bemerkt, daß die schwächste Seite Canova's das Relief war; auch die vorliegenden geben den Beweis. Ob die fehlerhafte

Proportion der Köpfe, die auf einigen derselben zu groß sind und die Figuren zu kurz erscheinen machen, Schuld der Originale oder des Zeichners der Umrisse sey, können wir nicht angeben.

H. VIII. 1. 2. Damoxenes und Kreugas, die beyden Faustkämpfer, die nebst dem Perseus im Vatican aufgestellt sind. Canova wollte in diesen halbkolossalen Figuren sich im Gewaltigen zeigen, aber der Erfolg bewies, daß das Anmuthige seinem Genius angemessener sey. Schon die Wahl des Gegenstandes verdient Tadel. Ein Mann, der auf Verlangen seines Gegners eine gezwungene Stellung annimmt, und dieser, der sich bereitet ihm einen Schlag auf den Leib zu versetzen, sind eben so ungünstige Gegenstände für die künstlerische Darstellung, welche Kraft gegen Kraft in Thätigkeit zeigen soll, als widerwärtig für das Gefühl, das den schenßlichen Erfolg der Scene ahndet. Ueberdieß sind diese beyden Gestalten, statt wahrhaft gewaltige, athletisch durchgebildete Körper, aufgedunsen und fleischig. 3. Amor und Psyche, stehende Gruppe. Amor lehnt sein Haupt auf Psyche's Schulter, und umschlingt sie mit der Rechten, während sie ihm einen Schmetterling auf die Linke sezt. Hier ist die Wiederholung des Symbols, die wir oben an der einzelnen Figur der Psyche rügten, noch weniger lobenswerth, da sie, dem Ausdruck der beyden Figuren zu Folge, ganz zu einer bedeutungslosen Spielerey wird. 4. Grabmal des Grafen Tadini, Cippus, mit einer sitzenden weiblichen Figur vor einer Urne weinend in Relief. Die Veranlassung dieses Denkmals, wie sie der Text erzählt, hätte dem Künstler wohl einen andern Gedanken geben können, denn die trauernde Figur, obgleich der Mutter des Verstorbenen ähnlich, bezeichnet nicht, daß sie in Wahnsinn über den Tod des geliebten Sohns gestorben. Selbst die Unterschrift deutet es nicht an. 5. Die büßende Magdalena. Wir bedauern, daß diese Abbildung wenig gelungen ist, da diese Figur ohne jene mürbe Weichheit der Formen, die ihr Canova im Marmor gab, nicht in ihrem Werth erkannt werden kann, der ihr immer bleibt, obgleich das Hinfällige der Stellung, der Gestalt und der Formen, zum Theil seine Bedeutung verliert und unangenehm auf das Auge wirkt, wo jener zarte noch halbblühende Reiz nicht mehr sichtbar ist, an dem wir nicht blos die reuige Büßerin, sondern die Magdalena erkennen.

H. IX. 1. Venus, jezt im Pallast Pitti in einem der Wohnzimmer des Großherzogs von Toskana aufgestellt. Wir wissen nicht ob es wahr ist, was der Text erzählt, daß Canova dieselbe zum Ersatz für die mediceische gemacht habe, nachdem leztere von den Franzosen entführt worden war. Aber ohne Zweifel ist diese Venus eine von den Werken Canova's die seinen Ruhm am meisten erhalten werden. Sie ist in einem edlen Styl, bey großer Lebendigkeit voll Anmuth und zeigt fast keine Spur von der leeren Süßlichkeit, an welcher so viele andere seiner weiblichen Figuren leiden. 2. Palamedes. Ebenfalls eine seiner schönsten Statuen, obgleich der Held immer nicht das Strenge und Heroische hat, das einem homerischen Krieger geziemt. Sie gehört dem Grafen Sommariva und steht auf seiner Villa am Comer See (vergl. Kunstbl. 1822. Nr. 90.). 3. Pius VI. knieende Statue, jezt vor der Confessione di S. Pietro in der Peterskirche aufgestellt. Der Kopf ist schön und ausdrucksvoll gearbeitet, das Gewand so gut behandelt als es bey der ungünstigen Schwere des Stoffs möglich war. 4. 5. Kreugas und Damoxenes, zweyte Ansicht.

Der Text bleibt sich in seinen unbedingten Lobpreisungen gleich und enthält oft nicht einmal die nöthigsten Notizen über Entstehung und Aufstellung des Werkes. Wir empfehlen den Liebhabern die Vergleichung von Fernow's Aufsatz, über den Bildhauer Canova, im ersten Theil der Römischen Studien, worin Canova streng aber gerecht nach seinen Verdiensten wie nach seinen Fehlern beurtheilt ist. S.

Nekrolog.

Am 18. April Abends starb zu Genf der berühmte Professor Markus August Pictet. Er war geb. 1752, und der ältere Bruder des jüngst verstorbenen Staatsraths Pictet von Rochemont, und dessen Mitherausgeber der Bibliotheque universelle, seit 40 Jahren Professor der Philosophie, Präsident der Gesellschaft zur Beförderung der Künste, Schüler und Freund des berühmten Saussure, Correspondent der Akademie der Wissenschaften zu Paris, Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften, und fast in ganz Europa bekannt durch seine Schriften. Er starb am Seitenstechen. Der Tod dieses trefflichen Mannes ist für sein Vaterland ein Staatsunfall. Es gibt kein bürgerliches, literarisches, ja selbst religiöses Institut, worin Pictet nicht eine Rolle, oder die Hauptrolle gespielt hätte. Niemand besaß in so hohem Grade die Kunst, die Wissenschaft beym Unterricht gemeinfaßlich zu machen: die Künstler fanden in ihm einen standhaften Beschützer, einen einsichtsvollen Führer.

Druckfehler.

In Nr. 6. d. J. S. 23. Z. 38. v. u. ist statt: Gaspar Tenchsel zu lesen: Trechsel.

In Nr. 51. S. 202. statt: Loverpz — Loverp.

Nr. 53.

Kunst-Blatt.

Montag, den 4. Juli 1825.

Kunstbericht aus München.

(Fortsetzung.)

Von Canova besitzen wir außer jener Gruppe der Grazien mehrere Frauenbilder. Besonders die Venus, welche, aus dem Bade gestiegen, in gebogener Stellung und mit den über der Brust gekreuzten Händen das Gewand hält und nach der linken Seite blickt. Sie ist durch Adel der Formen und Lauterkeit der Arbeit eines der vorzüglichsten Meisterwerke der neuern Sculptur. Aus der Residenz, wo sie früher stand, ist sie jetzo in Nymphenburg im kleinen Park des Königes in einer marmornen Nische aufgestellt. Die Aufstellung eines so kostbaren Werkes, an dem jede Verletzung unersetzlicher Verlust wäre, im Freyen, ist von vielen Seiten getadelt und der Statue und ihrem hohen Werthe nicht gemäß gefunden worden. Gegen Verletzungen von Außen ist sie durch die Abgeschlossenheit des Parkes vollkommen gesichert, und bey der Humanität des Monarchen jedem Freunde der Kunst zugänglich. Dazu bildet die Anmuth der Gartenanlage, die Schönheit und Mannichfaltigkeit des Gebüsches, das den kleinen freyen Platz ziert, in dessen Hintergrunde sie prangt, das Geräusch des über marmorne Becken herabfließenden Wassers in der Nähe, verbunden mit dem Gesang der Vögel und umher der Fülle duftender Blumen, eine der Schönheit des Werkes ganz anders zusagende Umgebung, als die Abgeschlossenheit und Oede auch des prunkvollsten Saales, und die Göttin der Liebesanmuth scheint in dieser Fülle der um sie blühenden und duftenden Natur erst recht den Triumph ihrer eigenen Schönheit zu feyern. Dagegen ist zu bedauern, daß die hinten geschlossene Nische nur gestattet, sie von vorne, nicht von der Seite oder im Rücken zu sehen. Auch ist von Seiten derer, welchen die Sorge für die in diesen anmuthigen Räumen aufgestellten Kunstwerke obliegt, zu wünschen und zu erwarten, daß sie zu ihrem Schirm gegen die Ungunst der Witterung das Nöthige vorkehren werden. Die Nische ist gegen Abend offen, von woher zumeist Stürme und Platzregen in unserm Klima kommen; Feuchtigkeit, mit ihr Verunstaltungen der Oberfläche und das aus der Feuchtigkeit sich erzeugende Moos, verbunden mit Sand und Staub, könnten besonders unter unserm hyperboreischen Himmel bald unersetzlichen Schaden bringen, und schon zeigen sich die ersten Spuren dieser schädlichen Einwirkung. Eine einfache Vorrichtung an der Nische würde die Möglichkeit gewähren, sie durch eine bey ungünstiger Witterung einzusetzende Thür zu verschließen, was ihrer Bestimmung auch deßhalb nicht widerstreitet, da ein Park nur bey trockenem Wetter zugänglich ist und sie bey feuchtem deßhalb auf jeden Fall unbeachtet steht. Aber selbst diese Vorkehrung würde die Gefahr nicht ganz abwenden. Zur Seite der Venus sind im Freyen auf marmornen Sockeln rechts die Leda mit dem Schwane, links ein Faun, zurückgebogen und mit einem Amor, der auf seiner Hüfte steht, beyde in Marmor, von Eberhardt aufgestellt; diese Bilder stehen hier ohne Zusammenhang mit der Venus und sind auch gegenseitig sich widerstrebend. Was kann ein Faun in der Nähe einer Leda zu thun haben und umgekehrt? Daß sie beyde die Wirkung der Liebe fühlen, bringt sie weder unter sich nahe, noch mit der Göttin in Uebereinstimmung. Die Verbindung unzusammenpassender Gegenstände an diesem schönen Orte wird noch dadurch vergrößert, daß in demselben Augenpunkt, aus dem man den Faun, die Venus, die Leda übersieht, sich weiter vorn der schlafende Endymion zeigt, und ihm gegenüber nach ihm hingebückt und, wunderlich genug, mit über die Augen gehaltener Hand Diana, beyde von demselben Künstler. In einem Museum mag der Verein so ungleichartiger Gegenstände gehen, weil da gewöhnlich bey Vereinigung der Antiken die Wahl ausgeschlossen ist, nicht in einem Park bey neuen Werken, wo die Plastik ein Recht hat, ihre Ansprüche auf Zusammenhang, Uebereinstimmung und Zweckmäßigkeit der einzelnen Gestalten geltend zu machen. Es versteht sich, daß diese unsere Bemerkungen sich ganz allein und ausschließlich an diejenigen richten, denen das königliche Vertrauen die Anordnung solcher Dinge übertragen hat. Der Faun übrigens ist lobenswürdig durch Erfindung und Ausführung, die Leda aber ein in jeder Hinsicht verfehltes Werk. Früher stand an

derselben Stelle auf einem gemeinsamen Sockel eine Gruppe von vier Statuen, Paris und die drey Göttinnen von Ohnmacht in Strasbourg, welche jetzo dem Gewächshaus gegenüber aufgestellt sind, ein schönes, in vieler Hinsicht verdienstliches und als Zusammenordnung zu einem Ganzen nach Motiven der einzelnen Bilder und ihrer Verbindung sehr lobenswerthes Werk. Doch es ist Zeit, daß wir das Reich der strengen Formen verlassen, und in das heitere der Farben übergehen.

Historienmalerey.

Die Historienmalerey hat, wie Ihnen bekannt, in der Glyptothek eine große und schwere Aufgabe zu lösen und zum Theil schon glücklich gelöst. Leider haben wir bis jetzo der Ankunft ihres vortrefflichen Malers, Dir. Cornelius, umsonst entgegengesehen, *) und wünschen mit allen seinen Freunden und den Freunden der Kunst, daß er der Fortsetzung seines großen Werkes bald ganz möge gegeben seyn. Er hat indeß zum neuen Saal, der die griechische Heldensage enthalten soll, mehrere Cartons geschickt, Achilles in Skyros, und der verwundete und schreyende Ares vor dem Zeus, welche mit gewohnter Vortrefflichkeit auszuführen jetzo Schlotthauer und seit einigen Tagen auch Zimmermann beschäftiget sind. Der Plan des Ganzen läßt sich zwar daraus nicht abnehmen, doch zeigt die Wahl der Stoffe und der Umstand, daß in dem Streifen, der den Ares von dem zugehörigen Bilde trennen wird, die Sage des Oedipus in kleineren Bildern zwischen Arabesken behandelt ist, darauf hin, daß in die Hauptfelder Scenen der Iliade und der sie ergänzenden Sage, in die Einfassungen und Verbindungen aber die übrigen Heldensagen in der bezeichneten Art mit kleinen Bildern kommen werden. Wir bekämen also einen Trojanischen Saal mit Verzierungen aus der Herologie statt des Heldensaales im umfassenderen Sinne, auf den es ursprünglich abgesehen war; doch sind wir weit entfernt, dem ausgezeichneten Künstler voranseilen und mit dem Urtheil gleich am vorgreifen zu wollen, und werden deßhalb mit demselben auch die Bemerkungen verschieben, zu denen die beyden Cartons reichlichen Stoff bieten.

Die Historienmalerey in Oel leidet bey uns, wie leider überall in Deutschland, am meisten durch Mangel an Theilnahme, und außer einigen geistlichen Stücken für die Capellen der Bischöfe und Kapitel, wird so gut als nichts bestellt oder abgesetzt. Der Hr. Professor Robert Langer ist, wie ich höre, daran, sein großes und schönes Bild, das die letzte Ausstellung zierte, die Anbetung der drey Könige, das vierte Werk in wenigen Jahren, in eine Kirche zu schenken. Auch die vorzüglichsten Werke der bessern Zöglinge der Akademie in dieser Gattung, die ihr Talent und die Richtung der Schule auf das Naturgemäße, Wahre und Kraftvolle in Zeichnung, Anordnung und Behandlung auf das vortheilhafteste zeigten, sind fast alle ohne Nachfrage, und die jungen Künstler ohne die aus ihr fließende Aufmunterung geblieben. Von Hrn. Prof. Hauber ist eine Madonna mit dem Kinde, etwa 2 Fuß hoch, ein schönes und mit vielem Fleiß ausgeführtes Bild, im Kunstverein zur Ausstellung gekommen und von der Gesellschaft angekauft worden.

Die einzige Bestellung von einiger Bedeutung im Fache der Historienmalerey in der Akademie ist von einem Geistlichen in Tölz, welcher die zwölf Stationen der Leiden Christi von Zöglingen der Anstalt, von Emil Jacobs, Riedel, Caspar Weiß u. a., unter Leitung des Hrn. Prof. Langer in Bildern von etwa dritthalb Schuh Höhe malen läßt. Die meisten, welche ich gesehen habe, besonders die von Jacobs, zeigen in allem Technischen der Malerey, in der Zeichnung, der Anordnung und Behandlung, eine Uebung und Sicherheit, die den jungen Künstlern selbst, wie der Leitung, unter der sie sich gebildet, zur Ehre gereicht. Außerdem hat Jacobs einen großen Carton, die Auferweckung des Lazarus vollendet, welcher die Größe seines Talentes, die wir bey der Ausstellung schon an seinem vortrefflichen Werke, einer Scene aus der Sündfluth wahrnehmen konnten, von Neuem beurkundet. Auf jeden Fall sind in diesem Jünglinge, dem Sohne eines im Gebiet der Literatur allgemein und mit Recht verehrten Mannes, der Kunst große Hoffnungen aufgegangen, und es ist für ihn und sie zu wünschen, daß ihm zur Erreichung seines rühmlichen Zieles Reise und Aufenthalt in Italien möglich werde. Unser König, der das ungewöhnliche Talent auch in denen, die nicht das Glück haben seinem Reiche anzugehören, aufzumuntern pflegt, ist auch hier mit preiswürdigem Beyspiele vorangegangen. Zwar ist das Fürstenhaus, in dessen Ländern Jacobs lebt, ausgestorben; sollten aber mit seiner Heimath auch ihre schönsten Talente verwaist, und unter der Humanität ihrer drey Pfleger und ihrer erleuchteten Räthe der Fürsorge beraubt seyn, die ihnen unter dem väterlichen Scepter der benachbarten Lande so reichlich zu Theil wird? Wer könnte das glauben! Im Gegentheil ist an einem Zusammenwirken zum bezeichneten Zweck wohl kaum zu zweifeln, wo es sich davon handelt, dem gemeinsamen Vaterlande einen jungen Künstler, der große Auszeichnung verspricht, heranzubilden. Auch Hr. Riedel hat einen großen Carton, die Heilung eines Lahmen durch die Apostel Petrus und Johannes vollendet, der an Verdienst der Erfindung, der Zeichnung und des Ausdrucks dem seines

*) Hr. Cornelius ist gegen die Mitte Juni in München angekommen.

Freundes Jacobs nicht nachsteht. Besonders ist die Gruppe des Lahmen, der im Aussterben begriffen, dem Gefühl seiner Genesung kaum zu vertrauen wagt, und des Knaben neben ihm, des Genossen seiner Armuth und seines Glücks, von ausnehmender Wahrheit und psychologischer Kraft.

Außer der Akademie hat Hr. Stadler seine Kreuzesabnahme, die nach Tyrol bestimmt ist, beynahe vollendet. Es ist ein großes, in das Kolossale übergehendes Werk, voll geistreicher, schön geordneter und zum Theil mit tiefem Gefühl ausgeführter Gestalten, frey und fest in der Zeichnung, und in dem Ausdruck mehrerer Theile sich zu einem dem Hochfeyerlichen und Wundervollen des Gegenstandes gemäßen Ideal erhebend. Hr. Glink hat für die Capelle des Bischofs in Augsburg Maria und Johannes unter dem Kreuze gemalt und eben auf den Kunstverein zur Ausstellung gebracht. Der Johannes in der Wüste von diesem jungen und talentvollen Künstler, eine Zierde der lezten Kunstausstellung, welcher vor Kurzem in den Besitz des Hrn. Professor Thiersch übergegangen ist, hat etwas ausnehmend Festliches und Heiteres in der schönen jugendlichen Gestalt und der wilden Anmuth ihrer Umgebung; dieses neuste Werk hingegen eine fast an das Herbe grenzende Strenge der Behandlung. Sie ist dem Gegenstande nicht unangemessen; doch sind die Motive der Lichter, die in diese Nacht des Leidens und zwischen die dunkeln Schmerzensgestalten fallen, nicht deutlich. Hr. Glink und Hr. Stadler sind aus der Schule unserer Akademie hervorgegangen und zeigen auch ihrerseits, wie ausgezeichnende Talente für die Historienmalerey sich unter uns entwickelt haben, und vielleicht glücklicheren Zeiten entgegen reifen, in denen die Kunstliebhaberey, sich zur Kunstliebe veredelnd, über die zahllosen Cabinetstücke hinaus sich zu den höheren und bedeutsameren Werken wenden wird, welche die Gegenstände des christlichen Glaubens, der Heldensage und der Geschichte in großen Bildern darzustellen bestimmt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Helioros, der Sonnenberg.

Erfunden und gemalt vom Hofrath und Professor, Ritter Bach in Breslau.

Die bildlichen Darstellungen, zu denen Mythologie und Geschichte, altes und neues Testament, Griechen- und Römerwelt die Stoffe hergegeben haben, sind so unendlich zahlreich, daß der Neuere fast nur noch wiederholen kann, was schon vor ihm von andern versucht ist. Kein Wunder also, wenn der geniale Künstler sich einen eigenen Kreis zu schaffen strebt, der von jenen unabhängig ist. Je mehr eine solche Darstellung das Leben des Menschen in seiner Gesammtheit befaßt, je vollständiger es die Laufbahn, die er zurückzulegen hat, in Einem anschaulichen Bilde concentrirt, je reiner dieses dem höchsten religiösen Bedürfniß entspricht, ohne durch einseitiges Hervorheben besonderer Glaubensmeynungen sich selbst ein engeres Gebiet anzuweisen, desto sicherer kann es auf den Beyfall derer rechnen, die Geist und Auge für die Betrachtung der Werke der Kunst gebildet haben.

Aus diesen Betrachtungen ist das neueste Gemälde des Hofrath Bach hervorgegangen, das den alten Lieblingsbergen der Dichter und Künstler, dem Parnossus und dem Helikon, einen dritten, unter dem Namen Helioros, beygesellt, den Berg des ewigen Regens und Lebens der Sterblichen, worauf die Stufenfolge des Menschengeschlechts in mehr denn hundert Köpfen und Figuren von der zartesten Kindheit bis zu den höchsten Greisenjahren dem Beschauer entgegentritt.

Im Mittelpunkte dieses Bildes sieht man einige hohe christliche Kirchenlehrer in bischöflichem Ornat, das Symbol der alleinseligmachenden christlichen Kirche, das Kreuz, auf der Brust tragend: zur Rechten zeigen sich drey Rabbiner, die im Gebet begriffen sind, und eben so zur Linken zwey Muhamedaner, die mit hohem Erstaunen über die Scheidewand des Lebens hinüberschauen. In dem obersten Raum des Bildes erblickt man mehrere zarte Kindergestalten, die so eben den ersten Strahl des Lichts empfangen haben, und sich allmählig zu Knaben entwickeln: weiter hinab entfalten sich diese Gestalten in verschiedenartiger Bewegung immer reicher und mannichfaltiger zu Männern und endlich zu Greisen, vor denen sich die Scheidewand des Lebens erhebt. An dieser befinden sich bezeichnend in einem Relief in drey schönen weiblichen Gestalten die Parzen: Clotho hält den Rocken, Lachesis spinnt den zarten Lebensfaden, und Atropos schneidet ihn mit der furchtbaren Schicksalsscheere ab. Dieser Scheidewand zunächst im Vordergrunde erblickt man einen geflügelten, aufwärtsblickenden Engel oder Genius: mit dem rechten Arm umschlingt er eine Urne mit einem Schlangenkreise; auf derselben befindet sich ein Schmetterling, das Symbol ewiger Fortdauer, auf die zugleich ein darunter befindlicher Anker, das Sinnbild der Hoffnung und ein immer grünender Palmzweig verdeutlichend hinweist. Zur Rechten steht Clio, die Muse der Geschichte, beschäftigt für die Nachwelt das Andenken an die Hingeschiedenen nach Verdienst in Marmor einzugraben, und es als theure Rückerinnerung der Nachwelt zu überliefern. Ganz im Vordergrunde erblickt man mehrere alte Urnen, welche die Asche verdienter Sterblicher in sich schließen, und an der Scheidewand selbst glänzen die Namen mehrerer großen Männer von

verschiedenen Nationen als das Lezte, aber auch Unvergänglichste, was hienieden vom Menschen zurückbleibt. So ist es denn also jener stete Wechsel und Wandel, dessen Kreisbahn zu vollenden jedem Sterblichen, welches Volkes, welches Standes, welcher Würde er sey, nach unveränderlichen göttlichen Gesetzen bestimmt ist, was dieses ewige Bild in immer neuer Gestalt erscheinen läßt.

Während auf der einen Seite die überraschende Neuheit der Erfindung und die religiöse Bedeutung des zum Grunde liegenden Gedankens dieser künstlerischen Production ein ungewöhnliches Interesse geben: erinnert sie durch den darin herrschenden Styl den Künstler und Kenner nicht allein an die Formen der Antiken, sondern auch an ernstes Studium der größten Meister und ihrer Schulen, und erhält einen doppelten Werth durch die geistreiche Zusammenstellung und Mannichfaltigkeit der verschiedenen Köpfe und Gestalten, die einen Inbegriff aller Nationalitäten, Alter, Stände und Gemüthsrichtungen darbieten, und in so fern als ein wirkliches Zeichenwerk betrachtet werden können, das auch in dieser Hinsicht den Kunstfreunden höchst willkommen seyn wird.

Wenn dieses Kunstwerk einem vorzüglichen Kupferstecher übergeben würde, der es durch einen kräftigen Grabstichel zu vervielfältigen suchte, so würde es als eine der ausgezeichnetsten Erscheinungen in diesem Gebiet betrachtet werden können, und sowohl durch Einzigkeit und Universalität der Idee, als durch Vortrefflichkeit der Zusammenstellung bey allen gebildeten Völkern eine vorzüglich gute Aufnahme erwarten können.

P — w.

Archäologische Literatur.

Numismata aliquot Sicula nunc primum a Marchione Henrico Forcella edita. Napoli MDCCCXV.

Daß der Verfasser, ein Verwalter königlicher Güter in Sicilien, in der Dedication an den König es sich herausnimmt, demselben gleichsam ein Schulzeugniß auszustellen und dem Publikum erzählt, daß er aus des Königs sehr süßen und gebildeten Gesprächen seine hohe Ausbildung in den Studien des Alterthums und der freyen Künste erhoben habe, kann nicht anders als unbescheiden und unschicklich erscheinen. Wenn aber derselbe darauf fortfährt seine Sammlung antiker sicilischer Münzen, die durch Schönheit des Gepräges gleich sehr wie durch Seltenheit sich auszeichnen, uns anzurühmen und zum Beweis in drey Kupfertafeln 15 Münzen publicirt und beschreibt, von denen die größere Zahl immerhin schön seyn mag, aber nicht antik, sondern aus der den Reisenden zur Genüge bekannten höchst geschickten sicilischen Falschmünzerey hervorgegangen: so liegt nichts näher als der aufrichtige Wunsch und Rath, der Hr. Marchese möge, ohne Zweifel glücklicher auf andern Feldern, seine Arbeiten auf dem Felde der Numismatik einstellen, zumal da er laut seinen bey Hiero II. S. 16. und Dionys I. S. 31. geäußerten Ansichten, in der Numismatik wenigstens um ein halbes Jahrhundert zurücksteht. Die erste Erycinische Silbermünze stellt Venus sitzend dar, auf der Rechten eine Taube, nach welcher der neben ihr stehende Amorin zu verlangen scheint, mit der Umschrift ΕΡΥΚΙΝΟΝ; auf dem Revers weibliche Figur eine Quadriga lenkend, der eine Victoria mit Kranz entgegenfliegt, unterhalb der Quadriga eine Aehre: die Münze ist ächt, aber nicht gar selten. Die zweyte, ebenfalls erycinisch, stellt eine weibliche Figur mit Städtekrone vor, auf einen Altar etwas streuend, mit der Umschrift ΕΡΥΚΙΝΟΝ; Revers ein Spürhund und Epheuzweig darüber, beydes nach F.'s Meynung auf erycinische Bergwälder hindeutend. Die beyden folgenden Goldmünzen von Gela mit dem weiblichen Kopf und der Umschrift ΣΟΣΙΠΟΛΙΣ, auf dem Revers einen Reiter, die andre ein halbes Pferd, sind sicher falsch und aus verschiedenen Münzen zusammengetragen. Nicht weniger Credit verdient eine Silbermünze von Hiero II., eine treue Nachbildung der allbekannten Bronzemünze des bärtigen Kopfs mit Diadem und von zwey Delphinen eingeschlossenen Dreyzacks mit der Epigraphe ΙΕΡΩΝΟΣ. Die erste der zweyten Tafel, von Segesta, auf der Hauptseite einen Jäger mit Pileus hinten aufgebunden, zwey Lanzen in der Linken und drey Jagdhunde um sich, mit der Umschrift ΕΓΕΣΤΑΙΟΝ, auf dem Revers weibliche Figur mit Aehrenbüschel auf einer Biga und Unterschrift ΣΕΓΕΣΤΑΤ gehört zu den zwar nicht unbekannten, aber ächten. Dagegen verrathen die folgenden zwey syrakusanischen des Königs Hieronymus mit der Inschrift ΒΑΣΙΛΕΟΣ ΛΑ Σ ΙΕΡΩΝΥΜΟΥ (nach Forcella's Erklärung *βασιλεως λάου Συρακουσίων Ἱερωνύμου*) so wie die zwey großen von Thermä mit dem Frauenkopf und Mauerkrone und der Umschrift ΘΕΡΜΙΤΑΝ, auf dem Revers Herkules mit der Keule, auf dem Löwenfell sitzend, den Bogen an einer Säule hinter sich aufgehängt, jedem nur etwas geübten Auge die bereits erwähnte Stempelnachbildnerey. Die dritte Tafel enthält fünf Münzen, deren Unächtheit aus dem Zusammentragen von Münzstempeln verschiedener Städte auf eine und dieselbe Münze sich ganz bestimmt erweisen läßt.

Neapel, 19. Mai 1825.

P.

Nr. 54.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 7. Juli 1825.

Kunstbericht aus München.

(Fortsetzung.)

Genremalerey und der Kunstverein.

Ich suche umsonst nach einer passenden Benennung der von den Franzosen unter den Tableaux de genre begriffenen Gemälde. Landschaften, Viehstücke, Scenen aus dem Hause des Landmannes, des Handwerkers, wie der gebildeten und selbst höchsten Stände neben Schlachten, Pferderennen, Jagden, Darstellungen aus dem Kloster, wie aus der Schenke, der Kirche wie dem Markt, wie soll man sie statt der nichts sagenden Benennungen Genregemälde, Cabinettgemälde u. dgl. mit einem gemeinsamen Namen bezeichnen? In ihren reinsten und edelsten Stoffen schließt sich die Gattung an die Historienmalerey an, und ist in ihren gemeinsten, vom Fischmarkt und aus der Küche, dem gleichmäßig, was die Griechen die Kunst der Rhyparographen nannten d. i. Schmuzmalerey. Der Landschaftner, der Thiermaler, der Schlachtenmaler, der Porträtmaler, der Blumenmaler haben in diesem weiten Gebiet ihr abgestecktes Feld; manche spalten auch dieses noch, und während der eine sich als Pferdemaler erweiset und bezeichnet, gelingen dem andern Kühe und Ochsen vorzüglicher, wenn er gleich davon nicht einen besondern Namen trägt. Wie die historische Malerey, gleich der Epopöe oder Tragödie, dem Großen und Erhabenen, was aus dem menschlichen Geiste als Handlung oder Gesinnung hervortritt, zugewendet ist, und sich bemüht es in großen Gestalten gemäß einer uns angebornen und in den edelsten Geistern am meisten lebendigen Idea der Größe, Schönheit, Weisheit und Güte würdig und, so weit es menschlicher Beschränkung möglich ist, seiner Natur gemäß darzustellen, wendet sich die andere, dem Idyllion oder der Komödie gleich, an die Mannichfaltigkeit des Lebens und der Natur, die uns überall und jeden Augenblick umgibt. Sie ist sich ihrer Mittel und ihrer Bestimmung, wenn auch nicht deutlich, bewußt und fühlt, daß das Gewöhnliche in seiner Darstellung durch die Kunst sich nicht in breiten Massen ausdehnen, sondern zusammenziehen müsse, um durch Fülle der Gestalten, durch Mannichfaltigkeit, Wechsel und vor allen durch leichte Uebersicht und Sammlung seiner Eindrücke auf einen kleinen Punkt zu wirken. Deßhalb verengt sie die Räume und verkleinert die Gestalten, welche sie dem Beschauer, nicht wie ihre edlere Schwester zur Erhebung und Läuterung seines Gemüths, sondern zur Ergötzung seiner Neigungen darstellt. Doch während ich diese Kleinmalerey, wenn der Ausdruck erlaubt ist, in ihr untergeordnetes Verhältniß zur Historischen oder Heroischen zurückstelle, verwahre ich zugleich diese Stellung gegen den Verdacht, als ob diese Kunst auch außer jenem Verhältnisse und für sich selber herabgesezt, oder nicht in ihrem eigenthümlichen Werthe sollte anerkannt werden. Reich und anmuthig wie die frische, blühende und duftende Natur, deren Darstellung sie sich widmet, mannichfach und voll von Charakter, Wahrheit und Energie wie das bunte und viel bewegte Spiel des Lebens mit seinen Sitten, Bestrebungen, Neigungen und Beschäftigungen, das sie umfaßt, begleitet sie uns zu den Stellen unserer liebsten Träume und auf allen Bahnen unsres Lebens, Wirkens und Bemühens. Sie stellt uns hier in die offene Landschaft, in die Gebirge, an die Ufer des brausenden Stroms, oder zeigt uns in süßem Bilde den stillen Frieden schattiger Haine und blumenreicher Wiesen, die Ruh am Quell, welcher dem Felsen entschlüpft, die frische Thätigkeit des Morgens, oder die Erquickung der Abendflur, und weiß wie mit einem Zauberstabe das Fernste und Fremdeste der Länder, der Zeiten, der Sitten in ihren Raum zu bannen. Dort führt sie uns in die Gesellschaft, zu den Geschäften, oder in das Getümmel der Menschen, zeigt uns den Kreis von Erscheinungen, in den wir, gleichviel ob mit Wohlgefallen, oder gegen Neigung und Willen, handelnd und leidend hineingezogen werden, sie ergötzet uns dadurch, daß sie, in ihnen Mühe und Verdruß niederschlagend, ihre heitere und anregende Gestalt hervorwendet, und indem sie durch kluge Beachtung der Eigenthümlichkeiten eines Jeden auch dem Unbedeutenden Bedeutsamkeit und eine eigene Art von Wohlgestalt verleiht, weiß sie der ge-

meinen Wirklichkeit der Dinge und des Lebens eine poetische Seite abzugewinnen, bemüht uns in ihr zu befriedigen, und unser Gefühl mit ihr auszusöhnen. Diese Malerey, der Art, den Neigungen und Bedürfnissen unseres von dem Großen meist abgezogenen und in sich selbst beschlossenen Lebens am meisten zusagend, ist es, welche sich auch bey uns einer vorzüglichen Begünstigung, Aufmunterung und Pflege zu erfreuen hat. Für sie hauptsächlich bildet der Kunstverein einen erwünschten, auf mannichfache Weise anregenden und fördernden Mittelpunkt, und in seinen Zimmern bringt jede Woche einen Wechsel, und oft eine überraschende Fülle von ihnen zur Betrachtung seiner Mitglieder. Vom Juli bis December d. J. 1824 kamen nach dem gedruckten Verzeichniß nicht weniger als 55 Oelgemälde von Mitgliedern des Vereins zur Ausstellung.

Daß die Werke des Hrn. von Heideck, 1. Zwey Landmädchen und ein junger Bursche in der Nähe eines Heuwagens gelagert; 2. Fünf berittene spanische Soldaten, in der Nähe von einer Stadtmauer durch französische Cavalerie verfolgt, (das Werk ist jezo im Besitze des Hrn. v. Klenze); 3. Ein Courier und Postillion bey heranahendem Gewitter gegen ein Dorf reitend; 4. Ein Reisewagen von Räubern angefallen; 5. Waldgebirg mit Einsiedeley; 6. Schlittenfahrt eines Bauern und einer hinter ihm sitzenden Bäuerin; 7. Tyroler Schützen in einem Paß gegen bairische Soldaten im Kampf; 8. Scene aus einem bairischen Bivouak im Gebirge; — daß diese schönen Bilder die Vorzüge seiner früheren, durch die er neben Peter Heß, zu unserm ersten Maler in dieser Gattung sich erhoben hat, jedes in seiner Art besitzen, bedarf kaum der Erinnerung. So ist zum Beyspiel die Wahrheit und Lebendigkeit, mit der das Nationale der verschiedenen Völker bis auf das Individuelle der einzelnen Charaktere in ihnen, des Franzosen, des Spaniers, der böhmischen Räuber, der Tyroler Schützen, hervorgehoben und ausgebildet ist, bewunderuswürdig, und der böhmische Postknecht auf den Pferden des angefallenen Wagens, dem der Schreck den hohen Hut auf die Seite gerückt hat, und welcher statt die Zügel zu fassen und davon zu jagen, die Hände mit einem die lezte Noth in komischer Dummheit ausdrückenden Gesicht zum Gebet faltet, während der vordere Räuber den Pferden in die Zügel gefallen ist und ihn mit geschwungener Keule bedroht, ein Charakterbild, das Niemand vergessen wird, der es aufmerksam betrachtet hat.

Von Peter Heß befinden sich unter den zur Ausstellung gekommenen Bildern: 1. Cosacken, welche während eines Gefechts in der Straße das Haus einer französischen Bürgerfamilie stürmen, ein Bild, das zu den durch Naturwahrheit, Energie der Behandlung, wie durch Sicherheit der Zeichnung und Gruppirung am meisten hervorragenden Werken der Gattung gehört; und 2. eine einfachere, aber sehr gefällige Gruppe, ein Postknecht, welcher seinen kleinen Briefwagen anhält, um einem ermüdeten Landmädchen mit ihrem Korbe hinaufzuhelfen. Von dem vortrefflichen Brüderpaar Domenico und Lorenz Quaglio sind von jenem 1. das Schloß Eltz im Moselthale bey Andernach. 2. Eine verödete Ritterburg auf einem Felsen von hohen Bergen umgeben. 3. Ein Franziskanerkloster an einer zwischen Felsen und Anhöhen fortlaufenden Straße. 4. Landungsplatz mit einem befestigten Thurme an der Schelde bey Antwerpen. 5. Das Felsenschloß Pfalzburg am Rhein bey Bacharach. Und von Lorenz: 1. Spielende Bauern in der Wirthsstube zu Schliersee. 2. Eine am Alpenwege ruhende Sennerin, vor ihr ein Gemsjäger auf seinen Stock gestüzt. Die Bilder von Domenico athmen, wie seine früheren, den milden Geist einer im Alterthümlichen, seinen Sitten und Gebräuchen ruhenden Zeit, und, obwohl oft der Gegenwart fremd, gehören sie ihr doch durch die Wahrheit der Auffassung und durch eine in ihnen, ich möchte sagen, waltende Gesinnung an, der in sich jeder etwas verwandt fühlt. Er ist jetzo in Rheims und wir haben von ihm ein Bild, vielleicht eine Reihe von Bildern über die Königskrönung daselbst zu erwarten. Was ich Hrn. Domenico, den ich, wie jeder, welcher ihn kennt, hochachte und liebe, rathen möchte, wäre, sich selbst zu übertreffen durch Mannichfaltigkeit, Sorgfalt und jenes Bestreben nach innerer Wirkung, die nicht in die Sachen hineingetragen, sondern als eine Folge und Eigenschaft ihrer Natur aus ihnen hervorgeht und sich durch einen gewissen Typus oft wiederkehrender Gestalten und Motive leicht schwächt. Auch ist mir aufgefallen, daß er den tiefen Hintergrund oft durch schwere und dunkle Massen, meist öden braunen Gemäuers im Vordergrunde zu gewinnen sucht, die den obern Theil des Bildes einnehmen, und welche, wie den Anblick abstoßend, so das Bild selbst beschwerend sind. Sein Bruder Lorenz hat in beyden Bildern wieder die Natur unsrer Landleute und ihrer Umgebungen auf eine alle Beschreibung übersteigende Weise dargestellt; es sind sie selbst, wie sie leiben und leben, und mit ihren Leibern ihre Seele, ihr Charakter in Mienen, Stellungen, Geberden mit einer psychologischen Meisterschaft, die ihres Gleichen sucht, gemalt. Man tadelt an ihm seine Farbe, die etwas bröckelndes, wie Staub von Pastellmalerey zu haben, und nicht recht zu verfließen scheint. Seine Manier zu färben ist allerdings die bezeichnete, ich kann aber in jenen Tadel nicht einstimmen. Offenbar beruht ein Theil der Wirkung auf ihr. Hr. Q. wäre bey so großer Meisterschaft gewiß im Stande die Farben fein und glatt und glänzend wie andere zu vertreiben; aber was seine Bilder für die, ich möchte sagen, durch die Glasur der Malerey ver-

wöhnten Augen gewinnen können, würden sie an Unmittelbarkeit und Lebendigkeit der Naturauffassung und Wahrheit verlieren, in der ihre Stärke beruht. Sie würden also aus ihrer Art und Natur herausgehen, um eine andere zu suchen, die nicht die ihrige ist, in deren Kleide gleichsam, ihre Gestalten, ihre Gesichter sich nicht mehr wieder finden ließen. Dazu lehret seine Art der Farbenbehandlung auf eine neue Weise, daß auch herin mehrere Arten, jede für die ihr entsprechenden Gegenstände, gut sind. Eine Madonna, so gefärbt, wäre so wenig zu loben, als das Gesicht einer Sennerin in der Manier die dieser zukommt, gefallen würde. Eine andere Klarheit hat der Mond, eine andere hat die Sonne, anders lautet die Rede des epischen Sängers, anders die des idyllischen, und doch können beyde denselben Vortrag, gleiche Rhythmen, oft fast gleiche Behandlung haben. Den Franzosen, den neuen Italienern ist es aufbewahrt, alles in dieselbe Kunstform zu zwängen und dadurch mit der Individualität die Genialität, mit dem Mannichfaltigen die Kunst selbst zu vernichten, ungeachtet ihnen schon Voltaire vorgesagt: Tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux.

Durch Wahl und Natur ihrer Gegenstände von Heideck und Heß geschieden, doch nicht ohne eigenen Werth in einer weniger bedeutsamen Art, stehen Wagenbauer und Albert Adam, von denen in dem genannten Zeitraum Wagenbauer 1. einen das Vieh zur Waide blasenden Hirtenjungen, 2. vier Kühe an einem Bache und Pferde zur Schwemme geritten, 3. zwey Kühe mit einem Hirten, 4. Hirten neben der Heerde, sich Feuer anzündend, 5. eine Viehwaide an einem von Schilf bewachsenen Teiche — und Albert Adam: 1. einen von sieben Pferden bergangezogenen Fuhrwagen, 2. einen Bauhof mit Sandfuhren, Maurern und Taglöhnern. 3. eine Feldschmiede mit Soldaten, und 4. einen Stall mit zwey Pferden, von denen der Braune durch einen Stalljungen geputzt wird, geliefert hat. Schon die Wahl dieser Gegenstände zeigt, daß hier nicht jene durch Charakter und Sitten reichen und anziehenden Gemälde der verschiedensten Länder und Völker zu suchen sind, die uns in den Gemälden jener ersten Künstler ansprachen und erfreuten, sondern in beschränktem Kreise, und gleichsam als Mittelpunkt desselben, das Abbild einer Kuh oder eines Pferdes, mit dem Zubehör, dort einer ländlichen Aussicht, hier eines Hofes oder Stalles; doch fehlt auch hier nicht eine gewisse Virtuosität und Unmittelbarkeit der Naturauffassung und Behandlung, und in den zugehörigen Gruppen z. B. von Adam in der Gruppe der militärischen Feldschmiede, neben denen, dem Beschauer vom Rücken gesehen, ein junger Soldat in bloßen Aermeln wartend steht, ist so viel Wahrheit und Sorgfalt der Behandlung, wie in irgend einem andern Bilde. Auch bey diesen zwey Künstlern ist zu wünschen, daß sie nicht hinter dem Bessern was sie geliefert haben, zurückbleiben mögen. Die Pferde von Adam, bey aller Sicherheit der Zeichnung, sind oft steif und ihre Färbung trocken, das noch überbotene Muster zierlicher, an der Schnur gezogener lang- und hochgestreckter englisirter Paradepferde; und die Kühe des Andern durch eine zu glatte und schillernde Behandlung der Farben leidend. Die kräftige Auffassung und Darstellung, welche weniger das Auge besticht, aber desto mehr der genauen Beachtung genügt, weil sie der Natur näher steht, warm, wahr und lebendig ist, wie sie mehrere frühere Stücke von Wagenbauer, der Art seines großen Vorbildes Potter näher stehend, zeigen, wünschen wir auch in seinen neuesten Bildern, und wo möglich in einem großen wiederzufinden, in dem er den ganzen Umfang seines ausgezeichneten Talentes und die indeß größer gewordene Kunstfertigkeit seines Pinsels ganz bewähren könnte, denn offenbar zuviel an kleinen Bildern und gleichsam Gelegenheitsstücken hat er die lezte Zeit geliefert.

Fast nicht weniger zahlreich als die Werke dieser und der andern Meister im Verein sind die Werke von Kunstfreunden und Kunstfreundinnen, in denen man manches vortreffliche Talent sich entwickeln sieht; doch trage ich Bedenken mich über die Einzelnen zu erklären, da es diesen talentvollen „Dilettanti“, zum Theil Herren und Frauen aus den höheren Ständen, vielleicht unerwünscht wäre, vor das größere Publikum gebracht und beurtheilt zu sehen, was sie in einem kleinern Kreise und in einem Locale, das nur den Mitgliedern unserer Gesellschaft zugänglich ist, der Beschauung ausgestellt haben. Dagegen will ich noch zwei Werke zweier junger Künstler, des Herrn Theodor Weller und A. Monten erwähnen. Beide haben das griechische Kaffeehaus in Wien, diesen Versammlungsort der Orientalen, zum Gegenstande, natürlich jedes von andern Gästen bevölkert. Es sind Gruppen der Griechen, Ratzen, Türken, auf Stühlen oder auf den untergeschlagenen Beinen sitzend, dazwischen einzelne Wiener Gestalten, uralte Sensalen, in den Carczendel wie in die wichtigste Begebenheit vertieft, Gauner, auch Blumenmädchen, Kellnerinnen und junge Herren dazwischen, bunte Characterbilder voll Wahrheit und Leben. Die Arbeit von Hrn. Weller hat mehr Feinheit und Anmuth, die von Hrn. Monten mehr Kraft und Fülle. Wie gefällig und einnehmend stellt sich auf jener des Herrn Weller das Blumenmädchen mit ihrer bunten Waare vor den wohlgehaltenen und wohlgenährten Griechen, der auf dem angezogenen Beine sitzt, und dessen neben den Blumen und der Verkäuferin vorübersehender Blick, gleichgültig gegen die Umgebung, in dem ganzen Wohlbehagen des süßen Nichtsthuns zu schwimmen scheint. Wird, wie wir hören, dieses Bild noch einmal mit Veränderungen ausgeführt, so ist zu wünschen, daß der schwere zu nichts dienende Ofen im Hintergrunde, der die hintere Gruppe drückt, und in einem orientalische Stoffe behandelnden Bilde auch in anderer

Hinsicht stört, wegbleibe, und der unbedeutende junge Mensch in seiner Nähe, der nach seinem Hute greift, seinen Abschied schon genommen habe, oder durch irgend einen Vertreter in die Darstellung gezogen werde. Herr Weller ist mir wenigstens durch dieses Bild zuerst bekannt geworden; aber unmöglich konnte er sich in dem Kunstvereine und in der Kunstwelt auf eine mehr empfehlende und ansprechende Art einführen, und wir sehen seinem nächsten Werke mit grossen Erwartungen entgegen, welche durch ein zweites, vor Kurzem zur Ausstellung gekommenes Bild, die Kartenschlägerin, von dem ich Ihnen das nächstemal berichten werde, nicht niedergeschlagen worden sind. Hr. Monten steht bei unverkennbar größerer Stärke der Erfindung und des Geistes in diesem Bilde hinter Hrn. Weller zurück in Sorgfalt der Anordnung, auch im Fleiß der Behandlung und Ausführung. Dazu hat seine Färbung im Ganzen noch etwas zu Grelles und Ungleichartiges, und gleichwohl ist dieß sein Bild eines von denjenigen, auf die er noch am meisten Sorgfalt gewendet hat, das auch um vieles besser gezeichnet ist, als manche seiner früheren. Dieser junge Künstler hat übrigens so viel innere Hülfsmittel, daß es nur allein von ihm und seiner Beharrlichkeit abhängt, sich den Besten seines Fachs ebenbürtig zu erweisen.

Auch eine schöne Reihe von colorirten Originalzeichnungen kam zur Ausstellung, von Heinzmann, Domenico und Simon Quaglio, Gärtner, v. Klenze und andern; von lezteren drey mit sicilianischen Gegenständen, Ansicht der Akropolis zu Agrigent, des Giganten, eines von denjenigen, welche als Träger das Gebälk des Tempels im Innern aufrecht hielten, und den Herr v. Klenze bei seinem Aufenthalt in Sicilien im Winter 1824 aus den Trümmern hat zusammen sezen lassen, und die Porta del Canone zu Agrigent. Diese Zeichnungen lassen an Verstand der Anordnung, Sicherheit der Behandlung und Geschmack der Ausführung nichts zu wünschen übrig, und erklären, wie es möglich war, daß ihr, die Kunst in allen ihren Theilen mit gleicher Liebe und Geschicklichkeit umfassender Urheber durch eine kurze Anleitung des Künstlers, den dieser Bericht über unsere Genremaler voranstellt, überraschend schnell der Oelmalerei sich bemächtigen, und im Laufe dieses Sommers auch in ihr durch mehrere Gemälde sicilianischer und italienischer Ansichten (Vedute) sein vorzügliches Talent bewähren konnte. Wie ihn, sahen wir Hrn. Prof. Gärtner in ähnlicher Schnelle und mit gleichem Erfolge unter Anleitung desselben hochbegabten Künstlers sich in der Oelmalerey hervorthun, und nehmen die Erscheinung dieser beyden Männer in einem neuen Gebiet auch als einen Beweis an, wie leicht und sicher die Kunst auf unserm ergiebigen Boden sich immer weiter ausbreitet.

Der Kunstverein war übrigens schon am ersten Jahrestage seiner Stiftung in dem Fall, eine Verloosung von Kunstgegenständen, Gemälden, Kupferstichen, Lithographien, vornehmen zu können, die noch mehr bot, als sich beim ersten Jahre, bei noch beschränkter Anzahl von Mitgliedern und der Nothwendigkeit, die innere Einrichtung des Locales durch die Einkäufte zu bestreiten, erwarten ließ. In sein zweites Jahr ist er mit der sichern Aussicht auf eine Einnahme von 9000 fl. eingetreten, während seine laufenden Bedürfnisse nur etwa 1000 fl. betrugen, so daß ihm bereits im zweyten Jahr ein Capital von 3000 fl. bleibt, um auf Ankauf und Vertrieb der neuen Werke unsrer Künstler fördernd einzuwirken und den Mitgliedern der Gesellschaft für die nächste Verloosung eine Reihe der ausgewähltesten Bilder darzubieten. Bereits ist durch die Einwirkung des Vereines, durch die schnelle Verbreitung der Kunde von neuen Bildern, durch die dadurch sich immer mehr vergrößernde Anzahl der Liebhaber und selbst der Speculanten, ein der Anerkennung und Verwerthung neuer Gemälde und dadurch dem Gedeihen der Malerey selbst sehr förderlicher Antrieb gegeben worden, so daß es dem Schiedsgericht, welches die Gesellschaft zur Wahl und zum Ankauf der Kunstgegenstände aus ihrer Mitte gewählt hat, schon jetzo schwer wird, sich der vorzüglichen Bilder zu versichern, die nicht selten schon ihren Eigenthümer haben, ehe sie zur Ausstellung kommen, oder dort ihn finden, ehe die Schiedsrichter sich versammelt haben. Neuerlich steigert die Nachfrage den Preis der Kunstwerke, der noch vor Kurzem gegen ihren innern Werth in solchem Mißverhältniß war, daß z. B. ein namhafter und achtbarer Kaufmann dahier, welcher dergleichen Dinge in sein Geschäft gezogen hatte, das um 8 oder 10 Louisd'or aus den Händen des Künstlers erkaufte Bild, den Liebhabern in Wien, Frankfurt, Berlin oder Petersburg um das doppelte und dreyfache anschlug. Der Verein zählt jetzo schon die angesehensten und höchsten Personen unsrer Residenzstadt zu Mitgliedern und hat nun die Ermächtigung nachgesucht und erhalten, auch Künstler und Kunstfreunde andrer bayrischer Städte zu Mitgliedern aufzunehmen, die dann den Vortheil haben, ihre Werke in diesem Mittelpunkt eines stets wachsenden Kunstbetriebes zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, und die Aussicht, durch die Verloosung einzelne Werke der Künstler hier zu erwerben. Dieß ist die erste, glücklich gefundene und ausgeführte Maaßregel, die wohlthätigen Wirkungen des Kunstvereins über das ganze Land zu verbreiten und besonders die durch frühere Kunstübung hochberühmten Städte, wie Nürnberg, in unsern artistischen Verband zu bringen. Andere nicht weniger folgenreiche werden vorbereitet. Der König, ein Freund und ausgezeichneter Kenner der Gemälde, der sich gemäß den Bitten der Gesellschaft zu ihrem Beschützer erklärt hat, wie er mehr noch durch sein Herz als selbst durch seinen Stand der Beschützer jedes edeln Bestrebens ist, und die Königin, die mit ihrer Kunde derselben eigene Kunstübung verbindet, haben das Local des Vereines mit sichtbarem Wohlgefallen über Einrichtung und Leistung dieser Anstalt besucht, und mehrere Bilder aus demselben zieren schon die schönen Sammlungen in der Residenz und in Tegernsee. Auch der Kronprinz, dessen für jedes Bestreben in der Kunst belebender Nähe wir uns dieses Jahr wegen des Landtages zu erfreuen haben, findet sich oft in diesen freundlichen und immer mit neuen heitern Gaben geschmückten Räumen ein, nicht ohne von Allem, was Künstler, ihre Leistungen und Ansichten betrifft, die genaueste Kunde zu nehmen. Bey dem Wachsthum der Gesellschaft und ihrer Bedeutsamkeit ist das Local, welches sie jetzo bewohnt, als nicht mehr hinreichend anerkannt, und es sind Maaßregeln genommen, ihr ein angemesseneres und schöneres einzuräumen, und so möge sie blühen und gedeihen, wie sie begonnen hat, in ihrer Mitte die ihrem Bestehen ungünstigen Ansichten und kleinen Feindseligkeiten, welche sich in den niedern Regionen aller bedeutenden Bestrebungen wie schädliche Nebel über dem Grund der Wiesen erzeugen, durch den wärmenden Glanz der Sonne, die über ihr leuchtet, auflösen und zerstreuen, und die Kunst beleben und heben, die kein Bemühen um sie je unbelohnt gelassen hat!

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 55.

Kunst-Blatt.

Montag, den 11. Juli 1825.

Kunstbericht aus München.

(Beschluß.)

Porzellanmalerey.

Die königliche Porzellanfabrik in Nymphenburg war früher an Form und Malerey ihrer Gemälde hinter den bessern des Auslandes zurückgeblieben, bis der auch für diese Anstalt zu früh verstorbene Baron Stengel die obere Leitung übernahm, dem seine Erfahrenheit in allen Zweigen der Kunst Mittel und Wege an die Hand gab, sie zu heben, während die Humanität und Theilnahme, die er bey verständiger Leitung den Künstlern, welche er für sie und durch sie heranbildete, bewies, sich auch hier als das untrügliche Mittel bewährte, eine solche Anstalt für die Kunst zu heben und fruchtbar zu machen. Einer der wichtigsten Dienste, welchen er der Anstalt zu leisten Gelegenheit fand, war die Anstellung des Prof. Gärtner für die Leitung des artistischen Theiles. Dieser ausgezeichnete Mann, welcher als Lehrer der Architektur in der Akademie bis jetzo wohl Gelegenheit gehabt hatte, für sein unmittelbares Fach, die Baukunst, zu bilden, leider aber noch nicht, seine vorzügliche Kunde der Architektur durch Ausführung eines größern öffentlichen Bauwerkes zu bewähren, erscheint in seiner Thätigkeit bey der Porzellanfabrik in einer von seinem gewöhnlichen Zweck verschiedenen, ihr aber doch analogen Beschäftigung. Gebildet für die Architektur im weitesten Sinne durch eine vortreffliche Schule in Paris und durch seinen längern Aufenthalt in Italien und Sicilien, und eben so trefflicher Kunstkenner und Zeichner als Architekt, hat er die Formen der Vasen nach den schönsten Mustern zu reinigen und Alles was außer den Hauptbildern als Ornament an Arabesken, Symbolen und Allegorien darauf kommt, so sinnreich zu ordnen und mit dem Gegenstande des Gemäldes in solche Uebereinstimmung zu bringen gewußt, daß, wie die bessern Stücke der Sammlung rücksichtlich der Gemälde keiner andern Anstalt dieser Art nachstehen, sie in jener Beziehung vor allen andern einen Vorrang behaupten. So sind z. B. auf einer Vase mit einer Mondlandschaft die Arabesken mit den anmuthigsten Symbolen der Nacht, des Schlafes und der auf ihn bezüglichen Mythen durchflochten, und bey einer mit einer Scene aus dem Freyschützen mit Gegenständen der Jagd und des zauberischen Wesens, das in jener Oper zum Schrecken und zur Ergötzung des Publikums getrieben wird. Dazu kommt die Güte der Masse, die Schönheit der theils matten, theils lichten Vergoldung, welche im Gold alle Schattirungen, von den dunkelsten bis zu den schimmerndsten Partieen hervorzubringen weiß, so daß der Anstalt nichts zu wünschen bleibt, als daß sie in demselben erweckenden humanen Geist, welcher sie zu dieser Höhe erhoben hat, auch in Zukunft möge verwaltet, und durch Dünkel und Unerfahrenheit in ihrem Gedeihen nicht möge gefährdet werden. Eine vorzügliche Stütze wird sie immer an dem auch durch seine Kunstschätzung hochachtbaren Finanzminister Baron v. Lerchenfeld finden, zu dessen Geschäftskreis die Oberleitung gehört.

Die Anstalt ist in diesem Jahre in ein sehr anständiges, von Prof. Gärtner passend für sie eingerichtetes Lokal in einer unserer Hauptstraßen gebracht worden, und überraschte das Publikum durch die Anzahl und Schönheit ihrer Werke, die man in dieser Vollendung kein Bedenken tragen kann, Kunstwerke zu nennen. Besonders zogen die Aufmerksamkeit auf sich die Vasen von Adler gemalt mit dem Porträt der Königin nach Stieler, mit dem Amor nach Correggio, und einem weiblichen Porträte nach Leonardo da Vinci, in deren Bildern auch das Schimmernde der Glasur glücklich vermieden und die Färbung mit einer Wärme und Feinheit ausgeführt war, die in diesem Grade auf Porzellan kaum anderswo vorkommen wird. Von Heinzmann, welcher sich mit Glück neben dem großen Porzellanmaler, dessen wir eben gedachten, seit nicht langer Zeit in sehr schönen Werken zeigt, waren dabey zwey Vasen mit Landschaften im Gebirge und zwey mit italienischen, Nachtstücke, die Gegend von Terracina im Mondschein und eine Capelle bey Fiesole nach Gärtner. Dieser hatte zu allen genannten Stücken die Arabesken und andere Ornamente in dem oben bezeichneten Geiste gezeichnet.

Als Blumenmaler hat sich hier Hr. Nachtmann hervorzuthun angefangen, und wenn seine zwey Vasen mit Blumenkränzen noch nicht den Schmelz andrer Meister erreichen, so lassen sie doch an Sauberkeit und Genauigkeit, so wie im Geschmack der Verbindung nichts zu wünschen übrig. Hr. Prof. Gärtner hat angefangen, in einem lithographischen, Heftweise erscheinenden Werke: „Auswahl von Vasen und Gefäßen zum gemeinnützigen Gebrauch" (in der Fränzelischen Kunsthandlung) die vorzüglichsten Werke der beschriebenen Sammlung herauszugeben. Das erste bereits erschienene Heft enthält die dem Könige überreichte große Vase, deren Hauptbild den König neben der Minerva zeigt, wie er die Ars figulina vom Boden erhebt, und ein Schmuckkästlein im Besitze der Frau Herzogin von Leuchtenberg. Wir wünschen dem Unternehmen den besten Fortgang, überzeugt, daß dadurch die Einführung einer sinnreichen und schönen Kunst in dieses Gebiet der Industrie sehr befördert werden wird.

Kupferstich und Lithographie.

Die Kupferstecherkunst hat in den lezten Zeiten unter uns durch einen ihrer bewährtesten Meister Heß, den betagten aber noch jugendlichen Vater talentreicher kunstübender Söhne, ein Blatt von großer Schönheit geliefert, die Anbetung der drey Könige nach einem, dem van Eyck beygelegten Bilde in Schleisheim. Alle Vorzüge, welche man an den frühern Werken dieses vortrefflichen Meisters wahrnahm, Sicherheit der Zeichnung, Festigkeit und Klarheit der Behandlung, Rundung und Sauberkeit der Gestalten und sprechende Charakteristik, eine Kunst, die durch sich selbst, und nicht durch Hülfe von allerley Schein und Nebenkunst zu wirken sucht, alles das findet sich auch in diesem neuesten seiner Werke, das in jeder Hinsicht seinen gelungensten beyzuzählen ist. Für die Liebhaber ist es zugleich erwünscht, daß durch die Munificenz des Königes, der die Herstellung der Platte aus seinen Mitteln bestritten und die ganze Auflage dem Kupferstichcabinet zum Vertrieb für seine Bedürfnisse geschenkt hat, der Ankauf sehr erleichtert ist. Das Kupferstichcabinet hat den Verkauf, das Exemplar zu 16 fl. 30 kr. an die Kunsthandlung überlassen, welcher jetzo Hr. v. Hermann, Conservator des Kunstvereins, mit großer Thätigkeit vorsteht. Da Hr. v. Hermann eben jetzo auf einer Kunstreise über Dresden, Berlin, Hamburg und Kopenhagen begriffen ist, wird er Gelegenheit haben, die Kunde und Anerkennung dieses vortrefflichen Werks, das der deutschen Chalkographie Ehre macht, auch in der Ferne zu verbreiten.

Im Gebiet der Lithographie geht das große Werk über die Gallerie in München und Schleisheim, von dem Ihnen ein andrer Referent berichtet hat, ungehemmt fort. Außer ihm und dem von Hrn. Prof. Gärtner angeführten Werke, sind noch folgende der Erwähnung und Verbreitung würdig: 1. Die schönsten Ueberbleibsel griechischer Ornamente der Glyptik, Plastik und Malerey, gesammelt, gezeichnet und herausgegeben von L. v. Klenze. München, bey Unger. Das Ganze wird aus 8 Heften bestehen. Es sind Verzierungen architektonischer Glieder und gemalter Vasen, Stirnziegeln, Akroterien und Kapitäle von Pilastern und Säulen u. dgl., eine Auswahl des besten, was das hellenische Alterthum uns in dieser Gattung überliefert hat, wie sie der Architektur schon längst zu wünschen war. Möge der Herausgeber bald Zeit und Lust finden, sein schönes Unternehmen vollends auszuführen. — 2. Ideen zu Grabdenkmälern, entworfen und herausgegeben von Dan. Jos. Ohlmüller. Auf 3 Hefte berechnet. — Beym ersten Hefte ist eine verständige Einleitung über Ursprung und Bestimmung dieser Denkmäler, und über die Mittel und Wege, die Kunst auch in dieses Gebiet bis jetzo nur zu sehr versäumter öffentlicher Werke einzuführen, die dessen in vieler Hinsicht würdig sind, besonders weil sie die einzige Classe architektonisch-plastischer Denkmäler bilden, die noch in größerer Anzahl ausgeführt werden und der Architektur wie der Plastik Gelegenheit geben, sich, wenn sie ihren Vortheil versteht und die Gelegenheit zu benutzen weiß, in gefälligen Formen und bedeutsamen Darstellungen zu zeigen. Hr. Ohlmüller beginnt von dem einfachen und einfach verzierten Cippus und geht dann zu den zusammengesezten Denkmälern mit plastischen Vorstellungen und reichem Schmuck über, überall die reinen Formen des bildenden Alterthums zum Grunde legend, und mit christlicher Symbolik vermählend. — 3. Feyer des fünf und zwanzigjährigen Regierungs-Jubileums S. Maj. Max. Jos. K. v. B. in Allerhöchst desselben Residenzst. München." Bey jener auch für die Kunst denkwürdigen Jubelfeyer im J. 1824 zeigte der durch Architektur zu einer Art von Hippodrom verbundene lange Platz vor dem Neuthore mit zwey Triumphbogen und andern Ornamenten, in 25 lebensgroßen Transparentgemälden so viele merkwürdige Regierungshandlungen des Königs. Die Cartons waren von Heideck, Stieler, Heß, Romberg u. a. entworfen, die Bilder Grau in Grau von ihnen und ihren Freunden in sehr kurzer Zeit ausgeführt worden. Für das durch den Stadtmagistrat veranstaltete oben angeführte Werk hat P. Heß unternommen, sämmtliche Bilder neu zu zeichnen, wodurch sie zugleich an Richtigkeit und Uebereinstimmung gewonnen haben. Sie bilden die Hauptzierde der genannten Beschreibung, der wir übrigens einen bessern Text und größere Kürze in der Schilderung der untergeordneten Dinge gewünscht hätten. Auch in dem bey solchen Fällen nicht zu über-

sehenden diplomatischen Ausdrucke vermißt man hie und da Genauigkeit. So hat S. 18 Kaiser Ludwig seinen Brudersöhnen die Rheinpfalz nicht übergeben, „um sie als ein eigenes Reich selbst zu beherrschen", da er als Kaiser die Reichsländer nur zu Lehen geben konnte, und diese Lehen immer unter dem Reiche blieben. Die Bilder selbst sind als Gelegenheitsstücke zum Theil untergeordnet, manche aber durch Anlage und Ausführung als Kunstwerke des bleibenden Andenkens würdig, das sie durch den Stich und die Herausgabe der Beschreibung gefunden haben, z. B. der Einzug des Königes in seine Residenz, die Bekanntmachung der Verfassung u. s. w. — 4. Suite lythographischer Blätter (I. Folge lithographischer Blätter) nach Oelgemälden von P. Heß bey Selb. Hr. P. Heß hat den, allen Freunden seiner geistreichen Werke gewiß sehr erwünschten Entschluß gefaßt, seine „Cabinetsgemälde" nach einander durch Hrn. Friedrich Hohe auf Stein zeichnen zu lassen, und eröffnet, zugleich mit Vorlegung des ersten Blattes, die Subscription zunächst auf 6 Blätter, das Blatt zu 4 fl., (später zu 5 fl. 24 kr. im gewöhnlichen Verkehr). Das erste Blatt enthält ein Bivouak eines österreichischen Heerhaufens, Gruppen von Soldaten, welche kochen, trinken, essen, Enten rupfen, liebkosen, musiciren, tanzen, Tabakrauchen in bunter Lebendigkeit und dem reichsten Wechsel, ein bis in das Einzelnste und Kleinste durchgeführtes Charaktergemälde. Wir wünschen, daß das Gegenstück, sein unvergleichliches Bild im Besitz des Hrn. v. Klenze, eine Scene in Tivoli, Abschied eines Eseltreibers von seiner Familie, vielleicht das vorzüglichste, was dieser kunstreiche Meister in Gruppirung, Färbung und besonders auch in Feinheit der Behandlung und Ausrundung der von der Fläche sich gleichsam ablösenden Gestalten hervorgebracht hat, bald nachfolgen möge. Die lithographische Ausführung ist im Ganzen sehr lobenswerth und gibt den reichen und mannichfaltigen Charakter des Werks treu wieder. Etwas mehr Schärfe ist besonders in den verwickelten Parthien zu wünschen, wenn es überhaupt möglich ist, sie in dieser untergeordneten Kunst des Steindruckes zu erreichen. — 5. Bayrische Nationalcostüms, in der Hermannischen Kunsthandlung. Die Sammlung ist zu 24 Blättern in 6 Heften, das Heft zu 2 fl. 36 kr. angelegt, und das Unternehmen verdient auch hier rühmliche Erwähnung, weil es nicht auf eine leichte Zierde, sondern auf sehr gut ausgeführte Charakterbilder des ländlichen und städtischen Lebens in Bayern abgesehen ist. Auch Zeichnungen von Dillis, der in Auffassung jeder Individualität ausnehmend glücklich ist, liegen dabey zum Grunde. Z.

Archäologische Literatur.

Description de quelques Peintures antiques qui existent au Cabinet du Royal Musée-Bourbon de Portici, du Chanoine André de Jorio, Membre honoraire de l'Academie des Beaux-Arts. Naples 1825. pag. 84 en 8.

Wiewohl die Bescheidenheit des durch mehrere topographische und andre archäologische Schriften dem gelehrten Publikum rühmlichst bekannten Verfassers in der Vorrede dieses Gemäldekatalogs des Museums zu Portici, nur eine Anzeige der ausgezeichnetsten in Pompeji, Stabiä und Herkulanum ausgegrabenen und in Portici aufbewahrten Fresken, als treuen Auszug aus dem größern herkulanischen Werk verspricht: so zeichnet sich doch nichts desto weniger die vorliegende Schrift durch gebildeten Kunstsinn, selbstständiges Urtheil und seine Kritik des Verfassers als völlig eigenthümlich aus. Zu den gelungensten Paragraphen gehören besonders CXIV. Theseus auf Kreta, CCLIII. die Gefangennehmung des Pylades und Orest, CCCLXIX. die Wiedererkennung des Orest, MXXIII. Phrixus und Helle, MCLXV. Hypsipyle, — weil der Verfasser bey diesen mit der Hervorhebung der Kunstvorzüge zugleich die Beschreibung des Gemäldes geschickt zu verbinden wußte; eine Vereinigung die bey der Mehrzahl der angeführten Kunstwerke, zumal von denen die nicht die Originale zu sehen Gelegenheit haben, schmerzlich vermißt wird. Referent glaubt dem Verfasser seine Achtung am unzweydeutigsten darzulegen, wenn er statt einer trockenen Aufzählung der im Katalog abgehandelten Gegenstände einige Berichtigungen des Textes liefert, nebst Zusätzen derjenigen interessanten Gemälde die bey einer zweyten Auflage vielleicht Berücksichtigung und Aufnahme verdienen. Seite 6. in dem Gemälde Telephus wird die majestätisch sitzende Frau für eine Nymphe oder Schutzgöttin des Kindes erklärt, während doch der Baumstamm in ihrer Linken, der Blumenkranz auf dem Kopf und der Fruchtkorb neben ihr auf eine Flora oder Pomona deutlich hinweisen: ebenso stellt die für den Gott Pan erklärte Halbfigur nur einen jungen lächelnden in Bocksfell gehüllten Faun mit Pedum und Syrinx dar, und bey der geflügelten weiblichen Figur, die, eine Vorsehung, dem Herkules seinen Sohn zeigen soll, scheinen die Aehren in der Linken außer Acht gelassen zu seyn. Die ungenaue und unrichtige Erklärung des Citharisten, Seite 7. möchte vielleicht folgende Abänderung erleiden: ein junger Mann mit einer Halbmaske (den unsrigen ähnlich, bey der Oberlippe aufhörend) die er, vielleicht um sich abzukühlen, über den bekränzten Kopf geschlagen hat: neben ihm eine weibliche bekränzte Lyra-

spielerin: beydes Brustbilder, die Köpfe, wenn auch nicht besonders schön, doch, zumal der weibliche, voll Ausdruck und Empfindung. Seite 15 in dem Bilde Peleus, Vater des Achilles, ist die Lanze in der Hand des Jünglings und das außerhalb der Hauptscene stehende gerüstete Pferd der Erklärung von Hippolyt und Phädra nicht nur nicht zuwider, sondern findet sich sogar auf den meisten Sarkophagen, die diese Handlung darstellen. Seite 17 bey der umständlichen Beschreibung des Gemäldes Apoll und Marsyas durften die Doppelflöten nicht fehlen, die an seinem Verderben Schuld, auf der Erde vor dem angebundenen Marsyas sehr deutlich zur Schau liegen. Bey der Bacchuserziehung S. 21 ist von einem Satyr die Rede, der dem Lyraspielenden Mercur die Flügel von den Stiefeln bindet, während auf dem Original dieß offenbar Pan selbst thut. In dem Gemälde Endymion S. 34 eilt zu ihrem auf einer Schwelle ausruhenden Geliebten Diana an der Hand des Amor in so leichtem Zephyrdurchwehtem Gewand und mit so schalkhaftem Venusblick, daß in der That der Hauptumgebende Mond nöthig erscheint uns an die keusche Göttin zu erinnern und nicht vielmehr in ihr eine ungleich schönere Venus zu erkennen als die (CDXLVII) neben ihr mit Blattfächer sich an einen Pilaster lehnt. Die Erklärungen des Jupiter (S. 9), der Neugierigen (S. 18), der zu Rathe gezogenen Dienerin (S. 64), des Wiedersehens von Penelope und Ulysses (S. 64), der Amorinenhändlerin (S. 70) verrathen den feinen Beobachter und geistreichen Schriftsteller und ein Beyspiel glücklich angewandter Ironie gibt uns die Anzeige des von den Ercolanesi für Venus, Pallas und Juno erklärten Gemäldes, dessen deifizirte Darstellung, nach Äschenurne und Pilaster zu urtheilen, vielleicht auf eine Grabscene schließen ließe, womit die traurig sich den Kopf haltende und um Kleidungsanstand wenig bekümmerte nicht in Widerspruch stände. Mehr als ein bloßes Citat verlangte das bereits sehr erblaßte Gemälde Io (MCCCLXXVIII) und ein ähnliches Bedauern äußerte Ref. bey der großartigen Darstellung desselben Gegenstandes an der 3ten Mauer des 10ten Zimmers, wo der Verfasser aus zu großer Verehrung für den kleinen Gott Harpocrates nicht einmal die schöne weibliche Figur neben diesem erklärte, die die Rechte der vom bärtigen Nil schon halbgeraubten Ino hinreicht, während eine Schlange sich um ihre Linke windet. Folgende Gemälde vermißte Referent ungern in der im Ganzen richtigen Auswahl der interessanteren Kunstwerke der Sammlung: An der ersten Mauer im 8ten Zimmer MCLXIII. die blondgelockte Jägerin Diana mit kurzem gelbem Chiton, violettem Peplus, hellgrünem Ampechonium, hohen Stiefeln, in der Rechten den Jagdspieß, in der Linken den Bogen, auf dem Kopf ein eigenthümliches strahlenähnliches Diadem. MCLXII. Apoll langgelockt, bekränzt, in der Rechten einen Zweig, den Peplus um die Linke, die auf der Kithara ruht, unterhalb welcher die Cortina sich befindet. — MCXII. Schöne in gelbem Chiton auf Polsterkissen sitzende weibliche Figur: der Kopf ist nicht mehr sichtbar. In der Linken hält sie einen langen Sceptersta b: der sitzenden gegenüber steht ein graubärtiger epheubekränzter Silen, den Unterkörper von violettem Peplus bedeckt, ein Tympanum in der Linken, mit der Rechten eine Cista auf dem Kopf haltend. MCLVIII Paris mit phrygischer Mütze, das Fell vornen zusammengebunden, mit Pedum in der Linken: ein Amorin schlingt sich an der rechten Seite um seinen Hals. Die Wiederholung dieses Brustbildes findet sich an der 3ten Mauer CMXX. An der 3ten Mauer desselben Zimmers sizt eine schöne weibliche Figur, den Unterkörper von Rosagewand bedeckt, auf einem Fels, den linken Arm auf der Schulter des durch Flügel in den Haaren und Flügel an den Beinschienen als Merkur oder Perseus charakterisirten Mannes. Dieser sizt neben ihr in rother, vorn mit Fibula befestigter Chlamys und hält mit der Linken hoch über ihren Kopf eine dem Haarputz nach weibliche Maske, die er der Schauspielerin vielleicht abgenommen hat, um sie, die Schöne, nach Lust zu liebkosen. Denn eine andre Maske, vermuthlich die seinige, liegt am Boden, so wie sein Schwert neben ihm auf demselben Fels, worauf beyde sitzen. Der Verfasser S. 49 nennt dieß Gemälde, ohne weiter darauf einzugehen, Venus und Merkur, und erwähnt die Meynung einiger Ercolanesi, daß die weibliche Figur Mania, und die männliche Merkur sey. Sicher sind die beyden Personen Schauspieler, der Mann wahrscheinlicher Perseus, für den Beinschienen und Schwert besser passen, die weibliche Figur vielleicht Andromeda, wozu die leichte Gewandung wohl stimmt. Die Physiognomie des Perseus hat eine auffallende Aehnlichkeit mit der des Theseus an der 4ten Mauer des 10ten Zimmers CXIV. MCLV Theaterscene zwey durch Säulen abgetheilte Zimmer darstellend. Von dem höhern Stockwerk blickt eine sehr schöne weibliche Figur in Rosapeplus leicht gehüllt herab nach dem tiefern neben an, auf welchem eine Alte mit komischer Maske deklamirt, deren Rede die Schöne als auf sie bezüglich, vielleicht unbemerkt zu hören wünscht. An der 1sten Mauer des 9ten Zimmers DXXXV. Der jugendliche schöne Weinlaubbekränzte Bacchus mit Thyrsus, ihn umarmend Ariadne, vor dieser sizt der kahlköpfige graubärtige Silen die siebensaitige Lyra spielend; Bacchus gießt aus dem Rhyton in der Rechten auf das bekränzte Panterthier; vor Bacchus sieht man den jugendlichen Ampelos, in der Rechten die Weintraube, nach Bacchus seinem Freunde hinaufblickend. Von diesem Gemälde existirt eine ungenaue und falsche Beschreibung im Catalogo dei Volumi Ercolanesi.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 56.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 14. Juli 1825.

Die Karlsruher Kunstausstellung.

(Fortsetzung zu Nr. 49.)

Nr. 23. Der Aetna, vom Professor Frommel in Karlsruhe. Die erhabenen Schrecknisse der Natur vereinigen sich in dieser Scenerey mit der üppigen Vegetation eines südlichen Himmels. Den eigenthümlichen Charakter, der aus diesen Gegensätzen hervorgeht, hat der Künstler trefflich aufgefaßt. Das Bild erinnert an Gasparo Dugbets edle Compositionen. Die Mönche im Vorgrunde stimmen sehr gut zu der Bedeutung des Ganzen. Der Künstler ist jezt mit dem Stiche dieser schönen Vedute beschäftigt.

Nr. 24. — 26. Drey zusammenhängende Ansichten von Baden, von demselben. Zart, anmuthig, geistreich.

Nr. 27. — 29. Zwey Ansichten und ein Sonnenaufgang von Köster in Heidelberg. Wenn man behaupten wollte, dieser Künstler sey mehr Dichter als Maler, so wäre sich freylich erst über den Begriff des Malers zu verständigen. Phantasie und Gefühl sind allerdings bey Köster vorherrschend, und da reicht denn die Farbe nicht immer hin. Außerdem finden sich in seinen Bildern mitunter kleine Vernachlässigungen des Details, Dissonanzen; aber er ist frisch, warm, blühend, und seine Töne sind oft glücklich der Natur abgelauscht.

Nr. 30. — 31. Zwey große Ansichten aus den Tyroler Alpen von Heinlein in Mannheim. Dieser junge Künstler hat die Natur aufgesucht im Dunkel uralter Forste, wo die Schauer der Einsamkeit wehen, und die Schwermuth und die Betrachtung ihren Aufenthalt haben. Es sind ein Paar ossianische Scenen — Felsen, die ihre Zacken mit den Wolken mischen, und aus deren Schooß Waldbäche über geborstene Stämme herabschäumen, Tannen mit bräunlichem Moose bedeckt, die zum Theil aus Abgründen heraufwachsen, über welche nur die Gemse den Sprung wagt. Die Behandlung ist kühn, leicht, harmonisch. Einzelne Töne mögen zu tadeln seyn, aber der Künstler hatte mehr die Totalwirkung im Auge. Wir wünschen der Landschaftmalerey Glück zu einem Künstler, der so debütirt.

Nr. 32. — 34. Eine große Landschaft (Ansicht aus dem Höllenthal) und zwey kleinere, (Ansichten bey Wien) vom Theatermaler Gaßner. Erste Versuche in der Oelmalerey, die ein herrliches Talent und große Fertigkeit im Technischen beurkunden. Gaßner versteht die Composition, und das erste seiner Bilder ist in dieser Hinsicht trefflich zu nennen. Im Colorit blickt freylich der Decorationsmaler noch durch, auch hier und da im Detail der Formen, aber das Ganze ist trefflich zusammengehalten. Nur den zwey kleinern Bildern wäre etwas mehr Wärme zu wünschen.

Nr. 35. Ansicht aus der Villa Chigi in Rom, von Ernst Fries aus Heidelberg. Ebenfalls ein erster Versuch in der Oelmalerey, und ein sehr gelungener. Man sieht, der junge Künstler hat sich erst vielseitig eingeübt, bevor er zu Palette und Pinsel griff. Die Scenerey ist ganz einfach, aber alles mit Liebe und dabey mit einer Leichtigkeit behandelt, wie sie sonst selten in den Productionen angehender Künstler zu finden ist. Besonders trefflich ist der Baumschlag; das Blätterwerk scheint sich zu bewegen. Einige Mitteltöne mögen unrichtig seyn, die Schatten könnten hier und da mehr Durchsichtigkeit haben, doch bey einem Talent, welches in so herrlicher Entwicklung begriffen ist, dürfen kleine Versehen nicht hoch in Anschlag kommen.

Nr. 36. — 38. Eine Alpengegend bey Berchtesgaden, eine Hammerschmiede und eine Gegend am Wurmsee, vom Gallerie-Inspektor Dorner in München. Wir haben Vorzüglicheres von diesem Künstler gesehen. Zwar hält er sich überall an die Natur und sucht alle künstlichen Effekte zu vermeiden, dabey ist sein Colorit rein und harmonisch, aber diesen drey Bildern, unter denen die Hammerschmiede am wenigsten gelungen seyn mag, fehlt Frische und Wärme. Sie haben etwas Eintöniges, und man möchte ihnen in einzelnen Theilen mehr Kraft, im Ganzen mehr Leben und Anmuth wünschen.

Nr. 39. — 40. Eine Gegend bey Mühlfeld und eine Schafwaide, vom Gallerie-Inspektor Wagenbauer in München. Leicht und gefällig, aber kalt und monoton.

Die Staffagen machen sich gut, nur erinnern sie zu sehr an Düjardin und Potter.

Nr. 41. Ansicht des Münsters in Freyburg, von Baron v. Röder in Offenburg. Wir nehmen dieses Bild, so wie das folgende, noch unter die Landschaften auf, weil wir sie nicht bequem unter eine andre Rubrik zu bringen wüßten. Hr. v. R. hat sich der Kunst blos aus Neigung gewidmet und übt sie zu seinem Vergnügen aus; seine Bilder würden aber einem Manne vom Handwerk Ehre machen. Er führt den Pinsel mit sichtbarer Liebe, und diese Liebe geht bey ihm in wirkliche Begeisterung über. Dadurch besiegt er technische Schwierigkeiten, denen gewöhnliche Liebhaber meist erliegen. Das Eigenthümliche der reich gegliederten und in ihren Formen so bedeutungsvollen deutschen Architektur so wie den Charakter der Stein-Construction, das Kräftige, Kühne, verbunden mit dem Leichten und Schwebenden, weiß er vortrefflich auszudrücken. Seine Tinten sind rein und harmonisch und auch die Perspective ist wohl verstanden. Die sinnig gewählte Staffage verdient gleichfalls Lob. Dieses Gemälde war eines von denen, welche besonders die Gunst des Publikums gewannen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Leipzig.

Das Interessanteste, was uns in Hinsicht auf zeichnende Kunst die leztverflossene Ostermesse zeigte, verdanken wir dem wackern Buch- und Kunsthändler Winter aus Heidelberg, der uns wiederum einige der merkwürdigsten Staffeleybilder zuführte, welche die Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde erregten.

Das Interessanteste unter den weltlichen Darstellungen, und wegen der Seltenheit der Bilder des Meisters Mantegna vornehmlich wichtig, war das Bild einer hohen Frau, — vielleicht einer fürstlichen Prinzessin, — a tempera gemalt. Die Zeichnung ist wahrhaft grandios, aber streng und dem Plastischen sich annähernd. Wahrscheinlich stellte das Bild früherhin die ganze Gestalt dar, und wurde später abgeschnitten, so daß es jezt nur Brustbild ist; aber auch so noch macht es einen imposanten Effekt. Das Gesicht trägt eine Hoheit und Würde, die sich dem Antiken nähert, und hat noch herrliche Farbentöne. Mit diesem Gesicht stimmt sehr zusammen der eigenthümliche, aber schöne Schmuck des Kopfes und der Brust. Eine stolze Reiherfeder nämlich ist durch einen Knopf auf dem Vorderkopf der hohen Jungfrau befestigt. Ein starkes Geflecht, mit Perlen durchwebt, läuft durch das Haar, und läßt dasselbe mit etwas steifem Falle an dem Hinterkopfe herausspringen. Aehnlich diesem sonderbaren Haarschmuck läuft eine Art von rothem Palabin, ebenfalls mit Perlen durchflochten, um den Hals und an dem Busen zusammen, der durch ein bauschiges weißes Gewand verhüllt ist. Unter dem Halse hängt an eine Perlenschnur befestigt eine Gemme, auf welcher man Apoll und den geschundenen Marsyas angedeutet sieht. Die Beziehung auf die Antike ist in diesem Bilde unverkennbar.

2. Das Porträt eines behaglichen, stattlichen Niederländers mit breitkrempigem rundem Hut, schwarzem Mantel und leichter Halskrause, die Handschuhe in der Hand haltend; — in kräftiger Manier mit breitem Pinsel keck und leicht alla prima gemalt, wahrscheinlich eine Arbeit des van der Helst.

3. Endymion sizt oder reitet vielmehr halb nackt mit ausgestreckten Füßen auf einem bemoosten Baume, in welcher wohlbehaglichen Stellung er eingeschlafen ist. Die Schalmey, auf welcher er geblasen zu haben scheint, entfällt ihm, wie sein rother Mantel am Rücken heruntergefallen ist. Ihm gegenüber dringt Luna zwischen Wolken und Zweigen hervor, und beleuchtet den üppigen Jünglingskörper, in dem sich das Gefühl des Wohlseyns und männlicher Kraft sichtbar ausdrückt. Die Erfindung ist naiv, aber die Darstellung steht an der Gränze des Sittlichen, da Kopf und Figur nichts Ideales aussprechen. Die Wärme des Fleisches läßt in diesem kleinen Bildchen (in Querformat) eine venetianische Darstellung kaum verkennen.

4. Ein kleines Bild von Phil. Wouvermann, zart und klar. Im Mittelgrunde steht ein Pferd, von welchem ein vornehmer Jäger abgestiegen, welcher Hunde zusammenkoppelt; auf einem Schimmel dahinter sizt eine graziöse niederländische Dame, die einem Bettler, der die Hand vorgestreckt hält, eine Gabe reicht. Die Wolkenferne und das Wolkenlicht ist meisterhaft in diesem Bildchen.

5. In etwas größerm Format eine ländliche Darstellung, vielleicht Berghem oder Adrian van der Velde angehörig, wenigstens an diese erinnernd. Unter einem großen Brückengemäuer sizt eine Bauerfrau, die mit der Linken eine neben ihr stehende Ziege eben gemolken hat, und mit der Rechten einem neben ihr sitzenden Knaben einen Napf von Milch vorhält. Das Gesicht desselben steckt ganz in dem Napfe. Vor ihm steht ein eßbegieriger Hund, gleichsam fragend, und daneben ein minder beweglicher Esel. Hinter dieser äußerst lebendigen Gruppe steht ein stattlicher Ochse, der durch sein dunkles Fell eine herrliche Schattenpartie in das Ganze bringt, und rückwärts nach der beschriebenen Gruppe hinschauend sich eben zum Brüllen anzustrengen scheint. Auf ihn lehnt sich ein Bauer, der den Zuschauern den Rücken kehrt. Im Ganzen ist ein warmes Leben; der Trieb nach Nahrung und Ruhe hält alles zusammen.

Dazu stimmt der sanfte duftige Ton sehr gut, der über das Ganze verbreitet ist. Die Luftperspective ist trefflich in diesen Bildern, und das leichte Aufsteigen der Wolken ganz Natur.

Nur flüchtig erinnere ich mich 6. eines kleinen Bildchens auf Kupfer von Weirotter, welches einen Hafen darstellt, zu welchem Lastträger auf breiten gemauerten Treppen heruntersteigen — die Luft daran ist äußerst klar — und 7. eines minder ansprechenden Prospects, der sehr an Poussin erinnerte, und sich durch gute Architektur auszeichnete.

Unter den bisher genannten Bildern ist das erste und Nr. 6. nach Berlin verkauft worden.

Von geistlichen Gegenständen zeigte uns Hr. Winter folgende Stücke vor. Ich fange von dem unbedeutendsten an und steige zu dem Interessantesten hinauf. 1. Nach einem kleinen Flügelbild auf Holz von Amberger, die Präsentation im Tempel vorstellend, in welchem die Gesichter sämmtlich etwas Gleißendes haben, und kein bedeutendes Motiv sich kund thut — wurde 2. eine heilige Familie gezeigt, ein nettes kleines Bildchen, von vortrefflicher Gruppirung. — Anna und Johannes, das Jesuskind und Maria sind in dem Moment der Zusammenkunft dargestellt, von Engeln umgeben, die theils links an den Bäumen schweben, theils hinter ihnen betend knieen; im Hintergrunde links ist freye, blaue Landschaft. Formen und Composition erinnern an Raphaels Schule; das nette, aber etwas lange Gesicht der Maria an Parmegianino, aber die etwas gesuchte Grazie und Eleganz, so wie die lebhaften Contraste der Farben, welche dabey angewendet sind, lassen mich die Meynung des Hrn. Winter für richtiger halten, der dieses Bildchen dem Sebastian Bourdon zueignet, worauf auch das auf dem Bilde befindliche B. hinzuweisen scheint. 3. Ein weit merkwürdigeres Bild ist die betende Mutter (mater dolorosa) in halber Figur, dem Geiste und der Angabe nach von Johann Bellin. Das Bild ist auf feine Leinwand gemalt, die auf Holz gezogen und angenagelt ist, und in einem äußerst schmalen Format. Mit plastischer Rundung hebt sich die mit dem Oberkörper etwas vorgebeugte Gestalt aus der Leinwand hervor. Ihr Gesicht scheint Porträt zu seyn. Ihr länglich rundes Antlitz, welches an deutsche Physiognomie erinnert, ist nach einem, dem Beschauer nicht sichtbaren Gegenstand hingerichtet, der kein andrer als ein heiliger seyn kann: dieß zeigt der ernste, fromme Blick, und die aufgehobenen gefalteten Hände. Mund, Lippe, Kinn sind äußerst vollendet und ausgearbeitet. Sie trägt ein dunkelrothes Unterkleid, und darüber ein hellblaues Obergewand mit einer schmalen goldenen Einfassung. Der Umschlag des leztern bildet eine schöne und ungesuchte Draperie. Der Kopf ist in bläulich weißes Zeuch nonnenhaft verhüllt, welches in breiten Falten über die Schultern herunterfällt. Die Benutzung der Farbe der Leinwand hat auch das Colorit bestimmt; das Fleisch hat eine glühende Wärme.

Was mich, und zwar um der Idee willen, am meisten in dieser Sammlung interessirt hat, waren aber 4. und 5. zwey zusammengehörige und auf Holz gemalte ideale Brustbilder: die Mutter Gottes und Jesus. Beyde Gemälde sind von gleicher Größe und waren bisher im Besitz eines Hrn. v. K.... in Freyburg im Breisgau. Es stand auf der Rückseite beyder der Name Erasmus Roterodamus geschrieben, der also höchst wahrscheinlich ihr früherer Besitzer war. Ungeachtet dieser Name ausgekrazt ist, ist er dennoch immer noch zu erkennen. Ueber einen Meister, dem man diese merkwürdigen Schöpfungen beylegen könnte, haben sich die Kenner und Kunstfreunde vergebens die Köpfe zerbrochen, und zwischen oberdeutschen und niederdeutschen Meistern ohne Sicherheit gerathen. Mag nun Urheber seyn, wer da will; er hat ein Ideal eigenthümlich festgehalten in der Wirklichkeit, und in Farben verkörpert; durch welche technische Behandlung, kann mir gleich seyn; ich überlasse dieß denen zu beurtheilen, die bey einem Gegenstande von solcher Idee nichts weiter, als das Technische sehen und am liebsten beurtheilen. Maria ist als regina coeli mit dem Diadem vorgestellt, welches einen feinen Schleyer sizt, der durchsichtig noch den hintern Theil des Gesichts verhüllt. Sie hält die Hände gefaltet und erscheint mit dem Ausdrucke der Ruhe als fromme, selige Mutter. Die blondgelben Haare, die rosige Farbe, die zarte Bildung des Gesichts, der ruhig geschlossene Mund, geben ihr ein ideales Daseyn. Das Unterkleid, welches schildförmig ausläuft, wird oben auf der Brust durch Schnüre leicht zusammengehalten. Um den Kopf läuft ein blauer electrischer Lichtschein, der wieder von Goldstrahlen umgeben ist. Blickt man nun das zweyte Bild, den Christus an, so sollte man kaum glauben, daß es mit jenem von einem und demselben Meister sey, so verschieden ist der Charakter der Darstellung — aber mehreres Aeußere weist ganz sicher darauf hin, daß eines das Seitenstück des andern seyn sollte — z. B. selbst der gleiche Schmuck der Gewänder. Jenes Bild verliert fast, wenn man den Christus in seiner Bestimmtheit und Hoheit anschaut, wozu auch wohl beyträgt, daß das Bild der Maria vielleicht durch Verwaschen etwas von seiner Farbe im Gesicht verloren hat. Im übrigen ist merkwürdig, daß das Bild des Christus auch nur in gewisser Entfernung erst diese Bestimmtheit erhält, und einen großartigen Totaleindruck hervorbringt, welchen man sobald nicht wieder verliert. Der Erlöser nämlich ist hier in seiner ruhigen Hoheit dargestellt. Sein Gesicht, fast en face, ist länglicht nach älterem Typus, und verbindet den

Ausdruck göttlicher Würde und Milde auf eine höchst eigenthümliche und seltene Weise. Das eine Auge erscheint fast etwas größer als das andre; der Blick aber kann ein wenig durch eine Ausbesserung am einen Auge modificirt worden seyn. Das Gesicht ist lebenswarm, das Blut tritt glühend aus dem Fleische hervor. Die Finger der rechten Hand, die man nicht ganz sehen kann, sind zum Segnen und Warnen aufgehoben, zur Linken sieht man das geschmückte Krucifix hervorragen, dessen vier Enden die Bilder der Evangelisten zieren. Die Arbeit an diesem Bilde ist frey und leicht; besonders ist der Uebergang des Kinns in den kurzen Bart äußerst leicht und glücklich behandelt, wie auch die Schattenparthien. Ist in jenem Bilde die Ahnung im weiblichen Charakter, so ist in diesem die Vollendung im männlichen, mit hohem Ernste dargestellt. Das leztere Bild machte einen solchen Eindruck, daß ein junger sinniger Künstler, Namens Gruner, der nächstens nach Mailand reisen wird, und sich zum Kupferstecher auszubilden entschlossen ist, den humanen Eigenthümer bat es copiren zu dürfen, und davon ein sehr gelungenes Abbild in Sepia lieferte.

(Der Beschluß folgt.)

Archäologische Literatur.

Description de quelques Peintures antiques qui existent au Cabinet du Royal Musée-Bourbon de Portici, du Chanoine André de Jorio etc.

(Beschluß.)

MDXXXVI Bacchus mit Thyrsus, zur Linken Silenos, zur Rechten Ariadne, gießt aus dem Kantharus auf das anspringende Pantherthier: ein Amorin hüpft zu Ariadne hin. Ein mit Fell bekleideter gehörnter Faun pflückt von einer ungeheuren, an einem Nagel aufgehängten Weintraube, und ein gleicher, dessen Beschäftigung sich nicht mehr ersehen läßt, befindet sich an der andern Seite des Gemäldes. — Vierte Mauer des 9ten Zimmers DCCCXLV. Eine männliche Figur mit Pansgesicht, in ein Pantherfell gehüllt, in der Linken ein Pedum, sizt auf einem Fels, die Rechte nach dem Gesicht hinwendend und in ernster, nachdenkender Stellung: ihm nähert sich ein junges hübsches Mädchen, einen Blattfächer in der Hand, geführt von einer kleinern, aber wie es scheint, ältlichern, weiblichen Figur, die das Pantherfell des Mannes in die Hand nimmt, vielleicht um ihn durch dies Zupfen aus seiner traurigen Stimmung zu reißen und auf den vielleicht sehnsuchtsvoll erwarteten Gegenstand der Liebe aufmerksam zu machen, denn darauf deutet wohl auch der Blick der jüngern, die schon lüstern seiner Anrede und seinem Empfang entgegenharrt. — MCCXLVIII Melpomene, in der Linken tragische Maske, in der Rechten Keule, ausdrucks- und würdevolle Zeichnung. — 11tes Zimmer 2te Mauer MDLXXIV. — Der schöne Narciß beschaut sich wohlgefällig im Wasserspiegel, Amor zu seinen Füßen: gegenüber auf einem Fels sizt eine weibliche Figur, einen Blumenkranz in den Händen. — 15tes Zimmer 2te Mauer. Zwey weibliche Figuren von ausgezeichnet schönen Gesichtszügen, sitzend, reichen einer Hirschkuh einen Zweig zu essen; daneben steht ein Korb mit Rosen und andern Blumen: bey zwey andern weiblichen Figuren auf demselben Bild ist der Kopf und ein großer Theil des Körpers völlig verlöscht. — 16tes Zimmer 3te Mauer DXLVIII. Hermes Agoraeos, mit Flügeln an Kopf und Füßen, den Caduceus in der Linken, in der Rechten den geldgefüllten Beutel. — Vier Kupfer, gelungene Copien antiker Gemälde, das Conzert, die zu Rath gezogene Dienerin, Penelope und Ulysses, Apollo, Chiron und Aesculap, schmücken diese auch dem Aeußern nach glänzend ausgestattete Schrift.

Neapel, 19. Mai 1825. P.

Pompeji.

Hr. Antoine Bibent, französischer Architekt, hat im Jahr 1822 vor dem lezten Ausbruch des Vesuvs, den Plan von Pompeji aufgenommen, und gibt denselben nun mit Supplementen heraus, welche die seitdem gemachten Ausgrabungen enthalten. Der Plan ist im Verhältniß von 3 Millimetres zum Metre, und bildet ein Parallelogramm von 4 Metres auf 2½ Metres, in 16 Blättern, gr. Adlerformat. Zur Bequemlichkeit der Liebhaber verkauft man auch ein Heft von 8 Blättern, groß Adlerformat (1ste Lieferung) begleitet von einer feuille d'assemblage, welche die Reduction des Ganzen auf ⅛ enthält und zum Wegweiser beym Besuch des Orts selbst dienen kann. Der Verf., welcher sein Werk in Rom hat stechen lassen und nun wieder nach Neapel zurückkehren wird um die Supplemente nachzutragen, will jedes Jahr die neuen Ausgrabungen liefern. Die 2te Lieferung wird die Aufrisse und Durchschnitte der einzelnen Straßen und Plätze und die vorzüglichsten Ansichten der Stadt enthalten. Vom 10. Mai 1825 an ist dieser Plan mit allen seinen Theilen bey dem Verfasser in Paris Rue Traversière St. Honoré Nr. 29, zu kaufen; der General-Plan in 16 Blättern, sorgfältig aufgezogen, 400 Fr.; derselbe in einem Heft von 8 Blättern, die Ausgrabungen enthaltend, 60 Fr.; die Reduction auf ⅛ in einem Blatt, den Generalplan und die Karte von den Umgebungen Neapels enthaltend, 15 Fr. In Abwesenheit des Autors kann man sich ans Bureau der Revue encyclopédique wenden.

Nr. 57.

Kunst-Blatt.

Montag, den 18. Juli 1825.

Nachrichten von den vornehmsten Gemälden in Sicilien.

Nur wenige Gemälde finden sich in Sicilien, die als besondere Merkwürdigkeiten, als ein genug bedeutendes, oder ausschließliches Eigenthum dieses Landes, zu einem ausführlichen Berichte auffordern: eins in Lentini, eins in Catania, zwey in Messina, und eins in Palermo.

Das erstere, eine Kreuzigung Christi von Tintoretto, ist, vielleicht wegen seiner Größe, dort fast am meisten berühmt. Es nimmt die ganze schmalere Wand der kleinen Capuzinerkirche, hinter dem Hauptaltare, ein, hat manche kunstreiche Gruppen, und ausgezeichnete Porträtdetails. Aber, mit der so großen Anzahl von Figuren, deren wohl hundert seyn mögen, wo die verschiedenen Gruppen sich den Vorrang bestreiten, gewährt es nur einen allmähligen Genuß durch Verweilen im Einzelnen, der mehr ein Gegenstand des Beschauens, als des Erzählens ist. Eben darum nimmt es als ein historisches Bild keinen hohen Platz ein, und wollen wir nicht dabey verweilen, indem es in Tugenden, wie in Fehlern, manche seines Gleichen hat.

Das Gemälde in Catania, oder vielmehr vor der Stadt, in der Kirche S. Maria di Gesù, etwa vier Palmen hoch, ist eine schöne Madonna, die sich als eine rein und schlicht, porträtartig, aufgefaßte zarte Jungfrau darstellt, bekleidet mit kirschrothem Unterkleide und blauem Mantel, auf einem mäßigverzierten hölzernen Throne sitzend. Das Kind, nackt, nur mit einem, kaum sichtbaren, Flor um die Hüften, ohne hervorstechenden Ausdruck der Miene, steht auf ihrem rechten Knie, und will so eben zu ihr aufsehen, indem es in der Rechten, die hinabhängt, einen Apfel hält, in der gegen die Mutter erhobenen Linken eine Blume, welche die Madonna mit der linken Hand empfängt, während sie das Kind mit der rechten unter dem Arme hält. Der Körper des Kindes scheint nach der Natur gemalt, und ist nicht ohne Härte der Umrisse. Unten auf dem Bilde ist in deutlichen gemalten Schriftzügen zu lesen: „Antonellus Missenius D'Saliba hoc pfecit opus. 1497. die 2° Julij." Diese Inschrift und das Gemälde, dessen ganzer Charakter das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bezeichnet, gewähren sich wechselseitige Bestätigung; die zeitgemäßen Schriftzüge lassen daher keinen Zweifel, daß der genannte Antonellus Missenius der Maler dieses Bildes gewesen, und man glaubt dort nichts Geringeres, als ein Werk jenes gepriesenen Antonello da Messina zu besitzen, der von Johann van Eyck die Oelmalerey lernte, und zuerst nach Italien brachte. Wir sind daher genöthigt, die chronologischen Untersuchungen in Erwägung zu ziehen, die Lanzi in seiner Storia pittorica dell' Italia über die Lebenszeit jenes großen Malers angestellt hat. Nach Vasari's Nachrichten nämlich könnte er dieses Bild nicht gemalt haben, weil er nach dessen Zeugniß nur 49 Jahr alt wurde, und Johann van Eyck, bekanntlich nur bis 1441 *) gelebt hat. Aber Lanzi macht es mit guten Gründen wahrscheinlich, daß Vasari über die Lebenszeit des Antonello, der ihm in Messina, in Flandern und Oberitalien, zu entfernt war, nicht gehörig unterrichtet gewesen, indem Ridolfi bezeugt, daß die Jahrszahlen auf Antonello's Bildern in Venedig mit dem Jahre 1474 anfangen, und mit 1490 enden. Hätte er also auch erst in van Eyck's leztem Lebensjahre die Oelmalerey von ihm gelernt, so müßte er als ein neun- bis zehnjähriger Knabe die Reise nach Flandern unternommen haben; welches sich schon mit der Angabe Vasari's nicht reimt, daß er vor dieser Reise, als ein geübter Maler, mehrere Jahre in Palermo und Messina seine Kunst getrieben habe. Wenn wir nun aus diesen Gründen die Lebenszeit des Antonello mindestens bis zum Jahre 1490 hinauszurücken genöthiget sind, so könnten wir ihm auch, ohne etwas Unglaubliches anzunehmen, noch sieben Jahre mehr gönnen, und ihm das vorliegende Madonnenbild zuschreiben: Leonardo da Vinci, Mi-

*) Neuere Untersuchungen haben gezeigt, daß Joh. v. Eyck erst 1470 gestorben ist. S. dessen Lebensgeschichte in der neusten Ausgabe des van Mander.

Anm. des Herausg.

chael Angelo und Tizian erreichten ein noch höheres Alter, als wir ihm hierdurch beylegen würden. Allein das Wort: D'Saliba, welches bey seinem Namen steht, lenkt unsere Vermuthungen auf einen andern Antonello, aus Messina gebürtig, der von Lanzi, mit dem Familiennamen Rosaliba, in einer Anmerkung am Schlusse des Capitels über die Epoca prima der neapolitanischen Schule, als ein „pittore grazioso" erwähnt wird. Woher ihm diese Notiz zugekommen sey, hat er nicht angeführt; doch finden wir keinen Grund sie anzufechten, und sehen uns um so mehr genöthigt, die frühere Vermuthung, daß dieses Madonnenbild von dem ersten Antonello sey, zu verlassen, da es nach dem Lanzi'schen Inder eine Malerey des Rosaliba aus dem Jahre 1505 gibt: bis zu diesem Jahre aber die Lebenszeit jenes Antonello auszudehnen, scheint zu gewagt. So sorgfältig wir auch jene Inschrift copirt haben, so konnte es doch, bey irgend einer Eigenheit, die in Namenszügen selten sind, leicht geschehen, daß die erste Sylbe des wenig bekannten Namens Rosaliba sich abweichend darstellte. Fueßli gibt dem Antonello von Messina den Familiennamen Mamertini, Vasari kennt weder diesen, noch einen Rosaliba. — Zeichnung, Colorit und Behandlung unsres Bildes erinnern lebhaft an den florentinischen historischen Styl, allenfalls an die bessern Werke eines Lorenzo di Credi, und, so wie diese, möchte man es sehr bedeutend, aber nicht eminent nennen können.

Von den bemerkenswerthen Gemälden in Messina ist das eine ein Altargemälde in der kleinen Kirche della Madonna dell'Alto Basso (Confraternità dei Barbieri), welches dem Polidoro da Caravaggio zugeschrieben wird. Wenn gleich durch die Zeit, und vielleicht Verwahrlosung, alle Harmonie desselben verloren gegangen, und eine grünlich-gelbe Patina die Carnation verändert hat, so zeigen doch noch kostbare Ueberbleibsel dieses Kunstwerks im wahren historischen Styl, jenen heitern, tüchtigen und reichen Schüler Raphael's, der ihm in mehreren seiner Hauptzüge von allen vielleicht am nächsten kam. Der Gegenstand ist die Anbetung der Hirten. Die Figuren erscheinen fast lebensgroß. In Beziehung auf Composition kennen wir bessere Werke von ihm: sie ist, bis auf die Gruppe der Hirten, etwas zerstreut, und die gerade Linie von der rechten Schulter der Madonna, welche, ein weißes Tuch erhebend, das Christuskind sehen läßt, bis zur linken des heil. Joseph, nicht angenehm; aber die Zeichnung des Nackten sowohl, wie der Gewänder, des Meisters und seiner großen Zeit würdig. Die Madonna ist jungfräulich; ein zarter, ergebener Schmerz liegt in ihren Mienen. Joseph erinnert an manche von Raphael. Alles auf's Aeußerste ausgeführt; auch die Köpfe des Ochsen und Esels in ihrer vollkommensten Natur. Im Hintergrunde, wo eine Landschaft vor Flecken kaum zu erkennen ist, sieht man die drey Könige nahen. Zur Seite deutet eine Architektur die Wohnung Josephs und der heil. Mutter an. Auf dem Querstabe, welcher den beyden canellirten jonischen Säulen derselben zum leichten Architrav dient, sitzen in mannichfaltigen Stellungen sechs bekleidete musicirende Engel, von denen ein harfenspielender und ein herabschauender wahrhaft raphaelisch sind; auch sie sind freylich durch Flecke beschädigt. Von einem betenden schönen Jünglinge zur Seite des Bildes wird erzählt, er stelle jenen Schüler (nach Vasari ein Diener, Garzone) Polidors vor, der bekanntlich sein Mörder war. Man gibt ihm dort den Namen Torno (den Vasari nicht hat) und behauptet, er sey zu dieser schrecklichen That durch die geringe Summe von funfzehn Scudi verleitet worden, die er im Namen seines Meisters eingenommen. In der Lanzi'schen Kunstgeschichte kommt er mit dem Namen Tonno vor, und wird unter die bedeutenden Schüler Polidors gesezt. Vasari erzählt von dieser Mordthat, der junge Mensch habe seinem Wohlthäter das zur Rückreise nach Rom aus der öffentlichen Bank zurückgenommene Geld entwandt und ihn Nachts im Bette erdrosselt. Dieser Schriftsteller gedenkt übrigens unter Polidors Werken in Messina nur eines Tafelgemäldes, nämlich der Kreuztragung Christi. Aus der rühmlichen Erwähnung dieses großen Werks ist indessen wohl nur zu schließen, daß es sein vornehmstes Oelgemälde gewesen, und brauchen wir an der Existenz eines andern, ja noch mehrerer von seiner Hand, nicht zu zweifeln, da dieser auch wegen seiner Leichtigkeit so sehr gerühmte Künstler eine Reihe von Jahren in Messina lebte, nachdem ihn die Kriegsnoth aus Rom, und der Hunger aus Neapel vertrieben habe. Was für ein Schicksal jenes größere Bild gehabt hatte, ist schwerlich bekannt, und so dürfte diese Anbetung der Hirten als einzig in der Art dastehen, selbst wenn wir der Angabe Lanzi's folgen dürfen, dieses Gemälde sey von einem Schüler Polidors, Deodato Guinaccia, gleichsam seinem Giulio Romano, nach seinem Tode vollendet worden; sie entbehrt aber einer bestätigenden Autorität, da Vasari schweigt, und er die seinige nicht nennt. Auch müssen wir hier erwähnen, daß das wenige Seiten vorher angeführte Gemälde in der Dom-Sacristey zu Messina „del più puro rafaellesco stile" sich nicht dort findet.

Einzig in seiner Art scheint ebenfalls ein anderes Altargemälde in Messina zu seyn, eine Darstellung des Christuskindes im Tempel in der Chiesa della Candelora, von 24 Palmen Höhe und über lebensgroßen Figuren. Der Hauptfiguren sind fünf und zwanzig. Die Worte: Hieronymus de Alibrando Messanus faciebat auf einem zu den Füßen gemalten Blatte, und die Jahrszahl 1512, die sich auf einem Täfelchen an einer Säule befindet, geben den Meister und die Zeit zu erkennen. In Messina

gilt dieser Hieronymus für einen Schüler des Leonardo da Vinci. Nach den Nachrichten, die Lanzi in einer Anmerkung zum Andrea di Salerno gibt, würde er der Raphael von Messina genannt, wäre ein Schüler des Antonello gewesen, der in Venedig die Freundschaft des Giorgione erworben, und von da nach Mailand in die Schule des Leonardo gegangen. Dann soll er zugleich mit Leonardo (im J. 1499) Mailand verlassen haben, um in sein Vaterland zurückzukehren, zuvor jedoch Raphael's und Correggio's Bekanntschaft gesucht haben. Lanzi bemerkt richtig, daß jene noch zu jung waren, um Alibrandi's Aufmerksamkeit zu erregen. Uebrigens stimmt seine Nachricht, daß Alibrandi um 1514 nach Messina zurückgekehrt sey, nicht mit der Jahrszahl dieses Bildes (1512) zusammen, vor dessen Beendigung wenigstens noch ein Jahr der Arbeit gerechnet werden müßte. Es bleibt demnach ungewiß, in wie fern Raphael oder Correggio auf seine Bildung eingewirkt haben. Die in diesem Gemälde herrschende Art zu zeichnen und aufzufassen, die edlen Motive, die zarte Farbenbehandlung, geben in der That einen Künstler zu erkennen, der sich in den Leonardo da Vinci tief hineingedacht hatte, und zeigen die Blüthe des historischen Styls; unter Leonardo's Schülern aber ist er nicht aufgeführt, Vasari gibt keine Biographie von ihm, Fueßly kennt ihn nicht. Bey jenen vortrefflichen Eigenschaften ist dennoch ein Streben nach Schönheit, als ein Zwang, sichtbar, der auch Uebertreibung in Bewegungen hervorbrachte, und wovon der Grund entweder in einer unselbstständigen Ergebung in die Manier des Vorbildes, oder in einem unvollkommenen Schönheitssinne, oder in der Sucht nach dem Neuen, zu suchen seyn möchte. Hierhin gehört eine, wenn auch edel gezeichnete, Mutter im Vorgrunde, welche mit einem Säuglinge im Arm, zweyen Knaben steuert, die sich um ein Schaaf prügeln, eine Scene, die unbilliger Weise die erste Aufmerksamkeit auf sich zieht, zumal da diese Figuren, als die nächsten, die größten sind. Die Gruppe zur Rechten der Hauptscene enthält schöne Gestalten, unter denen sich ein inbrünstig hinblickender Jüngling auszeichnet. Ueberhaupt sind alle Köpfe voll Gehalt und Bedeutung, ganz besonders das Porträt des Malers am linken Ende des Bildes, mit einer dunkelrothen breiten Sammtmütze von bizarrer Form. Die Madonna ist eine sittsame Jungfrau, die eben Mutter geworden, also auch hier ein Charakterzug der großen Zeit christlicher Kunst, — das Christuskind, das sie dem Hohenpriester übergibt, vortrefflich gezeichnet, neu und voller Grazie, wenn gleich auch hier die Absicht, das Schöne hervorzubringen, nicht ganz verborgen bleibt. Die Wahl und Anordnung der Farben zeigt Studium, Verständniß und Farbensinn. In Beziehung auf Carnation möchte man die überwiegenden grünlich-grauen Tinten hinwegwünschen; aber der Sinn des Ganzen, der hohe Grad von Naturgefühl und die äußerst zarte Modellirung erheben die Seele über die sinnliche Wahrheit des Colorits; kurz hier ist toskanisch-historischer Styl, der nicht etwa, wie der venetianische, der Sinnlichkeit entgegenkommt, aber durch Hoheit der Bedeutung desto sicherer zur Seele dringt. Der Farbenton im Ganzen nähert sich dem der Gemälde, welche man von M. Angelo, Pollajuolo, Ghirlandajo, Sebastian del Piombo u. A. aus dieser Schule in Sammlungen antrifft, und die grünliche Präparation, die wir in unvollendeten Sachen dieser oder ähnlicher Meister sahen, erklärt den Ton des vorliegenden Werks. Die Trockenheit der Formen und das Glanzlose des Ganzen machen den Eindruck von Wasserfarbe; und wenn zu Vasari's Zeit, wie in der Lebensbeschreibung des Antonello von Messina, und am a. O. zu lesen ist, über manche Gemälde gestritten wurde, ob sie mit Oel- oder Wasserfarben gemalt waren, so wird es erlaubt seyn, dieses auch bey unserm Gemälde unentschieden zu lassen. In kleinen Brüchen schien sich übrigens eine Präparation von gypsartiger Masse zu zeigen. — Ein großer architektonischer Bogen von gemischter Ordnung gewährt einen Durchblick in die Landschaft, die einen reichen Hintergrund bildet, aber gelitten hat. Aus der Höhe eines Hauses wird dort ein Kind herabgeworfen. Hiermit contrastiren mehrere Gruppen entfernterer Figuren, die zum Theil verdorben sind, welche die Festlichkeit des Tages anzudeuten scheinen. An den Seiten des Bogens, in der Höhe sieht man als Verzierungsfiguren in Chiaro-oscuro, schwebend, David und einen andern Patriarchen ohne Attribut, welcher Moses zu seyn scheint. Der Totaleindruck des Werks gibt zu erkennen, daß dieser edle Künstler sein Leben der Kunst dargebracht hatte; und der Genuß, den seine Ueberbleibsel uns gewähren, wird uns noch jezt in der Idee erhöht, indem wir in Lanzi's Nachrichten finden, daß Polidor aus Liebe zu diesem Bilde eine Abnahme vom Kreuze auf eine Leinwand in Wasserfarben malte, und es mit dieser kostbaren Hülle den Nachkommen übergab. Diese Leinwand ist nicht mehr da.

Die erfreulichste jener Kunsterscheinungen zu erzählen, haben wir bis zulezt aufbewahrt: es ist ein kleineres Oelgemälde von etwa zwey Fuß Höhe, ein wahrer Juwel an Composition, Zeichnung, Farbe, Schönheit in heiterm religiösem Geiste, Harmonie und Erhaltung; ein Altarstück mit Flügeln, so daß der Gegenstände drey sind, und der mittlere die doppelte Breite eines jeden der Seitengemälde hat. Die Madonna, unter einer reich ausgeführten gothischen Architektur, hat das Christuskind links vor sich auf dem Schooße, und ist von musicirenden geflügelten Engelkindern umgeben, sitzend oder schwebend, wie die Anmuth, die den Maler bey diesem Gedichte von himmlischer Heiterkeit beseelte, es ihm eingab: drey fu-

gen aus einem Buche, einer bläst die Flöte, einer spielt sitzend die Laute, ein anderer, der Madonna zur Linken, kommt gelaufen und bringt dem Christuskinde eine Blume, eine solche die auf deutsch Stiefmütterchen, auf französisch Pensée heißt. Die beyden Spieler sind nur leicht mit den Zierden der Flur angethan, die übrigen mit leichten Bekleidungen von wechselnden Farben — alle haben farbige Flügel. Keiner ist da, der nicht eine vollkommene Miniatur wäre, vom Kopf bis auf die Zehe. Ihre Züge, Gestaltung und Miene sind durch Kindlichkeit schön. Eben so das Christuskind, durch die Blume aufgeregt, die es vom Engel empfangen soll, und sinnend, als steige eine Ahnung, zugleich des jüngstverlassenen Himmels, und der irdischen Zukunft, in seiner göttlichen Seele auf. Die Madonna, die wir mit deutschem Ernst auf das Kind hinblicken sehen, ist in rothem Kleide und rothem Mantel, mit einem weißen Schleyer von luftigem Gewebe auf dem Haupte, unter dem eine Perlenkrone auf der Stirne durchscheint. Alle haben blondes Haar. Nirgends ist ein Heiligenschein. Kein Körnchen Gold angewandt, aber der klare Glanz der Farbe scheint überall Gold zu verhehlen, und selbst die warm-braune Architektur. In einiger Entfernung hinter der Hauptscene ist eine gothische Kirche; weiterhin ein laubbewachsener Berg, mit einem Flusse und Häusern, und eine blaue Ferne. Rechts der Madonna im Hintergrunde ein vermummter Mann, am Stabe gehend, links eine weibliche Gestalt. Nirgends läßt die Perspective Kleinheit oder Größe wünschen oder vermissen, nirgends den zierenden Schleyer der Luft. Derselbe Geist, dieselbe Meisterschaft und Ausführung waltet in den beyden Nebenstücken: rechts dem Hauptgemälde die heil. Catarina, links die heil. Rosalia oder Rosa. erstere sitzend, in blauem Aermelkleide, mit weißem Mantel, dessen Schatten ins bläuliche spielen; neben ihr ein schöner Knabe, der auf ihrem Schooße in einem Buche lächelnd blättert, während sie einen Ring in der Rechten hält und betrachtet. Schöne Landschaft im Hintergrunde. Die heil. Rosa, ebenfalls sitzend, in hellgrünem Kleide mit changeant-violetten Aermeln, und einer gewundenen weißen Hauptbedeckung, die hinten hinabflattert. flicht weiße und rothe Rosen, die in ihrem Schooße liegen, um einen breiten, hölzernen Reif; ein Engelchen, in rothem Hemde mit Aermeln, reicht ihr die Rosen dazu. In ihr scheint die ganze Schönheit versammelt, die in den drey Bildern umher gestreut ist. Im Hintergrunde ein gothischer Brunnen, wo sechs Genien das sprudelnde Wasser schöpfen, noch weiter hin ein Schloß auf einem Berge, und ein Waldhügel etwas näher. — Ueberall leuchtet ein jugendlicher Dichtersinn, der diese Himmelsgestalten sich zu Worten der Erzählung genommen, überall sein reines Farbengefühl, innigst vertraut mit der gestaltenden Kraft, von der Dichtung beseelt und von der Natur selbst, so scheint es, unterrichtet, den Pinsel in ihre Blumen zu tauchen, und die Farben nur so viel zu dämpfen, als sie selbst es thut, um stark, aber milde zu uns zu reden.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Leipzig.

(Beschluß.)

Hr. Kunsthändler Pennauer aus Wien zeigte uns ferner einige Landschaften des Malers Mösmer in Wien, zum Theil nach der Natur mit gewandtem Pinsel gemalt, allein ein wenig geleckt.

Die Schenck'sche und die Weiß'sche Kunsthandlung besuchten die Messe dießmal nicht.

Neu und gesucht waren unter den Kupferstichen Longhis neuester Stich, von welchem schon in diesen Blättern die Rede gewesen, und die von Heß gestochene Anbetung der Könige von Eyck (aus der Gallerie von Schleißheim), so wie Claude's Mittag von Haldenwang, ein vortreffliches Blatt. Die Frauenholzische Kunsthandlung zeigte uns zwey kleine Oelbilder von Klein in Nürnberg; nämlich einen Kosakenposten und ein Thierstück, und einige Handzeichnungen desselben, sämmtlich von treuer Zeichnung; ferner einige Handzeichnungen von Molitor, und mehrere neue Stücke von Desnoyers.

Auch in dieser Messe war die Kunstsammlung des Hrn. Geh. Finanzraths und Generalconsuls Campe fremden und hiesigen Kunstfreunden geöffnet. Zwey Landschaften mit Vieh (Schweitzergegenden) von dem wackern Kunz in Carlsruhe wurden unter den neuern Stücken, welche man hier sah, wegen ihrer Klarheit und anmuthigen Treue von allen Fremden ausgezeichnet. Vor Kurzem sahen wir in dieser Sammlung auch den Prospect von Brügge, welchen Quaglio für den Eigenthümer gemalt hat, und der sich auf der Ausstellung in Paris befand (vergl. Kunstbl. Nr. 30. S. 119); eine treffliche naturwahre Schilderung, in welcher auch wir nur den Wiederschein der Häuser im Canal zu stark fanden. Zum ersten Male wurde die hiesige Kunstausstellung während der Ostermesse eröffnet. Mit Vergnügen bemerkte man in derselben die Fortschritte mehrerer Zöglinge im Zeichnen. Unter den Arbeiten, welche Künstler zu dieser Ausstellung beygesteuert hatten, zeichneten sich vor allen die von mir vor Kurzem beschriebenen Cartons von Jul. Schnorr, nebst zwey Porträts seines Vaters, des Directors der Akademie, durch Treue und Bestimmtheit der Zeichnung aus. Derselbe hatte auch eine Scene aus Klopstocks Hermann geliefert. Drey Zeichnungen voll feiner Individualität und Lebendigkeit (Mengs Selbstporträt; Brandel; und des Grotius Secretär nach einer schönen Handzeichnung, welche Hr. Proklamator Weigel besitzt) gehören dem früher genannten Hrn. Ludwig Brunner an. Ferner war die Ansicht von Töplitz von einer Anhöhe, in Oel gemalt von dem tüchtigen Landschafter Goldstein zu sehen. Der Standpunkt war von dem Liebhaber, der dieß Bild bestellt hatte, gewählt; sonst gibt es noch Standpunkte, von welchen sich die Umgebung weniger kahl ausnimmt. Die Copie der Madonna della Sedia von Hrn. Demiany aus Dresden, von dem wir vor einiger Zeit in Dresden auch das gelungene Porträt seiner Schwester sahen, hat vielen Beyfall gefunden. Derselbe arbeitet jezt bey uns mehrere Porträts; ebenso Hr. Carl Tischbein, der vor Kurzem hier angekommen ist.

Wendt.

Nr. 58.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 21. Juli 1825.

Nachrichten von den vornehmsten Gemälden in Sicilien.

(Beschluß.)

Die Aussenseite des geschlossenen Gemäldes zeigt uns, bezüglich auf den Erlöser, eine Darstellung des Sündenfalls, welche durch wohlüberdachte Behandlung sogleich ihre allegorische Eigenschaft erkennen läßt, aber leicht manchen hundert und tausend Gemälden in prangenden Rahmen vorgezogen werden würde: die Farbe soll hier nicht hervortreten, soll nicht gefühlt, sondern geahnet werden, ein grauer Ton ist durch und durch herrschend, dennoch nirgends eine Nachlässigkeit. Es ist ein Blick ins Paradies im Augenblicke der Verfinsterung. Adam und Eva, beyde unbekleidet, jener mit dem rechten Arm auf die linke Schulter der Eva gestützt, streckt die linke Hand nach dem Apfel aus, den die Schlange ihm reicht; die Eva hat den übrigen schon genommen und hält ihn in der rechten. Beyde Gestalten zusammen bilden eine vortreffliche Gruppe unter dem Schatten dichter Bäume. Das Nackte ist für die Zeit von vorzüglicher Weichheit. Im Hintergrunde, diesseits einer Arkaden-Architektur von mehreren Stockwerken, sieht man die Vertreibung der ersten Aeltern aus dem Paradiese, worin ein Lowe noch ruhig wandelt und ein Hirsch grafet.

Wer ist nun der Meister dieses schönen Bildes, auf welchem keine Stelle zu finden ist, die nicht von der liebevollsten Ausführung zeugte, und wo keine spätere Hand irgend eine Mackel verdeckend, eine andre hinzugetragen hat? Der Eigenthümer, Prinz Malvagna, von einem der vornehmsten Geschlechter in Sicilien, wußte keine andere Nachricht zu geben, als daß man dort zwischen Albr. Dürer und Gerhard Dow in Zweifel, und das Gemälde in früherer Zeit für 30,000 Franken gekauft, ein Fidei-Commiß der Familie sey. Unter den versammelten Beschauern wurde bald auf Albr. Dürer, bald auf Lucas v. Leyden gerathen. Doch bald schien die Harmonie des Ganzen für Dürer zu vollkommen, bald die Schönheit, besonders der heil. Rosa, für Luc. v. Leyden von zu hoher Zartheit. In dem architektonischen Bogen wollte man ein D. gelesen haben, aber wir konnten es nicht finden. Am Rande der Stufe, auf welcher die Füße der Madonna ruhen, ist eine verschlungene Schrift zu erkennen, eine ganze Zeile, in welcher wir einige Buchstaben und das Wort: „Gott" wahrnahmen. Da dieselbe aber für einen religiösen Spruch zu halten war, so mußte ihre Entzifferung bey Kürze der Zeit unvollendet bleiben, weil die zu einem Besuche bey dem dortigen Prinzen Trabia verabredete Stunde schon zum Theil verflossen war. Dieser Besitzer sehr interessanter Alterthümer und einiger guter Gemälde, theilte nachher seine Meynung mit, daß jenes Gemälde der Familie Malvagna ein Werk des Mabuse sey, und leider vereitelte die zu nahe Abfahrt des Dampfschiffs nach Neapel den Wunsch, die interessante Forschung über den Namen des Malers fortzusetzen.

Außer diesen Kunstmerkwürdigkeiten gibt es noch manche Gemalde von Verdienst an verschiedenen Orten von Sicilien, unter andern von Caravaggio, der sich in Sicilien bekanntlich eine Zeitlang vor einer Verfolgung verbarg, zwey in der Capuzinerkirche in Messina, ein anderes, doch sehr verwahrlostes, in der Johanniskirche vor Marsalla, ferner eine schöne Madonna von Guido Rheni im Dom zu Girgenti, und einige vorzügliche Gemälde aus verschiedenen Schulen in der Sammlung des Prinzen Trabia in Palermo, welche von Reisenden keineswegs außer Acht zu lassen ist: ingleichen Einiges in den öffentlichen Museen von Palermo und Messina. Und noch mehrere Gemälde von Bedeutung würden dem in Sicilien zu sehr mit Alterthümern beschäftigten Reisenden, selbst bey einem nur zweymonatlichen Aufenthalt zu Gesichte kommen, so viele auch ins Ausland gebracht, oder durch Erdbeben zerstört seyn mögen, wäre nicht der Geschmack an der Malerey auf zu wenige Personen eingeschränkt, denen früh genug zu begegnen man nicht immer glücklich genug ist. Aber, so wie man im Ganzen viel Unkunde in Beziehung auf Malerey jezt dort antrifft, so scheint diese Kunst niemals in Sicilien eigentlich einheimisch gewesen zu seyn. Kein einziges ausgezeichnetes Fresco-Gemälde aus guter Zeit ist uns dort

gezeigt worden; öffentliche und Privatsammlungen sind arm, und die wenigen Gemälde daselbst nicht nur ein Gemisch von Gutem, Halbgutem und Schlechtem, sondern auch das Bessere durch ungeschickte Restaurationen zum Theil noch verderben. Oeffentliche Sammlungen sind nur in Palermo, Messina und Syrakus, die ersteren geringfügig, die leztere kaum nennen; in Catania ist man Willens, eine solche zu stiften. Die Forschungen nach einer sicilianischen Schule haben unter diesen Umständen zu sehr geringen Resultaten geführt, welches sich übrigens schon nach den Nachrichten der Schriftsteller nicht anders erwarten läßt. Lanzi, der in seiner Einleitung zum Capitel über die neapolitanische Schule den Mangel an Nachrichten über die sicilianische beklagt, hat die sicilianischen Maler, ohne der dortigen Kunst einen eigenen Abschnitt zu widmen, nur in einer spätern Ausgabe durch angehängte Anmerkungen abgehandelt, aus Quellen schöpfend, die er großentheils verschweigt. Drey Männer nennt uns die Geschichte, welche durch unmittelbaren Einfluß auf die Ausbildung der sicilianischen Malerey vorzüglich einwirkten, einen Eingebornen — Antonello da Messina, und zwey Ausländer — Polidor und Mich. Ang. da Caravaggio. Jener übte seine Kunst, nach einer Bildungszeit in Rom, einige Zeit im Vaterlande; dann verließ er es auf immer, und starb in Venedig; diese blieben nur so lange in Sicilien, als es die Nothwendigkeit forderte. der zänkische Caravaggio nur so lange, als dieses Land ihm zum Schlupfwinkel diente, und starb in Rom; dem Polidor, schon zur Rückreise bereit, wurden durch seinen Mörder alle irdischen Entwürfe vereitelt. Kann man sich der Folgerung erwehren, daß es in einem Lande, welches sie nicht zu halten vermochte, den Malern nicht wohl war, daß sie dort den Geist der Kunst, die Bedingung ihrer Existenz, vermißten? Auffallend ist freylich ein solcher Gegensatz der neuern Zeit mit dem Alterthum, welches in Münzen, Vasen und Tempeln so hohe Denkmäler einheimischen Kunsttalents hinterlassen hat; aber von bedeutenden Werkstätten in der großen Zeit christlicher Kunst sagt die Geschichte wenig oder nichts. Polidor soll eine Malerschule in Messina errichtet haben; doch sehen wir keine Resultate derselben — und warum sollte er glücklicher gewesen seyn, als die übrigen Schüler des großen Raphael, der zwischen aufstrebenden und sinkenden Jahrhunderten als der Hochpunkt dastehen sollte? Auch Annibal Caracci's und Domenichino's Aufenthalt in Neapel, wenn gleich sie durch jene unwürdigen Cabalen eines Corenzio, Spagnoletto u. A. bald wieder vertrieben wurden, blieb nicht ohne Einfluß auf die nahe gelegene Insel; mehrere ihrer Jünger werden als Stifter von Maler-Akademien in Messina genannt, gleichwie die der neapolitanischen Maler Salvator Rosa, Luca Giordano, Solimene. Aus einer derselben mag der in Palermo berühmte Monrealese, ein Zeitgenosse des Salvator Rosa und Luca Giordano, von welchem wir unten noch Einiges anführen, hervorgegangen seyn. Solcher Unterricht zur Zeit der allgemeinen Abnahme, wo die Kunst nicht mehr den gehaltreichen Stoff frischer Nationalkraft zu verarbeiten hatte, konnte wohl keine große Früchte tragen. Auch hatte dieses Treiben nicht den Vortheil der Ausübung ungemischter Maximen, welche ihr zu allen Zeiten so wohl gethan hat; denn die Lehrer waren im Auslande gebildet, bald in Rom, bald, und häufiger in Venedig, sey es nun, daß diese Seestadt den Insulanern auf dem Wege des Wassers zugänglicher war, oder daß Uebereinstimmung in National-Charakterzügen das Gleiche dem Gleichen gesellte. Andere gingen nach andern Orten. Daher die mancherley Anlässe, die aus den Werken sicilianischer Maler entgegensprechen, welche bald an dieses, bald an jenes Vorbild erinnern, und eben dadurch an der Stärke einer einheimischen Saat der Kunst zweifeln lassen. Dem Kenner der Kunst sind diese Thatsachen genug, um sich von dem Gehalt und Wesen der zahlreichen Gemälde in den Kirchen Siciliens eine Idee zu bilden, und um nicht allzu Großes sich davon vorzustellen, so viel auch mancher der dortigen Künstler bey seinen Zeitgenossen gegolten hat, und so hoch, nach diesem Maaßstabe, mancher in Kunstgeschichten angeschlagen ist. Aus den dortigen Sammlungen haben wir von dieser Art vornehmlich folgendes notirt: In dem Museum zu Palermo findet sich von sehr alten Gemälden eines, welches etwa in das Jahr 1300 zu setzen seyn wird, von heiligem Inhalte, woran aber kaum etwas zu loben ist. Man schreibt es einem Maler, Namens Vigilia zu, den man den ältesten Palermitanischen nennt; die bekannten Biographen erwähnen ihn nicht. In eben die Zeit dürfte ein bedeutend größeres von mehreren Abtheilungen fallen, welchem in einem Vorraume der Kirche S. Antonio, in Trapani, ein Raum an der Wand gegönnt ist. Es ist a tempera auf Goldgrund gemalt, und hat, besonders in Köpfen, bey weitem mehr Gehalt, als das vorerwähnte. Ueber Jahrszahl und Namen ist nichts zu finden. Weiter haben wir der Geschichte der sogenannten sicilianischen Schule, das oben Beschriebene ausgenommen, in Werken nicht nachspüren zu können, bis zum Zeitalter der Caracci und Domenichino. Der leztere scheint es vor Allen zu seyn, welcher, um sich so auszudrücken, einige sicilianische Pfropfreiser zum Wachsthum gebracht hat. Unter ihnen ist einer der geschätzten Antonio di Catalano il Giovane (der Aeltere dieses Namens wird unter Polidor's Kunstnachkommen gezählt) von welchem im Museum zu Messina ein Gemälde, die Begegnung des heiligen Placidus mit seinen Geschwistern darstellend, gezeigt wird. Die gemeine Meynung, er sey ein Schüler des Domenichino, findet Unterstützung

in diesem Gemälde. Lanzi gibt ihm nach seinen Nachrichten einen andern Lehrer. Hat dieses Werk gleich durch ungeschickte Restauration sehr gelitten, so sieht man doch darin an mehreren individuell aufgefaßten Naturen, daß er zur Selbstständigkeit gekommen sey. Noch bedeutender ist der bekannte Antonio Ricci, ein geborner Messineser, genannt Barbalunga, von dem auch in Rom Werke sind, und der im J. 1649 im 49sten Lebensjahre gestorben seyn soll. Auch ihn kann man im Museum in Messina kennen lernen, so wie einen Bernardino Siciliano, genannt il Santo, weil er nur heilige Gegenstände gemalt haben soll. Dieser Beynamen scheint auf ein im Ganzen mehr profanes Kunst-Treiben hinzudeuten. In Lanzi's Nachrichten ist er nicht aufgeführt. Auch er malte im System des Domenichino. Der Hauptstolz der Sicilianer aber, insonderheit der Palermitaner, ist Pietro Novelli, genannt il Monrealese, nach seiner Vaterstadt Monreale, vier Miglien von Palermo. Ihn kann man nur in Sicilien kennen lernen, weil er sein Vaterland nie verließ, und Werke von ihm sich schwerlich außerhalb finden. Jede Hauptstadt von Sicilien besitzt Gemälde von ihm, Palermo die meisten, und einige der besten die dasige Academie; besonders aber werden die Fremden auf ein Fresco-Gemälde im Pallast des Erzbischofs von Monreale aufmerksam gemacht. Dieser Künstler, dessen Talent, Bescheidenheit und Thätigkeit gleich gerühmt werden, blühte um die Mitte des 17ten Jahrhunderts. Bedeutende Anlagen sind in seinen Werken unverkennbar; aber historischen Styl kannte er nicht; auch ist er mehr Charakteristiker als Componist; war dieses mehr Folge seiner natürlichen Anlagen, oder fand er dazu Anlaß in den Werken des Caravaggio und Spagnoletto, die, während sein Vaterland ihm weder Schule, noch gleichzeitige Lehrer von Bedeutung anwies, seine Vorbilder gewesen sind? Daß er jenen sehr geschickt nachgeahmt habe, sagt sein Biograph; sonst würde man ihn, nach dem Charakter der meisten seiner Werke, eher unter die Kunstnachkommen der Caracci von eklektischer Art zählen, mit merklicher Neigung zu der Art des Spagnoletto. Und so gehört auch er zu denen, bey welchen bald die Technik, bald das Charakteristische im Einzelnen die Hoheit des Sinnes der Kunst überwiegt, die Bravour gar oft die Kunst gleichsam überschreit, indem die Zeit an Gehalt sich verringerte.

Wir können diese Bemerkungen nicht beschließen, ohne des Doms von Monreale zu gedenken, welcher gewiß unter die herrlichsten Gotteshäuser gehört, in denen christlicher Geist die Verhältnisse erfand, und die Ausführung leitete. In der ganzen Länge des Schiffs und den beyden Säulengängen auf den Seiten wandelt man unter den großartigsten Darstellungen aus der heiligen Geschichte vor und nach dem Erlöser, in einem Mosaik ausgeführt, welches in ganz Italien schwerlich seines Gleichen hat. Die hier waltende gothische Baukunst von gemischtem Styl, in dem frühsten normannischen Zeitalter vielleicht unter Einwirkung maurischer Architekten vollführt, jene Mosaiken aus einer Kunstepoche, von welcher so wenig bekannt ist, welch' ein reicher Stoff der Betrachtung, Forschung und Belehrung — und nur wenig ist bis jezt davon bekannt gemacht.

Rom, im April 1825.

A. K.

Römische Ausgrabungen.

Nach achtmonatlicher Dauer sind die in den Thermen des Karakalla geführten Arbeiten beendigt. Wenn fast alle römischen Ausgrabungen noch bis auf den heutigen Tag für Raubgrabungen gelten können, denen es auf die ursprüngliche Gestalt des durchwühlten Bodens so wenig ankommt, als auf die ehemalige Bestimmung und Erscheinung entdeckter Denkmäler, so wird es jenen, wie wenig andern zum Ruhme verbleiben, daß ihr Unternehmer, der Hr. Conte Velo aus Vicenza, trotz sehr mäßiger Aussichten, den gewöhnlichen Hindernissen von Seiten der Behörden und der verhältnißmäßig geringen, von absichtlicher Verwüstung äußerst zerstückelten Ausbeute, in regelmäßiger Durchsuchung und sorgfältiger Beobachtung des Bodens das Möglichste geleistet hat.

Die neugewonnene Kunde über die ursprüngliche Gestalt jener kolossalen Trümmer der Cäsarenpracht wird gleichzeitig von zwey geschätzten Architekten, dem Hrn. Antonio de Romanis und dem Hrn. Blouet, Pensionär der französischen Akademie, bearbeitet. So darf das Publikum in irgend einer Gestalt eine Belehrung erwarten, die, wenn nicht an Allseitigkeit, doch gewiß an Gründlichkeit des geistreichen Piranesi nie fehlende Auskunft überragt. Nachdem auch in diesen Blättern von den erwähnten Ausgrabungen mehrfach die Rede gewesen, begnügen wir uns mit folgenden allgemeinen Erinnerungen an die Hauptergebnisse derselben.

Durch die Entdeckung der beyden großen Mosaike mit gymnastischen Vorstellungen (Kunstbl. 1824. Nr. 56.) erhielt der räthselhafte Plan des Gebäudes wenigstens für die beyden großen südlichen und nördlichen Räume eine entscheidende Aufklärung; der Zweck ihrer kolossalen Nischen und des angrenzenden mit minder zierlichem Mosaik bedeckten Hofraumes mußten die Spiele der Palästra seyn, die ein Stadium in dem langen westlichen Raum nicht ausschlossen. Aber auch die drey Hauptabtheilungen, die von Osten nach Westen den Mittelpunkt des Ge-

bäudes bilden, liegen nun klarer vor Augen. Der ungeheure gegen die Mitte von drey Portalen begrenzte Saal der östlichen Seite, seit längerer Zeit für jene Cella solearis erkannt, deren Gewölbe bereits zu Spartianus Zeit das Staunen der Architekten erregte, rechtfertigt nach seiner gegenwärtigen Durchsuchung die Annahme Piranesi's, der ihn für ein einziges großes Schwimmbad erklärte. Wenigstens sprechen gegen das Ende desselben herabsteigende Stufen und, der Außenwand nahe, etwa in der Mitte des Längendurchschnitts, grobes, nach Construction, Farbe und Durchlöcherung einem überdeckenden Wasserstrahl bestimmtes Mauerwerk, für jene von Piranesi aus der tiefern Lage des Bodens unternommene Vermuthung. Der gleichlaufende aber höhere mittlere Raum erinnert durch die in seinem Innern entdeckten Säulenspuren an die sogenannte Pinakothek der Diocletianischen Thermen; daß auch in seiner Nähe die Badegemächer nicht fehlten, die vielleicht regelmäßig ringsumlagen, beweist ein nordwestlich aufgedecktes Badegemach, in dem die etwa sechs Fuß breite und dreymal so lange gemauerte Mündung eines Badebehältnisses übrig ist.

Wenn man sich erinnert, daß die auserlesensten Antiken der Farnesischen Sammlung aus den Antoninischen Thermen hervorgingen, so befremdet es nicht wenig, daß die willkürliche Weise der Ausgrabungen jener frühern Zeit nicht mehr Bildwerke übrig gelassen hatte. Von selbstständigen Bildwerken waren neuerer Nachforschung nur die zerstückeltsten Fragmente, und außer dem großen schwer beweglichen Mosaik-Fußboden auch von architektonischen Verzierungen kaum irgend etwas Bedeutendes geblieben. Des kolossalen Serapiskopfs ist neulich Erwähnung gethan: zu gleicher Zeit mit ihm, ebenfalls nah am großen Portal des mittlern Saales, sind Reste einer großen Porphyrschale gefunden, deren Henkel er dienen mochte und die an eine andre Porphyrschale des Museums von Neapel mit vielleicht wenig verschiedenem Kopfe erinnert. Auch an Fragmenten von Reliefs fehlt es nicht ganz, doch sind sie meist von der rohesten Art, wie ein größeres mit Nereiden, vermuthlich von einer Brunnenverzierung; von besserer Art ist eine neuerdings gefundene Gesimsverzierung mit Trophäen.

Noch manche andre Nachsuchung ist in jener Umgegend die Appische Straße entlang geführt worden. Im Klostergarten von S. Gregorio hat sich innerhalb wohl gemauerter antiker Gemächer ein fließendes Wasser gefunden, dessen Nivell sieben Palmen höher ist als das von Bocca della Verità: Advokat Fea, dessen fortgesetzte Beobachtungen dieses erwiesen, glaubt dort die Aqua Mercurii wieder gefunden zu haben. Jenseits der Thermen und der Vigna del Clementino bey S. Cesareo hat der unbedeutende Versuch einer von Cardinal Pacca veranstalteten Ausgrabung eine reiche Ausbeute antiker Fragmente gegeben. Die dort gefundenen Bildwerke sind sämmtlich aus schlechter Zeit; eine Gewandfigur mit Füllhorn zeichnet sich darunter aus. Um so überraschender sind mehrere Säulen und Säulenbasen von weißem Marmor, die für den Hügel, auf dem man grub, Anzeichen eines nicht unbedeutenden Gebäudes gaben. Weiter hinaus an der Gräberstraße fehlt es nie an kleinen Nachgrabungen, die so leicht geführt als für die aufgewandten Kosten jedenfalls entschädigend sind, obwohl selten durch bedeutende Kunstwerke lohnend, und wenn die Hacke der Arbeiter die Gräber der Katakomben berührt, selbst straffällig. Einem der glücklichen Versuche jener Art, der in Vigna Ammendola diesseits S. Sebastiano geführt wurde, verdankte man mehrere merkwürdige Cippen.

Der eine derselben, dessen Inschrifttafel außer einem D. M. leer geblieben ist, ist von einer ausgesuchten Feinheit der Verzierungen, wie sie uns aus keinem ähnlichen Werke erinnerlich ist. Auch die Gegenstände derselben sind merkwürdig. Ueber dem Fruchtkranz der Vorderseite befindet sich die erwähnte Tafel und eine Medusa zwischen Schwänen; unter denselben sind Amoren in einer Palästra vorgestellt. Der eine derselben trägt mit trauerndem Ausdruck einen Hahn fort, ein andrer, dem dasselbige Thier der Kampfspiele ein Zeichen des Sieges ist, bringt den seinigen zu einem Tisch, auf dem zwey Kränze und eine bärtige Herme. Eine Palme liegt daneben und einen dritten Kranz hält der Hahn im Schnabel. Die Ecken sind durch Kandelaber gebildet, auf deren Höhe Sphinxe und darüber geflochtene Körbe angebracht sind. Ihre Vasen sind durch zwey Figuren in erhobener Arbeit geziert, die nach den Nebenseiten des Cippus hinübergreifen. Die vorwärts gerichtete Figur ist auf beyden Kandelabern eine mit Stirnbinde geschmückte Mänade, die das Tympanum schlägt; die seitwärts gerichtete ebenfalls zweymal wiederholte ist eine flötenblasende Sirene mit Jungfrauenleib, hier, wie auf römischen Werken vielleicht nirgends, in bacchischer Verbindung und in der auf griechischen Gräbern häufigen Todtenbeziehung. — Die Nebenseiten, deren Ecken hinterwärts durch stehende Fackeln gebildet sind, zeigen ebenfalls einen Fruchtkranz und über demselben einen schlangenumwundenen Vogel. Unterwärts erscheinen jederseits zwey Amoren. Links der eine mit einem Pedum nach einem Panther schlagend, den der andre beym Schwanze faßt. Rechts der eine mit um den Hals gewundenem Kranz, den andern Sinkenden haltend.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 59.

Kunst-Blatt.

Montag, den 25. Juli 1825.

Paris, den 3. Juli 1825.

Malerey.

Hr. Gérard hatte für die lezte Ausstellung ein Gemälde angekündigt, dessen Stoff aus Longus entlehnt sey; es wurde aber auf jene Zeit nicht mehr fertig. Nun ist es, mit einem Bildniß des Königs von demselben Meister, bey Gelegenheit des Krönungsfestes, öffentlich im Louvre aufgestellt worden. Ich benutze dieß, um von beyden Gemälden Bericht zu erstatten.

Man sieht Daphnis und Chloe in der Grotte der Nymphen, vor der Hitze des Tags geschüzt. Daphnis sizt auf einem mit Moos überwachsenen Baumstamm, und flicht einen Blumenkranz. Chloe hat sich zwischen die Füße des jungen Hirten auf den Boden gesezt, und lehnt ihren Kopf an dessen Knie, oder vielmehr, ist in dieser Stellung eingeschlafen. Eine Draperie, die von Daphnis rechter Schulter auf seinen Schoos herabfällt, benimmt der Stellung, was sie zu Freyes haben könnte, und läßt nur eine Vertraulichkeit blicken, die mit treuherziger Unschuld sich verträgt. Diese Gruppe nimmt die linke Seite des Gemäldes ein; auf der rechten, etwas entfernt, sind die Bildsäulen der Nymphen in einer Stellung, wie wenn sie mit einander getanzt hätten. Aus der Tiefe der Grotte dringt ein kleines Wasser hervor. Das Wenige, was man vom Himmel sieht, läßt vermuthen, daß die jungen Leute sich am Eingang der Grotte befinden, und von der großen Kühle des Orts nichts zu fürchten haben. Der Maler hat vorn einen Baumstamm angebracht, an dem sich Epheu emporrankt, ein Sinnbild, das leicht zu deuten, und eben so geistreich, als treffend ist. Ein eigenthümlicher Zug von Hrn. Gérard's Talent ist die Kunst, seinen Gegenstand zu ordnen. Auch dieß neue Bild, in allen seinen Theilen aufs Glücklichste entworfen, beurkundet dieses ausnehmende Geschick. Die Gruppe der Daphnis und Chloe, etwas zur Linken, findet ihre Parallele in den Statuen der Nymphen, die, wie Longus sagt, aus Einem Stein gearbeitet sind; sie thun aber, weil sie von einer grünlichten, durch Zeit und Nässe bewirkten, Farbe sind, nur eine untergeordnete Wirkung, und lassen den Lebenden ihr Recht. In der Haltung, Ausschmückung und den Formen der beyden Figuren findet man denselben Geschmack und Zartsinn und dieselbe Stärke in der Ausführung, die man längst an Hrn. Gérard gewohnt ist, und wodurch er sich in der französischen Schule einen so hohen Rang verschafft hat. Die Hautfarbe des Daphnis zeigt an, daß er den Sonnenstrahlen oft ausgesezt ist, die der Chloe ist weniger gebräunt, aber Farbe und Form der Füße lassen erkennen, daß sie die Felder durchwandert, was ein neuer Beweis für das richtige Gefühl des Künstlers ist, der seiner Psyche einen so idealischen Fuß gegeben hat. Die Landschaft, ein Haupttheil eines solchen Gemäldes, ist vollkommen gut ausgeführt. Das Wasser ist unvergleichlich durchsichtig und wahr, die Vegetation ist lebhaft und im Einzelnen gut gegeben; es ist im Ganzen ein bezauberndes Plätzchen. —

Ein Hauptzug im Charakter Ludwig des XIV. ist die Liebe zum Pomp und zum Großartigen. Man sieht überall den König, sehr selten den Menschen. Dieß beurkunden auch alle Werke, die er in Ausführung bringen ließ. So erblickt man ihn z. B. auf seinen Bildnissen nie anders als mit den Zeichen der Gewalt und des Königthums angethan. Dieser Styl hat ihn überlebt, und seit fünfzig Jahren sind die Könige von Frankreich auf gleiche Weise gemalt worden. Hr. Gérard hat sich zuerst davon losgemacht. Er stellte Ludwig XVIII. in seinem Cabinete dar, in seinen Lieblingsbeschäftigungen, der Lectüre und dem Nachdenken. Er hat gezeigt, daß man Alles wagen kann, wenn man nur mit Geist, Geschmack und Geschick arbeitet. Hr. Horace Vernet wollte den Gegenstand auf seine Weise variiren, allein seinem Gemälde fehlt die Würde, und dieß ist ein großer Mangel. Genöthigt, wieder in die gewöhnliche Bahn zurückzukehren, zeigt Hr. Gérard den König stehend, vor dem Thron, im königlichen Schmuck. Indem er bey dem herkömmlichen Styl blieb, fand er, was mir ein großes Verdienst zu seyn scheint, doch Mittel, seine Figur auf

eine neue und glückliche Weise darzustellen. Das weite Gewand benimmt der Geschmeidigkeit des Körpers nichts, der Kopf hat viel Leben, die Zugaben sind mit viel Geschicklichkeit und Freyheit ausgeführt. —

David. Der Abschied des Telemach und der Eucharis.

In einem Alter, das sonst Ruhe verlangt, beschäftigt sich der Stifter und das Haupt unserer Schule, David, immer noch mit Arbeiten, die, wenn nicht das ganze Talent dieses großen Malers, doch wenigstens dieselbe Richtung des Geschmacks oder der Ideen beurkunden, welche unserer Schule den unvertilgbaren Antrieb gegeben haben, dessen sie sich nicht mehr bewußt zu seyn scheint. Soll man sie deßhalb bedauern, oder ihr Glück wünschen? In Rücksicht auf David selbst muß man gestehen, daß die Arbeiten, die er seit 10 Jahren geliefert hat, seinen Ruhm nicht vermehren können, aber in Hinsicht auf die Kunst ist es von bedeutendem Werth, wenn ein großer Meister den Weg zeigt, dem man folgen muß, und sein Beyspiel durch das Ansehen seines Namens unterstützt. Hr. Firmin Didot, der Sohn, der ihn in Brüssel besuchte, brachte ein Gemälde desselben mit, in welchem er das Zarte und Liebliche darstellen wollte, das Fenelon von der Liebe der Eucharis und des Telemach zu sagen wußte. Man erblickt die beyden Liebenden in einer Höhle. Eucharis legt ihren Kopf auf die Schulter des Sohns des Ulysses und schlingt ihre Arme um seinen Hals. Diese einfache, aber höchst anmuthige Stellung begünstigt die schöne Entwicklung der Formen. Telemach sieht dem Beschauer entgegen, hält mit einer Hand den Speer, und hat neben sich seinen getreuen Hund. Ich würde mich freuen, dem Gemälde alles Lob geben zu dürfen, welches dem großen und glänzenden Talente Davids gebührt, aber ich kann nicht bergen, daß man Spuren des Alters sieht. Indeß beweist die schöne Anordnung der Figuren den sichern Geschmack des Meisters; in mehreren Partieen ist ein Farbenglanz vorherrschend, den er in seinen besten Werken verschmäht zu haben scheint, und welcher diejenigen, die er nach seinen Sabinerinnen gefertigt hat, so sehr auszeichnet. Einige behaupten, dieses Gemälde sey nur eine Copie eines andern, das der Kronprinz von Baiern von ihm gekauft habe. *) Ist dieß gegründet, so könnte man das Gemälde blos nach Ansicht des Originals selbst beurtheilen.

*) Das erste und Originalgemälde, worin David diesen Gegenstand behandelt hat, ist nicht in Besitz Sr. K. H. des Kronprinzen von Bayern, sondern des Hrn. Grafen von Schönborn; ein Umriß davon findet sich in den Annales du Salon de Gand 1820. Pl. 14. Ob das von unserm Hrn. Correspondenten beschriebene von seiner eigenen Hand copirt oder eine freyere Wiederholung sey, ist uns unbekannt.

Red.

Mad. Jaquotot, Bildniß der Anna Boleyn.

Es ist bekannt, daß Holbein Basel verließ und nach England ging, um sich von seinem zänkischen Weibe zu entfernen und mit seinem Freunde Erasmus wieder zu vereinigen. Heinrich VIII., in dessen Dienste er trat, ließ nicht nur sich, sondern auch seine Prinzen und Prinzessinnen, so wie sogar alle Großen seines Reichs von ihm malen. Zu dieser Zeit arbeitete er auch das Bildniß der Anna Boleyn, welches an Natürlichkeit, Reichthum des Costüms, Mannichfaltigkeit des Einzelnen nichts zu wünschen übrig läßt. Aber die Zeit hat die Färbung des Fleisches sehr verändert und es könnte leicht seyn, daß nach zwey Jahrhunderten fast nichts mehr von diesem schönen Werk übrig wäre. Mad. Jaquotot hat es nun unternommen, dasselbe so wiederzugeben, wie sie glaubt, daß es könnte oder sollte gewesen seyn. Es ist ihr auch auf eine überraschende Weise gelungen. Ich kann mich hiebey auf das Urtheil aller der bey den Krönungsfeyerlichkeiten in Paris anwesenden hohen Personen, so wie aller Kenner berufen, die dieß neue Werk in der Werkstatt der Künstlerin sahen. Ich war gerade zugegen, als der König und die Königin von Würtemberg die Künstlerin mit einem Besuche beehrten. Sie prüften ihre Arbeiten mit ganz besonderer Aufmerksamkeit und Theilnahme, und mir schien vorzüglich die Königin von der Vortrefflichkeit dieses Werks ganz ergriffen zu seyn. —

Girodet's Tod brachte nicht nur eine ungeheure Menge von bewundernswerthen Entwürfen, welche er in seinem Portefeuille aufbewahrt und bisher nur wenigen Freunden gezeigt hatte, ans Tageslicht, sondern auch mehrere bedeutende Werke, die er von den HH. Gros und Gérard, seinen Freunden, in ihrer Jugend erhalten hatte. Unter ihnen ist eines, das die Blicke des Publikums vorzüglich auf sich gezogen hat, und diese Aufmerksamkeit in jeder Hinsicht verdient: die Rückkehr des Marius nach Rom. Ich kann des Vergnügens mich nicht berauben, diese Arbeit, die Gérard im 18ten Jahre seines Alters nach Plutarchs bekannter Erzählung ausgeführt hat, näher zu beschreiben. Die Gesandten, welche der Senat abordnete, um des Marius Gnade zu erflehen, treffen ihn nahe am Stadtthor. Er ist begleitet von dem Gesindel, aus dem er sich ein Heer zusammengesetzt. Er hört die Gesandten an, jedoch ohne ihnen zu antworten, aber sein wilder und finsterer Blick durchdringt sie mit Schrecken. Er hält in der Hand eine Proscriptions-Liste, einige Schritte rückwärts erdrosselt einer seiner Gesellen einen Senator. Bey diesem An-

blick, der ihm eine Weissagung seines Schicksals zu seyn schien, drückt der Senator, der den Vortrag gemacht hatte, seine zitternden Lippen auf Marius Hand. Hinter Marius steht ein Soldat, mit dem Schild bedeckt, das blutige Schwert in der Rechten erhoben, ein Zeichen seines Feldherrn erwartend; zur Rechten sinkt ein Weib ohnmächtig nieder, weil sie in einem der auf den Lanzenspitzen der Soldaten aufgesteckten Köpfe den ihres Mannes erkannt hat; in weiterer Entfernung sind Soldaten mit Fackeln im Begriff Feuer in einen Tempel zu legen, in welchen das erschrockene Volk sich geflüchtet hat; den Hintergrund bildet das Thor mit der Wölfin, welche die beyden Söhne des Mars säugt. Diese Composition, mit einer Begeisterung, einer Lebendigkeit des Gefühls, einem Glanz der Farben ausgeführt, welche das Gemüth mächtig ergreifen, scheinen mir ein Werk, das mit der Zeit immer mehr an Preis und Ruhm gewänne.

Kupferstecherkunst.

Hr. Picot, der mit leichtem und angenehmem Pinsel malt, hat in einem Gemälde von geringem Umfang Raphael dargestellt, wie er einige Schritte von seinem Hause entfernt unter einem Baume sich mit Zeichnen beschäftigt. Die Fornerina hat sich hinter ihn gestellt, um zu sehen, was er mache. Sie schlingt zärtlich ihre Arme um den Hals ihres Geliebten. Raphael dreht den Kopf, um seine Freundin zu sehen, und drückt ihre Hand an sein Herz. Diese stumme Scene voll Ausdrucks fand vielen Beyfall. Hr. Garnier unternahm das Gemälde zu stechen. Der Kupferstich gibt auch das Liebliche desselben in einer sehr schönen Ausführung. Er verdient gesucht zu werden, und bildet, da das Haus Raphaels im Hintergrund liegt, ein fast nothwendiges Seitenstück zu den zwey schönen Lithographien des Hrn. Aubry le Comte, in welchen Hr. Dejuinne eben so die Ansicht von dem Hause Tasso's und Michel Angelo's aufgenommen hat. Der Preis des Kupferstichs ist 40 Fr. vor und 20 Fr. mit der Schrift.

Das Bildniß der Mlle. Mars, gemalt von Hrn. Gérard, ist eines der merkwürdigsten Werke dieser Gattung, welche die französische Schule hervorgebracht hat. Der Maler erhöhte durch eine ebenso malerische als geschmackvolle Kleidung die Schönheit der ausgezeichneten Schauspielerin und den Geist, der sich in ihren Gesichtszügen ausdrückt. Hr. Lignon hat dieses Gemälde mit außerordentlicher Gewandtheit wiedergegeben. Hr. Picot, den ich so eben genannt habe, hat das Bildniß Talma's, des Nebenbuhlers der Mlle. Mars, der den Ruhm unserer tragischen Bühne ausmacht, gefertigt, aber das Feuer, welches Talma auszeichnet, nicht hinreichend geschildert. Es mangelt dem Bildniß an Ausdruck. Ich bin im Ganzen kein Freund von dem, was man Porträts in Handlung nennt, aber der Maler soll doch das Eigenthümlichste seines Vorbildes, wodurch es sich am meisten charakterisirt hätte, hervorheben. Uebrigens ist das Bildniß, das im Costüme des 16ten Jahrhunderts gegeben ist, sehr ähnlich. Hr. Lignon hat dasselbe in gleicher Größe mit Mlle. Mars in Kupfer gestochen. Wenn schon der Kupferstecher sich selbst nicht übertroffen hat, so hat er doch Geschick genug gezeigt, um beyde Werke nebeneinander stellen zu können. Das Bildniß kostet 40 Fr. vor und 15 Fr. mit der Schrift.

Als ich von der lezten Kunstausstellung Rechenschaft gab, sprach ich von einem Bildniß des Herzogs von Richelieu, ausgeführt durch den englischen Maler Lawrence. Hr. Lignon hat auch dieses Bildniß gestochen und seine Arbeit bringt ihm, nach meiner Ansicht, große Ehre. Es war eine schwierige Sache, mit dem Grabstichel ein Gemälde wiederzugeben, das mehr durch Lebendigkeit Wirkung macht, als durch strenge Formen und Linien. Hr. Lignon hat durch eine geschickte Verbindung verschiedener Mittel es dahin gebracht, daß er das Original, ohne das Lebhafte des Pinsels zu verwischen, worauf der Maler einen so hohen Werth legte, vollkommen gut darstellte, und dabey doch seinem Kupferstich im Ganzen eine Solidität in Ton und Formen gab, wie sie das Gemälde nicht hat. Das Blatt ist nicht in den Handel gekommen und scheint blos für das Haus des Herzogs von Richelieu ausgeführt worden zu seyn.

P. A.

Römische Ausgrabungen.

(Beschluß.)

Unter den übrigen Cippen verdient der einer Januaria Cornelia Eutyche Erwähnung. Seine Ecken sind durch nackte traubenhaltende Jünglinge gebildet, die auf einer Kugel stehen, unter welcher die häufige Verzierung sitzender Adler. Unter dem Fruchtkranz ein Eichbaum, an dem eine Ziege nagt; daneben Merkur durch Caduceus und Petasus bezeichnet. Zu den ungewöhnlichern Verzierungen gehört auch die eines andern Cippusdeckels, welche einen von einer Sphinx gefaßten Schwan zeigt.

Mit fortwährender Ausbeute sind die Ausgrabungen von Ostia bis noch vor einigen Wochen fortgeführt worden. Die Masse der dort gefundenen Inschriften ist sehr groß, der gewonnene Vorrath von Bildwerken nicht unbedeutend, und bereits früher von uns erwähnt.

Ein seitdem hinzugekommener Sarkophag enthält eine zweyte Vorstellung vom Mythus des Endymion, deren wir zugleich mit einer ausführlicheren Beschreibung des früher gefundenen großen Sarkophags mit derselben Vorstellung in einem der folgenden Blätter gedenken werden. Auch dieses zuletzt gefundene Relief halten wir keinesweges für so unbedeutend als der künftige Erläuterer des früher erwähnten, Hr. Marchese Gius. Melchiorri in einem neulichen Bericht über die Ostiensischen Ausgrabungen (Lettere di un Socio etc. Antologia di Firenze 1825. Maggio p. 114—122) zu glauben scheint. Unter andern hat auch jenes Relief die seltene weibliche Figur mit dem Mohnstengel, die Hr. M. für einen weiblichen Schlafgott erklärt und die wir fortwährend für die Figur der Nacht halten. Eine andre Besonderheit desselben Werks ist uns völlig neu: es ist eine weibliche Halbfigur im Zeichen des Krebses, die man auch auf dem großen kapitolinischen Sarkophag (Mus. Capitol. IV. 29.), ferner nackt, auf einem vatikanischen Fragment erblickt und die hier durch den Mond als Luna bezeichnet, und bekleidet ist. Eine dritte Besonderheit ist uns zwar bereits aus der Sarkophagplatte von S. Paolo bekannt, unsers Wissens aber bisher weder erwähnt noch erklärt; es ist der halbe Mond auf dem Haupte der geflügelten Wagenführerin, die man nun wohl keine Hore mehr nennen wird, nach gewöhnlicher, auch durch die Beflügelung sehr zweifelhafter, Deutung.

Von mehreren andern zugleich gefundenen Inschriften und Bildwerken gibt der erwähnte Aufsatz reichere und schätzbare Notizen, namentlich auch von einem bereits auch von uns angeführten Grabstein eines Isispriesters, dessen genauere Beschreibung wir hier nachholen. Ueber dem Namen des Isispriesters zeigt das genannte nicht wenig verstümmelte Moment die Gestalt, Bekleidung und Bewzeichen desselben: die letzteren erscheinen hier vielleicht vermischt mit andern, die der Verstorbene, ein L. Valerius Firmus, auch als Priester der Cybele hatte. Er ist mit Beinkleidern und einem Mantel angethan, sein Kopfputz ist eine spitze Mütze, das Geräth seiner beyden Hände ist undeutlich, doch ist das seiner Linken einer Rolle ähnlich, das in seiner Rechten vielleicht eine Peitsche, deren Enden gekerbt absetzen und daher für Astragalen gehalten worden sind. Rechterseits von der Figur stehen unter einem einhenkligen Wasserkrug zwey mystische Cisten, deren eine mit einem Brustbild des Sonnengotts, die andre, wie es scheint, mit einem halben Monde bezeichnet ist. Linkerseits sieht man einen Vogel, vielleicht einen Hahn, auf einem nicht minder großen zweyhenkligem Gefäß; auch dieses Gefäß sollte für eine Hydria gelten und ist wenigstens zu groß, um ein Schöpfgefäß (Simpulum) zu heißen. Ein Vogel oder anderes Thier mag es auch wohl seyn, was auf der linken Schulter des Priesters bemerklich ist und für ein konisches Ende des Mantels gehalten worden.

Ein anderes Monument, das man den Ausgrabungen von Ostia verdankt, ist der kleine Sarkophag eines L. Aemilius Daphnus. Seine Vorderseite zeigt zwölf Knaben mit der seltenen Vorstellung des noch heute unter dem Namen della Castella bekannten Spiels mit Nüssen. Der Hr. Markese Melchiorri, der einen ähnlichen vatikanischen Sarkophag für den dritten Band der Atti dell' Accademia archeologica früher erläuterte, erinnert schicklich an die Ovidischen Verse:

> Quattuor in nucibus, non amplius, alea tota est;
> Cum sibi suppositis additur una tribus.

Fünf Knaben sind auf der linken Seite das Spiel zu beginnen beschäftigt. Zwischen einer Herme und einem Bogen folgen zwey andre, der eine mit voller Schürze und mit der Zuversicht des Siegers; vor ihm liegen dreymal je vier durch geschickten Wurf aufgethürmte Nüsse. Vor den drey folgenden betrübten Knaben liegen drey durch Ungeschick zerstreute Nüsse. Jenseits einem andern Bogen noch zwey herbeyeilende Knaben. Die Inschrift-Tafel auf dem Deckel halten Amorn, neben deren Köcher und Bogen liegen; Satyrmasken bilden die Stirnziegel und greifen die Querseiten. Von einem Sarkophagdeckel war vielleicht auch ein andres zugleich gefundenes Fragment mit der in mehrfachen Wiederholungen unveränderten Vorstellung scheibenschlagender durch Pilaster mit Preisgefäßen getrennter Knaben.

Rom, 25. Juni 1825.

G.

Paris.

Recherches sur l'église métropolitaine de Cambrai; par M. A. Le Glay. Paris, Firmin Didot. 1825. 4. 236 S. mit 12 lithogr. Tafeln.

Turin.

De' più antichi marmi statuarj adoperati per la scultura in Italia. Discorso tenuto nell' Accad. reale di Torino il 26. Giugn. 1823. dal Cav. Giul. di San Quintino. Torino 1824. 4.

Nr. 60.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 28. Juli 1825.

Ausstellung der Gesellschaft brittischer Künstler zu London. Jahr 1825.

Dieß ist die zweyte Ausstellung, welche die genannte Gesellschaft veranstaltet hat und man sieht im Verhältniß zur ersten (1824) so viel Fortschritte, als die Umstände erwarten ließen, unter denen die Gesellschaft gegründet worden ist: so wenigstens ist der allgemeine Eindruck, den diese Ausstellung auf uns machte, obgleich wir behaupten hören, es sey hier eher ein Rückgang als ein Fortschreiten sichtbar. Es ist wahr, man findet hier wenig bedeutende Werke von Künstlern von ausgezeichnetem Namen — keine Historienstücke von Haydon — wenige große Landschaften von Hofland — keine der meisterhaften häuslichen Scenen von Heaphy — und, im Ganzen, weniger von einer Art Schwung, dem es um einen glänzenden Anfang zu thun ist und der von Seiten der vorzüglichsten Mitglieder der Gesellschaft im lezten Jahr, sichtbar war. Aber wir sind entschieden der Meynung, daß die Beyträge der Nichtmitglieder anziehender und von höherem Werthe sind, als in der ersten Ausstellung und darauf muß sich auch, nach Allem, der Fortgang des Institutes stützen.

Wir wollen hier der vorzüglichsten Werke in der Ordnung gedenken, wie sie sich unserm Gedächtniß eingeprägt haben. Und zwar sprechen wir zuerst von Haydon; denn obgleich er keine Historienstücke in die Ausstellung gegeben hat, so nehmen seine Arbeiten doch, wie im lezten Jahr, den ersten Rang ein: wenn die Errichtung dieser Gesellschaft auch kein anderes gutes Resultat hoffen ließe, so würden die Beyträge dieses Künstlers allein das Unternehmen zu einem für das Interesse der Kunst nicht unbedeutenden machen. Es sind nicht weniger als eilf Gemälde von Haydon in der Ausstellung, alle, — mit Ausnahme eines Einzigen — Porträts, und eines derselben ein großes Familienstück, sechs Porträts enthaltend. Wir wollen nicht sagen, daß diese Gemälde uns entzücken, und Alles zu seyen scheinen, was wir berechtigt sind, von diesem Künstler als Porträtmaler zu erwarten oder daß sich uns hier die Größe seines Talents so aufdringe, wie es in einigen wenigen andern Werken von ihm der Fall war. Wenn man aber bedenkt, daß sie fast für die ersten Versuche in einem neuen Kunstzweige angesehen werden müssen, von einem Maler herrührend, der sein Leben bisher ganz der Historienmalerey weihte, so erscheinen diese Porträts als sehr ungewöhnliche Werke und lassen einen klassischen Künstler in diesem Fache erwarten. Wenn man von ihnen im Allgemeinen und ohne Bezug auf eine Aehnlichkeit, die sie haben mögen — über die wir nicht im Stand sind zu urtheilen — spricht, so haben sie alle, ohne Ausnahme, jenen individualisirten Charakter, der das Leben und die Seele der Porträtmalerey ist und den nur das ächte Künstlertalent in dem darzustellenden Gegenstand finden kann, vom Darstellen desselben nicht zu reden: sie sind alle zusammenhängende Darstellungen des menschlichen Charakters, was man in der That nur von wenigen Porträts sagen kann, wie groß auch die Aehnlichkeit in den Augen der Freunde des Dargestellten seyn mag. Ferner sind diese Porträts von Haydon voll intellektuellen Lebens. Was auch der Beschauer von der Art und den Abstufungen desselben, wie des Charakters, denken mag, seine Aufmerksamkeit ist wenigstens von ihnen als von Etwas, angezogen, indem er ein natürliches, menschliches Interesse fühlt: sie sind nicht bloße Aehnlichkeitsporträte, bloße Leinwand und Farbe, Haut und Zeuch, wie man deren in den hiesigen Ausstellungen zu hunderten findet, sondern lebendig aufgefaßte Charaktergemälde. Endlich sind diese Porträts durchgehends mit Kraft und Geist behandelt und ausgeführt; sie haben ganz den reichen, saftigen, glühenden Farbenton, der bisher Haydon's Werke vor allen seiner Nebenbuhlern ohne Ausnahme ausgezeichnet hat.

So viel von den Verdiensten Haydon's in diesem für ihn neuen Zweig der Kunst. Was nun die Fehler dieser seiner Arbeiten betrifft, oder vielmehr den einzigen Fehler, der, wenn sich der Künstler nicht entschließt, ihn abzulegen (denn wir nehmen keinen Augenblick Anstand zu behaupten, es hange nur von seinem Entschlusse ab, ihm für immer zu entsagen), seinen glücklichen Erfolg in diesem Kunstzweig eben so sehr hindern wird, als die Hart-

näckigkeit, mit welcher er darauf bestand, nicht weniger als einen Acker-Morgen Leinwand auszumalen, ihn bisher abhielt, den ihm gebührenden Rang in jenem andern und imposanteren Kunstzweig zu erreichen, dem er früher seine Talente ausschließlich geweiht hatte. Haydon ist ein Mann von Genie und scheint es daher lästig zu finden, etwas auf die Weise zu thun, wie es bisher geschehen ist; er hält sich für verpflichtet, Alles anders zu machen, als andere Leute. Wär' er ein Architekt, so würd' er sich nicht mit den Ordnungen begnügen, die in den griechischen und römischen Tempeln eingeführt waren, sondern er würde eine Ordnung für sich selbst erfinden; so begnügt er sich als Porträteur nicht zu malen, wie Tizian und Raphael — oder nur wie Vandyke und Rubens thaten, zu denen sich sein Styl im Allgemeinen hinneigt, sondern er muß auf eine Weise malen, die wenigstens *etwas* Neues hat. Nun ist es eben so gewiß zu spät am Tage, den Styl der ebengenannten Meister im Porträtiren verbessern zu wollen, als es zu spät ist, einen Styl in der Architektur oder Sculptur anzuwenden, der den der Griechen überträfe; was also wesentlich von jenen in den Grundsätzen abweicht, muß nothwendig in so fern schlecht seyn. Außerdem scheint uns die Abweichung, welche Haydon einzuführen versucht, dem Zwecke des fraglichen Gegenstandes schlecht angepaßt zu seyn. Wenn wir sein Ziel nicht ganz mißverstehen, so will er den *großen* Styl (den er bisher ausschließlich in seinen historischen Darstellungen angenommen hatte) in die Porträtmalerey einführen. Man sieht, ohne weitere Ausführung, daß eine Art Widerspruch in der Sache selbst liegt. Die Folge dieses Versuches war, in den vorliegenden Probestücken, ein Styl, den wir von dem *großen* nur dadurch unterscheiden können, daß wir ihn den *breiten* nennen. Wir Miniatur-Porträts den darzustellenden Gegenstand in einem *converen* Spiegel zeigen (oder zeigen sollten); wie die Porträts von Tizian und Vandyke (vorzüglich die des leztern) die Personen, wie in einem *gewöhnlichen* Spiegel sehen lassen; so sind Haydon's Porträts wahrscheinlich genau so, wie ihre Originale in einem *concaven* Spiegel aussehen würden. Wir wagen nun, ohne diesen Gegenstand weiter auszuführen, die Behauptung, daß dieser Fehler, oder, wenn man will, dieses Charakteristische in Haydon's Porträts, seinem Künstlernamen nachtheilig ist, denn Niemand wird in einen concaven Spiegel, wie gut er auch seyn mag, blicken können, ohne zu glauben, seine Züge seyen verzerrt, obgleich sie der Sache nach blos vergrößert sind: und genau derselben Art wird der Eindruck seyn, den Haydon's Porträts auf die ihm Sitzenden und deren Freunde machen. Seine Zeichnung bedarf noch der Nachhülfe, oder ist es das Schicksal ausgezeichneter englischer Porträtmaler, daß ihre Zeichnungen dem Tadel Blößen bieten? Lawrence wenigstens spricht sehr dafür, so viel Verdienst auch seine Porträts sonst haben. Wenn H. es dem Präsidenten gleich thut an Kraft und Geist der Behandlung, an Leben und Wahrheit des Ausdrucks und an Reichthum und Harmonie der Färbung, so mag er immer streben, ihn als Zeichner zu überbieten; daß er sich als Porträtmaler neben den Präsidenten stellen kann, so bald er nur wollen wird, ist einleuchtend,*) denn er wetteifert glücklich mit demselben in einem der Porträts, die er in diese Ausstellung gegeben: wir meynen das von Hrn. Darling, das ein Meisterwerk ist. Das nächst beste ist das Porträt einer Dame. „*Der Genesende*", ein Familiengemälde, ist auch von Talent. Die zwey Hauptfiguren besonders — der Genesende und seine Gattin — sind mit großer Treue, Geist und intellectuellem Leben gegeben. Aber als Ganzes ist es nicht ohne den Fehler, den wir im Allgemeinen dem Styl des Künstlers als Porträtmaler beygelegt haben.

Noch finden wir hier ein Gemälde von Haydon: *Julie auf dem Balkon* (Shakspeare), das nicht unbemerkt übergangen werden sollte; wenn wir nicht Hrn. H. bereits zu viel Raum in deutschen Blättern gewidmet hätten.

Martin hat nur Ein Gemälde in diese Ausstellung gegeben und es ist, wie gewöhnlich, das größte im Saale; *nicht* jedoch wie gewöhnlich schreiben wir ihm das Verdienst zu, daß er hier etwas Ausgezeichnetes geleistet habe, obgleich er in dem Genre arbeitete, in welchem er in England unübertroffen ist. Der Gegenstand ist *die Schöpfung*, ein schwer zu behandelnder Gegenstand und auf dessen Wahl den Künstler zugleich etwas mehr als die gewöhnliche Kühnheit oder Keckheit des Genie's geleitet zu haben scheint. Die Stellen, welche hier dargestellt werden sollten, sind: „Und die Erde war gestaltlos und leer und es lag Finsterniß auf der Tiefe und der Geist Gottes schwebte auf der Oberfläche der Wasser. Und Gott schuf zwey große Lichter; ein großes Licht, das den Tag regiere, ein kleines Licht, das die Nacht regiere; und er schuf die Sterne." Uns scheint nun, der Versuch, dieses durch Farben darzustellen und in einen einzigen Zeitpunkt zusammenzudrängen, sey bey weitem anmaßender

*) Uebertreibung! der Präsident hat als Porträtmaler Verdienste, gegen welche Haydon nicht in die Schranken gerufen werden kann. Seine Köpfe treten rund aus dem Rahmen hervor und sprechen lebendig den Beschauer an. Haydon's Köpfe liegen platt auf der Leinwand. Lawrence idealisirt in seinen Porträts, weil er die Natur in ihren glücklichen Momenten zu belauschen weiß; seine Gemälde sind daher zugleich ähnlich (höchst ähnlich) und schön. Haydon's Porträts sind weder sehr schön noch sehr ähnlich. Auch den Pinsel hat er noch nicht wie Lawrence in seiner Gewalt.

M.

als Haydn's Versuch, es in Tönen wieder zu geben; und unzweifelbar ist der Versuch ein viel erfolgloserer. Nicht als wäre das Gemälde ohne sichtbare Beweise von großer praktischer Geschicklichkeit, wie von Kraft und Originalität der Erfindung, in den blos unbelebten Theilen des Werkes. Aber den „Geist Gottes" darzustellen durch die gigantische Gestalt eines durch Nebel sichtbaren Mannes — gleich einem von Ossian's Geistern — ist abgeschmackt. M's Schöpfung hat jedoch alle die Verdienste, die alle seine Werke mehr oder minder auszeichnen und hier vielleicht am sprechendsten hervortreten. Wie dieser Künstler die Extreme liebt, so halten es seine Beurtheiler mit seinen Werken: man wundere sich daher nicht, die Schöpfung bald als eines der besten, bald als eines der schlechtesten Gemälde dargestellt zu hören. Die Wahrheit ist, daß blos unpartheyische Beschauer, wie wir, weder das eine, noch das andere, und überhaupt nichts finden, als eben — ein Gemälde von Martin.

Northcote ist der einzige R. A. (i. e. v. der königlichen Akademie) der es für schicklich hält, diese junge Gesellschaft zu unterstützen; dieser bejahrte Künstler hat zu der dießjährigen Ausstellung mit einem großen Werke beygesteuert, das nicht ohne Verdienst ist ungeachtet der Widerspänstigkeit des Gegenstandes. Das Gemälde bezieht sich auf die wohlbekannte Geschichte des Kaisers Alexander, der zugegen war, als ein zufällig in die Wilna gefallener Landmann wieder zum Leben erweckt wurde. N. hat den Augenblick gewählt, wo der Kaiser zuerst auf der Stelle anlangt, an welcher die Landleute ihren Nachbarn aus dem Strom ziehen. Des Kaisers Bild hat kein anderes Verdienst als daß es ähnlich ist; aber der Ausdruck der andern Figuren und besonders der des alten Mannes, der zu dem Kaiser aufblickt, ist charakteristisch und sorgfältig durchdacht. Der Moment, den der Künstler wählte, sezte ihn in den Stand, eines der schönen Vandyke-ähnlichen Pferde anzubringen, in deren Darstellung er meisterhaft zu nennen ist.

Weihnachts-Freude, von G. Lance, zugleich eine wahre Augenfreude. Charakter, Natur, Haltung und harmonische Farbengebung zeichnen diese Scene vortheilhaft aus. Dieses frische Leben schadet dem kalten und fast farbenlosen Bild einer Dame von S. Drummond, das daneben hängt: Zeichnung und Ausdruck sind gelungen, fast vortrefflich zu nennen.

Zwey Arbeiten von Linton nehmen zunächst nun unsere Aufmerksamkeit in Anspruch; die erste ist eine Scene aus dem dritten Buch der Aeneis, die trojanische Flotte darstellend, wie sie in der Bucht von Delos einläuft; die zweyte ist eine Ansicht des Thals und See's von Keswick. Beyde Gemälde haben große Verdienste und reihen, verbunden mit früheren Werken von derselben Hand, diese Künstler den ausgezeichnetsten Talenten in diesem Kunstzweige an. Die erstere Scene, obgleich etwas gezwängt und gedrängt beym Ueberblick, hat eine reiche Zeichnung und geistvolle Ausführung. Die Ansicht von Keswick (in Cumberland) ist lieblich klar, frisch und natürlich. Aber beyde Gemälde sind fehlerhaft in Betracht des Tons der Färbung. Es ist eine Kälte in ihnen, die weder angenehm noch natürlich ist und die vorzüglich der griechischen Scene sehr zum Vorwurf gereicht. Die meisten Landschaftsmahler weihen ihren Pinsel dem allgemeinen Tone irgend einer einzelnen Jahreszeit: dieß kehrt auf allen ihren Gemälden wieder: der Ton aber, der in Linton's Stücken vorherrscht, gehört gar keiner Jahreszeit an, und ist nur darum nicht ganz unnatürlich, weil Atmosphäre und Licht gelegentlich eine leichte Andeutung davon zulassen dürften. Drey andere Gemälde von Linton, gleichfalls Landschaften, gereichen der Ausstellung nicht zur Unehre.

Auch T. C. Hofland hat mehrere reizende Stücke gegeben, voll äußerster Anmuth und Zartheit, die mit ihrer strengen Wahrheit und Treue sich recht gut verträgt; denn eine schöne Landschaft hat nicht mehr Wahrheit, wörtlich genommen, als ein schönes Gedicht; sie ist, der Sache und der Wirkung nach, das, was ein gebildetes Auge darin sieht. Für Claude schien die Natur nicht blos, sie war für ihn etwas Anders, als für Salvator Rosa, und jeder stellt sie daher zwar verschieden, aber doch wahr dar. Sollen wir also, fragt vielleicht ein Leser, jede Darstellung der Natur für treu ansehen, wie untreu sie uns auch scheinen mag? Keineswegs. Im Gegentheil, wenn sie auch nicht treu scheint, so besteht darauf, sie sey nicht treu. Wenn aber die Arbeit einer geschickten Hand auch die Eindrücke eines beobachtenden Auges wiedergibt, so wird sie auch nicht als unwahr erscheinen, obgleich dieselbe Scene einen andern Eindruck auf euch gemacht haben mag. Unter den anziehendsten Werken von Hofland ist eine reizende griechische Landschaft bey Mondschein. Der Künstler hat das Mondlicht in seinen verschiedenen Abstufungen der zarten Wärme und des strahlenden Glanzes mit gleichem Glück in vielen seiner Werke dargestellt. Das Gemälde von uns ist gut angeordnet und die sanfte reiche Beleuchtung thut dem Aug' überaus wohl. — Scarborough-Schloß, von demselben, zeigt des Künstlers Talent, den Aufruhr der Elemente wieder zu geben: man sieht nicht oft Darstellungen, welche diese Erscheinungen, mit Sturm und Gewitter, angemessener charakterisiren, als auf dem hier dargestellten sichern Strande zu sehen ist. Endlich ist von demselben noch ausgestellt eine Mühle, ländliches Gemälde aus Yorkshire. Wenn die Bewunderer von Glover's Gemälden den Unterschied sehen wollten zwischen der Natur und einer schwachen, kindischen Nachahmung derselben, so dürfen sie

nur das leztgenannte Werk mit dem daneben hängenden von Glover vergleichen, welches Scene im Walde von Epping überschrieben ist und den Charakter des Epping-Waldes nicht weniger stark verläugnet, als den der Natur: dem Katalog zufolge soll es an Ort und Stelle gemacht seyn; dem ist jedoch gewiß nicht so: es ist federig, sanft und weichlich in seinem Charakter und hat sogar Berge in der Ferne, die so lustig sind, daß die Wolken Platz haben, sich auf ihre Gipfel herab zu senken. Der Name ist entweder ein Irrthum, oder, was auf eins herauskömmt, Glover malt so viele Gemälde, daß er vergißt, wo er seine Gegenstände aufgenommen hat. Es sind nicht weniger als zwanzig Gemälde von ihm in der Ausstellung, unter denen freylich das genannte das schlechteste ist; wir hätten desselben nicht erwähnt, wenn es nicht so auffallend in Kontrast träte mit einem, das in derselben Manier und von einem Künstler gearbeitet ist, der vielleicht die Grundsätze dieser Manier nicht besser versteht als Glover selbst, der aber Achtung genug vor der Natur und seiner Kunst, wie vor dem Publikum hat, um sich die Mühe zu nehmen, jene Grundsätze in Anwendung zu bringen, was Glover selten thut. Der Fahnenträger von F. Y. Hurlston. Wir wünschen diesem Gemälde einen bessern Platz; es zeugt, wie wenige, von durchdringendem Studium der alten Meister.

Heaphy hatte in die vorjährige Ausstellung mehrere große Stücke gegeben; in der diesjährigen ist keines von ihm, das von charakteristischem Verdienst wäre, oder einer besondern Aufmerksamkeit würdig. Das Angenehmste ist „Gehülfschaft" überschrieben — eine Scene zwischen einem ländlichen Liebenden und seiner Schönen: es ist aber zahm und schwach, verglichen mit dem, was der Künstler gewöhnlich erzeugt. — Ein irländisches Fischermädchen von demselben ist nicht besser, obgleich die Wahl des Gegenstandes glücklich und die Darstellung charakteristisch ist.

Wir zeichnen noch „Porträts von vier Töchtern des A. Brolinz" von G. J. Noble aus, vorzüglich in Betracht des Farbentones, der durch seine Anmuth und Lieblichkeit überaus anziehend ist. Die Anordnung betreffend, so bemerken wir, daß der Maler, der vier schöne Mädchen in eine Gruppe vereinigen will, sich eine größere Aufgabe sezt, als bloßes Porträtiren und eine liebliche Farbenvertheilung. Es fehlt dem Ganzen an Ruhe, nicht an Flitter.

In dem Vorzimmer der Ausstellung ist das Porträt der Miß Mitford von Haydon, ein Hauptstück; Roberts hat daselbst eine bewundernswürdige und sehr charakteristische Ansicht der Cathedrale zu Rouen gegeben und Hofland und Linton zwey oder drey schöne Landschaften. Besonders ist hier zu bemerken Morton's lezter Pinselstrich oder vielmehr leztes Handanlegen (finishing touch), ein launiges, gut erfundenes Gemälde, obgleich ein wenig flitterhaft durch gehäufte Accessorien und sich durchkreuzende Lichter. Die Kunst, Gemälde durch das lezte Handanlegen zu verderben, beschränkt sich nicht auf einen Unfall dieser Art, wo ein Affe den Unglücks Stifter ist: wir haben manches Gemälde von nicht geringem Werth gesehen, das albern geworden ist durch das lezte Handanlegen, obgleich dieses durch geschickte Künstler geschah.

Ein Gemach ist den Werken der Sculptur geweiht, wo einige gute Nachahmungen von Antiken in Thon zu sehen sind; in zwey andern Gemächern sieht man auch viele Gemälde in Wasserfarben, dann Email- u. dergl. Arbeiten, nichts jedoch unter allen, das besonderer Erwähnung verdiente. (Liter. Gaz. N. 429. sq. New Monthly Review. May. 1825 mit Bemerkungen eines Londner Corresp.) A.

Kunstneuigkeiten.

Carlsruhe 8. Juli 1825.

Fräulein Ellenrieder in Konstanz malt gegenwärtig ein Altarbild, einen heil. Bartolomäus, wozu sie die Studien in Florenz machte, für die Kirche in Ortenberg bey Offenburg. Ihre herrliche Madonna mit dem Kinde an der Hand, werden wir bald von ihr selbst radirt erhalten. Da die Werke dieser Künstlerin noch zu wenig verbreitet und bekannt sind, so ist es Pflicht, auf einige sehr mittelmäßige Copieen aufmerksam zu machen, welche von zwey ihrer kleinern Oelbilder umherwandern, und für Originale ausgegeben werden.

Professor Frommel gibt eine Reihe Ansichten von Carlsruhe heraus. Diese Stadt bietet eine Menge malerischer Punkte dar, und die neue englische Verfahrungsart, welche der Künstler in London kennen lernte, und die er bey dieser Arbeit in Anwendung bringt, eignet sich trefflich für solche Veduten. Einige Versuche seiner Schüler, auf Stahl zu äzen, sind über Erwarten gelungen, obgleich die Sprödigkeit des Materials auf der einen und die Schnelligkeit, womit das Scheidewasser auf den Stahl einwirkt, auf der andern Seite mancherley Schwierigkeiten erzeugen.

Haldenwang ist mit der dritten Platte seiner Tageszeiten nach Claude so weit vorgerückt, daß die Beendigung noch im Laufe des Jahres zu erwarten steht.

Unsre Steindruckereyen sind fortwährend im raschen Gange, ohne eben für die Kunst selbst große Ausbeute zu liefern. Der Ueberdruck, dessen man sich bey uns jezt zu bedienen anfängt, ist eine Entdeckung, deren Werth noch problematisch scheint. Eine bedeutende Zahl Abdrücke läßt sich dadurch gewinnen, ob aber die feinern, zartern Striche und Töne der Kupferplatte bey dem Ueberdruck auf den Stein nicht großentheils verloren gehen, ob nicht Härte und Kälte entstehe, möchte die Frage seyn. — Ein neues lithographirtes Blatt von Oeri — die Darstellung im Tempel nach Fra Bartolomeo — hält keine Vergleichung mit dem Kupferstiche von Rahl aus; die Töne sind zum Theil zerrissen, es fehlt an Verschmelzung, obgleich dieser Steindruck manches Verdienst hat. Er ist im Veltenschen Verlag erschienen, und kostet 11 fl.

Ein hiesiger Kunstfreund, Hr. Kriegsrath Hauer, hat, da ihm Kränklichkeit keine anstrengenden Beschäftigungen erlauben, die Lithographie zu seiner Erheiterung gewählt, und bereits sechs bis sieben Bildnisse geliefert, in denen Einsicht und Geschmack vereinigt erscheinen.

Die Ziehung der Velten'schen Kunstverloosung, welche im Mai dieses Jahres statt haben sollte, ist vom Unternehmer bis in die Mitte des nächsten Jahres verschoben, und wird dann erfolgen, wenn die 12,000 Loose abgesezt sind. Es ist das Schlimme mit Unternehmungen dieser Art, daß sich ihre Realisirung mit Gewißheit nie im Voraus bestimmen läßt. —ber.

Nr. 61.

Kunst-Blatt.

Montag, den 1. August 1825.

Ueber Millingens Monuments of Grecian art.

Ancient unedited Monuments of Grecian art from collections in various countries principally in Great Britain, illustrated and explained by James Millingen Esq. London. Number 1—4. 1822. 60 S. mit 24 Kupfern. Number 5. 8 S. 4 K.

Wenig archäologische Werke dürfen auf eine so reiche Theilnahme des Publikums rechnen, wie das neueste Werk des Hrn. Millingen. Der Name des Herausgebers ist durch seine früheren Vasenwerke rühmlichst bekannt, die Auswahl der Bildwerke ist dießmal auf vorzügliche und rein griechische Kunstwerke beschränkt, dazu ist das Aeußere des Werks und namentlich die Ausführung der Blätter, wenn auch zuweilen mehr reizend als treu und zweckmäßig, jedenfalls zu häufiger und vielseitiger Beschauung des Werkes anlockend. Hienach wird es nicht unpassend seyn, auch von einem vielen Lesern bereits bekannten Werk mit Mehrerem zu reden, darum, weil man den Anblick eines solchen gern von Neuem sich zurückruft und Betrachtungen gern verfolgt, die sich daran knüpfen.

Mit einem der merkwürdigsten Bildwerke attischen Ursprungs machen uns die ersten Blätter bekannt. Es ist die für den Engländer Hrn. Thomas Burgon 1813 bey Athen ausgegrabene Preis- und Aschenvase mit dem alterthümlichen Bilde einer Minerva und der Abbildung eines Wagenrennens auf der Rückseite, durch Fundort, Bestimmung, Vorstellung, Inschrift und Kunstwerth höchst bedeutend. Es ist eine der wenigen bisher bekannt gewordenen Vasen von gebrannter Erde aus dem griechischen Mutterland: durch regelmäßige Grabung auf der linken Seite der Straße von Athen nach Theben unweit Gribos Kapeß etwa drey Fuß unter der Erde ward sie gefunden. Es ist nicht blos eine zum Zweck der Gräber nebenher verzierend oder bedeutsam gebrauchte Vase, sondern, in der bloßen Erde, die Mündung mit einem quadraten Stein bedeckt, zwischen sechs kleineren irdenen Gefäßen Asche und Knochen enthaltend, selbst ein umschließendes Grab, und dennoch, wie Inschrift und Vorstellung bezeugen, ursprünglich weder auf Gräber noch auf Mysterien, sondern auf Spiele bezüglich als ein unter Minervens Schutze ertheilter Preis. Die uralten Züge der Inschrift scheinen von den Panathenäen zu sprechen, das alterthümliche Bild der speerschwingenden Athene verbürgt die Beziehung der Vase auf jene Spiele; außer welchem allem dann der Werth, den die Vase jedenfalls als Kunstwerk hat, noch durch Herkunft aus einer durch wenig andre Spuren bezeichneten Kunstepoche erhöht zu werden scheint. Ob auf diesen Schein sehr viel zu bauen sey, ist eine zunächst liegende Frage. Indem es Hr. Millingen gethan hat, konnten es wohl weder die Züge der Inschrift noch die rohen Formen des Athenenbildes seyn, die ihn dazu bestimmten; wie sehr bey den schwarzen Vasenbildern auf gelblichem Grund die alterthümlichsten Formen auch später gesucht wurden und die ganze Behandlungsweise neben den häufigern röthlichen Figuren auf dunklem Grund gerade wegen des alterthümlichen Ansehens später beybehalten wurde, kann niemanden besser bekannt seyn als diesem vasenkundigen Forscher. Eine solche jüngere Nachahmung der ältesten Formen ließe sonst die Rückseite auch hier vermuthen, deren Wagenrennen von freyerer Zeichnung ist. Es sind aber andere Gründe vorhanden, die ihn das Alter der Vase in die Zeit der ältesten griechischen Kunstwerke hinaufrücken lassen, nämlich die Benennung Athenäen statt Panathenäen, die vor die Stiftung der großen Panathenäen (Ol. 53, 3) falle.

Hiebey ist nun Mehreres zu bedenken. Erstens ob die Inschrift der Vase wirklich von Athenäen statt Panathenäen redet, was zwar wahrscheinlich, aber nicht über allen Zweifel erhoben ist. Unter mehreren entsprechenden großgriechischen Kolonialvasen, die in der lezten Zeit zum Vorschein gekommen sind, hat die schönste derselben, im Besitz des Generals von Koller zu Neapel, neben demselben Minervabild dieselbe Inschrift ΤΟΝΑΘΕΝΕΟΝ ΑΘΛΟΝΕΙΜΙ mit der kleinen Abweichung ΤΟΝΑΘΕΝΕΘΕΝΑΘΛΟΝ. Die Vase, nicht redend eingeführt, wie die Athenische: „Ich bin ein Preis der Athenäen (Ἀθηνέων statt Ἀθηναίων nach sehr seltenem und nicht völlig entschiedenem Gebrauch genommen),

gebt, zumal nach den übrigen Wiederholungen (zwey andre im Besitz des Hrn. v. Bartholdy zu Rom und des Hauptmanns Lamberti zu Neapel) und nach dem Wagenrennen einer andern mit Eule und Olive im Besitz des Hrn. v. Bartholdy zu Rom, ganz unstreitig auf athenische Minerven-Spiele, nennt aber diese Spiele nicht, sondern begnügt sich mit der Bezeichnung: „Kampfpreis derer aus Athen (τῶν Ἀθήνηθεν)". Wer möchte nun, zumal wenn auch das O der Burgonschen Vase ein Θ wäre, nicht auch die ersterwähnte Inschrift von einem Kampfpreis der Stadt Athen verstehen, was überdieß die Annahme einer ungewöhnlichen Sprachform überflüssig macht? Oder wer kann, wenn ΑΘΕΝΕΘΕΝ am Ende auch in der Burgonschen Vase sehr nahe liegt, am Ende nicht eben so gut *Kampfpreis der Athener* übersetzen, sobald eine Wiederholung der Inschrift die Bezeichnung der Spiele selbst ebenfalls ausläßt?

Ist es nun hienach zum wenigsten sehr bedenklich, in der Vaseninschrift eine entschiedene Erwähnung der Athenäen statt der Panathenäen anzunehmen, so ist es wohl noch weit bedenklicher, eine Zeitbestimmung für das Alter der Vase auf den Satz zu gründen, daß bis zur drey und funfzigsten Olympiade die Benennung der Athenäen gegolten habe. Aus der Erwähnung des Eusebius ist es zwar bekannt, daß in jenem Zeitpunkt unter dem Archon Hippoklides gymnische Spiele für die Panathenäen angeordnet wurden, vor dieser Zeit mithin auf einer noch ältern Vase befremden müßten, statt ihr Alter zu begründen; unbezeugt aber ist es, daß die Benennung der Athenäen anders als durch Theseus in die der Panathenäen übergegangen sey. Wird nun durch diese Bemerkung Hrn. Millingens Meynung widerlegt, so wird die Schwierigkeit der Inschrift, wenn man in ihr noch Athenäen erkennen wollte, dadurch nicht verringert, vielmehr, da doch kein alterthümelndes Bestreben über Theseus hinaus gewollt haben wird, nur erschwert. Man müßte an die Χαλκεῖα erinnern, die in einer schwerlich heilen Stelle des Suidas einigen auch Ἀθήναια, andern Πάνδημον hießen: aber solcher Nothbehelfe können wir bey veränderter Inschrift-Erklärung uns entschlagen.

Sey dem wie ihm wolle, die Vase ist, was beym Wiederabdruck derselben und bey sonst gewohnter allegorischer Erklärungsweise auch Inghirami (Monum. Etruschi Ser. V. tav. 33) nicht geläugnet hat, jedenfalls auf athenische Minervenspiele bezüglich, von denen aller Welt bekannt ist, daß es die großen oder kleinen Panathenäen sind; sie ist, uralt, wie sie scheint, oder aus der nachahmenden Zeit gebildeter Kunst, wie sie wohl ist, jedenfalls bestimmt, das beschützende Götterbild jener Spiele in seinem ältesten Typus darzustellen. Diesen überliefert und demnach das Vasenbild in seiner merkwürdigen, durch die Zuthat verschiedener Färbung noch anschaulichern Gestalt. Es ist eine lanzenschwingende Göttin in langem rothem Gewand, mit schwarzer zierlicher Einfassung und einem senkrechten Limbus von Mäandern. Die Aegis der ältesten Form, ein Ziegenfell mit Zotteln ohne Meduse, ist darübergezogen und gleichfalls roth gefärbt. Das Haupt der Göttin ist mit einem buschigen Helm bedeckt, das Haar hängt über ihren Rücken herab (παραπεπλεγμένη Ἀθηνᾶ). Ihre Rechte schwingt einen Speer, ihre Linke einen runden Schild, auf dem ein Delphin angebracht ist, das Zeichen der meerentsprossenen Tritogeneia, statt dessen die schöne Herkulanische Marmorstatue in ähnlicher Stellung, der die Aegide zugleich als Schild dient, meergrüne Färbung des Gewandes gehabt haben soll. Absichtlich erinnern wir an diese leztere Statue, weil sie unter den wenigen erhaltenen ähnlichen Statuen die einzige ist, die einen hervorstechenden Kunstwerth hat. Von einer berühmten Minervenstatue der Akropolis von Athen würden sich wohl öftere Nachbildungen oder Erinnerungen vorfinden, wenn kein besonderer Grund diese Erinnerung verwischt hätte. Diesen Grund dürfte Hr. Millingen wohl getroffen haben, indem er die Vermuthung hinwirft, das Minervenbild der Vase möge das Minervenbild des alten durch die Perser abgebrannten Parthenons seyn.

Halten wir die Voraussetzung fest, daß jenes merkwürdige Vasenbild uns den Typus eines Minervenbildes erhalte, vor dem die Panathenäen gefeyert wurden, so möchte die Wahrscheinlichkeit jener Vermuthung durch das, was wir von den Minervenbildern der Akropolis wissen, sehr erhöht werden können. Wir wissen aber, wenn es erlaubt ist, mit dankbarster Benutzung von *Böttiger's* Forschungen (Andeutungen zu 24 Vorträgen S. 84 ff.) dann und wann von ihnen abzuweichen, von dreyen oder vieren. Von der *Kallimorphos*, einem angesehenen Weihgeschenk der Lemnier (Paus. I. 27), keiner Tempelstatue, abgesehen, da wir ihr überdieß schwerlich auf die Spur kommen, müssen wir nach Pausanias doppelter Beschreibung die *Polias* (Paus. I. 26. 7) des mit dem Erechtheum und Pandrosium vereinigten Tempels von der *Parthenos* des Parthenons (I. 24. 5 sqq.) wohl trennen. Die Stadtgöttin *Polias*, einerley mit der Stadthalterin *Poliuchos* und wohl auch mit der Schlüsselhalterin *Kleduchos*, nach dem Zusatz des Pausanias das heiligste Bild, bevor die Gemeinschaft der Ortschaften begründet war, das heißt vor Theseus und den Spielen, die jene Gemeinschaft erhielten, darf wohl schon deßwegen in einem die dortigen Bundesspiele betreffenden Minervenbild nicht gesucht werden, wäre es auch nicht nach ihrer Bedeutung als Stadt-

erhalterin wahrscheinlich, daß sie wie ähnliche Burggöttinnen (vgl. Creuzers Symbolik Th. 2. S. 687) sitzend gebildet war, etwa wie eine alterthümliche Marmorstatue mit angeschlossenen Armen und der Meduse auf der Brust, die der Ritter Sir William Gell in Athen zeichnete und für die Statue der Minerva Polias hält. Die Promachos von der Parthenos zu trennen, entscheidet uns Pausanias Erwähnung beyder an sehr verschiedenen Stellen. Jene war das von Phidias gebildete kolossale Weihgeschenk aus dem Zehnten der Marathonischen Beute, es war die kolossale Streiterin, deren Helmbusch und Lanzenspitze die Schiffer von Sunium her erblickten, eine Vorkämpferin dem Worte nach, am natürlichsten, wie man mit Schorn (Amalthea. Th. 2. S. 208) glauben möchte, mit ausgestrecktem und geschwungenem Speer, aber, wenn anders es natürlicher ist die kolossale von den Schiffern fern erblickte Figur außen und nicht im vordererwähnten Tempel der Polias zu glauben, am wahrscheinlichsten die zwischen Parthenon und Propyläen auf den Münzen vorgestellte, (Pellerin Recueil P. et V. I. 22. 4.) nur als streitfertige Kämpferin, nicht im Moment des Kampfes gedachte Figur mit aufgestütztem Speer und Schild. Wie nun die Tempelstatue des Parthenon gebildet war, stehend, langbekleidet mit der Meduse auf der Brust, in den Händen eine Victoria und einen Speer, zu Füßen das Schild und die Schlange, auf dem Helm eine Sphinx zwischen Greifen, besagt Pausanias (I. 24. 5 ff.) aufs deutlichste: es ist diejenige Statue, deren allgemeine Idee den meisten Minervenstatuen zum Grunde liegt. Ob Phidias seine Statue anders entworfen habe, als die im Perserkrieg mit dem Tempel abgebrannte, wird nicht gemeldet, kann aber nach dem Reichthum der die alterthümlichsten Formen durchaus überschreitenden Composition nicht bezweifelt werden. Der Tempel der Polias war der Gemeinde-Tempel der ursprünglichen, das Parthenon der Bundestempel der neuen aus den attischen Ortschaften zusammengezogenen Stadt. Auch in lezterem muß man ein früheres Tempelbild in Art der alten Minervenschutzbilder, der Palladien, voraussetzen, und, wie wir die Palladien auf Vasenbildern vorgestellt finden, ein rohes lanzenschleuderndes Frauenbild, so finden wir auch die Schutzgöttinn der Panathenäischen Spiele auf der besprochenen Vase.

Wir übergehen Vermuthungen, bey denen wenig herauskommt, wie daß der Wagenrenner auf der Rückseite, (am natürlichsten auf den Sieger zu beziehen, wie die zweyhenklige Form der Vase auf den gewohnten Kampfpreis der Diota) etwa auch auf den Erichthonius gehen könne. Wichtiger und schwieriger ist es, sich über die Thierfiguren auf dem Hals der Vase zu verständigen. Mit der Eule über dem Wagenrenner ist man, als mit einer neuen Beziehung auf Minerva, bald fertig, dagegen auf der andern Seite der Vogel mit Menschengesicht eine wohl überlegte Erklärung verlangt. Daß er hier nicht von gleichgültiger Bedeutung seyn könne, wie man ihn gern unter den Thierfiguren ägyptisirender Vasen, Löwen, Panthern, Greifen, Ebern u. s. w., selbst neben Schwänen (Tischb. III. 59.) nimmt, beweist die unläugbar auf Minerva zu beziehende und doch auf der Rückseite ihres Bildes angebrachte Eule. Daß jener Vogel ein Siegesvogel sey, wie Hr. Millingen nach den Münzen von Gabela und den Denaren der Valeriana will, ist in seiner Anwendung auf Minerva so unerhört als nach der sonstigen Bedeutung desselben, Sirene und Unglücksvogel, hier und vielleicht selbst auf den erwähnten Münzen unwahrscheinlich. Bey alterthümlichen griechischen Bildern liegen ägyptische Beziehungen oft nicht fern: man könnte an den Geyer mit ausgebreiteten Flügeln über den Bildern der Neith erinnern (Champollion Pantheon Egyptien I. tav. 5). Blieben wir auf griechischem Boden, so würden uns folgende Gedanken natürlicher scheinen. Die Vögel mit Menschengesichtern sind Sirenen (Kunstbl. 1824. Nr. 103. 1825. Nr. 19. Not. 128). Die Sirenen sind vertrocknende, auszehrende Geschöpfe, das sagt ihr Name; sie sind wahrhafte Todesverkünderinnen, das sagt ihre häufige Erscheinung auf griechischen Gräbern. In solcher Bedeutung können sie ein Symbol der Lebensgöttinnen seyn, die ihnen feindlich sind: sie konnten auf der Hand der Juno von Koronea (Paus. IX. 34.) und würden bey sonst getreuer Abbildung auf der Hand der Minerva (Haym tesoro Brit. I. 11. 2.) wie über ihrem Haupt im Streit mit den Musen nicht unerklärlich seyn.

Nach dieser längeren Erörterung über die merkwürdigen ersten Tafeln des Millingen'schen Werks betrachten wir die folgenden kürzer. Die nächsten derselben (Taf. 4. 5.) geben eine Agrigenter Vase mit schwarzen Figuren im Besitz des Hrn. William Hamilton, bisherigen königl. großbritannischen Ministers am Hofe zu Neapel. Ihre Vorderseite zeigt zwey Krieger, die um einen Gefallenen kämpfen; dieser ist bärtig und des Helmes beraubt, das Haupt der beyden andern ist mit geschlossenen Helmen bedeckt. Zwischen beyden Kämpfern liest man den Namen des Achilles (AEILEVS), über dem Gefallenen den des Hektor (HOTHEH). Diese bey völligem Stillschweigen über einen Kampf um Hektors Leib sehr befremdende Inschrift, erscheint troz ihres unbezweifelten Alters durch die Rückseite geradezu als unrichtig. Diese zeigt die Eos, welche den Körper ihres Sohnes wegträgt; beyde führen die richtigen Inschriften HEOΣ und MEMNON. Auch Memnon, der schönste der troischen Helden, ist bärtig: um so weniger schwierig kann es seyn, auch auf der Vorderseite in dem bärtigen Gefallenen Antilochus, den

schönsten der Achäer und Achills Kampf mit Memnon um dessen Leib zu erkennen. Auffallend ist auch die phrygische Mütze der langbekleideten Eos und das Waffenzeichen des einen der Kämpfer, nämlich, ohne Zweifel dem Fabrikort zu Liebe, die sicilische Triquetra.

Wieder sehr seltsam ist auf Tafel 6. (Nolanische Vase des Hrn. Durand) eine schwebende Eos, welche zwey Gefäße, nach gegebener Erklärung mit den Morgendünsten des Oceanus erfüllt, in ihren Armen hält. Man könnte auch an Aschenkrüge einer andern Flügelfrau denken.

Tafel 7 — 9. enthalten alterthümliche Vasenbilder mit merkwürdigen Gigantenkämpfen. Die Vase der beyden ersten Tafeln stellt nach den Inschriften den Kampf des Poseidon gegen Ephialtes vor, abweichend von andern Nachrichten, nach denen Otus und Ephialtes Söhne des Poseidon von des Aloeus Weibe Iphimedia waren, in der Handlung zusammentreffend mit einer ähnlichen That des Poseidon, der, wie auf der Vase, durch geschleuderte Felsstücke der Insel Kos im Kampf gegen den Giganten Polybotes die Insel Nisyros bildete. Der Gott hat langes Haar und ein langes Gewand; der Gigant ist durchaus menschlich gerüstet und gekleidet. Nach den Schriftzügen ΠΟSΕIDON und EΦIALTES wird das Alter der Vase ungleich höher als Olymp. 80 versichert; wir haben oben an die Mißlichkeit solcher Folgerungen erinnert. Die Rückseite zeigt einen bewaffneten Krieger, auf dessen Schild ein Dreyfuß. Der Kampf des Poseidon und Ephialtes findet sich auf der Lamberg'schen Vase (Tafel 9.) wiederholt; doch ist Poseidon im kurzen Gewand und Ephialtes mit verschiedenen Waffen versehen. Die Rückseite zeigt Artemis, wie sie Bogen und Schwert gegen einen Krieger führt, Otus, den Bruder des Ephialtes, wie vermuthet wird.

Mißverstandene Darstellungen des Peleus, der die Thetis bewältigt, werden zur Tafel 10. wohl erklärt. Dieses geschieht außer der Portlandvase für eine aus Passeri Tab. 8 sqq. ungenügend bekannte vatikanische. Sie ist von Seethieren eingefaßt: Schlangen und Regenbogen neben Thetis, Zeichen ihrer Verwandlung, Chiron, Telamon, zwey Nereiden, Venus und Amor werden nachgewiesen. Beygefügt ist eine von Wilkins früher bekannt gemachte athenische Vasenzeichnung, deren Figuren durch Inschriften als Pitho, Aphrodite und Eros, als staunend aufschauender Pan, als Nereide Kymodoche, als Peleus in sprengender Quadriga mit dem Wagenlenker Α....ΟΣ, als Thetis von Peleus gefaßt mit Löwe und Drache, als die Nereiden Psamathe und Ath...., endlich als Poseidon, der daneben steht, bezeichnet und erläutert werden.

Tafel 11. Vasenbild mit schwarzen Figuren, für Herkules und den von ihm gebundenen Meergott wohl erklärt. Der leztere endet in einen Fischleib. Zwey zuschauende Figuren können für die Nymphen des Eridanus gelten, die dem Herkules des Nereus Wohnung wiesen.

Wenn des Herausgebers reiche Mythenkunde ihn bey ähnlichen Vorstellungen zu einem glücklichen Erläuterer macht, so widerstrebt seine Abneigung gegen alles, was außer diesem Bereich oder dem der wirklichen Anschauung liegt, so gleich bey der folgenden allerdings schwierigen Vorstellung, jeder Möglichkeit einer treffenden Erklärung. Wenigstens ist schwer zu glauben, daß ein Vasenkenner wie Hr. M., welchem Amoren, um und unter Frauen beschäftigt, das Spielgeräth des Balles, (Creuzer Symbolik III. S. 391. Inghirami Mon. Etruschi Ser. II. p. 357) Spiegel und Binden, in entschiedener Umgebung der Mysterien, sonst auf Vasen vorgekommen seyn müssen, bey reiflicher Ueberlegung Mythen gesucht hätte und nicht wenigstens, seinem System getreu, Toilettenformen. Die Figuren des Vasenbildes sind eine Frau mit Stirnbinde und ärmelloser Doppeltunika, auf einen Cippus gelehnt, einer andern gegenüberstehend in ähnlicher Bekleidung, aber mit reicherer Kopfbinde; zwischen beyden, der ersten zugewandt ein geflügelter Jüngling, der den Ball hascht, den er fallen gelassen und gegen den die zweyte Frau mit der Rechten einen Spiegel, in der Linken eine Binde hält. Hr. Millingen denkt an Apollonius Rhodius, und wie bey ihm Aphrodite dem Eros einen Ball als Lohn erbetenen Liebeszaubers verspricht: aber weder erinnert die Bekleidung der angelehnten Frau an Venus, noch ist der Eros bey Apollonius knabenhaft; dazu gesellt sich der aus Dichtern und Bildwerken leicht bis zur Unterscheidung eines geflügelten Mysterienjünglings (vgl. Tischb. III. 22.) vom Knaben Amor zu widerlegende Satz, die knabenhafte Bildung des Eros gehöre der früheren Zeit an, und hierauf folgt, die befremdende Vermuthung zu unterstützen, eine befremdendere Verkennung der Inschrift. Diese heißt im Stich: ⊹ΙΗΣΑΝΜΟΙΤΑΝΣΦΙΡΑΝ. Richtig wird die Nachlässigkeit der Schrift im lezten Wort erkannt, was statt ΣΦΑΙΡΑΝ verschrieben und ohne Zweifel auf den Ball zu beziehen ist. Hienach könnte man wohl auch ein ⊹ statt der gewohnteren Aspiration eines F oder H in übrigens gar nicht alterthümlichen Zügen, auch ἴησαν für ἴεσαν sich gefallen lassen: dagegen ist die angenommene Auslassung eines Θεαί eben so unstatthaft, als die darnach gegebene Uebersetzung „die Göttinnen sandten mir den Ball" wegen der Mehrzahl der Göttinnen und bey einer auf das Pilaster der Frau geschriebenen Inschrift wegen ihrer unbegründeten Beziehung auf den Eros durchaus unzulässig. Unseres Bedünkens kann die Inschrift nur der Frau gelten, die sich auf jenes Pilaster stüzt: die Worte gestalten sich um so eher, als im Original bestimmt ΧΡΗΣΑΝ zu stehen scheint, was dann etwa, χρῆσαν für χρῆσαι verschrieben heißen könnte: „Gebrauche nur den Ball"; wahrscheinlicher wegen des ungewöhnlichen oder wohl gar sprachwidrigen Accusativs χρυσᾶν für χρῆσαν gelesen: „(gieb) mir den goldnen Ball." Die Frau, die den Eros darum bittet, wird die seyn, der die Einweihung zunächst gilt; die Scene eine frühere als die häufige, in der eine geschmückte Frau von Eros bekränzt wird oder ihn liebkost. Auf einer Vase bey d'Hancarville I. 45 (22 der Quartausgabe) hat sie, die geschmückte, den Ball bereits erhalten; eine zweyte Frau hält einen Sonnenschirm über sie und ebenfalls einen Ball, vor ihr steht ein Jüngling mit einem Salbgefäß. Unter zahlreicher Umgebung einer Eingeweihten fehlt bey Tischbein I. 2 auch ein Ball nicht. Weibliche Figuren, die nach Bällen haschen, gibt auch d'Hancarville I. 67. II. 13. (der Quartausgabe). Zwischen einer nackten Frau am Bade und einem Amor, der sie liebkost, liegt anderswo ein Ball (Inghirami monum. Etruschi Ser. V. tav. 24).

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 62.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 4. August 1825.

Ueber Millingen's Monuments of Grecian art.

Ancient unedited Monuments of Grecian art from collections in various countries principally in Great Britain, illustrated and explained by James Millingen Esq. London. Number 1—4. 1822. 60 S. mit 24 Kupfern. Number 5. 8 S. 4 K.

(Fortsetzung.)

In der folgenden Tafel 13, einem Vasenbild des Hrn. Durand zu Paris, sieht Hr. Millingen mit Recht in der langbekleideten Frau mit Stirnbinde, Schaale und Spiegel eine Aphrodite und in den mannweiblichen Jünglingen, die sie tragen, mit Recht Eroten, wobey an orphische und pythagorische Lehre, wie an den häufigen Gebrauch der Vasen von Puglien und Basilicata erinnert wird. Seltsam daß er sich nicht scheut, jene Mystiker für sich zu benutzen, um bald darauf die Eroten in der Bedeutung von Mysteriengenien zu läugnen! Daß Genius kein griechisches Wort sey, ist freylich wahr, aber von Mysteriendämonen hat man doch wohl auch in gutem Griechisch sprechen können, ja von mystischen Eroten. Indeß versichert der Vf. überdieß, ähnliche Composition komme selten oder nie in Bezug auf Mysterien vor; dieser Ausspruch eines mit Recht angesehenen Vasenkenners ist zu nachdrücklich ausgesprochen, um nicht auch die klarste Anschauung des ersten besten Vasenwerks zum Schweigen zu bringen. Ueber die Namen der Eroten wird bemerkt, Eros und Anteros (Liebe und Gegenliebe) könnten es nicht wohl seyn, eher Gamos (Hochzeit) und Hymenäos (Vermählung), oder, was wohl wahrscheinlicher, Eros und Himeros (Liebe und Sehnsucht). Es liegt nahe, dagegen anzuführen, wie der mächtige Alleinherrscher Eros in jeder andern Gesellschaft als der hier allerdings schwer anzunehmenden des Anteros herabgesezt erscheint: am nächsten liegt es wohl, an die Begleiter zu denken, die ihm Skopas gab, an Pothos und Himeros (Verlangen und Sehnsucht).

In der bereits aus d'Hancarville II. 126 bekannten, jezt [illegible] Museum gehörigen Vorstellung vom Tode der Prokris ist es von neuem ein Vogel mit Menschengesicht, der Hrn. Millingen's Erklärung stört. Die übrigen Figuren der Bildes sind verständlich und kaum Erechtheus, der Vater der sterbenden Prokris zu bezweifeln oder genügender zu erklären. Desto größer ist die Schwierigkeit, welche der erwähnte über der Sterbenden schwebende Vogel verursacht. Ob die Meynung, jener Vogel sey Nephele, die trügerische Geliebte des Cephalus, eine Figur, die selbst, wenn jener Vogel Wind und Wolke vorstellen könnte, doch hier nothwendig als menschliche und menschenähnliche Figur erscheinen müßte, irgendwo Beyfall finden würde, steht zu bezweifeln. Andrerseits wagen wir nicht eine anderweitige Deutung mit einiger Sicherheit vorzutragen; bey dem Herausgeber jedoch, der ja die Vögel mit Menschengesichtern aus ägyptischen Bildern als scheidende Seelen selbst anführt, hoffen wir den in seiner Bildung den Sirenen ganz entsprechenden Vogel allerdings für die scheidende Seele deuten zu können, die etwa als Vogel gebildet ist, wie die Mania auf römischen Monumenten, und mit Menschengesicht, wie jene den Lebendigen nachstellenden Frauen mit Vogelleibern. Allerdings will Hr. Millingen Figuren, wie die adlerähnliche Flötenbläserin bey d'Hancarville I. 99 nur für fratzenhafte Verzierungen gelten lassen; doch wird er bey näherer Prüfung schwerlich verkennen, wie wenig mit solcher Beschreibung der Figur statt einer Deutung gethan sey, neben der denn auch wohl Löwe, Bock und Hirsch, die den Vogel bey d'Hancarville II. 86 begleiten, statt für die genannten Thiere, für bloße Fratzen gelten müßten. Was sollte auch vollends bey einer solchen Betrachtungsweise aus dem Stiere mit Menschengesicht werden, den Hr. Millingen als Gegenstand alterthümlicher Verehrung nicht läugnen kann, und der ihm als heiliges, aber namenlos einherschwankendes, Erd- oder Flußsymbol mit bedeutsamem Zusatz des Menschengesichtes die obige Vermuthung unterstützen muß, statt wie sonst für Bacchus Hebon zu gelten! Auf die Vase zurückzukommen, so gestehen wir an die von uns vorgeschlagene Erklärung einer über der Sterbenden flatternden Seele Glauben zu hegen, dabey aber an der Ungewöhn-

lichkeit des Bildes, zumal im freyen Styl, Anstoß zu nehmen.

Eine seltene Vorstellung gibt Tafel 15, Phineus und die Boreaden, welche ihn von den fliehenden Harpyien befreyen: die Vase kommt aus Athen und befindet sich im Besitz des Hrn. Sandford Graham Esq. Erde und Firniß ist den Nolanischen ähnlich. Phineus ist beym Mahle, vor ihm zwey Harpyien mit der Beute desselben, hinter ihm der eine Boreade den Wurf gegen sie führend, während der andre auf die dritte Harpyie lauert. Die Harpyien sind langbekleidete und gegürtete Frauen mit Flügeln.

Ebenfalls, wenigstens im Kreise der Vasenbilder selten, ist die Vorstellung vom Raube der Kora Tafel 16; sie ist einer Vase des Hrn. Thomas Hope entnommen und war unvollständig aus Tischbein III. 1. bekannt. Die gewählte Scene ist nicht die auf den Sarkophagreliefs häufige der Entführung, sondern die, wie Persephone, bereits auf dem forteilenden Brautwagen, von der Mutter Abschied nimmt. Diese ist halb verhüllt, ihr Vorderhaupt nur mit Perlen geschmückt. In ihrer linken Hand hält sie einen auch sonst etlichemal, z. B. auf der Poniatowskischen Vase (Welcker Zeitschr. I. S. 105. 115) vorkommenden, in mehrfache gekreuzte Zacken auslaufenden Stab, der mit Recht nicht für ein Werkzeug zum Aufwühlen der Erde, sondern für eine lichter zündende Fackel erkannt wird. Ueber beyden Göttinnen, desgleichen über Pluto, sind Sterne. Das Vorgespann wird von der langbekleideten mit Kreuzbund versehenen Fackelträgerin Hekate geführt: darüber schwebt Eros, mannweiblich (? nach der Zeichnung mit männlicher Brust), mit Kranz und Schaale, voran ein Vogel, der einen Kranz hält, etwa die Taube der Aphrodite. In der vordersten Figur wird nach der Sitte ähnlicher Darstellungen Hermes vermuthet, wozu etwa auch der weiße Petasus paßt, alles Uebrige aber befremdend erscheint, indem der Götterbote hier nicht voranschreitet, sondern müßig an einen Strunk gelehnt mit über dem Haupt gelegten Arm, wie häufige Apollobilder, gegenübersteht.

Paris und Aphrodite ist auf Tafel 17. ein Vasenbild benannt, das bey Visconti zu Mus. Pio-Clem. IV. tav. A. für die Schenkung des goldenen Vließes galt. Die halbverschleyerte Frau mit dem Scepter, sonst Nephele, heißt nun Aphrodite. Der mit Baumwurzeln des Berges in der Höhe sitzende Jäger, zu dessen Füßen ein Widder erscheint, sonst Phryxus, ist jetzt Paris, und die höher sitzende ebenfalls halbverschleyerte Frau ist nun statt Helle die versprochene Braut Helena, die auch nicht eine Schaale halte, sondern einen dem Bräutigam zu reichenden Opferkuchen. Man möchte nun noch eine dritte Erklärung wünschen, wenn nicht vielleicht die etwas zerrissene Composition des Vasenbildes einen Wink gibt, sonstige Forderungen an sorgfältigen Ausdruck der Vorstellung etwas herabzustimmen. Bey Visconti's Erklärung befremdet es, den Widder zu Phryxus Füßen, statt von Merkur ihm zugeführt zu sehen. Ungleich mehr hat Hrn. Millingen's Erklärung gegen sich, die halbverschleyerte Frau mit Scepter, die nicht wie Venus, sondern vor einem Paris gewiß eher wie Juno aussieht, den Jäger, der durch den Widder zugleich ein Schäfer, und mit dem Petasus, statt der phrygischen Mütze, immer noch kein gewohnter Paris ist, endlich die verheißene Helena, die doch gar zu schnell bey der Hand ist.

Tafel 18. gibt eine aus Millin's Recueil II. 5. ungenügend bekannte Vase der Mrs. Edwards. Ihre Figuren erscheinen jetzt mit dem Namen der Heroen, des Tydeus, der einen Hasen auf einem Stabe herbeyträgt, des Aktäon, sitzend mit einem Hund zu Füßen, des Theseus mit Keule und des Kastor mit Jagdspeeren. Tydeus und Theseus haben den Pileus, Aktäon und Kastor die Kausia.

Tafel 19. Amazone einen Krieger führend, etwa Antiope, welche dem Theseus die Thore von Themiskyra öffnete: Nolanische Vase des brittischen Museums mit der Inschrift Καλλιδης καλος. Auf Theseus Schild erscheint eine Keule: seine Rundung ist nicht vollendet, sondern durch eine lederne Bedeckung für den Untertheil des Körpers unterwärts ausgedehnt, auf der ein Auge angebracht ist.

Tafel 20 — 24. Prächtige Vase der Pariser Sammlung, bey d'Hancarville I. 47. 48 ohne sichtlichen Zusammenhang. Tafel 20 enthält die Form der Vase, Tafel 21 wird für Achilles und Patroklus Abschied von den Vätern Tydeus und Menötius erklärt, Tafel 22 für Achills Kampf mit Telephus, die abmahnende Figur daneben für Teuthras. Tafel 23 gibt den Hals der Vorderseite, sechs jagende Jünglinge auf ihr, die ein Reh verfolgen; Tafel 24 den Hals der Rückseite, wenn nicht vielmehr die Benennungen umzukehren und sie für die Vorderseite zu halten ist. Auf ihr erscheint Triptolemus im Flügelwagen. Die vorstehenden Frauen, die eine mit Fackel und Aehren, die andre mit Kandelaber und Weihgefäß gelten für Hekate und Persephone, die zwey andern mit Schaale und Aehren für die Töchter des Celeus. Diese Benennungen sind, zumal in Betreff der Göttinnen, etwas willkürlich; vielleicht wäre an Nymphen zu denken, wie im Götterverein von Megalopolis Paus. VIII. 31. außer der Nais mit dem kleinen Zeus ihrer ebenfalls vier vorkommen, eine mit Fackel, eine andre mit Hydrien und Schaale, noch zwey mit Hydrien; mit größerer Sicherheit, da gegen die

Benennung von Nymphen die fehlenden Hydrien eingewandt werden könnten, an eine Vierzahl cerealischer Dienerinnen, wie sie der homerische Hymnus in vier Töchtern des Celeus gibt. Zwey bärtige Männer mit Sceptern gelten mit Wahrscheinlichkeit für Eleusinische Oberhäupter, der hinter Demeter für Celeus. Die Göttin selbst hält Aehren in der Rechten und breitet mit der Linken den Schleyer des Hauptes aus: vor ihr steht ein Altar.

Das fünfte Heft enthält erhobene Bildwerke. Zuvörderst auf Tafel 1. ein samothrakisches Relief, durch den Grafen Choiseul Gouffier in das Pariser Museum gekommen, und auch wenn Bestimmungen wie die, es sey älter als die 69ste Olympiade, leicht täuschen können, jedenfalls ein Werk von hohem Alterthum. Dieses Werk ist die Ecke eines architektonischen Gliedes, durch eine hie und da geschuppte Schlangenwindung abwärts begrenzt, an der entgegengesezten Seite aber in Mitte der dritten Figur abgebrochen. Das Relief ist flach, die Figuren, deren drey zwischen oberem und unterem Gesims mit Blumenwerk und Voluten erscheinen, sind in Stellung, Haar und Falten ganz ägyptisch. Ihre Bedeutung deuten uns Inschriften in den ältesten griechischen Zügen an, ohne daß der geringe Umfang der Composition ihre Erklärung vollenden ließe. (Vermuthungen darüber äußert Schorn im Hom. nach Antiken H. IX. T. 1., wo das Relief ebenfalls abgebildet ist.) Von der Rechten zur Linken schauend erscheint zuerst Agamemnon auf einem Stuhle sitzend mit vorwärts gestreckten Armen, dann Talthybios mit dem Heroldsstab und Epeos, der Erfinder des troischen Pferdes, selbst in den lückenhaften Zügen ΕΠΕ unverkennbar. Die Platte ist nur 1 Fuß 1 Zoll hoch und 1 F. 5 Z. breit; Spuren von Bemalung fehlen nicht.

Die Terracotta der zweyten Tafel ist ein Werk in der Größe der Zeichnung, zu Melos gefunden und gegenwärtig dem Hrn. Thomas Burgon gehörig; der Grund tritt nicht vor, daher vielleicht unnöthig angenommen wird, der Grund eines Frieses möge ihn ergänzt haben. Perseus ohne Flügelhut und Flügelschuhe, das Haar in einen Wulst geendet, die Füße bestiefelt, sprengt auf ebenfalls ungeflügeltem Pferde davon, der Verfolgung der Gorgonen zu entgehen, deren Schwester er eben getödtet; seine Linke hält die Harpe, seine Rechte das alterthümlich gebildete Medusenhaupt, mit herausgestreckter Zunge, doch kinnabwärts mit zwey Schlangen. Die geköpfte Halbfigur der Medusa erscheint unter dem Pferde, stehend und im Todeskampf die Hände über die Flügel ausstreckend, wie auf einer vorzüglichen Bronze des Museums von Neapel; aus dem Rumpfe springt der Knabe Chrysaor mit ausgestreckter Rechten hervor. Ihr Gewand ist mit Schlangen gegürtet. Das Relief ist sehr flach und war bemalt. Eben so das sehr ähnliche, zugleich gefundene und gleich große Relief der folgenden Tafel, Bellerophon und Chimära vorstellend. Bellerophon ist behelmt und geschürzt; seine Rechte hält ein Schwert, seine Linke hat die Mähne des sprengenden ungeflügelten Rosses gefaßt.

(Der Beschluß folgt.)

Zinkographie.

Stuart und Revett Alterthümer zu Athen. Herausgegeben von H. W. Eberhard, Architekt. Darmstadt bey Carl Wilh. Leske 1824. 25 Vol. I — IX. Lieferung, jede 12 Blätter enthaltend. Preis des Hefts auf fein Velinpapier 3 fl.; auf Druckp. 2 fl. 15 kr.

Diese deutsche Ausgabe von Stuarts bekanntem Werk bildet eine Abtheilung einer von demselben Herausgeber und Verleger angekündigten größern Folge, welche den Titel führt: Denkmäler der Baukunst des Orients, der Aegypter, Griechen, Römer und des Mittelalters. Die großen und kostbaren Werke, welche wir über diese Gegenstände besitzen, sind in Deutschland zu wenig verbreitet und zu wenig zugänglich, als daß nicht eine allgemeinere Bekanntmachung für Künstler und Kunstliebhaber höchst erwünscht seyn müßte. Das gegenwärtige Unternehmen ward, laut einer vorausgegangenen Ankündigung, durch die Erfahrung begünstigt und vielleicht veranlaßt, daß die lithographische Behandlung mit der Feder, der Gravirnadel und Aquatintamanier, sich noch leichter und wohlfeiler auf Zink als auf Stein anwenden lasse, und in der That wurden jener Ankündigung sehr genügende Proben dieser neuen zinkographischen Methode beygegeben. In Umrissen oder leicht schattirten Blättern solcher Art sollen nun die vorzüglichsten Werke über die alten Monumente, im Format der Originale und mit deutscher Uebersetzung des Textes geliefert werden, so daß diese wohlfeilen Ausgaben etwa das seyn könnten, was die Hand- oder Taschenausgaben der Classiker für erleichterte Verbreitung dieser Schriftsteller sind. Da jedoch hier nicht blos verkleinerter Abdruck, sondern meist Uebertragung, des ausgeführten Kupferstichs in den Umriß, des ausländischen Textes ins Deutsche statt findet, so sind die Schwierigkeiten um so größer und

das Unternehmen, wenn es allen billigen Forderungen genügt, desto dankenswerther.

Neun Lieferungen des Werkes von Stuart und Revett über Athen, mit welchem der Anfang gemacht wurde, sind bereits ausgegeben. Sie werden eben sowohl des jezt besonders interessanten Gegenstandes als der im Ganzen genügenden Ausführung wegen bereits so reichlichen Absatz gefunden haben, daß die weitere Ausführung des ganzen Planes zu hoffen ist. I. Bl. 1 — 6. Dorischer Portikus zu Athen. Bl. 7 — 12. II. Bl. 1. 2. Jonischer Tempel am Ilissus. Bl. 3 — 12. IV. Bl. 1 — 9. Thurm der Winde mit seinen Sculpturen. Bl. 10 — 12. IV. Bl. 1 — 6. Das choragische Denkmal des Lysikrates, ohne die Sculpturen. Bl. 7 — 12. V. Bl. 1 — 4. Sogenannter Tempel des Jupiter Olympius. Bl. 5 — 6. Ruinen, auf welche ein Theil der Kirche Megale-Panagia gebaut ist. Bl. 7 — 12. VI. Bl. 1 — 3. Das Parthenon, ohne die Sculpturen. Bl. 4 — 12. VII. Bl. 1 — 10. Tempel des Erechtheus, des (lies der) Pandrosus und der Minerva Polias. Bl. 11. 12. Theater des Bacchus. VIII. Bl. 1 — 5. Das choragische Monument des Thrasyllus. Bl. 6 — 12. IX. Bl. 1 — 4. Propyläen. Bl. 5. 6. Basreliefs zu dem kleinen jonischen Tempel gehörig. Bl. 7 — 12. Tempel des Theseus.

Die malerischen Ansichten, welche den Darstellungen jedes Monuments voranstehen, sind größtentheils in leichter Schattirung mit der Nadel oder in Aquatintamanier ausgeführt. Der Herausgeber hat hier meistens das Format etwas kleiner als das der Originale gehalten, indem er unwesentliche Beywerke und die Staffagen, welche Stuart anbrachte, wegließ. Bey der großen Wohlfeilheit des Werks ist freylich keine sorgfältige Ausführung dieser Blätter zu verlangen; indessen wäre doch zu wünschen, daß manches, vielleicht mit weniger Schattirung, aber deutlicher und mehr in Haltung wäre gegeben worden. Daß es auf Zink eben so schwer sey, wie auf Stein, die Abstufung der Töne hervorzubringen, die besonders bey landschaftlichen Gegenständen nothwendig ist, zeigen auch diese Proben.

Alle rein architektonischen Zeichnungen sind in bloßen Umrissen, genau und genügend, wiedergegeben. In der Angabe der Maaße finden sich einige kleine Abweichungen vom Original, die wohl zum Theil Versehen sind, hie und da jedoch auch Verbesserung eines Irrthums im Original seyn mögen. Auch in den griechischen Inschriften haben sich mehrere Fehler eingeschlichen. Deßhalb ist am Schluß eine sorgfältige Revision als Nachtrag zu wünschen.

Die bis jezt noch fehlenden Sculpturen, vom Monument des Lysikrates und vom Parthenon, welche bey Stuart nach den architektonischen Details jedes Monuments folgen, werden ohne Zweifel nachgeliefert werden, denn selbst zum ausschließlichen Gebrauch für Architekten wäre die Entbehrung der Sculpturverzierungen ein großer Mangel. An den Umrissen der Figuren dürften wohl die Linien etwas bestimmter und weniger abgesezt seyn als an einigen vom Thurm der Winde, die etwas zu flüchtig behandelt scheinen. Es fehlt auch noch der Plan von Athen, die Ansicht der Akropolis zu Anfang des zweyten Bandes von Stuart, und eine Seitenansicht derselben. Die Vignetten, die bey Stuart eine wesentliche Zugabe sind, werden wohl in ein Supplementheft zusammengeordnet erscheinen.

Zum bequemen und ganz ausreichenden Gebrauch dieser Ausgabe wäre eine genaue Bezeichnung der Blätter nach den Theilen und Nummern des Originals durchaus nothwendig gewesen, statt daß sie jezt blos nach den Monumenten und nach Heften numerirt sind. Stuarts Werk ist und wird noch überall citirt; für die Besitzer der neuen Ausgabe muß es daher wesentlich seyn, jedes Citat des Originals, unter welcher Form es sey, auch hier nachschlagen zu können; es muß ferner jedes Citat aus dieser Ausgabe sogleich auch dort aufzufinden seyn; dieß ist aber bey der gegenwärtigen Bezeichnung wenigstens nicht überall thunlich. Möchte der Herausgeber diese Bemerkung beym Numeriren der folgenden Hefte berücksichtigen und für die bereits erschienenen einen Conspektus der Nummern beyder Ausgaben nachliefern.

An der Uebersetzung des Textes wird, wie wir hören, bereits gearbeitet. Es ist zu wünschen, daß nichts weder vom Text noch von den Anmerkungen weggelassen werde, damit auch hierin die Handausgabe dem Original gleichstehe. Nachträge und Berichtigungen aber aus späteren Werken, am gehörigen Ort von dem Uebersetzer in Noten beygebracht, würden dem neuen Werk noch größern Werth verleihen.

Die im Verhältniß zu dem mäßigen Preis sehr sorgfältige Ausstattung des Werks in Hinsicht der Reinlichkeit der Umrisse, des guten Abdrucks und schönen Papiers, so wie der unausgesezte, rasche Fortgang der Lieferungen, gereichen dem Herausgeber und Verleger zur Ehre, und es läßt sich der eifrige Wille nicht verkennen, etwas Brauchbares und Schönes zu liefern. Um so weniger werden sie aber auch die Bemerkungen übersehen, zu welchen die jezt noch fühlbaren Mängel uns veranlaßten, und durch deren leichte Abhülfe diese Ausgabe nicht nur ihren nützlichen Zweck, ein sehr wichtiges Werk allgemeiner zu verbreiten, erfüllen, sondern auch das theure Original in wissenschaftlicher Hinsicht völlig entbehrlich machen könnte. S.

Nr. 63.

Kunst=Blatt.

Montag, den 8. August 1825.

Kunstausstellung in der Brera zu Mailand, im Herbst 1824. *)

Die Anzahl der Künstler, welche dieses Jahr Arbeiten ausgestellt haben, und die Menge der Gemälde selbst war nicht geringer als in den vergangenen Jahren, doch werden wir unsern Bericht kürzer fassen, d. h. mehreren Künstlern Zeit lassen müssen, andere Gemälde zu fertigen, welche Lob und Beurtheilung verdienen. Mit Bedauern müssen wir es sagen: ehemals gab es eine in Italien berühmte Lombardische Schule; doch jezt sehen wir noch keine Hoffnung auf ihre baldige Wiedergeburt.

Concurs. Unsre Leser werden sich erinnern, daß im vorigen Jahr die Akademie einem Gemälde den Preis ertheilte, das uns einer goldenen Medaille nicht würdig schien. Dadurch mögen die Zöglinge sich zu leicht überredet haben, auf die große Nachsicht ihrer Richter zu bauen. Dieses Jahr waren nur drey Concurrenten, von welchen keiner gekrönt ward. Das Publikum hatte bereits geurtheilt, wie die HH. Professoren, der Ausspruch war also völlig gerecht.

Der Gegenstand war: Rafael, welcher dem Papst Julius II. durch Bramante vorgestellt wird. In der That ein unfruchtbarer Stoff; und wir hätten gewünscht, daß eigene Compositionen dieser Zöglinge gezeigt hätten, wie sie mit dem kalten Gegenstand zu kämpfen gehabt, und daß sie uns durch andere Gemälde entschädigen wollten. — In den drey Gemälden war weder richtige Zeichnung, noch Farbe, noch Wirkung zu finden.

Die Skulptur, obgleich sie einen höhern Platz in dieser Akademie einnimmt, war nicht glücklicher. Der Gegenstand des Basreliefs war eine Art von Apotheose des berühmten Canova. Von den vier Concurrenten wurde keiner gekrönt. In ihren Modellen sah man zwar die Grazien, aber nicht die, welche des berühmten Mannes Gefährtinnen waren, und man bemerkte leicht, daß die jungen Leute nicht, wie er, im Studium der alten Kunst Nächte durchwacht hatten.

Die Aufgabe für die Composition war die Erkennung von Manfreds Leichnam in Gegenwart des Königs Carl von Anjou. Der Preisbewerber waren vier. Wahrscheinlich fürchtete die Jury, man möchte der Schule den Vorwurf der Armuth machen, da sie unter diesen Zeichnungen eine zuließ, die zur Ehre ihres Urhebers besser im Portefeuille geblieben wäre. Nur zwey verdienten eine Beurtheilung. In beyden fand man Lebendigkeit, gute Anordnung und schöne Köpfe. Die gekrönte Zeichnung ist von Carl Bellusio, einem Mailänder. Edle Figuren, natürliche Stellungen, angemessener Ausdruck und gut verstandene Wirkung des Licht gereichen ihr zum Lob.

Für den Preis in der Kupferstecherkunst waren dieses Jahr keine Bewerber vorhanden.

Ausstellung. Gehen wir von den Zöglingen zu den Professoren und Dilettanten über, die ihre Werke den Blicken des Publikums ausgestellt haben, das sich immer in Massen in diese Säle drängt, um zu bewundern, zu beurtheilen und zu tadeln. Leider sind die Säle so übel angeordnet, daß weder die Künstler einer guten Aufstellung noch das Publikum einer bequemen Beschauung sich erfreuen können. Ein einziger Saal ist von der Mitte des Gewölbes beleuchtet, so daß man darin die großen und hohen Gemälde passend und die kleineren in Reihen um sie her anbringen könnte. Aber dieser Saal ist für die Preisbewerber aufbehalten. Die andern haben nur von einer Seite Fenster, und in drey Vierteln derselben lassen sich keine Gemälde aufhängen; man stellt sie mit Büsten und Statuen voll. Alle Historiengemälde stehen auf Staffeleyen nah an den Fenstern und kaum zwey Fuß von der Erde erhöht, so daß eine

*) Durch unrichtige Besorgung haben wir diesen Bericht unsres Mailänder Correspondenten, statt im Januar, erst im Juni empfangen. Doch glauben wir ihn auch jezt noch unsern Lesern darbieten zu dürfen, da er einen der Hauptzüge italienischer Kunst betrifft und zu manchen nicht unfruchtbaren Betrachtungen Anlaß gibt.

Red.

Reihe von Beschauern das ganze Bild verdeckt. Ist man durch das Gedränge hindurch in die erste Reihe gelangt, so muß man die Nase auf dem Bild haben, von der linken Seite anfangen, mühsam zum Mittelpunkt fortrücken, und endlich gestoßen, gedrückt, gescholten von einem ungeduldigen Parteymann, mit einem Blick auf die rechte Seite hinausschlüpfen. Ein Liebhaber kam acht Tage nach einander in diese Säle, eh' es ihm glückte, sich einem Palagi, einem Hayez, einem Migliara zu nähern.

Warum sezt man in die großen Räume, die immer leer bleiben, keine Ruhebänke? drey bis vier Stunden kann man hier, wo man vor Hitze fast erstickt, unmöglich zubringen, ohne sich auszuruhen. Auch findet man diese Bequemlichkeit nicht einmal außen, weder in dem prächtigen Portikus, noch in der Gallerie, welche den Hof umgeben.

Bildnisse. Der größte Theil der Beschauer hält sich vorzüglich an die Bildnisse. Man glaubt sich leichter berufen über Aehnlichkeit einer Person, als über Erfindung eines historischen Gegenstandes zu urtheilen. Und doch gibt es Leute, die so schlecht sehen, daß sie ein Bildniß zum Feuer verdammen, während die größere Anzahl ihm eine Aehnlchkeit zum Erschrecken beylegt. Leztere ist allenfalls die Hauptsache für die, welche das Bildniß bestellt haben, aber dem Beschauer genügt sie nicht, der ein Porträt von Vandyk oder Tizian zu bewundern gewohnt ist, ohne zu wissen, ob es jemals ähnlich gewesen. Verlassen wir also diese Staatsmänner und Geistlichen, die da lächeln wie Sänger und Comödianten, diese Frauenköpfe, die alle mit ihrem kleinen Mund dieselbe gezierte Grimasse machen und kalt wie Wachsmasken aussehen. Lassen wir Töchter, Neffen und Nichten vor diesen Bildern in Begeisterung gerathen, wir wollen nichts von solchen Werken der HH. Carlo Ruga, Luigi Corsetti, Giovanni Bignoli, der Frauen Anna Salvotti und Panigoni. Wir halten uns dieses Jahr nur vor dem Bildniß der Mdme Belloc, einer berühmten Sängerin auf, die der Professor Hayez in ganzer Figur, mit ihrer kleinen Tochter zur Seite, gemalt hat. Außer einer vollkommenen Aehnlichkeit, einer großen Einfachheit der Stellung und des Ausdrucks, zeichnet sich dieses Bild auch durch Schönheit und Wahrheit des Fleisches und durch die vollkommene Nachahmung der Stoffe aus, die bekanntlich niemanden so gelingt, wie dem genannten Künstler. In diesem Bilde hat er eine Probe von seinem Talent und Geschmack abgelegt, denn sein Modell hatte schwarze Kleidung gewählt, an welcher er Sammt und Seide glänzen ließ, während dennoch Krepp und Spitzen auf solchem Grund ihre Leichtigkeit und Durchsichtigkeit behielten. Nichts war manierirt, die Beywerke geschmackvoll ohne verschwenderischen Reichthum, der oft die Armuth des Gemäldes verdecken soll. Alles, obgleich mit derselben Sorgfalt ausgeführt, war in Harmonie ohne dem Hauptgegenstand zu schaden. Hr. Hayez arbeitet seine Bildnisse für die Nachwelt, man wird sie immer in den Kabinetten suchen. Drey andere Bildnisse in halben Figuren, welche von ihm zu sehen waren, werden ebenfalls seinen Ruhm erhalten.

Ein Bildniß einer Dame in Lebensgröße, die ebenfalls ihre kleine Tochter an der Seite hat, von Prof. Palagi gemalt, hat ebenfalls die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen und steht außer der gewöhnlichen Reihe dieser Art von Bildern. Besonders schienen die Draperien Bewunderung zu erregen, doch bemerkte man allgemein, daß der Kopf nicht so gelungen sey, als man nach andern Werken des Künstlers hätte erwarten sollen. Man vermißte darin jenen leichten und gelehrten Pinsel, der ihn anderwärts auszeichnet. Die Stellung des kleinen Mädchens schien gezwungen, folglich ohne Anmuth. Auch warf man ihm eine üble Wahl der Beywerke vor, wiewohl diese vielleicht von den Bestellern veranlaßt ist. Noch möchte ich hinzufügen, daß ich mir von den perspektivischen Linien und Planen der Gegenstände keine Rechenschaft zu geben wußte. So müssen wir alles Lob seinem historischen Bild aufbehalten und wir werden uns vollkommen Genüge thun können, indem wir ihm nur Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Schon verflossenes Jahr haben wir Hrn. Gigola, Miniaturmaler, den Rang zuerkannt, den er verdient, d. h. einen gleichen mit den guten Oelmalern. Wenn diese ausschließlich die erste Klasse bilden wollen, so fragen wir beym Anblick der ziemlich großen Bildnisse, die Hr. Gigola dieß Jahr ausgestellt hat, besonders dessen einer schönen Frau: ob diese Reinheit der Zeichnung, diese Wahrheit in den Fleischtönen, diese reizenden Arme, diese zarten Finger, diese leichten blonden Haare, diese Draperien, die mit denen von Hayez wetteifern, dieser Shawl, der eben so vollkommen ist, als der auf dem Gemälde von Palagi — ob alles das weniger Verdienst hat, weil es auf Elfenbein mit Gummifarben, statt auf Leinwand mit Oelfarben gemalt ist. Macht blos die Palette den Maler? Eure Oelgemälde werden blos durch ihre Dauer den Preis vor diesen erringen. Das ist allerdings viel, aber der Vortheil liegt blos in der Materie. Darum, ihr Maler aller Gattungen, laßt uns die Rangordnung blos nach dem Talent, unabhängig von der Gattung bestimmen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Ausstellung in Carlsruhe.

(Beschluß zu Nr. 56.)

Nro. 42. Ein Pferdestall von Baumeister in Gmünd. Es ist erfreulich, auf einen Künstler zu treffen, der die Natur mit so schlichter Treue und dabey so sinnig auffaßt, so gar kein Bestreben nach Effekt zeigt, und durch Wahrheit und Simplizität alle Koketterie des Pinsels niederschlägt. Man könnte das Bildchen keck für einen schönen alten Niederländer ausgeben; selbst der Farbenton würde zur Bestätigung dienen, und manches geübte Auge sich täuschen lassen.

Zwey junge Künstler in München — Festerazzo und Neureuther — hatten Landschaften eingesandt, welche Talent verrathen, aber beyde scheinen sich zu früh von der Natur zur Kunst zu wenden.

Unter den Aquarellbildern mußten zwey kleine Ansichten vom Prof. Frommel: Taormina und Aussicht vom Aetna, alle übrigen verdunkeln. Es ist darin eine Zartheit, Anmuth, Wärme, Frische und Harmonie, daß der Blick immer wieder darauf zurückkehrt.

Ein junger Architekt, Berkmüller aus Carlsruhe, gab noch, in dieser Art, eine Ansicht von Hamburg, die einem geübten Prospectenzeichner Ehre machen würde. Außerdem verdient noch eine Mater dolorosa nach Solario, von Meichelt d. J. in Lörrach rühmlicher Erwähnung. Der junge Künstler hat viel Gefühl für Ausdruck und Farbe.

An Handzeichnungen war ziemlicher Vorrath. Einige Restaurationen vom Oberbaudirector Weinbrenner (der ephesische Dianentempel und das Zelt des Ptolomäus Philadelphus) erhielten die verdiente Aufmerksamkeit. Rudolf Kunz zeigte in einigen Blättern seiner Pferderacen (welche bey Herder in Freyburg lithographirt erscheinen) so viele Gründlichkeit, so viel Geist, so viel technische Gewandtheit, daß er jezt schon als einer der ersten Künstler in dieser Gattung betrachtet werden kann. Von einem unglücklichen Sturz mit dem Pferde, der ihm beynahe das Leben gekostet hätte, ist er fast ganz wieder hergestellt.

Mehrere Handzeichnungen von Orth in Carlsruhe und Heiß, einem 14jährigen Schüler des Prof. Zoll, mußten den Wunsch erregen, daß so seltene Talente in ihrem Entwicklungsgange nicht gestört werden möchten.

Die Kupferstecherkunst hatte wenig gespendet. Neben einigen schon bekannten Blättern von Haldenwang, Schuler ꝛc. machten sich noch bemerklich: eine Madonna nach Tizian von Anderloni (Mannheim bey Artaria), ein Blatt, in welchem der Charakter des trefflichen Venetianers mit seltener Gründlichkeit wiedergegeben ist; die Kirchen in Oppenheim und Limburg, von Noack und Grünwald, zwey Schülern des Prof. Frommel, die jezt schon als recht tüchtige junge Landschaft- und Architekturstecher sich bewähren.

Reicher und reichlicher waren die Beyträge der Lithographen ausgefallen. Den Preis mußten hier schon auf den ersten Blick sieben neue Blätter aus der Boisserée'schen Sammlung, von Strixner, erhalten. Da sie, bis auf den herrlichen Christuskopf nach Hemling, bereits in dem Kunstblatte angezeigt sind, und von dem lezten noch die Rede seyn wird, so enthalten wir uns hier des weitern Urtheils. Ein großer Theil des Publikums kannte unsere alte Malerschule noch wenig oder gar nicht, und viele mochten glauben, daß der Steindruck einer Ausführung und Vollendung, wie sie hier erschien, gar nicht fähig sey. Die Wirkung war darum um so größer und überraschender. — Hr. Velten hatte von Oeri die Darstellung im Tempel des Fra Bartolomeo lithographiren lassen. Oeri bewies sich auch hier als wackerer Zeichner, aber neben Rahls trefflichem Kupferstiche konnte ein Steindruck, dem es an Harmonie fehlt, und dessen Töne zerrissen sind, unmöglich mit Glück bestehen.

Die lithographischen Arbeiten aus dem Müller'schen Institut in Carlsruhe zeichneten sich auch dießmal durch ungemeine Reinheit und Nettigkeit des Drucks aus.

Einige Probekarten aus dem Herder'schen Institut in Freyburg vereinigten Genauigkeit mit einer großen Eleganz.

An Produkten der Plastik haben die Ausstellungen in Deutschland selten Bedeutendes aufzuweisen. Zwey Büsten aus carrarischem Marmor (des Fürsten und der Fürstin von Fürstenberg) von Zwerger aus Donaueschingen verriethen in der ganzen Behandlung den talentvollen Schüler Dannecker's und Thorwaldsens. — Raufers (aus Freyburg) trefflich modellirtes Brustbild eines berühmten Architekten in kolossaler Größe befriedigte in jeder Hinsicht auch strengere Anforderungen. Pozzi in Mannheim hatte verschiedenes eingeschickt, darunter das kleine Modell einer noch in Jugend und Anmuth blühenden Medusa, im Augenblicke, wo sie gewahr wird, daß ihre Haare sich in Schlangen verwandeln. Die Idee ist kühn, doch nicht zu kühn. Oder sollten wir so weich und zart geworden seyn, daß die furchtbaren Motive zu erschütternd auf unsre Nerven wirken? Wollen wir Aeschylos und Shakspeare und Dante sammt dem Laokoon ꝛc. aus dem Kreise der Kunst verbannen, und nur noch das Anmuthige, Zierliche, sanft Rührende gelten lassen? Auf unsern Bühnen ist es bereits dahin gekommen, und das höhere Tragische scheint immer mehr und

mehr dem frivolen Scherz und der flachen Sentimentalität weichen zu müssen.

— der.

Ueber Millingen's Monuments of Grecian art.

Ancient unedited Monuments of Grecian art from collections in various countries principally in Great Britain, illustrated and explained by James Millingen Esq. London. Number 1—4. 1822. 60 S. mit 24 Kupfern. Number 5. 8 S. 4 K.

(Beschluß.)

Der zwey zulezt (Tafel 4. 5) erläuterten Statuen kann füglich gemeinschaftliche Erwähnung geschehen. Es ist die im Amphitheater von Capua gefundene Venus des Museo Borbonico und die Venus von Melos. Durch das leztere hochgepriesene Werk wird das erste, bisher wenig bekannte, noch anziehender; man kann es für eine freye Nachbildung der Venus von Melos halten. Hr. Millingen macht auf die größere Beugung der Capuanerin aufmerksam, so wie auf einige andre Verschiedenheit der Bildung, die ihm in den Zügen und in der Länge des Halses bey der Melierin etwas porträtartig scheint, eine Bemerkung, der man bey einer nackten weiblichen Figur von so vortrefflicher griechischer Arbeit nicht ohne unwidersprechlichen Augenschein beytreten wird. Desto mehr möchte die so einfache als glückliche Erklärung beyder Figuren zu beherzigen seyn, wonach die Venus von Melos eine siegreiche Venus ist, die mit den beyden vorgestreckten Armen ein Schild hielt. Da Claracs Ergänzung des fehlenden Arms durch eine zugleich gefundene linke Hand mit einem Apfel mit der Bemerkung, daß auch ein fremder beschuhter linker Fuß zugleich gefunden ward, an Gültigkeit verliert, von andern Erklärungsversuchen aber, Quatremère's für Venus und Mars, so wie von einer neuerdings in Deutschland vorgeschlagenen für Elektra, weniger zu reden seyn dürfte, so tritt man Hrn. Millingen's Vermuthung um so lieber bey, als auch die ausgestreckten Arme der capuanischen Figur für sie sprechen und die ganz übereinstimmende Stellung einer schildhaltenden Venus aus einer korinthischen Münze beygebracht wird. Weniger sind wir mit dem einverstanden, was für Aufstellung und Anordnung beyder Figuren weiter gefolgert wird. Wenn die größere Beugung der capuanischen Figur hiebey allerdings ein wichtiger Umstand ist, so würden wir statt ihr Profilaufstellung, und der Statue von Melos die Bestimmung zur Vorderansicht zuzusprechen, vielmehr der ersteren die Bestimmung zu einer Gruppe zuerkennen, die Hr. Millingen nicht ohne Willkür läugnet. Wie die Figur jezt nach der Ergänzung erscheint, steht ihr ein Amor gegenüber und ihre ausgebreiteten Hände scheinen bey flüchtigem Anblick ihm zu gelten, obwohl bey genauerer Beschauung die Beugung für diesen Gedanken nicht hinlänglich erscheint. Nachdem wir das Schild in ihren Händen voraussetzen, scheint der Amor überflüssig und ist es ohne Zweifel auch, wenn man ihn nach des Herausgebers Auslegung nur als begriffen in Unterredung mit der Göttin sich denken kann. Hr. Millingen hält hienach den Amor für fremd und die Versicherung des Ergänzers für falsch, als habe er den Amor nach den Resten antiker Füße ergänzt, wogegen wir uns folgende Bemerkungen erlauben: Fürs erste sind antiquarische Notizen zwar oft nachlässig, überall und in Neapel, dürften aber bey bestimmter Versicherung nicht ohne die dringendsten Gründe geläugnet werden. Die größere Beugung der Figur macht es räthlich sie einer Gruppe zuzusprechen und bey Annahme einer solchen liegt es am nächsten an Amor zu denken, theils wegen des Ergänzers Autorität, der das Maaß der antiken Füße sah, theils weil Amor als spielender und müßiger Zuschauer der Venus in freyen Nachbildungen leicht entnommen oder zugefügt werden kann. Ueberdieß ist die Freyheit antiker Nachbildungen wiederholt zu betonen und bey einer Statue, die troz ihres hohen Kunstwerthes nach Maßgabe des Marmors und neben der Melierin wohl noch nach Betrachtung ihrer Arbeit nur für ein vorzügliches Werk römischer Zeit gelten kann, ist eine solche Freyheit eher zu erwarten, als daß sie befremden könnte. Ihrer Annahme zu entgegnen, erinnert Hr. Millingen, wie Korinth sowohl als Capua Colonien des Cäsar gewesen seyen, und wie dieser Umstand eine Uebereinstimmung in den Venusbildern beyder Städte zur Folge haben könnte; aber zu geschweigen, daß die Auffindung des Werks in den Trümmern des Amphitheaters der Annahme eines Tempelbildes nicht sehr förderlich ist, muß es doch befremdend erscheinen, wen Hr. M. meynen sollte, Korinth habe sein Venusbild von Cäsar erhalten, wie er zur Begründung einer Folgerung wohl voraussetzen muß. Ist uns durch diese Betrachtungen die Annahme eines hinzugefügten Amor wahrscheinlich, so wird sie uns durch vernachlässigte Belege fast gewiß. Eine korinthische Kolonialmünze war Hrn. Millingen zur richtigen Erklärung der Venus von Melos förderlich; es ist zu verwundern, wie er andre Kolonialmünzen derselben Stadt vernachlässigen konnte, da doch auf denen der Lucilla, wie der Plautilla eine sehr ähnliche bewaffnete Venus einem Amor gegenübersteht (Vaillant numism. colon. I. p. 190. II. p. 74.)

Wie sehr ist troz solcher Ausstellungen die baldige Fortsetzung dieser reichhaltigen Sammlung zu wünschen!

G.

Nr. 64.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 11. August 1825.

Kunstausstellung in der Brera zu Mailand, im Herbst 1824.

(Fortsetzung.)

Historische Gemälde. Der Romanticismus hat sich, wie es scheint, überall des Genies bemächtigt. Er hat die Herrschaft in der Literatur bey einem Volk errungen, das man gewöhnlich als tiefdenkend bezeichnet, ein Lob, das ihm vielleicht mehr seine ernste Schweigsamkeit und die Verachtung, die es für alles Fremde hegt, erworben hat. Ein andres Volk hat sich aus Mode zum Romantischen geneigt und ahmt es bis zum Lächerlichen nach. Dieser Geschmack, der etwas intolerant gegen alles Andere ist, hat sich, den Kritiken über die lezten Pariser Ausstellungen zu Folge, auch in der Malerey oben angestellt und wird auch die Lombardey unterjochen, denn dieß Land ist unaufhörlich die Beute fremder Gewalt. Doch wird man in diesem Fall nicht die Fremden anklagen können.

Havez. Die Geschichten des Ritterthums, Waffen, Helme, Panzerhemden, Leibröcke und Stickereyen sind die Hauptgegenstände von Hrn. Havez Studium geworden. Das Publikum gewöhnt sich gern daran, weil er, wie Walter Scott in seinen Romanen, Nationalgegenstände behandelt; doch haben wir auch bemerkt, daß es gegen den Akademiker strenger geworden ist. Mit einigem Grund war zu fürchten, dieser gewandte Meister könnte seine Zöglinge und Nachahmer durch falschen Glanz auf eine falsche Bahn führen. Große Massen von Ultramarinblau, mit kleinen Goldstickereyen überladen, Leinzeuch von blendendem Weiß, mit Purpur oder Ultramarin gestickt, prächtige Seiden- und Sammtstoffe von brennenden Farben — das alles macht noch kein Gemälde. Es sind höchstens schöne Studien, an denen Weiber Freude haben können, die sich am liebsten in Waaren- und Kleidermagazinen umsehen. Uns verlangt nach Gemälden, worin die Natur weise nachgeahmt und das der Kunst unerläßliche System glücklich unsern Blicken verborgen ist. Man wirft den romantischen Schriftstellern vor, sie trieben die Wahrheit der Nachahmung bis zum Schrecknis und Abscheu. Wollen unsre Maler solchen Vorbildern folgen, die den Alten so sehr widerstrebt haben würden?

Das Gemälde, welches man dieses Jahr von Hrn. Havez sah, stellt wieder den venetianischen General Carmagnola vor, wie er zum Tode geführt wird und von seiner Familie scheidet. Ich glaube, das ist das drittemal, daß Hr. Havez diese Geschichte bearbeitet. Die Scene ist nicht mehr das Gefängniß; der unglückliche Krieger ist hier im Begriff aus dem herzoglichen Pallast auf den Platz der zwey Säulen geführt zu werden, wo die Hinrichtungen statt finden. Man sieht den verhängnißvollen Ort: Wachen gehen dem Zug voran, Pagen und Hellebardiere folgen ihm. Ein Mönch reicht dem Schlachtopfer (denn die Geschichtschreiber sind nicht einig, ob er schuldig gewesen oder nicht) das Kruzifix und tröstet ihn durch Worte der Religion; aber der Krieger, durch die Umarmung seiner ältern Tochter aufgehalten, heftet seinen Blick auf seine unglückliche Gattin, die auf den sogenannten infamen Stein, der im Hof dieses Pallastes steht, in Ohnmacht gesunken ist, und eine kleine Tochter in ihre Arme drückt. Gonzaga, Carmagnola's Freund, unterstüzt die verzweifelnde Mutter. Hinter der Hauptgruppe steht ein Hatschier sich nach den Senatoren wendend, welche die Hinrichtung befohlen; er scheint ihnen die Veranlassung des Aufenthalts anzudeuten. Den Hintergrund des Bildes macht die große Treppe, auf welcher man oben die Staatsinquisitoren und Richter sieht, ungeduldig die Hinrichtung vollzogen zu sehen. Auch die Brüderschaft des Todes sieht man, von ihren schwarzen Kapuzen bedeckt, durch welche man nichts als die Augen gewahr wird. Gefangenwärter, Henkersknechte, Soldaten, füllen den übrigen Theil des Bildes. Die architektonische Umgebung bringt das Lokal genau so vor Augen, wie es zu jener Zeit gewesen seyn muß, und wie das davon Erhaltene es uns jezt noch zeigt.

Diese Composition gibt Zeugniß von der fruchtbaren Einbildungskraft, von welcher Hr. Havez schon so mannichfaltige Proben geliefert hat. Es ist Poesie und Handlung darin; er erfindet als Maler: aber wenn er nach Modellen studirt, ist er nicht mehr derselbe. Der Kopf

des Carmagnola hat keine Würde: man sieht in ihm nur einen gewöhnlichen Gefangenen, und möchte ihn eher einen Galgenschwengel nennen. Seine Physiognomie kann an Kälte mit der seines Freundes Gonzaga wetteifern, denn an diesem verräth kein Zug die Bewegungen seines Gemüths. Man hat allgemein gefunden, daß der Mönch, statt eines ehrwürdigen Aussehens, wie es dem Diener der Altäre ziemt, der eben ein schmerzliches Amt verrichtet, das Gesicht eines Weinbruders habe, das sich eher für eine lächerliche Karikatur eignet. Eine Menge kleiner Köpfe in den entfernteren Gruppen, die unmittelbar aus dem Gefühl des Malers auf die Spitze seines Pinsels übergingen, beweisen durch Geist und Anmuth, daß er glücklicher ist, wenn er seiner Eingebung folgt, als wenn er Vorbilder in der Natur aufsucht. Die Hände der vier Hauptfiguren, Carmagnola's, seiner Gemahlin, der ältern Tochter vorzüglich, und des Mönchs, sind schlecht gezeichnet und bewegt. Die Draperien sind schön, haben aber, wie in allen Werken dieses Malers, einen glänzenden Emailton, welcher der Gesammtwirkung schadet. Niemand konnte sich von der Vertheilung des Lichts Rechenschaft geben, und obgleich die Scene unter freyem Himmel vorgeht, hat man sie doch überall zu flimmernd gefunden. Aus Furcht uns zu irren, indem wir für ein unparteyisches Urtheil nehmen, was wir beym Anblick des Gemäldes gefühlt, führen wir noch die allgemeine Stimme der Liebhaber und des Publikums an, die sich dahin ausgesprochen hat, daß Hr. Havez sich dießmal nicht auf der Höhe seines Talents gehalten habe.

Palagi. Dieselbe Richterin hat entschieden, man habe noch nichts so Schönes aus der Werkstatt des Hrn. Pelagio Palagi hervorgehen sehen als sein Gemälde Gustav Adolph, König von Schweden, welcher die vier Stände des Reichs schwören läßt, seine vierjährige Tochter Christina als Königin zu erkennen, wenn er in dem Krieg gegen Ferdinand umkommen sollte. Der König hat das Kind auf seinen Thron gestellt und verkündigt, neben ihm stehend, seinen Willen; vier Abgeordnete legen ihre Hände auf das Evangelium, welches vor ihnen knieend ein junger Page hält. Zunächst dem Thron steht die Erzieherin der Prinzessin. Vorwärts auf derselben Seite schreibt ein Sekretär das Protokoll, das ihm von einem alten Staatsdiener diktirt wird. Hinter ihrem Sitze ist ein Offizier, der mit Schmerz über das Vorgefühl nachzudenken scheint, das der König zu erkennen gibt. Im Hintergrunde sieht man alle Stände des Reichs.

Ein ausgezeichneter Künstler und vortrefflicher Richter, der Professor der Kupferstecherkunst *Longhi*, hat im Appendix der Gazetta di Milano gesagt: dieß Bild sey eines der besten von Palagi, und er, *der sich zum Gesetz gemacht habe, kein Gemälde eines lebenden Meisters zu stechen, werde gern mit diesem eine Ausnahme machen.* In der That hatten Alle, die es betrachteten, nur ein Gefühl, das der Bewunderung. Ein allgemein harmonischer, kräftiger Ton, ein richtiger wohl entschiedener Lichteffekt, kein Flimmerwerk, breite Massen, glückliche Reflexe, reiche, sorgfältig und doch mit Geschmack und ohne Ueberladung ausgeführte Beywerke, bilden hier ein vollkommenes Ganzes. Sehr schöne Köpfe, Mannichfaltigkeit der Charaktere, gut gezeichnete Extremitäten deuten Studien wahrer Kunst und tiefes Gefühl an. Man hat die Wahrheit des Ausdrucks in der Stellung und Physiognomie des Sekretärs und des Alten neben ihm bewundert. Beyde sind aufs angestrengteste beschäftigt, man fürchtet beynahe sie zu unterbrechen, indem man sie ansieht.

Die Figur Gustavs, so schön sie ist, hat zu einiger Kritik Anlaß gegeben, und was auch der Ritter Longhi sagen mochte, um die Stellung zu rechtfertigen, fand man doch etwas von einem pantomimischen Tänzer darin. Es ist ein Ballett-Tyrann; er scheint seinen Unterthanen zu sagen: *Schwört — oder —!* Seine Stellung ist drohend, was mir widersinnig dünkt. Wie viel Stolz auch in der glühenden Seele des Kriegers herrschen mochte, in diesem Augenblick durfte er nur Liebe empfinden. Das Vorgefühl des nahen Todes, die Gegenwart seiner Tochter, die Anhänglichkeit seiner Unterthanen, die ihm ohne Zaudern den Beweis ihrer Unterwürfigkeit gaben, mußten der ganzen Haltung des Helden einen Ausdruck von Melancholie und Hingebung mittheilen. Allerdings sind Gegensätze sehr nützlich, um Gedanken und Charaktere hervorzuheben, aber sie bringen die umgekehrte Wirkung hervor, sobald sie übertrieben sind. Dieß ist hier der Fall. Zur Seite dieses sehr bewegten Königs steht die Gouvernante, steif wie eine ägyptische Figur. Ohne Zweifel und mit Recht wollte der Künstler eine Art von Dienerin zeigen, der man sagen würde: „Führet die Prinzessin wieder in ihr Zimmer." Vielleicht hat man ihn auch zu streng getadelt, daß er ihr eine schöne aber unbedeutende Figur gegeben; ich glaube er hat wohl gethan, sie als eine Kindermuhme darzustellen; aber er hätte wohl vermeiden können, die Falten ihres Kleids so perpendikular und symmetrisch herabfallen zu lassen, wie an einer Isisfigur von Basalt. — Trotz diesen Bemerkungen ward man nicht müde dieß Bild zu beschauen, und bedauerte, es noch nicht genug gesehen zu haben.

Comerio. Wir kommen nicht aus der neuern Geschichte heraus. Der Maler findet in jenen mittlern Jahrhunderten einen Reichthum von Kleidungen, die dem Geschmack und Talent Nahrung geben, ohne weder das Edle, noch das Anmuthige der griechischen und römischen Gewänder zu besitzen. Dabey ist ein Hülfsmittel für die schwachen

Zeichner nicht zu vergessen: die Costüme des Mittelalters überheben sie der Mühe uns die schönen Umrisse des menschlichen Körpers zu zeigen; Kopf und zwey Hände — damit ist das Nöthige gethan, das Uebrige studirt man nach dem Gliedermann.

Der unsterbliche Rafael, seinen lezten Willen diktirend, eh' er diese Welt verläßt, ist der Gegenstand eines sehr großen Gemäldes von Hrn. Comerio, der uns das vorige Jahr seinen Oedipus gezeigt hatte. Alle Figuren dieses neuen Bildes sind in Lebensgröße. Rafael liegt auf seinem Bette, neben welchem der Notar Garibaldi und Monsignor Baldassarre da Pescia stehen. Giulio Romano und Francesco Penni, seine Lieblingsschüler, beugen sich über das Kopfkissen des Kranken, Giulio hält eine Schaale mit einem Trank gefüllt. Zur Rechten des Beschauers sind die Aerzte, die sich unter einander berathen; der junge Polidoro da Caravaggio hört ihnen aufmerksam zu. Hinter dieser Gruppe ist Rafaels Nebenbuhler Michel-Angelo Buonarrotti, der sehr gleichgültig scheint; auch sieht man einen kleinen Pagen, bereit die Befehle der Aerzte zu empfangen. Neben Giulio ist Sadolet, dem Cardinal Divizio Bibiena Platz machend, welcher dem sterbenden Künstler seine Nichte zur Frau bestimmt hatte. Monsignor Bembo beschäftigt sich mit dem Karmelitermönch, der am Fuße des Betts stehend die schöne Fornarina wegschicken will, weil ihm der Sterbende noch mit zu viel Liebe nach ihr blickt; er bedeutet Pierin del Vaga, sie zum Weggehen aufzufordern, und der Graf Baldassar Castiglione, der die Schöne besungen hat, erbietet sich dazu mit größerer Zärtlichkeit als der Priester wünscht. Neben dem Mönch und Johann della Casa steht sonderbar genug der Aretino. Die trostlose Geliebte gehorcht mit Widerstreben und läßt sich vielmehr fortziehen, Johann von Udine begleitet sie ehrerbietig und Marc Antonio Raimondi redet ihr zu, den Bitten der Freunde nachzugeben. In Allem vier und zwanzig Figuren.

Wir können mit allen verständigen Kunstfreunden dieß Gemälde für nichts anders halten, als für eine Sammlung auf die große Leinwand hingesezter Studien. Troz der großen Anzahl herrscht keine Verwirrung, denn jede Person nimmt ganz ordentlich ihren Platz neben der andern stehend ein. In allen Physiognomieen ist wenig Interesse. Aber welche Wahl hat überhaupt der Maler an diesem Gegenstand getroffen! Wie viel Bewunderung auch ein großer Künstler uns durch seine Werke einflöße, welchen Schmerz auch sein Verlust uns verursache, der Augenblick seines Todes bietet doch keine jener großen Affekte und Leidenschaften dar, welche der Einbildungskraft des Malers Stoff und Schwung geben können. Der Tod des Sokrates, des Cato von Utika, sind ganz andere Vorwürfe für den Pinsel. Sie sind die Folgen großer tragischer Begebenheiten, und die Personen, welche darin vorkommen, sind in der Geschichte hinlänglich bekannt. Hier müßte man über den Kopf jeder Person ihren Namen schreiben und auf eine Erklärung verweisen, in der man anführe, wer sie ist und warum sie da ist.

Die Beleuchtung in diesem Bild ist nicht zusammengehalten, das Licht durchläuft es überall und vertheilt sich gleichmäßig auf alle Anwesende. Der Fleischton ist überall derselbe und kraftlos. Die Fornarina ist ganz weiß wie ein Wachsbild. Der Künstler, ökonomisch im Ausdruck, hat nichts gespart an Vergoldung, Sculptur und Malerey in Rafaels Zimmer; er hat es so verschwenderisch ausgeziert, daß er nun schwerlich einen reichen und mächtigen Potentaten auf dem Paradebett wird malen können, da er im Zimmer eines römischen Malers alles erschöpft hat.

Indessen müssen wir gestehen, daß in jeder Figur einzeln genommen dennoch Kunst zu finden ist, nämlich in der Nachahmung der Stoffe. Sammt, Atlas, Seide, Stickereyen sind vollkommen studirt; aber dieser Vorzug eben ist der Fehler, den wir allen Gemälden dieser Ausstellung zum Vorwurf machen möchten, das von Palagi ausgenommen, welcher seine Stoffe so gut behandelt, wie jeder andere, aber nicht das Ansehen hat, als gäbe er sich so viel Mühe damit.

Vergangenes Jahr sah man von Hrn. Comerio eine Apotheose des mailändischen Malers Appiani; dieß Jahr hat er die Apotheose Canova's geliefert. Das ist alles, was wir davon zu sagen haben, so wie wir uns auch auf die Anzeige beschränken, daß ein großes Bild des triumphirenden h. Michaels von ihm zu sehen war.

Arienti. Orest, der sich seiner Schwester Elektra zu erkennen geben will, aber von Pylades zurückgehalten wird, ein Gemälde von drey Figuren in Lebensgröße. Der Künstler sollte ernstere Studien machen und sich eine gründlichere Kenntniß der Antike verschaffen. Dieß Bild vergütet seine Zeichnungsfehler auch nicht einmal durch die Farbe.

Sala, Zögling des Hrn. Palagi, hat den Tod des Cato in einem Gemälde von acht etwa halblebensgroßen Figuren gemalt. Die Composition ist wohl verstanden, auch die Wirkung des Lichts und der Farbenton gut; aber die Figuren sind schwerfällig gezeichnet und die Verkürzungen abscheulich. Den Köpfen fehlt es nicht an Ausdruck. Immer möchte man diesen jungen Künstlern rathen, lange zu studiren, ehe sie ausstellen.

Narducci. Religiöse Bilder, auch wenn sie weder Handlung noch Leidenschaft darstellen, werden ebenfalls zu den historischen gerechnet. Hr. Pietro Narducci, ein Mailänder, hat eine Madonna gemalt, welche das Kind haltend auf einer Art von Altar in einer Nische sizt, und einen Rosenkranz dem heil. Dominikus dar-

reicht, den man nur an seinem Hund und an der Fackel erkennt, womit er wohl mehr als einen Scheiterhaufen zur Verbrennung von Unglücklichen angezündet hat. Auf der andern Seite dankt die heil. Rosa dem Jesuskind für das Geschenk des Rosenkranzes, das sie eben von ihm empfangen. Die Figuren sind in Lebensgröße, von gutem Styl, breit drapirt; aber im ganzen Bilde herrscht etwas Trockenes.

Hr. Sogni hat nach Alfieri's Philipp die Scene dargestellt, wo die Königin in einer Unterhaltung mit Don Carlos ihm ihre Leidenschaft verräth. Das ganze Bild besteht nur aus zwey Figuren in Lebensgröße. Das Hauptverdienst ist wieder jener Hauptfehler der mailändischen Schule, die Nachahmung der Stoffe. Sonst findet man weder Interesse, noch Wahrheit, noch edlen Ausdruck in den beyden Gestalten.

Wir beschränken uns nun noch die Namen derjenigen Künstler anzuführen, von denen uns historische Gemälde vor Augen gekommen sind.

Jael den Nagel in Sissarah's Kopf schlagend. Fig. halb Lebensgröße, v. Pedrazzi.

Der Genius der Künste, welcher die Büste eines Mäcenaten zeigt, von Joh. Conca aus Rom.

Philipp Maria, Herzog von Mailand, welcher den beyden Königen von Arragon und Navarra die Freyheit gibt, von Hrn. v. Perger in Wien. Colorit für Fächermalerey; die Figuren lang, lang.....

Der Leichnam des Pompejus wird von einem Soldaten und einem Freygelassenen auf den Scheiterhaufen gelegt, von Hrn. Bottazzi, Zögling der Mailänder Akademie. Möchte ein aufrichtiger Freund dem Künstler rathen, noch eine Weile zu warten, ehe er sich vom Publikum beurtheilen läßt.

Laura in der Grotte von Vaucluse, dem Petrarcha einen Lorbeerkranz reichend, von Ferdinand Castelli. Wieder schöne Stoffe!

Clodomir gefangen und verwundet, stirbt in den Armen seiner Geliebten, die ihn zum Christenthum zurückruft, das er abgeschworen hat; aus Darlincourts Roman, der Renegat, von Ant. Banfi. Der Farbenton eben so schwarz, wie der Gegenstand.

Belisar von einer Bauernfamilie aufgenommen, nach Marmontel von Gugl. Beltrami — durchaus sehr mittelmäßig.

(Der Beschluß folgt.)

An Hrn. Dr. Joseph Emele in Mainz.

Von Dr. Dorow.

Obschon Ihnen nicht persönlich bekannt, wollen Sie doch erlauben, daß ich Ihnen diese Zeilen adressire, um einen Irrthum aufzuklären, welcher sich Betreff einer Behauptung, die ich gemacht haben soll, in dem von Ihnen herausgegebenen vortrefflichen Werke: „Beschreibung römischer und deutscher Alterthümer in dem Gebiete der Provinz Rheinhessen. Mainz 1825. 4. — findet; bey welcher Gelegenheit ich zugleich alle Freunde deutschen Alterthums auf dieses Buch aufmerksam machen möchte, indem man einen seltenen Reichthum von Alterthumsgegenständen nicht allein darin abgebildet findet, sondern weil auch bey Beschreibung derselben einfach zu Werke gegangen wird, und nicht die jezt so beliebt werdende Hypothesenschmiede angewendet worden ist. Möge sich eine so schön begonnene Sammlung stets vermehren, und sie dem Lande dann auch erhalten werden, in dessen Erde sie gefunden, für welches sie also hauptsächlich Interesse hat und so als Lokalsammlung behandelt, auch zur Aufklärung des noch immer sehr trüben Tages im Felde deutschen Alterthums, — treffliche Dienste leisten wird! —

Seite 83 erwähnen Sie, daß ich in meinem Werke über deutsche und römische Grabhügel, — dünne Ringe von Bronzeblech, die innen hohl sind, als deutsche Schallhörner angesehen wissen möchte. In dem ganzen Werke kommt eine Behauptung dieser Art nicht vor, nicht einmal das Wort Schallhorn; sondern ich hielt damals, wie auch noch jezt, diese Ringe für Arm- und Fußringe, Schildfesseln und anderweitige Zierrathen bey der Kleidung. Daß mehrere derselben Fuß- und Armringe gewesen, beweisen die darin noch steckenden Arm- und Beinröhrknochen; einige dieser Ringgebilde tab. XII. Fig. 1. des ersten Hefts der Opferstätte und Grabhügel, glaubte ich für Beschläge von Pfeilköchern halten zu können, indem lange pfeilartig gebildete Holzstücke darin waren. Doch — wie gesagt — von Schallhörnern und dem Aehnlichen ist in dem ganzen Werke nie die Rede.

Wohl aber hat Goethe in dem kürzlich von mir bey Cotta erschienenen 1sten Bande der Denkmale rheinisch-westphälischer Alterthümer S. 89 zwey ringartige Gebilde von Bronze für deutsche Schall- oder Klanginstrumente erklärt, welcher Meynung die meisten deutschen und französischen Alterthumskenner beygepflichtet haben. Diese schneckenförmigen Körper haben aber durchaus nicht die geringste Aehnlichkeit mit den, von Ihnen gefundenen Ringen und kommen bis jezt auch noch nirgend weiter vor. Auf Seite 88 des vorgedachten Werks finden Sie die ausführliche Beschreibung derselben, so wie Goethe's Erklärung, und aus der Abbildung tab. XXVIII. Fig. 2. in ½ natürlichen Größen, werden Sie ersehen, daß von Ringen und Zierrathen hierbey nie die Rede seyn kann. Im Oldenburgischen hat der Oberst Wardenburg Ringe aus Bronze gefunden, — worüber ich an anderm Orte schon gesprochen — die ihrer Größe und Construction nach, mehr Aehnlichkeit mit unsern Köstritzer Klanginstrumenten haben, jedoch aber auch wohl nicht also zu bezeichnen seyn möchten.

Der von mir in den Denkmalen germanischer und römischer Zeit tab XXI. abgebildete und von Ihnen S. 83 erwähnte Grabstein des Marcus Caelius — nicht Laelius — zeigt uns Rechts und Links auf der Schulter des Centurionen die Löwenköpfe der Ehren-Fibulae, welche den Kriegsmantel befestigen, so wie auch Ringe, die allerdings in Form den Ringen nicht unähnlich sind, welche sowohl Sie, als auch ich in und um Wiesbaden gefunden haben.

Mit den besten Wünschen für das Gedeihen Ihrer schönen Sammlungen und Ausgrabungen begrüße ich Sie auf das freundlichste.

Neuwied, Juni 1825.

Nr. 65.

Kunst-Blatt.

Montag, den 15. August 1825.

Paris, 20. Julius 1825.

Malerey. Panorama von Constantinopel.

Während der Marquis von Rivière Gesandter zu Constantinopel war, begab sich Hr. Prévost dahin, um die Zeichnungen zu dem nun ausgestellten Panorama zu machen. Er hätte gern auf einem Gebäude der Stadt seinen Standpunkt genommen, und hatte schon den Thurm der Janitscharen als das geeignetste bezeichnet. Der Gesandte suchte ihm die dazu nöthige Erlaubniß zu verschaffen; aber man weiß, wie sehr es die Türken beunruhigt, die Europäer Ansichten zeichnen, oder Pläne aufnehmen zu sehen. Die Regierung versprach die verlangte Bevollmächtigung, zögerte aber immer sie zu ertheilen; von neuem gedrängt bewilligte sie endlich das Gesuch, ließ aber zugleich den Thurm niederreißen, auf welchem der Maler zeichnen wollte. In Folge dieser Hindernisse ward die gegenwärtig ausgestellte Ansicht von einem Thurm von Galata, einer jenseits des Hafens gelegenen Vorstadt, genommen.

Der Raum, den man von der Höhe dieses Thurms übersieht, ist unermeßlich und der Anblick bezaubernd. Die Stadt, von der Seite des Hafens an einen ziemlich steilen Abhang gebaut, stellt sich dem Beschauer in amphitheatraler Form dar. Das erste, was seine Aufmerksamkeit erregt, ist das Serail, ein großer, von Palästen und Gärten bedeckter Raum, dessen Umfang, von hohen Mauern gebildet, ungefähr die Stelle des alten Byzanz einnimmt. Dieser reizende Ort macht den äußersten Theil der Landspitze, auf welcher sich Constantinopel erhebt, und wird auf beyden Seiten vom Meer bespült. Außen und am Ufer des Hafens ist ein einzelner grüner Kiosk, von Selim III. erbaut, von schönen Säulen getragen und nur mit grünen Tüchern geschlossen. Hier ertheilt der Großherr dem Kapudan Pascha am Tage seiner Abfahrt mit der Flotte Audienz und bekleidet ihn mit dem Ehrenpelz. Wenn seit einiger Zeit, wie es scheint, diese Ceremonie erst bey dessen Rückkehr statt fand, so würde doch der Kapudan Pascha viel gewagt haben, hätte er auf den Ehrenpelz verzichten wollen.

Gegen Westen durchläuft der Blick die ganze Ausdehnung von Constantinopel, darüber hinaus gewahrt man das Meer von Marmora, und der Horizont wird vom Berg Olympus begränzt, dessen Gipfel mit Schnee bedeckt ist.

Die asiatischen Ufer des Bosporus sind mit Städten, Dörfern und Gebäuden aller Art bedeckt. Man unterscheidet besonders Scutari, Kadi-Ken, Dorf des Richters, das auf der Stelle des alten Chalcedon steht, und eine große Menge Lusthäuser am Abhang des Berges Bulghurlu, dessen Gipfel von einigen Bäumen beschattet ist, unter welchen der Abbé Delille oft meditirte. Er schreibt an Hrn. Thérèsse: „Gestern habe ich einen Ausflug nach Asien gemacht an einen der schönsten Orte der Welt. Asien war eben im Festkleid; Tausende von Barken bedeckten das Meer; Musik, Blumenduft und, was ich noch mehr liebe, der Duft des Kaffees, eine Menge betender, rauchender, auf Platten und Teppichen sitzender Muselmänner bedeckten das Ufer. Die Sonne, die Sonne von Asien, von der dich die Pariser keine Vorstellung gewinnen läßt, glänzte über dieser ganzen Scene; ich bin trunken von Entzücken...“

Der Anblick dieser Orte rechtfertigt Delille's Trunkenheit vollkommen, und man begreift leicht, warum die Griechen sie mit Kolonieen bedeckten. Ein alter vom Meere bespülter Thurm, welchen die Türken den Thurm des Mädchens nennen, erinnert an eine von den griechischen Dichtern gefeyerte Begebenheit, denn offenbar wollten die Türken an Hero und Leander erinnern, und versetzten nur die Scene nach Constantinopel, die bey Sestos jenseits der Propontis und des halben Hellesponts statt hatte.

Verläßt man die Küste von Asien und blickt man wieder auf Europa, so muß man zuerst am Eingang des Hafens verweilen. Hier gab sich Dandolo zu erkennen, hier zerbrach er die Ketten, welche den Eingang des Hafens verschlossen; hier stieg er, ein achtzigjähriger blinder Greis, zuerst die Sturmleiter hinan, und pflanzte das Zeichen des Kreuzes auf die Mauern. Auf der Seite, wo der Beschauer selbst steht, sieht man zuerst Galata,

eine Vorstadt, die mit Constantinopel keine regelmäßige Verbindung zu haben scheint, obgleich alle Marine-Anstalten sich daselbst befinden; dann Pera, den Aufenthalt der fremden Gesandten, welches das nördliche Ende von Constantinopel bildet. Dieser Theil der Stadt unterscheidet sich vom Uebrigen durch seine Bauart. Man findet darin zwey Begräbnißplätze, in deren einem ein Kaffeehaus erbaut ist; beyde dienen den Europäern zum Spaziergang; denn außer diesen sieht man keinen einzigen öffentlichen Ort dazu eingerichtet und die Türken sind, wie man weiß, keine Spaziergänger. In einem dieser Todtenäcker ruht der berühmte Graf Bonneval, der erst für Frankreich, sein Vaterland, gegen die Kaiserlichen, dann für die Kaiserlichen gegen sein Vaterland und die Türken, und endlich als Achmet-Pascha mit den Türken gegen die Kaiserlichen focht.

Weiterhin durchläuft das Auge, nach Westen zu, die beyden Ufer des Hafens, das Quartier des Leuchtthurms und die Moschee von Eyub, welche durch das Grabmal des Eyub, eines Schülers des Propheten, berühmt ist. Hier lassen sich die Sultane bey ihrer Thronbesteigung von dem obersten Derwisch mit dem Säbel umgürten, welche Ceremonie bey ihnen die Stelle der Krönung vertritt.

Was den Anblick von Constantinopel vorzüglich auszeichnet, ist die große Zahl der zwischen allen Wohnungen zerstreuten Gärten und Bäume; dann die geringe Breite der Straßen, die so unbedeutend ist, daß man nur einen Haufen von Häusern ohne Verbindungsräume vor Augen zu haben glaubt. Daraus wird leicht begreiflich, warum Pest und Feuer so schnelle und große Verheerungen in dieser Stadt anrichten. Die Moscheen sind zahlreicher als die Kirchen in christlichen Hauptstädten; alle haben eine Menge Minarets, deren schlanke und hohe Form einen malerischen Anblick gewährt. Die einzigen noch übrigen alten Monumente sind die Sophienkirche, von Justinian erbaut und von Mahomet II. in eine Moschee verwandelt; eine große schöne von Valens errichtete Wasserleitung, die aber die Türken in Trümmer fallen lassen, und endlich die Reste von Constantins Palast. Kreuzfahrer und Türken, Feuersbrünste und Erdbeben verheerten nach und nach die Paläste und Reichthümer aller Art, welche die orientalischen Kaiser fast ein Jahrtausend hindurch in Constantinopel aufgehäuft hatten; aber wenn die Anhänger Mahomets die alten Denkmäler niederrissen oder in Trümmer fallen ließen, so konnten sie doch die herrliche Lage der Stadt, die reizenden Ufer der Meerenge, und das Andenken, das an diesen Plätzen haftet, nicht zerstören.

Dieß Panorama, zu welchem Hr. Prévost, wie schon gesagt, die Zeichnungen gefertigt hat, wurde nach dessen Tode von Hrn. Romay ausgeführt. Die Arbeit verräth vielleicht einige Eile; auch dünkt mich, es fehle etwas an Luft und Licht; der Ton der Atmosphäre auf der Seite der Stadt, dem Beschauer gegen Mittag, ist warm genug; aber gegenüber, nach der Seite von Pera ist der Himmel kalt. Im Ganzen gewahrt man den Einfluß jener asiatischen Sonne, von welcher Delille redet, nicht genug.

P. A.

Kunstausstellung in der Brera zu Mailand, im Herbst 1824.

(Beschluß.)

Das historische Fach übt eine Art von Aristokratie, indem es stets den ersten Platz behauptet, und den übrigen Gegenständen nur den Namen der niederern Gattungen übrig läßt. Wenn es uns aber nur Mittelmäßiges bietet, warum geben wir nicht lieber den bewundernswürdigen und reizenden Werken Migliara's den Vorzug? Hätten wir dort nicht Hayez und Palazi gehabt, so würden wir es gethan haben, die andern waren in ihrem Gefolge. Der große Haufe bückt sich vor den großen historischen Bildern, wie man sich vor vorübergehenden Fürsten beugt, und sucht dann die kleinern Gemälde, wie um sich mit seines Gleichen zu amüsiren. Die Menge war jeden Tag vor den Gemälden Migliara's.

Dieß Jahr hat er uns die äußere Ansicht des Doms von Mailand in einer geschmackvollen Nachbildung gegeben. Es ist nicht die Schuld des Malers, daß diese vielen kleinen Pyramiden von blendendweißem Marmor einen kalten Ton geben und kleine Lichter hervorbringen, welche dem Bild die nöthige Ruhe rauben. Dieß Gemälde ist Eigenthum des Hrn. Moriz Bethmann in Frankfurt.

Eingang eines Klosters; Inneres eines Convents, wohin sich Frau v. la Vallière zurückgezogen hat (dem geschickten mailändischen Kupferstecher Anderloni gehörig); Inneres eines Kapuzinerklosters. Drey kleine Gemälde von reizendem Effekt, mit feinem und zartem Pinsel ausgeführt. Ich kann nicht müde werden, das Talent dieses Künstlers in Figuren von der kleinsten Dimension zu rühmen. Man kann nichts Zierlicheres, besser Colorirtes und zugleich Edleres sehen als die zollhohe Figur der Frau v. la Vallière.

An der Karthause von Pavia hatte Hr. Migliara einen günstigern Stoff als an einem Dom. Das Portal dieser Kirche auf dem Weg nach Pavia ist ein Schatz von Sculpturen und die äußere Construktion gibt für die Malerey ein sehr angenehmes Bild. Die Wirkung dieses Gemäldes ist auch besser als die des ersten; es gehört ebenfalls Hrn. Bethmann.

Nach Migliara's Bildern sah man mit Vergnügen das Innere einer gothischen Kirche von Federigo Moja, großes Gemälde von schöner Ausführung, breitem und keckem Pinsel und sicherer Verständniß der Perspective. Der Künstler hat sich der Hand Migliara's bedient, um sein Gemälde mit kleinen Figuren zu schmücken, da er sich selbst nicht genug Fertigkeit zutraute. Man erkennt leicht die Hand des Meisters. So verfuhren auch oft die Alten, deren Werke deßhalb nicht minder geachtet sind.

Nur seiner geringen Größe wegen geben wir einem kleinen Bild von dem französischen Maler Granet den zweyten Platz. Es stellt eine Kapelle von Franziskanern vor, deren einer, vom Rücken gesehen, die Messe liest. Zwey andere sitzen rechts und links. Dieß Bildchen ist ein kleines Juwel und hat die Aufmerksamkeit des gesammten Publikums erregt. Ein einziges niedriges Fenster erhellet den Ort, hinter dem Altar ist ein grottenartiges Gewölbe, der Priester, welcher betend die Hände erhebt, tritt dagegen hervor, wie ein kleiner Diamant, einer der Mönche unter dem Fenster wird ebenfalls am obern Theil des Körpers von einem Sonnenstrahl beleuchtet, das Uebrige ist dem Schatten und Reflex aufgeopfert. Am Gewölbe zu beyden Seiten bemerkt man eine Reihe von Bildern, die mit Geist und Freyheit gemalt sind, und dem Hauptgegenstand nicht schaden, wie in einigen Gemälden von Migliara, der diese Beywerke gewöhnlich zu sehr ausführt.

Ferner sah man mit Vergnügen die Ansicht eines Karthäuserklosters im Königreich Neapel, eine Mondscheinscene, kleines Bild von Catel, einem Deutschen. Es gehört, wie das vorige, dem Marchese Visconti. Die Figuren sind sehr gut gezeichnet und von großer Mannichfaltigkeit.

Die Architektur- und Perspektivschule der königlichen Akademie bringt jedes Jahr Maler hervor, welche, durch Compositionen, oder durch Ansichten vorzüglicher Monumente der Stadt, ihre guten Studien an den Tag legen. Dahin gehört die innere Ansicht des großen Hospitals von Lorenz Macchi. Aber mit der genauen Verständniß der Linien muß man auch Farbe, sichere Töne und eine freye Behandlung verbinden. Dieß ist es, was die Gemälde von Granet, Migliara, Moja auszeichnet und was wir bey Hrn. Macci nicht wieder finden; man kann ihm eher Weichlichkeit und Unbestimmtheit vorwerfen.

Das Souterrain eines Klosters, und das Innere einer Eremitengrotte sind zwey kleine Bilder von Baptist dell' Acqua und gehören der Vicekönigin. Dieser Künstler, der seit einigen Jahren sehr nah in Migliara's Fußstapfen tritt, vereinigt in gleichem Grade das Talent der Zeichnung und der Farbe. Wir erwarten größere Bilder von ihm, mit denen er sich gewiß Ehre erwerben wird.

Der fruchtbare Boden der Lombardey mag seinen Bewohnern durch den Wohlstand, den er ihnen verschafft, den Reisenden durch seine lachenden Ebenen gefallen, die einem großen Garten gleichen; aber außer seinen vier schönen, von einer großartigen Natur umgebenen Seen bietet er keine Gelegenheit, verdienstvolle Landschaftmaler zu bilden. Seine Weinberge und Maulbeerbäume sind keine Gegenstände für den Pinsel; seine wenigen Berge, deren kahle Gipfel nur einförmige Spitzen zeigen, flößen keinen Gedanken an's Erhabene ein. Daher beschränkt sich auch die Anzahl der Landschaftmaler auf zwey Künstler, die eine Ausstellung ihrer Arbeiten wagen dürfen.

Der erste, der sich nach Gozzi vortheilhaft bekannt machte, ist Hr. Bisi, von welchem eine Ansicht der Villa Sommariva auf dem Hügel S. Colombano, und ein Wald mit einem Grabmonument, ausgestellt war. Mit Bedauern sagen wir es, alle Stimmen vereinigten sich dahin, daß Hr. Bisi auf demselben Punkt ist, auf welchem man ihn die lezten Jahre sah, er ist nicht um einen Schritt weiter gekommen. Er sollte im südlichen Italien oder in der Schweiz reisen; dort ist Gelegenheit für die Landschaftmaler, sich zu bilden.

Einen Beweis davon sahen wir in Bassi's Gemälde der Cascatellen von Tivoli. In diesem Bilde sind die Luft, die feuchten Dünste und das klare Wasser sehr gut gegeben.

Eben so an einer Ansicht der römischen Campagna, von Voogd, mit Vieh staffirt. Schöne Baummassen, warmer und lebendiger Farbenton, mit leichter und doch nicht manierirter Behandlung.

Villeneuve, ein junger Franzose, sucht sich durch Nachahmung guter Meister zu bilden, aber vergißt sie zuweilen, indem er zu schönes Grün an seine Bäume verschwendet. Auch seine Lüfte sind oft etwas schwer. Doch sieht man an der Menge der von ihm ausgestellten Bilder, daß er fleißig arbeitet, und Arbeit führt zum Gelingen.

Noch zwey Ansichten der Wasserfälle von Tivoli, einer von Catel, der andere mit der Villa des Mäcen von Chauvin. Ich würde die von Catel vorziehen.

Sehr anmuthige Landschaft nach der Natur von Terlink, und eine andere von Verstappen. Es sind keine Claude's; aber in einer Ausstellung, die an guten Gemälden dieser Art sehr wenig reich ist, sieht man sie mit Vergnügen.

Die HH. Cerutti, Manfrank, de Bonis, haben auch Landschaften nach der Natur ausgestellt. Man sieht, daß es Studien sind, aber sie wären vielleicht besser in der Werkstatt geblieben.

Zeichnungen.

Ansicht der Kirche San Francesco de Paula, die zu Neapel gebaut wird, von Peter Bianchi (Architekt derselben). In Aquarell, mit hübschen Figuren verziert.

Das tragische Ende Gabrielens von Bergy, Kreidezeichnung von Robert Jocosi.

Kreidezeichnung nach Pierein del Vaga, die Fußwaschung, von Vincenz Raggio. Für den Stich.

Mehrere Aquarelle von Chiassa, Luzzi, Brioschi, Brusa, Maffei, Luicci.

Sculptur.

Gandolfi. Der Erzengel Michael, der zur Auferstehung ruft, kolossale Figur in Gyps, die für die Todtenkapelle von Brescia in Marmor ausgeführt werden soll. Schöne Stellung, majestätischer Kopf im griechischen Styl und schöne Drapirung. Man bemerkte etwas Schwerfälliges, vielleicht weil der Augenpunkt zu nah war. — Zwey Marmorbüsten von demselben. — Mit Erstaunen sah man auch neben dem Piedestal der kolossalen Figur vier kleine Wachsbildnisse von demselben Künstler, die mit unbegreiflicher Zartheit der Vollendung ausgeführt waren.

Marchesi. Venus pudica, Figur in Lebensgröße, auf einem Bette halb liegend, halb sitzend, und auf ein Kissen gestüzt. Gypsmodell, das Hr. Pompeo Marchesi für den Herzog v. Litta in Marmor ausführen soll. Die Stellung ist anmuthig, die Formen schön, eine leichte und wohlgeworfene Draperie bedeckt einen Theil des Körpers. Dem Kopf hätten wir einen der Antike gemässeren Styl gewünscht.

— Basrelief in Marmor, bestellt von Fräulein Helena Vigano, Tochter des berühmten Balletcompositeurs: Ein junges Mädchen, welches musikalisches Talent besizt, wie die Leyer zu seinen Füßen andeutet, schlingt seine Arme um einen Cippus, auf welchem die Büste des jungen vor zwey Jahren verstorbenen della Bianca steht. Ein Hühnerhund begleitet die schöne Trauernde. Dieß Werk, welches an antike Basreliefs erinnert, soll ohne Zweifel über dem Grab des Freundes, dem diese Thränen geweiht sind, Platz finden. Die Figur hat einen schönen Ausdruck schmerzlicher Hingebung und die Draperie ist mit Geschmack behandelt.

Was jedoch die beste Idee von dem schönen Talent dieses Bildhauers geben kann, ist das Marmorbasrelief einer Kreuzabnahme in lebensgroßen Figuren, das über den Hauptaltar einer Kirche in der Gegend von Mailand kommen soll.

Wir beschränken uns, die Namen der Bildhauer zu nennen, welche Porträtbüsten ausgestellt haben, da wir nicht über die Aehnlichkeit, sondern über die Arbeit urtheilen. Die der HH. Gandolfi und Lemotti erwarben sich in dieser Hinsicht allgemeinen Beyfall. Auch Hr. Somaini verdient ausgezeichnet zu werden.

Kupferstecher hatten dieses Jahr gar nichts ausgestellt, wir müssen daher ihre Werke im Handel suchen.

Sg. M.

Anfrage.

Von einem alten Oelgemälde auf Leinwand, und sehr dicken Kreidegrund gemalt, gegen 6 Fuß hoch und verhältnißmäßig breit, mit Figuren fast in Lebensgröße existirt ein Kupferstich von J. Saenredam mit der Inschrift: Cum revertereiur etc. 1 Regum. 18.

Es stellt den Triumph David's vor, der den Kopf Goliath's auf einem großen Schwert mit beyden Händen trägt, und von lobsingenden Jungfrauen am Thore einer Stadt empfangen wird.

Im Peintre graveur von Bartsch wird dieser Kupferstich nach Lucas van Leyden angegeben, welches aber ein Irrthum seyn muß, weil Lucas van Leyden bereits 1537 gestorben ist, und die Jahreszahl 1600 über dem Monogramm (einem durchstrichenen L.) steht, wo Lucas van Leyden schon lange nicht mehr lebte. Die Manier des Bildes, das vor zwey Jahren aus Spanien nach Deutschland gekommen ist, ist auch mehr im Style Rembrandt's, und das Colorit diesem sehr ähnlich.

Da auch die Composition dieses Triumphes David's von jener des Lucas van Leyden sehr verschieden ist, so dürfte Hr. Bartsch sich wohl geirrt haben, welches zu untersuchen, einen Beytrag zur Geschichte der Kunst liefern würde.

Sollte nicht Diego de Leyra, der in Rom studirte, einer der besten spanischen Maler, und der beyläufig Anno 1630 als Carthäuser in der Abtey Miraflores bey Burgos starb, der wahre Autor dieses Bildes, dessen Originalität unverkennbar ist, seyn? *)

*) Wo befindet sich dieses Bild? Eine weitere Andeutung darüber wäre willkommen gewesen.

Red.

Druckfehler.

Im Kunstblatt Nr. 59. S. 235. Sp. 1. Z. 16. ist statt scheinen — gewänne zu lesen: scheint mir ein Werk, das mit der Zeit immer mehr an Preis und Ruhm gewinnen wird.
Ebendas. Z. 23. statt Fornerina — Fornarina.
Ebendas. S. 236. Sp. 2. Z. 12. statt Atte — Atti.
Ebendas. vorlezte Zeile, statt Forino — Torino.
Nr. 60. S. 238. Sp. 1. Z. 19. v. u. statt Wir — Wie.
Ebendas. lezte Zeile, statt Zeichnungen — lieten lies Zeichnung — bietet.
Ebendas. Sp. 2. Z. 22. statt deutschen, lies diesen.
Nr. 61. S. 243. S. 2. Z. 11. st. Gabela — Gabala.

Nr. 66.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 18. August 1825.

Nekrolog.

Christoph Heinrich Kniep,

Zeichner und Professor an der königlichen Akademie der schönen Künste in Neapel.

Qui vitam excoluit per artes.

Nicht blos die Namen kühner Kriegshelden, großer Herrscher und Staatsmänner glänzen im Tempel des Ruhms: eine gleich edle Unsterblichkeit sichert dem ausgezeichneten Gelehrten, Dichter und Künstler die dankbare Mit- und Nachwelt zu. Und so bewahrt und feyert sie auch billig das Andenken eines Mannes, der mit gutem Fug die Zierde deutscher Kunst und der Nestor unter den deutschen Künstlern in Italien genannt werden konnte.

Christoph Heinrich Kniep ward im J. 1748 zu Hildesheim in Niedersachsen geboren. Sein Vater, ein ehrsamer, nicht sehr bemittelter Bürgersmann in jener damals freyen Reichsstadt, hätte zur Entwicklung des frühe keimenden Kunsttalents seines Sohnes schwerlich viel beytragen können, wäre ihm nicht der Umstand naher Verwandtschaft mit einem Theatermaler in dem benachbarten Hannover zu Statten gekommen. Dort erhielt also der junge Mann seine erste Bildung zum Künstler, und als er seine Lehrjahre vollendet hatte, begab er sich nach Hamburg, wo er sich einige Zeit aufhielt, und mit Porträtzeichnen nach dem Leben beschäftigte. Dieß brachte ihm nicht nur reichlichen Erwerb, sondern auch den großen Vortheil zuwege, täglich in Gesellschaft der angesehensten und gebildetsten Personen beyderley Geschlechts und jeden Standes zu seyn. So wurde ihm das beneidenswerthe Glück zu Theil, mit Männern wie Klopstock, Joh. Heinr. Voß, Claudius, Campe, Reimarus und Schröder persönlich bekannt zu werden. Noch im spätesten Alter belebte sich Ton und Blick, wenn Kniep von den nächtlichen Symposien erzählte, in welchen jene Sterne Deutschlands glänzten und wohlthätigen Einfluß äußerten. Von Hamburg machte er einen kurzen Besuch im väterlichen Hause, und hatte die Freude, die ersten goldenen Früchte seines Fleißes in den Schooß einer staunenden Mutter zu schütten. Zu einem kleinen Abstecher nach Kassel veranlaßte ihn der Wunsch, eine ältere Bekanntschaft mit der Künstlerfamilie Tischbein zu erneuern und die prächtigen Hoffeste, welche bey Gelegenheit einer Vermählung im Fürstenhaus gegeben wurden, mit anzusehen. Hierauf ging er über Lübeck nach Berlin, wo in dem lezten Jahrzehent der Regierung Friedrichs des Großen alle Friedenskünste in vollerer Blüthe standen. Dort, wie vorher zu Hamburg, gewann Kniep durch untadelhafte Aufführung und zunehmende Geschicklichkeit die Liebe und Achtung aller edeln Menschen und Kunstfreunde. Kraschinsky, Fürstbischoff von Ermeland, lernte ihn kennen, sein Verdienst schätzen, und nahm ihn mit sich nach Heilsberg, dem bischöfflichen Sitze, wo der junge Künstler für ihn und seine vornehmen Domherren eine Zeitlang vollauf zu thun hatte. Der Fürst sah ein, von welchem Nutzen seinem Schützling eine Reise nach Rom, jener Hochschule der schönen Künste seyn würde: er fand ihn einer damals im Norden noch seltnern Auszeichnung und Unterstützung würdig, und erbot sich großmüthiger Weise, nicht nur zu einem erklecklichen Zuschuße zur Bestreitung der Ausgaben unterwegs, sondern versprach auch für freyen Unterhalt in Rom auf mehr als ein Jahr hinaus zu sorgen. Wer war froher als Kniep, dem die Stadt der sieben Hügel beständig als fernher strahlendes Ziel jugendlicher Träume und Wünsche vorgeschwebt hatte! Mit heißem Dankgefühl nahm er den so gut gemeinten Vorschlag an, und zog über Warschau, Wien und Triest nach seinem gelobten Land Italien. Seinen Jubel, als er vom Berg oberhalb Triest zum erstenmal das adriatische Meer, und von der Anhöhe bey Baccano die Kuppel der Peterskirche in der Ferne erblickte, diesen Jubel konnte man ihm nachempfinden, wann er mit beredter Zunge die Eindrücke und Abenteuer jener langen Reise schilderte. In Rom erneuerte er einige alte und machte mehrere neue Bekanntschaften unter seinen Kunstgenossen; kaum hatte er aber angefangen, sich daselbst einzuwohnen und zweckmäßig zu beschäftigen, so kam die

Schreckenspost von dem Ableben seines hohen Gönners und zugleich die Anzeige, daß die Uebermachung der von demselben ausgesezten Jahrgelder nun völlig würde unterbleiben müssen. Das war ein harter Schlag und von den wichtigsten Folgen für Knieps ganzes Leben. Statt ungestört und einzig seinen Studien obliegen — und bald das einförmige, lange genug gehandhabte Reißbley mit dem Pinsel und Farbenbret vertauschen zu können, wie er sich vorgenommen hatte, war der gute Mann jezt gezwungen, Zeichnungen nach Gemälden und alten Denkmalen, kleine An- und Aussichten von Rom und dergleichen, um jeden Preis zu verfertigen, nur um Mangel und Noth von sich abzuwehren. Troz dem fuhr er fort, wenigstens seine Freystunden dem eigentlichen Kunststudium zu weihen; aber das Loos war geworfen! Kniep konnte wohl auf der einmal erreichten Stufe sich behaupten, und die erlangte Geschicklichkeit und Kenntniß gehörig anwenden lernen; allein ins innerste Heiligthum zu dringen, und die schönen Geburten einer regen Einbildungskraft und eines verfeinerten Geschmacks in lebhafte Farben zu kleiden, das war und blieb ihm unwiderruflich versagt!

Kniep that was er konnte, und es gelang ihm sich nach und nach herauszuarbeiten, als eine gewisse deutsche Standesperson, die bey der Durchreise durch Rom ihn kennen gelernt hatte, in guter Absicht, aber etwas zu unüberlegt, ihn nach Neapel zu sich einlud. Neapel, dieses leibhaftige Eldorado, diese unerschöpfliche Goldgrube für den Landschaftmaler und Zeichner, war lange schon der Gegenstand von Kniep's tiefster Sehnsucht gewesen: ihm war bewußt, wie Salvator Rosa, Claude Lorrain, und andre große Meister den Stoff zu ihren herrlichsten Bildern sich in den abwechslungsreichen Umgebungen von Neapel, Sorrento, Capri, Amalfi, Vietri und Lacava geholt hatten. Leicht ließ er sich also bereden, jenem Rufe zu folgen. Was er von Parthenope's bezaubernder Schönheit vernommen und sich vorgestellt hatte, fand er auch wirklich in vollstem Maße, nicht aber die ihm zum Eintritt verheißene und fast unentbehrliche Freundeshülfe. Dem deutschen Herrn von Adel waren auf einmal seine Gelder ausgeblieben, und alle Mittel benommen, sich Kniep's auf irgend eine Art anzunehmen. Zum zweytenmal, seit er den Fuß auf wälschen Boden gesezt hatte, sah sich Kniep verlassen und an einem ganz fremden Ort lediglich auf sich selbst angewiesen. Zwar mochte das in Neapel weniger bedenklich als früher in Rom scheinen, denn er hatte nun schon weit mehr Erfahrung und Geschick. Gleichwohl hat er in erster Stadt Anfangs, nach eignem Geständniß, ohne Geld und ohne Bekanntschaft, mehrmals mit einem Stück trocken Brod und einer Handvoll dürrer Feigen zum Mittags- und Abendmahle vorlieb nehmen müssen.

In dieser bedrängten Lage suchte er sich mit Vedutenzeichnen, nunmehr seinem Hauptfache, so gut als möglich fortzubringen. Bald erschien auch der bekannte Historienmaler Wilhelm Tischbein, der unsern Kniep schon anderswo liebgewonnen und aufgemuntert hatte, in Neapel, und zog ihn sogleich aus seiner einsamen Dachkammer, um ihn bey einem großen Mann einzuführen. Es war Goethe, der gerade Italien bereiste und einen braven Künstler zu seinem Begleiter auf der Reise, welche er nach Sicilien vorhatte, suchte. Gleich bey Knieps erstem Besuch gefiel ihm dieser ausnehmend wohl, und auf der Stelle kamen sie wegen Allem mit einander überein. Dieß war ein Zeitpunkt, bey dem noch lange nachher Kniep's Erinnerung mit Vorliebe weilte. Noch vom gemeinsamen Vaterlande her kannte er den Dichter aus dessen ersten Werken: durch persönlichen Umgang wurde nun Kniep's Bewunderung zur ehrfurchtsvollen Liebe gesteigert, und zugleich ergriffen ihn die unvergleichlichen Naturschönheiten und Alterthümer Siciliens aufs gewaltigste. So verlebte er zwey Monate eines höhern gedoppelten Daseyns, erst auf dem Zug um jene merkwürdige Insel, und nachher noch zu Neapel mit Goethe, der gewiß auch Ursache hatte, sich zu dem in jeder Hinsicht so wohl gelungenen Unternehmen Glück zu wünschen.

Als dieser von Neapel sich wieder nordwärts wandte, schloß Kniep sich vollends gänzlich an seinen Tischbein an, und wohnte Jahre lang mit ihm sogar unter einem Dache. Nicht minder gewogen ward ihm Philipp Hackert, der um dieselbe Zeit auf dem Gipfel seines Ruhms und Glücks als königl. neapolitanischer Hofmaler stand. Wer kennt nicht seine Landschaften und Seestücke in Oel, seine Veduten und Ruinen in Corpusfarben und Bister? Unter den mächtigen Schwingen und der guten Anführung solcher Meister entstand bey den jüngern Künstlern, wie Kniep, Strack und Andern, auch Wälschen, ein edler Wetteifer. Was Jeder von diesen den Tag oder die Woche über in der Nähe und Ferne nach der Natur in sein Skizzenbuch aufgenommen hatte, wurde Abends in dem traulichen Künstlerverein bey Hackert oder Tischbein vorgelegt und unbefangen beurtheilt: es wurde da auch aus dem Kopfe gezeichnet und componirt. Nebenher fiel aus dem Munde der verehrten Altmeister manch belehrendes Wort, das für einen aufmerksamen Jünger, wie Kniep, nicht verloren war.

In einer so guten Schule und unter unablässigem Studiren einer wunderschönen Natur, so wie der auserlesensten Kunstwerke jeder Gattung, machte Kniep Riesenschritte und erhob sich vom Vedutenzeichner zum trefflichen Componisten. Um jene Zeit arbeitete W. Tischbein schon an seinem großen Werk, einer Reihe von Abbildungen nach sogenannten etruskischen, eigentlich altgriechischen Vasenzeichnungen. Es ist auffallend, wie in-

nig unser K. diesen heroischen Figurenstyl sich angeeignet, wie treu er ihn beybehalten hat. Ueberhaupt wußte er die Figur geschickt zu behandeln, und sie spielt in den meisten seiner Werke eine weit bedeutendere Rolle als in denjenigen vieler Landschaftmaler neuerer Zeit. Er verstand die Theorie der höhern Baukunst und die Regeln der Perspective aus dem Grunde: die ehrwürdigen Tempel von Pästum waren in ihrer Art sein erhabenes Vorbild, und er brachte sie in seinen Landschaften gerne und stets am rechten Ort an. Baumschlag, Wasserfall, Berg, Fels, Architektur, menschliche Gestalt, kurz jede Form veredelte, so zu sagen, Knieps Meisterhand, ohne das Liebliche auszuschließen. Zum Erstaunen ist die Kunst, womit er in seinen schattirten Zeichnungen die Lichter auszusparen und abzustufen, — die Genauigkeit, mit welcher er seine Vordergründe auszuarbeiten wußte. Eine Welt von Pflanzen prangt darin, bis in die kleinsten Theile täuschend wahr und rein ausgeführt. Die Anatomie und Darstellung der verschiedensten Arten von Vegetation, Gestein u. s. w. hatten wenige Künstler so vollkommen inne, wie er. Und daß über der ängstlich fleißigen Ausführung, der Flug der Begeisterung nie im geringsten ermattete, sondern sich stets gleich blieb, das ist der Triumph von Knieps Kunst, und der Charakter seiner Schöpfungen.

Er war ein großer Freund vom Bücherlesen; hielt sich aber ausschließlich an kräftige Geistesnahrung. Homers Odyssee nach Voßens Uebersetzung, die alte schottische und griechische Fabel- und Heldenwelt, so wie Klopstocks Messiade, gaben ihm Stoff zu mancher Composition, zu mancher interessanten Episode und Gruppe in seinen Landschaften. Kniep hatte ein außerordentlich gutes Gedächtniß, das ihm bis an sein Ende treu blieb. Was im weiten Gebiet der Natur, Kunst und Dichtung ihn je besonders angezogen, worüber er nachgesonnen oder mit verständigen Freunden sich besprochen hatte, das blieb seiner Erinnerung unauslöschlich eingeprägt. Aus diesem sich fort und fort anhäufenden Schatze nun faßte er das Vollkommenste, Gediegenste jeder Art zusammen, und bildete sich daraus ein hohes Ideal, das er bey seinen Arbeiten unverrückt im Auge behielt, und wovon das eigenthümlich Großartige seines Styls herrührt.

Kniep war vertraut mit den Werken eines Wieland, Schiller und Herder, welchen leztern er bey Tischbein zu Neapel persönlich kennen gelernt hatte. Außerdem war er in der alten und neuen Geschichte und Erdbeschreibung wohl bewandert, und sogar in das Studium der Naturlehre und Sternkunde eingeweiht. Er war ein sehr guter Erzähler und im Stande, eine ganze Gesellschaft stundenlang aufs angenehmste zu unterhalten, denn er malte mit Worten wie mit der Reißfeder. Deßwegen galt er auch viel bey den Frauen, selbst den ausgezeichnetsten, und die verstorbene Herzogin Amalie von Sachsen Weimar, eine Friederike Brun, eine Frau von der Recke, eine Freyfrau von Humbold, würdigten ihn ihres ganzen Wohlwollens. Kniep hatte eine unerschöpfliche Ader heitrer Laune: überhaupt besaß er das köstliche Gut unzerstörbarer Heiterkeit des Geistes, allein nie artete sie in Muthwillen aus. Voll Freundlichkeit, Sanftmuth und Geduld, hatte er gewiß alle Eigenschaften zu einem guten Ehemann und Vater; aber gleich den meisten und größten Künstlern aller Zeiten blieb Kniep unverheirathet. Seine Hauptleidenschaft war die Kunst, seine Geliebteste war der Himmlischen Eine, die ihm auch hold blieb bis ins Greisenalter:

„Sie schwebte mit gesenktem Fluge
Um ihren Günstling, nah am Sinnenland,
Und malt' mit lieblichem Betruge
Elysium an seine Kerkerwand!

Kniep war ein von der Natur in den wesentlichsten Stücken hochbegabter Mann: mit einer glühenden Phantasie verband er einen gesunden Verstand und genoß das seltene Glück, daß bis zum lezten Hauch nicht nur sein Geist ungeschwächt frisch und jugendlich, sondern auch Aug und Hand ihm unbegreiflich treu blieb. Unbegreiflich heißen wir es in Betracht der unsäglichen Anstrengung, Arbeit und Mühe, die Knieps Loos gewesen war, lebenslang! Wenige Künstler haben so viel geschafft, ja geschaffen als er. Unaufhörliche Beschäftigung war ihm zur süßen Gewohnheit, zum wahren Bedürfniß geworden: auch wann er keine Bestellungen hatte, arbeitete er unverdrossen fort, wie der Geist es ihm eingab, und beständig waren diese Eingebungen glücklich, es mochte nun ein eigener Lichtgedanke oder ein befreundetes Genie die erste Anregung gegeben haben.

In den ersten zwanzig Jahren seines Aufenthalts in Neapel arbeitete Kniep meistens in Sepia, das ist: er verfertigte zuerst einen bloßen reinen Federumriß, und schattirte und füllte dann diesen mit der, in einer Blase des Dintenfisches enthaltenen Materie, die er mit Tusch und Carmin vermischte, um durch leztern der Farbe mehr Wärme zu geben. Da diese doppelte Arbeit des Zeichnens und Schattirens dem Künstler in die Länge gar zu ermüdend wurde, so verlegte er sich nach jener Zeit auf das Zeichnen mit schwarzer Kreide, meist auf weißen Grund, und leistete in diesem wie vorher in einem andern Fach Alles was nur möglich war. Ohne Jemand zu nahe zu treten, läßt sich behaupten, daß Kniep einer der correctesten, originellsten und vortrefflichsten Landschaftzeichner nicht nur in Italien, sondern in ganz Europa war. Hievon zeugen seine sämmtlichen, von den Kunstkennern unter allen Nationen gepriesenen und gesuchten Werke, besonders diejenigen aus den spätern Perioden. Bloße Federumrisse ließ er nicht gern

aus seiner Hand; aber sie sind auch ein Wunder der Kunst! Einige der schönsten besizt, nebst mehrern der vollendetsten Zeichnungen in schwarzer Kreide und Sepia, der Ritter Leonhard Toceo in Neapel, ein großer Freund und Beförderer der Kunst. Auch der verstorbene Marquis Berio, ein Mann von geläutertem Geschmack, hielt unsern Kniep und seine Arbeiten äußerst werth, und hatte von ihm einige Meisterstücke, vorzüglich in Sepia, die aber nach des ersten Besitzers Tod zerstreut wurden. Im Ganzen hatte Kniep ungleich mehr Aufträge von Deutschen, Engländern und Russen als von Eingebornen. Und doch brachte er beynahe die Halbscheid seines Lebens in Neapel zu, und verließ, nach seiner Zurückkunft aus Sicilien, die Stadt nie länger als etwa auf Tage und Wochen, um kleine Ausflüge in die Gegend zu machen, von denen er jedesmal gerne heimkehrte, wie eine emsige Biene mit süßem Honig beladen. Selbst als durch die Stürme der Zeit die Sonnenadler Tischbein und Hackert aus ihrem stattlichen Neste verscheucht wurden, blieb Kniep allein in Neapel zurück, und sah aus seinem stillen Arbeitszimmer in Chiaja die Gewitterwolken, für ihn ganz unschädlich, vorüberziehen, sah die Sonne des Friedens wieder hervorbrechen, und den Bogen des Segens aufs Neue glänzen.

Das waren in Ansehung des Verdienstes sehr ersprießliche Zeiten für K. Von allen Seiten kamen Bestellungen in Menge, und obschon die Belohnung, welche er für seine Arbeit einärndtete, in keinem rechten Verhältniß zu dieser stand, konnte er dennoch im Ganzen damit zufrieden seyn. Allein in den lezten Jahren wollte man ihm nicht einmal mehr die alten Preise bezahlen. Nicht als ob er in seiner Kunst nachgelassen hätte: im Gegentheil vervollkommte sich, bey immerwährender Uebung und unverminderter Kraft, sein Styl besonders in Compositionen, je länger je mehr; aber der allgemeine Wohlstand und folglich die Zahl der Personen, welche viel auf Kunstgegenstände verwenden konnten, hatte merklich abgenommen, während andrerseits die neue Erfindung des Zeichnens auf Stein die Preise — und ein alltäglich wachsendes Heer von mittelmäßigen Malern den Geschmack des Publikums verdarb. Nichtsdestoweniger glaubte K. auf seinen, nach Maaßgabe des innerlichen Werthes keineswegs übertriebenen Forderungen bestehen zu müssen, und so kam es, daß bey seinem Ableben, außer den Skizzen, Cartons, Federumrissen und dergleichen, eine gute Anzahl fertiger Zeichnungen in seinen Mappen vorgefunden wurde. Da er in Neapel weder Verwandte noch irgend eine Art mündlicher oder schriftlicher Verfügung hinterlassen hat, so ist nur zu wünschen, daß die erwähnten Sachen, welche für sich allein schon eine köstliche, vielleicht in ihrer Art einzige Sammlung ausmachen, in die rechten Hände kommen mögen. Eine umständliche Beschreibung jener Gegenstände würde hier zu weit führen, und gibt uns etwa, nebst dem Leben des Meisters, Stoff zu einem eigenen Werkchen, das für Jeden, insonderheit aber für den jungen Künstler, viel Anziehendes und Lehrreiches haben dürfte.

In dem erlauchten Haus Lichtenstein zu Wien muß eine Reihe von auserlesenen Werken unseres Künstlers vorhanden seyn. Der selige Fürst Moritz Lichtenstein war einer seiner Gönner und hatte, unter der Bedingung alljährlich etwas von Knieps Arbeiten zu bekommen, ihm eine lebenslängliche Pension ausgesezt. Aber in Folge des allzufrühe eingetretenen Todes jenes Fürsten wurde die Uebereinkunft von den respectiven Erben für erloschen angesehen.

(Der Beschluß folgt.)

Frankreich.

Der Moniteur v. 3. Aug. enthält folgenden Artikel über Kunstausstellungen zu Douai und Lille:

Die Ausstellung von Gemälden und Sculpturen, die gegenwärtig zu Douai statt findet, zieht fortwährend eine Menge Einwohner des Departements du Nord in diese Stadt. Unter den zahlreichen Werken, welche diese Ausstellung schmücken, bemerkt man besonders die der HH. Abel Pujol, Couder, Hor. Vernet, Serrur, General Lejeune, Vigneron, Scheffer, Garnerey, Gibdin, Lordon, Bergeret, Leprince und der Damen Hersent und d'Hervilly; ferner die Sculpturen der HH. Bosio und Bra, und der Frau Gräfin K.

Die Gesellschaft der Kunstfreunde zu Douai hat bereits eine beträchtliche Anzahl von Gemälden gekauft, die gleich nach dem Schluß der Ausstellung, am 10. Aug., verloost werden sollen. An die Künstler sollen Medaillen vertheilt werden.

Die Eröffnung der Ausstellung von Lille soll am 26. Aug. statt finden, und die Künstler sind aufgefordert ihre Arbeiten vor dem 25sten einzusenden.

Am 27. Jul. wurde die Statue des Hrn. v. Tourny, welche die Einwohner von Bordeaux diesem verdienten Beamten (Intendant de la Généralité de Bordeaux von 1743 bis 57) auf einem öffentlichen Platze daselbst haben errichten lassen, feyerlich eingeweiht.

Petersburg.

Am 6. Jul. wurde unter dem feyerlichen üblichen Gepränge der Grundstein zu einer katholischen Kirche in Zarskoje-Selo gelegt, zu dem der Kaiser das Lokal und eine Geldsumme von 30,000 Rubeln schenkte; das Uebrige wird durch Subscriptionen bestritten. Die ganze bis jezt für diesen Zweck eingekommene Summe beträgt 61,761 Rubel. Den Bau besorgen die Architekten Gebrüder Adamini. (Allg. Zeitung).

Nr. 67.

Kunst-Blatt.

Montag, den 22. August 1825.

Nekrolog.

Christoph Heinrich Kniep,

Zeichner und Professor an der königlichen Akademie der schönen Künste in Neapel.

Qui vitam excoluit per artes.

(Beschluß.)

Im Jahr 1811 unterzog sich Kniep der Herausgabe einer vollständigen Zeichenschule für angehende Landschaftmaler und Liebhaber in einer Reihe von Blättern, die der geschickte Friedrich Kaiser aus Ulm sich anheischig machte, nach Knieps eigenhändigen Federzeichnungen und unter dessen Augen, in Kupfer zu stechen. *) Durch Kaisers Verpflanzung von Neapel nach Wien und seinen bald darauf erfolgten Tod gerieth das Werk ins Stocken, und blieb unbeendigt, was um so mehr zu bedauern war, als die erschienenen ersten Hefte allgemeinen Beyfall fanden und etwas ganz Vorzügliches in der Folge erwarten ließen. Die zehn oder zwölf Kupferplatten, welche Kaiser fertig gemacht, hat sich dessen Bruder zugeeignet.

Kniep war in mehreren Fällen das Opfer seiner Gutherzigkeit; denn ungeachtet er sein Vaterland, nachdem er es mit Italien vertauscht hatte, nie wieder sah, war er doch ein guter Deutscher geblieben. Was aber seinem Verdienst als Mensch und als Künstler die Krone aufsezt, ist, daß er so ganz anspruchslos und ohne allen Neid war. So wie überhaupt keiner Seele, that er insbesondere keinem Kunstgenossen mit Wissen jemals Unrecht. Was in eines Andern Arbeit nur irgend Gutes war, hob er heraus, würdigte und lobte es, ohne jedoch in den Fehler der Schmeicheley zu verfallen. Und da er andrerseits zu gehöriger Zeit auch wieder klug zu schweigen wußte, so kann man mit Recht sagen, daß K. durch eigene Schuld sich keinen Feind gemacht oder nachgelassen hat.

*) Vergl. die Nachricht über Friedrich Kaiser im Kunstblatt 1820. Nr. 8.

Die Bescheidenheit trieb er bis zum Uebermaaß, und nur zu wenig verstand er es, seinen Werth geltend zu machen. Eine gewisse, mit der Achtung für sich selbst wohl vereinbare Leichtigkeit des Entgegenkommens war ihm nicht gegeben: der fremde Liebhaber mußte ihn aufsuchen und ansprechen, sonst bekam er den gar zu eingezogen lebenden Künstler und dessen Arbeiten kaum zu sehen. Aus dieser Ursache wurde K. häufig zurückgesezt oder wenigstens außer Acht gelassen, was dann doch nothwendig dem guten Alten nahe gehen mußte.

Erst wenige Jahre vor seinem Sterben wurde er in den Rath der königlichen Akademie der schönen Künste zu Neapel, mit dem Ehrentitel als Professor berufen, genoß aber gar keinen Gehalt. Der Gedanke, in seinen alten Tagen der Welt, hauptsächlich aber der lehrbegierigen Jugend noch nützlich zu seyn, hatte für K. etwas ungemein Einladendes und Angenehmes. Mit Eifer versah er sein neues Amt und da seine Collegen eine hohe Meynung von seiner Einsicht und Unparteylichkeit hegten, so war bey der Wahl der öffentlichen Lehrmeister seine Stimme von großem Gewicht. Andrerseits wirkte er durch Wort und That mächtig auf die Schüler ein: sie liebten und ehrten den erfahrenen freundlichen Greis wie einen Vater, und sein Erscheinen unter ihnen war jedesmal ein Fest. Er hatte die Genugthuung, jenes Institut, mit dem das wahrhaft königliche, in seiner Art vielleicht einzige Bourbonische Museum vereinigt ist, in vollem Flor und Gedeihen zu erblicken.

Wir haben bemerkt, daß K. bis ins reifere Mannesalter bisweilen in drückenden Verhältnissen und mißlichen Umständen gewesen war. Die Noth machte ihn damals zum guten Haushalter und er blieb es aus Gewohnheit selbst in der Folge, als er wohl mehrere Gemächlichkeit sich hätte gönnen dürfen. Sich selbst war er zuweilen etwas hart, Andern aber nie. Er that im Verborgenen viel Gutes, hauptsächlich armen Waisen und Wittwen, von denen mehrere am Schluß jeder Woche etwas Gewisses an Geld bezogen, so lang ihr Wohlthäter lebte. Manche Thräne des Hausarmen floß im Stillen bey der Nachricht von Knieps Hintritt, und noch lange wird un-

ter jener Klasse sein Andenken lebendig und gesegnet seyn! Mäßigkeit in allen Genüssen war Knieps fester Grundsatz und Arbeit seine Lust. Zum Lohn dafür hatte er, bey nicht besonders starkem Körperbau, sich einer anhaltend guten Gesundheit zu erfreuen. Höchst selten war er unpaß, und sogar seine lezte Krankheit war wohl mehr Folge des Alters — er brachte es auf 77 Jahre — und des anhaltenden Sitzens am Arbeitstisch.

Schon im vergangenen Winter fingen ihm an die Füße zu schwellen; er machte sich aber nicht viel daraus und dachte an nichts weniger, als daß es der Ansatz einer Wassersucht seyn könnte. Im Frühjahr war er wieder ganz im Stande, zu seiner gewöhnlichen Lebensweise und Beschäftigung zurückzukehren; allein an dieser fand er kein solches Gefallen mehr wie sonst, und das dünkte seinen Freunden ein Zeichen schlimmer Vorbedeutung. Nach und nach klagte er häufiger über ein gewisses Mißbehagen: gleichwohl verlor sich allmählig, wie von selbst, das Hauptübel an den Beinen wieder, aber leider nur, um sich auf edlere Theile zu werfen. Am lezten Tag des Monats Juni befiel ihn auf einmal ein heftiger Husten, der ihm ganzer acht Tage keinen Augenblick Ruhe ließ und ihn aufs äußerste erschöpfte. Es war eine offenbare Brustwassersucht, wenn gleich er allein es durchaus nur für die Folge eines vernachlässigten Katarrhes halten wollte. Die Beklemmung nahm sichtbar zu: das Athemholen ward immer schwerer und mit peinlicher Anstrengung verknüpft. Jeden Moment war ein Ersticken zu besorgen. Der Kranke hatte viel auszustehen, um so mehr als der Kopf ganz frey und kühl war, und es mitunter ruhigere Pausen gab, wo K. wieder aufathmen, außer dem Bette seyn, auch wohl leeren Hoffnungen Raum geben konnte. O! die Liebe zum Leben ist stark, sie ist zu tief eingewurzelt, um nicht jede andre Betrachtung tausendfach zu überwiegen. Jedoch war es nicht sowohl der Gedanke an das Sterben, was Kniepen schreckte, auch wäre dieß bey einem Manne, der so gelebt hatte, wie er, kaum möglich gewesen; aber er war nicht unempfindlich gegen körperliche Leiden, die in den meisten Fällen allem Stoicism und Vernünfteln Troz bieten. Knieps Beschwerden ließen zulezt um vieles nach, und sein Ende war ziemlich ruhig. Es erfolgte am 11. Juli um die Mittagsstunde bey anscheinend vollem Bewußtseyn und in Gegenwart derjenigen Freunde, welche den Kranken nach besten Kräften Tag und Nacht gepflegt hatten, und die nach seinem Verscheiden die sämmtliche Verlassenschaft dem königl. hannöverischen Consulat in Neapel, als der rechtmäßigen Behörde, treulich überantworteten.

Bekanntlich haben in Neapel die Lutheraner und Calvinisten gar keinen förmlichen Gottesdienst, Nichtkatholiken überhaupt keinen eigenen Kirchhof. Die Leichname der ärmern Protestanten, welche nicht etwa gerade in den Spitälern sterben, werden gewöhnlich über's Meer nach der Südwestseite des Pausilipps gebracht, und im Hintergrund einer kleinen, abgelegenen Bucht, wo schroffe Felsen ein schmales, vom Lande her unzugängliches Sandufer umschließen, eingescharrt. Noch an einem der lezten Sonntage hat der Einsender dieses Aufsatzes, weil antiquarische Forschungen, die Lieblingsbeschäftigung seiner Freystunden, ihn in jene stille Gegend führten, beym Landen einige gesunkene Rohrstabkreuze auf den Gräbern wieder aufgerichtet. Im Winter aber schlägt das Meer manchmal bis an den Fuß der hohen Felsenwand, wäscht die leichtbedeckten Kadaver heraus und nimmt sie auf in seinen weiten und tiefen Schooß. Vermöglichern Protestanten öffnet sich nach ihrem Tode um schweres Geld die Thüre eines Baumgartens am nördlichen Eingang der Hauptstadt. Das Grundstück ist auf solche Weise eines der ergiebigsten in diesem fruchtbaren Lande geworden. Hier wird gesäet eine menschlich edlere Saat! Hier liegt ein Maler Schmidt, ein Consul Heigelin, ein Kaufmann Meurikoffer und Falconnet, auch mancher Reisende, unter Glaubensgenossen aller Stände und Völker begraben. Hieher wurde am 12. Juli 1825 auch Knieps Leiche gebracht, begleitet von einer Anzahl trauernder Freunde, worunter deutsche, französische und neapolitanische Künstler, leztere theils Collegen, theils dankbare Schüler des Seligen. Mit einbrechender Nacht sezte sich der stattliche Leichenzug in acht Wägen, der mit der Bahre voraus, von dem Hause, welches Kniep dreyßig Jahre nacheinander bewohnt hatte, in Bewegung, und ging durch die ganze Stadt, zwey Miglien weit, bis hinter die verfallene Kirche St. Carlo Arena. Am Eingang jenes Gartens empfing jeder der Leidtragenden eine angezündete Fackel: alle stellten sich rund um das unter Pomeranzenbäumen schon bereitete Grab. Ehe der Sarg hinabgelassen wurde, hielt ein Zürcher Geistlicher, der erst am Abend vorher in Neapel angelangt war, eine kurze passende Rede. Feyerlich tönten seine Worte unter dem dunkeln, durch die Fackeln theilweise magisch beleuchteten Laubdach, hinaus in die Nacht. Bald versank der Sarg: mit dumpfem Gepolter rollten die Erdschollen auf denselben hinunter. Aber sie weckten den Schläfer nicht und wölbten sich schnell zum Grabeshügel.......

Friede sey um diesen Hügel her,
Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen braven Mann begraben
Und uns war er mehr!

Neapel, Mitte Juli 1825.

Haller aus Stuttgart.

Paris, im Julius 1825.

Malerey. Diorama. Ansicht von Rouen, gemalt von Bouton.

Die Umgebungen von Rouen genießen seit langer Zeit eines verdienten Rufs; grüne Wiesen und der Anblick mittelalterlicher Gebäude, verbunden mit dem Wohlstand, welchen Kunstfleiß und Handel hervorbringen, geben der Normandie, und besonders der Nähe von Rouen, eine bezaubernde Frische und Anmuth. Hr. Bouton hat den malerischsten Standpunkt gewählt und die mannichfaltigen Effekte hinzugefügt, welche die Urheber des Diorama durch schon früher von mir erwähnte Mittel erreichen. Die Wolken, die am Horizont aufgehäuft sind und sich bis über die Stadt ausdehnen, zertheilen sich von Zeit zu Zeit und lassen Sonnenstrahlen hindurch, die einen Theil des Gemäldes erleuchten, oder ihren silbernen Widerschein auf die Seine werfen, deren Farbe je nach Beschaffenheit des Himmels wechselt. Dieß neue Gemälde, voll Interesse und Wahrheit, scheint mir eben so vollkommen, als die früher angezeigten; doch sind vielleicht einige Partieen von etwas rohem Ton; auch ist wohl der Regenbogen aus dem Standpunkt, in welchem sich der Beschauer der Sonne und den Wolken gegenüber befindet, schwerlich sichtbar. Wahrscheinlich aber wird diese Bemerkung, wenn sie wirklich gegründet ist, nur von sehr wenigen Beschauern gemacht, und die Uebrigen werden nur eine vermehrte Mannichfaltigkeit darin sehen, welche das Interesse dieser Ansicht erhöht.

Cosmorama.

Diese Anstalt, die schon seit 18 Jahren besteht, entspricht nicht ganz ihrem pomphaften Namen, ist aber doch nicht ohne Interesse. Die Besitzer, Gebrüder Suhr von Hamburg, haben nach und nach gegen dreyhundert kleine in Aquarell gemalte Bilder zusammengebracht, in welchen die merkwürdigsten Monumente und Oerter der ganzen Welt dargestellt sind. Diese Bilder werden aus einer gewissen Entfernung und durch ein vergrößerndes Glas gesehen und zeigen so die natürlichen Dimensionen. Einige derselben erwarben sich wirklichen Beyfall, z. B. das Innere der Peterskirche in Rom. Doch tritt leicht der unangenehme Umstand ein, daß die Brechung der Strahlen die Linien etwas verändert, und man sieht nur durch die Mitte des Glases richtig. Die Krönung des Königs hat die Eigenthümer auf den Gedanken gebracht, die bey dieser Gelegenheit, so wie bey der Krönung Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. statt gehabten Feyerlichkeiten darzustellen. Zwey Ansichten, die eine vom Eingang, die andre vom Chor des Doms von Rheims aus genommen, geben eine ziemlich richtige Vorstellung von dem Innern dieser Kirche und den zu verschiedenen Zeiten darin angebrachten Verzierungen. Diese Ausstellung zog natürlich die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich, und die Neugierigen drängten sich zu einem Schauspiel, das wenigstens den Reiz der Neuheit hatte.

Europorama.

Die Gebrüder Suhr haben noch eine ähnliche Anstalt gegründet, und sie schon in den Hauptstädten von Europa zur Schau gestellt. Ihre Mittel sind dieselben, nur sind diese Gemälde viel größer, und in Form eines Cirkels aufgestellt, in dessen Mittelpunkt der Beschauer sich befindet. Vor ihnen ist ein vergrößerndes Glas, das sich auf einem Abschnitt des Cirkels bewegt, so daß die Linie vom Mittelpunkt nach der Peripherie immer beybehalten wird und der Beschauer stets dem Gegenstand, den er betrachtet, gerade gegenüber bleibt. So ist die oben berührte Unvollkommenheit glücklich beseitigt. Die Eigenthümer beschränken sich hier auf Ansichten aus Europa; doch verdienen ihre Bilder immer die Aufmerksamkeit der Schaulustigen und ich habe mehrere mit Vergnügen gesehen, z. B. die Ansicht von Salzburg, der Stephanskirche zu Wien, einige Ansichten von Moskau u. s. w.

Kupferstiche.

Im Pallast Aldobrandini zu Rom bewahrte man lange Zeit ein Gemälde von Rafael, das die heil. Katharina von Alexandrien darstellt, dessen jedoch Hr. Quatremère de Quincy in seinem Leben Rafaels nicht erwähnt. Jezt ist es in England, und Hr. Desnoyers hat es nach einer Zeichnung, die er selbst in London davon genommen, vor Kurzem gestochen. Am Charakter und an der Verzierung des Kopfs, an der Anlage und dem Styl der Draperien erkennt man sogleich Rafael. Hr. Desnoyers hat in diesem neuen Werk seinem Grabstichel mehr Feinheit und Zartheit zu ertheilen gewußt, als er gewöhnlich besizt. Das Blatt wird ohne Zweifel gesucht werden. Preis 30 Fr. vor der Schrift, 12 Fr. mit der Schrift.

Luini wird als der beste Schüler Leonardo's betrachtet, und seine Gemälde sind in Italien sehr hochgehalten und gesucht. Frankreich besaß mehrere Gemälde von ihm, unter andern einen heil. Johannes als Kind, der mit einem Lamm spielt; aber diese Schätze gingen im J. 1825 wieder verloren. Seit dieß Gemälde wieder an die ambrosianische Bibliothek in Mailand zurückgekommen ist, hat es Hr. Anderloni gestochen. Nun ist es auch von Müller, der sich schon durch mehrere Platten, besonders die Psyche nach Prudhon, vortheilhaft bekannt gemacht hat, wiederholt. Das Fleisch ist zart, der Kopf lebendig und die Ausführung im Ganzen ist sowohl des

Malers als des Kupferstechers würdig. Preis 20 Fr. vor der Schrift, 10 Fr. mit der Schrift.

Hrn. Müller verdanken wir auch den Stich einer Composition, die Girodet seinem Gedicht über die Malerey beyfügen wollte. Der dichterische Künstler nimmt an, daß ein junger Freund der Kunst und des schönen Alterthums Athen besucht hat und sich von jener Melancholie ergriffen fühlt, die der Anblick eines großen Unglücks in edlen Seelen erweckt. Beym Anblick der Akropolis und der herrlichen Trümmer, die sie bedecken, hat er seinen Bleystift ergriffen und zeichnet den Ort, welcher der Sitz der Künste und Wissenschaften war. Während ihn seine Gedanken in jene Zeiten versetzen, wo die Siegesgöttin ihren Flug über dem Parthenon hemmte, wo Phidias die Werke schuf, deren Reste noch jezt unsre Bewunderung und unsre Verzweiflung sind, wo die Bühne von den tragischen Dichtungen des Sophokles wiederhallte, und der menschliche Geist die Gränzen seines Strebens gefunden zu haben schien — unter diesen Träumen erscheint ihm der Genius des alten Griechenlandes, das Gesicht halb in die Tunika verhüllt, in den Händen den Palmzweig und ein Schwert. Auf einem Bruchstück zu seinen Füßen liest man halb verwischt die Namen der großen Männer, die der Ruhm ihres Vaterlandes waren.

Die übrigen für jenes Gedicht, das wahrscheinlich zu Ende dieses Jahrs erscheinen wird, bestimmten Compositionen Girodets sind: Die Erfindung der Malerey und Apelles und Campaspe. Drey andere schöne Zeichnungen wollte Girodet ebenfalls stechen lassen und dem Gedicht beyfügen: die Apotheosen des Michel Angelo, des Rafael und des Poussin. Ich scheue mich nicht zu behaupten, daß diese drey Compositionen für den Ruhm eines Künstlers allein hinreichen würden.

Bey Gelegenheit der Ausstellung von 1822 erwähnte ich eines Bildes von Prudhon: ein Vater, der in den Armen seiner Gattin und umgeben von seinen Kindern stirbt. Diese Composition, in welcher ein Gefühl des Schmerzes herrscht, das eben so wahr als ansprechend ausgedrückt ist, erwarb sich den allgemeinsten Beyfall. Die unglückliche Familie, so nannte man das Bild, wurde mehreremale lithographirt. Die Société des Amis des Arts hat es nun auch durch Hrn. Toussaint Caron stechen lassen: der Kupferstecher hat jedoch der Erwartung nicht entsprochen; es fehlt dem Blatt an Durchsichtigkeit und Leichtigkeit der Töne, und der Meister ist weder seinem Charakter noch der Wirkung seines Bildes nach wiedergegeben. Dieß ist nicht das erstemal, daß die versprochenen Kupferstiche mittelmäßig ausgefallen sind; auch hat sich seit drey Jahren die Anzahl der Theilnehmer an der Gesellschaft merklich verringert.

Kaum ist ein halbes Jahr verflossen, seit Hr. Horace Vernet das Reiterbild des Königs, dessen ich früher erwähnte, vollendet hat, und schon ist dasselbe gestochen. Hr. Jazet hat sich dazu des schnellen und ihm sehr geläufigen Mittels der Aquatinta bedient, das auch der kecken Behandlung des Malers zusagte. Der Stich gibt die Wirkung des Originals gut wieder. Preis 120 Fr. vor der Schrift, 60 Fr. mit der Schrift.

P. A.

Vermiglioli's Schriften.

Vermiglioli's Opuscoli werden in vier Oktavbänden gedruckt und enthalten folgende Aufsätze:

1. Ueber eine altitalienische Inschrift. — Ueber eine etruskische Patera. — Ueber die früheste Geschichte von Perugia. — Lobschrift des Baldassare Ausidei, Bibliothekars des Vatikans im sechszehnten Jahrhundert. — Auszug aus Nicolais Geschichte der Basilika von S. Paolo. — Siegel des Bartolomeo di Ermanno degli Ermanni. — Unedirte Briefe berühmter Italiener.

2. Ueber Barocci's Kreuzabnahme. — Ueber ein etruskisches Grabmal in der Nähe von Chiusi. — Ueber die umbrische Ortschaft Arnate. — Ueber ein unedirtes Basrelief. — Eigenhändige Schrift des Pietro Perugino. — Ueber eine unedirte spartanische Münze. — Briefe berühmter Italiener.

3. Lobschrift des Ignazio Danti. — Auszug aus Labus Erklärung einer alten Ara. — Peruginer Finanzbeschlüsse aus dem vierzehnten Jahrhundert. — Ueber einige seltene italienische Poesien, die in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts zu Perugia gedruckt wurden. — Unedirte Canzonen auf Ariosts und Firenzuolas Tod mit bibliographischen Notizen. — Die Rose und ihre Geschichte. — Unedirte Briefe.

4. Ueber eine unedirte Münze des Malatesta IV. Baglioni (sec. 16). — Ueber Taschen, Uebersetzung einer Abhandlung von Böttiger. — Etruskisches Grabmal der gens Eneta. — Ueber ein ungedrucktes Werk des Annibale Mariotti. — Ueber ein Bild des Hrn. Silvestro Massari. — Ueber einen italischen Quadrans. — Ungedruckte Briefe.

Druckfehler.

Im Kunstbl. Nr. 65. S. 258. Sp. 1. lezte Zeile bittet man statt Romay — Romny zu lesen.
Ebendas. Sp. 2. Z. 17. statt Palazi — Palagi.
— S. 259. Sp. 2. Z. 8. v. u. st. Trerlink — Teerlink.
— Z. 4. v. u. st. Manstrani — Maestrani.
— S. 260. Sp. 1. Z. 7. st. Pierein — Pierin.
— Z. 10. st. Luicci — Luini.
— Lezte Zeile st. Lemotti — Comolli.

Nr. 68.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 25. August 1825.

Kupferstiche.

1. Ansichten von Athen und seinen Denkmalen, nach der Natur gezeichnet und radirt von Joseph Thürmer, Architekt. Rom, in der Buchdruckerey de Romanis. I. und II. Heft, jedes mit 5 Kupfertafeln, 2 Umrissen und 1 Blatt deutschen und französischen Textes. Imper. Quer-Fol. Preis jedes Heftes 10 fl. rhein.

Mit französischem Titel: Vues d'Athènes et de ses monumens etc.

2. Westliche Ansicht von Athen, und
3. Die Akropolis von der Westseite, gez. von Hübsch, gest. von Schilbach. Gr. Quer-Fol. Carlsruhe bey Velten. Preis 12 Kr.
4. Nordwestliche Uebersicht von Rom, genommen vom Thurme des Capitols, gez. und radirt von Joseph Thürmer und Ernst Fries. Imp. Quer-Fol. Preis 4 fl.

Nicht leicht wird ein Rest des Alterthums gegenwärtig mehr die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen als jene Ruinen von Athen, um welche die Unterdrückten kämpfen und deren lezten Spuren von der Größe und Pracht, die ehemals hier wohnte, die Wuth des Krieges gänzliche Vertilgung droht. Nach Zeitungsnachrichten war das Monument des Lysikrates, dieses zierlichste Denkmal aller Zeiten, durch eine theilweise Zerstörung des anstoßenden Klosters bereits dem Einsturz nah, und nur die Fürsorge des französischen Consuls Fauvel, der eine stützende Säule und Mauer unterziehen ließ, konnte es retten. *) Am Parthenon ist neuerlich die eine Ecke der Cella niedergerissen worden, um das zwischen den Steinen befindliche Metall zu gewinnen; doch soll das Uebrige noch unversehrt stehen. Während jeder Gebildete so mit ängstlicher Sorge auf jene Stätte blickt, wo einst das geistreichste Volk der Welt wohnte, dessen geringste Ueberbleibsel für uns kostbare Denkmäler der tiefsten Einsicht und des feinsten Sinnes für das Schöne sind, mag er sich gern aufs genaueste von jener merkwürdigen Oertlichkeit unterrichten, und die Abbildungen der Monumente, die noch bestehen, sich vors Auge bringen.

Diesem Wunsche kommen die unter Nr. 1. 2. und 3. angezeigten Blätter entgegen, die eben deßhalb wohl auf zahlreiche Theilnahme im Publikum rechnen dürfen. Im Kunstblatt 1822. Nr. 23. war bereits eine Anzeige der HH. Heger, Hübsch und Thürmer enthalten, der zu Folge sie gemeinschaftlich ein Werk über Athen, nach den Zeichnungen herauszugeben beabsichtigten, die sie 1819 an Ort und Stelle gemacht hatten. Dieß Unternehmen ist nicht zu Stande gekommen, da die Entfernung der Verfasser von einander und die verschiedene Art, wie ihre Zeichnungen ausgeführt wurden, die Gestaltung zu einem Ganzen nicht zuließ. Hr. Thürmer, der in Rom seine Zeichnungen selbst radirte, hat daher die oben angezeigten zwey Hefte abgesondert herausgegeben; von Hrn. Hübsch, gegenwärtig Lehrer der Architektur in Frankfurt a. M., sind nur die beyden Blätter Nr. 2. und 3. erschienen, die allerdings in der Ausführung so gänzlich von jenen verschieden sind, daß sie nicht wohl in Ein Werk mit ihnen paßten.

Hr. Thürmer hat seine großen Blätter auf eine freye und geistreiche Weise radirt, die ihm besonders bey Darstellung der architektonischen Reste eine glückliche Wirkung sichert. Man fühlt überall bey ihm die Frische der lebendigen Anschauung, deren Erinnerung in seine Radirnadel übergegangen ist. Die zwey ersten Blätter des ersten Hefts gehören zusammen und geben eine Hauptansicht von Athen, von den Gärten der Venus zwischen den Bergen Anchesmos und Hymettos aus genommen. Ein numerirter Umriß in zwey kleinen Blättern erleichtert die Aufsuchung der merkwürdigsten Punkte. Man erblickt vornen in dem hügeligen Grunde das Flußbett des Ilissus, in der Mitte den steilen Felsen der Akropolis, über ihn emporragend den Parthenon und an seinem Fuße gelagert die jetzige Stadt mit ihren Moscheen und Minarets; zur Rechten zeigen sich Theile des Areo-

*) Siehe Kunstbl. Nr. 2. d. J.

pags und des Pnyr, in weiterer Ferne die Insel Salamis und die Meerenge, dann die Gebirge des Isthmus, Akrokorinth, Cyllene und der Kythäron, nach vornen zu schließt der Berg Anchesmos die Scene, an welchem das Kloster Asomatos liegt. Zur Linken erhebt sich über der Stadt der Hügel des Museums mit dem Monumente des Philopappus; man gewahrt den Triumphbogen Hadrians und die sechszehn Säulen des Pantheons, darüber hin die Häfen Munychia und Phaleros (da sich der Piräus hinter dem Musäon verbirgt), den saronischen Meerbusen, von der Küste von Epidauros, dem Berg Arachnäus und einem Theil der Insel Aegina umkränzt. Diese reiche Landschaft bietet die mannichfaltigste Abwechselung von Linien und Lagen dar; ein felsiger Boden, mit Olivenbäumen besezt, läßt nur die ehemalige Bebauung des Landes ahnen; aber ein Blick auf diese Berggipfel, Felsen und Gewässer, über denen der heiterste Himmel glänzt, macht es begreiflicher wie hier Genie und Talent ihre schönsten Blüthen treiben konnten.

Das dritte Blatt zeigt die Westseite des Parthenons in seiner einfachen und kolossalen Pracht. Der Künstler ist hier in Ausführung des Architektonischen besonders glücklich gewesen, man erkennt die ursprünglichen Formen aufs genaueste, troz den Verletzungen, welche die Zeit und die Bomben der Venetianer daran verursacht haben.

Auf der folgenden Tafel ist die innere Ansicht des östlichen Peristyls vom Parthenon gegeben. Der mittlere Theil des herrlichen Tempels stürzte im J. 1687 durch eine Bombe des venezianischen Generals Morosini in Trümmer; die Türken ebneten einen Theil des Plazes zu Erbauung einer kleinen Moschee, die nun den Rest der westlichen Cella mit ihren Säulen von der östlichen Säulenstellung trennt. Hier liegen die kolossalen Reste der eingestürzten Theile in wilder Unordnung übereinander. Man bemerkt, sagt der Verf., an den Trümmern der Säulenschäfte die viereckigen Vertiefungen, in welchen die Bolzen von Cedernholz zur Verbindung eingelassen waren. Die übrigen Theile, Architrave, Fries, Kranz und Cellenmauer, waren mit Eisen verbunden.

Fünftes Blatt: "Oestliche Ansicht des Tempels des Erechtheus, der Minerva Polias und der Pandrosa (lies Pandrosos)." Man nehme den Grundriß dieses kleinen, etwas nördlich vom Parthenon ebenfalls auf der Akropolis stehenden Gebäudes zur Hand (im 6ten Heft der neuen Eberhard'schen Ausgabe von Stuart's Alterthümern von Athen; vergl. C. O. Müller Minervae Poliadis Templum, Göttingen 1820 über die Benennung der innern Räume), um sich über die Anlage zu verständigen. Die Ansicht zeigt zuvörderst die fünf noch übrigen Säulen des Hauptportikus, deren sechste von Lord Elgin nach England gebracht ward. Ihnen correspondirt die Rückseite der Cella mit den drey Fenstern, an der man den Portikus erblickt, welcher zum Tempel der Pandrosos und der Polias führte; der Portikus mit den Karyatiden zeigt sich zur Linken.

Im zweyten Hefte geben die zwey ersten Blätter wieder eine Hauptansicht von Athen, vom Musäon aus genommen. Die Akropolis und die Stadt zeigen sich wieder in der Mitte; man sieht die Vorderseite der Propyläen und deren jetzigen Eingang; unten das von Herodes Attikus erbaute Theater, und links am Ende der Stadt den wohlerhaltenen Tempel des Theseus. Die Umgebungen erscheinen hier weniger malerisch; hinter der Akropolis erhebt sich der hohe Anchesmos, und weiterhin rechts der Hymettos, von welchem der Ilissus herabkömmt, an dessen Bette man noch die Lage des Stadiums erkennt. Links vor der Stadt liegen die Hügel des Areopags, des Pnyx und des Lykabettos; in der Ferne der große Olivenwald, vom Cephissus bewässert; die Berge Ikarios und Parnes und die Gebirgswand bey Phyle begränzen den Horizont.

Eine schöne Ansicht des Theseustempels liefert das dritte Blatt. Man sieht die Rückseite dieses trefflichen, von Cimon errichteten Gebäudes, des ältesten architektonischen Monuments in Athen. Die Vorderseite ist durch einen Chor verbaut, da der Tempel zur griechischen Kirche eingerichtet und dem heil. Georg geweiht ist. Im Hintergrunde rechts erblickt man einen Theil der Stadt und die Akropolis, zur Linken tiefer das korinthische Peristyl, welches vermuthlich zum Tempel des Jupiter Olympius gehörte.

Auf den zwey lezten Blättern sind die sechszehn korinthischen Säulen des von Hadrian erbauten Pantheons abgebildet, und das eben genannte Peristyl vom Tempel des Jupiter Olympius, der ebenfalls von Hadrian errichtet wurde. Jene stehen frey und majestätisch vor der Stadt, dieses ist von schlechten Häusern verbaut, im Hintergrunde beyder sieht man die Akropolis.

Betrachten wir diese sämmtlichen Blätter noch einmal in Hinsicht auf die Ausführung, so gebührt ihnen, wie schon oben gesagt, durchgängig das Lob einer geistreichen Lebendigkeit und kräftigen Wirkung. Wir glauben keineswegs mit den durch französische Kupferstiche und Lithographieen verwöhnten Augen, daß diese Blätter zu rauh und hart behandelt seyen, im Gegentheil finden wir gerade in ihrer Bestimmtheit einen Theil ihres Werthes; wohl aber dünkt uns, daß wenn der Künstler noch sorgfältiger in Vertheilung der Massen, weniger freygebig in Anbringung der Lichter, und genauer in Abstufung der Töne gewesen wäre, seine Blätter zu den vollkommensten ihrer Art gehören würden. Die Behandlung der Vordergründe scheint uns hie und da etwas zu eng und charakterlos; die Figuren, welche gut gezeichnet und

componirt sind, ermangeln zum Theil der gehörigen Wirkung; die Lüfte scheinen uns im ersten Heft besser als im zweyten gerathen, wo die Linien etwas zu weit angelegt und die Wolken zu hart ausgeführt sind. Am vortrefflichsten ist immer das Architektonische, und da diese Gegenstände in den meisten Blättern die Hauptsache sind, so bleibt allerdings auch das Verdienst bey weitem überwiegend. Ueberhaupt sind diese Ausstellungen nur bestimmt, den Künstler auf das aufmerksam zu machen, was mehrere Künstler und Kunstfreunde, die mit Vergnügen seine Arbeiten betrachteten, dabey zu bemerken gefunden haben.

Die beyden Blätter Nr. 2. und 3. nach den Zeichnungen des Hrn. Hübsch sind von Schilbach sehr reinlich und zierlich mit dem Grabstichel ausgeführt. Die Unmittelbarkeit der Darstellung mußte freylich hier wegfallen, und es möchte wohl Einiges fast allzuglatt und zierlich gegeben seyn. Hr. Schilbach, der sich unsers Wissens hier zum erstenmal als Kupferstecher zeigte, hat mit vielem Talent eine einfache Methode befolgt, die zwar auf den ersten Anblick etwas Angenehmes hat, aber doch für die Töne der Mittel- und Vorgründe zu flach ist. Indessen haben diese beyden Blätter eine harmonische Wirkung und geben eine schöne und interessante Zimmerverzierung. Auf dem ersten zeigt sich die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung, mit der Akropolis und dem Tempel des Theseus, der Berg Hymettos im Hintergrund. Dem Plan von Athen zu Folge will es uns nicht einleuchten, daß diese Ansicht, wie der Verf. in der beygegebenen Erklärung sagt, vom Wege des Piräus genommen seyn soll; so wie hier der Tempel des Theseus sich zeigt, müßte der Standpunkt wohl weiter nördlich gegen den Weg der Akademie hin zu suchen seyn. Das zweyte Blatt enthält die Ansicht der Akropolis von der Abendseite vom Pnyx aus genommen, mit dem überragenden Parthenon und den Hauptbefestigungen der Türken. Am Fuße der Befestigungen liegt ein türkischer Begräbnißplatz. Diese beyden Blätter sind kürzlich von Hrn. Velten in Carlsruhe als erste Lieferung eines Werks angekündigt worden unter dem Titel: Vues pittoresques d'Athènes dessinées d'après nature par P. Heger et H. Hübsch. Wir sehen daher der baldigen Erscheinung des zweyten Hefts mit Erwartung entgegen.

Nr. 4. ist von Hrn. Thürmer gemeinschaftlich mit einem jungen Landschaftmaler, Hrn. Fries aus Heidelberg gearbeitet. Der Gegenstand ist der anziehendste, der sich dem eben angekommenen Fremden in Rom darbieten kann. Vom Thurme des Capitols aus hat man die Uebersicht über die ganze alte und neue Stadt, mit der rings sie umgebenden Gegend, ein Panorama, großartig und reich an den mannichfaltigsten Formen und Gegenständen, aber noch größer und reicher an Erinnerungen aus allen Zeiten der Geschichte. Hat man nach Norden hin die gewaltige gedrängte Häusermasse des neuen Roms, deren kolossalen Schlußstein gegen den Monte Mario hin die Peterskirche macht, genugsam beschaut, so wird man noch länger und mit höherem Interesse sich nach Süden wenden, wo die meisten und kolossalsten Denkmäler der alten Stadt einzeln auf großen Plätzen, von wenigen Häusern und zahlreichen Gärten geschieden stehen. Dieß ist die Ansicht, welche die beyden Künstler auf dem genannten großen Blatte radirt haben. Dicht am Fuße des Capitols erblickt man seiner ganzen Breite nach, das alte Forum, jetzt Campo Vaccino. Vornen ragen der Bogen des Septimius Severus und die Reste der Tempel des Jupiter Tonans und der Fortuna über die den Blick begränzende Mauer hervor; in der Mitte steht die Säule des Phokas in der ausgegrabenen Vertiefung, welche die Erhöhung des jetzigen Bodens über das alte Pflaster zeigt, und weiterhin die drey Säulen des Jupiter Stator. Rechts von der breiten Straße und dem Baumgang, die in der Richtung der Via sacra sich hinziehen, erhebt sich der Palatinus mit den Resten der farnesischen Gärten, links erkennt man den Tempel des Antonin und der Faustina, und den Friedenstempel, zu äußerst das Kolosseum und gegenüber die Bogen des Titus und des Constantin. Der Lateran ragt über das Kolosseum hervor, und über zahlreiche Trümmer und Gebäude hin gewahrt man zu äußerst rechts die Thermen des Caracalla, und links die Bäder des Titus und den Tempel der Minerva Medica. Durch die Campagna, die über diesen Monumenten den Hintergrund bildet, ziehen die Wasserleitungen des Claudius, und den Horizont begränzen die Berge von Albano, Tusculum und Palestrina. Diese weite und reiche Uebersicht bietet zwar keine großen malerischen Massen, aber im Einzelnen desto mehr, was unsre Aufmerksamkeit erregt und fesselt. Das Blatt der beyden Künstler macht daher auch nicht eben malerischen Effekt, und die Lichter sind etwas zerstreut, besonders, dünkt uns, hätte die Fläche des Forums etwas mehr ausgeführt und deren Einförmigkeit etwa durch einen Wolkenschatten unterbrochen werden sollen; dagegen sind alle Gebäude mit größter Sorgfalt und Genauigkeit dargestellt, und es kann eben sowohl der, welcher nie in Rom gewesen, sich daraus eine richtige Vorstellung erwerben, als der dort Bekannte sich dadurch befriedigt finden wird. Wir haben das Blatt, worauf Piranesi dieselbe Uebersicht geliefert hat, nicht zur Hand, um eine Vergleichung anzustellen; glauben aber, daß sie besonders in Hinsicht der Gebäude zum Vortheil unsrer Künstler ausfallen würde.

S.

Paris, im Julius 1825.

Lithographie.

Girodet hat für das Schloß von Compiegne vier Gemälde ausgeführt, in welchen er Mars, Bachus, Bellona und Pomona als Genien darstellte. Hr. Chatillon, sein Zögling, fing noch bey seinen Lebzeiten an, diese schönen und geistreichen Compositionen zu lithographiren, und war auf dem Punkte seine Arbeit zu beendigen, als der Tod uns den großen Künstler entriß. Nun sind die Blätter bey Constant erschienen, welcher wenig, aber dieß Wenige gut zu liefern sich beeifert. Sie sind vollkommen gelungen und der Geist und die Hand des Meisters lassen sich nicht darin verkennen. Preis der 4 Bl. 28 Franken vor, und 20 Fr. mit der Schrift.

Ein neuer Beweis von den Fortschritten der Lithographie in Frankreich ist ein Blatt bey Engelmann erschienen, der durch seine Versuche und Studien viel zur Ausbreitung dieser Kunst beygetragen hat. Es stellt eine General-Ansicht des Montblanc dar, von den HH. Villeneuve und Adam gemeinschaftlich bearbeitet. Man übersieht darauf die höchsten Gipfel des Bergs, dessen Name schon die Ahnung des Großen und Malerischen erweckt. Dieß Blatt ist von einer bisher ungewöhnlichen Größe, und mit vorzüglichem Geschick ausgeführt. Preis 15 Fr. auf chines., 12 Fr. auf gewöhnl. Papier.

Hr. Maurin hat eben eine große Composition nach Prudhon lithographirt, in der man alle Vorzüge und Fehler dieses Meisters wieder findet. Sie führt den Titel: Der Triumph des Trajan. Geflügelte Genien tanzen vor dem Wagen, auf welchem der Triumphator steht. Die Siegesgöttin mit ausgebreiteten Flügeln führt den Wagen, der Friede verkündigt durch seine Gegenwart und die Attribute des Ueberflusses, daß die Leiden des Kriegs vergütet werden sollen. Die Musen umringen und begleiten den Wagen. Diese einfache Beschreibung zeigt, daß der Maler nicht einen Triumph darstellen wollte, welcher die besiegten Nationen entehrt, wo Sclaven den Glanz des Eroberers erhöhen und die erschreckten Völker ihr künftiges Schicksal ahnen, sondern einen Triumph, der desto herrlicher ist, da er sich auf gutes Recht gründet und, auf die Stärke gestützt, den Frieden herbeyführt. In dieser Hinsicht war der Name des Triumphators übel gewählt: Napoleon hat nie für den Frieden gekämpft; für ihn ward ein Sieg immer die Veranlassung eines neuen Kriegs; aber die Künste leben in der Illusion, und man muß viele ihrer Erzeugnisse mehr als Werke des Geistes, denn als historische Monumente betrachten. Uebrigens erregt diese Composition Interesse durch ihre Ausführung, wenn auch nicht Alles gleich gut ist. So gefällt mir weder die Siegesgöttin noch der Triumphator, wie man ihn auch nennen mag; aber in mehreren andern Figuren liegt etwas Naives, Eigenthümliches und Reizendes, das Prudhon oft sehr glücklich gelang. Endlich trägt das Ganze sehr deutlich den Charakter seines Meisters, und Hr. Maurin hat hier eine Probe von bedeutendem Talent abgelegt. Preis 36 Fr.

Hr. Lethiers, vormaliger Direktor der Akademie zu Rom, und Mitglied der Akademie der schönen Künste, stellte im J. 1822 zwey historische Landschaften aus, auf der einen Aeskulap, wie er an einer Ziege saugend von einem Hirten gefunden wird; auf der andern Faustulus, der die Wölfin den Romulus und Remus säugend erblickt. Beyde zusammengehörige Compositionen waren in breiter und leichter Manier und in kräftiger Farbe ausgeführt; es war leicht zu erkennen, daß die Figuren von einem Historienmaler herrührten, und man zollte den Bildern gerechten Beyfall. Der beste unsrer Lithographen, Hr. Aubry le Comte, hat sie nun auf Stein gezeichnet und die Originale sehr treu und charakteristisch wiedergegeben. Die Abdrücke lassen nichts zu wünschen übrig. Preis 30 Fr. vor, und 20 Fr. mit der Schrift.

P. A.

Nekrolog.

Der Historienmaler Gautherot, einer der angesehensten Schüler Davids, starb im Juli zu Paris in einem Alter von 60 Jahren. Man hat von ihm mehrere Gemälde, die mit allgemeinem Beyfall aufgenommen und durch Kupferstich und Lithographie vervielfältigt wurden. Noch sieht man überall seine Atala und seinen Napoleon zu Regensburg. Ein lebensgroßes Bildniß des vormaligen Bischofs Grégoire, das von der Regierung von Hayti verlangt worden war, ist nach St. Domingo gekommen. Gautherot besaß mehr Talent und Wissen als Kunst zu glänzen, daher war ihm die Kunst geneigter als das Glück; aber er hinterläßt einen geachteten Namen, und einen schon lang berühmten, obgleich noch jungen Schwiegersohn, Hrn. Vigneron, von welchem man das Begräbniß des Armen und andere rührende Bilder kennt, dem auch die Lithographie bedeutende Fortschritte verdankt.

Ehrenbezeigung.

Der Landschaftmaler, Hr. Steinkopf in Stuttgart ist von der königlichen Akademie der bildenden Künste in Berlin zu ihrem wirklichen Mitglied ernannt worden.

Nr. 69.

Kunst=Blatt.

Montag, den 29. August 1825.

Lithographie.

Hans Brüggemann's Altar im Dome zu Schleswig, lithographirt von C. C. A. Böhndel. I. Heft. 6 Bl. kl. Fol. 2 Bl. gr. Fol. 6 S. Text.

Auf das Erscheinen dieses Werks hat bereits im J. 1820 der Freyh. v. Rumohr bey Gelegenheit einer kurzen Nachricht über Hans Brüggemann's Schnitzwerke im Dom zu Schleswig (Kunstbl. 1820. Nr. 39.) aufmerksam gemacht. Seinem Urtheil zu Folge, an welches sich auch das des Prinzen Christian Friedrich von Dänemark und Thorwaldsen's anschließen, gehört der von Hans Brüggemann aus Eichenholz geschnizte, im J. 1521 beendigte Altar, zu den verdienstvollsten Werken deutscher Sculptur; es ist daher erfreulich, daß wir hier durch wohlgelungene Nachbildungen, und durch eine Beschreibung, welche die Mitwirkung eines einsichtsvollen Kenners verräth, näher mit einem vaterländischen Künstler bekannt werden, dessen Name gänzlich verschollen war.

Der genannte Altar schmückte vormals die Klosterkirche zu Bordesholm im Herzogthum Holstein, ward aber im J. 1666 in den verschlossenen Chor der Domkirche zu Schleswig versezt. Eine zierlich durchbrochene Inschrift am Sockel, deren Abbildung dem ersten Hefte beyliegt, gibt seine Beendigung im J. 1521 an. Ueber Namen und Vaterland des Künstlers findet sich nirgends eine Andeutung an dem Werke selbst; auch sonst ist nichts Urkundliches über ihn vorhanden. Nur Heinrich Ranzau, in seiner Beschreibung des Cimbrischen Chersonneses, dann Martin Krey, oder Coronäus in seinen Alterthümern des Klosters Bordesholm, und endlich Dankwerth bey Beschreibung der Herzogthümer Schleswig und Holstein 1654 berichten einstimmig: Johann Brüggemann sey aus Husum gebürtig gewesen, und habe sieben Jahre mit seinen Gehülfen an dem Altare zu Bordesholm gearbeitet, auch für die Kirche zu Husum ein schönes Sakramenthaus verfertigt. (Ueberreste eines solchen Werks daselbst sollen Aehnlichkeit mit den größern Arbeiten des Künstlers haben.) Coronäus meldet ferner, daß Brüggemann die einzelnen Stücke seines großen Altarbildes in Oel gesotten, um sie dauerhaft zu machen, welches wohl von einem Mittel gegen den Wurmfraß und nicht von einem Oelstoff zu verstehen ist, der dem Holz eine dunklere Farbe gegeben haben würde. — Traditionell sind die Nachrichten, daß Brüggemann für die Kirche zu Neumünster ein anderes ansehnliches Werk verfertigt habe, und daß zwey freystehende, ebenfalls nach Schleswig verpflanzte Figuren, welche ihre Blicke andachtsvoll gegen den Altar richten, den König Christian II. und seine Gemahlin Isabella von Oestreich darstellen, welche Brüggemann bey ihrer Anwesenheit zu Bordesholm im Jahre 1523 nach dem Leben abgebildet. — Findet sich bey allen diesen Angaben kein Grund gegen ihre Wahrscheinlichkeit, so scheint dagegen eine andere Sage: die Mönche von Bordesholm hätten den armen Brüggemann durch Vergiftung blind gemacht, um zu verhindern, daß er andere Kirchen durch seine Werke ziere — völlig erdichtet zu seyn.

Der Verf. des Textes ist der Meynung, daß Brüggemann seine Kunstbildung in den Niederlanden möge erworben haben. „Einmal, sagt er, hat man nur dort versucht, in das Schnitzwerk mehr Kunst zu tragen als im obern Deutschland üblich war, wo die Steinmetzen durchgängig mehr geleistet haben als die Bildschnitzer. Dann ist B. in der geistigen Auffassung seiner Aufgaben und in der Anlage für heitere Beobachtung des Individuellen den großen Künstlern nicht unähnlich, welche die Niederlande im fünfzehnten Jahrhunderte hervorgebracht haben. Endlich lag diese Schule dem Bewohner einer friesischen Küstenstadt auch in Beziehung auf Leichtigkeit der Verpflanzung am nächsten.“

Das Kunstwerk nun, dessen Bekanntmachung Hr. Böhndel unternimmt, besteht in einem gothischen Altarschreine, dessen Flügelthüren an ihren innern Seiten gleich dem Mittelstücke mit Bildwerken bekleidet sind. — Mit seinem Fußgestelle erhebt er sich bis zu einer Höhe von 47 Fuß, auf 25 Fuß Breite, die Thürflügel mit-

gerechnet. Der Inhalt der Darstellungen, vom Sockel an, und von der Linken zur Rechten gezählt, ist folgender: 1. Abraham und Melchisedech. 2. Das Fußwaschen nach dem Osterlamm. 3. Das Abend- oder Liebesmahl. 4. Die Feyer des Osterlamms der Kinder Israel. 5. Verrath und Kuß des Judas. 6. Christus gebunden vor Kaiphas. 7. Geißelung. 8. Dornenkrönung. 9. Verspottung. 10. Pilatus wäscht seine Hände. 11 und 12. Kreuzführung. 13 und 14. Kreuzigung auf Golgatha. 15. Abnahme vom Kreuze. 16. Mater dolorosa. 17. Grablegung. 18. Christi Höllenfahrt und Befreyung der Erzväter. 19. Auferstehung. 20. Der ungläubige Thomas. 21. Himmelfahrt. 22. Ausgießung des heil. Geistes. 23. Petrus. 24. Paulus. 25. Maria mit dem Kinde. Dann, bey verschlossenen Thüren noch sichtbare freystehende Figuren: 26. Adam. 27. Eva. 28. Elisabeth. 29. Joseph. 30. Der Engel mit dem Kreuze. 31. Der Engel mit der Säule. 32 und 33. Posaunenengel. 34. Christus als Weltrichter. — Diese mannichfaltigen Zusammenstellungen schließen im Ganzen 385 Figuren ein.

Die Eintheilung und der Gipfel des Werks sind im spätesten Geschmack der altdeutschen Bauart angelegt und verziert; der Eindruck des Ganzen bey Eröffnung der Thüren, gleicht nach dem Ausspruch eines Architekten, dem, welchen man beym Eintritt in einen weiten Dom empfindet. „Die technische Behandlung des Stoffes, sagt der Verf. des Textes, ist in gleichem Maaße bewundernswerth. Alle Theile sind einzeln, ohne Zuziehung der Feile oder des Raspels, mit dem bloßen Messer in derbes Eichenholz geschnitten, mit einer Sicherheit, welche Thorwaldsen, der sich einiger Jugendversuche im Schnitzen erinnerte, in das größte Erstaunen versezte. Die abstehenden Figuren und sogar die vorderen Reihen der Darstellungen, welche die vertieften Fächer ausfüllen, sind abgesondert gearbeitet und auf solche Weise angefügt, daß man sie bequem abnehmen und wiederum an ihre Stellen setzen kann.“

In der Behandlung des Reliefs ist Brüggemann derselben Methode gefolgt, welche Lorenzo Ghiberti an seinen früheren Thüren, und die meisten Bildner damaliger und späterer Zeit beobachtet haben. Die Figuren sind vielfach hintereinander gesezt, und die Mannichfaltigkeit der Plane machte viele Vertiefungen und eine perspektivische Behandlung nothwendig, welche dem reinen Styl der Sculptur widerspricht. Jedoch hat Brüggemann, nach dem Urtheil unsres Vfs., bey der Leichtigkeit und angenehmen Farbe des Stoffs, in dem er arbeitete, größere Deutlichkeit erreicht als in einem Werke von Bronze möglich gewesen wäre.

Auch in Hinsicht der geistigen Auffassung seiner Gegenstände zählt der Vf. unsern Bildner unter die ungewöhnlichen Erscheinungen. „Charaktere und Handlungen, sagt er, sind von Künstlern seiner Zeit und Schule selten mit gleichem Scharfsinn aus dem Leben gegriffen, oder gleich treffend dargestellt worden; aber im Erhabenen geht unser Meister weit über die Gränzen hinaus, in welche unsre Alten sich einzuschränken liebten. So darf ich behaupten, daß Christus, unter dem Kreuze erliegend, vielleicht von keinem Künstler jemals zugleich rührender und edler, als von ihm, ist aufgefaßt worden. Vergleichen wir mit diesem den leichten, fast scherzhaften Charakter, etwa der Feyer des Aufbruchs der Kinder Israel, oder die spielende Beschäftigung mit auffallenden Individualitäten in den Figürchen, welche die Pfeiler verzieren und doch nicht durchaus Heilige darzustellen scheinen, so glauben wir einen andern, von dem frühern dem Geiste nach verschiedenen Künstler wahrzunehmen. Diese, an einem großen Dichter so oft bewunderte Fähigkeit, ohne fühlbaren Mißklang vom Erhabenen zum Gewöhnlichen überzuspringen, das höchst Widersprechende im Strome des Gedankens zu verschmelzen und auszugleichen, dürfte an unserm B. um so merkwürdiger seyn, weil er sie mit einer beyspiellosen Beharrlichkeit in der Arbeit vereinigte.“

Großartig und edel in Gedanken und Form ist die Figur des knieenden Joseph, welche Hr. Böhndel in diesem Hefte gegeben hat. Der Faltenwurf daran ist einfach und schön, und erinnert nur in seinen eckigen Brüchen an Dürer; eben so lobenswerth ist die Korrektheit und Fülle der Formen, die in den Darstellungen der folgenden Blätter: Abraham und Melchisedech, Fußwaschen, Liebesmahl und Judaskuß, nicht wiederkehrt. Hier zeigt sich überall zwar viel Sprechendes, aber auch mehr Gemeines in Charakteren und Motiven, die Figuren sind von kurzen und gedrängten Verhältnissen und unedler in der Zeichnung, der Faltenwurf schwerer und eckiger. Von guter Wirkung sind die beyden Figuren, die man für König Christian II. und seine Gemahlin Isabella hält, welche Hr. Böhndel auf dem an den Prinzen Christian Friedrich von Dänemark gerichteten Dedicationsblatt angebracht hat. — Ein Umriß des ganzen Werks mit den bezeichnenden Zahlen versinnlicht die Eintheilung.

Hr. Böhndel hat zur Abbildung dieser Schnitzwerke die Federzeichnung gewählt, die er mit großer Fertigkeit und auf eine dem Styl seines Vorbildes angemessene Weise behandelt. Seine Abbildungen haben den derben Charakter von Holzschnitten altdeutscher Meister und lassen durch Sicherheit der Zeichnung und charakteristische Einfachheit der Ausführung auf den ersten Blick vermuthen, daß sie die Eigenthümlichkeit des Originals getreu und geistreich wiedergeben. Nur in den architektonischen Verzierungen hätten wir entweder einfachere Umrisse,

d. h. weniger Schattenlinien, oder mehr Abhebung durch Schattenlagen gewünscht. Der Abdruck dieser Blätter ist größtentheils lobenswürdig und zeigt nur in Einem Blatt unsres Exemplars einige unvollkommene Stellen.

Das ganze Werk soll in 37 ganzen und halben Blättern und in sechs Lieferungen erscheinen, deren jede für die Subscribenten auf 2 Speziesthaler oder 3 Thlr. sächsisch zu stehen kommt. Da der Künstler nicht eher zur Fortsetzung des Werks schreiten will als bis eine hinreichende Zahl von Theilnehmern die Kosten gedeckt haben wird, so wünschen wir ihm die eifrige Mitwirkung sämmtlicher Freunde altdeutscher Kunst; damit er das eben so fleißig begonnene als mühevolle Unternehmen, welches eine Bereicherung der deutschen Kunstgeschichte ist, bald und glücklich zu Ende bringe.

S.

Auszug eines Briefes an den Pastor Niemeyer in Dedeleben bey Halberstadt, über einige von dem königl. preuß. Major, Majorats-Herrn Ritter v. Geusan zu Oberfarnstädt gehaltene Nachgrabungen daselbst.

Am 15. bis 30. April dieses Jahres ließ der königl. preuß. Major, Ritter v. Geusan, Majorats- und Gerichtsherr zu Oberfarnstädt bey Querfurt, in Thüringen, Nachgrabung auf einem großen germanischen Grabfelde halten, welches nördlich hinter seinem Gute auf einer Waldberghöhe liegt, und den Namen Unterweeden führt.

Der Herr Major ist dem Verein für Erforschung vaterländischer Alterthümer beygetreten und bestimmte die Ausbeute dieser Nachsuchung für die Sammlung unseres Kabinets. Da er die Güte hatte, mir, während ich einen Gartenpavillon für ihn ausführte, die Leitung dieser Untersuchung zu übertragen, so kann ich Ihnen im Voraus folgende allgemeine Nachricht darüber mittheilen, das Ausführliche werden Sie aus meinen Berichten sehen, welche hoffentlich in dem nächsten Stücke des Archivs mit Zeichnung begleitet, abgedruckt werden sollen.

Wir ließen auf zwey Hügelzügen, welche den Berg von Osten nach Westen verfolgen, mehrere dieser Gräber öffnen. In dem dritten trafen wir auf ein sehr großes von 16 Steinplatten zusammengesetztes Grabhaus, welches ein ablanges Trapez bildete. Es war mit 5 großen, 6′ langen, oft 3′ breiten, dicken Sandsteinplatten überdeckt, welche vermittelst eines 1 Zoll tiefen unten gehauenen Falzes in die 4 Wände dieser Zelle eingriffen. An der inwendigen Seite des Grabes verfolgte den Falz ein schwarzer Streif, den ich für die Zeichnung des Steinmetzen zu halten geneigt bin, womit er die Conture seiner Figur auf die Decke von unten construirte.

Etliche 20 — 30 sehr divers geformte Urnen von allerley Größe standen um die von der fatalen Wandermaus (Lemming) verzehrten Fragmente einer Knochenleiche auf dem ungepflasterten Boden des Grabes umher, welches bis 5′ unter die Decke mit schwarzer Erde erfüllt war.

An schönem Schwunge kamen diese Gefäße, von denen ich etwa die Hälfte ganz erhalten konnte, den römischen gleich, ob man schon die Spur der Scheibe eben so wenig daran erblickte, als die des Winkelmaaßes im Bau der Monumente.

Sie würden sich gewundert haben, wenn Sie über dieser Mündung in das Gewimmel der Urnen und Schaalen hätten schauen sollen und bald eine Form von den geschmackvollsten Linien, bald der unsrer gewöhnlichen Kochtöpfe und Dampfnäpfe ähnlich, bald gar eine Menge in schönster Ordnung servirter Obertassen erblickt hätten. Ein wahrer Todtenluxus war in diesem altgermanischen Grabe, und man mußte in der That an zwey vorzüglich geehrte Heiden glauben, von welchen der Eine als Skelet, der Andre als Knochenbrandasche diese Katakombe bewohnte.

Sehr auffallend war mir ein menschlicher *) Schädel in der Obererde dieses Hügels, ohne alle Spur der übrigen Knochen, dessen Physiognomie ein wahres mongolisches Ansehen hatte und wohl keinem Deutschen angehören konnte. Besonders zeichnete er sich durch ein vielvermögendes Gebiſſe aus, denn er hatte 4 Zähne mehr gehabt, als jeder andre Mensch von Natur braucht und besitzt. An jeder Zahnreihe der Ober- und Unterkiefer war ein Afterzahn spießartig heraus durch die ersten Backzähne gewachsen, in welchen er sich eine besondere Scheide gewühlt hatte. Der Studiosus Wilhelm Graf v. Seckendorf war so gütig ihn bey seiner Durchreise nach Göttingen an den Hofrath und Professor Blumenbach mitzunehmen, für dessen Cabinet größerer Naturseltenheiten ich ihn bestimmt hatte: ich halte dafür, daß der Germane, dem dieser Schädel gehörte, auf einem seiner Eroberungs- und Fouragierzüge den Opfertod gestorben war, denn unter die Raubthiere mochte er dem Gebisse und der Miene nach wohl gehört haben.

In verschiedenen andern Hügeln fanden wir mehrere dergleichen Steinhäuser, auf dieselbe Art gebaut wie das vorige. Das Eine war durch eine Querplatte in ein großes und kleines Grab abgetheilt, welche die Leichen eines erwachsenen Menschen und eines Kindes enthielten, beyde schienen sitzend ihren wahrscheinlich 2000jäh-

---

*) ? S.

rigen Schlaf gehalten zu haben. Den Mitgaben zufolge, welche in etlichen schön geschwungenen Vasen bestanden, worunter sich zwey blumenkorbartig geformte ovale, fast 1 Fuß länge Schaalen, als eine germanische Seltenheit befanden, beyde mit doppelten alla Viggaro-Kanten verziert, schienen mir einen weiblichen Charakter anzudeuten, und ich möchte beynahe annehmen, daß wir das Grab einer Mutter und ihrer Tochter getroffen hatten.

Alle andere Gefäße, die wir fanden, gleichen in ihren Formen den römischen, und die ganze Untersuchung war eine der reichhaltigsten in unsern bisherigen Bestrebungen.

Die Abbildungen dieser interessanten Urnen zusammt den Gräbern werde ich nach und nach dem Archiv beylegen.

Die Gegend, wo besagte Gräber liegen, wird schon in den ältesten Documenten aus Karls Zeiten das Friesenfeld genannt. Mehrere Localitäten tragen die Namen friesischer Gottheiten und ihrer Symbole und ich bin geneigt einen Schwarm dieses Volks hier wohnen zu lassen, welche die Hügel erbaut haben müssen; ich werde meine Meynung hierüber den Protokollen beyfügen.

Zu welcher Zeit sie sich angesiedelt haben, wie sie hierher gekommen sind, weiß ich nicht: vermuthlich in der Periode des Claudius Drusus oder gar noch früher, denn sie waren ja schon zu seiner Zeit mit den Römern befreundet, wie Sie wissen.

Ueberall stößt man im Friesenfelde auf die Gesellschaften graubemooster Rasenmonumente, allenthalben begegnen wir den Resten früherer Vorwelt und auf vielen markirten Stellen, welche ehedem der Weeda und die Hertha bewohnten, denen zu Ehren oft freylich grausame Opfer fielen, rauschen noch immer dunkle, dichte Haine und ganze Züge dieser Gräber schwingen sich unter den Schatten hoher Eichen auf den Kronen der Berge fort.

Roßleben, den 10. Juni 1825.

August Adolph Bergner.

Kunstverkehr in Rom.

Eine geläuterte Moralität beharrt im Kriege gegen die nackten Körperformen, die sie als untheologischen Schöpfungsirrthum zu ignoriren gebietet. Es war eine gründliche Notiz, daß berühmte Kupferplatten wegen unverhüllter Gliedmaßen im vorigen Jahre zerhackt wurden; für die Kunstliteratur ist man gleicherweise geschäftig. Unter andern Artikeln des strengsten, über die gewöhnliche Klasse verbotener Bücher hinausgehenden Verbots ist den römischen Bibliotheken das Kupferwerk der herkulanischen Alterthümer bezeichnet worden; wer wird gleichwichtigen Werken über römische Gegenstände ein besseres Schicksal verbürgen oder gleichzeitigen Bemühungen Verbreitung zusagen wollen, wenn die römische Kunstliteratur wieder einmal über ephemere Artikel hinausgehen möchte?

Dergleichen mag denen angemessen scheinen, welche die Originalität römischer Kunstübung weder von Rafael noch von den Antiken bedroht sehen wollen. Mögen diese sich an das Publikum halten, bey dem nicht selten die geschickten Verfälschungen alter und älterer Kunstwerke den talentvollen Bemühungen lebender Künstler vorgezogen werden! Hievon haben die mancherley Antiken einen Beweis gegeben, die seit einigen Jahren von neapolitanischen Künstlern in Umlauf gesezt sind, wie denn noch kürzlich auch römische Magazine neuen Vorrath derselben erhalten haben sollen. An andern glücklichen Copisten der Antike fehlt es in Rom selbst nicht und manches ihrer Werke kommt nach und nach nicht ohne dauernden Irrthum von Kunstfreunden und Kunstkennern zum Vorschein. Man pflegt die Verfälscher streng anzuklagen; da sie aber bis jezt noch durch keine neuerfundene Gestalt oder Idee, sondern allzumal durch Nachahmungen alter Werke getäuscht haben, so sollte man es ihnen eher Dank wissen, daß sie Blick und Selbstschätzung des Publikums schärfen. Indeß gilt es für keinen geringen Frevel, mit dem Publikum, und zumal mit der Einsicht des Kunstpublikums zu scherzen; sey dieß die Absicht gewesen oder war es Rache gegen gewinnsüchtige Kunsthändler, jedenfalls stellt sich ein Unternehmen des Hrn. Enrico Moyse vielfachem Tadel blos. Der erwähnte Künstler hat eine Sammlung von Kupfertafeln bereits begonnen, die angebliche und nachgefälschte Werke angesehener antiker und moderner Meister enthalten soll, deren wahre Verfertiger zugleich genannt werden.

Der Kunstverkehr wird von Alters her in Rom geübt; darum glückt er auch römischen Krämern und Arbeitern, und darum sollten deutsche Künstler nicht ins Handwerk pfuschen. Was ein Architekt und zwey Ornamentisten neulich unternommen, wurde nicht ehrlicher, aber mit minderem Geschick vollführt; man bediente sich einer vervielfältigenden Tinte, um von mittelmäßigen Abdrücken merkwürdiger Zeichnungen, deren man in Rom leicht habhaft wird, ein geringes Geld zu lösen. Da einer jener Herren bereits in seine norddeutsche Heimath zurückgekehrt ist und dem Vernehmen nach eine erweiterte Bekanntmachung jener fliegenden Blätter beabsichtigt, so mögen deutsche Kunsthandlungen gewarnt seyn, sich zu kaum vermeidlichen Eingriffen in fremdes Eigenthum von ihm verführen zu lassen.

Rom, 26. Juli 1825. G.

Nr. 70.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 1. September 1825.

Bemerkungen über die dießjährige Kunstausstellung in der brittischen Gallerie zu London.

Die Zahl der Gegenstände, die jährlich in den hiesigen Ausstellungen sich dem Auge des Publikums darbieten, wird immer größer; erfreulicher jedoch ist es, im Allgemeinen bemerken zu dürfen, daß ein allmähliges Fortschreiten bey den jüngeren Künstlern sichtbar wird. Die Zeichnung hat bedeutende Fortschritte gemacht (Dank dem Einfluß der Antiken im brittischen Museum, in welchem man früher nie so viele junge Künstler studiren, zeichnen sah) und die Färbung neigt sich von dem grellen Localton, wie man die Manier der englischen Farbengebung wohl nennen darf, mehr zu einer schönen Einfachheit und Natürlichkeit hin, was wohl seinen Grund in dem emsigeren Studium der italienischen Meister hat. Die hier in Rede stehende Ausstellung jedoch verdient weniger Lob, als die frühere in diesem Lokal. Unter mehr denn vierhundert Gemälden, welche hier aufgehangen sind, ist nicht ein einziges neues das den Namen eines ausgezeichneten Kunstwerks verdient; ein nicht kleiner Theil der Sammlung ist durchaus schlecht. Hätten die Künstler das Interesse der Kunst mehr denn ihr eigenes im Auge, so würden diese Menge einzelner Ausstellungen aufhören, die der Kunst nur schaden können; denn jeder Künstler glaubt in jede Ausstellung etwas liefern zu müssen und zersplittert so seine Kräfte. Die Gemälde hier, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, sind größerntheils in der vorigjährigen Ausstellung in Somersethouse gewesen. Da Ref. durch Berufsgeschäfte abgehalten war, über jene Ausstellung zu berichten, so benutzt er diese Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen.

Das erste, was unsern Blick in der Ausstellung fesselt, und das beste Gemälde vielleicht, das hier zu finden, ist der Rembrandt-gleiche Kopf eines alten Weibes von F. Y. Hurlstone. Das Studium der alten Meister und ein bedeutendes Talent sprechen gleich erfreulich aus diesem anziehenden charaktervollen Kopfe, dem nichts fehlt als fleißigere Ausführung der Einzelnheiten. Der Künstler ist noch ein junger Mann, der sich, nach diesem Probestück zu urtheilen, einen bedeutenden Namen erwerben wird.

Lavinia von John Boaden. Schade, daß dieses Werk einen sehr ungünstigen Platz gefunden hat. Es sollte im Licht und des glänzenden Kontrastes wegen neben obigem Kopfe hängen. Der Engländer und der Charakter des Fleisches der englischen Frauen (die Haut ich nicht durchsichtig genug; es liegt eine Art Bleyglanz darauf) sind in der Färbung nicht zu verkennen: aber dafür haben wir hier auch eine englische Schönheit, im höchsten Sinne des Wortes. Das Werk ist vorzugsweise ein Nationalwerk zu nennen.

Einsamkeit von C. D. Leahy. Gleichfalls eine weibliche Gestalt von großer Einfachheit. Leahy gehört der Schule von Reynolds an: die Harmonie des Farbentones ist sehr lobenswerth; Weiche, Zartheit, Anmuth charakterisiren das Gemälde. Für die Ausstellung ist es kaum passend; es sollte wenigstens allein hängen. Die Bescheidenheit des Künstlers spricht sich in seinem Werke zu seinem großen Vortheil aus. Bey weitem aber das beste Werk, das wir von L. gesehen habe, ist ein Gemälde „Wahrsage" überschrieben, dessen Ausführung eine Gewandtheit, Sicherheit und Freyheit zeigt, deren Mangel die neue englische Kunstschule charakterisirt.

Des Grafen Leicester's Besuch bey Amy Robsart zu Cuconor-Place, von H. Fradelle. Es fehlt diesem Künstler nicht an Talent, noch weniger an Fleiß, aber er ließ in seinen frühern Arbeiten oft mehr Glück in der Wahl seiner Gegenstände wünschen. Dieses Mal jedoch hat er eben so glücklich gewählt, als er in der Zeichnung und Ausführung sich selbst übertroffen hat. Die Scene steht der glänzenden Beschreibung, welche W. Scott davon gibt, nicht nach: Stellung und Charakter der Amy Robsart sind, mitten unter dem Glanze der reichen Geräthschaften und der blendenden Toilette sehr rührend. Diese Zeichnung wird im Stich erscheinen.

Die bezauberte Insel, Landschaft von F. Danby. Die Wirkung, welche diese sonnenhelle Land-

schaft hervorbringt, ist bezaubernd. Das gelbe Licht, mit welchem die ganze Scene gesättigt ist, macht einen grossen Effect und die Art, wie das Laubwerk u. s. w. davon durchdrungen ist, gibt dem Theil des Gemäldes, das Stillleben darstellt, den grossen Reiz der Einheit. Es ist ein kühnes Unternehmen, mit einem so „visionären" Gegenstand in den offenen Tag hervorzutreten. In Scenen von poetischem Charakter scheint ein theilweises Dunkel von grossem Vortheil zu seyn; in der bezauberten Insel von Claude ist auch diese Eigenschaft des Geheimnißvollen und Dunkeln der Reiz, der die Phantasie in Thätigkeit sezt. Obgleich uns scheint, daß etwas mehr Romantik in Danby's Landschaft das Interesse seines Gegenstandes erhöht hätte, und obgleich das moralische Interesse, das durch die Figuren erstrebt werden soll, kindisch und unwirksam ist: so zeugt doch die Erfindung von vielem Talent und von dem Maler hat die brittische Kunstschule große Erwartungen zu hegen.

Von diesem glänzenden, phantasiereichen Gemälde stürzen wir in die gräßliche Düsterkeit eines andern: Der Long-ships' Leuchthurm am Land's End, Cornwallis, von Wm. Daniel. Hr. D. gehört zu den englischen Künstlern, welche die Gewalt des Meers nach allen Abstufungen studirt und darstellen gelernt haben. Das gegenwärtige Gemälde ist eine Darstellung des schönsten Schreckens, den dieses Element einzuflößen vermag, und der schauderhaften Wirkungen seiner Wuth. Der Beschauer sucht vergeblich einen kleinen Punkt, auf dem er ohne Schauer verweilen könnte! dergleichen findet hier grossen Beyfall.

Die Musterung, von Robert Farrier. Diese knabenhafte Gruppe von jungen Soldaten ist eines der lebendigsten, gehaltensten und am besten ausgeführten Gemälde, welche wir von der Hand dieses Künstlers gesehen haben. Die Vorübung zu einem sehr ernsthaften Spiel ist durch die fröhliche Einfalt gedankenloser Kindheit charakterisirt. Wie Shakspeare sagt: „der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt." Das Ganze ist humoristisch erdacht, künstlerisch geordnet und in den Einzelnheiten mit sichtbarer Liebe ausgeführt. Einige kleinere Arbeiten von demselben Künstler gereichen ihm nicht weniger zur Ehre. Es steht zu hoffen, F. werde sich bestreben, die ihm noch mangelnde Sicherheit und Freyheit in der Behandlung zu erlangen.

Der Wilddieb, von E. Landseer. Es ist hundert gegen eins zu wetten, daß der Fuchs, den wir hier gemalt sahen, von keinem Jäger matt gejagt wird. Das listige Thier ist ganz Natur, und sein Mißbehagen (denn sein anticipirtes Abendessen entfliegt ihm eben) ist bewunderungswürdig ausgedrückt.

David und Bathseba, von Nathan getadelt, von James und George Foggo. Dieses ist eines der größten Werke in der Ausstellung; es hat 13' zu 11'. Gegenstände dieser Art hat die brittische Malerschule bereits in Masse aufzuweisen (man denke nur an den einzigen B. West); aber die Muse scheint den Darstellungen oder den Darstellern nicht gewogen, denn sie sind kaum der Rede werth. Daß sie dem Geschmack des Publikums nicht entsprechen, thut nichts oder doch wenig zur Sache; daß man dergleichen Gemälde nicht in Kirchen aufstellen kann oder mag, würde auch wenig schaden: für ein Meisterwerk findet sich immer ein Kenner und ein Lokal; es fehlen eben nur — die Meisterwerke. Die Brüder Foggo haben ihr möglichstes geleistet; wenigstens ist dieses Gemälde weit vorzüglicher, als eines ihrer frühern Werke. Talent, Studium und Fleiß treten im Ganzen, wie im Einzelnen hervor; die Draperien sind besonders (wir möchten fast sagen, allein) gelungen zu nennen. Daß aber der Charakter des darzustellenden Gegenstandes verfehlt ist, beweist schon der einzige Umstand, daß David, der verliebte König, und Bathseba, die schöne Zauberin, eher einem Jupiter und einer Juno als irgend etwas anderm gleichen. Der Färbung fehlt es an Milde und Harmonie.

Das Kaninchen-Gehege, eine Scene im Ampthill-Park in Bedfordshire, von J. F. Lewis. Wer ein Auge für die Natur und eine glückliche Darstellungsgabe hat, kann leicht jede Scene interessant machen, wenn die handelnden Gegenstände darauf auch den Alltagscharakter an sich tragen; ein Kaninchen-Gehege bleibt jedoch ein widerspenstiger Gegenstand für die Kunst, wie vielen sonstigen Reiz es für den Jäger haben mag. In Lewis' Gemälde ist das möglichste geleistet, der Scene pittoresken Effekt zu geben. Der Vordergrund ist sehr belebt durch die geschäftige Gruppe, die ihn einnimmt (eher Ueberladung); der waldige Hintergrund und die strahlenden Lichter, die auf den coupirten Grund fallen, sind gut berechnet.

Landschaft, von James Stark. Es ist nicht zu läugnen, daß es die Engländer in der Landschaftmalerey weit gebracht haben. Phantasie wissen sie in keine Landschaft überzutragen; aber den Charakter, den eine schöne Landschaft durch sich selber hat, verstehen sie meisterhaft auf der Leinwand darzustellen und lassen sich keine Mühe verdrießen, ihn bis in das kleinste Detail zu copiren. Auch sieht man nirgends mehr Landschaften, als in den englischen Gallerien und Ausstellungen. Claude's Weise nachzuahmen, gehört zu den Lieblingsversuchen der Künstler und hier kömmt ihnen der Charakter der englischen Landschaften sehr zu statten: für Salvator Rosa's Styl zeigen sich weniger glückliche Talente: N. Poussin wird mit Erfolg studirt. Stark's Styl ist rein und natürlich; seine Auffassungsgabe glücklich und sein Pinsel frisch und harmonisch.

Elritze-Fischer, Ansicht bey Newcastle, von *T. M. Richardson*. Der Künstler führt sich mit dieser Ansicht zum erstenmal einem größern Publikum vor und, wie wir gestehen müssen, mit Geschick und Glück. Die Scene ist sehr malerisch und die Ausführung entspricht ganz dem ländlichen und ungeschmückten Charakter des gewählten Platzes. Die Wahl der Motive ist wahrhaft künstlerisch.

Die willkommenen Reisenden, eine Scene im Hafen von Bristol, von *G. Jones*. Dieses Werk ist, wie manches andere ähnlichen Charakters von der Hand dieses Künstlers voller Interesse, das eben so sehr aus der Wahl des behandelten Gegenstandes, wie aus der Behandlung selbst hervorgeht. Seine Perspective ist immer gelungen zu nennen; hier hat er sich selbst übertroffen: die Farben des Bootes, welches, wie wir *annehmen* müssen, die willkommenen Reisen enthält, sind glänzend und lokal.

Erholungen und die Quelle von *R. T. Bone*. Gleichfalls ein Künstler, dessen Werke das Auge des Beschauers unwiderstehlich fesseln. Er gleicht den glücklichen Menschen, die das Leben nur von der schönsten heitersten Seite sehen, „ein güldenes Sonntagskind", dem jeder Tag ein goldener Sonntag ist. Man kann seine Arbeiten nicht ansehen, ohne zu fühlen, wie eine Art Wonne und Behaglichkeit „wie bey der Liebsten Gruß" die Seele durchleuchtet. Phantasie und Farbenglanz, Adel des Gedankens und Lieblichkeit der Formen sind auf das schönste in den zwey genannten Arbeiten verschmolzen.

Studie eines Knaben von *T. S. Good*. Good hat mancherley in die Ausstellung gegeben, das weniger gut ist, als diese Studie und auch diese könnte besser seyn. Wir gedächten ihrer nicht, wenn sie nicht von Talent zeugte. Seine Weise ist noch zu monoton, er weiß das Licht nicht zu behandeln und legt auf Nebensachen zu viel Werth.

Zwey Landschaften von *Hofland*. Hofland ist ein Nacht-Landschaftmaler. Früher verfiel er häufig in das Grelle; seine Farbentöne sind nun milder geworden. Die erste Landschaft zeigt den Effekt zweyer Lichter (des Mondes und des Feuers) die glücklich mit einander contrastiren, ohne die zarten weichen Töne aufzuheben, die dem Charakter einer gewissen Jahreszeit angehören. Die zweyte Landschaft stellt Killin am Loch Tay in den schottischen Hochlanden dar; die frischen silbernen Töne machen hier eine schöne Wirkung.

Das gebrochene Knie, von *R. B. Davis*. Ein widriger Gegenstand, der hier mit vieler Geschicklichkeit ausgeführt ist. Es ist qualvoll und zurückstoßend für die Einbildungskraft, die Folgen eines Unglücks, wie das gebrochene Knie eines Pferdes hier, so recht umständlich dargelegt zu sehen.

Ein Fischladen, von *H. Pidding*. Eines der gelungensten Stillleben, die uns je in dieser Gattung vorgekommen sind: Anordnung und Farben sind lobenswerth; der Hintergrund aber ist mißrathen; er ist zu todt.

Leonardo da Vinci in den Armen von Franz I. sterbend, von *C. Westland*. Ein schönes kleines Cabinetgemälde von anziehendem Gegenstand und gefälliger Ausführung.

Drey Landschaften von *Miß H. Gouldsmith*. Man bemerkt mit Vergnügen die Fortschritte, welche der Pinsel dieser Künstlerin macht. Mit Ernst und Liebe folgt sie der Einfalt, mit welcher die Natur wirkt, und trägt die glücklichen Momente, welche sie ihr ablauscht, mit Geschick und Fleiß auf die Leinwand über.

Des Wildhäger's Haus, von *E. Hasting's*. Gute Schule. Die ächte Charakterwahrheit ist hier gesucht und wir dürfen sagen gefunden worden: je mehr die neuern Kunsterzeugnisse (Th. Lawrence's Werke sind hier keineswegs ausgenommen) dem Flitterstaat und anlockender, blendender Künsteley huldigen, um so eher dürfen wir das Verdienst höchster Einfachheit anerkennen, die Hastings bey Ausführung dieses Gemäldes leitete.

Der Erzengel Michael mit Satan um Moses Leichnam kämpfend, von *J. Wood*. Wood hat sich noch keinen Namen in England erworben. Er macht Fortschritte, das ist nicht zu läugnen; er kennt die Wirkung der Farben, weiß die Töne zu vertheilen, zu ordnen, harmonisch zu stimmen; aber er *wagt* für den angehenden Künstler zu viel; die Stellung des Satanas auf unserm Gemälde ist höchst unnatürlich und an sich unschön: Moses Leiche ist ein Gemeinplatz: die klassische Schule ist jedoch trotz mancher Verirrung hier sichtbar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Archäolgische Literatur.

Osservazioni sul bassorilievo fenico-egizio che si conserva in Carpentrasso, fatte da *Michel-Angelo Lanci*, Interprete delle lingue orientali nella Vaticana Biblioteca. Roma, Franc. Bourlié, 1825. 152 und 47 S. 4. Mit 4 Kupfertafeln.

Das in Carpentras bey Avignon befindliche Relief, an dessen Erklärung sich schon Barthelemy, O. G. Tychsen, Fabrici, Grotefend und Kopp versucht haben, wird hier nach einer von dem Vf. selbst genommenen Copie ge-

lehrt und weitläufig erläutert. Dem Vf. ist die Bearbeitung unsres gelehrten Landsmanns Kopp, welcher die unterhalb des Reliefs befindliche Inschrift für aramäisch erklärt (Bilder und Schriften der Vorzeit II. 227 ff. 157.) gänzlich unbekannt geblieben. Er nimmt sie für phönizisch und übersezt sie, sehr abweichend von allen seinen Vorgängern folgendermaßen:

Benedetta sia Tebbà, figlia di Techazi, Sacerdotessa di Osiride; perciocchè essa non isparlò di alcuno; non sofferse virilità di alcuno; non isvelò gli arcani del potente Osiride: col vino di prosperità sia alla soavemente aspersa e nel vino di propiziazione a lei pace.

Hiernach werden die Gegenstände des Reliefs so erklärt: In der untern Abtheilung auf einem Ruhebette in Löwenform, unter welchem vier Krüge mit Sperberköpfen stehen, liegt der Leichnam der Priesterin Tebba; zwey Gestalten, die eine mit einer Schakals-, die andere mit einer Sperbermaske den Kopf bedeckt, umwinden denselben nach der Einbalsamirung mit Binden. (Nach v. Hammers Erklärung, der gute und böse Genius die sich um den Leichnam streiten. Fundgruben des Orients V. 276.) Auf jeder Seite kniet eine nackte Dienerin von grauer Farbe (Negersclavin) jede ein Gefäß von verschiedener Form auf dem Kopf tragend, in welchen Wasser oder Wein und das flüssige Gummi zur Einbalsamirung enthalten sind. In der obersten größern Abtheilung steht Tebba vor ihrem Richter, dem thronenden Osiris. Sie hebt die Hände, welche in Flammen endigen, betend empor. Zwischen ihr und Osiris ist ein Altar aufgerichtet mit allen Gegenständen des religiösen Dienstes, die sie bey ihren Lebzeiten zu besorgen gehabt: Leuchter, Brode, Flüssigkeiten, Opferthiere rc. Osiris (dessen Kopf modern ist) hält in der einen Hand das Scepter, in der andern die Geissel, welche der Vf. für ein Aspersorium (Sprengwedel) erklärt. Hinter ihm steht eine weibliche Figur, nach dem Vf. der Genius der Priesterin, der sie an Osiris Thron erwartet.

Der Abbildung des Basreliefs gegenüber findet sich eine Tafel des phönizischen, assyrischen und samaritanischen Alphabets, nebst einigen Hülfsfiguren. Der Vf. sezt die Entstehung des Werks aus paläographischen Gründen nicht lange vor den Anfang der christlichen Zeitrechnung, und glaubt, daß es von Karthagern herrühren könne, die nach der Zerstörung von Karthago sich in Aegypten angesiedelt und dort die Landesreligion angenommen hätten. Seine Schrift ist reich an Erläuterungen aus dem Gebiete der Sprachkunde und der ägyptischen Religion und Gebräuche, wie über die ägyptischen Priesterinnen und ihr Gelübde, über die für Nilometer gehaltenen Tetrescharen, über den Kaphetor des mosaischen Leuchters u. s. w.

Den Anhang bildet 1. Erläuterung der beyden palmyrenischen Inschriften im Museo Capitolino, über welche schon der Pater Giorgi ein Werk herausgegeben hat. Hrn. Lanci's Uebersetzung weicht sehr von der seines Vorgängers ab.

2. Erläuterung eines Kilanaglyphums, das in einer Nische zwischen den Armen der großen Sphinx an der Pyramide des Ceops gefunden und von dem Freyh. v. Jeskull (Ürküll?) copirt und dem Vf. mitgetheilt worden ist. Der Vf. sezt den Ausdruck Kilanaglyphum (von κοῖλος und ἀνάγλυφον) passend für das französische Basrelief en creux, um das häufig an ägyptischen Werken vorkommende aus einer Vertiefung herausgearbeitete Relief, zu bezeichnen. Dieß Kilanaglyphum ist durch Inhalt wie durch Ausführung interessant. Links die ganze Höhe der Tafel einnehmend, steht ein kolossaler Mann, auf einen Stab gelehnt, zu seinen Füßen ein Hund; vor ihm ein nicht halb so großer Diener, der ihm an einer langen Stange einen großen viereckigen Sonnenschirm vor das Gesicht hält. Das Uebrige besteht aus drey parallel über einander laufenden Abtheilungen. Auf der obern sieht man drey knieende Figuren mit Lesen und Schreiben beschäftigt; die Lesenden haben die Federn hinter dem Ohr stecken, ein Vierter scheint dem Schreibenden etwas anzugeben; zwey andere Knieende harren der Rechenschaft, die sie abzulegen haben; ein Stehender hinter ihnen, scheint ihr Aufseher zu seyn. — Auf der mittlern Reihe stehen zu vorderst 15 Ochsen mit großen Hörnern parallel neben einander; darauf folgt eine schöne mannichfaltige Gruppe von Kühen und Kälbern, ein Treiber hinter ihnen, zulezt eine Ziegenheerde. Den Zug auf der untern Abtheilung eröffnen 12 Esel, ein Mann hinter ihnen trägt ein Bündel an einem Stab auf dem Rücken, ihm folgt eine Reihe von Schaafen mit großen Hörnern. Ueber der Heerde sind Zahlzeichen, welche nach dem Vf. Tausende, Hunderte, Zehn und Eins bedeuten und folgende Zahlen für die Heerde geben: 834 Ochsen, 207 Kühe und Kälber, (wenn nicht die Zahl durch einen Riß des Reliefs verstümmelt ist) 2233 Böcke und Ziegen, 760 Esel, 974 Schaafe. Zur Seite des Sonnenschirms sind einige Hieroglyphen angebracht, die der Vf. nicht zu erläutern weiß. Das Ganze stellt offenbar eine Rechnungsablegung vor dem Herrn und Besitzer dar, und könnte wohl andeuten wie reich an Heerden der in der Pyramide Begrabenen zur Zeit seines Todes gewesen, wenn es ausgemittelt wäre, daß das Relief wirklich gleichzeitig mit der Pyramide ist. Herr Lanci fügt zu dieser Erklärung des Reliefs mehrere Bedenken über das von Champollion neuerlich bekannt gemachte phonetische Alphabet der Aegypter, indem er darauf aufmerksam macht, daß man die Laute der ägyptischen Buchstaben genauer mit denen der hebräischen vergleichen müsse, da die griechischen nur eine unvollkommene Aehnlichkeit hätten. Er zeigt demnach an mehreren Beyspielen wie dieß Champollion'sche Alphabet umzuändern und zu vervollständigen sey. S.

Nr. 71.

Kunst-Blatt.

Montag, den 5. September 1825.

Grabmal
der Frau v. Benkendorff, geb. v. Alopeus in Häslach bey Stuttgart.

(Mit Plan, Aufriß und Durchschnitt des Monuments.)

Am 4. Jan. 1823 starb in Stuttgart die Gemahlin des Generals v. Benkendorff, damaligen kaiserl. russ. Gesandten am würtembergischen Hofe; eine Frau, so ausgezeichnet durch edle Geistesgaben und einnehmende Talente, als durch Herz und Sinn für alles Gute und Schöne. In der Blüthe der Jugend, im Genuß des reinsten Glücks an der Seite eines zärtlichen Gatten und zweyer hoffnungsvollen Kinder, im Besitz aller der Annehmlichkeiten des geselligen Lebens, welche Anmuth, Liebenswürdigkeit, Stand und Reichthum verleihen können, hatte der Hauch des Todes zu früh das zarte Leben gestreift. Ihr Verlust, obgleich länger geahnet, war für Angehörige, Freunde und Alle die sie kannten, im höchsten Grade schmerzlich und betrübend.

Der tiefgebeugte Gatte gedachte eines früher, vielleicht im Vorgefühl des nahen Todes von ihr geäußerten Wunsches: daß sie einst in dem schönen Thale von Häslach, eine Stunde von Stuttgart, wo am Abhang von Weinbergen ein kleiner Dorfkirchhof zwischen Baumpflanzungen liegt, ihre Ruhestätte finden möchte. Hier ward innerhalb der wenigen Tage, welche die Anstalten zur Beerdigung gestatteten, unter der Leitung des königlichen Hofbaumeisters Salucci ein oberhalb des Kirchhofs erkaufter Platz geebnet, und ein geräumiges rundes Gewölbe ausgemauert, in welches man die Leiche mit Feyerlichkeit beysetzte.

Unmittelbar an diese Veranstaltung schloß sich der Gedanke, das Andenken der Verewigten durch ein Denkmal zu ehren. Dannecker modellirte, bald nach ihrem Tod, sehr ähnlich ihre Büste, und der schicklichste Platz, dieß Bildniß für die Nachwelt aufzubewahren, war an der Stätte, wo die Reste der Verklärten in den Schooß der Erde waren aufgenommen worden. Dem Gatten, welcher für den Schmerz um die theure Gefährtin keinen Trost fand als die Aussicht auf einstige Wiedervereinigung, war der Wunsch natürlich, jene Gruft auch einst zu seiner Ruhestätte zu bestimmen. So ward der Vorsatz gefaßt, ein monumentales Gebäude zu errichten, welches die Büsten beyder Ehegatten aufnehmen sollte.

Schon früher hatte Dannecker die Büste des Herrn v. Benkendorff in Marmor ausgeführt. Er modellirte nun beyde Bildnisse aufs neue, zu einer Gruppe vereinigt, in welcher sie fast als Halbfiguren erscheinen, einander bey der Rechten fassend, während Seine Linke traulich auf Ihrer Schulter ruht und Sie die ihrige bedeutungsvoll auf die Brust legt. Den Gedanken zu dieser Composition gab die Erinnerung an eine schöne Gruppe im vatikanischen Museum, die unter dem Namen Cato und Porzia bekannt, *) aber wohl ein Bild ehelicher Treue und Zärtlichkeit, und zwar aus der schönsten Zeit römischer Kunst ist, denn die Ausführung hat eine Wahrheit und Lebendigkeit, welche dieß Werk den besten des Alterthums anreihet. Danneckers Gruppe weicht in Anordnung und Drapirung ganz von jener ab; doch hat er auch die männliche Büste mit einer antiken Toga sehr schön drapirt; die weibliche trägt einen Schleyer, der vom Hinterhaupt in breiten Massen auf Schultern und Arme herabfällt, und die Faltung des Gewands ist ebenfalls in antiker Art gehalten. Dieß Werk wurde fürs Erste nur in Gyps, aber mit großer Sorgfalt und Vollendung ausgeführt, und erhielt zum Hintergrund eine Nische, die auf einem Sockel ruht.

Während der Bildner dieß Monument arbeitete, ward auch das Gebäude begonnen und gedieh im verflossenen Jahr zur völligen Beendigung. In den beyliegenden lithographirten Blättern können wir unsern Lesern den Aufriß, Durchschnitt und Grundriß des Ganzen nach Hrn. Salucci's eigenen Zeichnungen mittheilen.

Durch den Unterbau des Gewölbes war die runde Form gegeben, welche der Architekt beybehielt, um auf einer breitvorspringenden Basis einen runden, von allen

*) Mus. Pio-Clem. T. VII. Tav. XXV.

Seiten geschlossenen Tempel zu errichten. Fünf Stufen führen hinan, unter welchen man von beyden Seiten an den Eingang der Gruft gelangt. Durch ein vorspringendes, von zwey Säulen getragenes Portal tritt man in den Tempel, der von einer mit Zink gedeckten Kuppel überwölbt, sein Licht von oben empfängt. Eine vergitterte Oeffnung im Fußboden läßt die darunter befindliche Gruft erkennen. Der Thüre gegenüber zwischen zurücktretenden Wandpfeilern ist eine Nische angebracht für die Aufnahme des Monuments, welches dem Hereinkommenden unmittelbar in die Augen fällt. Die Gruppe steht unter einem Fronton auf einem hohen Sockel, an welchem die Namen und Wappen der Ehegatten angebracht sind.

Die Höhe des Gebäudes ohne die Laterne und ihre Verzierungen beträgt 28 Fuß. Es ist bis an die Kuppel aus großen feinkörnigen und feingeschliffenen Quadern aufgebaut. Das Innere ist von Stucco gearbeitet und bis auf die Wände zwischen den Pfeilern, die eine gelbliche Steinfarbe erhalten haben, völlig weiß. Der Fußboden ist mit weißen und röthlichen Steinplatten ausgelegt. Der Architekt wählte die jonische Ordnung, um dieser Wohnung des Todes nicht ein düsteres Ansehen, sondern eine ruhige Heiterkeit zu geben, jener Stimmung entsprechend, mit welcher der Christ in der Hoffnung auf ein künftiges Leben den Austritt aus dem gegenwärtigen betrachtet.

Die Wirkung des Ganzen wird noch erhöht durch das Massive des Baues und die Reinheit und Gediegenheit der Arbeit an allen Verzierungen. Säulenschäfte, äußere Pfeiler und Thürpfosten sind jeder aus einem einzigen Block, die großen regelmäßig behauenen Steine sehr genau zusammengefügt, und das an den Kehlleisten angebrachte Laub, die Kapitelle der Säulen und Pilaster und die Kassaturen der Kuppel sind mit vieler Genauigkeit und in starkem Relief gearbeitet. Hr. Salucci hat sich sowohl hier, wie an der von ihm erbauten Kapelle des Rothenbergs und an dem neuen königlichen Schlosse, das unter seiner Leitung jezt auf dem Rosenstein errichtet wird, das Verdienst erworben, die Steinmetzen zu genauer und schöner Arbeit der Verzierungen gewöhnt zu haben, die an dem feinkörnigen, aus den Brüchen von Stuttgart kommenden Sandstein sehr dankbar ist.

Zur gänzlichen Vollendung des Denkmals bleibt nun nichts zu wünschen, als daß die so trefflich in Gyps modellirte Gruppe bald durch eine marmorne von Dannecker ersezt, und diese auf einer Basis von farbigem Marmor aufgestellt werden möge. Erst dann wird auch das Innere des Gebäudes jenen monumentalen Charakter erhalten, welchen das Aeußere so unverkennbar ausspricht. Die Zeichnung des aus Gyps errichteten Monuments ist deßhalb auf unsern Blättern nicht angebracht worden, da es nur provisorisch ist.

Das Gebäude steht auf einer schönen Stelle, von der Morgen- und Abendsonne beleuchtet; nur ist zu bedauern, daß wegen des steilen Abhangs die Façade nicht gerade gegen den Begräbnißplatz und die unterhalb desselben laufende Straße gerichtet werden konnte. Doch wird auch die malerische Ansicht des Monuments noch um Vieles gewinnen, wenn die Umgebungen einst geräumiger angelegt, mit Abzugsgräben versehen und mit Bäumen und Gebüsch gruppirt seyn werden.

S.

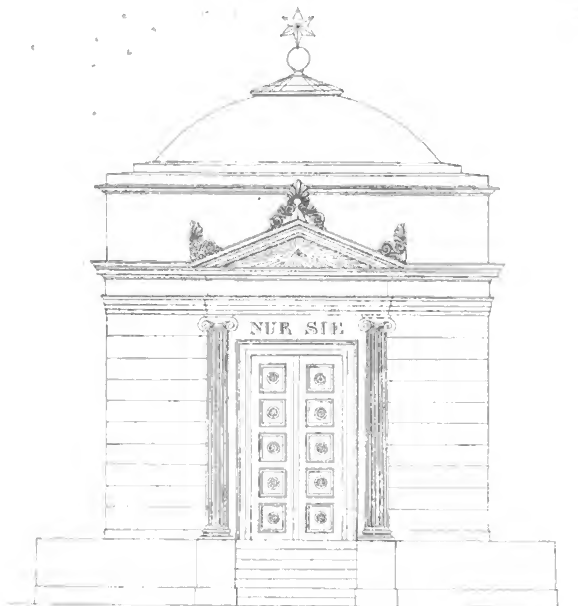
Bemerkungen über die dießjährige Kunstausstellung in der brittischen Gallerie zu London.

(Beschluß.)

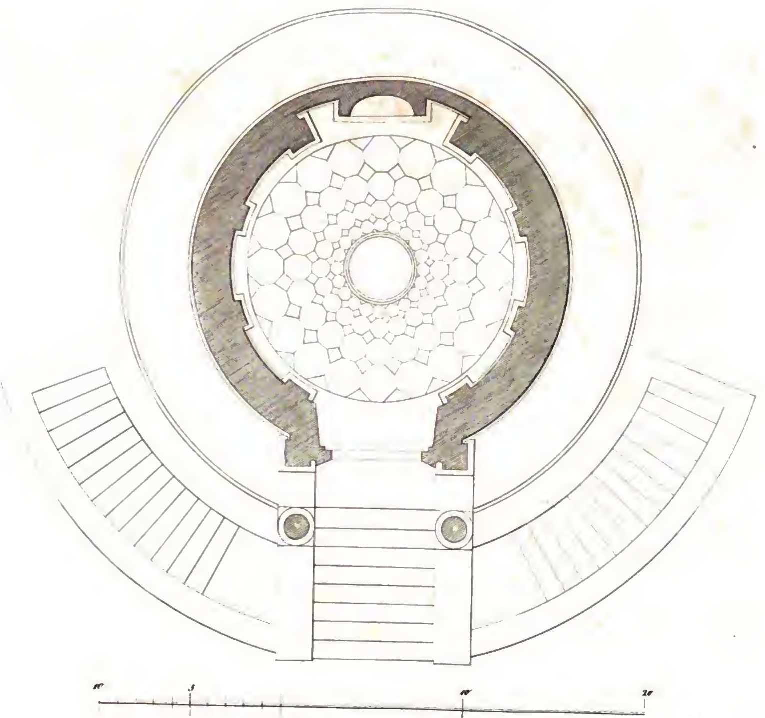
Griechische Schäfer, die einem Geyer ein Lamm entreißen, von James Severn. Hirten reichen mit ihren Hackenstöcken nach einem Geyer, der eben mit einem Lamm in die Luft steigt; Mädchen strecken eben dahin ihre Arme aus: während der Vogel unerschrocken mit seiner Beute in den Klauen aufsteigt, scheint es wahrscheinlicher, daß er die Hirten, die ihre Hackenstöcke an jeden seiner Flügel gehängt haben und das Thier herabziehen wollen, mit sich fortführt, als daß sie seinem Raub ein Hinderniß entgegensetzen. Es ist weder charakteristischer Ausdruck noch ein moralisches Interesse sichtbar. Der Vorfall mag sich recht interessant mit ansehen und recht gut erzählen lassen; auf der Leinwand nimmt er sich schlecht aus. Die Künstler sollten doch ja bedenken, welche Gegenstände sich für den Pinsel eignen. Die Erzählung in der Bibel von dem verlorenen Schaafe würde bey jedem Versuch, sie in einem Gemälde darzustellen, leiden; in dem Gemälde, von dem wir reden, ist das Schicksal des armen Lammes, das aus den Klauen des Geyers in die Hände des Künstlers fiel, nicht sehr verbessert worden. Das Gemälde hat jedoch das, bey jungen Künstlern seltene, Verdienst großer Nüchternheit des Tones; der Styl der Zeichnung scheint dem von N. Poussin nachgebildet zu seyn — auch ein Verdienst in diesen Tagen übergleißender Extravaganz und hohler Gemeinplätze. Den Anspruch an Talent zur Historien-Malerey, das unserm Künstler in öffentlichen Blättern etwas voreilig beygelegt wird, müssen wir so lang' in Abrede stellen, als wir uns durch den Augenschein von dem Recht überzeugt haben, solche Ansprüche zu hegen.

Die Entdeckung, von Wm. Watts. Ein Gemälde dieser Art (vielleicht soll dieses eine Folge desselben seyn) erschien in einer frühern Ausstellung, das den Soldaten als kühnen und glücklichen Nebenbuhler des über-

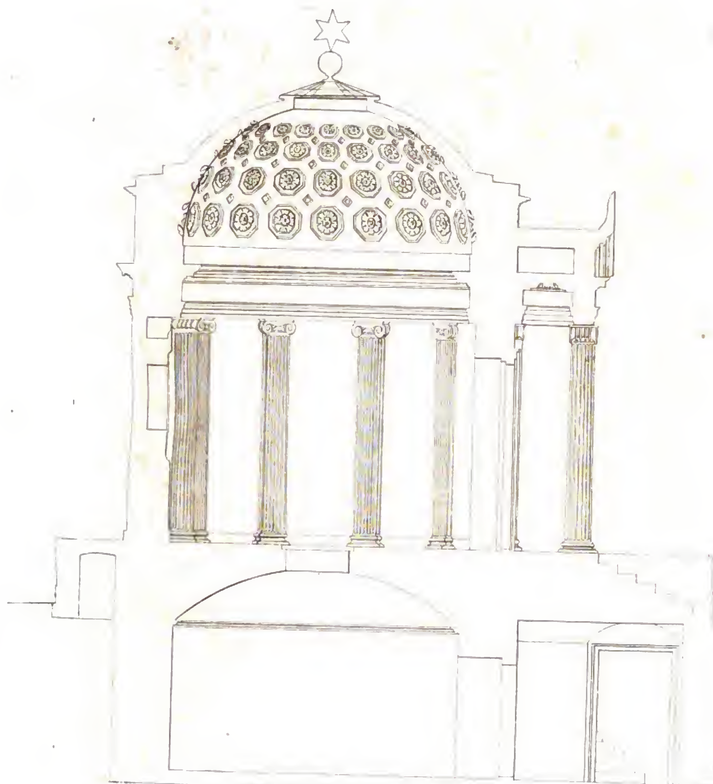
Elevation.



Plan du Monument.



Coupe.



raschten, ehrlichen Bauernburschen darstellte. Die Entdeckung, die sich hier erwarten läßt, scheint günstig für des Burschen künftiges Wohl auszufallen. Der Farbenauftrag ist unsrer Ansicht nach, zu wollig und zu unbestimmt; sonst ist viel Ausdruck und Charakter im Ganzen.

Des Hirten Besuch, von A. Fraser. Gehört, wie das ebengenannte Gemälde, dem häuslichen Leben an: man kann sagen, der Besuch sey ein willkommner. Der Gegenstand wurde aber sichtlich gewählt, um Gelegenheit zu haben, das Innere einer Hütte nebst den Zugaben eines pittoresken Geräthes zu malen: auch ist Fraser's Talent hier überwiegend, wie schon mehrere frühere Leistungen von ihm bewiesen haben. Die Figuren sind nicht ohne Interesse; es entspringt dieses jedoch eher aus deren Verhältniß zum Ganzen, als aus irgend etwas Charakteristischem an ihnen selbst.

Die neue Kirche in dem Strand, von Exeter Change, von E. R. Stanley. Wer diese schöne Kirche gesehen hat, wird sich freuen zu hören, daß ein geschickter Künstler sie im Großen und Ganzen ihres Eindrucks wieder zu geben unternahm. Stanley gehört zu den besten architektonischen Zeichnern Englands und seine Abbildungen alter Kirchen in London sowohl, wie auf dem Lande, tragen sämmtlich den Charakter der höchsten Treue bey guter Wahl der Ansicht und Fleiß der Ausführung. Wine Street, Bristol, von demselben, verdient dasselbe Lob, wie die Strandkirche.

Das Innere eines Gemaches mit einer sitzenden Frau, von Miß Adams. Wenn uns die Höhe und Dunkelheit des Platzes, wo dieses Gemälde hängt, nicht täuscht, so hat es viel Verdienst. Die Färbung macht einen guten Effect und die Composition zeugt gleichfalls von bedeutendem Talent.

Der Patient, von Thomas Clater. Die Hauptperson dieses komisch malerischen Drama's zeigt nichts weniger als „Patience" und erinnert uns an ähnliche Ausbrüche von Leidenschaften, die Gicht und Flanell in Thätigkeit setzen. Dem unbetheiligten Zuschauer bey diesem Getriebe ist die Verwirrung, die es erzeugt, eher ein Gegenstand der Ergötzung: den untergeordneten Mitspielern aber ist nicht so zu Muth, denn sie sind verdammt, die Wuth und die Heftigkeit, welche die Gelegenheit erzeugt, zu ertragen. Ausdruck, Farbengebung und Ausführung betreffend, ist die Leistung ein Beweis von vielem Talent; der einzige Vorwurf, den wir dem Künstler zu machen haben, ist, daß er dem Arzt durchaus nichts gegeben hat, das ihn von einem gewöhnlichen Besucher unterscheidet: dieß ist jedoch durch die Natur der Sache zu entschuldigen; der Mann ist ein Apotheker und hat als solcher nicht das Auszeichnende des spanischen Rohrs, der Perrücke, der Magerheit und ähnlicher charakteristischer Züge der englischen Aerzte.

Diesem wüthenden Patienten zur Seite hängt ein Gemälde von sehr verschiedener Art: eine Mühle bey Caundon in Warwickshire, von S. Mallin, zeigt einen so ruhigen Charakter, sowohl in Bezug auf den Gegenstand als in der Aufführung, daß der Contrast nicht zu übersehen ist. Dieses so wie einige andere Gemälde ähnlicher Art sind sehr beachtenswerth; Cuyp's Einfluß ist zum Vortheil der Künstler auf den ersten Blick sichtbar. Auch haben Gemälde dieses Charakters in dieser Ausstellung am meisten die Käufer angezogen.

Isaak Walton und Venator, des Milchmädchens Gesang belauschend, von Wainright. Dieses Gemälde verkörpert, so gut es durch den Pinsel nur immer geschehen kann, das wahre Wesen der Affectation: das muß etwas Außerordentliches scheinen, wenn man erwägt, daß der Hauptgegenstand des Gemäldes „Einfachheit und Einfalt" ist. W. ist ein gelehrter Künstler; aber es ist etwas anders, ein Künstler in der Bücherstube und ein solcher in der Malerstube seyn.

Der Hypochondrist, von Newton, ein geistreiches kleines Werk. Der Ausdruck von Angst und Furcht in dem Gesicht des jungen Patienten, der die Rolle seines eigenen Arztes spielt, ist vortrefflich. Die Rechtsgelehrten sagen, wer sein eigener Anwalt sey, habe einen Thoren zum Clienten. Dieser Grundsatz ist wenigstens eben so gut auf die anzuwenden, welche sich selbst kuriren wollen, und dieser junge Herr ist ein ergötzliches Beyspiel. Wir fürchten jedoch, oder vielmehr, wir hoffen, Newton habe einen Mißgriff gethan, indem er seinen eingebildeten Kranken zu jung darstellte. Krank und gesund zugleich zu seyn ist ein Privilegium für die „Jahre der Vorsicht"; zu diesen jedoch ist der Patient auf diesem Gemälde bey weitem noch nicht gekommen. Demungeachtet ist das Gemälde schön, in der Farbe klar und lebendig, im Detail mit vieler Kunstfertigkeit ausgeführt.

Christus, der Maria Magdalena erscheinend, von R. Westall. Wir bekennen, vor diesem großen Gemälde stehend und der Lobsprüche gedenkend, die wir demselben gespendet sehen, daß Gegenstände dieser Art unsrer Ansicht nach, dem Talent und der Fertigkeit dieses eleganten Manieristen durchaus nicht zusagen. Sie fordern eine Einfachheit des Styls, die ihm fremd ist.

Banditen-Scene, von Castlake. Toujours perdrix? Ewige Banditenscenen, die Castlake malt! Man schließt mit Recht aus dem, was wir bisher von den lobenswerthen Arbeiten dieses Künstlers gesehen haben, er sey sogleich nach seiner Ankunft im Kirchenstaat, gleich Salvator Rosa von Banditen gefangen genommen und in ihre Schlupfwinkel geführt worden, wo er bis jetzt

für seine Auslösung arbeitet und wo die Räuber ihm die Gegenstände seiner Gemälde bestimmen. E. sollte sich bemühen, von diesen Banditen loszukommen, die er für eben so gute Subjecte zu halten scheint, wie der Papst. Ihre Sitten und Gewohnheiten sind ohne Zweifel anziehend und romantisch und seine Gemälde von ihnen haben Kraft und Charakter; aber das Auge, das stets dasselbe wieder sieht, ermüdet doch endlich.

Der üble Ritt, von Woodward. Ein sehr gefälliges und niedlich ausgeführtes kleines Gemälde, darstellend einen Klepper, der in boshafter Laune mit zwey nicht weniger boshaft gelaunten Buben, welche zusammen das arme Thier bestiegen haben, durchgeht. Nach der Bestürzung in den Gesichtern der umsonst an den Halfter zerrenden Knaben zu urtheilen, scheint das Pferdchen eben im Begriff in das wohlbekannte Stallthor einzudringen, zu nicht kleinem Nachtheil für die Kniee und Nasen der Reitenden.

Pandora, von Etty. Unter der großen Menge untergeordneter Werke gewinnt diese Pandora hier — doch blos vergleichungsweise; — in der vorjährigen Ausstellung der königlichen Akademie wurde sie billig übersehen. Etty ist kein ungebildeter Künstler; gewöhnlich aber fehlt seinen Werken die Reinheit und Einfachheit der Zeichnung; träfe diese zusammen mit seiner anmuthvollen Erfindungsgabe und seinem gebildeten Geschmacke, so dürften reizende Schöpfungen aus seinen Händen hervorgehen. Die Pandora auf diesem Gemälde hat vieles Verdienst, aber das Ganze hat den schreyenden Fehler, daß es dunkel, wenn nicht unverständlich ist, obgleich wir nicht zweifeln, daß der Künstler im Stande sey es vollkommen zu erklären. Das reicht aber nicht hin. Ein Gemälde, das der Erklärung werth ist, erklärt sich selbst.

Der Seestücke, sind nicht mehr denn sechs und dreyßig in einem und demselben Zimmer aufgestapelt — die Siege der Engländer z. B. bey Trafalgar und dergleichen darstellend: wir wollen bey denselben nur ihres gänzlichen Mangels an Verdienst als Gemälde gedenken, obgleich ihrer mehrere ganz achtungswerthe Namen tragen. Es wäre ohne genommenen Augenschein kaum zu begreifen, wie so viel Leinwand bemalt werden kann, ohne daß auf einer einzigen Tafel irgend ein künstlerischer Effect sichtbar wird. Daß in einigen wenigen dieser Stücke beträchtliches Verdienst sey, wird nicht geläugnet werden; aber eben in diesen ist das Verdienst weggeworfen. Wir kennen die große Schwierigkeit, die mit der Behandlung dieses Gegenstandes verbunden ist und geben zu, daß nichts Großes daraus, wenn man das Ganze betrachtet, gemacht werden kann. Dennoch aber kann im Detail gewiß viel mehr geleistet werden, als hier geschehen ist. Es würde gehässig seyn, da ins Einzelne zu gehen, wo fast alles schlecht ist: wir können aber nicht umhin, im Allgemeinen zu bemerken, daß der größere Theil nicht sowohl den Künstlern zur Unehre gereicht — denn Niemand ist tadelnswerth, weil er seine Kräfte nicht überschreitet, oder weil er diese Kräfte für anders hält als sie sind, — als den Mauern, wo sie hängen, und dem Urtheil, das sie für würdig halten konnte, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu leiten.

Der Kämpe, von Castlake. Wir sagen von diesem Gemälde blos so viel, daß es uns fürchten macht, der genannte Künstler werde bey seinen Banditen bleiben müssen: die schlechteste seiner Räuberscenen hat mehr Verdienst, als in diesem großen, aber geistlosen und unbedeutenden Gemälde gefunden werden kann.

Eines der vorzüglichsten und anziehendsten Gemälde in der Gallerie ist Witherington's John Gilpin: es hat jedoch mehr Fehlerhaftes als Verdienstliches und erfüllt keineswegs die Ansprüche, zu denen der Gegenstand berechtigt. Das Gemälde enthält zwey oder drey vortreffliche Figuren, aber nicht mehr; viele andere sind blos da, um die Leinwand auszufüllen. W's. frühere Kunstleistung versprach etwas Besseres, als er gibt.

Ansicht bey East Grinstead, von Nasmyth. Ein anziehendes Naturgemälde: es gibt heutzutage wenig Landschaften, die den Charakter der Wahrheit unvermischter an sich tragen, als die dieses keuschen, unaffectirten Künstlers. Es sind Gemälde hier, die Schönheiten haben, welche den seinigen fehlen; aber es dringt sich uns dabey die Frage auf, ob jene Schönheiten in den Gemälden der Natur gefunden werden? Davon haben wir uns überzeugt, daß viele Männer von Genie in unsern Tagen, welche um eine hohe Popularität in diesem Fach der Kunst buhlen oder sie besitzen, ihr eigenes Gefühl von dem, was in der Natur wahr ist, dem allgemeinen Gefühl der Beschauer von dem, was schön in der Kunst ist, leider opfern müssen. — Das einzige Verdienst der Landschaft vor uns — aber ein großes ohne Frage, und eben so selten als es groß ist — besteht darin, daß es treu die Scene darstellt, von der es eine Copie ist. Eine andere Landschaft von demselben Künstler, die dasselbe Verdienst hat, aber anziehender ist, weil eine günstige Tageszeit gewählt und der Lichtton klarer gehalten wurde, hat uns noch länger gefesselt gehalten. Die Natur hat in England dem Landschafter unendlich vorgearbeitet. Wenn Nasmyth's Landschafts-Gemälde einen Fehler haben, so ist es der, daß er die Zeit zu seinen Studien nicht gut zu wählen weiß. Im Allgemeinen zu reden könnten sie wärmer, lebendiger seyn, ohne weniger natürlich zu werden.

Blumenmädchen vom Monte Pincio, von Brockedon. Ein schöner Kopf voll Geist und Kunst. Es fragt sich, ob die englischen Künstler nicht besser thäten, nach lebendigen Vorbildern in Italien zu studiren, als dem falschen Geschmack der oder jener Malerschule zu huldigen, wie sie gewöhnlich thun? Ein Kopf dieser Art, nach der Natur copirt, ist für den Künstler, der ihn vollendet, mehr werth als ein halbes Dutzend Copien nach Tizian selbst. (Literary Gaz. Nr. 418 — 426. und New Monthly Magazine. March. 1825. mit Bemerkungen eines englischen Correspondenten). A.

Nr. 72.

Kunst = Blatt.

Donnerstag, den 8. September 1825.

Antike Vasen.

Lukanische Ausgrabungen.

1. Auf einer vierfüßigen Bank sizt ein Schauspieler mit Plectrum die Lyra spielend: wenn die absichtlich auffallend gezeichneten Körperformen die weibliche Figur uns zu sichern scheinen, so zeugen andrerseits komische Maske mit weißem Bart, kurzes Aermelkleid und Beinkleider auf das bestimmteste für eine Verkleidung in männlichen Charakter. Vor der beschriebenen Figur steht eine andre ebenfalls weibliche mit verschiedener, aber höchst charakteristischer komischer Maske, die Züge bis ins Kleinste ausgeführt, einen Phallus vorn angebunden: wegen der Stellung in Profil ist nur ein Fuß sichtbar. Hinter dieser, der ersten gegenüber, sizt auf einem schönen Lehnstuhl eine dritte weibliche Figur, die Lyra spielend wie jene, das Haar frauenartig hinten in einen Knoten aufgebunden, ebenfalls mit männlicher komischer Maske und Kleidung, und vor den übrigen beyden Figuren außer dem Lehnstuhl noch durch Fußschemel ausgezeichnet und eine Art Keule in der Rechten, die als Attribut Melpomenens, in den Händen eines Charakters der Comödie oder des Drama Satyrikum auffallen muß, wenn nicht vielmehr der Musikmeister, durch vornehmeren Siz und Fußschemel schon angedeutet, sich dieser kleinen Keule wie unsre heutigen Componisten eines Stabs oder einer Papierrolle, zur Bezeichnung des Taktes bedient, für den gegenübersizenden Lyraspieler und den in der Mitte tanzenden Komiker selbst aber auf der Lyra nur einige Akkorde anzugeben gebraucht, ohne sich eigentlich auf diesem Instrument hören zu lassen, weßhalb auch das Plectrum bey ihm vergebens gesucht wird. Oberhalb sieht man ein viereckiges Blatt, entweder ein Notenbuch vorstellend, oder vielleicht die Anzeige des Stücks, woraus diese Scene entlehnt ist. Für diese in ihrer Art einzige Vase gibt Aristoxenos bey Athenäus (B. XIV. S. 620) in seiner Definition von Magoden und Lysioden einiges Licht: Magoden nämlich nennt er den Schauspieler, welcher einen Mann in Weiberkleidung darstellt, Lysioden aber wer eine Frauenrolle in Männertracht gibt: sonst singen Magoden und Lysioden dieselben Lieder und im Uebrigen ist kein Unterschied zwischen beyden.

2. Auf einen Chernips (Waschkessel) stüzt sich ein nackter junger Mann und scheint die Rechte nach dem Handtuch auszustrecken: denn ihm gegenüber, auf der andern Seite des Chernips, steht ein junger Mann gleichen Alters, ihm den Rücken kehrend, in beyden Händen ein langes Handtuch haltend vor einem Lehnstuhl, wovon er es eben genommen hat. An der Ecke hängt an einem Nagel, Strigil und Oelbüchse an dem Riemen befestigt. Schönheit der Gesichtszüge, richtige Auffassung der Körperformen, fein ausgeführte Zeichnung des Ganzen setzen dieß Vaso a Campana, gleich dem vorigen in den Gräbern Basilicatas gefunden, den schöneren Nolanischen an die Seite und beweisen aufs Neue, daß die Fabrik Lukaniens, wenn gleich in Hinsicht auf Firniß und Farbenschönheit hinter Kampanischer zurückstehend, doch im Besiz ausgezeichneter Künstler, Meisterwerke ans Licht brachte, die was Composition, Zeichnung und Individualisirung der Charaktere anlangt, dreist mit Nolanischen in die Schranken treten können.

3. Herkules auf einem Fels sizend, stüzt sich mit der Linken auf die Keule, in der Rechten den Fichtenzweig haltend, vielleicht als Siegeszeichen über Sinnis den πιτυοκάμπτης. Ihm gegenüber steht Minerva in Chiton poderes (langem Untergewand) und Peplus, behelmt, die Linke auf den ovalen Schild gestüzt, in der Rechten die Lanze; hinter dieser Merkur mit Pileus, Chlamys und Petasus.

4. Zwey Krieger mit kurzem Chiton und Gürtel, darüber das fliegende Ampechonium, in der Linken Schild und zwey Lanzen, stehen einander gegenüber, in der Rechten das Schwert zum Einhauen bereit. Hinter dem Einen ist eine männliche Figur, den Unterkörper in einen Mantel gehüllt, auf einen Stab gestüzt, in der Rechten den Kranz den Kämpfern hinzeigend; hinter dem Andern fliegt in langem Chiton und Peplus eine Viktoria herab, in der Linken Patera, in der Rechten Kranz und Binde hinreichend. Ihr gegenüber und zwar hinter der Scene

schaut ein bärtiger Satyr (Halbfigur) mit Pansgesicht hervor, die Linke nach dem Kopf haltend. Revers. Die Gardine oberhalb, nebst vielen andern Verzierungen deutet wohl auf eine Theaterscene. Hercules mit dem Löwenfell, in der Linken Keule, in der Rechten Bogen, sieht nach dem zu ihm tretenden mit Chlamys und flügellosen Stiefeln bekleideten, nur durch Caduceus bezeichneten Mercur hin, der ihn anzureden scheint. Hinter diesem folgt eine Viktoria, in der Rechten Patera, mit der Linken einen Oelzweig ihm reichend. Auf der andern Seite nähert sich ihm Athene mit Diadem auf dem Kopf, in Chiton poderes, Peplus und Ampechonium, nur durch Schild, zwey Lanzen in der Linken und Helm, den sie auf der Rechten vor sich hinhält, als seine Bundesgöttin erkennbar.

5. Venus in Chiton poderes und Peplus, auf dem Kopf eine Haube, in der Linken die Lanze, auf ihrem Schooß ein Amorin knieend, der ihren rechten Arm hält, den sie in die Höhe hebt, um mit der Hand den Kopf eines andern nach ihr herabfliegenden Amorin zu fassen, welcher ihr eine Binde vorhält: hinter ihr geht ein dritter Amorin fort, nach den Liebkosungen der übrigen eifersüchtig zurückblickend. Eine Art Halsband ist oberhalb aufgehängt. Revers. Venus mit Chiton poderes und Peplus sitzend, in der Linken die Lanze, in der Rechten den Helm dem vor ihr stehenden Mars hinreichend, welcher den Peplus über die Arme fallen hat, die linke Seite vom ovalen Schilde bedeckt, und mit der Rechten einen Spiegel der Venus anbietet. Ein Amor, in der Linken einen Kranz, fliegt nach ihnen hin, mit der Rechten aus dem Präsericulum spendend.

6. Bacchus mit wallendem Haar auf seinem Peplus sitzend, den linken Arm auf das Knie gestüzt, und den Zeigefinger der erhobenen Hand gebogen als winkte er. Auf seine linke Schulter stüzt sich ein Jüngling mit langem Lockenhaar, vielleicht sein Geliebter Ampelus. Neben ihm steht eine Bacchantin mit kurzem, ärmellosem Chiton, Nebris und Gürtel, in der Linken ein Tympanum, und blickt nach der Hauptscene zurück. Ihr tritt mit erhobenem rechtem Bein ein bärtiger Satyr entgegen, in der Rechten die Syrinx, den Zeigefinger eben so wie Bacchus haltend. Bacchus gegenüber steht eine jugendliche Figur, den Peplus über den Arm herabfallen lassend, und hält sich an einen Weinstock, der sich um eine hohe Stange schlängelt und, oberhalb in eine lange Weinlaubguirlande auslaufend, der Hauptgruppe zum Dach dient, unter welchem eine Maske hängt. Hinter dem Weinstock winkt eine weibliche Figur, mit Haube, Chiton und Peplus bekleidet; sie sowohl als der Jüngling nach Bacchus hinblickend. Ein Hirsch liegt am Boden zwischen zwey Baumzweigen. Revers. In der Mitte blickt ein Jüngling, mit großem Craterus in der Linken, nach der ihm folgenden Tympanumschlägerin um: unterhalb sieht man einen jungen Satyr, das Weingefäß auf der Schulter: zur andern Seite des Craterusträgers, eine weibliche Figur mit Trinkgefäß und oberhalb einen Jüngling die Lyra in der Linken, mit der Rechten der Bacchantin winkend, nach der alle drey hinblicken.

7. Thetis, in Chiton poderes und Ampechonium, bringt in der Linken die Lanze, in der Rechten das Schwert dem ihr gegenüberstehenden Achill mit Helm und Chlamys bedeckt, der sich die Beinschienen befestigt: oberhalb Viktoria mit einer Siegerbinde. Revers. Hercules durch Löwenfell und Keule bezeichnet, blickt traurig nach der neben ihm befindlichen Grabstele, wohl seines Freundes Iphitus, und hält in der Linken einen Kranz um diese damit zu schmücken. Ihm gegenüber bringt eine Viktoria die Siegerbinde. Zur andern Seite des Hercules steht Athene mit Helm, Chiton poderes und Peplus, wovon sie ein Stück mit der aufgehobenen Linken hält, in der Rechten einen Oelzweig, der auch neben der Grabstele wächst. An dem Halse des drey Palm hohen Vaso a bottoni lenkt eine Bacchantin mit fliegendem Haar, langem ärmellosem Chiton, in der Linken den Thyrsus, woran die Nebris aufgehängt ist, einen vierrädrigen Wagen mit Hirschgespann. (Nonnus B. XI. V. 345).

8. Weibliche Figur mit langem Chiton, Peplus, Diadem, Perlenhalsband und Armbändern, sizt auf einem Fels, hält in der Linken eine große Blumenstaude, in der Rechten eine Patera, die sie halb umgewendet, dem neben ihr stehenden Krieger hinreicht. Dieser mit kegelförmigem Helm und starkem Helmbusch, über den kurzen ärmellosen Chiton einen Panzer, blickt nach ihr hin, mit der Linken den ovalen Schild an der Erde haltend, in der Rechten zwey Lanzen: hinter diesem eine gleich prächtig gekleidete und geschmückte weibliche Figur tanzend, in der Rechten einen Kranz hoch haltend, in der Linken einen Korb. Zur andern Seite der sitzenden weiblichen Hauptfigur, ein Krieger mit kurzem Chiton, den ovalen Schild auf die Erde gestüzt, in der Rechten zwey Lanzen, durch Verschiedenheit des Helms, Mangel des Panzers und Wegkehren der Hauptfigur als minder bedeutend angekündigt. Binden hängen herab. Vielleicht deutet diese Darstellung die Ankunft des Odysseus bey Kalypso an. Revers. Weibliche Figur, in der Rechten den Spiegel, in der Linken den Kranz, so prächtig geschmückt, wie die auf der Hauptseite, eröffnet tanzend den Zug und blickt nach dem schönen Jüngling um, dessen Linke von dem herabwallenden Peplus sehr beschwert einen langen Zweig trägt, die breite Stirnbinde um den Kopf, in der Rechten eine lodernde Fackel, um die eine Binde sich schlingt:

auf ihn folgt ein bartloser Satyr, in der Rechten die Patera, in der Linken ein Weingefäß, auf dem Kopf eine Binde, und hinter ihm eine andre aufgehängt.

9. Bärtiger nackter Mann mit langen Flügeln, im Moment seinen Flug zu versuchen, den linken Fuß schon aufgehoben: am Flügel herab einen Halbkreis der Patera bildend zieht sich folgende Inschrift: ΟΕΔΑΙΔΑΛΟΣ ΙΚΑΡΟΣ, der geschickte Ikaros, wobey die ersten zwey Lettern unerklärt bleiben und vielleicht durch das Ende des vorigen Wortes Ικαρος entstanden sind, indem der Schreiber in Gedanken die lezten Buchstaben noch einmal wiederholte. Auffallend erscheint das Prädikat δαιδαλος, welches die Inschrift dem Ikaros hier beylegt, da der Mythos ihn uns gerade nicht als großen Meister darstellt; weßhalb dieses Wort wohl hier allgemein für Künstler zu nehmen ist, ohne Rücksicht auf ausgezeichnetes oder untergeordnetes Talent.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die ehemalige Fürstlich-Ysenburgische Sammlung von Alterthümern, seit April 1821 Eigenthum des Museums in Bonn.

Schon längst war es unsre Absicht über die treffliche Sammlung von Alterthümern etwas öffentlich zu sagen, welche der verewigte Fürst von Ysenburg mit großen Kosten und großer Mühe zusammengebracht hatte, und welche im April 1821 für das Museum vaterländischer Alterthümer in Bonn angekauft wurde. Die Konkurrenz nach dieser Sammlung war sehr groß, zumal in der Nähe einer Stadt wie Frankfurt a. M., in der so viele reiche Kunstliebhaber leben; — das Museum in Bonn mag sich daher Glück wünschen, diesen Ankauf gemacht zu haben.

Würden damals von Seiten der preußischen Regierung die Offerten des Professors Hrn. Lehne in Mainz und des Antiquars Hrn. Scheibner in Cöln berücksichtiget worden seyn und das Museum wäre auch noch zum Besitz dieser Privatsammlungen gekommen, so könnte dieses durch den Staatskanzler Fürsten v. Hardenberg gegründete National-Institut wohl mit allem Rechte das reichste deutsche Museum vaterländischer Alterthümer genannt werden.

Wir wollen hoffen, daß auch jezt nach dem Tode des kunstliebenden Fürsten v. Hardenberg fortgefahren werden wird, mit gleichem Eyer und gleicher Liebe für die Vervollständigung dieser ächt vaterländischen Anstalt zu wirken!

Einen trefflichen Vorsteher hat das Museum jezt in der Person des Herrn Professors v. Schlegel erhalten, seitdem der ehemalige Direktor und Gründer der Anstalt, Hofrath Dorow nach Berlin versezt worden ist.

A. Die Bronzen der Sammlung zerfallen in

a. Götterbilder.

1. Statue des Jupiter mit aufgehobener Hand den Bliz schleudernd. Sehr rohe Arbeit. 2. Büste eines vorwärtssehenden Jupiterskopfs, guter Styl in Arbeit und Ausdruck; hat durch das Feuer gelitten. 3. Statue des Merkurs, 12½ Zoll hoch, vorzügliche Arbeit; die Augen sind von rothem Kupfer eingelegt und im Munde hält er eine Münze, in der Hand den Beutel; nackt bis auf die Mütze mit Flügeln. Beym Finden scheint die Schamhaftigkeit der Eigenthümer ihn beschädigt zu haben. 4. Statue des Merkur mit Caduceus und Beutel, geflügelter Mütze und übergehängtem Mantel. 5. Deßgleichen mit Füllhorn und Beutel, nackt bis auf die geflügelte Mütze. 6. Victoria auf einer Kugel stehend geflügelt und einen Palmzweig haltend; die andre abgebrochene Hand scheint einen Kranz gehalten zu haben; gute Arbeit und schöne Bronze. 7. Mithras, Brustbild mit der Schlange und der Inschrift: Deo invicto Mithr Secundinus dat. Basrelief. 8. Statue einer Minerva, behelmt in einem langen gut gearbeiteten Gewande; die Hände sind abgebrochen. 9. Statue des Silen. 10. Hermaphrodit im Ringen mit einem alten bärtigen Manne; vortrefflich die Verschlingungen der Beine und Füße in der Zeichnung, und das Ganze gute Arbeit. 11. Herkules, nackt auf der Löwenhaut ruhend, in der einen Hand die Keule, in der Andern eine Opferschaale. Die Augen von Silber eingelegt. Ausgezeichnet schöne Arbeit.

b. Historische Werke.

12. Statue des Kaiser Kommodus $1\frac{1}{12}$ Fuß hoch. Ueber die Schultern hängt ein Mantel, übrigens nackt. Der linke Arm fehlt; vortreffliche Arbeit. 13. Statue des Antinous, nackt, 11 Zoll hoch. Mit deutlichen Spuren einer alten Vergoldung. Aus der guten Zeit römischer Kunst, und wohl die beste Bronze in der Sammlung. 14. Brustbild des Kaiser Titus, 10 Zoll hoch und 7 Zoll breit, mit dem Lorbeerkranz im reich geschmückten Gewande; gute charaktervolle Arbeit. So auch 15. Brustbild des Kaiser Septimius Severus, von gleicher Größe. 15. Statue einer Vestalin im langen Gewande. 16. Träger eines Opfergefäßes, nackt von guter Zeichnung. 17. Priester mit der Opferschaale, schlechte rohe Arbeit. 18. Priester im reich verzierten weitem Gewande und Kopfbekleidung. Scheint uns aus den Zeiten des Konstantin. 18. Priester, bekleidet ein Opfermesser aufhe-

bend. 19. Eine sitzende Frau. 20. Ein sitzendes spielendes Kind. 21. Große nackte weibliche Figur. 22. Schlangenbeschwörer auf zwey Schlangen stehend. (Siehe Beschreibung und Abbildung davon in den „Denkmalen germanischer und römischer Zeit von Dorow, 1 B. S. 86.) 23. Eine alte Drude abgebildet und beschrieben ebendaselbst. 24. Eine weibliche Figur, hat wahrscheinlich als Henkel gedient. 25. knieende weibliche Figur, einen Korb mit Früchten auf dem Kopfe tragend. Sehr alte Bronze. 26. Basrelief mit reich verziertem Rande; in der Mitte ein stehender Krieger mit Schild und Spieß und umgehängtem Mantel; zu beiden Seiten Inschriften, welche wir noch nicht entziffert. Nach Münzen zu urtheilen, scheint es der Kaiser Gratianus zu seyn. Die Arbeit trägt auch die Spuren dieses Zeitalters. Das höchst interessante Alterthumsstück ist bei Trier gefunden. 3½ Z. hoch, 2½ Z. breit.

c. Thiere.

27. Ziege. 28. 29. Mäuse, die etwas im Maule halten. 30. Ein Schwein von vortrefflicher Arbeit, die Füße fehlen. 31. Ein Löwe. 32. Ein Ochse. 33. Eine Schlange, auf einem Postamente in mehrfachen Schlingungen ruhend. 34. Eine Bronzeröhre mit Griff, darauf jagt ein Leopard ein Einhorn; 6 Zoll nehmen die beiden Thiere ein. Vorzüglich schöne Arbeit. 35. Ein Pferdekopf und 36 ein Ochsenkopf, wohl als Verzierungen gebraucht.

d. Gefäße und was dazu gehört.

37. Eine große Patera. 38. 39. Zwey zweckmäßig und geschmackvoll geformte Wassergefäße mit Schnauze. 40. Eine kleine Vase mit vier sehr erhaben gearbeiteten Köpfen in langen Locken und mit Weinlaub geschmückt, der Ausdruck den Negerphysiognomien nicht unähnlich. Sehr brave Arbeit. 41. Ausgezeichnet schön gearbeitete Lampe in Form eines Fisches. 42. Lampe, deren Griff einen Schwanenkopf darstellt. 43. Lampe mit Untersatz von roher und plumper Arbeit, aber seltenem Vorkommen. 44. Die schöne Lampe, welche Caylus in seinem Rec. d'ant. tom. V. pl. LXX. bekannt gemacht hat. 45. Henkel einer Vase, reich verziert mit Menschen- und Thierkörpern, in Basrelief. 46. Reich verzierter Griff eines Gefäßes, mit Menschenkopf, dessen Augen von Silber eingelegt sind. 47. Kleine Vase mit langem Stiel, wohl als Löffel gebraucht; ferner eine Menge verzierter Füße und Henkel von Gefäßen.

e. Verschiedenartige Gegenstände.

Mehrere große verzierte Fibeln, verzierte Haarnadeln, Löffel, Opfermesser, Herkuleskeule, Glocke, Streitmeissel, Priape, Ring mit einem Schlüssel, Scarabäus, eine Menge Fragmente von Verzierungen, Waffen, Pferdegeschirre, u. s. w., besonders bemerkenswerth ein sehr eigenthümlich geformtes hackenförmiges Instrument, über dessen Zweck wir nichts zu bestimmen wissen und deren ähnliche uns nirgend vorgekommen sind. Ausgezeichnet vor allen Bronzen dieser Sammlung ist eine große wohl erhaltene und reich verzierte Achsenkappe mit noch darin befindlichem Lohnnagel zu nennen, mit der schönsten Patina überzogen. Das Gegenstück befindet sich auch in der Sammlung, allein bei diesem fehlt der Lohnnagel. Wir gedenken dies merkwürdige Alterthumsstück nächstens durch Zeichnung bekannt zu machen.

B. In Marmor besitzt die Sammlung

1. Die Büste des Kaisers Vitellius, von ausgezeichneter charactervoller Arbeit, 1⅓ Fuß hoch. 2. Eine kleine tragische Maske. 3. Zwölf Gewichtsteine, von denen der größere die Inschrift trägt: EX AVCTORITATE Q. IVNI. RVSTICI. PREF. VRBIS. Caylus hat Aehnliche in seinem Rec. d'ant. tom. IV. pl. LXVI. abbilden lassen. Wir glauben übrigens daß es dieselben sind, und daß der Fürst von Ysenburg sie aus Caylus Nachlaß erstanden hat.

C. Aus Silber

finden sich Fibeln, Ringe — in einem ein Herkules geschnitten — Verzierungen, Opferlöffel; so wie ein Paar goldene Ohrringe mit guten Steinen. Leztere in einem Grabe gefunden. Endlich zwey ägyptische Götzen aus gebrannter Erde und eine große mit Laubwerk gezierte Schaale aus saguntischer Erde; ähnlich in Form, nur nicht so groß — der welche Dorow im zweyten Hefte der Opferstätte und Grabhügel der Germanen und Römer hat abbilden lassen.

Bis auf wenige Stücke sind sämmtliche Alterthümer dieser Sammlung in den Rhein- und Moselgegenden gefunden.

Zugleich mit dieser Sammlung erwarb das Museum in Bonn noch eine große, zweyhenkligte Vase aus Bronze, welche 28½ Pfund wiegt, und in den Festungswerken bey Mainz gefunden wurde. Der Größe, Schwere und einfachen, außergewöhnlichen Form wegen verdient dieses Alterthumsstück gewiß besondere Aufmerksamkeit. Alterthumskundige wollten darin ein altgallisches Opfergeschirr erkennen, wir möchten dagegen, nach Metall und Form zu urtheilen, es aus den lezten Zeiten des römischen Kaiserthums halten.

Dw.

Druckfehler.

In Nr. 70. S. 280. Sp. 2. Z. 7. v. u. lies statt sphonetische — phonetische.

Ebendas. Z. 19. v. u. statt Heerde — Heerden.

Ebendas. Z. 21. v. u. statt der — jeder.

Nr. 73.

Kunst-Blatt.

Montag, den 12. September 1825.

Dießjährige Ausstellung von Aquarell-Malereyen in London.

Die Ausstellung von Gemälden in Wasserfarben bot im lezten Jahr viel Anziehendes; sie wird jedoch von der dießjährigen weit übertroffen und es scheint im Allgemeinen, als ob die englischen Künstler in diesem Fache es allen andern zuvorthun wollten; wenigstens möchte es schwer seyn, irgendwo eine Sammlung von Gemälden in Wasserfarben zu finden, welche sich mit der vergleichen läßt, die wir hier ausgestellt sahen. Wir wollen aus diesem Kranze von Blüthen einige wählen und näher betrachten.

Walisische Bauermädchen mit Cader Idris in der Entfernung. Von J. Cristall. — Cader Idris, der herrliche und erhabene, muß hier einer Gruppe walisischer Bauernmädchen als Hintergrund dienen, aber der Riesenberg ist, wo er seyn soll und die Mädchen zeigen ganz die Anmuth, welche eine Meisterhand durch Colorit und Costüm hervorbringen konnte. Cristall hat eine gute Schule gehabt: er findet das Einfache; Große und Anmuthige in dem Glanz der Palläste, wie in der rauchigen Hütte.

Das östliche Ende von Loch Katrine, von G. F. Robson. Alles so klar, so ruhig, so erhaben in Form und Farbe, daß es den Frieden und die Bewunderung in die Seele gießt, wie die Scene, welche das Vorbild ist. Robson gehört zu den talentvollsten Künstlern in diesem Fache; die unmerklichen Uebergänge des Tones und die Anmuth seiner Farbengebung zeichnen ihn vor allen seiner Zeitgenossen in diesem Kunstzweige aus.

Die Schule in Ruhe. Von H. Richter. Freunde des Scherzes werden bey Betrachtung dieses Gemäldes Stoff genug zum Lachen finden; während ernste Matronen hier ein schönes Talent schlecht angewendet erklären möchten und gegen den Unfug und die lustigen Streiche, die dieses Bild künftig veranlassen könnte, auftreten werden. Das kümmert uns wenig; obgleich wir Payne Knight's Meynung, als habe die Malerey mit dem Einprägen von Lehren der Moral nichts zu schaffen, nicht in ihrem ganzen Umfang beystimmen. Wir sind im Gegentheil überzeugt, daß es Gegenstände gibt, die Uebel stiften können: die Barbareyen der Kunst sind immer anstößig für ein wohlgeregeltes Gemüth, welches Verdienst sich auch an ihre Ausführung knüpfen mag. Der Künstler war in Darstellung seiner schlafenden Schullehrerin vorzüglich glücklich, um so mehr, als er den Charakter vermieden hat, der durch die Feder von Shenstone und den Pinsel von Stothart fast geheiligt wurde. Richter's Dame ist nicht die ehrwürdige und fromme Beherrscherin einer Dorfschule, sondern eine gute, kräftige, halbweg vornehme Art von Wesen, durch ihre körperlichen Qualitäten unter dem Einfluß des Schlummergottes und der Wärme des köstlichen Sommertages stehend, der durch die offenen Fenster glüht. Die kleine Comödie vor uns hat alle die Mannichfaltigkeit der Stellungen, Geberden u. s. w., die eine fruchtbare Einbildungskraft hier vereinigen durfte: doch glauben wir nicht, daß sich diese Mannichfaltigkeit auf die Gesichter der jungen Schauspielerinnen erstreckt, welche den Einfluß des Morpheus auf ihre Gebieterin segnen und auf ihre Art nützen.

Der Abend, von G. Barret. B. ist der Thomson der englischen Maler genannt worden und nicht mit Unrecht: der weiche, harmonisch verschmelzende Ton, der Charakter, den der Dichter dem verfalbenden Zwielicht zu geben wußte und der Reichthum und Glanz seiner Farben findet sich in B's Abend ganz wieder. Dieser Ton, verbunden mit den mannichfaltigen und schönen Formen, welche er umkleidet, macht die lieblichste Wirkung auf den Beschauer. Ein Morgen und ein Sonnenuntergang von demselben sind eben so poetisch gedacht, als mit Wärme, Fleiß und Talent ausgeführt.

Ponte di Rialto zu Venedig von S. Prout. Diese oft wiederholte Ansicht gewinnt neues Interesse durch P's Behandlung, dessen Styl hier, wie auf mehrern andern Gemälden, das Kühne, Freye und Lebendige zeigt, das an den meisten frühern Gemälden dieses Künstlers gepriesen ward.

Llangollen in Nordwallis, von Gastineau. Die Fortschritte dieses Künstlers sind der Art, daß er als Maler in Wasserfarben nun zu den ersten in England gehört.

Wie manches Treffliche sonst noch in dieser Ausstellung sich findet und besonderer Erwähnung verdient, so müssen wir doch das Uebrige übergehen und uns begnügen, folgende Künstler blos namentlich, als der Auszeichnung werth, aufzuführen. Dewint zeigt sich als guter Architekt; von Prout haben wir des Fischmarkts in Rom noch zu gedenken. Von C. Wild sind mehrere gelungene Arbeiten vorhanden; eben so von Cotman und Pugin.

Einige geschickte Künstlerinnen, vorzüglich Miß Scott, Miß Byrne und Miß Barrett haben Stillleben, Früchte, Blumen u. dergl. ausgestellt, an welchen die Kenner großes Vergnügen fanden. (Lit. Gazette. Nr. 434. — 438.) A.

Antike Vasen.

Lukanische Ausgrabungen.

(Fortsetzung.)

10. Hercules das kopfdeckende Löwenfell vorn zusammengebunden, hält in der aufgehobenen Rechten die Keule schlagfertig, während seine Linke dem ihm gegenüberkämpfenden Krieger nach dem Helmbusch greift. Dieser nebst zwey andern dahinter, gegen welche sämmtlich Hercules allein zu streiten hat, tragen den großen argolischen Schild und Beinschienen: der Helm deckt den größten Theil des Gesichts. Der hinterste von den dreyen sinkt verwundet zusammen, in der Rechten die lange Lanze, die bey den andern nicht mehr sichtbar, durch den zum Lanzenwurf erhobenen Arm des zweyten Kriegers als vorhanden gewesen, sich erweisen läßt. Zwischen Hercules und dem Vordersten seiner Gegner liegt ein gefallener Held, waffenentblößt, am Boden, die Linke dem Kopf zur Ruhe unterlegend, während die Rechte vor Schmerz, der in seinen Gesichtszügen sich deutlich ausspricht, nach der Wunde an der Seite fühlt. Aus seiner Lage, mit dem Kopf nach der Seite der Krieger und mit den Füßen zu Hercules Füßen, kann man nicht ohne Grund schließen, daß der Gefallene zu der Partey der Feinde gehörte, die vielleicht den im Zweykampf von Hercules Besiegten zu rächen hervortreten. Die erwähnte Handlung ließe sich am leichtesten auf den bekannten Kampf des Hercules mit den Söhnen des Actor, Eurytus und Cteatus, beziehen, wenn nicht die Zahl der Krieger damit im Widerspruch stände: denn selbst, wenn wir in dem gefallenen Helden Augias erkennen, so geriethen wir erstens in Zwiespalt mit Apollodor (Bibl. B. II. Cap. 7.) der Augias später von Hercules tödten läßt, als dessen nach den Isthmischen Spielen reisenden und im Engpaß von Kleone überraschten Neffen (Pausan. B. II. Cap. 15. Diodor. B. IV. S. 239. Pindar Olymp. Od. X.) und dann bleibt uns für den lezten der Kämpfenden keine andre Ausflucht, als ihn für einen unbekannten Waffengefährten zu erklären, den die gleich vollständige Rüstung nicht als den andern untergeordnet zu erkennen gibt. Deßhalb möchte wohl eher der Kampf des Hercules mit Erginos und den Minyern, um Theben vom Tribut zu befreyen, das Sujet der gegenwärtigen Vase abgeben, so daß der von Hercules zuerst getödtete König, als am Boden liegend, erscheint, (Apollodor B. II. C. 4) zu dessen Rache die Seinigen wüthend heranstürmen (Diodor. B. IV. S. 218). Wenn die Mythologen den Hercules nebst den Thebanern die Waffen vom Athenetempel leihen lassen, um schnell gerüstet dem Orchomenier-König entgegenzuziehen, so stand es der Phantasie des Künstlers wohl frey, einerseits die Gefährten des Hercules unberücksichtigt zu lassen, um den Ruhm des Haupthelden in ein glänzenderes Licht zu stellen und andrerseits ihm die bloße Keule zur Waffe zu geben, damit der in der ganzen Zeichnung durchgeführte antike Styl auch in der Hauptfigur nicht vermißt werde, zumal da er vielleicht in einer älteren Fabel seine Rechtfertigung findet.

Revers. Bärtige Figur auf einem Lehnstuhl sitzend, in der Linken einen Stab, wendet sich nach der hinter ihm sitzenden weiblichen Figur, die in reichgestickten langen Chiton und Peplus gehüllt, die langen Locken nach antikem Styl geradlinig über den Hals herabhängend, einen Scepter in der Hand hält: hinter ihr sizt eine männliche bärtige Mantelfigur, in der Linken einen Stab, die Rechte vor Staunen und Verwunderung erhoben. Zur Linken der sitzenden bärtigen Hauptfigur sizt eine weibliche Figur, in gleichem Costüm wie die vorige, die ihm einen Kranz aufsezt: hinter dieser eine der vorigen gleiche sitzende Mantelfigur mit Stab. Ulysses erzählt vielleicht in dem Hause des Phäakenkönigs Alkinoos vor Arete und Nausikaa die mannichfaltigen Leiden seiner Irrfahrten, und die gespannte Aufmerksamkeit und Theilnahme aller Zuhörer, so wie Miene und Geberden des Erzählers unterstützen diese wenig sichere Conjektur. — Die Figuren dieser Lancella sind schwarz auf roth, Gesicht, Hände und Füße der Frauen weiß, der Styl antik, dem großartigen sicilischen ähnlich.

11. Hercules in Caricatur. Eine bärtige komische Maske vor dem Gesicht, Rücken und Kopf vom Löwenfell bedeckt, den Chiton lächerlich als Bauchbinde aufgeschürzt, hält die kleine dicke Figur in der Rechten die Keule am Boden, in der Linken den Bogen, dicht dabey

befindet sich eine Stele und ein Zweig. Der Stierkopf an der obern Ecke der Darstellung deutet wie gewöhnlich die dramatische Scene an. Revers. Iris geflügelt in langem Chiton, die Linke in die Seite gestützt, in der Rechten den Caduceus und auf dem Kopf vielleicht eine nicht mehr deutlich erkennbare Lotusblume. Die Figuren sind roth auf schwarz, der Styl dieser Vase a Campana ist der bessere von Basilicata.

12. Pallas in langem Chiton, Aegis und Ampechonium, mit der erhobenen Linken die Lanze werfend, in der ausgestreckten Rechten den Schild mit dem Wappen eines höchst lebenvoll gezeichneten halben Stiers. Vor ihr eine Säule, worauf ein Hahn. (S. Kunstbl. Nr. 39. S. 155.) Die Figuren dieser dreyhenkligen Vase, schwarz auf roth, im sicilischen, antiken Styl, erinnern an die Zeichnung der Lancella 10.

13. Ein Satyr, der uns seinen geschwänzten Hintern zukehrt, in der Absicht sich zu baden: in der Rechten hält er den Strigil: oberhalb sieht man eine Oelbüchse aufgehängt. Neben ihm fließt das Wasser aus einer Fontaine in Form eines Stiers mit schönem bärtigem Menschenkopf, wie wir denselben als Fluß- oder Bergbezeichnung auf Münzen von Neapel, Gela, Taormina und einigen Lukanischen zu finden pflegen. Die Zeichnung roth auf schwarzen Grund, erinnert wegen ihrer Schönheit und lebhaften Farbe an Nolanische Fabrik.

14. Geflügelte weibliche Figur in langem Chiton und Ampechonium spendet aus einer Patera auf die Stele des Verstorbenen. Diese gleicht völlig der, auf einer Vase des Duc de Blacas wo Δεῖμος (der furcht- und schreckenerregende Genius) mit der Geissel den Kranzraubenden Jüngling vom Grabe verscheucht. Hier möchte die geflügelte weibliche Figur wohl Αἰδώς, die Pietät gegen den Verstorbenen, vorstellen. Die Figuren dieses ebenfalls Nolanischen und Vasenähnlichen Salbgefäßes sind roth auf schwarz.

15. Zwey Stelen schließen eine Biga ein. Die vier Vorder- und acht Hinterfüße beweisen, daß der Künstler nicht auf andre Art bey der Darstellung dieses Viergespanns sich zu helfen wußte, daher wir auf der Kehrseite, trotz zweyer Rosse, dennoch acht Vorderfüße finden. Der Wagenlenker hält mit Noth die Zügel der schäumenden Rosse, und in der Rechten die Geissel. Neben den Pferden rückt ihm ein Krieger mit Helm und Schild zu Leibe. Der Revers hat dieselbe Darstellung, die Figuren schwarz auf roth.

16. Sphinx auf einer Säule, zu beyden Seiten sitzende Rhabduchen: hinter dem einen noch eine stehende Mantelfigur. Salbgefäß in sicilischem Styl, schwarz auf roth.

17. Thetis mit Lanze in der Rechten, Schild in der Linken, steht dem Achill gegenüber, welcher Panzer und Schwert umgehängt hat und sich die Beinschienen anlegt. Hinter beyden steht ein Krieger mit Helm, Schild und Beinschienen, darauf folgt eine männliche Mantelfigur. Verschiedene Fischarten unter den Henkeln und auf dem Revers deuten die, an und für sich schon klare Dastellung noch bestimmter an. Die Figuren dieser Vase a Colonette sind schwarz auf roth.

18. Biga mit schäumenden Rossen (acht Vorderfüße wie bey Nr. 15.), von einer Frau gelenkt, die in der Rechten den Zaum, in der Linken die Geissel hält. Dieß Präfericulum hat rothe Figuren auf röthlichem Grund.

19. Weibliche Figur auf einem Fels sitzend, mit der Linken die Patera hinreichend einem gegenüberstehenden unbekleideten Jüngling, der sich auf einen Cippus stützt, an dem entlang TEAMΩN (der Name der Verstorbenen) zu lesen ist. Die Figuren dieser Vase a Campana von Basilicata sind roth auf schwarz.

20. Mystische Grazie, nur den Unterkörper vom Peplus bedeckt, gibt einem Schwan aus einer Patera zu trinken. Vor ihr steht eine weibliche Figur in langem Chiton, in der Rechten einen Spiegel, in der Linken eine Binde, eine Stele neben sich. Zwischen beyden Figuren wächst eine Blumenstaude. Oberhalb sitzt der mystische Genius. Hinter der sitzenden Hauptfigur befindet sich Kästchen und Binde. Revers. Hermaphrodit geflügelt auf einem F. • sitzend, reicht in der Rechten eine Patera einer ihm gegenüberstehenden weiblichen Figur in langem Chiton und Peplus, die in der Linken einen Spiegel, in der Rechten einen Kranz hält. Zwischen beyden wächst ein Myrthenstamm. Die Figuren dieser Lancella aus Basilicata sind roth auf schwarz.

21. Scylla: weibliche Figur, aus deren Leib ein Hund herausspringt und die statt des Unterkörpers in ein Meerungeheuer endigt.

22. Ein nackter Jüngling, eine Perlbinde um den Kopf, sitzt auf seinem Peplus und hält in der Rechten einen Palmzweig, als Siegeszeichen. Vor ihm steht eine weibliche Figur in langem Chiton, in der Rechten einen Kranz, in der Linken einen Spiegel. Darauf folgt ein andrer Jüngling, den Peplus über die rechte Schulter gehängt, in Gesichtszügen und Händebewegung Gespräch verrathend. Die Figuren dieser Lancella von Basilicata sind roth auf schwarzem Grund.

23. Auf einem vierfüßigen goldenen Thron, dessen Lehne zwey Victorien in kurzem Chiton, (die eine einen Candelaber haltend, die andre einen Kranz) und dessen candelaberartige Füße Basreliefs von Satyrn im Tanz mit Bacchantinnen schmücken, sitzt Zeus, eine Krone auf dem Haupt, nur den Unterkörper vom Peplus bedeckt, in der Rechten den großen Scepter, worauf ein Raubvogel (kein Adler): seine in Sandalen geschnürten Füße ruhen auf einem Fußschemel. Vor ihm steht in langem

Chiton und Peplus, Juno, den Schleyer hinter dem Diadem vom Kopf herab über die Schultern fallen lassend, mit Ohrringen, Hals- und Armbändern geschmückt, mit der aufgehobenen Linken den Schleyer haltend und die Rechte im Affekt des Gesprächs erhebend, das Gesicht nach Zeus hingerichtet. Ein geflügelter Hermaphrodit mit Perlbändern um Hals, Brust, Beine und Füße reich geschmückt, fliegt zu ihr heran, und hält ihren Schleyer, wohl um ihn abzunehmen. Hinter Juno sitzt Mercur, den Peplus über die linke Schulter geschlagen, den Petasus hinten angebunden; die Linke auf den Caduceus gestützt und ebenfalls Jupiter fixirend. Dieser verräth im Gesicht Verdruß und Unschlüssigkeit und blickt von Juno seitwärts, den Kopf schief haltend, nach der zu seiner Linken stehenden weiblichen Figur, welche mit langem Chiton, Peplus und Ampechonium bekleidet, in der Linken einen Fächer hält, und die Rechte, um sich zu entschuldigen, aufhebt. Ein geflügelter Hermaphrodit setzt ihr einen Kranz aufs Haupt und hält in der Linken eine Binde. Zwischen ihr und dem Thron des Zeus steht eine goldene dreyhenklige Vase, der Schlüssel zur Erkenntniß der dargestellten Handlung. Die Scene nämlich, kann wohl keine andre seyn, als die, wo Juno von Eifersucht und Zorn erfüllt ihrem Gemahl über seine jüngste Treulosigkeit die heftigsten Vorwürfe macht, so daß dieser vor Verlegenheit sich nach Alcmene umschaut, als die Ursache dieses für ihn so unangenehmen Auftritts. Alcmene aber, durch die Vase, ein Geschenk Jupiters nach Befriedigung seiner Liebeslust, zur Genüge kenntlich, scheint mit Recht zu ihrer Vertheidigung zu erwiedern „ich dachte es wäre Amphitryon!!" Daß hier statt eines Pokals oder ähnlichen Trinkgefäßes eine dreyhenklige Vase steht, kann uns um so weniger befremden, da selbst die alten Schriftsteller über die Form dieses Liebesgeschenkes nicht einig sind und Athenäus (B. XI. S. 474 und 475) Καρχήσιον nennt, was bey Pausanias (B. V. Cap. 18) der auch einen Halsschmuck als Geschenk des Jupiter erwähnt, κύλιξ und bey Plautus (Amphitryo Scen. I. v. 104) eine goldene Patera heißt. Revers. Weibliche Figur, bekränzt, in langem Chiton, in der Rechten einen Fächer, sitzt neben einer männlichen Figur, nach der sie zurückblickt. Dieser hält die siebenseitige Lyra in der Linken und stützt die Rechte auf ihre Schulter. Ihm reicht einen Kranz eine weibliche Figur in langen Peplus gehüllt, in der Linken eine mit sehr schönen Basreliefs verzierte goldene Cista, die sie vermittelst eines an derselben befestigten Ringes trägt. Der weiblichen Figur nähert sich eine andre, in der Linken einen Zweig, in der Rechten eine Frucht haltend, und zurückblickend nach einer hinter ihr weggehenden, Kranz und Patera tragenden, deren umgewendeter Kopf das Gespräch beyder verräth. Die untere Reihe die rings herumläuft, enthält eine große Grabstele, und neun Figuren, worunter drey männliche, mit Kränzen, Spiegel, Kästchen, Tympanum, zur Feyer des Verstorbenen anwesend. Am Halse dieses 4½ Palmen hohen Incensiere von Basilicata ist ein der Frau neben dem Lyraspieler ähnliches Portrait. Der Revers zeigt ein anderes mit überreichem, fast turbanartigem Diadem und Perlenhalsbändern geschmückt, und durch eine höchst sonderbare Kleidung ausgezeichnet, wovon ein Theil an diesem Brustbilde noch sichtbar ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin.

Sammlung architektonischer Entwürfe von Schinkel, enthaltend theils Werke, welche ausgeführt sind, theils Gegenstände deren Ausführung beabsichtigt wurde, bearbeitet und herausgegeben von Schinkel und Berger. Is—Vs Heft, Berlin, C. W. Wittich, 1819—24. Gr. Quer-Fol. Jedes Heft mit 6 Kupfertafeln in Umriß und 1 Blatt Text.

Inhalt: I. 1. Früherer Entwurf zum neuen Wachtgebäude in Berlin. 2. Perspektivische Ansicht des neuen Wachtgebäudes in Berlin. 3. Basrelief im Giebelfelde und Fries-Verzierungen an demselben. 4. a) Aufriß, Grundriß und Theil desselben. b) Grundriß zur Veränderung des Berliner Rathhauses. 5. Perspektivische Ansicht von dem Entwurf zur Veränderung des Rathhauses in Berlin. 6. Entwurf zu einem öffentlichen Brunnen als Denkmal der Ereignisse in den Jahren 1813, 1814, 1815.

II. 1. Perspektivische Ansicht des neuen Schauspielhauses zu Berlin. 2. Geometrischer Aufriß der Hauptfaçade desselben. 3. Grundriß des Unterbaues und des ersten und zweyten Geschoßes. 4. Profile vom neuem Schauspielhause. 5. Perspektivische Ansicht der Seitenfaçade desselben. 6. Hauptgesims, Kapitell und Vase der Säule, Sculpturen in und auf dem Giebel des Peristyls an demselben.

III. 1. Die neue Anlage der verlängerten Wilhelmsstraße in Berlin. 2. 3. Entwurf zu einem Gebäude der neuen Singakademie in Berlin. 4. Das Kriegsdenkmal auf dem Kreuzberge bey Berlin. 5. Die vereinte Ingenieur- und Artillerie-Schule unter den Linden in Berlin. 6. Entwurf zum Bau der neuen Schloßbrücke in Berlin.

IV. 1. 2. Das Schlößchen Tegel (Hrn. v. Humboldt gehörig). 3. 4. 5. Das Jagdschloß Antonin (vom Fürsten Radziwill bey Ostrovo im Großherzogthum Posen erbaut). 6. Der Mineraltrinkbrunnen auf dem Friedrich Wilhelmsplatz zu Aachen.

V. 1. Grundriß und Durchschnitte des Entwurfs für den Neubau der St. Gertraudskirche bey Berlin. 2. Seitenansicht der entworfenen St. Gertraudskirche. 3. Perspektivische Ansicht vom Innern ders. 4. Perspektivische Ansicht vom Innern des Altarraums derselben. 5. Entwurf für ein Monument Friedrichs des Großen in Berlin. 6. Landhaus des Banquiers Behrend in Charlottenburg.

Nr. 74.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 15. September 1825.

Bauwerke in Paris.

Das Journal des Debats vom 24. August d. J. enthält unter der Rubrik Embellissemens de Paris einen gutgeschriebenen Artikel, welcher die bedeutendsten während der lezten Jahre in Paris ausgeführten Bauwerke betrifft. Da das Kunstblatt über die meisten derselben bis jezt noch keine Nachricht geben konnte, so theilen wir ihn unsern Lesern in der Uebersetzung mit:

Ich müßte fürchten, sagt der Vf., meine Leser zu ermüden, wollte ich eine, wenn auch kurz gefaßte Beschreibung aller in Paris angefangenen Gebäude entwerfen. Daher nenne ich nur die von Ledoux begonnenen Barrieren, die man endlich vollendet, die Wiederherstellung des Theaters Favart, die Errichtung der neuen Straße und eines Durchgangs, der sich über die Gebäude und den Garten des vormaligen Hotels der Finanzen, Straße Petits-Champs, erhebt; das fast ganz vollendete Seminar von Saint-Sulpice; die Schule der schönen Künste, eine andere Art von Seminar, die man im Garten des vormaligen Musée des Monumens français gebaut hat; die Abtragung des Hotels und Gartens des Cardinals Fesch, auf deren Stelle man Privatwohnungen errichtet; die Restauration der Abtey Saint-Germain, der man eine elegante, der heil. Jungfrau geweihte Kapelle anbaut; die Ausbesserung der Kirche der Sorbonne, die Verschönerung der Kirchen Sanct Severin und St. Nicolas du Chardonnet; eine ganz neue Kirche, die man auf dem Vereinigungspunkt der Straßen St. Lazarus und der Märtyrer baut; eine andre, die man oben in der Straße Hauteville zu errichten gedenkt, und endlich eine dritte, dem heil. Petrus geweihte in der Straße S. Dominique bey Gros-Caillou.

Mitten unter diesen Arbeiten, die mit großer Thätigkeit betrieben werden, sieht man mit Bedauern, daß die am Hotel der äußern Angelegenheiten, Quay d'Orsay, unterbrochen sind, und nur den traurigen Anblick eines halb vom Regen zerstörten Zimmerwerks übrig gelassen haben. Man fragt sich, warum der schöne Entwurf des verstorbenen Bonnard nicht ausgeführt wurde, und bedauert, daß die Unterbrechung dieses Werks der guten Wirkung eines der schönsten Quartiere von Paris so sehr schadet.

Auf einer andern Seite der Stadt sieht man das Weinmagazin (Halle aux vins) sich täglich vervollkommnen; nach den Reservespeichern auf dem Platz des Hauses Beaumarchais beendigt man eine Salzniederlage, und während man sich mit Nivellirung des Platzes der Bastille beschäftigt, bietet die ungeheure hölzerne Barrake, welche den zum Schmuck des Brunnens bestimmten monströsen Elephanten bedeckt, eine traurige Ansicht auf diesem noch unabgesteckten und ungeregelten Boden dar. Wird das Modell des Elephanten in Bronze gegossen werden, oder nicht? Ich konnte es nicht erfahren. Wird das Monument sich gut ausnehmen? Das kann ich nicht errathen. Auf dem Platz der Minerva zu Rom steht ein Elephant von mittelmäßiger Größe auf einem Fußgestell. Dieß Monument ist weder schön noch häßlich; es ist sonderbar. Die kolossale Größe wird dem, welchen man zu Paris vorbereitet, allerdings ein originelles Ansehen geben. Nur ein heißes Verlangen habe ich in Hinsicht dieses neuen Brunnens, nämlich: daß er Wasser gebe.

Ich schließe diese kurze Uebersicht von Gebäuden, die für den öffentlichen Nutzen bestimmt sind, mit dem Wunsche, daß man auf dem Platze der alten Oper, vor der königlichen Bibliothek, bey Errichtung eines Monuments, welches es auch sey, sich die Möglichkeit sichern möge, Bäume zu pflanzen, und diesem Quartier einen viereckigen Platz zu geben, dessen dringende Nothwendigkeit ich schon anderwärts gezeigt zu haben glaube. Auch wird man mit Vergnügen erfahren, daß die Stadt Paris eine beträchtliche Summe zur Ausbesserung der Gefängnisse bestimmt hat, damit auch deren innere Einrichtung mit den Grundsätzen der Regierung übereinstimmt, die schon lang nur die der Menschlichkeit und Klugheit sind.

Wirft man einen allgemeinen Blick auf die öffentlichen und Privatgebäude, die in Paris errichtet werden, so muß man zugeben, daß der Geschmack der Architekten

einfach und meist ziemlich rein ist. Die Kunst der Construction wird ebenfalls sorgfältig studirt, und wenn man zuweilen bemerkt, daß es den Gebäuden an Festigkeit fehlt, so muß man dieß weit weniger der Unerfahrenheit der Unternehmer als der Begierde der Spekulanten beymessen, welche diese Arbeiten bestellen. Man stützt auch nur Privatgebäude, während jeder mit Vergnügen die Dauerhaftigkeit und Genauigkeit bemerken wird, mit welcher die Schlachthäuser, Märkte, Seminarien, Kirchen, die Börse und die neuen Theile des Louvre aufgebaut sind.

In diesem Augenblick sind vier große Monumente im Entstehen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Ich rede von ihnen zuletzt, weil sie außer ihrem nützlichen Zweck, hauptsächlich auch zum Schmuck von Paris bestimmt sind. Dadurch gehören sie ausschließlicher dem Gebiete der Kunst an. Es ist wenig, daß sie auf eine vernünftige Art ihrem Zweck entsprechen; sie sollen schön seyn. Ich meyne den Triumphbogen de l'Etoile, die Kirche der Madeleine, die Börse, und die Sühnungskapelle auf dem Kirchhof der Madeleine, Rue d'Anjou.

Durch ein sonderbares Mißgeschick erfährt das erste dieser Monumente, der Arc de l'Etoile, auf welches die Augen des Publikums am beständigsten gerichtet sind, auch am meisten Schwierigkeiten bey seiner Erbauung. Nach langen Discussionen, welche durch künstlerisches Interesse und ökonomische Absichten sehr lebhaft wurden, hielt man es für das Beste, beym ersten Entwurf zu bleiben. Es ist entschieden, man soll den Triumphbogen nach den Zeichnungen und Entwürfen des verstorbenen Chalgrin ausführen. Also hält man sich an eine Composition, die im Ganzen die Billigung der Kunstverständigen nicht erhalten hat, und so gebe nur der Himmel, daß man doch wenigstens Mittel finden möge, bey der Ausführung die bezweckte Oekonomie zu beobachten.

Die Arbeit an der Magdalenenkirche geht nicht rasch, aber ununterbrochen, und jedes Jahr gewahrt man ihre Fortschritte. Gegenwärtig ist das Gebäude sowohl außen als innen bis zur Höhe des Architravs (exclusive) der großen korinthischen Säulenstellung, die es umgibt, gediehen. Nun sind noch das große Gesims, die Gewölbe und das Dach zu bauen. Die innere Verzierung ist vollendet; man beginnt sogar die Bildhauerarbeit an den Kapitellen und Friesen. Die für die Kosten dieses großen Werks jährlich angewiesenen Gelder stehen dem Architekten, Hrn. Vignon, zur Disposition, und wenn zu Ende dieses Jahrs das Publikum nicht sehr erstaunt ist über die Fortschritte des Gebäudes, so muß man die Ursache in der Trockenheit suchen, welche die Schiffahrt auf den Flüssen langsam und die Baumaterialien in Paris selten macht.

Das Innere des Temple de la Gloire sollte ein mit Pilastern verziertes Parallelogramm bilden. Als man beschloß eine Kirche daraus zu machen, mußte der Architekt, Hr. Vignon, in diesen schon begonnenen Umfang die für den katholischen Cultus nöthigen Distributionen eintragen. Er sezte daher der Eingangsthüre gegenüber in den Hintergrund der Kirche eine Apsis oder zirkelförmige Tribune, welche den Hauptaltar aufnehmen soll. Längs der beyden langen Seiten und zwischen den korinthischen Säulen, welche das innere Gebälke und den Gallerien für das Publikum tragen, sind auf jeder Seite vier Kapellen angebracht. Von diesen acht Kapellen sind die zwey ersten, zur Rechten und Linken am Eingang, eine für die Ceremonien der Taufe, die andre für die der Trauung bestimmt. Geräumiger und höher als die andern sind sie mit einem Bogen überwölbt. Die sechs anderen besonderen Kapellen, die von zwey jonischen Säulen und einem Fronton gebildet sind, schließen sich durch ihre Ordnung und Verhältnisse an die Säulen der Apsis an. In den beyden Ecken des Gebäudes gegen die Apsis hat man zwey Sakristeyen angebracht, mit unterirdischen Ausgängen, welche beyde in Verbindung setzen. Hr. Vignon scheint uns sehr geschickt die Aufgabe gelöst zu haben, die ihm durch die Nothwendigkeit, seine Composition in das bestehende Parallelogram einzuschließen, gegeben war, und so viel man bis jezt dem noch unbedeckten Monument ansehen kann, scheint zu hoffen, daß es eine gute Wirkung thun und seinen Zweck erfüllen werde.

Die Ausführung dieses großen Werks kann man nicht genug loben. Ich fordere alle Kunstverständigen auf, das Einzelne zu betrachten. Unter andern Mitteln, die der Architekt angewandt hat, um die Arbeit zu beschleunigen und doch eine weise Sparsamkeit zu beobachten, bemerke man nur die Einfachheit des Gerüsts, das in diesem Augenblick errichtet wird, um die zum Gebälk nöthigen Steine an Ort und Stelle zu bringen. Anstatt das ganze Monument von unten bis oben mit einem Wald von Balken zu verdecken, wie es an dem unausgeführten Hotel der äußern Angelegenheiten zu sehen ist, nimmt das Gerüst nur die Zwischenräume der unbehauenen Kapitelle ein, unter deren großen Schichten die Holzblöcke eingelassen sind. Durch dieß sinnreiche Mittel vereinfacht man die Arbeit, während das Publikum allmählig der beendigten Theile des Gebäudes sich erfreuen kann.

Die tieferen Studien, die man seit vierzig Jahren in der griechischen und römischen Architektur gemacht hat, erregten in ganz Europa eine allgemeine Bewunderung der Bauwerke beyder Nationen. Wie mag es uns daher Wunder nehmen, daß man auch ihre Formen wieder zu geben sucht? Durch Verwandtschaftsverhältnisse, durch

die Beschaffenheit ihrer Gesetze und Religion, selbst durch die in den Schulen täglich verbreiteten Kenntnisse bestätigen die Völker des Abendlandes mehr und mehr ihre Abkunft von Griechenland und Rom. Wer durchaus von den Künstlern verlangt, sie sollen in ihren Hervorbringungen eine primitive Originalität zeigen, die nur den Nationen ohne Voreltern zusteht, kennt entweder die Geschichte der neuern europäischen Völker nicht, oder thut als glaube er, der Mensch könne seine Natur verändern. Wem neben den Künsten auch die Menschen bekannt sind, der erstaunt weder darüber, daß die Magdalenenkirche einiges von den Formen eines alten Tempels entlehnt hat, noch darüber, daß die Börse nach dem modificirten Plan einer römischen Basilika gebaut ist. In jenen großen Compositionen der Alten ist etwas Vernünftiges, das man immer auf unsre Bedürfnisse anzuwenden geneigt ist, und man wird beständig nach der darin herrschenden Schönheit der Formen und Verhältnisse streben, weil, was man auch dagegen sage, und wie gebietend auch die materiellen Bedürfnisse seyen, das Schöne stets für die geistige Existenz einer Nation nothwendig ist.

Die Vernünftler, die alle ihre Empfindungen einer mathematischen Probe unterwerfen, haben bereits gesagt: die Säulenstellungen, welche die Magdalenenkirche und die Börse umgeben, seyen nicht in Harmonie mit unsrem Klima; wir seyen weder Griechen noch Römer, und dieser Luxus korinthischer Säulen stehe in schneidendem Contrast mit dem, was im Innern der Börse getrieben werde, und mit den Traditionen der katholischen Kirche. Ich bitte meine Leser, sich gegen diese Kritiker zu verhalten wie ich. Ich gebe ihnen Recht, und freue mich im Stillen, daß man, vernünftiger oder unvernünftiger Weise, unser Paris mit einigen Monumenten von großem und schönem Ansehen verziert, die das Auge ergötzen, die Phantasie erheben und für den langweiligen Anblick der Häusermassen und ewigen Krambuden entschädigen.

Ueberdieß ist es billig, daß jeder zufrieden sey. Wenn meine Mitbrüder, die Müssiggänger, mit Lust ihren Träumen nachhängen können, indem sie im Sonnen- oder im Mondlicht um die Börse spazieren, die in beyden sich gleich schön ausnimmt: so wird der Finanzmann, der Wechselagent, der Mäckler selbst, nicht in das Gebäude treten können, ohne von der Wichtigkeit seines Geschäfts durchdrungen zu seyn, wenn er die Kunst betrachtet, womit man den Ort, wo er es ausüben soll, eingerichtet hat.

Zwanzig Stufen, von der Höhe des Sockels, führen zu dem Eingangs-Peristyl. Durch die Thüre eingetreten, findet man sich in dem großen Saal der Wechsel-Agenten. Er nimmt zwey Drittel der Breite und die ganze Länge des Gebäudes ein. Reich mit Sculpturen verziert, endigt er in ein flaches Gewölbe, in dessen Mitte eine mit Glas geschlossene Laterne das Licht durchläßt. Rechts von diesem Saale laufen parallel mit ihm und der äußern Mauer, im Erdgeschoß Gallerien und im ersten Stock Büreaux, als Dependenzen der Börse. Die ganze Länge des Gebäudes zur Rechten, zwischen dem großen Saal und der nördlichen äußern Mauer, ist für das Handels-Tribunal bestimmt. Man steigt auf einer schönen Treppe hinan, an deren Ende ein Vorsaal (Salle des Pas perdus) ist; endlich gelangt man bis zum großen und kleinen Tribunal. Oben darüber sind Archive und Büreaux.

Dieß ist ungefähr die allgemeine Disposition dieses großen und schönen Gebäudes, das, wie schon gesagt, an die römischen Basiliken erinnert durch die Verbindung der Oerter wo Geschäfte verhandelt, und eines Tribunals, wo die aus jenen entstandenen Streitigkeiten gerichtet werden. Der verstorbene Brogniart hat als geschickter Architekt die Idee der Alten benuzt, und sie mit Glück auf unsre Bedürfnisse und Gewohnheiten angewendet. Die Kritiker und die Börsenmänner werden hoffentlich das Innere der Börse schön, und seiner Bestimmung entsprechend finden. Wenn dem so ist, so lasse man die Müssiggänger in Frieden des unschuldigen Vergnügens genießen, außerhalb diese schönen Colonnaden zu betrachten, die auf einem majestätischen Sockel stehen und eine sehr einfache Attika tragen. Um unsre Freude nicht zu trüben, wollen wir selbst einige durch unser Klima gebotene Dispositionen übersehen, und versprechen, weder auf die doppelte Fensterreihe zu achten, welche die Einheit der Seitenhallen stört, noch auf die Menge von Schlöten, die über das Dach hinausragen.

Es fehlt mir an Raum, noch eine Beschreibung der schönen Sühnungskapelle zu geben, die auf dem alten Kirchhof der Madeleine, Rue d'Anjou, unter Leitung des Hrn. Fontaine gebaut wird. *) Ich benutze diese Gelegenheit unsre Pariser Leser zum Beschauen dieses eben so schönen als originellen Monuments aufzufordern. Ich pflege die öffentliche Meynung über Kunstwerke lieber zu bestätigen als ihr vorzugreifen, und werde das genannte besser loben können, wenn ich versichert bin, daß es vom Publikum mehr gekannt ist. D.

*) Im Kunstbl. 1824. Nr. 13. ist bereits eine Nachricht darüber enthalten.

Berichtigung

eines in dem Kunstberichte aus München enthaltenen Artikels.

In der Fortsetzung des Kunstberichtes aus München (Kunstbl. Nr. 53. dieses Jahrs) werden uns unwahre

und gar wunderliche Dinge von einem Faune, einer Diana und Leda erzählt, die wir des auffallenden Irrthums wegen unmöglich auf sich beruhen lassen können.

Es sind vier solche Statuen, außer den drey oben angeführten noch ein Endymion, alle von der Hand des Hrn. Prof. Conrad Eberhard aus Carrarer Marmor in Rom gefertiget, welche in dem Zeitraume von 1814 — 20 nach München gebracht worden und jezt, im Besitze Sr. Maj. des Königs, in dem kleinen Park des königlichen Hofgartens zu Nymphenburg aufgestellt sind.

Die erste nun, welche die Kritik übrigens als der Erfindung und Ausführung nach lobenswürdig abfertiget, ist die Statue des Fauns, zurückgebogen — wie es heißt — und mit einem Amor, der auf seiner Hüfte steht.

Diese Gruppe sahen wir aber vor mehreren Jahren ganz anders angeordnet. Es kam uns nämlich vor als säße dieser Faun, das rechte Bein etwas vorgestreckt, das linke mehr zurückgezogen, auf einem Weinschlauche ruhend, er selbst eine jugendlich männliche Gestalt, an der sich Muskelkraft und Lebensfülle auch im Zustande behaglicher Ruhe überall charakteristisch hervordrängten. Auf seinem linken Schenkel saß damals ein kleiner Bacchus, sein Haupt war mit Weinlaub bekränzt und er neckte sich mit dem Faun und zupfte ihn am Barte.

Dieß ist der Faun des Hrn. Eberhard, freylich im Jahre 1814; jezt werden wir aber eines andern belehrt und durch die Kritik von der wunderbar eingetretenen Metamorphose in Kenntniß gesezt, daß inzwischen aus diesem Bacchus ein Amor geworden, der, des langen Sitzens endlich müde, sich dem Faun auf die Hüfte gestellt hat.

Noch seltsamer fährt diese Kritik fort zu berichten, daß sich weiter vorn Endymion zeige, und ihm gegenüber und nach ihm hingebückt und — wunderlich genug — mit über die Augen gehaltener Hand, Diana.

Es war im Jahre 1821, als wir die hier gemeinte Diana, damals in der königlichen Residenz zu München aufgestellt, sahen. Sie zeigte sich unsern Blicken in vorschreitender Bewegung von Amor zu Endymion geführt, beym Anblicke desselben überrascht und sehnsüchtig zu ihm hingezogen. Ihre Rechte war mäßig vorgestreckt und von dem sie geleitenden Amor erfaßt, in der Linken trug sie den Bogen, den Köcher über dem Rücken; von einer über die Augen gehaltenen Hand konnte daher nicht die Rede seyn. Das dünne Gewand reichte bis an die Knie und fiel, den beyden Schenkeln sich anschmiegend, in fliegenden Falten nach hinten zu darüber ab. Alles war herrlich gedacht. Die Stellung des Kopfes, dessen Ausdruck und Form, gehörten unstreitig zu den wesentlichsten Schönheiten des Ganzen, das sich durch Bestimmtheit in den charakteristischen Theilen mit der nöthigen Weichheit mehr als durch allzugroße Sorglichkeit und Feinheit der Ausführung auszeichnete, und an welchem die treue, lebendige Auffassung der schönen Natur, die Wahrheit in der Bezeichnung des Ausdrucks, der Stellung und Bewegung der Glieder mehr ansprachen und uns vorzüglicher dünkten, als eine übertriebene, charakterlose Glätte und Geziertheit jener Gestalten, worin weder Leben noch Wahrheit ist.

Dieß ist getreu die Diana des Hrn. Eberhard, eine andere kennen wir nicht.

Was nun noch die Leda von der Hand dieses Künstlers betrifft, welche die Kritik mit den Worten, daß sie ein in jeder Hinsicht verfehltes Werk sey, so schnöde abfertiget; so versuchen wir es, unsern Lesern hier, so gut wir können, das Wesen davon näher anschaulich zu machen.

Leda's Rechte stützt sich auf den Stein, auf welchem sie sitzend ruht, die Linke zart an den Hals des Schwanes gelegt. Ihr heiterer unbefangener Blick senkt sich auf das Thier herab, das mit leiser Flügelbewegung vor ihr steht und wie verlangend ihren Blicken begegnet. Die zarte Ausbeugung der Umrißlinie von der linken Schulter herab bis zur Hüfte gibt dem Oberleibe eine ungemein reizende Bewegung, die mit der Ruhe des übrigen Körpers sich im schönsten Gleichgewichte hält. Es ist eine blühende Gestalt, von jugendlicher Frische, und wohlverstanden im Charakter des Runden, von gewählter Schönheit der Formen. Die Ausführung steht, besonders, was die hier nöthige Zartheit des Meissels betrifft, mit dem Ganzen auf gleicher Höhe der Einsicht.

Eben diese Leda nennt nun unser kunstverständiger Kritiker „ein in jeder Hinsicht mißlungenes Werk.“ Hr. Z. hat hier vergessen, was er gleich am Anfange seines Berichtes versprochen hat, sich kein entscheidendes Urtheil anzumaßen. Aber Anmaßung ist es denn doch, auf eine so machtsprüchige Weise (unbefangene Meynungen sprechen sich ganz anders aus) über ein Werk den Stab brechen zu wollen, dessen Verdienste von tüchtigen und bewährten Künstlern längst anerkannt sind. Warum weist der Verfasser zur Begründung seines abfertigenden Spruches jene Fehler nicht nach, womit es der Künstler so ganz und gar versehen hat, daß sein Werk in jeder Hinsicht verfehlt seyn soll? Machtsprüche finden hier keinen Glauben und am wenigsten von einer Kritik, die bey den vorerwähnten Statuen des Fauns und der Diana nur gar zu auffallende Blöße gegeben und handgreiflich gezeigt hat, wessen man sich zu ihr in Hinsicht der Wahrheit, Treue und Gewissenhaftigkeit in der Auffassung und Schilderung bedeutender Kunstwerke zu versehen hat.

Der Verf. wird es sich also wohl gefallen lassen, wenn wir, seiner Rede ganz und gar nicht achtend, fortfahren, die Leda des Hrn. Eberhard so lange als ein gelungenes Werk zu preisen, bis er uns die Mängel und Gebrechen daran sachverständig und gründlich nachgewiesen haben wird.

— th.

Nr. 75.

Kunst-Blatt.

Montag, den 19. September 1825.

Ueber den Styl in der bildenden Kunst.

I.

Antwort des Freyherrn v. Rumohr auf das Schreiben vom Herausgeber im Kunstbl. Nr. 1. d. J.

Willig bekenne ich mich zu dem größern Theile der Bemerkungen, welche Sie neulich an mich haben richten wollen. Es wird daher Ihrer Aufforderung genügen, wenn ich nur auf solche Stücke eingehe, über welche meine Ansichten von den Ihrigen abweichen.

Doch ehe ich mit Ihnen zu hadern beginne über die Ausdehnung, welche Sie Ihrem Stylbegriffe nun einmal zu geben geneigt sind, bitte ich Sie, mich im voraus von aller Wortklauberey freyzusprechen. Ob wir diesen oder einen andern Begriff mit dem Wörtchen Styl benennen, ist mir gewiß an und für sich höchst gleichgültig. Indeß kann es wohl nicht in Frage stehen, daß wir, wenn überhaupt mit einigem Nutzen über Kunst geredet werden soll, nur einen, möglichst festen und reinen Begriff mit diesem, wie mit jedem andern gleich wesentlichen Kunstworte verbinden können; daß wir überhaupt, auch von den Wertbestimmungen absehend, solche Thätigkeiten und Beziehungen der Kunst, welche nun einmal ganz verschiedene sind, in der Vorstellung von einander absondern müssen, wie sie immer vor dem blos leidenden Kunstgefühle sich verschmelzen mögen.

So scheint es mir, daß in der allgemeinsten Kunstbetrachtung die Aufgabe, als der eigentliche Zweck und Gegenstand künstlerischer Darstellungen, stets von dem Stoffe zu unterscheiden sey, vermöge dessen dargestellt wird. Der Gegenstand nun ist bald ein gegebener, dessen Forderungen unerbittlich strenge sind, bald eine willkürliche, durch zufällige Anregungen veranlaßte Verbindung von Vorstellungen; und schon in diese leztere sich leicht ergebende Unterscheidung scheinen Sie mir nicht genug einzugehen, wenn ich anders den Sinn recht gefaßt habe, den Sie in das Wort Motiv legen. Der Stoff aber zerfällt nothwendig, zunächst in einen derberen in Bezug auf den Künstler gestaltlosen — feste Körper für den Bildner, Farbe und Helldunkel für den Maler; dann in einen edleren, schon vor aller Kunst gestalteten — die Summe organischer und natürlicher Formen, deren in ihnen selbst gegebene, aus inneren Gründen allgemeinfaßliche Bedeutsamkeit Ursache ist, daß man überhaupt durch Formen oder durch den Schein von Formen sogar geistige Anschauungen darstellen und ausdrücken kann.

Wenn Sie mir nun, wie ich voraussetze, zugeben wollten, daß jene beyden Hauptmassen des Kunstmateriales von einander wesentlich verschieden sind, so würde ich weiter schließen, daß der Künstler zur einen in einem andern Verhältniß stehe, als zur andern; daß aus jedem dieser beyden Verhältnisse wiederum ganz eigene Beziehungen und Thätigkeiten der Kunst hervorgehen müssen, welche rein und scharf zu unterscheiden wenigstens dem Theoretiker obliegt.

In der That ergibt es sich eben aus der Unbegrenztheit und Gestaltlosigkeit des derberen Kunststoffes, daß er in höherem Maaße, als der edlere, schon vor aller Kunst gestaltete, der Willkür des Künstlers unterliegt; daß es mithin ganz das Werk ist der Ansichten, der Gewohnheiten, des Gefühles der Künstler, wenn sie den derben Stoff auf jene leichterfaßliche, dem Sinne wohlgefällige Weise vertheilen und anordnen, welche ich ausschließlich den Styl nenne.

Sie indeß, ich ehre Ihre Pietät, schließen sich unsern besten Kunstschriften darin an, daß Sie noch immer Styl benennen, was in der That der Inbegriff aller, oder doch der meisten Vorzüge der Kunst seyn würde, mithin sehr leicht mit einem andern und allgemeinern Namen zu bezeichnen wäre. Denn in Ihrem Stylbegriffe verschmilzt sich mit den Vorstellungen, theils von einer glücklichen Handhabung jenes derberen Kunststoffes, theils von einer gleich glücklichen des edlern, der Naturformen selbst, auch Solches, welches bereits der Geistesrichtung und Auffassungsart der Künstler und Kunstgenossenschaften angehört, also fast Alles in Allem, so Kunstwerken nur irgend Werth und Verdienst geben kann. Ich will nicht untersuchen, mit welchem Grunde das Bild eines bloßen Zeichnenwerkzeuges — Stilo, Stift, denn aus dem Italienischen, nicht aus den alten Sprachen kam, wie

Ihnen bekannt, dieses Kunstwort zu uns — jemals gewählt worden, um das Ergebniß so vieler höchst verschiedener Thätigkeiten der Kunst gemeinschaftlich zu bezeichnen. Ich muß indeß darauf bestehen, daß die Eigenschaft der Kunst, welche ich bisher, gerade weil sie sich in einer niedern, technischen Sphäre entwickelt, den Styl nannte, wirklich abgesondert vorhanden ist und eben daher auch an einzelnen Kunstwerken abgesondert aufgefaßt werden kann. Bisweilen ist Styl, in meinem Sinne, der einzige Vorzug sonst ärmlicher Kunstwerke; bisweilen wiederum erscheinen Verdienste um die Ausführung einzelner Formen, erscheint selbst eine sinnreiche Auffassung der Aufgabe von allem Style entblößt. Jene den Bildnern der alten Welt — schon denen, welche, gleich den Aegyptern, der Auffindung und Ausbildung wahrer Kunst lange vorangingen — zur Natur gewordene Berücksichtigung dessen, was dem derben Stoffe jedesmal ansteht, findet sich selbst in den geistloseren und weniger beendigten Werken der spät griechischen und römischen Zeit. Dagegen wird der Eindruck selbst verdienstvoller und geistreicher Werke der ganz modernen Kunst immer gestört, nicht selten vernichtet durch jene gänzliche Abwesenheit des Sinnes für Anordnung und Vertheilung des derberen Kunststoffes, welche sich am frühesten in den Bildnereyen und Bauverzierungen Michelagnuolo's und in den Gemälden des Correggio offenbart und leider bis auf unsere Zeiten hinab sogar vortreffliche Kunstwerke entstellt hat. Wenn nun mächtige Geister, bey gewandtem, auf tiefe Einsicht begründetem Gebrauche der Naturformen, dennoch einen dem unbestochenen Sinne widerstrebenden Eindruck bewirken, so muß die Ursache dieses Eindruckes in dem Mangel an einem besondern Vorzug liegen, der gleich sehr von der geistigen Auffassung des Gegenstandes, wie von der Handhabung der Naturformen verschieden ist. Wenn auf der andern Seite die alten Bildwerke von den Aegineten bis zu den Denkmalen Trajans und Hadrians bey höchster Verschiedenheit der Geistesrichtung, der Gegenstände, der sinnlichen Vorbilder, ja selbst jener Schuleigenthümlichkeiten, welche Sie, mit Winckelmann, nicht selten bey Ihren Stylen im Sinne haben, dennoch überall ein bestimmtes beyfälliges Etwas zeigen, welches die verschiedensten so Naturformen als Gegenstände der Darstellung einfaßt, ohne sie wesentlich abzuändern, so kann dieses Etwas nichts Anderes seyn, als eben die rechte und sinnige Behandlung des derberen Kunststoffes; gewiß der äußerlichste, immer jedoch der unerläßlichste Vorzug der Kunst, welchen Künstler um so weniger vernachlässigen sollten als er sich leichter als andere, erwerben, aneignen und in ganzen Schulen fortpflanzen läßt.

Also ist derjenige Vorzug der Kunst, den *ich* Styl benenne, auf keine Weise der Ausfluß irgend einer Richtung des künstlerischen Geistes auf bestimmte Gegenstände der Auffassung und Darstellung; und da Ihr Stylbegriff den meinigen offenbar mit einschließt und als ein unerläßliches Element in sich aufnimmt, so verknüpft er zwey sehr weit von einander entlegene und höchst verschiedenartige Begriffe, was nicht gerade zur Deutlichkeit führen kann. Wenn Sie aber sogar dieses behaupten, daß der Styl die Naturgestaltung beherrschen, ihr einen bestimmten Zuschnitt geben könne, so finde ich Sie wider Erwarten in einem Vorurtheile der modernen Aesthetik befangen, dem ich nie begegne, ohne mich dagegen aufzulehnen.

Formen, welche die Natur dem ächt künstlerischen Sinne schon so schön und bedeutend entgegenbildet, sollten also nach einem allgemeinen oder besondern Geschmacksinne umgemodelt, zugerichtet, ins Schönere hinüber gebildet werden können? — Und doch, wie konnte es je der Beobachtung entgehen! verhält sich das Kunsttalent zur gestaltenden Natur gerade umgekehrt, als wie die Kunstschriften des verfließenden Menschenalters zu behaupten pflegen. Denn man muß jedem Künstler, selbst dem altgriechischen, als eine menschliche Unzulänglichkeit zugeben, daß *seine* Form nothwendig zurückbleibt hinter der Kraft, Eindringlichkeit und innern Vollendung der Naturformen. Die bildenden Künste würden demnach ein durchaus fruchtlos Bemühen seyn, wenn ihr Zweck wirklich nur jener wäre, die Naturformen zu verschönen, zu veredlen, oder, wie Sie sagten, sie zu *verklären*. Glücklicher Weise indeß ist der Zweck der Kunst von jeher ein ganz andrer gewesen, nämlich dieser, die ganze Fülle der Naturformen, so weit sie erreichbar, mit Sinn zu erfassen, durch Verstand und Gewandtheit sich mehr und minder anzueignen, um sie dann, nach den jedesmaligen Wünschen und Forderungen der Menschen für menschliche Zwecke selbstthätig zu verwenden. Was die Natur unbekümmert um einzelne Menschen und ganze Geschlechter in Formen hervorbringt, wie und wo es gerade nur ihr gefällt, solches vermag der Künstler sich mehr und minder anzueignen und zu verwenden, wie es *sein* Zweck, *sein* Gegenstand erheischt, und es mag die so verbreitete Täuschung, *Formen* der Kunst für besser und schöner zu halten, als die Naturformen überhaupt, wohl daher entstanden seyn, daß jene, indem sie nahe menschliche Beziehungen ausdrücken, dem gewöhnlichen Menschensinne auch an sich selbst handlicher und anziehender scheinen als die Naturformen, deren Bedeutsamkeit und Schönheit zu erkennen mehr Sinn, Bestimmung, Muße erfordert, als Jeglichem vergönnt seyn kann. Denn obwohl diese Täuschung leicht auch aus einer der mannichfaltigen Ueberhebungen des menschlichen Stolzes entspringen könnte, an welchen die neuesten Zeiten so fruchtbar gewesen, so würde sie doch, ohne die

Mitwirkung eines bescheidneren Irrthumes schwerlich so lange und standhaft sich haben behaupten können.

Ursprünglich allerdings erzeugten sich die Begriffe des Ideales, als einer anomalischen, der natürlichen entgegengesezten Form, dann der Natur in dem beschränkten Sinne eines bestimmten und einzelnen Objectes der sinnlichen Anschauung und mechanischen Nachahmung, bey der schlechtesten Gattung moderner Maler, den sogenannten Manieristen. Hätten wir sie jedoch nur so rein aufgefaßt und consequent beybehalten, als ihre Stifter, so würden wir ihre Verkehrtheit sicher viel früher erkannt haben, als geschehen ist und geschieht. Allein schon Winckelmann, dem sie durch Oeser überliefert wurden, vermischte sie bereits mit seinen eigenen höheren Kunstbegriffen und erzeugte daraus jenes unselige Mittelding von Irrthum und Wahrheit, dessen wir uns, wie es scheint, noch immer nicht entledigen können. Seitdem nun, begehren unsere Idealformenlehrer auf der einen Seite, gleich den Manieristen, anomalische Formen, als wenn solche jemals schöner und bedeutender seyn könnten, als die natürlichen, auf der andern aber auch Naturwahrheit, Naturgemäßheit oder ähnliche Benennungen einer gewissen Art von Abfindung mit der Natur, wenn sie solche für möglich und ersprießlich halten. Künstler, welche auf solches schwankende Hin- und Herreden achten wollten, würden nothwendig auch bey den besten Gaben, irrig, lahm und endlich ganz unfruchtbar werden, weil die Natur ihre Formenschätze weder dem Blöden und Zaudernden, noch dem hochmüthigen Krittler jemals eröffnet. Indeß auch abgesehen von dem Gedeihen des gegenwärtigen Kunstalters wäre es doch endlich einmal an der Zeit auch im Begriffe aufzufassen, daß, wenn auch die denkbaren Gegenstände der künstlerischen Auffassung und Darstellung allgemeinhin in ideelle und individuelle, in geistige und sinnliche Anschauungen eingetheilt werden können, doch darum noch keinesweges auch die Formen, vermöge welcher diese Gegenstände dargestellt werden, in sinnliche und geistige zerfallen. Allerdings wird jeder einzelne Kunstzweck immer nur die besondern Formen erheischen, welche jedesmal die geeigneten sind, ihn zu erfüllen; hiedurch indeß wird das Wesen der Form noch durchaus nicht verändert, ja nicht einmal ihr Verhältniß zum Künstler, denn auch dem Bildniß, nicht blos der ideellen Kunstaufgabe, genügt nicht jede willkürlich ergriffene Naturform, sondern einzig nur eine solche, welche zum Zwecke führen kann. — Doch wozu noch eine Darlegung, da die Leistungen der Manieristen der lezten drey Jahrhunderte und der Erfolg des Idealschönheits-Bestrebens der lezteren Jahrzehente längst überzeugt haben sollten, daß willkürliche, anomalische Formen in eben dem Maaße leerer, unbedeutender und widriger sind, als sie mehr von den Gesetzen und Möglichkeiten, oder auch von der inneren Fülle und Vollendung der Naturformen abweichen; da die Werke des besten Alterthumes eben wie die der Zeitgenossen Raphaels deutlich genug ins Licht setzen, daß die gröste Erhebung des Geistes in der Kunst gerade nur durch die natürlichsten Formen zur Anschauung gebracht werden kann.

Und hier wage ich kaum noch zu erinnern, daß ich den höchst allgemeinen Begriff der wirklichen, thätigen, hervorbringenden Natur im Sinne habe; daß mir keinesweges, wie gegen den philosophischen, ja gegen den gemeinen Sprachgebrauch in vielen Kunstschriften eingerissen ist, jede einzelne Erscheinung, jedes abgelebte Lohnmodell, die Natur heißt, oder gar für den Inbegriff der Natur gilt. Dieser beschränkte und durchaus sprachwidrige Naturbegriff mag hie und da dem practischen Künstler, der ihn gelegentlich auch über Tisch und Bank ausdehnt, gar wohl zu gönnen seyn. Wer aber über die Kunst philosophirt, mag wohl die Bezeichnung technischer Werkzeuge und Handgriffe, sollte jedoch nimmer allgemeinere Begriffe aus der Künstlersprache entlehnen; denn diese pflegt sowohl an sich selbst verworren, als auch meistens sprachwidrig zu seyn, was übrigens dem ächten Künstler, der in der Form ein unendlich vollkommneres Organ des Ausdrucks besizt, durchaus nicht zum Vorwurf gereichen möge. — Das Wort Natur in seine Rechte wieder einzusetzen, dasselbe nicht länger blos auf irgend ein zufällig der sinnlichen Anschauung vorliegendes Ding zu beziehen, welches die gemeinschaftliche Mutter oftmals kaum noch für ihr rechtes Kind erkennen möchte, solche Sprachberichtigung einzuführen, möchte demnach der Kunstgelehrsamkeit eben so nöthig seyn, als die Verdrängung jener andern Vorstellung von einer ganz oder auch nur halbunnatürlichen Formenschönheit, welche in sich selbst unmöglich ist und weder irgendwo durch denkbare höchst geistige Aufgaben geboten, noch durch ein wirkliches Bedürfniß des äußern Sinnes erheischt wird.

Solche Umwälzung in der modernen Kunstsprache dürfte nun allerdings durch eine schärfere Auffassung und reinere Aussonderung des Stylbegriffes begünstigt werden. Denn ein guter Theil der kleinen Auslassungen und Abänderungen der Gestaltung, welche Winckelmann an alten Bildwerken wahrnahm, entsprang nicht, wie er glaubte, aus irgend einer willkürlichen — nur den ältesten, eigentlich vorkünstlerischen Zeiten beyzumessenden — Bezeichnungsart von bestimmten ideellen Aufgaben, vielmehr aus dem Gefühle dessen, was der derbe Kunststoff jedesmal zuließ oder ausschloß. Der senkrechte Stand der Statuen ward nicht immer, wie Winckelmann annahm, von den Ideen geboten, welche sie gerade darstellen, sondern im Ganzen eben nur vom Style. Dasselbe Stylgesetz mäßigte in den Bildwerken der Alten die Andeutung alles Leichten und Weichen, eben weil solches nach

seiner wirklichen Ausdehnung dargestellt in Stein und Erz nicht leicht noch weich, sondern schwer und hart erscheint, und es war daher weit hergeholt, wenn Winckelmann etwa in Bezug auf Sehnen und Adern den Grund ihrer Milderung in einer übereinkömmlichen Darstellungsweise bestimmter Kunstideen aufsuchte; wenn er anders nicht etwa in dem Wahne befangen war, daß die Naturformen sich wirklich so übertrieben anatomisch darstellen, wie neuere Maler aus Prunk mit einem ärmlichen Wissen sie wohl zu zeigen pflegten, wo dann, was ihm als Auslassung und Milderung auffiel, eben nur höchste Natürlichkeit seyn dürfte.

Doch will ich mich an dieser Stelle nicht darauf einlassen, weitläufig zu erörtern, was den Styl in meinem Sinne bedingt; denn Sie selbst fühlen sehr wohl, was Alles zur wohlgefälligen Verwendung des derberen Kunststoffes gehört, und nur in so fern wollen Sie von mir abweichen, als Sie eben die Eigenschaften, welche ich den Styl nenne, mit schöner Auffassung und treffender Darstellung in einer nothwendigen Verbindung denken.

Diese Begriffe indeß sind schon an sich selbst so vielumfassend, daß die Kunstsprache durch ihre Absonderung von dem Ergebniß einer verständigen und sinnigen Behandlung des derberen Kunststoffes unbestreitbar an Deutlichkeit gewinnen würde. Der nächste und günstigste Erfolg solcher Begriffssonderung dürfte nun darin bestehen, daß alle Forderungen des äußern, sinnlichen Geschmackes, welche bisher, und noch immer, bald an den Gegenstand der Darstellung, bald an die Darstellung des Gegenstandes, bald an solche gerade bezeichnende Naturformen gerichtet wurden, nunmehr dort abgelehnt und auf den Styl, als an die einzige durchaus willkürliche Thätigkeit und Leistung der Kunst, würden verwiesen werden. Hätte der leztere nur Genüge geleistet, so würde man nimmer an der Naturform mäkeln wollen, oder von dem Gegenstande mehr begehren, als dieses, daß er überhaupt der Darstellung fähig sey. Ueberhaupt aber würde im Kunsturtheil die Stimmung, der allgemeine Standpunkt, die geistige Schwungkraft des jedesmaligen Künstlers wiederum bey weitem häufiger berücksichtigt werden, als geschehen konnte, so lange als man mit dem Künstler über Dinge rechtete, welche, wenn nicht immer, doch meist, nicht durchaus in seiner Wahl liegen. Denn der Künstler ist stets — wie der individuelle Charakter aller Localschulen neuer wie alter Kunst ausnahmlos bezeugt — auf solche Formen der Natur angewiesen, als gerade in seinem Bereich liegen; und eben in den glücklichsten Fällen, denen beschäftigter, thätiger, lebenvoller Kunstzeiten, macht er sich seine Aufgabe nie selbst.

Rumohr.

Dresden.

Unser König hat ganz kürzlich zwey talentvolle junge Kupferstecher, Anton Krüger und Kluge, mit hinreichenden Pensionen nach Italien geschickt, um sich daselbst auszubilden. Krüger geht nach Mailand zu Longhi, Kluge nach Parma zu Toschi. Der erstere hat sich vorher durch zwey Platten nach Prof. Vogels Deckengemälden in Pilnitz: Tonkunst und Philosophie, vortheilhaft ausgezeichnet, (jene in kleinem Format für den Buchhändler Braun in Carlsruhe, diese in ansehnlicher Größe für den Verlag der hiesigen Rittnerschen Kunsthandlung) und darin besonders viel Sinn für Zeichnung, das erste Element der Kupferstecherkunst, an den Tag gelegt, so daß, wenn er das Glück hat, sich in demselben Grade in Longhi's Schule dessen Vorzüge in Hinsicht auf Farbe und zarte Harmonie anzueignen, wir hoffen dürfen, einst einen sehr ausgezeichneten Kupferstecher an ihm zu besitzen. Nur wäre zu wünschen, daß wir dann auch eine vollkommene Presse mit einem recht tüchtigen Pariser Drucker hätten, um nicht wie jezt genöthigt zu seyn, wenn wir gute Abdrücke haben wollen, die Platten nach Berlin oder Paris zu schicken. Bey dem thätigen Interesse, das unser erster Minister an allem nimmt, was Kunst betrifft, dürfen wir hoffen, daß auch diesem Bedürfniß bald abgeholfen werden wird.

Paris.

Folgende Werke sind bey Engelmann in Paris angekündigt:

1. Les Amours des Dieux; Recueil de Compositions dessinées par Girodet et lithographiées par MM. Aubry le Comte, Chatillon, Counis, Coupin de Lacouprie, Dassy, Dejuinne, Delorme, Lancrenon, Monanteuil et Pannetier, ses élèves. Avec un texte explicatif redigé par M. P. A. Coupin. Diese Sammlung soll aus vier Lieferungen in Folio, jede zu vier Blättern und einigen Seiten Text bestehen. Preis jeder Lieferung 20 Fr. Alle Abdrücke werden auf chinesisches Papier gemacht.
2. Histoire et Description pittoresque du Palais de Justice de la Conciergerie et de la Ste Chapelle de Paris, par B. Sauvan et J. P. Schmit. Das Ganze soll sechs Lieferungen umfassen, jede fünf Abbildungen, eine Vignette und fünf Blätter Text enthaltend, gedruckt bey Firm. Didot. Preis jeder Lieferung 12 Fr. auf weissem, 16 Fr. auf chinesischem Papier.

Nr. 76.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 22. September 1825.

Ueber den Styl in der bildenden Kunst.

II.

Antwort an Herrn Baron v. Rumohr.

Ihre Erwiederung meines Schreibens hat mich so sehr überrascht, daß ich mir vornahm, dieselbe nicht eher zu beantworten, als es mir gelungen seyn würde, mich ganz in Ihre Ansicht zu versetzen, und sie mit der meinigen völlig unbefangen zu vergleichen. Daß ich deßhalb den Abdruck Ihrer mir so schätzbaren Zuschrift verzögert, werden Sie, wie ich hoffe, mit der Sorge für die Bequemlichkeit der Leser entschuldigen, welche lieber Kritik und Antikritik beysammen haben, als in weiten Zeiträumen von einander getrennt aufsuchen.

Wenn Sie vor Allem auf scharfe Sonderung der verschiedenen Thätigkeiten und Beziehungen dringen, die bey der künstlerischen Hervorbringung wirken und eintreten, so pflichte ich Ihnen mit voller Ueberzeugung bey. Ich betrachte jedoch diese Sonderung als die schwierigste Aufgabe der Kunstphilosophie, die nichts anderes ist als die Entwicklung der Gesetze der Kunst aus dem Wesen des Geistes und aus seinem Verhältniß sowohl zum darzustellenden Gegenstand, als zu dem hiezu anwendbaren Stoff. Das Schwerste ist, wie mich dünkt, die Betrachtung der geistigen Thätigkeit des Künstlers, die im Zusammenwirken der verschiedensten Vermögen: des Verstandes, des Gemüths und der Phantasie besteht, und daher nie auf eines derselben abgesondert bezogen werden kann. Daher ist ihr Verhältniß zur Aufgabe der Darstellung und zum Stoff auch wieder ein zusammengesetztes, bey dessen Erklärung die Sprache überall ihren Mangel an Feinheit und Bestimmtheit fühlt. Ich bin, um die Ausdrücke: Styl und Motiv zu erläutern, vor allem von jenem ersten Punkt ausgegangen, in der Ueberzeugung, so das Allgemeinere zu finden, welchem das Besondere sich leicht unterordnen lasse.

Sie tadeln mich nun gleich anfangs, daß ich bey der Erklärung des Worts Motiv nicht genug Rücksicht auf die Verschiedenheit der Gegenstände genommen, und unterscheiden solche, welche gegeben und deren Forderungen unerbittlich streng, von solchen, welche nur willkürliche, durch zufällige Veranlassung verbundene Vorstellungen sind. Diese Unterscheidung habe ich allerdings nicht gemacht, indem ich voraussezte, daß wo von einem bereits vorhandenen Kunstkreis, von einer Tradition die Rede sey, nur solche Ideen gemeynt seyn können, die aus dem religiösen und nationalen Leben hervorgehen, folglich nur gegebene Vorstellungen. Die Freyheit, eigene Ideen zu behandeln, bleibt überall dem Künstler unbenommen, aber einmal an edle Auffassung der Motive in jenen gewöhnt, wird er auch in diesen sich auf gleicher Höhe erhalten und nur Vorzügliches und Ansprechendes hervorbringen. — Doch Sie haben jene Bemerkung nur im Vorbeygehen angedeutet, und sind nicht weiter auf das eingegangen, was ich über Motive gesagt: ich lasse daher diesen Punkt auch jezt bey Seite, obgleich er einer weitern Entwicklung und Durchführung wohl bedürfte.

Sie gehen sogleich auf Ihre Definition des Styls über, im Wesentlichen noch dieselbe, wie sie zuerst von Ihnen im Kunstblatt *) aufgestellt worden, nur daß Sie jezt, im Gegensatz zu meinem erweiterten Begriff, sie noch strenger begränzen und abschließen. Ich will versuchen, Ihre Aeußerungen hierüber zusammenzufassen, und übergehe daher fürs erste die eingeschaltete Bestreitung eines andern damit verwandten Punktes, indem ich deren Beantwortung bis zum Schluß verspare.

Styl ist Ihnen „die leichtfaßliche, dem Sinne wohlgefällige Vertheilung und Anordnung des derben Stoffs.“ Feste Körper sind die Darstellungsmittel, welche der Architekt und Bildner, Farbe und Helldunkel die, welche der Maler gebraucht. Beyde nennen Sie den derben Stoff. Die Bedingungen, die aus dessen eigener Natur hervorgehen, wohl beobachten, denselben leichtfaßlich, dem Sinne wohlgefällig vertheilen und anordnen, heißt dem Kunstwerke, das aus demselben gestaltet wird, die Eigenschaft des Styls ertheilen. Sie bezeichnen diese Eigenschaft zuerst formal

*) 1820. Nr. 54. S. 215.

durch obige Definition, und nachher historisch, indem Sie andeuten, welchen Zeiten und Kunstwerken solche zu Theil geworden oder versagt geblieben sey. Zuletzt, nach einer Abschweifung, kommen Sie auf die Erläuterung Ihres Begriffs durch Beyspiele, indem Sie Rücksichten anführen, welche, wie Sie sagen, sich aus der niedern, technischen Sphäre entwickeln; aber eben deßhalb wäre es wohl nöthig gewesen, dieselben in solcher Mannichfaltigkeit aufzustellen, daß sie die für Ihren Begriff wesentlichen Merkmale insgesammt enthalten hätten.

Denn da Sie darauf bestehen, daß die Eigenschaft der Kunst, welche Sie Styl nennen, abgesondert, d. h. unabhängig von den Ideen und den dargestellten Gegenständen, am Stoff vorhanden sey, so ist Ihr Begriff ein positiver, ein Erfahrungsbegriff, der nur aus der Kenntniß der Stoffe, welche von dem Künstler als Darstellungsmittel gebraucht werden, seine Definition erhalten kann.

Nun habe ich mich bemüht, in Ihre Ansicht eingehend, zu dem, was Sie beyspielsweise anführen, weitere Belege zu finden, also aus dem Wesen der Stoffe die Bedingungen zu entwickeln, welche für die wohlgefällige Vertheilung und Anordnung in ihnen enthalten sind. Es kam darauf an, in der Architektur nachzuweisen, wie die wohlgefällige Vertheilung der Massen und Glieder, schon durch das Material gefordert, dasjenige veranlaßt, was wir Styl in der Baukunst nennen; in der Sculptur: zu den von Ihnen gegebenen Merkmalen noch mehrere zu finden, die einen genügenden Begriff des Styls begründen konnten; für die Malerey die Gesetze aufzustellen, welche im Wesen der Zeichnung, Beleuchtung und Farbe beruhend, eine wohlgefällige, leichtfaßliche Darstellung nothwendig machen.

Aber in allen diesen Punkten hat mir nichts weiter gelingen wollen, als einzelne Regeln aufzufinden, die aus dem Gesetze der Zweckmäßigkeit hervorgehen, aber zum Theil auch erst durch die Forderungen unsres Auges und des Gegenstandes zu Regeln erhoben werden. Wie das bloße Material der Architektur durch seine Beschaffenheit Regeln der Vertheilung und Anordnung gebieten könne, die zu etwas Höherem führen als zu dem blos Zweckmäßigen, kann ich nicht finden. Alles Weitere: Symmetrie, Eurhythmie u. s. w. ist mir ein Resultat des Schönheitsgefühls, das seinen eigenen Gesetzen folgt. — In der Plastik der Griechen, sagen Sie, habe der senkrechte Stand der Statuen nicht immer, wie Winckelmann annahm, aus den Ideen, welche sie darstellen, sondern im Ganzen nur vom Style seinen Ursprung genommen. Wenn ich aber an den äginetischen Statuen sehe, wie leicht und meisterhaft schon die ältere griechische Sculptur bewegte, schwebende Stellungen in Marmor ausgeführt; wenn mich ferner der Diskobolus des Myron, der borghesische Fechter, einige Figuren der Niobiden u. a. (den farnesischen Stier nenne ich als etwas Außergewöhnliches nicht) überzeugen, daß auch die Meister der ausgebildeten Kunst im Marmor kein Hinderniß fanden, gewagte und heftige Bewegungen darzustellen: so muß ich wohl den Grund, warum bey andern Statuen die ruhige Haltung des Körpers vorgezogen worden, anderswo als in den Bedingungen des Materials, mithin in dem Gedanken und Gefühle suchen, durch welche die Hand des Künstlers geleitet wurde. — Trachte ich endlich mir klar zu machen, was Sie in der Malerey unter der leichtfaßlichen und wohlgefälligen Anordnung des derbern Stoffs verstanden haben könnten, so finde ich hauptsächlich eine deutliche Zusammenstellung der Figuren und Gruppen, schöne Uebergänge der Linien, und die Vermeidung gewaltsamer Verkürzungen, durch welche Correggio sowohl dem Angenehmen der natürlichen Formen als der Deutlichkeit geschadet hat. Aber der Styl ist etwas Positives; ich frage daher: in wie fern ist in der Zeichnung, Beleuchtung und Färbung selbst eine bestimmte Weise der Zusammenstellung, eine consequente Behandlung der Naturformen und Gruppen bedingt? Wo zeigt sich die Gränze, bis zu welcher Verkürzungen angewendet werden dürfen? Auf welche Weise lassen sich diese Regeln aus der Natur der genannten Stoffe selbst entwickeln?

Sie werden mir, glaube ich, zugeben müssen, daß es unmöglich sey, diese Aufgabe zu lösen, und überhaupt die Gesetze des Styls aus den Forderungen des Stoffs zu constituiren. Hieraus folgere ich nun eben, daß der Styl nicht etwas blos dem Stoff und der niedern Sphäre des Technischen Angehöriges ist, und kann mich nicht dazu bequemen, Ihren Begriff in dieser engen Begränzung anzuerkennen, selbst wenn ich meinem Satz ungetreu werden wollte, daß der Sprachgebrauch einsichtvoller Künstler stets eine Andeutung des Wahren enthalte.

Doch Ihre eigenen Aeußerungen zwingen mich, aus dieser engen Sphäre des Technischen herauszutreten. Sie sagen: „es sey das Werk der Ansichten, der „Gewohnheiten, des Gefühls des Künstlers," wenn er den derben Stoff auf jene leichtfaßliche, dem Sinne wohlgefällige Weise vertheile und anordne, welche Sie ausschließlich den Styl nennen. Hiermit setzen Sie das Constitutive des Styls nicht in das Wesen des Stoffs, sondern in die Individualität des Künstlers; denn Ansichten, Gewohnheiten, Gefühl, können zwar allgemeiner sich verbreiten, sind aber stets den mannichfaltigsten Schattirungen der Individualität unterworfen. Auf diesem Wege träfen Sie wider Erwarten mit meiner frühern Ansicht des Styls zusammen, *) wo ich ihn ganz

*) Studien der griechischen Künstler. Einleitung §. 18.

aus der Eigenthümlichkeit des Künstlers herleitete, nur daß ich ihn auch von der Auffassung der Idee abhängig machte, statt daß Sie ihn allein auf die Behandlung des Stoffs beziehen. In der That scheint auch einiges von dem, was Sie unter Styl begreifen, hauptsächlich dem Auge des Künstlers anzugehören; denn jene Mäßigung der alten Sculptur im Andeuten des Leichten und Weichen, jene kleinen Auslassungen und Abänderungen, die sie sich an der menschlichen Gestaltung hin und wieder erlaubte, entsprang, wie Sie selbst sagen, aus dem Gefühle dessen, was der derbere Stoff jedesmal zuließ oder ausschloß. Die Norm zu solchem Verfahren also lag im Blicke des Künstlers; er behandelte seinen Stoff, wie es ihm am zweckmäßigsten dünkte, um die natürliche Erscheinung der Gestalt an ihm hervorzubringen. Wollten Sie aber diese Behandlungsart ganz auf individuelles Gefühl, individuelle Gewohnheiten und Ansichten begründen, ja der Willkür unterwerfen: so sehe ich nicht, wie Sie vermeiden wollten, statt etwas Allgemeingültigem etwas höchst Regelloses zu erhalten, das eben so leicht seinen Zweck verfehlen als ihn erreichen, folglich eben so leicht Manier als wahrer Styl seyn kann.

Nun sind wir aber, wie ich glaube, darüber einig, daß der Styl nicht ein zufälliger Vorzug dieses oder jenes Kunstwerks, sondern etwas Bestehendes, eine Eigenschaft, welche den Gebilden jeder Kunst nöthig ist, mithin als wesentlich zu einem guten Kunstwerke etwas Bestimmtes und Gesetzliches seyn müsse. Bleibe ich nun auch nach Ihrem Verlangen dabey stehen, den Styl blos in der niedern äußerlichen Sphäre der Kunst, in der Behandlung des derberen Stoffs zu suchen: so muß ich doch seine Gesetze, die weder im Stoff an sich gegeben, noch der Willkür oder jedesmaligen Eigenthümlichkeit des Künstlers zu überlassen sind, in etwas Anderem und Bleibendem nachweisen. — Dieß sind nun entweder die Naturformen, deren Erscheinung der Künstler am Stoffe darzustellen hat, oder die dem menschlichen Geist eingeprägten ewigen Gesetze des Schönen, von welchen die bildende Kunst geleitet wird, oder beyde zugleich. Denn was bedeutet es Anderes, wenn Sie sagen: „Der Künstler müsse seinen Stoff auf eine leichtfaßliche, dem „Sinne wohlgefällige Weise anordnen und ver„theilen, um seinem Werke Styl zu geben?" — Das Leichtfaßliche, die Deutlichkeit in der Anordnung kann er nur dadurch hervorbringen, daß er die Formen, die er darzustellen hat, innerhalb der Gränzen des gegebenen Stoffs aufs naturgemäßeste wiedergibt; das Wohlgefällige nur dadurch, daß er bey Beobachtung der vom Stoff vorgeschriebenen Gränzen und bey Darstellung der natürlichen Formen die allgemeinen Gesetze der Schönheit auf sein Werk überträgt, die wir nicht aus der Natur lernen, sondern deren Andeutung an äußeren Gegenständen unser Wohlgefallen erregt, weil sie selbst in unserm Geiste gegründet sind.

Sollen wir also den Styl nicht als etwas blos Negatives, als eine durch den Stoff gebotene Beschränkung ansehen: so müssen wir auch dem Gefühl des Schönen und der Erkenntniß der Naturwahrheit dabey ihr Recht lassen; und da auch nur durch Vergleichung beyder mit den Eigenthümlichkeiten des Stoffs die an demselben zu beobachtende Beschränkung aufzufinden ist: so erscheinen sie als constitutiv, d. h. es können sich nur aus ihrer Anwendung auf den Stoff die Gesetze des Styls ergeben. Ist nun unläugbar in der künstlerischen Thätigkeit die Anwendung der Grundgesetze des Schönen auf die Darstellung natürlicher Formen, und die Entwicklung beyder am gegebenen Stoff, stets von der Idee bedingt, welche der Künstler versinnlichen will, und von der Empfindung, welche dabey in ihm waltet: so scheint allerdings der Styl etwas nicht blos der äußern technischen Sphäre Angehöriges, sondern auf das innerste und geistigste Element der künstlerischen Thätigkeit Begründetes zu seyn.

Diese Bedeutung des Wortes Styl wird auch durch den rhetorischen Sprachgebrauch begünstigt. Man versteht darunter jene Regelmäßigkeit und Uebereinstimmung im Bau der Perioden, die, so fern kein Zwang in ihr sichtbar wird, das Wesen einer guten Schreibart ausmachen. Doch spricht man hier nicht so häufig von Styl im Allgemeinen, als von dem Styl des einzelnen Schriftstellers: z. B. Cäsar schreibt anders als Livius, beyde anders als Tacitus. Solche Verschiedenheit ist aber nicht blos eine Folge der Willkür und Gewöhnung dieser Autoren; vielmehr erkennt man deutlich, daß ihre Art zu denken, zu empfinden, die Gegenstände die sie darstellen, anzuschauen und aufzufassen, auch ihre Handhabung der Sprache gebildet und bestimmt hat, daß mithin ihr Styl das Resultat ihres Gefühls des Schönen und ihrer Erkenntniß des Wahren ist.

Sie sehen, ich bin aufsteigend von Ihrem Begriff, indem ich mir dessen Bedeutung zu erläutern suchte, wieder zu demjenigen gelangt, den ich meinem frühern Schreiben herabsteigend aus dem geistigen Wesen der künstlerischen Thätigkeit abgeleitet hatte, und als die specielle, von der Idee, Empfindung und objektiven Naturwahrheit abhängige Anwendung der Grundformen des Schönen auf die Darstellung bezeichnete. Die Rücksicht auf die Beschränkungen des Stoffs war in den Worten angedeutet: „Die Begründung des Styls auf Naturwahrheit verleiht „ihm seine äußere Unfehlbarkeit, weil sie zugleich auch die „technischen Bedingungen und Gränzen jeder besondern „Kunst und die Anwendung derselben zur möglichst voll„kommenen Darstellung voraussetzt." — Beharren Sie nun auf der Ueberzeugung, daß der Begriff, den ich auf-

gestellt habe, zu weit ausgedehnt sey, so würden Sie zu zeigen haben, auf welche Art Sie dem Ihrigen bey seiner engen und materiellen Begränzung einen normalen Inhalt geben, und ihn vor der Gefahr, auch Conventionelles und Willkürliches aufzunehmen, schützen wollen.

Die geistigen, natürlichen und technischen Elemente, welche die Kunst in ihr Bereich zieht, sind so mannichfaltig, daß ich mich nicht überzeugen kann, der Begriff des Styls, wie ich ihn ausgesprochen, enthalte schon alle oder doch die meisten Vorzüge der Kunst. Allerdings aber betrachte ich ihn als einen ihrer höchsten Vorzüge, da er mir das äußerliche Resultat einer vollendeten Harmonie aller künstlerischen Thätigkeiten zu seyn scheint. Zwar gebe ich zu, daß er oft an Werken erscheinen könne, die an Gehalt ärmlich und verdienstlos sind; denn da er äußerlich an der Form sich darstellt, kann er sogar blos äußerlich nachgeahmt werden, ja es ist ein Vortheil der Kunst, die ihn erworben hat, daß er sich auch dann noch als Gewohnheit in ihr erhält, wenn ihre innere Kraft schon zum Theil erstorben ist. Seinen Ursprung jedoch kann er, wie ich glaube, nur aus dem lebendigen Gefühle des Schönen und Wahren nehmen, welches im Künstler auf eine schöpferische Weise die Idee mit dem Stoffe vermählt.

Da mir der Styl sonach unmittelbar mit dem verbunden erscheint, was man Idealität in der Kunst nennt, mit dem Walten des Geistigen über dem Materiellen: so habe ich in jenem Schreiben zugleich auf die schöne Auffassung der menschlichen Gestalt hingedeutet, welche der Plastik und Malerey durch Beobachtung eines reinen Styls in der Art möglich wird, daß sie den darzustellenden Charakter durch die edelste und treffendste Gestalt ausspricht. Wenn ich mich dabey der Ausdrücke bediente: „die Kunst ertheile bey vollendetem Styl ihren Darstellungen menschlicher Gestalt den Charakter prototypischer Schönheit" — oder: „die Gestalt werde zum Idealen verklärt" — so geschah dieß ohne Furcht, von Ihnen mißverstanden zu werden, da ich meine Ansicht über das Verhältniß der Naturgestalt zu der, welche die Kunst hervorbringt, schon früher *) ausführlich und hinlänglich dargelegt zu haben glaubte. Ich müßte einen Fundamentalsatz meiner Theorie aufgegeben haben, wenn ich wirklich, wie Sie sagen, hätte behaupten wollen: „der Styl könne die Naturgestaltung beherrschen, und „ihr einen bestimmten Zuschnitt geben." Im Gegentheil bin ich noch immer der Meynung, daß die Naturgestalt das ewige Vorbild des Künstlers sey, dessen Vollkommenheit zu erreichen ihm nie gelingt; daß er aber, da sein Zweck nicht blos Nachahmung von Gestalten, sondern Darstellung von Ideen ist, die Schönheit, die er in der Natur aufgefaßt, durch den Ausdruck der Idee, den er ihr verleiht, allerdings geistig veredeln könne. Hiermit ist nicht gesagt, (wie ich schon ebenfalls in den Studien bemerkt, S. 69.) daß nicht auch die Natur ein solches edles Gebilde hervorbringen könne, welches alsdann das der Kunst so weit an Vollkommenheit überragen würde, als jedes lebendige Werk des Schöpfers ein Werk von Menschenhand. Die Bezeichnung prototypischer Schönheit und verklärter Gestalt galt daher eben sowohl der Natur in ihren schönsten Hervorbringungen, als den Meisterwerken der Kunst, die eine schöne Idee in reinem Style darstellen. Jedoch bin ich bereit diese Ausdrücke zu verwerfen, wenn Sie durch dieselben allein zu jener Mißdeutung veranlaßt worden sind, so wie ich alles, was Sie gegen die hohle Lehre von den Idealformen äußern, unterschreibe, und als gegen mich gerichtet, durchaus ablehne.

Schorn.

*) S. Studien der griechischen Künstler. Einleitung §. 16. Vom Ideal, S. 65 — 83.

Großer Goldbrakteat.

(Aus einem Briefe.)

Zu Anfang dieses Jahres verkündeten die Zeitungen, daß in Jütland von Bauern ein großes Goldblech gefunden worden sey, welches man für den Deckel eines Trinkgefäßes oder eines Trinkhornes hielt. Als dasselbe an die königlich dänische Commission zur Aufbewahrung der Alterthümer (eine Gesellschaft, die nicht genug zu rühmen ist, und die für die Alterthumskunde des Nordens überaus Treffliches gewirkt hat) gesendet wurde, fand sich, daß es ein unvergleichlicher Goldbrakteat, aufs herrlichste ausgestattet mit Zierrathen und Rändern, und so groß, daß er selbst den berühmten Schefferschen in Stockholm übertrifft. Er hat gegen 3 Zoll im Durchmesser. Leider findet sich keine Schrift auf diesem Prachtstücke. Es ist ein herrlicher Fund und Erwerb für das königliche Museum zu Kopenhagen.

Bg.

Nekrolog.

Am 26. Juli starb in Kassel der Oberbaudirektor Jussow, unstreitig einer der geschicktesten Architekten Deutschlands, in einem Alter von 70 Jahren. Er war der Erbauer des schönen kurfürstlichen Lustschlosses Wilhelmshöhe, und vom verstorbenen Kurfürsten war ihm die Erbauung der Kattenburg übertragen, woran bekanntlich seit vier Jahren die Arbeiten eingestellt sind. (Allg. Zeitung.)

Nr. 77.

Kunst-Blatt.

Montag, den 26. September 1825.

Abschrift eines Briefes an Professor Carl Vogel in Dresden von E. Förster in Düsseldorf, im Auftrag von P. Cornelius, als Antwort auf den an ihn gerichteten im Kunstblatte Nro. 59. vom 22. Jul. 1824. *)

Geehrter Herr Professor!

Im Auftrage unseres geliebten Meisters Cornelius, auf dem, außer den vielen Arbeiten, denen er sich unterzogen, jezt noch durch die anhaltend schwere Krankheit seiner Hausfrau drückende Sorgen lasten, in welchen Sie auch den Entschuldigungsgrund finden mögen, weßhalb er Ihnen nicht schon längst Ihren freundschaftlichen Brief erwiedert hat, schreibe ich Ihnen, wie sehr ihn die geschenkte Theilnahme und die Aeußerung Ihrer ununterbrochenen Freundschaft erfreut; wie er mit den von Ihnen ausgesprochenen Kunstansichten übereinstimmt, und wie es sein eifrigstes Bemühen fortwährend ist, die Kunst in dem Sinne, wie sie einst Italien groß gemacht, auf vaterländischem Boden heimisch zu machen. Wenn er es aber vermeidet, einen Austausch seiner Ansicht mit der Ihrigen zum Gegenstande öffentlicher Mittheilung zu machen, so geschieht dieß in der festen Ueberzeugung, daß durch dergleichen nur wenig gewonnen wird, geleitet durch die Erfahrung, daß Hohes und Niederes, das Leere wie das Gehaltvolle, kurz alles und Jedes durch Federkundige auf gleiche Weise glänzend dargestellt werden könne und zum Theil werde; daß es vielmehr an der Zeit sey ruhig zu schaffen, und das Schreiben und Beschreiben den Gelehrten zu lassen. Hielten Sie es aber für ort- und zeitgemäß, so geschähe es mit seiner Uebereinstimmung, wenn Sie das Wesentliche, Geschichtliche aus gegenwärtigem Briefe zur allgemeinen Kenntniß bringen wollten.

Möge es mir gelingen, in einem kurzgefaßten Abbild des Lebens, das sich um ihn und durch ihn, unsern Meister P. Cornelius, gestaltet hat, Ihnen die segensreichen Wirkungen seines Geistes und die frohen Hoffnungen vor die Seele zu führen, welche für deutsche Kunst hier aufgegangen. Was Sie und alle die Vorkämpfer in ungewisser Ferne hoffend gesehen, hier lebt es in thatenfroher Wirklichkeit; vieles jedoch bleibt auch uns zu hoffen, weit mehreres zu erstreben übrig.

Der gefeyerte Name unseres Meisters, den ja auch Sie mir stets mit inniger Verehrung und Freude genannt, hat eine Anzahl Jünger aus allen Gegenden Deutschlands zusammengeführt, um unter seiner unmittelbaren Leitung auf dem Wege der Kunst voranzuschreiten. So begann schon in den Sälen der Glyptothek in München ein gemeinschaftliches Künstlerleben, in Liebe zum Werke, in Liebe zum Werkmeister und in gegenseitiger Liebe unter einander. Also haben wir es fortgeführt, hier, wo dem Meister zur Erreichung seiner Zwecke die Mittel einer wohleingerichteten Akademie zu Gebote standen.

Geregelte Thätigkeit ist immer der Haltpunkt des Lebens; wo diese aber für das Leben unmittelbar und zur Verschönerung desselben verwandt wird, da ist Freude die Triebfeder, Anfang und Ende vom Liede. Cornelius war nicht so bald hier, als man erkannte, unter seiner Leitung könne der rheinische Boden zunächst eine Pflanzstätte vaterländischer Kunst werden. Zuerst war es der Baumeister Lassaulx in Koblenz, der es bewerkstelligte, daß in dem dortigen Assisensaal ein großes Frescobild gemalt wurde. Am passendsten schien dem Meister für diesen Ort ein jüngstes Gericht, und wurde diese Arbeit von seinen beyden ältesten Schülern, Stürmer

*) Wir danken Herrn Prof. Vogel für die Mittheilung dieses Briefs und benutzen seine Erlaubniß, davon ins Kunstblatt aufzunehmen, was unsern Lesern interessant seyn könnte. Die erfreulichen Fortschritte, die sich in der Kunstübung unter Cornelius bereits gezeigt haben, sind hauptsächlich Resultate des innigen Verhältnisses zwischen Meister und Schülern, das sich in diesem Briefe so deutlich ausspricht; unsre Leser würden daher das Geschichtliche nur halb verstanden haben, wenn wir ihnen das Uebrige hätten vorenthalten wollen. Auch glauben wir es keiner Mißdeutung fähig, wenn die Liebe und Dankbarkeit eines Schülers gegen seinen Meister öffentlich laut wird.

Red.

und Stilke, beyde aus Berlin, in Zeit von zwey Jahren bis auf einige Figuren beendiget, was ihnen dadurch erleichtert wurde, daß sie im zweyten Jahre an Anschütz aus Koblenz einen wackern Gehülfen erhielten. — Zu gleicher Zeit war vom königl. preuß. Ministerium der schöne Auftrag gegeben, die akademische Aula der Universität Bonn zu malen.

Die Lage dieser Stadt am immerbelebten Rhein, ihre Bedeutung als Mittelpunkt so vieler wissenschaftlichen Bildung, der Gegenstand selbst endlich machte diese Aufgabe zu einer der erfreulichsten, welche der Künstler sich wünschen kann. Ueberblick der Geschichte der vier Facultäten war die Aufgabe und somit dem Künstler ein Feld geöffnet, was ihm meist verschlossen bleibt — das der Wissenschaften, deren Geschichte er nun in ihrer ganzen Erscheinung, wie in ihren Verzweigungen, zu erkennen und eigenthümlich aufzufassen hatte. Seit einem Jahr und drüber wird bereits an der Ausführung dieses Werks gearbeitet, und zwar durch C. Herrmann aus Dresden, welchem J. Götzenberger aus Heidelberg und ich als Gehülfen gegeben wurden. Den Anfang machte die Theologie, in so fern sie auch durch das Positive ihrer Geschichte der am leichtesten zu behandelnde Gegenstand wurde. Da diese Arbeiten von bedeutender geschichtlicher und räumlicher *) Ausdehnung sind, so werden noch mehrere Jahre über deren Beendigung hingehen. Herrmann, der Erfinder des ersten Gemäldes, und ich, arbeiten gegenwärtig noch an der Theologie, und zwar an dem Theile derselben, in welchem mehr die protestantischen Elemente entwickelt sind, nachdem wir im verflossenen Jahre bereits die Erscheinungen der frühern Zeit im Bilde beendigt. Zu gleicher Zeit hat Götzenberger den Carton der Jurisprudenz begonnen und wird im Laufe des Sommers die Hälfte dieses Bildes ausführen. —

Kaum mehrte sich die Zahl der Schüler, als sich auch die Zahl der Bestellungen vermehrte. Baron v. Plessen, der sich kürzlich ein anmuthiges Schloß in der Nähe von Düsseldorf erbaute, wünschte den großen Saal darin mit heitern mythologischen Gegenständen ausgeschmückt zu sehen. Der Meister übertrug diese Arbeit seinen Schülern W. Röckel aus Schleisheim bey München, und S. P. App aus Darmstadt, welche mit seiner Uebereinstimmung aus dem Mythos des Apoll die heitern Erzählungen wählten: ersterer Apollo unter den Hirten als Bildner des Menschengeschlechts; S. App hingegen das Urtheil des Midas, wobey die Laune ziemlich freyen Spielraum hat, da dieser königliche Recensent ziemlich bekannt zwar und verlacht, doch immer als Repräsentant der ordinären Kritik auftritt, und somit die Darstellung selbst dem Leben immer nahe bleiben muß. Im erstern Bilde hingegen hat die höhere Gewalt der Musik und göttliche Bildung ihre Rechte behauptet, sie spricht zu unverdorbenen reinen Naturen, und wird, wie verschieden auch, doch mit inniger Theilnahme aufgenommen. — So bleibt uns auch dieß Leben einer schönern Fabelwelt, das uns wie ein erfreuliches Erbstück überkommen ist, immer verwandt, indem für seine äußeren Darstellungen das uns umgebende Leben die reichsten Motive bietet, der sicherste Anknüpfungspunkt an die Alten, die in bildender Kunst und in Poesie nie andere Wege einschlugen.

Das Verdienst aber, der Kunst als einer vaterländischen zur Verherrlichung unseres Landes und seiner Geschichte gedient zu haben, gebührt vor Allen dem Minister Freyherrn v. Stein, der schon längst gegen Cornelius den Wunsch ausgesprochen, einen Saal seines Schlosses Kappenberg mit Darstellungen aus der deutschen Geschichte verziert zu sehen. In Uebereinstimmung mit dem Minister wurde dafür die große Zeit Heinrichs und der Ottonen bestimmt. In drey Bildern sollte das Hauptwirken dieser Heroen bezeichnet werden. Die Städte-Gründung unter Heinrich, dann die entscheidende Schlacht gegen die Magyaren bey Merseburg, endlich Otto's Aufruf an die deutsche Jugend zur Befreyung des Vaterlandes. Diese Arbeit ist zunächst Stilken aus Berlin übertragen, welcher mit der Schlacht den Anfang gemacht; auch würde er nicht ohne Beyhülfe geblieben seyn, wenn nicht die vorhandenen Bestellungen alle Hände in Anspruch nähmen. Denn in gleichem Sinne, beseelt von Liebe zur vaterländischen Geschichte läßt der Graf Spee sein Schloß Helldorf am Rhein mit einer Reihenfolge von Darstellungen aus der so reichhaltigen Geschichte Friedrichs des Rothbarts schmücken, in Beziehung auf welchen diese Gegend klassischen Charakter hat. Die zunächst angefangenen Bilder beziehen sich auf Friedrichs Aussöhnung mit dem Papste Alexander zu Venedig, welches von C. Stürmer, und auf das große Volksfest in Mainz, wobey der Kaiser seine beyden Söhne zu Rittern schlug, welches von A. Richter aus Dresden, der erst seit Kurzem sich zu unsrer Freude an den Meister Cornelius angeschlossen, ausgeführt wird. Die übrigen Bilder werden seyn: die Krönung des Kaisers; Bezwingung der Lombarden vor Mailand; die Schlacht bey Iconium und endlich sein Tod. In kleinern Bildern werden dann noch episodisch die Geschichte Heinrichs des Löwen u. A. auftreten. — Den bereits ausgesprochenen Wünschen des Grafen Hompesch, u. A. auf gleiche Weise ihre Schlösser verziert zu sehen, kann natürlich erst später entsprochen werden, wenn die Schule sich erweitert haben wird. — Alle diese erwähnten Sachen

*) Zwey dieser Gemälde sind 22 Fuß lang und 12 F. hoch; die beyden andern 18 F. lang und 12 F. hoch.

werden a fresco ausgeführt und haben so den Wechsel in sich selbst, daß dem Winter stets die Cartons vorbehalten sind, während man nur in der Sommerzeit malen kann.

Außerdem wird auch die Oelmalerey fleißig ausgebildet: für eine Kirche in Westphalen werden drey Altarblätter (von 6 und 9 Fuß Höhe, 4 und 5 Fuß Breite) ausgeführt; das mittlere, eine Kreuzesabnahme, durch Ruben aus Trier; das eine Seitenbild, eine Maria mit dem Kinde und zwey musicirende Engel, durch W. Kaulenbach aus Arolsen, und das andere, eine Helena mit zwey Passions-Engeln, durch A. Eberle aus Aachen. Die Jüngern sind fleißig am Zeichnen von Cartons, welche an innerm Gehalte wenig zu wünschen übrig lassen; es zeichnen sich unter ihnen besonders Gassen und Bagda aus Koblenz und Schilgen von Osnabrück aus.

Hier ist es denn, wo sich der Werth einer lebendigen Schule gegen das regelrechte Akademiewesen zeigt, hier, wo der Meister jedes Einzelnen Fähigkeiten und Neigungen abmessend, besonders ihn leitet, und so den Durchbruch seiner Eigenthümlichkeit herbeyführt, und wo jeder Einzelne an der Arbeit des Andern Ermunterung und jegliche Anregung findet, namentlich zu einem zweckgerechten Thun im Allgemeinen. So leben wir innig verbunden durch einen Meister, der uns in Allem und Jedem als treuer Leitstern vorangeht, dessen Werke unsrer Phantasie ein weites Feld eröffnen, und uns zeigen, daß die Wahrheit und Schönheit, wie sie im Leben selbst lebt, nur in der Tiefe der Auffassung desselben und ihre Quelle somit im Gemüthe liege. Seine umfassenden Erfahrungen, die er mit Freundesliebe uns mittheilt, bilden uns für den schönen Zweck der Kunst mehr und mehr heran, seine unermüdete Sorge endlich gründet uns und unserm Beruf einen festen Haltpunkt im Leben selbst. Denn das erscheint ihm vor allem wesentlich, daß ein bestimmter Zweck sich knüpfe an die Arbeit eines Jeden, damit nicht haltungslos ins Blaue hinein gemalt werde, wie es so häufig geschieht, wobey gar zu leicht, im gefälligen Selbstbetrug, Lauheit erwächst und Faulheit das Gepräge gibt. Nichts wird verschmäht, und wäre es eine Prozessionsfahne oder noch Geringeres, und wäre der Lohn noch so unbedeutend; soll die Kunst das Leben durchdringen, so muß sie es von allen Seiten, sonst bleibt sie ewig dem Volke fremd. Daß von Seiten des Meisters die unbeschränkteste Uneigennützigkeit dabey statt findet, (indem er weder von seinen Schülern noch von den Bestellern das Mindeste für sich nimmt, obschon dieß bey Andern Gewohnheit geworden oder geblieben); daß auch die Schüler mit Wenigem was hinreicht ihre kleinen Bedürfnisse zu befriedigen, sich begnügen, befördert das Entstehen und Gedeihen der Kunst hier sehr.

So sehen wir im frohen Wirken der Gegenwart einer schönen Zukunft entgegen, und wird ferner hier in seinem Geiste fortgearbeitet, so ist wenigstens zum Theil damit das Leid gestillt, welches Düsseldorf fühlt, indem es diesen verehrten Mann nach Süden ziehen sieht. Uns aber wird er immer bleiben, wo er auch sey, immer wird sein Wirken dahin gerichtet seyn, deutsche Kunst auf deutschem Boden heimischer zu machen. Er grüßt Sie von ganzem Herzen und hofft, Sie werden ihm seine Schreibunseligkeit nicht zu hoch anrechnen, auch Näcke grüßt er herzlich, mit dem Wunsche, daß die Regierung und die Privaten auch Ihnen Mittel an die Hand geben mögen, wodurch es Ihnen möglich werde, die deutsche Kunst zu fördern und zu heben. Ihrer fernern Freundschaft empfehle ich mich ergebenst.

Düsseldorf, 1825.

Ernst Förster.

Antike Vasen.

Lukanische Ausgrabungen.

(Fortsetzung.)

24. Ein bejahrter bärtiger Mann in rothem Unterkleid mit Aermeln und Beinkleidern, darüber den kurzen Chiton mit einem Leibgürtel ummunden, über diesen noch die Chlamys mit einer Schnalle am Halse befestigt, auf dem Kopf die phrygische Mütze, auf welcher eine goldene Krone ruht, als Fußbekleidung gelbe Schuhe, streckt die beyden Arme verzweiflungsvoll aus, nachdem er das Schwert mit dem Anhängriemen, das vor ihm an der Erde liegt, von sich geworfen hat. Die höchste Trauer und Verzweiflung spricht sich in seinem en face gezeichneten Gesicht und in all seinen Geberden auf das bestimmteste aus. Ueber ihm befinden sich zwey Räder. Zu seiner Rechten steht eine männliche bärtige Figur, den Unterkörper vom Peplus bedeckt, in der Rechten den Scepter mit demselben Vogel, wie der auf dem Scepter des Jupiter auf der Vase 23.; hinter diesem eine jugendliche Figur, den Peplus über die Schulter geworfen, das Schwert umgehängt, in der Linken den Pileus mit herunterhängenden Riemen, in der Rechten Lanzen. Links von der Hauptfigur steht eine Alte mit grauem Haar auf einen dünnen weißen Krummstab gestützt, nach dem schwer Bekümmerten traurig und außer sich hinblickend, gehalten von einer jungen weiblichen Figur, die mit ihrem rechten Arm die Alte umschlingt, vielleicht um ihrem ermatteten Kopfe einige Ruhe zu verschaffen, und deren Miene und Haltung den Trost verrathen, den sie der Alten zuzusprechen sich bemüht. Der Revers gleicht im Ganzen dem der Vase 23., nur daß die Lyra am Boden liegt und die männliche Hauptfigur, in der Linken Patera, in der Rechten einen Stab hält, die weibliche statt eines Fächers einen Spiegel, während die Nebenfigur

ihren Fächer hält. Oberhalb sieht man Binde und Stierkopf, während man auf dem Revers der Vase 23. Binde und ein Dipteron, das zum Theaterzettel diente, bemerkt. Das untere Feld enthält eine vollständige Grabscene mit mystischen Ceremonien und der Hals der Vase zwey einander ähnelnde Porträte, das Haupt mit einem Kranz geschmückt.

Wie auf dem Gemälde 23. die Vase das nöthige Licht über die gesammte Darstellung verbreitete, so hier die beyden Räder. Sie erinnern freylich anfangs an Pelops und das unglückliche Geschick des Oenomaus, Vaters der Hippodamia: aber eine Vergleichung der Fabel mit unsrer Scene lehrt, daß wenn auch immerhin die Alte die Mutter der Hippodamia darstellen kann, verstört über den Tod ihres Gemahls und getröstet von der im Liebesglück schwärmenden Tochter, dennoch die Mittelfigur nicht als Pelops sich kund gibt, und im Akt der Verzweiflung, mit von sich geworfenem Schwert um so mehr überraschen muß, je eher wir geneigt sind in ihm nach gewonnenen Wettlauf den überseligen Gatten an der Hand seiner errungenem Hippodamia zu vermuthen. Deßhalb erkennen wir lieber in den Rädern statt der Andeutung des geschleiften Oenomaus, die des geschleiften Hector, sehen den unhellenisch gekleideten Vater Priamus in Verzweiflung, die bejahrte Hecuba ganz wie sie Euripides (Hecub. 59 — 66.) uns beschreibt, vor Alter grau und schwach, auf einen krummen Stab gestützt, ihre Dienerin bittend sie zu halten, und ihrem matten Körper Beistand zu leisten: wir theilen den Schmerz der klagenden Aeltern über den jammervollen Tod ihres geliebten Sohnes, den Homer (Il. X. v. 405. sqq.) so tief nachempfindet, und beruhigen uns durch die Nähe des mächtigen Zeus, der für Hector während seines Lebens ein reges Interesse nahm (Hom. Il. X. v. 167. sqq.) und zu seinen Gunsten sich erklärend seine Auslösung und ehrenvolles Begräbniß auswirkt. (Hom. Il. Ω. v. 65. sqq.)

Diese beyden Vasen gehören, trotz ihrer hohen, wenig geschmackvollen Cylinderform, in Absicht auf Composition, Ausdruck der Charaktere und Ausführung der einzelnen Theile zu dem Schönsten, was man in Vasengemälden sehen kann: beyde Scenen scheinen aus Tragödien des Besitzers der Vasen, den uns die Lyra als Dichter, und zwar bestimmter der ebenfalls auf dem Revers befindliche Stierkopf und Theaterzettel als dramatischen Dichter ankündigen, entlehnt und die Namen der verlorenen Tragödien mögen wohl Priamus (eher als Hecuba) und Alcmene gewesen seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Denkmale zu Ehren des Cardinals Consalvi.

Das Kunstblatt Nr. 52. v. J. enthielt bereits eine kurze Nachricht über die Bemühungen des Freyherrn v. Reden, damaligen königl. hannöverschen Bevollmächtigten am päpstlichen Hof, das Andenken des verstorbenen Cardinals Consalvi durch Prägung zweyer Medaillen zu ehren, deren Ausführung man den geschickten Stempelschneidern Girometti und Cerbara in Rom anvertraut hatte. Diese Medaillen wurden auch bald darauf an die Subscribenten vertheilt und entsprachen der von den Künstlern gehegten Erwartung. Consalvi's Bildniß, welches sich auf der Vorderseite beyder befindet, ist besonders von Girometti schön aufgefaßt, großartig und mit Naturgefühl ausgeführt; das von Cerbara ist etwas markirter und härter behandelt und läßt im Ausdruck mehr einen feinen oder schlauen Charakter hervortreten. Die Rückseite von Girometti's Medaille, eine Minerva mit Steuerruder, ist etwas trocken ausgeführt und die Figur der Göttin wohl zu lang in den Verhältnissen. Trotz diesen kleinen Mängeln gehören beyde Medaillen zu den besten unsrer Zeit, und werden allen Subscribenten Freude gemacht haben.

Die Theilnahme an der Subscription war aber so groß, daß nicht nur die Fertigung der beyden Denkmünzen davon bestritten, sondern auch ein noch erfreulicheres Resultat herbeygeführt werden konnte, nämlich die Aufstellung eines Monuments im Pantheon, wo das Herz des Verstorbenen aufbewahrt wird. Hierüber hat der Freyherr v. Reden im Namen der Direktion des Unternehmens, in dem Vorwort zu dem gedruckten Verzeichniß der Subscribenten Bericht erstattet, das unter dem Titel: Compte rendu par la direction de l'Association aux médailles en l'honneur de feu le Cardinal Consalvi, aux Associés de cette entreprise (28 S. 4.) an die Theilnehmer versandt worden ist. 725 Subscriptionen, an deren Spitze die Namen fast aller gekrönten Häupter Europa's stehen, brachten die Summe von 3190 Scudi ein und erforderten 22 Medaillen in Gold, 25 in Silber und 2500 in Bronze. Da es in Rom schwer ist für die Stempel so vorzüglichen Stahl zu erhalten, daß man aller Besorgniß beym Prägen überhoben wäre, so mußten beyde Stempelschneider die Lieferung der bestimmten Anzahl verbürgen und erhielten daher auch eine höhere Gratification. Girometti erhielt für die beyden Stempel seiner Medaille 500 Scudi, und Cerbara 300, da die Rückseite der seinigen nur eine Inschrift enthält. In der That war Girometti genöthigt, seine Stempel dreymal neu zu machen; auch Cerbara erlitt beym Prägen bedeutenden Schaden, so daß beyden noch eine kleine Entschädigung nachgezahlt wurde. — Die Gesammtkosten der Medaillen betrugen 2426 Scudi, mithin war ein Ueberschuß von 764 Scudi auf die Errichtung eines Monuments zu verwenden, wozu die Direktion bereits die Erlaubniß aller Theilnehmer erhalten hatte. — Consalvi's Büste war von Thorwaldsen sehr ähnlich und mit seiner bekannten Meisterschaft in Marmor ausgeführt worden. Man erwarb sie zu diesem Zweck und ließ einen Sarkophag von antiker Form aus carrarischem Marmor fertigen, auf welchem sie, mit Genehmigung Sr. päpstlichen Heiligkeit, am 17. Sept. 1824 in der Rotonda aufgestellt wurde. Die Kosten der Büste betrugen 440 Scudi, das Uebrige reichte für die Arbeit und Aufstellung des Sarkophags mit Inschrift hin, dessen Vorderseite jedoch am 9. Mai d. J. noch durch ein Basrelief geziert wurde, in welchem Thorwaldsen einen der schönsten Züge aus Consalvi's politischem Leben dargestellt und das er unentgeldlich, als ein Zeichen seiner besondern Ergebenheit für den Verstorbenen, dem Monument hinzugefügt hat. S.

Nr. 78.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 29. September 1825.

Nekrolog. *)

Dominique-Vivant Denon,

Freyherr, Mitglied des Instituts, Offizier der Ehrenlegion, Ritter des Russischen St. Annen-Ordens und des Ordens der bairischen Krone, ehemaliger General-Direktor der französischen Museen, gest. zu Paris den 28. April 1825.

Es gibt Menschen, deren Daseyn so zum Glück eingerichtet und deren Leben in der That so glücklich ist, daß wenn der Tod sie hinwegnimmt, jeder unwillkürlich von dem Gefühl ergriffen wird, als erfahre er eine Ungerechtigkeit oder eine Drohung.

Zu einem hohen Alter gelangt, hatte Denon nicht nur seine liebenswürdigen und gebildeten Formen, sondern auch Lebhaftigkeit und Jugendlichkeit des Geistes und Geschmacks behalten und lebte unter uns wie ein Dokument der vergangenen Zeiten. Er war zu Chalons an der Saone, den 4. Febr. 1747 von adeligen Aeltern geboren, und kam jung nach Paris unter Leitung seines Lehrers und nachmaligen Freundes des Abbé Buisson. Er sollte die Rechte studiren, da ihn seine Aeltern für die Magistratur bestimmt hatten; aber solche Vorkehrungen sind oft irrig: Zufall und Neigung entscheiden fast immer anders und so starb auch Denon, statt mit obrigkeitlichen Würden bekleidet, mitten unter den Denkmälern der Kunst, die er gesammelt hatte, beschäftigt sie zu beschreiben und durch Lithographie bekannt zu machen. Er erzählte in dieser Beziehung ein Ereigniß seiner frühesten Jugend, jedoch weit entfernt, demselben abergläubisch irgend Einfluß beyzumessen: Eine Zigeunerin habe ihm in seinem 7ten Jahre prophezeiht, er werde beliebt bey den Frauen seyn, alle Höfe von Europa besuchen, und ein glänzendes Gestirn werde alle seine Wünsche erfüllen. Nachher traf er dieses Weib in Italien wieder; sie erkannte ihn und erinnerte ihn an ihre Wahrsagung, die schon zum Theil in Erfüllung gegangen war.

Im Anfang beschäftigte sich der junge Denon zu Paris vielmehr mit den Vergnügungen, die ihm Stadt und Hof darboten, als mit seinem Studium. Die Munterkeit und Gewandtheit seines Geistes verschafften ihm, was man Glück in der Gesellschaft nennt; er gefiel den Weibern, und in einem Lande wie Frankreich ist dieß ein sicheres Mittel zum Fortkommen. Seine Verbindungen mit Schauspielerinnen des Theatre français brachten ihn auf den Gedanken ein Stück zu schreiben: Der gute Vater, welches aufgeführt ward, und von welchem Lekain am Tage der Vorstellung sagte: C'est la comédie de ce jeune auteur couleur de rose, que nos Dames ont reçue.

Es ist bekannt, daß Ludwig XV. etwas ausgezeichnet Edles in Gesicht und Gang hatte. Der junge Denon wünschte sehnlichst, den König zu sehen und benuzte jede Gelegenheit sich ihm zu nähern; er ging während der Herbstreisen immer nach Fontainebleau und war so unverdrossen und eifrig, daß der König ihn endlich bemerkte. Eines Tags ließ er ihn näher treten und fragte ihn, was er wolle? „Sie sehen, Sire", antwortete der junge Mensch. Was, sagte der König, du hast nichts von mir zu bitten; hast du keinen Wunsch? — „Nein, Sire, ausgenommen den, nicht unter die Bajonette und Wachen zu kommen, die mich abhalten, mich Ihnen zu nähern." — Dem König gefiel diese Antwort und er ließ ihm durch Hrn. Delaborde eine Erlaubniß ertheilen, in die Gemächer und den Garten zu kommen. Von dieser Zeit an sprach der König oft mit dem jungen Denon, dessen Unterhaltung und Manieren ihn anzogen. Einst fragte er ihn, womit er sich beschäftige? — Denon hatte von frühster Jugend eine Art von Leidenschaft für die Künste gehegt; er hatte begierig alle Kupferstiche gesammelt, deren er habhaft werden konnte, hatte Unterricht im Zeichnen genommen und sich von neuem und anhaltender in Paris damit beschäftigt. Daher antwortete er, er studire die schönen Künste. — Ludwig XV. folgte immer den Liebhabereyen seiner Mai-

*) Zuerst in der Revue encyclopédique, Julius 1825. — Hier mit vielen Zusätzen vom Verf. vermehrt.

treffen, und da Frau v. Pompadour, seine damalige Favorite, den Einfall gehabt hatte, in harten Stein zu graviren, legte er eine Sammlung antiker Steine an und übergab dem jungen Denon die Aufsicht.

Da diesem jedoch seine Aeltern bemerklich machten, er habe sich bis jezt mehr mit seinen Vergnügungen als mit der Zukunft beschäftigt, so verlangte er als Gesandtschaftscavalier nach Petersburg geschickt zu werden. Sein Wunsch ward gewährt und hier beginnt seine diplomatische Laufbahn. Er hatte seine Neigung zum Vergnügen mit nach Petersburg gebracht, man fand ihn dort eben so angenehm in der guten Gesellschaft; er erfuhr mitten unter den Festlichkeiten alles, was der französischen Regierung über die Anordnungen der russischen zu wissen interessant seyn konnte, und der Gesandte war am Morgen oft erstaunt wichtige Dinge von seinem Secretär zu vernehmen, die ihm selbst noch unbekannt waren. Denon wußte seine Stellung zu benutzen und wurde bald mit der Correspondenz der Gesandtschaft beauftragt. Diese Angaben habe ich aus seinem Munde.

Nach dem Tode Ludwigs XV. folgte Denon dem Grafen von Vergennes, der den schwedischen Gesandtschaftsposten verließ, um in Frankreich das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen. Dieser neue Gönner beauftragte ihn mit einer Sendung an die schweizerische Eidgenossenschaft; er war damals 28 J. alt. Er ging nach Ferney um Voltaire zu besuchen; aber der Patriarch der französischen Literatur war nicht für jedermann zugänglich. Denon ließ ihm sagen: er sey wirklicher königlicher Kammerherr, wie er, und habe deßhalb das Recht überall einzutreten. Voltaire fand den Scherz gut und nahm ihn freundlich auf. Denon machte sein Bildniß, das nachher von St. Aubin gestochen wurde und später gab er eine Composition heraus, die man unter dem Namen le déjeuner de Ferney kennt. Diese beyden Blätter veranlaßten eine Correspondenz, worin Voltaire sich geistreich beklagte, daß Denon ihn viel häßlicher gemacht, als er wirklich sey. In der That hatte Denon, besonders im untern Theil des Gesichts, das Zusammengefallene und Magere der Formen, welches das Alter mit sich brachte, mehr übertrieben als gemildert.

Denon verließ die Schweiz, um dem Grafen Clermont d'Amboise zu folgen, dessen Gesandtschaft in Neapel er beygegeben ward. Er blieb sieben Jahre daselbst, und als der Graf nach Frankreich zurückgerufen wurde, versah er die Functionen eines Geschäftsträgers. Der schöne Himmel Italiens, der Anblick der bewunderungswürdigen Monumente, die, man möchte sagen, poetische Atmosphäre, welche man dort athmet, erweckten aufs Neue in ihm den Wunsch, die Künste zu studiren. Er ergab sich diesem Studium mit Eifer und beschäftigte sich besonders mit der Kupferstecherkunst, einem Fach, das selten mit Glück betrieben wird, und für das ein besonderes Gefühl erforderlich ist, welches ihm die Natur verliehen zu haben schien.

Ein unerwarteter Umstand bot ihm Gelegenheit, sich seiner Neigung für die Kunst zu überlassen.

Der Abbé St. Non hatte eine Reihe von Ansichten aus Rom, in 60 Blättern herausgegeben; dieser folgten mehrere ähnliche Sammlungen, und der Beyfall, den sie fanden, bewog den Abbé die Beschreibung von Großgriechenland zu unternehmen. So entstand die Voyage pittoresque de Naples et de Sicile. Die Arbeit war groß; man ließ Zeichner aus Frankreich kommen, und Denon übernahm sie zu beaufsichtigen und das Tagebuch der Reise zu schreiben, deren Ausdehnung man aus einer dem ersten Band vorgesezten Karte ersehen kann. *) Der Abbé St. Non ließ in Paris die Zeichnungen stechen und gab sie mit einem Text begleitet heraus, der aus Denons Tagebuch, oft wörtlich, geschöpft war. Es scheint, Denon war unzufrieden mit den Veränderungen und Abkürzungen, die an seiner Arbeit vorgenommen wurden, und daher wurde der Theil, welcher Italien betraf, ganz in die Anmerkungen zu der Reise von Swinburne eingerückt. Der Abbé St. Non beklagte sich darüber im Mercure vom 31. Dec. 1785 und wiederholte seine Klagen im lezten Band der Voyage pittoresque. Zu seiner Rechtfertigung sagte er: die nothwendige Eile, womit Hr. Denon seine Arbeit vollenden müssen, habe ihn zu Irrthümern und Wiederholungen veranlaßt, die einen wörtlichen Abdruck nicht gestattet hätten. Der übrige Theil von Denon's Tagebuch, Sicilien und Malta betreffend, erschien einzeln, (1788, ein Band in 8.) zehn Jahre, nachdem die Reise war unternommen worden. Man findet darin freylich manche Nachlässigkeit des Ausdrucks und erkennt eher das Werk eines Künstlers als eines geübten Schriftstellers; aber es ist etwas Geistreiches und Munteres darin, dem weder Feuer noch Bosheit fehlt. Um eine Idee davon zu geben, führe ich einige Stellen daraus an. Sein erstes Geschäft, als er nach Sicilien kam, war, den Aetna zu besteigen.

„Das Elisium und der Tartarus der Griechen, sagt „er, scheinen nach dem Aetna copirt zu seyn. Man muß „zugleich Maler und Dichter seyn, um ihn zu beschrei„ben. Die zerstreuten Wohnungen gleichen den Land„schaften von Boucher, worin er ohne Verwirrung

*) Irrig ist die Angabe der meisten Biographen, auch des Hrn. Norvins in der Biographie des contemporains, daß Denon selbst Zeichnungen für diese Reise gemacht habe.

„alle Reichthümer der Natur aufgehäuft hat. *) Hier „ist die Schule der Maler für das Anmuthige wie für „das Schreckliche. Alles was die Natur Groses, An„muthiges und Schreckliches hat, kann mit dem Aetna „verglichen werden, der Aetna selbst mit nichts anderm."

Bey ihrer Rückkehr von Malta wurden unsre Reisenden von der sicilischen Küste zurückgewiesen, weil man behauptete die Pest sey in Malta. Obgleich sie ein schwaches Fahrzeug hatten, mußten sie doch einen weiten Umweg machen, um einen Hafen zu erreichen, wo ein Lazareth war. Bey dieser Ueberfahrt wurden sie in der Nacht von einem heftigen Sturm überfallen, den er also schildert:

„Ein Regen, so heftig, daß er wie eine Wassermasse „war, füllte unser Fahrzeug, lastete auf uns, und be„nahm uns den Athem, die Sprache und den Gebrauch „aller Sinne. In dieser Gefahr war nichts fürchterlicher „als die Nacht, ausgenommen die Blitze, die uns unsre „Lage zeigten. Ich wußte nicht, sollte ich mich in die „offene See, oder an die Felsen wünschen, um an ihnen „zerschmettert zu werden; ich stand; einer von uns hatte „neben mir, um das Unheil nicht zu sehen, den Kopf in „seinen Mantel gehüllt und sich in den Tod ergeben. „Ein andrer, etwas weiter entfernt, rief mich, suchte „mich; er hört meine Stimme, streckt die Arme nach „mir aus: Ach lieber Freund! — Je nun, sagte ich, „man muß mit dem Tode kämpfen und dann zu sterben „wissen, wenn nichts andres übrig ist."

„Bald kam jedoch der Tag und erhellte unser Un„glück und die lächerlichste Scene: wir suchten meinen „Kammerdiener und fanden ihn wie einen Keil zwischen „zwey Brettern stecken, wo er alle Besinnung verloren hatte. „Wir zogen ihn mit Mühe heraus, er kam wie aus der „andern Welt zurück, sah uns an, wunderte sich uns zu „sehen, mit uns zu sprechen, uns zu hören, und entdeckte „uns endlich das Wunder seines Patrons des heil. An„tonius, der im Augenblick, wo ihm das Wasser bis an „den Bauch ging, ihm eingegeben hatte, sich den Kopf „mit einem Büschel Meergras zu bedecken, weil man „durch die Ohren ertrinke, und das Meergras, indem „es diese bedeckte, ihm das Leben gerettet hätte."

Ich habe mich etwas länger bey diesem Werke verweilt, da es den Menschen und Schriftsteller kennen lehrt, und jezt äußerst selten geworden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieß Urtheil giebt den damals herrschenden Kunstgeschmack zu erkennen.

Antike Vasen.

Lukanische Ausgrabungen.

(Beschluß.)

25. Ein Mann mit schwarzem Bart sizt auf einem Stuhl, den Peplus über die linke Schulter geworfen, den Pileus hinten aufgebunden, und hält das erhobene linke Bein mit beyden Händen umschlungen: ihm gegenüber sizt eine weibliche Figur, völlig in den langen Peplus gehüllt, so daß nur Gesicht und Lockenhaupt sichtbar wird. Oberhalb zwischen beyden Figuren hängt ein Helm mit langem Helmbusch. Der Mittelfigur den Rücken kehrend, sizt ein Greis mit weißem Bart und Haupthaar, ebenfalls den großen Peplus über die Schultern geworfen, wendet sich nach der Hauptscene um, durch die emporgehobene Linke, so wie durch das Auffahren mit dem Krückenstab in der Rechten, sein Erstaunen über das was er sieht oder hört zu erkennen gebend. Oberhalb der Darstellung liest man einen oskischen Namen, der vielleicht den Künstler andeutet, der diese schöne dreyhenklige Vase mit rothen Figuren auf schwarzem Grund im antiken Styl verfertigt hat. Vor der weißbärtigen Figur, vor der Mittelfigur und ebenfalls hinter der weiblichen gehen zwey Worte, χοες und Θεσες, die Buchstaben in alter Schrift, senkrecht unter einander gesezt, herab.

Die Wiedererkennungsscene zwischen Ulyß und Penelope nach der Ermordung der Freyer glauben wir auf dieser Vase dargestellt. Dieselbe zerfiel bekanntlich in zwey Hälften, indem Ulysses erst als Bettler, von Athene an Körper und Bart entstellt, damit er nicht wieder erkannt werde, der Penelope erscheint, sich ihr gegenüberſezt und (H. Odyss. ψ v. 88.) wegen ihres kalten Empfangs sich (Odyss. ψ v. 93.) zurückzieht; zweytens gebadet, neu gekleidet, von Athene mit Jugendgrazie angethan, das Haupthaar und Bart durch ihre Hülfe geschwärzt (Hom. Od. π v. 175.), zurückkommt und sich der Gattin wiederum gegenübersetzend, seine Vorwürfe über ihr empfindungsloses, eisernes Herz wiederholt (Odyss. ψ v. 166. sqq.) Die sittsame Penelope, deren Schleyerbedeckung selbst den Anblick ihrer zarten Wangen den Freyern mißgönnt, (Odyss. π v. 416.) finden wir auch hier in der That, kalt und ernst den Ulysses betrachtend und anhörend. Der oberhalb aufgehängte Helm deutet wohl den trojanischen Krieg oder genauer dessen Ende an und dient gewissermaßen zur Zeitbestimmung, wie die drey Stühle den Ort angeben, wo die Scene spielt, nämlich ein Zimmer. In dem Alten wären wir sehr geneigt, den Vater Laertes wiederzufinden, der vom Lande zurückgekehrt, Ulysses den er beym Hereintreten nicht bemerkt hat, an der Stimme wieder erkennt, sich umwendet, und vor freu-

digem Erstaunen die bezeichnete Bewegung macht. Doch Homer, der die Erkennungsscene zwischen Vater und Sohn unabhängig auf dem Lande spielen läßt, gibt diese Erklärungsweise nicht zu: darum müssen wir, falls der Künstler nicht nach einer andern Dichtung gearbeitet hat, in dem Alten wohl ebenfalls Ulysses, und zwar den noch als Bettler verkleideten erkennen, dessen Bewegung des Staunens dann nicht sowohl auf die Mittelfigur als auf Penelope hingerichtet, sich als Ausdruck der Verwunderung über ihren theilnahmlosen Empfang rechtfertigen läßt. So finden wir auf einer schönen sicilischen Vase des hiesigen Museums (Jorio Gall. d. Vas. p. 57) die den Zweykampf des Hercules und König Eryx darstellt, einmal Hercules als Kämpfer und dicht daneben Hercules mit Keule und Rüstung des Gefallenen davongehend. Einen nicht schwachen Beweis endlich für die Richtigkeit unsrer Erklärung gibt eine Vase des hiesigen Museums (Jorio Gall. d. Vasi p. 12) (1 Zimmer 5ter Pfeiler), wo den Lyra spielenden Achill die drey von Agamemnon und dem Heere Abgesandten besuchen, um seine Rückkehr auszuwirken: unter diesen befand sich bekanntlich Ulysses, den wir in derselben Stellung, d. h. das linke Bein in beyden Händen ausruhen lassend, gezeichnet finden. Ob der Grund dieser Sitzweise in der Kniewunde zu suchen sey, die ihm von der Eberjagd auf dem Parnaß mit den Söhnen des Autolykus zurückblieb, (Odyss. V. v. 390) oder vielleicht in der Liebe zu größerer Bequemlichkeit und Ungenirtheit, lassen wir unentschieden. Die Inschriften χόες und Ξέσες deuten Todtenspenden und Todtenbeerdigung an und stehen in keiner Beziehung mit der Darstellung, wohl aber mit dem Zweck, zu dem die Vase diente. Diese interessante Vase ist im Besitz des Generals Koller.

26. Vase a valla ohne Figuren, hat auf röthlichem Grund in der Nähe des Halses die mit oskischen Lettern eingekrazte griechische Inschrift:

Τούτικες οὐ Πατέρες.

Wenn Tutir oder wie der Titel vollständiger heißt Meddir oder Mendir Tuticus die Magistratspersonen der Osker und Etrusker bezeichnet und als gleicher Würdenname auch in Campanien vorkommt, (S. Voss Etym. Lat. c. not. Mazucchi p. 431. 471. und Dissert. Isagog. ad Hercul. Vol. P. I. p. 34. 38.) so enthält die gegenwärtige Inschrift ohne Zweifel eine Satyre, die das strenge, vielleicht grausame Regiment der Tutices veranlaßte; nämlich: die Tutices behandeln uns nicht wie Väter (ihre Kinder, sondern wie Herren ihre Sclaven); diese Sentenz erinnert alsdann an das bekannte Consules non consulunt.

Sämmtliche Vasen, wiewohl aus den Gräbern desselben Orts, Castelluccio in Basilicata ans Licht gezogen, verrathen dennoch die verschiedensten Style der Zeichnung und die verschiedensten Fabriken, wie wir bey der Aufführung der einzelnen Vasen nicht unterlassen konnten, anzudeuten. Diese Erscheinung, die bey Vasengrabungen nicht selten ist, beweist uns den starken Vasenhandel der in jener Zeit statt fand, so daß sicilische und nolanische von der schönsten Art häufig aus den Gräbern Basilicatas hervorgehen und ebenso umgekehrt. Wer dieser Meynung keinen Glauben schenkt, muß der Ansicht derer beypflichten, die in den Hauptstädten dieser Provinzen verschiedene Vasenfabriken annehmen, in welchen die verschiedenen Style der Zeichnung nachgeahmt wurden.

Neapel, den 30. Juni 1825.

Th. Panofka.

Neue Kupferstiche.

Adorent eum Angeli Dei, nach Tizian, gest. von **Pietro Anderloni**. Mannheim bey Artaria. Gr. Quer-Fol. Pr. 18 fl.

Dieses neueste Blatt von Anderloni's Hand gibt einen erfreulichen Beweis von seiner zunehmenden Gewandtheit, sich in den Geist des nachzubildenden Meisters zu versetzen. Er beherrscht in hohem Grade die Mittel, durch die es gelingen kann, das Eigenthümliche des Gemäldes wiederzugeben. Wir kennen das Original, welches unsres Wissens im Besitz des Hrn. Artaria ist, nicht selbst; aber wer auch die Unterschrift nicht läse, würde auf den ersten Blick den Maler errathen können. Der Kopf der Madonna und die der beyden Engel, die Stoffe der Gewänder, die Hintergründe der Landschaft, der Abendhimmel mit den lichtbesäumten Wolken und überhaupt das Farbige und Malerische des Bildes sind in Tizians Art und Eigenthümlichkeit so getreu wiedergegeben als es dem Grabstichel wohl irgend möglich ist: etwas weniger gelungen ist, unsres Bedünkens, das Kind, das Nackte an den Engeln, die Hände und die Pflanzen im Vorgrund. — Die Composition des Bildes hat Tizian aus dem ältern Kirchenstyl in den freyern venetianischen übersezt. Statt auf reichverziertem Thron als Himmelskönigin, wie in jenem so häufig vorkommt, sizt hier Madonna in grüner Landschaft, unfern einer Stadt an einem Baum, zwischen dessen Stämmen ein breites Tuch aufgehangen ist. Sie faltet mütterlich betend die Hände über dem Kind, das auf ihrem Schooße liegt und betrachtet voll Staunen und Andacht die Glorie, die sich um dessen Haupt entzündet, während vor ihr auf beyden Seiten zwey Engel in begeisterter Anbetung knieen. Diese Anordnung hat bey aller Einfachheit etwas äußerst Großartiges und Reiches, wozu die beyden Engelgestalten, mit ihren wallenden Locken, vollen Schwingen und reichen Gewändern nicht wenig beytragen. Die Madonna, ebenfalls großartig, scheint doch in der Zeichnung des Körpers verfehlt, was bey Tizian wohl vorkommen konnte, und das Kind sollte auch wohl einen feinern Ausdruck und mehr das Ansehen eines schlafenden haben, als es wenigstens auf dem Kupferstiche der Fall ist. Im Ganzen jedoch wird sich dieß schöne Blatt durch den ansprechenden Gegenstand ein zahlreiches Publikum und durch die gelungene Ausführung den Vorzug vor Anderloni's frühern Arbeiten erwerben.

S.

Nr. 79.

Kunst-Blatt.

Montag, den 3. October 1825.

Nekrolog.

Dominique-Vivant Denon,

Freyherr, Mitglied des Instituts, Offizier der Ehrenlegion, Ritter des Russischen St. Annen-Ordens und des Ordens der bairischen Krone, ehemaliger General-Direktor der französischen Museen, gest. zu Paris den 28. April 1825.

(Fortsetzung.)

Von Neapel ging Denon nach Rom, wo der französische Gesandte, Cardinal Bernis, einen glänzenden Cirkel um sich vereinigte. Fast alle gekrönte Häupter, sagt Hr. v. Norvins, kamen nach und nach dahin und legten auf einige Monate ihre Hoheit und die Eitelkeiten der Gewalt ab.

Der Tod des Hrn. Vergennes machte Denon's diplomatischer Laufbahn ein Ende. Aber er war in Italien Künstler geworden und der Rest seines Lebens blieb der Kunst gewidmet. Er kam nach Paris zurück, verlangte in die Malerakademie einzutreten, übergab sein Aufnahmestück (1787): Die Anbetung der Hirten nach Luca Giordano, und ward aufgenommen. Dieses radirte Blatt, in welchem er Rembrandt nachahmen wollte, ist merkwürdig, weil es den Zustand der Kunst in jener Zeit bezeichnet; in unsern Tagen würde gewiß kein Kupferstecher sich durch ein solches Werk Eingang in die Akademie verschaffen können. Uebrigens hat er nachher Besseres geliefert.

Nachdem Denon Mitglied der Akademie geworden war, kehrte er aufs Neue nach Italien zurück. Fünf Jahre war er bereits in Venedig und wollte noch länger dort bleiben, als die französische Revolution einen Charakter der Wuth und Gewaltthätigkeit entwickelte, der leider von allen großen bürgerlichen Unruhen unzertrennlich ist. — Die scheue venetianische Regierung zwang ihn sich nach Florenz zu flüchten; von da ging er nach der Schweiz, wo er ruhig zu bleiben hoffte. Umsonst. Während seiner Abwesenheit waren seine Güter sequestrirt, er selbst auf die Liste der Emigranten gesezt worden, seine Lage war also kritisch. Er hatte den Muth der drohenden Gefahr zu trotzen und kehrte nach Paris zurück. Hier fand er sich ohne Hülfsmittel und ohne Freunde. David, welcher damals großen Einfluß hatte, zog ihn aus der Verlegenheit; er war beauftragt worden die Zeichnungen zu den republikanischen Costümen zu machen, die man der Nation geben wollte; er ließ also Denon aus der Liste der Emigrirten streichen und wirkte einen Befehl aus, der ihm übertrug, diese Zeichnungen in Kupfer zu stechen.

Bey dieser Arbeit erlebte Denon ein Abenteuer, das ich ihn mehrmals erzählen hörte. Er wurde von dem Wohlfahrtsausschuß vorgefordert, um über den Stand der ihm aufgetragenen Arbeit Rechenschaft abzulegen; man bestimmte Mitternacht als die Zeit, wo er sich einstellen sollte. Er kam pünktlich. Aber der Ausschuß war, wie man sagte, bey verschlossenen Thüren mit wichtigen Angelegenheiten beschäftigt und Denon mußte warten. Zwey Stunden vergehen, während welcher er oft ein Gelächter hört, das sonderbar gegen die gewöhnlichen Geschäfte des Comite's absticht, und beweist, daß die Unterhaltung bey weitem nicht so ernst ist als man vorgegeben hatte. Endlich kommt Robespierre heraus und tritt unerwartet in das Zimmer, wo sich Denon befindet. Da er einen Fremden erblickt, zieht sich das Gesicht des wilden Tribuns zu einem Ausdruck von Schrecken und Zorn zusammen; er fragt den armen Künstler mit einem Ton zum Versteinern, wer er sey und was er zu dieser Stunde hier thue? Denon glaubt sich verloren. Er nennt sich und sagt, er sey gekommen, um dem empfangenen Befehl zu gehorchen, und er erwarte gerufen zu werden. Robespierre war sogleich beruhigt, ließ Denon in den Sitzungssaal eintreten, brachte einen Theil der Nacht im Gespräch mit ihm zu, und bemühte sich während der ganzen Unterhaltung ihm zu zeigen, daß er die Künste liebe und Geschmack und Sitten eines Mannes von guter Erziehung habe. Denon sagte, dieß Begegniß sey für ihn wie ein Traum.

Denon hatte, den Bleystift in der Hand, die schrecklichsten Epochen unsrer Revolution durchlebt; ein unvor-

hergesehener Umstand bot ihm Mittel dar, sein Talent zu dauerndem Ruhm und Verdienst anzuwenden. Er hatte Bonaparte bey Frau v. Beauharnois kennen gelernt und sich ihm angeschlossen. Die ägyptische Expedition wurde vorbereitet, er zögerte nicht daran Theil zu nehmen, obgleich er damals schon im Alter von beynahe 50 Jahren war. Den Muth und Eifer, den er vor dem aus jungen Leuten voll Enthusiasmus bestehenden Heere zeigte, erwarb ihm allgemeine Achtung. Er machte den Feldzug in Oberägypten mit dem General Dessaix. Immer voraus, seine Zeichenmappe am Schulterriemen, sprengte er im Galopp den ersten Führern vor, um Zeit zu gewinnen, ein Paar Ruinen zu zeichnen bis der Trupp ihm nachkam. Während man sich schlug, nahm er Ansichten auf und befestigte so das Andenken der Begebenheiten, deren Zeuge er war. In diesem ganzen Feldzug zeigte er eine außerordentliche Thätigkeit; die Zahl der von ihm gefertigten Zeichnungen geht ins Unglaubliche. Mit Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt, beeilte er sich sie herauszugeben. Der lebhafte Eindruck, den die ägyptische Expedition gemacht hatte, das Ungewöhnliche, Abenteuerliche darin, das dem französischen Volk wohl gefallen mußte, das Erstaunen über diese wunderbaren, man möchte sagen, ewigen Denkmäler der Pharaonen und Ptolemäer, gaben einem Werk hohes Interesse, welches als erstes Resultat dieser Expedition, neben der Beschreibung und Darstellung der gigantischen Monumente zugleich eine geistreiche und lebendige Erzählung jener neusten Begebenheiten lieferte.

Etwa zwey Jahre nach seiner Rückkehr aus Aegypten ward Denon von Bonaparte zum General-Direktor der Museen ernannt. Von nun an hatte er einen sehr wichtigen Einfluß auf Kunst und Künstler. Sein Leben theilt sich also in zwey verschiedene große Abschnitte: im ersten war er abwechselnd und oft zugleich Diplomat, Reisender, Künstler; im zweyten gehörte er dem öffentlichen Leben, und seine Verwaltung war desto schwieriger, da sie Erzeugnisse des Geistes betraf.

Ob Denon seinen Beruf richtig aufgefaßt und zur allgemeinen Zufriedenheit erfüllt habe? Einige sind der Meynung, er habe die Künste zu sehr zur persönlichen Schmeicheley gegen den Kaiser angehalten, und zu viele Gemälde nur zu Gelegenheitsstücken gemacht. Ich halte diesen Vorwurf für gegründet. Bonaparte war freylich ein so ungewöhnlicher Mensch, daß er die Einbildungskraft unsrer Künstler wohl in Bewegung setzen und beschäftigen konnte; die gleichzeitigen Ereignisse waren glänzend genug, um sie zu begeistern; aber vielleicht hätte man sich auf das, was von selbst zum Vorschein kam, beschränken und nicht vergessen sollen, daß, indem man die ganze Schule in diesen Weg hineinzog, nothwendig die Höhenpunkte der Kunst außer Acht gelassen werden mußten, zu deren Erreichung die neueren Zeitumstände selten förderlich sind. Ueberdieß ist das Genie seiner Natur nach stolz; es will oft keinen andern Führer als sich selbst und keine andere Begeisterung als die aus seinem eigenen Gefühl entspringt. Es ist eine oft besprochene Frage, bis auf welchen Punkt die Künste von den Umständen und Regierungen, unter denen sie leben, unabhängig bleiben können, und man muß zugeben, daß sie zu keiner Zeit, wo sie einen Rang in der Geschichte behauptet haben, diesem Einfluß fremd geblieben sind. Dieß Resultat ist natürlich: die Kunst hat eine eigene Sprache, sie vermag, wenn sie mit Gewandtheit und Zartheit gebraucht wird, Gesinnungen aller Art an den Tag zu legen, dieß allein ist hinreichend, sie bis zu einem gewissen Punkte von ihrem Jahrhundert und dessen Begebenheiten abhängig zu machen. Die Beyspiele, welche diese Meynung unterstützen, sind so viele, daß es kein Verdienst seyn würde, sie anzuführen.

Wie man übrigens von Denon's Verwaltung urtheilen möge, so muß man doch allgemein als wahr anerkennen, daß er mitten unter so entgegengesetzten Interessen und Eitelkeiten sehr wenig Feinde hatte; und ich glaube versichern zu können, daß er Keines Feind war, obgleich er nicht immer die allgemeine Meynung über ausgezeichnete Künstler theilte, z. B. über Girodet, dessen Unabhängigkeitsliebe die Rathschläge zurückwies, die der General-Direktor gern gab, und durch deren Aufsuchung man sicher war sich seine Gunst zu erwerben.

Ich muß auch von den zahlreichen und wichtigen Monumenten sprechen, die unter Denon's Verwaltung und Leitung ausgeführt wurden. Das bedeutendste ist ohne Widerrede die zu Ehren der großen Armee auf dem Vendomeplatz errichtete Triumphsäule.

England sah nicht ohne Unruhe die Vorbereitungen, welche der Kaiser zu Boulogne machte. Man konnte das Unternehmen für gewagt, für verwegen halten; aber bey seinem festen Willen, der alle Hindernisse überstieg, schien nichts unmöglich. Um die drohende Gefahr abzuwenden, erregte England eine neue Coalition gegen Frankreich. Im Lager von Boulogne erhielt der Kaiser darüber Gewißheit; sogleich ward das Lager aufgehoben, die Truppen setzten sich in Bewegung und gingen am 26. Sept. 1805 über den Rhein. Bayern, dessen sich die Oestreicher bemächtigt hatten, war in kurzer Zeit geräumt, unser Heer zog in Wien und Presburg ein und schlug die Russen und Oestreicher völlig in der Schlacht von Austerlitz am 2. December. Am 26. desselben Monats unterzeichneten die Bevollmächtigten der kriegführenden Mächte den Friedenstractat. So brachte das französische Heer in drey Monaten den ruhmvollsten und in seinen Resultaten wichtigsten Feldzug zu Ende.

Das Monument, welches so große Erinnerungen verewigen sollte, wurde fast auf dem Schlachtfeld entworfen. Denon gab den ersten Gedanken dazu. Er hatte den Kaiser während des ganzen Feldzugs kaum verlassen; bey der Rückkehr von Austerlitz nach Schönbrunn schlug er ihm vor, die Departementssäule *), zu der man nur erst den Grund gelegt hatte, in eine Denksäule zu Ehren der Siege dieses Feldzugs zu verwandeln. Der Vorschlag ward angenommen und man ging bald an die Ausführung. Die Arbeit wurde mit solcher Thätigkeit betrieben, daß sie in weniger als vier Jahren vollendet ward. **) Alle Basreliefs, womit Schaft und Fußgestell dieser Säule bekleidet sind, wurden aus dem Erz der in dem glorreichen Feldzug vom Feind eroberten Kanonen gegossen.

Denon glaubte mit Recht, daß um in die Ausführung der darzustellenden Gegenstände Einheit zu bringen, alle Compositionen von einem und demselben Künstler gezeichnet werden müßten. Die Wahl des Künstlers, die er traf, wurde nicht allgemein gebilligt. Bergeret hatte zwar wirkliches Talent, aber es war die Frage, ob dieß Talent für die ihm anvertraute Arbeit geeignet sey. Er war Maler, und da es sich um Bildnerey handelte, schien es natürlicher, einen Bildhauer damit zu beauftragen. Und wollte man durchaus einen Maler wählen, so gab es mehrere vom ersten Rang, deren frühere Arbeiten am Gelingen nicht zweifeln ließen. Aber hier behauptete die menschliche Schwachheit ihr Recht. Denon wünschte einen Künstler zu haben, der so zu sagen nach seinen Diktaten schrieb, und übrigens erfuhren die Compositionen desselben, wenn man der angeführten Beschreibung glauben darf, unter den Händen der Bildhauer, welche sie ausführen sollten, sehr beträchtliche Veränderungen und waren ihnen vielmehr Wegweiser als Vorbilder.

So wie es ist, macht das Monument Frankreich und der Zeit Ehre, in der es entstand. ***)

Da Denon auch Direktor des Medaillen-Cabinets geworden war, was er sehr gewünscht hatte, so ließ er eine große Anzahl Medaillen schlagen, die eine numismatische Geschichte der Zeit von der Schlacht bey Montenotte (1796) bis zum Gefecht von Montmirail (Febr. 1814) bilden. Diese Medaillen, 134 an der Zahl, durch die geschicktesten Künstler unter Denon's Leitung erfunden und gezeichnet, machen jezt eine sehr merkwürdige und seltene Folge aus. Es ist, mit andern Worten, die Geschichte Napoleons, da die Gegenstände aus seinem öffentlichen Leben genommen sind. Zwölf derselben waren dem Feldzug von 1805 gewidmet, und wurden in einer bleyernen Büchse in eine von den Schichten der Säule verschlossen. Die übrigen Epochen, welche am meisten Gegenstände lieferten, sind das Jahr 1806 — Eroberung von Neapel und preußischer Feldzug; das Jahr 1807 — Schlachten von Eylau und Friedland, und 1809 — Schlachten von Eckmühl, Eßlingen, Wagram und Vermählung des Kaisers mit der Erzherzogin Marie Luise. Die meisten dieser Medaillen sind eben so merkwürdig durch die Wahl der Gegenstände als durch das Talent der Künstler, die sie ausführten. Denon benuzte dabey ohne Anstand, so oft es möglich war, die Monumente des Alterthums; so bediente er sich bey Gelegenheit des Feldzugs von 1807 und der Einnahme der drey Hauptstädte, des schönen Basreliefs der drey Städte; auch ließ er darauf die merkwürdigsten Denkmale der eroberten Länder, wie die Stephanskirche in Wien, die Rialtobrücke in Venedig, den Tempel des August in Pola, den des Jupiter in Spalatro, abbilden.

(Der Beschluß folgt.)

Die ehernen Thüren am Dom zu Hildesheim.

Der Staatsrath Adelung hat über die sogenannten korssunschen Thüren zu Nowgorod, *) oder vielmehr über das gegossene eherne Bilderwerk auf den Kirchthüren eine sehr gelehrte und scharfsinnige Untersuchung bekannt gemacht, welche in ihren wichtigsten Ergebnissen durch die ehernen Thüren am Dome zu Hildesheim bestätigt, in einigen Nebenbemerkungen aber berichtigt wird. Nach dem Steindruck, welchen der Domherr v. Gudenau von den Hildesheim'schen Thüren hat machen lassen, ist die Adelung'sche Vermuthung außer Zweifel, daß die korssunschen Thüren ein Werk niedersächsischer alter Kunst sind. Die Hildesheim'schen Thüren hat der Bischof

---

*) Ein Dekret vom 9. Ventose Jahr 8. hatte bestimmt, daß in jeder Departements-Hauptstadt auf dem größten Platz eine Säule zum Andenken der Tapfersten des Departements, die in Vertheidigung des Vaterlands und der Freyheit gefallen wären, errichtet werden sollte. Die für das Seine-Departement sollte auf den Platz Vendôme kommen.

**) S. Description de la Colonne de la grande armée, gravée par Ambroise Tardieu. Paris 1822. Vorrede S. 11.

***) Diese Säule ist zweymaal gestochen, einmal von Baltard in gr. Fol., das zweytemal von Ambroise Tardieu, in 4. Das Werk von Baltard war kurz nach Vollendung der Säule fertig, aber da der Kaiser in derselben Zeit die Erzherzogin von Oestreich geheirathet hatte, wollte er die Bekanntmachung nicht erlauben.

*) Die korssunschen Thüren in der Kathedralkirche zur heil. Sophia in Nowgorod, beschrieben und erläutert von Friedrich Adelung, kaiserl. russ. Staatsrath. Mit 1 Kupfer und 8 Tafeln in Steindruck. Berlin bey Reimer. 1823. 4.

Borward (993 — 1022) ein Kenner und Beförderer von Metallarbeiten, wozu der aufgenommene Bergbau am Harze günstig war, verfertigen lassen, mehr als ein Jahrhundert vor dem Guß der korssunschen Thüren. Sie stellen auf der einen Seite den Sündenfall und seine Folgen, und auf der andern Seite die Erlösung des Menschengeschlechts und die Gründung der Kirche in sechszehn einzelnen Bildern dar, worin die ersten Menschen fünfmal in nackter Gestalt, Gott selbst mehrmals, vielerley antike Trachten, Prachtgebäude, Säulen, Mauergewölbe u. a. m. vorkommen. Die Arbeit ist in gleichem Geschmack, wie an den korssunschen Thüren, und an beyden nicht kunstgerecht, aber wohl zunftgerecht. Bey beyden erkennt man auf den ersten Blick, daß ihre Bildgießer zusammengehören, und daß sie nicht nach einerley Weise und Muster gearbeitet haben. Die korssunschen Thüren beurkunden überdem ausdrücklich ihre niedersächsische Arbeit: ihre Bildgießer haben sich darauf abgebildet und namhaft gemacht, sie heißen Riquin, Abraham und Waismuth, und sie haben zugleich den Erzbischof Wichmann von Magdeburg (1156 — 1192) darauf dargestellt. Uebrigens scheint es, daß sie nicht nach einem Plane gearbeitet, sondern, wie bey der Bestellung eines Kunstwerks ohne nähere Bezeichnung, sich ihrer Phantasie überlassen, und kirchliche, mythologische und vaterländische Gegenstände bunt durch einander gemischt haben, indem sie zugleich das gaben, was ihnen am leichtesten ward, und was sie an die Heimath erinnerte. Sie haben es offenbar weiter gebracht als die Bildgießer von Bischof Borward, ihre Gestalten sind edler, freyer, die Gebäude sind regelmäßiger und deutscher Art, und es ist alles naturähnlicher. Die äußeren Verzierungen um die Bilder fehlen auf den Hildesheimschen Thüren, gleichen aber auf den korssunschen den jetzigen Modeverzierungen. Solche Fortschritte machte damals die Kunst in einem einzigen Jahrhundert! — b —

Lithographik.

Abbildungen königl. würtembergischer Gestütspferde von orientalischen Racen, herausgegeben von dem königl. lithographischen Institut. Stuttgart im Verlag der G. Ebnerschen Kunsthandlung. IIItes Heft 6 Bl. Gr. Quer-Folio.

Die beyden ersten Hefte dieses Werks sind im Kunstblatt 1824. Nr. 2. und Nr. 88. S. 350 angezeigt worden. Mit diesem dritten ist das Ganze geschlossen, eine schöne Folge von Abbildungen edler Pferde von den ausgezeichnetsten Racen. Den Beyfall, welchen die früheren bey allen Pferdsliebhabern und Kennern erhalten haben, wird auch diesen Blättern zu Theil werden; sie scheinen uns noch treuer, charakteristischer und lebendiger aufgefaßt, und die Fortschritte daran bemerkbar, welche der Zeichner, Hr. Kunz in Carlsruhe, in seinem Fache gemacht hat. Der Lithograph, Hr. Ekeman-Alesson, hat die Zeichnungen mit Treue und großer Nettigkeit wiedergegeben. Die Anwendung leichter Töne ist auch diesen Platten günstig gewesen; im Abdruck sind sie etwas heller gehalten, aber deßhalb auch noch klarer und reiner gelungen als die früheren. Die in diesem Heft abgebildeten Pferde sind: 1. Kastanienbrauner persischer Hengst. 2. Ebensolcher arabischer. 3. Apfelschimmel, arabischer Hengst. 4. Mesopotamischer Gelbfuchs mit Fohlen, ein vorzüglich schönes Blatt. 5. Persische goldbraune Stute. 6. Dongola, nubischer Glanzrapp. — Das beygegebene Textblatt enthält die Beschreibung der Pferde, nebst einer Nachricht über die Einführung der orientalischen Pferde in Europa, vom Grafen Rzewusky, aus den Fundgruben des Orients Bd. V. abgedruckt. S.

Hieroglyphik.

Dr. Young und Champollion der Jüngere hatten sich geschmeichelt, den Schlüssel zu den Hieroglyphen der Aegypter gefunden zu haben, und noch die neusten Schriften des letztern über das Turiner Museum, so wie sein ganzer Aufenthalt in Italien, beweisen, wie sehr er auf die Unfehlbarkeit seines Systems zählt. Desto größeres Interesse muß eine Schrift erregen, die von Leipzig aus angekündigt, einen ganz neuen Weg zur endlichen Lösung des Geheimnisses bahnen soll. Die Papiere des verewigten Spohn, welcher sich lang und anhaltend dem hieroglyphischen Studium gewidmet hatte, sind Hrn. Professor Seyffarth anvertraut und schon zum Theil von ihm herausgegeben worden; es erhellte aus dem wenig Ausgearbeiteten, daß Spohn bemüht gewesen war, nachzuweisen, die demotische, wie die hieratische Schrift der Aegypter bestehe aus bloßen Buchstaben; die in beyderley Urkunden enthaltene Sprache sey die alt-ägyptische, und die Charaktere beyder seyen im Wesentlichen völlig übereinstimmend. Auf diesem Wege glaubt nun Hr. Prof. Seyffarth auch hinter das Geheimniß gekommen zu seyn, die dritte Schriftart, die hieroglyphische, mit Sicherheit lesen zu können. Sein System soll nicht nur die bisherigen alle widerlegen, sondern auch in den Stand setzen, nach einem festen Prinzipe die Hieroglyphen zu entziffern. Diesen Schlüssel und überhaupt die Gesetze, nach welchen mit Bildern geschrieben wurde, zu entwickeln, ist ein Werk bestimmt, welches von ihm unter den Titel: Rudimenta Hieroglyphices, nächstens bey Joh. Ambr. Barth in gr. 4. mit großer Eleganz gedruckt erscheinen wird. Es enthält als Beylagen 17 Uebersetzungen hieroglyphischer Schriften, ein Glossarium und alphabetische Tafeln, nebst 34 lithographirten Tafeln. Jeder Freund der Alterthumskunde wird dieser Schrift mit Erwartung entgegen sehen.

Nr. 80.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 6. October 1825.

Ueber Albrecht Dürers eigenhändige Handschrift von den Verhältnissen des menschlichen Körpers, von Julius Max. Schottky, Prof.

Sie befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Dresden: B. CCLXXXIII. Fol. Papir., und enthält außerdem noch von Bl. 90 — 191 unter dem Titel: Varii Schizzi di Mano Propria di Alberto Durero, Pittore Alemano zahlreiche, zum Theil mit vielem Geist gezeichnete Entwürfe dieses Meisters. Zu verschiedenen Zeiten sind sie gearbeitet, wie es hie und da beygeschriebene Jahrzahlen lehren, z. B. von 1507. (Blatt 149. a); 1508. (Bl. 144. a.); 1509. (Bl. 154. a); 1512. (Bl. 91. a und Bl. 117. a); 1513. (Bl. 101. a. Bl. 116. a. Bl. 119. b. Bl. 126. a. Bl. 134. a. Bl. 162. b.) 1519. (Bl. 108. b. und Bl. 114. a).

Den Kunstfreunden ist es vielleicht nicht unwillkommen, eine Recension dieses Werkes hier zu finden, welche nach der Urschrift selbst mit Genauigkeit entworfen wurde, doch mit einiger Veränderung der das allgemeinere Verstehen sehr erschwerenden Rechtschreibung. Sollte dieß für Versündigung an historischer Treue gehalten werden, so verweise ich auf den, um deutsche Kunstgeschichte erfolgreich bemühten Hrn. Heller in Bamberg, dem ich das Ganze in der ursprünglichen Gestalt zu beliebigem Gebrauche mittheilte. — Da wir überdieß von diesem Gelehrten in seiner Biographie Dürers eine erschöpfende Würdigung des auffallend abweichenden Verhältnisses der Dürerschen Handschrift zu dem spätern, darauf gegründeten Abdrucke zu erwarten haben: so enthalte ich mich hinsichtlich ihrer alles Urtheils, und erlaube mir nur, auf den bescheidenen und gemüthlichen Sinn besonders hinzudeuten, der aus den selbstverfaßten Nachrichten des kräftigen Malers spricht, dem seine stylistische Unbeholfenheit leicht nachgesehen und verziehen werden kann, wenn man erwägt, daß er kein italienischer, sondern eben ein deutscher Künstler war, dessen eigene Entschuldigungsgründe allerdings Gewicht haben.

Auf dem Titelblatte ist die Handschrift durch die Worte eröffnet:

„1523.
zu Nürnberg.
Das ist Albrecht Dürers erstes
Büchle, das er selbs gemacht hat,
Das Buch hat gebessert und im 1528ten in
Druck gericht't.“
Albrecht Dürer.
(Hier sein gewöhnliches Monogramm.)

Dann folgen nachstehende zwey, an Willibald Pirkheimer gerichtete Originalbriefe des Meisters, worin Dürer dem ihm befreundeten Patrizier einige Weisungen giebt, was er in der durch diesen zu schreibenden Vorrede gesagt wünscht; und späterhin manches andeutet, das in dem ersten Entwurfe etwa noch abzuändern wäre:

A.

„Mein Herr ich bitt Euch, wollt die Vorred also stellen wie ich Euch unten anzeig:

Erstlich begehr ich, daß kein Ruhm noch Hoffart in ihr gespürt werd.

Das Ander, daß gar keins Neibs gedacht werd.

Das Dritt, daß von nichten anders gered't werd, denn (als) das in diesen Büchern steht.

Das Viert, daß nichts Gestohln's aus andern Büchern gebraucht werd.

Das Fünft, daß ich allein unsern deutschen Jünglingen fürschreib.

Das Sechst, daß ich die Wahlen (Italiener) fast (sehr) lob in ihren nackten Bildern und zuvor in der Perspectiva.

Das Siebent, daß ich die bitt, die etwas Künstlichs bei sich haben, daß sie's lassen an Tag kummen.“

B.

„Günstiger Herr, ich bitt Euch in aller Lieb, wöllet nit Unwillen haben, noch auf mich zürnen, auch nit gedenken, daß ich Euch zu lernen unterstehn wölle, indem daß ich gern in dieser Vorred etwas ändern und austhan

(austhun, streichen) wollt; dann mich bringet das: so ich dies Büchlein soll lassen ausgehn und Rechnung für dasselbe geben, daß ich in der Vorred, sie sey so gut sie wölle, nichts darin anzeigt, davon ich darnach kein'n Bubstaben (sic) melde. Darum so meine Büchlein, ganz nichts anders dann allein von der Proportion lehren: wollt ich gern, daß was von dem Gemäl sage, gespart wird: daß wohl diese Proportion, so sie verstandet würdet, gebraucht mag werden von Malern, Bildhauern von (in) Holz oder Steinen oder Goldschmieden, Metallgießern, Hafnern, (Töpfern), die vonErden streichen, oder all die Bilder fürnehmen zu machen. Auch wollt ich gern, daß des Neides nit gedacht würde; dann ich förcht, ich möchte eh' mit verlacht dann (als) genitten (beneidet) werden. Auch würd' ich in aller meiner dargebrachten Proportion durch das ganz Büchlein, auch nachfolget, kein Ursach anzeigen müzen noch künnen, warum ich sie also mach', allein daß ichs also darthu."

Das nächste Blatt enthält von einer fast mit Dürer gleichzeitigen Hand nachstehende Beglaubigung:

„Diese (obigen) zween hieneben liegende Zettel hat der Albrecht Dürer mit eigner Hand geschrieben, und dem Hrn. Willibaldo Pirkheimero zugeschickt, da er dies Buch Anno 1528 in Druck zu verfertigen Willens war. Und ist das ganze Buch mit allem was darein gerissen (gezeichnet), des Alt Düreri eigen Hand, ausgenommen, daß der Herr Pirkheimer (wie in Fol. 9.) etwas nach des Düreri Tod, so Anno 1528 gestorben, da man dies Buch in Druck hat geben wöllen, mit eigner Hand geändert hat."

Blatt 3. liefert das Verzeichniß aller in dem Buche selbst mitgetheilten Abschnitte.

„Das Register auf dies Büchlein.

1. ein' Vorred.
2. wie man den Theiler soll verstehn und brauchen.
3. ein starker Mann von sieben Hauptlängen.
4. ein stark Weib von sieben Hauptlängen.
5. wie man den Vergleicher verstehn und gebrauchen soll.
6. ein Mann von achthalber Hauptlänge.
7. ein Weib von achthalber Hauptlänge.
8. ein Mann von acht Hauptlängen.
9. ein Weib von 8. Hauptlängen.
10. ein Mann von neun Hauptlängen.
11. ein Weib von neun Hauptlängen.
12. ein Mann von zehn Hauptlängen.
13. ein Weib von zehn Hauptlängen.
14. sunderlich (insbesondere) eines Mannes Haupt genauer beschrieben dann vor (als vorher).
15. eins Manns Hand genauer beschrieben, dann vor.
16. den Uebertrag wie man den verstehn und brauchen soll.
17. auch ein Mannsfuß verständlicher zu machen, dann vor.
18. von neuem ein Weibshaupt.
19. wie man ein illich (jedes) Haupt vergrößern mag.
20. wie ein junges Kind sey.
21. wie lang das Weib gegen den Mann und das jung Kind gegen der Mutter seyn soll.

Blatt 4. beginnt die Vorrede oder vielmehr zuerst die Zuschrift an W. Pirkheimer:

„Dem fürsichtigen, hochachtbarn und ehrbarn Willibalden Pirkhaimer, etwan (ehmals) kaiserl. Majestät Herrn Maximilian hochlöblichen Gedächtniß Rath und Diener, und des Raths zu Nürnberg, meinem günstigen Herrn, entbeut ich Albrecht Dürer daselbst in aller Unterthänigkeit Fried in dem Herrn Jesu Christ unserm Heiland.

Nachdem sich zwischen uns zu mehrernmalen hat begeben, daß wir zu Red wurden von allerley Künsten und unter anderen ich fragte, ob auch Bücher vorhanden wären, die da von der Gestalt der menschlichen Gliedmaßen lehrten machen: vernahm ich von Euch, sie wären gewest, aber bei uns nit entgegen (nicht mehr vorhanden). Darauf ich mich nochmals bedacht und suchte für mich selbs in dieser Kunst, wie man solches machen könnt oder möcht; und was ich dann fand und von solchen Dingen machet, das bracht ich zu Euch, auf daß Ihrs besichtiget. Da vermeinten Ihr, ich sollt solchs lassen ausgehn; aber ich besorgte es wäre zu untüchtig, darum ich achtet' ich möcht' ungestraft nit bleiben: und sunderlich wo solche Bücher funden würden der alten Werk, die da mein Meinung zu nichtig machten. Da wollt't Ihr, ich sollt' das Buch aus Licht geben, das ich machte; wurd Bessers funden, das wär für sich selbs, es wurd' mir auch nit nachtheilig. Deshalb hab ich solchs auf Euer Begehr und endlichs Ansuchen zum mehreremmalen an mich gethan, nit weigern und abschlachen wöllen, sunder Euch, als meinem sundern (besonders) vertrauten Herrn vielmehr willfahrige Gehorsam zu leisten, denn durch sölchs Abschlachen undankbarlich erscheinen wöllen. Darum will ich mein Vermögen auf Euer Vertröstung, als meines Schutzherrn, in diese folgete Büchlen bringen und Euch zuschreiben, als meinem günstigen Herrn und großen Freund, der da großes Lobs würdig ist. Und ob ich sölchs nit so mit zierlichen Worten anbring', als es sollt seyn, so werd't Ihr doch wohl gedenken, daß ich meine Tag mit andern Dingen zubracht hab, und die Kunst des Wohlredens versäumt. Und bitt Euer Ehrberkeit darauf mit sundern Fleiß, Ihr wöllet mehr Achtung auf die Sach' dann auf geschmückte Wort haben; und wöllt befehlen, daß mich keiner urtheil (verurtheile) er hab denn die Bücher vor gar durchlesen und wohl verstanden; denn

ich weiß wohl, daß ein Ding leichter zu tadeln ist, denn ein bessers zu machen. Will mich hiermit Euer Ehrberkeit, als meinem günstigen Schutzherrn befohlen haben, der wölle solchs gütlich von mir annehmen!"

(Der Beschluß folgt.)

Nekrolog.

Dominique-Vivant Denon,

Freyherr, Mitglied des Instituts, Offizier der Ehrenlegion, Ritter des Russischen St. Annen-Ordens und des Ordens der bairischen Krone, ehemaliger General-Direktor der französischen Museen, gest. zu Paris den 28. April 1825.

(Beschluß.)

Die Porzellanmanufaktur zu Sèvres gehörte ebenfalls unter die Verwaltung des Generaldirektors der Museen. Denon benuzte dieß, um ein prächtiges Tafelgeräth verfertigen zu lassen, an welchem aller Reichthum dieser Kunstart entfaltet wurde. Ausgezeichnete Künstler widmeten sich dieser Arbeit. Mad. Jaquotot, welcher die Verzierung der Hauptstücke aufgetragen war, malte unter andern darauf die Figuren der Jahrszeiten, welche Girodet für den König von Spanien ausgeführt hatte. Dieß Tafelgeräth hieß von den Malereyen, die es zierten, das olympische, und wurde von Napoleon nach dem Tilsiter Frieden dem Kaiser Alexander geschenkt.

In derselben Manufaktur ließ Denon eine Porzellansäule von beträchtlicher Größe machen, deren Piedestal mit vier großen von Coupin de Lacouprie gemalten Cameen verziert war; der Schaft war mit den Daten unsrer Siege bezeichnet.

Dieß sind die wichtigsten der unter Denons Verwaltung ausgeführten Kunstwerke. Er hatte auch den Plan entworfen, auf dem Wall des Pontneuf einen hohen Obelisk zu errichten, und die äußere Bekleidung des Walls mit Granit war schon fast vollendet, als die politischen Ereignisse die Arbeit unterbrachen. Die Statue Heinrichs IV. kam an die Stelle des Obelisks. In denselben Plan scheint die Abtragung der Häuser gehört zu haben, welche den Platz Dauphin umgeben, und die Errichtung einer Façade vor dem Palais de Justice, deren Charakter von den großen ägyptischen Gebäuden entlehnt seyn sollte. Er hat mir mehreremale die Zeichnung dazu gewiesen; doch glaube ich nicht, daß dieses zweyte Unternehmen schon zur Ausführung bestätigt war. Uebrigens hätten der Obelisk und eine riesenhafte Façade dahinter an einem so ausgedehnten Platz ohne Zweifel große Wirkung gethan.

*) Die Ereignisse von 1815 gaben Denon dem Privatleben zurück. Der Sorge einer schwierigen Verwaltung überhoben, ward er wieder ganz, was er gewesen war, ein Mann von liebenswürdigem Geist, von leutseligen und angenehmen Sitten; viel beschäftigt mit der Welt, die sich auch viel mit ihm beschäftigte; und alle die Reichthümer, die er in seiner kostbaren Sammlung vereinigte, mit unerschöpflicher Freundlichkeit und Gefälligkeit vorzeigend. In den lezten Jahren seines Lebens faßte er den Plan, eine Geschichte der Kunst, von den ältesten Zeiten bis auf unsre Tage, zu bearbeiten; seine so mannichfaltige, reiche und interessante Sammlung lieferte ihm dazu alle nöthigen Materialien. Er wählte den Steindruck; viele geschickte Männer, wie Bouillon, Mauzaisse u. a. arbeiteten daran, und es blieb ihm nur noch die Fertigung des Textes übrig. Zu diesem Behuf hätte er sich auf einige Zeit von der Welt zurückziehen müssen. Das Werk ist unvollendet geblieben; aber seine Neffen halten es mit Recht ihrer Ehre gemäß, die Absicht ihres Oheims auszuführen; man wird den Text einem solcher Arbeit gewachsenen Mann übergeben und das Werk bekannt machen.

Denon stellt sich also der Nachwelt unter so verschiedenen als interessanten Gesichtspunkten dar.

Die Archive der auswärtigen Angelegenheiten könnten allein die Mittel liefern ihn als Diplomaten zu beurtheilen; als Schriftsteller hinterläßt er seinen leider zerstückelten Reisebericht aus Neapel, Calabrien, Sicilien und Malta; seine Reise in Aegypten, die mir das Beste von allem scheint; eine kleine Novelle unter dem Titel: Point de lendemain, deren Licenz nur durch die Anmuth und den Reiz des Ausdrucks aufgewogen wird, und endlich einige historische und biographische Notizen über ver-

---

*) Unser Hr. Correspondent, so wie auch der Verfasser der biographischen Notiz über Denon in der Nouvelle Biographie des Contemporains, der mehrere interessante Züge aus Denons Verhältniß zu Napoleon liefert, haben eine von seinen wichtigsten Leistungen, die Auswahl und Wegführung der Kunstschätze aus den besiegten Ländern und die Bildung eines Centralmuseums in Paris, gänzlich mit Stillschweigen übergangen; ob aus Zartgefühl gegen das Ausland, oder aus Schonung gegen ihr Vaterland, das sie nach kurzem Besitz wieder verlor, wissen wir nicht. Möge daher ein andrer Biograph schildern, wie Denon bey Vollziehung dieser Aufträge, besonders bey der Abführung der Kunstwerke, sich als Geschäftsmann und als Mensch gezeigt hat.

Anm. d. Herausg.

schiedene französische Maler, die in die Galerie des hommes célèbres eingerückt worden sind.

In diesen Schriften sieht man ihn bemüht, einfach und natürlich zu erscheinen und besonders, bey den ernstesten Gegenständen auffallende Vergleichungen anzubringen. Dieß war theils Eigenheit des Geistes, theils Nachahmung einiger Schriftsteller des verflossenen Jahrhunderts.

Seine Kupferstiche, in denen er beständig den Rembrandt nachgeahmt hat, belaufen sich auf eine beträchtliche Anzahl. Der Katalog derselben, den er 1803 hat drucken lassen, enthält ungefähr 325 Blätter, die man in der Chalkographie des Museums findet. Sie kosten 570 Fr. Darunter befinden sich 47 Bildnisse der berühmtesten Maler; 11 republikanische Costüme nach David, und 62 moderne Bildnisse. Das übrige sind Copien nach Meistern verschiedener Schulen, von denen eine Madonna mit dem Christuskind nach Hannibal Carracci, zwey Löwen und eine Löwin nach Quabal, eine Nachtbeleuchtung, der barmherzige Samariter nach Rembrandt, der große Stier nach Paul Potter, und eine große Landschaft nach van der Velde, die vorzüglichsten sind. Denon hat auch gegen 40 eigene Compositionen und selbst Visitenkarten mit allegorischen Figuren gestochen.

Seit der Zeit, da er diese Kupferstiche ausgeführt, haben sich Geschmack und Richtung der Schule geändert. Rembrandt, dessen Manier er nachgeahmt hat, wird immer in gewisser Hinsicht bewundernswürdig bleiben; aber es ist leichter ihn zu bewundern als ihn nachzuahmen, und Denon ist sehr entfernt von ihm geblieben. Ueberhaupt muß man ihn weniger als Künstler denn als geistreichen Mann betrachten, der ein lebendiges und ausgebildetes Gefühl für die Kunst hatte.

Ich habe oben gesagt, daß er ausgezeichneten Muth besaß. Als Beweis führe ich einen einzigen Zug an. Verdrüßlich über die lange Dauer der Belagerung von Danzig schickte der Kaiser Hrn. Denon ab, um von dem Stand der Dinge Einsicht zu nehmen. Die Wahl war wenigstens sonderbar. Der Marschall Lefevre empfing Denon mit Verwunderung und übler Laune, daß man einen Direktor der Museen mit solcher Sendung beauftragt hatte: das Wort Spion erstarb auf seinen Lippen; er sagte zu einem Offizier vom Genie: Führet den Herrn an die Laufgräben, und einige leise Worte benachrichtigten den Offizier, daß des Marschalls Absicht war, der Besuch sollte heiß seyn. Dort angekommen, ließ sich Denon, der wohl das Mißtrauen und den Unwillen bemerkt hatte, ohne Widerrede führen; aber an der gefährlichsten Stelle sprang er zum Erstaunen seines Begleiters, der ihm jedoch folgte, über die Brustwehr, indem er sagte, er sey nicht nah genug, um über den Zustand der Festung urtheilen zu können. Bald pfiffen die Kugeln um ihre Ohren, dieß hielt ihn aber nicht ab, die Besichtigung auf gleiche Weise zu beendigen, und als der ihn begleitende Officier dem Marschall den Vorgang erzählt hatte, so zerstreute sich dessen Argwohn und er konnte nicht umhin, Denon seine Achtung deßhalb zu bezeigen.

Denons Tod hat allgemeines Bedauern erregt; alle ausgezeichneten Männer der Hauptstadt wohnten seiner Beerdigung bey. Hr. Gros, sein College in der Akademie der schönen Künste, und Hr. Jomard, welcher, wie er, an der ägyptischen Expedition Theil genommen, waren auf seinem Grab die würdigen Dolmetscher des allgemeinen Schmerzes. Denon, dessen Leben so beschäftigt, so reich gewesen, dessen Hervorbringungen so zahlreich und mannichfaltig waren, der, wie Hr. Jomard sehr gut bemerkte, unter fünf verschiedenen Regierungen gelebt und alle berühmten Männer seiner Zeit gekannt hat, hinterläßt ein ehrenvolles Andenken, das Allen, die mit ihm in Verbindung standen, theuer ist, und einen Namen, welchen die Geschichte schon in ihre Annalen aufgezeichnet hat.

Paris, 10. Sept. 1825.

P. A. Coupin.

Stockholm.

Die lebensgroße Statue der Kaiserin Katharina II., die der schwedische Bildhauer, Professor Goethe zu Stockholm ausgeführt hat, ist vollendet und nach Petersburg abgeführt, wo sie in den Besitz eines Privatmanns kommt. Sie ist aus weißem Marmor: die Kaiserin sitzt auf einem Sessel von antiker Form, in der einen Hand das Manuscript des russischen Gesetzbuchs haltend, das sie hat entwerfen lassen, in der andern, die sich auf einen Globus stützt, den Oelzweig. (Etoile 23. Aug.)

Zur Nachricht.

Hinsichtlich einer im Kunstblatte Nr. 48. d. J. gemachten Anfrage, Zoëga's hinterlassene Papiere über die Topographie des alten Roms betreffend, glauben wir uns verpflichtet zu antworten: daß wir dieses Werk auf würdige Weise zu fördern hoffen, und werden deßwegen das Nöthige so bald als möglich bekannt machen.

Bröndsted.

Nr. 81.

Kunst-Blatt.

Montag, den 10. October 1825.

Blicke auf einzelne Künstler und Kunstwerke der besten Zeit.

In die Werke der goldenen Kunstepoche (– von etwa 1450 bis 1550 –) ist ein solcher Schatz tiefer Lebensanschauung, heiterer Schöpfungen der Phantasie, freudiger Kraftentwicklung, kurz der höchsten geistigen Kultur niedergelegt, daß wir in ihnen wie in einem Spiegel ein herrliches Bild von dem was der Mensch kann, darf, und soll erkennen. Daher sind einzelne Blicke in diesen Spiegel wohl mehr als ein bloßer Zeitvertreib. Von dem, was man sich bey solchen Blicken wohl selbst zu sagen pflegt, und seinen Freunden gerne mittheilen möchte, wird hier Einiges anzudeuten versucht, und dabey auf ähnliche frühere Mittheilungen verehrter Stimmen Beziehung genommen werden.

I.

Ueber Andreas Mantegna.

(geb. 1430. + 1506.)

„In der Kirche der Eremitaner habe ich Gemälde „von Mantegna gesehen, einem der älteren Maler, vor „dem ich erstaunt bin. Was in diesen Bildern für eine „scharfe, sichere Gegenwart dasteht! Von dieser ganz wahren, nicht etwa scheinbaren, effektlügenden, blos zur „Einbildungskraft sprechenden, sondern derben, reinen, „lichten, ausführlichen, gewissenhaften, zarten, umschriebenen Gegenwart, die zugleich etwas Strenges, Emsiges, „Mühsames hatte, gingen die folgenden Maler aus, wie „ich an Bildern von Tizian bemerkte, und nun konnte „die Lebhaftigkeit ihres Genie's, die Energie ihrer Natur, erleuchtet von dem Geiste ihrer Vorfahren, auferbaut durch ihre Kraft, immer höher und höher steigen, sich von der Erde heben, und himmlische aber „wahre Gestalten hervorbringen. So entwickelte sich die „Kunst nach der barbarischen Zeit."

(Aus meinem Leben, von Goethe, II. Abth. 1 Th. S. 141.)

Dieses Wort des geistvollen Autors über den geistvollen Künstler ist sehr anreizend einen Commentar zu versuchen. Denn indem etwas von dem Wesen Mantegna's hier so treffend herausgehoben wurde, erscheint so Vieles, was räthselhaft in diesem Maler scheint, gerade im Gegensatze zu dieser geistreichen Stelle, in einem um so pikanteren Lichte. Späterhin (in Kunst und Alterthum IV. Bd. 1stes Heft) sind weitere Andeutungen über den Künstler gegeben, und sein Wesen durch einen Zwiespalt in seiner Bildung zu motiviren versucht worden. Nach diesen Andeutungen wäre in Mantegna's Werken die Gestalt — das Ideelle — der Styl — aus dem Studium der Antike, die Gewandtheit und das lezte Leben, aus der Natur geschöpft. Dieser Ausspruch nun scheint sich den Werken selbst gegenüber als ein unbedingt gültiger nicht bestätigen zu wollen. In diesen, unter sich durchaus nicht wesenhaft verschiedenen Werken ist vielmehr eine durchherrschende Einheit des Ideales und des Vortrags wahrzunehmen. Diese Einheit aber deutet auf eine Gleichartigkeit und Festigkeit des Wollens und Strebens, sie zeigt ein Beharren auf dem Ergriffenen, einen Ernst und eine Bestimmtheit der Ansichten, die nicht wohl ein Abspringen von der Methode, eine Verlegenheit der Wahl zulassen.

Wenn wir Mantegna's Werke scharf, umsichtig und prüfend ins Auge fassen, so möchte sich uns folgendes Bild seiner Sinnesweise und seines Charakters ergeben: Es lebte in diesem Manne ein tüchtiger, ernster, hochstrebender Geist, welcher ganz dem Bedeutenden, Gründlichen und Umfassenden zugewendet war. Mantegna war durchaus einig mit sich selbst und dem was er wollte; es spricht sich in ihm eine ungemeine Beharrlichkeit und Nachhaltigkeit in der Verfolgung seines Zieles aus. Bestimmtheit und Schärfe, Klarheit und Ruhe, Ernst und Derbheit leuchten aus seinem Wesen hervor: er ging mit Liebe, Kraft und Sicherheit an seine Werke, war enthaltsam und haushälterisch mit seinen Mitteln, immer besonnen und sich selbst gleich, ja unermüdlich in der Ausführung. — Schwieriger ist es, den Standpunkt der künstlerischen Bildung dieses Malers zu bestimmen. Denn es durchdringen sich zwey Hauptelemente so lebendig und organisch in seinen Werken, und diese Werke sind ihrer

ganzen Tendenz und Haltung nach so originell, daß sie selbst wieder eine eigene Gattung in der Kunstwelt bilden, welche man die Manteguesfe zu nennen pflegt.

Daß die Lebensereignisse und der Bildungsgang auf den Geschmack und die Ansichten Mantegna's bestimmend eingewirkt, versteht sich von selbst; allein daß er durch diese äußerliche Einwirkung in einen Zwiespalt seiner ganzen Kunstbildung gerathen sey, wie in den Blättern über Kunst und Alterthum angedeutet wird, möchte man bezweifeln dürfen. Nach diesen Blättern hätte die Bildung unsres Künstlers folgenden Gang genommen: „Er war anfänglich Schüler des Squarcione *) und hielt sich treu und fest an den Sinn und die Weise dieses Meisters. Squarcione's Lehre war aber: Es sey thöricht das Schöne mit eigenen Augen in der Natur zu suchen, mit eigenen Kräften ihr abgewinnen zu wollen, da die großen Alten schon längst aus dem Schutt und Graus der Natur das Gediegenste aufgesammelt, sich des Darstellenswerthen bemächtigt, und uns dasselbe wie geläutertes Gold in ihren Werken zur Nachbildung vor Augen gestellt haben. Späterhin, als Lehrer und Meister zerfallen waren, tadelte Squarcione widersinnig das, was der Jüngling nach seiner Vorschrift — in seinem Sinne gewirkt und vollbracht. Er forderte nun plötzlich Natürlichkeit und Wirklichkeit. Mantegna's Arbeiten werden nun von ihm als unlebendig, als starr und steinern gescholten. Da ergrimmt der sich fühlende Künstler, und wagt sich, um seine Kraft zu zeigen, auch in die Natur hinaus, versucht es, sie in ihrer höchsten Individualität, mit geschärftem Kunstblick aufzufassen — festzuhalten. Allein Mantegna hat nun zweymal, und zwar nach ganz entgegengesetzten Seiten sich auszubilden Antrieb gefunden, und ist nicht mehr im Stande dieses Entgegengesetzte völlig unter sich zu vereinigen. Daher die Wahrnehmung eines nicht aufgelösten Widerstreites in seinen Werken."

Allein weder nach den historischen Berichten über Mantegna's Ansichten, noch nach dem Ergebnisse einer freyen Prüfung der Werke dieses Künstlers, kann ein so bezeichneter Widerspruch in seinem künstlerischen Wesen zugestanden werden. Was jene Berichte betrifft, so wird die Ansicht über die Antike, welche nach den besagten Blättern als Lehrergebniß Squarcione's hingestellt ist, geradezu dem Mantegna selbst, als seine eigene und beständige Ueberzeugung zugeschrieben. Die Worte des Biographen (Vasari) lauten aber wie folgt: „Hebbe „sempre opinione Andrea, che le buone statue antiche „fussino piu perfette, e havessino piu belle parti che „non mostra il naturale. Atteso, che quelli eccellenti „maestri havevano da molte persone vive cavato tutta la „perfettione della natura: la quale di rado in un corpo „solo accozza, e accompagna insieme tutte le bellezza! „onde e necessario pigliarne da uno, una parte, e da „un altro, un altra: ed oltre a questo gli parevano le „statue piu terminate, e piu tocche in in su muscoli, „vene, nervi, e altre particelle: le quali il naturale „coprendo con la tenerezza e morbidezza delle carne, „certe crudezze, mostra talvolta meno, se gia non fusse, „un qualche corpo d'un vecchio, o di molto estenuato: „i quali corpi pero, sono per altri rispetti da gli artefici fuggiti." Durch diese historische Erläuterung ist die Grundansicht unsres Künstlers über den Gebrauch der Antike deutlich bezeichnet, und als eine ihn auf seiner ganzen Laufbahn begleitende hingestellt. Nach dem Ergebnisse der Reflexion über den Charakter seiner sämmtlichen Werke aber muß behauptet werden, daß Mantegna stets an einem durchherrschenden Prinzipe festgehalten habe. Ueberall zeigt sich eine gleichmäßige Anwendung der Natur und der Antike in einem originellen, selbstständigen Sinne.

Hiedurch soll übrigens nicht behauptet werden, als sey nicht eine Verschiedenheit des Grades der Vollendung, der Gewandtheit des Vortrags, des Umfanges und der Freyheit der Ausführung in diesen Werken bemerkbar. Ein strebender Geist wie Mantegna mußte stets fortschreiten, und konnte sich gegen das, was in seiner Zeit und Umgebung geschah, unmöglich ganz ablehnend verhalten. Als er daher aus Squarcione's Lehrsälen hervortrat, und in so enge Verbindung mit den Bellini's kam, hat er sich gar Vieles von der trefflichen Weise dieser Männer und den Vorzügen der venetianischen Schule eigen gemacht. Aber seine Hauptansicht hat er niemals aufgegeben.

Diese seine Ansicht nun spricht sich in seinen Werken aus als eine ernste, strenge, charakteristische Auffassung der Natur und des Lebens; und als eine Darstellung, welche in der Anordnung, in dem Beywerke, ja in dem ganzen Tone des Vortrags, den Geist der classischen Antike athmet. Gerade die Hauptelemente eines Kunstwerkes, Ausdruck, Bedeutung, Lebenspotenz hat Mantegna aus der Natur geschöpft; es tritt eine derbe Wirklichkeit, eine lichte Gegenwart aus seinen Werken hervor; es ist der Charakter einer ernsten, tüchtigen, sich in schroffer Eigenthümlichkeit geltend machenden Zeit in dieselben übertragen. Es liegt aber zugleich — wie Goethe so treffend bezeichnet hat — etwas Strenges, Em-

*) Squarcione (geb. 1394 † 1474) aus Padua, faßte den Vorsatz Italien und Griechenland zu durchreisen, um sich einen Schatz von Kunstwerken aufzusammeln und nebenher von allem was ihm merkwürdig schien, Zeichnungen zu nehmen. Er führte diesen Vorsatz durch, und errichtete nach seiner Rückkunft in Padua eine Akademie, welche bald über 100 Schüler zählte. Unter diesen waren Mantegna, welcher die Lombardische, und Zoppo, welcher die Bolognesische Schule gründete, die vorzüglichsten.

figes, Mühsames in diesen Werken. Es zeigt sich, wie schon Vasari sagt: „la maniera un poco tagliente, e che tira talvolta piu alla pietra, che alla carne viva." Aber dieses Scharfe, Schneidende, Mühsame des Vortrags hat Mantegna fast immer beybehalten, und wie uns scheint, nicht ausschließlich aus dem Alterthum, sondern wieder aus seiner Zeit, aus dem Charakter seines Jahrhunderts geschöpft. Worin soll nun eigentlich jener Zwiespalt in seiner Bildung bestehen? Wir überzeugen uns, daß er nie ausschließlich aus der Antike, nie ausschließlich aus der Natur geschöpft hat — daß ihm leztere immer die Hauptsache geblieben, eine eigenthümliche Anwendung der ersten nie von ihm aufgegeben worden ist. Auf keinen Fall aber zeigt sich eine feindselige Zerspaltung seiner Bildung nach zwey entgegengesezten Seiten. Denn zugegeben, daß ihm sein Lehrer anfänglich das ausschließliche Studium der Antike vorgepredigt habe, (was übrigens nicht geradezu richtig ist, da in Squarcione's Akademie auch nach Gemälden studirt wurde) — so enthielten ja gerade nach der diesem Meister beygelegten Ansicht die Antiken lauter Vorbilder des Köstlichsten, des Gewähltesten, des eigentlich Darstellenswerthen aus der Natur. Wenn ihn der Lehrer also späterhin wieder vom Golde zur Spreu hingewiesen, so wäre ja dieses Hinweisen auf keinen im wesentlichen entgegengesezten Bildungsweg geschehen. Es wäre ihm nur bedeutet worden, er habe das in der Natur selbst zu suchen und zu wählen, was er in der Antike schon zu Golde geläutert beysammen fand.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Albrecht Dürers eigenhändige Handschrift von den Verhältnissen des menschlichen Körpers, von Julius Max. Schottky, Prof.

(Beschluß.)

Blatt 5. a. (An die „jungen kunstbegierigen Gesellen.")

Niemand acht', daß ich so vermessen sey, daß ich vermeinte hie ein solch Wunderbuch zu machen, mich damit über Ander zu erheben. Das sey weit von mir, denn ich weiß wohl, daß kleiner und geringer Verstand und Kunst in diesen meinen nachfolgeten Büchlen erfunden wird. Ich erkenn selbs mein Unvollkummenheit: Darum will ich mich einem itlichen Hochverständigen, der mir meinen Irrthum mit rechter Vernunft und beweislicher Kunst mit seiner meisterlichen wohlgeübten Handwerk anzeigt, ganz unterworfen haben. Aber dennocht (dennoch), wiewohl ich mich besorg von Etlichen einer kleinen Ungunst, dannocht hab ich mich unterwunden: dies mein weniges Vermügen, so viel mir Gott verleiht, getreulich aus guten Herzen einem itlichen (jedem) Leser mitzutheilen und sonderlich den jungen kunstbegierigen Gesellen, die sich gern üben und doch nicht Unterricht mügen (können) bekummen. Dann der Mangel der Lehrmeister ist gros bey uns, und darum ist schwer, einem itlichen aus Vernunft und eigner Uebung solchs und dergleichen zu suchen und finden. Ich weiß wohl, wie schwer es ankummt; und darum bitt ich euch, ihr jungen Gesellen, ihr wöllt solch mein einfältig Unterricht gutwillig von mir annehmen und euch mit begnügen lassen, bis daß ihr selbs ein Bessers find't, oder daß ihr von Andern mit eim Bessern unterricht't werd't. Es soll auch niemand gedenken, daß ich mich wöll unterstehn, den hochberühmten Meistern fürzuschreiten und sie zu lernen (lehren), sunder vielmehr, so sie etwas an Tag lassen kummen, ihn'n mit fleißiger Uebung, so viel mich die Grobigkeit meiner Natur nit irrt, fleißig nachzufolgen, so viel mir müglich ist und ihr Lob helfen ausbreiten. Darum helft, lieben Herrn und Freund, gebt mildiglich heraus die Gaben Gottes, die in euch gossen sind, auf daß Gott in euch geehrt werd und den Brüdern zu gut kumm. Dann ihr wißt, daß in tausend Jahren diese Kunst gar in kleinem Brauch ist gewest, dann sie hat sich erst in anderthalbhundert Jahren wieder angesponnen; und ich hoff' sie soll fürbas wachsen, auf daß sie ihr' Frücht' gebähr', und sunderlich in wälschen Landen, das dann zu uns auch mag kummen. Auch solchs bitt ich ein'n itlichen Leser, er wöll mich meiner Einfalt treulich entschuldigen, ob ich ihm indert (irgend) zu viel oder zu wenig thät, denn hie soll keiner was oratorisch suchen oder finden, noch wie man das Erdreich soll messen; allein sollen diese meine Büchle innen halten, reden und anzeigen die äußerlichen Gestalt, Linien und Maß der Menschen, der sich nicht allein die Maler gebrauchen, sundern auch die Goldschmid, Bildhauer von Holz und Stein, Metallgießer, Hafner oder die von Letten streichen, Seidensticker und Ander' mehr, die davon Bilder zu machen haben."

Blatt 6. a. beginnt der eigentliche Text des Werks, oder vielmehr noch eine Art Vorbemerkung, woraus einiges mitgetheilt zu werden verdient. Der Anfang lautet:

„Außerhalb der Messung oder ohn' einen Verstand einer guten Maß, kann kein gut Bild gemacht werden: denn ein gut Bild muß mit großer Mühe, Arbeit, Fleiß und wohlbesunnen gemacht werden, und es geräth uns nit ohngefähr; denn die Linien, damit ein Bild umzogen wird, kann weder mit Zirkeln noch Richtscheitlinien umrissen werden: dann durch Rechtgemessenes wird Künstliches gemacht. Erstlich will ich ein kurze Meinung meiner fürgenummenen Messung anzeigen auf das schlechtest

(einfachste) als ich mag (kann). — Darum, so du ein Bild fürnimmst zu machen, magst du dich dieser Meinung gebrauchen: Zum ersten nimm ein breit lang Richtscheit oder was dir zu deiner Nothdurft gelegen ist; *) stich darauf mit zween Punkten die Läng des Bildes, und zwischen denen zeuch eine gerade Linie. Der oberst Punkt soll rühren das Höchst vom Haupt, das will ich nennen die Scheitel; aber der unterst Punkt rühret unten die Füß, das nenn ich die Sohlen, — und so oft ich dir nachmals sag von Scheitel und Sohlen, so versteh' allweg (stets) die ganze Läng des Bildes, die da begriffen wird zwischen Scheitel und Sohlen." ꝛc.

Schluß dieses Abschnitts:

„Mich erbarmet kein Ding in den Werken wo ich's sich (sehe) übler, dann daß große Mühe gebraucht wird ohne Kunst und rechten Verstand.

Aber all die Maß die ich hernach beschreib und aufreiß', davon will ich mit Niemand disputiren ob man solch' Menschen findt oder nit; ich mach' sie aber darum also, daß ich hoff', ich wöll Ursach seyn, daß ihr viel kummen werden, die da werden durch diesen Weg anzeigen, wie die Menschen gestalt't sind, und wie sie müssen seyn und wie sie möchten seyn. Darum such ein iklicher hieraus die Wahrheit und Nutz der Natur oder Kunst und Schönheit oder sein eigen Wohlgefallen, wozu ihn dann sein Begierd trägt."

Willibald Pirkheimer schrieb hier im Namen Dürers noch nachstehendes mit eigner Hand hinzu:

„Nachdem aber nit wohl möglich ist, daß in einem einigen Cörper alle Vollkommenheit der Hübschheit sey, auch gewöhnlich allen Menschen, jedem insonderheit ein Anders dann dem anderen gefällt, hab' ich fürgenummen, funferley unterschiedlich Proportion zu beschreiben, damit ein iklicher finden mag, das ihm gefall, stark, dick, dunn, lang oder kurz Bildnuß in Mannen und Weiben oder aus den allen eine Vermischung seines Gefallens."

So viel mag vor der Hand hinsichtlich dieser merkwürdigen Handschrift genügen; das Weitere darüber wird der Leser ohne Zweifel in Hellers Biographie Dürers nicht vergebens suchen.

Dresden, August 1825.

*) Die unterstrichenen Worte durchstrich Pirkheimer und setzte statt derselben: „ein Bret."

Rom, den 20. Sept. 1825.

Bartholdy's hinterlassene Sammlungen sind nun zu 30,000 Piastern angeschlagen, und ich hoffe, daß sie entweder von der preußischen Regierung gekauft, oder sonst für das deutsche Vaterland erworben werden. Sie bestehen aus sogenannten etrurischen Vasen, Bronzen, Majolica, antikem Glase, Elfenbein, Terra cotta's und Gemälden, unter welchen viele von lebenden Meistern von Ruf. Auch einige antike Marmore, die Platten zu dem druckfertigen Werke über die Glasfabrikation der Alten, und einige sehr schöne Handzeichnungen sind hierunter begriffen. Wenige mögen es B. in der Kunst, zu sammeln und zu kaufen, gleich gethan haben. Wenn etwas über den Verkauf entschieden seyn wird, werde ich es Ihnen melden.

Die Brunnen am Platze del Popolo geben nun Wasser; da dieses aber die von Valadier angenommene Höhe nicht erreicht, so sind Ceccarinis Delfine trocken, dagegen ergießt sich das Wasser nun aus Blumenkörben (sic!). Beyde Fontainen machen weniger Wirkung, als die nun zerstörte vor dem Obelisk gemacht hatte.

Den Bildhauern meines Vaterlandes kann ich die angenehme Nachricht ertheilen, daß man auf Elba einen weißen Marmor entdeckt hat, dessen Proben dem besten griechischen in jeder Hinsicht gleichkommen. Der carrarische sieht, ohne Uebertreibung, beynahe wie Gyps neben diesem aus. Er ist sehr leicht zu bearbeiten, und in Kurzem wird der Bruch eröffnet seyn. M.

Gent.

Es gibt in den Niederlanden keine Stadt, wo man die schönen Künste mit mehr Erfolg betreibt und kräftiger befördert, als in der alten Hauptstadt von Flandern. Außer der großen Gemäldeausstellung, die alle drey Jahre in der Gallerie eröffnet wird, findet eine jährliche Ausstellung im Saal der Gesellschaft der schönen Künste und Literatur statt. Diese Ausstellung war den größten Theil des Monats Mai geöffnet. Mit dem Vergnügen sehr schöne Werke daselbst zu sehen, konnte man das einer guten Handlung verbinden. Die Ausstellung war zum Vortheil der unglücklichen Opfer der letzten Ueberschwemmungen in Holland. Unter den Gemälden, welche am meisten die Kenner angezogen, haben wir folgende bemerkt: Hektor von seiner Familie und den Trojanern beweint, von Duvivier aus Brügge, wohnhaft zu Paris; eine junge Winzerin von einem Greise begleitet, von Mars, Pensionär des Königs der Niederlande zu Rom; die historischen Gemälde von Cauwer dem Aeltern; Kühe und Schaafe von E. Verboekhoven; Marinen von dem Bruder dieses jungen Künstlers, L. Verboekhoven; Genregemälde von Geirnaert, Landschaften von de Noter: Bildniß des Genter Schriftstellers Sanderus, von Paelink; historische Compositionen von Mad. Sophie Rude, geb. Fremiet ꝛc. Der größte Theil dieser Gemälde ist für die große Ausstellung bestimmt, die in Kurzem zu Harlem statt finden wird. (Revue encyclop. Juli 1825.)

A. Voisin.

Nr. 82.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 13. October 1825.

Blicke auf einzelne Künstler und Kunstwerke der besten Zeit.

I.

Ueber Andreas Mantegna.

(Beschluß.)

Es kann übrigens nicht geläugnet werden, daß zwischen den frühern und spätern Werken Mantegna's, in der S. Christophs-Kapelle bey den Eremitanern, eine große Verschiedenheit wahrzunehmen ist. Diese Werke waren dem Squarcione bestellt, und von diesem seinen beyden Schülern, dem Mantegna und einem gewissen Niccolo Pizzalo übertragen worden. Da Pizzalo in der Zwischenzeit starb, so blieb unserm Künstler das ganze Werk vorbehalten. Er begann mit den vier Evangelisten und der Darstellung zur rechten Seite, und erwarb sich durch diese Werke einen ausgebreiteten Ruf und die Freundschaft Jakob Bellins, der ihm seine Tochter zur Frau gab. Squarcione wurde hiedurch zur Eifersucht aufgereizt, und er fing nun an, die Werke des Schülers, den er bisher gelobt und begünstigt, in dem bittersten Tone zu kritisiren. „Sie seyen dem Marmore nachgebildet — sagte er — nach welchem ein Maler sich unmöglich bilden könne, da aus dem Steine jene Weichheit und Beweglichkeit der Körper, die in der Natur vorkömmt, nicht zu erlernen sey; daher er denn wohl besser gethan hätte, die Bilder dieser Kapelle in Steinfarbe auszuführen, da seine Figuren daselbst wohl viel eher alten Statuen als lebenden Personen ähnlich seyen.“ Durch diesen Tadel aufgereizt, soll nun Mantegna sich mit Gewalt auf die Nachahmung der Natur geworfen, und die zweyte Hälfte der Werke besagter Kapelle in einem, von dem frühern ganz verschiedenen Sinne und Style vollendet haben. Allein der prüfende Blick bemerkt in jener spätern Darstellung zwar ein mächtiges Vorschreiten zum Vollkommenen überhaupt — nicht aber eine wesentliche Veränderung der Ansichten und des Styles, oder ein Abspringen von einer bestimmten Seite der Kunstbildung zu einer entgegengesetzten. Dieses Vorschreiten aber ist wohl vorzugsweise der in jene Epoche fallenden Bekanntschaft Mantegna's mit dem Venetianer Bellin und seiner Schule, nicht aber ausschließlich den Tadel und der Aufreizung durch Squarcione zuzuschreiben. In dem spätern Werke ist allerdings von der Natur ein freyerer, mehr unmittelbarer Gebrauch gemacht; der Künstler hat hier bedeutende Schritte aus einer mehr conventionellen, abstrakten Methode vorwärts ins bewegte, nur durch die Wirklichkeit bedingte Leben gethan — aber die ursprüngliche Haltung, die festgegründete Ueberzeugung, die entschiedene Ansicht über die eigentlichen Kunstzwecke, hat er auch hier nicht aufgegeben. Ja er hat in spätern Werken immer beharrlich in dem Geiste und Sinne, in welchem er das Antike ergriffen und sich eigen gemacht hat, fortgewirkt. Der ihm eigenthümliche Gebrauch der Antike bestand aber, wie schon angedeutet worden, in der Aneignung des in alten, vorzüglich halbrunden Bildwerken vorherrschenden Styles der Composition, und in der Behandlung des Bywerkes im Sinne des Alterthums. Diesen Rhythmus des Vortrags, wie man ihn nennen möchte, hat er sich selbst zur Bedingung gegeben, sich aber immer binnen den Gränzen der gewählten Methode — auf die er gleichwohl durch die Art seiner frühesten Studien hingeleitet war — mit Selbstständigkeit und Freyheit bewegt. Er ließ nach seiner Willkür und nach seinen Zwecken antike Elemente mehr oder weniger hervortreten; das eigentliche, innerste Kunstprinzip seiner Werke war aber zulezt doch ein dem heidnischen entgegengesetztes, aus der Natur, dem Leben und dem Geiste seiner Zeit geschöpftes. Es spricht sich dieses Kunstprinzip in den von dem Maler selbst gestochenen Compositionen recht überzeugend und auf eine merkwürdige Weise aus. In dem Blatte der Grablegung z. B. ist christliche Gefühlsweise auf das ergreifendste charakterisirt, und die Motive unmittelbar aus dem Leben geschöpft. So treffend und natürlich, so tiefeindringend ist hier der Schmerz und die Trauer ausgedrückt, daß selbst Rafael nicht Anstand genommen von diesen Gruppen für sein Bild in Borghese Gebrauch zu machen. Aber auch hier athmet die ganze Anordnung Etwas von dem Geiste der plastischen Scenen des Alterthums. In

seinen Bacchanalien, den Kämpfen der Tritonen rc. bedient sich Mantegna wieder mit Vorliebe des Rhythmus des antiken Vortrags, und läßt eine wahrhaft mythische Begeisterung von sich abstrahlen. Aber ein tieferer Blick, eine genauere Vergleichung entdeckt auch hier wieder, in Ausdruck, Gattung und Bewegung, den Sinn, Geist und Charakter der damaligen, in so vieler Hinsicht noch eisernen Zeit. Diese Zeit wurde von unserm Künstler noch besonders von der Seite ihres Sinnes für das Oeffentliche, Prunkvolle, Imponirende, mit Vorliebe aufgefaßt, und Mantegna hat mit wahrhaft künstlerischem Enthusiasmus für diesen Zeitcharakter, zuerst in einem umfassendern Sinne die Gattung der Fest- und Triumphzüge, und des Waffengepränges in die Malerey eingeführt — eine Gattung die später von Rafael, Julio, Primaticcio rc. mit so viel Geschmack und Erfolg behandelt worden ist. Mantegna's größtes Werk ist ein Werk dieser Gattung, welches einen ganzen hiezu eigens eingerichteten Saal der Palläste zu Mantua erfüllte. Auch in diesem Werke ist sich der besonnene Künstler gleich geblieben. „Es manifestirt sich allerdings ein Doppelleben in demselben", wie die wiederholt genannten Blätter sagen, aber dieses Doppelleben ist durch ein und dasselbe Kunstprinzip beherrscht. Die aus dem Antiken entlehnte Form des Vortrags dienet auch hier nur einer ganz dem Zeitalter des Künstlers angehörenden Sache, und wenn wir von Costüm und Beywerk abstrahiren, so sind es zulezt doch nur lombardische Naturen, und jener stolze, gewaltige und herrische Geist der damaligen Staaten, die wir hier schauen, und die eigentlich rührenden und ergreifenden Motive sind aus dem Leben, nicht aus Kunstwerken hervorgehoben.

In andern Fresken des Pallastes der Gonzaga nähert sich Mantegna's Vortrag dem sogenannten Stilo ornamentale der Venetianer. Er hat von dieser Weise auch in einzelnen Staffeleygemälden Gebrauch gemacht, ja sein berühmtestes Oelgemälde ist zum Theil in diesem Sinne vollendet. Als Bildnißmaler faßt er das Individuum in scharfer Eigenthümlichkeit, in concentrirter Persönlichkeit auf. Seine Figuren der Engel und Kinder bilden wieder eine ihm ganz eigenthümliche Klasse, in welcher das Zartsinnige und Gemüthliche mit der schlichten scharfen Bezeichnung seltsam contrastirt. Seine Männer und Kriegsleute sind mit Tüchtigkeit, mit einem imposanten Ernste, mit einem gewissen Ueberschusse von Kraft ausgestattet. Und so zeigt sich denn Mantegna als ein universeller, durchgreifender Geist, der sich an Alles wagen darf, weil er mit Sicherheit über seine Mittel gebietet. Denn Alles was er leistet, so schlicht es sich auch darbiete, beruht ihm auf einer gründlichen, ausführlichen Bildung. Und alle diese einzelnen, durchgeübten Kenntnisse vereinigen sich ihm in einem durchherrschenden Kunstprinzipe. Ein so ernst wollender, so ausgezeichnet begabter, so sicher hinschreitender Mann wie dieser, mußte mächtig auf das, was er in seiner Laufbahn berührte, einwirken. Aber auch für die Rückwirkung mußte er empfänglich bleiben, denn er war beharrlich in allem — selbst auch in der Lust zu lernen. Daher er sich in einem seiner spätesten Werke gleichsam wieder in verjüngter Kraft zeigt, nämlich in seinem für Madonna della Vittoria gemalten Altarbilde. Man sieht hier Maria auf dem Throne, der Erzengel Michael und St. Moritz halten ihren Mantel; Franz Gonzaga und seine Gattin, zu ihren Füßen knieend, empfangen ihren Segen; St. Andreas und Longinus stehen zur Seite. Dieses Bild gereicht zum höchsten Ruhme des Meisters, und bezeichnet recht eigentlich den höchsten Punkt seiner Reife. Wahrlich! Hier ist kein Schwanken zwischen der Antike und der großen lebendigen Natur, kein Zwiespalt der das Kunstwerk schaffenden Kräfte wahrzunehmen. Die Köpfe sind voll Leben, Charakter und Ausdruck; im höchsten Sinne für Schönheit vollendet. Die Zeichnung ist so kräftig, schwungvoll und zart, daß sie jede Anschuldigung von Trockenheit Lüge straft; die Carnation ist von der höchsten Delikatesse, der Auftrag ungemein pastos, die Pinselführung höchst fein, und alles durch einen eigenen Geist von Grazie beseelt. Und wie trefflich und geschmackvoll ist nicht das Beywerk behandelt? Diese glänzenden Rüstungen, diese schillernden Gewänder, diese üppigen Festons. Und dieses herrliche Werk hat Mantegna in seinem 65sten Jahre ausgeführt. Correggio wußte es zu würdigen, und das, was sein großer Vorgänger wollte, in der überschwänglichen Pracht seiner himmlischen Schöpfungen zu vollenden.

F.

Drey silberne Becher in Ungarn.

(Aus einem Briefe des Prof. Bittnitz zu Sabaria an Prof. Büsching.)

Indem ich mich bemühe Ihre Wünsche durch Nachrichten über die hierorts ausgegrabenen Alterthümer zu erfüllen, berichte ich Ihnen für dießmal zwar nichts über römische Alterthümer, doch einiges, das Ihnen, wie ich glaube angenehmer seyn dürfte, — über deutsche von mir aufgefundene Antiquitäten des Mittelalters. —

Als ich während der Herbstferien *) in der Salader Gespannschaft bey Hrn. Franz Rumi verweilte, fand ich in dessen Familien-Archive drey silberne Becher, die Kaiser Sigismund, der zugleich auch König von Ungarn war, dem Paul Durusla von Rum zum Geschenk mach-

*) 1824.

te. — Diese Muster der Kunstfertigkeit aus dem Mittelalter werden nach meinen geringen Kräften beschrieben und erläutert, in der periodischen Zeitschrift Ungarns Tudományos Gyujtemény, öffentlich erscheinen. Einen Auszug dieser Beschreibung füge ich hier bey.

Alle drey Becher sind von Silber, von außen und innen gut vergoldet, und wiegen sieben Wiener Pfunde. — Die zwey kleineren gleichen ganz den in Kirchen üblichen Kelchen, und enthalten keine Verzierungen, deren aber der dritte eine große Menge hat. — Es ist dieser beynahe 1 Fuß 6 Zoll Wiener Maaßes hoch, und besteht aus drey Haupttheilen: dem Deckel, dem Becher selbst und dem Fußgestelle.

Den obersten Theil des Deckels ziert ein Krieger mit einem Barte, der Helm und Panzer trägt. In der rechten Hand hält er ein Schild, das durch perpendiculär auf einander stehende Linien in vier gleiche Felder getheilt ist. In dem rechten obern und dem linken untern befindet sich ein schwarzer Adler mit ausgebreiteten Flügeln; das linke obere aber und das rechte untere ist mit roth und weiß geschachten, wagerecht liegenden Würfeln angefüllt. In der Linken hielt er wahrscheinlich eine Lanze, die jedoch verloren gegangen ist.

Dieser Krieger steht auf einer Säule, welche in ihrem Umkreise auf drey ausgezeichneten gekrönten Häuptern ruht, die unmittelbar auf dem Becher stehen. Ringsherum befinden sich drey Münzen der größten Art. Die erste stellt den Julius Cäsar mit der Aufschrift: DIVI JVLI vor; die zweyte den Augustus mit der Aufschrift DIVVS AVGVST; die dritte den Trajan mit der Aufschrift NERVAE TRAIANI. — Die leeren Zwischenräume füllen biblische Embleme, nämlich: Noah mit seinen drey Söhnen, deren einer seinen entblößten Vater bedeckt, unter demselben befinden sich die Worte mit eingebrannten Buchstaben: Verecundia in vino rara (selten ist Schamhaftigkeit beym Weine); hernach Abraham knieend vor einem Engel, hinter ihm aber seine Gattin Sara, unten die Worte: Pater fidei in Christum (der Vater des Glaubens an Christum). Zuletzt Lot mit seinen beyden Töchtern; die zur Rechten stehende hält eine ausgegossene Schaale in der Hand, welche Lot zu ergreifen bereit ist; die zur Linken stehende aber hält horizontal eine Schaale mit der Unterschrift: Memores estote uxoris Lot (seyd eingedenk der Gattin Lots).

In dem innern Theile des Deckels ist ein Engel dargestellt, welcher einen Triangel hält, von dessen jedweder Seite ein Anker herabhängt, ringsherum aber läuft die Inschrift mit eingeschnittenen Buchstaben: ILL. PR. D. FRAID. MVN. NVP. CIVI. BREG.

Der Becher selbst, der über ein Halbes Quart in sich faßt, zeigt im Grunde das Bild eines Mannes mit einem Barte, dessen Kopf mit einem Hute, den eine hohe Feder ziert, bedeckt ist, die Brust aber ist mit dem Orden des goldenen Vließes geschmückt.

Des Bechers äußerer Theil stellt die Orgien des Bacchus in verschiedenen eingeschnittenen Figuren dar. Unter denselben befinden sich folgende Bilder, wahrscheinlich Thaten aus Simsons Leben, nämlich: wie ein Mann einen Löwen tödtet; alsdann ein Mann, zu dessen Füßen ein Löwe liegt; endlich ein Mann der mit den Händen Säulen ergreift. Unter diesen steht die Inschrift: Vita amico, invidia morti comparanda est (das Leben ist dem Freunde, der Neid dem Tode zu vergleichen).

Den Becher verbindet ein, einige Zoll langer, Schaft mit der Basis, auf welcher drey Münzen römischer Kaiser, jedoch ohne Aufschrift, vorkommen. Zwischen diesen befinden sich eine nackte weibliche Figur mit einem nackten geflügelten Knaben, sie hält das Haupt der Medusa; hernach ein Mann der unter einem Baume sitzt, und den Stab des Merkurs hält, vor ihm steht ein Knabe; zuletzt eine weibliche Figur, welche in der linken Hand ein Füllhorn hält, mit der rechten aber aus einer Schaale die Opferung auf einen brennenden Altar gießt, vor ihr steht eine Frau.

Diesen Becher, so wie die Inschrift und das Schild in dem innern Theile des Deckels es lehren, ließ die Stadt Bregenz verfertigen, und wie ich muthmaße, verehrte sie ihn Friedrich II. von Oesterreich, Fürsten von Tyrol, als Hochzeitgeschenk bey seiner Vermählung mit Anna von Braunschweig. Der Grund meiner Vermuthung ist, weil Bregenz eine Stadt dieses Fürsten (Friedrichs mit der leeren Tasche) war. — Das Bild zeigt ferner den Orden des goldenen Vließes, welchen Orden Philipp der Gute 1430 gestiftet hat, zu welcher Zeit auch Friedrich Tyrol besaß.

Die Geschichte jener Zeit scheint zu lehren, daß Friedrich diesen Becher dem Kaiser Sigismund, mit dem er wegen des Papstes Johann XXIII. in Unterhandlungen stand, entweder als eine zu berichtigende Schuld oder auch aus Dankbarkeit gegeben hat. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß derselbe schon 1437 in den Händen Sigismunds seyn mußte, damit er dem Carl Rumi geschenkt werden konnte, dessen Geschlecht noch jezt diese drey Becher im Wappen führt.

P a r i s.

Am 2ten October ging die Reiterstatue Ludwigs XIV., welche der Bildhauer Hr. Lemot für die Stadt Lyon in Erz gegossen hat, auf einem großen von Lyon hieher gesandten mit 20 Pferden bespannten Wagen, mit Teppichen, Guirlanden und lilienbesäeten Fahnen geschmückt, an den Ort ihrer Bestimmung ab. Diese Bildsäule, welche die

während der Revolution zu Lyon zerstörte ersetzen soll, ist die zweyte, welche seit der Restauration dem Andenken Ludwigs XIV. errichtet wird. Durch eine seltene Gunst des Glücks ist die Fertigung beyder Statuen demselben Künstler zugefallen, und man könnte noch eine dritte, die Reiterstatue Heinrichs IV. ebenfalls von seiner Hand, mit ihnen zusammenstellen.

Was beym ersten Anblick des Werks überrascht, ist der ernste, edle und würdige Charakter, der ohne Zweifel von jedem, einem großen Fürsten gewidmeten Denkmal gefordert wird. Besonders aber kann man sich Ludwig XIV., zu dessen Namen sich die Idee von Größe und Majestät schon lange gesellt hat, nicht in einer gemeinen Stellung oder in der Handlung eines gewöhnlichen Reiters denken. Ludwig XIV. erscheint hier wirklich mit dem Ausdruck der doppelten Gewalt seines Rangs und seines Charakters; man könnte sagen mit der ganzen Majestät seines Jahrhunderts. Seine Rechte ist auf das Scepter, das Zeichen seiner souveränen Macht gestützt; mit der Linken hält er den Zaum seines feurigen, aber der Hand des Lenkers gehorsamen Rosses.

Das Verdienst der Ausführung vereinigt sich in Hrn. Lemot's Werk mit dem der Erfindung. Sehr gewandt und geistreich hat der Künstler das römische Costüm zu benutzen gewußt, welches für diese Art von Statuen geheiligt scheint, eben so den Haarputz, der bey einer Statue Ludwigs XIV. wesentlich ist (die große Perücke ist in reich herabwallendes natürliches Haar verwandelt) und den Mantel, welcher dem Ganzen noch mehr Fülle, Würde und Zierlichkeit gibt. Endlich bewundert man noch in Vergleich mit der Statue Heinrichs IV. die edlen Formen und zierlichen Verhältnisse des Pferdes, die vollkommen mit dem Charakter des Reiters den es trägt, übereinstimmen. Besonders ist der Kopf mit seltener Vollendung modellirt.

Diese Reiterstatue ist die größte, die bis jezt in Frankreich ausgeführt worden ist. Sie hat 18 Fuß Höhe, 3 Fuß mehr als die Statue Heinrichs IV., wiegt aber dennoch ein Fünftel weniger, welches einen bedeutenden Fortschritt in der Kunst des Erzgusses beweist. Sie wird am 4. November, als dem Geburtstage Carls X. in Lyon feyerlich eingeweiht werden. Die Medaille für diese Einweihung ist schon geschlagen. Sie zeigt auf der einen Seite die beyden verbundenen Profile Ludwigs XVIII. und Carls X. mit der Umschrift: Inchoavit Ludovicus XVIII. Carolus X. absolvit; auf der andern die Statue auf ihrem Fußgestell, mit der Umschrift: Signum Ludovici magni ab solo instauratum, und der Exerge: Lugdunensium sumptu MDCCCXXV. — Hrn. Galle, ihrem Verfertiger, gereicht die Ausführung dieser Medaille zur Ehre. (Journ. des Debats, 30. Sept. 1825.)

Toulouse.

Die Eigenthümer des Kanals von Languedoc sind damit beschäftigt, dem verstorbenen Riquet, der durch Erbauung desselben dem ganzen Land eine unermeßliche Vermehrung seines Reichthums gebracht hat, ein Monument zu errichten. Nicht weit von dem Bassin von Naurouse, zwischen der Bastide d'Anjou und Avignonet ist ein Hügel, auf welchem sich fünf oder sechs ungeheure Felsblöcke erheben. Sie berühren einander und scheinen nur auf den Boden hingelegt zu seyn. Man nennt sie die Steine von Naurouse. Sie bilden eine Plattform von 35 — 40 Fuß Breite von Osten nach Westen, und weniger als halb so breit zwischen Norden und Süden. Von hier aus übersieht man die ganze Umgegend, das Bassin von Saint-Ferréol und dicht unten das von Naurouse und den Punkt, wo sich die Wasser des Kanals theilen. Hier wird man einen etwa 20 Mètres hohen Obelisken aufstellen. Auf das Piedestal sollen einerseits das Bildniß Riquets in einem Bronzemedaillon, andrerseits einige Inschriften oder Verzierungen kommen. Den Gipfel der Anhöhe wird eine mit grünen Bäumen bepflanzte Terrasse umgeben, doch so, daß weder von dem Monument noch von den Felsen etwas verdeckt wird. Das Ganze soll in diesem Jahre beendigt seyn. (Revue encyclop. August 1825.)

Corfu.

Die Sun gibt folgenden Auszug aus einem von Zante den 10. Mai von einem Architekten, Hrn. John Wright geschriebenen Briefe: „Während meines Aufenthalts in Corfu war ich mit der Messung und Zeichnung eines eben erst entdeckten, außerordentlich schönen, antiken Tempels sehr nützlich beschäftigt. Man vermuthet, daß er Neptun oder Bacchus geheiligt war, und durch ein Erdbeben verschüttet wurde. Ueber der Erde blieb nur die Spitze einer Säule, die den Schäfern zum Sitze diente, da die Regierung den Gedanken faßte, den Platz ausgraben zu lassen, so fand man alsbald die Ruinen jenes schönen Tempels. Er gehört dem dorischen Stol an; ich habe die einzelnen Theile gezeichnet, und suche das Ganze herzustellen. Diese Zeichnungen schicke ich nach London. Ich wünsche mir Glück, daß ich der erste Architekt gewesen bin, der in Kenntniß von dieser Entdeckung gekommen."

Hamburg.

Am 25. Oct. d. J. wird die Gemäldesammlung des verstorbenen Hrn. Schmidt, Hofgerichts-Advokaten in Kiel, unter Aufsicht des Hrn. Harzen hier versteigert. Sie besteht fast ganz aus Niederländern. Am 14. Nov. wird eine Sammlung von Kupferstichen, Handzeichnungen und Kupferstichwerken ebenfalls unter Leitung des Hrn. Harzen versteigert werden, welcher die Kataloge beyder Sammlungen hat drucken lassen.

Venedig.

Am 21. Dec. wird zu Venedig im Hause Nr. 5667 ai Miracoli, circondario di Santa Marina, eine der schönsten Statuen Canova's, die Hebe, öffentlich versteigert. Sie ist auf 48,000 Franken geschäzt.

Nr. 83.

Kunst = Blatt.

Montag, den 17. October 1825.

Verein der Kunstfreunde im preußischen Staate.

Wir beeilen uns, eine neue Einrichtung in Berlin zur allgemeinen Kunde zu bringen. — Was in andern Gegenden, mit diesen oder jenen Veränderungen, schon seit längeren Jahren eingerichtet wird, bildet sich erst in neuester Zeit in Berlin, aber wohl ist anzunehmen, daß in der Kunstgeschichte Preußens dadurch ein neuer Zeitraum begründet werden kann.

Zuerst hier das vor Kurzem vertheilte Einladungsschreiben. Ueber die Statuten nächstens ein mehreres.

B g.

Vor länger als einem Jahre traten mehrere hiesige Künstler und Kunstfreunde, die ehemals in Italien gewesen waren, zusammen, um durch jährliche Beyträge den in Rom studirenden vaterländischen Künstlern Gelegenheit zu Arbeiten zu eröffnen, welche blos ihr Fortschreiten in der Kunst zur Absicht haben sollten. Der Gedanke erhielt Beyfall, das Unternehmen gewann, auch außer dem ursprünglichen Kreise, Theilnehmer, es schien angemessen, die erste Anlage zu erweitern, und so bildete sich der Plan zu einem Verein der Kunstfreunde in dem preußischen Staate. Mehrere Städte in und außer Deutschland besitzen Vereine dieser Art; der unsrigen fehlte ein solcher bisher, und demnach scheint er doppeltes Bedürfniß in einem Augenblick, wo, wie man mit Wahrheit behaupten kann, das Streben der Künstler nach Vollendung und der rege und einsichtsvolle Antheil des Publikums an ihren Werken mit einander wetteifern, der Kunst ein noch schöneres Emporblühen zuzusichern. Es gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen unsrer Zeit, daß die bildende Kunst seit etwa 30 — 40 Jahren einen Aufschwung gewonnen hat, den zu hoffen die unmittelbar vorhergehende Epoche kaum berechtigte. Sie dankt dieß außer andern zusammentreffenden Ursachen, offenbar dem richtigen Wege, den sie genommen hat, indem sie, sich von der Herrschaft einseitiger Manier befreyend, zu einem ernstern und strengern Studium der Natur zurückgekehrt ist, und das Alterthum und die großen Wiederhersteller der Malerey zu Vorbildern gewählt hat. Auf diesem Standpunkte spricht die Kunst jedes unverstimmte Gemüth an, sagt jedes Unbefangenen Sinn zu, und erweckt allgemeine Theilnahme, da sie, frey von Prunk und Ueberladung, sich leicht und einfach mit Allem verbindet, was ihre Form anzunehmen fähig ist, und das ganze Leben mit Schönheit und gefälliger Anmuth begleitet. Diese, nicht blos der Kunst, sondern allen sich mit ihr verbindenden menschlichen Bestrebungen wohlthätige Stimmung zu erhalten und zu befördern, scheint nichts so geeignet, als die Hervorbringung bedeutender Kunstwerke zu erleichtern, und eine größere Anzahl derselben zu verbreiten, und beydes macht den Zweck des sich bildenden Vereins aus, nur mit der Beschränkung, daß er blos für die vaterländische Kunst, das heißt für preußische Künstler wirksam seyn wird.

Auch dem Künstler von Talent fehlt es nicht selten an Bestellungen größerer Arbeiten, und er sieht sich alsdann längere Zeit hindurch auf solche beschränkt, die weder der Kunst, noch ihm die eigentliche Befriedigung gewähren.

Noch leichter und bey weitem verderblicher aber tritt derselbe Umstand dem Studium des sich bildenden Künstlers in den Weg. Die kostbarste, ihm (wie z. B. bey Bildungsreisen ins Ausland) bestimmt und eng zugemessene Zeit sieht er sich genöthigt, mit Beschäftigungen zu zersplittern, die ihn seinem wahren Ziele nicht näher führen, wenn nicht gar davon entfernen. Gleich groß ist auf der andern Seite für diejenigen, welche die Kunst, ohne sie selbst zu üben, kennen, und mit Geschmack lieben, die Schwierigkeit, sich den Besitz wahrhaft guter Kunstwerke zu verschaffen. Zwar gibt es in den größern Städten der Monarchie, und namentlich in Berlin, größere und kleinere Privatsammlungen, und was die einsichtsvolle Beförderung der Thätigkeit der vaterländischen Künstler betrifft, so verdankt die Kunst hierin dem huldreichen Schutze Sr. Majestät des Königs und des königlichen Hauses so viel, daß es kaum der einfachen Erinnerung daran bedarf. Manches ist auch von Kirchen und andern Instituten und von Privatleuten geschehen.

Alles dieß aber scheint nur um so mehr zu beweisen, daß es gerade jezt der angemessene Zeitpunkt ist, eine noch allgemeinere Theilnahme anzuregen und möglich zu machen.

Die Absicht des Vereins ist nun, Preisbewerbungen für anzufertigende Kunstwerke anzustellen, die Ausführung entworfener, und die Vollendung angefangener zu erleichtern, schon fertige an sich zu kaufen und diejenigen, welche auf diesem Wege an ihn übergehen, unter seine Mitglieder zu verloosen. Auf diese Weise bleibt dem Künstler mit der Freyheit der Wahl seines Gegenstandes die Sicherheit, seine Zeit ohne Gefahr einem größeren Werke widmen zu können. Die Verloosung der Kunstwerke aber schien den Stiftern des Vereins besser und der Kunst förderlicher, als wenn man sie hätte verkaufen, oder aus ihnen eine Sammlung des Vereins bilden wollen. Sie werden auf diesem Wege in alle Provinzen der Monarchie verbreitet und kommen auch in den Besitz derer, die sie sich sonst nicht hätten verschaffen können.

Auch ist wohl nicht zu verkennen, daß ein gutes Kunstwerk in einer Privatwohnung, als Familienbesitz, wo es einzeln, oft, in verschiedenen Stimmungen, und nach und nach doch von sehr vielen betrachtet wird, einen tiefern und richtigern Eindruck auf das Gemüth hervorbringt, als wenn man es in öffentlichen Ausstellungen und Sammlungen jedesmal absichtlich aufsuchen muß. Die Preisbewerbungen hat der neue Verein für den Augenblick nur für diejenigen preußischen Künstler bestimmt, die sich, zum Behuf ihrer Studien, in Italien aufhalten. Diese Beschränkung hört aber sogleich auf, als dem Vereine seine Mittel weiter zu gehen erlauben, auch ist dieselbe schon vor dieser Zeit dem höhern Gesetz untergeordnet, daß der Verein seine Unterstützungen immer nur auf wirklich ausgezeichnete Kunstwerke verwendet.

Um sich die nothwendigen Mittel zur Erreichung seines Zwecks zu sichern, bestimmt der Verein den jährlichen Beytrag seiner Mitglieder auf fünf Thaler. Dafür nimmt jedes mit Einem Loose an den Verloosungen der Kunstwerke Theil. Es steht indeß Jedem frey, sich mit einem höhern Beytrag einzuzeichnen, und er empfängt alsdann für jede fünf Thaler, die er über den gewöhnlichen Beytrag zahlt, ein Loos mehr.

Da die Bestimmung der Preisaufgaben, und die Beurtheilung der einkommenden, oder sonst anzuschaffenden Kunstwerke nur von Künstlern ausgehen kann, so ist festgesezt worden, daß, außer dem Directorium des Vereins, von welchem die Hälfte der Mitglieder auch aus Künstlern bestehen muß, noch ein eigener Ausschuß aus den vier im Directorium sitzenden, und drey andern Künstlern gebildet werde, welcher allein über alle Gegenstände entscheidet, die künstlerische Beurtheilung erfordern. Es hat nicht zweckmäßig geschienen, diesem Ausschuß in dem Statut genaue Anweisungen über die Bestimmung der Preisaufgaben, die Zuerkennung der Preise, die Auswahl der zu befördernden oder anzukaufenden Kunstwerk zu geben. Man hat vielmehr die Ueberzeugung gehegt, daß es besser sey, wenn die Mitglieder des Vereins die Künstler, welche den Ausschuß bilden sollen, nach Stimmenmehrheit wählen, allein alsdann demselben die Besorgung des ihm übergebenen Geschäfts, mit vollem Vertrauen auf die Richtigkeit ihres Kunstgefühls und die Unparteylichkeit ihrer Entscheidungen in völliger und unumschränkter Freyheit überlassen.

Um die Begründung des Vereins keiner Zögerung auszusetzen, haben die Unterzeichneten für jezt die Geschäfte des Directoriums und des Ausschusses übernommen. Künftig werden sowohl das Directorium als der Ausschuß von den Mitgliedern des Vereins in den öffentlichen Versammlungen von zwey zu zwey Jahren gewählt werden. Die näheren Bestimmungen hierüber, so wie über alle andern Punkte, welche es nöthig schien, gleich Anfangs festzusetzen, sind in dem Statut enthalten.

Dieß Statut ist von den Unterzeichneten Sr. Maj. dem Könige vorgelegt worden, und Se. Majestät haben nicht nur dasselbe allergnädigst zu genehmigen, sondern auch das Patronat des Vereins anzunehmen geruht.

Der Verein wird sich am 1. Januar 1826 als in Wirksamkeit tretend ansehen. Wer bis zu diesem Zeitpunkt Mitglied desselben zu werden wünscht, wird ersucht, bey dem Secretär des Vereins Hrn. Dr. Jüngken (unter den Linden 56.) seinen Namen und Beytrag in die Liste der jetzigen Mitglieder einzuzeichnen, und dagegen ein Exemplar des Statuts in Empfang zu nehmen. Nach diesem Zeitpunkte muß jeder Neubeytretende von zwey Mitgliedern vorgeschlagen seyn.

Berlin, den 23. August 1825.

W. v. Humboldt, Beuth, Jüngken, Friebe, Rauch, Tieck, Schinkel, Wach, W. Schadow, Begas, Kolbe.

Archäologische Literatur.

Wanderungen durch Pompeji von Ludwig Goro von Agyagfalva, Hauptmann im k. k. österreichischen Geniecorps, Ritter des königlich sicilianischen militärischen St. Georg-Ordens der Wiedervereinigung. Wien 1825. bey Mörschner und Jasper. VIII. 176 S. mit XX Steindrücken. Fol.

Nachdem der Verfasser das Bekannteste von Campanien und Pompeji erzählt, schreitet er zu einer Ueber-

setzung von Plinius bekanntem Briefe über den Ausbruch des Vesuvius. Nach Sannazars Arcadia findet er es glaublich, daß noch im funfzehnten Jahrhundert „Thürme, Häuser, Theater und Tempel der Stadt (aus der Erde herausragend) zu erkennen waren", und fügt die wirklichen Entdeckungen von Pompeji durch den 1592 von Fontana gezogenen Kanal und den 1748 bey zufälliger Grabung der Winzer entdeckten Dreyfuß hinzu. Dann von Schutt und Ausgrabungen: in Villen, welche außerhalb der Stadt dem Vesuvius näher lagen, würde man, vermuthet der Vf., vielleicht mehr als in andern der Rettung näher liegenden finden. (S. 25). Er berechnet, daß noch 130,848 Quadratklaftern verschütteten Raums übrig bleiben, die mit der Höhe der Verschüttungen, zu drey Klaftern gerechnet, multiplicirt 392,544 Kubikklaftern geben. „Die Ausgrabung einer Kubikklafter zu drey Gulden gerechnet, dürfte hienach die Beköstigung Pompeji ganz auszugraben 1,177,632 Gulden betragen. Arbeiteten aber Tag für Tag, wie im Jahr 1812, sechshundert Menschen an diesem Werke, so würde in sieben Jahren und zwey Monaten ganz Pompeji ausgegraben seyn." (S. 27).

Die darauf folgende Beschreibung behandelt in einzelnen Kapiteln öffentliche Straßen, Gassen und Wohnhäuser, Plätze und öffentliche Gebäude. Zuvörderst das Bekannteste über alten Straßenbau und, zum Behuf der Gräberstraße, über alte Gräbersitte (S. 29 — 38). Hierauf von S. 39 — 54 die Beschreibung der Grabdenkmäler, aus der wir nichts Neues zu berichten wüßten. Von den Gassen und Wohnhäusern S. 55 ff. Zwey bekannte im Museum von Portici befindliche Inschriften, die Ankündigung der Venatio eines N. Popidius und die Miethsanzeige der Julia Felix sind S. 57 wieder abgedruckt. Da in lezterer das S. Q. D. L. E. N. C. A. Svettium Verum aed., nach Winckelmann: si quis dominum loci ejus non cognoverit adeat S. V. aed. — von den Akademikern diss. isag. X. 22. erklärt wurde: „si quis domi lenocinium exerceat non conducito" so bemerkt der Vf. daß das unter den vermietheten Gebäuden befindliche Balneum Venereum der leztern Erklärung zu widersprechen scheine; man wird ihm entgegnen, daß ein etwa für Frauen bestimmtes und der Venus geweihtes Bad nicht nothwendig ein Haus der Unzucht sey. Hierauf Bekanntes von der Bauart der Pompejanischen Häuser: der Vf. schließt mit der Bemerkung, daß sämmtliche Häuser durch Grenzmauern den Blicken der Nachbarn entzogen wären, und daß, wie ihm eine englische Dame erzählt habe, die Häuser von Kalkutta mit den Häusern von Pompeji in jeder Hinsicht eine auffallende Aehnlichkeit haben. (S. 62). Weiter vom Baumaterial und vom Mosaik, wobey aus Siebenbürgischen Ausgrabungen, die man bey Varhely (Sarmisagethusa, Ulpia Trajana) 1823 geführt, Mosaikfußböden mit dem Urtheil des Paris und mit Priamus vor Achill angeführt werden (S. 66). Sodann allerley von antiken Wandgemälden und was Andre darüber gesagt. Der Vf. rühmt, daß die meisten jener mäßig und nächst „unsern Meisterwerken" zu bewundernden Wandgemälde im fünften Theil der Pitture antiche di Ercolano bekannt gemacht sind. Dieses ist auch in den vier ersten Bänden jenes Gemäldewerkes geschehen; hätte der Vf. davon Notiz genommen, so hätte er es vielleicht überflüssig gefunden auf den folgenden Seiten die einzelnen Gemälde des ihm bekannten Bandes besonders zu beschreiben. — S. 77 ff. Haus des Arrius Diomedes. Es folgen von S. 87 an die Häuser der Stadt. Unter der Rubrik des Chirurgenhauses wird S. 91 ff. der uncus ad partum mortuum extrahendum durch ein neuerdings in Frankreich erfundenes Instrument erläutert. Daß in der ersten Häuserreihe der Stadt nur die rechte Seite in Trümmern liegt, schreibt der Vf. S. 94 nicht dem Erdbeben, sondern den frühern Nachsuchungen zu. S. 114. Oeffentliche Plätze. S. 123. Oeffentliche Gebäude, zuerst von Tempeln und zugleich von den Opfergebräuchen der Alten, aus Adams Handbuch. S. 128 f. Tempel der Venus. Der S. 129 angeführte „in eine Toga gehüllte Hermes" ist eine weibliche in den Peplus gehüllte Herme. Der Plan dieses Tempels und des ganzen Forums, den der Vf. auf Tafel 12. gegeben, wird in Deutschland, wo es noch an Plänen der neuesten Entdeckungen fehlt, willkommen seyn; deßgleichen die Tafel 15. gegebenen Statuen der Eumachia, der im Venustempel gefundenen Venus und der aus dem Isistempel herrührenden bis jezt unedirten Isis, der der Vf. nur keinen Thyrsus (S. 140) hätte beymessen sollen. In den zwölf Statuenbasen des sogenannten Pantheons erkennt der Vf. Säulenbasen: diese Säulen, meynt er dann (S. 132) weiter, hätten die Kuppel eines Tholus getragen oder nach seiner Meynung vielmehr einen Tholus selbst, indem Tholus ein kuppelartiges Dach sey, woran die Alten allerley Weihgeschenke aufgehängt. Diese Bemerkungen gehören zu dem Wenigen, was dem Buche eigen scheint, aber gewiß nicht zu dem, was seinen Werth zu erhöhen vermag. In Betreff der dort gefundenen Statuen findet der Vf. S. 133 die männliche für Drusus zu alt und will statt Livia eine Priesterin. Das dortige Gemälde, welches mit Wahrscheinlichkeit für Theseus und Aethra gilt, hält er für Cleopatra und für den Antonius, der in ihrem Beyseyn sich in sein Schwert zu stürzen begehre. Daß im Isistempel Statuen von Venus, Bacchus und Priapus gefunden wurden, hat Romanelli S. 200 dem ungenauen St. Non, und der Verfasser S. 141 dem Romanelli nachgeschrieben: von einer Isis von gebrannter Erde haben wir bis jezt nur bey ihm gelesen. Die sehr unwahrscheinliche Annahme Mechi's, daß

im Bau der Eumachia Chalcidicum eine Vorhalle sey, gibt der Verfasser S. 148 als endlichen entscheidenden Aufschluß über jene dunkle Klasse von Gebäuden. Aus gangbaren Büchern wird hiebey über die Wäsche der Alten berichtet, so wie bey den folgenden Abschnitten über Theater und Amphitheater übermäßig viel aus Adams Handbuch. Der Vf. schließt mit Ringmauern und Thoren der Stadt: er hat seine militärischen Kenntnisse benuzt, die gute Befestigung Pompeji's in den gangbaren Ausdrücken neuerer Befestigung nachzuweisen (S. 172 f.), wozu die beygefügte Zeichnung (Tafel XX.) gute Dienste leistet.

Ueberhaupt geben die beygefügten zwanzig Steindrücke brauchbare Pläne und Aufrisse, aber sehr mittelmäßige Ansichten der Stadt, der Gräberstraße, der Grabmäler, der Nävoleia Tyche und des Calventius, der Villa Suburbana und des Hauses des Sallustius, des Forums, des Odeums und der Tempel des Quirinus, der Fortuna und der Isis. Die Blätter mit Figuren geben außer den bereits erwähnten leidliche Abbildungen der allbekannten Centauren und Tänzerinnen. Der Verfasser, der hienach mehr als alle Hauptgegenstände Pompeji's berührt hat, und dessen Werk wir nach dem Inhalt seiner Gegenstände mit Auszug aller etwaigen neuen Bemerkungen durchgegangen sind, kann auf das Verdienst Anspruch machen, sich und seinen Freunden ein anständig ausgestattetes Erinnerungsbuch emsiger Pompejanischer Wanderungen veranstaltet zu haben. Höhere Ansprüche dürfte er wohl nicht geltend machen. Daß bis jezt kein deutsches Werk Pompeji mit Inbegriff der neuesten Ausgrabungen (bis Frühjahr 1824) behandelt, mag immerhin seyn; doch betrifft dieser dem Vf. günstige Zufall nur den Zusammendruck der in öffentlichen Blättern schwerlich mit minderer Treue gegebenen Notizen. Wenn der Vf. die seltene Gunst der Umstände rühmt, die ihm bey seiner militärischen Stellung schwer zugestandene Zeichnungen und Messungen möglich machten, so wird man mit ihm rechten dürfen, daß er statt aller andern wichtigen Entdeckungen der neuesten Zeit den einzigen Fortunatempel in einer einzelnen Zeichnung gegeben hat: wer aber wird diesen und selbst das Forum in solcher Gestalt nicht lieber in den neuesten Plänen der ganzen Ausgrabungen suchen? Seine Beschreibung ist ein Auszug aus dem unzuverlässigen Romanelli zu nennen, mit Episoden aus Adams römischen Alterthümern verbrämt: wer wird selbst, bey dem sehr fühlbaren Mangel eines deutschen Werkes über Pompeji, dem Bedürfniß eines solchen durch das kostspielige Werk des Verfassers begegnen mögen?

Neapel, den 11. August 1825.

G.

Paris.

Am 28. September wurden die sterblichen Ueberreste der Kaiserin Josephine aus einer Gruft der Kirche von Ruel bey Paris, wo sie seit 11 Jahren geruht, in das Denkmal übergesezt, welches ihre beyden Kinder in einer Seitenkapelle genannter Kirche ihr haben errichten lassen und das so eben beendigt war. Die Anordner der Feyerlichkeit hatten keine Einladungen ausgehen lassen, da aber mehrere Journale einige Tage vorher davon gesprochen, so fanden sich eine Menge Personen aus Paris und der Gegend freywillig zu Ruel ein, und die Kirche wurde zu klein sie alle zu fassen. Als die religiösen Ceremonien beendigt waren, wurde der Sarg, der im Chor ausgestellt war, in das Mausoleum überbracht. Ein Greis, Namens Levasseur, einst erster Aufseher zu Malmaison, trug die Urne, in welcher Josephinens Herz verschlossen war; er weinte bitterlich und fand sich am Ende übel. Eine große Anzahl Frauen, und die Armen von Ruel und aus der Gegend, sich an die Herzensgüte ihrer Wohlthäterin erinnernd, zerflossen in Thränen. Stille und Sammlung herrschte während der ganzen Ceremonie. Das Monument ist in großen Verhältnissen aus weißem Marmor, von Hrn. **Cartellier**, Mitglied des Instituts, ausgeführt. Es stellt einen von vier jonischen Säulen getragenen Bogen vor, unter welchem Josephine, mit dem Diadem auf dem Haupt und in reichem Costüme, auf einem Betschemel kniet. (Allg. Zeitung 5. Oct. 1825.)

Dresden.

Den 28sten November dieses Jahres beginnt hier die Versteigerung des Kunstnachlasses von dem verstorbenen Prof. **Klengel**. Der Inhalt des Verzeichnisses, welches in mehreren berühmten Kunsthandlungen Deutschlands zu haben ist, entspricht dem Geist des berühmten Künstlers, welcher in seinen Portefeuilles sehr seltene und schätzbare Radirungen, so wie auch schöne Originalhandzeichnungen aufbewahrte. Eben so befinden sich unter den Original-Oelgemälden mehrere preiswürdige Meisterstücke, nächst welchen nach dem allgemein ausgesprochenen Wunsch eine kleine Zahl ausgewählter Cabinetsgemälde und Zeichnungen von der Hand des verstorbenen Künstlers zur Versteigerung bestimmt worden sind. Unter den meist vortrefflichen Handzeichnungen von Dieterich, Wagner, Heinr. Roos, Ostade und andern Meistern, zeichnet sich eine Zahl Landschaften persischer Gegenden, von Klengel's berühmtem Schüler **Wehle** aus, welcher als einer der ersten Landschaftzeichner bekannt ist. Diese Blätter gehören zu den Seltenheiten, da in wenig Sammlungen von diesem für die Kunst zu früh verstorbenen sächsischen Künstler sich etwas vorfindet.

Fr.

Nr. 84.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 20. October 1825.

Ueber die Fenster in den Bauten des Mittelalters, nach Stellen altdeutscher Dichtungen.

Jedem Kenner der deutschen Dichtungen des 12ten und 13ten Jahrhunderts hat sich gewiß schon oft die Bemerkung aufgedrungen, daß gerade in ihnen, abgesehen von ihrem poetischen Werth oder Unwerth, ein Schatz von einzelnen Nachrichten zu finden sey, welche für Sitten und Gebräuche, für richtiges Erkennen des häuslichen und Familienlebens, für Sprachstudien, einzelne Zweige der Kunstgeschichte und ähnliche Momente der Vorzeit die besten Zeugnisse sind, die durch keine andern Urkunden an innerem Gehalt überboten erscheinen.

Der Geschichtsforscher wird sich endlich an diese Ansicht gewöhnen und sich zur Benutzung dieser Quellen bequemen müssen; wiewohl es nicht geläugnet werden kann, daß es einige Ueberwindung und Opfer kostet, in dem Gebiet der altdeutschen Literatur einheimisch zu werden, und es leicht erklärbar ist, wenn sich so Mancher, dem es keineswegs an gutem Willen fehlt, durch viele nichtssagende Reimereyen, durch wiederkehrende Schilderungen von Schlachten, Rüstungen, Damenschmuck, Turnieren, Festen u. s. w. abgeschreckt fühlt. Aber man lese die Nibelungen, den Tristan und insbesondere den Titurel, *) außerdem die meisten Stücke des Heldenbuchs, den Wigalois, die Dichtungen der vorzüglichsten Minnesänger und einiges Andere mit Aufmerksamkeit, und man wird sich auch in geistiger Hinsicht belohnt oder angezogen finden. Alles Ueberschätzen schadet freylich und hat namentlich der altdeutschen Literatur bisher die mehr allgemeine Anerkennung vorenthalten; es sind zum Theil beklagenswerthe Reime gedruckt und diese — was eben so schlimm ist — in jener aufgeregten Periode von manchem Unberufenen wohl gar als etwas Ausgezeichnetes gepriesen worden, wodurch der Widerspruch gleichsam herausgefordert und eine Opposition geschaffen ward, die in ihren Urtheilen nicht minder jedes Maaß überschreitet.

Die Zeit vermag jedoch Ansichten eben so gut, wie Wunden zu heilen und hat, selbst in Bezug auf diesen Streit, den Blick schon schärfer und das Urtheil gesunder werden lassen; daher wäre es — ich möchte sagen wohl endlich — wieder zu gestatten, in deutschen Zeitschriften von Deutschlands früherer Literatur bisweilen zu sprechen und auf manche Eigenthümlichkeit derselben aufmerksam zu machen.

Einen solchen Versuch wage ich hiemit; doch ist es freylich auch sehr gewagt, mit einer kunstgeschichtlichen Kleinigkeit zu beginnen, und sich auf einen von den Dichtern fast nur im Vorübergehen erwähnten Gegenstand zu beschränken, von dem sich beynahe gar nichts sagen läßt, wenn man von den wirklich noch vorhandenen Bauten, insbesondere den gothischen Münstern und ihren Verzierungen schweigt; indeß wird durch das Zusammenstellen ähnlicher Einzelnheiten nach und nach ein Ganzes gewonnen, das dann um so deutlicher als solches hervortritt.

Eigentlich war äußerer Schmuck an den Fenstern deutscher Burgen in der Regel gar nicht vorhanden, und solche entgegenstehende Erscheinungen, wie sie etwa in Marienburg und Karlstein oder an wenigen Ueberresten aus Karl des Großen Zeit sich finden, gehören zu den Ausnahmen: man bewahrte so etwas mehr nur für Gotteshäuser auf. Doch in Conrad von Würzburgs Dichtung von dem trojanischen Kriege ist (V. 17,497 — 519) allerdings von einem Pallaste die Rede *) an des-

*) Diese ausgezeichnete Dichtung Wolframs von Eschenbach ist freylich in dem bis jezt einzigen Abdrucke vom Jahr 1477 auf das jammervollste verstümmelt. Die beste Handschrift derselben (auf Pergament, um das Jahr 1300 oder bald nachher geschrieben, einige 40,000 Verse umfassend) liegt in der Wiener k. k. Hofbibliothek und wurde vor mehreren Jahren von mir für die Breslauer Universitätsbibliothek abgeschrieben. Sie muß bey einer sehr zu wünschenden Ausgabe dieses Gedichtes durchaus zur Grundlage genommen werden.

*) Dieser Pallast soll zwar in Troja stehen, doch weiß man wohl, daß die deutschen Dichter des Mittelalters die Vorbilder ihrer selbst griechischen oder römischen Schilderungen größtentheils aus dem eigenen Leben und der nahen Umgebung entlehnten.

sen Fenstern Laub und Thiere ausgehauen waren; wer ein wahres Meisterstück von Kunstfertigkeit schauen wollte, der ließ seine Blicke auf die runden Fensterscheiben fallen, die mit manchen merkwürdigen Kapitälern voll ausgeschnittener und gegrabener Arbeit prangten. *) — Die Fenster standen sehr erhöht (V. 7314) und die Frauen drängten sich an sie heran, um herbeyziehende Gäste zu sehen und von ihnen gesehen zu werden (V. 7297 — 300). — Bey manchem Fensterlein ging außerdem noch ein eignes Wandloch durch die Mauer, durch welches man den unbemerkten Beobachter machen konnte (V. 8925 28), und oft trat ein zartes Mädchen, das auf dem Lager keine Ruhe fand, noch in tiefer Nacht schwermüthig an das Fenster, während der lichte Mond die Gegend überglänzte (V. 6887 — 97).

Conrad von Würzburg liebt es überhaupt, Anspielungen auf Bauwerke seinen Dichtungen einzuschalten, wie sich dieß nicht allein in der goldenen Schmiede, sondern insbesondere in mehreren Stellen des trojanischen Krieges zeigt. Hier ist z. B. bald von mit Bley gedeckten Thürmen die Rede, auf welchen reich vergoldete Knöpfe glänzen (V. 17,391 — 95); bald führt er als ehemaliges Belagerungsgeschütz Triböcke, Schlitten, Katzen und Tarrande an (V. 23,437 — 38) oder schildert einen aus Marmorquadern erbauten Thurm (V. 17,442 — 76), und vorzüglich ein festes Gewölbe in ihm, wodurch er zu der für deutsche Kunstgeschichte merkwürdigen Behauptung sich veranlaßt findet, daß selbst alle Baumeister bey dem Rheine und bey der Elbe schwerlich etwas Aehnliches schaffen könnten. **)

Manche andere Poesien des 13ten Jahrhunderts haben ähnliche, doch nur ganz leichte Andeutungen auf Fenster; so wird z. B. im Herzog Ernst (V. 5055 — 57) davon geredet, daß Mädchen und Frauen in die Fenster gekommen wären, um einen gesuchten Gegenstand zu erblicken; (eben so Gudrun V. 2563); im Kaiser Otnit (Strophe 103) ist von dem ausdrücklichen Aufthun oder Oeffnen eines Fensters die Rede; nach Priberts Tristan (V. 923 — 26) legen sich die Frauen in die Fenster, eines wonniglichen Buhurts (Lanzenkampfes) wegen; nach dem König Rother (V. 2177) steht die junge Königin darin (eben so Gudrun 4474) und nach andern Nachrichten (Biterolf V. 11,837 — 42) setzen sich sieben königliche Jungfrauen in die Fenster oder vielmehr in deren Blenden. — Von Glasfenstern ist in der Dichtung von Salomon und Markolph (V. 909) ausdrücklich die Rede; übrigens ist mir keine sich auf Glasmalerey beziehende Stelle einer einheimischen Dichtung aus der Minnesängerzeit bekannt, jene anziehende und poetische Schilderung in Wolframs von Eschenbach Titurel ausgenommen, wo der Tempel des heiligen Grales auf Montsalvatsch geschildert wird und die Fenster als eine Art Edelsteinmosaik, welche hie und da Farbe deckt, bezeichnet sind, so daß man dabey unwillkürlich an jene kostbaren Fenster sich erinnert fühlt, die noch heut in der bey Prag gelegenen Burg Karlstein, obgleich halb in Trümmern, gefunden werden. *)

---

*) Oder mit den Worten der Urschrift:
man dorfte nach der schrift sage
nie venster baz gezieren;
von lobern vnd von tieren
waren si gehowen
swer wunder wolte schouwen
von meisterlichen dingen,
der lie sin ovgen swingen
an ir sule sinewel,
da manic vroemdes capitel
stuont angesnitten und ergraben

**) swaz meister in dem lande ist
bi rine vnd bi der elbe,
di kunden ein gewelbe
von kunsterichen sachen
so starckes niht gemachen,
als eines an dem turne lac.
(V. 17,471 — 76.)

*) Dieß ist besonders in der zwischen 1348 — 1357 von Matthias v. Arras auf Befehl Kaiser Karl IV. erbauten St. Katharinen-Kapelle und Kirche zum heil. Kreuz der Fall, in welchen Räumen der kunstliebende Fürst seltene Pracht mit Geschmack zu vereinigen wußte. — Sollte man nicht beynahe auf die Vermuthung kommen, daß Karl den Titurel kannte und eine Art Montsalvatsch auf Karlstein schaffen wollte? — Quir. Jahn hat in Rieggers Archiv der Geschichte und Statistik Thl. I. eine ausgezeichnete Abhandlung über Karlstein bekannt gemacht, welche Meißner in seinen historisch-malerischen Darstellungen aus Böhmen zum Theil wörtlich benuzte. Aus ihm entlehne ich hier wieder die Schilderung der prachtvollen Kreuzkirche; „In ihr (50 altböhmische Schuh lang, 30 — 31 Schuh breit, bis 28 Schuh hoch) stieß der Blick, wohin man ihn nur wandte, auf Gold, Edelstein oder Kunstwerk. Das Gewölbe derselben stellte das Firmament vor, an welchem Sonne, Mond und Sterne, von edlen Metallen mit kostbaren Steinen reich besezt, erschienen. Die ganzen Wände waren brunirtes Gold, mit böhmischen Jaspissen, Agathen, Amethisten, Chrysolithen, Topasen, ja sogar hier und dort mit edlern Steinen herrlich ausgelegt. Selbst die Fenster dieser Kirche waren durchsichtige, farbige, böhmische Steine, in vergoldetes Bley gefaßt, deren dunkles gebrochenes Licht die Seele zu einer gewissen düstern Art von Andacht aufforderte. 1330 Kerzen erleuchteten von innen den Raum. An der obern Hälfte der Wand erstreckten sich rund herum in zwey- auch dreyfachen Reihen 133 Bilder, die berühmtesten Heiligen der Kirche vorstellend, alle von der Hand der vorzüglichsten Künstler an Karls Hofe, auf starken Goldgrund gemalt. Unter denselben hingen im Vordertheil der Kirche die Schilde der heiligen Ritter, sämmtlich von gediegenem Gold oder Silber; das eiserne Gegitter in der Mitte der Kapelle, — denn in den innern Theil einzutreten stand nur Geistlichen frey, — war reich vergoldet und ebenfalls

Weil die Stelle an und für sich beachtungswerth erscheint und fast gar nicht bekannt ist, da man, wie gesagt, keinen lesbaren Abdruck des Titurel hat, so schalte ich sie theils übersezt, theils im Auszuge mit einigen Strophen der Urschrift hier ein, um dadurch mit auch auf die Vorzüge des Wiener Manuscriptes (Nro. XL) den Blick des Kenners zu richten. Sie stehen Blatt 11b der Handschrift, wo der Dichter behauptet:

„Ich glaube nicht, daß irgend ein Mensch jemals so kostbare, mit so außerordentlicher Kunst geschaffene Fenster sah, oder auch nur von ähnlichen hörte. Sie waren nicht aus Aschenglas (aus dem gewöhnlichen Glasfluß) verfertiget, sondern glänzende Kristalle, so daß sich hier keine Spur von ärmlichen Bestandtheilen entdecken ließ.“ In dem Original heißt es:

Div glase venster wæhe
von vremden listen riche
ich wæn ieman gesæhe,
vnd ouch ie gehorte dem geliche;
si warn nicht mit aschen glas verspannen,
iz warn liechf cristallen
swachiv kost was gar veriaget dannen.

„Berille und Kristalle hatte man statt des Glases einsezt, durch welche (anfangs) das Tageslicht so blendend hereinfiel, daß ein Auge dadurch gar leicht verlezt (geblendet) werden konnte, wenn es allzukühn das Werk längere Zeit hätte beschauen wollen. Doch diesem ward durch meisterliche Kunst vorgebeugt.“

Berillen vnd cristallen
warn vür glas gesetzet,
da durch begunde vallen
so vil des tages, daz daz (dez?) lieht wart geletzet
ein oug, ob iz di lenge vreuelichen
daz werk da wolte schowen,
daz wart erwant mit listen meisterlichen.

„In mannichfacher Zusammensetzung zeichnete und malte man (nämlich) auf diese Berille, nicht nur um den strahlenden Glanz zu mildern, sondern auch zur neuen Zierde des reichen Baues und Gott und dem Gral zu Ehren, wodurch der Tempel an Herrlichkeit viel gewann.“

Verwierens nicht entwalen
wold man uf die berillen,
entwerfen vnde malen,
daz man deu brehenden glast mocht gestillen,
vnd ouch der richen kost zv einer Zierde,
got vnd dem gral zu eren,
wan iz den tempel richlich kondiwierde.

Wolfram von Eschenbach schildert nun die Fenster näher und nennt als fernere Bestandtheile derselben den Saphyr, den Smaragd, den Amethist in drey Farben als den purpurrothen, den veilchenblauen, welcher alle Krankheiten mildert und den dritten, der klar wie junge Rosen schimmert. Man sah hier den gelben und schwarzen Topas, worin sich das Bild des Beschauenden, obwohl verkehrt, spiegelte:

topasivm den losen
het man da, swer dar in ficht vur ware,
dem stet daz kinn zv berg, di ougen nidere.

Auch fehlte der rothgefeuerte Jochant nicht, der Sardonir, Praselpir, der siebzehnfarbige Jaspis, dem man viele Tugenden nachrühmt; es glänzten Alkofoer und Korevel (?), mit ihnen auch Chrysopras *) und die Prasemarten;

— krisopasien
di parasme, liecht mit schine.

Eben so bezeichnet Eschenbach als Edelsteine an diesen Prachtfenstern den sechszigfarbigen Heraforas, Octalamus, Klarisian, Ardis und jene Rubine, welche wie glühender Zunder aus den Kristallen hervorleuchteten. Perlen und Korallen waren dazwischen gestreut, und daher mußten die hereinfallenden Lichtstrahlen stets in den lieblichsten Farben gebrochen werden, wodurch der Tempel an ganz besonderer Augenwonne gewann:

ie nach dem schine verwete (färbte) sich die svnne,
div was durch venster gebnde
vber al den tempel svnder ougen wunne.

Die Schilderung des Tempelbaues auf Montsalvatsch, von welcher dem Leser so eben nur ein kleiner Auszug vorgelegt wurde, bildet eine für die alte Baugeschichte äußerst wichtige Episode, deren völlige Erläuterung jedoch große Schwierigkeiten hat, so wie der Titurel überhaupt, seiner ganz eigenthümlichen und zum Theil mystischen Sprache wegen, bey weitem schwerer zu verstehen ist, als jede andere mit ihm gleichzeitige Dichtung: die Nibelungen z. B. sind in dieser Hinsicht ein Kinderspiel gegen ihn. — Deutschland könnte sehr damit zufrieden seyn, wenn A. W. v. Schlegel sich zur Herausgabe des Titurel entschließen wollte, und der humanen Gesinnung aller Kenner altdeutscher Literatur darf man es zumuthen, daß sie die Ergebnisse ihrer sich darauf

mit köstlichen Steinen geschmückt. Auf dem Hochaltar ward in einer Vertiefung, mit stark vergoldetem Gitter, unter dreyfachen Schlössern die Reichskrone aufbewahrt. Nur Bischöfe und der Dechant zu Karlstein durften vor diesem Hochaltar Messe lesen. Unter demselben stieg man durch eine schmale Stiege in ein verborgenes Gewölbe, wo die übrigen Kleinodien und Privilegien des Königreichs aufbewahrt wurden.

*) Von dieser merkwürdigen frühen Anführung des Chrysopras in deutschen Schriften (Plinius kennt ihn freylich schon) werde ich an einem andern Orte besonders sprechen.

beziehenden Forschungen einem so reich begabten Gelehrten dann willig mittheilen und abtreten würden.

Julius Max Schottky.

Doppelbildniß des Kaisers Maximilian.

Unter den wenigen Denkwürdigkeiten alter Zeit, welche sich durch die Stürme verheerender Kriege in Zittau erhalten und gerettet, ist unstreitig das Merkwürdigste das zweyfache Bildniß des ritterlichen Kaisers Maximilian.

Es findet sich nämlich auf der dortigen Rathsbibliothek (Kneschke in seinem 1811 herausgegebenen Werke: Geschichte und Merkwürdigkeiten der Rathsbibliothek zu Zittau, spricht auch davon) ein Bild, aus zwey Holztafeln bestehend, die wie ein Buch zusammengeschlagen und geöffnet auf den innern Seiten zwey Bilder zeigen. Eine eiserne Kette rasselt daran, wie bey den alten Handschriften und Drucken noch häufig gefunden wird, und mag diese meist theils zum Verschluß, theils aber auch zum sichern Bewahren des Bildes gedient haben.

Die beyden Tafeln, die ich für ursprünglich und keineswegs für Nachbildungen halte, sind äußerst merkwürdig und verdienen auf das sorgfältigste bewahrt zu werden, da sie das zweyfache Bildniß des Kaisers Maximilian zeigen.

Die eine linke Seite des Gemäldes zeigt das Bild des lebenden Kaisers Maximilian, doch gewiß schon in vorgerückten Jahren, wahrscheinlich kurz vor dem Tode und deßhalb sind alle Züge, sicher der Natur getreu, scharf, eckig und wenig anmuthig; aber Kaiser Maximilians Gesicht ist auch ein solches, das durch schroffe Auffassung und harte Ausführung, worin nur zu leicht die altdeutschen Maler verfielen, wenig lieblich werden konnte; selbst Albrecht Dürers schöner Holzschnitt dieses Kaisers zeigt zum Theil denselben Fehler. Der Kaiser, mit dem goldenen Vließorden geschmückt, hält in der rechten Hand drey rothe Nelken an einem Stiele und hat die linke unter dem goldenen Vließorden in den Pelz des Mantelkragens gesteckt. Oben darüber steht: Maximilianus romischer k: 2c geporen. 1459. am. 22. Tag. marci. Unter dieser, mit goldenen Buchstaben geschriebenen Schrift stehen noch zwey goldene Buchstaben, nämlich A. A. In diesem Doppel-A ist wohl die Namens-Sigle des Künstlers zu erkennen, und kann ich dabey auf keinen andern schließen (obgleich die Monogrammen-Werke, so viel uns bekannt, ein solches neben einander stehendes A ihm nicht beymessen), als auf Albr. Altdorfer, der wohl bey dem Tode des Kaisers in dessen Nähe gewesen seyn kann (denn das muß er, nach dem sogleich näher zu beschreibenden zweyten Bilde), wenn auch, so viel ich weiß, die nur dürftig auf uns gekommene Geschichte dieses Künstlers von einem Verhältniß zum Kaiser Maximilian und so auch von diesem Bilde, nichts sagt. Albrecht Altdorfer lebte indessen in seinen lezten Jahren nicht zu fern von dem Sterbeort des Kaisers.

Das gegenüber auf der rechten Tafel befindliche Bild ist das merkwürdigere und zeigt uns eine ganz andere Darstellung des Kaisers: wie er nach seinem Absterben da liegt. Indem er hier von vorne, nicht, wie beym ersten von der Seite genommen worden ist, hat das Bild auch, ungeachtet seines weniger empfehlenden und anziehenden Gegenstandes, etwas Milderes und Freundlicheres, und weniger Eckiges. Die Augen sind gebrochen und nur wenig die Augenlieder geöffnet; eine rothe dicht anliegende Sammtkappe umgibt das Haupt, er ist ganz schwarz gekleidet und nur ein weißes Leichentuch kommt am Halse, unter dem schwarzen Gewande, faltig hervor; auf der Brust liegt ein goldenes Kreuz, in welches Edelgesteine gefaßt sind. Darunter steht: Verschidenn. 1519. am. 12. tag. Janvari.

Durch einen Freund aufmerksam darauf gemacht, daß sich in Fuggers Ehrenspiegel des Hauses Oesterreich ein gleiches Bild des verstorbenen Kaisers finde, hoffte ich in der prachtvollen Handschrift dieses Werkes, welche auf der Dresdener Bibliothek liegt, einige Aufklärung über den Künstler zu entdecken. Das Bild findet sich dort so, wie auf dem Zittauer Gemälde, aber über den Maler nichts, nur die Worte dabei: Aigentliche Conterfettung der Gestalt des römischen Kaisers Maximilianj alls sein Mt. verschiden vnnd allem volckh zu Weiß offentlichen Zürsehen enn ein Beth gelegt worden Anno funfftzehenhundert vnnd neuntzehenden dreytzehenden Januaro.

Mehrere haben dieß Bild fälschlich für ein Werk des Lukas Kranach gehalten, dem überhaupt so viel aufgebürdet wird. So viel ist indessen gewiß, daß es sehr merkwürdig und bedeutend, weßhalb es die sorgfältigste und genaueste Aufbewahrung verdient, so wie es vor einer jeden angreifenden Reinigung zu schützen. Einer Ausbesserung bedarf es gar nicht, da es gut erhalten ist.

Wg.

London.

Im Jahr 1824 erschien hier eine kleine Sammlung von 12 Fac-Simile's einiger seltenen Kupferstiche von Rembrandt, die sich nur in der Krackerodischen Sammlung oder im brittischen Museum finden. Man darf es dem Herausgeber, Hrn. Wilh. Jakob Smith, Dank wissen, daß er diese Seltenheiten auf solche Art vervielfältigt hat. Seine Copien sind mit so viel Genauigkeit und Geschicklichkeit gemacht, daß sie wohl das geübteste Auge auf den ersten Anblick täuschen könnten, wenn man sie mit Originalblättern von Rembrandt vermischte. Sie sind auf chinesisches Papier gedruckt und auf leicht colorirtes Velinpapier aufgezogen. Das mäßige Heft in 4. kostet 30 Fr. (Revue encycl. Juillet 1825.)

Nr. 85.

Kunst-Blatt.

Montag, den 24. October 1825.

Ueber Niello-Arbeiten.

(Aus Prof. J. D. Fiorillo's hinterlassenen Papieren.)

Längst schon hätte ich mein Versprechen, die zerstreuten Nachrichten von Niello-Arbeiten zu sammeln und zu einem historischen Ganzen zu verbinden a), erfüllt, wäre ich nicht durch die ungedeihliche Zeit, unter deren Druck wir Jahre lang geseufzt haben, von allen ernsten Beschäftigungen abgezogen worden. Auch mag dieß die Ursache gewesen seyn, daß Hr. Jansen in seinem brauchbaren Werke über die Holzschneidekunst b) mich für längst entschlafen gehalten hat, und es bedauert, daß meine Bemerkungen über das Niello nicht erscheinen werden. Ich will daher dasjenige, was ich über diesen Gegenstand mir gesammelt habe, hier zusammenstellen, und es ist mir nur leid, daß mir ein Hauptkunstwerk dieser Gattung fehlt, und daß auch meine Lage und Verhältnisse es mir unmöglich machen, eines anzuschaffen. Ob das Buch des Grafen Jacomo Durazzo, der, wie Francesconi versichert c), sehr viel über die Niello-Arbeiten nachgedacht und gesammelt hat, erschienen ist, kann ich nicht mit Gewißheit sagen.

Die bildenden Künste haben, was ihr inneres Wesen und ihre technische Behandlung betrifft, eine so genaue Verbindung und Verkettung unter sich, daß man durch eine verschiedene Anwendung der Instrumente und Handgriffe leicht von einer Kunst zur Erfindung einer andern übergehen kann. So ist die Holzschneidekunst mit der Erfindung der Spielkarten, der Holzschnitte, der Buchdruckerkunst nahe verwandt. Und derselbe Fall ist es mit dem Graben in Kupfer, dem Emailliren, dem Steinschneiden, der Damaschina- oder Tarsia-Arbeit, dem Filigran, der Algemina, dem Grabstichel, dem Radiren; und so steht die Kunst Stempel zu schneiden mit der höhern Goldschmiedekunst, die nur Figuren, große Vasen und dergleichen liefert, und dem Niello in naher Verbindung.

Da es meine Absicht ist, mich nur mit dem Nielliren zu beschäftigen, so werde ich alles, was mit dieser Kunst in naher oder entfernter, mittelbarer oder unmittelbarer Verbindung steht, bey Seite setzen, oder in die Anmerkungen verweisen.

Niellum, Niello, Nigello, Nellure, Nillée d) ist eine Kunst, welche zur Beschäftigung der Goldschmiede und Juwelierer gehört, die im 15ten Jahrhundert sehr ausgeübt und geschätzt wurde, aber im Anfang des folgenden beynahe gänzlich verloren gegangen war e). Das technische Verfahren ist folgendes:

---

a) Kleine Schriften B. II. S. 35. (1806.)

b) Essai sur l'origine de la Gravure en bois et en taille-douce. Paris 1808. T. I. p. 79. Man vergl. meine Anzeige dieses Buches in den Gött. gelehrten Anzeigen.

c) Francesconi Illustrazione di un' Urnetta all' Agemina.

d) Man sehe die von Du Fresne gesammelten Stellen bey Lessing, in seinen Kollektaneen B. II. S. 198 ff.

e) „Als ich mich im Jahr 1515 auf die Goldschmiedekunst legte, sagt Benvenuto Cellini, so war die Kunst zu nielliren (l'arte d'intagliare di niello) fast ganz aus der Mode gekommen, und heut zu Tage gibt es unter unsern florentinischen Goldschmieden keine, die sich darum bekümmern." S. Benvenuto Cellini Trattato dell' oreficeria cap. 2. p. 21. (Firenze, 1731. 4.), vorzüglich Cap. II. Dell' arte del niellare e del modo di fare il niello. — Ambrogio Leone aus Nola, einer der berühmtesten Aerzte seiner Zeit zu Venedig und ein Mann von klassischer Gelehrsamkeit, hinterließ unter andern ein Werk de nobilitate rerum, in welchem er (c. 41.) zwey Kunstwerke des Daniele Arcioni und des Caradosso Foppa mit folgenden Worten beschreibt: „Quin etiam nostra tempestate duorum Mediolanensium genere, sculptura clarissimorum opera subtilissima et ingeniosissima florescunt atque praedicantur. Alteri Caradossus, alteri Danielis ex familia Arcionum nomen est. Verum hic in eo genere praesertim pollet, quod NIELLVM novato verbo appellant, neque aliter in eo splendet quod vitreum est, ipsi vero fusores smaltum vocant." Dieser Ambrogio Leone, der in einem Alter von 66 Jahren am 30. Juni 1515 starb, hinterließ einen Sohn Camillo, der ebenfalls ein gelehrter Arzt war, und von dem man beym Gianbernardo Tafuri (Scrittori del regno di Napoli T. III. P. I. p. 158) genaue Nachrichten findet.

Auf eine glatte ebene Platte, die jedoch nach Belieben auch eine andre Form annehmen kann, von Gold oder Silber, denn auf kein andres Metall wird niellirt f), zeichnet der Künstler vermittelst gewisser Instrumente, die sehr wahrscheinlich ursprünglich Grabstichel waren, Zierrathen, Figuren und andre Dinge, und gräbt die Umrisse derselben zu einer gehörigen Tiefe ein. Nun verfertigt er das Niello, nämlich eine Substanz, die aus dem feinsten Silber, gereinigtem Kupfer und Bley besteht. Wenn diese Metalle genau verbunden sind, so wird noch Jungfernschwefel, und zwar von dem schwärzesten, den man haben kann, und Borax hingefügt g). Mit dieser Masse wird die ganze mit dem Grabstichel bearbeitete Fläche oder Platte überzogen, die man dann so lange im Feuer läßt, bis die Masse in alle Umrisse eingedrungen ist, indem man das übrige mit Bimstein oder andern Materialien abreibt. Ist die Platte auf diese Weise abgerieben und wird sie polirt, so erscheint eine glänzende goldene oder silberne Fläche mit einer Zeichnung, als wäre sie mit der Feder entworfen, ähnlich dem schönsten schwarzen Schmelz und von außerordentlicher Dauer.

Vasari redet von dieser Kunst auf folgende Weise: „Das Niello ist nichts andres als eine auf Silber getragene Zeichnung oder Malerey, und zwar so zart, wie man mit der Feder zeichnet oder malt. Es ist eine Erfindung der Goldschmiede alter Zeiten" h). Aus diesen Worten ergibt es sich also, daß Vasari, ob er gleich kein Kunstwerk oder das Zeugniß irgend eines Schriftstellers anführt, der Meynung gewesen seyn muß, daß das Nielliren keine Erfindung seiner Zeitgenossen gewesen ist i).

Und in der That gibt es außer dem Ciseliren, welche Kunst beynahe dieselben Instrumente wie das Nielliren, nämlich Grabstichel, Bullini, erfordert, eine andre nahe verwandte Kunst, von welcher diejenigen, welche sie trieben Crustarii, so wie ihre Werkstätten Tabernae crustariae genannt wurden. Diese Künstler gruben in Vasen und andre Dinge von Metall Inschriften, Figuren, Zierrathen; füllten ihre eingegrabene Arbeit mit Gold, Silber oder Schmelz und brachten auf diese Weise schöne Werke hervor k). Die berühmten Schilde, welche in den homerischen und hesiodischen Gesängen und von Virgil so dichterisch beschrieben worden sind, gehörten wahrscheinlich zu der eben genannten Kunst, wohin man auch die merkwürdige Bembinische Tafel zählen kann l). Ueberhaupt aber ist das hohe Alterthum der Kunst in Metall zu graben bekannt genug, indem nicht allein die zwölf Tafeln in Erz gegraben waren, sondern auch so viele alte griechische, etrurische und römische Inschriften dieser Art bis auf uns gekommen sind m). So hat Hr. Amelin in einer Mumie weiblichen Geschlechts zu Theben mehrere Zierrathen entdeckt, welche auf das unwidersprechlichste beweisen, daß die Aegyptier schon vor 3000 Jahren die Kunst verstanden haben, in das Silber, auf eine dem

---

f) S. B. Cellini, am a. O. S. 24.

g) Der Borax wird nicht in allen Recepten angegeben. Beym Theophilus kommt ein Gummi Karabas vor, welches, wie Hr. Rath Eschenburg in seinen Anmerkungen zu Lessings Kollektaneen wahrscheinlich macht, der Borax seyn muß, von dem die andern Schriftsteller sprechen.

h) Vasari, ed. Bottari, T. I. pag. LXI. (Cap. XXXIII.)

i) Andre, wie Camillo Leonardi (Speculum lapidum. Lib. III. cap. 2.) halten das Nielliren für eine neue Erfindung. Dieser, wo er von Francesco Francia, genannt Fr. Raibolini spricht, sagt folgendes: „Unicum apud modernos reperio, atque apud antiquos nulla extat memoria de incisoribus seu sculptoribus in argento, quae sculptura Niellum appellatur. Virum in hoc cognosco celeberrimum ac summum, Franciscum Bononiensem aliter Frasa (Francia), qui adeo in tam parvo orbiculo, seu argenti lamina tot homines, tot animalia, tot montes, arbores, castra ac tot diversa ratione situque posita figurat seu incidit, quod dictu ac visu mirabile apparet." Auch sagt Borghini (Riposo p. 360 ed. Firenze, 1584) vom Francesco Francia . . . lavorò alcune cose di niello eccellentemente." Ebenfalls bestätigen dieß Alessandro Achillini in seinem Viridario, Butius in der Bologna illustrata und Bartolomeo Bianchini im Leben des Codro. Am merkwürdigsten ist es aber, daß das Institut zu Bologna vor einigen Jahren zwey niellirte Arbeiten von Francia erhalten hat, nämlich zwey Teller (Paco) oder flache Deckel über den Hostienkelch. Der erste enthält die Auferstehung des Heilandes in fünf Figuren, nämlich den Heiland und vier Soldaten, welche an den vier Seiten des Grabes schlafen, und der andre den Heiland am Kreuz mit der Madonna, dem heil. Johannes, Hieronymus und noch einem Heiligen.

k) In Nürnberg und Augsburg wird das Nielliren Silberstechen genannt, und ein diese Kunst treibender Meister ein Silberstecher. S. Doppelmayer's Nachrichten von Nürnb. Künstlern rc. S. 205. not. dd). Dieser meynt, daß die griechischen Künstler Mentor, Acragas, Mys und Boethius Silberstecher gewesen seyen, aber fälschlich. Denn diese beschäftigten sich mit getriebener Arbeit, caelatores. Diejenigen, welche Meister in Schmelz oder incrustirter Arbeit waren, sind die wirklichen crustarii, so wie Teucer beym Plinius (Lib. XXXIII. c. 12.).

l) S. über diese Tafel, die ihren Namen von ihrem Besitzer dem Cardinal Pietro Bembo führt, meine Geschichte der Malerey B. II. S. 54.

m) S. meine Geschichte der Malerey B. II. S. 53 und kleine Schriften B. II. S. 275.

Niello sehr ähnliche Art, zu graviren n). Und wie viele etrurische Opferschaalen mit eingegrabenen Figuren, wie viele griechische Schaalen haben sich nicht erhalten, an denen man eine Arbeit wahrnimmt, die von dem eigentlichen Niello nicht weit entfernt ist. So fehlt an der Patera, welche Buonarrotti und nach ihm Andre bekannt gemacht haben o), weiter nichts, als daß das Eingegrabene niellirt, das heißt mit Niello ausgeführt worden wäre, um dieses aus den Zeiten der Antonine stammende Denkmal für ein antikes Niello-Kunstwerk ausgeben zu können. Auch der silberne Votiv-Schild der Familie Ardoburia, den Bracci herausgegeben, p) hat viele eingegrabene Namen, und längs des Randes eine Inschrift, die vor Zeiten mit Gold oder Schmelz ausgelegt war. Selbst im Mittelalter ging diese Kunst nicht verloren, wie mehrere Monumente, unter andern das Sacramenthäuschen beweisen, welches sich unter den Kunstschätzen befand, die aus den Zeiten Heinrichs des Löwen stammen und ehemals zu Hannover aufbewahrt wurden. Man sieht an demselben nicht nur getriebene Arbeit, sondern auch eine mit dem Grabstichel ausgearbeitete Figur der Madonna q).

Von dem Technischen des eigentlichen Niello scheint Blaise de Vigenère, berühmt durch seine Uebersetzung und seinen gelehrten Commentar über den Philostratus, gut unterrichtet gewesen zu seyn. Er lebte bekanntlich zur Zeit der höchsten Blüthe der Kunst in Italien, war mit Michel-Angelo und andern großen Meistern bekannt, und hatte Gelegenheit über die technische Behandlung der Künste, um welche man sich sonst nicht zu bekümmern pflegt, genaue Erkundigungen einzuziehen. Nachdem er von der Schmelzarbeit und der Glasmalerey geredet hat, kommt er auch auf das Niello, welches er Nelleure nennt, und gibt die Vorschrift, nach der es verfertigt werden muß r). Sein ganzes Recept besteht in einer Unze feinen Silbers, in zwey Unzen von gereinigtem Kupfer und in drey Unzen Bley. Zuerst wird das Silber mit dem Kupfer geschmolzen, hierauf das Bley hinzugethan, alles mit einer Kohle beständig umgerührt und zulezt noch Jungfern-Schwefel mit Borax dazu gefügt. Die Handgriffe beym Bereiten dieser Masse, welche das eigentliche Niello bildet, werden ebenfalls umständlich beschrieben.

Die Beschreibung des Niellirens beym Theophilus Presbyter s) stimmt in der Hauptsache mit der des Vigenère überein; auch ist sie dem Proceß, wie ihn Benvenuto Cellini angibt, nicht unähnlich. So viel lernen wir aber daraus, daß, weil Theophilus aller Wahrscheinlichkeit nach ein Schriftsteller des 10ten oder 11ten Jahrhunderts ist, diese Kunst nicht zu den neuern Erfindungen gehört, sondern von den Griechen den Römern überliefert, auch zum Theil den Arabern bekannt wurde, die, wie mehrere Kunstsachen beweisen, es darin zu einer großen Vollkommenheit gebracht haben t).

Und dennoch behaupten viele der achtungswürdigsten Schriftsteller, daß das Nielliren eine neuere Erfindung sey, daß es den Weg zur Kupferstecherkunst gebahnt habe, und daß keinem andern, als dem florentinischen Goldschmied Maso oder Tomaso Finiguerra die Palme für die Erfindung der Kupferstecherkunst gebühre u).

Die Sache ist zu wichtig, als daß wir sie nicht näher untersuchen sollten. Vasari und Baldinucci behaupten, daß Finiguerra der erste gewesen sey, der Platten mit

n) S. Denon Voyage dans la basse et dans la haute Egypte T. III. p. 170. (Octav-Ausgabe.) Pl. XCVIII.

o) S. Filippo Buonarroti Osservazioni istoriche sopra alcuni medaglioni antichi. Roma, 1698. 4. Pref. p. XVII. v. Murr's Beyträge zu der Geschichte der ältesten Kupferstiche. Augsburg 1804. 4. Jansen, Essai sur l'origine de la Gravure T. I. Pl. I. nro. 1.

p) Dissertazione sopra un clipeo votivo etc. Lucca 1771. 4. pag. LXIII.

q) S. Lipsanographia, sive Thesaurus Reliquiarum Elect. Brunvico-Luneburgicor. Editio quarta. Hannov. 1783. 4. Nr. 37. 38.

r) S. Images de Philostrate p. 236. Nach der Pariser Ausgabe von 1637. Fol. — Bey dieser Gelegenheit macht Vigenère die Bemerkung, daß bereits in der Offenbarung Johannis Kap. 21. V. 18. 21. ein durchsichtiges Gold so hell wie Crystall erwähnt werde, und daß der Gregor von Tours nicht der erste sey, der in seinem Buche. De gloria Martyrum. Lib. I. c. 59. sq. von Glasfenstern und gemalten Glasscheiben rede.

s) In seinem Buche: Diversarum artium schedula, welches Hr. Christian Leiste aus einer Wolfenbüttler Handschrift herausgegeben. Hierin handeln Cap. 27. 28. und 31. vom Nielliren.

t) So habe ich mehrere heil. Gefäße in der Sacristey der Petroniuskirche zu Bologna, im Schatz zu Loretto, in der Kirche des heil. Januarius zu Neapel, zu Rom, Mailand u. s. w gesehen, welche mit Arabesken und arabischen Inschriften geschmückt sind. V. Murr hat in seinen Beyträgen zur arabischen Literatur eine solche Patera oder Oblatenteller (Pace) aus dem 12ten Jahrhundert, welche in der Domkirche von S. Cassian zu Imola aufbewahrt wird, in Kupfer stechen lassen. Sie hat kufische Schriftzüge mit vielen gestochenen Zierrathen und einer lateinischen Umschrift in blauer Schmelzarbeit.

u) So Vasari, Baldinucci und der M. Manni de Florentinis inventis etc. Ferrariae 1731. 4. cap. XL. pag. 78. Die paradoxe Meynung, daß M. T. Varro der Erfinder der Kupferstecherey sey, welche sich auf eine mißverstandene Stelle des Plinius (XXXV. 2.) gründen soll, übergehen wir mit Stillschweigen. S. August Rode über die Frage: Sind wirklich die Römer die Erfinder der Kupferstecherkunst, in Meusels neuen Miscellaneen Stück XII. S. 379.

dem Grabstichel bearbeitet, sie abgedruckt, und folglich die ersten Kupferstiche geliefert habe. Aber beyde Schriftsteller sowohl, als manche, die ihnen nachschrieben und die Geschichte der Kupferstecherey zu dem eigentlichen Gegenstande ihrer Forschungen machten, haben nie ein Blatt gesehen, von dem sie mit unumstößlicher Gewißheit hätten behaupten können, daß es aus den Händen des Finiguerra hervorgegangen wäre. Diese Entdeckung ist unsern Tagen vorbehalten worden, und der treffliche Abbate Zani ist der erste, dem wir sie, wie die Folge lehren wird, verdanken.

Die biographischen Nachrichten von Maso Finiguerra sind äußerst dürftig. Vasari v) begnügt sich nur anzumerken, daß er ein geschickter Meister im Nielliren gewesen sey, und die Kupferstecherkunst ums Jahr 1460 erfunden habe. Baldinucci w), der eine eigene Lebensbeschreibung von ihm geliefert, nennt ihn einen Schüler des Masaccio, und wähnt sogar 56 Zeichnungen von seiner Hand in der Galerie zu Florenz gesehen zu haben, aber keinen einzigen Kupferstich, indem er hinzusezt, daß seine Blüthezeit ins Jahr 1450 falle.

Nach Zani x) kam Finiguerra ums Jahr 1418 auf die Welt, und starb 1460. Allein die Quelle, aus welcher er diese wichtige Nachricht geschöpft hat, verschweigt er zu unserm Befremden.

War Finiguerra der wirkliche Erfinder der Kupferstecherey, oder richtiger, der erste, der auf den Gedanken kam eine gravirte Platte auf Papier (im Jahr 1460) abzudrucken, so kann dieß blos von Italien verstanden werden, indem wir es zur höchsten Evidenz bringen können, daß diese Kunst den Deutschen früher bekannt gewesen ist, und daß man irgend einem deutschen Meister, mag sein Name auch von den Annalisten verschwiegen seyn, den Ruhm der Erfindung zuschreiben müsse y).

Wenn Manni durch ein Document beweisen will, daß Finiguerra bereits im Jahr 1424 gestorben ist: so bestärkt dieß mich noch mehr in meiner Meynung, daß es zwey Künstler mit Namen Finiguerra, nämlich Vater und Sohn, gegeben habe, und daß einer derselben, aber nicht der von dem geredet worden, im Jahr 1424 das Zeitliche verlassen habe.

Setzen wir dieß voraus, so können wir manche, dem Anschein nach sehr widersprechende Thatsachen zusammenreimen. So heißt es in einem Briefe des Baccio Bandinelli an den Hausmaier des Großherzogs von Florenz z), daß mehrere Künstler dem Lorenzo Ghiberti beym Gießen der Thüren des Baptisteriums hülfreiche Hand geleistet hätten, unter andern Maso Finiguerra, Desiderio, Piero, Antonio del Polajuolo und Andrea del Verocchio. Und so kann Gori's Document aa) verstanden werden, woraus er beweist, daß die Pace oder die kleine Platte, mit welcher man den Kelch, in welchem die Hostie aufbewahrt wird, bedeckt, von Finiguerra ums Jahr 1450 für die Kirche des heil. Johannes zu Florenz verfertigt worden sey. Arbeitete er an diesem Kunstwerke vor dem J. 1450, wie konnte er im J. 1424 bereits gestorben seyn bb)? Und daß es wirklich zwey Künstler mit Namen Finiguerra gegeben, von denen der Sohn jenen Deckel verfertigt habe, erhellt aus Gori's Beschreibung dieses Kunstwerks. „Die andre Pace oder der Deckel des Kelchs, ist von dem vortrefflichen Thomas, dem Sohn des Finiguerra, mit monochromatischen Eingrabungen und einer Niellomalerey mit unglaublichem Fleiß und Mühe verziert worden. Zu den vorzüglichsten aber, die diese Kunst von Thomas, dem Sohn des Finiguerra, erlernten und Beweise ihrer Geschicklichkeit gegeben haben, gehören Alexander Botticelli und Antonius von Pollajuolo.“ cc)

Gestützt auf dieses Zeugniß darf man annehmen, daß zwey Künstler mit Namen Thomas Finiguerra existirt haben, so wie es zwey Albrecht Dürer, zwey Hans Holbein gegeben hat, daß beyde die Goldschmiedekunst trieben, daß der Vater im Jahr 1424 starb, der Sohn aber jener große Meister in Niello-Arbeiten gewesen ist dd).

(Die Fortsetzung folgt.)

---

v) T. I. p. LXII. T. II. p. 409.

w) Notizie de' Professori di disegno, con le annotazioni del Manni etc. T. IV. p. 1.

x) Materiali per servire alla storia dell' origine e de' progressi dell' incisione in rame e legno ect. Parma 1802. 8. p. 115.

y) Hr. Bartsch (le Peintre Graveur T. XIII. p. 33.) ist jedoch auf Zani's Seite, indem er sagt: Il resulte de tout ce que nous venons d'exposer, que le merite de la découverte de l'impression des estampes appartient sans contredit aux Italiens.“ In demselben Band S. 47 gibt er ein Verzeichniß verschiedener Copies modernes gravées d'après des planches niellées.

z) S. Lettera pittoricha T. I. p. 74.

aa) S. Ant. Franc. Gori Thesaurus veterum Diptychorum T. III.

bb) Daher muß auch Füeßli's Artikel von Finiguerra (in seinem Künstler-Lexicon II. S. 561.) verbessert werden, der ihn im J. 1414 auf Welt kommen läßt. Denn die bronzenen Thüren des Ghiberti an welchen er mit arbeitete, wurden nach Bottari (in seinen Anmerkungen zum Vasari) im J. 1424 vollendet. S. Zani, am a. O. pag. 36. und 218 (34) der diesen Umstand mit vieler Kritik behandelt hat.

cc) S. Gori, am a. O. p 315 sq.

dd) Vergl. Tiraboschi Storia della letteratura Italiana. T. VI. P. II.

Nr. 86.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 27. October 1825.

Die Kapelle auf dem Rothenberge.

Neuestes Landschaft-Gemälde von G. Steinkopf.
5½' hoch 7' breit.

Der Pinsel unsers trefflichen Steinkopf hat ein neues Bild hervorgezaubert; und wir bedienen uns absichtlich dieses Ausdrucks, um mit einem Worte anzudeuten, daß der magische, diesem Meister ganz eigene Lichtschimmer über die neue Production fast noch reichlicher ausgegossen ist, als über die früheren, die wir um dieses Vorzugs willen so sehr bewunderten. Wir sehen das Bild in einem Effect, den die Worte nie erreichen werden.

Die Aufgabe war eine naturgetreue Ansicht der neuerbauten Kapelle auf dem Rothenberge, welche die irdischen Reste unsrer verewigten Königin Catharine verwahrt; — und der Standpunkt auf dem Wege gewählt, der über den Gebirgsrücken, zwischen Eßlingen und Kannstadt, nach dem Dorfe Rothenberg von Osten gegen Westen führt. Von diesem Punkt aus senkt sich der Weg gegen das Dorf, an dem sich der gleichbenamte Berg einzeln erhebt und gleichsam als Vorgebirg in das herrliche Neckarthal und über dasselbe hinaus in weitere Fernen schaut. Auf dem obersten Gipfel des Berges, der ehemals ein Lieblingsplatz der Verewigten war, und von ihr selbst zur Ruhestätte gewünscht wurde, steht weit umher sichtbar der heilige Ort, den sie nun bewohnt und von dem aus, im unerlöschlichen Andenken an sie, sich noch lange der Seegen verbreiten wird, den sie im Leben wie ein freundlicher Genius überallhin zu spenden bemüht war.

Die Wahl des Lokals war dem Maler günstig, und der Gegenstand begeisterte ihn; beydes hat er mit Glück und tiefem Gefühl benuzt. Wir wollen versuchen, sein Werk so weit es möglich, auch den Entfernten anschaulich zu machen.

Wir befinden uns mitten auf dem Wege, wo er sich eben gegen die Tiefe neigt und begegnen hier einigen Gruppen von Landleuten, die Kapelle, auf ungefähr eine halbe Stunde in gerader Richtung entfernt, liegt vor uns und macht den höchsten Punct im Bilde aus. Am Fuße des Berges herwärts, aber in der Vertiefung, sieht das Dorf aus dichten Obstbaum-Pflanzungen hervor. Ueber die Kapelle und ihren Berg hinaus erblicken wir einen Theil des reizenden Neckarthals mit dem Fluß; jenseit desselben aber die gegenüber liegenden Anhöhen mit Weingeländen und den benachbarten Ortschaften.

Das ist der erste Anblick über das Ganze, wie es unser Auge schnell durchläuft, das aber eben so schnell von dem Haupteffecte gefesselt wird. Die außerordentliche Beleuchtung zieht den Blick ganz auf sich. Von der dem Untergang sich nähernden, uns aber weil sie gerade hinter der Kapelle steht unsichtbaren Sonne, verbreitet sich ein gloriengleiches, vielbedeutendes Licht von dem Gebäude aus, als wäre es dieses, das Glück und Leben über die ganze Gegend verbreite und eben die Apotheose der großen Verewigten feyre. Die Kapelle selbst bietet uns ihre Schattenseite zu, aber die kreuzenden Widerscheine einer stark beleuchteten und durchwärmten Luft überweben sie mit einem duftigen Schleyer, der ihr beynahe das Ansehen der Durchsichtigkeit gibt und dadurch die Wirkung um Vieles erhöhet. Dabey macht das Abstufen des Lichtes gegen den Rand des Gemäldes, und die sich nach und nach in das bläuliche färbenden Wolken und Luft, mit den Schatten und Halbschatten der Niederung eine ungezwungene Einfassung um den Brennpunct.

Wer ähnliche Effecte in der Natur schon beobachtet hat, wird sich nun eine klare Vorstellung von der Beleuchtung dieser Landschaft machen können; wer sie aber selbst gesehen hat oder sieht, wird die Meisterhaftigkeit der Ausführung loben.

Es sey erlaubt, nun auch die Einzelnheiten der örtlichen Lage und ihre Behandlung zu durchgehen. Den Vorgrund treffen zuvörderst, zur linken Seite, noch einige an dem Berg vorübergleitende Sonnenstrahlen und erleuchten eine kleine Strecke des Weges, die hohen Bäume und einen alten Landmann, der seiner Enkeltochter mit frommer Rührung die Bedeutung der Kapelle erklärt.

An diesem vorüber eilt eine glückliche Mutter mit ihren Kleinen, die fröhlich und munteren Schrittes der nachbarlichen Heimath zu eilen, um Trauben und Feldfrüchte nach Hause zu bringen. Zur Linken ruht eine Gräserin im Nachdenken über die Worte des Alten. Hier, wo es wegen der Nähe recht eigentlich gilt, ist die Vollendung des Einzelnen in den Gräsern, Gewächsen, Blumen Baum und Laub, ja selbst in den Figuren, ganz musterhaft getreu der Natur nachgeahmt, so daß das Auge mit Wohlgefallen und Behagen darauf verweilt. Alsdann schleicht der Weg, in kaum merkbaren Krümmungen immer tiefer in den Schatten des Berges hin unter und zwischen einem Obstbaumwald durch, bis sich beydes an dem Dorfe endiget. Das Dorf selbst sieht mit seinen Gibeln und Dächern in dem duftigen Abendton uns entgegen, und nur die Kuppel seines Kirchthums wird noch von dem scheidenden Sonnenlichte begrüßt: eine wunderliebliche Andeutung der Stille und Ruhe, die jezt nach vollbrachtem Tagewerk die müden Bewohner in den sanften Schoos aufnehmen, während dort oben das Vollendete noch so hell strahlet.

Neben oder vielmehr hinter dem Dorfe steigt der Berg in conischer Form in die Höhe, mit wenigen Bäumen besezt; zu oberst auf demselben prangt die lichtumflossene Kapelle. Diese Kapelle nach der Erfindung und unter der Leitung des ersten königlichen Baumeisters Salucci ausgeführt, zeichnet sich auch in dieser duftigen Klarheit nach ihrer schönen und kunstgerechten Form ganz deutlich aus. Es ist eine Rotonde mit vier Vorsprüngen, wovon der östliche uns gerade entgegen steht, und der südliche wie der nördliche sich im Profil zeigen. Es wird jedem Beschauer von selbst sichtlich, daß dieses Gebäude den Schmuck der Landschaft wie der Gegend ausmacht, und daß es dem Künstler darum zu thun war, es nach seiner hohen Bestimmung auch in dem Gemälde würdig zu behandeln.

Die ferne Aussicht in das angränzende Neckarthal, zunächst gegen das Dorf Gaisburg und dann nach dem Laufe des Flusses gegen Kannstadt, läßt die glücklichen Gefilde ahnen, in denen sich eine gedrängte und fleißige Volkszahl bewegt. Auch der Ton der Ferne ist sehr wahr und schön gehalten.

Wir müssen dem Künstler Glück wünschen, daß er sein Streben nach Vollkommenheit uns abermals beurkundet, und die bereits empfangene öffentliche Anerkennung seines Verdienstes sich recht eigentlich zum Sporn im Vorschreiten werden ließ. Wir hoffen ihm noch lange auf dieser Bahn folgen zu können und noch oft durch neue Genüsse so seltener Art von ihm erfreuet zu werden.

Das Gemälde mit der Kapelle auf dem Rothenberge ist im Auftrag Sr. Majestät des Königs von dem Künstler ausgeführt worden. H. R.

Ueber Niello-Arbeiten.

(Aus Prof. J. D. Fiorillo's hinterlassenen Papieren.)

(Fortsetzung.)

Als sich der berühmte Mariette mit der Geschichte der zeichnenden Künste beschäftigte und namentlich die Geschichte der Kupferstecherey schreiben wollte, war sein Hauptaugenmerk auf die ältesten Kupferstiche, und ganz vorzüglich auf ihren angeblichen Erfinder gerichtet. Er wandte sich daher an den Ritter Gaburri ee) einen der größten Kenner und Liebhaber zu Florenz, und bat ihn um mehrere Nachrichten von Maso Finiguerra, seinen Geburtsort und seine Entdeckung betreffend, indem er nicht abgeneigt zu seyn schien, einigen deutschen Kupferstichen ein weit höheres Alter als die Werke des Finiguerra hätten haben können, zuzuschreiben. Er schließt mit der Versicherung, kein einziges Blatt weder von Maso und noch weniger von Baccio Baldini ff), dagegen aber einige von Pollajuolo und viele von Andrea Mantegna gesehen zu haben, und fragt zulezt den Gaburri, ob ihm wohl ein Blatt von Maso zu Gesichte gekommen sey. In einem andern Briefe gg) an Ebendenselben sagt er, daß er die Sammlung des Prinzen Eugen genau kenne, weil er sie selbst in Ordnung gebracht habe; daß man aber weder in ihr, noch in der königlichen Sammlung zu Paris ein Blatt von Maso antreffe. Wie sehr er sich in der letztern Behauptung geirrt, wird die Folge lehren; Gaburri beantwortete beyde Briefe mit einem langen Schreiben hh), in welchem er, nachdem er die Zeugnisse des Vasari, Baldinucci und des Senators Bonarotti ii), die den Maso für den Erfinder des Kupferstechens halten, vorausgeschickt hat, bemerkt, daß alle seine Bemühungen, ein Blatt von ihm in den Sammlungen der Familien Gaddi, Niccolini, Giraldi und Caponi zu finden, fruchtlos gewesen seyen. Dagegen schickte er ihm eine treue Copie des Deckels in San Giovanni, auf deren Kehrseite der Name des Urhebers geschrieben ist, und zugleich eine aus dem Archiv genommene, und ihm von

---

ee) S. Lettere Pittoriche. T. II. p. 230. 231.

ff) Er war ebenfalls ein Goldschmied und einer der Ersten die in Kupfer stachen und Abdrücke lieferten. Man muß ihn aber nicht, wie von Einigen geschehen, mit dem berühmten Bildhauer Baccio Bandinelli verwechseln.

gg) S. Lettere Pittoriche T. II. p. 263.

hh) S. Ebendaselbst T. II. p. 267.

ii) Osservazioni istoriche sopra alcuni medaglioni antichi etc. Roma 1698. 4. (Proemio p. XVII.)

dem gelehrten Ant. Franz. Gori mitgetheilte Nachricht kk), aus welcher sich ergibt, daß das Werk, wie bereits gesagt, um 1450 gemacht worden sey. Mariettes ll) Antworten enthalten eine Danksagung für jene Notizen und für einige Blätter aus dem Dante, die Gaburri für Arbeiten des Maso scheint gehalten zu haben, aber die nicht von ihm herrühren, sondern von Sandro Botticelli gezeichnet, und entweder auch von ihm selbst, oder von Baccio Baldini in Kupfer gestochen sind. Seltsam ist es in der That, daß bereits seit dem Jahr 1670 in der königlichen Sammlung zu Paris ein Blatt von Finiguerra aufbewahrt wurde, welches allen Nachforschungen bis auf unsere Tage entgangen ist. Die Entdeckung desselben, wie auch andere Merkwürdigkeiten verdankt man dem gelehrten und aufmerksamen Hrn. Zani.

Dieser machte während seines Aufenthalt zu Livorno die Bekanntschaft des damaligen Gouverneurs des Hrn. Grafen Seratti, in dessen Cabinet er einen merkwürdigen Schwefelabdruck fand, der ihn zu weiteren Entdeckungen leitete. Denn dieser Schwefelabdruck war von einer Paste aus sehr feiner Erde genommen, welche wieder von dem eigentlichen Original, nämlich der silbernen Tafel (Pace) in San Giovanni zu Florenz, also von dem merkwürdigen niellirten Kunstwerk des Maso Finiguerra, abgedruckt worden war. Dieser Meister hatte also, ehe er seine Platte mit Niello füllte, einen Abdruck genommen, um den Effect zu sehen. Wie sehr Zani über diese Entdeckung in Erstaunen gerieth, und wie sehr ihn die Mittheilung eines Aufsatzes über diesen Schwefelabdruck von der Hand des Hrn. Grafen erfreuen mußte, wird jeder leicht einsehen können mm).

kk) Vergl. Thesaurus Diptych. T. III. p. 81?. sq.

ll) S. Lettere pittoriche T. II. p. 299. 304. 313.

mm) Dieser Aufsatz — Breve Dissertazione sopra lo Zolfo di Maso Finiguerra posseduto da S. E. il Sig. Conte Seratti — ist in Zani's Werk S. 215 abgedruckt. Ueber Finiguerra's Entdeckung sagt Lanzi (in seiner Geschichte der Malerey T. I. p. 74. der zweyten Ausgabe) folgendes: „Da Maso dice Vasari, esser venuto il principio d'intagliare in rame: della quale arte per chi avezza della trattazione io distinguo tre stati diversi, Nielli, Zolfi, e le prove tirate in carta...... Le prove del primo genere fatte del Finiguerra sono perite, eccetto lo Zolfo della Pace intagliata per S. Giovanni nel 1452, ove in molte e minute figure effigiò l'Assunzione di N. Signore. Fu già nel Museo del Proposto Gori, che lo descrisse ne' suoi Dittici T. III. p. 315. ed è ora nel gabinetto Durazzo con una memoria di pugno del Gori stesso, ove afferma di averlo confrontato coll' originale." Zani kennt zwar diesen Schwefelabdruck im Cabinet Durazzo nicht, meynt aber, daß er dem Serattischen ähnlich sey, und daß sowohl der eine, wie der andre von Maso selbst herrühre. Ich werde unten auf den Schwefel im Cabinet Durazzo zurückkommen.

Als Zani nach Florenz kam, fand er dort in dem Cabinet des Senators Martelli einen Kupferstich, die Anbetung der morgenländischen Könige vorstellend, der augenscheinlich von einer silbernen Platte genommen worden war. Aber noch interessanter war der Umstand, daß nach der Anordnung, Mannichfaltigkeit und Kleinheit der Figuren zu urtheilen, kein andrer Meister als Maso Finiguerra sie hat verfertigen können.

Als endlich Zani im October des Jahres 1797 nach Paris gekommen war, entdeckte er im königlichen Museum, und zwar in dem dritten Bande der Kupferstichsammlung, welche die Werke der alten Meister enthält, einen wahren Kupferstich von Maso Finiguerra, und zwar denselben, den er von dem Schwefelabdruck der Platte (Pace) genommen, ehe er sie mit Niello ausgefüllt hatte.

Das Blatt hat mit dem von ihm zu Livorno gesehenen Schwefelabdruck die vollkommenste Aehnlichkeit. Es stellt eine Himmelfahrt oder Krönung der Mutter Gottes vor, und die Buchstaben der Worte, welche auf einem Bande geschrieben sind, welches einige Engelchen emporhalten — Assumpta est Maria in celum gaudet exercitus angelorum — laufen von der rechten nach der linken Seite, und stehen also verkehrt, so wie die Namen der beyden heil. Ambrogio und Agostino ebenfalls verkehrt abgedruckt sind, daher kein Zweifel mehr herrschen kann, daß man einen wirklichen Abdruck, und keine Zeichnung, vielweniger eine kalkirte Zeichnung vor sich liegen hat. Aber wer weiß, ob es nicht vielleicht die treue Copie irgend eines unbekannten Meisters ist; denn immer bleibt am Ende die Frage übrig, ob der Pariser Stich statt eigener Arbeit des Florentiners, nicht eben so gut die irgend eines spätern Nachstechers seyn könne nn).

Ueberhaupt aber hat sich Zani nicht deutlich genug ausgedrückt. Wenn ein Abdruck unmittelbar von der silbernen Platte genommen wird, so muß er natürlicherweise verkehrt erscheinen; wird er von dem Schwefel genommen, der unmittelbar auf die Platte gegossen worden ist, so muß der Abdruck übereinstimmend mit der Zeichnung der Platte entstehen; wenn ich aber einen Abdruck von einem Schwefel nehme, der auf einen Abdruck von feiner Erde, der unmittelbar von der silbernen Platte genommen, gegossen worden ist, so wird die Zeichnung der Platte wieder verkehrt erscheinen.

Die Hauptfrage bleibt diese: warum nahm man von der Platte einen Abdruck in feine Erde, und von dieser wieder einen von Schwefel!

Wenn ich von einer Platte, deren Zeichnung vertieft

nn) S. die scharfsinnige Recension von Zani's Werk in den Göttingischen gelehrten Anzeigen vom Jahr 1805 Nr. 23. S. 221.

eingegraben worden ist, einen Schwefelabdruck nehmen will, wie es der Fall mit der silbernen Platte war, so muß das zum Abdrucken nöthige Material mit einer Farbe überstrichen, hierauf an der Oberfläche abgewischt und auf nassem Papier abgedruckt werden — ein mühsames Verfahren, das man ja weit leichter mit der silbernen Platte selbst bewerkstelligen könnte.

Eine ganz andre Sache wäre es, wenn man den Schwefel unmittelbar auf die silberne Platte gegossen hätte; dann würde aber die Arbeit statt vertieft, in Relief erscheinen, von der man jedoch durch Rauchfarbe oder Druckerschwärze leicht Abdrücke machen könnte, die dann genau wie die in Silber gegrabene Arbeit erscheinen würden.

Gewiß ist es, daß Vasari das ganze Verfahren sehr verworren erzählt hat oo); aus seinen Worten läßt sich, wie auch Hr. Bartsch pp) bemerkt hat, kein richtiger Begriff herausbringen; warum will man sich aber so fest an sie binden, wenn es augenscheinlich ist, daß der Verfasser nur eine undeutliche Vorstellung von dem Ganzen hatte?

Ich glaube, daß das ganze Räthsel auf eine sehr einfache Weise gelöst werden kann. Ein Schwefelabdruck, der unmittelbar von der silbernen Platte genommen worden ist, muß mit einem zum Abdrucken bestimmten Holzschnitte viele Aehnlichkeit haben. Weil nun die Holzschneide- und Buchdruckerkunst bereits bekannt waren, wie leicht war der Schritt gethan, zuerst den Schwefel und nun selbst die zum Nielliren bestimmte Platte, so wie die Zeichnung noch nicht gefüllt war, abzudrucken?

Merkwürdig bleibt ferner der Umstand, daß Zani in der Sammlung des Hrn. Alliberts, eines der ersten Pariser Kaufleute, ein Blatt gesehen hat, welches folgende Unterschrift führte, die wir im Original hersetzen wollen:

„Questo è il disegno esatto e puntuale della stessa grandezza della Pace d'argento dorata smaltata e niellata di Maso Finiguerra che è nella chiesa San Giovanni di Firenze della quale ne parla il Vasari nella vita spezialmente di Marcantonio Raimondi e il Baldinucci nell' arte dell' intagliar in rame confronta col peso medesimo di cui ne la cavato le memoria autentica il M. R. Sig. Dr. Antonio Francesco Gori Lettore pubblico del libro grando segnato AA145a esistente presso i consoli dell' Università di Calimala di Firenze di peso once 55. denari 11."

Nachdem Zani dem Hrn. Alibert bewiesen hatte, daß dieß Blatt dasselbe sey, welches Mariette von Gaburri bekommen, erhielt er es von ihm zum Geschenk, und nun eilte er mit diesem zum königlichen Cabinet, verglich es mit den daselbst befindlichen Kupferstichen und beurkundete dadurch, daß er der Erste sey, dem man die Entdeckung eines wirklichen Kupferstiches von Maso Finiguerra zu verdanken habe.

Aber mit dieser Entdeckung nicht zufrieden, glaubt Zani noch einen Kupferstich von Finiguerra aufgefunden zu haben, nämlich ein Blatt im Cabinet des Hrn. Borduga zu Paris, welches die Mutter Gottes mit dem Christkinde ꝛc. in einer Glorie vorstellt qq).

Indem ich mich bemüht habe, dasjenige, was auf Finiguerra und auf seine aus dem Niello entstandene Erfindung der Kupferstecherey sich bezieht, hier historisch zu verbinden, werde ich es versuchen das eigentlich Charakteristische der Nielloarbeiten anzugeben, damit man sie nicht mit andern sehr nahe verwandten Kunstsachen, welche aus den Händen geschickter Goldschmiede hervorgegangen sind, verwechseln möge.

(Der Beschluß folgt.)

---

oo) Wir wollen seine Worte zur Beurtheilung eines Jeden hier hersetzen: Il principio dunque dell' intagliare le stampe venne da Maso Finiguerra Fiorentino circa gli anni di nostra salute 1460 parchè costui tutte le cose che intagliò in argento por empirle di niello, le improntò con terra e gittatovi sopra Solfo liquefatta vennero imprantate, e ripiena di fumo; onde a olio monstravano il medesimo che l'argento; e ciò face ancora con carta umida, e con la medesima tinta, aggravandovi sopra con un rullo tondo ma piano per tutto, il che non solo le faceva apparire stampate, ma venivano comi disegnate di penna." T. II. pag. 409.

pp) Am a. D. S. 12.

qq) Eine Nachricht von dem oben erwähnten Schwefelabdruck im Cabinet Durazzo findet man im Musée de France von Robillard Peronville T. III. p. 29. not. 2. Hier sagt der Verf. folgendes: „Le Senateur Durazzo l'a fait graver et a bien voulu me communiquer une épreuve de cette gravure inédite. En la comparant avec l'estampe du Cabinet Impérial j'ai eu l'occasion de reconnoitre que le travail de la gravure étoit bien plus avancé lorsque Finiguerra imprima cette estampe que lorsqu'il coula l'épreuve en soufre. Toutes les parties de la composition se ressemblent parfaitement; mais dans le soufre on ne voit presque que les premiers traits, et dans l'estampe tout est fini avec une delicatesse exquise." Hieraus folgt, was auch Hr. Bartsch (am a. D. S. 42) vermuthet hat, daß der Schwefelabdruck des Grafen Seratti von dem des Senators Durazzo verschieden, und daß der erstere eine vollendetere Arbeit darstellen muß. Ich schließe daraus, daß der Nielloarbeiter Schwefelabdrücke von seinem Werke nahm, um seine Platte mehrmals betrachten zu können. Noch verdient bemerkt zu werden, daß die Copie in Zani's Buche zu Paris von Pauquet gestochen worden ist, und daß die andre im 13ten Bande von Bartsch's Peintre graveur von J. Gerstner nach der von Pauquet copiert wurde. Allein beyde stellen die Tafel verkehrt dar, indem die Inschriften von rechts nach links laufen. Ueber die Treue der Copie von Pauquet bey Zani hat Hr. Joly, Aufseher der königlichen Kupferstichsammlung zu Paris, ein eigenes Zeugniß (S. 200) ausgestellt.

Nr. 87.

Kunst-Blatt.

Montag, den 31. October 1825.

Alterthümer und Schätze der Kunst zu Copenhagen und in Seeland überhaupt.

Unter den vielfältigen Vorzügen der Hauptstadt Dänemarks, wie des anmuthvollen Inselmeeres, in welchem sie gelegen, übersehen die Reisenden, welche ihr Ruf herbeygezog, nicht leicht die schönen an römische Räumigkeiten erinnernden Bauwerke, oder das schiffreiche Meer und die ländlich reizende Umgebung. Weniger indeß beachtet und nuzt man die zahlreichen und trefflichen Kunstsammlungen, welche über Stadt und Land verbreitet sind; woraus zu schließen, daß sie ungeachtet der vortheilhaften Beurtheilung des verewigten v. Ramdohr (in dessen Studien ꝛc.) noch immer nicht nach ihrem vollen Werthe bekannt sind. Allerdings hatte dieser damals noch weniger gereifte Kunstfreund so viel Mittelmäßiges verwilderter Schulen gepriesen, dagegen das Große und Ausnehmende so wenig hervorgehoben, daß seine Andeutungen nicht eben einen entschiedenen Eindruck zurücklassen, oder große Erwartungen anregen konnten. Hiezu kam, daß seit dem Brande des Schlosses Christiansburg im Jahr 1794 kein Gebäude zur Hand war, in welchem alle Gemälde hätten vereinigt werden können; daß sogar solche, welche dem Reisenden zugänglich blieben, doch bisher nur wenig vortheilhaft aufgestellt waren. Allein, da gegenwärtig diesem Uebel abgeholfen wird, indem die obern Gemächer des Schlosses Christiansburg, welches bekanntlich bis auf die innere Einrichtung der Zimmer mit Pracht und Schönheit wiederhergestellt worden *), in so weit zur Aufnahme aller königlichen Gemäldesammlungen vorgerichtet sind, daß wir mit Sicherheit erwarten dürfen, sie schon im nächsten Sommer im reinsten Lichte wieder aufgestellt zu sehen **): so glaube ich durch nachstehende gedrängte Hinweisung auf Solches, was diese Sammlung vor andern auszeichnet, auswärtigen Kunstfreunden einen willkommenen Dienst zu erzeigen.

*) Unter der Leitung und nach den Entwürfen des rühmlichst bekannten Hrn. Etatsrath Hansen.

**) Die italienische Schule ist, aus etwa 200 Bildern bestehend, bereits geordnet und aufgestellt.

Verschiedene Bilder der königlichen Sammlungen gelten in den alten Verzeichnissen für Raphaels Arbeit; doch nur über eines dieser Bilder vereinigten sich im verflossenen Sommer die Stimmen gegenwärtiger Kenner. Dieses Gemälde, welches die Anbetung der heil. drey Könige darstellt, hat nach seiner Kleinheit und Behandlung offenbar einmal zur Staffel irgend eines Raphaelischen Altarstückes gedient. Der Darstellung desselben Gegenstandes in einem Gradino der Sala Borgia (sonst zur Himmelfahrt der Madonna gehörig) ist unser Bild in vielen Stücken unähnlich. Einmal ist die Composition näher zusammengerückt und mit einigen andern Nebenfiguren versehen, unter denen ich Raphaels eigenes Jünglingsgesicht zu erkennen glaube; dann ist dieses durchaus impastirt, was um so deutlicher am Tage liegt, da die Lasurdecke bis auf geringe Ueberreste davon abgerieben worden, jenes in Sala Borgia aber vom Grund auf lasirt und überhaupt sehr dünne gemalt. Aus dieser Eigenheit seiner malerischen Behandlung schließe ich, daß unser Bildchen irgend einem der drey zu Castello gemalten Jugendwerke Raphaels als Beywerk angehört. Der Gegenstand dieser Beywerke, welche nach damaligem Gebrauche sicher nicht gefehlt haben, ist eben so unbekannt, als ihre nachmaligen Schicksale; und wie das bekannte Sposalizio, gegenwärtig in der öffentlichen Gallerie zu Mayland, ganz deutlich an den Tag legt, war ein Theil dieser Gemälde, gleich dem unsrigen, ziemlich körperlich gemalt. Uebrigens vereinigt unser Bildchen, wie die meisten gleichzeitigen desselben Künstlers, die Zartheit des Perugino höchst anmuthsvoll mit der helleren Auffassung und gesunden Heiterkeit seines größeren Schülers.

Ueber ein zweytes Bildchen, welches in den genannten Verzeichnissen demselben Meister beygemessen wird, schien mir die Stimmung getheilt zu seyn. Gewiß unterscheidet sich diese kleine, auf hartem Papier leicht und geistig gemalte Anbetung der Hirten nur zu ihrem Vortheil von der verwandten Darstellung auf einer der Ta-

peten des Vaticanes. Doch obwohl von Raphaels Geist erfüllt und, wenn wir Weniges ausnehmen, seiner ganz werth, so wird die Abkunft dieses Werkes doch schon durch den Stoff, auf dem es gemalt ist, etwas zweifelhaft. Viele unter den Schülern des größten Malers hatten dessen Geschmack sich angeeignet; und gar Manches ist in späteren Zeiten nach äußeren Aehnlichkeiten und ohne bestimmte Autorität dem Meister beygemessen worden, was gewiß, oder doch sehr wahrscheinlich seinen Schülern und Nachahmern angehört.

Für Schulbilder galten denn schon seitdem sie angeschafft zween ausgezeichnete Altarstücke dieser Sammlung, deren vorzüglichstes (die Madonna auf schon etwas malerisch verschobenen Throne, die Heiligen Bernhard und Katharina von Siena) dem Giulio Romano zugeschrieben wird. Wenn ich nicht irre, zeigt es viel Eigenthümliches des Bagnacavallo, d. i. mehr Wärme des Tons, mehr Flüchtigkeit des Pinsels, als man in den Oelgemälden des Giulio wahrzunehmen pflegt. Das zweyte, ein heil. Matthäus gilt mit allem Grunde für Perin del Vaga; es ist ein gefälliges Bild, obwohl es bereits ziemlich weit vom Charakter der Raphael'schen Schule abweicht.

Vortreffliche Bildnisse derselben unvergleichlichen Kunstepoche. Ein herrlicher Kopf, der seit alter Zeit für Raphaels Arbeit gilt, wogegen Barett und Kragen, die erst um das Jahr 1530 Sitte geworden, sich aufzulehnen scheinen. Ein florentinisches Bildniß in der Art und Richtung des Andrea del Sarto hervorgebracht. Ein trefflicher Tintoretto. Endlich das Bildniß des Lorenzo Cibo, von Francesco Mazzuolo; dasselbe, dessen Vasari mit besonderer Wärme erwähnt. Dieses Werk ist etwas leicht und flüchtig, doch mit großer Anmuth vorgetragen und verräth eine gewisse Begeisterung des Künstlers für die stattliche Erscheinung des reichgekleideten, höfisch-kriegerischen Herrn, den es darstellt.

Alle diese Werke italienischer Abkunft übertrifft indeß an Werth und Schönheit ein mäßig großes Bild von Leonardo da Vinci, die heil. Katharina, halbe Figur und wenig unter Lebensgröße. Allerdings ist dieses herrliche Gemälde an einigen Stellen etwas gerieben worden; doch kann es in Erwägung des Alters und der zarten, mißlichen Manier des Meisters im Ganzen für wohlerhalten gelten. Obwohl mit mehr Gewandtheit und größerem Feuer gemalt, so erinnert es doch in Bezug auf die Gestaltung des Kopfes an die herrliche Carità der alten Casseler Gallerie. Uebrigens sind Schönheiten, welche, wie hier, ganz auf der feinsten Ausbildung der Gestalt beruhen, so weit über alle Schilderung durch Wort und Phrase erhaben, daß es gewissermaßen Pflicht ist, über sie zu schweigen.

Ich übergehe andere, sehr lobenswerthe Gemälde älter, wie neuerer Schulen italienischer Malerey, unter denen ein schöner Entwurf von Schidone und merkwürdige Stücke von Caravaggio und Salvator Rosa; denn bewanderte Kenner werden nicht sowohl unter diesen, als vornehmlich unter den zahlreichen Werken holländischer Maler auffinden, was sie durch Seltenheit oder vorragende Trefflichkeit überraschen dürfte.

Verschiedene Umstände haben diesen Theil der königl. Sammlungen besonders begünstigt. Einzelne große Maler der holländischen Schule, z. B. die jüngeren van Mander, hatten am dänischen Hofe persönlich Aufnahme und Begünstigung gefunden; andere vielleicht waren in ihrem Vaterlande beschäftigt worden. Den größten Zufluß indeß erhielt Dänemark in der Zeit, als die Tapeten von gewirkter Arbeit oder gepreßtem Leder in Holland die größeren Malereyen aus den Gemächern der Reichen verdrängten *). Denn dieser falsche Zeitgeschmack der Holländer begünstigte in Dänemark die Wünsche schöngesinnter Könige, und ward zufällig die Veranlassung, daß sie die zahlreichste Folge sehr ausgedehnter Seestücke und Landschaften holländischer Schule vereinigten, welche, etwa mit Ausnahme des Rathhauses zu Amsterdam, überhaupt vorhanden ist.

In dieser finden sich nicht blos von Backhuysen und Simon de Vlieger Gemälde von 6 — 10 Fuß Breite und angemessener Höhe; auch von dem seltneren Dubbels ein Prachtstück mit unübertrefflichem Wellengespüle am flachen sandigen Ufer, und von Arnold Smit ein großes mit seinem Namen und dem Jahr 1678 bezeichnetes Gemälde. Von dem gleichfalls seltenen v. Hagen kommen ebenfalls sieben sehr wohl erhaltene Stücke vor, zween sehr große und fünf kleinere, allerdings gefälligere Landschaften. Denn dieser Meister hat, so wenig als J. Hackaert und E. Decker, von denen hier gleichfalls sehr große Bilder sich finden, die Kunst verstanden, das Einzelne dem Ganzen unterzuordnen; Asselyn und Svaneveldt sind in größeren Dimensionen, wie hiesige Beyspiele zeigen, in den entgegengesetzten Fehler der Eintönigkeit verfallen.

Augenscheinlich vermehren sich die Schwierigkeiten der Landschaftmalerey durch Verdoppelung der üblichen Dimensionen. Doch sollte solches die Künstler nicht abschrecken. Denn es wirkt die Landschaftmalerey (welche von den Systematikern bisweilen erfolglos angegriffen worden) auf das Gemüth durch unmittelbare Versinn-

*) Houbraken (Schonburg ꝛc. Thl. II. S. 96 der a. Eb.) „Es wäre zu wünschen, daß Everdingen seinen Pinsel nicht so oft auf großen Tüchern abgeschliffen hätte, welche bisweilen im Wege hangen und mit schiefen Blicken angesehen werden, jezt da die Mode die Tapeten und anderes Scheingeräthe zum Unglück der Kunst allenthalben einführt ꝛc. Houbraken war Zeitgenosse Friedrich IV.

lichung solcher Charaktere und Zustände der außermenschlichen Natur, welche uns, was man auch sagen mag, auch in der Wirklichkeit erfreuen und stimmen; und eben daher muß ihre Wirkung um so mächtiger seyn, als die Darstellung weniger vom Urtheil und von der Uebertragung durch die Phantasie abhängig, als sie sinnlich wahrscheinlicher ist. Diese Voraussetzung bestätigen zwey Bilder der königl. Gallerie mehr als irgend Anderes, so mir bekannt geworden.

Das eine ist von Jan Both; die Breite 80 Zoll, die Höhe 57; gewiß für eine Landschaft und für einen holländischen Pinsel ein sehr weiter Raum. Der Hintergrund scheint mir aus der Gegend von Terni entlehnt; der mittlere und vordere Grund ist augenscheinlich zusammengesezt, da mancher Verstoß gegen die Linienperspective darin vorkommt. Hierin eben, wie in dem durchhin pastosen Auftrag, erkenne ich die Zeichen der früheren und frischeren Arbeiten dieses Künstlers. Denn die Linienperspective hat er späterhin, wie die Folge seiner Radirungen darlegt, vollkommen gefaßt; in der Handhabung der Oelmalerey ist er indeß zurückgeschritten und in jenen manierten und fuchsigen Abendton verfallen, in welchem seine späteren Bilder, als wenn es für ihn nun keinen Morgen mehr gegeben hätte, fast ohne Ausnahme gemalt sind. — In der malerischen Behandlung erinnert unser Bild, obwohl es wärmer ist, an ein anderes der Düsseldorfer Gallerie; sogar die vorderste Figur ist aus demselben Studio entstanden; in dem unsrigen ein Bauer, der sich reinigt; in dem der Münchner Gallerie ein halbnackter Merkur.

Alles verkündet in unserm Bilde die erste Frische des Eindrucks italienischer Natur auf den malerischen Sinn eines knapper gewöhnten Nordländers. Obwohl morgenlich und thauig ist die Landschaft doch schon von den frühen Strahlen einer südlichen Sonne behaglich durchwärmt, welche klar und blinkend von den nahen, in ihrer Art sehr trefflichen Figuren des ersten Grundes zurückfallen. Die Frische eines den Vordergrund durchschneidenden Felsbaches scheint allem Lebendigen bereits willkommen zu seyn. Gleich voran, am Rande des seichten Gewässers erfrischt sich ein halbentkleideter Bauer; weiterhin hüpfen Zicklein munter von Stein zu Stein; noch tiefer hinein zieht in unübertrefflich gelinder Abstufung einiges Landvolk zu Esel durch das Bette des Bachs hin. Zur Rechten, auf schon gebahnterem Wege, lenken städtische Reisende um einen Felsen, dessen Fuß von mächtigen Bäumen beschattet wird, deren schlankem Wuchs man recht wohl ansieht, daß der nahe Waldstrom ihrer Jugend gepflegt.

Im Einzelnen weniger ausgebildet, doch mit mehr Richtigkeit der Hauptlinien, schildert Everdingens größtes Bild (die königlichen Sammlungen enthalten deren fünf andere) den ganz entgegengesezten Naturcharakter. Ein jäher, reicher Wassersturz in engem, nordischem Thale, von gewaltigen Wolken beschattet, welche, wie gewöhnlich, unübertrefflich leicht und schwebend gehalten sind. Kein ungebrochener Sonnenstrahl; die tiefen Dunkel unterbricht nur Halblicht und Helligkeit des Localtons. Doch welch eine wunderwürdige Wirkung entsteht aus so einfachen Elementen! Gewiß muß sie mächtig seyn, da sie sogar Hrn. v. Ramdohr, welcher sich nicht leicht hingab und leicht zu måkeln fand, zu einer glücklichen Schilderung hingerissen, auf welche ich verweisen darf *).

Bilder wie diese werden selten gemalt. Sie bilden den Gipfel nicht blos des Bestrebens der Meister, welche sie gemalt, nein der Schule, der Zeit, in der sie hervorgebracht. Besäße Dänemark nichts, als diese beyden Bilder, so würden sie schon allein die Wallfahrt dahin reichlich belohnen. Nach solchen Werken indeß dürfte es an Worten fehlen, das Bezeichnende einer großen Fülle seltener, merkwürdiger, schöner Werke der holländisch-flämischen Schule anzugeben, welche neben jenen doch immer noch eine würdige Stelle einnehmen; diesem Geschäfte aber entsage ich um so bereitwilliger, da binnen kurzem ein vollständiges Verzeichniß der königlichen Sammlungen erscheinen wird, dessen Ausarbeitung dem gereiften Urtheil und der Sachkenntniß des Herrn Inspecteur Spengler anvertraut worden.

Die künstlerischen Merkwürdigkeiten Seelands beschränken sich indeß weder auf die Christiansburger Gallerie noch auf die Hauptstadt selbst.

S. königl. Hoheit der Prinz Christian Friedrich vereinigt in seinem Pallaste zu Copenhagen wissenschaftliche und künstlerische Sammlungen verschiedener Art, unter denen eine gewählte Münz- und Vasensammlung, eine Folge ausgesuchter Bilder von Zeitgenossen, deren Beförderung, wie treffliche Fürsten jederzeit gefühlt haben, den höheren Stufen des Lebens besonders nahe liegt.

Die gräflich Moltke'sche Gallerie enthält treffliche Hol-

---

*) Ramdohrs Studien — S. 130: — Eine Landschaft von Everdingen. „Sie stellt, wie man mir sagt, die Gegend mit dem Schlosse Konstringer (Kongsringer) in Norwegen vor. Die Composition ist für eine rauhe romantische Gegend vortrefflich. Im Hintergrunde ein hoher Berg mit dem Schlosse auf der Höhe, und zu seinen Füßen nordische Hütten. Tiefer herunter stürzt der Strom herab, rollt einige Felsstücke mit sich fort und bricht sich an andern, auf deren einem der Maler selbst einen Platz gefunden hat, diese große Scene zu zeichnen. Hohe Tannen bedecken den Berg und an seinem nackten Fuße suchen Schaafheerden ihre sparsame Nahrung.

Das Ganze macht einen trefflichen Effect. Vielleicht ist der Ton zu düster und zu gelbbraun, aber eben dieß verstärkt den Eindruck der Wildheit und Rauheit der Gegend. Der Schaum des Wassers ist sehr keck und mit wenigem gemacht, aber wahr und natürlich."

länder, unter denen vier schöne Bilder von Ruysdael, eine anmuthige Skizze von Potter, gute Werke von Hobbema.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Niello-Arbeiten.

(Aus Prof. J. D. Fiorillo's hinterlassenen Papieren.)

(Beschluß.)

Wie ich bereits gesagt habe, wird das Niello auf eine goldene oder silberne Fläche, diese mag nun eine Platte seyn, oder eine andre Gestalt haben, mit einem Grabstichel eingegraben, und zwar eben so, wie wenn man einen Kupferstich mit einem Grabstichel ausführen will, daher auch die Hauptoperation mit dem Kupferstechen übereinkommt, wobey nur der Unterschied der Substanzen obwaltet, indem man zu Nielloarbeiten nur des Goldes oder Silbers sich bedient. Weil aber diese Metallplatten glänzend sind, so daß der Künstler weder die Tiefe noch auch die Schärfe seiner Arbeit genau sehen kann: so muß er ein in Oel getauchtes Stückchen Filz bey der Hand haben, womit er den Schmutz des Steins, auf welchem er seine Grabstichel schärft, aufnimmt, und indem er mehreremale über seine Arbeit hinfährt, den Glanz verdunkelt und die Striche anfüllt, so daß er auf diese Weise die Arbeit übersehen kann. Hat er seine Arbeit vollendet, und will er die Wirkung des darin herrschenden Tons kennen lernen, obgleich die ältesten Künstler sich wenig um die Harmonie bekümmerten, so darf er nur eine Form von feinem Thon oder von Gyps verfertigen und das Ganze damit bedecken, wodurch eine sehr treue, aber verkehrte Copie in Relief erhalten wird rr). Gießt er nun auf diese Form Schwefel, so erscheint ein Abdruck, welcher der Arbeit in Metall ganz ähnlich ist. Ueberzieht er endlich diesen Schwefelabdruck mit einer schwarzen Farbe, und wischt er das Ueberflüssige ab, daß nur die eingegrabenen Linien mit schwarzer Farbe angefüllt bleiben, so kann er den Effect seiner Arbeit eben so genau beurtheilen, als wenn sie schon niellirt worden wäre.

Ist er mit ihr zufrieden, so bleibt ihm nur noch das Nielliren übrig, dessen Mechanismus bereits oben mit ein Paar Worten erwähnt worden ist. Er nimmt nämlich die feinkörnige oder in Staub verwandelte Masse, bedeckt mit ihr seine Arbeit, bringt sie in einen kleinen Ofen, worin sie wie Schmelz auseinander fließt und die ausgegrabenen Linien anfüllt, läßt sie nach und nach erkalten, und polirt zulezt mit Bimstein und andern Instrumenten die ganze Fläche, worauf das Gold oder Silber mit seiner schönen schwarzen Zeichnung, als wäre sie mit der Feder entworfen, in vollem Glanze erscheint. Nur eine solche auf Gold oder Silber ausgeführte Arbeit, die einer Federzeichnung ähnlich oder einer mit einem Grabstichel bearbeiteten Platte nahe kommt, kann man eine wirkliche Nielloarbeit nennen.

Nahe verwandt mit der Nielloarbeit ist diejenige, welche man hie und da an alten, kostbaren Kirchengeräthen wahrnimmt. So habe ich Gelegenheit gehabt, viele goldene und silberne Kelche, Teller und Vasen zu sehen, theils glatt, theils ciselirt und mit eingegraben Ornamenten versehen, geschmückt mit großen Blättern und Arabesken, welche in das Gold oder das Silber eingegraben und mit einem schwarzen oder dunkelblauen Schmelz ausgefüllt waren, und die man wirklich Arabesken nennen kann, weil unter den Zierrathen hie und da *arabische* verschlungene Buchstaben sich befinden. Aber dieß sind keine niellirte, sondern emaillirte Arbeiten. Eine andre Gattung dieser Kunstwerke ist diejenige, woran die vertieft, halb- oder ganz erhaben ausgeführten Zierrathen emaillirt sind. Doch wie viel technische oft ganz verschiedene Operationen werden zur Verschönerung eines einzigen Kunstprodukts angewandt!

So findet man zuweilen eine ciselirte Arbeit, an welcher zugleich Filigran und ausgegrabenes Bildwerk angebracht ist, wo die Vertiefungen einen Hintergrund von Email haben und das Filigran transparent erscheinen lassen. So gibt es Reliefs, deren Hintergrund emaillirt ist, oder aus einer kostbaren Steinart, aus Lapis Lazuli oder Agath ꝛc. besteht, und so bewahrt manche Kunstkammer ein köstliches Werk, woran man das Talent des Juweliers und des Nielloarbeiters nicht genug bewundern kann. Ja, man darf nur einen Blick in Benvenuto Cellini's bekanntes Buch werfen, um auf jeder Seite dergleichen Arbeiten beschrieben zu finden. Allein die Unbekanntschaft der Schriftsteller mit den technischen Ausdrücken hat alle diese Kunstsachen mit einander verwechselt, woraus so viele Widersprüche und ungereimte Dinge in die Kunstgeschichte geflossen sind.

Selbst Lessing war mit seinen Ideen über das Niello nicht im Reinen, als er den Artikel Niellum für seine Kollektaneen ss) niederschrieb. Es ist, sagt er, eine Art von Gravure oder wenn man will, von Email, von der ich noch keinen rechten Begriff habe, ob ich schon Werke davon gesehen; z. B. bey Hrn. v. Halemann in Hamburg das Porträt eines kaiserl. Generals aus dem 30jährigen Kriege in einem gehöhlten Thaler. Allein dieß war keine Nielloarbeit, sondern ein Stempel mit Schmelz, indem der Hintergrund der Medaille so emaillirt war, daß nur das Profil oder Porträt nebst der Inschrift in Gold oder Silber erschien. Solche und ähnliche Werke findet man häufig, die aber nicht mit dem Niello verwechselt werden dürfen.

---

rr) Ich bin sehr geneigt anzunehmen, daß die alten Meister den Schwefel unmittelbar auf die Arbeit gegossen haben, ohne erst eine Form von feiner Erde zu verfertigen, welche den Abdruck nie so rein wie den Schwefel wieder geben kann. Hr. Bartsch (am a. O. S. 17) glaubt, daß der Schwefelabdruck des Finiguerra nicht zur Erleichterung der Arbeit des Künstlers und noch weniger um einen Abdruck davon zu machen, genommen worden sey, sondern nur um ein Andenken aufzubewahren, so wie man eine Münze, Gemme u. dgl. abzudrucken pflegt. Allein ich kann versichern, bey vielen berühmten italienischen Goldschmieden, namentlich zu Bologna, eine große Anzahl von Schwefelabdrücken gesehen zu haben, welche Zierrathen, ciselirte Sachen u. dgl. vorstellten, wonach der Gebrauch von Schwefelformen bey den Goldschmieden gar nichts ungewöhnliches ist.

ss) Th. II. S. 194.

Nr. 88.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 3. November 1825.

Alterthümer und Schätze der Kunst zu Copenhagen und in Seeland überhaupt.

(Beschluß.)

Die Sammlungen des Museums (sonst: Kunstkammer) sind allerdings nach keinem bestimmten Plane vereinigt worden. Doch in der bequemen übersichtlichen Anordnung, welche sie durch des allgemeinen Kunstädilen, Hrn. Spenglers, Fleiß und Umsicht erhalten haben, wird jeder Kenner leicht auffinden, was ihm jedesmal besonders merkwürdig ist. In neuerer Zeit sind diese Sammlungen durch viele ägyptische Denkmale bereichert worden, und unter den bis dahin nicht zahlreichen antiken Stücken enthalten sie doch einige Fragmente aus Athen — den oberen Theil eines Centauren aus den Metopen des Parthenon und einen Kopf, der nach einer ringsumgehenden Vertiefung einmal eine metallene Kopfbedeckung haben mochte. An mittelalterlichen, besonders an nordischen Dingen ist diese Sammlung ungleich reichhaltiger. Unter diesen war mir ein schöner, reichgefaßter Cameo merkwürdig, angeblich Erzherzog Philipps Bildniß, des Vaters Karl V., und ein Schild von getriebener Arbeit, in Cellini's Geschmack und, meinem Gefühl nach; sicher von seiner Hand. Eine schöne ungewöhnlich ausführlich gemalte Terra d'Urbino enthält die Buchstaben P. R. und das Jahr 1552, woraus vielleicht für die Geschichte dieser Kunstarbeiten irgend etwas zu errathen, oder zu bestätigen ist.

Das nordische Museum ist zwar erst im Entstehen, hat indeß durch Deutlichkeit der Bestimmung und Zweckmäßigkeit der Anordnung, dem Verdienste des Herrn Kanzleyrath Thomson, ein ganz ungemeines Interesse. Es erstreckt sich von den rohesten Geräthschaften und Waffen durch Uebergänge, deren Wahrnehmung nur einem ausdauernden Fleiße, großem Scharfblick und der Liebe zum Vaterländischen gelingen konnte, welche den scandischen Norden rühmlich auszeichnet. In der That wirft diese Sammlung von Denkmalen ohne Schrift und Bild in solcher Zusammenstellung sehr viel Licht auf den vorgeschichtlichen Norden; Epochen langsamen Fortschreitens in technischen Vortheilen, Völkerwanderungen, Handelszüge lassen sich daraus errathen. — Unter den mittelalterlichen Denkmalen, die jenen sich anschließen, schien mir ein Altarblatt mit getriebenem Goldblech überkleidet, aus einer Domkirche in Jütland, durchaus das Merkwürdigste zu seyn. Das untere Hauptstück ist offenbar von sehr alter, vielleicht neugriechischer Arbeit, zierlich und stellenweis, wie in den drey Königen, welche dem Stern nachziehen, sogar ausdrucksvoll und schön. Der obere Fries aber ist ein westeuropäischer Zusatz von roherer, vorgothischer Arbeit, eben wie der Bogen, in dessen Schluß indeß ein anderes neugriechisches Stück eingesetzt ist. Ob dieses Stück in England ergänzt und zu König Kanuts Zeit nach Dänemark gekommen? In dieser Größe ist es vielleicht das einzige noch vorhandene Denkmal seiner Art. Der Stoff hat, denke ich, zum Einschmelzen angereizt. Eben dort sind auch Proben einer dänischen Localschule katholischer Zeiten, welche mit der altdeutschen in der Manier übereintrifft, doch den Ausdruck örtlicher Gesichtsbildungen durchaus nicht verläugnet.

Den Reichthum und Umfang des königlichen Münzkabinets kennt das gelehrte Publikum aus dem Kataloge *). Die Bibliothek besizt einen noch ungeordneten, reichen Schatz alter Kupferstiche. Kunstfreunde und Sammler gibt es die Fülle, unter diesen Viele, welche hervorstechende Stücke besitzen.

Auf dem Lande trifft man im schön gelegenen Fredensborg auf einen Zweig der königlichen Gallerien, der Meisterstücke enthält, welche wahrscheinlich der öffentlichen Gallerie zu Christiansburg werden einverleibt werden. In Frederiksburg, einem schön belegenen höchst malerischen königlichen Schlosse, welches, mit Ausnahme einiger wenig störenden Zusätze, von Inigo Jones erbaut seyn soll, gibt es einzelne Malereyen von Werth, wie auch einen Altar von getriebenem Silber, ein beachtenswerthes Werk Augsburgischer Bildnerschule.

---

*) Ramus, Christ., cat. num. veter. graec. et lat. Musei regis Daniae, P. II. Hafniae 1816. 4.

Auch in Lethraborg, wie in andern Schlössern ansehnlicher Majoratsherren finden sich vortreffliche Gemälde, so daß ich versichern darf, kein deutscher Kunstfreund werde jemals bereuen die dänischen Inseln bereist zu haben, vorausgesezt, daß er sich einige Muße gestatte, seine Zeit wohl vertheile, da auch das reizende Land, der schiffreiche Sund, vielleicht selbst die schwedische Küste ihre Ansprüche haben. Seitdem die Dampsschiffahrt von Kiel und Lübeck auf Copenhagen eingeführt ist, liegt leztere Hauptstadt nur eine Tagereise von der deutschen Küste entfernt. Wer einmal diese erreicht hat, gelangt mit mindest möglichem Aufwand an Zeit und Kosten dahin, wo ihn der mannichfaltigste Genuß erwartet.

Lebender oder jüngstverstorbener Künstler öffentlich zu erwähnen, ist ein mißlich Ding; wie man auch sein Lob, seinen Tadel erörtere, wird man doch leicht Mißverständnisse veranlassen, welche nur im lebendigen Gespräch augenblicklich aufgeklärt und gehoben werden können. Doch darf ich nicht unerwähnt lassen, daß die dänische Kunstschule, welche seit ihrer Stiftung keiner andern an ernstlichem Streben und talentvollen Mitarbeitern nachgestanden, überdem das besondere Verdienst besizt, auch außer ihrem Wirkungskreise herrliche Gaben anerkannt und gefördert zu haben. Mit Vergnügen bemerkte ich, daß die dänische Akademie vornehmlich für Solches gesorgt, was allein theoretisch vorzutragen, nämlich für Perspective und Anatomie. Was Künstler nicht erlernen, sondern nur erwerben können, Geschmack und Gewandtheit, solches scheint mir hier den Meisterschulen, oder der eigenen Entwicklung der Jünglinge überlassen zu seyn.

Im October 1825.

Rumohr.

Die dießjährige Ausstellung der königlichen Akademie zu London.

Wir haben ein so weites Feld für unsere Berichte vor uns, daß wir uns jeder Bemerkung über den allgemeinen Eindruck, welchen diese Ausstellung auf uns machte, enthalten und sogleich zur Beurtheilung der einzelnen Kunstwerke übergehen.

Christus mit Dornen gekrönt. Von W. Hilton. Es ist auffallend, daß zu einer Zeit, wo die Historienmalerey in England mehr und mehr verfällt und unter so ungünstigen Umständen, gerade die religiöse Kunst mit Vorliebe gewählt und behandelt wird und das Charakteristische der dießjährigen Ausstellung der königl. Akademie ausmacht. Hilton's Christus ist, nach Sir Joshua's jungem Herkules und West's großem historischem Gemälde, (die Ueberlieferung der Gesetzbücher auf dem Berg Sinai, das Beste, was an diesen Wänden je ausgestellt gewesen.

Das Gemälde besteht aus drey Gruppen, nämlich: der Erlöser im Mittelpunkt, ein Scherge die Dornenkrone auf sein Haupt drückend, ein andrer ihm spottend das Rohr reichend; rechts eine Gruppe gemeiner Spötter, links eine von Rabbinern. Das Ganze zeigt zwölf Hauptfiguren, beynahe in Lebensgröße.

In Behandlung des Gegenstandes zeigt sich ein bedeutendes Künstlertalent. Die Aufgabe, einen so erhabenen, so oft versuchten, so oft mißlungenen Gegenstand darzustellen, wie die Leiden des Heilands, die er von seinen gefühllosen Verfolgern duldete, war höchst schwierig. Wo wir sie behandelt sahen (Guido und die Schule der Caracci machen eine Ausnahme) fehlte die tiefe Demuth und die würdevolle Resignation Christi: man gab die Züge des gewöhnlichen Lebens, den Ausdruck gewöhnlicher Gefühle; der Glanz der Farben, der Reiz des Helldunkels konnte den Mangel der höhern Forderungen der Kunst nicht bedecken. Hier sehen wir diese verschiedenen Forderungen glücklich vereinigt; die Gruppirung ist anziehend, rührend, die Anordnung aller Theile passend, die Ausführung leicht, die Färbung, der Wechsel von Licht und Schatten, wahrhaft schön. Der Triumph des Künstlers liegt aber vorzüglich in dem hohen Pathos der unserm Auge sich bietenden Scene. — Bey aller Bewunderung, welche uns die Talente dieses Künstlers einflößen, finden wir doch Einzelnes in dem Gemälde, welches uns tadelnswerth scheint. Dahin gehört vorzüglich das gewaltsame Drücken der Dornenkrone auf des Heilandes Haupt; es ist dieß eine Uebertreibung; die Kraft eines Riesen wird aufgeboten, um das duldende Wesen zu zerdrücken. Hilton scheint dazu verleitet worden zu seyn, um einen gewaltigen Contrast zwischen vernichtender Kraft und der sanftesten, geduldigsten Ausdauer zu erzeugen. So opfern leider zu häufig Künstler die Einfachheit und Wahrheit der Natur der sogenannten Wirkung. Auch ist die Zeichnung mehrerer Figuren nicht correct. — Man hofft, das Gemälde werde für die British Institution angekauft werden.

Der Kampf; Frauen, welche die Besiegten vertheidigen, ideale Gruppe von W. Etty. Von dem erhabenen Pathos in Hilton's Gemälde gehen wir über zu der kühnen Kraft von Etty's Pinsel. Etty schien sich bisher zu begnügen, ideelle Gegenstände eher in einem reichen, wollüstigen, phantastischen, als in einem hohen, reinen, phantasievollen Styl zu behandeln, — hier nimmt sein Geist einen höhern Flug. Der Kampf ist hier auf so gewaltige Weise personifizirt, daß die Fürsprache des Mitleids bey ihm keinen Eindruck machen zu können scheint. Das ist wohl das Gefühl, welches der erste Anblick dieser edeln Composition einflößt. Die

Gruppe stellt einen besiegten, zu Boden geworfenen Krieger dar, der eben von seinem glücklichen Gegner geopfert werden soll, während ein schönes Weib sich furchtlos zwischen die Kämpfenden wirft, und um das Leben des Besiegten fleht. Des Siegers Gestalt ist bedeutend und großartig gegeben; der Ausdruck weder übertrieben noch theatralisch. Die Stellung des Besiegten, der halb am Boden knieend mit den lezten Kräften der Wuth und Verzweiflung sich der eisernen Umarmung seines Gegners zu entwinden bestrebt, während dieser ihn halbrücklings drückt, entfaltet ein glückliches Spiel der Muskeln des Halses u. s. w. und ist eben so gut erdacht als kräftig ausgeführt. Endlich bildet die weibliche Gestalt einen schönen Contrast mit jenen beyden, nicht weniger in Betracht der Zeichnung als der Färbung. Sie hat sich fast der ganzen Länge nach zwischen den aufgehobenen Arm des Siegers und den gefallenen Krieger gestürzt und hebt ihr Mitleid flehendes Antlitz aufwärts gegen den erstern, dessen verhängnißvollen Streich sie jedoch nicht aufhalten kann. Sowohl um Mannichfaltigkeit in die Färbung der Gruppe zu bringen, als auch um den tiefen, sonnenverbrannten Ton der Gestalt des Siegers mit der glänzenden Zartheit der weiblichen Gestalt in Harmonie zu setzen, hat der Künstler dem Besiegten genau die zwischen Beyden liegende Farbe gegeben, ohne daß dadurch die Wahrheit des Fleisches beeinträchtigt wäre, oder eine Buntheit oder Affectation zum Vorschein käme. Die Kraft, der Glanz und das Einfache und Gemäßigte der Farbengebung erhöht die Wirkung des Ganzen. Der Künstler fehlte jedoch da, wo man es am wenigsten erwartet hätte; man betrachte z. B. das Bein des Siegers. Die Muskeln sind zu stark markirt, während sie auf dem Vorderschenkel des Besiegten gar nicht angedeutet sind, wodurch das Bein das Ansehen einer schweren Masse Fleisches erhält.

Die **Porträts** sprechen sowohl wegen ihres Charakters als um der glänzenden Ausführung willen das allgemeine Interesse an. Das „glänzend", dessen wir uns bedienten, bezieht sich nicht ausschließlich auf Farbe und Farbengebung, sondern auch auf Composition und Anordnung des Details, auf das Passende der Handlung und das Charakteristische der dargestellten Individuen.

In Vereinigung dieser Kunstforderungen, welche das Porträtmalen zu einem wahren Kunstzweig erheben, hat Sir **Thomas Lawrence** lange die erste Stelle eingenommen. Sein schönes Talent ist eben so sichtbar in der reichen und glänzenden Farbengebung, womit er das Porträt der Prinzessin **Sophie** ausgeführt, wie in dem kühlen, gemäßigten Ton, in welchen die Porträts des Herzogs v. **Wellington** und des **Lord Kanzlers** gehalten sind. Der Herzog v. **Wellington** ist in Lebensgröße dargestellt; er ist in seine Lieblingsfarbe (ächt blau) gekleidet und steht in einem offenen Raume, zu den Beschauern gewendet, die Arme untergeschlagen und ein Teleskop in der einen Hand. Seine Füße scheinen am Boden angewurzelt zu seyn; der ganze Ausdruck ist der eines Befehlshabers. Das Porträt von Mrs. **Peel** ist höchst ansprechend wegen der Anmuth und der kunstlosen Einfachheit des Charakters, während das von **J. G. Lambton's Sohn** alle Frische und heitere Fröhlichkeit der Jugend auf entzückende Weise wiedergibt. Das Porträt von **Canning** entspricht ganz dem Originale; es ist die geistreiche Copie eines geistreichen Gesichtes, in der Färbung so rein und frey, wie der Charakter des Dargestellten. Auch **Croker's** Porträt ist meisterhaft. *)

Porträt von Mrs. W. Turner, von **T. Philipps**. Dieß ist nicht nur eines der anmuthigsten weiblichen Porträts des geschäzten Künstlers, sondern gehört überhaupt zu den gefälligsten Werken, die wir in dieser Art gesehen haben. Es ist hier eine Keuschheit der Färbung und eine Wirkung des Helldunkels, welche das Gewöhnliche weit hinter sich läßt und durch seine Charaktertreue sogleich das Auge fesselt.

Porträt von Lady Palmer und einem Kind. Von **M. A. Shee.** In Bezug auf die Composition wetteifert dieses Gemälde mit einigen der besten der alten Meister in ihren Lieblingsdarstellungen der Madonna mit dem Kinde. Von der Aehnlichkeit können wir nicht urtheilen; wenn wir von den andern Erzeugnissen dieses Künstlers auf dieses Gemälde schließen dürfen, so ist es sehr ähnlich. In Rücksicht der Behandlung zeigt sich hier die gewöhnliche Geschicklichkeit und die sorgfältige Hand dieses Künstlers, und rechnen wir dieses Werk unter seine glücklichsten Bestrebungen.

Porträt von Lord Byron. Von **R. Westall.** Ein ideales Porträt; denn Züge, Ausdruck, Haupthaar und selbst die Farbe der Augen sind von Westall's Erfindung; den Dichter erkennt man nicht wieder; eine gewisse poetische Eleganz fehlt nicht; sie wurde aber nur auf Kosten der Natur und der Wahrheit erlangt.

Porträt der Miß L. E. Landon. Von **H. W. Pickersgill.** Miß Landon ist die Verf. der „Improvisatrice" und vieler Gedichte, welche, mit der Chiffer

---

*) **Wellington's** Porträt ist charakteristisch, aber nichts weniger denn ansprechend; das Streben nach Effect tritt zu sehr hervor; das von **Canning** stößt wegen des grellen Ausdrucks ab und Mrs. **Peel** wird sich über dem Kolorit ihres Gesichts und Halses nicht sehr freuen; der seltsame Sitz, den ihr der Präsident gegeben, kann eben sowohl eine Art Fels als ein Armsessel seyn.

Anm. des Corr.

R. C. L. unterzeichnet, die Literary Gazette seit mehreren Jahren schmücken und den Beyfall des Publikums in hohem Grade erhalten. Ihr Porträt würde daher, auch von einer weniger geschickten Hand gemalt, allgemeines Interesse auf sich gezogen haben; der Künstler hat jedoch durch Charakter und Ausdruck, so wie durch die malerische Anordnung des Ganzen dem Gemälde auch ein künstlerisches Interesse zu geben gewußt. Milde Schwärmerey und Begeisterung strahlt aus dem schönen Auge. Ein Porträt des Earl Cornwallis von demselben Künstler ist nicht weniger beachtenswerth wegen der ungekünstelten Würde, die dessen Hauptcharakter ausmacht. Die Stellung hat antike Einfachheit, während Gewand und die Accessorien dem Charakter gemäß mit einer Geschicklichkeit dargestellt sind, welche das Talent des Hrn. P. in hohem Grade beurkunden. Einige andere Arbeiten von ihm sind eben so ausgezeichnet in Betracht der Färbung und der Ausführung.

Maria Magdalena u. s. w., am Grabe des Heilands. Von R. Westall. Dieses Gemälde ist anziehend und ergreifend in Betracht des Lichteffekts, durch bloße Geschicklichkeit der Färbung erzeugt. Der Glanz der Lichter ist gut gehalten; aber der Charakter und Ausdruck der Figuren sind schlechter als irgend etwas, das wir von Westall gesehen. Die Profile (und er gefällt sich vorzüglich in Profilen) sind alle einander ähnlich und, was schlimmer ist, sie sind alle unnatürlich. Besonders gibt er dem Mund eine Form und einen Charakter, den man in der Natur schwerlich wieder findet.

Titania, von Stothard. In diesem Phantasiegemälde ist die Sylphengleiche Form der Elfenkönigin mit dem eleganten und klassischen Charakter griechischer Sculptur umkleidet und würde eine gelungene Iphigenia abgeben können; aber das Spiel der Phantasie, das den Pinsel unseres Künstlers so sehr auszeichnet, ist hinreichend sichtbar; obgleich die Elfen, von denen Titania umgeben ist, wahre Alräunchen zu nennen sind, so geben sie doch der Scene, wo diese Wesen ihr Spiel trieben, viel Originalität und Interesse. Es ist dieß das einzige Gemälde, das dieser würdige Veteran in die dießjährige Ausstellung gegeben hat.

Der reisende Droguist. Von W. Mulready. Unser Künstler hat seiner Darstellung einiges Interesse zu geben gewußt, indem er einen kranken Knaben aufführte, den seine Mutter linkisch in den Armen hält, während ein Mädchen in der Blüthe der Jugend daneben steht. In Form und Composition hat das Gemälde den malerischen Charakter der niederländischen Meister; dabey aber ist M. stehen geblieben. Die Nüchternheit ihres Styls, die der Natur ihrer Gegenstände so sehr angepaßt ist, hat keinen Theil an diesem Werke, das dem Charakter der Ausstellungsgemälde entspricht, wo das Roth, sey es nun an seiner Stelle oder nicht, niemals fehlen darf.

Der Fischkauf am Strande. Von W. Collins. Die Arbeiten dieses Künstlers, und besonders die genannte sind von kräftiger Wirkung, erzeugt durch einfache innige Auffassung der Natur und eine geschickte Hand. Der Gegenstand unsers Gemäldes ist sehr mager — ein Greis und eine Frau am offenen Gestade, um Fische handelnd, deren einen ein kleiner Knabe einem kleinen Mädchen in die Höhe hält. Bey der strengen Wahrheit und Lebendigkeit im Ausdruck der Gesichter verdient der einfach gehaltene Farbenton wahrhaft Bewunderung.

Die Hochländer-Familie. Von D. Wilkie. Ohne Beziehung auf einen geschichtlichen Stoff oder auf ein Abenteuer zu haben, ist W's. Gemälde von Interesse, das Malerische der Formen und des Charakters nicht zu rechnen. Hochländische Sitten, Kleidung u. s. w. sind durch Burns und Scott Modesachen geworden und man muß es einem geschickten Künstler Dank wissen, wenn er das mit Geist darstellt, das man stündlich so stümperhaft an den Kunstläden ausgestellt sieht.

Das Verhör Lord W. Russell's. Von G. Hayter. Lord Russell's Schicksal und dieser Zug aus der englischen Geschichte wird im Andenken unsrer Leser seyn: in so fern die Darstellung solch eines Gegenstandes malerisch gegeben werden kann, ist dieß hier mit glücklichem Erfolg geschehen. Die Charaktere, die Accessorien, Costüme, sind dem Plane des Künstlers auf die anziehendste Weise untergeordnet und das bedeutende Talent des Malers ist nicht zu verkennen. Die Gesichter, auf welchen der Künstler den zur Leidenschaft gesteigerten Ausdruck darstellt, sind die des niedrigen Anklägers von Russel, des Lord Howard von Esrick, der eben Zeugniß ablegt; der Gattin des Gefangenen, die bey dem Verhör zugegen war und der beyden Zeugen, die bereits verhört sind. Der edle Angeklagte selbst ist ruhig und sich selbst beherrschend dargestellt. Der erste derer, die dem Opfer gegenüberstehen, scheint zu erschrecken und sich verhüllen zu wollen; der Ausdruck ist vielleicht übertrieben. Die zwey im Mittelpunkt der Scene sitzenden Zeugen sind, was individuellen Ausdruck betrifft, der beste Theil des Gemäldes: das Späherhandwerk ist jedem auf eine eigenthümliche Weise auf das Gesicht geschrieben.

Das Allegro. Von R. Westall. Dieses Gemälde hat Einzelnheiten, die der Phantasie des Künstlers Ehre machen und in welchen er von seiner störrischen Manierheit abweicht. Etwas Theatralisches haben die Bewegungen der Figuren, aber sie sind anmuthiger und natürlicher als sie W. gewöhnlich gibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 89.

Kunst-Blatt.

Montag, den 7. November 1825.

Das neue königliche Landhaus auf dem Rosenstein bey Stuttgart.

Dieß Gebäude, welches durch seine Bestimmung, seine Lage und Einrichtung die öffentliche Aufmerksamkeit vielfach erregt, wird zwar erst in ein Paar Jahren bewohnbar werden; da es aber vor Kurzem unter Dach gekommen ist, und sowohl von außen als von innen bereits den Ueberblick seiner Anordnung gestattet, so dürfte es unsern Lesern von Interesse seyn, etwas Näheres darüber zu erfahren.

Die Lage ist eine der anmuthigsten, die man wünschen kann. Am Ende des Baumgangs, welcher durch den königlichen Schloßgarten von Stuttgart nach Kannstatt führt, erhebt sich ein Hügel, dessen Abhang nur durch die Landstraße vom Neckar getrennt wird. Er ist gleichsam das Vorgebieg der hohen Fläche, die sich nördlich gegen die Straße von Ludwigsburg hinzieht und künftig mit der Umgebung des neuen Landhauses einen großen königlichen Park ausmachen soll. Nach Osten und Süden hat man die reizendste Aussicht auf den Lauf des Neckars in einer mehrstündigen Ausdehnung, da der Blick auf einmal die malerische Lage von Bellevue und Kannstatt, die Ebene am Fluß hinab und hinauf, mit mehreren an ihm gelegenen Ortschaften, die Berglinie mit dem sie beherrschenden Rothenberge, und im Hintergrund noch einen Theil der schwäbischen Alp umfaßt. Im Vordergrund schließt sich alsdann das Dorf Berg an, und das Auge verfolgt gegen Westen zu die reichen Pflanzungen des königlichen Schloßgartens, die gefälligen Linien der Stuttgarter Berge und der Stadt selbst, welche zusammengedrängt aus großen Baummassen hervorragt.

Auf diesen Hügel, von Gärten umgeben, sollte nach dem Willen Sr. Majestät des Königs ein Landhaus zu stehen kommen, bequem und angenehm zur Wohnung, und von schönem Aeußern, weil es von allen Seiten zu sehen ist und den Umgebungen der Hauptstadt zum Schmuck dienen soll. Es sollte nur ein einziges Stockwerk, nicht zu hohe noch zu große Zimmer, und im Ganzen vielmehr ein heiteres und angenehmes, als ein großes und prächtiges Ansehen erhalten.

Für seine Bestimmung, theils zur Sommerwohnung der königlichen Familie, theils zu Gesellschaften, hielt man es für angemessen, das Gebäude mit Säulenstellungen, Vorhallen und Sälen zu versehen, welche durch eine bedeutendere Höhe dem Ganzen Mannichfaltigkeit und die Würde ertheilten, die sich für eine königliche Wohnung ziemt.

Zugleich forderte die schöne Lage und angenehme Gegend, daß den Hauptwohnzimmern die angenehmste Aussicht, freye Ausgänge nach dem Garten und besondere Eingänge gegeben würden, damit man nicht nöthig hätte, sich stets des Haupteingangs zu bedienen.

Der königliche Hofbaumeister Hr. Salucci nahm daher die Form eines rechtwinkligen Parallelogramms von 260 Fuß Länge und 160 Fuß Breite an, welches durch ein höheres durchlaufendes Mittelgebäude in zwey Flügel und im Innern in zwey viereckige Höfe getheilt ist. Das Mittelgebäude enthält einen großen Saal, welchem nach vornen zu ein Vestibulum, nach der Flußseite zu der Speisesaal sich anschließen, so daß er durch beyde mit den Gemächern der Flügel in Verbindung steht.

Dieß Mittelgebäude hat auf beyden Hauptfaçaden einen vorspringenden Portikus von sechs Säulen als Haupteingang, wovon der vordere mit einer Auffahrt versehen ist; die beyden Eckpavillons jedes Flügels sind mit kleineren Portiken von vier Säulen versehen, und zwischen diesen und dem Hauptportikus hat jeder Flügel sechs Fenster. Jede Nebenfaçade der Flügel hat eine Reihe von sieben Fenstern und auf jeder Ecke einen mit der Façade gleichlaufenden Portikus von zwey Säulen. *)

*) Für die Anordnung hat der Architekt das System der Axeneintheilung befolgt. Die Hauptfaçade hat 29 Axenweiten, 7 für die Säulenstellung des großen Peristyls, 5 für die Hauptfaçade des Eckpavillons, und 6 für die Fenster zwischen beyden. Von den 17 Axenweiten der Nebenseiten bilden 5 an jeder Ecke die Nebenfaçade der Eckpavillons, und 7 die Fensterreihe in der Mitte.

Für die äußere Verzierung des Mittelgebäudes wählte der Architekt die jonische Ordnung, für die der Flügel, die toskanische, über welcher eine das Dach verdeckende Attika sich erhebt. Das Ganze ruht auf einem Sockel, der auf der Flußseite und an den Nebenfaçaden eine vorspringende Terrasse bildet, und bis an die kleineren Portiken der vordern Hauptfaçade läuft. Die Fenster der Flügel, deren Weite zwey Zoll mehr als ihre Oeffnung beträgt, sind am Sturz mit einer von Kragsteinen getragenen Frise und Cornische verziert und ruhen auf einem fortlaufenden gegliederten Gesims.

Die Ordnung der Höfe ist dieselbe, wie die der Außenseite der Flügel, ausgenommen, daß den Fenstern, des geschlossenen und mehr geschützten Raumes wegen, keine Cornische gegeben ist. In der Mitte jedes Hofs befindet sich ein Springbrunnen, dessen Wasser in eine runde Schaale fällt.

Wegen ihrer Größe mußten der Hauptsaal und der Speisesaal Säulenstellungen erhalten, für welche der Architekt ebenfalls die jonische Ordnung wählte. Der erstere nimmt die ganze Höhe des Mittelgebäudes ein und trägt ein Tonnengewölbe, das sich in der Mitte zu einer von Strebebogen gestützten Kuppel erhebt, durch deren Oeffnung das Hauptlicht einfällt; der Speisesaal hat einen Plafond und sämmtliche Gemächer sind flach gewölbt, so daß sie die schönsten Räume zur Ausschmückung mit Frescogemälden darbieten.

Für die jonische Ordnung des Mittelgebäudes dienten der Cerestempel am Ilissus und die Propyläen des Cerestempels zu Eleusis als Vorbilder; jener, da sein zierliches Kapitell dem einfachen und schlanken Charakter des Peristyls entsprach; diese, weil die Ausladung ihrer Voluten und die Verzierung der Knaufplatte mit dem reichern Ansehen übereinstimmte, welches der Hauptsaal des Gebäudes nothwendig erhalten mußte.

An den Flügeln vermied der Architekt die dorische Ordnung, da sie neben dieser einfachen jonischen durch ihre Triglyphen und Dielenköpfe zu reich ausgesehen haben würde. Die angenommene toskanische ist nach Palladio, jedoch etwas reicher in ihrem Kapitell gehalten, um sie mit der jonischen des Mittelgebäudes in Uebereinstimmung zu setzen. So sind auch die allgemeinen Verhältnisse der Anordnung und der Theile nach den Grundsätzen Palladio's angelegt, der in den zahlreichen Landhäusern, womit er sein Vaterland geschmückt, die schönsten Beyspiele dafür hinterlassen hat.

Indem wir diese faktische Rechenschaft von dem Verfahren des Hrn. Salucci geben, glauben wir ihm das beste Lob zu sprechen. Auch werden gewiß Alle, die das Gebäude betrachten, mit uns gestehen, daß er die ihm gestellte Aufgabe sehr befriedigend gelöst hat.

Mit eben so viel Beyfall wird man sich auch von dem Verdienst der Ausführung überzeugen. Alle Säulen und äußern Wände, Gesimse, Thür- und Fenstergewände, der Sockel und alle Glieder sind aus großen Werkstücken mit ausgezeichneter Sorgfalt gearbeitet und zusammengefügt: besonders ist die Arbeit der Steinmetzen an den Kapitellen und Verzierungen durchgängig zu bewundern. Die innern Wände sind, wie die Gewölbe, sämmtlich aus Backsteinen aufgeführt. Die Giebelfelder der Portiken und die Felder der Attika über denen an den Nebenseiten sollen Basreliefs aus Gußeisen, mit einem Bronzeüberzug, erhalten, welche zu dem heitern Ansehen des Ganzen nicht wenig beytragen werden. Nach Vollendung der innern Einrichtung wird dieß Gebäude, welches schon jezt eine vorzügliche Zierde der Gegend ist, gewiß ein eben so angenehmer als würdiger Aufenthalt für die königliche Familie seyn.

S.

Die dießjährige Ausstellung der königlichen Akademie zu London.

(Fortsetzung.)

Comus. Von dem verstorbenen Füßli. Nichts kann der Natur und Wahrheit ferner liegen als dieses Gemälde in Bezug auf Phantasie, Einbildungskraft oder Gefühl. Was die Wahrheit der Zeichnung betrifft, so ward sie von den wärmsten Verehrern F's nie für seine Werke in Anspruch genommen; im Gegentheil, das Verdienst seiner Zeichnung besteht darin, daß sie nie und nimmer treu ist; wäre sie das, so wären alle seine andern Verdienste null und nichtig. Die Weise, wie er seinen Gegenstand behandelt hat, ist gerade wie es sich von der Eigenthümlichkeit seines Styls erwarten läßt, der sich mancherley allegorischen Gegenständen sehr gut anpaßt, bey andern ganz verfehlt ist. Comus gehört zu den leztern — erschreckende und erschrockene Figuren in erschreckliches Gelb und Grün gekleidet.

Thörige Ermahnungen. Von G. S. Newton. Ein kleines und nicht sehr gefälliges Porträt von W. Scott und das genannte Gemälde ist alles, was Newton in diese Ausstellung gab. Man hat allgemein mehr von ihm gehofft, als er leistet. Die Hauptfigur ist eine fast ganz treue Copie aus einem von Newton's frühern Gemälden, das auch im Kupferstich erschien: sonst ist unser Bild nicht nur leichthin gearbeitet, sondern auch die Behandlung ganz unübereinstimmend mit dem Gegenstand. Wir sollen ein junges Mädchen sehen, die von ihrem Liebhaber träumt, während ein alter Wächter ihr Erbauungen über Dinge vorliest, die in keinen Bezug zu ihren Gefühlen stehen.

Der Hafen von Dieppe. Von J. M. W. Turner. Es gibt ein englisches Sprichwort, das heißt:

„Was well, wanted to be better, took physic and died." (Er war gesund, wollte noch gesunder werden, nahm Arzney und starb); dieses Sprichwort kann auf Turner's künstlerische Laufbahn angewendet werden. Wir sahen Werke von ihm, die den besten aus der flammändischen Schule an die Seite gesezt werden können; die Natur war seine Lehrerin, seine Führerin, und was er schuf, glich ihrem einfachen, großartig-schönen Wirken; die Farben, die er gebrauchte, waren so mannichfach, reich und glänzend, wie sie dieselben in ihren glücklichsten Augenblicken mischt. Er wollte sich überbieten, seinen schönen Styl zu einem großen Styl erheben, und so blendet er nun das körperliche Auge der Menge durch Buntheit und Grelle der Farbentöne, während sich das geistige des verständigen Beschauers beleidigt abwendet und ein schönes Talent, das von seinem Irrwege nicht mehr zurückzukehren scheint auf den wahren, einfachen, kunstlosen Weg ächter Kunstproduction, schmerzlich vergeudet sieht.

Slender bewirbt sich mit Hülfe Shallow's um die Gunst der Anne Page. Von C. R. Leslie. Die Scene ist aus Shakspeare's lustigen Weibern von Windsor Act 3. Sc. 4., aber der Charakter der Anne Page stimmt nicht mit dem überein, den der Dichter ihr gegeben. Die Gestalt ist schön und würdig; die Blumen, welche sie in ihrer Hand hält, scheint sie zerknittern zu wollen, was hinlänglich passend ist; dieß geschieht aber mit einer Unbekümmertheit, mit einem so ruhigen und wegwerfenden Blick, daß wohl der kühnste moderne Dandy sich zurückgeschreckt fühlen könnte, und welches gegen ein Nichts wie dieser Leander nicht aufgeboten zu werden braucht. Auch fehlt ihr der schlaue Blick, den man in der Anne Page des Dichters nicht übersehen kann. Sie lehnt sich sorglos an das Fenster des Gemaches und obgleich sie nur Verachtung für die Personen ihrer thörigen Freyer fühlt, so scheint sie doch nichts weniger als böse zu seyn über Shallow's unzweydeutigen Antrag. Im Charakter von Slender ist mehr Furcht als Schüchternheit und sein Gesicht ist karikirt. Die leztere Bemerkung gilt auch von Shallow, dem jedoch das Karikaturartige nie abgesprochen wurde; was die Gewohnheit geheiligt hat, kann dem Künstler nicht zum Vorwurf gemacht werden. Der Ausdruck seines Kopfes ist unbewußte Albernheit und Gutmüthigkeit. Die Färbung ist im Ganzen eine recht geschickte Leistung; ist auch nicht zu verkennen, daß es der Künstler ein wenig auf Glanz und Flitter abgesehen hat, so hat doch das Gemälde eine gut abgewogene Masse von nüchternen Tönen, um seinem Glanz das Gleichgewicht zu halten und eine gute Wirkung im Helldunkel hervorzubringen. Der Sancho, welchen Leslie in die lezte Ausstellung gegeben hatte, übertraf diese Scene freylich bey weitem.

Studie. Von H. Howard. H. hatte in die lezte Ausstellung eine dieser ähnliche Studie gegeben, welche verdientermaßen die Aufmerksamkeit der Beschauer sehr in Anspruch nahm, wegen der Aehnlichkeit derselben mit den bewunderten Werken der alten Meister, besonders mit den Köpfen von Leonardo da Vinci. Dieselbe Sorgfalt, dieselbe Zartheit der Ausführung ist auch hier sichtbar; ob die großen Hoffnungen, welche man auf Howard setzen zu dürfen glaubt, einst in Erfüllung gehen, mag die Zeit lehren.

Die Wittwe. Von F. P. Stephanoff. In diesem Gemälde hat uns die Ausführung gefallen; der Gegenstand ist schon so oft wiederholt worden, daß wir uns wunderten, wie ein Künstler von so vielem Talent etwas so Abgenuztes wählen konnte. Wir sehen nicht ein, warum die Leichtfertigkeit des andern Geschlechts stets der Satyre ausgesezt seyn soll, während die Treulosigkeit der Männer ihr gewiß das Gleichgewicht hält. Des jüngern Landseer's „Wittwe", ... eine Ente, deren Enterich man getödtet ... ist hunderten dieser menschlichen Scenen vorzuziehen.

Israel verläßt Aegypten. Von F. Danby. Eine Localansicht in dem Glanz einer Feen-Erscheinung wiedergeben, und etwas durch die wunderbare Vermittlung Gottes Vollbrachtes, wo die Gewalt der Elemente sich seinem Willen fügt, wirksam darstellen, sind zwey verschiedene Vorwürfe. Die malerische, so wie die poetische Licenz können hier vollständig zugestanden werden. Es ist genug, wenn die Kraft sich so entwickelt, daß das Natürliche dabey nicht hintangesezt scheint und der Beschauer sich dabey irgend eine überraschende Erscheinung denken kann, welche dem Charakter der Scene entspricht. In dem Gemälde Danbys ist ein merkwürdiges Beyspiel einer solchen fast übernatürlichen Erscheinung in der Linie des Horizonts zu sehen, wo die Lichtstrahlen über der Zerstörung glühen, welche unter ihnen waltet. Die Erfindung des Ganzen zeugt von Talent. Moses streckt seine Hand über die Fluten aus und sie erheben sich und stürzen über das Heer Pharao's: die rechte Seite des Gemäldes nehmen Felsgründe ein, welche mit Myriaden Aegyptern und Israeliten bedeckt sind; die Mitte und die linke Seite zeigen das offene Meer, übernatürlich erregt und von einem düstern Licht überschattet: darüber, den ganzen Horizont entlang, sieht man die fernen Gestade Aegyptens, durch Pyramiden angedeutet, welche sich erheben gegen das Purpurlicht, das hinter ihnen zu erblassen scheint. Am auffallendsten ist die Lichtsäule, welche das Heer der Israeliten leiten soll: es ist aber keine Säule oder etwas Aehnliches auf unserm Gemälde, sondern etwas der Form Aehnliches, welche ein Sonnenstrahl annimmt, wenn er durch eine Spalte in einen geschlossenen Raum fällt. Die Ausführung entspricht aber nicht ganz dem erhabenen Charakter.

den die Composition unverkennbar ausspricht. Das wundervolle Licht, das der Künstler, wie wir bemerkten, eingeführt hat, schadet seinem Gemälde; es ist ein Licht auf, nicht in dem Gemälde. Der wilde Charakter der Gegend ist schön erdacht, aber die Farbe ist schlecht. *)

Meine Höhle. Von J. S. Davis. Es mag Beyspiele geben, wo man die Werkstätte der Künstler im wörtlichen Sinne „Höhle" nennen kann; wir haben hier eine recht gut erfundene Höhle dieser Art vor uns; die Masse der auf einander gehäuften Materialien muß jedes Auge ergötzen. Wie mannichfaltig in seinem Charakter das Ameublement in einem Atelier auch werden kann und hier gegeben worden ist, so ist doch der Charakter hier rein malerisch und das Ganze eben so verständig geordnet, wie harmonisch im Effect von Licht und Schatten.

Herkules, Nessus und Dejanira. Von G. T. Bone. Die Zeichnung ist voller Geist und Kraft; die Landschaft im Hintergrund kann klassisch genannt werden.

Der Regent Murray von Hamilton erschossen. Von W. Allen. Der Maler, der Gegenstände dieser Art für seine Darstellungen wählen will, hat ein reiches Feld. Wir haben oft Gelegenheit gehabt zu bemerken, wie reichhaltigen Gewinns die Verbindung der Kunst mit der Literatur sey: wenige Beyspiele setzen dieß in helleres Licht als der Einfluß der Erzählungen des Verfassers von Waverley. Diese haben, selbst mehr als die Feder der Geschichtschreiber, Lokalitäten und Ereignissen ein Interesse gegeben, die ruhig an ihrer Stelle schliefen oder moderten, bis eine geistreiche Darstellung sie dem Leben wieder gab. Die Begebenheit, welche unser Künstler wählte, ist reich an der Mannichfaltigkeit von Ausdruck und Charakter, welche eine so kühne und gewagte That ins Leben rufen konnten: seine Geschicklichkeit aber zeigte er, nach unserer Meynung, vorzüglich in den untergeordneten Theilnehmern an dem Trauerspiel. Die bewegten Blicke und Geberden der weiblichen Gestalten — die bewußtlose Ruhe des kindlichen Schlafes mitten unter den Schauern dieser Scene, — der erhobene Finger und der bedeutsame Blick des alten Mütterchens gehören zu den anziehenden Details dieses Gemäldes. Der Charakter der Färbung — ist der Charakter der englischen Kunst überhaupt, die kein Mittel zu halten weiß zwischen dem zu viel und zu wenig; glänzend sind Allen's Gemälde immer; aber einen harmonischen Eindruck hervorzubringen durch künstlerische Vertheilung von Licht und Schatten — das ist zu viel gefordert.

Porträt von John Griffie, 68 Jahr alt und seit 28 J. Bewohner des Waldes von Essex. Von H. P. Bone. Man kann mit Wahrheit von diesem Porträt sagen, daß der Mann für den Wald, und der Wald für den Mann geschaffen zu seyn scheint, so sehr entspricht der Charakter der schauerlich romantischen Umgebung. Die Färbung ist überaus gelungen und die Scenerie des Hintergrundes mit Fleiß und Talent vollendet.

Das vernachlässigte Portefeuille. Von J. Clover. Die Entschuldigung für diese Vernachlässigung ist in dem Gegenstand, den der Künstler wählte, recht gut ausgedrückt. Ein junger Mann lauscht einer wahrscheinlich recht hübschen Erzählung, die ihm ein sehr hübsches junges Mädchen vorliest; sie sitzen im Schatten eines aufgespannten Schirmes und ihre Umgebungen sind die felsigen Ufer des Meerstrandes. Die Scene ist sichtbar nach der Natur gezeichnet; die Wirkung des Lichtes ist mit vieler Geschicklichkeit gehalten.

Landschaft. Von J. Constable. Die Werke dieses Künstlers sind in der Geschichte der englischen Landschaftmalerey mit Auszeichnung zu nennen; ihr Charakter ist ganz geeignet den Reiz zu erhöhen; welchen Ausstellungen und Sammlungen von Kunstwerken durch den Contrast erhalten. Die vorliegende Landschaft ist großartig in der Zusammenstellung; auf jeden, der die Natur studirt hat, wird die Wahrheit und Treue dieses Gemäldes einen tiefen Eindruck machen.

Der Sonntagsmorgen: die Toilette. Von R. Farrier. Der Künstler ist hier ein wenig beißend gegen das schöne Geschlecht; sein Gemälde ist indessen allerliebst.

Ein Soldat mit Frau und Kind (Porträts). Von K. T. Bone. Die Personen sind sichtbar über die Lage erhaben, in welche sie der Künstler versezt hat: die Schicksale des Krieges mögen aber wohl den Zustand herbeyführen in welchem wir die hübsche junge Frau sehen und der an die Verse erinnert:

Little thinks the town-bred wife,
While at home she tarries,
What must be the lass's life,
Who a soldier marries.

Die Composition zeugt von vielem Geschick, die Gruppirung und Anordnung des Ganzen ist sehr ansprechend; Farbe und Zeichnung lassen vieles zu wünschen übrig.

(Der Beschluß folgt.)

*) Unser Correspondent macht hier folgende Bemerkung: Martin's gräßlich grelle Lichter, West's oft abenteuerliche Zusammenstellungen, und das düstere, wilde der Scenerie in schlechten Nachahmungen des Styls von Salvator Rosa, wohl gemischt und verknetet, und man hat Danby's „Delivery of Israel out of Egypt" und vielleicht etwas noch Besseres.

Nr. 90.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 10. November 1825.

Neapel.

I. Königliches Museum.

Eine Anzahl erhobener Bildwerke und Mosaiken, die man veranlaßt war aus den Magazinen zu entfernen, bilden einen anziehenden Zuwachs des königlichen Museums. Sie sind theils im Zimmer der Venus Kallipygos aufgestellt, theils einstweilen im Portico delle Divinità niedergelegt. Unter den Mosaiken zeichnen sich zwey farbige durch vorzügliche Schönheit aus. Von feinster Arbeit ist ein stehender Faustkämpfer, unter welchem in gesondertem Felde zwey Kampfshähne angebracht sind. Von grandioser Anlage und geschickter Ausführung das andre, das den von einem Panther angefallenen Lykurgus vorstellt, flüchtig vor einem langbekleideten Bacchus, zu dessen Füßen eine oberwärts entblößte getödtete Frau liegt, vielleicht eine dem Zorn des Thrakischen Königs gefallene Bacchantin. Noch ist eine Mosaiktafel von schwarzem und weißem Steine bemerkenswerth; das auf ihr vorgestellte Skelet, mit einem Gefäß in jeder Hand, reiht sich den nicht wenigen Beweisen an, daß die Alten es dann und wann nicht für unpassend hielten, ein Skelet auf Bildwerken anzubringen.

Die bedeutenderen Reliefs enthalten folgende Vorstellungen: 1. Perseus und Andromeda. 2. Sitzende halbbekleidete Frau, einen Vogel, vermuthlich eine Taube fütternd; diese Figur würde ohne weiteres für Venus gelten, wäre nicht hinter ihr ein langbekleidetes stehendes Idol mit einer Muschel. Eine dritte stehende auf eine bärtige Herme gestützte bekleidete Frau mit Haube macht es räthlicher in dieser Vorstellung die zwey Grazien neben einer Statue der Venus und einer Herme des Bacchus zu erkennen. Die Platte soll aus Herkulanum kommen; sie ist von guter Arbeit und obwohl zusammengestückt, doch im Wesentlichen unverdächtig. 5. Todtenopfer, bey Winckelmann mon. ined. Nro. 84. auf Oedipus gedeutet; die dortige Zeichnung ist vielleicht nach diesem, vermuthlich Farnesischen Werk genommen und gehört einer in der Gallerie zu Florenz vollständig erhaltenen Composition an. 7. Bekleidung von Komikern; Farnesisches Relief, bey Ficoroni de Larvis scenicis tav. 2. bekannt gemacht. 8. Kanephoren mit einer Inschrift, die sie als Karyatiden und das Relief als karyatisches Tropäum bezeichnet; bekannt durch ansehnliche Erläuterung von Gius. Parascandalo (Illustr. di un marmo Greco rappresentante le Cariatide. Nap. 1817. 4.), aber wenigstens in Betreff seiner Inschrift höchst verdächtig. 9. Mänade zwischen zwey Satyrn, Wiederholung der drey Thiasoten auf der Vase von Gaeta. 20. Apollo Musagetes neben Nymphen; ein andres Relief im Portico delle Divinità, von einer Capellina den Nymphen geweiht, zeigt zwey Nymphen und eine jugendliche Figur, die aus der Muschel der einen trinkt, daneben einen unbekleideten Leyerspieler, der nun auch Apollo heißen wird, so wie der Vogel neben ihnen ein Rabe. 21. Amazonenschild mit einer Eberjagd. 25. Gastmahl des Ikarius; vermuthlich das in den Admirandis Romae bekannt gemachte. 26. Circusspiele. 27. Mahlzeit; unter einer Erhöhung ein Kuchen und ein Schweinskopf. 29. Carceres eines Amphitheaters mit Thieren und Thierwärtern.

Eine merkwürdige, früher (Kunstbl. d. J. Nr. 39.) bereits erwähnte Vase des Charminos von Kos ist im siebenten Zimmer der königlichen Vasensammlung bereits aufgestellt. Eine andre, in Styl, Größe und Darstellung höchst ausgezeichnete und in diesen Blättern (Kunstbl. d. J. Nr. 40.) ebenfalls gelehrt erläuterte Vase, deren schwarze Figuren Palamedes und Protesilaus beym Bretspiel zeigen, ist für dieselbe Sammlung angekauft. Einen andern schönen Zuwachs verdankt sie Lokrischen Grabungen, aus denen nur vorzügliche Reste des Alterthums hervorzugehen pflegen. Von einer großen Vase mit schwarzen Figuren hat man nur den Rand der etwa fünf Palmen weiten Mündung, diesen in sechs Stücken aber mit Ausnahme der zwey Henkelstücke vollständig erhalten. Dieser Rand ist mit einem umlaufenden Fries geziert, dessen zahlreiche, flüchtig aber geschickt zusammengereihte Figuren einerseits Kämpfe, andrerseits fest-

liche Züge darstellen. In der Mitte der ersten Composition sieht man zwey bewaffnete Kämpfer, einen Gefallenen zu ihren Füßen, jederseits einen langbekleideten Diener. Weiterhin symmetrische zu beyden Seiten stehende Quadrigen, in der zur Rechten einen bärtigen, in der zur Linken einen jugendlichen Mann; endlich eine Mantelfigur zwischen zwey Bewaffneten. Die andre Composition zeigt vier Bigen, sämmtlich mit voranschreitendem, beym ersten und vierten Wagen einem Merkur ähnlichem Vorläufer; der leztere hat jedoch einen langen Stab ohne Schlangen. In den Wägen stehen jugendliche bekränzte Figuren, in dem ersten ein Jüngling und eine Frau; ihr Gesicht und das der nächsten Kanephoren ist weiß angegeben. In der zweyten Biga zwey ähnliche Figuren, doch ohne Verschiedenheit der Farbe; auf der dritten ein einzelner Jüngling, dicht neben ihm, aber außer dem Wägen, eine Kanephore. Der Jüngling des vierten Wagens ist im Begriff aufzusteigen. Sämmtliche Wagen sind von Nebenfiguren und zahlreichen Kanephoren geleitet. Ihre Körbe sind lang und platt und ruhen auf einer Unterlage, der gebräuchlichen Bezeichnung des Modius ähnlich, vielleicht bey den stumpfen Umrissen dieser Bilder nur hoher Haarputz. Von Procession des Kalathus kann bey diesem Zuge nicht die Rede seyn, und darum und wegen der Vermischung beyder Geschlechter auch nicht von Thesmophorien; doch wird man kaum umhin können diesen Zug auf Cerealischen Cultus zu beziehen. Bey dem vordersten, vermuthlich myrthenbekränzten Paar denkt man leicht an Liber und Libera, doch fehlen alle übrigen bacchischen Attribute.

Zugleich mit diesen Vasenfragmenten und ebenfalls aus Lokri sind mehrere sehr vorzügliche erhobene Bildwerke von gebrannter Erde angelangt, sämmtlich durch Kunstfertigkeit der besten Zeit neben der gesetzlichen Strenge des hieratischen Styls ausgezeichnet. Zwey derselben sind durch größern Umfang und merkwürdige Vorstellung vorzüglich anziehend. Auf der einen hat Pluto, mit Chläna bekleidet und mit einem schmalen Stirnband geschmückt, die Persephone umfaßt; die Darstellung ist in diesem Kreis von Bildwerken selten, und scheint hier ohne den Wagen gebildet gewesen zu seyn. Ein andres Relief zeigt uns neben dem bärtigen myrthenbekränzten Bacchus die thronende Demeter; sie ist halbverschleyert, und mit einer metallenen Stirnbinde geschmückt, deren runde Zierrathen auf dem Rest einer Wiederholung deutlich sind. In der Linken erhebt sie Aehrenzweige, in der Rechten hält sie das durchaus ungewöhnliche Attribut eines Hahns.

Im übrigen stehen dem königlichen Museum fortwährend bedeutende Aenderungen bevor. Im Erdraum des westlichen Flügels waren bis jezt nur die größeren Bronzen und die ägyptischen und etruskischen Denkmäler aufgestellt. Der übrige Raum ist gegenwärtig vorbereitet um die antiken Gemälde von Portici zu empfangen, und anderweitige Verfügungen über das bisherige Lokal dieser kostbaren Reste beschleunigen ihre nahe Versetzung nach Neapel. In Mitten der Gemäldezimmer wird eine ähnliche Halle wie die des Herkules, diesem gegenüber, den Farnesischen Stier aufnehmen; man ist bereits beschäftigt diese berühmte Gruppe aus der Villa Reale zu entfernen. Zu ihrem Ersatz ist die große Granitschaale mit Medusenhaupt aus dem Hofe des Doms von Salerno bereits angelangt. Es ist zu hoffen, daß in einem der übrigen Gemächer endlich auch die Sammlung der Terracotten ihren Platz finden werde. Ueber den für Aufstellung der Sarkophage, Cippen und Inschriften neu zu erbauenden Raum ist, da man sich von der Unzweckmäßigkeit eines halbzirkligen Anbaus für ähnliche Reste überzeugt hat, noch nichts beschlossen; doch wird auch dieser für die verborgenen Schätze der hiesigen Magazine so wichtigen Unternehmung ernstlich gedacht. In ihren Bereich werden die Gräber von S. Teresa gehören, die zu verschiedenen Zeiten vor der Schwelle dieser einzigen Antikensammlung merkwürdige griechische Reste an das Tageslicht brachten und noch neulich nicht durch Ausgrabung, sondern durch glücklichen Zufall deren gewährten. Man scheint geneigt zu seyn, dortige Ausgrabungen auf die dann und wann zu seyenden Besuche hoher Reisenden zu versparen, einige der bereits aufgedeckten Gräber aber mit dem Porticus der aufzustellenden Inschriften und Grabmonumente einzuschließen.

Von dem Nicolinischen Museumwerk ist fortwährend nur das früher angezeigte Probeheft erschienen; es steht zu erwarten, daß die Fortsetzung, seit Jahr und Tag bereits auf das Ende jedes nächsten Monats verschoben, nun bald in rüstigen Folgen statt haben werde. Die zunächst versprochenen Hefte sollen eine ausführliche Beschreibung der neuesten Ausgrabungen von Pompeji enthalten und einige der jüngst entdeckten Gemälde bekannt machen. Uebrigens ist dort seit dem lezten Frühjahr und der Casa del Poeta tragico wenig Neues zum Vorschein gekommen, indem man mit Herstellung der Thermen beschäftigt war. Die Gemälde blieben an Ort und Stelle; das der Iphigenia ist durch einen Laden geschützt. Gegenwärtig ist man hinter dem erwähnten Hause in ein anderes vorgedrungen, in dem sich ein Springbrunnen gefunden hat; in einem dritten erregen die sitzenden Figuren eines Bacchus und einer Ceres Aufmerksamkeit und lassen neue Entdeckungen bedeutender Gemälde hoffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die dießjährige Ausstellung der königlichen Akademie zu London.

(Beschluß.)

Paul und Virginia, von T. Foster. Foster's Behandlungsweise ist im Allgemeinen klar und bestimmt; er weiß so gut zu gruppiren als die Töne harmonisch zu verbinden; sein Paul und Virginia jedoch ist nicht das Beste, was er geliefert; die Composition ist mittelmäßig und die Bekleidung der Virginia ganz unpassend und dem malerischen Effekt der Gruppe schadend.

Olivia und Viola, von H. Singleton. Unser Künstler versteht wohl, seinen Gegenständen das gemeinere individuelle Leben zu geben; in den Gemälden aber, wo die Phantasie vorzugsweise thätig ist, sollte er seiner Manier entsagen lernen: so sehen wir hier zwey dem Alltagsleben entnommene Gestalten; die Darstellung geschmackvoll, die Färbung rein, aber alles phantasielos.

Unter den Arbeiten in Email sind einige ausgezeichnete. Wir bemerken besonders Bone's Karl I. nach dem Original von Vandyk in der Sammlung des Earl von Surrey zu Worksop-Manor. Dieses Gemälde von Vandyk, erst neuerlich dem Staub und der Vergessenheit entrissen, ist eine der besten Arbeiten dieses Künstlers und eines der schönsten Porträts des unglücklichen Monarchen. Die Copie ist in jedem Betracht gelungen und gibt ein vollkommenes Bild von dem Werth und der Wichtigkeit des Originals.

Vandyk's Porträt als Paris, in Email, nach dem Original des Vandyk, in der Sammlung des Marquis von Hertford, von demselben: die Treue und Schönheit der Ausführung sind hier gleich beachtenswerth. Zwey andere Emails von demselben Künstler (Jane, Herzogin von Gordon nach J. Reynold's und Graf M. Woronzow nach Th. Lawrence) sind gleichfalls mit Sorgfalt und Wahrheit ausgeführt.

Roth, Lee und Esser haben einige nicht werthlose Arbeiten in Email geliefert, die wir aber, so wie die Menze von Miniaturen (die besten sind von Chalon, Robertson, Newton, Rochard, Denning und W. H. Watts) übergehen müssen.

Unter den Studien von Blumen und Früchten ist die Composition von Mrs. Pope die ausgezeichnetste. Goddard, Platt jun., Miß Chapman und Chandler verdienen genannt zu werden.

Der architektonischen Zeichnungen sind in diesem Jahre verhältnißmäßig sehr wenige ausgestellt worden; bey der großen Menge von Gebäuden, welche eben vorbereitet oder ausgeführt werden, ist es zu wundern, so wenige Plane zu sehen und so manche Namen zu vermissen sind, welche sonst der Ausstellung zur Zierde gereichten. Wir heben folgende als die beachtenswerthesten aus.

Perspectiv-Ansicht einer projectirten Brücke von Gußeisen zu Kingston. Von J. B. Watson. Die jetzige Brücke zu Kingston ist eine schlechte Holzbrücke und vernichtet gänzlich die malerische Wirkung, welche der Fluß und die schöne Umgebung machen. Die vorgeschlagene Brücke vereinigt das Nützliche und Schöne; einfach und ansprechend, wie die Architektonik des Werkes, ist die Zeichnung.

Ansicht des südlichen Peristyles des Neptunstempels zu Pästum, von J. Jenkins. Eigentlich gehört diese Darstellung eher der Malerey als der Architekturzeichnung an; wir bemerken jedoch, daß die Art, in welcher sie ausgeführt ist, reich und schön zwar, aber auch hart und streng genannt werden muß; die Steinfarbe ist hier viel wärmer gegeben als in dem Vorbild.

Einer der innern Höfe eines Pallastes, der in Hyde-Park erbaut werden soll. Von J. Gandy. Diese Composition vereinigt mit der gewöhnlichen schönen malerischen Ausführung, welche sich in den Werken dieses Künstlers stets gleich bleibt, eine unglaubliche Wunderlichkeit in dem Plane. Die Caryatiden passen nicht zu dem Portikus mit den dorischen Säulen; Gefangene und Sclaven nicht zu der Bestimmung des Pallastes, den der König eines freyen Volkes bewohnen soll. So gewiß seit vielen Jahren Gandy sich durch fruchtbare Erfindungsgabe, durch Phantasie und geistvolle Gewandtheit ausgezeichnet hat, so gewiß hat er hier, einer seltsamen Laune zu lieb, gegen den guten Geschmack und das Gefühl gesündigt.

Eine Gruppe von Kirchen, zur Erläuterung verschiedener Style in der Architektur. Von J. Soane. Eine dieser Kirchen hat dieser berühmte Architekt bereits zu Walworth erbaut, eine andere soll so eben in der Pfarrey von Mary-le-bone ausgeführt werden. Die vorliegende Zeichnung ist, als Kunstwerk betrachtet, sehr schön; aber der Styl aus den Zeiten der Anglo-Normannen und der spätern Zeit des Mittelalters steht dem Zusammengesetzten der ältern Architektur nach. In der Façade der Kirche von Walworth scheint S. nicht sehr glücklich gewesen zu seyn; die Umrisse sind zu platt, um die gehörige Wirkung hervorzubringen. Ausgezeichnet ist dagegen ein Plan zu einer Begräbnißkirche und einem Mausoleum von demselben Künstler; eine herrliche Studie! nur möchte das Aufstellen einer Säule in der Ecke eines Gebäudes den Anschein der Schwäche geben und daher verwerflich seyn.

Zeichnungen von Wilkins, Kempshead, Porden und Shaw verdienen mehr Berücksichtigung, als die englischen Blätter ihnen weihten; auch das Kenotaph zum Andenken an Lord Byron, von Trendall, zeichnet sich durch Reinheit und Einfachheit aus.

Die Sculptur betreffend, so ist diese Ausstellung ein neuer Beweis, daß das Heiligtum der Kunst den Engländern verschlossen ist. Die hier ausgestellten Werke sind der Zahl wie dem Gehalt nach eine gar ärmliche Spende. Die Engländer sagen, ihre besten Künstler in diesem Fache seyen zu sehr mit Aufträgen überladen, um für die Ausstellung zu arbeiten: als ob die in Aufträgen gefertigten Werke nicht aufgestellt werden könnten?! Wir weisen auf frühere Aufsätze über die Sculptur der Engländer, welche das Kunstblatt gab, hin, und fahren in unserm Bericht fort.

Die meisten stehenden weiblichen Gestalten sind in einem schlechten Geschmack gearbeitet und verdienen Tadel. Es ist merkwürdig, das man das Bildniß des verstorbenen John Wesley in die Mitte dieser Figuren gestellt hat, als wäre er im Begriff, die ihn umgebenden Figuren zu kritisiren.

Psyche, Statue in Marmor von K. G. Freebairn. Der Gegenstand ist gewiß ein günstiger Vorwurf für die bildende Kunst und wenn keine alte Psyche im britischen Museum wäre, so verdiente Dannecker's herrliches Gebilde (im Hause des Hrn. Murray) studirt und nachgebildet zu werden; denn es ist gewiß mehr als das blos Leichte und Anmuthige darin zu finden, was neulich ein englischer Kunstphilosoph hervorhob. Unser Künstler hat gar wenig geleistet; die Stellung sehr gewöhnlich, die Ausführung fleißig, aber — nichts mehr.

Betrübte Landleute. Hochrelief in Marmor von R. Westmacott. Die Darstellung ist betrübter als die dargestellten Leute; man sieht, warum das Werk betrübt ist, denn man sieht nicht, warum die Leute betrübt sind. Der Künstler, der sonst eine feste und geübte Hand hat, wußte hier nicht, wie er den, wahrscheinlich aus Auftrag behandelten Gegenstand motiviren sollte; daher die Betrübniß von allen Seiten.

Eine Madonna mit dem Kind, Gruppe in Marmor, von R. Westmacott. Die Behandlung dieses Gegenstandes forderte mehr Tiefe und Begeisterung; was die Hand dabey thun konnte, ist alles Lobes werth. Es ist merkwürdig, daß diese Gruppe sich gerade von vornen angesehen, am schlechtesten ausnimmt.

Eine Grabmal-Figur. Von S. Gahagan. Die Erfindung von gewöhnlicher Art, doch voll Gefühl und Ausdruck. Mehrere Darstellungen dieser Art sind in Gyps recht gut gearbeitet und zeugen von ernstem Studium.

Skizze zu einer Statue des Dr. Jenner, von F. H. Baily. Dieser Künstler hat manche Arbeiten, die dem großartigen und anmuthigen Styl angehören, geliefert und sich einen Namen erworben. Hier scheint er blos mit Roubilliac zu wetteifern und kömmt diesem ziemlich nahe. Warum studirt aber B. nicht den Faltenwurf in der Natur und bey den Alten im brittischen Museum?

Narziß. Von W. Scoular. Ein Modell, das manches Empfehlende hat: richtige Zeichnung, Einfachheit, schöne Proportionen, Anmuth in der Handlung.

Achilles. Von K. H. Hughes. Nicht ohne Leben und Ausdruck; aber H. hat nicht zeichnen gelernt.

Marmorbüste von J. Townsend, Stifter des Asyls für taubstumme Armen-Kinder. Von W. Behnes. Der Charakter, der aus dieser Büste spricht, muß den Beschauer fesseln: eine natürliche Lieblichkeit spricht aus jedem Zuge dieses Antlitzes und die Arbeit ist recht geschickt und sorgfältig. Einige andere Büsten desselben Künstlers zeichnen sich gleichfalls durch einfache Wahrheit und Geschmack der Ausführung vortheilhaft aus.

Wir finden von demselben Künstler noch die Büste von James Northcote. Man kann kaum einen charakteristischern Kopf finden; Behnes mußte das Ausdrucksvolle treu nachzubilden und seiner Arbeit einen hohen Grad technischer Vollendung zu geben.

Einige andere gute Büsten sind von Turnarelli; eine der Miß E. W. Hill von J. Hofferman, und der Kopf der Ariadne von T. Kirk zeichnen sich unter dem Mittelmäßigen besonders aus. (Literary Gazette Nr. 431 — 442. New Monthly Mag. Nr. 49 und 50. mit Anmerkungen und Berichtigungen.)

A.

Paris.

Essai historique et critique sur les monnaies d'argent de la Ligue achéenne, accompagné de recherches sur les monnaies de Corinthe, Sicyone et de Carthage, qui ont eu cours pour le service de cette confédération; par M. E. Cousinéry, ancien consul général de France dans la Thessalie, la Macédoine et la Thrace, Correspondant de l'Institut etc. Paris 1825. Renouard. — I. Vol. in 4. avec figures. Preis 15 Fr.

Vues des Monumens antiques de Naples, gravées à l'Aquatinta, accompagnées de notices et de dissertations; par M. J. le Riche. Das Ganze soll 60 Blätter in 12 Lieferungen in 4. enthalten. Subscriptions-Preis 12 Fr. für die Lieferung Auf chines. Papier 18 Fr. Man unterzeichnet bey Nepveu, Passage des Panoramas. Nr. 26. Zwey Lieferungen sind erschienen.

Nr. 91.

Kunst-Blatt.

Montag, den 14. November 1825.

Neapel.

(Fortsetzung.)

II. Privatsammlungen.

Als Centralpunkt neu aufgefundener großgriechischer Grabdenkmäler, einer Klasse von Antiken, die an schönen und lehrreichen Resten unerschöpflicher ist als irgend eine andre, gewährt Neapel Kunstfreunden und Kunsthändlern einen belohnendern Spielraum ihrer Nachforschungen als, selbst Rom nicht ausgenommen, irgend ein andrer Ort. Es ist wahr, Mißgunst, Gewinnsucht und Unwissenheit verhindern und zerstören oftmals in nahen und fernen Provinzen des Königreichs die volle Ausbeute der günstigsten Umstände, und pflegen namentlich alle Belehrung, welche durch die Art der Auffindung erwachsen würde, gänzlich abzuschneiden; aber es ist eben so wahr, daß die lezten Jahre an zahlreichen Beyspielen häufiger und geschickter Ausgrabungen vorzüglich glücklich gewesen sind. Die Aufmerksamkeit des Publikums auf Gegenstände dieser Art ist allgemeiner, die Geschicklichkeit der Ergänzer auf gewissenhafte Herstellung der Antiken bedachter geworden; man hat gelernt auch die oft zerstückelten Reste zu schätzen und versucht es häufiger durch regelmäßige Ausgrabung einer Zerstörung vor der Auffindung zuvorzukommen. Der umfassend und einsichtig angeordnete Vasenhandel der HH. Gargiulo und Crescenzi ist für die Theilnahme des Auslandes und durch die Ankäufe des Hrn. Durand zu Paris namentlich für Frankreich bedeutend geworden; zu gleicher Zeit mit diesen merkantilischen Bemühungen sind angesehene Privatpersonen beschäftigt, ihrem Aufenthalt in Neapel durch eifrige Ausgrabungen und glänzende Kunstsammlungen ein Denkmal zu setzen.

Die Vasensammlung der HH. S. Angelo, eine Sammlung, die ihrem Gehalt und Umfang nach bereits seit Jahren für abgeschlossen gelten könnte, hat noch in der lezten Zeit einige höchst bedeutende Vermehrungen ihres reichen Vorraths Lukanischer Vasen erhalten. Eine Vase von mehr als fünf Palmen Höhe, die oberwärts den Mythus von Orpheus und Eurydice, unten Theseus bey den Schatten vorstellt, war bereits im vorigen Jahre hinzugekommen. Ein ganz neuer Zuwachs ist eine Vase, die bey ausgezeichnetem Styl der Zeichnung durch Vorstellung und Inschriften zu den seltensten gehört. In einer Einfassung, die für Bezeichnung einer Schaubühne gelten kann, sucht Dejanira einen unbenannten Jüngling dem Tydeus zu entreißen; im Hintergrund und in abgesondertem Raum steht eine zweyte Frau mit der Geberde des Entsetzens. Der Gegenstand dieser Vorstellung ist uns nicht erinnerlich und beruht vielleicht auf einem unbekannten Mythus; es ist höchst bemerkenswerth, daß auswärts zur Rechten Aphrodite sizt, seitwärts von ihr der Bogen ihres geflügelten Schooskindes, hier nicht Eros, sondern als neidischer Zuschauer Phthonos benannt. Im untern Raume sizen, wie im Reiche des Pluto, Theseus tief verhüllt und Peleus mit einem Hunde. Die Rückseite enthält mystische, ebenfalls sehr eigenthümliche Darstellungen.

Mehrerer bedeutender Erwerbungen des Duc de Blacas hat bereits ein gelehrter Landsmann in diesen Blättern (Nr. 39. 40.) Erwähnung gethan. Wichtiger für die Kunde des deutschen Publikums ist die äußerst reichhaltige Vasensammlung, welche der k. k. Generalfeldmarschall Baron v. Koller seit seinem mehrjährigen Aufenthalt in Neapel veranstaltet hat. Eines der wichtigsten Stücke dieser Sammlung, eine Preisvase mit altgriechischem Minervenbild hatten wir früher (Nr. 61.) zu erläutern Gelegenheit. Eine neue Zierde derselben ist eine Nolanische Patera von schönster Zeichnung und guter Erhaltung, allem Anschein nach ebenfalls Preisvase oder Abschiedsgeschenk eines kriegsfähigen Jünglings; wenigstens fordern die dreyfachen Darstellungen des schönen Gefäßes zu solcher Voraussetzung auf. Innen der Abschied eines Greises von einem gerüsteten Jüngling, etwa des Lykomedes von Neoptolemus, außen einerseits die Trennung einer trauernden von Eros und Aphrodite nicht getrösteten Frau von einem scheidenden Krieger, etwa Laodamia von Protesilaus, endlich andrerseits das Urtheil des Orpheus. In dieser leztern Be-

nennung folgen wir der früher (Nr. 39.) von andrer Hand gegebenen Erklärung der schönen Vase des Duc de Blacas; es ist merkwürdig, daß die anziehende Darstellung derselben sich, nur reicher, in der bald darauf ebenfalls zu Nola gefundenen schöneren Patera wiederholt. Orpheus sizt trauernd, mit niedergelegter Leyer, hier ohne die Thiere, aber mit reicher Umgebung von Säulen und mit einem Scepter, oder etwa, wenn nach abweichendem Mythus die Gunst der mitleidigen Götter ihn in der Oberwelt traf, vor dem Grabmal der königlichen Gemahlin. Merkur, dort auf der Rückseite der Vase, steht als Führer der drey Göttinnen hier vor ihm; Venus, dort die lezte, hier voran. Sie ist halbverschleyert, in der Rechten hält sie einen Myrtenkranz, in der Linken den Knaben Eros. Pallas folgt, durch Aegis bezeichnet und einen Helm in der Hand. Räthselhaft auf beyden Werken ist die übrige Figur, die wohl nur der Schattenkönigin Persephone gehören kann; dort hielt sie einen vielleicht getheilten Apfel, hier das Symbol der Cybele, einen Löwen.

Ein andres ausgezeichnetes Moment derselben Sammlung können wir hier um so weniger übergehen, als über die ganze Klasse ähnlicher Werke früher (Kunstbl. 1823. Nr. 52.) in diesen Blättern die Rede war. Es ist dasselbe eine der dann und wann verkannten mystischen Cisten von Bronze, in Form, in fratzenhafter Verzierung des Deckels und schönen Bildwerken des Gefäßes den früher bekannten entsprechend, diesesmal aber nicht, wie vielleicht alle übrigen, aus Palestrina gekommen, sondern, obwohl die genaue Kunde des Fundorts selbst zwischen Puglia und Basilicata schwankt, ganz entschieden aus großgriechischem Boden. Die drey Füße des Gefäßes sind von Thierklauen gebildet, auf denen geflügelte Panskörfe ruhen; weit willkürlicher und mit robester Arbeit ist der Deckel verziert. Die sieben thierähnlichen oder Thierfiguren desselben sind nicht mit hinlänglicher Sicherheit zu benennen. In ihrer Mitte ist eine Menschenfigur mit Fischschwanz und Hundskopf zu unterscheiden, vielleicht eine Scylla. Ringsum stehen drey einander ähnliche Thiere, vielleicht Schaafe, zwey Menschenfiguren mit Widderköpfen und eine dritte, monströser als die übrigen, den Kopf wie mit einem langen Federbusch verlängert, mit Ringen an den Seiten, die vielleicht ebenfalls zu vermuthlichen Widderhörnern gehören. Aehnlich ist eine runde auf einer Wage ruhende Platte im etruskischen Zimmer des Museo Borbonico, auf welcher menschliche Figuren mit Thierköpfen einen Stier umringen. Zahlreiche fratzenhafte Thierfiguren, mit seltsamen, zum Theil unzüchtigen, menschlichen Gruppen wurden in dieser Cista, wie in der Borgiaischen gefunden, deren Antiquitäten im fünften Zimmer der kleinen Bronzen des Museo Borbonico zusammengestellt sind. Ihre Unförmlichkeit ist aufs äußerste befremdend (höchstens durch die verschiedenen Bildwerke etruskischer Todtenkisten und ihrer Deckel erklärlich), wenn man die vortrefflichen eingegrabenen Compositionen daneben betrachtet, welche die meisten ähnlichen Cisten schmücken und welche bey neulicher Reinigung der Koller'schen Cista sich ebenfalls vorfanden. Zur völligen Bestätigung der wahren Bestimmung ähnlicher Gefäße zeigen sie auf dieser leztern einen bachischen Zug. Unter den Satyrn desselben befindet sich, wie oft auf Vasen, eine Flötenbläserin; seltner ist die Vorstellung eines Jünglings, etwa eines Hierophanten, der vor einem Kandelaber einem Mädchen eine Binde ausbreitet, über ihnen Leiter und Opferkästchen. Aehnliche Einweihungen finden sich nicht leicht anderwärts vorgestellt, doch ist die Gattung dieser Vorstellungen auf diesem Werk und die Schönheit ihrer Zeichnung nicht minder wichtig als ihre Einzelnheiten.

(Der Beschluß folgt.)

Marcello Fogolino,

Maler und Kupferstecher der alten venetianisch-paduanischen Schule.

Unter diejenigen Künstler und Meister der ältern Kunstperiode, deren Daseyn, wie die Nachrichten von ihren Werken, in Dunkel gehüllt sind, und über welche nur zu oft Irrungen in den Kunstschriften vorkommen, gehört auch M. Fogolino.

Dieser Künstler ist im Allgemeinen als Maler nicht sehr bekannt, noch weniger dadurch, daß er durch einige Kupferstiche (wo sein Name völlig ausgeschrieben sich befindet) in der Kunstgeschichte sich auszeichnete.

Es scheint, daß v. Heinecke, Idée générale d'une collection d'estampes etc. ihn zuerst als Kupferstecher aufführt; nach diesem nennt Zani, Materiali per servire alla storia dell' incisione in rame etc. p. 66. unsern Künstler theils nach Heinecke's Worten, theils nach dem, was er durch Beschauung seiner Blätter in Dresden darüber in Erfahrung gebracht hatte.

Als Maler der alten venetianisch-paduanischen Schule erscheint Fogolino in mehreren Werken; jedoch nur zu oft mit verändertem Namen. Hauptsächlich als Giov. Batt. und auch als Marcello Figolino. Boschini in dem kleinen, jedoch interessanten Werkchen: Giojelli pittoreschi virtuoso ornamento della città di Vicenza etc. Venetia 1676. p. 87. spricht von einer Anbetung der Könige, die sich in der S. Bartholomäus-Kirche zu Vicenza, von Fogolino ge-

malt, befinde *) und welches Bild durch die reiche Zusammenstellung und Erfindung, und hinsichtlich der schönen Architektur und Landschaft als ein vorzügliches Kunstwerk bewundert werde.

Diesen Artikel haben Vendramini und Ridolfi in ihren Schriften fast eben so wiederholt und auch diesen Künstler unter demselben Namen, den Boschini ihm gibt, aufgeführt. **) Lanzi, Storia pittorica etc. nennt ihn auch Marcello aus Anlaß jenes bekannten Gemäldes und fügt ein großes Lob auf den Künstler bey, indem er sagt: „Uomo da far epoca nella storia dell' arte, se fosse antico, quanto si dice."

Uebrigens findet sich auch der Name Figolino in Füeßli's Künstler-Lexicon, jedoch blos als Auszug der schon angeführten Schriftsteller.

Das Wahre über den Namen unsers Künstlers Marcello Fogolino geht aus den drey seltenen Kupferstichen, welche von ihm in der königl. Kupferstich-Gallerie zu Dresden aufbewahrt sind, hervor; indem jedes dieser drey Blätter mit dem Namen Marcelo und auch Marcello Fogolino, deutlich unterzeichnet ist.

Das was Boschini über die schöne Architektur sagt, die sich auf jenem Gemälde in Vicenza befindet, bestätiget sich auch hier, indem zwey von diesen Blättern mit reicher Architektur im Hintergrunde geziert sind.

Der sehr gründliche und würdige Kupferstichkenner Zani, beurtheilt den Charakter der alten florentinischen, so wie der venetianisch-paduanischen Schule ***) sehr richtig und treffend, indem er sagt: „daß die Arbeit der leztern Schule zart und fein, die Figuren nicht grandios, jedoch in den äußern Formen reizend sind. Der Charakter der florentinischen Schule zeichne sich durch breite, weniger zarte und zuweilen harte Lagen aus, die Figuren seyen klein und die äußeren Formen weniger zart."

Durch diese Verschiedenheiten des Charakters geleitet, kann man annehmen, daß jede dieser beyden Hauptschulen aus zwey verschiedenen Quellen entsprossen sey, wie Palmer History of printing. London. 1733. und Strutt Biographical Lexicon etc. den Maler Andreas de Murano, welcher gegen 1400 lebte, untrr die ersten Kupferstecher Italiens und der venetianischen Schule angehörig, zählen. In die Reihenfolge der venetianisch-paduanischen Künstler gehört auch Francesco Squarzione oder Squarcione von Padua, bekannt durch seine Reise nach Griechenland und die große Zahl von 137 Schülern, unter welchen sich Andreas Mantegna auszeichnete.

Zani und Ottley beschreiben einen sehr seltenen Kupferstich, dem Squarcione zugeeignet mit dem Zeichen SE, wovon auch in Brulliots Dictionnaire des Monogrammes p. 331 Anzeige gemacht wird. Zani betrachtet dieses Blatt als in der Manier von Mantegna oder Brescia gearbeitet.

Nach diesen zwey Meistern, Andreas da Murano und Francesco Squarcione, nennt Zani unsern Marcello Fogolino, welcher folglich dem Andreas Mantegna vorgehet. Zani beschreibt diese drey Blätter in dem Werk: Materiali per servire alla storia dell' incisione etc. p. 69 ganz kurz und zu oberflächlich und war der irrigen Meynung, sie in der k. k. Hofbibliothek in Wien gesehen zu haben, worüber der verstorbene Ritter v. Bartsch eine Berichtigung im Peintre-Graveur Vol. XIII. p. 212 ertheilte, daß Zani diese Blätter in Dresden und nicht in Wien sah.

Einen kleinen Irrthum begeht Zani noch, indem er sagt: jedes dieser drey Blätter enthalte eine Statue; dieß würde nur von den zwey leztern Blättern zu behaupten seyn, indem das erste Blatt, welches gerade Zani einzeln beschreibt, kein plastisches Werk in Kupfer gestochen darstellt.

Die eigentliche Darstellung des ersten Blattes ist folgende: ein schönes nacktes Weib, nur mit sehr wenigem Gewand am Rücken und über den linken Fuß bedeckt, sizt zur Rechten des Vorgrundes, auf einem großen Stein. Auf ihrem rechten Arm ruhet ein Kind, das sich lieblich an ihre Brust schmieget und welches die Mutter zu küssen scheint. Ihr Kopf, den man weniger als im Profil siehet, ist mit einem Tuch auf orientalische Weise bedeckt. Der linke zum Theil mit Gewand bedeckte Fuß, ist nach dem Beschauer zu ausgestreckt, wodurch der untere Theil des rechten Fußes fast verborgen wird. Mit dem linken Arm unterstüzt sie die Hüfte des auf dem rechten Arm ruhenden Kindes. Neben dieser Figur mehr im Hintergrund rechts, ist ein großes Stück Architektur; nämlich ein Fußgestell eines Gebäudes, wahrscheinlich ein Triumphbogen, dem des Septimius Severus ähnlich; mit reichem Simswerk verziert, wo man oberhalb ein Stück cannelirte Säule sieht, bey welcher sich ein Basrelief mit kleinen kriegerischen Figuren befindet. Die zur Linken sehr schwach angedeutete Ferne zeigt hohe spitze Gebirge mit einigen in Ruinen liegenden Gebäuden. Der Erdboden des Mittel- und Vorgrundes ist auch mit Gräsern geschmückt. Ganz

*) Gegenwärtig im Palazzo della Ragione, dem Rathhause. Der Name steht darauf: Marcellus Fogolinus P. P. Die Art nähert sich am meisten der des Perugino. G.

**) Ridolfi nennt ihn: Giov. Battista.

***) Der Abbate Zani theilt die altitalienischen Kupferstecher in zwey Schulen, nämlich in die Florentinische und Venetianische, zu welcher leztern er die Paduanische, in so fern sie nicht allein gerechnet werden kann, zählet.

im Vorgrund zur Rechten ist ein Täfelchen mit dem Namen des Künstlers:

MARCELO FOGOLINO

befindlich.

Die Höhe des Blattes beträgt 6 Z. 2 L. und 3 Z. 6 L. die Breite. (Französisch Maaß.)

Das zweyte Blatt enthält die bekannte antike Reiterstatue des Marcus Aurelius, die sich gegenwärtig auf dem Capitol zu Rom befindet. Die Ansicht davon ist so genommen, daß das Pferd und der Reiter mehr von vornen und nach rechts zu sehen ist. Das Piedestal der Statue ist bis an den Plattenrand gerichtet. Hinter dem Piedestal sieht man ein Stück alte Mauer, welches zeigt, daß die Statue tiefer stand, als der Zeichner, der wahrscheinlich diese Statue an dem Ort ihrer Ausgrabung (wie erzählt wird in einem vertieften Zimmer) abbildete.

Hinter diesen Mauern sieht man in der Ferne einige Ruinen von einem Circus, einige andere Gebäude und rechts ein Stück eines Obelisk's.

Oben links ist der Name:

ROMA

und unten zur Rechten auf der Mauer etwas schwach angedeutet:

MARCELLO FOGOLINO.

Die Höhe des Blattes ist 7 Z. 4 L., die Breite 5 Z. 7 L.

Es verdient bemerkt zu werden, daß in diesem Kupferstich die rechte Hand des Kaisers mehr nach der Höhe ausgestreckt, auch der Kopf desselben mehr nach der Seite gewendet erscheint, als in allen übrigen bekannten Abbildungen dieser Statue.

Man würde hier etwas Problematisches finden, da keine Ergänzung an dieser Statue vorgegangen seyn soll. Uebrigens würde der Künstler Fogolino sich viel Freyheit erlaubt haben, von der Wahrheit des Originals abzugehen, da doch die übrigen Dinge an der Bildsäule mit den bekannten andern Abbildungen übereinstimmen. Zum Lobe unsers Künstlers ist noch hinzuzufügen, daß die Zeichnung des Pferdes dem antiken Styl sich mehr nähert, als in den Kupfern von Beatrice und andern.

Das vorgenannte Kupfer von M. Fogolino würde auf diese Art eine der frühesten Abbildungen seyn, welche nach dieser berühmten Reiterstatue, die unter der Regierung Papst Sixtus IV. im Jahr 1475 in Rom in der Gegend des Laterans, (folglich zur Lebenszeit des Kupferstechers) ausgegraben wurde, gefertiget worden sind.

(Der Beschluß folgt.)

Zinkographie.

Stuart und Revett Alterthümer zu Athen. Herausgegeben von H. W. Eberhard, Architekt. Darmstadt, Carl Wilh. Leske. Fol. Xte und XIte Lieferung, jede 12 Blätter enthaltend. Preis auf Velinpapier 3 fl., auf Druckpapier 2 fl. 15 kr.

Die ersten 9 Lieferungen dieses Werks sind im Kunstbl. Nr. 62. d. J. angezeigt worden. Wir freuen uns seines raschen Fortschreitens, welches zwey neue vor uns liegende Hefte beurkunden, die mit eben so viel Sorgfalt und in einigen Stücken noch befriedigender als die vorigen ausgeführt sind.

Die 10te Lieferung enthält Taf. 1 — 6. noch Details vom Tempel des Theseus. Hiezu fehlen nun noch die Sculpturen, welche später zu erwarten sind. Taf. 7 — 9. Tempel des Jupiter Olympius. Die malerische Ansicht ist hier beynahe nur im Umriß, mit sehr wenig Schattirung gegeben, aber deutlicher und genügender als vielleicht bey größerer Ausführung. Taf. 10 — 12. Triumphbogen des Hadrian, wobey jedoch die malerische Ansicht fehlt.

In der 11ten Lieferung gehören Taf. 1 — 6. noch zum Triumphbogen des Hadrian. Taf. 7. liefert die malerische Ansicht der noch übrigen zwey Säulen von der Wasserleitung des Hadrian. Der leichten Ausführung dieses Blatts fehlen nur einige Linien, zur deutlichern Angabe der Gründe und der Beschaffenheit des Bergs. Die Staffage einer Ziegenheerde ist weit besser als die von Stuart angebrachte; jedoch müssen wir mit dem Herausgeber darüber rechten, daß die Figuren, die an der Säule sitzen, um mehr als die Hälfte kleiner gehalten sind als im Original. Nach der Vermessung beträgt die ganze Höhe dieser Säulen 19' 1''95, folglich scheint die Proportion der von Stuart auf dem erhöhten Erdreich neben der Säule angebrachte Figur ziemlich richtig zu seyn, und einen Maaßstab für die Ruine zu geben, während leztere bey Hrn. E. gegen die sehr kleinen Figuren viel zu kolossal erscheint. Taf. 8 — 10. Grund- und Aufrisse des Monuments. Taf. 11 — 12. Monument des Philopappus. Die schattirte Ansicht der Ruine ist mit Wenigem sehr bestimmt und befriedigend gearbeitet. In dieser Art lassen sich wohl die meisten dieser architektonischen Gegenstände leicht und dennoch deutlich und kräftig nachbilden.

S.

Nr. 92.

Kunst = Blatt.

Donnerstag, den 17. November 1825.

Stempelschneidekunst.

Medaillen aus der Anstalt von Daniel Loos, Sohn in Berlin. *)

Eine bedeutende Anzahl derselben, welche vor uns liegt, gibt zu mancherley vielleicht nicht unnützen Betrachtungen Anlaß. Die Thätigkeit der Anstalt ist ausgebreitet, da mit dem Verdienst ihrer Leistungen auch die Theilnahme des Publikums zugenommen hat. Denkmünzen sind in neuester Zeit nicht blos in Berlin, auch anderwärts in Mode gekommen; diese kleinen, bedeutungsvollen und dauerhaften Kunstwerke sind kleine Monumente, leicht zu vervielfältigen, leicht aufzubewahren, daher den größeren Verhältnissen des Lebens, wie den Bedürfnissen des flüchtigen Augenblicks, angemessen. Die Anstalt sollte nun darauf sehen, dem Publikum, das von der Mode geführt, alles freundlich aufnimmt, nur Solches zu liefern, was ihm die Lust nicht wieder verderben könnte. Der gute Geschmack geht immer von den Künstlern und Kunstwerken aus, und niemals wird die Menge, die auf einen gewissen Grad der Bildung gelangt ist, das Schlechtere dem Bessern vorziehen, wenn sie lezteres haben kann.

Alles was das Handwerk angeht ist an der Ausführung dieser Denkmünzen von großer Vollkommenheit. Schöne Masse, der Größe angemessene Dicke, scharfes Gepräge, saubere und zierliche Schrift, feine und angenehm gefärbte Patina. Diese Vorzüge geben jeder derselben ein zierliches Ansehen.

Nicht so allgemein ist das Verdienst der künstlerischen Ausführung. Unter den Köpfen finden sich einige von schöner Arbeit, doch erreicht keiner das Verdienst der neulich angezeigten von Girometti in Rom verfertigten Denkmünze auf den Cardinal Consalvi, noch weniger das Weiche, Natürliche und dennoch so Plastische von Benvenuto Cellini's Münzen. Wir erwähnen hier zuerst der zahlreichen von Hrn. Loos besorgten Bildnißmedaillen, unter denen uns keine bessere zu Gesicht gekommen ist als die des Dr. Behrmann zu Hamburg, von Voigt. Wären Haare und Halskrause eben so wahr und zart gearbeitet als das Gesicht, so dürfte sich diese den besten zunächst stellen. Fast dieselben Vorzüge und ganz dieselben Mängel zeigt dieser Künstler in dem Bildniß des Bürgermeisters Tesdorf von Lübeck. Das Porträt der Kronprinzessin von Preußen von demselben ist ebenfalls gut, mit Ausnahme der etwas harten Haare. Weniger geleistet ist in dem Doppelbildniß des Kronprinzen und seiner Gemahlin, von König, wo besonders die Frisur des weiblichen Kopfes gezwungen ist. Das Bildniß des Dr. Günther von Pfeuffer ist in Zeichnung und Ausführung unter dem Gewöhnlichen geblieben.

*) Vergl. Kunstbl. 1821, Nr. 31. — 1824, Nr. 29. 30.

Unter den Figuren sind wenige so zu loben, wie die weibliche, das Großherzogthum Posen darstellende Figur, auf der großen zum Geburtstag Sr. Maj. des Königs geprägten Gnesener Medaille (von König). Hier ist reine Zeichnung, schöne Drapirung, schöner Styl, und man wird an den alten Ausspruch erinnert; daß es möglich sey auch in kleinem Raum etwas großartig zu bilden. Dagegen sind die Figuren der Hauptseite, der König, die vor ihm knieende Stadt Gnesen und eine ihn krönende Victoria, lang, steif und geschnitten, und und machen weder in Composition noch in Ausführung einen angenehmen Eindruck. So ist auch ein Ecce homo, halbe Figur, mit der Umschrift: „Siehe das ist Gottes Lamm" Hrn. Pfeuffer gut gerathen, die Rückseite jedoch, Christus am Kreuz, zwischen Maria, Magdalena und Johannes, gibt eine bekannte Composition höchst unvollkommen wieder. Eine griechische Madonna mit dem Kind, auf einer kleinen Henkelmedaille, ist anmuthig und zierlich gearbeitet; der arme gekreuzigte Heiland auf der Rückseite aber ist zu ungebührlicher Länge gedehnt, als sey er in dem großen Bette des Prokrustes gewesen. Mehrere Figuren die auf andern dieser Medaillen vorkommen, sind theils incorrect gezeichnet, theils steif und hart in der Ausführung.

Architektonische Gegenstände, Kränze und andere

Verzierungen sind in der Regel sehr gut, in starkem Relief und mit Geschmack gemacht. Als Beyspiel führen wir die Verdienstmedaille des Kunst- und Handwerksvereins für das Herzogthum Altenburg an (v. Pfenffer). Die Bauwerke auf der Vorderseite und der Eichenkrone auf dem Revers sind durchgängig schön behandelt; warum konnte die Spielerey mit der aufgehenden Sonne hinter der Pyramide nicht wegbleiben?

Ueberhaupt finden wir, was Geschmack der Anordnung und Styl der Ausführung betrifft, die Forderungen und Gränzen der Kunstart nicht genug beachtet. In dem, was die Plastik, das Relief in dieser kleinen Dimension, leisten kann, ist zu wenig, und in dem, was sie nicht leisten soll, zu viel gethan. An den besten Mustern alter Stempelschneidekunst finden wir stets den vorhandenen Raum aufs äußerste benutzt, um die Figuren so groß als möglich darzustellen; hier dagegen erscheinen sie oft klein und der Raum zu unnützen Beywerken verschwendet. So dünkt uns das Bildniß des Heilands in viereckiger Einfassung, welche gegen den Umkreis der Medaille große mit Emblemen ausgefüllte Abschnitte bildet, geschmacklos. Die Beywerke schweifen dann oft ins Malerische über oder sind kleinlich und des monumentalen Charakters einer Denkmünze nicht werth. Lichtstrahlen, Wolken und Wasser darzustellen soll sich die Plastik billig enthalten, da sich unkörperliche oder wenig consistente Dinge nicht mit so festen Mitteln abbilden lassen. War es denn so nothwendig, auf der Medaille, wo eine weibliche Figur am Grabe steht, noch im Hintergrunde das Meer anzubringen, das eher einem gepflasterten Wege gleicht, und die untergehende Sonne, deren Strahlen nur leicht verwischbare Glanzstriche sind? Auf der Rückseite derselben Denkmünze sieht man einen Altar mit Buch und Kreuz, das Ganze nicht eben von lobenswerther Form, aber vollends meskin gemacht durch ein Palmbäumchen und zwey Lilien, die wieder als Relief auf der Altarseite angebracht sind. Der englische Gruß, wo der Engel auf Wolken zur Maria herunterschwebt, mag vielleicht nach einem guten Gemälde seyn, aber so sieht er nicht besser aus als ein Augsburger Heiligenküpferchen.

Das Publikum, welches diese Denkmünzen bestellt und kauft, scheint zum großen Theil ein frommes zu seyn. Hr. Loos sollte nicht blos für die Andacht, sondern auch für den Geschmack desselben Sorge tragen. Wie viel schöne Bildwerke religiösen Inhalts finden sich von italienischen Meistern des 15ten Jahrhunderts; ein Blick in die flüchtigen Umrisse zu Cicognara's Geschichte der Sculptur kann davon überzeugen. Freylich ist es schwer, zugleich neu und vortrefflich zu seyn; aber es handelt sich darum durch vorzügliche Bildner Compositionen für die Stempel entwerfen zu lassen, und mehrere Stempelschneider gründlich für das Fach der Figuren auszubilden. Wir stellen die höchsten Forderungen ohne deßhalb zu verkennen, wie viel bereits geleistet worden, wie oft die Anforderungen der Besteller selbst fast unübersteigliche Schwierigkeiten verursachen mögen, und wie gerecht im Ganzen der Beyfall des Publikums ist, da es sich fast immer durch bezeichnende Wahl der Gegenstände und Umschriften und durch äußere Zierlichkeit der Ausführung befriedigt findet. *) S.

*) Aus einem uns mitgetheilten Briefe setzen wir hier die Bedingungen her, unter welchen Hr. Loos seine Medaillen verkauft: Große Medaillen, wie z. B. die Vermählung des Kronprinzen, kosten in Bronze-Abdrücken $1\frac{1}{2}$ Thlr., mit Silber plattirt $1\frac{3}{4}$ Thlr., mit Vermeil vergoldet 2 Thlr. Die große Medaille der Charis kostet mit Bronze 1 Thlr., mit Silber $1\frac{1}{2}$ Thlr., mit Vermeil $1\frac{1}{2}$. Leztere wird auch in einem schön verzierten Rähmchen verkauft, so daß sie eine zierliche Zimmerverzierung an Fensterwänden u. dergl. abgibt und zu Weihnachts-, Geburtstags- und Neujahrsgeschenken zu empfehlen ist. — Wollen Handeltreibende sich zur rechten Zeit für den Weihnachts- und Neujahrshandel kommen lassen, und wenden sich in postfreyen Briefen an Hrn. Loos, so sendet derselbe sein vollständiges Verzeichniß. Man schickt den Betrag für das, was man verlangt, mit Abzug von 12 pC. für Silber und Gold, und 16 pC. für Bronze und für Rähmchen, baar oder in sichern Anweisungen ein, empfängt das Verlangte, und kann dann, so oft man nur will, das was beschmuzt oder unverkäuflich wird, umtauschen, und zwar Gold gegen Gold, Silber gegen Silber, Bronze gegen Bronze, auf Rähmchen gegen Bronze und Rähmchen.

Marcello Fogolino,

Maler und Kupferstecher der alten venetianisch-paduanischen Schule.

(Beschluß.)

Das dritte Kupfer von Fogolino enthält eine weibliche Statue mit nach links herabgesenktem Haupt; ihr Körper ist mit einem sehr fest anliegenden Gewand (nach Art der ältesten griechischen Statuen), welches die rechte Schulter und Brust offen zeigt, bekleidet. Beyde Arme fehlen ihr, indem selbige bis an die Oberarme abgebrochen sind. Der Kopf ist mit einem ganz einfachen Haarputz geziert, indem die Haare über der Stirn getheilt auf beiden Seiten herabhängen. Im Hintergrund links ist ein auf zwey Stufen erhöhter Corridor eines zum Theil verfallenen Gebäudes.

Nach rechts in der Ferne sieht man einige Gebirge mit Gebäuden am Ufer eines Sees. Die Figur selbst steht in der Mitte des Blattes, fast ganz an der untern Linie des Plattenrandes, wo unten zur Linken nahe am rechten Fuß der Figur eine Tafel mit dem Namen:

sich befindet.

Die Höhe des Kupfers ist 3 Zoll ¼ Linie und die Breite 2 Zoll 9 Linien.

Ueber die Ausführung und die Manier, womit diese drey genannten Blätter gearbeitet und vollendet sind, läßt sich eine weitläufige Untersuchung anstellen. Einerseits zeigt die Zeichnung des Aeußern durchaus nicht die harten und streng geformten Umrisse, welche die alten Meister aller Schulen charakterisirt. Man findet vielmehr in diesen Blättern, hauptsächlich aber in dem ersten, ganz weich verschmolzene zarte Formen, wie sie nur in der etwas spätern venetianischen Schule zur Zeit des Tizian oder anderer seiner Zeitgenossen vorkommen, wodurch man sehr leicht in die Versuchung gerathen könnte, jene beschriebenen Blätter einem späteren Meister zuzueignen. Die Bearbeitung des Grabstichels kündiget ebenfalls nicht jene Härten oder so zu sagen Unbiegsamkeiten, an, die sich in Mantegna's, Robetta's oder andern damaligen Künstlerarbeiten finden, daher es sehr zu verwundern ist, daß mehrere Kunstliebhaber den Marcello Fogolino mit Robetta verwechseln.

Der Grabstichel in den Blättern von Marcello ist vielmehr leicht und frey, die Taillen oder Lagen sind irregulär und mit, wie man sich ausdrückt kurzer Arbeit und zum Theil mit Punkten, welche nach alter Goldschmiedeart durch den Hammer und das Eisen, (so wie die Blätter von Joh. Lutma) gefertiget sind, vollendet. Hauptsächlich sind die Fleischpartieen der beyden Figuren (in dem ersten Blatt) an den obern Theilen des Körpers ganz mit Punkten gearbeitet, die jedoch in weicherem Ton als die in dem von Julio Campagnola gearbeiteten Blatt: Johannes der Täufer, (Peintre-Graveur No. 3.) erscheinen.

Es sey erlaubt über die Behandlung der Arbeit in diesen Blättern nach genauen Untersuchungen noch hinzuzufügen: daß, da die Arbeit des Grabstichels weniger sichtbar ist, es scheint als wenn Vieles durch die Nadel und das Aetzen hervorgebracht wäre. Besonders überzeugende Beweise sind hier auch von der Anwendung der trockenen oder kalten Nadel (vermittelst welcher, wie bekannt, man auf das Kupfer ohne Firniß und ohne Aetzwasser einschneidet). In mehreren Theilen der Schattenpartien, besonders in dem Pferd und in der Mauer auf dem zweyten Blatte, bemerkt man deutlich den Grad oder Bart (wie es genannt wird), welcher durch das Einschneiden entstehet und an welchen, da er mit dem Schabeisen nicht abgeschnitten oder weggeschabt ist, sich beym Drucken eine Art Tusche (Sammet genannt) ansetzt, was so häufig in den ältern Abdrücken Rembrandtischer Blätter zu finden ist und von manchem Beschauer als Räthsel in der hervorgebrachten Wirkung betrachtet wird.

Marcello Fogolino würde auf diese Art als der Erste zu betrachten seyn, welcher eine Anwendung der Nadel und besonders der trocknen Nadel, deren Wirkung immer in grauen Tönen erscheint, gemacht hätte. Kenner und sehr geübte Forscher und Kupferstichliebhaber haben übrigens die genannten drey Blätter von Fogolino vergeblich in den größten Sammlungen gesucht, folglich wären sie als Unica zu betrachten.

Dresden. Frenzel.

Neapel.

(Beschluß.)

III. Litteratur.

Ein bekanntes Pompejanisches Basrelief mit der Vorstellung eines Phallus und der Inschrift: Hic habitat Felicitas ist von dem Direktor des königlichen Museums, Cav. Arditi in folgender kürzlich erschienenen gelehrten Schrift erläutert worden: „Il fascino e l'amuleto contro del fascino presso gli antichi. Illustrazione di un antico bassorilievo rinvenuto in un forno della città di Pompei. Napoli. stamp. Reale 1825. 46 S. 4." Der Verfasser berührt zuerst die zunächst liegende obscöne Bedeutung jenes Denkmals, nach welcher Felicitas der Name einer Frau seyn könnte, welche in dem durch die erwähnte Tafel bezeichneten Bäckerhause wohnte. Andrerseits erinnert der Vf., daß die Inschrift unbezweifelt über dem Hause eines Bäckers sich befand, und daß der Phallus im Alterthum ein häufiges Amulet war. Die Amulete der Alten, belehrt er, waren theils Bilder von Göttern und berühmten Männern, theils lächerliche Gegenstände, die durch gute Laune die Einflüsse neidischen Zaubers besänftigen sollten. Dahin rechnet der Vf. besonders den Deus Crepitus und den Phallus; er gibt gelehrte Nachweisungen, wie das leztere Symbol um den Hals gehängt, auf Ringen, an Triumphwagen und über Buden und Thüren gedient habe, durch den erhobenen Mittelfinger nachgeahmt worden sey, (come si fa per osservare, se la gallina tenga l'uovo nel ventre), der daher Imfamis und Impudicus heiße. Diese Bedeutung des Phallus wird für das Relief des Pompejanischen Bäckerhauses unbedenklich angenommen, über welchem dann Felicitas entweder den Ueberschuß des Korns oder die Göttin Felicitas bedeutet, von deren Abbildungen auf Münzen ein mehreres folgt.

Der Phallus als Entzauberungsmittel heißt bey Plautus Medicus Invidia, daher dann auch die Göttin Invidia den Betrachtungen des Vfs. anheimfällt. Räthsel-

haft ist ein durch Winckelmann bekanntes Relief von gebrannter Erde (mon. ined. Nr. 28.), auf welchem ein Fruchtkorb mit Phallus unter Früchten von einer knieenden Frau gehalten erscheint und abgewandt davon schwebend eine andre geflügelte sich zeigt. Die leztere hielt Winckelmann ohne Wahrscheinlichkeit für eine Pudicitia; der Vf. hält Millingens Erklärung für wahrscheinlicher, nach welcher Nemesis, eine jeglichem Ding und also den Feldfrüchten allzumal neidische Göttin, beym Anblick des Phallus ihren bösen Willen gegen die dargebrachten Früchte aufgibt. Allerdings ist bey dieser witzigen Erklärung die Beflüglung der schwebenden Frau gerechtfertigt, nicht aber der arge Neid selbst gegen gereifte Früchte und nicht die Nemesis in der Bedeutung eines Feldkobolds. Es folgen Andre gelehrte Bemerkungen über einen Helm mit Phallus laut Guattani, nach dem Vf. mit einem Fisch oder Horn, über Gladiatoren-Inschriften, deßgleichen über phallusförmige Trinkgefäße und Brode sammt Erläuterung der leztern Sitte aus den Gebräuchen des heutigen Neapels. Die nach Erörterung des Phallus als Entzauberungsmittel befremdende Entscheidung der Hauptfrage ist nach dem allem diese: der Bäcker von Pompeji, dessen Haus die streitige Tafel führte, habe theils anzeigen wollen, die Göttin Felicitas wohne ihm; zweytens er habe auch Brode von der auf dem Bildwerk angedeuteten Form. Es ist merkwürdig, daß neuerdings, im April dieses Jahres, ein zweytes Bäckerhaus mit Phallus über der Thür zum Vorschein gekommen ist.

Der längst erwartete architektonische Band der Herkulanischen Alterthümer, von dem berühmten Münzkenner Cav. Carelli abgefaßt, schreitet vorwärts. Cav. Avellino bereitet eine neue Ausgabe seiner kleinen numismatischen Schriften und namentlich der Abhandlung über den Bacchus Hebon. Jorio's nützliches Buch über die bedeutendsten Vasen des Museums ist seit einigen Monaten vollendet; eine schätzbare Arbeit über die Herkulanischen Rollen steht nächstens von demselben Gelehrten zu erwarten. Eine Lettera del Dre Teodoro Panoska all' Abb. Niccolo Maggiore. Palermo 1825. 15 S. 8. handelt über Merkure, Pseudomerkure und Bacchische Nymphen; Osservazioni del dio Fauno e de' suoi seguaci, di Odoardo Gerhard. Napoli 1825. 54 S. über den Faunus und die Faune, über Pane und Faune, Silene und Satyrn: beydes Gelegenheitschriften und nach Aufnahme der Verfasser in die Herkulanische Akademie abgefaßt.

Neapel, den 11. Oct. 1825.

G.

Prato.

Als Fortsetzung der neuen Ausgabe von Cicognara's Storia della Scultura erscheint zu Prato bey denselben Verlegern, den Gebrüdern Giachetti, eine italienische Uebersetzung von d'Agincourt's Histoire de l'Art etc. in Octav mit den Kupfern in Fol. unter dem Titel: Storia dell' arte dimostrata coi monumenti; dalla sua decadenza nel IV. secolo fino al XVI. di G. B. L. Seroux d'Agincourt. Prima traduzione italiana. Der Text begreift 6 Bände in 8. Die Kupfer 3 Bände in Fol. mit 325 Tafeln. Preis 300 Lire. Von einer Ausgabe in 6 Folio-Bänden werden nur 50 Exemplare abgezogen. Preis 600 Lire. — Vor einiger Zeit war auch von Florenz aus eine Uebersetzung desselben Werks in Quart angekündigt, in 6 Bänden Text und 6 Bänden Abbildungen, 600 Tafeln enthaltend. Diese sollten von dem Professor Bezzuoli und dem Architekten Ant. Carcopino gezeichnet, von Paolo Lasinio und Angiolo Cappiardi gestochen, und mit vielen Monumenten vermehrt werden. Das Ganze sollte in 100 Lieferungen, jede zu 8 Franken erscheinen. Wir wissen nicht ob diese Ausgabe, von welcher drey gut gestochene Probeblätter vertheilt wurden, zu Stand gekommen ist.

Mailand.

Raccolta di lettere sulla pittura, scultura et architettura, scritte da' più celebri personaggi dei secoli XV. XVI. e XVII., pubblicata da M. Gio. Bottari, e continuata fino ai nostri giorni da Stefano Ticozzi. Milano 1825. G. Silvestri. 18. 8ter und letzter Band von 475 S. (Pr. 3 Lire) der nicht abgesondert von den übrigen verkauft wird. Das ganze Werk kostet 32 ital. Lire.

Prag.

Am 17. Sept. fand bey Arbesan in Böhmen die feyerliche Einsegnung des Denkmals statt, welches dem 1822 an den Folgen einer im Jahr 1796 erhaltenen Wunde verstorbenen östreichischen Feldzeugmeister Grafen Colloredo-Mannsfeld gewidmet, und auf der Stelle errichtet worden ist, durch deren Behauptung der Verstorbene vor 12 Jahren den glücklichen Erfolg der Schlacht gegen Napoleon entschied.

Nr. 93.

Kunst-Blatt.

Montag, den 21. November 1825.

Ueber die drey großen Cartone zu den Frescogemälden des Herrn Directors Peter Cornelius in der königlichen Glyptothek zu München und über die Gemälde selbst. (Fortsetzung von Nr. 65—69. 1821.)

Von Canonikus B. Speth.

(Mit einem lithographirten Umriß.)

Wir hatten früher in den oben bezeichneten Nummern eine kurze Uebersicht von allen in der Glyptothek auszuführenden Frescogemälden gegeben, und zunächst über die Darstellung der homerischen Götterwelt, womit die Arbeit begonnen, ausführlichen Bericht erstattet; es wurde darin sämmtlicher zur Ausschmückung der Decke bereits gefertigten Cartone und ihrer Beziehung unter sich zu einem geschlossenen Ganzen umständlich erwähnt, auch das Gesagte zum Theil mit lithographischen Umrissen belegt und sodann über die zur Hälfte ausgeführten Frescogemälde unsere Ansicht mitgetheilt. — Damals versprachen wir zugleich, seiner Zeit über die Ausführung der zweyten Hälfte der erwähnten Cartone, so wie über die damals begonnenen zu den drey großen Bogenräumen (Lunetten) unterhalb der Decke dieses Saales dem kunstbefreundeten Publikum in diesen Blättern Nachricht zu geben.

Es ist nun an dem, daß wir Wort halten können; denn nicht nur alle Gemälde an der Decke, sondern auch die drey dem Raume und Inhalte nach weit größeren und bedeutenderen unterhalb sind nun völlig zu Stande gebracht und somit ist der Cyclus dieser mythologischen Darstellungen geschlossen.

Zuerst, was die noch übrige zweyte Hälfte der Deckengemälde betrifft, beschäftigten sich im Jahre 1822 die HH. Zimmermann und Schlotthauer; jener mit der Ausführung des mittlern Bildes: die Aurora, den Morgen bezeichnend, von den Horen umschwebt, *) und des darauf bezüglichen Seitenbildes zur Linken, Aurora mit dem schlafenden Tithonus und Memnon.

Das Gegenstück zur Rechten: Aurora mit Tithonus zu Jupiters Füßen, wurde dem Hrn. Schlotthauer auszuführen überlassen; deßgleichen auch gegenüber die Darstellung des Abends: Luna mit den Hesperiden nebst den beyden Seitenbildern: Diana im Bade und Diana und Endymion samt dem sich darauf beziehenden Friese.

Als Gemälde betrachtet, reihen sich diese Darstellungen an die früher vollendeten mit allem Rechte als ausgezeichnet an. Die beyden ebengenannten Künstler, die im Frescomalen am meisten in Uebung und Thätigkeit gesezt waren, mußten hieraus natürlich für die Technik einen wesentlichen Vortheil ziehen. Denn Uebung gibt Erfahrung und macht mit der Ueberwindung mancher Hindernisse bekannt, dieß erzeugt aber zulezt Fertigkeit und Sicherheit, und beyde fördern die Arbeit rascher und mit günstigerem Erfolge. — Früher schon in den Geist ihres Meisters eingegangen, den er in seinen Cartonen durch feste und bestimmte Umrisse gebunden hatte, allmählig vertrauter mit der Natur der Farben und ihrer Wirksamkeit nach dem Auftrocknen, konnten sie jezt mit mehr Zuversicht auf den malerischen Effect des Ganzen hinarbeiten und mit größerem Gelingen Kraft und Helldunkel berechnen. Dadurch aber mußten diese leztern Gemälde nothwendig an Klarheit, Lebendigkeit und Harmonie der Färbung, wie nicht minder an Rundung und Zartheit der Behandlung sichtbar gewinnen.

Gedenken wir nun noch der Blumen- und Früchte-Guirlanden und einiger Arabesken, die zum Theil auf vergoldetem Grunde mit anderweitigen Vergoldungen den bildlichen Darstellungen zur Einfassung und einigen kleineren Räumen zum Schmucke dienen und eben so passend angebracht als zierlich ausgeführt sind; so sind wir mit den sämmtlichen Deckengemälden in diesem Saale fertig und es sind darin nur noch diejenigen zu erwähnen, welche in den drey großen, wohl über 30 Fuß be-

*) Vergl. Kunstbl. Nr. 69. — (1821.)

hen und 16 Fuß breiten Bogenräumen (Lunetten) unterhalb der Decke angebracht sind.

Ihr Inhalt ist folgender:

1. Die Unterwelt — das Reich des Pluto.
2. Die Wasserwelt — das Reich des Neptun.
3. Die Oberwelt — der Olymp — das Reich des Jupiter.

1. Das Reich des Pluto.

Die Anordnung theilt sich in drey Gruppen. In der Mitte Pluto und Proserpina sitzend auf erhabener Stufe des Thrones. Finsterer Ernst umzieht Pluto's Stirne, seine Linke ruht auf Proserpina's Schulter, die mit gesenktem Haupte tiefsinnend vor sich hinabsieht. Vor dem Throne steht Orpheus, er greift mit der Rechten in seine Laute, um durch die Macht rührender Accorde den theuern Schatten seiner Gattin Eurydice vom mächtigen Beherrscher der Unterwelt zu erflehen, daß er sie der ewigen Nacht entziehen, mit ihr in die lichten Räume der freundlichen Oberwelt zurückkehren dürfe. Den verlegenen, schüchternen Blick wagt er kaum hinauf zu dem furchtbaren Gott zu erheben, von dessen unerbittlicher Strenge er die Gewährung seiner Bitte nur mit Angst zu hoffen scheint. So folgt er im Augenblick den Warnungen Amors, der ihm zur Seite steht, sich nach der Geliebten nicht eher umzusehen, bis er das Schattenreich mit ihr verlassen und das Licht der Oberwelt erblickt hat. — Die holde Eurydice steht seitwärts vom Throne, an dessen Pfeiler, und das Haupt an ihre Rechte gelehnt, still und wie zurückgezogen, doch den Blick mit unendlich zarter Wendung des Kopfes auf den Geliebten geheftet.

Zur Linken dieser Gruppe die schlafenden Eumeniden. Schlangenknäule sind um ihre Häupter gewunden und schwarze Gedanken entsteigen ihrer Seele. Nur eine, die nimmer ruhende Alekto sizt ihnen wachend voran, gestüzt auf eine umgekehrte Fackel, ihre grinsenden Blicke auf Orpheus gerichtet. An sie reihen sich des Danaus unglückliche Töchter, verdammt hier der Gatten frevlen Mord mit ewigem Wasserschöpfen zu büßen. Orpheus klagende Töne haben ihr Inneres zur Theilnahme an seinem Schicksale bewegt. Ihnen zur Seite sieht man Medusa's Schatten, die Schlangengewinde um das gräßliche Haupt mit beyden Händen erfassend. Zu unterst am Vorgrunde liegt schlafend des nächtlichen Styx finsterer Beherrscher. Auch Sisyphus erblickt man in der Ferne, sich ewig mühend, den Felsen nach der Anhöhe zu wälzen, um dort am Ziele, das lästige Werk aufs neue von unten zu beginnen.

Zur Rechten des Thrones bildet sich die dritte Gruppe. Es sind die Höllenrichter, Minos, Rhadamanthus und Aeakus, vor ihnen stehen mehrere Schatten, ihr Urtheil zu vernehmen; Charon hatte sie eben zur Unterwelt befördert und ist im Begriffe, seinen Kahn wieder jenseits zu lenken. Eine vortreffliche Gruppe, voll des sinnigsten Wechsels im Ausdruck. Die Richter sind frappante Physiognomien, wie aus dem Leben, kalt, streng und unerbittlich. Der Pilot, der dem Beschauer den Rücken kehrt und so dreist und unerschrocken den Richtern ins Angesicht schaut, ist ganz herrlich charakterisirt. er ist die Zuversicht selbst; was es auch sey, weßwegen er hier vor Gericht steht, er fürchtet nichts. Auch Cerberus fehlt hier nicht, der Höllenwächter, er liegt am Vorgrunde. Laut gähnend mit weit aufgesperrtem Rachen erhebt aus dem dreyköpfigen Ungethüm sich der mittlere Kopf, der andere liegt schlafend zur Erde, nur der dritte späht umher und läßt den dem Throne sich eben genahten Orpheus nicht aus dem Auge. Ein Knabe mit einem Brode nähert sich dem Thiere von rückwärts.

2. Das Reich des Neptun. *)

Neptun, der Wogenbeherrscher, in seiner Rechten den Dreyzack und in traulicher Umschlingung mit Amphitrite, der Gemahlin, auf einer Muschel sitzend, gleitet von zwey muthigen Meerpferden gezogen über die Fluthen dahin. Amor, dießmal ernst und besonnen, lenkt die Rosse und hält sie rasch an, um dem Götterpaar den Genuß von Arions melodischen Tönen länger zu bereiten.

Neptun's behagliche Züge bey unverkennbarem Ernst, und wie so sein gesenkter Blick gedankenlos in der Empfindung weilt, deuten auf gnädiges Wohlgefallen. Auch die zart gebildete Amphitrite huldiget Arions Zaubergesang; es ist als neige sich ihr Haupt dem Sänger zu, damit kein Ton ihr ungehört verklinge.

In der Ferne sizt Arion auf einem Delphin, der einst, von seinem Spiele entzückt, dankbar ihn dem Tode entriß und auf breitem Rücken aus den Fluthen empor ans Land trug. Der begeisterte Sänger achtet nicht, was um ihn vorgeht; ganz in sich gekehrt schwärmt sein Geist im Reich der Töne, die er in vollen Accorden der Laute entlockt, und was die Brust Dankbares verschließt,

*) Hierzu der beyliegende Umriß, der uns aber nur das Ganze der Anordnung und die Vertheilung der Gruppen versinnlichet. Was das Wesenhaftere, die Formen und den Ausdruck der Köpfe betrifft; so ist der Stecher der nach dem Originale treu gefertigten Zeichnung nicht überall ganz gewissenhaft gefolgt; auch hat er sich, ungeachtet mancher gelungenen Stellen, mit der Correctheit und Vollständigkeit der Umrisse des Nackten nicht überall glücklich abgefunden.



entströmt als Gesang den Lippen in melodischer Begleitung.

Bis in die Tiefe hinab erklangen seine Töne, denn freudig aufgetaucht aus den Fluthen, Nereiden und Tritone, drängen sie sich, jung und alt, entzückt an ihn, dankbar ihm Geschenke bietend, die Erzeugnisse ihres Reiches, Fische, Corallen und Perlen. Ein origineller, glücklicher Gedanke, aus fruchtbarer Phantasie entsprungen und ganz herrlich ausgeführt. Der Kleine auf den Schultern des alten Wassergottes ist lauteres Entzücken, mit Freuden reicht er seine Gabe hin; und in der Gruppe der Nereiden wechselt ein harmonischer Einklang der Empfindung, hier sinnende, dort mehr sinnliche Betrachtung des Sängers; hier gespannte Aufmerksamkeit auf seine Zaubertöne und dort herzliches, dringendes Anerbieten der Gabe. Nicht minder passend und sinnreich ist die Episode im Rücken des Arion angebracht, wo eben ein junger Triton einen wilden Stoß in seine Muschel thun will, aber warnend von einem ältern noch früh genug davon abgehalten wird.

Zur Rechten jenseits der in Arions Nähe versammelten Nereiden sitzt Thetis, Achilleus Mutter, eine edle Gestalt, mit der Rechten auf die Erde gestützt, die Linke über dem gehobenen Knie, in fließender Wendung des Körpers, nur den verständigen Blick sinnend nach der Seite des unvergleichlichen Sängers gewendet, voll Bedeutung und Charakter. Rückwärts noch eine Sirene, ihr Kopf ruht auf den gekreuzten Händen über einer Laute aus Korallen gebildet. So lauscht sie versteckt auf Arions Spiel und Gesang, doch sichtbar grämig, daß er ihr's zuvorthut, und dennoch ihrer Natur nach von Liebe zu ihm hingezogen. Ein schönes Gleichgewicht von Mischung widersprechender Gefühle.

(Der Beschluß folgt.)

Die Mosaik an der Westseite des Prager Doms.

An dem schönen und bewunderungswürdigen Prager Dom findet sich, auf der Mittagswand am Schiffe der Kirche dem vollendeten Thurme nahe, ein treffliches und in Deutschland so äußerst seltenes Mosaikbild, die ganze Wand einnehmend. Daß es aus der Erbauungszeit herrührt, ist keinem Zweifel unterworfen und so auch wohl als gewiß anzunehmen, daß einer der großen Künstler, welche Kaiser Karl der Vierte um sich versammelt hatte, der Verfertiger war. Sein Gegenstück findet dieses Bild in dem Märtyrer-Tod des heiligen Johannes, welcher, in Mosaik, nur etwas roher, über der Thür der Kirche zu Marienwerder befindlich ist. Das Prager Bild soll, nach einigen Nachrichten, lange Zeit durch einen Kalküberwurf, der in den lezten Jahrhunderten darüber kam, verdeckt gewesen und erst in neuerer Zeit wieder davon befreyt worden seyn.

Zwey solche Bilder, in so von einander entfernten Gegenden, deuten wohl darauf hin, daß diese Kunst, die ohne alle Frage aus dem Morgenlande über Italien nach Deutschland gekommen war, eine Zeit lang bey Prachtbauen Deutschlands und des von Deutschland abhängigen Nordens mit in Anwendung gekommen ist, und es fragt sich wohl, ob nicht bey manchen alten Münstern, unter einem späten darüber getragenen Kalküberzuge, noch solch altes Bildwerk verborgen liegt. Es scheint dieß auch darum wahrscheinlich, weil der Deutsche nicht blos die innere Verzierung seiner Rathhäuser und Wohnhäuser liebte, sondern wir in vielen alten Städten noch deutliche Beweise finden, daß die Häuser auch von außen mit Gemälden geschmückt wurden, welche nur, bey diesen wenigen prachtvollen Gebäuden, ein Ersatz und Stellvertreter der wichtigern und weit kostbareren Mosaiken zu seyn scheinen, um so mehr, da die arabeskenartigen Verzierungen der Blätter, Zweige, Ranken, Blüthen auf diesen Gemälden mit denen, welche auf Mosaiken, nach älteren Mustern, gewöhnlich waren, sehr übereinstimmen.

So auch auf unsern Prager Mosaiken, woran bunte Blätter und Ranken selbst noch die daneben befindlichen Strebepfeiler kunstreich verzieren.

Das Bild ist in drey Theile gesondert. Der Haupttheil, das mittlere Bild, zeigt Christus als Weltrichter. In einem eyrunden Regenbogen-Kranze sizt der Weltheiland und Richter, von Engeln umgeben. Unter ihm sind sechs Heilige durch Namensunterschrift bezeichnet: S. procopyus s' sigismundus. s' vitus. s' wecoslaus. sca lodomilla. s' albertus. Es sind die Schutzheiligen des Prager Landes. Darunter sind noch zwey Personen kniend, ein Bischof und eine Jungfrau.

Rechts vom Beschauer, links von dem sitzenden Christo, ist auf dem Nebenbilde, ein Engel des Zorns, welcher die Verdammten mit seinem Schwerte auf die Seite treibt. Oben darüber ist ein Fenster der Kirche, welches die Darstellung theilt, so daß rechts, von Christo entfernt, eine Anzahl betender Heiligen, links, Christo nahe, der heil. Johannes der Täufer am Throne Christi vorbittend, erscheint.

Links vom Beschauer, rechts dem zu Gericht sitzenden Christo, zeigt das zweyte Nebenbild die Auferstehung der Frommen, Engel, welche die Gräber eröffnen und die, aus dem Boden sich mühsam windenden Gestalten hülfreich heben und unterstützen. Darüber ist wieder ein Fenster und an diesem links, dem Heiland entfernt, eine Anzahl betender Heiligen, rechts, dem Throne Chri-

ki nahe und dem heil. Johannes gegenüber, die vorbittende Maria.

Die ganze Darstellung ist in alt hergebrachter Weise, und auf einer unzähligen Menge von Bildwerken und Gemälden zu finden. Ueber den Styl des Bildes läßt sich, bey bedeutender Verdüsterung der Bilder und der Entfernung, in welcher man von ihm ist, nichts Gewisses sagen; aber, allem Anscheine nach, hat er jene merkwürdige Eigenthümlichkeit, die wir auch in Karlstein bewundern, mitten inne zwischen Altdeutschem und Altitalienischem zu stehen, keinem bestimmt anzugehören und so ein merkwürdiges, eigenthümliches, seiner Zeit gleichsam entfremdetes Werk zu seyn.

Untersuchungen der zum Bilde angewendeten Steine konnten nicht angestellt werden, weil es zu entfernt; aber es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Glasstücke, woraus es besteht, vollkommen denen gleichen, welche bey allen Arbeiten der Art in Italien angewendet worden sind, die sich in Preußen an der großen Marienbildsäule und dem flachen Bilde des heil. Johannes finden und die eben so an der Kuppel der Kirche zu Aachen, so wie sogar an den Säulen erscheinen, die, unter dem Namen der Hierosolymitanischen bekannt, sich im Antiken-Kabinet zu Dresden befinden, bey dem die gleiche rothe Glasmasse mit den Goldplättchen, wie in Marienburg, überzogen ist. Das Material ist gewiß durchaus immer dasselbe, denn es kommt aus denselben Fabriken, oder wenigstens solchen, die völlig im alten Gange und in frühster Verfertigungsweise beharrten.

Die Fenster innerhalb dieses ganzen Mosaikbildes sind in ihren Blenden und im Bogen, bis zu der Spitze desselben hinauf, mit dem schönsten Blätter- und Weintrauben-Schmuck verziert, welcher leider indessen etwas verlezt ist und auf das dringendste anzumahnen scheint, daß dieß ganze Bild, durch ein kurzes Schirmdach gesichert werde, damit nicht die Zerstörung der Zeit und der Elemente zu rasch vorschreiten.

Bg.

Lithographik.

Die Werke Canova's. Sammlung von lithographirten Umrissen 2c. Stuttgart bey Fr. Schulz. 10te — 13te Lieferung. *)

Diese vier neuen Hefte der rasch fortschreitenden Sammlung sind alle von gleich guter lithographischer Ausführung. Ihr Inhalt ist folgender:

*) Vergl. Kunstbl. 1825. Nr. 52.

Heft 10. 1. 2. 3. Drey Tänzerinnen, gefertigt in den Jahren 1805 und 1809 für die Kaiserin Josephine, den Ritter Mangoni von Forli und den Fürsten Rasumowsky. 4. 5. Grabmäler des Grafen und der Gräfin Mellerio, Basreliefs in der bekannten Art.

Heft 11. 1. 2. Hebe, 1796, jezt im Haus Albrizzi zu Venedig, wo sie nächstens zur Versteigerung kommen wird, eines der anmuthigsten Werke Canova's, obgleich er sich auch hier erlaubt hat, ein dünnes fliegendes Gewand anzubringen, welches der Sculptur nie gelingen kann. 3. Denkmal Clemens XIV. in der Kirche Sti Apostoli zu Rom. Dieß Werk, das Canova 1777 in seinem 24sten Jahre vollendete, ist eines der ernstesten und würdigsten Denkmale seines Genies. Man sieht hier noch das treue Studium der Natur und der Antiken, und kein Haschen nach affectirter Grazie oder malerischem Effect. 4. Idealbüste der Laura. 5. Der rasende Herkules, Basrelief.

Heft 12. 1. Die vielbesprochene Statue des Perseus, 1800 vollendet, welche nach Canova's eigener Meynung mit dem vatikanischen Apollo wetteifern sollte, auch nach dessen Wegführung aus Rom auf seine Stelle kam, und noch jezt, nachdem er solche wieder eingenommen, wenigstens einen gleich ehrenvollen Platz im Belvedere behauptet. Jeder Unbefangene wird mit dem Urtheil übereinstimmen, welches Fernow über diese Statue gefällt hat; dennoch gehört sie immer zu Canova's schönsten Werken, und nur die Prätension, die der Künstler hatte, mit einer der gepriesensten Statuen des Alterthums wettzueifern, reizt selbst die Kritik des Bewunderers zur Aufsuchung ihrer Mängel. 2. Idealbüste der Eleonora d'Este. 3. Herkules der den Lichas ins Meer schleudert, kolossale Marmorgruppe, 1802 vollendet, im Pallast Torlonia zu Rom aufgestellt. Composition und Ausführung sind in diesem Werke gleich widerwärtig; statt die kräftigste aller Heroennaturen darzustellen, verfiel der Künstler in das Uebertriebene und Gemeine. 4. Sitzende Statue Washingtons, 1818 vollendet. 5. Mars und Venus, stehende Gruppe über Lebensgröße, 1816 für den jetzigen König von England vollendet; zwar etwas kalt in der Composition, doch in der Ausführung kräftiger und männlicher als viele andere Werke Canova's.

Heft 13. 1. Colossalstatue Napoleons, 1803 vollendet, jezt im Besitze des Herzogs v. Wellington. 2. Terpsichore, 1808. 3. 4. Die Frömmigkeit und die Sanftmuth, zwey Statuen im Jahr 1783 für das Grabmal Clemens XIV. modellirt, nachher aber durch andere ersezt. 5. Die Rückkehr des Telemach, Basrelief, 1790. Unter allen Figuren möchte Penelope am wenigsten gelungen seyn.

S.

Nr. 94.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 24. November 1825.

Ueber die drey großen Cartone zu den Frescogemälden des Herrn Directors Peter Cornelius in der königlichen Glyptothek zu München und über die Gemälde selbst. (Fortsetzung von Nr. 65—69. 1821.)

Von Canonikus B. Speth.

(Beschluß.)

3. Der Olymp — das Reich des Jupiter.

Es ist nicht ein stattliches Göttermahl, nicht der versammelte Götterrath, es ist die Apotheose des Herkules, was der Künstler sich zum Motive seiner Schilderung des Olymps gewählt hat.

Auf goldenem Throne, von Blumen und Früchten üppig umkränzt, sitzt Jupiter, an seiner Seite Juno. Herkules, in den Olymp eingetreten, nähert sich dem Throne. Jupiter, von dessen Antlitz Hoheit und Würde strahlt, in seiner Linken den Herrscherstab, reicht dem willkommenen Sohn die goldene Schaale. Nicht so der Rhea Tochter: die ewig zürnende Juno, die Alkmene's Sohn im Leben hart verfolgt, läßt auch im Olymp ihren Haß ihn fühlen. Mit beyden Armen auf die Lehne des Throns gestützt, sitzt sie nachlässig in abgewandter Stellung, nur den neidischen Blick auf Herkules gerichtet. Rückwärts des Thrones stehen die Grazien, holdblühende Gestalten, schwesterlich umschlungen und zu den Füßen des Donnerers füttert Ganymed den königlichen Aar, den gewaltigen Blitz in seinen Klauen.

Dem kommenden Herkules schwebt Hebe, die Braut, in jugendlicher Frische unendlich liebreizend entgegen, Hymens blumigen Kranz um das blondgelockte Haar gewunden, sie kredenzt ihm in goldenem Pocale süßen Nektar.

Dieser Gruppe seitwärts zur Linken steht Minerva, Diana und Neptun, schicklich geordnet, nicht ohne Theilnahme an Hebe's gastfreundlichem Dienst. An sie reihet sich zunächst Apollo, der den festlichen Tag mit edlem Gesange feyert, den er mit der Laute begleitet, unterstützt vom harmonischen Klang der Instrumente einiger Musen. Auch Pan mischt sich ein, er schielt nach Apollo's Laute hin, als wollte er zuvor den Griff seiner Accorde ihm ablauschen, um den begleitenden Ton auf seiner Pfeife nicht zu verfehlen. Ein passender, glücklicher Gedanke!

Freuden andrer Art überlassen sich die Götter jenseits. Vulkan, der Juno zunächst, leert in langen Zügen den vollen Becher. Venus, den Amor liebkosend, weilt mit Mars in freundlichem Gespräche. Ceres und Merkur, letzterer ist ganz vortrefflich. Die Freude, den der Gefahr entronnenen Freund am Ziele zu finden, sieht ihm aus den Augen, ihm zunickend hält er hoch auf den goldenen Becher. — Nach dem Vorgrunde her steht Ariadne von Bacchus umschlungen mit ihm in traulicher Unterredung, ihre Häupter sind mit Weinlaub bekränzt. Bacchus lehnt sich an einen Faun, der neckend dem alten vom Weine überfüllten, feisten Silen eine Traube unter die Nase hält, während ein andrer vor ihm mit einem Tiger spielt, der nach derselben Frucht gelüstend, den Rachen gierig darnach aufsperrt.

Ein herrlicher Contrast zwischen beyden Seiten! wie gesondert das Edle von dem Gemeinern, und wie gesteigert jenes in ruhigerer Haltung, je näher dem Throne, und wie angepaßt zugleich dem Individuellen eines jeden Charakters!

So weit die Erfindung dieser drey umfassenden Bilder. Was ihre Ausführung in Fresco betrifft, so ist bey weitem der größte Theil derselben von der Hand des Herrn Directors Cornelius gemalt worden.

Im Reiche der Unterwelt wurden außer dem Piloten die übrigen Schatten von Hrn. Prof. Zimmermann; die Figur der Euridice von Hrn. Schlotthauer und die entferntern Gestalten des Sisyphus, einiger Danaiden, ferner das Haupt der Medusa mit dem Styr von Hrn. Stürmer ausgeführt. — Im Reiche des Neptun hat Hr. Schlotthauer den Arion und Hr. Zimmermann die beyden Pferde, die Thetis und die Sirene mit den zwey andern Figuren rückwärts gemalt. — In der Darstellung des Olymps ist ebenfalls außer den drey

Grazien und dem Ganymed mit dem Adler von der Hand des Hrn. Schlotthauer, alles Uebrige von dem Meister selbst ausgeführt.

Was wir früher *) von den technischen Eigenthümlichkeiten des Hrn. Cornelius, d. h. von dessen Bestimmtheit in den Umrissen, von dem Individuellen seiner Formen und Physiognomien, von dem Style seiner Gewänder ꝛc. Lobenswürdiges gesagt haben, darauf berufen wir uns auch hier wieder, nur mit der freudigen Wiederholung unsrer schon gemachten Bemerkung, daß uns auch hier in Folge mehrfacher Erfahrung und Uebung gar Manches gediegener und, was die Färbung, besonders des Nackten weiblicher Körper anbelangt, zärter und blühender, überhaupt an Kraft und Helldunkel hervorgehobener und mit immer sparsamerer Anwendung der Retouchen in Tempera aufgefallen ist.

In den Besitz dieser errungenen Vortheile theilen sich der Meister und die trefflichen Gehülfen Zimmermann und Schlotthauer, die mit ihm gleiches Ziel verfolgend und, stets sein Vorbild im Auge, sich nunmehr selbst eine solche technische Meisterschaft errangen, daß, jedoch unbeschadet der eigenen Individualität, ihr Wirken neben dem des Meisters in diesen drey lezten Bildern, wie aus einer und derselben Hand hervorgegangen scheint. — So gelang von jeher das Große in der Kunst nur durch Eintracht und Liebe in und zu gemeinsamem Wirken, und so gelingt es auch jezt, und wir erfreuen uns nicht wenig, dieses seinem Inhalte und seiner Bedeutung nach so umfassende Werk mit so glänzendem Erfolge gekrönt zu sehen.

Jezt aber, wo auch diese Gemälde unterhalb der Decke fertig und mit jenen der lezteren in vergleichenden Zusammenhang gebracht sind, thut sich für die Reflexion eine neue Bedeutung derselben auf. Es entgeht nicht, wie dem Ganzen die unendlichen Formen alles Seyns und Bestehens, Zeit und Raum, zum Grunde liegen. Die Zeit selbst mit ihrem ewig kreisenden Wechsel und was in ihr ewig wechselnd sich gestaltet, ist deutlich in dem Cyclus der Bilder an der Decke geschildert. Was aber im Raume besteht, ist örtlich fixirt und umfaßt die drey Reiche der Ober-, Unter- und Wasserwelt, doch unter der alles beherrschenden Macht des Geistes und der Stärke, welches der Künstler in den drey Gemälden unterhalb der Decke durch die glücklich gewählten Hauptmotive des Orpheus, Arions und der Apotheose des Herkules sehr sinnreich und treffend bezeichnet hat.

Berücksichtigen wir endlich noch nebenbey die Stelle, die jedes dieser drey lezteren Bilder einnimmt, so können wir kaum die weitere Beziehung übersehen, in der es jedesmal wieder zu einem der Hauptbilder an der Decke steht.

Das Reich der Unterwelt findet hier seinen analogen Platz an der Wand unterhalb der Nacht mit dem Tod und Schlaf und den nächtlichen Träumen. Das Reich der Wasserwelt hat eben so das Bild des thauenden Morgens passend über sich, und über dem fröhlichen Olymp, dem Reiche der Oberwelt, zieht Helios *) das strahlende Bild des Tages vorüber.

Eben so bedeutungsvoll und in analoger Beziehung auf die Hauptgegenstände dieser drey Bilder werden noch die zu denselben gehörigen schmalen Bogenräume über denselben in Stucco verziert und über dem ersten, in Beziehung auf Pluto, der Raub der Proserpina, über dem zweyten, bezüglich auf das Meer, die Geburt der Venus, und über dem dritten, dem Reiche des Jupiter, dessen Kampf mit den Titanen angebracht werden. In den Raum über der vierten Lunette endlich, die ein Fenster einnimmt, wird Jo's Befreyung, gleichfalls in Stucco ausgeführt, ihre Stelle finden.

Es gehört in jeder Hinsicht eine geniale Tüchtigkeit dazu, so bedeutende Räume bedeutungsvoll auszufüllen. Zwar ist hiezu das Reich der Mythologie unerschöpflich. Aber der Reichthum des Stoffes allein macht es nicht aus. Vieles hängt hier von dem richtigen Verstand in der Wahl der Gegenstände sowohl als der Haupt- und Neben-Motive ab; das Meiste von der Ueberlegung und Besonnenheit in der Anordnung und Vertheilung des Stoffes zur geschlossenen Einheit nicht nur der einzelnen Gruppen, sondern ihrer Gesammtheit, in so fern sie, wie hier, ein ideelles Reich umfaßt, das in seinen Hauptmomenten in zeitlicher sowohl als räumlicher Beziehung richtig aufgefaßt und geordnet, sich zur Einheit abschließt; alles endlich hängt ab von einer tiefen, geistreichen Phantasie, die das Ganze erst belebt, damit es nicht als ein todtes Aggregat, sondern beseelt und lebendig, als Idee aus der Idee in die Leibhaftigkeit geboren, dabey aber auch wieder mit allen Individualitäten und Zufälligkeiten eines Naturwerkes erscheine.

Wenn wir schon einmal früher, **) während der Ausführung der ersten Hälfte dieses umfassenden Werkes

*) Kunstbl. 1821. Nr. 69. S. 274 und 275.

*) Nachträglich zu der früheren Ausführung dieses Bildes in Fresco bemerken wir noch, daß die vier Pferde vor dem Sonnenwagen von Hrn. v. Heideck und zwar mit einer Kraft und Lebendigkeit gemalt sind, die wahrhaft überraschend ist. — Von diesem Künstler werden wir nächstens eine ausführliche Biographie und Würdigung seiner Kunstleistungen in diesen Blättern folgen lassen.

**) Kunstbl. a. a. O.

die genialen Kräfte seines Erfinders besonders hervorzuheben uns veranlaßt fanden, so haben wir keineswegs vorschnell geurtheilt, da jezt das Ganze mit gleich strenger und beharrlicher Consequenz durchgeführt und zu Ende gebracht ist.

Eine nicht mindere Freude gewährt es uns, nunmehr auch bewahrheitet zu sehen, was wir damals noch vorhersagend ausgesprochen hatten, es werde nämlich der Zweig der Frescomalerey durch Cornelius aus Italien zuerst nach Bayern verpflanzt, daselbst aufs neue wieder zu einem kräftigen Stamme heranwachsen, der dann seine Aeste weithin verbreiten werde. — Und nun, da sie kaum in München Wurzel gefaßt, sehen wir sie schon am Rheine *) herrlich gedeihen. Was bereits in Coblenz vollendet, dann in Bonn zu malen schon begonnen, und für mehrere Schlösser nächst Düsseldorf und an andern Orten auszuführen vorbereitet ist, ist aus Cornelius Schule hervorgegangen; es sind seine Schüler, welchen, von dem Geiste ihres Lehrers beseelt und von ihrem Rathe unterstüzt, die Ausführung anvertraut ist.

Aber wem anders könnte hiervon der unvergänglichste Ruhm gebühren, als Ludwig, der noch als königlicher Prinz der Krone Bayerns durch Cornelius Ruf aus Italien das Daseyn und Wachsthum aller dieser Werke in Deutschland zuerst begründet hat. Möchte, was der Kronprinz so unsterblich begonnen, der König nun sofort vollenden! Möchte Ludwig, dessen Haupt jezt seit kurzem Bayerns Krone schmückt, die Kunst mit unvergänglicher Liebe fürder umfassen und beschützen, damit durch sie in ihren Werken einst der Nation große, herrliche Thaten zur Anschauung erblühen, und möchte der Erlauchte, der mit gleicher Liebe der Religion seiner Väter zugethan wie der Kunst, diese auch dadurch heiligen, daß wenn einst, bey immer sich erweiterndem Gebiete der königlichen Stadt, auf sein Gebot ein Gott geweihter Tempel emporsteigt, darin des Evangeliums göttliche Lehren und Thaten durch die Kunst verklärt von den Wänden herab zu den Gemüthern mahnend sprechen, damit dieß Heiligthum in seiner Art für Bayerns Hauptstadt einst werde, was jezt für Rom die herrliche Sixtina ist.

Die Arbeiten im zweyten Saale, dessen bildliche Darstellungen die Heroenwelt umfassen, haben bereits begonnen, über deren gesammten Inhalt wir seiner Zeit Bericht erstatten werden.

*) Auch in Franken wird die Frescomalerey einen gedeihlichen Boden finden. Hr. Graf Schönborn ist gesonnen, zufolge genommener Rücksprache mit Hrn. Cornelius, in einem Saale seines Schlosses zu Gaibach die Gründung der bayrischen Constitution durch Frescogemälde verewigen zu lassen.

Neuer Kupferstich.

Bildniß des Königs Carl X. von Frankreich; gemalt von F. Gérard, gestochen von F. Garnier.

Brustbild ohne Hände, in einem ovalen Rahmen, welcher auf einem einfachen viereckten Grunde ruht; 11 Zoll hoch, 9½ Z. breit.

Dieses Bildniß des regierenden Königs von Frankreich zeichnet sich vor allen, die bis jezt bekannt geworden, am meisten durch seine angenehme Aehnlichkeit aus. Es muß in der Hinsicht selbst dem herrlich ausgeführten Gemälde von Gérard vorgezogen werden, welches den Monarchen in ganzer Gestalt im königlichen Ornat darstellt, und welches während des Sommers im großen Saal des Pariser Museums zu sehen war.

Das vorliegende Bild zeigt den König in der einfachsten Uniform, mit dem Stern und dem großen Bande des heil. Geist-Ordens; der Hintergrund ist graue wolkige Luft.

Man wird daher sogleich an das schöne Bildniß des Königs von Preußen von Gérard erinnert, welches F. Forster meisterhaft gestochen hat. Auch kann der Kupferstich, obwohl er den von Forster in der Behandlung der Carnation nicht ganz erreicht, doch seiner trefflichen Ausführung und kräftigen farbenreichen Haltung wegen demselben zur Seite gesezt werden.

Und so darf man das Blatt von Garnier jedem empfehlen, der ein treues und angenehmes Bildniß des Königs von Frankreich in einem vorzüglichen Kupferstich zu besitzen wünscht.

Abdrücke von der gewöhnlichen Ausgabe kosten zu Paris 16 Franken, vor der Schrift 32 Fr., auf chinesischem Papier 60 Fr.

Die Hauptniederlage ist bey Chaillou Poterelle Straße St. Honoré Nr. 140.

In Deutschland kann man zu verhältnißmäßigen Preisen bey allen großen Kunsthändlern Abdrücke haben.

S. B.

Theatermalerey.

Dekorationen für die Schaubühne, nebst einem Vorwort über die Theatermalerey, von F. Beuther. Erste Lieferung, mit zwey colorirten und zwey schwarzen Kupfertafeln. Groß Quer-Fol. Braunschweig 1824, auf Kosten des Herausgebers.

Die Theatermalerey bietet dem Künstler die reichsten Mittel dar, durch Architektur und landschaftliche Kunst auf Sinn, Gemüth und Phantasie des Beschauers zu wirken. Der Theatermaler ist Architekt, Ornamentist, Interioren- und Vedutenmaler zugleich; ihn beschränkt bey seinen Bauwerken und Anlagen kein Bedürfniß, kein Ersparniß; das Reichste, Mannichfaltigste und Phantasievolleste erwirbt ihm stets das meiste Lob; er vermag seine Gegenstände im schönsten Lichte, in der frappantesten Wirkung zu zeigen, ja das Phantastische und Wundervolle gehört ganz eigentlich in sein Bereich, und er darf alle Mittel aufbieten, den Beschauer durch schöne Formen, schmeichelnde Farben und glänzende Lichtwirkungen zu bezaubern. Unsrer Zeit ist nicht vorzuwerfen, sie sey in dieser Kunst zurückgeblieben; im Gegentheil sie hat dieselbe zu einem Grad ausgebildet, daß der dramatischen Darstellung selbst dadurch Schaden geschieht, daß selbst die Dichter sich verführen lassen, auf den äußern Effect der Umgebungen mehr Rücksicht zu nehmen, als sich mit der innern Entwicklung ihrer Gegenstände verträgt. Unter den deutschen Theatern zeichnen sich vorzüglich das Münchner durch die von der Familie Quaglio gefertigten, und das Berliner durch die von Schinkel angegebenen Decorationen aus, welche leztere auch in einer Reihe von Heften erschienen sind. Hr. Beuther liefert nicht bereits ausgeführte Decorationen, sondern Entwürfe für auszuführende, und äußert sich im Vorwort mit philosophischem Sinn über die Nothwendigkeit der Verbindung der Theatermalerey mit der dramatischen Darstellung. Seine Behauptungen werden wohl nirgends gegründeten Widerspruch finden, zumal wo es die Vereinigung tönender, redender und bildender Kunst, in der Oper, gilt. Entwürfe, wie die seinigen, könnten dazu dienen, den guten Geschmack in der Wahl des für Zeit, Ort und Handlung Schicklichen zu befestigen, so daß man nicht mehr eine Curia mit einem Amphitheater und den Styl ägyptischer Baukunst mit dem der maurischen verwechsle. Besonders aber können sie den Theatermaler darauf hinweisen, seine Räume großartig zu benutzen, und durch scheinbare Vergrößerung und Ausdehnung der Massen und Entfernungen die Phantasie des Beschauers zu erheben.

In dieser Hinsicht finden wir besonders das braun in Aquatinta geäzte Blatt gelungen, einen Saal im byzantinischen Styl darstellend. Die richtige Beobachtung des Styls vereinigt sich hier mit großartigen Formen, weiten Räumen, hochstrebenden Gewölben; man sieht, wie die Kunst der Perspektive jede kleine Fläche zu erweitern und das Auge durch schöne Lichtwirkungen zu ergötzen vermag. — Das altdeutsche Zimmer auf dem andern braungeäzten Blatt befriedigt in Hinsicht der Beleuchtung weniger; auch möchten einige Verzierungen nicht ganz im guten Style der altdeutschen Baukunst seyn. — Von schöner Wirkung ist das colorirte Blatt: Sonterrain zur Zauberflöte Akt 2. Sc. 20 im ägyptischen Styl; vielleicht dürfte man die untern Säulen etwas massiver wünschen. — Auf dem zweyten colorirten Blatt ist ein römisches Forum dargestellt, gegen welches jedoch sowohl der Architekturmaler als der Archäolog einiges einzuwenden haben möchten. Jener würde wohl fragen, warum Hr. B. die Idee eines weiten großen Platzes gleichsam abgeschnitten habe durch Mauern und Treppen, die den Platz selbst verdecken, wobey noch die Massen so nah zusammentreten, daß man sich die weite Ausdehnung nur abstrahiren muß; dieser: ob die Architektur mit Bögen und Pilastern, die hier an der Halle im Hintergrund angebracht ist, von den Römern anders als bey den Amphitheatern gebraucht worden, und ob wohl jemals eine Reiterstatue als Akroterium eines Tempels gedient habe?

Die Ausführung sämmtlicher Blätter ist äußerst geschickt, sorgfältig und thut die angenehmste Wirkung. Das erste, dritte und vierte ist von D. Lanbini, das zweyte von Joh. Bapt. Höffel gestochen.

S.

Alterthümer in England.

Am Fuße des alten Thurmes Blenkinsop Castle ist ein Stein mit einer langen schönen Inschrift entdeckt worden, die zwar nicht leicht zu entziffern, aber offenbar ein Denkmal ist, welches der Centurio Aurelius Marcus seiner (sanctissimae) Frau, Aurefaia errichtete, die 30 Jahre sine ulla macula lebte. Ein andrer einfacher Centurienstein wurde zu gleicher Zeit entdeckt: von beyden nimmt man an, sie seyen von der Station Carvorran hingebracht worden.

Arbeiter an einem Gebäude zu Stisted in Essex haben, einen Fuß unter der Erde, eilf römische Urnen gefunden, welche Gebeine u. a. m. enthalten.

Nr. 95.

Kunst-Blatt.

Montag, den 28. November 1825.

Blicke auf Künstler und Kunstwerke der besten Zeit.

II.

Ueber den Geist und das Wirken der römischen Malerschule.

Es ist schwer, den Charakter der römischen Malerschule zu bezeichnen, gerade, weil es ihr an einer scharf hervortretenden Eigenthümlichkeit fehlt. Ja, strenge genommen hätte es eine solche Schule eigentlich gar nie gegeben, wenn wir nämlich unter Schule die, einer Provinz eigenthümliche, durch locale Elemente, das Naturell der Eingebornen, u. s. f. bestimmte Art und Weise, die Kunst zu treiben, verstehen. Denn gerade das Haupt dieser Schule, nämlich Rafael, ist selbst ein Auswärtiger gewesen, und von jenen Einflüssen frey geblieben. Das aber, was er geschaffen und begründet hat, ist ein Gemeingut geworden, und hat seine meisten Früchte nicht einmal in Rom selbst gebracht. Dieses wunderbare Gestirn hat sein Licht über den ganzen Kunsthimmel verbreitet, und weil das Vollkommene nur auf eine Weise möglich ist, so ist der Geist, in dem er gewirkt hat, nicht einer speziellen Schule eigenthümlich geblieben, sondern von den bedeutendsten Männern aller Schulen, in Anspruch genommen worden. Es haben aber noch besonders äußere Begebenheiten dazu beygetragen, diesen Geist außerhalb Rom zu verbreiten: der frühzeitige Tod Leo X. (✝ 1521) der Ruf Julio's nach Mantua; die Pest 1523; die Plünderung Roms 1527. Durch diese Begebenheiten geschah, daß, weil gerade Rafaels Hauptschüler seinen Sitz in der Lombardey aufschlug, und weil die Ansichten Adrians VI. was die Kunst betrifft, seinem großen Vorfahrer gerade entgegengesetzt waren, ein lebendiges und unmittelbares Fortwirken in Rom, im Sinne und Umfange der Rafaelischen Zeit, so recht in der Wurzel gelähmt wurde. Durch die Pest und die Plünderung der Hauptstadt aber, wurden noch vollends die Wenigen, welche von Rafaels unmittelbaren Schülern in Rom anwesend waren, zerstreut, und so trugen sie die Fackel des von ihrem Meister empfangenen Lichtes durch die Gewalt hinausgetrieben, in die südlichen und nördlichen Gegenden der Halbinsel. Wo sie sich immer niedergelassen, haben sie mächtig auf den Geschmack eingewirkt, und durch sie ist die unmittelbare und lebendige Verbreitung des Rafaelischen Geistes geschehen, verschieden von jener, welche auch späterhin noch immer dadurch statt gefunden hat, daß alle bedeutenden Männer des Faches eine Reise nach Rom zum Studium der Werke Rafaels, sich zur Hauptaufgabe ihrer Bildung machten.

Jenen Geist nun zu bezeichnen, welcher die unmittelbaren Schüler Rafaels unter sich, und mit ihrem großen Meister auf so lebendige und fruchtbringende Weise verbunden hat, soll hier versucht werden. Dieser Geist ist aber nicht so fast in charakteristisch hervorspringenden Eigenthümlichkeiten zu erkennen; sondern strahlet wie ein kräftiges, klares, ruhiges Licht aus den Werken dieser Männer hervor. Ihre Werke umfassen aber durchaus das ganze Gebiet der Malerey, und daher ist auch von dieser Seite schon Universalität eines der Merkmale dieses Geistes. Diese Schule ist aber nicht blos universell in Ansehung des Stoffes ihrer Darstellung, sondern auch in Ansehung der Auffassungsweise und Darstellungsart des Einzelnen selbst. Sie weiß ihren Darstellungen ein allgemeines Interesse, eine welthistorische Bedeutung zu verleihen; durch diese Eigenschaft, welche bey Rafael aus der sublimen Höhe des Standpunktes seiner Ansichten, zu welcher ihn unvergleichliche Geistesgaben, die Begeisterung seiner Zeit, und der Umgang klassisch gebildeter Freunde erhoben hatte, hervorging, ist veranlaßt worden, daß sich so viele seiner Schüler mit so besonderer Vorliebe den Darstellungen der Mythologie und der Geschichte des Alterthums zugewendet haben. Wenn nun hierdurch einerseits der christlich religiösen Malerey Eintrag geschehen ist, da ihr so ausgezeichnete Talente großentheils entzogen wurden, so ist andrerseits, umfassenden, ein großartiges harmonisches Ganze bildenden Werken das Daseyn gegeben worden, welche ohne diesen universellen Geist jener Künstler nicht zu Stande gekommen wären, und durch das klassische Ge-

präge ihrer Ausführung einen, den menschlichen Geist erhebenden, die Zeit und die hochsinnigen Fürsten, welche sie veranlaßten, verherrlichenden Anblick gewähren. Zu diesen Werken gehören vor allen der Pallast zu Mantua. Es ist schon anderswo versucht worden, diese erstaunliche Kunstschöpfung in ihrer Gesammtheit darzustellen. Hier genüge es, daran zu erinnern, daß dieses Werk recht eigentlich eine Fortsetzung der Kunstweise ist, in welcher Rafael den Vatikan verherrlicht hat. Nur ist nach dem Naturell Julio's der Inhalt profan, die Ausführung an das Bizarre gränzend. Aber der das Ganze durchdringende Geist ist rafaelisch. Es spricht sich in diesen Werken eine philosophische und dichterische Auffassung der Natur und des Lebens, und eine durch classischen Geschmack geleitete Darstellung derselben aus. Das hier Ausgesprochene möge zur Beziehung des Geistes der Schule dienlich seyn. Denn gerade dieser klassische Geschmack und der Rafaelische Kunststyl sind identisch. Es ist aber hier von dem Klassischen nicht die Rede in seinem direkten Gegensatze zum Romantischen. Denn wer wollte der römischen Malerschule romantische Elemente wohl absprechen? sondern wir meinen dabey, einen durch die ewigen und allgemeingültigen Gesetze des Besten und Vollkommensten geleiteten und gebildeten Geschmack, besonders in der Wahl der Darstellungsmittel. Denn der Inhalt eines Kunstwerks kann ja gar wohl ein rein romantischer seyn, wenn sich gleich der Künstler etwa gewisser, aus der Antike abstrahirten Formen zu seinem Werke bediente. Um so viel mehr wird aber ein Kunstwerk dann classisch seyn, wenn sein Urheber — wie es gerade bey Rafael der Fall war — aus der Urquelle zu schöpfen verstand, aus welcher jene Werke des Alterthums selbst hervorgegangen sind und gerade nun deßwegen den Canon des Schönen bilden, weil sie schöne Naturformen auf das Vollkommenste darstellen. Zu einem wahrhaft classischen Werke wird aber noch ferner vorausgesezt — und auch das treffen wir wieder bey der römischen Schule an — jener Grad von Meisterschaft im Technischen, welcher die Idee des Künstlers auf eine leichte sichere und bequeme Weise in die Malerey einführt, so daß das Bezeichnende und das Bezeichnete, Stoff und Gedanke, identisch werden. Wir setzen dieses natürlich auch bey andern Schulen voraus. Allein da wir schon oben der römischen das Merkmal der Universalität zuerkannt haben, so erheischen und finden wir auch bey ihr jene Universalität der technischen Fertigkeiten, ohne welche Werke, wie das genannte und die noch zu nennenden, gar nie hätten unternommen werden können. Ja, wenn man bedenkt, was Julio allein nur in Mantua alles geleistet hat, so müssen wir wahrlich über die Allseitigkeit seiner Bildung erstaunen. Aehnliches ist aber nun auch von andern Männern dieser Schule geleistet worden. Jene herrlichen Werke zu Fontainebleau, haben den Primalticio und Niccolo Abbate zu Urhebern. Der, ganz im Geiste der Werke Julio's in Mantua, vollendete Pallast Doria zu Genua, ist von Perin del Vaga angegeben und ausgeführt. Pellegrino hat seine Vaterstadt Modena mit Werken Rafaelischen Geistes geschmückt. Spanien hat die Verherrlichung seines Eskurials dem nach dieser Schule gebildeten Tibaldi zu verdanken. Penni und Maturin, nachdem sie Rom mit Facciaten geziert, fuhren in Neapel fort, ein gleiches zu thun, wohin auch Francesco Penni Raphaelischen Kunstgeist verpflanzte. Der Saal des Constantins und die Villa Madaona in Rom sind ganz im Geiste des großen Hauptes der Schule, von Julio, Rafael del Calle und Franc. Penni vollendet. Gaudenzio Ferrari verherrlichte Mailand mit Werken römischen Kunststyles; ein gleiches thaten Jacomone in der Romagna, Andrea da Salerno in Neapel, Bagnacavallo und Campanna in Bologna und Venedig; Coris in den Niederlanden; ja selbst auf unser Vaterland hat sich durch Candid und andre noch etwas von dem Geschmacke und Geiste der röm. Schule fortgeerbt, wie die Fresken zu München und in dem herzoglichen Pallast zu Landshut beweisen, von welchen wir bald eine nähere Mittheilung zu machen Gelegenheit zu bekommen hoffen.

Wir wollen nun versuchen, dem Geiste, welcher den hier in Masse bezeichneten Werken gemeinsam und eigenthümlich ist, noch weiter nachzuforschen, und auch die Individuen, welche so Bewunderungswürdiges zu schaffen Kraft und Geschick hatten, näher ins Auge zu fassen. Denn nur in der Gesammtheit dieser Werke und ihrer Schöpfer, stellt sich uns ein vollständiges Bild des Geistes und Wesens der römischen Schule dar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber einige Denkmäler von Pompeji.

Illustrazione di alcuni Monumenti di Pompei (44 S. 8.) ist eine kleine Schrift des gründlichen Antiquars Abb. Raimondo Guarini betitelt, welche bemerkenswerthe Vermuthungen über die Gebäude der Eumachia, den sogenannten Venustempel und eine im vorigen Jahr gefundene Statue enthält.

Der Verfasser beginnt mit der aus Becchi's Schrift (del Calcidico e della Cripta) bekannten Inschrift der Eumachia. Er sichert nach dem herrschenden Sprachgebrauch die der Augusta Pietas gewidmeten Gebäude, Chalcidicum, Crypte und Portiken, der Livia, und hält sonach dieselben sämmtlich für gleichzeitige Werke des Augustischen Zeitalters; die Priesterin Eumachia, Tochter des Lucius, bringt er hienach mit einem Lucius Eumachius Fuscus in Verbindung, den er in einem Pom-

pejanischen Inschriftbüchlein (In sacra Pompeiorum nonnulla. Nap. 1823. p. 30) als Duumvir im Jahr 32 nach Chr. nachgewiesen hatte.

Weiter verbreitet sich der Verf. über die viel und allzumal übelbesprochene Streitfrage, was ein Chalcidicum und wo das Chalcidicum der Eumachia zu finden sey. Er berichtet mit der gründlichen Kürze, die ihn vor vielen seiner Landsleute auszeichnet, wie ein Chalcidicum kein Causidicum, kein Chalcioecum, wie es kein Münzgebäude der Stadt Pompeji seyn könne, von der keine Münzen vorkommen, und wie von zwey Chalcidiken, die Vecchi angenommen, einer angehängten Vorhalle von Basiliken und andern großen Gebäuden und eines vereinzelten Gebäudes zum Verkehr der Krämer, kein einziges begründet sey. Zu bedauern ist es jedoch, daß jene Kürze dießmal ihn für die Rechtfertigung seiner eigenen Meynung begleitet, die er auf zwey bekannte Stellen des Arnobius gründet. Der fromme Kirchenvater eifert einmal über die Mahlzeiten, so die seligen Götter auf himmlischen Lagern und in goldenen Chalcidiken (in tricliniis caelestibus atque in Chalcidicis aureis) verführen, und wiederholt ein andresmal, wie nackte Götterbilder in jenen großen Chalcidiken und himmlischen Wohnungen (in Chalcidicis illis magnis atque in palatiis coeli) verehrt werden. Hienach sind Chalcidiken dem Verf. prächtige Speisesäle, und da er in den nächsten Umgebungen der Portiken der Eumachia keine Spuren eines solchen findet, so sucht er das erwähnte Chalcidikum in dem rechteckigen Mittelraum des sogenannten Venustempels, in dem man hinlängliche Tische und Zelte zu Göttermahlzeiten errichten konnte.

Ohne zu untersuchen, ob die Anlage des sogenannten Venustempels des Verfassers Vermuthung zu begünstigen vermöge, scheint uns seine Voraussetzung über den Begriff eines Chalcidikums wichtig genug, um mit einiger Aufmerksamkeit bey ihr zu verweilen. Aus Arnobius läßt sich von dieser Gebäudeart unsres Dafürhaltens nichts anders entscheiden, als ihr nicht geringer Umfang und ihre Bestimmung zu Triklinien. Den ersten sind wir darum gewiß nicht berechtigt übermäßig hoch anzuschlagen, weil Arnobius die Chalcidiken groß, oder weil er sie, die zu Triklinien der Götterbilder dienten, neben Himmelspallästen, das heißt neben irdischen Wohnsitzen der himmlischen Götter nennt; vielmehr würde wohl eine allzugroße Zahl von Göttern dazu gehören, um Räume wie den Mittelraum des Venustempels mit Triklinien zu füllen. Daß ferner die Bestimmung zu Triklinien der ausschließliche Zweck der Chalcidiken waren, hätte der Vf. nach genauer Erwägung bekannter Stellen des Vitruv und Ausonius schwerlich glauben können. In dem Homerischen εἰς ὑπερῷ' ἀνεβήσατο καγχαλόωσα übersezte Ausonius ὑπερῷα mit Chalcidicum und verstand ohne Zweifel einen Hausraum in der Höhe; ein Umstand, der es glaublich machen könnte, auch in den Gebäuden der Eumachia sey vielleicht mit den Chalcidiken ein höheres Stockwerk von Portiken gemeint. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß Ausonius einen gesonderten obern Raum verstand; denn wie wollten wir die Triklinien des Arnobius mit einer obern Reihe von Portiken vereinigen? Irren wir nicht, so entscheidet auf gleiche Weise Vitruvius, der, wo die Basilike länger zu wünschen ist, ein Chalcidikon anzufügen gebietet. Diese Urschrift kann unmöglich von gleichmäßiger Verlängerung der Säulengänge zu verstehen seyn, die keinen gesonderten Ausdruck veranlassen würde. Sie kann aber auch von einer angehängten Querhalle gelten, wie Vecchi gewollt, theils weil für solche der Ausdruck eines Portikus bereits vorhanden ist, theils weil der Begriff eines höheren Raums und die Bestimmung zu Triklinien nicht damit zu vereinigen ist. Eine dritte Erklärung bleibt übrig, die nämlich, daß Chalcidikon ein angehängtes Gemach bildete, etwa einen runden Raum, wie die Apsiden der christlichen Basiliken. Zu einem solchen vertieften Raum am Ende eines langen Gebäudes war eine schickliche Stelle für die Triklinien der Götterbilder; daß diese Räume zugleich erhöht seyn konnten, fehlt allein, um sie in Uebereinstimmung mit Ausonius zu bringen und ist, sobald jene Triklinien allgemein sichtbar seyn sollten, durchaus wahrscheinlich, wenn auch für den allgemeinen Begriff des Chalcidikums schwerlich nothwendig.

Indem wir uns zu dieser lezteren Meynung bekennen, verzweifeln wir nicht, auch das Chalcidikum der Eumachia in der Nähe ihrer übrigen Baue zu finden, ohne erst, wie es nach Hrn. Guarini's Vermuthung geschehen müßte, die ganze Breite des Forums zu durchschreiten. Dieses scheint uns um so nothwendiger, als die Inschrift der Eumachia die drey Baue, Chalcidikum, Crypte und Portiken, nicht ohne gemeinschaftliche Beziehung, etwa als in verschiedenen Orten Pompeji's von derselben Person unternommene Baue erwähnt, sondern sie verbunden der Augusta Pietas, das ist der Kaiserin Livia, widmet. Wird es aber für wahrscheinlich gelten können, daß dieselbe Eumachia zu verschiedenen Malen derselben Person zu Ehren große und von einander entfernte Gebäude gründete? Noch mehr, wenn Livia die Gottheit ist, der die güldene Lagerstätte, genannt Chalcidikum, errichtet wurde, wie vermögen wir uns die himmlischen Heerschaaren des Palatiums hinlänglich auszudehnen, um Räumen, wie dem im Venustempel* zu genügen? Die Gemächer des sogenannten Pantheums, in denen man Statuen der Livia und des

Drusus fand und in denen man noch jezt römische Vorstellungen sieht, lagen bey Hrn. Guerini's Vermuthung ungleich näher, für das Chalcidikum der Eumachia liegen sie aber doch wohl zu weit. Nachdem wir unsre Meynung über den Begriff des Chalcidikums angedeutet haben, brauchen wir jenes Pompejanische kaum noch zu suchen. Das lange viereckige Impluvium der Wollweber ist seitwärts von der geschlossenen Crypte und ringsum von Portiken umgeben. Im ganzen Gebäude ist nichts, was eines Namens ermangelt, als die ziemlich geräumige halbzirklige Nische am Ende der Fullonica. Indem sie ein angefügtes Gemach bildet, entspricht sie unserm Begriff von einem Chalcidikum, und indem sie der einzige Ort ist, in welchem eine Statue der Livia, die wir bey so reicher Weihung doch wohl voraussetzen müssen, sich befinden konnte, scheint es uns ganz in der Ordnung, daß Eumachia, von einem einzigen Gebäude sprechend und die Haupttheile derselben erwähnend, der Livia Chalcidikum, Crypten und Portiken zueignet.

(Der Beschluß folgt.)

Falschmünzerey antiker Münzen.

Es ist eine unterscheidende Eigenschaft des Menschen, und ein Unterpfand seiner höhern Natur, daß Gegenwart allein sein Daseyn nicht ausfüllt; in seinem Geiste sind nach dem beschränkten Maße seiner Kräfte immer Vergangenheit und Zukunft vereiniget; erstere lehrt ihn mit einiger Sicherheit in den dunklen Blättern der leztern lesen, und den gegenwärtigen Augenblick beurtheilen und würdigen; immer aber hatten Untersuchungen über den frühern Zustand der Menschen, die vor ihm denselben Boden bewohnten, dieselbe Scholle bearbeiteten, einen eigenen Reiz; sie sprechen das natürliche Mitgefühl so sehr an, wenn man auch gleich nicht ohne einige Wehmuth überall dasselbe Schicksal der schwachen Menschheit erblickt. Denkmäler längst entschwundener Völker und Generationen hatten auch von jeher immer ihren großen Werth, sie sind die einizigen Zeugen, durch die wir mit vergangenen Jahrhunderten verkehren, die einzigen Dollmetsche, die uns von der Lebensweise und dem daraus folgenden Glücke oder Unglücke jener fernen Geschlechter erzählen. Es war immer ein Zeichen ruhiger, glücklicher Zeiten, wenn der durch keine widrigen Ereignisse in der nächsten Umgebung gestörte Sinn sich mit Liebe zu dem Studium der Alten wenden konnte, um dort für die Stunden der Muße eine Geist und Herz erheiternde, bildende Beschäftigung zu suchen — da steigen die kleinen Ueberreste früherer Zeiten, welche die Erde bis dahin in ihrem schützenden Schooße barg, und der Zufall an's Tagelicht fördert, im Preise, und ein unschuldiger Wetteifer entspinnt sich schönere Folgenreihen in den verschiedenen Gattungen aufzustellen. Wir haben hier den Zustand unserer Tage und eine der glücklichen Folgen des europäischen Friedens berührt; wir erlauben uns nun zu einem weitern, besondern Umstande überzugehen.

Keine Klasse von Monumenten wurde von jeher häufiger und allgemeiner gesammelt, als Münzen und Medaillen. Die verhältnißmäßig große Anzahl derselben und daher größre Leichtigkeit der Anschaffung; der Vortheil, daß sie zugleich als Kunstwerke ergötzen und die Porträts der merkwürdigsten Menschen und Regenten, Inschriften und Daten liefern; deren allgemeine Verbreitung, nebst der geringen Schwierigkeit zu ihrer Unterbringung, machen dieses erklärlich. Nun finden sich unter der großen Masse höchst häufiger Münzen einige Stücke, die nur äußerst selten vorkommen: auf diese war bald die allgemeine Aufmerksamkeit gespannt, und gerade diese wünscht ein jeder einzelne Sammler ganz besonders zu besitzen. Was die Zeit oder andere Umstände verweigerten, dazu fanden sich immer gutherzige Leute, die solche Stücke nachmachten, und ihre falsche Waare den getäuschten Sammlern um theures Geld als ächtes Gut verkauften. Schande einem solchen Mißbrauche des Vertrauens! Gegen den Sammler verschwören sich bey solchen Gelegenheiten, nebst der Gewandtheit des Verfälschers, auch der Reiz eines so ersehnten Besitzes, man glaubt leichter an die Aechtheit eines Stückes, weil man sie wünscht. Mit solchen Lockspeisen nun sind in unsern Tagen für den Verdachtlosen alle Tische gedeckt, der Orient und der Occident steuern dazu bey, dort in Smyrna, da in Deutschland am Mainstrom, an beyden Orten besonders antike und in Gold, an leztern auch moderne in Silber in allen Größen und Gestalten. Wir fügen in der Note die Namen der vom erstern Platze ausgegangenen uns bisher bekannten Stücke bey. Die Zahl der von dem lezteren stammenden ist Legion.

Falsche griechische Münzen in Gold:

Athenae. . . .	Nach Mionnet	1000	Fr.
Euthydemus, König von Bactrien.	— —	1500	—
Seleucus I. Nicator. . .	— —	1500	—
Pylaemenes, König v. Paphlagonien.	— —	1500	—
Nicomedes II. K. v. Bithynien.	— —	1000	—
Chersonesus Taurica. . .	— —	600	—
Panticapaeum Tauricae. . .	— —	800	—
Delos insula. . . .	— —	500	—
Philippu Macedoniae. . .	— —	500	—

Falsche römische Münzen in Gold:

Albinus.	— —	600	—
Macrinus.	— —	200	—
Diadumenianus. . . .	— —	600	—
Postumus jun. . . .	— —	1000	—
Quietus.	— —	1000	—
Quintillus.	— —	700	—
Helena.	— —	1000	—
Romulus.	— —	550	—
Artavasdus.	— —	600	—
Manuel II. Palaeologus. . .	— —	250	—

Je größer der unbedachte Eifer der Liebhaber antiker Münzen, um so zahlreicher wird wahrscheinlich bald diese Liste seyn.

Nr. 96.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 1. December 1825.

Blicke auf Künstler und Kunstwerke der besten Zeit.

(Fortsetzung.)

Der Geist und Geschmack dieser Schule aber kann sowohl erkannt werden in dem, ihre Ideen durchdringenden Sinne und Wesen, als auch in dem ihren Kunstfertigkeiten eigenthümlichen Charakter. Was das Erste betrifft, so ist ein, auf umfassende, in ihrer Anlage und ihrem Zwecke großartige Werke gerichtetes Streben dieser Schule ganz besonders eigen. Die Männer dieses Vereins zeigen eine ganz eigene Begeisterung für die Verherrlichung des Lebens durch die Kunst. Sie vindiciren für diese ihre Kunst durchaus jene Sphäre, welche für ihre Wirksamkeit die würdigste — glänzendste — die umfassendste ist. Sie bemächtigen sich gewissermaßen des Aufwandes der Fürsten und Großen auf dem Punkte, wo er sich öffentlich geltend macht, um dem Luxus die würdigste Form zu geben, und sie verwandeln den Reichthum in Schätze, die von bleibendem, ja steigendem Werthe sind, von einem Werthe nämlich, der gerade immer um so größer wird, unter je Mehrere der Genuß des Kapitales vertheilt wird. Durch dieses Streben auf das Große und Umfassende, hohen Zwecken Zugewendete, mußte in diesen Künstlern eine allgemeine Anregung und Thätigkeit der sämmtlichen geistigen Kräfte, welche zu solchen Werken mitwirken sollen, hervorgebracht werden; und aus dieser allgemeinen Entwicklung und Anwendung der Kräfte ging wieder die Summe jener gesteigerten Bildung hervor, welche diese Schule auszeichnet. Denn indem sich der Geist einer großartigen, umfassenden Thätigkeit hingibt, erstarkt er in der Uebung auf wunderbare Weise, und erschwingt sich aus der reichen Mannichfaltigkeit der einzelnen Objekte auf einen höhern und immer höhern Standpunkt der Ansichten. Auf dieser Höhe des Standpunktes entsteht aber die eigentliche künstlerische Begeisterung. Glücklich! wenn diese Begeisterung auf Großes, Würdiges, Heiliges hingeleitet wird. Und gerade dieses Glückes genoß Rafael im höchsten Maaße. Julius und Leo eröffneten ihm im Vatikane so recht eigentlich das Heiligthum der Kunst. So ward der herrlichste Beruf, der einem Künstler je werden konnte, gerade dem Künstler zu Theile, der ihn auf das Herrlichste zu erfüllen verstand. Und um das Maaß des Glückes voll zu machen — jener Ruf an Rafael ging aus einer Zeit hervor, die für die höchsten geistigen Erzeugnisse nicht nur reif und vorbereitet war, sondern gleichsam einen Drang nach einer großen, glänzenden Entfaltung kund gab. Sie war durch herrliche Männer geziert, welche dem Rafael bey seinen Arbeiten zur Seite standen, seine Begeisterung theilten, in sein Wollen und Wirken auf das Lebendigste einstimmten. Und dieser günstigen Constellation der Verhältnisse ist nun jener Geist der Universalität vorzüglich zu verdanken, der sich in Rafaels Werken ausspricht, und in seiner Schule fortlebte. Denn es ging auf die Männer, die sich ihm anschloßen, der große Impuls über, den er selbst empfangen, und der seinem Genius die Fittige gelöst hatte, so daß er sich in seinem Aufschwunge zum welthistorischen Phänomen entfaltete. Diesem Impulse folgend, hat die römische Schule so vorzüglich philosophische und poetische Elemente in ihren Werken zu versinnlichen den Beruf gefühlt. Daher dieses tiefe Verständniß der höhern historischen Bedeutung in diesen Werken; diese dichterische Gestaltung ihrer Episoden; diese geist- und sinnvollen Wendungen im Vortrage. Auch die Kunst zu allegorisiren, eine schöne, trefflich verstandene Symbolik, ist dieser Schule eigen geworden.

Aber auch noch eine andere, der gesammten Kunst zum größten Vortheile gereichende Wendung hat sie durch jene günstige Constellation der Verhältnisse, welche Rafael von der Wiege bis zum Grabe begleitete, bekommen, nämlich das Streben auf ein Gesamt-Resultat aller Zweige der bildenden Kunst in großen öffentlichen Werken. Rafael war auf das Großsinnigste bereit, den an ihn ergangenen Ruf mit allen, die etwas Tüchtiges leisten wollten, zu theilen. In den Werken des Vatikanes kam ein Musterbild von dem, was die Künste in ihrem Vereine leisten sollen und können, zu Stande. Nach diesem

Muster sind die schon oben bezeichneten Werke seiner Schule ausgeführt worden. Sie sind alle nach ihrem innern Gehalte ausgezeichnet durch jene Einheit und Harmonie der verschiedenen, zu ihrer Hervorbringung verwendeten, künstlerischen Kräfte. Und was an diesen Werken noch besonders erfreulich und erhebend ist, sie vereinigen die, ihren Zwecken und ihrem Charakter gebührende sinnliche Pracht mit einer vollen Befriedigung höherer ästhetischer Anforderungen. Sie enthalten immer neben einem Schatz von Hauptwerken der historischen Malerey eine heitere, schmuckvolle, höchst reichliche Zugabe von Beywerken, in welchen sich die einfachen großen Ideen jener Hauptwerke, wie die Strahlen der Sonne in den Thautropfen, in der reizendsten Mannichfaltigkeit in tausend Farben brechen und abspiegeln. Zu diesen Beywerken gehört vorzüglich die Arabeske, in welcher die römische Schule classisch und musterhaft ist. Ja sie hat durch den Sinn und Geist, in welchem sie die Arabeske aus dem Alterthum in die neuere Kunst eingeführt hat, den ächt philosophischen Standpunkt ihrer Ansichten, und eine durch gediegene Nahrung entflammte und rege gehaltene Phantasie bewiesen. In diesen Beywerken athmet, so wie in den Hauptwerken selbst, jener Ton der damals auferweckten classischen Literatur; und dieser Ton ist wieder ein, die Werke dieser Schule bezeichnendes Element. Neben diesen allen aber ist es vorzüglich Eines, was diesen Werken ein unverkennbares Gepräge aufdrückt, und dieses Eine liegt in dem Ausdrucke jener Begeisterung, die Rom gibt. Dieser Ausdruck, den man sich in Worten deutlich zu machen umsonst bestreben würde, und der ganz vorzüglich den Werken Rafaels ihren welthistorischen Charakter verleiht, bildet recht eigentlich die geistige Atmosphäre, in welcher sich die Schöpfungen dieser Schule bewegen. Nur in dem Aufschwunge, den diese Begeisterung gibt, hat sie jenen wiederholt bezeichneten philosophischen Standpunkt gewinnen können, von welchem aus sie alle Lebensverhältnisse und sinnlichen Erscheinungen in Beziehung zu dem Ewigen zu setzen weiß, und gerade auf diesem Standpunkte werden wieder Philosophie und Poesie so identisch, daß das Kunstwerk als ein lebendiges Produkt beyder höchsten geistigen Potenzen hervortritt. Ueberdieß begleitet noch eine Zugabe die Werke dieses Vereines auf jeder Stufe ihrer Wirksamkeit — nämlich eine ganz eigenthümliche Grazie. Sie war Rafaels unzertrennliche Begleiterin, und ist in allen ihren Nüancen über seine Werke ergossen. Bey seinen Schülern ist sie meist eines ernsten, männlichen Geistes. Die Grazie entspringt aber aus jener sichern und leichten Thätigkeit meisterhaft gebildeter Fertigkeiten, wenn diese der Nachbildung der Natur und des Lebens in gemüthlicher Stimmung zugewendet werden. Auch in dem Geiste endlich, in welchem die römische Kunstschule von der Antike Gebrauch machte, ist ihr Wesen und ihre Tendenz nach ihrer Eigenthümlichkeit zu bezeichnen. Dieser Geist liegt aber geradezu darin, daß sie sich die höchsten Kunstresultate des Alterthums eigen gemacht hat. Jene sublimen, wie zu reinem Golde geläuterten Formen der Antike haben die Männer dieses Vereines zu studiren und anzuwenden nicht verschmäht; jedoch nur in so ferne sie selbst wieder eine geistvolle Nachbildung einer schönen Natur enthielten. Und auch den Sinn, in welchem die Alten componirten, allegorisirten und symbolisirten, wählten sie sich zum Vorbilde, in so ferne er sich als ein Ergebniß einer heitern oder ernsten, oder auch ironischen Auffassung des Lebens, und als eine philosophisch-poetische Behandlung seiner Verhältnisse darstellte.

Wir wollen nun auf den Charakter der Kunstfertigkeiten der römischen Schule übergehen, und das, was ihr eigenthümlich ist, auch in dieser Beziehung, hervorzuheben versuchen. Doch ist es hier nicht möglich, die sämmtlichen Schüler immer zugleich ins Auge zu fassen, da sie nach ihrem Bildungsgange, Vorgeschmack, und ihrer zufälligen äußern Stellung, unter sich selbst wieder verschieden sind. Einiges jedoch ist auch hierin wieder allen gemeinsam. Dahin gehört vor allem der Styl ihrer Zeichnung. Es hat sich hierin Etwas von der bezaubernden Gabe Rafaels fast auf alle seine Schüler und Schülersschüler fortgeerbt. Dieses Etwas liegt in einem gewissen Sinne für die Proportionen, in der Harmonie der Conturen, in ihrer Präcision, in ihrem Verhältnisse zum Ausdruck. Die Zeichnung dieser Schule hat auch dadurch ein classisches Gepräge, daß sie durch ein tiefes Verständniß des Besten in der Antike geläutert und verfeinert ist. Hiedurch ist natürlich nicht gesagt, daß diese Schule einen ihrer Hauptvorzüge ausschließlich der Antike zu verdanken habe. Vielmehr ist die Trefflichkeit und Meisterhaftigkeit ihrer Zeichnung, nach dem großen Beyspiele des Hauptes, durchaus auf eine verständige und geistvolle Uebung nach der Natur, von allen Männern dieses Vereines begründet worden. Gerade wegen dieser Meisterhaftigkeit in dem Hauptelemente der darstellenden Kunst, wird aber die römische Schule stets den Vorrang vor allen übrigen behaupten, denn die Zeichnung ist dem Maler, was dem Dichter die Sprache ist. Die Art zu componiren gehört eigentlich der höhern Wesenheit der Kunst an, doch läßt sie sich auch von einem untergeordneten Standpunkte als Fertigkeit betrachten. In dieser Beziehung zeichnet sich die römische Schule durch einen gewissen Takt in der Motivirung aus; und sie weiß ihren Compositionen das Ansehen des Reichthums und der Fülle zu verleihen, ohne in Luxus und Verschwendung auszuarten. Was den Ausdruck betrifft, so ist keine

Schule so universell als die genannte, sie hat sich durchaus eine erschöpfende Darstellung aller Affekte in allen ihren Nüancirungen eigen gemacht. Ihr heller Blick in die Natur, ihr ungemein scharfes Auge für die flüchtigsten Aeußerungen jeder Gemüthsbewegung, ihr sicherer Takt für das Wesenhafte und Bezeichnende, gibt ihren Werken eben das ungemein Anziehende, Ergreifende, Erheiternde, verleiht ihnen ein gewisses, immer frisch bleibendes Interesse. Auch durch den Geschmack in den Drappirungen zeichnen sich die Werke dieser Schule aus. Sie ist in diesem Theile, nach ihrer Regel: die Figuren vor ihrer Gewandung zuerst nach dem Nackten vollständig zu entwerfen, ungemein lebendig geblieben; ja sie hat erst recht eigentlich die Kunst zu drappiren, zu einer größeren Bedeutung erhoben, ihr einen höhern, historischen Charakter eingeprägt.

Was bis hieher von der Schule gesagt worden, findet so ziemlich auf alle ihre Glieder seine Anwendung. Denn sie sind sich in ihrer geistigen Tendenz, ja in allem Wesentlichen innig verwandt geblieben, und ihr Verein ging recht eigentlich aus einer vollkommenen Einheit der Grundansichten und Prinzipien hervor. Allein wenn sie gleich alle auf denselben Grund gebaut haben, von demselben Punkte ausgegangen sind, so hat sich doch das Individuum bey jedem Einzelnen wieder auf seine Weise geltend gemacht. Um also ein vollständiges Bild von dem, was dieser große Verein gewollt und gewirkt hat, aufzustellen, müssen wir seine vorzüglichsten Mitglieder, in ihren hervortretenden besondern geistigen Eigenschaften, so wie von ihren eigenthümlichen Kunstfertigkeiten zu charakterisiren versuchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber einige Denkmäler von Pompeji.

Illustrazione di alcuni Monumenti di Pompei (44 S. 8.) ist eine kleine Schrift des gründlichen Antiquars Abb. **Raimondo Guarini** betitelt, welche bemerkenswerthe Vermuthungen über die Gebäude der Eumachia, den sogenannten Venustempel und eine im vorigen Jahr gefundene Statue enthält.

(Beschluß.)

Die **geharnischte Bronze-Statue**, deren wir als neulichen Fundes im verflossenen Jahre (Kunstbl. 1824. Nr. 94.) erwähnten, hält Hr. Guarini für einen **Caligula**. Die Kriegskleidung und besonders die Stiefeln, die ihm den herrschenden Beynamen gaben, passen, wie Hr. G. bemerkt, schwerlich auf ein anderes Kaiserkind, als auf jenes, mit dem die Legionarien zu spielen pflegten. Der Verfasser fährt fort und bezieht die Darstellung des kleinen Caligula auf jenen nach Augusts Tod entstandenen und von Tacitus berichteten Aufruhr der germanischen Legionen zu Trier, den die Erscheinung des zweyjährigen Kindes besänftigte. Er geht weiter, indem er sich bemüht, Begründungen dieser Meynung im Einzelnen zu suchen, und das Bildwerk des Harnisches, der Sonnenwagen über der liegenden Figur der Erde mit Stier und Ziege begünstigt ihn. Im Gang der Beweisführung wird man es ihm zugestehen, daß dieses Bild auf das erweiterte römische Reich bezogen werden könne, obwohl, wenn gemeynt wird, das etwa vierjährige Kind sey etwa anderthalb Jahr nach dem gestillten Aufruhr vorgestellt worden, der Theilnahme der Pompejaner an auswärtigen Angelegenheiten nicht wenig zugemuthet wird: Einspruch endlich wird der Vf., wenn nicht früher, doch da finden, wo er die Kuh, das häufige Symbol der Erde, auf den Frühling und auf den Monat April bezieht.

Daß bey dieser ganzen künstlichen Erklärung die Aehnlichkeit der sonst bekannten Bildnisse des Caligula gar nicht berücksichtigt ist, ist durch das vom Verfasser angeführte Kindesalter der abgebildeten Person begreiflich. Bey einem drey- oder vierjährigen Kinde sind die Aehnlichkeiten des späteren Alters selten gültig, und man wird nur hinzufügen dürfen, daß der im Gesicht der Statue erkannte Zug von angeborner krankhafter Bösartigkeit in einem so jugendlichen Kopf mit gleicher Ungewißheit gesucht wird. Aber ist man auch berechtigt, die geharnischte Figur für so jung zu halten? Wir gestehen ganz andrer Meynung zu seyn und in der fraglichen Statue einen Jüngling oder wenigstens einen ungleich älteren Knaben zu finden! Mit dieser Voraussetzung sind wir befugt, ernstlich nach der Aehnlichkeit zu fragen, und suchen vergeblich die feinen, wenn auch etwas finsteren, Züge des länglich geformten Gesichtes, das wir als Bildniß des Caligula kennen. Ohne auf die höchst willkürliche frühere Benennung irgend etwas zu geben, die aus der mit Rosen verzierten Stirnbinde einen der Ptolemäer erkannte, scheint es uns doch keineswegs ausgemacht, daß die mehr römische als griechische Kriegskleidung die Annahme einer römischen Person erfordre. Im Uebrigen ist der Kunstwerth dieser Statue nicht gar groß, ihre Bekleidung aber in mehrfacher Beziehung bemerkenswerth. Das erwähnte Stirnband ist neben der Bewaffnung auffallend, deßgleichen der über die linke Schulter herabhängende Kriegsmantel seltsam, dessen Oberfläche als Aegis, mit Schuppen und der Meduse, verziert ist.

Endlich sind auch die im Harnisch eingegrabenen Bildwerke aller Betrachtung werth. Helios in steigender Quadriga durch Strahlen und die Peitsche bezeichnet, unter der Chlamys dießmal mit einer verzierten Tunika. Die unter ihm liegende und doppelt bekleidete Erde scheint auf einen Fruchtkorb gestützt; sie hält Mohn und Aehren. Die Kuh zu ihrer Rechten ist, wie bemerkt, gewöhnlich, durchaus ungewöhnlich aber die Ziege auf der andern Seite, über der ein neuer Aehrenzweig sichtbar ist, wie über der Kuh ein Mohnstengel.

Den Rest der Schrift bilden polemische Excurse, die den Verfasser in dieser Zeit allzuweit zu führen pflegen. Eine andre wohlgeschriebene Streitschrift (Lithopolemos seu historiola abortus commentariorum in monumenta litterata Musei Borbonici Raym. Guerini. Panormi 1824. 25 S. auch im Giorn. lett. di Sicilia fasc. XXI.) zeigt ihn als einen rüstigen und geschickten literarischen Kämpfer: daß er jene Waffen zu führen veranlaßt ist, muß das allgemeine Bedauern erwecken, welches gestörten wichtigen Werken gebührt. Der Verfasser hatte es übernommen, die sämmtlichen Inschriften des königlichen Museums unter dem Namen der herkulanischen Akademie herauszugeben: diese wohl vorbereitete Unternehmung ist aber gehemmt worden, als bereits der Druck im Gange war.

Neapel, den 15. Sept. 1825.

G.

Die große Glocke auf dem Prager Dom Thurme.

Die größte Glocke des Prager Domes ist wegen ihres bedeutenden Umfangs nicht allein merkwürdig, indem sie fünf Klafter im Umkreis und sieben Schuhe im Durchmesser hat, sondern auch wegen des auf ihr genannten Verfertigers, der, wenn gleich ein Mähre von Geburt, doch wohl in die Geschichte der deutschen Gießkunst mit einzutragen ist. Die Glockeninschrift benennt ihn so: Thomas Jarosch brvnensis avxilio divino me fvdit. Auch das Jahr ist an ihr bezeichnet: Anno domini M. CCCCCXLIX. ad honorem dei omnipotentis et beatissimae virginis genitricis domini nostri iesv christi nec non et sanctorvm viti. venceslai. adalberti. sigismvndi. procopii. lvdmillae patronorum ecclesiae prageñ. Von allen diesen Heiligennamen wird ihr gewöhnlich nur der Name Sigismund beygelegt.

Unter der oben bemerkten Namens-Angabe, die auf der Morgenseite ist, findet sich als kleines Hochbild die Verkündigung der Maria und dabey jederseits ein Heiliger. Unter der ebenfalls vorher angegebenen längeren Inschrift sieht man Christus am Kreuz und einen König mit einer Königin betend, Kinder tragen ihre Insignien. Auch hier ist wieder jederseits ein Heiliger. Auf der Abendseite sieht man blos Maria mit dem Leichnam Christi und auch dabey steht jederseits ein Heiliger. Auf der Mittagseite sind zwey geflügelte Greifen das östreichische Wappen haltend und wieder auf jeder Seite ein Heiliger. Darüber steht:

Serenissimvs ac invictissimvs princeps dominvs dnvs Ferdinandvs romanorvm. hungariae. bohemiae. ꝛc. rex infans hispaniarv. archidvx austriae. ꝛc. hanc campanam fvndi jvssit ob remedivm et salvtem animae ac reverendissimae animae reginae conthoralis svae charissimae filiae wladislai olim regis hvngariae et bohemiae. sit deo optimo maximo honor lavs et gloria per omnia.

Die oben erwähnten, am Kreuz Christi knieenden Personen, ein König und eine Königin, sind wohl unstreitig Ferdinand mit seiner Gemahlin.

An vier großen Löwenköpfen hängt die Glocke, oben geht ein Kranz von Akanthus herum, und darunter findet sich in kleinen Hochbildern, achtmal wiederholt, der Kindermord in Bethlehem. Darauf folgen dann ringsum die vorher beschriebenen Bildwerke und unter diesen steht wieder eine Bande von Akanthus. Daran schließen sich, dem Rande näher, vier Bilder, zweymal Herkules mit der Hydra, und eben so oft Herkules mit dem Löwen kämpfend. Endlich stehen noch zwey kleine Embleme und Münzen dicht um den Rand.

Außer dieser großen sind noch drey kleinere Glocken vorhanden, die indessen weniger eine Beachtung zu verdienen scheinen. Bg.

Steinrelief zu den Nibelungen.

Laut Rommels Anmerkungen zur hessischen Geschichte Buch 4. Abschnitt 5. (Kassel 1823) S. 114 findet sich auf dem Spangenberger Schlosse ein Relief, welches nach dem Liede der Nibelungen den Tod Siegfrieds auf einer Eberjagd darzustellen scheint. Man hat es auf die Vergiftung Otto des Schützen mißgedeutet. Dieß Bild verdiente gewiß abgezeichnet und bekannt gemacht zu werden, da es einzig in seiner Art ist. Herr Rommel hätte doch ungefähr sagen sollen, aus welchem Jahrhundert die Arbeit seyn mag.

Nr. 97.

Kunst-Blatt.

Montag, den 5. December 1825.

Blicke auf Künstler und Kunstwerke der besten Zeit.

(Fortsetzung.)

Der bedeutendste von Rafaels Schülern an Geist, Kenntnissen und Charakter ist unstreitig Julio gewesen; allein so groß, vortrefflich und universell er auch ist, so zeigt sich doch gerade in ihm schon, daß die Natur gegen keinen Künstler jemals so verschwenderisch in ihrer Ausstattung gewesen, als gegen Rafael. Denn es fehlt ihm offenbar — und hierin liegt seine Eigenthümlichkeit — an Begeisterung für christliche Gegenstände. Diese Lücke in seinem Wesen abgerechnet, war er das höchst würdige Haupt der von Rafael zurückgelassenen Schüler, und durchaus tüchtig und berufen, den Ruhm der Schule fortzupflanzen. Auch hat er hiezu volle Gelegenheit bekommen, denn was Julius und Leo seinem Lehrer, das war ihm Friedrich Gonzaga; und was Rafael für Rom, das war Julio für Mantua. Nicht blos, weil er diese Stadt mit unzähligen vortrefflichen Werken verherrlichte, sondern weil er sich hier ganz in dem Sinne des ursprünglichen großen Stifters eine Schule begründet, die höchsten und würdevollsten Aufgaben der Kunst, in wahrhaft classischem und universellen Geiste zu bearbeiten fortgefahren. In den Werken von Mantua, besonders jenem weltberühmten Pallaste, hat der Hauptstamm der Schüler Rafaels am kräftigsten fortgeblüht. Es wurde hier ganz in dem Geiste der vatikanischen Werke fortgewirkt. Nur ist nach dem Naturelle Julio's die Kunst hier vorzugsweise den Mythen des Alterthumes zugewendet. Aber jenen Charakter der Universalität, Gründlichkeit und Gediegenheit, jene philosophisch-poetische Begeisterung, die von Rafael ausgegangen, hat Julio auch hier mit glänzendem Erfolge zu behaupten gewußt. Auch darin besonders hat er Energie und Genius bewiesen, daß er Architektur und Ornament ganz mit dem Geiste, der den Inhalt der historischen Malerey belebt, zu durchdringen wußte, und voll großen Sinnes für die Einheit und Gesammtheit aller künstlerischen Thätigkeiten und Fertigkeit, umfassende öffentliche Werke zu Stande brachte, in welchen die Kunst dem Publikum gegenüber die würdevollste und einflußreichste Stellung einnimmt. Gleich seinem Freunde und Lehrer war er glücklich in seinen Umgebungen. Fürs erste genoß er des unbeschränkten Zutrauens und einer wahren Freundschaft seines Fürsten, der nicht nur reich und mächtig, sondern geistvoll und höchst gebildet war. Und dann durfte er auf tüchtige Gehülfen zählen, die seine Begeisterung theilten, und sich ihm in freudiger Thätigkeit anschlossen. Die Hülfe dieser Männer war ihm um so fruchtbarer, als fast jeder derselben — bey eminenten Talenten, und einer durchaus classischen und gründlichen Bildung — sich einer gewissen Gattung von Kunstthätigkeit mit Vorliebe zuwendete. Hiedurch haben diese Gattungen selbst wieder ihre höchste Vollendung bekommen, und bewirken einen Einklang vollkommener Theile zu einem vollkommenen Ganzen. Die vorzüglichsten dieser um Julio in rühmlicher, rastloser Thätigkeit versammelten Männer waren folgende: Pierin, Francesco Penni, Primatticcio, Rinaldo Mantuano, Benedetto Pagni, Theodor Ghisi, Ippolito Andreasi, Camillo Mantuano, Bertoni, Battista Mantuano, Clovio, Fermo Guisoni.

Pierin, der mit Penni und Julio, zu den innigsten Freunden und Hausgenossen Rafaels gehörte, hat nach Julio die bedeutendste Stelle unter seinen Schülern behauptet. Er war auch einer der universellsten an Bildung. Groß, kühn und feurig in seinen historischen Entwürfen, war er zugleich ausgesucht und unermüdlich in Ausführung des kleinsten Zierwerks. Er hat mit Johann von Udine der Grotteske classische Vollendung gegeben. Er ist berühmt unter den Berühmten als Zeichner, doch spielte in seinen Formen ein florentinischer Charakter. Die heidnische Fabel hat er mit vielem Genius, in schönem dichterischem Geiste, in unzähligen Werken behandelt. Das, was Julio nach dem Vorbilde des Vatikanes in Mantua geleistet, hat Penni in dem Geiste der Mantuanischen Werke in Genua zu Stande gebracht, wo er in dem Pallaste Doria den Ruhm seiner

Schule verewigt hat. Bey seinen dortigen Arbeiten standen ihm Lucio Romano, Pordenone, Beccafumi, Siciolante, Marcello Mantuano zur Seite, und so pflanzte sich unter seiner Aegide, römischer Kunstgeist auch von hier aus, schon im dritten Gliede fort. Neben dem Pierin ist Luca Penni zu erwähnen, der sich an jenen angeschlossen, und mit ihm in Genua, Lucca und andern Orten für den Ruhm der Schule Treffliches geleistet hat. Nachdem er später neben Rosso in Frankreich sich hervorgethan, verschwindet er, ohne selbstständiges Wirken ins Große — in England.

Was Pierin für Genua geworden, das wurde Francesco Penni für Neapel. Dahin begab er sich von Mantua, und trug den Ruhm seiner Schule nach dem Süden. Als Zeichner und Colorist hatte er sich noch neben Rafael in dem Vatikane hervorgethan, und nach dem Tode seines Freundes und Lehrers, Manches von dessen Entwürfen, z. B. in der Villa des Papstes und dem Saale des Constantins, dankbar ins Werk gesezt. Auch dieser war bey eminenten Talenten und gründlicher Bildung von einem universellen Streben begeistert. Das Feld der Landschaften und des Ornamentes hat er mit viel Geschicklichkeit und Liebe bebaut; die heidnische Fabel mit vielem Geschmacke behandelt. Eine besondere Grazie zeichnet seine Werke aus. Daß es ihm bey Julio in Mantua nicht lange behagte, kam der Schule von Neapel zu Statten. Denn wenn er hier gleich frühe vom Tode überrascht worden, so hat er doch mächtig auf das dortige Kunststreben eingewirkt. Fürs erste durch seine in Neapel aufgestellte Copie der Transfiguration; und dann durch seinen Schüler Pistoja, der sich schon früher zu Rom, unter Rafaels Leitung, als ein tüchtiger Künstler hervorgethan.

Maturin und Polidor waren dem Franz Penni schon früher nach Neapel vorausgegangen. Da das Kunstbestreben des ersten dieser beyden, ganz in jenem des zweyten enthalten und aufgewogen ist, so genüge es den Geist und Charakter der Werke Polidors in ihrer Essenz zu bezeichnen.

Polidor war — nach Julio — gewiß der genialste Schüler Urbino's. Sein Genie ist aber um so fruchtbarer an reifen Früchten geworden, je gründlicher und rastloser dieser Künstler, bey allem Feuer seines Geistes, im Erlernen, Ueben und Aneignen war. Und darin ist ja eben die römische Schule so groß, daß sich in ihren Productionen eine feurige Begeisterung und der schönste dichterische Aufschwung, mit Tiefe, Umfang, Ernst und Meisterhaftigkeit im Empirischen und Technischen vereinbart.

Ganz ausgezeichnet groß ist Polidor im historischen Epos, und seine Darstellungen athmen durchaus den Geist jener erhabenen Geschichtschreiber, welche die Schicksale der Welt im herrlichen Bau der Rede überliefern. Seine Bilder aus der biblischen und heidnischen Geschichte sind voll Schwung, Glanz und Leben; die Begeisterung Homers und der Propheten leuchtet hindurch. Es ist um so wunderbarer, diese Gabe bey Polidor zu finden, da er als ein gemeiner Handwerker an die Kunst gegangen, und nur mit dem rastlosesten Fleiße die Kenntniß des Alterthumes errungen. Aber der Genius wirkte instinktmäßig in diesem Manne. Er hat sich ganz auf eine Seite des Vortrages hingeworfen, und ist daher um so vollkommener in seiner Weise. Er wählte nämlich den Vortrag der antiken Basreliefs, und Alles, was von dieser Gattung Gutes aufzufinden war, hat er in seine Studien hereingezogen. Indem er aber das Beste aus dem Alterthum mit hinwegnahm, und nun noch den ganzen Schatz von dem, was ein Geist wie seiner, unter einem Lehrer wie Rafael, in einer Zeit wie jene war, sich erwarb, hinzufügte, brachte er es mit seiner Kunst zur höchsten Vollendung. Auch darin ist er bewunderungswürdig, daß er bey der Fülle seiner Ideen, bey dem feurigen, erhabenen Aufschwunge seines Geistes, doch in der Ausführung bis zur kleinsten Nebensache herab, eine wahrhaft deutsche Beharrlichkeit, einen eisernen Fleiß behauptet hat. In der Ausstattung, Bekleidung, Ornamentirung, ist classischer Geschmack und eine unendliche Fülle heiterer und bedeutender Gedanken, immer im Gefolge seiner Werke.

Ein Schüler Julio's, der Manches mit Polidoro gemein hat, aber durch sein Naturell, durch seine frühere Bildung, und den Umfang der Arbeiten, die ihm später zu Theil wurden, eine eigenthümliche Richtung bekam, war Primatticcio. Dieser war früher Schüler des Innocenzo da Immola, und des Bagnacavallo gewesen; von Julio nach Mantua berufen, hat er aber erst hier die universelle Bildung und den großen Geschmack erworben, die ihn später zum ruhmvollen Haupte jener großen Unternehmungen in Frankreich machten. Er ist dem Polidor ähnlich im historischen Vortrage, und in einem gewissen seine Werke durchwaltenden antiken Geiste. Aber er ist größerer Dichter als Historiker. Er erschwingt sich mit seiner Phantasie am liebsten in den Olymp, und versinnlicht das Leben der Götter in den reizendsten Gruppen. Mit einer raschen und kühnen Fertigkeit hat er eine Fülle von Werken dieser Gattung zu Stande gebracht, und sich nicht selten zum Majestätischen aufgeschwungen. Daß er — als ihm einmal die Aufgabe gegeben war — sich auch den Geist Homers anzueignen wußte, hat er in seiner Odyssee zu Fontainebleau bewiesen, wo er das volle Pathos des Dichters, in den kräftigsten und lebendigsten Gestalten versinnlichte. Wir bewundern in ihm jene herrliche Fülle der in schönem Ebenmaaße gehaltenen Gaben, mit welchen er den ächt-römischen.

classischen Kunstcharakter, in die großen Werke für Franz den Ersten zu übertragen wußte.

Die übrigen der in Mantua unter Julio beschäftigten Schüler, haben sich in ihrer Wirksamkeit meist auf die dortige Stadt und Provinz beschränkt. Rinaldo Mantuano hat tüchtig noch mit Julio selbst gearbeitet; Theodor Ghisi aber nach dem Tode des Meisters manch Unvollendetes ganz in dessen Geist und Sinn durchgeführt, die beyden Bertoni's aber, wackere und treue Gehülfen Julio's, pflanzten den Geist der römischen Schule noch im dritten Gliede in dieser Gegend fort. Clovio endlich, sich auf Medaillen und Miniaturen beschränkend, gab auch diesem Theile der bildenden Kunst, classisches, rafaelisches Gepräge.

Nun ist noch von einigen Andern zu reden, die nicht um Julio versammelt geblieben, sondern theils in Rom selbst noch, theils in andern Gegenden in dem Kunstgeschmacke des unsterblichen Stifters der Schule mit Eifer und Erfolg gewirkt und geschaffen haben. Zu diesen gehörten Pellegrino da Modena, Giovanni da Udine, Bagnacavallo, Vincenzo Gomignano, Timoteo della Vite, Garofalo, Gaudenzio Ferrari, Jacomone da Faenza, Andrea da Salerno, Rafaello del Colle.

Giovanni da Udine war so recht ein Mann, wie sich ihn Rafael zu seinen ungeheuern Aufgaben wünschen konnte. In dem Stucco, der Arabeske, in dem Zierwerke aus allen Reichen der Natur ist er erfinderisch, genialisch, ungemein practisch, und dabey unermüdlich in der Ausführung gewesen. Was er nur mit und unter Rafael geleistet hat, gehört eigentlich nicht hieher. Aber auch nach dem Tode seines Meisters ist er eines der thätigsten und fruchtbarsten Glieder des römischen Kunstvereins geblieben. Er führte mit den Freunden die schönen Werke in der Sala Vecchia, dem Pallaste Aquila, der Villa des Cardinals aus; lieferte treffliche Arbeiten für den Medici in Florenz und den Grimani in Venedig; und arbeitete mit Pierin in Genua. Und so ist durch ihn der classische Geist jener Schule, in einem zwar untergeordneten, jedoch herrlich ins Ganze eingreifenden Theile der Kunst, in Italien ruhmvoll verbreitet worden.

(Der Beschluß folgt.)

Archäologische Literatur.

Real Museo Borbonico. Galleria de' Vasi, del Canonico Andrea de Jorio, membro onorario dell' Accademia delle belle arti. Napoli 1825. 136 S. 8.

Eine gründliche Kenntniß der griechischen Vasenbilder läßt sich nur in Neapel gewinnen, und es ist die reiche Sammlung des königlichen Museums, welche die Grundlage jenes schwierigen Studiums gewährt. Mancher auswärtige Kunstfreund und mancher Beschauer jener unerschöpflichen Schätze wird es sonach dem thätigen Verfasser zu danken haben, daß seine neueste Schrift einen Ueberblick und zwar den ersten der Sammlung gewährt, deren Aufseher er ist.

Das Geschäft der Vasenerläuterung ist nicht blos schwierig, wie es andre antike Bildwerke eben auch sind; in einigem Umfang betrieben, kann es dann und wann dem Ruf eines geschickten Erklärers bedenklich werden. Die ungeheure Masse antiker Vasen, deren Hunderte und Tausende Jahr aus Jahr ein ihren Stapelplatz in Neapel finden, haben neue Knoten geschürzt und andere nur für diejenigen gelöst, denen eine Beschauung zahlreicher Monumente vergönnt war; nicht wenige befremdende Erscheinungen sind halbverstanden ins Publikum gekommen und konnten wenig förderlich seyn, den Gehalt jener Werke, die Glaubhaftigkeit ihrer Beziehungen und die Virtuosität ihrer Erklärer zur allgemeingültigen Anerkennung zu bringen. Der Verfasser, dem bey langem und häufigem Verkehr mit vielfachen aufmerksamen Beschauern der ihm anvertrauten Sammlungen diese Stellung seines Gegenstandes nicht entgehen konnte, hat den schicklichen Ausweg getroffen, nur eine Anzahl der bedeutendsten Vasen des königlichen Museums und darunter diejenigen auszuzeichnen, zu deren Betrachtung jeder aufgefordert werden muß, und über deren unmittelbare Erklärung in den meisten Fällen kein Streit seyn kann. Er hat diese Betrachtungen mit einem schätzbaren durch zwey Kupfertafeln erläuterten Anhang versehen, der die häufigsten Vasenformen mit den im Kunsthandel üblichen Ausdrücken aufzählt; eine zur leichteren conventionellen Bezeichnung auch dem Ausländer wichtige Auskunft, die selbst bey hinlänglich bekannten ursprünglichen Namen der Vasenformen nie überflüssig wird, und im Verzeichniß der Vasen sofort in Anwendung gesezt ist. Auch auf wohlerhaltenen oder ergänzten Zustand der Vasen ist durchgängig Rücksicht genommen.

Indem wir somit dem Verfasser auch zu dieser neuen Arbeit, wie zu andern Schriften Glück wünschen, die wir seiner emsigen Benützung eines reichen Materials verdanken, glauben wir ihm einen Beweis aufmerksamer Lesung schuldig zu seyn. Die folgenden Bemerkungen werden zu solchem Zweck genügen. Stanza 2. Colonna 2. Millingen vases pl. 54. Des Verfassers Deutung, dieses schöne Nolanische Vasenbild stelle ein Opfer für den Amor vor, beruht auf der Annahme, daß die eine Frau das Idol eines Amors auf dem Arme trägt. Wir sind überzeugt, daß dieses vermeintliche Idol eines sitzenden Amors von feinstem Styl, das lebendige Bild des Flügel-

knaben enthalte, mit dem seine Mutter etwa spielt. Schwieriger ist die Erklärung des von einer andern Frau, etwa einer Grazie, gezügelten Vogels, der auf so schönem Bilde schwerlich ein Schwan seyn kann und als Ibis oder Storch sehr seltsam ist. — Einen ungeflügelten Boreas St. I. Col. 8. mit dem Verfasser anzunehmen würden wir einiges Bedenken tragen. — In der prächtigen vielleicht sicilischen Vase (St. I. Col. 9), welche die Rückführung des Hephästos in den Olymp vorstellt, erkennt der Verfasser nach der Sitte seines pantomimenreichen Landes in der erhobenen Hand des Hephästos eine drohende Geberde bald zu erfüllender Rache (Attendimi e poi vedrai cosa saprò farti); wir fürchten des Verfassers gewandte Auffassung ausdrucksvoller Geberde habe ihn hier zu weit geführt, wo wir in dem erhobenen Arm nur einen Ausdruck der bacchischen Freude sehen. — Ein bacchischer Zug von ausgezeichnetem Personenreichthum verdiente auf einer schönen aus Nuvo herrührenden Vase (St. I. Col. 11) einer ausgeführteren Andeutung. Der Zug lauft ringsum im untern Felde einer Amazonendarstellung. Unter Hercules, der den Gürtel empfängt, erscheint die Mittelgruppe eines Bacchus jugendlich mit Thyrsus und Kantharus und einer langbekleideten Bacchantin mit Pardelfell, die einen Krug und einen Thyrsus hält. Eine andre Mittelgruppe erscheint auf der Rückseite; es ist die eines Silens, der einen großen Krater hält; eine Frau mit Thyrsus steht ihm gegenüber. Die Netzhaube, (κεκρύφαλος) durch welche sie ausgezeichnet ist, dürfte sie als die Vorsteherin der Einweihungen bezeichnen, etwa, wenn man diese Würde von der Mitra trennen wollte, Mystis oder Telete, oder, wem die Trunkenheit der bacchischen Weihung nicht fremd ist, Methe mit Silenus dem Bacchus neben Nysa gegenüber. — St. 1. Arm. 1. Seltsam ist die bekleidete Frau eines kleinen Balsamario's, deren beyde Flügel auf der linken Schulter, zusammenstehen; der Verfasser denkt an eine Verwandlung in einen Vogel, was bey antiken Monumenten, die nicht der schlechtesten Zeit angehören, bedenklicher scheint als eine allerdings grobe Verzeichnung. — St. 1. Arm. 2. S. 21. Die Libation dieser schönen Nolanischen Vase ist entschieden bacchisch und der bärtige Mann vielleicht Bacchus selbst.— Eine Frau mit zwey Speeren (St. II. Col. 3) kann, obwohl ohne Aegis, eher Minerva seyn, als Daphne oder eine Lokalnymphe. — Das St. II. Col. 5. für ein Brautgeschenk erklärte Gefäß, weit, mit engem Hals, erinnert zu sehr an sonst übliche Aschenkrüge, als daß man, zumal bey der nachdenklichen Erscheinung der Frau, die es auf ihrem Schooße trägt, es nicht ungleich lieber einer Grabesscene zusprechen möchte. — St. II. Arm. 1. S. 32. Der vermeintliche Nereus dürfte ein gewöhnlicher Triton seyn. — S. 33. Der zottige Silen, der nach dem Verfasser der Sphinx einen Vogel zeigt, um über beyde thierische Naturen Auskunft zu haben, gilt Andern vielleicht für einen Repräsentanten der Mysterien. — Ausführlicher hätte man den Vf. (St. III. S. 41 2c.) über die höchstwichtige Vase von Armentum gewünscht, welche, wenn wir nicht irren, zugleich mit Demeter und Triptolemus das auserlesenste Personal der Mysterien und auf der Rückseite unter Eros, Pan und eingeweihten Frauen, eine seltsame Darstellung von Poseidon und Amymone gewährt. — In der Theilnahme eines bey einem Kampfe daneben stehenden Hahns (St. VI. Arm. 3), in einer tanzenden Bacchantin auf einer Darstellung des verurtheilten Marsyas (St. VI. Arm. 5) und in dem durch einen weißen Querstrich weiß erscheinenden Haus einer Frau, die weiß angegebene Früchte trägt (St. VII. Col. 1) glauben wir zu viel gesucht. — Die von ländlicher Armuth tropäenartig aufgethürmte Figur eines bärtigen Bacchus sehen wir auf der schönsten Vase der Sammlung (St. VIII. Col. 4) ungern mit einer Herme verwechselt. — Ein anderes Kleinod der Vicenzio'schen Sammlung ist St. VIII. Col. 8 unter der hergebrachten Benennung Cassandra vor Apoll aufgeführt. Der Vf. macht mit Recht auf das Ungenügende dieser Erklärung aufmerksam, da weder eine Lanze der Cassandra paßt, noch Merkur, die dritte Figur, in ihrem Mythus erscheint. Diesen lezteren hat man geschickt erklärt, wenn man an Marpissa dachte, die zwischen Apoll und Idas wählen soll; doch fehlt dann Idas eben so sehr, als die Lanze lästig ist. Der Verf. hat an eine orakelfragende Frau und an den Apollo prostaterios gedacht, der Großartigkeit jener Darstellung und selbst dem Speere in der Hand der Frau wenig genügend. Die Schwierigkeit jenes Geräths würde uns erklärt scheinen, wollten wir den Speer für ein Symbol der Argivischen Kriegsbeute nehmen, mit welcher Manto dem Apoll geweiht wurde; Merkur erscheint in den Berichten jener Mythe allerdings nicht, wäre aber in heroischen Erzählungen, und wo es der Bezeichnung einer Sendung gilt, schicklich hinzugefügt. — St. VIII. Col. 12. die vermeintliche Hacke in der Hand der Ceres, die man auch auf der Poniatowsky'schen Vase sieht, ist eine mit mehreren Stöckchen zu leichterem Anzünden versehene Fackel.

Es kann nicht fehlen, daß der fleißige Verfasser zu baldiger Erneuung seiner Arbeit veranlaßt werde. Es ist zu wünschen, daß er dann seine Bemerkungen über Vasenfabrikation, über die verschiedenen Style der Vasenzeichnung und, wo es möglich ist, über die Fundorte der Monumente ausdehne. Auch die Anzeige, ob und wie die angeführten Stücke bekannt gemacht sind, dürfte dann nicht fehlen.

Neapel, den 29. Oct. 1825.

G.

Nr. 98.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 8. December 1825.

Blicke auf Künstler und Kunstwerke der besten Zeit.

(Beschluß.)

Pellegrino da Modena, ein Gehülfe seines Meisters Rafael, und ihm so ähnlich in Ausdruck, Stellung und Bewegung der Figuren, pflanzte jenen hohen und gediegenen Geschmack seiner Schule in die Vaterstadt Modena über. Er erfüllte diese mit Werken Rafaelischen Geistes, und wurde für seine Provinz, was Julio für Mantua, Pierin für Genua, Primatticcio für Fontainebleau gewesen ist.

Timoteo della Vite, der auf selbstständige Weise, angeregt durch Rafaels Werke, die er in Bologna gesehen, sich frühe Ruhm erworben, ward von Rafael selbst nach Rom gerufen, erwarb sich dessen Liebe und bewährte sich als dessen Freund und trefflichen Schüler. Auch bey diesem umgehen wir das, was er für seinen Meister in Rom geleistet hat. Nach dessen Tod aber, als ihn die Sehnsucht in seine Provinz gezogen, hat er Rafaelischen Styl und Geschmack ausgebreitet in vielen trefflichen Arbeiten zu Urbino, zu Forli, zu Kastel-Durante und an andern Orten. Er führte mit dem Genga Einiges für König Franz I. aus, und jene Triumphbogen, die er zu den Hochzeitfesten Leonorens angegeben, erhöhten seinen schon ausgebreiteten Ruhm. Also auch durch diesen wieder ward das, was Rafael für die Verherrlichung der Kunst in Rom eingeleitet und begründet, über einen andern Theil des schönen Italiens verbreitet.

Gleichzeitig mit Timoteo ward auch Vincenzo da Gemignano von Rafael geliebt und unterrichtet. Da aber dieser nur, so lange der Meister lebte, sich an mehreren Facciaten durch treffliche Gemälde hervorgethan, und als er sich später nach Gemignano zurückgezogen, sein Ruhm gleichsam verschollen ist, so genüge ihn in diesem Sinne bezeichnet zu haben.

Von Rafaello del Colle, den sein Lehrer Urbino vorzüglich in der Farnesina verwendet, wird angegeben, daß er dem Julio nicht blos in den Werken der Sala di Constantino, sondern auch in jenen zu Mantua, auf das wackerste beygestanden. Vasari überhäuft ihn mit Lobeserhebungen. Wir nennen ihn hier unter jenen, die den Ruhm der Schule auf selbstständige Weise durch Italien verbreitet haben. Es finden sich Werke von ihm in Borgo, in Città di Castello, Urbino, Gubbio, Perugia, Pesaro. Sie sind ausgezeichnet durch Geist, Grazie, Großartigkeit, durch Farbe, Zeichnung und Vollendung. Aus seiner zu S. Sepolcro errichteten Schule gingen treffliche Leute hervor.

Durch Garofalo ward Rafaels Geist und der Sinn seines Strebens auf die Schule von Ferrara übertragen. Denn vieles von dem Angelernten vertauschte dieser, als er, durch den Ruhm Urbino's nach Rom hingezogen, freundlich von ihm empfangen und belehrt worden, mit der besseren, geschmackvollsten Weise der Römer. Und wenn er gleich zu frühe wieder von da, wo die wahre Sonne leuchtete, hinwegzugehen gezwungen worden, so war doch in Zeichnung, Ausdruck und Composition so viel Rafaelisches auf ihn übergegangen, daß er eine Leuchte des besseren Geschmackes für die Schule wurde, der er in zahlreichen trefflichen Werken mit Auszeichnung vorstand.

Gaudenzio Ferrari, von Rafael namentlich für das Leben der Psyche und in Torre Borgia beschäftigt, wirkte nach dem Tode des Lehrers im Mailändischen, wohin er in Styl, Zeichnung und Farbe, Vieles von dem Geiste und Geschmacke der classischen Schule verpflanzt hat. Seine Werke in Sarona und Mailand reihen ihn an die Seite eines Julio und Pierin; sie zeigen einen kühnen, kräftigen, auch dem Schwierigsten gewachsenen Geist. Lieblicher Ausdruck in manchen Köpfen, Mannichfaltigkeit der Gewandungen, Geschmack in den Beywerken, mildern das Ernste und Imposante seiner Compositionen. Er hat in bedeutenden Schülern fortgewirkt, und durch ihn hat sich also auch das nördlichste Italien eines Führers zum Besten, und der Läuterung

des Kunstgeschmackes zu erfreuen. Durch Siciolante, der sich in Rom ausgezeichnet, und zwey seltener genannte Schüler des großen Urbino, Jacomone da Faenza, und Pietro Bagnoja wurde römischer Kunstgeist in Faenza, Ravenna rc. eingeführt, damit auch die Romagna Theil habe an der großen Restauration des Geschmackes. In Bologna aber wurde dieser Aufschwung angeregt durch Bagnacavallo und Biagio Puppini, welche beyde noch unter Rafael im Vatikane gearbeitet hatten. Wie Imola hier so ganz im Sinne Urbino's stille fortgewirkt, ohne geradehin sein Schüler zu seyn, ist bekannt. Die Chronisten nennen unter jenen, die in Rafaels Vaterstadt als seine Schüler sich hervorgethan, auch noch einen Pietro della Vite und einen gewissen Crocchia da Urbino. Pistoja aber, den wir als Gehülfen des Fattore genannt, und Vincenzo Pagani wirkten in Umbrien und im Florentinischen für den Ruhm der Schule, zu der sie sich bekannten. Nimmt man hinzu, was Andrea da Salerno in Neapel, und Pier Campanna in Venedig gewirkt und begründet, so erfreut man sich an dem großen, durch das Geschick wunderbar begünstigten Schauspiele: wie die große Restauration des Kunstgeschmacks, die Rafael, der Liebling der Musen, in Rom begonnen, sich durch eine Schaar bedeutender Männer, in so kurzem Zeitraume über sämmtliche Provinzen des ganzen Italiens verbreitet. Aber auch das übrige Europa sollte von diesem Aufschwunge zum Bessern nicht ausgeschlossen seyn. Was Primatticcio in Frankreich, was Pellegrini in Spanien geleistet, ist schon angedeutet worden. Auf Dürer hat, wie bekannt, Rafael selbst unmittelbar eingewirkt; und nach den Niederlanden überpflanzte sein wackerer Schüler Coxis eine hellere Ansicht und jenen Geist, den man nicht besser als den classischen bezeichnet. Man bemerke, daß hier fast nur von Schülern und Schülers-Schülern Rafaels gesprochen worden. Andere, und um von diesen nur ein Paar der bedeutendsten zu nennen: Parmigiano, Campi, Morales rc. eigneten sich jenen classischen Geist, durch das Studium der Werke dieser Schule an, läuternd und vervollkommnend die ihnen eigenthümliche Weise, durch das Licht, die Kraft und den Segen, die die Männer dieser Schule auf der Laufbahn, die sie nach dem Beyspiele ihres erhabenen Meisters verfolgten, nach allen Richtungen verbreiteten. Die Betrachtung desjenigen, was diese Schule aus den folgenden Jahrhunderten geworden ist, liegt außer dem Bereiche dieser Blätter. Es soll auch einem andern Aufsatze vorbehalten bleiben, von der für die Verbreitung des classischen Kunststyles so wichtigen Kupferstecherschule zu reden, welche Rafael selbst, durch seinen Schüler Marc Anton begründet hat. Es genüge für jezt an diesem Versuche, ein Bild von dem Geiste und dem Wirken der römischen Malerschule zu skizziren. Die Materie ist so gehaltreich und wichtig, daß man sie mit Liebe und Sorgfalt wiederholt zu bearbeiten nicht müde werden kann. Je tiefer man eindringt, je reichere Quellen, und nur einem Vereine von Freunden des Schönen wird etwas Erschöpfendes zusammenzubilden gelingen.

Freyberg.

Das brittische Museum zu London. *)

Wer in den Hof des brittischen Museums tritt und das Auge auf die in diesem Hofe zerstreuten Trümmer von Statuen, Büsten und Säulen heftet, wird sich leicht in die Ruinen eines ägyptischen oder griechischen Tempels versezt glauben. Wir treten jedoch für dießmal sogleich in die innern Räume des brittischen Museums, das, als Sammlung für Kenner und Freunde der Künste betrachtet, ähnlichen, z. B. der im Louvre zu Paris, in der Brera zu Mailand, u. a. m. weit nachstehet, als Kunstschule aber noch von keinem Museum übertroffen wird, der Marmorn vom Parthenon und der ägyptischen Alterthümer wegen.

Niemand wird, in dieses Museum eintretend, an der Büste von Charles Towneley, von Nollekens in Marmor ausgeführt, ohne ein dankbares Gefühl vorübergehen. Der größte Theil der Terracotta's und Marmorn, welche das alte Museum (mit dem Erwerb der Elgin'schen Marmorn beginnt der zweyte Abschnitt der Geschichte dieser Sammlung) bilden, rührt von ihm her. Mit einem unermüdlichem Sammlereifer verband er gründliches Wissen in der Geschichte der Kunst und ein geübtes Auge.

Ein kleines, nicht gut erleuchtetes Vorzimmer (in der Gallerie der Alterthümer das erste Zimmer benannt) enthält eine gewählte und schöne Sammlung von Terracotta's. Wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt, sie im Einzelnen zu studiren, wird sich überzeugen, daß hier, wie in allen Zweigen der Kunst, ohne Ausnahme, die Alten jede Hoffnung, mit ihnen wetteifern zu können, durchaus unzuläßig machen. — Die zwey Hermen des bärtigen Bacchus, welche die zwey entgegenstehenden Ecken dieses Zimmers einnehmen, sind schöne Kunstwerke: der Ausdruck in beyden ist hoher Ernst, eine majestätische Würde. — Kraft und Geist des Ausdrucks zeigt sich

*) S. British Galleries of Art. N. XIII u. XIV. New Monthly Review. N. 47 u. 48.

nicht weniger in zwey kleinen Basreliefs (Nr. 45 u. 46.), welche beyde einen Pan'skopf mit zwey Satyrsköpfen an den Seiten darstellen: der eine Satyr ist mit Fichten-, der andere mit Epheuzweigen bekränzt. — Die sogenannte Urania (die Hände fehlen) ist eine der größten Statuen, die man in Terracotta hat (3′ 10″ Höhe). Gegen sechzig Basreliefs und einige weibliche Figuren aus gebrannter Erde übergehen wir und schreiten zum zweyten Zimmer vor.

Dieses ist ein rundes, gewölbtes Gemach, eine Art Vorhalle, von der aus man die ganze Gallerie (die Elginischen Marmorn ausgenommen, deren Saal tiefer liegt) übersehen kann. In dem zweyten Zimmer finden sich bereits einige der besten Stücke der Sammlung. Dahin gehört zuvörderst Nr. 2. eine kleine cylindrische Vase, auf der viele Figuren in erhobener Arbeit zu sehen sind: nicht als wäre die Arbeit daran schön zu nennen; diese ist im Gegentheil verhältnißmäßig roh und schlecht: sondern wegen des lebendigen Geistes, der aus manchen Theilen dieses Werkes spricht. — Nr. 4. ist die Statue des bogenprüfenden Amor's. Dieser Amor wurde aus der Sammlung von Edmund Burke angekauft. Der Gegenstand gehört zu denen, die die alten Künstler mit Vorliebe behandelten. Eine kleinere Statue, die fast eine Wiederholung der genannten ist, findet sich noch in dieser Sammlung: beyde stehen dem Kapitolinischen, von dem Winckelmann's Herausgeber *) und H. Meyer **) mit Entzücken sprechen, nicht viel nach. Uns Neuern ist er vielleicht dadurch noch anziehender, weil er eines der reizendsten Gemälde — den Cupido von Parmegiano, jetzt in der Gallerie des Herzogs von Stafford, zu Clevelandhouse — veranlaßt hat. ***) Nr. 8. ist eine ganz bekleidete weibliche Statue, eine Caryatide darstellend. Die Ausführung spricht einen einfachen reinen Styl aus; sie ist bis auf einige kleine Ergänzungen vollkommen erhalten und fast in dem Zustand, wie sie aus den Händen des Bildhauers hervorging. Nr. 11. Vase 3 Fuß hoch. Sie ist eine der besten alten Marmorvasen in dieser Sammlung; reich bewegtes Leben umher in den flach erhobenen Figuren, das bacchische Gefolge darstellend. Nr. 14. ist vielleicht eine der schönsten Marmorstatuen, die das brittische Museum besitzt, eine Venus, oder Nymphe in voller Lebensgröße dem Beschauer lebendig entgegenblickend, wenn er die Thüre des Gemaches betritt. Der ganze untere Theil der Statue wird durch eine Draperie verdeckt, die eben von dem Oberkörper herabgefallen zu seyn scheint und diesen nackt zeigt. In strenger Schönheit der Ausführung, in Reichthum und Reinheit des Styls steht sie keinem auf uns gekommenen Venusbilde nach; die Ausführung des Fleisches ist wahrhaft bewundernswürdig. Die Draperie dieses reizenden Werkes ist besonderer Beachtung werth. Der obere Theil derselben vorzüglich ist bey allem Reichthum so einfach und natürlich gehalten, daß die ganze Anordnung eben zufällig so entstanden zu seyn scheint und das Auge die verschlungenen Lagen des Stoffes leicht auflöst. Der linke Arm dieser Statue ist restaurirt; wenn der alte Künstler sein Werk sehen könnte, so würde er die Ausbesserung eine Entstellung nennen. Die vorzügliche Schönheit aller Meisterwerke der griechischen Kunst ist jene vollkommene Natürlichkeit, die sich mit nichts verträgt, was studirte Anmuth in Haltung und Bewegung verräth. Diese vollkommene ungezwungene Natürlichkeit ist das Charakteristische des vor uns stehenden Werkes. — Zur Rechten der genannten Statue steht ein kleiner Apollo in Bronze (Nr. 15), der eines Blickes wohl werth ist, in Betracht des edeln Wesens, das ihn beseelt und ihn zu mehr als menschlicher Gestalt zu erhöhen scheint. Niemand, der ihn betrachtet, scheint zu fühlen, daß er nur wenige Zoll hoch ist. — Nr. 19. ist ein großartiger Kopf des Herkules, voll von einer gewissen rohen Würde des Charakters und in einem kräftigen Styl ausgeführt. Dieser Kopf wurde am Fuß des Vesuv ausgegraben und kömmt aus der Sammlung von W. Hamilton. — Nr. 20. ist ein anderer kolossaler Kopf desselben Helden und der Vergleichung mit dem erstgenannten werth, wegen der auffallenden Verschiedenheit im Styl; der von Nr. 20. gehört der frühesten Kunstperiode Griechenlands an und streift fast an ägyptische Darstellungsweise. Das einzige Werk, dessen wir bey Betrachtung dieses Zimmers noch erwähnen wollen, ist die Statue des Kaisers Hadrian, in voller Lebensgröße (Nr. 21.). Auch an dieser Statue hat der Ausbesserer schwer gesündigt: was an ihr wahrhaft alt ist (Kopf, Rumpf u. s. w.) ist würdevoll und anmuthig; die schlechte Art aber, wie der rechte Arm besonders, ausgebessert ist, gibt der ganzen Figur etwas Gezwungenes, Plumpes. Bemerkenswerth ist die feine Arbeit am Brustharnisch, der sehr gut erhalten ist. Dieses Werk wurde 1821 in Italien für das Museum angekauft.

Das dritte Zimmer enthält manches Vorzügliche in runder und erhabener Arbeit. Wir gedenken der letztern zuerst. Nr. 4. zieht vor Allem unsere Blicke an. Es

*) W's Werke Bd. 6. 2. S. 195.

**) Geschichte der bildenden Künste bey den Griechen. Bd. 2. S. 243.

***) Bekanntlich soll dieser Cupido für Bayard, den Ritter ohne Furcht und Tadel, gefertigt worden seyn.

stellt den indischen Bacchus dar, der als Gast von Ikarus aufgenommen wird. Die Arbeit ist in hohem Grade vollendet; die Art, wie der Gegenstand aufgefaßt wurde, gibt diesem Gegenstande ein besonderes Interesse. Ikarus empfängt seinen Gast in einem Vorhofe seines Hauses; es bietet sich uns also hier der seltene Anblick eines vollkommenen Gemäldes der äußern Theile einer griechischen Wohnung. Wir sehen hier das sich senkende Ziegeldach — die geraden Fenster — die mit Blumen umhangenen Mauern — den Palmbaum im Hofe — andere lustige Bäume hinter dem Gebäude sich erhebend u. s. w. N. 15 stellt den Raub der Dejanira dar. Dieses kleine Werk, das kaum zwölf bis vierzehn Zoll im Quadrate hat, ist voller Geist und Leben. Man sieht die Bewegung des Centauren, der mit seiner Beute enteilt; das Gewand der Nymphe scheint, während sie weggetragen wird, in der Luft zu flattern. — Die Apotheose Homers, Basrelief (N. 23.) zu Frattochie (Bovillä der Alten) auf der Appischen Straße in der Mitte des 17ten Jahrhunderts ausgegraben und lange im Pallast Colonna zu Rom aufbewahrt, von wo es 1819 in das Museum kam, ist zu häufig beschrieben und abgebildet (S. Wink. W. II., S. 576 und 587; V., 73. u. a. VI., 1, 68 ff. — Feith, Antiq. Homer. — Creuzer's Symb. und Mythl. Kpftl. S. 53. — Hirt's BB. Bign., Dr. Nöhden's Beschreibung im Kunstbl. 1821. N. 70 ff.), als daß wir es hier nicht übergehen sollten.

N. 22. ist eine Statue der Venus, oder einer Nymphe, ungefähr 3'' hoch und entfaltet im Ganzen wie in den einzelnen Theilen die reinste, zarteste Schönheit: beyde Arme sind neu; obgleich sie mit Geschick gearbeitet sind, so sind sie doch nur Marmor, der übrige Theil der Statue ist Fleisch. — N. 24 Statue eines Fauns. Kopf und Rumpf nur sind alt und von vorzüglicher Schönheit, der Kopf hat eine ideelle Derbheit und Sinnlichkeit, der nichts niedriges oder gemeines beygemischt ist. Die Ergänzungen sind nicht übel gelungen; schade daß der Ergänzer die Hirtenflöte nicht besser anbrachte. Neben diesem Faun (N. 25.) steht ein Kopf, der für den Homer's angenommen wird. Sein Verdienst ist der hohe und edle Ausdruck bey allen Anzeichen eines sehr weit vorgerückten Alters. N. 31 ist ein merkwürdiges Fragment einer Gruppe, welche aus zwey Knaben bestanden zu haben scheint, die sich beym Astragalenspiel entzweyten und deren einer den Arm des andern faßt, um hineinzubeißen. Dieses Fragment wurde unter Urban und in den Bädern des Titus zu Rom gefunden; da Polyklet's Astragalizonten im Pallast des Titus standen und diese Arbeit das Werk eines Meisters ist, so hielt sie schon Winkelmann für eine Copie jener berühmten Gruppe. *) Der Ausdruck im Gesichte des Knaben, die vom Zorn zusammengezogenen Muskeln der Hand sind vorzüglich, und musterhaft gegeben. N. 32. Herme, die den Namen Perikles trägt. Eine schöne Klarheit spielt um die geistvollen Züge, mit der sich eine milde Wehmuth vermischt. Nr. 40b ist eine Torso, des Herkules wahrscheinlich, nur drey oder vier Zoll lang, aber ein siegreicher Beweis, daß die alten Denkmäler keiner Ergänzung bedürfen, um unsere ganze Bewunderung in Anspruch zu nehmen. Das lezte Werk, dessen wir in diesem Zimmer noch zu gedenken haben, ist eine Gruppe, Aktäon von seinen Hunden angegriffen. Die Ausführung ist geistvoll und wahr. Das Antlitz des Jägers drückt Staunen und Schrecken aus, ohne daß dadurch der Charakter der Anmuth eingebüßt wäre. Die Hunde haben genau den Charakter von Wölfen.

Das vierte Zimmer ist ein rundes gewölbtes Gemach, das den Mittelpunkt der Gallerie zu bilden scheint. Es enthält nur wenige (12) Gegenstände, aber zwey oder drey darunter sind von hohem Kunstwerthe. Nr. 5. Ganze Statue in Lebensgröße und vollkommen erhalten. Sie wurde zu Ostia in den Seebädern des Kaisers Claudius gefunden und soll Thalia darstellen, die Arbeit scheint römisch und nicht griechisch zu seyn; sie ist jedoch von großem Werth und ausgezeichneter Schönheit. Nr. 11. ist eine Statue der Diana von fast gleichem Grad des Verdienstes. Beyde Werke werden aber von einer Gruppe: Bacchus und Ampelus übertroffen, die sichtbar von griechischer Form herrührt. Das ganze Wesen, die Stellung und der Ausdruck des Bacchus ist reich und poetisch im höchsten Grade; jeder Theil athmet wollüstige Grazie im schönsten Sinne des Wortes. Die Statue des Ampelus, an den sich Bacchus lehnt, stellt den zur menschlichen Gestalt sich formenden Rebenbaum dar; sie ist nicht in so hohem Style ausgeführt, wie Bacchus. Einige römische Büsten, unter denen wir die von Lucius Verus auszeichnen — ein charakteristischer Kopf, halb Stutzer, halb Patrizier — gereichen diesem Gemach zur Ehre.

Das fünfte Zimmer übergehen wir, nur bemerkend, daß es größtentheils Urnen und Vasen mit Inschriften enthält, die dem gelehrten Osann, der in ihre Untersuchung an Ort und Stelle eingegangen, vielleicht eben so reichen Stoff zu Erläuterungen darbieten, als dieß mit den Elgin'schen Inschriften der Fall war.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Winck. W. VI. i. S. 50. VII. S. 437. Levezow in Böttiger's Amalthea I. S. 193. — Abbildung in: A. Descript. of the Coll. of ancient Marbles in the B. M. II. pl. 31.

Nr. 99.

Kunst-Blatt.

Montag, den 12. December 1825.

Ueber
Se. Maj. Maximilian Joseph,
weiland König von Baiern, als Freund und Beförderer der Künste.

Auch die Künste haben an dem von seinem Volke betrauerten Monarchen, dessen verehrter Name an der Spitze dieses Aufsatzes steht, einen Pfleger und Freund verloren, wie ihnen unter den Mächtigen der Erde nur selten zu Theil wird, und die Vorsehung, welche über seinem thatenreichen, verhängnißvollen Leben gewaltet, hat auch seiner Sorgfalt für die Weckung und Belebung der Kunst unter seinem Volke ein reichliches Gedeihen geschenkt. Der Baum, den er gepflanzet, steht in vollem und kräftigem Wuchs, und trägt, wie die Gewächse der glückseligen hesperischen Gärten, zu gleicher Zeit Knospen, Blüthen und eine Fülle edler Früchte. Was König Maximilian Großes gethan, sein Volk gegen äußere Feinde zu schirmen, und von den innern Feinden: der Unwissenheit und Trägheit, der Dienstbarkeit und Zerrissenheit zu befreyen, es durch weise Gesetze zu stärken, durch Wissenschaften zu veredeln, und seine durch Glauben und Sitten getrennten Theile mit dem festen Bande gegenseitiger Achtung und Zuneigung, wie durch das Allen gemeinsame Recht der Verfassung zu verknüpfen, liegt als ein reicher und erwünschter Stoff seiner Geschichte nicht in dem Bereich dieser Blätter, denen jedoch zukommt, dasjenige, was er für die Kunst gethan hat, wenn auch in kurzer und schlichter Rede, darzustellen.

Maximilian Joseph war an dem Hofe seines Oheims, des Pfalzgrafen Christian des Vierten, zwar zunächst für den Kriegsdienst erzogen worden, welchem sein Vater, der Pfalzgraf Friedrich, der im siebenjährigen Kriege gegen Friedrich den Großen gefochten, sich mit Vorliebe gewidmet hatte; doch bewahrten die artistischen und wissenschaftlichen Neigungen des Zweybrücker Hofes, besonders unter Pfalzgraf Karl II., der in den ruhigen Zeiten vor der französischen Revolution, nach dem Gebrauche vieler deutscher Fürsten, seiner Zeitgenossen, im Gebiete der Literatur und Kunst Alles in seine Umgebung zog, was das Leben schmücken und erheitern konnte, zugleich auch der gebildete Umgang mit den benachbarten Franzosen, ihn vor der Einseitigkeit, welche häufig mit einer früh auf einen bestimmten Zweck gerichteten Erziehung verbunden ist, und gaben dem ihm angebornen Sinn für das Hohe und Schöne eine mannichfache Gelegenheit, sich zu entwickeln. Dazu bewahrte ihn die Beschränktheit seiner Verhältnisse vor dem Stolz und der Geringschätzung äußerer Dinge, die sich oft mit der Hoheit der Geburt, und mit der sie begleitenden Abgeschlos-

fenheit des Lebens zu verbinden pflegen. Liebenswürdig durch die Gaben, welche die Natur reichlich um seine edle und einnehmende Gestalt ausgebreitet hatte, und durch die feinen und menschenfreundlichen Sitten, mit denen seine Herzensgüte und der Trieb, sich Liebe und Zuneigung zu erwerben, sie schmückte, trat er, in den französischen Kriegsdienst aufgenommen, sowohl zu Straßburg, der glänzendsten Stadt des Oberrheins, wo sein Regiment lag, als in der schimmervollen Hauptstadt Frankreichs, die er oft und auf längere Zeit besuchte, als ein offener, des Schönen empfänglicher, des Großen fähiger Jüngling auf, dem nichts fremd blieb, was die Sitten und die Kunstfertigkeit jener Zeiten Anmuthiges und Schönes hervorbrachten. Die plastische Kunst hatte damals noch nicht die Manier des Uebertriebenen besiegt, mit welcher sie seit Bernini behaftet war, und das mag die Hauptursache seyn, weßhalb Maximilian, durch Sinn und Geschmack dem Naturgemäßen, Wahren und ungeschminkten Schönen zugewandt, ihr niemals eine bestimmte Zuneigung abgewann. Die Malerey hingegen, glücklicher als die Sculptur, hatte sich aus dem faden, verschwommenen und bey aller äußern Zierlichkeit und modischer Feinheit häßlichen Wesen des Boucher und seiner Anhänger emporzuheben angefangen, und gelangte gerade damals durch Vien und den ältesten Vernet auf den Weg des Naturgemäßen zurück. Besonders zog den Prinzen in den Gemälden die treue und kräftige Naturauffassung des reichen Lebens um ihn, in dem seine Jugend und sein früheres männliches Alter mit solcher Frische und Fröhlichkeit sich bewegte, durch alle Reize an, welche die bessern und hochbegabten Meister dieser Gattung über ihre Werke ausgießen. Was damals als historische Malerey geboten ward, stand dagegen noch in größerer Ferne zurück, und diese Unterordnung derselben trug dazu bey, Neigung und Geschmack des Prinzen auf die eben bezeichnete Genremalerey bestimmter hinzulenken und sie darauf zu befestigen. Eine besondere Gunst des Schicksals führte ihm auch in seiner zweyten Gemahlin, der Königin Karoline, eine Gefährtin des Lebens an die Seite, welche die reichen Schätze vorzüglicher Bildung und die großen Tugenden eines wahrhaft königlichen Herzens mit einer regsamen Liebe und Schätzung der Kunst, deren Uebung manche Stunde ihres wohlthätigen Lebens verschönerte, wie mit einem Schleyer der Anmuth umgiebt, und nicht nur die Neigungen Ihres königlichen Gemahls für diese Gegenstände ihrer gemeinsamen Theilnahme zu unterhalten und zu stärken geeignet, sondern sie auch auf die Durchlauchtigsten Kinder, mit denen die Vorsehung Ihre Ehe segnete, fortzupflanzen geeignet und bemüht war. Von den Künstlern, die ihm nahe standen, hatte besonders Mannlich, den er am Hofe seines Bruders fand, und später mit sich nach München brachte, Einfluß auf die Richtung und Bildung seiner Kunstliebe, für welche nach dem Tode Karl Theodors, der ihm das Erbe des ganzen pfalz-bayerischen Hauses öffnete, ein großes Gebiet ihrer Thätigkeit gewonnen war. Maximilian, jetzo Churfürst von Baiern, fand in München, dem Sitze seines Hofes, auch im Gebiete der Kunst das Meiste neu zu gründen und anzufangen. Die frühern Herzoge und Churfürsten von Bayern hatten sich bemüht, zum Schmuck und zur Veredlung ihres Landes auch die Künste zu pflegen, und vor zweyhundert Jahren, vor dem Ausbruch des dreyßigjährigen Krieges, war München, unter Maximilian des Ersten kunstliebender Regierung, unbestreitbar der Hauptsitz der Künste in Deutschland. Der Bau seiner Residenz, ihre Ausstattung mit Gemälden in Oel und auf Kalk, mit Werken der alten Plastik, welcher in Deutschland in dem prachtvollen Saale des Antiquariums ihr erstes Heiligthum eröffnet wurde, mit zahlreichen und schönen Gruppen bronzener Statuen auf den Brunnen der innern Höfe und über den Pforten des

Eingangs, die vielen zierlichen Arbeiten kunstreicher Geräthe, kostbarer gewirkter Tapeten und andern feinen Schmuckes, hatten alle Kräfte, aus deren Uebung Gedeihen der Kunst emporblüht, in Bewegung gesezt. Noch jezt zeuget der edle und reine Styl der historischen Bilder in den Gemächern, der sinnreichen und zierlichen Arabesken, mit denen die Deckengewölbe mehrerer Säle und Stiegen überzogen sind, und die Feinheit des Erzgusses an den genannten Bildsäulen und an dem Grabmale, welches derselbe Churfürst seinem großen Ahnherrn dem Kaiser Ludwig in der Frauenkirche errichten ließ, von der sehr achtbaren Höhe, zu welcher jener ausgezeichnete Fürst die Kunst in allen ihren Zweigen in München zu erheben gewußt hatte; doch diese Blüthe ging theils unter ihm, in der Noth und den Drangsalen des furchtbaren dreyßigjährigen Religionskrieges, theils in den stürmischen Zeiten unter seinen Nachfolgern zu Grunde, wiewohl unter diesen keiner ohne Neigung zu den Künsten war. Sowohl der friedsame Churfürst Ferdinand Maria, als der unternehmende und prachtliebende Maximilian Emanuel gaben durch Aufführung und Ausschmückung prachtvoller Gebäude ausgezeichneten Künstlern Gelegenheit, ihre Talente zu bewähren, und bereicherten die Gemäldesammlungen ihres Hauses durch Meisterwerke der niederländischen Schule; doch so groß und allgemein war der Verfall aller öffentlichen und großen Dinge durch stets neue öffentliche Bedrängnisse, daß dagegen in der guten Gesinnung jener wohlwollenden Fürsten kein Gegenmittel gefunden ward. Auch als der friedliebende und tugendhafte Churfürst Maximilian Joseph, von dem unser hochseliger König den Namen empfing, durch eine weise und väterliche Regierung sein Volk beglückte, war weder in den Einrichtungen und Bedürfnissen, noch in den äußern Verhältnissen eine Veranlassung oder Kraft, welche die damals versäumte und fast vergessene Kunst zu wecken und zu heben geeignet gewesen wäre. Nur daß ein gänzlicher Verfall abgehalten und durch Uebung artistischer Kräfte und Fertigkeiten die Möglichkeit einer bessern Zeit bewahrt wurde, ward durch die „Zeichnungs-, Maler- und Bildhauerschule" bewirkt, die er im Jahre 1770 errichtete. Sein Nachfolger, der Churfürst Karl Theodor bewies sich dieser Stiftung des Vorgängers als ein wohlwollender Gönner. Zugleich ließ er am Hofgarten zur Aufnahme eines Theiles der Gemäldesammlungen eine Gallerie erbauen, ordnete eine jährliche Kunstausstellung an und belohnte durch Preise die gelungenen Werke, so daß, wenn auch keine großen, ihren Einfluß weitverbreitenden Maßregeln zu allgemeiner Belebung der Kunst genommen wurden, für dieselben doch der Boden vorbereitet und ein Gedeihen im Einzelnen gewahrt wurde.

Diesen Zustand der Künste fand Maximilian Joseph, als er in München das Erbe seiner Ahnherren antrat: Manches einheimische Talent zu schöner Blüthe sich entwickelnd, überall große, durch die Geschichte bewährte Kunstanlagen der unter seinem Scepter vereinigten Völker, und zahlreiche, bedeutende Kunstschätze in seinen Ländern. Sein ernster Wille war, daß der wohlthätige Einfluß der schönen Künste sich in einem ausgedehnteren Maaße wie bisher verbreiten, die Neigung zum Schönen und Wohlgestalteten vermehren, die Nationalgeschicklichkeit erhöhen und den Geist, wie die Sitten seines Volkes veredeln solle.

Als das wirksamste Mittel, dieß Alles theils einzuleiten, theils zu erreichen, ward von ihm die Errichtung einer Kunstakademie nach größeren Planen und Ansichten betrachtet und diese Anstalt so fort gegründet und in Thätigkeit gesezt. Ausgestattet mit beträchtlichen Mitteln, aus denen die Lehrer besoldet, Sammlungen gegründet, der Aufwand für laufende Bedürfnisse des Unterrichts bestritten und fähige Zöglinge aufgemuntert und belohnt werden konnten, erschien sie zugleich als Lehr-

anstalt die Künste pflegend und fortpflanzend, als Kunstverein der zu ihrer Leitung vereinigten Künstler zu gegenseitiger Anregung und Berathung, und dem Ganzen gegenüber als eine Kunst verbindende Gesellschaft, welche die einzelnen Zweige und Richtungen der Kunst in den verschiedenen Theilen des Reiches zu vereinigen geeignet war. Als Lehranstalt umfaßt sie in vier Hauptschulen die Malerey, die Bildhauerkunst, die Baukunst und die Kupferstichkunst. Die Leitung und oberste Aufsicht der Anstalt ward an Peter Langer übertragen, welcher für die Malerschule Kellerhofen, Robert Langer, Hauber, Seidel und Dillis zu Gehülfen bekam. Für die Bildhauerkunst ward Simon Lamin, für die Baukunst Fischer, für den Kupferstich Karl Heß angestellt. Zugleich aber wurden auch außer der Akademie die einheimischen Künstler aufgemuntert und belohnt, und wie überall in der innern Verwaltung, so kündigte sich die neue Regierung auch auf dem ganzen Gebiete der bildenden und zeichnenden Künste durch ein regsames Leben an, das, ermuntert durch die Anerkennung und den Beyfall, den es beym Regenten und, nach seinem Beyspiel, bald bey allen ausgezeichneten Männern fand, in Kurzem erstarkte und selbstständig ward.

Wesentlich trug zu diesem Gedeihen die Kunstliebe Ihrer Maj. der Königin bey, deren sicheres Urtheil und aufmunternder Beyfall nicht weniger als der großmüthige Schutz, welchen Sie jedem aufstrebenden Talente gewährt, Kunstübung geweckt, geleitet und eine große Zahl vorzüglicher Werke hervorgerufen hat.

Wie aber durch Gründung der großen Anstalt für Weckung und Pflege der Kunst unmittelbar, so wurde zugleich auf andere Weise für Einrichtung, Leitung und Vermehrung der sämmtlichen Kunstsammlungen des Staates Fürsorge getroffen. Dem Ganzen ward als Director Mannlich vorgesezt.

Die Gemäldegallerie ward mit auserlesenen Bildern aus den Zimmern der Residenz bereichert, zugleich auch durch die Mannheimer Gemäldegallerie, welche bis dahin in Nymphenburg aufgestellt gewesen war und durch die Gemäldesammlung verstärkt, welche des Königs Bruder, Herzog Karl in Zweybrücken gebildet hatte; dabey floß ihr aus den aufgehobenen Klöstern und Abteyen ein solcher Reichthum an Kunstschätzen der altoberdeutschen Malerschule zu, daß sie hauptsächlich durch diesen Erwerb sich unter allen Sammlungen, welche Werke dieser Schule besitzen, zur ersten erhoben hat. Ein ähnlicher Vorzug ward ihr in den Werken der niederländischen Schule durch die Düsseldorfer Gallerie erworben. Dieser außerordentliche Schatz erlesener Malereyen war, als die Kriegsstürme sich dem Rheine näherten, und den französischen Heeren Commissäre folgten, — beauftragt, aus den von französischen Waffen besezten Ländern die Schätze der Literatur und Kunst nach Paris zu entführen, — aus ihrem alten und berühmten Sitze zu Düsseldorf, nach den durch die Neutralität gesicherten Theilen des nördlichen Deutschlands geflüchtet worden. Als aber der erste Sturm vorüber war, schien es die Rücksicht auf die Sicherheit eines so unschätzbaren Besitzes zu gebieten, daß er nicht von neuem der ausgesezten Lage von Düsseldorf anvertraut würde. So ward beschlossen, die ganze Gallerie nach München zu bringen, und sie mit der in München und Schleißheim zu vereinigen, wozu man, da die Gallerie im Besitz des regierenden Hauses war, ein unbestreitbares Recht hatte. Durch die Vereinigung mit der Düsseldorfer Gallerie, welche von jeher als der erste Schatz niederländischer Kunst war anerkannt worden, hatte sich die Münchner Gallerie zu einer Sammlung vom ersten Range emporgeschwungen; doch unterließ der König keine Gelegenheit, sie auch in der Folge durch bedeutende Erwerbungen zu schmücken. Eine vorzüglich günstige Gelegenheit bot dazu im Jahre 1814 die zweyte Besetzung von Paris, wo durch den Drang der

Umstände eine beträchtliche Menge der besten und seltensten Gemälde in den Händen ihrer französischen Besitzer beweglich wurde. Der König bestimmte zum Ankauf die Summe von 200,000 Franken aus den französischen Contributions-Geldern. Es sollten in Paris Gemälde erworben werden, geeignet, die italienischen Schulen der Sammlung und die spanische zu ergänzen, aber nur ganz vorzügliche Werke, durch welche die Gallerie in diesen Fächern sich auszeichnen könnte. Es ist bekannt und in dankbarem Andenken, mit wie großer Einsicht und mit welchem glücklichen Erfolg der jetzige Direktor der Gallerie, Hr. v. Dillis, dem dieser Auftrag zu Theil ward, ihn ausgeführt hat. Jener Periode verdankt unsere Sammlung die schönen Gemälde von Francesco Francia, von Pietro Perugino, die Madonnen von Tizian und von Fra Bartolommeo und die großen historischen Bilder von Bartolommeo, Murillo und Claudio Coello, von denen jedes als eine Perle seiner Gattung bewunderungswürdig ist.

Wie durch des Königs ununterbrochene Aufmerksamkeit die Gallerie, so vermehrte sich auch die zahlreiche Sammlung der Kupferstiche. Kostbare Werke mit Kupferstichen wurden aus den aufgehobenen Klöstern dieser Sammlung zugewandt, die älteren Werke der Chalkographie durch Erwerb von Privatpersonen und durch kluge Benutzung einer reichen, bey so vielen Versteigerungen wiederkehrenden Gelegenheit, vermehrt und ergänzt, und die neuen durch regelmäßigen Ankauf des Beachtungswürdigen vollständig erhalten. Noch in den lezten Jahren des hochseligen Königs gewann diese reiche Sammlung durch ihren neuen Vorsteher eine so zweckmäßige Einrichtung, daß auch für ihren bequemen und fruchtbringenden Gebrauch nichts zu wünschen übrig bleibt.

Wie das Cabinet der Kupferstiche, so wurde das der Handzeichnungen berühmter Künstler bereichert, chronologisch nach den Schulen und Meistern eingerichtet und seit dem Jahre 1811 dem Besuche und Gebrauche des kunstliebenden Publikums geöffnet.

Dem Cabinet der Handzeichnungen verband man das Elfenbein-Cabinet, zu dem die Meyer'sche Sammlung elfenbeinerner Werke, die in Regensburg angekauft wurde, die Grundlage geliefert hat. In dasselbe wurde zugleich Alles aufgenommen, was seit mehreren Jahrhunderten die Kunst unter uns nicht nur an elfenbeinernen Schnitzwerken, sondern auch in Email, Musiv und Miniaturmalerey Vorzügliches geliefert, oder die Neigung früherer Fürsten in diesen Gattungen gesammelt hatte.

Mit derselben, jede Gelegenheit zu bedeutendem Erwerb für Kunst und Wissenschaft wahrnehmenden Sorgfalt ward auch das schon durch Herzog Albert V. angelegte Münzcabinet bedacht und durch eine Reihe von Ankäufen besonders die wiederholten von Cousinery, im Betrag von mehr als 100,000 Gulden, zu einem der ausgesuchtesten und an schönen und seltenen Exemplaren, besonders griechischer Münzen reichsten erhoben. Auch das von Maximilian I. in der Residenz erbaute und für jene Zeit reich ausgestattete Antiquarium wurde unter des hochseligen Königs Obhut erneuert, durch eine schätzbare Sammlung alter Bronzen, einem frühern Besitze des altbairischen Hauses aus der ehedem sogenannten Kunstkammer, durch ägyptische Alterthümer, bronzene, irdene und gläserne, aus germanisch-römischen Gräbern in Baiern gezogene Geräthe und Geschirre bereichert, und noch in den lezten Tagen seiner Regierung durch eine bessere Anordnung und Aufstellung der in ihm enthaltenen Kunstwerke dem Publikum lehrreicher gemacht.

Während durch diese und ähnliche Erwerbungen und Anordnungen der König die Vorräthe seiner Sammlungen und in ihnen die Mittel der Kunstbildung zu vervielfältigen bemüht war, sah auch die Akademie der

zeichnenden und bildenden Künste ihre Sammlungen sich gestalten. Die ihr angewiesenen Säle im ehemaligen Jesuitenkollegium wurden durch neuen Anbau erweitert und vermehrt, die Sammlung von Gypsabgüssen antiker Kunstwerke durch die schönsten Stücke aus dem Pariser Museum vor seiner Zerstreuung, aus der Sammlung des Lord Elgin, und von andern Orten, und zulezt durch einen Abguß des bessern Colosses von Monte Cavallo zu Rom bereichert. Dieser lezte Gypsabguß ist der einzige des bewunderungswürdigen colossalen Werkes, der über die Alpen gekommen ist, und zur Aufnahme desselben war ein eigener hoher Saal gebaut worden, in dem er so vortheilhaft beleuchtet, zugleich auch drehbar, steht, daß man die Eigenthümlichkeit desselben in München besser untersuchen kann, als an dem frey und ungünstig stehenden Originale in Rom. Auch vorzügliche Werke der neuen Sculptur, die Apostel vom Grabmal des heil. Sebaldus von Peter Vischer in Nürnberg, und die Thüren vom Florentiner Battisterio von Ghiberti sind hier in treuen Abgüssen zum Studium der beginnenden Künstler aufgestellt.

In dem Innern der Akademie selbst entwickelte sich bald ein sehr regsames und gründliches Bestreben, das durch die würdigen Vorsteher und Lehrer der Anstalt in der strengen Uebung einer sorgfältigen und genauen Zeichnung, und in der treuen und gleichsam unmittelbaren Auffassung der Natur gehalten wurde. Die reichbegabten unter den Zöglingen bekamen dadurch jede Gelegenheit, die ihnen inwohnende Kraft durch Uebung zu stärken und zu regeln, und eine beträchtliche Anzahl von Künstlern, welche wir jezt mit Stolz die unsrigen nennen, sind in ihr auf den Pfad des Ruhms und der Auszeichnung geleitet worden.

Die stets wachsende Zahl von Malern und der immer größer werdende Reichthum ihrer Werke hatten das Bedürfniß einer freyern und größern Verbindung unter ihnen und den Kunstfreunden der Hauptstadt zu gegenseitiger Belehrung und Anregung erweckt, aus denen in den lezten Jahren des Königes der Kunstverein hervorging, seit seinem ersten Anfange von ihm mit Wohlwollen betrachtet, und seitdem fortdauernd durch seinen königlichen Schutz geehrt.

Doch hinter der Malerey blieben auch die andern Zweige der Kunst nicht zurück. Die Kupferstecherkunst lieferte einige der vorzüglichsten Werke, welche sie in Deutschland hervorgebracht hat, eben so die Medaillenkunst und auch die Plastik ward in den lezten Jahren in die allgemeine Bewegung zum Bessern hineingezogen. Was aber die Baukunst gewann, zuerst durch Fischer, der das neue Theater erbaute, dann durch Klenze, unter dessen Leitung die edlere Architectur von den großen öffentlichen Gebäuden, die er ausgeführt, sich auch über die Privatwohnungen ausbreitete, welche nun stets schöner und zahlreicher in den neuen Anlagen bey der Residenz sich erheben, steht vor aller Augen.

Unabhängig von diesem Allem ward es den kunstübenden Zeiten Maximilian Josephs beschieden, mitten in dem Orte seiner vorzüglichsten Pflege in der Lithographie eine neue Kunst erfinden und ausbilden zu sehen, welche in steigendem Wachsthum und einer fast colossalen Ausbreitung sich schon über Europa hinaus erstreckt. Die ersten Anfänge dieser unermeßlich wichtigen Erfindung gehören dem Glück; daß aber die junge Kunst bald den ihr gebührenden Schirm und die Gelegenheit sich in bedeutenden Werken zu versuchen gefunden hat, ist nicht das geringste von des hochseligen Königes Verdiensten in diesem großen Gebiet der Kunstbestrebungen.

Indeß darf eine unbefangene Würdigung dessen, was unter Maximilian und durch ihn im ganzen Gebiete der Kunst Denkwürdiges geschah, nicht des hochbegabten Mannes vergessen, der ihm die meiste Zeit seiner rühmlichen Regierung zur Seite stand, und den hohen, auf das

Große und Rühmliche gewandten Geist seines Königs fassend, die öffentlichen Kräfte und Bestrebungen in die Richtung darauf zu lenken wußte.

Maximilian Graf v. Montgelas gleich den größten Staatsmännern der vergangenen Zeiten, denen die Geschichte seinen Namen beygesellt, hielt das öffentliche Gedeihen auch an das Emporblühen der Künste geknüpft, weil dadurch edle Kräfte geweckt, den Bestrebungen ein heilsames und rühmliches Ziel mehr aufgestellt und die Summe der öffentlichen Achtung eines Volkes gesteigert wird, ohne die auch keine wahre Macht und Größe im Gebiet der Politik gedenkbar ist. In diesem Sinne war er Rathgeber seines Monarchen und Vollstrecker desjenigen, was von ihm zu solchen Zwecken entworfen und beschlossen wurde.

Wie aber die Freygebigkeit und Fürsorge des Königs den Künsten in der neuen, großen, mit steter und regsamer Sorge gepflegten Kunstanstalt die Mittel und Wege der Kunstbildung eröffnete, so wußte seine Kunstliebe und seine Menschenfreundlichkeit die heranwachsenden Künstler in einer glücklichen Thätigkeit zu erhalten. Ueber jedes gelungene Werk, was sie ihm vorlegten, freute er sich, wie über ein gemeinsames Gut. Belohnung ihrer Mühe, und die noch wirksamere Aufmunterung durch Aeußerung seines Beyfalls und eines großen Wohlwollens, mit dem er das glückliche Talent und seine glänzenden Erzeugnisse zu ehren wußte, gaben den Künstlern selbst das Gefühl ihres Verdienstes, die Sicherheit in ihrer Richtung und das Vertrauen auf ihre Werke, während sie alle auf ihn als auf den gemeinsamen königlichen Vater und Pfleger mit tiefer Verehrung und Liebe hinaufblickten, und er seiner Seits sie als eine Zierde seiner Regierung betrachtete, und die Ehre des baierischen Namens auch an ihr Verdienst knüpfte. In diesem Verkehr wurde dem Könige leicht, vorzügliche Sammlungen ihrer auserlesensten Werke anzulegen, in den Residenzen zu München und Nymphenburg, dann in Tegernsee, ungerechnet die Werke, welche von ihnen in die öffentlichen Gallerien aufgenommen wurden. Oefter auch ordnete er kleine Sammlungen von neuen Werken seiner Künstler, um sie fürstlichen Freunden im Auslande als ein Geschenk zu überlassen, und den Ruhm seiner Schule mit ihren Werken dahin zu verbreiten.

So wirkte und sorgte Maximilian Joseph für Kunst und Künstler, und so geschah es nicht zufällig, sondern durch seine königliche Gesinnung, daß unter seiner segenreichen Regierung München sich aufs neue zur ersten kunstübenden und kunstschätzenden Hauptstadt von Deutschland erhob. Auch hatte er die Zufriedenheit, dieses Gedeihen bis zu seinem sanften Tod in Wachsthum zu sehen, und noch unmittelbar vor demselben erfreute und rührte ihn ein neues Gemälde von Tegernsee, mit welchem ein ihm werther Maler ihn zu seinem Namenstage überraschte. Als ob er von der Ahnung seines Schicksals beym Anblick des schönen Werkes ergriffen würde, und das Gefühl sich seiner bemächtigte, er werde den stillen Sitz seines Alters nicht wieder sehen, stand er lange und in tiefer Wehmuth vor dem Bilde, und nachdem er sich mit beyden Händen die Augen bedeckt hatte, sprach er die ahnungsvollen Worte: „Mein liebes Tegernsee! Noch hab ich dich hier, wie du bist, in deiner ganzen Frische und Fülle. Mein liebes Tegernsee! — — Doch ich weiß, wem ich dich zurück lasse.“ So warf der Genius der Kunst noch einen heitern Strahl selbst in den letzten Tag, der dem edeln Fürsten bestimmt war. Denn auf ihn folgte die Nacht, in welcher der königliche Greis sanft entschlief, um nicht wieder zu erwachen.

Kann den Schmerz der Künstler über seinen Tod etwas mildern, so ist es das Vertrauen auf seinen erhabenen Nachfolger, der schon als Kronprinz eingreifend in das beginnende Gedeihen, eine hohe Schätzung der Kunst und eine so großartige Gesinnung für ihren Flor und

ihre Pflege in einer Weise bewährt hat, die schon allein geeignet wäre, seinen Namen der bessern Unsterblichkeit, die nur dem wahren Verdienst bestimmt ist, zu überliefern. Glücklicher, wie Maximilian der Erste, konnte Maximilian Joseph die Ueberzeugung mit sich in das Grab nehmen, daß nach seinem Tode die Kunst in seinem Lande nicht wieder vergehen, sondern durch die Tugend und Weisheit seines erhabenen Sohnes in der geöffneten Bahn ihrer steigenden Verherrlichung entgegen geführt werden, und über den Wechsel der Zeit und der Schicksale, so weit es menschlichem Bestreben möglich ist, erhoben und sicher gestellt bestehen werde. — Doch in welchem Geiste Se. Majestät der König Ludwig die höhere Richtung unsrer Zeit im Gebiete der Kunst aufgefaßt, und mit welcher Gesinnung Er früh fördernd und bestimmend eingriff, um ihr die Grundlage zu einer, das Große und Erhabene gewährleistenden Ausbildung zu gewinnen, und das von seinem durchlauchtigsten Vater begonnene Werk selbstständig und sicher hinauszuführen: dieses, so weit es durch offenkundige That vor den Blicken der aufmerksamen Zeitgenossen bereits vorliegt, zu bezeichnen, wird nebst den einzelnen neueren Erscheinungen und Leistungen auf dem erweiterten Gebiete, in Zukunft oft Gegenstand und Vorwurf dieses Blattes seyn. Der gegenwärtige Aufsatz aber war der milden, auch im Gebiete des Schönen, heilsamen und erwecklichen Weisheit des Monarchen gewidmet, auf dessen trauervolles Grab wir den einzigen Zoll, der unsrer Liebe möglich ist, den Ausdruck dankbarer Anerkennung dessen, was er uns gewähret hat, mit Rührung niederlegen.

Nr. 100.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 15. December 1825.

Biographische Notizen über Carl Wilhelm v. Heideck, nebst einer Würdigung seiner Kunstleistungen.

Vom Canonicus P. Speth.

Carl Wilhelm v. Heideck, genannt Heidegger, aus einem alten helvetischen Geschlechte, wurde im Jahre 1788 zu Saaralben in Lothringen geboren, wo sein Vater in französischen Schweizerdiensten in Garnison stand, welche er später gegen herzoglich zweybrückische Militärdienste und eine Anstellung in Kusel vertauschte.

Das Schicksal von Kusel, welches bald nach dem Ausbruche der französischen Revolution ein Raub der Flammen wurde, bestimmte den Vater, mit seiner Familie nach Zürich zurückzukehren.

Hier war es, wo der junge Heideck am Gymnasium und Lyceum, zu seiner höheren wissenschaftlichen Ausbildung, sich den Studien zu widmen, wo aber auch sein Kunsttalent, zu den schönsten Hoffnungen berechtigend, sich zu entwickeln begann. Er besuchte dort die Kunstschule unter der damaligen Leitung des Professor Mayer, und Conrad Geßner gab ihm während dieser Zeit Anleitung im Thierzeichnen.

Im Jahre 1799 erhielten seine Studien eine andere Richtung. Er verließ Zürich und begab sich mit seiner Mutter zu ihren Verwandten nach Zweybrücken. Von nun an mußte er eines weiteren Unterrichtes in der Kunst entbehren; doch hatte er sich schon so viele Fertigkeit im Zeichnen erworben, daß es ihm bey seinem hervorstrebenden Talente ein Leichtes war, sich nunmehr einer freyen Uebung zu überlassen und durch Zeichnungen nach Berghem und Wouvermanns seine technischen Fertigkeiten zu vergrößern und zu befestigen. — Das Studium der Vorbereitungs-Wissenschaften aber (humaniora), das er in Zürich begonnen, wurde keineswegs aufgegeben, vielmehr sezte er dasselbe hier so weit fort, daß er befähiget war, im nächsten Jahre auf eine Universität überzutreten.

Indessen war die Zeit durch den französischen Revolutionskrieg, der seinen Schauplatz leider nun auch in Deutschland eröffnet hatte, und durch sie jedes jugendliche Gemüth, zum Kampfe mächtig angeregt; auch in Heidecks Gemüth mochte schon von Geburt aus eine Vorliebe für die Waffen herrschen — genug, Zeitverhältnisse und Neigung entschieden über seine künftige Bestimmung; er sezte seine höheren Studien nicht weiter fort, ging auf keine Universität, sondern wandte sich im Jahre 1801 nach München, um dort in der damaligen Militärakademie sich zum Krieger zu bilden.

Ein minder ausgezeichnetes Kunsttalent würde unter solchen Verhältnissen, nach dem Bekannten: inter arma silent musae, wenn nicht für die Kunst völlig untergegangen, doch gewiß nur auf halbem Wege stehen geblieben seyn und forthin kaum in einer unbeachteten Mittelmäßigkeit seines künstlerischen Treibens sich bewegt haben.

Allein Heideck macht hier eine auffallende Ausnahme; denn man kann sagen, daß er, bey der ihm angebornen Künstler-Individualität, gerade nur auf diesem Wege sich mehrseitig bilden, nur auf dieser Laufbahn das, was er ist, in so ausgezeichnetem Grade werden und seine hervorstrebenden Talente bis zur genialen Kraftäußerung steigern konnte.

Unser Zögling kam, wie schon bemerkt wurde, mit reichen und gründlichen Vorkenntnissen im Gebiete der Wissenschaft in die Militärakademie nach München. Dadurch in den Stand gesezt, sogleich in die höchsten Classen vorzurücken, hatte er den Gewinn, neben der Erlernung nöthiger Kriegswissenschaften manche Stunde auf die Kunst verwenden zu können, theils um das Erlernte noch mehr zu üben und sich vollkommener anzueignen, theils um sein Wissen und Können in neuen Kunstzweigen und Fertigkeiten zu erweitern. Zu den lezteren gehörten das Architektur- und das Landschafts-Fach, und er säumte keinen Augenblick, die Gelegenheit, die sich ihm darbot, darin Unterricht zu erhalten, fleißig zu benützen. In der Architektur und der damit verbundenen Linienperspective machte er unter der Leitung des damaligen Professors Johann Maria Qua-

glio die auffallendsten Fortschritte, theils weil dieses Fach seiner Neigung wesentlich zusagte und ein späterer Bedarf der Regeln der dem Künstler so nothwendigen Perspective ihm klar vor Augen lag; theils gereizt durch das schmeichelnde Zutrauen, womit sein im Zeichnen von Figuren weniger geübter Lehrer es gern der geübteren Hand des Schülers überließ, seine architektonischen Zeichnungen mit passenden Figuren zu staffiren; zu gleicher Zeit verband Heideck damit auch das Studium der Landschaft unter der Anleitung des an genanntem Militär-Institute als Professor angestellten Peter Käfer und verschmähte weiterhin nicht, bey einem damals in München anwesenden Schweizer, mit Namen Hauenstein, auch im Gouachemalen Privatunterricht zu nehmen, um neben der Tusch- und Aquarell-Manier ein Darstellungsmittel in Farben mehr inne zu haben, da er bisher dem Erlernen der Oelmalerey den erforderlichen Zeitaufwand noch nicht widmen konnte; was er inzwischen, und vorzüglich im Jahre 1804 in Deckfarben ausführte, waren Zeichnungen, und darunter am liebsten architektonische von pikanter oft mehrfach-contrastirender Beleuchtung.

So trieb es nun Heideck bis zum Jahre 1805, wo ihn der Krieg zum Dienste der Armee forderte. Er verließ die Militärakademie und zog als Lieutenant der Artillerie ins Feld. Hiermit war nun auf einmal seine militärische Laufbahn eröffnet, auf welcher er sich bald durch Wissenschaft und Muth Ehre, Auszeichnung und schnelle Beförderung erwarb. Im Jahre 1806 wohnte er schon als Oberlieutenant dem Feldzug in Preußen bey und stand 1809 gegen Oestreich und Tyrol. Im Jahre 1810 trieb ihn seine Kampflust freywillig nach Spanien und Portugall, wo er bis 1813, jezt in der Eigenschaft eines Hauptmanns, den französischen Feldzügen beywohnte und bey seiner Rückkehr eben recht zur Schlacht bey Hanau kam. Hierauf 1814 zum Major befördert, ging er nach dem ersten Pariser Frieden im Gefolge des damaligen Kronprinzen Ludwig von Baiern nach England, dann später zum Congreß nach Wien und endlich, nachdem 1815 der Friede auf eine dauerhafte Weise wieder hergestellt war, im Herbste des folgenden Jahres als Gränzberichtigungs-Commissär zwischen Baiern und Oestreich nach dem schönen Salzburg.

Während dieser zehen Jahre eines unstäten, geräuschvollen und kriegerischen Lebens wurde Heideck der Kunst keineswegs entfremdet; vielmehr müssen wir gerade diesen Abschnitt seines Lebens für den interessantesten und lehrreichsten seiner künstlerischen Ausbildung halten; denn durch die früheren Verhältnisse bald einem längern, regelmäßigen Schulunterrichte entzogen, ward er gerade in der reiferen Periode seines Lebens ausschließend an die beste Lehrmeisterin — die Natur — angewiesen, von welcher er Wahrheit, Leben und Charakter sich aneignete, die in seinen Werken unverkennbar vorherrschen.

Die Feldzüge, denen er in verschiedenen Ländern und mit und unter verschiedenen Nationen beywohnte, erregten in ihm eine überwiegende Neigung zu Schilderungen von Kriegesscenen und Schlachtgetümmel. Er zeichnete nach der Natur mannichfaltige Attaken und andere Kriegsmomente, worin ihm das Leben bald ernst und in gewaltiger Anstrengung, bald ruhig und in heitern, jovialen Situationen vorkam, mit steter Aufmerksamkeit auf landschaftliche Umgebung und Clima und mit treuer Auffassung der nach Verschiedenheit der Nationen verschiedenen physiognomischen Eigenthümlichkeiten, Costüme und Lebensweisen, worin sie ihm bald einzeln, bald in zusammenhängenden Gruppen so oder anders motivirt erschienen.

Das Studium der Pferde in allen Situationen der Ruhe und Bewegung ergab sich unter diesen Umständen von selbst als nothwendig. Heideck, der hierzu die Gelegenheit jeden Augenblick zur Hand hatte, trieb es bey seinem schnellen und sichern Blick in die Natur mit einem so glücklichen Erfolge, daß auch hierin seine Darstellungen nichts zu wünschen übrig lassen.

Wenn so bisher der Krieg in immer wechselnden Gestalten, den genialen Anlagen unseres Künstlers zu einer sichern und gediegenen Ausbildung einen unendlichen Stoff lehrreich dargeboten hat; so sehen wir ihn jezt später, nach zurückgekehrtem Frieden, in Salzburg seine Studien der einsameren Landschaft zuwenden. Salzburgs herrliche Natur in ihrem unerschöpflichen Reichthum, in ihren grandiosen Formen und imposanten Massen abwechselnd mit romantischen Thälern hatte Heidecks Gemüth bald auch zu friedlicheren Empfindungen gestimmt und seinen regen Geist zu Betrachtungen angezogen. Er sah und fühlte die Natur in der ganzen Fülle ihrer Schönheit, verstand sie in ihren Formen und in der Zufälligkeit ihrer Anordnungen, fertigte viele einzelne Studien nach ihren schönsten Details und bildete sich dadurch einen einfachen und gediegenen Styl in der Landschaft.

Dieß Alles waren jedoch nur Vorstudien zu seinen gegenwärtigen Leistungen in der Oelmalerey. — Von seinen zwischen 1805 bis 1816 theils in Spanien und Portugall, theils später zu Paris, Salzburg und München in Aquarell ausgeführten Zeichnungen erwähnen wir hier nur jener zwölf, welche Heideck aus der Undine von de la Motte Fouqué und anderer zwölf, die er nach Bürgers Gedichten gefertiget hat, und die sich sämmtlich im Besitze ihrer Majestät der verwittweten Königin von Baiern befinden.

(Der Beschluß folgt.)

Das brittische Museum zu London.

(Fortsetzung.)

Das sechste Zimmer ist eine Fortsetzung der langen Gallerie und enthält eine große Anzahl (103 Nummern) bewunderswürdiger Werke in fast allen verschiedenen Zweigen der Sculptur. Wir deuten nur das an, was uns am anziehendsten schien. Unter den Reliefs von Nr. 1 — 14., unter welchen einige sind, deren Figuren fast aus dem Grund heraustreten, zeichnen wir vorzüglich Nr. 12. aus (bacchischer Zug), als die reichste, geistvollste und lebendigste Darstellung. — Nr. 24. Statue eines Satyr's, sehr charakteristisch und seelenvoll.— Nr. 31. ist ein herrlicher Kopf und soll einen der Homerischen Helden darstellen, wie man denn, weil Himmel und Erde in Homer's Gedichten uns entgegentritt, für jede unbekannte Darstellung dort ein Original findet. Unser Kopf sey wessen er wolle, er gehört der besten griechischen Zeit an; erzeugt von dem Geist und Feuer, das den Künstler beseelte. — Nr. 52. ist eine liebliche Statue der Libera, die sehr gut erhalten ist. Sie hält einen Thyrsus über ihrer rechten Schulter und Trauben in der linken Hand; zu ihren Füßen ist ein Panther. — Nr. 57. ist eine kleine Statue, einen Fischer darstellend. Eine Votiv-Statue wird diese nun schwerlich seyn, wie der Verf. der Description ꝛc. und mit ihm sämmtliche Schriftsteller, die über das brittische Museum geschrieben haben, meynen. Sie hat Aehnlichkeit mit der Statue, die früher in der Villa Altieri war, die Visconti *) beschrieben und abgebildet hat, von welcher Winckelmann mehrmals **) spricht und die aus der Villa Altieri an den römischen Bildhauer Vincenzo Pacetti und wahrscheinlich, wie der ehemals pamfilische und borghesische Fischer, auf Menanders verloren gegangene Comödie, der Fischer, Bezug hat. Die Arbeit ist vortrefflich. — Nr. 68. ist eine Gruppe von zwey Windspielen, deren eines dem andern in das Ohr beißt: die Thiere sind ganz Natur. Nr. 72. Cupido. Eine kleine Statue, sehr zart und lieblich gearbeitet, obgleich nicht dem besten Styl angehörend. Drey kleine Statuen (Nr. 71. 74. und 95.) eine Muse, Herkules, beyde auf einem Felsen sitzend, und Jupiter, gehören dagegen zu dem Besten, was wir hier sahen: die Wirkung ist großartig, der Charakter edel und angemessen und die Ausführung meisterhaft.

*) Mus. Pio-Clem. III. p. 72 ff. Hülfst. A, 11.

**) Winck. W. VI. 1, S. 254. VI. 2. S. 316 ff. VII. S. 384. Unsere Statue hat einen runden ledernen Eimer am Arm, der Kopf ist mit einer Schiffermütze bedeckt und ein Delphin dient als Stütze.

Das siebente Zimmer ist ein schmales Viereck und enthält fast nichts, das besondere Erwähnung erfordert.

Das achte und neunte Zimmer zieren die ägyptischen Alterthümer. Die Wunder, welche neuere Entdeckungen hier vor uns aufstellen, haben eine fast peinliche, niederdrückende Wirkung auf die Einbildungskraft, wenn diese sich ganz und ausschließlich darauf richtet. Sie zeigen uns die physische Kraft von Wesen, zu deren Gattung wir gehören, in übermäßiger Größe, ohne in einem verhältnißmäßigen Grade — oder überhaupt in irgend einem Grade — unsere Vorstellung von der intellectuellen Kraft, die damit verbunden ist, zu erheben. Es ist kein Zweifel, daß seit der historischen Zeit keine menschlichen Mittel die Tempel, Gräber, Statuen hervorbringen konnten, vor deren bloßen Trümmern, wie sie z. B. diese unsere Sammlung zeigt, die Seele von einem ehrfurchtvollen Bangen erfüllt wird. Nicht, als wäre die Kunst, dergleichen zu fertigen, verloren, wenn wir die nöthigen Materialien hätten; der Wille eines Einzelnen fehlt, der den Willen Anderer reizen und leiten könnte, ähnliche Werke zu vollenden. Die Lösung mancher Fragen, die sich an diese Betrachtung knüpfen, dem Philosophen überlassend, beschauen wir einige dieser Denkmäler.

Es möchte schwer seyn, in irgend einer Sammlung mit Einem Blick so Vieles und Seltenes überschauen zu können, als in dem neunten Zimmer des brittischen Museums dem Auge sich darbietet. — Den ersten Platz zur Linken des Eingangs nimmt ein Fragment ein (es hat, da es eine neue Erwerbung ist, keine Nummer), das aus einem Granitblocke besteht. Auf der Oberfläche desselben tritt eine Reihe von Figuren hervor, die Hand in Hand mit einander verbunden sind, wie in einem Tanz begriffen. Obgleich nun alle diese Gestalten ganz ohne Ausdruck sind, obgleich die höchste Einförmigkeit allen Schein von Leben und Handlung ausschließt; so kann doch die Arbeit nicht roh genannt werden. Die Figuren liegen auf der Oberfläche, nicht wie Nachahmungen von irgend einem existirenden Dinge, sondern wie Schatten. Es ist nichts Bestimmtes, Ausgeprägtes an ihnen. Sie gleichen sich unter sich, aber nichts Anderm. Kurz, ein großer Steinblock ist vor uns aufgestellt, der durch die Figuren umher zu nichts Anderm wird, als zu einem verzierten Steinblock. Nun ist es nicht unwahrscheinlich, daß diese Wirkung eben beabsichtigt worden ist. Die Kunst mußte in Aegypten religiösen Zwecken dienen, und in dem vorliegenden Beyspiel sollte vielleicht der gewünschte Eindruck ider schattenartiger Formen seyn, die an uns wie in einem Traum vorübergehen.

Wenden wir uns von diesem Werke — zu dem schö-

nen Kopfe des sogenannten jüngern Memnon, *) so werden wir finden, daß auch hier ein etwas ähnlicher Charakter sich wieder finde, so trefflich dieses Werk auch ist. Man kann, in Bezug auf technische Vollendung, nichts schöner Ausgeführtes sehen, als das Gesicht dieses edeln Bruchstückes; aber es ist kein Leben darin, kein Charakter, kein Ausdruck. Es gleicht einer schönen Larve. Es bietet sich hier der eindringendste Beweis, daß die bloßen Züge das menschliche Gesicht nicht ausmachen, wie regelmäßig und vollkommen sie auch seyn mögen. Wir fühlen nicht den geringsten Grad menschlicher Sympathie mit diesem Antlitz, denn es bietet nichts Individualisirtes. Dieses Werk kam durch Belzoni in das brittische Museum, was wir darum bemerken, weil der Katalog dieser Sammlung seines Namens gar nicht gedenkt und Salt und Burckhardt als Ueberbringer desselben angibt, welche nur die Kosten des Ueberbringens trugen.

Diesem schönen Memnonskopfe gegenüber steht ein anderer Kopf von fast gleicher Größe und an Schönheit der Arbeit dem erstern nicht viel nachstehend. Auch er hat denselben charakteristischen Mangel an Charakter. Es ist ein Granitblock, so gehauen, daß er ein menschliches Antlitz vorstellt, aber ohne irgend einen individuellen, selbst ohne den das Geschlecht andeutenden Ausdruck. Der Nationalcharakter ist ausgedrückt; doch nichts weiter. Vielleicht ist nichts, von allem, was man in England, oder selbst in Aegypten gesehen hat, so berechnet, eine wahrere und zu gleicher Zeit günstigere Ansicht von ägyptischer Kunst zu geben, als dieses schöne Bruchstück: denn die Arbeit daran ist vortrefflich; es ist genug erhalten, um ein Urtheil über die Statue im Ganzen zuzulassen: was auf uns gekommen ist, ist so neu und wohlerhalten wie an dem Tag, wo es aus des Künstlers Hand kam, da der Stein nur durch Gewalt oder durch Feuer zerstört werden kann. Das Bruchstück ist noch ohne Nummer und der Katalog gibt keine fernere Auskunft; wenn wir nicht irren, so hat ihn Belzoni in den Jahren 1817 oder 1818 zu Theben gefunden und nahm ihn für den Kopf des Horus an. Die Bedeckung des Kopfes ist eine hohe, mitraförmige Haube; die Höhe vom Halse bis zum Ende der Kopfbedeckung beträgt 10′.

In diesem Zimmer sprechen zunächst zwey Sarkophage an: der eine ist von schöner grüner Breccia und ganz, sowohl innen wie außen, mit Hieroglyphen bedeckt; der andere ist von schwarzem Granit und eben so verziert. Der erste wurde aus der Moschee zu Alexandria, zum heil. Anastasius benannt, gebracht und ist derselbe, über den der verstorbene Dr. Clarke eine eben so gelehrte, als scharfsinnige und geistreiche Abhandlung geschrieben hat, worin er beweisen wollte und nicht ohne viel Wahrscheinlichkeit bewiesen hat, daß wir hier das Grab Alexanders des Großen vor uns sehen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Ueber die Gründe, warum dieses Bruchstück der Kopf (die Brust, die rechte Schulter und ein Stück des rechten Arms sind damit verbunden) des jüngern (auch jungen) Memnon genannt wird und über das Bild überhaupt s. Böttigers Abh. in der Amalthea B. 2. S. 123 ff., wo sich auch eine Abbildung findet.

Denkmal von Waterloo.

Ein Reisender liefert in einem englischen Blatt eine Beschreibung des Denkmals, das die niederländische Regierung auf dem Schlachtfelde von Waterloo aufführen läßt. Obgleich dieses Monument noch nicht beendigt ist, so gewährt es doch schon einen imposanten Anblick. Es ist ein Erdhügel in kegelartiger Form und von ungeheurem Umfange. Die Basis hat 700 Fuß im Durchmesser oder 2160 Fuß im Umfange; sie ist 200 Fuß hoch und der Durchmesser des Kegelkopfs beträgt 100 Fuß; eine doppelte schneckenförmige Treppe führt leicht zum Gipfel hinauf, und auf diesem Wege werden auch die Arbeitsmaterialien hinaufgeschafft. Im Mittelpunkt erhebt sich 60 Fuß über den Hügel ein Pfeiler, der einem Löwen von 12 Fuß Höhe und 21 Fuß Länge zum Fußgestelle dienen soll. Seit 18 Monaten arbeitet man schon an diesem Werke und in sechs Monaten wird es vollendet seyn. Während der ersten 12 Monate waren 2000 Menschen, 600 Pferde und eben so viele Wagen dabey beschäftigt; jezt, wo sich die Arbeiten ihrem Ende nahen, braucht man weniger. Ueberschaut man von oben herab diese Menge Arbeiter, Wagen und Pferde, wie sie in voller Thätigkeit Treppe auf, Treppe ab steigen, so gewährt dieß ein überaus belebtes malerisches Bild.

Berichtigung.

In Betreff der in Nro. 69. des dießjährigen Kunstblatts erwähnten Sammlung von Zeichnungsabdrücken ist es erfreulich versichern zu können, daß der von einem nach Deutschland zurückgekehrten Künstler gefürchtete Mißbrauch, so wie die einem zugleich angedeuteten Architekt beygemessene Theilnahme sich nicht bestätigt habe. Einer mißfälligen Rüge, die uns recht und nothwendig schien, lassen wir diese genauere Bestimmung um so lieber nachfolgen, als auch von dem eigentlichen Unternehmer, einem noch zu Rom lebenden Ornamentisten, fernerhin die Verbreitung schöner und zu solchem Zweck vergünstigter Zeichnungen zu erwarten steht.

Neapel, den 5. Nov. 1825.

G.

Nr. 101.

Kunst-Blatt.

Montag, den 19. December 1825.

Biographische Notizen über Carl Wilhelm v. Heideck, nebst einer Würdigung seiner Kunstleistungen.

Vom Canonicus B. Speth.

(Beschluß.)

Erst im Jahre 1816 begann Heideck die Oelmalerey. Christian v. Mannlich, damals Centralgallerie-Director in München, der unsern Künstler von Jugend auf kannte, war sein erster Lehrer und Führer in der Technik der Malerey und in dem, was den schwierigsten Theil derselben, die malerische Wirkung und das Helldunkel betrifft. Die Fortschritte, welche er alsbald machte und denen immer glänzendere folgten, waren so befriedigend, daß kein Zweifel mehr übrig blieb, er werde bald jede Schwierigkeit überwunden haben. Schienen auch seine ersten Versuche ihn vom Wege der Natur ab und auf den der Manier leiten zu wollen, da er anfänglich, wie dieß häufig zu geschehen pflegt, dem eitlen Effecte zu viel huldigte und seine Gegenstände, statt durch ein natürliches Helldunkel, mehr durch scharfe Gegensätze auseinander zu halten suchte: so folgte er doch bald der besseren Belehrung seines Führers, nach drey bis vier mißlungenen Versuchen selbst einsehend, daß er auf diesem Wege das Ziel seines Kunststrebens je länger desto mehr verfehlen würde. Von jetzt an wandte sich Heideck einer durchaus helleren Behandlungsweise zu und fertigte so während des Zeitraumes von 1816 bis gegen das Ende 1825 eine Zahl von 67 Staffeley-Gemälden, Kriegsscenen und Gefechte, denen er größtentheils selbst beygewohnt, Conversationsstücke und Landschaften von verschiedenen Tags- und Jahreszeiten, theils beschränkte und schroffe Gebirgsgegenden, theils freundliche Ebenen weithin mit flachem Gebirge begränzt, jede mit passender Staffage bald ländlicher, bald militärischer Auftritte. Ferner bewundern wir zwey Gemälde von seiner Hand, wovon jedes das Innere eines Pferdestalles mit einem Schimmel darstellt: in dem einen sitzt ein Alter, der das Geschirr zusammenrichtet, in dem andern liegt ein schlafender Postillon; beyde Bilder sind Meisterwerke und in Beziehung auf Helldunkel unvergleichlich. Von eigenthümlicher Schönheit sind noch seine Landschaften, die er in Spanien nach der Natur aufgenommen hat und worin die Architektur einen wesentlichen Theil ausmacht: dahin gehören die Brücke von Cuenca mit der Ansicht eines Theiles der Stadt und die Wiederholung desselben Gegenstandes mit verlängerter Brücke und erweitertem Vorgrunde; der römische Triumphbogen des Trajan, bey welchem eine spanische Guerilla zu Pferd von französischer Cavallerie verfolgt wird, endlich eine andere Guerilla im Begriffe auszuziehen, im Hofe eines Wirthshauses versammelt, aus welchem ein vertrauter Franziskaner Mönch durch eine Seitenthüre abtreten will.

In allen Gemälden dieses Künstlers bemerkt man eine richtige Zeichnung der Thiere und Figuren, womit er seine Landschaften und sonstigen Gründe sehr passend belebt; jede Gruppe ist gefällig und mit Verstand angeordnet, an schicklicher Stelle angebracht und in Ausdruck und Bewegung ihrer Situation charakteristisch entsprechend. In seinen Landschaften begegnen und unterstützen sich wechselseitig die Luft- und Linienperspective zur täuschenden Wirkung, besonders nehmen sich die Hintergründe bey ihrer Einfachheit nicht selten ernst, großartig und bedeutungsvoll aus. Ueberhaupt gehört Heideck zu jenen wenigen Künstlern, die, Feinde eines überhäuften Details, mit wenigem Vieles zu leisten beabsichtigen. Anfänglich durch Schlachtenzeichnen an Reichthum von Figuren gewöhnt, fand er nachher bald in manchen Compositionen mehrere Figuren als überflüssig beygeordnet, und strich sie daraus hinweg, um durch einfachere Mittel seinen Zweck desto vollständiger zu erreichen. Der Schwierigkeit einer deutlichen Auseinandersetzung weiß er, ohne auf gesuchte Effecte loszugehen, durch ein natürliches Helldunkel zu begegnen, in welchem Schatten und Licht in wohlberechneter Stufenfolge wechseln, während alle Gegenstände, selbst in den tiefsten Schatten, von dem allgemeinen Tageslichte umflossen sind.

Dieser letzteren Behandlungsweise verdanken Heidecks Gemälde ihre durchgängige Klarheit, die er durch

die Leichtigkeit und Durchsichtigkeit seines Farbenauftrags noch bedeutend zu erhöhen weiß. Nicht minder kömmt ihm hierbey auch die seltene Geschicklichkeit zu statten, das gegenseitige Verhältniß der Farben, die Stärke der Töne und den Grad ihrer Abstufung aus ihren Gegensätzen zu einander sehr verständig zu berechnen. Mit diesen Eigenthümlichkeiten verbinden seine Gemälde noch eine warme, durchaus harmonische Färbung, einen geschmackvollen Vortrag und eine fleißige, geistreiche Ausführung.

Außer den Privatcabineten des höchstseligen Maximilian, Königs von Baiern und der Königin Wittwe, der herzoglich Leuchtenbergischen Sammlung und der königlichen Gallerie zu München, erfreut sich auch mancher Liebhaber im In- und Auslande eines schönen Bildes von der Hand dieses Künstlers, das seiner Sammlung gewiß zur wesentlichen Zierde gereicht.

Welche schöne Anlagen auch für das höhere historische Fach unserm Künstler angeboren sind, hat derselbe durch mehrere gelungene Erfindungen bewiesen, die er in Concurrenz mit einigen der geachtetsten Künstler Baierns zu den Transparenten der bey Gelegenheit der Jubelfeyer am 16. Febr. 1824 stattgehabten großen Beleuchtung in München entworfen hat. *) Auch hat er sich in der Frescomalerey mit dem gelungensten Erfolge versucht. Das Viergespann am Wagen des Helios in der königl. Glyptothek ist von ihm bis zur Ueberraschung von Leben und Wahrheit ausgeführt. Nicht minder erfreulich sind seine ersten radirten Blätter, ein Postillon mit einem Pferde; ein stehendes Pferd von vorne genommen neben einem Baumstamme und ein schlafender Hund, alle mit Charakter geistvoll hingeschrieben. Sonst enthält auch noch das 28ste Heft des Münchner Galleriewerkes ein treffliches Blatt nach einem seiner Originalgemälde, welches seine Geschicklichkeit im Lithographiren auf eine glänzende Weise beurkundet.

Heideck, seit dem verflossenen Jahre Oberstlieutenant im königlich bairischen Generalstabe, lebt in München, wo er bisher seine Zeit zwischen den Geschäften seines militärischen Berufes und der Kunst getheilt hat, und, wie wir hoffen, auch ferner noch theilen wird.

Werfen wir nun noch einen kurzen Rückblick auf die Ausbildungsgeschichte unseres Künstlers, so sehen wir, daß derselbe im strengen Sinne nichts weniger als einen durchgeführten, schulgerechten Unterricht erhalten hat, wohl aber, daß er überall durch das Studium der Natur sicher geleitet worden ist. Er verschmähte zwar keinen Unterricht, allein es genügten ihm fast überall nur die ersten Elemente desselben, mehr eine kurze Anleitung, um sich im Zeichnen, Behufs der Darstellung seiner Ideen, eine practische Fertigkeit zu erwerben, als eine strenge systematisch-akademische Lehrmethode, die seinen regen Geist vielleicht zu lange befangen gehalten hätte.

Heideck's Künstler-Individualität ist die glücklichste, seine zur Genialität gesteigerten Anlagen sind die glänzendsten, unterstützt von einer lebendigen Phantasie, und genährt zugleich von einem bedeutenden Umfange andrer Kenntnisse; so daß sein Verstand einerseits das Gebiet der Wissenschaft umfaßt, andrerseits seine Phantasie im Reiche hoher, herrlicher Dichtungen heimisch ist und daraus Leben und Begeisterung schöpft. Bey so eminenten Anlagen ist es räthlich, ja nothwendig, daß der Zögling, ist er einmal im sicheren Besitze schnell erlernter Fertigkeiten, der Schule entwöhnt werde, damit sein Geist sich in freyen Naturbildungen bewege, nur in ihnen seine höchsten Vorbilder erkenne und die höchste Wahrheit, die nur in ihnen ist und nur aus ihnen geschöpft werden kann, damit er selbstständig und in seinen Werken nur sich und der Natur angehörig bleibe.

Auf Heideck's Kunstbildung haben, wie wir gehört, Verhältnisse und Zeitumstände sehr günstig eingewirkt und es ist eine große Frage, ob er auf anderen Wegen und durch andere Mittel das geworden wäre, was er ist. Und so ist und bleibt er uns eine willkommene Bestätigung der Wahrheit dessen, was wir oben als den richtigsten Weg zur Ausbildung genialer Kräfte zur Kunst im strengen Sinne bezeichnet haben, denn nur Genialität in der Erfindung, Anordnung und Belebung, mit praktischer Fertigkeit in der Ausführung, die sich mit jener auf gleicher Stufe der Wahrheit hält, sind es eigentlich, welche den Künstler im strengsten Sinne stempeln, wenn er auch nicht zünftig wird, weil er genöthiget ist, seine Zeit zwischen seiner eigentlichen Berufssphäre und der Kunst zu theilen. Kunstdilettanten mögen forthin diejenigen heißen, die in Ermanglung der Kraft, sich selbstständig zu bewegen, sich gleichwohl über die Schranken der Mittelmäßigkeit mehr oder minder erheben.

Heideck aber reiht sich in jeder Beziehung als ein tüchtiger Künstler im Genre an die besten und ausgezeichnetsten Künstler seines Faches gegenwärtiger Zeit an. Wir sagen absichtlich: er reiht sich an, weil wir nicht gewohnt sind, den Werth eines Künstlers durch Vergleichung seiner Werke mit den Leistungen anderer blos relativ zu bestimmen; sondern gerne nur beachten, was Jeder nach seiner Individualität an und für sich ist, und wie er selbstständig und in erfreulicher Mannichfaltigkeit auf seine Weise die Wahrheit und Natur erstrebt.

*) Von dem gesammten Cyclus dieser historischen Bilder werden wir nächstens in diesen Blättern ausführlicher handeln.

erfaßt und darstellt, in welcher Beziehung auch alle, achtbar und ausgezeichnet, ruhig neben einander bestehen können.

Das brittische Museum zu London.

(Fortsetzung.)

Wir verlassen nun diese Räume des Museums und wenden uns zu der lezten und edelsten Abtheilung, zu der nämlich, welche die Marmorn von Phigalia und vom Parthenon enthält. In diese kunstheiligen Räume tretend fühlen wir, das alles vermieden werden muß, was allgemeinen Reflexionen ähnlich sieht. Die Elgin'schen Marmorn sind von fast allen den bewährtesten praktischen und theoretischen Autoritäten unserer Zeit in allgemeinen Ausdrücken besprochen worden, und dennoch wurde noch nichts ihrem Werth entsprechendes darüber gesagt. Wir wollen daher die Zahl ungenügender oder mißlungener Aussprüche nicht vermehren; allein außer diesem bezweifeln wir, ob etwas über diese Marmorn gesagt werden kann, welches den Eindruck, den sie auf den solcher Eindrücke fähigen hervorbringen, wiedergibt oder erhöht.

Das Gebäude, welches jezt Lord Elgin's und die phigalischen Marmorn enthält, ist blos für den Augenblick. Wenn man die Treppe hinabsteigt, welche aus der großen Gallerie der Sculpturen führt, so sehen wir uns in einer Art von Vorzimmer, an dessen Wänden rund umher eine sehr vollständige und interessante Reihe von Basreliefs aufgestellt ist, welche zwey zusammenhängende Darstellungen in dem Innern der Cella eines dem Apollo Epicurius geweihten Tempels auf einer Anhöhe in der Nähe der alten Phigalia in Arkadien gelegen, bildeten. Die ersten eilf Marmorplatten stellen den Kampf zwischen den Centauren und Lapithen dar; die übrigen den zwischen den Griechen und Amazonen. Diese Sculpturen sind keineswegs von gleichem Werth, noch zeigen sie den höchsten Grad der Kunstvollendung: allein sie sind sämmtlich, selbst die am wenigsten vollendeten, voller Geist und Leben und das Ganze bringt einen Eindruck hervor, dem nichts, was wir in dieser Art besitzen, gleich kömmt, wenn wir die Sculpturen vom Parthenon ausnehmen. Vielleicht können Nr. 5. und 6. als das Beste in der ganzen Reihe ausgezeichnet werden. *) Wir können nicht umhin zu gedenken, daß diese Sculpturen und der Tempel, denen sie angehörten, (Bruchstücke verschiedener Theile desselben sind in dem genannten Zimmer aufgestellt) dadurch ein besonderes Interesse gewinnen, daß die Kunstgeschichte uns den Architekten nennt, welcher den Tempel erbaut hat. Pausanias hat diesen Tempel eigens geschildert und sagt uns, daß derselbe Iktinus, der das Parthenon gebaut, ihn errichtet habe. *)

Dieses Gemach enthält noch einige andere anziehende Gegenstände, welche für den Beschauer nicht ohne Interesse seyn werden. Dahin gehört ohne Frage vorzugsweise die schöne Carpatide, eine architektonische Statue (Nr. 42.), eine der sechs Bildsäulen, welche als Träger in dem kleinen Tempel zu Athen, das Pandroseum genannt, dienten. — Obgleich wir uns freuen zu dürfen glauben, daß Lord Elgin alle die herrlichen Werke dem Verderben entrissen hat, so ist doch nicht zu läugnen, daß die Gründe, welche das Verfahren im Allgemeinen rechtfertigen und vertheidigen, besonders in Bezug auf die Gegenstände, welche vom Parthenon kommen, keineswegs auf die Statue vor uns angewendet werden können. Diese war nur da, wo sie stand, an ihrer Stelle und es war kein Grund zu fürchten, daß sie die Stelle verlieren würde: denn die Athener selbst sahen auf diese sechs Schwestern mit einer Art abergläubischer Ehrfurcht. In der That zeugte es von eben so großer Unsicherheit des Geschmacks und von Mangel an moralischem Gefühl, gerade diese Statue von dem Platz wegzubringen, wohin die Hand des Bildhauers sie gestellt hatte, wie das Gleiche dem Dr. Clarke vorzuwerfen ist, der die berühmte, nun zu Cambridge aufgestellte Statüe der Ceres ihrer Heimath entriß, troz der Thränen, Bitten und Verwünschungen der dortigen Landleute, welche auf diese Ceres, wie auf den vorzüglichsten Gegenstand ihrer Hoffnungen und Gebete blickten. — Der schöne kleine Tempel, von dessen Façade diese Statue genommen ward, ist, diese unglückliche Schmach abgerechnet, fast vollkommen erhalten: wir möchten fast wünschen, die griechische Regierung benütze, sobald anderseitige Interessen es erlauben, eine günstige Gelegenheit, diesen verlornen Schatz wieder an seine Stelle zu bringen; denn ein Schatz ist diese Statue in Bezug auf die Stelle, woher sie kam und wohin sie gehört; im brittischen Museum ist sie vergleichungsweise von geringem Werth, da dasselbe Gegenstände von weit vollendeterem Kunstcharakter enthält.

Das einzige, was wir in diesem Zimmer noch auszeichnen müssen, sind einige Säulen, Kapitäle u. s. w. von mehrern der berühmtesten Tempel des Alterthums.

---

*) Vergl. die Abbildungen von Wagner und die, welche Meyer (Heft 3. Nr. 17.) gegeben.

*) Arcad. 41, 5. Wo Meyer in seiner Kunstgeschichte von diesem Iktinus spricht, citirt er den griechischen Reisebeschreiber falsch. Man lese Bd. I. S. 260 lezte Zeile, statt Cap. 42, Cap. 41. und S. 148. wo von der bronzenen Statue des Apollo Epicurius die Rede ist, statt Cap. 42, Cap. 30, 2.

Erwähnung verdienen hier besonders Nr. 44. — 47. Das bemerkenswertheste derselben ist ein im reinsten Geschmack verziertes jonisches Kapital vom Portikus des Erechteum.

Wir betreten nun das fünfzehnte Zimmer, oder vielmehr den lezten Saal der Gallerie, welcher die Marmorn vom Parthenon enthält. Stellen wir uns sogleich vor das schönste Bruchstück, das die Zeit und die Türken aus den herrlichen Ruinen des Parthenons auf uns kommen ließen — vor Theseus, wie man das fragliche Werk (Nr. 71.) gewöhnlich nennt. Die Figur hat weder Hände noch Füße; die ganze Oberfläche des Kopfes und Gesichtes wurde dadurch zerstört, daß sie dem Wetter ausgesezt war. Dessen ungeachtet aber möchten wir jeden Beschauer bitten, das Bild von jedem Gesichtspunkt aus zu betrachten und uns dann zu sagen, ob es möglich ist, vor demselben zu stehen oder sich es später auch nur zu vergegenwärtigen, ohne ein Gefühl von Staunen und Freude, wie es kein anderer äußerer Gegenstand einzuflößen vermag. Es ist hier eine leichte, aber würdevolle Erhabenheit des Charakters, welche von diesem edeln Werke als einem Ganzen auszugehen scheint, verbunden mit einer absoluten Wahrheit, Reinheit und Einfachheit in allen den verschiedenen Einzelnheiten, wie vielleicht in keiner vorhandenen Statue mehr zu finden. Und doch ist dieß nur Eine von der unzähligen Mannichfaltigkeit von Figuren, die alle in einem entsprechenden, wenn auch nicht durchaus gleichen Grad der Vortrefflichkeit gearbeitet, und sämmtlich blos die äußeren Verzierungen eines öffentlichen Gebäudes bildend in der Entfernung von 40 bis 50 Fuß vom Auge des Beschauers aufgestellt waren.

Dem Theseus steht an Werth und Schönheit zunächst ein Bruchstück (Nr. 70.), das vor ungefähr anderthalb Jahrhunderten in dem westlichen Giebel des Tempels stand, aber verschwunden und für verloren angesehen war, bis Lord Elgin es in einem Hause fand, welches an jene Stelle angebaut war; er kaufte das Haus und ließ an dem Platze nachgraben, wo das Bild herabgefallen seyn mußte. Das Bruchstück trägt den Namen Ilissus. Die eigenthümliche Stellung dieser Figur — ein angestrengtes Erheben vom Boden, wo sie liegt — nimmt ihr etwas von der Wirkung, welche Theseus auf die größere Zahl der Beschauer macht. Vielleicht aber erhebt diese Stellung den Werth der Statue als vollendeten Kunstwerkes, weil es in hohem Grade für die Kenntniß und Geschicklichkeit spricht, welche jene Kunstvollendung erfordert. Auch ist diese Figur verstümmelter als Theseus. Dennoch muß dieser Ilissus als eines der erstaunenswerthesten, ja, als eines der anziehendsten und effectreichsten Werke der Kunst betrachtet werden. Der geschickteste Anatom wird in der ganzen Lage des Körpers, dessen Schwere auf der einen Hand und dem Arme ruht, von keinem Gesichtspunkte aus, einen einzigen Fehler im Detail entdecken können: — wir sehen hier den höchsten Grad der Vereinigung von Natur und Kunst.

(Der Beschluß folgt.)

Carlsruhe, den 26. November 1825.

Vorgestern starb hier der Kriegsrath Hauer, ein Mann, der sich durch Kenntniß, seltene Rechtlichkeit und warme Kunstliebe auszeichnete, und sich in der lezten Zeit seines Lebens, mit glücklichen Versuchen im Lithographiren beschäftigte. Seine Porträte (von Thorwaldsen, J. G. Schlosser, Feodor, dem Medailleur Bückle, Posselt, rc.) haben richtige Zeichnung und Aehnlichkeit. — Im Lokale der hiesigen Kunstfreunde sind gegenwärtig fünf italienische Veduten von Strak in Oldenburg ausgestellt. Im Ganzen mußten wir den Ton darin tadeln, der zu sehr ins Rosenfarbene fällt; aber die Fernen sind gut behandelt, die Perspective ist wohl verstanden, der Pinsel leicht und keck, nur zeigt sich ein zu sichtbares Streben nach Effect.

Haldenwang wird nun seine dritte Landschaft nach Claude nächstens beendigt haben, und dann rasch an die vierte und lezte gehen. Auch der Aetna von Frommel dürfte bald erscheinen. Zu beyde Blätter hat Reindel die Figuren gestochen.

Von einem bedeutenden lithographischen Werke, die Alterthümer des Großherzogthums Baden, ist ein Probeheft erschienen, welches hauptsächlich Architektur enthält. Der Zeichner ist Hr. Bergmann in Konstanz, und das Unternehmen verdient Unterstützung, zumal da der Preis höchst gering ist, und die Abbildungen getreu sind.

Hr. Baron v. Röder aus Offenburg, der sich aus bloßer Neigung, aber mit dem schönsten Erfolg der Malerey widmet, und dessen Bilder so viel Gefühl, Ueberlegung und Geschick für's Technische zeigen, ist nach Rom abgegangen, und wird auf längere Zeit dort verweilen.

—ber.

Ehrenbezeigung.

Hr. Landschaftmaler, Fr. Helmsdorf, ist von der königlich-preußischen Akademie der schönen Künste zu Berlin im Lauf des Sommers 1825 zu ihrem ordentlichen Mitglied ernannt worden.

Nr. 102.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 22. December 1825.

Neue Kunstsachen.

Gruppen des Lebens, mit Arabesken von E. Lamoral, erklärt von J. E. Wargentin. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1825. gr. 8. Preis mit Golddruck 3 fl., schwarz 2 fl.

Die sechs herrlichen Gruppen, welche man hier sinnig zusammengestellt findet, sind aus den Fensterbogen der Sixtinischen Kapelle entlehnt, wo sie den Tafeln aus dem Geschlechtsregister Christi zur symbolischen Einfassung dienen, der Zeichner hat die Bilder mit geschmackvollen Arabesken umgeben, welche zugleich eine Deutung derselben enthalten, die aus den begleitenden Worten des Dichters noch klarer und lebendiger hervortritt, und in der That kann nur das poetische Gemüth die Tiefe eines Kunstwerks ganz ermessen. Die Idee, welche dem ganzen Cyclus unterliegt, spricht sich in folgenden schönen Schlußworten aus:

Ein leichter Hauch von jenes Meisters Leben,
Der — mächtig, groß, — der Anmuth doch gedacht,
Wird, von des Freundes Kränzen hier umgeben,
Dem heiteren, dem tiefern Sinn gebracht.
Es hat der Dichter, liebend aufgeregt,
Auf ihrer leichten, zauberischen Flucht
Die Geister der Gestalten, leicht bewegt,
Andeutend euch zu nähern, scheu versucht.
Das Alte bringt er: doch es ist das Neue,
Und lebet neu durch alle Zeiten fort!
Ihr wißt es: Vaterlieb' und Muttertreue
Ist ewig frisch, ein ewig neues Wort.

Betrachtet man nun diese innerlich genau verbundenen Gruppen nach ihrer Folge, so sieht man auch hier, wie der gewaltige Buonarotti mit Vorliebe das plastische Prinzip festgehalten, und fast überall, statt des bewegten Lebensstroms, den ruhigen, hellen Spiegel desselben darstellt, der in die Tiefe blicken läßt, und zugleich das Bild der Umgebung zurückwirft. Das Großartige in den Formen des alten Florentiners und in seinem Styl überhaupt erscheint jedoch in den vorliegenden Nachbildungen keineswegs schroff und von Anmuth entblößt; aber seine Grazie ist weder absichtlich noch eingelernt, sondern natürlich und wesentlich: sie liegt in seinen Umrissen, in der partiellen und Totalanordnung seiner Gruppen, in der schönen Ruhe jeder Gestalt.

Dem Zeichner (Lamoral) gebührt das Lob, sein Original begriffen und gefühlt zu haben, und wenn gleich kein Künstler durch Zurückführung auf kleine Dimensionen, im ganzen mehr verliert als Michel Angelo, so möchten wir doch beynahe behaupten, daß er dabey in andrer Hinsicht, wieder gewinne, nämlich an Rundung und sanften Uebergängen. Die Arabesken sind geistreich erfunden und schließen die einzelnen Bilder trefflich ein und ab. Die jeder Gruppe beygegebenen Verse eröffnen das innere Verständniß des Künstlers, und rufen zugleich, in mannichfachen rythmischen Formen, die Stimmung hervor, welche zur Betrachtung eines Kunstwerks erforderlich ist. Nur das lezte Bild scheint uns eine einfachere, näher liegende Deutung zuzulassen. Wir nämlich erblicken in den beyden Alten, von denen eine den Knaben auf dem Schooße stehen hat, keineswegs das Spiel des Lebens überhaupt, sondern die Rückkehr des Alters zur Kindheit (nicht zum Kindisch werden!). Der Jüngling und der Mann schauen unruhig vorwärts, wo der Strom des Lebens sich in neblichter Ferne verliert; aber der Greis wendet das Auge wieder sehnsuchtsvoll zurück nach dem stillen, ewig frischen Quelle desselben. Sein Daseyn erblüht nun im Knaben, der mit seinen Locken spielt.

Das äußere dieses Büchleins ist gar wohlgefällig; das Papier schön, der Druck der Zeichnungen sowohl als des Textes elegant (in unserm Exemplar sind beyde mit Goldfarbe gedruckt) und wir möchten diese sinnigen, anziehenden Lebensgruppen, besonders als Geschenk für Frauen anempfehlen. Die unter ihnen, welchen die Kunst nicht fremd ist, würden einen schönen Genuß darin finden, andre aber, mit Ueberraschung, dazu hingezogen werden. Gerade der allgemeine Sinn fehlt uns noch,

und das Moderne, Alltägliche, was jezt so häufig durch Stecherkunst und Lithographik in Umlauf gesezt wird, kann nur von Nachtheil seyn. Für die Gesammtbildung sind aber die zeichnenden Künste um so nothwendiger in unserer Zeit, je mehr diese sich zum Formlosen hinneigt, und vom klaren Anschauen der Natur entfernt.

—ber.

Das brittische Museum zu London.

(Beschluß.)

An diese beyden Kunstwerke reiht sich, dem innern Werthe nach, die Gruppe der beyden weiblichen Figuren, wo eine der andern in dem Schooße liegt, links, wenn man in den Saal tritt (Nr. 63), welche gewöhnlich für Parzen angesehen werden; die sitzende Figur Nr. 67. soll die Dreyzahl der Schwestern ergänzen. Die edle Draperie, welche diese Gestalten fast ganz bedeckt, verdient ganz die Aufmerksamkeit und Bewunderung, welche man ihr geweiht hat. *) Die einfache, strenge Größe, welche in diesen Fragmenten vorherrscht, konnte ihnen die Zeit und die Barbarey, deren Spuren sie tragen, nicht nehmen. Zur Rechten ist eine ähnliche Gruppe, Ceres und Proserpina genannt, beyde auf niedern Sitzen mit Kissen ruhend und von hoher, außerordentlicher Vortrefflichkeit. Eben so verdient ein anderes Bruchstück mit Draperien Auszeichnung, wegen der Leichtigkeit der Bewegung, welche die Anordnung der Gewänder andeutet, (Nr. 74.). Es soll die Iris darstellen und zu den Bildern auf dem östlichen Giebel des Tempels, von dem es genommen, gehört haben. — Der mit wunderbarem Leben begabte Pferdskopf Nr. 68.) ist bereits vielfach besprochen.

Wenden wir uns nun zu den andern Theilen dieser Sculpturen, welche das innere Fries dieses Tempels über der ihn umgebenden Colonnade schmückten und welche ein fortlaufendes Gemälde in Halbrelief um die ganze Runde des obern Theiles der Mauer bildet, die sich unmittelbar an diese Colonnade anschloß. Die Metopen — fünfzehn an der Zahl — sind hier auf beyden Seiten der Wände in der Höhe angebracht, das Ganze in höchst unvollkommenem Zustand; die Oberfläche des Marmors ist fast ganz abgelöst und so kömmt nicht sowohl die Schönheit der Formen im Einzelnen als das Künstlerische der Erfindung und Zusammenstellung des Ganzen bey dem Kunstkenner in Betracht, obgleich das Vortreffliche der Arbeit sich auch in dem zertrümmerten Zustande noch häufig herausstellt: es ist nicht Eine dieser Metopen, welche nicht von dem Charakter der Zeit, in welcher sie geschaffen seyn müssen, und des Mannes, der als erhabener Künstler gewaltig über seine und alle Zeiten hervorragt, Zeugniß gäbe. *) Nr. 9. ist am besten erhalten, obgleich es an Kunstwerth den andern nachsteht. Nichts gleicht in der Kunstgeschichte der wundervollen Erfindung, welche zwey und neunzig dieser Gruppen hervorbringen konnte, deren jede Einen Centaur und eine lapithische Jungfrau im Kampf darstellt und wo jede Gruppe so gänzlich von den andern übrigen verschieden ist, daß alle in demselben Tempel aufgestellt werden konnten.

Es bleibt uns noch zu sprechen von den halb erhobenen Arbeiten am Fries um die Cella des Tempels. Ein beträchtlicher und schätzenswerther Theil ist davon gerettet worden, nämlich gegen fünfzig Platten, von denen mehrere fast vollkommen erhalten sind und ohne Frage das Herrlichste genannt werden dürfen, was wir an Kunsterzeugnissen dieser Art aufzuweisen haben. Als das Louvre in seinem höchsten Glanze war, machte eine einzige dieser Platten, welche diese reiche Sammlung besaß, den Stolz derselben aus, obgleich sie sich mit den bessern in dem brittischen Museum nicht vergleichen lassen kann. Es kann in Bezug auf die beabsichtigte Wirkung nichts schöneres gedacht werden, als der größere Theil dieses Frieses. Ruhe, Ernst, Anmuth, Bedeutung, und der reine, klassische Styl machen diese Werke der anbetungsgleichen Verehrung werth, deren sie genießen und welche Phidias als Urheber derselben zu nennen, sich mit Recht veranlaßt glaubte.

Die zwey ersten Stücke sind sehr verderbt und bestehen aus bekleideten Frauengestalten, einer Gruppe entgegen ziehend, die der Mittelpunkt des Ganzen gewesen zu seyn scheint und gegen welche sich der Festzug von der Rechten, wie von der Linken wendete. Diese Gruppe besteht, der Annahme nach, aus mehreren Gottheiten und vergötterten Helden. Die Stellung einer der Figuren, als Gottheit betrachtet, ist nicht im geringsten beachtenswerth. Sie ist sitzend, mit einem erhobenen Kniee dargestellt und so zu sagen zwischen ihre verschlungenen Finger eingezwängt, den süßen Müssiggang freylich sehr charakteristisch ausdrückend.— Von Nr. 18 — 22. sehen wir drapirte Figuren, Opfergeschenke u. s. w. tragend und in sehr unvollkommenem Zustande. — Von Nr. 23. an bis Nr. 33., die ganze linke Seite des Saales hinab, sehen wir Pferde mit Reitern und Wagenführer. Dieser Theil des Frieses (von Nr. 25 bis 30.) ist ohne Frage der bewunderswertheste, nicht allein weil diese Platten ver-

*) S. unter andern Meyer's Kunstgeschichte Theil 1. S. 285.

*) Vergl. Meyer Kunstgesch. B. I. S. 286.

gleichungsweise gut erhalten sind, sondern wegen der Mannichfaltigkeit und Eleganz der Composition und dem staunen erregenden Leben, Geist und Wahrheit der Ausführung. Von Nr. 25. bis zu dem Ende des Saales wächst der innere Werth und das Interesse der Darstellungen stufenweise, und wir finden zulezt, daß es kaum eine Stellung oder Bewegung eines vollkommenen Reiters geben kann, der wir nicht hier begegnen. Das Ganze scheint sich zu drängen und zu treiben mit der vollen Wirkung belebter und bewegter Gestalten. — An der Ecke der linken Saalseite stoßen wir jedoch auf einen Punkt in der Darstellung, den wir nicht übersehen dürfen, obgleich desselben schon mehrfach gedacht worden ist.*) Wir reden von der plump fehlerhaften Ausführung der vier Füße eines dort dargestellten Pferdes. Es ist merkwürdig, dieses, von einer ungeschickten Hand gefertigte Werk in der Mitte von Gegenständen zu sehen, welche eine fast mehr als menschliche Geschicklichkeit erzeugt zu haben scheint. Mit Nr. 33. wendet sich die Reihenfolge der Platten um die Ecke und dann auf der entgegengesezten Seite des Saales hinauf; alle diese Arbeiten haben sehr gelitten, bis gegen das äußerste Ende, wo die Opfer u. s. w. beginnen; diese leztern Werke sind von nicht so vorzüglicher Arbeit, wie die Reliefs zur linken Hand.

Die einzelnen Theile des menschlichen Körpers, welche auf einem kleinen Mauervorsprung an der linken Seite des Saales liegen, können als Studien angesehen werden (sie wurden der Gottheit als Geschenke für die Heilung von Krankheiten dargebracht); es zeichnen sich einige derselben durch vorzüglichen Fleiß in der Ausführung aus.

Adrian.

*) Am bestimmtesten in einem vor kurzer Zeit erschienenen Werk: „Lettres on England" betitelt, dessen Verfasser mit Geist und Umsicht die Kunst in England bespricht.

Die Altstädter Kirche zu Königsberg.

Die Altstädter Kirche zu Königsberg in Preußen hat drey gleich hohe Schiffe und ist ein längliches Viereck. In dem Gewölbe tritt die Zerstörung späterer Zeiten deutlich hervor, indem nur der hintere Theil des Gewölbes, beym hohen Chore, aus alten Zeiten herstammt; drey Felder des alten Gewölbes sind im Hauptschiffe, zwey in den Seitenschiffen. Die neuen sind im Spitzbogen und zusammengesezt gewölbt, die alten dagegen sind von einer überaus zusammengesezten und der Beschreibung zu verwickelten Bildung, so daß hier nur eine Zeichnung erklärend eintreten kann, die von einem kunstfertigen Königsberger wohl nicht vergeblich gewünscht werden wird. Die Wölbung ist in bunte kleine Fächer getheilt, mit stark hervorragenden Rippen; diese paar Worte allein müssen hier genügen. Die Durchschläge sind im Spitzbogen, darüber aber ist ein runder Bogen. An den Seiten stehen die Rippen des Gewölbes oben auf niedergehenden Halbsäulen, beym Altare haben die Säulen mit denen Aehnlichkeit, welche sich in der Frauenburger Stadtkirche finden. An andern Stellen finden sich kleine Kragsteine, worauf die Rippen gesezt sind. Sechs Pfeiler tragen auf jeder Seite das Gewölbe.

Unter den Gemälden ist auszuzeichnen das Grabmal der Elisabeth Sten vom Jahre 1678. Der Leichnam Christi beweint von Magdalena und mehrere gegenwärtigen Personen; ein gutes Bild.

Der Hochaltar ist außen gemalt, aus dem 17ten Jahrhundert; Christus am Kreuze zwischen den Schächern, unten Maria, Johannes und Maria Magdalena, viele Personen stehen noch rundum. Unten findet sich das Abendmal und eine undeutliche Vorstellung. Innen ist der Altar geschnizt: Christus am Kreuz, neben ihm die Schächer. Eben wird ihm der Schwamm mit dem Gallenwein gereicht, unter dem Kreuze zur Seite würfeln die Königsknechte um die Kleider des Heilandes; Maria, Johannes und Magdalena fehlen nicht. Es ist ein sehr reiches Schnitzwerk. Auf dem Altarflügel links erscheint Christus auf dem Oelberge, darunter ist die Geisselung, in einem erhöhten Fenster dabey wäscht Pilatus seine Hände. Auf dem Flügel rechts ist Caiphas, der sein Kleid zerreißt und darunter die Ausführung Christi zum Tode, der unter dem Kreuze niedergesunken. Außerdem noch am Altare die Darstellung der Auferstehung. In Schnitzwerk ist auch noch auf einer Seite zu sehen, links, wie Moses die Feyer des Osterlammes einsezt, rechts, wie Christus mit seinen Jüngern zum Leztenmale zusammenspeiset. Das Ganze ist reich vergoldet, aber in der Arbeit ist das Schnitzwerk sehr verschieden: einiges gut, anderes unbedeutend, ja manches sogar eckigt und schlecht. Alles zeigt, daß, troz der reichen Vergoldung, doch das Ganze nicht mehr aus der guten Zeit ist. An den Thüren nach innen zu ist auf jeder Seite noch eine große Säule mit Schnitzwerk. Ganz oben über den Altartafeln tritt wiederum vieles Schnitzwerk ein, welches, seinem Orte zufolge, ganz frey steht. Zuerst die vier Evangelisten mit ihren Zeichen, welche in ihrer Mitte Joseph und Maria haben, die anbetend vor dem neugeborenen Christkinde stehen; zwey Hirten kommen zu gleichem Zwecke herbey. Rechts ist die Verkündigung und links die Himmelfahrt Christi und in der Mitte darüber das Lamm Christi, von einer Menge Engel umgeben. Das Ganze macht sich von ferne gesehen sehr gut.

An den Rathsstühlen sind die vier Evangelisten mit ihren Sinnbildern geschnizt zu sehen, aber nur die Köpfe

zünd voll geschnitzt, der andere Theil des Körpers ist nur halb; jeder hat ein Buch. Eine gute Arbeit. (Nach Aufzeichnungen, die schon vor einigen Jahren gemacht wurden).

Bg.

Berlin.

Das neuerbaute Potsdamer Thor.

Der Plan zur ganzen Bauanlage des neuen Thors, vom königl. geh. Oberbaurath Schinkel entworfen, und vom königl. Baurath Rittmeister Krahmer bearbeitet, ist unter specieller Leitung des Lezteren binnen Jahresfrist ausgeführt worden. Die Architektur der dazu gehörigen zwey Gebäude, und der mit denselben in Verbindung stehenden Stadtmauer, ist im alt-dorischen Styl: zwey gegenüberstehende tempelartige Gebäude mit einer Säulenvorhalle. Das eigentliche Thor wird von einem, ungefähr 200 Fuß langen, und etwa 12 bis 13 Fuß hohen Gitter gebildet; die geschmackvolle, und mit der hohen Einfachheit des ganzen harmonirende Zeichnung, so wie die Anordnung der durchdachten, sehr soliden, und dem Beschauer ganz besonders leicht sich darstellenden Construction desselben, rührt vom Baurath Krahmer her; dieß Gitter ist in der hiesigen königl. Eisengießerey gegossen, und vom Mechanikus Hummel aufgestellt worden. Neben dem Hauptthore für Fahrende sind für Fußgänger zwey Durchgänge angebracht, zu denen über den schönen Platz neu angelegte Trottoirs führen, welche auch außerhalb der Stadtmauer fortgesezt sind, so daß man jezt trockenen Fußes in den Thiergarten gelangen kann.

Der Leipziger Platz ist jezt in einen herrlichen Garten umgeschaffen. Vom Ende der Leipziger Straße bis zum Thore laufen an beyden Seiten des Fahrwegs breite Trottoirs; die Plätze rechts und links aber sind mit einem gewiß mehrere 1000 Fuß langen, eisernen Gitter von 5 Fuß Höhe umgeben, mit Rosen belegt, und mit Bäumen und Strauchwerk bepflanzt, und sollen im nächsten Frühjahre noch mit mehreren Blumenpartien geschmückt werden.

Auf den acht Ecken des umgitterten Gartenplatzes stehen Statuen, die zur Beleuchtung desselben als Laternenträger dienen sollen. Wahrscheinlich werden hier Argandsche Lampen gewählt werden, da deren Zweckmäßigkeit bey Straßenerleuchtung sich aus der Charlottenburger Chaussée, wo sie durch den gedachten Hrn. Krahmer vor mehreren Jahren eingeführt worden, vollkommen bewährt hat.

Rom.

Se. päpstliche Heiligkeit haben, mittelst eigenhändigen Schreibens vom 18. Sept. an den Cardinal Staatssekretär della Sommaglia, Präsidenten der Spezial-Commission zum Wiederaufbau der St. Paulskirche, die handschriftlichen Anordnungen Behufs der Ausführung dieses Werks erlassen. Se. Heiligkeit sind durch die, sowohl bereits eingegangenen, als verheißenen freygebigen Beyträge vom Auslande in den Stand gesezt worden, die Gränzen dieses Werkes, auf die man sich nothwendig hätte beschränken müssen, wenn die Ausführung ihren eigenen Mitteln überlassen geblieben wäre, zu erweitern, und hoffen nun den Tempel des Apostels der Völker unter Beystand des Himmels binnen wenigen Jahren in seiner alten Majestät zur Verherrlichung der Religion und zur Zierde der Hauptstadt der katholischen Christenheit, wieder aus seiner Asche emporsteigen zu sehen. Der heil. Vater ertheilte dem Cardinal-Präsidenten die Vollmacht, mit dem Generalschatzmeister die Verabredung zu treffen, damit in dem Ueberschlag der jährlichen Staatsausgaben die höchst mögliche Summe, worauf sich das Aerarium bey der gegenwärtigen Menge der Ausgaben einlassen kann, für diesen Bau ausgeworfen werde, welche jährliche Summe jedoch nicht unter 50,000 Scudi seyn darf. Die übrigen Bestimmungen betreffen vorzüglich die erforderlichen Maaßregeln, damit die eingehenden Beyträge gewissenhaft zu dem bestimmten Zwecke verwendet werden, zu welchem Behufe auch eine aus Kardinälen und Prälaten verschiedener Nationen bestehende Commission niedergesezt worden ist. (Allg. Zeit. 25. Oct. 1825.)

Paris.

Der Bildhauer David hat eine Statue Fénélon's vollendet, die auf den Sarkophag desselben in der Kathedralkirche zu Cambray zu stehen kommen soll; sie wird in wenigen Tagen dahin abgehen, und das Monument soll am 7. Jan. 1826 als am Todestag Fénélon's, eingeweiht werden. Die ausgezeichnetsten Mitglieder der Akademie der schönen Künste haben dem Bildhauer großes Lob über seine Arbeit ertheilt. —

Man ist mit dem Druck der Kataloge über die Sammlung des verstorbenen Denon beschäftigt. Hr. Dubois besorgt das Verzeichniß der Alterthümer und Curiositäten, Hr. Pérignon das der Gemälde und Zeichnungen, Hr. Duchesne der Aeltere, das der Kupferstiche.

Nr. 103.

Kunst-Blatt.

Montag, den 26. December 1825.

Ueber einen besondern Typus in Darstellung des Auges, bey mehreren alten Malern.

Den Freunden der Kunst ist das Werk nicht unbekannt, welches Hrn. Ternite im Verein mit Hrn. Aug. Wilh. Schlegel, über die Krönung der Jungfrau Maria von Giovanni de Fiesole, dem seine Zeitgenossen den Beynamen Angelico gaben, verdankt wird. *) Es sind ihnen die treuen Durchzeichnungen der einzelnen Köpfe erinnerlich, deren ganz eigenthümliche Schönheit die von Schlegel angezogene Stelle des Vasari vollkommen bewahrheitet, und es wird ihnen hoffentlich gegenwärtig seyn, auf welche wunderbare Weise diese Züge, oft von der sonstigen Art des Menschenantlitzes sich wesentlich entfernend, doch eine Reinheit und Verklärung athmen, die jene scheinbar eigenmächtigen Abweichungen nicht nur unbedingt zu rechtfertigen, sondern zugleich von der hohen Einfachheit und Innigkeit jenes Künstlers selbst sprechendes Zeugniß abzugeben vermögen.

Es waren die Tafeln dieses Werkes, bey deren ernster Betrachtung es mir einmal plötzlich sonderbar auffiel, wie doch dieser Künstler gerade dem edelsten geistigsten Organe des Antlitzes, dem Auge, an den Köpfen seiner Engel, seiner Maria, seines Christus einen Typus aufgeprägt habe, welcher dem Typus des Auges, wie man ihn auf Menschengesichtern zu sehen gewohnt ist, allerdings fremd erscheint. **) Nicht allein daß mit ungewöhnlich reiner Wölbung die obere und untere Abrundung des ganzen Auges angegeben wird, so daß ein fast reiner Cirkelbogen im untern und obern Augenliede das Auge gegen die obere und untere Augenhöhlenwand begränzt, nicht genug, daß eine reine einfache Spaltung der Augenlieder das Auge mäßig öffnet, ohne doch in den Augenliedern, die Falten sichtbar zu machen, welche in der Wirklichkeit bey solcher Haltung hier immer sich bilden, so zeigt insbesondere der farbige Kreis der vordern Augenfläche, die Iris, oder das, was man insgemein mit dem Namen des Augapfels zu belegen pflegt (obwohl dieser Name eigentlich nur der gesammten Sphäre des Auges, dem bulbus oculi, gegeben werden sollte) sich in einer Kleinheit, welche man auf den ersten Blick, vielleicht für eine Verzeichnung halten möchte, wovon man sich indeß bald gestehen muß, daß eine solche Zeichnung, anstatt die Gestalt des Auges unschön darzustellen, vielmehr dem Auge, ja dem ganzen Antlitz, einen eigenthümlichen überirdischen, geistigen Ausdruck zu geben wesentlich beyträgt.

Diese Bemerkung, welche hier so unwillkürlich sich mir aufdrängte, erinnerte mich übrigens an mehrere alte Gemälde, wie sie mir sonst wohl zu Mayland, Stuttgart und Berlin vorgekommen waren, und es schwebte mir vor, dort an mehreren Bildern ähnliche Zeichnung des Auges, vielleicht zum Theil nach Fiesole's Vorgang gesehen zu haben.

Mich, den bey vieljähriger Beschäftigung mit vergleichender Anatomie, immer die Geschichte der verschiedenen Formen des Nervensystems und der Sinneswerkzeuge besonders angezogen hatte, regte wiederholte Beschauung dieser Tafeln zu tieferem Nachdenken an, und

*) Mariä Krönung und die Wunder des heil. Dominicus nach Joh. v. Fiesole in XV. Blättern gezeichnet von W. Ternite. nebst einer Nachricht vom Leben des Meisters und Erklärung des Gemäldes von A. W. Schlegel. Paris 1817. Fol.

**) Schon Hr. A. W. Schlegel macht auf die Eigenthümlichkeit in Darstellung des Auges aufmerksam, ohne jedoch gerade das zu beachten, was mir, ohne daß ich noch seine Bemerkung gelesen hatte, aufgefallen war. Seine Worte sind. S. 16: — „Die Augen sind immer beseelt und von großer Kraft, aber nicht immer richtig gezeichnet; der Augenstern erscheint an Profilköpfen mit einer breitern Rundung als er billig haben sollte. Hüten wir uns jedoch, dieses sofort der Unkunde des Malers beyzumessen. Wir könnten vortreffliche geschnittene Steine aus der Zeit der ersten römischen Kaiser anführen, woran sich derselbe Fehler, oder wenn man lieber will, dieselbe Licenz in Abbildung des Auges bemerkbar macht. Es ist als ob Joh. v. Fiesole sich nicht gern entschlossen habe, den Augenstern in der Verkürzung zu malen, wodurch er an Durchsichtigkeit und Lichtempfänglichkeit größtentheils verliert.“

ich suchte zu erforschen, welchen Grund man wohl anzugeben vermöge, der es hinreichend erkläre: wie eine Abweichung von der wahren Naturform doch in diesem Falle uns als Veredlung, gleichsam als Vergeistigung der Natur selbst erscheinen könne? —

Konnte etwas hierüber Aufschluß geben, so war es nur die Lehre von der Bedeutung der einzelnen Gebilde des Auges; aus ihr mußte hervorgehen, ob bey jener Aenderung der wirklichen Naturform ein niederes Gebilde auf Kosten eines höhern hervorgehoben sey, oder ob umgekehrt das an sich edlere und höhere Gebilde hier als noch mehr entwickelt und vorherrschend dargestellt werde? —

Da alles dieses nun nicht entschieden werden kann, bevor nicht den verschiedenen einzelnen Theilen des Auges ihre besondere Bedeutung und Dignität hinreichend vindicirt ist, so erlaube man uns zunächst über diesen Gegenstand ein möglichst kurzes Vorwort.

Das Auge, das Organ des Lichtsinnes, das Sinnesorgan, welches, inwiefern das Nervensystem selbst das Lichtsystem des Körpers genannt werden muß, die eigentliche Blüthe des gesammten Nervensystems, den reinsten Nervensinn darstellt, enthält auch als wesentlichstes inneres Gebilde eine Ausbreitung reinen Nervenmarkes, welches die Markhaut, Netzhaut, Retina, genannt wird. Diese Markhaut ist es, in der sich das Leben des ganzen Auges eben so concentrirt, wie das Leben des gesammten Nervensystems im Gehirn, sie ist es, von deren Ausbreitung und Lebensregung es insbesondere abhängt, ob die Kraft des Organs höher und edler, oder niedriger und unedler seyn soll, und wie am Hirnbau die Dignität des ganzen Nervensystems erkannt werden kann, so kann auch das Entwicklungsverhältniß der Netzhaut, als genauer Maaßstab für Ausbildung des gesammten Auges dienen. Diese Markhaut aber ist nach vorn, einem Blumenkelch vergleichbar, zum Aufnehmen des Lichts geöffnet, und in ihrer Höhle ruht das reinste eyweißstoffige Gebilde des ganzen Organismus, der sogenannte Glaskörper. Um diese Markhaut her breitet sich die Aderhaut des Auges (Choroidea) und da, wo die Markhaut aufhört, schlagen Fortsetzungen derselben sich einwärts, um theils ein zweytes schönes durchsichtiges, gleichfalls eystoffiges Gebilde, die Kristallinse, in Form des sogenannten Ciliarkörpers zu umfassen, theils die bewegliche Blendung (Iris) zu bilden, welche bey zu starkem Lichte den Raum für einfallende Strahlen verengert und bey zu schwachem Lichte erweitert. Die äußerste Hülle des Auges endlich bildet rückwärts die harte, sehnigte Haut (Sclerotica) und vorwärts, von der Stelle an, wo die Markhaut aufhört und die Aderhaut sich einwärts schlägt, fügt sich in sie das dritte wesentliche durchsichtige Gebilde, die Hornhaut, ein.

Da sonach Hornhaut und Iris (eben die Theile, welche im gemeinen Leben schlechthin der Augapfel genannt zu werden pflegen) da anfangen, wo die Markhaut aufhört, so ist klar, daß Größe der Hornhaut und Iris immer auf Kleinheit der Ausbreitung der Markhaut deuten, umgekehrt aber Kleinheit der Iris und Hornhaut, weite Ausbreitung der Markhaut anzeigen müsse.

Ist nun aber die Markhaut das höchste geistige Gebilde des Auges, so läßt sich im Voraus erwarten, daß im Thierkörper, ja im unentwickelten Menschenkörper ihr Umfang geringer seyn werde, als auf dem Gipfel vollendeter menschlicher Organisation, und daß dem entsprechend gerade Kleinheit der Hornhaut und Iris im Verhältniß zur Sphäre des ganzen Auges, das Auszeichnende menschlicher Bildung seyn müsse.

Daß dem nun wirklich also sey, hat die vergleichende Anatomie auf das genaueste dargethan, und insbesondere die Größenverhältnisse im noch nicht völlig entwickelten menschlichen Körper, d. i. im Fötus betreffend, worüber noch genauere Messungen fehlten, so haben mich eigene Untersuchungen (deren genauere Aufzählung für einen andern Ort verspart werden muß) belehrt, daß jenes Verhältniß auch für die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Auges vollkommen bewahrheitet sey. — Damit mindestens einige aus der Wirklichkeit entnommene Fälle als Beyspiele für diese Verhältnisse dienen mögen, so stehe hier folgende Tabelle.

Es verhielt sich aber der Durchmesser des ganzen Auges zum Durchmesser der Hornhaut und somit auch zur Breite der Iris:

im Hecht	wie $10\frac{6}{10}$	Linien	zu	$8\frac{4}{10}$	Linien.
im Crocodil	wie $7\frac{5}{10}$	—	zu	$5\frac{6}{10}$	—
im Goldadler	wie 16	—	zu	$7\frac{3}{10}$	—
in der Gemse	wie 14	—	zu	$10\frac{5}{10}$	—
*) in einem 20jährigen Mädchen	wie $9\frac{6}{10}$	L.	zu	$4\frac{8}{10}$	L.
in einer 60jährigen Frau	wie 11	—	zu	5	—
in einem neugebornen Kinde	wie $8\frac{6}{10}$	—	zu	$4\frac{5}{10}$	—
in einem 5monatlichen Fötus	wie $3\frac{8}{10}$	—	zu	$2\frac{3}{10}$	—

Aus der Vergleichung dieser Verhältnisse geht denn mit hinreichender Deutlichkeit hervor; daß je niedriger der Stand der Organisation sey (mag man nun am Thierauge oder am Auge des Kindes und des Fötus genauere Messungen vornehmen) immer die Iris und Hornhaut, oder das, was man gemeinhin den Augapfel nennt, um so größer gefunden werde, im Verhältniß zum ganzen Auge.

---

*) Bis hierher sind die Angaben entlehnt aus Det. W. Soemmerring Commentatio de oculorum hominis animaliumque sectione horizontali. Goetting. 1818. die übrigen Angaben sind nach eigenen Untersuchungen.

Ist nun aber der vorhergehende Satz hinreichend begründet, so sind wir ferner berechtigt zu folgern, daß, wenn Iris und Hornhaut auf einem Bilde verhältnißmäßig noch etwas kleiner dargestellt werden, als sie im Bezug auf das ganze Auge bey Menschen gewöhnlich sich finden, dieß nicht sowohl, als ein Herabsetzen menschlicher Form, sondern, wenn es ohne Uebertreibung geschieht, als eine Veredlung, eine Vergeistigung der Form des Auges erscheinen müsse, indem eben durch Verkleinerung dieser Gebilde stillschweigend eine Vergrößerung der Markhaut, als des höchsten sensibeln Gebildes angedeutet wird. — Daß nun ohne alle jene Kenntnisse, welche erst in spätern Zeiten das Studium der vergleichenden Anatomie erschlossen hat, von Fiesole und manchen andern alten Malern, eine solche Aenderung und Steigerung des Naturtypus wirklich in ihren Kunstwerken angenommen worden ist, daß sie insbesondere da angenommen ist, wo es darum zu thun war, überirdische hochgeistige Naturen, Engel-, Christus-, Marienbilder darzustellen, würde mehr Verwunderung erregen, wenn uns nicht so viele Thatsachen bezeugten, es sey überall das Vorrecht des Genius durch richtigen Takt der Entwicklung des Menschengeschlechts vorzugreifen und mit sicherm Blick das voraus zu erfassen, was den Zeitgenossen noch ein dichter Nebel verschleyert. *) — Eine solche Steigerung im Typus der Menschengestalt durch eine bildende noch nicht von Wissenschaft geleitete Kunst ist übrigens in diesem Falle nicht allein ausgeführt worden, denn abgesehen von den uralten Anbildungen von Flügeln an die Menschengestalt (deren tiefe Consequenz erst neuerdings eine eigentlich philosophische Anatomie enthüllen könnte), so haben schon die Griechen etwas Aehnliches an ihren Göttergestalten durch Veränderung des gewöhnlichen Gesichtswinkels geleistet. — Dieser Winkel nämlich, durch zwey Linien bestimmt, von denen die eine durch den knöchernen äußern Gehörgang bis zum Boden der knöchernen äußern Nasenöffnung, die andere vom vorspringendsten Puncte der Stirn bis zum Zahnhöhlenrande der obern mittlern Schneidezähne geht, nähert sich im Menschen schon sehr dem rechten Winkel, da er bey den meisten Thieren ein sehr spitziger Winkel zu seyn pflegt, ohne doch auch bey dem regelmäßigsten Menschenprofil den Winkel von 90° völlig zu erreichen. — Nun gibt aber auch hier die vergleichende und philosophische Anatomie einen innern Grund an, warum das Ende der Schädelwirbelsäule, welches gerade in den Antlitzknochen liegt, und welches in niedern Bildungen z. E. bey Fischen mit dem Rückgrath eine wagerechte Linie bildet, in der höchsten Bildung eben so senkrecht und dem aufsteigenden Rückgrath parallel absteigen müsse, wie es beym Gesichtswinkel von 90° geschieht; ein Grund, welcher indeß hier nicht weiter erörtert werden kann, da er zu viel höhere anatomische Kenntnisse voraussetzt, von dem man jedoch mit Zuversicht annehmen darf, daß er den alten Bildhauern fremd war. Nichts destoweniger haben sie in ihren Götterbildern den Naturtypus überschritten, den Gesichtswinkeln volle 90° gegeben und ihnen eben dadurch eine höhere Schönheit aufgeprägt. — Daß man aber bis jetzt und durchaus ohne wissenschaftliche Gründe jenes griechische Profil für das reinste und schönste erkannte, und daß man eben so das Reingeistige im Ausdrucke der Augen bey Fiesole verstehen konnte, dieß beweist nicht nur das Treffende jener Aenderungen des Naturtypus, sondern es bewahrheitet zugleich den wichtigen Satz: daß der Mensch, eigentlich seiner innern göttlichen Natur nach, die Ergebnisse aller höhern wissenschaftlichen Forschung schon unbewußt in seinem Innern besitzt, daß alle Forschung nur ein zu Tage fördern eines Verborgenen, aber schon in uns Vorhandenen, ein Bewußtwerden eines vorher Unbewußten, aber schon in uns Liegenden sey, daß aber selbst mit dem noch Verborgenen schon der Genius, wie mit einem Offenbaren schalten könne, und daß auch im gewöhnlichen, aber gesunden Menschen dieses verborgene Gut eine innere Magnetnadel, ein richtig urtheilendes Gewissen abgebe.

*) In den Köpfen von Fiesole (in dem angeführten Werke von Ternite und Schlegel) welche (nach S. 14) „genau nach den Maaßen des Urbildes gestochen sind", hat das Auge von Christus $4\frac{6}{10}$ Linien Breite, die Iris $1\frac{7}{10}$
das Auge des Engels auf T. V. $3\frac{7}{10}$ — — — $1\frac{5}{10}$
das Auge der Maria 3 — — — $1\frac{3}{10}$
(welches noch dazu nur im Profil gesehen wird). Dagegen fand sich bey einem lebenden Manne von gewöhnlicher guter Bildung die Breite des ganzen Auges $11\frac{1}{10}$ Linien, die der Iris $5\frac{7}{10}$; bey einer Frau betrug die Breite des ganzen Auges $9\frac{5}{10}$ Linien, die der Iris 5 Linien. Halte also im gewöhnlichen Menschenauge sich Breite der Augenliedspalte von den Thränenpunkten an bis zum äußern Winkel verhalten zur Breite der Iris wie $1\frac{9}{10}$: 1 oder $1\frac{8}{9}$: 1 so ist dagegen im Christusauge bey Fiesole dieses Verhältniß $2\frac{2}{3}$: 1 im Engelsauge $2\frac{1}{2}$: 1 im Auge der Maria und noch dazu im Profil gesehen = $2\frac{1}{3}$: 1. Merkwürdig ist übrigens, daß schon in indischen Gemälden (wie unser kenntnißvoller Inspector Frenzel auf indischen Handzeichnungen des königl. Kupferstich-Cabinets mir nachwies) dieser Typus der langgeschlitzten Augen und kleinen Iris beliebt war, und selbst das Aufschlitzen der Augen, welches bey mehreren asiatischen Stämmen als Zierde benutzt wird, scheint hierher gerechnet werden zu müssen. Ob man übrigens auch dieses als Resultat dunkeln Gefühls oder ob man es als Tradition aus ursprünglich erleuchteten Zeiten indischer Erkenntniß herleiten soll, ja ob vielleicht jene Darstellung der Augen bey Fiesole und andern eine Ueberlieferung von griechischer und endlich morgenländischer Kunst sey, mag hier fürs erste unentschieden bleiben. Eine Vergleichung alt-byzantinischer Bilder in dieser Hinsicht würde indeß für diesen Zweck manche Aufschlüsse erwarten lassen.

welches ihn die Wahrheit und Schönheit der Thaten des Genius zu erkennen, zu empfinden, zu ehren bestimmen kann.

Dresden, den 18. Oct. 1825.

Dr. C. G. Carus.

* * *

Nachschrift des Herausgebers.

Es kann der tieferen Erkenntniß und Uebung der Kunst nicht anders als förderlich seyn, wenn dasjenige, was große Geister in derselben geleistet, und was als besondere Eigenthümlichkeit sowohl ganzer Kunstperioden als einzelner Meister hervortritt, in seinem Verhältniß zur Natur dargestellt wird. In der bildenden Kunst darf nichts willkürlich seyn, denn sie nimmt ihre Darstellungsmittel aus der Natur, und muß die ewigen Gesetze, nach welchen diese schafft, auch in dem, was sie hervorbringt, anerkennen. Aber diese Gesetze zu finden, die Bedeutung ihrer Entwicklungen und Formen zu entziffern, liegt den Forschungen der Wissenschaft ob, oder ist das Werk einer Divination, welche den glücklich organisirten Geistern beschieden ist. Es muß jeden sinnigen und denkenden Künstler zum unablässigen Umgang mit der Natur, und ihrer fortdauernden Betrachtung und Ergründung aufmuntern, wenn ein bewährter Physiolog, wie der Vf. obigen Aufsatzes, ihm nachweist, daß ein richtiger und unbefangener Blick oft im Erkennen der Naturgesetze der mühsam forschenden Wissenschaft weit voraneilt, und das Erkannte selbst unbewußt in den eigenen Kunstgebilden als Gesetz aufstellt. Die Besonderheit, mit welcher ein geschätzter Maler einen Theil des menschlichen Antlitzes behandelt hat, und welche bisher nur für willkürlich, ja für sonderbar gehalten wurde, erscheint uns nun als im Wesen des Organismus begründet, wie die Bildung des Schädels, welche die griechische Kunst für ihre Darstellungen menschlicher Schönheit, sich zum Gesetz gemacht hatte. Ob die Künstler in Befolgung dieser Gesetze noch über das Ziel, welches die Natur sich steckt, hinausgegangen, möchte wohl schwer zu erweisen seyn, da die unendliche Mannichfaltigkeit der Naturgebilde nur ihrem kleinsten Theile nach beobachtet werden kann; auf keinen Fall dürfte man aus solcher Annahme eine Befugniß des Künstlers folgern, den Bildungsgang der Natur willkürlich zu überschreiten, denn es ist ein Wahn, daß da noch Bedeutung und Schönheit seyn könne, wo keine Wahrheit mehr ist. — Je vielseitiger die Naturanschauung des Künstlers wird, desto mehr wird sich ihm bewähren, ob das, was er in ihr als Gesetz erkannt hat, allgemein oder nur theilweise gültig sey. So hat sich die griechische Schädelform als ein allgemeines Gesetz schöner Menschenbildung bewährt; die eigenthümliche Augenbildung des Fiesole dagegen, dürfte sich wohl nur in einzelnen Fällen, bey bestimmten Charakteren, wie schon der Hr. Vf. andeutet, als Norm aufstellen und befolgen lassen. Die Augen, welche Fiesole gemalt, erglänzen von einer ruhigen Heiterkeit der Seele, von einem innern Frieden, der nur der reinsten von den Anfechtungen des Lebens nie gequälten Unschuld beschieden ist. Daher eignen sie sich auch vorzüglich für die Charaktere der Engel und der Madonna, die in einem stillen seligen Daseyn ihre schönsten Momente haben. Wo dagegen ein starker männlicher Charakter, Kraft des Willens und der That geschildert werden soll, da entspricht ihr Ausdruck weniger und fällt uns selbst in Fiesole's Gemälden oft als unbestimmt oder schwächlich auf. Die erwähnte Bildung des Auges scheint daher mehr auf Feinheit der Empfindung und auf höchste Receptivität des Nervensystems überhaupt, als auf aktive Kraft hinzudeuten. Rafael hat in manchen seiner Madonnen eine ähnliche Bildung des Auges beobachtet, besonders auch an der heil. Cecilia; man vergleiche aber damit die Augen der Madonna des heil. Sixtus und des Christuskindes, das sie auf den Armen hält, und die seiner Apostel und heiligen Männer, und man wird finden, wie mannichfaltige Formen er dem Charakter gemäß für sie gewählt hat. Diese Bemerkungen sollten nur dazu dienen, junge Künstler, die sich gern der Autorität älterer Meister anschließen, vor Einseitigkeit zu warnen und zur unbefangenen Betrachtung der Natur aufzufordern.

S.

England.

In der Mitte Novembers wurde in der Kathedralkirche von Glocester ein Denkmal zu Ehren Jenner's, des Erfinders der Kuhpockenimpfung, errichtet. Es besteht aus Jenner's Bildsäule von Marmor.

Frankreich.

Zu Nair (Nasium) im Moseldepartement sind wieder mehrere antike Ringe gefunden worden, die zu Siegelringen gedient hatten. Die Steine sind ovale durchsichtige Karneole, der eine dieser geschnittenen Steine stellt einen Löwen vor, welcher einen Hirsch niederwirft. Ein andrer zeigt einen überwundenen Krieger, welcher knieend die Großmuth des Siegers anfleht, eine dritte am schönsten gearbeitete, stellt einen schönen Jüngling dar, in der rechten Hand Früchte, in der andern Zweige haltend. Ein Kranz schmückt ihn und ein Mantel bedeckt nur halb seine Schultern, wahrscheinlich ein Vertumnus.

Nr. 104.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 29. December 1825.

Archäologische Literatur.

Del Dio Fauno e de' suoi seguaci. Osservazioni ....di Odoardo Gerhard. Napoli, della Stamperia reale. 1825. 52 S. 8.

Herr Prof. Gerhard, der sich in frühern Jahren durch seine gelehrte und scharfsinnige Schrift über Apollonius Rhodius und durch andere philologische Arbeiten einen geachteten Namen erworben hat, ist durch die beunruhigende Schwäche seiner Augen, die ihn, wie Böckh in der Vorrede zu den Scholien über Pindar meldet, auch nöthigte, die übernommene Bearbeitung derselben abzubrechen, genöthiget worden, das mildere Clima von Italien zu suchen, und benuzt einen längern Aufenthalt daselbst, indem er bald zu Neapel, bald zu Rom lebt, um merkwürdige Gegenstände der Topographie und Archäologie jener Länder zu untersuchen und in kleineren Schriften zu beleuchten, oder größere Werke darüber vorzubereiten. Den Untersuchungen, die er italienisch in Rom, oder deutsch im Kunstblatte bekannt gemacht hat, schließt sich die oben genannte Schrift an, welche der Verfasser, wie wir hören, bey seiner Aufnahme in die Accademia degli Ercolanesi geschrieben hat, und welche zur Absicht hat, die, man darf sagen archäologischen Vorstellungen von Panen, Satyrn und Faunen zu berichtigen, und bey dieser Gelegenheit mehrere alte Kunstwerke, wo dergleichen Gottheiten abgebildet sind, neu oder besser zu erklären, als es bisher geschehen war.

Der Verf. beweiset, daß von den Alten, nicht nur nach Meldungen der Grammatiker und andrer späten Schriftsteller, sondern auch nach Stellen des Horatius und Ovidius Faun und Pan für denselben Gott gehalten ward. Doch kann dieses blos so viel sagen, daß der Pan der Griechen von den Lateinern eben so Faunus genannt wurde, wie der Zeus Jupiter, der Ares Mars, woraus aber nicht die Gleichheit beyder Götter folgt, sondern nur eine starke Aehnlichkeit in der Sage von ihnen, welche bewog, jene Gleichheit anzunehmen. Diese Analogie wird nun auch sofort in dem, was von der Abstammung des Pan und Faunus, von ihren Eigenschaften, Verrichtungen und von ihrem Dienste vorkommt, mit einer großen und erschöpfenden Gelehrsamkeit bewiesen, welche sich von der, welche italienische Gelehrte bey solchen Gelegenheiten auslegen, durch Zweckmäßigkeit des Einzelnen und verständige Theilung und Verknüpfung der Stoffe zum Beweise der Sätze sehr zu ihrem Vortheil unterscheidet. Auch übersieht der Verfasser nicht, daß ungeachtet jener mannichfachen Uebereinstimmungen doch wieder Verschiedenheiten zwischen Pan und Faun sich vorfinden „senza che fossero diversi nella loro principale idea e natura" sagt S. 7 der Verf., was nach der eben bezeichneten Ansicht in etwas anders zu stellen wäre, „wie nämlich bey ursprünglich verschiedenen Göttern verschiedener Völker, die aber wegen ihrer Aehnlichkeit für gleich angenommen wurden, nothwendig der Fall seyn muß." Er spricht demnächst von der Dea Fauna, die aber in Gefahr kommt, in den großen Wirbel scheinbar verschiedener, aber unglaublich gleicher Göttinnen Bona Dea, Terra, Cybele, Ops, Damia und selbst Ceres und Venus hineingezogen zu werden, die gleichfalls manchmal Bona Dea genannt werde. Auch in den Lupercalien erscheint eine Art von Bona Dea, die Dea Februa, der der Verf. den Deus Februus beygesellt, welchen er für Pluto hält. Dazu war auch der horntragende Faunus solchen Mysterien, die keineswegs die keuschen können genannt werden, unbekannt. Den Lupercalien entsprechen in mancher Hinsicht die Thesmophorien, in denen neben der Despoina auch der Pan seine Rolle hat. Der Verfasser glaubt deßhalb, daß in manchen späten Hermen Faunus und Fauna, Pan und die Despoina in Gemeinschaft gebildet seyen, wie denn eine solche im Garten der Villa Albani deutlich die Hörner des Pan trage. Dieser Theil hat wegen der leichten Vermischung von mehr oder weniger verwandten Gegenständen, wie sie die Methode, welcher der Verf. huldigt, mit sich führt, viel Unbestimmtes und Bestreitbares. Wir übergehen es, eben so wie dasjenige, was von der schwankenden Etymologie der Nämen Pan und Faunus gesagt wird, in

Folge wovon der Verf. die Namen Πάν und Φαῦνος als gleichen Stammes glaubt annehmen zu dürfen.

Wie nun der Verf. eine zwischen beyden Göttern angenommene Gleichheit nachgewiesen, so thut er es auch an ihrem Gefolge der Panes oder Panisci und der Fauni, doch so daß er nach Lanzi von den bocksfüßigen Panes oder Fauni die waldbewohnenden Satyri unterscheidet. Freylich kommen dabey die Aures Capripedum Satyrorum acutae des Horatius (Carm. III. 19.) in den Weg und Lanzi, dem der Verf. folgt, weiß dieselben nur durch eine Conjectur aus der Stelle zu bringen: Aures Capripedum et Satyrorum acutas. Das ist dann bey streitigen Untersuchungen eines der schlimmsten Hülfsmittel. Dazu ist die Stelle durch eine andere des Lucretius IV. 584. gestützt, in welcher dieselbe Verwechselung sich zeigt:

Haec loca capripedes Satyros Nymphasque tenere
Finitimi fingunt et Faunos esse loquuntur,
Quorum noctivago strepitu etc.

Denn daß nicht, wie der Verf. thut, Capripedes als für sich bestehend, und Panen oder Faune bedeutend, von Satyros durch ein Comma zu trennen sey, zeigt der folgende Vers, in welchem die Fauni noch besonders erwähnt werden. Wir sind also, ungeachtet des Widerspruchs unsers gelehrten und scharfsinnigen Verfassers, genöthigt anzunehmen, daß schon zu den Zeiten des Lucretius die bey den Griechen allerdings getrennt gestellten bocksfüßigen Panisci und die menschenfüßigen Satyri mit kleinen Schwänzen, von den Dichtern seyen vermischt worden, wenn gleich die bildende Kunst auch noch in den spätesten Sarkophagen Panen und Satyre getrennt hält. Denn die spätern Künstler wiederholten treu die Originale früher, meist griechischer Zeit, und waren durch ihr Geschäft, trotz ihrer beschränkten Kunstfertigkeit, auf die treue Ueberlieferung alter und ächter Vorstellungen in ihren nachgebildeten Werken gleichsam angewiesen, während die römischen Dichter, bey allem Anschein von Gelehrsamkeit, in den Alterthümern oft so oberflächlich wie ihre Staatsmänner in den alten Gesetzen unterrichtet, das Verwandte zu mischen pflegen. Dagegen bestreitet der Verf. mit Recht die Annahme von Lanzi, daß, wie die Panisci und Satyri unter einander getrennt, so die Fauni von beyden noch verschieden, und als die am meisten ländliche und gleichsam bäurische Gattung der Satyri anzunehmen seyen. Denn die besondern Kennzeichen, welche Lanzi für die also ausgeschiedene Gattung der Fauni glaubt nachweisen zu können, das bäurische Lachen, die Erhöhungen an der Stirn, das Ziegenfell, den Fichtenkranz, den Hirtenstab und die Rohrpfeife finden sich alle nicht selten bey dem Gesellen des Bacchus, auf den dieser sich stützt, sey er Ampelus, oder ein andrer Satyr, und der gewiß kein Faunus seyn kann. — Anmerk. 64. S. 37.

Uebrigens würde schon aus der Aehnlichkeit zwischen Pan und Faunus, die keine Gleichheit war, folgen, daß auch zwischen ihrem Gefolge, den Panisci und Fauni, obgleich es in der Hauptsache als dasselbe anzuerkennen ist, sich leichtere Unterschiede nachweisen ließen, und der Verfasser geht auch S. 14 darauf aus, mit Hülfe der Kunstdenkmäler, die Abweichungen in der Bildung des Pan, des Faunus, der Panisci, der Fauni, des Silenus und seiner Söhne, der Satyri, zu zeigen, um dadurch, wie er sagt, die Grundlage seiner Schrift noch mehr zu befestigen. Für die Oekonomie des Ganzen hätten wir zunächst gewünscht, daß den Erörterungen über Pan und Faunus, die über den Silenus, den Erzieher des Bacchus gleich in dieser Einleitung beygegeben, diesen dreyen aber, dem Pan, Faunus und Silenus, die Panes oder Panisci, Fauni und Sileni (auch Satyri oder Satyrisci genannt) als ihre Kinder wären zugewiesen worden, auf welches Verhältniß dieser mythologischen Wesen der Verf. erst Anmerk. 68. S. 38 zu sprechen kommt. Auch der Silvanus und die Silvani, von denen erst die 100ste Anmerkung handelt, wären füglicher gleich hieher gezogen worden, um die Gruppen den verwandten mythologischen Wesen, von denen die Schrift handelt, gleich von vorne beysammen zu haben. Sodann hätten wir gewünscht, daß in dem archäologischen Theile, wo es darauf ankommt, diese Wesen in den Kunstdenkmälern nachzuweisen, die Namen von Faunus und Fauni ganz unterdrückt worden wären. Denn als lateinische, dem Pan und den Panisci nur analoge Wesen, sind sie wohl in den Kunsttypus der Plastik nicht aufgenommen worden, der sich an dem Pan und den Panisci neben dem Silenus und den Satyri oder Sileni genügen ließ. Auch bezieht sich alles, was der Verf. in der Folge beybringt, auf den Unterschied dieser zwey Classen. Dagegen hat der Wald- und Flurengott, Silvanus, dem in der griechischen Sage nichts entsprach, in der römischen Zeit durch die Plastik bestimmte Gestalt bekommen, und als Kennzeichen den Garbenhut, die Hippe und das Kleid voll Früchte.

Was also der Verf. im Folgenden ausführt und lehrt, ist die Bildung des Pan und Silenus und ihres beyderseitigen Gefolges in den Kunstdenkmälern, mit Beziehung der Nachrichten der alten Schriftsteller über ihre Charaktere und Kennzeichen, und zugleich die verschiedenen Abstufungen der einzelnen Gattungen, so wie die Veränderungen, welche die Kunst bey der Bildung aller dieser Wesen in den verschiedenen Zeiträumen zugelassen hat. Dieser Theil der Schrift ist von vorzüglichem Werthe, und der besten Zeiten und Werke der archäologischen Literatur würdig. Die Grundansichten sind, wie uns scheint, richtig aus dem Zufälligen und Wechselnden herausgefunden und gestellt, die Begriffe und Ansichten der Alten scharf geschieden, und die Texte der Schriftsteller durch

eine reiche und erlesene Kunde der Monumente, und diese wieder durch jene erläutert. Der Pan wird auf das Geschlecht der Böcke und Ziegen bezogen, Silenus aber in seiner Verwandtschaft mit den Centauren und Pferden gezeigt. Daher bey jenem außer den andern Theilen der Bocksnatur, die ihm den Namen des Ziegenpan Αἰγίπαν verschafften, die Hörner des Bocks, bey dem Silen in ursprünglicher Bildung eben der Pferdeschweif; aber so daß, während Pan von der Pferdenatur entfernt gehalten wird, Silen und sein Gefolge ihrer Seits in die Bocksnatur hinüber gebildet werden, indeß bleiben ihm gemeiniglich die menschlichen Füße, und die Hörner sind nur im Sprossen, durch die Frons turgida cornibus angedeutet.

Der Verf. untersucht sodann, wie in nicht wenigen Denkmälern die verfeinernde Kunst der Griechen den Ziegenpan geglättet und herausgeputzt, so daß er zuletzt auf Münzen als ein schöner Jüngling, nur noch an seinem Geräthe kennbar, erscheint. Eben so treten in der Bildung des Silenus Aenderungen ein, die merkwürdigste, wie Hr. Prof. Gerhard mit Böttiger annimmt, durch Lysippus, welcher das Ideal der Sokrateskopfe in den weisen Erzieher des Bacchus und den gutmüthigen Pfleger der kleinen und jungen, zum Theil schönen Satyrn hineinbildete. Hiernächst bringt er die Vorstellungen der Pane und Silene in Classen, und handelt 1. von dem bärtigen Pane mit Bocksfüßen; 2. von dem unbärtigen mit ganz menschlicher Bildung, die er auf Münzen von Messina und Syrakus hat; 3. von unbärtigen mit Bocksfüßen, zu denen auch die seltenen Beyspiele der weiblichen Panisken gehören. Diese Classe sollte übrigens wohl der zweyten vorangehen. Von den Vorstellungen des Silens wird nach der Nomenclatur der Silenusmasken bey Pollux Onom. IV. 142 behandelt: 1. Der graue Silenus (Σειληνὸς πολιός) mit kahler Stirn und gestülpter Nase (σιμός). Dieser Art sind alle alte Silenen auf den bemalten Vasen. 2. Der bärtige Silen (γενειῶν) der rauheres Haar als der vorhergehende und eine weniger zusammengedrückte Physiognomie hat. Der Verf. glaubt, daß in dieser oft mit vielem Adel ausgestatteten Gestalt der Altvater Silen von seinen alten Gefährten sey unterschieden worden. 3. Der unbärtige (ἀγένειος) meist mit jugendlichen Zügen und sträubenderem Haare; der Pferdeschweif, der auch ihm ursprünglich eigen war, ist zuweilen auf griechischen und immer auf römischen Monumenten in ein Bockschwänzchen übergegangen, und die ganze Gestalt oft der Zeichen der Thierheit bis auf eine leise Andeutung entkleidet. Gemeiniglich werden Silenen und Satyrn als die ältern und jüngern Wesen dieser Art unterschieden; doch bemerkt der Verf., daß auf bemalten Wesen das zusammengedrückte Profil und die kahle Stirn von den alten Silenen auch auf die jüngern übergetragen sey. 4. Der Papa-Silenus (ὁ Παπποσειληνός) oder Silenusvater. Pollux bezeichnet ihn als thierischer, denn die andern (Παπποσειληνός ἐστι θηριωδέστερος) weßhalb der Verf. mit Hrn. Prof. Welcker ihn in dem ganz haarigten Silenusgesellen wahrzunehmen glaubt; doch bleibt dieß schwankend, eben so die Behauptung des Verfassers, daß der Dämon der Mysterien, Akratos mit dem Silenusvater einerley sey. Es würde hier zu weit führen, wenn wir dem Verfasser in die einzelnen Erörterungen dieser Abschnitte folgen wollten, und wir schließen mit dem Wunsche, daß ihm noch lange und viele Muße in Italien zur Fortsetzung seiner archäologischen Arbeiten werden möge. Bey der Zerrissenheit unsrer archäologischen Studien in Deutschland ist es für die Wissenschaft von wesentlichem Bedürfniß und Nutzen, daß Männer von unsers Verfassers Geist und Gelehrsamkeit in Italien längere Zeit leben und diesen Beschäftigungen obliegen können, und diejenigen machen sich ein Verdienst um die Wissenschaft, welche ihnen dazu behülflich sind. Dazu gereicht es der deutschen Bildung und Gelehrsamkeit bey den fremden Völkern, und namentlich bey den Italienern zur Ehre, daß ausgezeichnete Männer aus unserm Vaterlande unter ihnen diese Studien, deren Gründlichkeit und Würde ihnen unser Winckelmann gebracht hat, in seinem Geiste durch ihre Forschungen und Arbeiten aufrecht halten und schmücken, zumal wenn es in ihrer Sprache geschieht, die Hr. Prof. Gerhard in einer Reinheit und ächten Eigenthümlichkeit zu schreiben weiß, welche nichts zu wünschen übrig lassen. Wir hören, daß er damit beschäftiget ist, Monumenti inediti zu sammeln, auch zu diesem Unternehmen schon bedeutende Vorräthe zusammengebracht, und an Hrn. v. Cotta einen Unterstützer gefunden hat, welcher zu seinen vielen und großen Verdiensten um die archäologische Literatur auch die Herausgabe dieser Gerhardtischen Monumenti inediti fügen will. Wir wünschen, daß sie, hauptsächlich das Neuaufgefundene umfassend, mit einem mäßigen Texte, in einzelnen nicht zu weit von einander getrennten Lieferungen, und in der Sprache der Archäologie, der italienischen, von den Bereicherungen dieser Wissenschaft aus dem unerschöpflichen Boden Italiens fortwährend in Kenntniß setzen möge, überzeugt, daß ein solches Unternehmen von einem Manne, wie Hr. Prof. Gerhard, ausgeführt, ein lange gefühltes Bedürfniß befriedigen, und so zum wahren Segen der alten Kunstgeschichte und Kunsterklärung gereichen wird.

Fr. Th.

Neue Kupferstiche.

1. Der Prophet Zacharias nach M. Angelo, gezeichnet von S. Conca, gestochen von Fabri, gr. Querfolio.
2. Sibylla persica, nach demselben, von demselben gr. Fol.

Buonarotti's Sibyllen und Propheten im Gewölbe der sixtinischen Kapelle gehören unter die Werke, aus denen die geniale Eigenthümlichkeit des großen Meisters vollkommen erkannt werden kann. Die Begriffe stimmen hier ganz zu den großartigen Formen, und der tiefe Ernst in der Behandlung hat das Religiöse und Feyerliche, wie es da erfordert wird, wo die Geheimnisse einer andern Welt offenbar werden.

Diese Gemählde wurden schon im 16ten Jahrhundert von G. Ghisi aus Mantua im größern und von seinem Bruder Adam im kleinern Format gestochen. Bey aller Härte und Ungefügheit, haben die Blätter dieser Künstler ihr unläugbares Verdienst, und die Gründlichkeit, welche der Schule Marc Antons eigen war, läßt sich darin nicht verkennen. Später erschienen von Volpato vier seiner Propheten und Sibyllen. Die Ausführung des neuen Meisters ist sorgfältiger, sein Stich reiner und harmonischer. Wir können den vorliegenden Blättern von Fabri nicht dasselbe Lob ertheilen. Das Organische ist nicht gehörig verstanden, der Künstler weiß mit seinen Taillen nicht abzuwechseln, sein Korn ist schmutzig, und wenn wir die Bezeichnung der Lokaltöne, worauf das Streben der neuen englischen Stecher zunächst gerichtet ist, auch nicht überall und unbedingt als ein Verdienst betrachten, so billigen wir doch eben so wenig die gänzliche Vernachlässigung derselben, wie sie in diesen Blättern zu Tage liegt, denn es entsteht daraus eine unangenehme Unebenheit, ein Mangel an Farbe, wodurch der Kupferstich zur bloßen Zeichnung wird.

Lithographik.

Venus dem Meere entspringend, nach Burry, aus der Lithographik von Noël. gr. Fol.

Die Zeichnung ist manierirt; der aufgehobene rechte Arm bildet, bis zum Knie herab, eine fast senkrechte Linie, und die Formen sind mehr üppig als schön. Das Träumerische im Antlitze der Göttin könnte auf das erste Erwachen und Leben hindeuten, wenn nicht das Ausringen der nassen Locken, die außerdem eine wunderliche, seltsame Masse bilden, ein ruhiges klares Bewußtseyn anzeigte. Das Abtrocknen möchte auch schwerlich der erste Gedanke der aus den Fluten aufsteigenden Kypris gewesen seyn. Das Ovidische:

Aus dem Meere gezeugt, herrschet sie über das Meer —

möchte dem Erfinder einen bessern Moment an die Hand gegeben haben. Die lithographische Behandlung ist zierlich im höchsten Grade, aber alles ist zerflossen und geht ins Formlose über.

—ber.

Paris.

Am 13. November wurde das Theater Favart eröffnet, welches von den königlichen Architekten HH. Hittorff und Lecomte, beyde durch ihre schönen Decorationen, besonders in der lezten Zeit durch die der Krönungskirche in Rheims bekannt, auf Befehl der Regierung neuausgebaut worden ist. Sowohl das Publikum als die Tagesblätter der verschiedensten Parteyen sprachen sich äußerst günstig über dieß Werk aus, und man schien der Anordnung des Ganzen wie der Pracht und dem Geschmack der Verzierung allgemeinen Beyfall zu zollen. Hr. Hittorff hat seine vielfältigen Studien in Italien, besonders in Pompeji und an den Resten der antiken Monumente in Sicilien, hier in Anwendung gebracht, indem er sich bestrebte, dem System der alten Baukunst bey der architektonischen Anordnung für die Bequemlichkeit so viel als es unsere Bedürfnisse gestatten, bey der Auszierung aber ganz und durchgängig zu folgen. Der oberste Grundsatz der alten Architektur war unstreitig: jedem Theil eine der Idee des Ganzen entsprechende Consequenz und dadurch jene mit der Zweckmäßigkeit und Schönheit verbundene Bedeutsamkeit zu verleihen, welche das Werk als etwas Organisches, in vollendeter Schönheit erscheinen macht: eine Eigenschaft, welche den Werken neuerer Architektur ihrer mannigfaltigen Zwecke und Bedürfnisse wegen äußerst schwierig zu ertheilen ist. — Auch die Gewohnheit der Alten, ihren Gebäuden durch farbigen Anstrich, durch gemalte, oder in Relief erhöhte und übergoldete Verzierungen ein heiteres und belebtes Ansehen zu geben, wurde von den beyden Architekten in ihrer ganzen Ausdehnung befolgt; und eine glückliche Lösung der von ihnen gesetzten Aufgabe ist um so erfreulicher, je leichter es war, dabey in den Fehler der Buntheit und Ueberladung zu verfallen. Es mangelt uns gegenwärtig an Raum zur Beschreibung des Einzelnen, und wir verweisen daher auf die ausführlichen Artikel, welche ein geschätzter Kunstschriftsteller, Hr. Miel, im Moniteur vom 14. und 19. Nov., und den, welchen Hr. Maltebrun im Journal des Débats vom 12. Nov. diesem Werke gewidmet haben.

Alphabetisches Register

zum

Kunstblatt 1825.

Die erste Zahl bedeutet die Nummer des Blattes, die zweyte die Seite. Wo nur eine steht, ist die Nummer und die erste Seite des Blatts bezeichnet. In dieß Verzeichniß sind auch die Verfasser der nur dem Titel nach angezeigten Schriften aufgenommen, so wie die Kunst-Dilettanten, deren Werke zur öffentlichen Kenntniß gekommen sind.

A.

B.

C.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

Literatur = Blatt

auf das Jahr 1825.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1825.

Alphabetisches Verzeichniß.

Kunst=Blatt.

Sechster Jahrgang 1825.

Herausgegeben

von

Dr. Ludwig Schorn.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Inhalt.

Nr. 1.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 4. Januar 1825.

Unterhaltungs-Literatur.

Helena von Tournon. Erzählung von Amalie von Helvig, geb. Freyin von Imhoff. Berlin bey Reimer. 1824.

Als vor zwölf Jahren Fouqué mit seiner alterthümelnden Prosa im Zauberring auftrat, fand diese Sprache, die man seit der neuen Schule nur in der Poesie gewohnt war, und die hier, von einer geistvollen und gewandten Feder gehandhabt, durch den Reiz der Neuheit wirkte, — großen Beyfall, und wirklich erhöhete jenes Costum die Anmuth einer Erzählung, deren Poesie das unlautre Geschrey überleben wird, das über sie, wie über so vieles Schöne, den Stab brechen möchte. Seitdem ist freylich theils durch Wiederholung, theils durch Ueberbietung jenes Styls er selbst zur Manier, und dem Publikum die Lust daran verderben worden; politische Aversionen, die unsre Zeit in Alles mischt, gesellten sich dazu, und ein Büchlein, wie unser vorliegendes, das sich diese oder doch eine ähnliche mittelalterliche Form gewählt hat, wird Mühe haben, durch die mächtige Prävention durchzudringen. Um so mehr ist es Pflicht des öffentlichen Beurtheilers, wenn er in der Schrift einen tiefern, von den Zufälligkeiten der Form unabhängigen Geist entdeckt hat, aufmerksam auf denselben zu machen.

Die rühmlichst bekannte Verfasserin dieser Erzählung hat den Stoff derselben aus den Memoiren der Margarethe von Valois entlehnt, worin sie, nach der Versicherung der Erzählerin, mit einer jener Königin eigenen Anmuth in scharf gezeichneter Kürze berichtet wird. Niemand wird ihr zumuthen, daß sie diesen Stoff in unsre moderne Novellensprache kleiden soll; niemand ihr verargen, daß sie nicht nur dem historischen Theil der genannten, mit Recht berühmten Memoiren in gewissenhafter Treue gefolgt ist, sondern daß auch die Form ihres Vortrags sich nach der ursprünglichen Einkleidung der Erzählung richtet. Aber es gibt hier eine Gränzlinie, die nicht überschritten werden darf: die Kunst soll auch hier das *Wesentliche* nachahmen, alle Unwesentlichkeiten und Nebenschnörkel des alten Styls verbannen; wäre dieß in den bisherigen Nachbildungen immer geschehen, und hätten sich unsere altdeutschen Stylistiker nur streng an das Aechtcharakteristische gehalten, und sich nicht gerade in den zufälligen Unformen dieses Styls gefallen, so wäre derselbe schwerlich in solchen Mißkredit gekommen. Auch Fr. v. H. läßt sich anfangs durch ihre Quelle zu einer gewissen ängstlichen Nachahmung der Zufälligkeiten verführen, was um so weniger Verwunderung erregen kann, als man weiß, welchen Scharfsinn die Frauen in der Entdeckung alles Zufälligen und Einzelnen besitzen, und wie schwer es ihnen wird, ein Ganzes darzustellen und zu idealisiren. So läßt sie sich sogar verleiten, und sie bemerkt es ausdrücklich, eine Stelle aus jenen Memoiren leibhaftig mitten in ihre Erzählung hineinzuweben, und diese lautet so: „Wie aber vorher Margaretha das schön gebaute Cambray mit Vergnügen sah, so mit seinen freyen Plätzen und wohl gereiheten Straßen die Bauart der meisten französischen Städte übertraf: ergötzte sie nicht minder der Anblick Valenciennes, welche Stadt zwar nicht so fest, wie Cambray, aber weit mehr geschmückt mit kostbaren Gebäuden, angenehmen Springbrunnen und Uhrwerken, die durch sinnreiche Erfindungen deutschen Kunstfleißes gar liebliche Weisen vernehmen ließen, dazu mit mancherley beweglichen Gestalten verziert, die Franzosen in nicht geringes Erstaunen setzten, wie diese früher in der Vorstadt St. Germain ein kleines Puppenwerk, das Schlößlein zubenannt, doch von weit geringerer Kunst denn diese, als ein seltenes Spektakel zu sehen sich gedrängt hatten.“ Wenn das Buch in diesem Style fortgeschrieben wäre, so würde man es mit Recht unleidlich manierirt nennen: aber der Geist der Verfasserin macht sich bald nach den ersten Seiten von diesen Fesseln los, der Styl wird gemildert alterthümlich, und durchaus fähig, die sinn- und gemüthvollen Erfindungen, die geistreichen Beobachtungen, die phantasiereichen Gemälde in seinem Spiegel abzubilden, die uns die Verfasserin dieser Geschichte in demselben vorhält. Wenn er sich, wie andere Romane altdeutscher Haltung, mit den Armseligkeiten der alten Form aufgehalten hätte,

so hätte er diesen unfehlbar, wie jene es thun, beydes, Charakterzeichnung und Gedankenfülle aufopfern müssen.

Nun sind es aber gerade diese beyden Vorzüge, die das vorliegende Werkchen auszeichnen. Die Geschichte ist sehr einfach. Margaretha von Valois, Königin von Navarra, durchzieht im Frühling 1576 die flandrischen Lande, mit der geheimen Absicht, „durch die Macht höherer Frauenschönheit und lieblicher Sitte" die Gemüther ihrem jüngern Bruder Heinrich, Herzog von Anjou, zu gewinnen. Dieser Zug bringt den Hofstaat der Königin, flandrische und spanische Ritter aus der Umgebung des ihr entgegenziehenden Don Juan von Oesterreich, des muthigen Sohnes Karl V., der Statthalter dieser Provinzen ist, in mannichfache Berührung. Unter den Hoffräulein zieht Helena von Tournon (deren liebliches Bild uns S. 11—14 mit ächt altdeutschem Pinsel entworfen wird) die Augen eines edlen Spaniers, Gonzaga, auf sich; diesem steht der flandrische Marquis von Varambon gegenüber, dessen längstgehegte Leidenschaft für die reizende Jungfrau, so wie deren stille Gegenliebe, in den Begegnungen und Verwicklungen, welche die mannichfachen Festlichkeiten zu Namur herbeyführen, sich bald dem Leser offenbart. Ein einziger unschuldiger Blick, den Helena auf den schönen, spanischen Jüngling wirft, der seinem Herrn knieend kredenzt und in sichtbare Verwirrung geräth, entflammt Varambon's Eifersucht, die der Junker Johannes, sein Begleiter, ein in Varambon's Haus aufgezogener Vetter, mephistophelisch unterhält. Umsonst entzieht sich die treue Helena ahnungsvoll den Huldigungen Gonzaga's beym festlichen Tanze; Varambon's eiskalte Zornesblicke treffen sie: bis er zu spät sich der ohnmächtig gewordenen erbarmet, und sie in seine Arme auffaßt. Die Königin, durch traurige Erfahrungen von Männer-Kenntniß zu Männer-Haß geführt, räth ihr in einer unselig-tröstenden Unterredung, an dem eifersüchtigen Liebhaber die Waffen klug zu versuchen, welche Natur den Frauen gegen jene übermächtigen Widersacher verliehen. Das gefährliche Mittel soll jedoch dazu führen, nicht nur Helena's Benehmen vom Vorwurf blöder Kälte oder gar vom Flecken schnöden Wankelmuths zu befreyen, sondern auch ihr eines Mannes Neigung neu zu versichern, der es wohl gewohnt seyn möge, daß ihm andere Frauen die Mühe des halben Wegs ersparen. Helena entfernt sich, tief verlezt durch Margarethens Ansichten, und im dunkeln Gefühle, daß hier durch fremde Einmischung mehr verdorben als gefördert werden könne (S. 48—63, ein meisterhafter Abschnitt!). Doch, noch ehe Helena den vorgeschlagenen Versuch macht (denn eine rührende Scene bringt nichts zur Entscheidung), wirft sich Margaretha eigenmächtig zur Vermittlerin auf, läßt vor Varambon eine Bewerbung Gonzaga's durchblicken, und droht vorzugsweise den Ritter zu begünstigen, der Frauenwerth zu ehren und Frauenliebe zu verdienen weiß. Daneben läßt sie ihm große Hoffnung durchschimmern, wenn er den einen Tag, in welchem er in Namur noch mit der Geliebten zusammen ist, wohl zu nutzen versteht. Dieser Tag, einer Wasserfahrt des Hofes, und einem Fest auf der Maasinsel gewidmet, wird schlecht benüzt; zwar steht dem Marquis in dem edlen, chevaleresquen Franzosen La Boessière ein guter Genius zur Seite, der den Einflüsterungen des Junkers Johannes die Wage hält; und ängstlich weicht Helena der ehrerbietig feurigen Bewerbung Gonzaga's aus: eine liebenswürdige Matrone, die Gräfin d'Aurec, bringt wohlwollend besorgt, die gespannten Liebenden einander nahe; ihre Worte, ihre Blicke begegnen sich — da drängt sich jener Mephistopheles störend dazwischen, und gibt vor Helena schamlos den Argwohn Don Juans Preis, daß die schuldlose Jungfrau von Margarethen — abgerichtet sey, den Marquis für die Parthey ihres Bruders durch buhlerische Lockungen zu fangen. Die Art, wie er dieß vorbringt, läßt bey Varambon Theilnahme an diesem Argwohn vermuthen; und Helena verläßt den Geliebten mit dem Ausdruck tiefster Verachtung. Varambon verzweifelt und sucht die Vermittlung der Gräfin. Unterdessen wagt der edle Gonzaga an Helena's Seite, die sichtbar trostlos, ihren Kummer ahnend, anzureden, und der aufopfernde, hoffnungslose Liebhaber findet Gelegenheit — Varambon's Hoffnung zu beleben; eine heilige Freundschaft schließt sich. Varambon durch Johannes Bosheit aller Bande, die ihn an diesen fesselten, ledig, hofft sich endlich selbstständig und Helena's würdig zeigen zu können. Es ist zu spät. Helena's Herz ist gebrochen. Ein Schrey der, mit der Königin in einer Barke Scheidenden, läßt es die beyden liebenden Freunde ahnen. La Boessière, der edle Jüngling, der seine Neigung zu Helena nie laut werden ließ, wird ihr treuer Wärter, und der Kummer macht ihn in diesem schrecklichen Dienste grau. Varambon aber wird durch Don Juans Verrath dessen Gefangener, er erhält durch den edeln Gonzaga Nachricht von Helena's hoffnungslosem Zustand, und jezt endlich beurlaubt, eilt er nach Lüttich, und begegnet dort dem Leichenzug seiner Geliebten. Er erhält aus La Boessières Munde die Versicherung, daß ihm Helena sterbend vergeben; aber eine Audienz bey der schonungslosen Margaretha vernichtet ihn. „Er ging — er lebte — denn was überlebt der Mensch nicht? — aber die reine Freude des Daseyns war auf immer für ihn verloren."

Dieß sind die Grundlinien einer Erzählung, deren Anlage schon den Reichthum an Seelenkunde ahnen läßt, der darin niedergelegt ist. Das Detail aber, däucht uns, muß jeden Mann, der sich selbst kennt, und einmal recht geliebt, ein rechtes Weib geliebt hat, durch seine tiefe Wahrheit ergreifen. Wer je das unausprech-

liche Glück genossen, daß sich eine reine Mädchenseele vor ihm entfaltet hat, wer sich die Fähigkeit erhalten hat, in solchen Erinnerungen zu leben, der wird theilweise in Helena von Tournon die Geliebte seiner Jugend wieder erkennen; wer eine solche hoffnungslos geliebt, wird sich das Zeugniß geben dürfen, alle Aufopferungsfähigkeit eines Gonzaga in sich gefühlt zu haben, selbst bis auf jene schmerzliche Wonne, dem Nebenbuhler dienen zu können: aber wer in den Besitz eines solchen Kleinods gekommen, wird wahrlich auch zu seiner Beschämung sein Bild in Varambon's Charakter und Betragen abgespiegelt finden. Ref. erinnert sich nirgends mit mehr psychologischer Wahrheit den Trotz und die Eitelkeit eines glücklich liebenden Mannes geschildert gelesen zu haben, jene egoistische Wollust, die in der bedingungslosen Beherrschung des geliebten Gegenstandes, ja oft in seiner Demüthigung den höchsten Genuß der Liebe und Eigenliebe findet; nirgends mit mehr Treue die unselige Absichtlichkeit ungeschickter Vermittler und die zerstörende Bosheit herzloser Mißgunst (doch scheint ihm der einzige Johannes etwas Caricaturmäßiges zu haben); nirgends endlich die machtlose Verzweiflung des Liebenden, wenn er ein treues Herz gebrochen hat, und seine gränzenlose Anerkennung der Verkannten — wenn es zu spät ist. Zum Glück ist das alltägliche Leben nicht so grausam, als jene tragische Geschichte, und demselben Mann, der in der Hoffnungslosigkeit ein Gonzaga, im Besitz ein Varambon war, gönnt oft das gute Glück, als inniger, stilldulbender La Boessière, nur mit glücklicherem Erfolge, zu pflegen und zu heilen. — Auch Margarethas Charakter ist meisterlich gezeichnet und gehalten. Um endlich am Schluß unserer Anzeige auf die Darstellung zurückzukommen, so fügen wir zur Steuer der Wahrheit bey, daß sie im Flusse der Geschichte immer natürlicher wird, immer den Stoff mehr durchdringt, daß selbst die altfranzösischen Participien, die hier und da (z. B. S. 67) kleine grammatische Unrichtigkeiten veranlassen, nach und nach seltner werden, daß sich endlich in eben so treffenden als phantasiereichen Gleichnissen, die durch das ganze blühende Gemälde hingestreut sind, die ächte Dichterin offenbart, von der wir schon so manches Schöne erhalten haben. Und wenn wir in Beziehung auf den Styl oben gesagt haben, daß den Frauen die reine Vollendung eines Ganzen schwer werde, so müssen wir dieß, was die Behandlung des Stoffs, der Begebenheiten wie der Charaktere, betrifft, in Beziehung auf unsre Schriftstellerin in diesem Werk unbedingt zurücknehmen.

Ab.

Weltweisheit.

Friedrich Heinrich Jacobi's Werke. Sechster und lezter Band. Leipzig bey Gerhard Fleischer. 1825. VI und 552 S. gr. 8.

Diese Sammlung, welche Jacobi selbst i. J. 1812 begann, und nach dem Tode des ehrwürdigen Greises theils Friedrich Köppen, theils Friedrich Roth fortsezten, ist so wichtig und ehrenvoll für die vaterländische Literatur, daß es auch unserem Lit. Bl., welches dem Interesse, das die ausländische Literatur gewährt, einen großen Theil seines Raumes opfern muß, zur Pflicht wird, die glückliche Beendigung des Unternehmens anzuzeigen. Aber wir fassen uns kurz genug für den kleinen Platz, den hier noch das Ausland dem Inlande übrig läßt? Für die Gelehrten-Welt wäre das leicht; denn diese kennt Jacobi und seine Werke. Aber hier soll geschrieben werden für das große Mischpublikum aller gebildeten Stände, und da möchten leicht einige und 10,000 Stimmen fragen: Wer war denn dieser Jacobi? was für Erzählungen, Romane, romantische Gedichte, Komödien oder Tragödien hat er geschrieben? Da muß die Kritik leider ab ovo anfangen, und den gebildeten Ständen sagen, daß dieser Jacobi, der Bruder des bekannten Dichters, eigentlich ein Philosoph war. „Philosoph? und 6 dicke Bände? Das lesen wir nicht, das ist uns zu spitzfindig, zu trocken, zu —" Mit Erlaubniß, meine verehrten, gebildeten Lese-Stände, das ist dieser Philosoph nicht, davon ist er gerade das Gegentheil, und darum eben haben die übrigen Philosophen, die spitzfindigen, trocknen, abstracten, absoluten, rein objectiven, transcendalen u. s. w., ihn niemals so recht für einen Philosophen halten wollen. Sie haben ihm vorgeworfen, er sey ein Philosoph blos von Natur und Charakter, die Wahrheit habe für ihn keinen unbedingten Werth, ihm fehle der rein logische Enthusiasmus, i. e. die um das Resultat des Forschens durchaus unbekümmerte Wahrheitsliebe, mit einem Worte, sein Kopf sey unphilosophisch, denn er sey mit seinem Herzen zusammengewachsen. Das alles gab er zu, der Mann (S. Bd. 4. Abth. 1. S. XIII.), und in der That war diese Verwachsung des Kopfes mit dem Herzen die Eigenschaft, welche ihn zu einem echt populären Philosophen, zu einem Philosophen für alle gebildeten Stände machte.

„Philosophiren, sagte er (Bd. 6. S. 225.), heißt „sich nach allen Seiten hin besinnen. Wer sich ganz „aus der Sinnlichkeit, aus aller Empfindung und Vorstellung hinaus besinnen will (durch ein bloßes Denken „als Denken) wird toll." Daher dacht' er sich niemals

in die luftleeren (und wahrscheinlich auch ätherleeren, also ganz leeren) Räume hinein, wo das menschliche Gefühl nicht mehr athmen, das Herz nicht leben, das Licht des einigen Bewußtseyns nicht fortbrennen kann; wo das Auge der menschlichen Seele nicht mehr sieht, sondern der Verstand im Finstern tappt, und an einer aus sogenannten Vernunft-Schlüssen geflochtenen Kette gleich einem Blinden sich forthaspelt, ohne jemals recht zu wissen, wo er ist, und wohin er geräth. Er sezte dem Erkennenwollen eine Schranke, indem er erkannte, daß irgend ein Glaube, wär' es auch nur der an sich selbst, daseyn müßte, wenn der Begriff eines Wissens möglich seyn sollte (ungefähr wie Ancillon in seiner neuesten Schrift über Glauben und Wissen); und von diesem festen Standpunkt aus focht er, wenn ihn der Aerger über die logischen Enthusiasten und Denker als Denker überlief, mit blitzendem Scharfsinn und hinreißender Beredtsamkeit gegen ihre Systeme. Seine Beredtsamkeit aber entstand nicht blos aus der Wärme der Reibung; sie floß aus einer poetischen Ader, welche die Natur ihm anerschaffen hatte. Diese Ader machte ihn unter andern zum Freunde Goethe's, der ihn aufrief zu dichterischem Schaffen. (S. Bd. 5. S. X.) Sie pulsirte lebendig fort, während er über Welt und Menschheit philosophirte, ihr Pulsschlag trieb ihn an, seine Weltanschauung lieber in künstlerische als in cathedermäßige Formen zu gießen, und so entstanden Allwills Briefe und der Woldemar, die freylich keine Vergißmeinnicht-Erzählungen und keine romantischen Novellen, wohl aber Romane, und zwar nicht nur höchst gedanken- und geistreiche, sondern auch sehr gemüthvolle (etwas anderes als gemüthliche) Romane sind: recht eigentliche „subjective Epopeen," was die Romane, nach Goethe, seyn sollen: Darstellungen von Begebenheiten und Seelenzuständen, in welchen der Verfasser nicht blos seine Kunst, sondern sein ganzes inneres Selbst, sein subjectives, individuelles, geistiges Leben offenbart.

„Also auch Romane? Das ist ein Anderes. Und auch die stehen in den Werken des Philosophen?" Allerdings, im 1sten und 5ten Bande, und zwar der Woldemar so, wie er 1794, als Jacobi durch Goethe's Tasso poetisch angeregt worden war, umgearbeitet und 1796 verbessert wurde. „Ja, da werden wir die ganzen Werke kaufen müssen." Kann wohl seyn, werthe Lese-Stände, wir wissen nicht, ob sie vereinzelt werden; aber wenn Sie Jacobi's witzreiche Vorrede zu seines Bruders Ueberflüssigem Taschenbuche (von 1795 — 1800) gelesen haben, die auch im 6ten Bande der Werke steht; so werden Sie leicht einsehen, daß Jacobi's sämmtliche Schriften nicht leicht in den Fall kommen können, in Ihren Bibliotheken auch nur halb so überflüssig zu werden, als die sämmtlichen darin befindlichen Taschenbücher für d. J. 1824, welche durch die für d. J. 1825 jezt schon größtentheils ganz überflüssig gemacht worden sind. Wir könnten diesen Satz beweisen für alle Bände der Jacobischen Werke, in welchen keine Romane stehen; aber wir müssen uns aus Eingangs gedachter Rücksicht auf den, hier anzuzeigen gewesenen sechsten und lezten beschränken.

Lesen die gebildeten Stände nicht gern Aphorismen, Streckverse, Gedankenspäne? Hier finden sich unter dem Titel: fliegende Blätter, ganze Körbe voll solcher Späne, und zwar meistentheils Bohrspäne, tief aus dem Kerne des Lebensbaumes geholt, und daher den Hobelspänen unserer eleganten Blätter weit vorzuziehen. Lesen sie nicht gern wunderbare Hypothesen über die dunkle Vorgeschichte der bekannten Welt und Welten? Hier finden sie eine vortreffliche, sonnenklare Uebertragung des Alexis oder Von dem goldenen Weltalter, und folglich auch (S. 503 ff.) die sinnreiche Hypothese, welche der Priester Hypsikles dem Pythagoras mittheilte: das goldene Zeitalter war da vor dem silbernen Monde; die Axe der Erde stand damals noch senkrecht auf der Ebene der Erdbahn, und gerade standen und liefen alle menschlichen Dinge, bis der Mond, ein in der Sonnennähe geschmolzener Komet, der Erde zu nahe kam, mit ihr in Wechselwirkung trat, ihre Axe von der senkrechten Stellung abzog, und dadurch alle die zahllosen Wechselfälle der tellurischen und menschlichen Dinge, von der Ungleichheit der Tag' und Nächte und der Jahreszeiten an bis zum Somnambulismus, und zur somnambülen Heilkunde herab, nach kosmischen Gesetzen hervorbrachte. Und was endlich lesen die gebildeten Stände jezt lieber, als Gedanken über politische Prinzipien? Hier finden sie Jacobi's lebhafte, aus dem innigsten Aerger hervorgegangene Streitschrift gegen Wieland, der im Merkur von 1777 mit der, durch und durch sophistischen Lehre aufgetreten war, daß das Recht nichts anderes sey als Macht und Gewalt, also dieselben Potenzen, welche beym Aeschylus den Prometheus an den Felsen schmieden, weil er das Feuer (und also auch das Licht) aus dem Olymp holte, und dem Menschengeschlechte mittheilte.

Werke, in welchen solche zeitgemäße Dinge stehen, sind werth zu stehen in allen Privatbibliotheken aller gebildeten Stände, wie in allen öffentlichen. Auf den Anstand, der in den leztgenannten herrscht, hat der Verleger anständige Rücksicht genommen: sie sind nicht raumgeizig, nicht mikroscopisch, sondern mit gravitätischen Lettern, und dabey schön und sorgfältig gedruckt.

Müllner.

Nr. 2.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 7. Januar 1825.

Meng-Literatur.

Die Reise in die Heimath. Miscellen aus dem Gebiete der Moral und der Psychologie. Von August Friedrich Holst, Pastor zu St. Nikolai vor Chemnitz. Dessau bey Ackermann. 1824. VIII und 352 S. 8.

Der Verf. hat mit Frau und Kind eine Reise von Chemnitz in seine Heimath gemacht. Wo diese Heimath liegt, und was er dort gewollt, erfahren wir nicht bestimmt; nur einige Aeußerungen S. 161 ff., und die Kapitelüberschriften: Ankunft, Sterbelager, Tod, Beerdigung, Gottesacker, Schmerz über den Tod unserer Lieben u. s. f., lassen vermuthen, daß er eine kranke Verwandte dort besucht hat, und nach ihrem erfolgten Ableben aus der Heimath (i. e. aus dem Geburtsorte) wieder nach Hause (i. e. in seine Pfarrwohnung) gereiset ist. Weder auf der Hinreise noch auf der Herreise ist ihm etwas begegnet, das irgend merkwürdig oder erzählenswerth wäre. Auch erzählt er eigentlich nicht, sondern beschreibt blos flüchtig dieß und jenes, was er gesehen oder gehört hat, hebt das Hauptwort davon in der Kapitelüberschrift heraus, und stellt über den Gegenstand, den es bezeichnet, allgemeine, bald moralphilosophische und religiöse, bald psychologische Betrachtungen an, die er in einer sehr correcten und ausgebildeten Sprache, und in einem Tone vorträgt, der ungesucht aus dem Gemüthe zu kommen scheint, und nicht selten bis zur Kanzelberedtsamkeit sich erhebt. Im Durchschnitte legen diese Betrachtungen für Geist und Herz des Vs. ein günstiges Zeugniß ab; aber da sie nach seinem eignen Geständnisse S. VI, „meistens auf bekannte Wahrheiten sich beziehen," und weder durch den Grad ihrer Tiefe oder Erhabenheit sich auszeichnen, noch durch ihre Einkleidung anziehen; so werden sie im Strome der Literatur eben nicht weit schwimmen. Herr H. erklärt sich zwar a. a. O. zufrieden, wenn sie „unter dieser Form nur hie und dort einen Begriff berichtigen, einen heilsamen Gedanken wecken, einen frommen Entschluß befestigen, die Erhebung des Herzens erleichtern und begünstigen;" aber so genügsam kann die Kritik nicht seyn, und die strenge Moral, welche der Verf. selbst fast überall und namentlich in dem Kapitel: der ehrliche Mann, prediget, berechtiget dieselbe zu ganz anderen Ansprüchen. S. 63. z. B. wird einer alten Frau darum die Ehrlichkeit abgesprochen, weil sie ihrem Nachbar nicht in Zeiten gesagt, daß ein ungezogener Knabe in Gesellschaft einer Ziege Verwüstungen in seinem Garten anrichte: es wird behauptet, sie habe den Eigenthümer des Gartens dadurch um 20 Thlr. bestohlen. Ziemlich mit gleichem Rechte ließe sich von einem Autor, der ein dickes Buch lediglich in der Absicht schrieb, um hie und dort einen heilsamen Gedanken zu wecken und einen frommen Entschluß zu befestigen, die Behauptung aufzustellen, daß er seine Leser um einen Theil ihrer Zeit und ihrer Geduld bestehle; ja sogar manche Käufer des Buches um ihr Geld, wenn er dem Buche einen Titel gegeben, der Unterhaltung verspricht, wenn auch nicht gerade die eines Romans. Denn Unterhaltung erwartet die „Lesewelt," deren der Verf. S. V. gedenkt, billig von der Beschreibung einer Reise, und was ihr der Verf. dabey an Moral, Psychologie und dergl. zukommen lassen will, das verlangt sie wenigstens anziehend gemacht durch die Begebenheiten, womit es verwebt ist, ungefähr wie in Sophiens Reise von Hermes und ähnlichen didaktischen Schriften im Gewande des Romans oder der Erzählung. Die Kritik ihrerseits verlangt billig von einem didaktischen Schriftsteller, daß er entweder in gedrängter Kürze belehre, oder durch eine Anwendung der schönen Kunst, welche der Belehrung leichteren Eingang in den Verstand verschafft, und der Wahrheit ihren Eindruck auf das Gemüth sichert, die Abweichung von den Regeln des rein didaktischen Vortrages rechtfertige. Und diesen Forderungen entspricht der Verf. hier nicht.

In seiner angewandten Moral regt sich übrigens, bey allem Anstriche von Aufklärung, einige Pedanterey. S. 111 ff. z. B. spricht er dem Theater ein ziemlich ungünstiges Urtheil, und will nicht dulden, daß auf der Bühne das Gebet dargestellt werde. „Ich zweifle sehr,

sagt er u. a., daß Gott ein Wohlgefallen daran haben könne, wenn der Schauspieler, in schönen, einstudirten Tyraden, vor ihm den Betenden spielt, um andere — zu unterhalten.“ Gleichwohl gestattet er der Maler- und Bildhauerkunst die Darstellung des Betenden unbedenklich, und verwirrt sich dabey S. 115 in eine höchst abgeschmackte Sophisterey. „Die Statue, welche in der Schloßkirche zu Wittenberg einen hochverehrten Fürsten betend darstellt, ist, als solche, zulässig, und wie Manchen mag sie zur Andacht gehoben haben. Aber man denke sich, daß ein erfinderischer Kopf an ihre Stelle ein sprechendes Automat sezte, welches Worte hervorbrächte, und das, was jene durch ihre Stellung andeuten soll, als Gebet ausspräche und sich unmittelbar an Gott wendete — so würde man, unwillig über den entsezlichen Mißgriff, Auge und Ohr abwenden. Aber sollte es nicht noch schlimmer seyn, wenn der freye Mensch dasselbe thut, und die höchste Ehre*) des Sterblichen, die Ehre vor Gott zu stehen und zu ihm zu reden, zu den gemeinen Zwecken einer künstlichen Illusion mißbraucht?“

Wenn der Schauspieler wie ein Automat betet, so ist er ein Stümper, sündiget aber nicht schwerer, als tausend elende Steinhauer, welche Fratzen von Betenden über den Kirchthüren abgebildet haben. Ist er aber ein Künstler, so muß er in den Gebetmomenten der Dichtung das Gemüth der Zuschauer zu rühren, zu erschüttern, zu erheben wissen, als ob sie einen wirklich Betenden sähen und hörten: und wenn ihm das gelingt, so wird Gott hoffentlich um so mehr Wohlgefallen daran haben, je weniger er durch seine weise Einrichtung der Menschenwelt ihnen Gelegenheit gegeben hat, von dergleichen wirklichen Lebensmomenten Zeugen zu seyn. Hat Herr Holst jemals einen wahren Künstler in der Rolle des Wilhelm Tell, in dem Momente des Dankgebetes nach der Rettung aus dem Kahne, gesehen und gehört? Getraut er sich eine gleich tiefe Wirkung hervorzubringen, wenn er, als Prediger, auf der Kanzel oder am Altare ein Dankgebet spricht? Diese leztgedachte Art von Gebet kann man freylich alle Sonntage hören, und wir stellen ihre Erbaulichkeit nicht in Abrede; aber jene Art kommt im kirchlichen Cultus nicht vor, im wirklichen Leben findet sie selten vor einer Versammlung statt, und schon darum ist es ein Recht der Kunst, der redenden wie der bildenden, deren Wirkung auf die Gemüther hervorzubringen.

*) Die höchste Ehre? Wie kann das die höchste Ehre des Menschen genannt werden, was er alle Tage, alle Stunden haben kann. Ein Glück ist es, beten zu können, aber keine irdische Ehre.

M.

Wie vor Herrn H's. Moralgerichte die Gesellschaftstheater wegkommen, können unsere Leser nach obigen Proben seiner Kunst-Ansichten sich leicht vorstellen.

Ungleich verständiger spricht er S. 169 ff. über die Geistererscheinungen in unseren Novellen und Romanen. „Man hat, ich kann mich der Bemerkung nicht enthalten, in unsern Tagen eine früher sehr gewöhnliche Anwendung von dem verstandenen oder mißverstandenen Zusammenhange des Physischen mit dem Psychischen sehr emsig aufgefrischt, und, wie es scheint, pflegt man recht geflissentlich das Kapitel von Geistererscheinungen abzuhandeln. Oeffentliche Blätter und viel gelesene Schriften nehmen Erzählungen davon auf; und selbst die Schaubühne scheint sich in ihnen ganz besonders zu gefallen. Das ist nicht gut. Ist es Ueberzeugung? — so schreiten wir zurück in die Jahre des Aberglaubens, welche die lezten Dezennien, die sich ihrer Aufklärung so laut rühmten, nicht genug zu verspotten wußten. Ist es nur ein Modeton? — Sonderbar und schlimm! Denn woher diese Mode? Aus Verweichlichung und Ueberspannung? Aus Ueberreizung und Nervenschwäche? — Ist es die Sucht, gewaltige Eindrücke zu machen ohne viele Mühe? Oder bedarf man, nach ganzen Fluthen von Romanen und mancherley gegebener Kost, eines neuen Reizmittels für das Gefühl, weil die alten zu oft gebraucht sind und ihre Dienste versagen? Ich untersuche jezt die Ursachen nicht; aber die Thatsache liegt vor Augen. Ohne Folgen kann sie nicht bleiben; und welche werden diese seyn? Wenn die Geister auf dem Papiere spuken, so werden sie es auch bald in den Köpfen thun; die erhizte Phantasie wird sich wieder eine Welt grauenvoller Erscheinungen schaffen, und die Ammenmährchen werden mit unseren fein stylisirten Gespenstergeschichten aus ihrem bisherigen, vielleicht nur zu leisem Schlafe erwachen. Wird ihnen die Verstandeskultur dieses Jahrhunderts überall das Gleichgewicht halten? — Der Zeitgeist huldigt den Ideen, wie den Sitten, Gebräuchen und Moden, wenn sie nur erst mit einer gewissen Autorität in Umlauf gesezt sind.“

Inzwischen möchten wir seine Besorgnisse doch nicht unbedingt theilen. Der Reiz des Wunderbaren auf dem Papier beruht wohl hauptsächlich auf der Gefahrlosigkeit der Papiergeister, und die Spukscenen der Scott'schen Allerweltsromane werden nicht leicht eine Sehnsucht nach wirklichem Geisterspuk erregen, nicht leicht den alten Aberglauben daran aufwecken. Im Gegentheil vielleicht: je mehr die Phantasie zum Behuf bloßer Unterhaltung mit dergleichen Vorstellungen spielt und respective damit spielen sieht, um so weniger möchte der Glaube geneigt seyn, Ernst daraus zu machen. Uebrigend leugnet der V. die Möglichkeit der Sache an sich

keineswegs, und begnügt sich in dieser problematischen Materie, über das Dunkel zu klagen, in welches die Vorsehung sie gehüllt hat. „Lasset die Geister ruhen!" ruft er S. 176. denjenigen zu, „welche meynen, es gebe

„im Erdenleben
„Furchtbare Augenblicke der Bedrängniß,
„Die wunderbar des Menschen Kraft erheben,
„Und an sein Wort die Unsichtbaren binden,

„und welche sich abmühen, eine solche Verbindung zu bewirken." Wir hoffen, daß die Zahl solcher Thoren sehr gering ist in der civilisirten Welt, und daß die Nennung eines fabelhaften Königs von Syrakus dieselbe nicht vermehren wird.

Das Aeußere des Buches gereicht dem Verleger zur Ehre, es ist nicht glänzend aber anständig.

G e s c h i c h t e.

Des Obersten Voutier Gemälde aus Griechenland oder der Kampf der Menschheit gegen Tyranney in fortlaufender Geschichte von seinem Ursprunge bis auf die neuesten Zeiten, mit interessanten Scenen, pittoresken Ansichten und mit beständiger Rücksicht auf das classische Alterthum. Uebersetzt vom Prof. Dr. Hedemann. Mit den Porträts von Colocotroni, Maurocordato, Capit. Georg rc. Ilmenau bey Voigt. 1824. VI und 222 S. gr. 8.

Der Verf. des Originals, ein Franzose von Geburt und für die Marine seines Vaterlandes erzogen, ging im Sommer 1821 in Begleitung eines reichen Schotten, den er blos mit den Buchstaben M. G. bezeichnet, nach Griechenland. Er brachte nicht blos die liebe Hellenophilie, sondern auch etwas, für die Hellenen weit Nützlicheres mit, nämlich 1000 Flinten, 3 Haubitzen und artilleristische Kenntnisse. Was Wunder also, daß er jetzt hellenischer Oberster ist? Seine Nachrichten von den Kriegsereignissen und von dem Zustande der neugriechischen Dinge gehen ungefähr bis zum Anfange des Jahres 1823. Sie tragen den Anschein der unbefangensten Wahrhaftigkeit eines Augenzeugen. Die mitgetheilten Scenen sind größtentheils, was der Titel verspricht: interessant; die pittoresken Ansichten mögen in der Natur leicht pittoresker seyn, als der junge Kriegsmann sie darzustellen vermochte, und die beständige Rücksicht auf das klassische Alterthum besteht in Rückerinnerungen daran, meist aus der Schule her, und für Archäologen ohne Bedeutung. Die Geringfügigkeit der Streitmittel, womit die Hellenen den großen Kampf begannen, verglichen mit den bekannten Erfolgen ihres beyspiellosen Muthes, erregt Erstaunen. Geht dieses Volk unter im Kampfe mit seinen Unterdrückern; so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß es unsterblich bleiben wird in der Geschichte, gleich seinen Vorfahren.

Die Uebersetzung liest sich im Ganzen gut, obwohl sie flüchtig und nicht frey von Solöcismen ist, z. B. : „Aeußere Reize und Grazie waren jungen Mädchen w e h e! (hélas!) ein trauriges Geschenk der Natur." „Sie (die griechische Revolution) beruht auf ein ganz eigenthümliches (einem ganz eigenthümlichen) Nationalverhältniß." „Sie (die Griechen) mußten sich unter jedem Preise (um jeden Preis) zu befreyen suchen." „Eine weit mehr üble (schlimmere) Inconvenienz" u. s. w.

Absichtlich enthalten wir uns, a n d e r e Auszüge aus dem Buche mitzutheilen; wir wollen denen kein Aergerniß geben, welche die Meynung und Neigung der civilisirten Christenheit für die Sache der Helenen gern in einen allgemeinen Respect vor absoluter Obergewalt verwandeln möchten. Sie werden des Aergernisses ohnehin genug haben, indem sie sehen, daß es auf der Weltbühne wie in der Bühnenwelt gleich unmöglich ist, den Z u s c h a u e r n den Geschmack zu dictiren, den sie haben, und den Antheil, den sie an der Handlung nehmen sollen.

F r e y m a u r e r - L i t e r a t u r.

Allotrien zur Unterhaltung in Feyerstunden. Von S. Ch. M. Feder. Berlin bey J. H. Cawitzel. 1824. VIII und 462 S. 8.

„Wie? F r e y m a u r e r - Literatur und A l l o t r i e n?" Es ist nicht anders. Das Buch enthält 18 verschiedene Aufsätze. Davon gehen zwar nur ein Drittheil, nämlich: Untergang der Tempelherren, Geschichte der Freymaurerey, Geschichte der Rosenkreuzer, Geschichte der Illuminaten, Kriege der Frauen mit den Maurern, und der unbekannte Tempel, das Freymaurerwesen an; aber dieses Drittheil füllt 284 Seiten, also über die Hälfte des Buches an, und stellt sowohl durch seinen Inhalt, als durch die Behandlung, das Uebrige in Schatten, allenfalls mit Ausnahme der Aufsätze: K r i e g d e r b e y d e n R o s e n, d e r Z e i t g e i s t, und der S e h e r S c h w e d e n b o r g, welche inzwischen auf mittelbare und entferntere Weise ebenfalls die Maurerey betreffen.

Die Geschichte der Freymaurerey (S. 118 — 296) nennt der, unfehlbar pseudonyme Verfasser S. VI. sein

Lieblings-Kind, und bezeichnet dieselbe S. 289. als „eine Erzählung, die, wie noch keine, in klarem Zusammenhange die Entwickelung der Maurerey aus ihrem Keim verfolgt, nichts verhehlt oder beschöniget, und alles bey seinem rechten Namen nennt.“ Das klingt ziemlich ruhmredig; aber es ist wahr. Ref. hat der leidigen historiarum ordinis viele lesen und anhören müssen; aber so viel innere Wahrscheinlichkeit, einen so plausiblen Zusammenhang, eine solche Uebereinstimmung mit der Staatengeschichte, ein so kräftiges Zerblasen allen Fabelnebels, eine so umfassende Kenntniß der Thatsachen, eine so klare Sonderung der verschiedenen Elemente des Maurerwesens, eine solche Herrschaft des Verstandes über allen Ordensunsinn, eine so unbefangene, ruhige und doch lebendige, anziehende und wohlgelaunte Darstellung hat er noch bey keinem maurerischen Schriftsteller gefunden.

Das Geburtsland desjenigen Proteus oder Chamäleons, dem wir heut zu Tage den Namen der Freymaurerey zu geben pflegen, ist unstreitig England; das jezt so wunderlich gestaltete, fast apokalyptische Thier war ursprünglich nichts, als ein an sich glücklicher Gedanke des Königs Athelstan, der von 924 bis 940 unserer Aera regierte, und zur Förderung des öffentlichen Bauwesens das Beyspiel der Römer nachahmte, bey welchen dasselbe von vornehmen Staatsbeamten (Aedilen) dirigirt worden war. Er übertrug seinem Bruder Edwin diesen Zweig der Staatsverwaltung. Der junge Prinz war gebildet, ein warmer Freund der Wissenschaften, vornehmlich der mathematischen. Die aufgetragene Organisation führte er mit eben so viel Eifer als Umsicht durch. Ganz seinem Beruf gewidmet, ward er der Erste aller Werkleute, Großmeister, wenn man will, welches im damaligen Sinne so viel als Oberbaudirektor bedeuten würde.

Bey Würdigung der Bauten aus jener Zeit darf man nicht außer Acht lassen, daß die Holzarbeit noch nicht ausgebildet war, und weniger geachtet ward, als der, ewige Dauer versprechende, Steinbau. Zwar hatte man meistens hölzerne Wohngebäude; aber nur Hütten wußte man aus Stämmen zusammenzupflöcken. Das thaten die Hausväter selbst mit ihren Leibeignen. Dagegen wurden die königlichen Burgen, die Kirchen und andere öffentliche Gebäude massiv aufgeführt. Daher war bey öffentlichen Bauten nur von Maurern die Rede, nicht von Zimmerleuten. Die Benennung „Maurer“ war demnach gleichbedeutend mit „Bauarbeiter,“ begriff auch die Steinhauer als Gehülfen mit in sich.

Edwin überzeugte sich bald, daß mit den Bauknechten des Landes wenig ausgerichtet werden würde. Er beschloß, geschickte Maurer aus der Ferne ins Land zu ziehen. Die nächste Hülfe fand er in dem benachbarten großen Frankenreiche, wo die Baukunst seit einem Jahrhundert bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Karls des Großen Zepter hatte sie hervorgerufen und seine zahlreichen Bauten in den Hauptstädten gaben Gelegenheit zu ihrer Entwickelung. Mit besonderer Vorliebe schmückte er seine Residenz Aachen, die er gern Neu-Rom nennen hörte, mit Prachtgebäuden aus. Aehnliche Werke entstanden unter seinen Nachfolgern in anderen Theilen des Reichs. So ward das Bauen im Frankenreiche ein ehrenvolles Geschäft freyer Männer, die von wälschen Meistern kunstmäßig unterrichtet worden waren.

Dergleichen freye Maurer warb Edwin für England an, daß sie des Landes Werkleute anführen und bilden möchten. Um ihnen Autorität zu verschaffen, erhöhte er den Lohn derjenigen Bauleute, welche sich ihnen willig unterwarfen, und nach ihrer Vorschrift arbeiteten. Auch freye Eingeborne wurden von ihnen in der Baukunst unterwiesen und dann ebenfalls Freymaurer genannt. Lezteres war von bleibendem Gewinne für das Land und somit der allernächste Zweck erreicht, das Baugeschäft zu einem ehrenvollen Gewerbe freyer Männer zu erheben, deren bessere Erziehung und feinere Anlagen mehr Erfolg hoffen ließen.

Dabey war noch gänzlich nicht die Rede von einem Geheimnisse, von Eleusinischen Mysterien, von einem Pythagoräisch-n Bunde, von Christenverfolgung und Agape, von Theosophie, Theurgie, geheimer Naturkunde und dergl. mehr. Alle diese historischen und philosophischen Träumereyen kamen mit der ehrsamen Baumeister- und Maurer-Zunft erst dann in Berührung, als dieselbe, von den Britannischen Priestern des Christenthums (den Culdeern) zum Behufe des Kirchenbaues begünstiget, sich ausbreitete, zur Intellectual-Person im Lande erstarkte, religiös organisirt wurde, Ehrenmitglieder aufnahm, und in den Zeiten politischer Stürme der äußeren Unsicherheit zum Asyl diente. *) Aus der Priesterprotection leitet der Verf. die geistlichen Titulaturen der Oberen ab, wozu sich meistens die Bischöffe selbst constituirten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Man vergleiche Lit. Bl. 1820. No. 29–35. No. 53. S. 210. 1822. No. 28. No. 31. S. 223. No. 38. No. 44. No. 59. 1824. No. 22. M.

Berichtigung.

In No. 95. v. vor. J. ist aus Versehen die Ueberschrift: Dramatische Literatur, die blos für Holtei's „Jahrbuch deutscher Nachspiele“ gehörte, schon über die Anzeige von Weissenbergs Schrift: „Ueber den sittlichen Einfluß der Schaubühne“ gesezt worden.

Nr. 3.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 11. Januar 1825.

Ueberblick der englischen Literatur.

V.

Erd- und Völkerkunde. Ein Florentiner, A. Bienssieur, der seit seiner frühen Jugend seine Heimath verließ, und noch in brittischen Kriegsdiensten steht, hat die Beobachtungen, die er unlängst auf seiner Reise durch Italien machte, zu einem Gemälde Italiens und der Italiener im neunzehnten Jahrhunderte (Italy and the Italians in the 19th Century; a view of the civil, political, and moral state of that country, with a treatise on modern italian Literature. — London 1824. 2 Bde, 12.) verarbeitet. Es ist ein ungemein anziehendes Buch, das manche Gegenstände aufklärt, viele falsche Ansichten und Vorurtheile widerlegt, und lebendige Skizzen von Menschen und Sitten gibt. Der Verfasser kam nicht auf der gewöhnlichen Alpenstraße nach Italien, sondern von Malta nach Neapel, und nach seiner Meynung macht das Hesperidenland einen ergreifenderen Eindruck auf den Wanderer, wenn er sich sogleich in den südlichen Theil desselben versezt, als wenn er durch Frankreich, oder die Schweiz zuerst nach dem nördlichen Italien kommt. Er kam nach einer kurzen Fahrt längs der Küste Siciliens, durch die Straße von Capri, in den Meerbusen von Neapel. Mit der Sprache und den Sitten des Landes bekannt, konnte er mehr als andere Reisende, die gewöhnlich nur mit den höhern Klassen bekannt werden, oder nur mit den niedrigsten Verkehr haben, sich Gelegenheit verschaffen, mit Personen aus allen Klassen und Ständen umzugehen. In seiner Schilderung des Volks hat er besonders die Bewohner der Hauptstadt und ihrer nächsten Umgebungen im Auge. Ein eigenthümlicher Charakterzug der Neapolitaner, sagt er, ist ihre anscheinende Gleichgültigkeit gegen die Meynung der Fremden von ihren Landsleuten. Er hörte häufig die Eingebornen heftig gegen ihre Landsleute sprechen, welchen sie Mangel an Ehrgefühl, an Redlichkeit und an Menschenliebe vorwarfen, und der Fremde, der solche Ausdrücke der Verachtung hört, ist oft verlegen, wie er sich dabey benehmen soll. Der Verfasser weiß sich diese Erscheinung nicht anders zu erklären, als daß diejenigen, die solche Aeußerungen machen, selbst fühlen, wie tief ihr Volk in sittlicher Hinsicht steht, und da sie häufig Gelegenheit haben, ihre Landsleute mit den Fremden, die ihr Land besuchen, zu vergleichen, mit ihrer natürlichen Lebhaftigkeit ihre Gefühle ausdrücken. „Die Scham, sagt er, die Gefährtin der Tugend, die zulezt entflieht, scheint bey dem allgemeinen Verderbnisse untergegangen, und die Vaterlandsliebe entflohen zu seyn.“ In andern Theilen Italiens ist man sehr gegen die Neapolitaner eingenommen, und manche, die dieß fühlen mögen, scheinen daher im Auslande ihre Heimath gern zu verläugnen. Ein junger Mann aus Neapel, der von Toscanischen Aeltern abstammte, wurde auf seiner Reise durch die Lombardie in einer Gesellschaft gefragt, was für ein Landsmann er wäre. Ein Florentiner, war seine Antwort. Man wunderte sich, da er durchaus nicht die toscanische Aussprache hatte, worauf er hinzusezte, er wäre nur durch Zufall — combinazione — in Neapel geboren. Brutta Combinazione — ein unseliger Zufall — antwortete man sogleich. — Anstand und Zartgefühl findet man nicht in dem Betragen der Neapolitaner. Man spricht ohne Rückhalt über die auffallendsten Dinge. Knaben laufen fast nackt durch die Straßen, besonders am Strande. Die Eingänge und Treppen der Häuser sind mit Unreinigkeiten aller Art angefüllt. Die Fenster und Balkone stehen gewöhnlich offen, und man sieht alles, was in des Nachbars Hause vorgeht. Fast alle Neapolitaner sind während des Sommers in ihren Häusern halb entkleidet, und sitzen mit aufgestreiften Hemdärmeln bey Tische. Eben so in Speisehäusern. Die Frauen kleiden sich bey offenen Thüren an. Die große Sommerhitze entschuldigt freylich diese Sitte. Zwischen Herrn und Dienern herrscht die größte Vertraulichkeit. Der Herr hat kein Geheimniß vor seinen Dienern, der mit allen Schwächen und Lastern seines Gebieters bekannt ist, wobey es um Achtung und Gehorsam schlecht genug steht. Die Dienstboten in Neapel sind daher auch die schlimmsten, die es gibt, schmutzig, träge, nachlässig, unverschämt und untreu. — Neigung zur Trägheit ist allen Neapolitanern

eigen, und eine Hauptquelle von Laster und Armuth. Eine andere Ursache der herrschenden Armuth ist in dem Leichtsinne zu suchen, womit Heirathen geschlossen werden, ohne daß Mittel zum Unterhalte da sind. Das Bischen Geld, das die Verlobten aufbringen können, ist oft kaum hinlänglich, die Trauung zu bezahlen, einen Hochzeitschmaus zu geben, und einen Strohsack anzuschaffen. Auf öffentliche Unterstützung können sie nicht rechnen. Die Weiber sind sehr fruchtbar; und Schwärme hungriger, nackter und schmutziger Kinder laufen umher, und was der Tod verschont, heirathet wieder, wenn es mannbar ist. So pflanzt sich ein Bettlergeschlecht fort. Die Männer sind ein kräftiger Menschenschlag; die Weiber aber nicht so schön, als in anderen Theilen Italiens. Man sieht wenig hübsche Gesichter unter den jungen Weibern. Ihr Blick ist dreist, ihre Stimme rauh und männlich, ihre Farbe bleich. Wohlbeleibtheit scheint ein Erforderniß der Schönheit zu seyn. Sie ist bella chiatta, hört man gewöhnlich rühmen. In diesen maurischen Ansichten von Schönheit, so wie in andern Umständen glaubt der Verfasser den Einfluß der Nähe Afrika's zu erkennen. Die Seltenheit der Schönheit und besonders der Anmuth bey den Neapolitanerinnen ist, nach des Verfassers Meynung, eine Folge grober Nahrung, mangelnder Lebensbequemlichkeiten, heftiger Leidenschaften, einer sitzenden Lebensweise und eines Mangels an Sorgfalt und Aufmerksamkeit im Anzuge und in der Haltung. Dieß fällt besonders Fremden auf, die von Rom, Florenz oder Genua, den Pflanzschulen schöner Weiber kommen. Ihre Vorzüge, sind schwarze strahlende Augen, ein schöner Mund, wenn nicht die breite gedehnte Aussprache ihn verhäßlicht, und zarte Hände und Füße. In der Liebe ist hier wenig Geistiges. Amor ist in Neapel das blinde Kind der Natur, irdisch, unverschleyert und dreist. Der Mangel einer guten Erziehung bey den Weibern, die Gewohnheit, ihr Leben träge hinzubringen, der Anblick unanständiger Auftritte, die sie stets vor Augen haben, böses Beyspiel von früher Kindheit an, alles dieß trägt mit dem heißen Klima und dem gewöhnlichen Genusse des Weines und starker Gewürze dazu bey, Sittenlosigkeit zu befördern. Die Sicilierinnen, die unter einem eben so heißen Klima und mitten in der üppigsten Natur leben, sind nicht minder empfänglich für Liebe, aber ihre Leidenschaften mehr mit Gefühl und Schwärmerey verschmolzen. — Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit sind Hauptzüge im Charakter der Neapolitaner. Das Volk lebt nur für die Gegenwart, und der Gedanke an die Zukunft wird wie ein unwillkommener Erinnerer verscheucht. Saluto a noi! sagt man mit unverhohlner Selbstsucht die Achseln zuckend, wenn ein Leichenzug vorüber geht. Alle Wünsche vereinigen sich in dem Genusse des Augenblickes. Daher die herrschende Spielsucht. Die trügliche Hoffnung, an einem Abend ihr Glück zu machen, zieht Schaaren an den unseligen Tisch. Es ist gewöhnlich unter dem Volke, durch Zusicherung eines Geschenks die Freundschaft eines andern zu gewinnen, ohne sich zu fragen, ob die Erfüllung der Zusage möglich seyn werde. Wenn der Vesuv laut brüllt, wenn Erdbeben drohen und die ganze Natur in Aufruhr ist, fallen die Neapolitaner auf die Knie, thun Buße, folgen baarfuß den Prozessionen, aber kaum ist das Tosen vorüber, kaum der Himmel wieder heiter, so kehren alle wieder zur alten Lebensweise zurück, und die Töne des Tamburello rufen sie wieder zum wollüstigen Tarantella-Tanz. — Man bemerkt in ihren Sitten Mangel an Anstand und Lebensart. Sie sind lärmend und unartig in ihren Gesellschaften, unbescheiden in Fragen und Bemerkungen, unzart und gemein in ihrer Sprache, eitel, prahlerisch, übertreibend. „Neapel, schließt der Verfasser seine nachtheilige Schilderung: ist eine der verderbtesten Städte Europa's; aber es ist ein anderes Verderbniß als in Paris und London; es ist eine Mischung der Rohheit eines halbwilden Volkes, wie es die untern Volksklassen sind, und der Laster der Ueppigkeit unter den höhern Ständen. Die Neapolitaner scheinen von den Völkern, die nach einander über sie herrschten, eher die schlechten als die guten Eigenschaften angenommen zu haben, und besonders gilt dieß von ihrem Verkehr mit den Franzosen." — In Hinsicht auf Wissenschaft und Gelehrsamkeit sind die Neapolitaner im Ganzen hinter dem übrigen Italien zurück, wiewohl sie auf viele berühmte Namen stolz seyn können, die in der Geschichte der Literatur glänzen, und auch unter den lebenden Gelehrten sind mehrere ausgezeichnete Männer, wie Piazzi, Cuoco, Verfasser einer Geschichte der Revolution von 1799, und der Viaggi di Platone in Italia, Prinz von San Giorgio, Alterthumsforscher und Dichter, der Herzog von Ventignano, Trauerspieldichter. Die Rechtswissenschaft öffnet die einzige Laufbahn, worin ein geschickter Mann zu den höchsten Stellen kommen kann. Die Advokaten in Neapel haben gewissermaßen den besten Theil des Landeseigenthums in ihren Händen. Kein Gutsbesitzer, der nicht zwey bis drey Rechtshändel hätte. Einige der angesehensten Familien haben Prozesse, die seit einem Jahrhundert anhängig sind, wofür jährlich eine bestimmte Summe ausgesezt wird, ohne daß die Sache weiter rückt. — Handwerker haben wenig Fortschritte gemacht. Das in Neapel verfertigte Hausgeräth ist plump und schwerfällig. Die besten Juwelier, Schneider und Schuhmacher sind Ausländer, die besten Speisewirthe Mailänder, und die einzige Leihbibliothek hat ein Franzose.

(Die Fortsetzung folgt.)

Freymaurer-Literatur.

Allotrien zur Unterhaltung in Feyerstunden. Von S. Ch. M. Jeder. Berlin bey F. H. Cawitzel.

(Fortsetzung.)

Der Name der königlichen Kunst, dessen die Baukunst schon früher sich angemaßt hatte, erhielt neue Gangbarkeit, als Eduard der Dritte im 14ten Jahrhunderte das Innungsgesetz gab (nach welchem jeder Einwohner sich einer bestimmten Innung anschließen mußte), selbst die Großmeisterwürde der Freymaurer annahm, und die Großen sich vorzugsweise zu dieser Innung hielten; welche die älteste, bestorganisirte war, und andern zum Vorbilde gedient hatte. Hier begann nun schon die Absonderung einer ritterthümlichen Freymaurerey von der eigentlichen Maurerzunft, welche befördert wurde durch die Tempelherren, von denen einige aus Frankreich nach Schottland flohen, verkappt in der Freymaurerey Zuflucht suchten, mit derselben ihr Ordenswesen vermischten, und nach und nach die Herren darin spielten.

„Es mag den Herren schwer genug geworden seyn, nicht zu lachen, wenn sie einander in diesem Kostum erblickten. Zu Gunsten ihres Zweckes machten sie jedoch alles mit, nur daß sie Manches nach ihrem Sinne umdeuteten. Was bey den Maurern ganz ehrlich die Sache selbst war, machten sie zur bildlichen Andeutung eines tiefen Geheimnisses. Das sprach die Angenommenen, die sie meynten, schon besser an als das Bauwesen, dem sie wenig Geschmack abgewinnen mochten. Nur diese Angenommenen weihte man nach und nach ein, durch mystische Erklärungen, welche das Dunkle noch dunkler machten, aber doch geeignet waren, die Neugier aufzuregen. So bildeten sich engere Cirkel, aus welchen die höheren Grade entstanden, die man die schottischen nannte, weil sie nur in schottischen Logen den heimlich angeworbenen Britten ertheilt wurden."

„Auf dieses Ziel arbeiteten die verkappten Templer schon in den untern Graden hin, indem sie die Tapis erfanden, eine Masse von Bildern, so gewählt, daß man sie der Mehrheit der Maurer nach ihrer Art erklären konnte und doch merklich noch etwas in petto behielt, die Angenommenen anzulocken. Eine oben abgebrochene Säule z. B. galt den Werkleuten für unvollendeten Bau, als Aufruf zum Fleiße; für die Auserwählten schrieb man aber darunter: Adhuc stat, noch steht sie, damit sie fragen möchten, was noch stehe? Eben so schrieb man unter Edwins Schiff: In silentio et spe fortitudo nostra, stilles Hoffen ist unsre Stärke. Das paßte zum Templerthum und nicht zur Maurerey; allein die Werkleute hatten ihre Andacht bey dem Bilde, und fragten nicht nach dem Latein. Auf diese Nachsicht pochend, erlaubte man sich sogar Anzüglichkeiten, welche die guten Maurer wohl hätten verdrießen können, wenn sie sie verstanden hätten. So stellte man in schottischen Logen den schottischen Löwen auf, an dem der Schotte seine patriotische Freude hatte. Der Löwe spielte mit Maurerwerkzeug und die Beyschrift lautete: Meliora præsumo, ich habe wohl etwas Besseres im Sinn."

„In den englischen Logen gaben sie ihren Zöglingen zur Parole den Namen Mabeignac, unter welchem Aumont aus Frankreich entflohen war. Weil er jedoch zu französisch, und nicht alterthümlich klang, formte man ihn in Mac Benac um, welches man für Worte einer orientalischen Sprache ausgab. Einige Orientalisten haben sich späterhin treuherzig bemüht, jene Sprache ausfindig zu machen, und es gelang ihnen sowohl, daß sie fünf bis sechs verschiedene Uebersetzungen lieferten. Aehnliche Anstrengungen verursachte den Gelehrten der Name Notuma, welchen man den angeworbenen Freymaurern beym Empfang der templerischen Weihe in schottischen Logen beylegte, wiewohl er nichts weiter ist, als eine Versetzung der Buchstaben des Namens Aumont. Dergleichen ließe sich noch mancherley berichten, aber Basta! dieweil es regnet. Man kann nicht wissen, was der lieben Gurgel zustieße, und ob sie wieder zuwüchse, wenn —"

Für die Gurgeln ist, so Gott will, heutzutage nichts von den BB. zu besorgen, und es ist wenigstens diese Besorgniß nicht, welche den Ref. abhält, der geschichtlichen Entwickelung des Verfs. ferner Schritt vor Schritt zu folgen. Der Raum gestattet nur, einige interessante Parthien anzudeuten. Dahin gehört das sogenannte Verhör Heinrichs des Sechsten über das Geheimniß der Freymaurer mit des Vs. Glossen (S. 172 ff.), die Veranlassung, welche die Johanniter, wie früher die Templer, in die Logen trieb (S. 183 ff.), und die davon herrührende Verwickelung der Freymaurer in das englische Reformationswesen unter der Königin Elisabeth. Die Johanniter hatten unter Marien, Heinrichs des Achten Tochter, sich laut für den Katholicismus erklärt, und Elisabeth war deßhalb den Freymaurern abhold. „In diesem Gedränge beschloß man, sich weder auf den römischen, noch auf den protestantischen Glauben einzulassen. Man forderte von den Brüdern den noachitischen Glauben. Da dieser allen Streit der Sekten ausschloß, meynte man, so recht glücklich durchzusteuern. Es war eine von den Zeitumständen diktirte Maßregel, mit welcher man sich half, so gut es gehen wollte. Wahrscheinlich hatte man nicht reiflich erwogen, daß noachitischer Glaube eigentlich Deismus sey und dieser in der Folge den Maurern von allen christlichen Partheyen zum Vorwurf gemacht werden würde, wie geschehen ist. Am wenigsten

sah man voraus, daß man den Juden damit Thor und Thür öffnen werde."

Wie in der Folge Cromwell die guten Freymaurer für seine Herrschsucht mißbrauchte (S. 198), und den verbannten Juden die Logen öffnete (S. 200); wie später die Jesuiten den schottischen Freymaurern ihr Geheimniß ablockten, und durch die Andreasritter auf diese rittertbümlich organisirten Logen zu wirken suchten, um Jakob den Zweyten wieder auf den Thron zu bringen (S. 214), wie und warum endlich zu Anfange des 18ten Jahrhunderts die neue Constitution entstand, welche die Freymaurerey von der eigentlichen Baukunst gänzlich isolirte, und auf das figürliche Bauen im Gebiete der moralischen Freyheit verwies (S. 221 ff.) — das alles mag der Liebhaber im Buche selbst nachlesen.

In leztgedachter Gestalt kam um das Jahr 1730 die Freymaurerey aus England nach Deutschland, und breitete sich aus unter den Auspicien Friedrichs des Zweyten und Franz des Ersten. Aber kaum war es geschehen, als auch schon die Jesuiten, die in Frankreich ihr templerisch-maurerisches System organisirt hatten, davon zu profitiren suchten, um ihre Hierarchie in gefälligem Kleide einzuführen. Wie daraus das System der strikten Observanz entstand, dessen Anhänger sich die großen Maurer nannten, und wie lächerlich es am Ende damit ablief, lese man S. 236 ff. Die figürliche Maurerey, eben wegen ihrer Figürlichkeit in allen civilisirten Ländern praktikabel, war mittlerweile auch in alle übergegangen. „Selbst bey den Muselmännern hat man Versuche gemacht, die Maurerey einzuführen. Im Jahr 1748 stiftete ein Franzos im Hause des englischen Dolmetschers zu Konstantinopel eine Loge, in welche man Türken aufnahm; als aber die hohe Pforte auf die Nachricht davon Befehl gab, das Logenhaus bey der nächsten Versammlung anzuzünden, blieben die Muselbrüder weg."

Die Geschichte der neufränkischen Maurerey, welche der Verf. im zwölften Kapitel S. 273 abhandelt, ist minder ausführlich, als die der englischen, aber noch unterhaltender, weil sie voller Narrheiten steckt. Wie Kaglіostro die Maurer schröpfte, und die sogenannte ägyptische Freymaurerey stiftete, als deren Oberhaupt er sich Großkopt nannte, das mögen alle diejenigen hier nachlesen, welche Goethe's Groß-Cophta recht verstehen wollen. Die französische Revolution versezte der Maurerey einen gefährlichen Stoß. Man laternisirte und guillotinirte Leute, denen nur das zur Schuld gegeben ward, daß sie Freymaurer wären, als welche den alten Pflichten zufolge für geschworene Aristokraten galten. Plözlich verschwanden alle drey und dreyßig Grade und Niemand konnte sich erinnern, einmal von Logen gehört zu haben. Die Maurerey ruhte volle zehn Jahr, bis 1799 Napoleon Bonaparte's Wink sie aus dem Todtenschlafe weckte. Unter seinem Schutze ward der große Orient von Frankreich 1804 unter dem Titel einer schottischen Generalgroßloge wiederhergestellt, nahm aber bald darauf die frühere Benennung wieder an. Die Zahl der Logen mehrte sich ungemein schnell, so daß der große Orient 1812 in Frankreich, Italien und Spanien 1100 Logen mit 70,000 Freymaurern unter sich hatte. Jedes Regiment der großen Armee hatte außerdem seine Feldloge. Sämmtliche Stühle nahmen Bonaparte's Lieblinge ein. Die Großmeisterwürde bekleidete sein Bruder Joseph und der Erzkanzler Cambaceres, welcher leztere Premier grand Maître adjoint à sa Majesté le roi d'Espagne titulirt ward. Napoleon selbst behandelte die Freymaurer sehr gnädig und versicherte sie bey jeder Gelegenheit seines besondern Schutzes.

Aus dieser Protektion sollte man folgern, daß Napoleon eine sehr hohe Meynung von der Freymaurerey gehabt habe; allein wie viel Ernst es ihm damit gewesen, hat man nachher aus seinen vertraulichen Gesprächen mit O-Meara abnehmen können. Wie L'hombrespieler nach einem verlornen Spiel um so eifriger ihre Desseins zu vertheidigen pflegen, so disputirte er mit dem Doktor auf St. Helena und enthüllte dabey manche seiner geheimen Motiven. Als O-Meara ihn befragte, was er von den Freymaurern halte, gab er mit säuerlicher Miene zur Antwort: „Schwachköpfe (imbécilles), die zusammenkommen, eine gute Mahlzeit zu halten, und verschiedene Narrenpossen zu treiben. Ich habe sie begünstiget, weil sie allenfalls gegen den Pabst gefochten hätten." Diese verbindliche Aeußerung legt offen die Veranlassung dar, warum er 1799 die Freymaurerey wieder einführte. Indessen brauchte er sie noch weiter. Durch die Logen erforschte er die Stimmung der Leute sowohl in Frankreich als in den eroberten Landen und bey der Armee. Manche deutsche Loge hat dieß empfunden. Durch denselben Kanal suchte er auch die öffentliche Meynung zu leiten. Aus gleichem Grunde wie Cromwell ließ er die Juden zu, die sich jezt lieber zum Tempelbau gebrauchen ließen als weiland in Aegypten. Endlich benuzte er auch die Logen zu Pfründen für seine Kreaturen. Das Logenmeisterthum brachte mehr ein als eine Kompagnie, da der Meister von jeder Aufnahme und Beförderung seinen Antheil zog und mit der Logenkasse nach seinem Privatbedürfniß schalten konnte. Man speiste vortrefflich bey den Brüdern, und NB. die Obern gratis, vermöge der summarisch in Rechnung gebrachten dépenses secrets. Die Großbeamten zogen reiche Revenuen, Joseph z. B. jährlich zwey Millionen und Cambaceres 100,000 Francs.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 4.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 14. Januar 1825.

Taschenliteratur für 1825.

Orphea

feyert die erste Wiederkehr ihres Geburtstages. Ihr Herr Vater, der Buchhändler Ernst Fleischer, rechtfertiget in einer kurzen Rede (Vorrede) den Namen, welchen er dem Kindlein gegeben. Unser Lit. Bl. 1823. Nr. 90. hat nämlich gemeynt, daß derselbe die Mythologen befremden könnte, weil es in der Fabellehre keine Orphea gab, und die Zeitschrift Hekate Nr. 83. hat ihn nur unter der Bedingung des genealogisch genauen Beysatzes passiren lassen wollen: Orphea, geborene Euridice. Herr F. scheint deliberirt zu haben, ob er nicht sein Kindlein umtaufen sollte; aber kürzlich hat er entdeckt, daß der Name nicht neu, sondern schon 50 Jahr alt ist: denn Klopstock hat i. J. 1775 (in der Ode, die Lehrstunde) die Nachtigall, und Schubart in einem Sinngedicht von 1788 die Karschin Orphea genannt; folglich — meynt er — könne sein Taschenbuch wohl auch so heißen. Hören läßt sich der Rechtfertigungsgrund wohl; aber er kann die Bescheidenheit der Mitarbeiter in Verlegenheit setzen, und scheint nicht sonderlich zu der Erklärung passend, daß der Raum meistens durch erzählende Aufsätze gefüllt werde. Da indessen auf dem blätterreichen Erzählungsbaume dießmal wirklich ein Sprosser (Raupach) sitzt, und nicht nur zwey wirksame Balladen, sondern auch eine lange, echt romantische spanische Liebesgeschichte singt — was man singen nennt, in schönen trochäischen Blankversen; so wollen wir den Namen Orphea, in dem Sinne von Liederkönigin oder Nachtigall, unangefochten lassen. Ueberhaupt könnten alle unsere Taschenbücher, eben wegen der vielen Erzählungen, welche sie enthalten, Bulbuls, i. e. Nachtigallen genannt werden, in Betracht bey den persischen Dichtern die Nachtigall der Bulbul der eintausend Mährchen heißt. (S. die zweyte Note zu Byrons Giaour, S. 144 der Ausg. Göschen 1820, und Lit. Bl. 1820. No. 90. S. 359.) Die drey Gedichte Raupachs sind in der That von ausgezeichnetem Werthe und verdienten eine gründliche Kritik; leider müssen wir uns hier auf die Fragen beschränken: warum der Dichter S. 161. und 165. des Knabens statt des Knaben schreibt? und warum er S. 264. statt:

> Doch so schwankend Erd' und Himmel
> Und voll Wechsel ist, so ruhig
> Ist der Muth der kecken Schiffer —

nicht lieber geschrieben hat:

> Doch so schwankend und voll Wechsel
> Erd' und Himmel sind; so ruhig ꝛc.?

Den Setzer aber müssen wir fragen, warum er am Schlusse der Raupach'schen Ballade S. 166:

> Und büßt in Gebet und freywilliger
> Für ihren Frevel bis in den Tod —

gesetzt, und also die auf den Tod reimende Noth gänzlich weggelassen hat? Hat er sie vielleicht aufheben wollen für Herrn W. Gerhard, welcher in seiner Ballade S. 315. auf Gebot die schöne Margot reimt? Um diesen Augenreim wegzuschaffen, den die Reimnoth erzeugte, taugt die Noth nicht, wohl aber das Roth, z. B. so:

> Die schöne Margot schwieg und wurde roth,
> Stand auf nach ihres Herrn Gebot,
> Und ging in Demuth und bescheiden,
> Sich mit dem Mantel zu bekleiden.

Unter den Erzählungen ist eine von Fr. Kind, die heimliche Ehe. Der erste Abschnitt davon, ungefähr 2 Bogen stark, stand schon im ersten Jahrgange, der Herr Verleger hat ihn aber aus Rücksicht für diejenigen Leser, welchen derselbe nicht bekannt geworden, hier abermals mit abdrucken lassen. Sonst ist an den Erzählungen nichts Merkwürdiges, als an der einen ein neuer Erzähler, Namens C. Mohrhardt, welcher eine alte Gespenstergeschichte erzählt.

In Hinsicht der bildenden Kunst hingegen liefert die Orphea dießmal etwas ganz Außerordentliches: acht Kupfer nach Ramberg (Scenen aus der Oper Don Juan), auf welchen nicht ein einziges Hausthier, ja überhaupt kein irdisches Thier zu sehen ist; denn die Schlangen in der letzten Scene sind aus der infernalischen Menagerie.

Schade, daß die Zeichnungen nichts destoweniger Fabrikarbeit sind. *)

Das ist nicht der Fall mit der versificirten Fabel von Streckfuß, das Riesenkind. Sie ist mit wahrhaft ergötzlicher Laune erzählt, und die politische Moral darin ist vortrefflich.

Druck, Papier und Einband sind zu loben, der leztgenannte ist nicht prächtig, **) aber sehr geschmackvoll.

Geschichte.

Erinnerung an die Schlacht bey Wimpfen und den Opfertod der 400 Pforzheimer; enthaltend die Geschichte der Schlacht durch Ernst Münch, und die Gedächtnißrede auf die Gefallenen von Ernst Ludwig Posselt; nebst einem Kupfer in Querfolio. Herausgegeben von C. B. Sommerlatt. Freyburg bey Wangler. 1824.

Die merkwürdige Schlacht, die Markgraf Georg Friedrichs von Durlach Schicksal entschied, und die unsterbliche That der vierhundert deutschen Spartaner hätte wohl ein besseres Denkmal, als das vorliegende, nämlich was den artistischen Theil der Piece betrifft, verdient. Die Geschichte der Schlacht zwar ist mit Benützung aller vorhandenen Quellen, deren es außer Gottfrieds Chronik, dem Theatrum Europæum, Khevenhüller und Sachs, gedruckte wenigstens nicht viele mehr gibt, ausgearbeitet, und Posselts herrliche Rede, so wenig alle Deutsche den darin mit zu sichtbarer Tendenz ausgesprochenen Grundsätzen unbedingt zu huldigen, damals und noch jezt versucht seyn mochten, ist und bleibt ein ewiges Denkmal deutscher Beredtsamkeit und Freymüthigkeit, wie sie nur in einem Manne wie Posselt schlagen konnte; allein das dem Büchlein angehängte Gedicht ist ein Klecks für das Ganze und das sogenannte Kupfer selbst, welches Herr Sommerlatt für den Stich eines alten, seltenen Gemäldes, in der Karlsruher Hofbibliothek befindlich, ausgab, eine abscheuliche Sudeley. Im Theatrum Europæum mag jeder das Original finden; darum kann Herrn S. der Vorwurf nicht erspart werden, auf höfliche Art das Publikum gepreßt zu haben, dadurch, daß er ihm Aepfelmost für Wein verkaufte. Die beyden erstern Aufsätze also sind zu bedauern, in so üble Compagnie gerathen zu seyn. Augenscheinlich ist hier die Begeisterung für einen vaterländischen Gegenstand von gewinnsüchtiger Speculation, sowohl rücksichtlich des Verfassers der Schlachtgeschichte, als des Publikums getäuscht worden. Eine Ursache mehr zur Vorsicht. Ein bekanntes Theeblatt in unserer Nachbarschaft, das leider längst die Farbe der Schwindsucht trägt, hat bereits das christliche Werk übernommen und die Sünde des Herausgebers den Verfasser des ersten Aufsatzes fühlen lassen. Ein Theeblatt aber, das lauter artige, niedliche Sachen nur bringt, sollte troz der hochadelichen Firma, die es nun auf dem Schilde führt, und troz des Gedankenarchipelagus, in dem es bisweilen schwimmt, in ein ernsteres Feld sich nicht einlassen, wie die Geschichte ist, sondern bescheiden bey seinen Confitüren bleiben. Uebrigens wird bey einer nochmaligen Bearbeitung dieses interessanten Gegenstandes der Variant, den eine Wimpfnerchronik über die Ereignisse jener Schlacht enthält, von dem Verfasser der Geschichte desselben zu berücksichtigen seyn. Auch werden die Notizen in Pahls National-Chronik der Deutschen noch einige schätzenswerthe Zuschüsse liefern können.

Freymaurer-Literatur.

Allotrien zur Unterhaltung in Feyerstunden. Von S. Ch. M. Jeder. Berlin bey J. H. Carwitzel.

(Beschluß.)

Am Schlusse der Geschichte zeigt der Verf. das Facit, daß zwar die Tempelherren, die Johanniter, Cromwell, die Jesuiten, die Rosenkreuzer, die Schwedenborgianer, die Illuminaten, Napoleon, vielleicht sogar (nur vielleicht?) die Carbonari, in der Maurerey gewühlt haben, daß aber diese daran ganz unschuldig ist, und daß mithin — keinerley Nachtheil von ihr zu besorgen stehet. Niebuhr's Meynung: „daß ein Orden nicht zu dulden sey, der in fugam vacui sehr leicht gefährliche Zwecke in seiner Hülle aufnehmen könne, wie er es mit dem Illuminatismus gethan, auch als Vehikel der französischen Kundschafterey gebraucht worden sey" — verwirft er, er glaubt im Gegentheil, daß die Regierungen der Maurerey zum wahren Gemeinbesten sich bedienen, und ihr dadurch einen höheren Werth, als Georg der Erste mit der neuen Constitution beabsichtigte, geben könnten, wenn sie — doch hier müssen wir des Meister Jeder (so nennt er sich H. 156.) eigne Worte hören.

„Wie jeder Organismus durch Kreislauf der Säfte besteht, bedarf der Staat eines ungehemmten Kreislaufs der Gedanken, vom Fürsten herab und wiederum zu ihm

*) Wie ist das anders möglich? Man zähle nur einmal nach, zu wie viel Almanachen Herr R. jährlich die Bilder liefern muß. Müllner.

**) O doch, doch! Ich hab' ein Exemplar vor mir mit einem gemalten Einbande, der genau aussieht, als wär' er von Meißner Porzellan: jede Schale ein illuminirtes Bildchen in goldnem Rahmen. Wer ihn noch prächtiger haben will, der lass' ihn von Goldschmied oder Juwelier einbinden! Dahin wird's auch wohl am Ende noch kommen: Almanachs in Gold mit Brillanten, das Stück zu 10,000 Thlr. Müllner.

hinauf. Der Fürst ist das Herz, die Staatsdienerschaft das Pulsadersystem, durch welches Sein Wille zum Willen Aller wird; aber die Wünsche der Unterthanen kommen nicht leicht auf eben demselben Wege zurück, und suchen Venen. Darauf beruht die Trennung des Kabinets vom Ministerium. Ersteres soll die Wünsche aufnehmen und die Erwägung veranlassen, lezteres die Entscheidung empfangen und die Nachachtung in seinen Verzweigungen bewirken. Das Venensystem zu reguliren, mag die schwierigste Aufgabe seyn. Das Kabinet wird von Schreyern und Müller Arnolds überlaufen, während die Besseren gern in scheuer Ferne, procul a Jove bleiben. Die Erwägung sezt genaue Kenntniß der Lokalverhältnisse voraus, die man vom Kabinetsfenster aus nicht deutlich unterscheiden kann. Man legt den Tubus der Berichtserstattung an; das ist aber leider kein Dollond. Jede Linse bricht das Licht in Farben, und so viele Bläschen verschlucken es, daß wenig zu erkennen ist."

„Da wollen Viele rathen und rufen: Landstände her! Eine Versammlung von Sachkundigen aller Provinzen, als Vorgemach dem Kabinet zugegeben, ist in der Theorie eine vortreffliche Sache; aber die Praxis hinkt hinten nach. Die den Staat am besten berathen können, berathen sich selbst zu gut, um gern aus ihrem Kreise herauszugehen. Man schiebt also die Wahl Leuten zu, die zu Hause füglich zu entbehren sind, und diese sind's in der Residenz nicht minder. Jede Notiz wird von Hause verschrieben und so die Schreiberey vermehrt, statt abzunehmen. Diese Korrespondenz, die Diäten u. s. w. kosten unerschwingliche Summen, wodurch der beste Rath zu theuer wird. Dazu kommt, daß viele der Berufenen wenig Beruf zeigen und ihre Bestimmung verkennen. Sie meynen ein Parlament zu seyn, verlangen eine Magna Charta, nehmen die englische Opposition zum Muster, und wenn sie sonst nichts Geeignetes zu sagen wissen, suchen sie ihren Ruhm wenigstens in Grobheit. Und dann das Aufheben, welches die Herren machen! Kein Familienvater berathet sich doch mit den Seinen auf der Landstraße, daß Schiebkärrner und fremdes Gesindel alles mit anhören. Sind denn die Angelegenheiten des Staats nicht auch Familiensachen?"

„Wie wenn man die Maurer in fugam vacui zu Landständen machte? Viele Gründe sprechen dafür. Für's Erste sind sie einmal da und man hat die Wahl, sie entweder unbenuzt zu hüten, oder unbehütet zu nützen. Für's Zweyte kostet eine solche Ständeversammlung nichts als freye Post für die Eingaben, die allerdings für nichts zu rechnen ist. Der wahre Maurer wird weder Sold noch Emolumente für gemeinnützige Wahrheit begehren, und Auslagen hat er nicht, da er im Wohnort bleibt. Drittens wird man ohne wiederholtes Hin- und Herschreiben von Ortskenntniß diktirte Berichte haben; denn es hindert gar nichts, in jedem Orte von Eintausend Einwohnern eine Loge anzulegen. *) Viertens wird man alles Geschrey in Zeitungen vermeiden, dafür bürgt das maurerische Geheimniß, nämlich das Verbot, auszutragen, was in der Loge vorgeht. Fünftens wird dadurch der Mißbrauch abgestellt, da jeder Querulant den Fürsten überlaufen zu dürfen glaubt; denn das Kabinet würde nur vermittelst des Logensystems Bittschriften annehmen. Sechstens werden alle Sachen gehörig zur Erwägung vorbereitet zum Kabinet gelangen, wenn man den maurerischen Geschäftsgang beybehält, daß jede Ortsloge an ihre Provinzialloge und diese an die Großloge der Residenz berichtet. Dreymal gesichtet und gesiebt, können so nur vernünftige Gedanken bis zum Throne durchdringen."

Wer erkennt hier nicht in dem ehrlich thuenden Meister Jedes den *Schalk*? S. 220. mißt er dem König Georg dem Ersten bey der Veranstaltung der neuen Constitution unter andern die Absicht bey, „alle die Leute in sein Interesse zu ziehen, die sich gern in Verbindungen begeben, um des Abends *Allotrien* zu treiben." Und siehe, nun guckt der Schalk auch aus dem Titel des Buches hervor! Offenbar hat er so viel gründliche Belehrungen und zum Theil überraschende Aufklärungen über die Freymaurerey unter dem Namen von Lese-Allotrien versteckt, und mit wirklichen Allotrien vermischt, um sie desto sicherer in das profane Publikum zu bringen.

Seine Geschichte des Untergangs der *Tempelherren* ist nur Skizze, aber ernsthaft gehalten, wie es der Stoff fordert. Die der *Rosenkreuzer* (der entschiedenen *Beamten-Maurer*, welche die BB. in alle Staatsstellen einzuschieben suchten) und der *Illuminaten* ist mit heiterer Laune geschrieben; und die *Kriege der Frauen mit den Maurern* (der englische der Königin Elisabeth, der deutsche der Kaiserin Maria Theresia und der französische der Frau von Mailly, der Demoiselle Carton u. s. f., der endlich durch die Erfindung der sogenannten Adoptionsmaurerey**) beygelegt wurde) enthalten Züge und Momente von so *dramatischer* Natur, daß sie einen Theaterdichter leicht anregen könnten, die Ekklesiazusen des Aristofanes nachzubilden.

*) Nicht auch auf den *Dörfern*? M.

**) Vergl. Lit. Bl. 1822. No. 38. S. 151. M.

Ueberblick der englischen Literatur.

V.

(Fortsetzung.)

Die guten Eigenschaften, die der Neapolitaner besizt, schlummern entweder, oder sind nicht auf angemes-

fene und ersprießliche Gegenstände gerichtet. Die Grundbedingungen aber sind vorhanden, wodurch viel Gutes gewirkt werden könnte. Die Masse des Volks, besonders in den Landschaften, ist eher unter der Civilisation, als in Verderbniß versunken. Es bedarf nur eines geschickten Arbeiters, um auf diesem unbebauten Boden, der noch seine ganze ursprüngliche Fruchtbarkeit hat, eine reiche Ernte zu gewinnen. — Was der Verfasser von den Predigern in Neapel sagt, bestätigt seinen allgemeinen Ausspruch über den Zustand der Civilisation. Der Redner sucht entweder ein Geheimniß des Glaubens zu erklären, etwa wie jener Priester, der die Dreyeinigkeit durch Vergleichung mit Jupiter, Neptun und Pluto erläutern wollte; oder wenn er sich auf Erörterungen über sittliche Gegenstände einläßt, verliert er sich in unzarte oder possierliche Einzelheiten, wie einer, der über die Liebe predigte, den Anfang und Fortgang der Leidenschaft von Liebäugeln, zärtlichen Briefchen und Bestellungen an, mit lebendigen Farben schilderte. Der Fremde findet diese Rohheiten höchst anstößig; aber die neapolitanischen Geistlichen sagen, dieß sey das einzige Mittel, das Volk empfänglich zu machen. Der Verfasser scheint diese Entschuldigung mehr gelten zu lassen, als man ihr einräumen kann, und wie viel man auch auf Rechnung der vernachlässigten Jugenderziehung schreiben mag, es ist dennoch die Schuld der Priester und ihrer Lehre, daß sie das Gemüth nicht würdig zu ergreifen und zu erheben wissen. Wir wissen übrigens aber aus andern Nachrichten, daß es unter den Landgeistlichen in Neapel viele gelehrte Männer gibt. — Der Verfasser sah oft in den Straßen Neapels wandernde Prediger und Missionarien, die auf einer Bank oder einem Stuhle stehend, meist zu den Lazzaroni sprachen und in ihren Ausdrücken oft bis zur rohesten Gemeinheit gingen, während die Zuhörer aufmerksam horchten, auf die Knie fielen, Reuethränen vergossen, und oft erfuhr er, daß sie dem Priester in seine Wohnung gefolgt waren, um ihre Sünden zu beichten, gestohlene Sachen zurückzugeben, ihren Feinden zu verzeihen und so viel es möglich war, ihre früheren Missethaten wieder gut zu machen. Es ist natürlich, daß unter solchen Umständen der Glaube an Zauberey und übernatürliche Kräfte sehr verbreitet ist. Der Verfasser hörte oft mit Verwunderung Leute, die sonst sehr verständig waren, ganz ernsthaft über solche Dinge reden. Unter andern erzählte man ihm, man hätte eine Hexe halb todt in irgend einer Straße gefunden, da die arme Frau auf ihrer Lustreise zu La Noce di Benevento — das Stelldichein der neapolitanischen Hexen — zu nahe an eine Kirche gekommen wäre, wo denn die heilige Atmosphäre den Zauber gelöset hätte, und die Teufelsbraut hülflos niedergefallen wäre. — Der Verfasser besuchte die Vorlesungen mehrerer Lehrer an der Hochschule zu Neapel. Er lernte einige geschickte Männer kennen, während Andere ihre Vorträge mit den gemeinsten Possen würzten. Am Eingange der Hörsäle standen Schildwachen, was für englische Studenten, sagt der Verfasser, ein sonderbarer Anblick seyn würde. Aber das ist nun das heutige Continentalsystem, sezt er hinzu. Glücklicherweise ist das jezt noch zu allgemein gesprochen, wenigstens was Soldatenschildwachen betrifft. — Des Verfassers Reise ging über Florenz ins nördliche Italien. Auf diesem vielbesuchten Wege hielt er doch eine reichliche Aehrenlese. Ueber Toscana gibt er manche anziehende Nachricht. Er rühmt den verstorbenen Großherzog, der die Zuneigung seines Volkes besessen habe, das über die Rückkehr des Fürsten erfreut gewesen sey. Die Toscaner, und die Italiener überhaupt, behauptet er, wären den Franzosen nie von Herzen zugethan gewesen. Napoleons Schwester Elisa war wegen ihres Stolzes und ihres barschen Wesens bey den sanften Florentinern nicht beliebt. Sie nahm oft Gelegenheit, den Adel zu demüthigen, der in Toscana weniger anmaßend ist, als in andern Theilen Italiens. Ueber die Sitten ihres Hofes erzählte man sich viele anstößige Geschichten. Ihr Gemahl war immer eine Null, aber zu seinem Glücke auch nicht ehrgeitzig, und sonst ein gutmüthiger Mann, der seine Mittelmäßigkeit fühlte. Als die Herren in Lucca entschuldigend äußerten, daß sie sich in ihrer neuen Eigenschaft als Höflinge vielleicht nicht gut benehmen würden, antwortete er: Wir wollen uns gegenseitig entschuldigen; ich bin auch noch ein Neuling in meiner Lage. — Von Genua gibt der Verfasser eine anziehende Schilderung, und den dortigen Frauen will er vor allen Italienerinnen den Preis der Schönheit zuerkennen. Ehen werden hier, nach seiner Versicherung, vielleicht mehr als irgendwo blos aus Eigennutz geschlossen. Es gibt Ehemäkler, die Verzeichnisse heirathfähiger Mädchen aus verschiedenen Volksklassen mit genauen Nachweisungen über ihre Gestalt und ihre Vermögensumstände haben. Sie knüpfen Bekanntschaften an, und wenn sie in ihren Bemühungen glücklich sind, erhalten sie zwey bis drey Prozent von der Mitgift. Der in Genua herrschende Kaufmannsgeist artet oft in Geiz und Selbstsucht aus. Spielsucht ist herrschend, und Haupterholung von Geschäften. Liebe, oder auch nur gewöhnliche Zuneigung unter Verwandten, sind nicht sichtbar. Der Verfasser sah einen armen Mann vor der Thüre seines reichen Bruders betteln, der ihm durch einen Dienstboten Essen schickte. Solche Beyspiele sind nicht selten, da Glückswechsel im Handelsglück oft die Glieder einer Familie in entgegengesezte Lagen bringt. — Der Anhang des Buches über die neuere Literatur Italiens ist eine schätzbare Zugabe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 5.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 18. Januar 1825.

Ueberblick der englischen Literatur.

V.

(Fortsetzung.)

Die unglücklichen Ereignisse, welche neuerlich die brittische Ansiedlung auf der Goldküste und die Kriegsmacht unter Mac Carthy betroffen haben, machen den von Joseph Dupuis vor Kurzem herausgegebenen Bericht von seinem Aufenthalte in Aschanti (Journal of a Residence in Ashantee — with an account of the origin and causes of the present war — London 1824. 4.), besonders beachtenswerth. Der Verfasser lebte lange in amtlichen Verhältnissen in Mogadore, und war später englischer Gesandter bey dem König von Aschanti. Er beschuldigt die afrikanische Committee und ihren Oberbeamten Smith in Cape-Coast-Castle, daß sie den Krieg mit Aschanti veranlaßt, und die Ansiedlung sammt ihren Festen erst dann der brittischen Regierung überlassen hätten, als durch ihr ungerechtes und thörichtes Betragen gegen die Eingebornen der englische Handel gänzlich vernichtet gewesen wäre. Die Holländer haben, nach seiner Versicherung, auf keine Weise zu dem Unglücke beygetragen, dessen Opfer Mac Carthy geworden ist, und der Verfasser beschuldigt Smith, er habe, durch eigennützige Rücksichten, Vorurtheile und Erbitterung verbreitet, den König von Aschanti zum Kriege gereizt. Die Feindseligkeiten waren zu der Zeit, als man der englischen Regierung die Festungen überließ, zwar noch nicht ausgebrochen, aber die Lage der Dinge war so schlimm geworden, daß nur Unterhandlungen den wahrscheinlichen Folgen des unbesonnenen Angriffes gegen die Eingebornen vorbeugen konnten. So viel geht aus Allem hervor, daß die Handelsgesellschaft das Gesammtwohl ihrem Privatvortheile und ihren eigennützigen Absichten nachgesezt hat. Es durfte allerdings auch der Fall seyn, daß die Abschaffung des Sklavenhandels die Verhältnisse Englands mit Afrika verändert hat, was um so mehr geschehen mußte, da dieser Handel von andern europäischen Völkern mehr oder minder offen fortgesezt wurde, und ohne Zweifel werden die Gegner jener Maßregel, die das rühmliche Ergebniß der beharrlichen Anstrengungen edler Männer war, nicht ermangeln, diesen Umstand herauszuheben. Die Vortheile, welche die englischen Waffen nach den neusten Nachrichten erkämpft haben, werden wahrscheinlich die Gefahr entfernen, worein jene Ansiedlung gerathen war, die für die Gesittung dieses Theils von Afrika von großer Wichtigkeit ist. Der Verfasser widerlegt mehrere, früher von dem verstorbenen Bowdich in seiner Reisebeschreibung (Mission from Cape Coast Castle to Ashantee — London 1819.) mitgetheilte Angaben und erweitert unsre Kenntniß dieses, erst seit wenigen Jahren den Geographen aufgeschlossenen, Theils von Afrika. Vor ungefähr hundert Jahren ward Aschanti von Sai Tuto beherrscht, dem sein Volk den Namen des Großen gab. Er war ein furchtbarer und glücklicher Eroberer, und besiegte das Reich Dinkira, wodurch die Aschanti und Muhammedaner im innern Afrika mit den Weißen in Berührung kamen. Sie erhielten seitdem durch regelmäßigen Handelsverkehr mit den holländischen Ansiedlungen Pulver und Gewehre. Sai Tuto, dessen Weisheit und Tapferkeit in den Ueberlieferungen des Volkes fortleben, bezwang nach und nach mehrere Länder, die er theils völlig unterjochte, theils zinsbar machte, und nur die Wüste Ghofan sezte seinen Fortschritten gegen Norden Gränzen. Das Reich, das er auf diese Weise stiftete, war auf eine Art lehnherrlicher Verhältnisse gegründet, und begriff alle Länder zwischen dem 6ten und 9ten Breitengrade und dem 4ten Längengrade westlich des Meridians von London, und dem Flusse Volta. Dieses mächtige, durch seine Lage unzugängliche, Reich wird durch die kriegerische Stimmung seiner Bewohner, die den benachbarten Völkern an Muth und Kriegszucht weit überlegen sind, desto furchtbarer. Des Verfassers Reise nach Kumassi, dem Wohnsitze des Königs von Aschanti, hat schon sein Begleiter, W. Hutton (Voyage to Africa, including a narrative af an embassy to one of the interior Kingdoms — London 1821.) beschrieben. Unterwegs war ihre Herberge stets von Zuschauern, besonders Weibern und Kindern umringt. Die Schönen lockten die Reisenden mit lüsternen Blicken und Gebärden. Dupuis sagt, er sey versichert, daß die Wei-

der und Töchter der Vornehmen oft gebraucht werden, durch ihre Reize unbesonnene Männer zu verlocken, um zu einer Unterredung zu führen, die gewöhnlich mit einer Geldbuße oder Sklaverey endigte. Als der Sklavenhandel auf dieser Küste noch erlaubt war, wurde diese List gewöhnlich gebraucht, Jünglinge zu fangen, und wer nicht im Stande war, sich auszulösen, wurde auf öffentlichem Markte zur Ausfuhr nach Westindien verkauft. Unweit der Hauptstadt kam den Reisenden eine Abtheilung Soldaten entgegen, die auf englische Art gekleidet und bewaffnet waren und von einem weißen Neger angeführt wurden. Sie gehörten zur Leibwache des Königs, und sollten den Gesandten zur Hauptstadt geleiten. Bowdich's Abbildungen und Beschreibungen der Stadt fand Dupuis untreu; sie war nicht besser, als die übrigen Städte auf der Goldküste, jedoch sehr bevölkert. Als der Gesandte und seine Begleiter den König begrüßt hatten, mußten sie sich auf einen angewiesenen Posten stellen, um den Gegengruß des Königs zu empfangen. Eine große Anzahl von Staats- und Hofbeamten eröffnete einen langen Zug. Zuletzt kamen einzelne Männer zu dem Gesandten, ihm die Annäherung des Königs zu melden. Man sah Fackeln in der Ferne lodern, und die Spielleute des Königs verkündigten seine Ankunft. Als die ersten Fackeln sich dem Platze, wo der Gesandte saß, auf etwa fünfzig Schritte genähert hatten, erhob sich ein wildes Geschrey und Geheul, wobey zugleich die Spielleute den betäubenden Lärm verstärkten. Plötzlich wurde die Wache des Gesandten, trotz ihres lebhaften Widerstandes, von der königlichen Leibwache geworfen. Man umringte nun den Sitz des Gesandten, um ihn gegen den Andrang des Kriegsvolkes zu schützen, aber vergebens, sein Sitz wurde umgeworfen und er wäre beynahe auf die Erde gefallen, hätte ihm nicht seine Leibwache, die nicht minder gelitten hatte, wieder auf die Beine geholfen. Die Leibwache des Königs war nun mitten unter dem Gefolge des Gesandten. Einige hatten lange Hörner von Elfenbein und hölzerne Trommeln, womit sie eine ohrenquälende Musik machten, während andere ihre Fackeln und krummen Säbel drohend, jedoch mit Vorsicht schwangen. Die Leibwache des Gesandten hatte sich indeß wieder gesammelt, und ihm einen sichern Platz hinter einem Baume verschafft. Der Traghimmel, worunter der König war, näherte sich. Eine Abtheilung von Kriegsleuten, mit Federn, goldnen Zierathen und Schellen geschmückt, ging voran, und machte gewisse Bewegungen, welche die beym Kriegstanze gewöhnlichen Anrufungen vorstellten. Ein riesengroßer Neger folgte dem Zuge mit dem blutgefärbten Henkerstuhle und heulte den Todesgesang. Herolde riefen des Königs Titel und Waffenthaten aus. Auf ein gegebenes Zeichen folgte der wilden Verwirrung eine ehrerbietige Stille. Des Königs Traghimmel stand vor dem Gesandten. Der König nahm ihn freundlich bey der Hand, sprach einige bewillkommende Worte, und als er die Uebrigen gegrüßt hatte, brach er wieder auf. Die Feyerlichkeit war zu Ende, und die Fackelträger des Königs brachten den Gesandten und sein Gefolge in die Herberge. Der Sitz des Königs war mit roher Kunst aus Holz geschnitzt, und mit kleinen Goldplatten verziert. Mehrere Hofbeamten waren mit schweren goldnen Brustplatten, goldnen Ketten und Klumpen von gediegenem Golde, die über fünf Pfund schwer seyn mochten, geschmückt. Die königlichen Boten standen hinter ihrem Herrn und hatten große krumme Säbel verkehrt geschultert. Zunächst hinter dem Sitze des Königs sah man einige erlesene Männer aus seiner Leibwache stehen, die mit englischen Gewehren bewaffnet waren. Ihr seltsamer Schmuck bestand aus einem großen, rückwärts herabfallenden Federbusche, vor welchem zwey gekrümmte, in Gold gefaßte Widderhörner angebracht waren, in deren Mitte sich einige Zauber und Amulete befanden. Ein langer Tigerschweif fiel auf eine enge anliegende Jacke herab, die den ganzen Leib, ausgenommen die Arme, als ein, durch Gegenzauber gekräftigter Panzer umgab. Ein einfaches Stück Zeug fiel von den Hüften bis auf die Waden herab, und ließ die übrigen Theile des Körpers unbedeckt. Ein Köcher mit vergifteten Pfeilen hing auf dem Rücken an einem Gürtel, der zugleich einige lange Messer und ein großes Pulverhorn trug. Der seltsamste Theil des Putzes bestand aus einer großen goldenen, silbernen oder eisernen Schelle, die an einem, die Lenden umgürtenden Stricke hinten herab hing, und bey jeder Bewegung ertönte. Ueber diesen Schellen hingen goldene oder silberne Epauletten von europäischer Arbeit. Der König trug ein einfaches weites Gewand von buntem Baumwollenzeuge, das von den Schultern in großen Falten herab fiel. Auf der nackten Schulter hingen an einer seidenen Schnur Amulete, die in Gold, Silber oder Seide eingefaßt waren. Eine schwere goldene Kette umgab seinen Leib, wie ein Gürtel. Plumpe goldene Ringe schmückten Finger und Zehen. Um das linke Knie trug er eine Binde, die mit goldenen Kügelchen und Amuleten bedeckt war, und in einer geschmackvollen, bis auf die Wade herabhangenden Quaste endigte. — In der Hauptstadt wohnen gegen dreyhundert Muhammedaner von welchen Dupuis viele Nachrichten über das Innere Afrika erhielt. Er hat nach diesen Mittheilungen eine Karte entworfen, die zwar der Wahrheit näher zu kommen scheint, als die früheren, aber die Hauptfragen über den Lauf der Ströme und die Lage der Städte noch immer in Ungewißheit läßt. Er hält die ihm von den Muhammedanern gegebenen Nachrichten für völlig glaubwürdig, es wäre aber wohl möglich, daß sie bey der Unterhandlung eine angewiesene Rolle gespielt und dem Ge-

sandten Manches in der Absicht gesagt hätten, ihm eine hohe Meynung von den Streitkräften des Landes beyzubringen. Dupuis hält die Meynung, daß im mittlern Afrika ein großes, vom Niger durchströmtes Reich liege, für irrig. Aschanti ist ein Theil von Wangara, das seine Karte darstellt. Es umfaßt gegen vier Längengrade und von Süden nach Norden gegen vier Breitengrade. Dieß ist im politischen Sinne das jetzige Reich Aschanti, das unter des Königs uneingeschränkter Herrschaft steht. Die vielen Reiche, die früher auf der Goldküste bestanden, sind jezt seiner Macht unterworfen. Zwischen den Hauptländern ist offener Verkehr durch Straßen, die nach den Fürsten, unter deren Regierung sie angelegt wurden, oder nach den Ländern, wohin sie führen, genannt werden. Vom siebenten Breitengrade bis zum Meere hat Aschanti einen Wall von Wäldern, durch welche labyrinthische Pfade sich winden. Der König soll 80,000 Mann gegen Gaman in's Feld geführt haben, worunter 7000 Muhammedaner waren, und 40,000 können mit Feuergewehr bewaffnet werden. Der König von Dahomi hat eine Kriegsmacht von 50,000 Mann, und Benin, das mächtigste der drey Reiche Wangara's, 200,000. Die östlichen Reiche in Wangara sind volkreicher und gesitteter, als die westlichen, durch Ackerbau und Handel blühend. Es gehen von hier aus Karavanen in die entlegensten Theile Afrika's. Benin ist in den Fortschritten des gesitteten Lebens weiter als Aschanti, und sehr fruchtbar. Gaman besizt die reichsten Goldgruben in Afrika. Man findet das Gold hier schon auf neun Fuß unter der Oberfläche. Mehrere der reichsten Gruben sind den Volksgöttern geweiht, oder werden, wie in Aschanti, für zu heilig gehalten, als daß man sie bearbeiten dürfte. Nach allen Nachrichten, die Dupuis erhielt, fließt der Niger (dessen bey den Bewohnern von Bambara gewöhnlichen Namen Joliba, auch seine Berichtgeber kannten) östlich vom ägyptischen Nil. Er soll in einer Bergkette entspringen, die westlich streicht, nördlich der Hauptstadt von Kong, ungefähr acht und dreyßig Tagereisen von Kumassi. Der Fluß fließt anfänglich in vielen Fällen durch ein felsiges Bett. Von dem Gebirge wendet er sich südlich. An den Gränzen von Bambara ist er schon ein großer Strom. Nach dem Ausflusse aus dem See Bahar Dibbe läuft er nördlich bis Timbuctu, und von hier in östlicher Richtung bis Ghu, dann endlich südlich, bis er in den See Nufi fällt. Unter andern in dieser Abtheilung des Werkes enthaltenen geographischen Nachrichten, die nähere Prüfung verdienen, ist merkwürdig, was D. über die in Sudan wohnenden Juden erfuhr, die der Sage nach aus Ober Aegypten eingewandert seyn sollen. Er glaubt, daß sich von ihnen viel über das innere Afrika erfahren lasse. Im innern Aethiopien leben, wie er meynt, viele mächtige muhammedanische Stämme. Nach der Erzählung seiner muhammedanischen Berichtgeber sind die Bewohner Aschanti's verblendete Heiden, doch soll der König, der zuweilen die Lehren des Islam anhört, bey weitem nicht so ungläubig seyn, als andre Negerfürsten, z. B. der König von Dahomi. Als er den Feldzug gegen Gaman eröffnet, mußten die Priester den Fetisch anrufen, und es wurden zwey und dreyßig Männer und achtzehn Weiber als Sühnopfer umgebracht. Die Priester überlieferten dem Könige eine gewisse Mischung, die Tag für Tag in einem geweihten Feuerbecken im Pallaste brennend erhalten werden sollte. So lange die heilige Flamme das Pulver verzehrte, war ihm Sieg beschieden. Der König befahl seiner ältesten Schwester, welcher die unumschränkte Herrschaft über seine Weiber zustand, das geheimnißvolle Feuer zu bewachen, wobey drey andre Weiber sie unterstützen sollten. Während seiner Abwesenheit ließ sich seine Schwester in ein Verständniß mit einem Häuptlinge ein, der nach dem Throne trachtete. Mehrere Weiber waren in die Verschwörung verwickelt. Das Feuerbecken wurde zerbrochen. Der König war indeß unglücklich im Felde gewesen, und sein Talisman sagte ihm bald, was zu Hause vorging. Er entsandte eine Abtheilung seines Heeres, welche die Verschwörung dämpfte. Als er selber heimkehrte, beschloß er, die aufrührerischen Weiber enthaupten zu lassen. Seine Schwester aber wurde, um nicht königliches Blut zu vergießen, erdrosselt. Als er in den Pallast gehen wollte, kamen ihm mehrere Weiber entgegen, die in ihrer Sehnsucht, ihn zu umarmen, die Gränzen überschritten, welche die Hofsitte vorschreibt. In seinem Zorn ließ er drey Weiber in Stücke zerhauen, und um seinen entweihten Pallast zu reinigen, wurden 2000 Opfer, meist Kriegsgefangene aus Gaman, dem Tode geweiht. Der König ließ dem Engländer durch seinen Dolmetsch die Ereignisse des Krieges gegen Gaman erzählen, und erläuterte selbst Manches durch lebhafte Gebärden. Dann schien er in Gedanken versunken zu seyn, bis einer der Anwesenden den Kriegsgesang anstimmte, und in geläufigen Tönen die Waffenthaten erzählte. Der König war entzückt und bewegte oft Leib und Füße nach dem Rhythmus der Rede, welche mit Spott gegen den besiegten Feind endigte. „Sein Schädel wurde zerschlagen, sprach der König, aber ich wollte das Siegeszeichen nicht verlieren und ließ einen ähnlichen von Gold machen, den ich bey Festen sehen lasse, damit Alle wissen, daß ich der König bin." Ein Sklave führte den Sohn des unglücklichen Königs von Dinkira herein. Der König sah den zitternden Jüngling zornig an. „Dein Vater, sprach er, war ein Empörer, und wollte in seinem Stolze ein großer König seyn, aber er vergaß, daß er nur ein Sklave war. Ich habe seinen Schädel und die Kinnbacken seiner Hauptleute. Seine Weiber und du und sein ganzes

Volk sind meine Sklaven, und wenn ich's gebiete, sollst du sterben, wie dein Bruder, aber jezt sollst du mir dienen." Der Engländer wurde endlich huldreich beurlaubt. Der König hatte die Absicht, einen Gesandten nach England zu senden, was aber, wie D. meynt, vielleicht durch Ränke in Cape-Coast-Castle verhindert ward. Als Geschenke für den König von England waren dreyßig Knaben und eben so viele Mädchen bestimmt. Beym Abschiede äußerte der König den Wunsch, den Sklavenhandel wiederhergestellt zu sehen. Als Dupuis in Cape-Coast-Castle war, hatte Niemand, wie er versichert, genaue Kunde von Aschanti. Er hält diese Neger für furchtbare Feinde, obgleich ihre abergläubigen Gebräuche oft ihre Kriegsunternehmungen stören, zumal da manche Feyerlichkeiten, ohne welche keine wichtige Volksangelegenheit vorgenommen werden darf, nur an gewissen Tagen statt finden können. Man rechnet nur etwa 160 glückliche Tage im Jahre. An den Unglückstagen kann weder Kriegsrath, noch Marsch, noch Angriff statt finden und nur Vertheidigung ist erlaubt. Ein Heer braucht gegen vier Monate, um die Küste zu erreichen. Gewöhnlich ziehen etwa 3000 Mann dem Heere auf ein Paar Tagemärsche voran, während der Nacht durch die dichtesten Wälder. Sie suchen, wenn es nöthig ist, Zuflucht auf den höchsten Bäumen, wo sie im Nothfall Tage lang von einem gewissen Gummi, gepulverten Getreidekörnern und Nüssen leben, die sie stets bey sich haben. Diese Vorhut bewegt sich, wie das Hauptheer vorrückt. Ist die Zeit zum Angriffe günstig, so vereinigen sich die vorgeschobenen Abtheilungen, und machen den Kampf durch Hinterhalte und Ueberfälle furchtbar. Dupuis kam 1820 nach England zurück. Er scheint nicht Einfluß genug gehabt zu haben, das Kolonial-Departement zu bewegen, die dem König von Aschanti gegebenen Zusagen zu erfüllen. Die Kaufleute in Cape-Coast fügten indeß, wie er sagt, neue Beleidigungen zu den alten, und die Folge davon war der unglückliche Kampf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dichtkunst.

Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten. Herausgegeben von Wilhelm Müller. Zweytes Bändchen. Dessau bey Ackermann. 1824. 172 S. 8.

Unser Waldhornist pflegte seit mehreren Jahren durch verschiedene Städte, Flecken und Dörfer des Journalreiches zu reisen, und wenn wir nicht irren, so hat er bereits in Morgenstadt, Abendzeitau, Elegantheim, Gubizowitz, und anderer Orten mehr, die meisten seiner hier mitgetheilten Stückchen geblasen. Griechenlieder, wie diejenigen waren, um derentwillen ein bekannter deutscher Lobhudler in der englischen Zeitschrift European Review No. I. S. 105. unseren Verfasser mit dem Titel: the celebrated Müller geschmeichelt hat, *) sind freylich nicht darunter, sonst aber doch vielerley Gutes. Das Beste scheint uns das Schenken-Buch, die Trinklieder. Viele sind, was Trinklieder so selten sind, geistreich; namentlich das erste, **König Wein**, ferner der Wein, ein **Demagoge**:

Fragt nicht nach der Herren Wechsel,
Nach der Seelen Tausch,
Kennt nur *eine* deutsche Erde,
Einen deutschen Rausch.
Ist *der* nicht ein Demagoge,
Wer soll einer seyn? u. s. f.

Sodann die **Freyheit** im Wein, das **Rückwärts** u. a. mehr.

Rückwärts heißt das Wort der Zeit,
Rückwärts soll es gehen.
Brüder, laßt doch sehn, wie weit
Wir uns rückwärts drehen?
Brüder, wißt ihr wo ich bin?
Anno Acht und Vierzig.
Rückwärts, rückwärts geht mein Sinn,
Da wird's warm und würzig.

In vino veritas. Wenn man das Rückwärtsgehen der Zeit betrachtet, so sollte man glauben, sie wär' ein Weinmaul.

Unter den erotischen Liedern sind mehrere echt anakreontisch. **Amor ein Sprachlehrer** ist allerliebst, und leicht wie die Perl im Champagnerglase scheint folgendes Liedchen an die Lied' aus der Brust des Sängers zu steigen:

Aus Schaum ist sie entsprungen,
Mit Schaum will sie uns nähren,
Wie Schaum muß sie zerfließen.

So laßt uns denn die Schäume,
Eh' sie zu Wasser werden
In vollen Zügen schlürfen.

Ihr preist ja den Champagner,
Je flüchtiger er schäumet:
Was wollt ihr von der Liebe?

Dagegen sind in dem Lied, **Amor ein Schneider**, die Gedanken ziemlich steif und gezwungen zusammen genäht.

Uns dünkt, Herr W. Müller eilt zu sehr mit dem Sammeln seiner poetischen Kleinigkeiten, die er zuerst in periodischen Schriften mitzutheilen pflegt: er sammelt, eh' er unbefangen genug geworden ist, zu sichten.

Das Büchlein ist ausgezeichnet gut gedruckt.

*) Lobhudler? Da muß ich doch sehr widersprechen. Ich bin es selbst gewesen, der a. a. O. Herrn Müller erwähnt hat, und wenn *ich* ein Lobhudler bin; so möcht' ich wohl den Recensenten kennen lernen, der keiner wäre. **Müllner.**

Nr. 6.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 21. Januar 1825.

Ueberblick der englischen Literatur.

V.

(Fortsetzung.)

Zu den merkwürdigsten und sonderbarsten Reisen, die je unternommen wurden, gehört: Narrative of a pedestrian Journey through Russia and Siberian Tartary, from the frontiers of China to the frozen Sea and Kamtchatka, performed during the years 1820, 21, 22 and 23, by Captain John Dundas Cochrane, R. N. London, 1824. 8. Der Verfasser, ein Neffe des Admirals, hat offenbar seinen Antheil von der Ueberspannung, die man bey mehreren seiner Verwandten findet, und ohne Zweifel bestimmte ihn sein Hang zur Seltsamkeit, die Reiseart zu wählen, wonach er sein Buch benannt hat. Man muß es mit dem Titel einer Fußreise nicht ganz strenge nehmen, da unser Wanderer oft ritt, auf Strömen fuhr, in Kibitken oder auf Schlitten, bald von Pferden, bald von Hunden gezogen, große Strecken zurücklegte. Aber noch mehr verrieth er seine wunderliche Laune dadurch, daß er im eigentlichsten Sinne als Bettler reiste. Er nahm oft Geschenke an Kleidern, Schuhen und Geld von andern Reisenden, welchen er begegnete, von brittischen Residenten in den von ihm besuchten Ländern, und selbst von Eingebornen aus allen Ständen. Er führt seine beschränkten Vermögensumstände zwar als einen Grund zur Wahl dieser Reiseart an, wiewohl er bey dem halben Sold, den er als Seekapitän genoß, nicht in dem Grade entblößt seyn konnte, um von Postmeistern Almosen anzunehmen, oder seinen täglichen Unterhalt von der Mildthätigkeit zu erwarten. Er versichert freylich, er wäre auf diese Art der Gefahr entgangen, geplündert und schlecht behandelt zu werden, und er würde, wenn er anders gereiset wäre, für einen Kundschafter gehalten und über die Gränze geführt worden seyn; aber diese lezte Besorgniß wenigstens mußte doch dadurch gemildert werden, daß ihm der Kaiser Alexander eine allgemeine Empfehlung an alle Statthalter mitgab, die ihm Schutz sicherte, seine Reisezwecke begünstigte und ihm im Nothfall selbst auf Geldunterstützung Anspruch gewährte. Kurz, es war ein whim, was zu seinem Unternehmen ihn verleitete, und wenn er uns erzählt, daß er auf dem Wege von Moskwa bis Irkutzk, einer Strecke von 6000 englischen Meilen, kaum eine Guinee gebraucht habe, so muß man sich unter diesen Umständen eher wundern, daß er überhaupt seinen eigenen Beutel habe angreifen müssen. Er sagt uns selber, er sey weder als Philosoph, noch als Naturforscher oder Geschichtschreiber gereiset, sondern habe blos dem wissenschaftlichen Reisenden den Weg geebnet. Bey mancher guten Ausbeute für die geographische und statistische Kunde der besuchten Gegenden sind daher die persönlichen Begegnisse des Wanderers der anziehendste Theil des Buches, und die Abenteuer, welche seine Reiseart herbeyführte, sind meist sehr unterhaltend, und haben einen so romantischen Anstrich, daß man oft ungläubig den Kopf schütteln würde, wenn nicht der Beweis vor Augen läge. Cochrane, der seit seinem zehnten Jahre auf der See lebte, bot im Jahre 1820, nachdem er Frankreich, Spanien und Portugal zu Fuße durchwandert hatte, der unthätigen Friedenszeit müde, der Admiralität seine Dienste zur Erforschung des innern Afrika an. Als man den Antrag ablehnte, beschloß er, zu Lande, in so fern es ausführbar ist, um die Welt zu reisen, und aus dem nördlichen Asien nach Amerika überzugehen. Wie viel er von diesem ungeheuren Reiseplane ausführen konnte, erzählt uns sein Bericht. Von seiner Reise von London über Berlin nach Rußland weiß er nichts Anziehendes mitzutheilen, und was er von seinem Aufenthalte in Petersburg sagt, ist weder neu, noch ohne Unrichtigkeiten. Im Mai 1820 brach er von hier auf, und nahm den Weg nach Moskwa; kaum neun Werst von Petersburg aber ward er, trotz seines schlichten Aussehens, von Räubern ausgeplündert, und so kam er, mit einer Art von hochländischem Schurz, den er aus den wenigen ihm gelassenen Kleidern machte, in das Haus eines russischen Generals, der ihm andre Kleider anbot, welche unser seltsamer Wanderer aber ablehnte, weil er, wie er sagt, seinen Anzug besonders angemessen fand. So kam er zerlumpt nach Nowogrod, wo er doch das Geschenk neuer Kleider annahm. Von Moskwa,

worüber er wenig sagt, ging seine Reise über Kasan nach Sibirien. Die Erzählung wird immer anziehender und reicher an neuen Nachrichten, je näher der Wanderer den Gränzen Europa's kommt. Ungeachtet das Land jenseits des öden Urals nur eine unermeßliche, dünn bevölkerte Wildniß ist, wo man gegen 600 englische Meilen reisen kann, ohne einen Menschen, oder Spuren von Anbau, oder irgend ein erwähnenswerthes Werk menschlicher Betriebsamkeit zu sehen, so liefert doch auch dieser Theil des Buches dem Geographen manche schätzbare Nachricht. Daß es in dieser Wildniß nicht an schönen und prächtigen Landschaften fehlt, hat uns schon Pallas gesagt, und auch unser Wanderer war oft davon entzückt. Auch hier fand er schon Vorschritte zu geistiger Veredlung, die Folgen mancher wohlthätigen Maßregeln der Regierung, aber so günstig er im Ganzen über Rußland und den Charakter der Russen spricht, und sich selbst partheylich nennt, so bemerkt er doch, in Uebereinstimmung mit Lyall, daß die häufig herrschende Bestechlichkeit und Verderbtheit hier, wie anderswo, den Fortschritt zum Bessern hemmt, und das Volk im Ganzen in einem traurigen Zustande niederhält. Er erzählt davon viele Beyspiele. So fand er z. B. die Gegend von Semipalatinsk durch Räuber gefährdet, und sezt hinzu: „Es ist offenbar in der Rechtspflege, hinsichtlich der Bestrafung der Räuber, etwas Ungehöriges, das ich freylich nicht genau erforschen konnte; aber es läßt sich kaum bezweifeln, daß man, wenn man ein angemessenes Procent der verlorenen Güter auf gewisse Weise verwenden will, wieder zu seinem Eigenthume kommen kann. Bezahlt man keine Gebühren, so werden nur unwirksame Bemühungen angewendet, und die zahllosen Beschwerden über diesen Punkt sind bis jezt ohne Erfolg geblieben.“ Von dem Gouverneur in Jakutzk, der als einer der besten in Sibirien gerühmt wird, sagt Cochrane geradezu, er könne seine gute Stelle durch Handelsunternehmungen, Erpressungen und Bestechungen ungemein einträglich machen. Der Jasack, den die tartarischen Stämme dem Kaiser entrichten müssen, ist zwar an sich gering, aber, wie ein Jakuten-Fürst dem Verfasser sagte, die Erhebungsart macht ihn drückend, da die Bevollmächtigten der Regierung viel mit Gewalt nehmen, und ihnen Manches gegeben werden muß, um Plackereyen zu entgehen. In Ochotzk nahm noch kurz vor Cochrane's Anwesenheit ein vornehmer Beamter, nicht scheu und verschämt, sondern ganz offen einen ansehnlichen Betrag von Gütern aus einem Vorrathhause. Es war also gewiß an der Zeit, eine so verdorbene Verwaltung zu verbessern, wie es jezt nach dem Plane des würdigen Speranski in Sibirien geschehen soll. Cochrane nahm seinen Weg über Jekaterinenburg, Tobolsk, Irkutzk, Kolima nach Ochotzk. Hier schiffte er sich ein, und ging nach Kamtschatka, wo er beynahe ein Jahr blieb und sich verheirathete. Er verlor jedoch die Zeit nicht mit zärtlichen Seufzern, sondern durchwanderte während der Vorbereitungen zur Hochzeit das ganze Land, und als er nach Peter-Pauls-Hafen zurückgekehrt war, ging es zum Traualtar. Er reiste alsdann mit seiner jungen Frau, aber nun in einem anständigern Aufzuge, über Ochotzk nach Moskwa, wo er ganz gentlemanlike sich sehen ließ, ging nach Petersburg und von hier zur See nach London. *) Auf seiner Wanderung durch die Gebiete der Kirgisen, Kalmücken, Tungusen, Jakuten und Tschuktschen hatte er Gelegenheit, viele anziehende Beobachtungen über die Sitten und die Lebensweise dieser Völker zu machen, obgleich er sich nicht lange unter ihnen aufhielt. Er kam gerade zu der Zeit, wo großer Jahrmarkt gehalten wird, in die Feste Ostronowna. Ehe der Handelsverkehr begann, wurden mehrere Eingeborne der Gegend erst zu Christen gemacht. Der russische Kommissär versammelte die Täuflinge — zwey Männer, ihre Frauen und einige Kinder — in einem großen Vorrathhause, und statt sie blos zu besprengen, mußten sie sich dreymal in ein großes, mit Eiswasser gefülltes Gefäß tauchen, und nachher die Füße in kaltem Wasser baden. Alsdann wurden ihnen kleine Kreuze umgehängt, und so waren es neue Christen. Jeder Neubekehrte erhält etwas Taback, um Andre anzulocken. Man hatte neuerlich Beyspiele erlebt, daß Tschuktschen sich zweymal taufen ließen, ja es war sogar nicht selten, daß Manche sich wohl dreymal zur Taufe einstellten, um Geschenke zu erhalten. Die guten Leute in Irkutzk sind es daher müde geworden, ihnen Glaubensprediger und Taback zu schicken. Bey einer solchen Art zu bekehren kann es freylich auch keinen unnützern Aufwand geben. Nach der Tauffeyerlichkeit mußten die Häuptlinge der Tschuktschen ein Geschenk für den Kaiser darbringen, und der Jahrmarkt begann, der ein sonderbares Gemälde des russisch-sibirischen Handels darbietet. — Im Allgemeinen bemerkt Cochrane, daß die Bewohner Sibiriens hinsichtlich der Erziehung und der sittlichen Bildung den europäischen Russen gewiß gleich, wo nicht überlegen sind. „Sie haben, sagt er, nicht dieselben Lockungen, noch auch dieselben Mittel, sich Lastern zu ergeben. Die gesammte Volksmenge beträgt nicht über dritthalb Millionen, wovon die Hälfte aus Eingebornen besteht, die über ein so großes Gebiet zerstreut sind, daß auf drey Quadratmeilen nur ein Bewohner kommt. Lebensmittel und Kleidung sind wohlfeil, Steuern unbekannt, das Klima ist gesund, und was kann der Mensch mehr verlangen?“ Seine Nachrichten über Kamtschatka sind wohl der beste Theil des Bu-

*) Er ist, nach öffentlichen Nachrichten, unlängst in Barbadoes angekommen, und im Begriff, Süd-America zu Fuße zu durchwandern.

ches. Er rühmt die Bewohner als freundlich und redlich. Sie wohnen jezt in Dörfern, die nach alt russischer Bauart eingerichtet sind, in reinlichen und bequemen Wohnungen. Während des Sommers, oder der Fischzeit, verlassen sie ihren Winteraufenthalt, und wohnen in den Hütten, wo sie ihre Fische trocknen. Im Winter beschäftigen sie sich mit der Jagd. Sonst ist der Kamtschadale noch immer träge, dem Trunke ergeben und knechtisch, wie früher. Die alte Sprache des Volkes ist noch nicht vergessen, wiewohl in so fern außer Gebrauch, als es Wenige gibt, die des Russischen unkundig sind. Die meisten Ureinwohner sind getauft, und leben auf russische Weise. Die Zahl der echten Kamtschadalen, die noch ihre alten Sitten beybehalten haben, ist nicht groß. Sie wohnen auf den nördlichen Küsten. Gastfreyheit ist der ausgezeichnetste Charakterzug der Kamtschadalen, aber sie sind auch sehr wahrheitliebend und ihre Ehrlichkeit ist zum Sprichworte geworden. Sie werden meist von ihren eigenen Häuptlingen regiert, aber jährlich besucht der Isprawnik, oder Oberrichter, jedes Dorf, um Zobelfelle einzusammeln und Recht zu sprechen. Ihre Kleidung ist noch die alte Landestracht. Im Winter tragen sie Pelze, im Sommer Nankinkleider, und selten findet man jezt einen Kamtschadalen, der nicht ein Hemd hätte. Sie haben nur wenig eigene Gesetze, die ziemlich auf den Grundsatz der Sinesen gebaut sind: Böses für Böses, Gutes für Gutes. Peter-Pauls-Hafen, die Hauptstadt der Halbinsel Kamtschatka, besteht aus 42 Wohnungen, außer 15 der Regierung gehörenden Gebäuden, und einer alten und neuen Kirche. Zu den öffentlichen Gebäuden gehören auch die Vorrathhäuser für Brod, Pulver, Wein, Waffen; eine Wache, eine Schmiede, ein Spital, eine Kanzley, eine Schule, und ein Gebäude für das Oberhaupt und seine Gehülfen. Alle, mit Ausnahme des Spitals, der Matrosen-Baracken und der Schule, ganz armselige Gebäude. „Ich habe am ganzen Eismeere, sagt Cochrane, keinen so elenden Ort gefunden, und doch hat man ihn in allen Enden der Welt gepriesen, und mit der Erbauung von Spitälern, Schulen und Kirchen, mit der Verbreitung allgemeiner Glückseligkeit übermäßig geprahlt, troz dem Zeugnisse von Thatsachen ganz entgegengesezter Art.“ Es ist eine Verdeutschung dieses unterhaltenden Buches angekündigt. Der Uebersetzer wird vielfache Veranlassung finden, unrichtig geschriebene Namen zu verbessern, und gegen manche Angaben, die auf mangelhaften Nachforschungen oder Mißverständnissen beruhen, z. B. über mehrere, die griechische Religion betreffende Punkte, auf seiner Hut seyn müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dramatische Almanachs-Literatur für 1825.

Das Jahrbuch deutscher Nachspiele,

von Herrn Holtei besorgt, hat bey seinem vierten Jahrgange sowohl seinen Verleger als seinen Titel geändert. Vormals bey Graß, Barth und Comp. in Breslau, ist es jezt in der Vereins-Buchhandlung in Berlin erschienen, und der Besorger hat es Jahrbuch deutscher Bühnenspiele genannt, um der falschen Ansicht zu begegnen, als ob es nur scherzhaften Kleinigkeiten gewidmet wäre. Indessen enthält es dießmal eben nichts, als solche Bagatellen. Von dreyen derselben: Klug soll leben von Lebrün, der Oberrock von Bärmann, und das Kinderspiel von Schall, versichert der Herr Besorger, daß sie noch nirgends aufgeführt, sondern eigens für sein Jahrbuch verfertiget worden sind. Hat er die Unschicklichkeit nicht gefühlt, von Produkten, welche Dichtungen seyn sollen (oder wollen) in solcher Schneidersprache zu reden? Unaufgeführt, wenn gleich nicht eigens für das Holtei'sche Jahrbuch verfertiget, ist auch eine vierte kleine Posse, die Sonntagsperrücke (ein Schulmeister-Schwank) aus dem Nachlasse des D. Sessa, Verfassers von Unser Verkehr. Also vier pièces vierges, vier unbefleckte Jungfrauen, die noch nicht die gefährlichen Breter beschritten haben. Zu wünschen wäre diese Jungfrauschaft auch dem fünften Producte von Ludwig Robert.*) Er wird zur Hochzeit gebeten oder die Richtigen, welches nach S. III auf dem Haupttheater von Berlin durchgefallen ist. Leider müssen wir sagen: Von Rechtswegen! Denn wer will die getreue und folglich breite Darstellung eines hochadeligen Hochmuthes aushalten, dem kein tüchtiger Bürgerstolz gegenüber steht? und der zu nichts als einem Ausgange führt, von welchem die Zofe im Stück S. 127. mit Recht sagt:

> Nein, solch alltägliches, erbärmlich fades Ende,
> Das hätte sich der Klügste nicht gedacht,
> Der Allerdümmste sich nicht träumen lassen.

Die Wiener in Berlin hingegen, eine Liederposse vom Besorger des Jahrbuchs selbst, haben schon an mehreren Orten auf der Bühne gefallen, und wollen geschaut seyn, nicht gelesen.

Der Almanach dramatischer Spiele,

von Ebrig aus dem Thale, Leipzig im Comptoir für Literatur, hat viel von dem ehemaligen Kotzebue'schen an

*) Dem Trefflichen, sollten wir wohl hinzusetzen, denn diesen Titel hat ihm Herr Holtei S. III verliehen.

D. Rec.

sich. Die illuminirten Bilder sind jenen vollkommen gleich im Werthe; die sechs Drämchen: Das Geistercitiren, der Friede, die Reise zur Hochzeit, das Echo, die Revange, und Ali's Gerechtigkeitspflege, sind meist aus entlehnten Stoffen mit Flüchtigkeit zusammengesezt, Dialog und Handlung gehen leicht und rasch, und der Verfasser dürfte nur etwas reicher an witzigen Einfällen seyn, und mehr Kenntniß der Breterwelt besitzen, um im Fache der dramatischen Bagatellen seinem berühmten Vorgänger gleich zu kommen. Sein Talent, aus lustigen, possenhaften oder rührenden Anecdoten leicht und schnell Dramolets zu machen, ungefähr wie man Zahnstocher schnizt, ist nicht zu verkennen. Aber er versteht es noch nicht, Scenenverwandlungen zu sparen, und schwer darstellbare Dinge von den Bretern zu entfernen. Müßte nicht in dem Schweizerstück, die Reise zur Hochzeit, ein Gemsenjäger im Schnee versinken, und eine Lavine auf das Theater stürzen, so würde das voller Gut- und Edelmüthigkeit steckende Stück gewiß auf manches Repertoire kommen. Auch das Lustspielchen, der Friede, wozu nicht, wie die Zeitung für die elegante Welt behauptete, Müllner's Blitz, sondern vielmehr ein versificirter Schwank von Langbein den Grundstoff hergeliehen hat, würde belustigen, wenn der Verf. die Neigung der Liebe, welche den Frieden in der dunklen Kammer stiftet, bey Lichte, während des Zungenkrieges, vor den Augen der Zuschauer hätte entstehen und mit der Rechthaberey kämpfen lassen. Die Anstößigkeit, welche der Rec. in der eben genannten Zeitschrift gerügt hat, war sehr leicht u entfernen. Sie liegt nicht darinne, daß die kriegführenden Mächte sich in der Kammer küssen, sondern darin, daß sie es unter Umständen thun, die an mehr denken lassen. Dieß würde nicht der Fall seyn, wenn der Herr nach lebhaftem Streite sich geneigt zeigte, seinen Besitzstand gegen einen Kuß abzutreten. Die Dame findet, bey Lichte, die Forderung unzuläßig; sie sucht die unbewachte Kammer durch Ueberrumpelung einzunehmen, der Feind dringt ihr nach, Wirth und Domestiken sind in Unschlüssigkeit und Angst: aber nach wenigen Sekunden kehren die Erzürnten zurück, und proclamiren eine Kapitulation, die den Abschluß eines ewigen Friedens und einer ehelichen Allianz für die nächste Zukunft erwarten läßt. Auf diesem Wege hätte der Schwank eben so artig, als bühnenschicklich sich gestalten lassen.

Herr Ehrig aus dem Thale ist übrigens ein Pseudonymus, der an der Verlagshandlung leicht zu erkennen ist.

Redekunst.

Die Theorie der rednerischen Erfindung mit besonderer Hinsicht auf geistliche Reden von D. Heinrich August Schott, Professor etc. zu Jena. Leipzig bey Barth. 1824. XII und 534 S. gr. 8.

Prediger, die wirkliche Redner sind, findet man selten, und doch bedarf ihrer die Kirche, vor allen die protestantische, in deren Gottesdienste der Kanzelvortrag der längste und wesentlichste Abschnitt ist. Da die Beredtsamkeit unter die schönen Künste gehört; so fordert sie Talent, und der Verf. weiß nach S. VI sehr wohl, daß man das Wesen der geistlichen Redekunst nicht durch erlernte Regeln sich zu eigen machen kann. Er schrieb daher für „den wahren Redner," worunter er unfehlbar einen Mann von Talent für die Redekunst versteht, dessen Anlagen durch Kenntniß der Regeln ihrer Entwickelung zugeführt werden können. Aber für talentvolle Leute, fürchten wir, hat er zu weitläuftig, zu ausführlich geschrieben. Inzwischen bestimmt er den Hauptzweck geistlicher Reden, der immer das Vorgeschäft der Erfindung leiten muß, so gründlich und scharf; er zieht die Gränzen, innerhalb deren dieselbe sich bewegen soll, so genau; er macht die Rücksichten, welche dabey zu nehmen sind, so klar und übersichtlich, daß auch die entschiedenste natürliche Anlage großen Nutzen von seinen Lehren ziehen kann: denn je größer das Rednertalent überhaupt, um so mehr ist es auch der Gefahr ausgesezt, irre zu gehen auf dem Wege nach fest bestimmtem Ziele; es fliegt gern, statt zu gehen, erhebt sich selbst zum Zwecke seiner Thätigkeit, übertritt sein Amt, und macht die positive Satzung zum Gegenstand des Form- und Spieltriebes der freyen Kunst. Da hier der Ort nicht ist, des Vs. System zu analysiren; so beschränken wir uns, die Leser aufmerksam zu machen auf eine der am meisten gelungenen Parthien, S. 207—223, wo er vom herrschenden Geiste der Zeit und von dem Gebrauche handelt, welchen der geistliche Redner davon machen soll, ohne sich von demselben beherrschen zu lassen. Uebrigens ist das Werk als der zweyte Theil seiner philosophischen und religiösen Begründung der Rhetorik und Homiletik (Leipzig 1815) zu betrachten, und ein dritter, welcher die Theorie der rednerischen Anordnung und Schreibart enthalten soll, wird ihm folgen. (S. IX.) Nicht auch ein vierter? Nicht auch eine Theorie der lebendigen Redekunst, des mündlichen Vortrags? Gerad' auf diesem Fuße hinkt die geistliche Beredtsamkeit in Deutschland am häufigsten.

Nr. 7.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 25. Januar 1825.

Neug-Literatur.

Vermischte Schriften von Müllner. Erster Band. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1824. 308 S. 8.

Der Verfasser, welcher einige mittelmäßige phantastische Trauerspiele und einige steifleinwandne, gereimte Lustspiele geschrieben hat, muß eine erstaunlich aufgedunsene Einbildung von sich selbst haben: denn in einem affectirten, trochäisch versificirten und südländisch assoniren sollenden Vorworte führt er als Motiv der vorliegenden Sammlung seiner, größtentheils schon in Journalen abgedruckten Bagatell-Arbeiten den Erfahrungssatz an, daß berühmte Männer nach ihrem Tode denn doch einmal der Sammlung ihrer zerstreuten Schätze (sic!) nicht entgehen können, und daß er dieselben daher lieber selbst auf dem großen Bühnenmarkte zusammen fahren wolle. Da Mull (oder Müll) nach Adelung, Heinsius und anderen Lexikographen so viel als Gemülle, Gemülster, Mulm, d. h. Schutt, Stauberde, Kehricht, ingleichen die abgedroschenste schlechteste Sorte der Färberröthe, das sogenannte Staubroth bedeutet; so hat er dadurch sowohl der plausibelsten Etymologie seines Namens (Müllner, einer der Schutt oder Kehricht fährt) entsprochen, als auch der gewöhnlichen stadt-polizeylichen Vorschrift genug gethan, vermöge deren jeder Spießbürger seinen eignen Kehricht auf der Straße zusammenkehren muß, damit ihn eines edlen und hochweisen Raths Schuttkärrner vor die Ringmauern hinausschaffe. Das leztgedachte Geschäft fällt nach der Städte-Ordnung der literarischen Republik leider der Kritik anheim, und wir können uns daher nicht entbrechen, Herrn Müllner's Mull aufzuladen und wegzuschaffen, wie folgt.

Der erste Haufen besteht aus sogenannten Gedichten, unter denen sich kaum zwey oder drey Schneiderlappen von einiger merklichen Läng' und Breite befinden. In der Ode an Luther S. 9. wird der Geist des großen Reformators beschworen, wieder auf Erden zu erscheinen, und zwar als Leiche, um die Obscuranten zu erschrecken: ein wahrhaft aberwitziger Einfall, eine Reminiscenz aus der Ammenstube, wo man es liebt, die Kinder einzuschüchtern. Die Fabel, der Reichstag der Geldsorten, S. 13, ist das Produkt eines affectirten Constitutionalismus. Wir sagen eines affectirten; denn wir wissen recht gut, daß Herr M. im Grunde des Herzens ein Feind aller repräsentativen Verfassungen, insonderheit der städtischen Commun-Repräsentanten, und der Stadtlaternen ist, wie gern er auch sonst den liberalen Herrn von Sperling in Krähwinkel (aus dem Stadttag in Krähwinkel des Herrn von Plötz) spielen mag. Der Reiter S. 65. ist der Anfang eines Lustspiels, welches der Verf. wahrscheinlich ohne Plan begonnen, und sich daher schon am Schlusse der zweyten Scene außer Stand gesehen hat, darin weiter vorwärts zu kommen. Wir sehen durchaus nicht ein, wozu die Mittheilung dieses formlosen Bruchstückes nützen soll, es wäre denn, um uns ein Specimen der Müllner'schen Reimkunst zu geben, welche S. 75, wo die Brust der Frauen auf die männlichen Riesenleiber gereimt wird, sich in der vollen Glorie des alten, sprichwörtlichen Unreims zeigt:

> Ich heiße Hans Hildebrand,
> Und lehne meinen Spieß an die Mauer.

Der zweyte Haufen ist ein Gemenge von Theater-Anecdoten, Witzeleyen und afterdramaturgischen Erörterungen in Form eines Real- oder Conversations-Lexikons. Der Artikel sind wenig mehr, als Buchstaben im Alphabet, die Buchstaben F, J, M, Q, U, V, W, X, Y und Z kommen gar nicht vor (es ist zu verwundern, daß unter M nicht der große Dramatiker Müllner, und unter Y nicht sein König Yngurd gepriesen worden), und gleichwohl füllt das sogenannte Theaterlexikon über die Hälfte des ganzen Buches, S. 78—254. Daraus schließe man auf des Verfs. Beruf zur Lexikographie. Der Artikel Oper S. 183, wo diese Lieblingsgattung der Thea-

terwerke ein Rühr-Ey von Kunst und Unsinn genannt wird, ist selbst ein Rühr-Ey, in welchem jedoch nicht blos der Sinn, sondern auch die Kunst fehlt, und ungefähr so viel Kunstsinn sich zu Tage legt, als die Hunde zu offenbaren pflegen, wenn sie Musik hören.

Der dritte Mull-Haufen endlich nennt sich Früchte der Laune. Aber die erste Frucht, die Menschheit und der Staat betitelt, ist offenbar am Gesträuche der Mißlaune gewachsen, und dann auf einen Zweig vom Baume der Schiller'schen Philosophie gepfropft worden. Man sieht ganz deutlich, daß das Hauptübel, welches hier der Staat beschuldiget wird der Menschheit zuzufügen, im Grunde blos darin besteht, daß er Herrn M. keine Sinecure verliehen hat. Die zweyte Frucht, der Jubeltod, ist eine zum Glück sehr kurze Geschichte von einem alten Arzte, den gerade in der ersten Minute des neunzehnten Jahrhunderts — wie mystisch und fatalistisch! — eine zerspringende Lustkanone erschlagen haben soll. Der Verfasser scheint selbst ein Liebhaber vom Schießen mit Knalleffekt zu seyn. Die dritte und lezte, die Mondsfinsterniß bey Tage genannt, ist eine Erzählung, deren ganzer Inhalt darin besteht, daß ein Dilettant der Astronomie eine Bauerndirne heirathet, deren Bekanntschaft er bey Gelegenheit einer von den häufig vorkommenden Mondsfinsternissen gemacht hat, wo der Mond bey dem Untergange der Sonne im Erdschatten aufgeht. Der Verf. erzählt die Geschichte dieser Bekanntschaft mit einem noch weit größeren Uebergewichte der Sinnlichkeit, als Schiller in Bürger's Gedichten gefunden und gerügt hat; und jemehr Herr M. sich bemüht, dieselbe unter einem eitlen Auskramen astronomischer Kenntnisse zu verstecken, um so mehr tritt sie nur hervor. Wie weit es übrigens her ist mit diesen astronomischen Kenntnissen, das beweist unter andern die Stelle S. 291, wo der Dilettant sagt: „Ich weiß einmal für allemal, daß der Mond 6 Minuten braucht, um in meinem kleinsten Achromaten zu erscheinen, mitten hindurch zu gehen, und bis auf den lezten Schimmer zu verschwinden." Jeder Anfänger weiß, daß der Zeitraum, welchen ein Gestirn braucht, um durch das Sehfeld eines feststehenden Fernrohrs mitten hindurch zu laufen, von der Entfernung abhängig ist, in welcher das Gestirn von dem Himmels-Aequator steht. Man kann davon jeden Primaner sowohl a priori als a posteriori überzeugen; a posteriori, wenn man ihm das Fernrohr einmal auf einen Gürtelstern des Orion, welcher am schnellsten hindurch geht, und dann auf den Nordpolarstern richtet, welcher, wenn das Sehfeld nicht über alle Maßen klein ist, gar nicht herauskommt; und a priori, wenn man ihm sagt, daß ein Gestirn so lange im Sehfelde bleiben muß, als es in dem Stücke seiner scheinbaren Tagesbahn sich befindet, welches innerhalb des Sehfeldes fällt, und daß die ganze Tagesbahn des Polarsternes Raum in einem Sehfelde hat, welches vom Aequator nur ein kleines Stückchen faßt. Da nun die Tagesbahn des Mondes nicht immer gleiche Entfernung vom Aequator hat; so kann es überhaupt kein Sehrohr geben, dessen Sehfeld er stets in einerley Zeitraume durchliefe, und der verliebte Astronom des Herrn M. ist folglich ein Ignorant in der tiefsinnigen Wissenschaft, womit er hier prunkt.

Es könnte vielleicht befremden, daß wir Herrn M. gerad' in diesem Blatte, an dessen Redaktion er selbst Theil nimmt, so ungeschminkt die Wahrheit sagen; aber wir haben dazu vollwichtige Gründe. Der eben so fatale als fatalistische kritische Klopffechter soll einen Streich der Nemesis darin erkennen, daß ihm sein Spiegel in dem nämlichen Blatte vorgehalten wird, in welchem er seit mehr als fünf Jahren nicht müde geworden ist, andere Schriftsteller zur Bank zu hauen. (S. u. a. Lit. Bl. 1822. No. 87. S. 348.) Just durch dieses Blatt, welches zufällig mit dem M. Bl. auch nach England geht, soll der ungenannte Verfasser des 1824 zu Edinburg erschienenen Tour in Germany etc. erfahren, *) daß er in seinem Kapitel von der Stadt Weißenfels und von seinem späten Besuche bey M. („he was still in bed at midday") diesen anmaßlichen Poeten noch viel zu günstig beurtheilt hat. Die Journale von Dresden, Weimar etc., die bey Gelegenheit des hier angezeigten Buchmacher-Produktes ihm geschmeichelt haben, sollen von uns lernen, wie man mit solchen Streitköpfen verfahren muß. Mit einem Worte, was noch Niemand — wenigstens so unverbrämt noch Niemand — ihm gesagt hat, das soll er hier gleichsam sich selbst zu sagen scheinen, und dazu schweigen müssen.

Müllner.

---

*) A Tour in Germany and some of the austrian provinces, 2 Voll. Edinb. Constable. Das Buch ist auch in der Allg. Zeitung Beil. 236 besprochen worden, und ein Herr Russel, der sich lang in Weimar aufgehalten, wird — in Weimar wenigstens — für den Verfasser gehalten. Auf jeden Fall ist er ein reisender Anecdotensammler.

Ueberblick der englischen Literatur.

V.

(Fortsetzung.)

Geschichte. Der bedeutendste neuere Zuwachs zur Landesgeschichte sind Brodie's und Godwin's Schriften über den merkwürdigen, zeither nicht gründlich und unpartheylich dargestellten Zeitraum von Karl I. bis zur Restauration, welche näher betrachtet werden sollen, sobald wir die Fortsetzung des leztgenannten Werkes, wovon bis jezt nur der erste Band erschienen ist, erhalten haben. Man fährt fleißig fort zu sammeln, und während der Staat und Privatpersonen freysinnig und neidlos ihre Urkundenschätze und Familiendenkmäler öffnen, gibt der Sinn für vaterländische Geschichte und Alterthümer dem Sammlerfleiße Aufmunterung und Lohn. Zu den früher genannten Sammlungen merkwürdiger Briefe hat der Aufseher der Handschriften im brittischen Museum, A. Ellis, eine ungemein wichtige: Original Letters, illustrative of english history, including numerous royal letters from autographs in the British Museum and one or two other collections; with notes and illustrations (London 1824. 3 Bde 8.) hinzugefügt, die viel Licht in mehrere dunkle Gebiete der englischen Geschichte wirft, und anziehende Beyträge zur Kenntniß des frühern gesellschaftlichen Lebens liefert. England hat einen unschätzbaren Reichthum solcher geschichtlichen Quellen, die in ununterbrochener Folge durch mehr als fünf Jahrhunderte laufen. Diese Briefe tragen das ächte Gepräge ihrer Zeit, sie liefern dem Geschichtschreiber die Farben zu einem wahren Kolorit; und da viele derselben sich auf Angelegenheiten beziehen, worin die Verfasser selbst mithandelnd waren, so geben sie, mit Kritik gebraucht, ein treues und deutliches Bild von Charakteren, Sitten und Begebenheiten. Die ältesten Briefe sind aus Heinrichs V. Zeit von 1414 an. Erst um diese Zeit fing man an, in englischer Sprache Briefe zu schreiben. Früher waren Briefe in der Landessprache selten; man schrieb gewöhnlich lateinisch oder französisch, und es waren meist nur Briefe vornehmer oder gelehrter Männer. Die Briefe der Gelehrten waren meist Abhandlungen. Die Großen gebrauchten meist Schreiber. Ellis eröffnet seine Sammlung mit dem 15ten Jahrhundert, wo vertrauliche Briefe immer gewöhnlicher wurden. Unter den ältern Denkmahlen sind vorzüglich wichtig die Briefe, die sich auf das Verhältniß zwischen England und Schottland beziehen, und man sieht daraus, wie die Könige von England sich bemühten, die Unruhen und Zerrüttungen der Nachbarlande zu nähren, wo der listige Heinrich VII. unter den Großen seine Kundschafter hatte, die ihren König und ihr Vaterland schändlich verriethen. Nicht minder wichtig ist dieses Königs Briefwechsel mit dem Papste, der ihn aufgefordert hatte, gegen die, Italien bedrohenden, Türken mit seinen Schiffen Beystand zu leisten. Heinrichs Antwort ist ein merkwürdiger Beweis seiner Verschlagenheit und Doppelzüngigkeit, und selbst wenn man annehmen wollte, daß er die Schwierigkeiten des ihm angesonnenen Unternehmens übertrieben hätte, so geben doch die angeführten Umstände ein auffallendes Bild von dem damaligen Zustand der englischen Seemacht. Nach reiflicher Berathung mit den Edlen des Landes, sagt der König, habe es Allen geschienen, daß die englische Seemacht wenig Beystand leisten könne, einmal wegen der großen Entfernung, und dann wegen der Unbekanntschaft der englischen Seeleute im Mittelmeere. Die englischen Seeleute seyen nicht gewohnt, weiter als bis Pisa zu segeln, und müßten über sechs Monate fahren, um in Gegenden zu gelangen, wo sie den Türken schaden könnten. Die Galeeren, die von Venedig nach England kämen, wären gewöhnlich sieben Monate unterwegs. Wenn er auch Schiffe schicken wollte, fuhr er fort, so würde die Mannschaft sich unterwegs zwey- bis dreymal mit Lebensmitteln versehen müssen, und auch durch widrige Winde aufgehalten werden. Vor dem Mai könnten die Schiffe nicht bereit seyn, und vor dem Ende des Septembers würden sie nicht durch die Straße von Marocco kommen, überdieß würde es schwer seyn, Seeleute zu finden, welche die Schiffe in so gefährliche und entfernte Gewässer führen könnten. Aehnlichen sprechenden Zügen zur Charakteristik der Zeit begegnet man häufig. Auch die Regierungszeit Heinrichs VIII. erhält schätzbare Erläuterungen, und mehrere der hier mitgetheilten Briefe werfen viel Licht auf seinen und Wolsey's Charakter. Man findet merkwürdige Beyspiele von des Königs Treulosigkeit und Falschheit während seines Zwistes mit Katharina, und anziehende Nachrichten über Anna Boleyn's Vermählung und Krönung. Einige Briefe betreffen Heinrichs Bewerbungen um die deutsche Kaiserkrone und seine Unterhandlungen mit Franz I., der noch eifriger darnach trachtete. Die Briefe seines Gesandten am französischen Hofe an den Kardinal Wolsey sind schätzbare Beyträge zur Kenntniß der damaligen Zeit und der französischen Hofsitte. Die Sammlung wird immer anziehender von der Zeit der Reformation an, und wir können nun häufiger einen Blick in die gesellschaftlichen Verhältnisse werfen, da seitdem die Bildung, wozu der Mittelstand nach und nach gelangt war, mehr ins Leben tritt. Unter andern merkwürdigen Zügen zur Kenntniß dieser Zeit finden wir einen Brief Cranmer's vom J. 1533 an den

englischen Gesandten beym Kaiser. Er hatte in Verbindung mit andern Bischöfen einen Angeklagten verhört, der die körperliche Gegenwart Christi in der Hostie läugnete, und sich, wie Cranmer sagt, zu der Meynung des Oecolampadius neigte. Cranmer hatte sich vergebens bemüht, ihn zum Widerrufe zu bewegen, und einstimmig mit den andern Richtern ihn verurtheilt, und dem weltlichen Arme zum Feuertode überliefert. — Aus Elisabeth's Zeit finden wir reichhaltige und anziehende Nachrichten, besonders auch über ihr Verhältniß zu Maria Stuart. Schätzbar ist der Bericht der englischen Residenten in Edinburgh, des Grafen von Bedford und Thomas Randolphs, über Rizzio's Ermordung, der aus den von Lord Ruthven, einem der thätigsten Mitschuldigen, ihnen gegebenen Nachrichten geflossen zu seyn scheint. Es werden hier mehrere unbekannte Umstände mitgetheilt. Die Berichterstatter sagen, es sey gewiß, Maria's Gemahl habe einen starken Argwohn gehegt, daß Rizzio etwas gegen die Ehre der Königin begehe. Georg Douglas, den er zuerst zu seinem Vertrauten machte, sprach darüber mit Ruthven, und man glaubte, es wäre kein anderes Mittel übrig, als Rizzio aus dem Wege zu schaffen. Lord Morton und Lindesay wurden in den Anschlag gezogen, der drey Tage vor der, zur Eröffnung des Parlaments bestimmten, Zeit ausgeführt wurde. Ruthven, Morton und Lindesay wußten, daß Argyle, Murray, Rothes und Andre würden geächtet werden, wenn sie nicht den König sich zum Freunde machten, indem sie ihm bey der Befriedigung seiner Rache behilflich wären und ihm Antheil an der Regierung verschafften. Der König trieb Ruthven ungeduldig zur Ausführung, und um der Welt zu zeigen, daß er die That billigte, wollte er sie selbst begehen. Er drang Abends mit Ruthven und Douglas in Maria's Zimmer, die mit Lady Argyle und Rizzio bey Tische saß. Rizzio hatte seine Mütze auf. Man hieß ihn hinausgehen, weil er nicht an seinem Platze wäre. Die Königin sagte, er wäre mit ihrem Willen da, worauf Darnley antwortete, es sey gegen ihre Ehre. Anfänglich schienen einige im Zimmer der Königin anwesende Männer sie vertheidigen zu wollen, worauf Ruthven seinen Dolch zog; er versichert dagegen den Berichterstattern, es wäre nicht wahr, daß Einer der Eingedrungenen den Dolch gegen Maria gezückt und ein Anderer ihr das Pistol vorgehalten hätte. Ruthven wollte Rizzio ergreifen, der sich an dem Gewande der Königin fest hielt und sich hinter sie stellte. Der König machte ihn los, und faßte Maria in seine Arme, während Rizzio in das, an das Gemach stoßende, Audienzzimmer geschleppt wurde, wo Morton und Lindesay mit ihren Freunden sich befanden, die den Italiäner für diesen Tag schonen und ihn am folgenden hängen wollten. Aber bey der Erbitterung, die man gegen ihn hegte, stieß ihm einer der Verschworenen den Dolch in den Leib, worauf mehrere über ihn herfielen, und ihm gegen 55 Wunden versetzten. Man soll des Königs Dolch in einer Wunde gefunden haben; ob aber Darnley selber ihn verwundet habe, lasse sich, sagen die Berichterstatter, nicht bestimmen. Die Behauptung, er sey in Gegenwart der Königin verwundet worden, sey ungegründet. Darnley und Ruthven blieben lange bey der Königin, die sehr um Schonung für Rizzio bat, und dem Könige heftige Vorwürfe machte. Er soll geantwortet haben, Rizzio hätte seit zwey Monaten mehr Umgang mit ihr gehabt (more compagnie of her boddie) als er selber, und daher müsse er, um ihrer Ehre und um seiner Befriedigung willen, seine Zustimmung geben, daß Rizzio aus dem Wege geräumt werde. Maria antwortete, es wäre nicht die Sache der Frau, den Mann aufzusuchen, und die Schuld läge an dem König. Er erwiederte, wenn er gekommen wäre, hätte sie Abneigung gezeigt, oder sich krank gestellt. Maria kündigte dem König die Freundschaft auf, und als Ruthven sie an ihre Pflicht ermahnte, antwortete sie, warum sie nicht ihren Gemahl verlassen könnte, wie Ruthven's Frau von ihrem Manne gegangen wäre. Er erwiederte, es wäre kraft einer gesetzmäßigen Scheidung geschehen, und keine solche Ursache dabey gewesen, wie die, welche dem Könige Anlaß zur Beschwerde gegeben, und überdieß wäre Rizzio ein gemeiner Mensch und ein Feind des Adels. Die Königin drohte Rache, wenn Rizzio's Blut vergossen würde, worauf Ruthven antwortete: Gott wolle das verhüten, denn je empfindlicher Euer Gnaden sich zeigte, desto schlimmer würde die Welt urtheilen. Ehe der König ging, sprach er mit der Königin so laut, daß Ruthven es hören konnte, und sie gestattete ihm, die Nacht bey ihr zuzubringen. Wir wissen nicht, setzen die Berichtgeber hinzu, wie es kam, daß er es versäumte; genug, er ging nicht zu ihr, und sagte seinen Freunden, er wäre zu schläfrig gewesen. Der Bericht spricht von Rizzio's Reichthümern, seinen guten Kleidern, worunter 18 Paar sammetne Beinkleider, seinem schönen Zimmergeräthe. Er hatte alle Briefe der Königin in seinem Gewahrsam, die man, ohne sie anzusehen, ihr zurückgab. — Das Angeführte möge hinreichen, den Werth der Sammlung für den Geschichtforscher anzudeuten. Unter den Abbildungen findet man den, von Burleigh selbst gezeichneten, Plan der Scene des Verhörs der Königin von Schottland und das Blankett, das Karl II. dem Parlament sandte, um seines Vaters Leben zu retten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 8.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 28. Januar 1825.

Taschenliteratur für 1825.

Claurens Vergißmeinnicht.

„Der Inhalt dieses Taschenbuchs umfaßt drey Erzählungen," sagt der Wegweiser der Abendzeitung No. 97, Sp. 2. Das ist eben so wenig wahr, als z. B. die Aeußerung seyn würde, daß der *Inhalt* einer Tasche drey Taschenbücher *umfasse*. Die *Tasche* umfaßt vielmehr ihren *Inhalt*, aber der Inhalt des vorliegenden Taschenbuchs *besteht* in drey Erzählungen, die einen Raum von 524 Seiten füllen. Die erste heißt: *Der Gram der Liebe hat sie getödtet.* Man lasse sich durch diesen Titel nicht abschrecken, es läuft alles weit besser ab, als in der betrübten *Ourika*. Die zweyte heißt *Vielliebchen*, und ist noch nicht fertig: blos eine erste Abtheilung, welche jedoch eine zweyte erwarten läßt, deren Schauplatz im neuen Griechenland seyn wird. Die dritte endlich heißt *Makk*, und ist die beste, deren Inhalt wir jedoch nicht durch die leiseste Andeutung verrathen wollen. Ueberhaupt interessirt uns *Clauren* weit mehr, als seine *Erzählungen*. Diese sind zwar stets unterhaltend, und sprechen die sogenannte *Lesewelt*, in so weit sie nicht aus überspannten Liebhabern der Ritter-Romantik und Wunder-Mystik besteht, von allen Seiten lebendig an; aber uns gefallen sie weniger, als der Verfasser, dessen Darstellungstalent hier mit Kotzebue'scher Leichtigkeit eine Rolle zu spielen scheint, zu deren Uebernahme eine gewisse Resignation gehört. Er *schreibt* Romane ungeachtet der unverkennbaren Fähigkeit, Romane zu *dichten*, weil das große Publikum lieber Romane *lesen* als *genießen* will; und er schreibt sie besser, als diejenigen, welche weiter nichts können, als Romane *schreiben*. Sein Vergißmeinnicht-Almanach *erreicht* auf dem Wege der Einförmigkeit (oder *Einstyligkeit*) den Zweck, welchen die gewöhnlichen *Sammel*-Kalender meist *verfehlen*, indem sie eine Mannigfaltigkeit von *Manieren* zusammen zu bringen trachten. Das Vergißmeinnicht liest man entweder gar nicht, oder *ganz*; aus den andern erzählenden Taschenbüchern liest man sich nur etwas heraus nach manchem vergeblichen Anlaufe. Er *verfaßt* sein Taschenbuch, andere *compiliren* die übrigen. Daher vielleicht die Ueberlegenheit des seinigen im Absatze, wie früher die von Kotzebue's *dramatischem* Almanach. Und daher auch wohl der größte Theil der Anfechtungen, denen sein Talent in der heutigen Conversations-Kritik ausgesezt ist. Aber ein *Talent* muß es denn doch wohl seyn, was ihm einen Namen verschafft hat, der auch da, wo er *allein* steht, ein zahlreiches Publikum anzieht?

Huldigung den Frauen.

Herr Castelli, welcher diesen Almanach im dritten Jahre herausgibt, (im Industrie-Comptoir zu Leipzig. 387 S.) huldigt dießmal den Frauen auf eine sehr hochsinnige Weise, nämlich durch drey Gedichte, welche den weiblichen Heroismus zum Gegenstande haben: die spartanische Mutter, Leona, und das Liebesgeschwader (der Magdalene von Miraumont). Wenn die Schenknehmerin (i. e. die Dame, welche dieses Taschenbuch zum Geschenk erhalten hat) diese Gedichte gelesen hat; so beschaue sie, wenn es nicht etwa schon früher geschehen ist — denn die weibliche Lesewelt ist wie das Theaterpublikum, von welchem der Direktor im Faust sagt: „Man kommt zu sehn, man will am liebsten *sehn*" — sie beschaue, sagen wir, die Bilder. Das ehevorletzte führt die Unterschrift: Zur *pontischen* Erzählung der Kränzelbusch von F. Kind. „Wie? eine pontische Erzählung? Die muß ich lesen, ich muß wissen, ob die Geschichte auf dem Pont neuf, im Pontus, im Hellespont oder in den pontin'schen Sümpfen vorgeht." — Angeführt, neugierige Dame! Es ist eine *poetische* Erzählung, und noch dazu von traurigem Ausgange. Wollen Sie Prosa, so halten Sie sich an *das arme Kind von Clauren*, der auch in fremde Taschenbücher Vergißmeinnicht-Blätter zu legen pflegt. Der Kupferstecher hat ein *verlornes* Kind daraus gemacht (in der Unterschrift des Kupfers nämlich), damit man desto sicherer wissen möge, wie der Knoten der Geschichte geschürzt ist. Helmina von

Chezy erzählt hier auch, und zwar von der Luise Brachmann, aus deren Lebensgeschichte, die ihr noch niemand zu Danke geschrieben hat. (Siehe S. 214 a. Anf.) Sie berichtet darin Dinge, welche in der Biographie der verewigten Dichterin von Schütz (Werke, Thl. 1.) nicht vorkommen, und von denen doch nicht wohl zu erklären ist, wie sie dort hätten fehlen können, wenn sie wahr wären. Um das Jahr 1817 soll die Sängerin ein Nervenfieber gehabt haben, und bey dessen heftigstem Anfall' aus dem Fenster gesprungen seyn. Da wäre ja noch ein dritter leukadischer Sprung im Leben der neuen Sappho! *) Ferner soll, nach S. 221, Louise durch Verwendung der Prinzessin Wilhelm von Preußen ein Jahrgehalt von des Königs Majestät erhalten haben.**) Endlich soll sie nicht mit Bewußtseyn den Wellentod gesucht haben. Eine Behauptung, welcher alle Umstände widersprechen. Genug von der Prosa. Zur Poesie zurück wollen wir die Leserinnen treiben. Es winkt ihnen hier, außer den Castelli'schen Edelthaten, ein saphirner Sonettenkranz, d. h. ein von Herrn Samuel Saphir geflochtener; auch fehlt bey dieser Weihnachtsbescheerung der Rupprecht nicht: denn Joh. Bapt. Rupprecht heißt der Verf. des kleinen Gedichtes, das Blatt, S. 210, Fr. v. Weissenthurn singt S. 89 ein Lied der Erkenntniß, in welchem nichts zu wünschen übrig bleibt, als S. 90. Z. 3 die Kenntniß, daß der Genitiv der Mehrzahl von dem Worte Flügel nicht der Flügeln, sondern der Flügel heißt. Das Liedchen von W. Gerhard:

Spinn', spinne liebes Töchterlein,

hat zwar den nämlichen Stoff, wie das Gespräch zwischen Mutter und Tochter in dem ästhetischen Quadrate des Becker'schen Vergnügens, (s. Lit. Bl. 1824, Nr. 93.) aber es ist weit artiger bearbeitet, freylich nicht kurz genug für ein Planetensiegel." Auch Helmina von Chezy hat S. 181 ein Gedicht, wenigstens ein Gelegenheitsgedicht beygetragen, aber bey der Unterschrift sowohl das a als das y abgelegt: sie heißt hier Helmine von Chezi, geb. v. Klenke. Warum? wissen wir nicht zu errathen.

*) Unwahr: Ein Sprung, den Frau v. Chezy gemacht hat, wahrscheinlich ein Rücksprung auf den ersten Selbsttödtungs-Versuch, der ungefähr in das Jahr 1800 fällt.
Müllner.

**) Ebenfalls ungegründet, so viel ich weiß. Sie bezog als unvermählt hinterlassene Tochter eines königl. sächs. Beamten noch eine kleine Pension, welche die neue Regierung übernommen hatte. Sie hoffte und suchte deren Vermehrung, hat aber dieselbe nicht erhalten.
M.

Es wird doch nicht etwa eine andere Dame seyn? Friedrich Rückert endlich (denn alle Contribuenten können wir hier nicht nennen) malt S. 206 seine zwey neuen Liebschaften, die persische und arabische Poesie, und zwar mit Farben, die der deutschen Poesie alle Ehre machen.

Der Berlinische Taschen-Kalender,

obwohl er zu vier Fünftheilen belletristischer Natur ist, führt den Kalenderstempel. Das ist zu beklagen, denn es hindert seine Verbreitung in Deutschland; als gestempelter preußischer Kalender wird er in allen nicht preußischen Ländern, wo der Gebrauch ausländischer Kalender verboten ist, zu Contrebande. Trüg' er den Stempel nicht; so würde die Liebhaberey der deutschen Zoll-Linien für die schönen Künste dem Bischen mathematischer Chronologie vielleicht überall durchhelfen. Die Kupfer, meistentheils Prospekte, sind ungemein sauber, man würde sie überall gern ansehen. Gustav Schwab's und Krugs von Nidda Romanzen, so wie Haugs Gedichte sind allgemeines deutsches Gut, warum soll das nicht überall einpassiren, wo deutsch gesprochen wird? Warum sollen die Nicht-Preußen, welche Herrn Weisflogs Erzählungen lieben, seinen Vater nicht lesen, der zum Glück nur einige und 50 Seiten füllt, und mit einem „Heil dir im Siegerkranz" endiget? Warum nicht, wenn sie es mit einer Novelle von ungefähr 200 Seiten aufnehmen wollen, Tiecks Gesellschaft auf dem Lande? Warum sollen sie die interessante historische Skizze von Sophie May, Maria von Cleves erst dann kennen lernen, wenn dieselbe in die Gallerie der fürstlichen Frauen der Vorzeit kommt, welche diese Schriftstellerin angelegt hat? Da die Kalender-Deputation, welche dieses Taschenbuch herausgibt, einmal die Kunst zur Hauptsache und die Chronologie, welche stempelpflichtig ist, zur Nebensache gemacht hat; so wäre zu wünschen, sie macht' es wie einige andere Unternehmer ähnlicher Jahrbücher, welche den mathematischen Kalender vom belletristischen durch den Buchbinder separiren lassen, um die Verbreitung des lezteren zu erleichtern.

Ueberblick der englischen Literatur.

V.

(Fortsetzung.)

An die neulich erwähnten Werke über die Geschichte der englischen Seemacht neuerer Zeit schließt sich: Naval Battles from 1744 to the peace in 1814, critically

reviewed and illustrated, by Ch. Ekins, Rear Admiral (London 1824. 4. Preis 3 Pf. 3 Sch.), eine kritische Uebersicht der merkwürdigsten Seetreffen in dem angegebenen sechzigjährigen Zeitraume. Für Seetaktik, die zuerst Clerk, selbst nicht Seemann, um 1780 in eine systematische Form brachte, und durch Ausführung des Grundsatzes der Durchbrechung der Linie bereicherte, ist seitdem in theoretischer Hinsicht bis auf dieses schätzbare Buch wenig geschehen. Der Verfasser hat den Zweck, die Natur eines Seetreffens dem Unkundigen darzustellen, und die Aufmerksamkeit junger Seeleute auf den wissenschaftlichen Theil ihres Berufes zu lenken. In beyderley Hinsicht ist das Werk ausgezeichnet, und die beygefügten Kupfertafeln und Erläuterungen sind besonders geeignet, auf die erwähnten geschichtlichen Schriften neues Licht zu werfen. Es zerfällt in drey Theile. Die beyden ersten enthalten die Beurtheilung aller Haupttreffen, mit den darauf sich beziehenden Kupfertafeln, und es wird gezeigt, was geschehen ist, und auf welche Weise noch größere Wirkungen hätten hervorgebracht werden können. In den Erläuterungen findet man einige Unrichtigkeiten, da der Verfasser sich oft zu sehr auf die amtlichen Berichte stützte, worauf man sich überall selten ganz verlassen kann. Der dritte Theil ist rein wissenschaftlich, und verräth einen großen Umfang praktischer Kenntnisse. Das Buch schließt mit einer kurzen Nachricht von der verbesserten Ausrüstung der englischen Kriegsschiffe. Viele anziehende Anecdoten beleben die wissenschaftliche Darstellung.

Wer erinnert sich nicht der Spottbilder des witzigen Gilray aus der Zeitschrift: London und Paris, und Böttigers geistreichen Erklärungen? Gilray, anfänglich Schriftstecher, dann Schauspieler und zulezt Kupferstecher in London, war der größte Karrikaturist, im Humor nicht unter Hogarth, wo nicht ihm gleich, originell und sinnreich in seinen Erfindungen. Seine Blätter bieten so viele geschichtliche Beziehungen; so viele Anspielungen auf frühere gesellschaftliche Verhältnisse dar, daß eine Sammlung und historische Erläuterung derselben sehr willkommen ist. Wir verdanken diese einem jungen Schriftsteller, der in einer Reihe von Aufsätzen, die unter dem Titel: Wine and Walnuts, zum Theil in der Literary Gazette standen, und neuerlich (London 1823 in 2 Bden.) gesammelt wurden, uns mit dem frühern gesellschaftlichen und literarischen Verkehr der brittischen Hauptstadt vor und nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts, auf eine ungemein unterhaltende Weise bekannt machte. Es soll Hr. Pyne, Herausgeber der Somersethouse Gazette seyn. Das erste Heft ist unter dem Titel: The Carricatures of Gilray; with historical and political illustrations and compendious biographical anecdotes and notices — erschienen, und es sollen noch 8 bis 9 andere folgen. Die anziehenden Untersuchungen, wozu der Verfasser Stoff findet, seine geistreichen Bemerkungen, und viele Anecdoten, die er uns erzählt, machen die witzigen Bilder noch unterhaltender, die durch seine Erläuterungen selbst dem Historiker eine nicht zu übersehende Quelle der Zeitgeschichte geworden sind.

Literaturgeschichte. Professor E. Clarke in Cambridge ist durch die Beschreibung seiner Reisen auf dem festen Lande auch unter uns bekannt, und sein gewandter Geist, seine vielseitigen Kenntnisse, die Frucht einer unermüdeten Wißbegier, machten ihn zu einer Zierde der Universität. Einer seiner Freunde — W. Otter in Cambridge — hat uns in einer Biographie, (Life and Remains of the Rev. Edward Daniel Clarke LL. D. — London 1824. 4.) ein gut ausgeführtes Bild des vielthätigen Mannes gegeben. Der eigentlich biographische Theil des Buches ist jedoch bey weitem der kleinste, und die weißen Seiten des starken Quartbandes füllen Auszüge aus Clarke's Reisetagebüchern, und Briefe, die er während seiner Reise in die Heimath schickte; aber gerade diese Mittheilungen sind charakteristisch, als die Ergießungen eines froh gestimmten Gemüthes, als die Beobachtungen eines Mannes, der zwar zuweilen, zumal wenn er aus dem Kreise der Forschung tritt, wo er heimisch ist, auf Irrwege sich verliert, aber doch meist mit klarem Blicke sieht, und immer mit regem Herzen untersucht und beschreibt. Mehrere Auszüge aus den Reisetagebüchern haben jene Frische und jene Wahrheit, die bey einer durchdachteren Ausarbeitung nicht selten verfliegen; sie sind daher ungemein anziehend, und liefern schätzbare Zusätze zu seinem Reiseberichte. Die nächsten Zweige seines Stammbaumes bis zum Urgroßvater hinauf, waren Geistliche und Gelehrte. Früh verwaiset, mit Mangel kämpfend, widmete er sich den Wissenschaften in Cambridge, ohne eben großen Ruf zu erwerben, aber ohne Zweifel schon darum nicht, weil er in seinen Bestrebungen und Arbeiten nicht dem akademischen Schlendrian folgte, wie denn selbst der freundlich gesinnte Biograph es ihm kaum verzeiht, daß er, ohne sich nach den herkömmlichen Grundsätzen abrichten zu lassen, dem gelehrten Zunftgeiste zum Trotze, allein durch das Streben seines forschenden Geistes zur Auszeichnung gelangt ist. Von früher Jugend an verrieth er seine Neigung zu dem, auf Versuche gegründeten Wissen, aber allerdings war es Mangel an ernster Uebung und flüchtige unstete Geistesanstrengung, was in jener Zeit die Fortschritte einer gründlichen Ausbildung hemmte. Als Führer eines jungen Mannes machte er früh eine Reise, deren Beschrei-

bung er in späteren Jahren als ganz unreife Arbeit verwarf. Später, während des ersten Revolutionskrieges, ging er mit Lord Berwick nach Italien, und aus seinem damaligen Tagebuche und seinen Briefen werden hier mehrere sehr anziehende Bruchstücke mitgetheilt, welche, wo sie den schlechten Zustand der öffentlichen Verwaltung, besonders in Neapel, berühren, nicht so unverdächtige Zeugnisse sind, da Clarke, in angeerbten und angenommenen Standesvorurtheilen befangen, feindselig gegen die Franzosen gestimmt war. Er brachte eine so ansehnliche Sammlung von Gemälden, Kupferstichen, Büchern und Mineralien mit, daß er über 1800 Thaler Zoll davon zu bezahlen hatte, da in England bekanntlich auch die Civilisation stark besteuert ist. Von 1799 bis 1802 machte er seine große Reise auf dem festen Lande, deren Beschreibung seine bedeutendste literarische Arbeit war. Auch aus dieser Zeit liefert das vorliegende Werk viele schätzbare Bruchstücke. Er brachte eine, der Universität bestimmte kolossale Ceresbüste, eine auserlesene Sammlung griechischer Handschriften, viele Mineralien und Hauy's kaum noch in England bekanntes System der Krystallographie nach Cambridge, wo er sich wieder ansiedelte. Er hielt von nun an jährlich Vorlesungen über Mineralogie, die wesentlich dazu beytrugen, in Cambridge Sinn für naturwissenschaftliche Forschungen zu wecken. Durch die Herausgabe seiner Reise, und die Pflichten eines Lehrers in seinem Collegium und seines Pfarramtes vielfach beschäftigt, fand er doch noch Muße, an den meisten literarischen Streitigkeiten Antheil zu nehmen. Seine chemischen Versuche führten ihn auf die Erfindung des Gas-Löthrohrs, die ihm aber beynahe das Leben gekostet hätte, da die noch unvollkommene Vorrichtung, nach Davy's Voraussagung, zerplazte. Seine gewandte Vielthätigkeit war außerordentlich, aber diese große Theilung geistiger Arbeit wurde doch nicht nur seinem literarischen Rufe nachtheilig, sondern führte auch zu einer gänzlichen körperlichen Erschöpfung, die ihn 1822 mitten aus seinen literarischen Beschäftigungen und aus einem glücklichen Familienkreise hinwegnahm. „Die vorherrschenden Eigenschaften seines Gemüths — sagt sein Biograph — waren Begeisterung und Wohlwollen, die sowohl durch den Grad, worin er sie besaß, als durch den glücklichen Einfluß auf seine Lebensverhältnisse sich auszeichneten. Seine Wißbegier, die sein alter Lehrer treffend literarischen Heldenmuth nannte, war einer der lebhaftesten und beharrlichsten Triebe, die je eine menschliche Brust anregten, ein Trieb, der mit den Jahren zunahm, und ihm endlich einen umfassenden und mannigfaltigen Kenntnißreichthum verschaffte, der weit über die Erwartungen ging, die er früher erweckt hatte, und mit seinen natürlichen Gaben in einem Mißverständnisse zu stehen schien, da er zwar ein bewundernswürdiges Gedächtniß, eine immer rege Aufmerksamkeit, eine schnelle Fassung, aber doch keineswegs ungemeine Geisteskraft, und in Schärfe und Bündigkeit des Urtheils keine Ueberlegenheit besaß. Dabey war er jedem aufstrebenden Geiste gewogen, den er mit schnellem Blicke in Andern entdeckte; neidlos und frey von Eifersucht, ehrte er die glücklichen Anstrengungen vorausgeeilter Mitbewerber und ermunterte die Zurückgebliebenen." Die in seiner Reisebeschreibung ausgesprochenen Ansichten und Urtheile haben besonders in Rußland Widerspruch gefunden. Der Verfasser spricht im Vorworte zur 4ten, 1816 in 8 Octavbänden erschienenen Ausgabe selbst über die, ihm gemachten Vorwürfe einer unwahren Darstellung der öffentlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse Rußlands und beruft sich auf das bestätigende Zeugniß anderer Reisenden, selbst Eton's, der doch eher partheylich für Rußland war. Aus dem Vorworte zu dem reichhaltigen Ergänzungsbande seiner Reise (Travels through Denmark, Sweden, Lapland, Finland, Norway and Russia. By the late E. D. Clarke. London 1823. 4.), der bey seinen Lebzeiten nur zum Theil gedruckt, und aus seinen Handschriften von fremder Hand vollendet wurde, geht hervor, daß er die Absicht hatte, eine Rechtfertigung seines frühern Berichtes über Rußland zu schreiben. Seine persönliche Wahrhaftigkeit scheint einer Vertheidigung nicht zu bedürfen, aber gewiß läßt sich nicht läugnen, daß er seine Bemerkungen voreilig verallgemeinert, und einem ganzen Volke Fehler und Laster zugeschrieben habe, wovon er unter so ungünstigen Verhältnissen, als die Regierung Pauls I. herbeyführte, einzelne Beyspiele beobachtet hatte. Bey einer aufrichtigen und redlichen Gesinnung besaß er doch viel Reizbarkeit und Empfänglichkeit für plötzliche Eindrücke, und selbst die Neigung, jede Gelegenheit zur Beobachtung zu benutzen, führte ihn zuweilen irre, wo er durch Vorurtheile befangen war. Wenn man es aber auch keineswegs wahrscheinlich finden kann, daß die vornehmern Stände in Rußland durchgängig so diebisch und betrüglich, so unreinlich und so viehisch unmäßig seyen, als sie es nach den Beobachtungen, die er während eines kurzen und flüchtigen Aufenthaltes in der Hauptstadt gemacht haben will, seyn sollen, so kann man ihm dagegen eher glauben, wenn er die nachtheiligen Wirkungen der Unfreyheit auf die Masse des Volkes schildert, und was er von den Mißbräuchen und dem Verderbnisse der öffentlichen Verwaltung sagt, bestätigen allerdings die Zeugnisse neuerer Reisenden nur zu sehr.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 9.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 1. Februar 1825.

Ueberblick der englischen Literatur.

V.

(Beschluß.)

Zwey neue literarische Biographien verdienen Erwähnung. The Life of Shakspeare; inquiries into the originality of his dramatic plots and characters, and essays on the ancient theaters and theatrical usages. By A. Skottowe. (London 1824. 2 Bde. 8.) Der Verf. hat zwar zu den dürftigen Nachrichten, die wir von dem Leben des Dichters besitzen, nichts Neues hinzufügen können, und folgt in der kurzen Biographie, die nur ein Viertheil des ersten Bandes einnimmt, meist Rowe und Malone. Er stellt unterhaltend zusammen, was Douce, Drake (in Shakspeare and his times), Dunlop (in seiner History of fiction), dieser besonders über die Quellen der Schauspiele, mitgetheilt haben. Die eigenen Erörterungen des Verfassers haben selbst in England nicht durchgängig eine günstige Aufnahme gefunden, da man, seit Schlegels Kritiken dort so viel Beyfall gefunden haben, mehr Sinn für tiefere Forschung gewonnen hat. — Weit reichhaltiger als Bisset's bekannte Biographie Burke's sind die Memoirs of the Life and character of the R. H. Edmund Burke, with specimens of his poetry, and letters; and an estimate of his genius and talents, compared with those of his great contemporaries. By J. Prior. London 1824. 8. Der Verfasser hatte gute und reichhaltige Nachrichten aus allen Zeiträumen des Lebens seines Helden vor sich. Die Auszüge aus den Briefen, die B. nach seiner Ankunft in London, wo er in Middle Temple die Rechte studirte, an seine Freunde schrieb, sind sehr anziehend, und man findet schon hier die Vorzüge der Darstellung, die seine spätern Erzeugnisse auszeichnen. Der Verfasser folgt dem seltenen Manne aus jener frühen Jugendzeit bis auf die später glänzende Laufbahn, wo er durch sein Eingreifen in die Ereignisse einer beginnenden außerordentlichen Zeit zu hoher Berühmtheit gelangte; aber er ist durchaus Lobredner, und in politischen Vorurtheilen befangen, sieht er in seinem Helden ein fleckenloses Muster. Hier regt sich kein Zweifel, ob B. bey den Vorzügen einer lebhaften Einbildungskraft, eines scharfsinnigen Geistes und eines kräftigen Gefühls immer reine Absichten gehegt und ein ruhig prüfendes Urtheil gezeigt habe, und immer in seinen Ansichten und Grundsätzen beständig gewesen sey. Wer denkt hier nicht an sein Betragen bey Gelegenheit der französischen Revolution? Bey aller gerechten Schätzung seiner großen Rednergaben, wird doch kein Unbefangener läugnen, daß der heftige Eifer, den er zeigte, seinem Rufe als Staatsmann sehr nachtheilig gewesen ist. Oder verriethe es besonnenes Urtheil, sich durch den gerechten Abscheu vor den gräßlichen Erscheinungen der Revolution so sehr, als es bey Burke der Fall war, gegen die Uebel verblenden zu lassen, wodurch diese furchtbaren Erscheinungen waren herbeygeführt worden? Seine Heftigkeit führte ihn nicht allein bey der Gelegenheit, wo er nach Sheridan's bekanntem Witzworte die Redekunst mit einem praktischen Tropus bereicherte, an die Gränze des Fanatismus. Hätte er das gesunde Urtheil eines Staatsmanns und einen klaren Blick in die Zukunft gezeigt, als er fremde Einmischung billigte und beförderte? Man hat gesagt, er habe die Ergebnisse der gewaltigen Erschütterung vorausgesehen und vorausgesagt. Ja, die nächsten unmittelbaren Folgen und manche wechselnde Erscheinungen des Ungewitters; aber den Geist, woraus die Bewegung hervorging, klar zu erkennen, daran hinderte ihn eben der Eifer, der seinen Blick trübte. Doch — er stand in der Vorhalle einer merkwürdigen Zeit, und daß er ihre Bedeutung nicht faßte, ist weniger zu verwundern, als daß so viele, die seit dreyßig Jahren ihren Gang beobachten konnten, sie nicht erkannt haben. — So wenig das politische Glaubensbekenntniß, das B. während der amerikanischen Revolution verfocht, mit seinen spätern Ansichten zusammenstimmte, so hat doch der Verfasser ihn auch hier unbedingt gelobt. Seine Schilderungen Fox's, Pitt's, Sheridan's enthalten viel Treffendes. „Die außerordentlichen Fähigkeiten, die Fox besaß, heißt es, verdankte er meist der Natur, und schien sich oft allein auf sie zu verlassen, ohne die sichere Führerin, die Erfahrung, zu

Rathe zu ziehen. Er hatte mehr Witz, als Kenntnisse, mehr Originalität der Gedanken, als geduldige Forschbegier; er war mehr scharfsinnig, als vorsichtig im Urtheile; er war eigenwillig während seines ganzen Lebens, hing hartnäckig an seinen Meynungen, und schätzte die Meynungen Anderer gering, ohne doch beleidigend zu seyn. Man hörte ihn in der frühern Zeit seines Lebens sagen, er habe nie etwas gewünscht zu thun, das er nicht gethan. In der Unterredung war er langsam und schwerfällig, und erhob sich selten über die Mittelmäßigkeit; in Briefen trieb er sich in Gemeinplätzen herum; in historischen Darstellungen war er weder tief noch originell, nur in rednerischen Erörterungen erhob er sich oft zur Unvergleichlichkeit, wiewohl er als Redner im höhern Sinne des Wortes von B. übertroffen ward. In der Politik war sein Gemüth mehr auf Großes, als auf Gewöhnliches gerichtet, mehr auf das theoretisch Vollkommene, als auf das Anwendbare. Niemand kannte die Menschen besser im gewöhnlichen Lebensverkehr, aber er kannte nicht so gut den Menschen, wenn er in ungewöhnliche und unversuchte Lagen kam. Obgleich eben so groß in seinen Ansichten, hatte er doch nicht die Kenntnisse, die Umsicht, den Scharfsinn, womit B. die Ergebnisse berechnete. Was er klar sah, konnte Niemand besser beschreiben, aber sein Blick umfaßte nicht den ganzen moralischen Horizont, und unleidlich war ihm die Mühe des Nachdenkens und der Berechnung, die B. auszeichnete." Rührend beschreibt der Verfasser die letzten Augenblicke des Sohnes, dessen Verlust für B. so beugend war. Als der Kranke seine Aeltern im anstoßenden Zimmer laut jammern hörte, erhob er sich mit fremder Hülfe von seinem Lager, und ließ sich bis an die Thüre führen, wo er die unterstützenden Arme los ließ und allein herein trat. Er wollte seine Aeltern durch eine liebevolle Täuschung bereden, daß er zu Kräften gekommen wäre. Er strengte sich an, mit kräftigem Tritte zu gehen, und näherte sich dem Fenster und dann dem Platze, wo seine Aeltern saßen. Er suchte sie zu trösten, er bat seinen Vater, von Religion, von Moral, von gleichgültigen Dingen mit ihm zu sprechen, da er ihm gerne zuhörte, wie er versicherte. Als er bald nachher draußen Geräusch hörte, fragte er, ob es regnete. Nein, sezte er sogleich hinzu, es ist der Wind, der durch die Bäume pfeift, und sprach feyerlich die Zeilen aus Adams Hymne an den Morgen bey Milton:

His praise, ye winds that from four quarters blow,
Breathe soft or loud, and wave your tops ye pines,
With every plant, in sign of worship wave.

Ihr Winde, weht sein Lob aus allen Zonen,
Sanft oder laut, ihr Föhrenwipfel wallt
Mit jeder Pflanze, wallt Ihn anzubeten —

Er wiederholte sie zum Zweytenmal, und kaum hatte er das lezte Wort ausgesprochen, als er in tödtlicher Ermattung in seines Vaters Arme sank, und bald nachher seinen Geist aufgab.

Dem Bibliographen willkommen ist: Typographia, or the printer's instructor, including an account of the origin of printing, with biographical notices of the printers of England, from Caxton to the close of the 16th century; a series of ancient and modern alphabets, and Domesday characters, together with an elucidation of every subject connected with the art. By J. Johnson, printer. London 1824. 2 Bdchen in 18. Pr. 30 Sch. Eine kleine Anzahl Exemplare in 12. kostet 3 Pf. und einige Abdrücke der Roxburghe Edition sind für 4 Pf. 4 Sch. verkäuflich. Das Buch ist dem Bibliographen-Verein, dem Roxburghe-Club, gewidmet. Es ist einzig in seiner Art, und schon die Form selber, dicke Bändchen zusammen von 1300 Seiten. Die Holzschnitte, die es zieren, sind trefflich, und die Alphabete sehr gut gemacht. Der Verfasser beschäftigte sich sechs Jahre mit der Sammlung des Stoffes, und hat in seiner Geschichte der Buchdruckerkunst die Ergebnisse fleißiger Forschung zusammengedrängt. Er gibt nicht blos eine trockene Abhandlung über sein Gewerbe, sondern vorzüglich im ersten Theil viele unterhaltende geschichtliche und literarische Züge. Besonders anziehend dürfte die Biographie Cartons seyn, worin 64 von ihm gedruckte Bücher verzeichnet und beschrieben werden. Sein erstes Werk ist nach Johnson: Recueil des histoires de Troyes gewesen, das ohne Angabe des Druckortes und Jahres, aber wahrscheinlich 1461 erschien, wogegen nach Andern The game and playe of Chess 1474 das erste in England gedruckte Buch war. Es war das erste von Carton mit der Jahrzahl gedruckte Buch, sagt Johnson.

Schöne Künste. Die Literatur der Romane hat in den lezten Monaten wieder in allen Manieren, die jezt an der Tagesordnung sind, neuen Zuwachs erhalten. Während der fruchtbare Chorführer in seinem Redgauntlet, a Tale of the 18th Century (Edinburgh 1824. 3 Bde. 8.) wieder auf den heimathlichen Boden trat, und wenn er gleich der neusten Dichtung — die in wenigen Wochen nicht mehr die neuste seyn wird — nicht das frische Leben der früheren geben konnte, doch, besonders in Vergleichung mit dem vorhergegangenen verunglückten Fluge, wieder die Kraft seiner Schwingen zeigte, fand er einen nicht unglücklichen Nachahmer in: Journey, or Alaster of Campeucairn. By the author of the Fire Eater Edinburgh 1824. 12. Der unbekannte Verfasser, der durch seinen „Feueresser" Aufmerksamkeit erweckt hat, führt uns meist schottische Charakter und Kriegsabenteuer vor, und gibt in seinem Alaster das gut ausgeführte Bild eines schottischen Häuptlings, und nicht minder

glücklich ist Duplissis, ein tapfrer munterer Franzose, gezeichnet. — Der noch nicht zuverlässig bekannte Verfasser der Lollharden gibt in seinem neusten Roman The Witch-finder, or the wisdom of our ancestors, a Romance by the Author of the Lollards etc. (London 3 Bde. 12.) beynahe einen Inbegriff aller Merkwürdigkeiten der gewählten Zeit, der Mitte des 17ten Jahrhunderts. Er hat allerdings mit vielem Fleiße geforscht, und zeigt viel Geschicklichkeit, die Schilderung alter Sitten mit seiner Erzählung zu verflechten, die auch an sich anziehend ist. Das Gemälde von London zu Karls Zeit ist besonders sorgfältig gearbeitet. Aber man sieht überall das nackte Gerüste seiner Vorstudien zu sehr, und zu wenig belebenden poetischen Geist. — Seit Cooper, und Paulding in New-York, einer der Mitarbeiter am Salmagundi und wahrscheinlich der Verfasser des witzigen Romans: Koningsmarke the long Finne, a story of the new world. (New-York 1823. 2 Bde. 12.), den man in Deutschland ohne allen Grund Washington Irving beygelegt hat, das Leben in Amerika zum Gegenstande romantischer Schilderungen gemacht haben, sind jenseit des atlantischen Meeres mehrere glückliche Versuche in diesem Fach gemacht worden. Unter diesen ist besonders Redwood. By the author of a New-England Tale (Edinburgh 3 Bde. 12.) auszuzeichnen. Die Geschichte ist einfach und anziehend, und mit lebendiger Wahrheit werden die Sitten der Quäker und das Leben der Städter und der ländlichen Ansiedler geschildert. — In dem Tone, den Lockhart in seinem Adam Blair (s. Nr. 68 des Lit. Bl. v. v. J.) versuchte, der Schilderung heftiger Gefühle und Leidenschaften, folgt ihm ein Ungenannter in Some account of the life of the late Gilbert Earl. Written by Himself. London 1824. 12. Der Verfasser — er soll St. Leger heißen — zeigt viel Kraft in der Darstellung bewegter Gemüthszustände, wiewohl er seinem Vorbilde nicht gleichkommt, und noch mehr als dieses in Verirrungen sich verliert, wozu z. B. die Seltsamkeit gehört, in hochpathetischen Stellen französische Redensarten einzumischen. — Das neuste Werk des Schäfers von Ettrick, J. Hogg: The private memoirs and confessions of a justified sinner, written by himself, with a detail of curious traditionary facts and other evidence by the Editor (London 1824. 8.) ist ein seltsames Buch, aber merkwürdig als Erzeugniß eines originellen Geistes, wie Vieles, was dieser Schriftsteller (s. Lit. Bl. 1824. No. 68.) geliefert hat, der durch das innere Treiben einer kräftigen und reichen Natur aus geistiger Rohheit, trotz den ungünstigsten äußeren Hemmungen, sich heraufbildete. Man fand vor einiger Zeit irgendwo in der schottischen Grafschaft Selkirk den, nach 100 Jahren noch unverweseten Körper eines Selbstmörders unter dem Rasen. Dieß ist die Grundlage der Geschichte, deren Hauptzweck — so viel sich die unklare Absicht errathen läßt — zu seyn scheint, die Uebertreibung der Lehre, daß die Seligkeit allein auf dem Glauben ohne gute Werke beruhet, bloß zu stellen. — The human Heart (London 1824. 12.) enthält eine Sammlung kleiner Erzählungen, die an den Ton des früher in diesen Blättern erwähnten Verfassers der Lights and Shadows of scottish life erinnern. Auch hier artet das Gefühl zuweilen in Empfindsamkeit, die Frömmigkeit in Ziererey aus; die Wirkung geht oft durch zu weites Ausspinnen verloren, und der Phantasie wird zu wenig überlassen. Manches ist dagegen sehr anziehend und die Frischheit der Darstellung verräth einen jugendlichen Verfasser, von welchem sich bey höherer Reife Gutes erwarten läßt. Die unlängst von einem Ungenannten im Morgenblatte übersetzte Erzählung: Der Sohn und der Erbe, war aus dieser Sammlung entlehnt. — Die in Edinburgh lebende ungenannte Verfasserin des Romans Marriage, welcher in den Schlußworten der dritten Sammlung der Tales of my Landlord empfehlend ausgezeichnet wurde, hat in ihrer neusten Erzählung: The Inheritance. By the Author of Marriage (Edinb. 1824. 3 Bde. 12.) sich wieder als eine glückliche Porträtmalerin gezeigt.

Brief-Literatur.

Friedrich Heinrich Jakobi's auserlesener Briefwechsel. In zwey Bänden. Erster Band. Leipzig bey Gerhard Fleischer. 1825. XXX und 515 S. 8.

Die Zeit ist nun glücklicherweise ziemlich lange vorüber, wo Dichter und Gelehrte wetteiferten, bey jedem neuen Verse, der gemacht, bey jeder, halben Bogen langen, Abhandlung, die in einem Merkur, in einer Bibliothek abgedruckt worden, sich in ellenlangen Briefen zu bekomplimentiren, ganze Seiten herab sich zu umarmen und sich die zuckersüßesten Brocken von ewiger brüderlicher Zärtlichkeit und Liebe u. s. w. zuzuwerfen, nach der holden Schwester und ihrem Befinden, nach den neuesten Produkten des Bruders und der Gesundheit der ganzen Sippschaft fragend, und nebenher auf den und jenen, der nicht mit in das Horn blies, etwas weniges Koth werfend. Goethe hat der Gleim'schen Zeit in dieser Beziehung ihre Lobrede gehalten und es stimmt wohl jeder seinem Urtheile bey, der Briefe aus jener Zeit liest. — F. H. Jakobi war nun wohl nicht der Mann, welcher einer solchen gelehrten Theegesellschaft angehören konnte; er hatte zu viel Geist und Kraft und zu wenig — Langeweile dafür. Indessen stößt man in diesen Briefen doch hier und da auf Stellen, wo jene nichtssagende Beredtsamkeit als ein Gebrechen der damaligen Zeit, von welchem selbst die Besten angesteckt waren, sich dem Leser

aufdrängt und — so inconsequent sind Recensenten — man würde dem Herausgeber dieses Briefwechsels (Hrn. Fr. Roth) es schlecht Dank wissen, wenn er diese Stellen weggelassen hätte, da sie eine so scharfgeschiedene Periode unserer Literatur am kürzesten und besten charakterisiren.

Die biographischen Nachrichten über F. H. Jacobi, welche den vorliegenden ersten Band einleiten, sind dankenswerth; gewöhnliche Leser werden freylich wenig Geschmack daran finden, denn es sind da weder die Irrgänge eines Schwärmers und Mystikers, noch die Kreuz- und Querzüge eines Phantasten dargestellt, noch ist von Liebesgeschichten die Rede, nicht einmal Bonmots und Anecdoten von dem Geschilderten werden gegeben. Der Verf. erzählt gar einfach das einfache Leben seines Freundes, und nur, wer den Verstorbenen als Mensch und Philosophen schätzt, ist in der Zahl derer, für welche diese Biographie geschrieben. Die Briefe betreffend, so ist der größere Theil von Jacobi selbst, und zwar an Wieland, G. Forster, J. v. Müller, Herder, Lavater, Stollberg, Sophie von La Roche, Le Sage in Genf, Feder, Dohm u. s. w.; von den meisten der Genannten finden sich Antworten, Anschreiben und dergl. an Jacobi, besonders ist die Sammlung reich an Briefen von Wieland. Nirgends, däucht uns, spricht sich der Charakter Wieland's und Jacobi's bestimmter aus, als in diesen Briefen, die das Kleinliche und Große dieser beyden Geister treu wiederspiegeln. Ueberaus belustigend sind dabey die steten Plackereyen wegen des deutschen Merkurs, das Aufbrausen der zwey Verbündeten, das plötzliche Trennen und die Eile und Liebe, mit welcher sie sich wieder versöhnen. Wieland's Naivetät spricht sich in vielen Briefen aus, z. B. im 95sten Briefe, wo er das überwiegende Urtheil Jacobi's in Bezug auf seine (Wieland's) Oper Rosamunde unbefangen anerkennt, zugleich aber komisch gegen dasselbe protestirt. Als sich hernach Goethe in Jacobi's Sinn über Rosamunde äußerte, schrieb Wieland (S. 206.): „Genung, ich glaube, daß ihr Recht habt und daß ich ein .... bin, wie ich von Jugend an immer eine Art von Vermuthung hatte." Der 87ste Brief ist einer der herzlichsten und gemüthlichsten, die man lesen kann. Auffallend war uns, daß der scharfsinnige Jakobi in seinen Ansichten über Heinse einen so beschränkten und ungewissen Blick zeigt. Manches konnte ganz gestrichen werden, ohne daß die Nachwelt Ursache gehabt hätte, über Hrn. Roth Klage zu führen; z. B. S. 260: „Die Carolinen geben hier freylich zu 11 fl. 30 kr., aber nicht anders als gegen Conventionsthaler zu 2¼ fl." u. s. w., oder S. 190: „Zu Anfang dieser Woche habe ich eine Excursion machen müssen, die mir einen Rothlaufen zugezogen hat, an dem ich viel ausstehe. Noch ist die Geschwulst nicht auf ihrer höchsten Periode." Dergleichen Stellen könnten im zweyten Bande, den wir recht bald zu besitzen wünschen, gestrichen werden. Druck correct, Papier vorzüglich. X.

G e s c h i c h t e.

St. Otto Bischoff zu Bamberg. Eine historische Mittheilung ꝛc. Augsburg b. Engelbrecht. 1824. 44 S. 8.

In dem Gothaischen genealogischen Hofkalender für 1825 findet sich in der historischen Chronik des Jahres 1824 die Bemerkung, daß am 15ten Juni in ganz Pommern das Andenken des Apostels von Pommern, des Bischoffs Otto von Bamberg gefeyert worden, welcher vor 700 Jahren am Ottobrunnen zu Pyritz 7000 bekehrte Heiden taufte. In der That war dieser Gedächtnißtag ein Volksfest für diese Provinz, und der Consistorialrath Dr. Bernhardt in Stettin benuzte die Gelegenheit zu einer Volksschrift, besonders für die Jugend bestimmt, in welcher er die Geschichte des Apostels der Pommern erzählte, dabey die Grundsätze der christlichen Moral in katechetischer Manier anschaulich zu machen, und die Herzen der Jugend für das Christenthum zu erwärmen suchte. Aus dieser Schrift hat der Rector der Klosterschule zu Roßleben, der königl. preuß. Professor Benedikt Wilhelm, ein Bayer von Geburt, einen Auszug gefertiget „für seine Landsleute," welcher blos die historischen Thatsachen in volksthümlicher Einfachheit vorträgt. Für das größere Publikum, und insonderheit für die gebildeten Stände, wüßten wir daraus eben nichts Betrachtenswürdiges auszuheben, als die S. 15 erwähnte Bedingung, unter welcher die Stettiner Heiden sich taufen lassen wollten. Sie verlangten als conditio sine qua non, der Herzog Boleslav sollte ihnen etwas von der neuesten Auflage erlassen. Es wurde — versprochen, und auf einmal wurden die Götzen umgestürzt, ihre Tempel abgebrochen, und das Volk ließ sich taufen. Das Bildniß des heiligen Mannes, der für die Ausbreitung des Christenthums sein Leben mehr als einmal in die Schanze schlug, ziert das Büchlein als Titelkupfer. Der historische Werth der Schrift ist gering, weil der Verf. die Quellen nicht angeführt hat, die von Bernhardt benuzt, und wenn wir nicht irren (wir haben jenes Volksbuch nur ein Mal und nur sehr flüchtig gesehen) citirt worden sind. Des Vs. Verdienst besteht in der musterhaften Simplicität des Vortrags und in der Klarheit der Zusammenstellung der thatsächlichsten Elemente, die in dem Bernhardt'schen Otto-Büchlein zerstreut sind.

Nr. 10.

Litteratur-Blatt.

Freitag, den 4. Februar 1825.

Volksschriften.

Wahrheit und Dichtung. Sammlung schweizerischer Sprüchwörter. Ein Buch für die Weisen und das Volk. Von Melchior Kirchhofer, Pfarrer zu Stein am Rhein. Zürich, bey Orell, Füßly und Comp. 1824. VIII und 360 S. 12.

Der als schweizerischer Geschichtforscher und Geschichtschreiber rühmlich bekannte Verfasser ward vor mehreren Jahren schon zur Anlegung gegenwärtiger Sammlung durch das Wort Johann von Müller's veranlaßt: „In unserer Epoche des Uebergangs in andere Zeiten, „erstirbt dieser Nachhall der alten Welt; schreibe doch je„mand auf, was von alten Bürgern und Landleuten „noch aufzufassen ist.“ Er schrieb buchstäblich aus dem Munde der Alten, bat seine Freunde in verschiedenen Gegenden der deutschen Schweiz, ein Gleiches zu thun, zog hierauf alte Chroniken, Urkunden und Volksschriften als Quellen zu Rathe und verglich damit auch ältere und neuere Sammlungen der Nachbaren. Nach vieljährigem Sammeln ordnete er das Zusammengebrachte und theilt es hier mit, in der Hoffnung, die geöffnete Bahn werde Andere veranlassen und ermuntern, manches Werthvolle, das noch ungeschrieben im Munde des Volks fortlebt, oder in alten Schriften unbeachtet geblieben ist, für die Sammlung nachzutragen, die bevzebens als ein gewichtiger Beytrag zur Kunde des Landes und Volkes, welchem sie angehört, dem schweizerischen Idiotikon von Stalder zur Seite steht.

Voran stehen manche treffende und sinnvolle Erinnerungen über die Sprüchwörter, ihre Herkunft, ihr Fortleben, ihre Bedeutsamkeit und ihren Einfluß. Aus Beobachtung und Vergleichung entstanden die meisten Sprüchwörter; und so natürlich die Abstraction von den sich zunächst und täglich aufdringenden Bildern zu seyn scheint, so war doch schon ein Grad von Kultur nöthig, diese Anwendung zu machen, der Hausverstand, welcher der höhern Bildung vorangeht, und oft die nützlichsten Lehren erzeuget. Gleiche Erfahrungen und Beobachtungen erzeugen auch die gleichen Belehrungen und Regeln; daher die Uebereinstimmung des Sinnes so vieler Sprüchwörter. Wenn gleich die Zeiten, die Lage, die Beschäftigungen, die Kultur der Völker immer andere Bilder aufstellten, so wechseln nur die Bilder; aber die Erfahrung bleibt Erfahrung und die Lehre wechselt nicht, ob der Spanier sie scharfsinniger, der Tuscer beredter, der Franzose angenehmer, der Deutsche kraftvoller, der Schweizer treuherziger ausspreche. Die Sprüchwörter greifen tief in das menschliche Leben ein; sie umfassen Leben und Tod. Die Religion, Sittenlehre, Rechtsgelehrsamkeit, Haushaltungskunde, Landwirthschaft wurden schon in Sprüchwörtern vorgetragen, und es ist kaum ein Stand, eine Pflicht, Lage, Kunst oder ein Gewerbe, über die sie sich nicht verbreiten. Die schnelle Annahme und Ausbreitung eines gesprochenen Wortes beweiset, daß das Wort zugetroffen habe und das Bild richtig sey, weil die Anwendung von Andern gefunden oder richtig erkannt wurde. Der Erfindungsgeist ist nicht allen gemein, aber das Mitgefühl und der Sinn für Wahrheit, der das ächte Gepräge erkennet. Das Sprüchwort leistet nicht gemeine Vortheile, da es in der Rede als ein alter Bekannter von jedermann, oder wie ein Allerweltsmann freyer auftreten kann und sein Stachel als Ernst und Scherz weniger übel aufgenommen wird. Die Gewalt, welche das Sprüchwort über manche Menschen ausübt, ist groß; der Lieblingsspruch wird oft zum obersten Gesetz, das bindet oder löset. Die daraus hergeleiteten Grundsätze gelten für allgemeine Regeln, und da sie aus einer Quelle kommen, so haben viele Menschen dieselben unter einander gemein. Durch den großen Einfluß der Sprüchwörter auf's gemeine Leben ist ihre Wichtigkeit, aber noch nicht ihr Werth entschieden: dieser hängt nicht von ihrer Gangbarkeit, sondern von ihrer innern Beschaffenheit ab, von ihrer Wahrheit und Sittlichkeit. Der Werth der Sprüchwörter ist, wie der Werth der laufenden Münze, groß und gering nach ihrem innern Gehalt. Nicht alle Sprüchwörter sind allgemein wahr; und wenn auch manche noch so wahr sind, so sind sie nicht würdig genug, von jedermann oder an jedem

Orte ausgesprochen zu werden. Interessant und für die Charakteristik der Völker bedeutend möchte es seyn, wenn die Sprüchwörter gleichen Sinnes aus verschiedenen Sprachen zusammengestellt würden. Manche Eigenheit müßte sich erst recht hervorheben, bey der Ansicht, auf welche Weise der Franzose, Schweizer, Deutsche, Italiener den gleichen Gedanken sprüchwörtlich ausdrücken. Als Genossen Einer Sprache haben die Schweizer viele Sprüche mit den Deutschen gemein, auch viele besondere, die ihre Sprache und Volksthümlichkeit bezeichnen. Haben aber die Genossen der gleichen Sprache nicht immer die gleichen Sprüchwörter mit einander gemein, so haben sie doch in den sprüchwörtlichen Redensarten, die täglich von jedermann ausgesprochen werden, den gleichen Stoff dazu.

Hinsichtlich auf seine Vorgänger in Sammlung deutscher Sprüchwörter bemerkt Hr. Kirchhofer: „Von den etwa 6000 Sprüchwörtern, die Frank verzeichnet hat, sind in dieser Sammlung (wenn die sprüchwörtlichen Redensarten abgezogen werden, die auch bey uns üblich, aber hier nicht aufgenommen sind) etwa nur 500 enthalten, und so ist auch nur der fünfte Theil von den durch Agricola gesammelten Sprüchwörtern bey uns in dem Munde des Volkes. Sailer hat in der Weisheit auf der Gasse ungefähr 3000 Sprüchwörter verzeichnet, von denen der sechste Theil auch in der Schweiz im Umlauf seyn mag. Aus dieser Vergleichung erhellt, daß von den fast viertausenden, welche diese Sammlung enthält, sehr viele der Schweiz allein angehören. Weder Frank noch die übrigen Sammler nehmen, was zu bedauern ist, Bedacht auf die historischen Sprüchwörter, deren gewiß eine nicht geringe Anzahl aus den deutschen Chroniken könnte zusammengetragen werden."

Diese historischen Sprüchwörter (an der Zahl 175) bilden den ersten Abschnitt, und sie sind mit kurzem Commentar aus der allgemeinen oder besonderen Schweizergeschichte, Orts- oder Dorfchronik, denen sie angehören, erklärt. Solche Erklärungen, die hin und wieder auch anderswo wünschenswerth gewesen wären, finden sich hingegen den übrigen Abschnitten nicht beygefügt, sondern es sind in jedem die einzelnen Sprüchwörter nach alphabetischer Ordnung des Gegenstandes einfacher Weise aneinander gereiht. Der zweyte Abschnitt ist der Religion und Sittenlehre gewidmet, nebst den Dingen, die einen großen Einfluß auf die Gemüther haben, wie Glück und Unglück, Noth und Leiden, u. s. w. Als kleines Beyspiel wollen wir von den achtzehn Sprüchwörtern, die unter der Rubrik Ehre gesammelt sind, ein Halbdutzend ausheben:

Verlorne Ehre kehrt nimmermehr.

Gut verloren, nichts verloren;
Muth verloren, halb verloren;
Ehre verloren, alles verloren.

Gut verloren, etwas verloren;
Ehre verloren, viel verloren;
Freyheit verloren, alles verloren.

Je größer Ehr, je größer Neid.

Ehe man zu Ehren kommt, muß man zuvor leiden.

Eines Biedermanns Ehre ohne Kundschaft und seine Gesundheit ohne Arzt.

Im dritten Abschnitt tritt der Hausstand auf, oder der Mensch von der Wiege bis ins hohe Alter. Auf dieser Haustafel für Eltern und Kinder stehen feine und grobe Züge; aber sie ist lehrreich und dann auch treffend, wenn der Mensch mit dem lieben Vieh sich zusammenstellt. Solche Vergleichungen verlieren in einem Land, in dem das Vieh einen so hohen Werth hat und oft der einzige Umgang des Menschen ist, viel von dem Niedrigen. Die Haustafel liefert auch Beyträge zur Erziehungskunde, die nicht zu übersehen sind. Der Nähr-, Wehr- und Lehrstand nimmt den vierten Abschnitt ein. Dieser enthält viel Schimpf und Ernst, und zeiget deutlich, wie das Schlimme einer Zeit oft lange ankleben kann, oder wie die Eifersucht der Stände gern einander plaget, und manche Sprüchwörter sind nichts anders, als die Zahler anderer. Der fünfte Abschnitt theilt sich in mehrere Unterabtheilungen. Die Freundschaft und die Gesellschaft oder der Umgang; der Verstand, Unverstand und die Narrheit; die Gesundheit, Krankheit und der Tod; das Geld, die Armuth und der Reichthum, und, was nach dem Sprüchwort Leib und Seel zusammenhält, Essen und Trinken, die Küche und der Keller, üben so vielen Einfluß auf die Menschen, und sind so tägliche Dinge, daß sie im Sprüchwort unmöglich fehlen können. Das reichlich ausgestattete Thierreich bildet den folgenden Abschnitt. Die Charaktere der Thiere werden oft fein genug auf die Menschen angewendet, und je vertrauter diese mit ihren Thieren leben, desto mehr Stoff zu Vergleichungen und Anwendungen bietet sich ihnen dar. Die Thierkunde führte zur Menschenkunde. Die Landwirthschaft und ihre Produkte, nebst dem Kalender, der Witterung und was dahin einschlägt, bilden einen weiteren Abschnitt, und der lezte enthält Allerley, was entweder nicht füglich einem besonderen Abschnitt einverleibt werden konnte, oder was in mehrere Abtheilungen zugleich gehört.

Diese Anlage und Ordnung des Buches können schon sattsam die Umsicht und Liebe darthun, womit das Ganze gesammelt und geordnet ward; die Mannigfaltigkeit des Stoffes zeiget dann hinwieder, wie vielerley Belehrung, Erbauung und Erfreuung in dem Buche geholt werden mögen. Dem Verf. wird es an Aufmunterung nicht fehlen, und wenn seiner Arbeit schon jezt unter den nützlichen Volksschriften eine ehrenvolle Stelle gebührt, so

wird dieß vollends der Fall seyn, wenn sie nach einigen Jahren berichtigt und gesichtigt, hie und da noch sorgfältiger geordnet und mit belehrenden Anmerkungen, wie deren bereits manche vorhanden ist, noch reichlicher ausgestattet, in neuer Ausgabe erscheinen wird.

Zeitgeschichte.

Reise eines deutschen Artillerieoffiziers nach Griechenland und Aufenthalt daselbst von August 1822 bis Juli 1823. Nach den Tagebüchern und Aufzeichnungen desselben bearbeitet von F. W. von Manvillon. Essen bey Bädeker 1824. VIII und 136 S. gr. 8.

Es ist ein preußischer Artillerie-Offizier, und nach einer Aeußerung S. 68 in med. zu urtheilen, ein Sachse von Geburt, dessen Kreuzzug hier auf einfache, aber darum nicht minder unterhaltende Weise erzählt wird. Anscheinlich mit sehr mäßigen Geldmitteln, aber mit viel Griechenliebe und mit Hoffmannischen *) Erwartungen (i. e. mit solchen, wie der bekannte Herr Commerzienrath Hoffmann sie damals erregt hatte) segelte er nach Morea. Und was fand er? Ein uncultivirtes, barbarisches Volk, welches gegen barbarische Unterdrücker den Krieg barbarisch, mit Blut- und Beutegier führt; Anführer, die fast in Nichts einig sind, als in der Kriegslust gegen die Türken; eine Regierung, die — damals wenigstens — noch wenig Geld hatte, um Besoldungen auszuzahlen: und Mangel an Aussicht für den fremden Krieger, in Griechenland sein Glück zu machen. Es glückte ihm zwar, Major und bey der Artillerie von Akropolis angestellt zu werden; aber man ließ ihn ohne Mittel, etwas daraus zu machen, das auch nur von fern der preußischen Artillerie ähnlich gesehen hätte. Er half Napoli di Romania mit einnehmen, er sah abscheuliche, mehr als schlächtermäßige Grausamkeiten und Metzeleyen, **) und von der unermeßlichen Beute, welche Colocotroni, Niegitta und einige andere Kapitäns machten, bekam er wenig mehr als nichts. Nach Athen zurückgekehrt, benutzte er seine müßige Zeit zu verschiedenen Excursionen, that für die Artillerie von Akropolis, was die Umstände zuließen, brachte es aber damit nicht weiter, als daß die griechischen Artilleristen mit einem 15pfündigen Canon auf 2000 Schritte weit einen Berg von 40 Fuß Höhe und 30 Fuß Breite — fehlten; und so kam er endlich zu der Ueberzeugung, daß er am besten thun würde, nach Deutschland heimzukehren. Das war aber nicht so leicht, und mußte auf einem beschwerlichen Umwege geschehen. Durch Vermittelung des österreichischen Consuls gelang es ihm, einen Schiffskapitän zu bestimmen, daß er ihn nach Aegypten mitnähme. Ohne sich von der griechischen Regierung zu beurlauben, segelte er heimlich ab (er desertirte nach unsrer Art zu reden) und kam für's Erste mit österreichischem Paß nach Konstantinopel. Hier änderte der Schiffskapitän seinen Plan, und so kam der griechische Ex-Major nach Odessa. Mit nicht mehr als 10 Dukaten durchwanderte er hierauf ganz Bessarabien; erhielt in Brodi von einem menschenfreundlichen Consul andere 10 Dukaten, womit er sich bis Krakau forthalf; dort fand er Unterstützung bey einem würdigen Postmeister, der ihm 50 Rthlr. — Reisegeld gab, und mit diesen kam er wohlbehalten nach Berlin, und „beendigte damit seinen griechischen Kreuzzug."

Obschon seit der Zeit die Lage der Dinge, besonders der pecuniären Dinge in Morea, durch das Anleih-Wesen in etwas sich geändert haben mag; so sind wir doch gleichsam a priori überzeugt, daß es weit angenehmer und ersprießlicher für einen Sachsen ist, preußischer Artillerie-Lieutenant, als hellenischer Artillerie-Major zu seyn. Was die Barbarey des griechischen Volkes betrifft; so findet der Kreuzritter selbst, den sie incommodirte, dieselbe sehr natürlich und begreiflich, und wir glaubfürchten (i. e. wir glauben mit Befürchtung), daß sie ein unentbehrliches Requisit zu dem hellenischen Entjochungskampfe ist. Zwar ist ein disciplinirtes und civilisirtes Heer schwerer als ein barbarisches zu schlagen, aber die Erfahrung sowohl, als die Analogie der Naturgeschichte lehren, daß ein civilisirtes Volk weit leichter

---

*) Spaßhafter Ausdruck! Er mahnt an die Panacee der Hoffmann'schen Tropfen. Müllner.

**) Es ist Grund vorhanden zu glauben, daß er sie den christlichen Türkenfreunden zu gefallen, blos erdichtet hat. Der Herr von Mandelsloh, ein sächsischer Offizier, der als Philhellene ebenfalls bey der Besetzung von Napoli di Romania gewesen, und die Avantgarde, bey welcher der Verf. gestanden, als griechischer Stabsoffizier selbst commandirt hat, ist in der vielgelesenen Abendzeitung 1824. No. 278 ff. aufgetreten, und hat unserem Kreuzzügler nicht nur in diesem Punkte ausdrücklich widersprochen, sondern das Buch überhaupt als unglaubwürdig dargestellt. Er behauptet S. 1131. Sp. 1. ausdrücklich, daß sowohl bey Besetzung der Bergfestung Palamide, welche durch Verrath der Albanesen übergiug, als bey Einnahme der Stadt Napoli, welche capitulirte, nicht ein einziger Türke umgekommen sey, sondern blos einige Mohren beyderley Geschlechts, welche die Türken halbverhungert zurückgelassen hatten. Und doch will unser Kreuzzügler als Augenzeuge versichern, daß sofort bey'm Eindringen der Griechen in die Festung über 4000 Menschen niedergemetzelt, Kinder mit den Füßen todtgetreten, schwangeren Weibern der Bauch aufgeschlitzt, kurz Dinge verübt worden, vor denen die Menschheit erbleichen müßte. Das würde denn Mandelsloh doch wohl auch gesehen haben!' Müllner.

zu bezwingen ist, als ein wildes. Ein an bürgerliche Ordnung gewöhnter Bienenschwarm ist leicht in den Stock geschlagen von dem Sultan Anthropos; aber das anarchische Gezücht der Wespen, Hornissen, Schnaken u. dergl. spottet seiner Macht. Wir möchten daher fast der Volksmasse von Hellas einen gewissen Grad von Barbarey wünschen, bis — und Civilisation erst, wenn sie frey ist, von heidnischer Obmacht nämlich: denn nur von dieser Freyheit kann ja wohl hier die Rede seyn.

Dramatische Dichtkunst.

Stille Größe. Schauspiel in drey Acten. Von Therese von Artner. Kaschau b. Otto Wigand 1824. 84 S. gr. 8.

Eine dem Drama angehängte „historische Notiz" sagt, daß dasselbe einer Anecdote nachgebildet sey, welche die Verfasserin unter dem Titel, der Maurer, irgendwo gelesen haben will. Als Sir Thomas Moyne um das Jahr 1526 auf seinen Gütern baute, fand er seinen ersten Maurer Richard im Virgil lesend. Er forschte nach der Herkunft des Mannes, und erfuhr von ihm: er sey ohne Kenntniß seiner Abkunft von guten Lehrern erzogen worden. Kurz vor der Schlacht, welche Richard dem Dritten das Leben gekostet, sey er zu dem Könige in das Lager von Bosworth entboten worden, und dieser hab' ihn seinen Sohn und Erben genannt, für dessen Rechte er eben seinen Gegner, Heinrich von Richmond, die Schlacht zu liefern gedenke. Als diese verloren gegangen und Richard der Dritte gefallen, sey ihm nur die Flucht übrig geblieben, er habe sich zu einem Maurer in die Lehre gegeben, und endlich dessen Tochter geheirathet, ohne weiter an den Thron von England zu denken. Sir Moyne bot ihm hierauf sein Schloß an; aber der Maurer bat blos um die Erlaubniß, in dessen Park sich ein Häuschen bauen zu dürfen, wo er denn auch mit seiner Familie bis an sein Ende ruhig gelebt haben soll.

Diese Fabel von einem Sohne des gräulichen Richard schien der Verfn. geeignet zur Ausführung der Idee, „daß die Strafe sich nicht forterbe, wenn man tugendhaft genug ist, angeerbten Sündensold, der nie gute Zinsen tragen kann, von sich zu thun." Ihr Maurer Richard, mit den Verbrechen seines Vaters bekannt, hält seine Abkunft streng verborgen. Sir Stafford, dem König Heinrich feindselig gesinnt, weil er seinen Bruder Humphry hat enthaupten lassen, hat seine Existenz erfahren, und sucht ihn auf, um ihm ein Heer zum Sturze Heinrichs anzubieten. Zufällig findet er den Gesuchten in dem Maurer; aber der Maurer will nicht König seyn auf einem Throne, den sein Vater mit so viel Blut befleckte, und die Entdeckung seiner Herkunft dient zu nichts, als ein Paar Liebende glücklich zu machen: den Sohn des Sir Moyne und des Maurers älteste Tochter, deren Verbindung der Geburtsstolz des alten Grundherrn gehindert hatte.

Die stille Größe des wider Willen entdeckten Plantagenet ist mit innigem Gefühl und mit lebendiger Anschauung dargestellt; aber sie gibt auch nur ein stilles Drama, und das ist der größte Fehler, den ein Drama haben kann. Der Stoff hätte zwar wohl zugelassen, eine nothdürftige Bewegung hineinzubringen; doch die Dichterin, deren dramatischer Takt überhaupt nicht groß zu seyn scheint, hat dieses Bedürfniß nicht gefühlt und mithin auch nicht befriediget. Daher vermuthlich die Stille, welche seit dem Jahre 1821, wo das Stück in Wien zum ersten Male aufgeführt worden ist, das schreibende Theaterpublikum über dasselbe beobachtet hat, und die wir auch beobachten würden, wenn nicht die poetische Ader, die in einzelnen Stellen pulsirt, eine öffentliche Anerkennung und den guten Rath verdiente, daß die Dichterin den Lockungen der dramatischen Muse widerstehen, und ihr Talent auf andere Zweige der Poesie verwenden möge. Von allen Gründen, welche diesen Rath motiviren, stehe hier nur einer.

Als der liebende Arthur, bereits aller Hoffnung quitt, und im Begriff, nach der neuen Welt abzureisen, plötzlich die Einwilligung des Vaters zur Verbindung erhält, ist er außer sich vor Freude.

> Vergnügt — o was? Beglückt, beselig und entzückt.
> Welch ärmliches Gefühl wird dadurch ausgedrückt?
> Ich fühle Eines nur — die Freude kann auch tödten!
>
> (Seine Züge sind verklärt, doch fährt er mit beyden Händen schmerzhaft nach dem Herzen, und sinkt mit geschlossenen Augen auf eine Bank.)
>
> Sir Thomas.
>
> Ach Gott, wie ihm der Krampf das Herz zusammen schnürt —
> Mein Sohn — er stirbt!
>
> Arthur (tief aufathmend).
>
> Noch nicht! doch Fassung ist vonnöthen.

Ein dramatisches Talent müßte die Gefahr fühlen, daß Arthurs „Noch nicht!" Lachen errege, wo Rührung erweckt werden sollte. Uebrigens gibt es in dem Werk' auch Fehler, die in jeder Gattung von Poesie Fehler sind. Birgt reimt nie auf gewirkt (S. 25); solch Verlust ist überall sprachwidrig (S. 38); und überall, wo man Hochdeutsch spricht, ist das Partizip entzunden für entzündet ein grammatikalischer Anstoß. Dagegen sind Bilder, wie das S. 43:

> Tauch' auf, du schönes Bild, wie aus des Meeres Wüsten
> Die reiche Spiegelung mit ihren Wunderküsten!

überall schön. Der Druck ist sehr bequem, aber ziemlich ungelesen.

Nr. 11.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 8. Februar 1825.

Roman-Literatur.

Die Ansiedler, oder die Quellen des Susquehannah. Aus dem Englischen des Amerikaners Cooper. Von *r. Leipzig 1824 bey Wienbrack.

„Sankt Ronans Brunnen“ hatte so eben den Walter-Scotts-Anbetern etwas Wasser in den Wein gegossen; „Redgauntlet“ war noch nicht erschienen, die „Sieben Jahre“ haben, da keiner von dieses Verfassers Romanen lüsterne Dirnchen, unternehmende Herrchen, standesmäßiges Unglück in prachtvollen Sälen und gefühlvolle Damen in Kanten und Moll gehüllt, darstellt, gewiß kein schnelles Glück gemacht, also haben „die Ansiedler“ vielleicht einen günstigen Augenblick gefunden, in den Leihbibliotheken zu kursiren. Unsere Anzeige ist daher nur für die Leser bestimmt, die, mit diesen wenig Verkehr habend, eine besondere Veranlassung abwarten, um einen Roman zu lesen.

Diese Gattung Leser muß schon an dem Fortschritt amerikanischer literarischer Kultur bis zum Romanschreiben Interesse finden. Bisher schritt uns dieses Volk in allem dem vor,. was den Menschen zum Bürger und Patrioten macht, nun beginnen seine freyen Söhne auch diesen Zweig der schönen Künste zu üben. Dieses ist der erste, von einem Bürger der Vereinten Staaten gedichtete, und auf dem Boden der Freystaaten spielende Roman, der uns zu Gesichte kam. Er schildert eine neue Ansiedlung an den westlichen Gränzen des Staates Neu-York, deren bunt zusammengesetzte Bevölkerung, unter gleiche Gesetze vereint, mit gleichen Rechten ausgestattet, die Eigenthümlichkeit keines ihrer einzelnen Mitglieder verdrängt. Da treten eine Reihe alltägliche Charaktere auf, mit den starken Farben der englischen Schule geschildert; an ihrer Spitze als Repräsentant der edleren Kultur, der Grundbesitzer und Stifter der Kolonie Templetown, und ihr erster Magistrat, Herr Marmaduke Temple, neben ihm ein alter Europäer, der aber seit seiner Jugend in den amerikanischen Urwäldern mit den Indianern gelebt hat; er bildet gleichsam den Uebergang zu einem altersgrauen Wilden, den leztüberlebenden des Stammes, der ehemals diese Gegend bewohnt hat; Kriege mit den Europäern hatten ihn zum Theil vertilgt, zum Theil hatte er sich, nach einer Uebereinkunft mit ihrem gegenwärtigen Besitzer, jenseits des Delaware zurückgezogen; nehmen wir noch einen Jüngling an, der durch Unglück erbittert, und in dessen Schule zum Manne gebildet, ohne alle, ihm nie bekannt gewordene Zartheiten, ein Susquehannah-Mädchen liebt, die er endlich, ohne eine einzige leidenschaftliche Scene, von ihrem Vater zum Weibe erhält, so sind die Hauptelemente dieses Romans zusammen gezählt. Also nicht die Genialität der Menschen, nicht das Außerordentliche der Begebenheit bildet das Interesse des Romans — nur die Wahrheit seiner Schilderungen und die uneuropäischen, kräftigen Züge, mit denen die Natur und die Menschen in ihm geschildert werden.

Der Landstrich, wo jezt Templetown gebaut ist, gehörte einem reichen, sehr angesehenen Herrn Effingham, aus einer guten brittischen Familie, der sich mit Landeskultur und Handel nicht groß befaßte, und seinen Sohn in Dienst der englischen Truppen in Amerika gab. Die Wilden, welche seine Besitzungen am Susquehannah bewohnten, waren ihm seiner ausgezeichneten Tapferkeit wegen zugethan, er hatte jedes Jahr eine Zeit lang mit ihnen gejagt, sie hatten unter seinen Fahnen gefochten, ja nach dem Gebrauch ihrer Völkerschaften hatte Mohegan, ihr Häuptling, den wir als den lezten seines Stammes genannt haben, ihn als Sohn adoptirt. In seinem Dienst, als Jäger und Kriegsgefährte, brachte Natty, ein geborner Engländer, sein Leben zu, und hatte in den Wäldern am Susquehannah und Delaware Zeit, seine europäische Kultur, die nie sehr tief eingewurzelt seyn mochte, zu vergessen. Bey dem Ausbruch des Freyheits-Kriegs diente Effingham und sein Sohn unter den brittischen Fahnen gegen die Republikaner. Diese gründeten ihren glücklichen Staat, das Eigenthum ihrer beharrlichen Gegner ward eingezogen, ihr Wohlstand ging zu Grunde, der Krieg hatte Vater und Sohn weit von einander getrennt, und der leztere ging, nach abgeschlossenem Frieden, nach England, um Entschädigung für seinen im Krieg erlittenen Verlust zu bewirken, seinen

Sohn ließ er indessen in Neuschottland zur Erziehung zurück. Dieser Sohn, welcher uns als Major Effingham genannt wird, hatte mit Marmaduke Temple, dem Nachkommen eines der ersten Nordamerikanischen Ansiedler, schon in früher Jugend ein herzliches Freundschaftsband geknüpft; indeß er sich für den Staatsdienst bildete, hatte dieser den Handelstand erwählt, und ihre Verbindung war so fest, daß weder die Verschiedenheit ihres Berufs, noch selbst in spätern Jahren die ihrer politischen Partheyen sie scheiden konnte. Effingham, dem sein Vater schon bey Lebzeiten sein ganzes Vermögen übergeben hatte, vertraute es Marmaduke, um es in seiner Handlung anzulegen, und empfing auch während des ganzen Freyheits-Kriegs von ihm die fälligen Zinsen. Wie nach Begründung der Freystaaten der Congreß, während der Major Effingham in England seine Entschädigung betrieb, dessen Grundeigenthum als dem Staat verfallen, in Beschlag nahm, kaufte es Temple an sich, um es seinem Freund aufzubewahren, zog sich aus dem Handel zurück, und gab diesen Gütern, durch Urbarmachung und Begründung einer Kolonie, erst einen wirklichen Werth. Effingham, welchem Marmaduke Temple's Verfahren bekannt ward, hielt ihn für einen Verräther an der Freundschaft, und schickte ihm von der Zeit an alle seine Briefe uneröffnet zurück. Sein, in Amerika zurückgebliebener Vater blieb, von frühem Alter gedrückt, der Pflege Natty's überlassen; durch den Drang der Umstände veranlaßt, blieben die Geldzuschüsse aus, und der alte Jäger wußte für sich und seinen alten Herrn keine sicherere Zuflucht, als die Hütte des alten Mohegan am Susquehannah, wo er einst mit ihm in rüstiger Jugend die Wälder durchjagt hatte. Hier hielt er ihn, dem neuen Besitzer wegen seines Ankaufs als einem Verräther alles Böse zutrauend, sorgfältig verborgen. Eduard, der Enkel des armen Greises, der nun zum Jüngling erwachsen war, erfuhr endlich seines Vaters Abreise nach den Antillen, wo er, zum Lohn seiner Loyalität, zum Gouverneur ernannt war; nach neuem Harren erhielt er die Nachricht, daß er mit seinem Schiff auf der Ueberfahrt zu Grund gegangen sey, und verlassen, von allen Mitteln entblößt, suchte Eduard nun, sich seinem Großvater zu nähern. Nach langem Nachforschen findet er ihn in Natty's Hütte; und für's erste außer Stand, auf eine andre Art sein trauriges Alter zu erleichtern, nimmt er die Tracht eines gemeinen Wildschützen an, um den Ertrag von Natty's Jagd zu vermehren. Die Verkettung der Umstände macht Temple, den er für den Räuber seiner Familie hält, auf die einfachste Weise zu seinem Wohlthäter, Eduard wird sein Hausgenoß, Temple's Freundschaftstreue wird gerechtfertigt, der lezte Lebensfunke des armen kindischen Greises (eine der rührendsten Skizzen, bey der die trüben Farben, so leicht aufgetragen, sich dennoch in des Lesers Herz tief einbrennen) erlischt sanft, von Bequemlichkeiten seiner glücklichern Tage, von der liebenden Sorgfalt seiner Freunde umgeben; sein Enkel vereint seine Ansprüche mit Elisabeth Temple's Besitz, und wir verlassen Templetown, wie der Naturfreund freudig eine junge Eiche im Forste zurückläßt, die, mit allen naturgemäßen Bedürfnissen zu einem kräftigen Gedeihen reichlich versehen, unter ihren breiten Aesten einer fröhlichen Schaar geflügelter Gäste Schutz und Obdach verleiht.

Was diesen unromantischen Gestalten Leben gibt, fragt der gelangweilte Leser dieser Zeilen? — Das große Schöpfungswort; freye Verfassung, Sicherheit des Eigenthums, Gehorsam dem Gesetz. — Wir sehen die bunt gemischten Einwohner von Templetown durch dieses mächtige Wort zu einem Zwecke vereint, trotz ihrer persönlichen Schwächen, Ordnung und Wohlstand entwickeln. Diese Erzählung bietet uns den Anblick einer neuen organischen Gestaltung im Gegensatz der Schilderung unserer eignen Welt, in der wir allenthalben die Auflösung einer der Zerstörung preißgegebenen Organisation erblicken. Der Leser, welcher sich ein Leben ohne Leipziger Meßbücher, Pariser Moden, Orden und Titel denken kann, hat bey der Schilderung von Templetown die Empfindung des Wanderers, der, eine versumpfte Ebene hinter sich lassend, in einem Alpenthale reinere Lüfte trinkend, eine Verjüngung seines Daseyns erträumt.

Die Charaktere der handelnden Personen sind, bis auf den Geringsten hinab, auf das Eigenthümlichste gezeichnet; am anziehendsten möchte wohl der alte Delawaren-Häuptling Mohegan seyn. Vermöge eines Schicksalsspruchs, der von jeher unter seinem Volke im Gange war, und den Untergang desselben durch ein von Osten kommendes Volk verkündigte, ist der eisgraue Wilde in stiller Ergebung gefesselt, und erwartet ohne Murren den Augenblick, wo er mit den Wäldern seines Landes spurlos verschwinden wird. Er ist einst von Herrnhuter Bekehrern getauft worden, aber seine Seele lebt in den Begriffen seiner Väter. An dem Weihnachts-Abend von 1794, an dem die Geschichte anfängt, wird er von Colonisten zur Trunkenheit verleitet, den folgenden Morgen, wo er mit der Gemeinde das Abendmahl zu nehmen gesonnen war, bleibt er nach verlesener Beichte vor Schaam gebeugt, in seine Felle gehüllt, in seinem Stand sitzen, weil er sich nach den Worten des Geistlichen nicht für würdig hält, das Mahl zu genießen. Wie er aber gegen den Schluß der Erzählung bey einem furchtbaren Waldbrand durch tödtliche Verletzung, alle Hülfe verweigernd, freywillig stirbt, sieht sein scheidender Geist das Paradies seiner Väter geöffnet, und eilt freudig in den Kreis ihrer, sein harrender Seelen. Natty, Effingham's alter, mehr als halb zum Wilden gewordener Diener,

belehrt den, bey diesem Auftritte gegenwärtigen Geistlichen von Templetown, mit der unabhängigen Freymüthigkeit seiner Waldnatur: daß Mohegan in seinem Himmel gewiß auch unser aller Gott finden werde. Temple's Charakter entspricht schon mehr unsern Begriffen von Bildung und Tugend, wir sehen sie nun hier in einem, uns gänzlich fremden Wirkungskreis in Thätigkeit gesezt. Eduard Effingham wird den „an die Macht der Leidenschaft" gewöhnten Lesern unserer Moderomane sehr hölzern vorkommen; er liebt zwar innig und ausschließend, aber er gestattet allerley andern Einflüssen, als da sind: Kindestreue, Ehre, ja Stolz, ihre Rechte vor seiner Liebe. Ja wir glauben, der Mensch wäre fähig, sich, seiner Geliebten zu gefallen, in Flammen und Fluten zu stürzen, aber liebekrank zu sterben, oder gar sich das Gehirn einzuschießen, gar nicht. Elisabeths, Temple's Tochter, selbstständiges, sich frey bewegendes Wesen, werden unsre Leser, nach unsern Begriffen von weiblicher Zartheit, etwas männlich und kühl finden. Sie gleicht der Schilderung, welche uns schon andere Nachrichten von dem weiblichen Geschlecht in Neu-York, wo sie erzogen wurde, gemacht haben. Unsern Männern möchte ein so bestimmter Charakter des andern Geschlechts unbequem fallen; in einer Verfassung, wo die Thätigkeit eines freyen Bürgerthums die Gemüths-Kraft des Mannes steigert, wird diesem der feste, selbstthätige Wille des Weibes weder zum Vorwurf noch zum Druck.

Die Natur des Landes und das Eigenthümliche seiner Erscheinungen werden mit ergreifender Lebendigkeit beschrieben. So der oben erwähnte Waldbrand, während dessen der alte Mohegan stirbt, ein Fischfang, ein Auftritt, wo Elisabeth und ihre Gespielinn von einem Tiger zerrissen zu werden in Gefahr sind — diese Schilderungen müssen die kälteste Phantasie aufregen. Da wir das Original nicht kennen, sind wir von der wörtlichen Treue der Uebersetzung nicht zu urtheilen berufen, aber wir lasen sie, ohne von ihr gestört zu werden, und in den meisten Fällen mit der Ahnung, daß der englische Verfasser verstanden worden sey.

Reise-Literatur.

Reise von Moskau nach Wien über Kiow, Odessa, Constantinopel, 2c. In Briefen an Julius Griffiths vom Grafen de la Garde. Aus dem Französischen mit Anmerkungen von Th. Huber. Heidelberg bey J. Engelmann. 1825. XII und 315 S. 8.

Es ist etwas gar Anmuthiges, in seinem stillen Hause und am gelind erwärmten Ofen einem Reisenden in ferne, kalte, unwirthbare Gegenden zu folgen, und sich belehren zu lassen, was in der weiten Welt vorgeht, und wie es „weit dort hinten" im Osten aussieht, während man aus Mangel an Reise-Geld oder Lust, oder an Geld und Lust in seinen vier Pfählen bleibt. Referent, der lieber mit Herodot, Pausanias und Humboldt, als mit dem Postwagen reist, nahm daher das vorliegende Büchlein mit Lust und Behagen zur Hand, gedenkend, ein französischer Graf und die russischen Steppen seyen zwey so disparate Gegenstände, daß sie ein höchst interessantes Dritte — das Buch nämlich — erzeugen müßten, und seine Erwartung war nicht getäuscht. Unser Verf. gehört zu den Reisenden, die nicht aus sich selbst herausgehen, die Alles nur in Bezug auf sich selbst sehen; wir lernen hier also, wenn wir auch sonst gar nichts lernten, einen Menschen kennen; dieser Mensch gehört der sogenannten vornehmen Welt an, die sich überall so ziemlich gleicht, wo wir also gleichsam die Kaste kennen lernen, der er angehört, und diese spricht sich so charakteristisch in dem Individuum aus, daß wir einen weiten Gesichtskreis gewinnen und unsere Menschenkenntniß bedeutend vermehren können. Wer blos unterhalten seyn will, findet hier eben so wohl seine Rechnung; denn das Buch liest sich leicht und angenehm, wie ein Roman, und es läßt sich denken, daß die Reise eines Mannes, dessen Namen wir blos kennen, von dessen Verhältnissen, Planen und Absichten aber nur ein dämmerartiges Licht durch den Schleyer blizt, den er absichtlich um sich wirft; dessen Stand ihm Thüren öffnet, an welchen der gewöhnliche Reisende nicht anzuklopfen wagt; der, einigermaßen verschämt, anzudeuten weiß, er sey von nicht abstoßendem Aeußern (daß er jung und lebensfroh ist, finden wir obnedieß); der Muth genug hat, Abenteuer und Gefahren aufzusuchen, und der endlich auch, wo es ihm schlecht ergeht, guter Laune bleibt, und sich zu trösten weiß — die Reise eines solchen Mannes, sagen wir, kann nicht anders als höchst anziehend seyn, wenn er auch weniger Geist und eigenthümliche Auffassungsgabe hätte, als unser Verfasser.

Da sich der Uebersetzer in der Einleitung weitläufiger über den Werth des Originals und des Verf. als Schriftsteller und Mensch ausgelassen hat, so können wir die Leser dorthin verweisen. Die Uebersetzung selbst liest sich fließend und angenehm; was an dem Original geändert oder weggelassen wurde, erhöht den Werth der deutschen Ausgabe, und die Noten betreffend, so finden die Leser darin Fingerzeige, wie man lesen müsse, wenn man recht lesen will. Mehr wollen wir hier nicht verrathen. Druck und Papier sind gut. X.

Erbauungs-Literatur.

Die Gebete und Erweckungen zum Gebet von Dr. J. B. Engelmann (Heidelberg bey Joseph Engelmann 1824, XX und 283 S. 8.)

sind, was der Titel kaum ahnen läßt: eine Sammlung von Gedichten Flemmings, Gerhard's, Gellert's, Klopstock's, Heidenreich's, Hölty's, Bürger's, Krummacher's, Mahlmann's, Gittermann's ꝛc. ꝛc., von denen der Verfasser in der Vorrede versichert, daß sie ihm, seiner Familie und seinen Zöglingen, in Ermangelung guter Andachtsbücher zur Erbauung gedient haben. Da sie sämmtlich Ergüsse religiöser Gefühle sind, und größtentheils den Stempel des Dichtertalents an sich tragen, was bey den gewöhnlichen Gesangbüchern für das Volk selten der Fall ist; so bilden sie, in dieser Zusammenstellung und mit einem alphabetischen Register der Anfänge versehen, eine Art von poetischem Gesang- und Gebet-Buche für Leute von ästhetischer Bildung, auf deren Gemüther ein talentvoller Prosandichter erbaulicher, als ein geistlicher Reimschmied wirken kann, und die wenig um Namen, Stand und Charakter desjenigen sich kümmern, der ihnen das Mitgefühl seiner Andacht einflößt. Die Auswahl müssen wir im Ganzen billigen, und die Anordnung loben, da die leztere zugleich dem Kunstsinne das Vergnügen der Vergleichung darbietet. So z. B. stehen S. 75—114. die poetischen Paraphrasen vom Gebet des Herrn neben einander, von Klopstock, Mahlmann, Jacobi, Raupach, Hanstein, Schubart u. s. w. Der Verf. will übrigens noch eine Sammlung von deutschen Dichtungen folgen lassen, die eine erhebende sittliche Tendenz neben poetischem Werthe haben. Wenn er unter Dichtungen etwas anderes versteht, als was er hier schon gesammelt hat, wenn er poetische Erzeugnisse von größerem Umfange meynt, die man nicht selten im Gegensatze von einzelnen, kleinen Gedichten oder Liedern Dichtungen nennt; so müssen wir ihn erinnern, daß das öffentliche Sammeln fremder Werke eine Rechtsgränze hat, wo es Gefahr läuft, in literarischen Diebstahl überzugehen, und daß der frömmste Zweck keine Rechtsverletzung entschuldiget.

Unter dem Titel:

Zur Gedächtnißfeyer der Entschlafenen,

hat der königl. Hofprediger ꝛc. D. F. Ehrenberg in Berlin eine Beylage zu seiner Schrift: Für Frohe und Trauernde, herausgegeben, (Berlin bey Cawitzel 1824, IV. und 282 S. 8.) welche nebst „freyen Aufsätzen," einige Predigten enthält. Sie sind sämmtlich durch ihren Hauptgegenstand, den Tod, mit einander verwandt. Der erste Redesatz der ersten Rede lautet buchstäblich:

Mit dem Sendschreiben, aus welchem die vorstehenden Worte (Philemon 15.) entlehnt sind, sandte Paulus dem Philemon, dem lieben, seinem Gehülfen, wie er ihn nennt, und welchem er bezeugt: „wir haben große „Freude und Trost an deiner Liebe, denn die Herzen „der Heiligen sind erquicket durch dich, lieber Bruder," den demselben entwichenen Sklaven Onesimus, der unterdessen durch die Bemühungen des Apostels zum Christenthume gebracht worden war, zurück.

Ein solcher Periodenbau, dem S. 7. noch ein viel höherer (von mehr als einer vollen Blattseite) folgt, ist abschreckend für alle Leser, folglich auch für diejenigen, welche Gemüths-Erbauung suchen. Auch die Andacht steigt nicht gern auf stylistischen Wendeltreppen empor, und der Einschachtelungsstyl ist gerade da, wo auf das Gemüth gewirkt werden soll, am meisten zu tadeln, weil die Mühe, die er dem Verstande macht, der Thätigkeit des Empfindungsvermögens hinderlich wird. Inzwischen scheint der Verfasser diesem Fehler nur so lange ausgesezt zu seyn, als er selbst noch kalt ist für seinen Stoff, noch nicht innig dafür empfindet. Die eigne Regung des Gemüthes befreyt ihn davon, und gegen das Ende der Aufsätze schreibt er meist besser, als am Anfange; ja er erhebt sich nicht selten zur einfachen Schönheit des Vortrages, und es gibt Aufsätze, wo er von jenem Fehler ganz frey geblieben ist. Der Umgang mit den Entschlafenen z. B. (im Geiste, nicht mit Geistern, versteht sich) läßt in Hinsicht des Styles kaum noch etwas zu wünschen übrig (nur die abgeflossenen Jahre S. 233. möchte man wegwünschen); und gerade dieser Aufsatz ist auch durchaus, vom Anfang an bis zum Ende, schön gedacht und innig empfunden: ein höchst anziehendes Gemälde des Lebens in der Rückerinnerung, welches ungefähr dieselben Empfindungen in uns zurückläßt, wie das jüngst im Morgenblatte übersezte englische Gedicht: Wir sind ihrer Sieben, wo ein Kind seine verstorbenen Geschwister noch als lebend betrachtet. Da eine üble Angewohnheit, welche von selbst der rechten Seelenstimmung, der vollen Gesammtthätigkeit der inneren Kräfte weicht, noch keine andere Natur, sondern leicht abzulegen ist; so haben wir es für Pflicht gehalten, den achtungswürdigen Verfasser auf dieselbe aufmerksam zu machen.

Literarische Notiz aus England.

Thomas Moore beschäftigt sich eben mit der Herausgabe eines Werkchens, betitelt: Evenings in Greece. Es wird aus kurzen lyrischen Gedichten bestehen, denen die Melodieen beygegeben sind. Diese Sammlung dürfte ein interessanter Anhang zu den berühmten „Melodies" dieses Dichters abgeben.

Nr. 12.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 11. Februar 1825.

Meng-Literatur.

Loss of the ship fame, etc. Verlust des Schiffes, la Rénommée, welches kurz nach seiner Abreise von Bencoolen, auf der Insel Sumatra, von den Flammen verzehrt wurde.

Die Naturgeschichte hat durch das Abbrennen des Schiffs, la Renommée, Fahrzeug und Ladung ging zu Grunde, einen unendlichen Verlust erlitten. Es trug von Indien nach Europa die reichste Sammlung von allen nur denkbaren Gegenständen der drey Natur-Reiche, welche von dem, in der gelehrten Welt so vortheilhaft bekannten Sir Thomas Raffles, während seines mehrjährigen Aufenthalts als Gouverneur von Sumatra, zusammen getragen wurden. Er selbst beschreibt in einem Briefe an einen Freund sein Mißgeschick und seine wunderbare Rettung mit seiner Familie und Schiffsmannschaft. Dieser Brief ist so eben in einem englischen Journale erschienen, und hat uns von so hohem Interesse gedäucht, daß wir hier eine Uebersetzung davon geben. —

„Wir schifften uns, meine Familie und ich, am 24. Februar, mit Tages-Anbruch auf dem Schiffe la Renommée von Bencoolen nach England ein; der Wind war günstig und Alles versprach uns eine schnelle und glückliche Ueberfahrt. Das Schiff war in jeder Beziehung so, wie ich es wünschen konnte; ich hatte meine Geschäfte beendigt; ohne Vorwurf konnte ich mir sagen, meine Pflichten erfüllt zu haben, und ich betrachtete diesen Tag als einen der glücklichsten meines Lebens. Vielleicht war mein Glück zu groß, denn noch an dem nämlichen Abend kehrte es mir auf die fürchterlichste Art den Rücken. Meine Frau hatte sich eben niedergelegt und ich war schon halb entkleidet, als wir plötzlich Feuerlärm hörten, und in Zeit von fünf Minuten die Flammen schon von allen Seiten herein brachen. Ich suchte nur den eigentlichen Sitz des Feuers zu entdecken, und fand, daß er gerade unter unserm Kabinet war. — Die Boote in's Wasser. — Wo ist meine Frau? — Hier. — Die Kinder? — Hier sind sie. — Ein Seil. — Man schaffe Lady Raffles hinunter. — Vertrauen Sie mir, Lady, sagte ein Matrose. — Ich bringe sie fort, rief der Kapitän. — Schnell die Pulverfässer in's Meer. — Man kann sie nicht erreichen, das Feuer ist ganz nahe dabey. — Suchen wir uns in Sicherheit zu setzen vor der Explosion. — Man schlage die Boden der Wassertonnen ein. — Zum Wasser, zum Wasser. — Wo ist Sir Stamford? — Spring in's Boot Nelson, verliere keinen Augenblick. — In's Meer! In's Meer. — Rudert was ihr könnt und flieht das Hintertheil des Schiffs! . . . .“

Alle diese Befehle folgen so schnell auf einander, daß man sie nicht beschreiben kann. — Kaum hatten wir das Schiff verlassen, als wir auch das ganze Hintertheil desselben in Flammen sehen; Masten und Segel faßten Feuer, und aus Leibeskräften rudernd, suchten wir uns wo möglich, aus der Wirkungsweite der mit jedem Augenblick gefürchteten Explosion zu retten. Die Flammen brachen aus der Mittelluke, und als wir sahen, daß der Kapitän und ein Theil der Schiffsmannschaft noch am Bord waren, so kehrten wir wieder zu dem Schiffe, jedoch nach der Vorderseite zurück, weil man da die Explosion am wenigsten fürchten durfte; da sahen wir, daß eben ein zweytes Boot ablief und das Schiff verließ. Wir riefen es an. — Habt ihr die ganze Schiffsmannschaft? — „Ja, bis auf einen einzigen.“ — Wen? — „Johnson, der krank im Bett liegt.“ — Können wir ihn nicht retten? — „Unmöglich! — (die Flammen brachen zur Lucke heraus.) In diesem Augenblick stieß der Unglückliche, den das Feuer vielleicht schon erreicht hatte, ein klägliches Geschrey aus; er erschien auf dem Verdeck. — „Ich will ihn holen,“ sagte der Kapitän. —

Man ließ beyde Boote wieder zusammenstoßen und einige Leute aus dem des Kapitäns, welches überladen war, in das andere aufnehmen. Er, der Kapitän, schwingt sich kühn unter das Bugspriet, ergreift den armen Unglücklichen, und entreißt ihn dem unvermeidlichen Tode. —

Fehlt Niemand mehr? „Nein, wir haben Johnson, Alles ist Gott sey Dank gerettet.“ In's Meer zurück, in's Meer! — rudert was ihr könnt, fliehet das Fahrzeug; Sir Stamford sehe nach den Sternen, um unsre Richtung zu leiten. — Man sieht in dem Augenblick nur einen einzigen.

Unsere beyden Boote liefen neben einander. Der Kapitän hatte glücklicherweise einen Taschen-Compaß bey sich, aber wir hatten kein anderes Licht um ihn zu sehen, wenn nicht das des in Flammen stehenden Fahrzeugs.

Wir schätzten unsere Entfernung von Bencoolen auf 20 bis 30 Meilen S. O., und da es im Süden dieser Rhede möglicherweise nicht zu landen ist, so gab es für uns nur einen Glücksfall, nämlich die Möglichkeit, die Strecke wieder zurück zu machen.

Das Schiff war ohne Rettung verloren, von einem Ende bis zum andern von den Flammen verzehrt; die Explosion des Pulvers hatte endlich statt, als wir aus dem Bereiche ihrer Gewalt waren; sie war für uns wie eine Art von Trost. — Da ist sie! Gott sey gesegnet, war der unwillkürliche Ausruf des ganzen Schiffsvolks.“

„Denken Sie sich unsere Lage! Der erste Lärm war um 8 Uhr 20 Minuten, und in weniger als 10 Minuten war das ganze Fahrzeug in Flammen.“

„Um ½ 9 Uhr war auch keine Seele mehr am Bord, und 10 Minuten später sah man nur noch eine große Feuers-Masse.“

Meine größte Sorge war im ersten Augenblick der Mangel an Booten für alle unsere Leute, es war keine Zeit, die große Pinasse hinunter zu lassen, oder eine Fähre zu machen; wir hatten also nichts zu unserer Rettung, als zwey kleine Boote, die es uns auch glücklich gelang, ohne Hinderniß in's Wasser zu lassen; und in diesen zwey erbärmlichen offenen Fahrzeugen, ohne einen Tropfen Wasser, ohne ein Stück Brod, ohne irgend eine Bedeckung, als die Kleider, die wir im Augenblick der Catastrophe auf dem Leibe trugen, vertrauten wir uns dem Ocean und der Vorsehung an, die uns so eben aus den Flammen gerettet hatte. Meine arme Frau, welche schon zu Bett gewesen war, hatte keine andere Bedeckung, als ihr Couvert, sie war ohne Strümpfe, ohne Schuhe; die Kinder waren so, wie sie aus dem Bette genommen und den Flammen entrissen wurden, die schon die Decke des einen erreicht hatten.

„Mit einem Worte, man hatte nur zwey Gedanken haben können. — „Kann man das Schiff retten?“ — Nein. — Nun so retten wir uns selbst, wenn wir es vermögen.“

„Um doch einen Vortheil aus unserer kritischen Lage zu ziehen, bedienten wir uns des brennenden Schiffs als Signal, um uns nach der vermuthlichen Landseite hinzurichten. Der Brand dauerte bis gegen Mitternacht, wo er dann durch den Salpeter, wovon wir 250 Tonnen am Bord hatten, so an Lebhaftigkeit gewann, und ein solches starkes Licht verbreitete, daß man sich gar keinen Begriff davon machen kann. Der Horizont war bis auf die Entfernung von 50 Meilen erleuchtet. Der blaue Schein, den dieses Licht allen Gegenständen und vorzüglich unsern Gesichtern gab, hatte etwas besonders Trauriges. Dieses verstärkte Feuer währte 1 oder 2 Stunden und hörte endlich mit einer dicken Rauchsäule auf.“

„Weder Nelson, noch unser Arzt, der Dr. Bell hatten Zeit gehabt, ihre Kleider mitzunehmen. Mit meinen Rockschößen wärmte ich die Füße meiner Frau; die Kinder kleideten wir mit unsern Halsbinden, so gut es ging. Mittlerweile fing es auch an zu regnen, doch glücklicherweise hielt es nicht lange an. Die Nacht klärte sich endlich auf, und die Sterne kamen hervor, sie gaben unserer Richtung nun Gewißheit, und unsere Schiffsmannschaft zeigte sich bewunderungswürdig muthvoll. Sie ruderte ohne Unterlaß und die Nacht schien uns sehr lang, nicht etwa daß man unsere Aengste so vielen andern von Seeleuten ausgestandenen gleichstellen könnte, aber die zarte Constitution meiner Frau, und meine eigene überzeugten mich, daß wir auf mehrere Tage hinaus nicht im Stande seyn würden, Hunger, Sonnenhitze und die abwechselnden Dünste zu ertragen; da ich übrigens die Heftigkeit der Strömungen in diesen Seestrichen kannte, so fürchtete ich, sie möchten uns nach dem Süden des Hafens mit fortreißen, in welchem Fall wir ohne Rettung verloren gewesen wären.

So wie der Tag angebrochen war, erkannten wir die Küste und die Ratten-Insel, was uns wieder frischen Muth machte, und ob wir gleich uns ein wenig zu sehr südlich des Hafens befanden, so betrachteten wir uns doch beynahe schon als gerettet. Meine Frau hatte die Mühseligkeiten der Nacht besser, als man zu erwarten gewagt hätte, ertragen.

Indessen hörten wir nicht auf, aus allen Kräften zu rudern. Zwischen 8 und 9 Uhr Morgens entdeckten wir ein Schiff, das uns auf der Rhede zu erwarten schien, man hatte vom Hafen aus den Schein des Brandes gesehen, und nach allen Richtungen hin Fahrzeuge zu unserer Rettung ausgeschickt. Mit dem ersten, das uns erreichte, kam uns ein wahrhafter Abgesandter der Vorsehung, ein Diener des Evangeliums, einer unserer Missionäre entgegen. Sie gaben uns Wasser, und wir nahmen den Hauptmann in unser Boot, gleichsam zu unserem Steuermann. Der Wind war unserer Landung zu

sehr ungünstig, und wir gingen an's Schiff, welches die Segel beygelegt hatte.

Wir fanden Erfrischungen und Schutz vor der Sonne. Die Kräfte meiner Frau waren erschöpft, und sie hatte sehr häufige Ohnmachten. Endlich gegen 2 Uhr kamen wir glücklich und wohlbehalten an's Land, und nichts vermag den Ausdruck der Gefühle des Mitleids und der aufrichtigsten Anhänglichkeit zu schildern, mit welchem jeder sich beeiferte, uns aufzunehmen. Wenn ich der Beweise zu Gunsten meiner Aufführung auf dem mir anvertraut gewesenen Posten bedürfte, ich wäre nicht im Stande, rührendere und ehrenvollere anzuführen. Thränen der Rührung flossen aus aller Augen; der einstimmige Ausruf war: „Gott sey gesegnet, sie sind gerettet."

Wir sind nun auch von unsern Mühseligkeiten wiederhergestellt, und nur damit beschäftigt, uns eine anständige Kleidung zu verschaffen. Ich legte mich gestern Nachmittag um 3 Uhr in's Bett, und habe 15 Stunden ununterbrochen geschlafen.

Mein Schaden bey diesem Unfall beläuft sich, ganz gering angegeben, auf 20,000 L. St. und ich könnte recht gut sagen, auf 30,000 L. St. Am meisten schmerzt mich der Verlust meiner so zahlreichen Papiere und Zeichnungen. Ich hatte Memoiren und kostbare Original-Dokumente gesammelt, die nicht allein zu einer Geschichte von Sumatra, sondern auch von Borneo, und von den übrigen Inseln dieses Archipels hinreichend gewesen wären. Ich hatte auch eine Beschreibung des Etablissements auf Sincapora; die Geschichte meiner eigenen Administration; Sprachlehren, Wörterbücher, Wörterverzeichnisse mehrerer indischen Sprachen; endlich, was ich in der That nicht am leichtesten verschmerze, eine große Karte von Sumatra, die ich bey meinem Amts-Antritt angefangen, und mit der ich mich während der lezten sechs Monate meines Aufenthalts beynahe ausschließlich beschäftigt hatte. Das ist noch nicht Alles; ich habe meine ganze naturgeschichtliche Sammlung verloren; Mappen, die mehr als tausend Zeichnungen, und alle die kostbaren Papiere und Anmerkungen meiner Freunde Arnold und Jack enthielten. Endlich kann ich wohl sagen, daß es kaum ein unbekanntes Thier gab, Vogel, vierfüßiges oder Fisch, oder eine interessante Pflanze, die ich nicht am Bord hatte. Ich besaß einen lebenden Tapir, einen Tiger neuer Gattung, prächtige Fasanen u. s. w., alle für die Reise zahm gemacht; unser Schiff war in dieser Beziehung eine wahrhafte Arche Noah. Alles ist umgekommen; aber Gott sey Dank! wir sind aus dieser schrecklichen Catastrophe mit dem Leben davon gekommen.

Manuel du tailleur, par Darttmann, tailleur rue des Deux-Baules No. 8. brévété d'invention et de perfection. Paris. 1824.

(Handbuch für Schneider u. s. w.)

Ein Handbuch für Schneider! — Und schon lachen sie, meine liebenswürdigen, schöngekleideten Herren; sie wollen über die ernste Autorschaft lachen, welche mit der Würde ächter Gelehrsamkeit System und Regeln des Kleiderschnitt's und die Gesetze der Nähkunst darzustellen sich bestrebt. — Aber so halten sie doch ihren vornehmen Spott im Zaume, das Buch und sein Zweck sind ernsthafter, als sie glauben. —

Handelt es doch einzig davon, wie ihnen in der Welt Ansehen, und bey dem schönen Geschlecht Zutritt, Gunst, und selbst der Ruf von Verstand zu verschaffen seyen, mit einem Wort, wie sie den ewig wahren Gesetzen des guten Geschmacks und — der Natur gemäß zu kleiden seyen. Und sie wollten noch spotten? Heißt die Dankbarkeit sie nicht schweigen und mit einiger Anerkennung zuhören? sie, die sie doch so häufig Gelegenheit haben werden, mit Sédaine auszurufen:

O mon habit, que je vous remercie!

Als Hrn. Darttmann's classischer Sinn wahrgenommen, wie die unwiderstehlich wahren, erhabenen Lehren der ächten Zeit einer modernen Verwirrung der Begriffe weichen mußten, da begriff er, daß der Augenblick des Berufs gekommen, und mit der ehernen Festigkeit des Helden die Nadel und ihre Reize verlassend, legte er sich nun auf die Feder, wo wir ihn von seinem neuen Standpunkt aus, das Maß des Jahrhunderts nehmend, mit dem Bewußtseyn der Kennerschaft ausrufen hören: es sey, ich will, ich muß das Uebel in seiner Wurzel vertilgen!"

Man muß Hrn. Darttmann's Werk selbst lesen, um gehörig zu erfahren, an welchem moralischen Krebsschaden die Schneiderkunst leidet. Unser scharfsinniger Verfasser zeigt uns mit Leichtigkeit, wie der Geist des Romantischen über die Genossen seiner Meisterschaft gekommen ist, überall Fehler über Fehler, vom Morgen-Anzug bis zu der Etiquette-Kleidung des Salons. Der Sinn des Frackes ist zu unbestimmt, die Beinkleider haben keine Physiognomie, der Mantel ist ohne Charakter. Vor seinem strengen Auge ist Alles charakterlos, dunkel, barbarisch. Recht glücklich ist es noch, wenn er in den Westen nicht elenden Charlatanismus, in den Beinkleidern nicht leichtsinnige Gymnastik findet!

„Zu allen Zeiten, sagt Hr. Darttmann, war die Kunst des Schneiders eine der nützlichsten, und obgleich sie die

älteste ist, hat man sich doch fast gar nicht damit abgegeben, sie auf feste und geordnete Lehrsätze zurückzuführen und ein System für dieselbe zu begründen. Alle Schneider, von denen die Geschichte dieser Kunst spricht, sowohl die des Alterthums als der neueren Zeit, haben bis jezt mit großer Unsicherheit gearbeitet, weil ihnen keine feste, sichere Regel vorgeleuchtet. Die einen schneiden nach Mustern, andere nach dem Augenmaß; viele trennen Kleider auf, um darnach zu schneiden, noch andere heften die Kleider blos zusammen, lassen sie anprobiren, machen dieselben sofort nach Erforderniß enger oder weiter, bis sie endlich gut, oder wenigstens leidlich gut passen."

Wie sehr eine so gräßliche Unordnung einen Mann von dem Geiste des Herrn Darttmann schmerzhaft anfechten mußte, ist unschwer zu begreifen. „Immer fand sich sein Genie durch Inconsequenzen und Widersprüche beleidigt, verlezt; unaufhörliche Cacophonien folterten vollends seinen feinen ausgebildeten Geschmack."

Mit einem Wort, das Interesse der Menschheit wie sein eigenes bestimmten ihn, das Resultat der Erfahrungen seines thätigen Lebens und zwanzigjährigen Forschens in diesem Buche dem Publikum mitzutheilen.

Die Schneider haben also jezt ihren Codex! —

Die Art und Weise, wie die verschiedenen Fragen behandelt sind, macht den Einsichten des Herrn D. alle Ehre. Frankreich wird ihm den Titel eines Aristoteles des Maßes, und eines Longinus der Nätherey zuerkennen. Die literarische Ausführung des Werkes ist seine schwächere Seite. Gewiß kann der Verfasser besser Kleider, als gute Redesätze bilden. Sein Styl könnte wohl ein brevet d'invention, aber keines de perfection erhalten.

Nichts ist profunder, als die Kapitel, welche vom Kleiderschnitt handeln. Alle Scheerenführende werden darin hohe Belehrung finden.

G. C.

Dichtkunst.

Brittisches Museum für Deutsche. Neue Folge. 1s Heft. Aachen. 1825. 105 S. 8.

Wir haben früher in dem Lit. Bl. des Werkes gedacht, auf welches sich der Beysatz „Neue Folge" hier bezieht; es waren die „Naturscenen und Gemälde aus Scott's und Byron's Dichtungen." Diese neue Folge mit ihrem vornehm klingen sollenden Titel ist, wie jene Naturscenen, nichts mehr und nichts weniger, als ehrlicher Nachdruck. Das bekannte Werk von Jakobson (Briefe an eine deutsche Edelfrau über die jezt lebenden englischen Dichter) hat der christliche Freybeuter einleitend abgeschrieben und es beurkundet sich seine Bekanntschaft mit der neuern englischen Literatur sogleich auf der ersten Seite, wo er in einer Anmerkung überaus naiv sagt: „das Conversationslexikon" (eine etwas trübe Quelle!) „führt ihn (Thomas Moore) ebenfalls unter dem Namen Anakreon Moore auf; es sind aber die Ursachen nicht angegeben, warum dem Dichter dieser Beyname gegeben wurde." Da haben wir die so oft gepriesene Popularität des Conversationslexikons! Bey dem großen Raum, den es uninteressanten Artikeln weiht, konnten für den herrlichen Dichter Moore nur wenige Zeilen ausfallen, und da nicht einmal seine sämmtlichen Werke genannt sind (wenigstens ist dieß in der 5ten Auflage nicht der Fall), so konnte auch der Beyname „Anakreon" nicht erläutert werden. Der ehrliche (nun selige) Jakobson meynte, er habe diesen Namen erhalten, weil der Name Moore in Großbritannien so häufig sey: wer Moore's Gedichte kennt, der weiß auch, daß er nicht nur die leichten, reitzenden Weisen des anakreontischen Liedes meisterhaft nachzubilden verstand, sondern daß er auch das Wesen derselben — Freude und Lust des Lebens — in seine Poesien übertrug. Wenn er die Grenzen zuweilen überschreitet, so ist daran nicht, wie Jakobson in bedeutender Beschränktheit der Ansicht meynt, die allzu vertraute Bekanntschaft mit den griechischen und römischen Dichtern schuld (eine Schuld, der man sich nicht genug schuldig machen kann), sondern der Mangel an wahrer Bildung des Geschmacks, und die Unreife der poetischen Schönheits-Idee, zu der sich M. bis jezt noch nicht erheben konnte. Dieser Jakobson'schen Einleitung folgen dann Gedichte der bessern englischen Dichter neuerer Zeit von bekannten und geschäzten Uebersetzern aus bekannten Büchern und Zeitschriften. Th. Hell (Marino Faliero von Byron), Adrian (Milman's Apollo, zuerst im Tübinger Kunstblatt von Schorn erschienen, und viele Uebertragungen, die sich im Morgenblatte finden) und Storck (Rockeby) scheinen den Nachdrucker am meisten angezogen zu haben. — Wir wollten übrigens die Leser blos vor dem Freybeuter warnen, und hoffen, dieser werde es bey dem 1sten Hefte bewenden lassen, sintemal Hoffnung ist, daß diesem Unwesen der Nachdrucker endlich ein Ende gemacht werde.

X.

Literarische Notiz aus England.

Die Liebesbriefe der Königin Maria von Schottland an Jakob Earl von Bothwell, mit den Liebes-Sonetten der Königin und vielen historischen Documenten von höchstem Interesse sind eben in der Presse. Der Herausgeber ist Hugh Campbell.

Nr. 13.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 15. Februar 1825.

Geschichte.

Histoire de Napoléon et de la grande-armée pendant l'année 1812. par M. le général Comte de Ségur. Deux Vol. Paris 1824. *)

Diese Schrift aus der Feder eines Feldherrn von Napoleons nächsten Umgebungen ist bey weitem die interessanteste von allen, welche über den wichtigsten Moment der neueren Geschichte, über den großen Wendepunkt im Schicksale der civilisirten Welt erschienen sind. Sie enthält weit weniger eine Militär-Geschichte, als — wenn wir hier einen Mode-Ausdruck gebrauchen dürfen — eine reinmenschliche Darstellung des ungeheuren Unternehmens, Frankreich auf den Völkerthron des europäischen Continents zu erheben, und des kühnen Helden, der es wagte und dabey zu Grunde ging. Zwar ist es schwer zu glauben, daß der Verfasser Napoleon immer ganz richtig beurtheilt habe: denn er ist enthusiastischer Bewunderer des eminenten Geistes, dem er diente; aber alles, was er von den Plänen, Berathschlagungen, Entschlüssen und Begebenheiten berichtet, hängt so fest und sicher mit der Anschauung zusammen, die er uns von dem Inneren des Helden gibt, daß wir dem Grafen Ségur, wenn er kein durchaus wahrhaftiger Geschichtschreiber seyn sollte, wenigstens ein ausgezeichnetes Dichtertalent zugestehen müßten. In der That lassen die Leichtigkeit und Schönheit seines Vortrags, die glückliche Auswahl der dargestellten Momente, die Kunstfertigkeit in den Charakterzeichnungen und das Leben der ganzen Darstellungsweise ein solches Talent in ihm vermuthen; und der epische oder tragische Dichter, der einst Napoleon zu seinem Helden und dessen Unglück in Rußland zu seinem Stoffe wählt, wird in diesem Werke eine vortreffliche Vorarbeit finden, wo es gilt, für die geschichtlich gegebenen äußerlichen Erscheinungen der großen Handlung einen Heros zu zeichnen, dessen inneres Wesen geeignet ist, sie alle befriedigend zu erklären.

Nach des Verfs. Darstellung war es nicht sowohl die Excentricität der Ruhmbegierde, die den Kaiser zu diesem Wagnisse trieb, als vielmehr die Ueberzeugung, daß Frankreich, welches durch seine Revolution die Herrscher, und durch seine Eroberungen die Völker sich abgeneigt gemacht hatte (s'était aliénée les peuples et les rois), sein Heil nirgends anders suchen durfte, als in der Herrschaft über beyde. Daß diese Ueberzeugung, wenn anders Napoleon sie hegte (Graf S. spricht sie S. 8. Th. I. nur als die seinige aus), auf dem Aberglauben an den eignen fatalistischen Beruf ruhte, und folglich in tiefster Quelle immer eine Selbsttäuschung der Herren-Lust und des Durstes nach irdischer Unsterblichkeit war, stellt Graf S. nicht in Abrede, er deutet vielmehr selbst darauf hin in der Darstellung der Berathungen über diesen gefährlichen Krieg. Der freymüthige Caulaincourt erschöpfte alle Gründe, die dagegen sprachen. Auf die centnergewichtige Frage, wer bey einer solchen Entfernung der Armee Frankreich vertheidigen sollte, antwortete Napoleon: Ma renommée; j'y laisse mon nom et la crainte d'une nation armée. Und nachdem er allen Einwendungen seine eigenthümlichen Ansichten der Umstände mit der Concentration eines Brennspiegels entgegengestellt hatte, machte er noch seinen fatalistischen Glauben geltend. „Je me sens poussé vers un but que je ne connais pas: quand je l'aurai atteint, dès que je n'y serai plus utile, alors un atome suffira pour m'abbattre, mais jusque-là tous les efforts humains ne pourront rien contre moi .... les jours sont écrits. Diese Schilderung hat die vollkommenste psychologische Wahrscheinlichkeit für sich.

„Der Aberglaube läßt vom Kriegsmann nimmer.“ Und wie sollt' er auch, da jede am Haupte vorübersausende Kugel ein Korn ist, welches ihn nährt? Hatt' es in Napoleons Leben bis dahin nicht Glücksfälle genug von so wunderbarem Anscheine gegeben, daß sie in ihm selbst den Glauben erzeugen mußten, welchen die Welt laut aussprach: den Glauben, daß er ein Werkzeug sey in der Hand der unbekannten übersinnlichen Macht? Die-

*) Eine Uebersetzung dieses Werkes von der Hand eines ausgezeichneten deutschen Generals ist wirklich unter der Presse und wird demnächst von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung versandt werden.

ſer Glaube macht Helden, und indem er das Selbſt-vertrauen ſtählt, bringt er Glück. Aber es iſt ſchon ein leiſes Anzeichen von Krankhaftigkeit, ſey es von pſychiſcher oder von phyſiſcher, wenn er zum myſtiſchen Gefühl wird, wenn er „zu einem unerkannten Ziele treibt." Solch' eine Krankhaftigkeit, und zwar eine vom Körper ausgehende, nimmt der Verf. bey Napoleon an. Der ſchnell zunehmende Umfang des Leibes verkündigte Abnahme der phyſiſchen Kraft, und daraus erklärt Herr S. manche Erſcheinung, die der ſonſtigen Sicherheit und Beſonnenheit in Napoleons Handlungsweiſe nicht entſpricht. Es war ein Geiſt der Ungeduld, der Unruhe in ihm, wie er bey myſtiſchen Gefühlen der eben beſchriebenen Art ſelten fehlt, und, wenn dunkle Ahnungen des Mißgeſchickes mit jenem Gefühle ſich verbinden, es zweifelhaft läßt, was von beyden die Urſache oder die Wirkung ſey. Faſt ſcheint es, als ob dieſer Geiſt der Ungeduld erweckt würde in der Seele von unergründlicher Obmacht, um den Menſchen ſeinem Verhängniſſe ſicherer und ſchneller entgegen zu treiben.

Es iſt oft geſagt worden, daß, wenn Napoleon den Winter von 1812 in Polen geblieben wäre, Europa ſein geweſen ſeyn würde. Und wirklich hat es einen Moment gegeben, wo er das einſah. Als er am 28. Jul. zu Witepsk in ſein Quartier trat, ſchnallte er den Degen los, legte ihn heftig auf die Karten, womit der Tiſch bedeckt war, und rief: „Hier mach' ich Halt, ich will mich hier ſelbſt erkennen (m'y reconnaitre), mich ſammeln, mein Heer ausruhen laſſen, und Polen organiſiren; der Feldzug von 1812 iſt geendiget, der von 1813 wird das Uebrige thun." Eine dämoniſche Unruhe, welche Graf S. ſehr lebendig ſchildert, untergrub dieſen weiſen Entſchluß, für deſſen Aufrechthaltung Daru und Berthier in einer achtſtündigen Conferenz kämpften. Sie wurden überſtimmt durch mehrere Generäle von der Garde, die Napoleon gleichſam zu ſeinem Succurs in die Berathung zog, und die Armee brach auf.

Die Nacht vor der Schlacht an der Moskwa ward Napoleon von einem heftigen Fieber befallen, er brachte ſie ſchlaflos zu, und dieſem phyſiſchen Zuſtande mißt Graf S. das Zaudern und den Mangel an Energie bey, welche der Held in dieſer Schlacht zum erſten Male an ſich wahrnehmen ließ. Als Daru und Berthier ihn daran mahnten, daß es Zeit ſeyn würde, die Garden vorrücken zu laſſen, antwortete er: „Und womit werd' ich morgen eine zweyte Bataille liefern?" Er ließ damit blos das Schlachtfeld beſetzen, welches die Ruſſen geräumt hatten, ohne eigentlich geſchlagen, d. h. ohne ſo geſchlagen worden zu ſeyn, wie ſonſt Napoleon den Feind zu ſchlagen pflegte. Die Krankheit dauerte fort, und in Moshaisk hütete der Kaiſer 3 Tage lang das Zimmer. Hier ſchließt der erſte Theil.

Der Brand von Moskau war der empfindlichſte Streich des Geſchickes, der den Helden jemals getroffen hatte. Das Feuer nöthigt ihn, den Kreml zu verlaſſen, zu Fuß und mit Lebensgefahr muß er durch eine enge, in Flammen ſtehende Straße. Graf S. war in ſeiner Begleitung, und ſchildert dieſen Marſch ſo lebhaft, wie Calderon im heiligen Patricius das Fegefeuer, jedoch ohne allen Calderon'ſchen Bombaſt. Am andern Tage, von Petrowsky aus, überſchaut Napoleon gedankenvoll das Flammenmeer, und ruft aus: „Das weiſſagt uns große Unglücksfälle!"

Von dieſem Zeitpunkt' an erſcheint der Held in des Grafen S. Darſtellungen durchaus als ein Mann, der ſich dem Verhängniſſe verfallen fühlt. Um nach Moskau zu gelangen, hatt' er alle ſeine Kriegsmittel erſchöpft. Er war da, und Moskau verſchwand, wie ein Rauch auf der Haide. Als das Feuer gedämpft und der Kaiſer wieder in den Kreml eingezogen war, ſcheint ſeine Kühnheit noch einmal aufgeblizt zu haben, wie eine Flamme, welche Nahrung ſucht. Er verſammelt ſeine Marſchälle, und legt ihnen den Plan vor, Moskau vollends zu zerſtören, und die Armee Macdonald an ſich ziehend, über Twer nach Petersburg zu führen. Feurigen Blickes mahnt er ſie an den Ruhm, womit dieſe Eroberung ſie bedecken würde. Umſonſt! Er findet ſie kalt. Daru und Davouſt ſetzen dem Feuer ſeiner Begeiſterung einen Phalanx von Gründen entgegen, und er muß den kühnen Gedanken aufgeben. Ob ihn dieſe Gründe dazu zwangen, oder ob es die Einſicht war, daß mit kalten Marſchällen ſo ein Rieſenplan nicht auszuführen ſey: bleibt ungewiß. Aber wahrſcheinlicher iſt das Lezte, als die Meynung unſeres Verfs., daß die ganze Sache nur ein Witz des innern Grimmes, daß der Einfall gar nicht Ernſt geweſen. Es war der einzige würdige, den ein Napoleon in ſo verzweifelter Lage haben, und den er nur aufgeben konnte, weil es Raſerey geweſen wäre, ſo etwas zu beginnen bey'm Anblick des Mangels an moraliſcher Kraft in denen, die gleichſam die Arme waren, durch die er hätte ausgeführt werden müſſen.

So ward Lauriſton abgeſendet, den Frieden zu unterhandeln, und in Erwartung des Reſultats entwarf Napoleon — ein Reglement für das franzöſiſche Theater.

Die Unfälle des Rückzuges ſind zu oft geſchildert worden, als daß wir hier dabey verweilen möchten. Wegen des Entſchluſſes der Entfernung von der Armee, den Napoleon am 3. Dec. zu Malodeczno erklärte, rechtfertiget ihn Graf S. vollkommen, und das Reſultat, die neue, wie durch einen Zauberſtab geſchaffene Armee, und die Erfolge von Lützen und Bautzen ſind auf ſeiner Seite. Inzwiſchen ſcheint es nach des Vs. Darſtellung doch, als ob dieſer Entſchluß ihm einen langen Kampf gekoſtet

habe. Schon in Tolozin, 10 Tage früher, regte Daru diesen Gedanken an. Er sprach von der Gefahr einer Staatsgefangenschaft; er bemerkte, daß wenn der Kaiser auf irgend eine Art, etwa durch die Luft, nach Frankreich versezt werden könnte, er mehr zu ihrer Rettung würde thun können, als hier. „Ainsi je vous embarrasse?" Daru gestand es ein. „Et vous ne voulez pas être prisonnier d'état?" Man schwieg. Napoleon befahl, die Rapporte seiner Minister zu verbrennen; „denn wir müssen es gestehen, wir sind in einer traurigen Lage." Erst als die nahe und dringende Gefahr dieser Lage vorüber und eben darum Daru nicht mehr für des Kaisers Incognito-Reise nach Frankreich gestimmt war, erklärte Napoleon seinen weisen Entschluß. Die Zeiten sind vorüber, wo man ihn einen **feigen** nennen zu dürfen glaubte.

Dieß wird hinreichen, ein Werk zu charakterisiren, welches nicht blos (wie die sogenannten europäischen **Fragen**) ein europäisches, sondern ein allgemeines weltgeschichtliches Interesse hat. Es läßt sich kaum etwas an des Vs. Darstellung tadeln, als ein gewisser Mangel an Rücksichtnahme auf Napoleons **geheime Lage in Frankreich** zur Zeit des beschlossenen Krieges. Gab es damals dort nicht Triebfedern um ihn her, durch welche theils innere moralische, theils äußere politische Gewalten auf ihn drückten, und ihm eine Art von Nöthigung wurden, durch ein großes imponirendes Helden-Unternehmen seine moralische Herrschaft über die Volksmeynung zu befestigen, die sein staatskluger Uebertritt zu den Interessen der Geburtsrechte erschüttert hatte? War es nicht vielleicht die Furcht vor den Gefahren, die zu **Hause** seine Macht umschlichen, woraus seine **Ungeduld** entsprang, in möglichst **kurzer** Frist seinen Heldenruhm bis auf den höchsten Gipfel zu treiben? Die Lag' eines **Thatenköniges** (im Gegensatz' eines Geburtsköniges) hat so viel Eigenthümliches; seine Macht ruht auf so vielen wandelbaren und zerstreulichen Elementen; der Mangel des Volksglaubens an sein **Recht** macht ihm das Surrogat einer stets wachsenden Größe, einer immer sich erneuernden und steigernden Bewunderung, so unentbehrlich: daß man bey der Beurtheilung seiner Unternehmungen mit dem Maßstabe nicht ausreicht, womit man die Thaten legitimer Eroberer zu messen gewohnt ist. Was jene als freywilliges **Spiel** treiben, wird bey diesem eine fortdauernde Nothwendigkeit. Der gekrönte Emporkömmling ist — si licet magna comparare parvis — gleichsam ein **gezwungener** pragmatischer **Trag öd**: er muß nach dem Großen, nach dem **Erhabenen**, oft nach dem **furchtbar** Erhabenen ringen, und es ist größtentheils die Schuld seines Publikums und seiner Acteurs, wenn er die materielle Größe der moralischen vorzieht. Mit einem Worte — freylich mit einem hyperbolischen: wenn die Geburt einen ruhmbegierigen Helden auf den Thron beruft, so ist nur der Mond in Gefahr; heben die Umstände einen gebornen Unterthan hinauf, so ist der Uranus *) nicht sicher.

Müllner.

Unterhaltungs-Literatur.

Der Pilger. Eine Novelle von Lope de Vega Carpio. Aus dem Spanischen übersezt von C. Richard, Verfasser der Briefe aus Columbien. Aachen bey Mayer. 1824. IV und 235 S. 8.

Der peregrino in su patria des berühmten spanischen Vieldichters, sehr gut übersezt, und durch einige zweckmäßige Verkürzungen genießbarer gemacht, als er in einer ganz unbeschnittenen Uebertragung der deutschen Lesewelt seyn würde. Die an Ueberfluß gränzende Fülle von Thatsachen; die anziehende Verkettung der Begebenheiten und Handlungen; das wechselreiche Geflecht von anscheinlich episodischen Erzählungen, die meistentheils am Ende zu dem interessanten Gemälde eines lebhaft bewegten Lebens sich vereinigen; und die Darstellungsgabe eines Dichters, dessen Diction blühend, geistreich und graziös ist, machen diese Novelle zur unterhaltendesten Lectüre, und zu einem Mustergebilde für die Malerstudien unserer Novellisten, deren Zahl das Bedürfniß der Almanache mit jedem Jahre vermehrt. Das Buch ist bey Friedrich Vieweg, d. h. sehr schön gedruckt.

Stundenblumen. Eine Sammlung von Erzählungen und Novellen von Helmina von Chezy, geborne (geborner) Freyin von Klenke. Zweytes Bändchen. Wien bey Tendler und von Manstein 1825. XII und 302 S. 8.

Ihr **Stundenleben** (in den Zeitschriften) mögen die meisten dieser Blumen wohl schon überstanden haben. Hier erscheinen sie gleichsam im Herbarium, katalogisirt, mit Angabe des ersten Fundortes, (der Quelle) und mit vorwortlicher Bezeichnung ihrer botanischen Charaktere. Es sind im Durchschnitte ganz angenehme, wohlriechende Blumen, doch an den meisten, besonders an denen, welche die Gärtnerin in die **Novellen**classe sezt, dünkt uns der **Stiel** (lies **Styl**) ein wenig zu lang. Im Vorworte kunstphilosophirt sie über den Begriff und den ästhetischen Charakter der Novelle mit

*) Der entfernteste der bekannten **Planeten**, wie man weiß. Alexander der Große, ein **legitimer** Eroberer, hätte nur gern den Mond gehabt.

Scharfsinn und Belesenheit. Sie weiß es S. IX. recht gut, daß unter andern eine „gedrängte Kürze in der Darstellung" dazu gehört; man muß ihr auch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie nach dieser Tugend strebt: aber die Weiblichkeit scheint zu widerstreben. Das sehen wir ihrem Geschlechte gern nach; aber die geborne Freyin von Kleuke *) gestattet sich Sprachfreyheiten, die wir ihr nicht zugestehen können. Ihr weißes Veilchen z. B. läßt sie S. III. beruhen auf eine (einer) in Beckmann's Beyträge (Beyträgen) zur Geschichte der Erfindungen gefundene (gefundenen) Notiz. Es gibt bey ihr S. V. einen (ein) Lexicon anonymer Schriftsteller. Und S. 3. thronet die uralte Cité über Heinrich (Heinrichs) des Vierten Bildsäule auf dem Pont neuf. Zwar ist die Freyin, wie es scheint, von dem nach und nach zusammenschmelzenden Haufen der Anti-Essisten, sie schreibt, wie die Abendzeitung, nicht wirkungsvoll, sondern wirkungvoll (S. X. Z. 6 v. u.); allein der Anti-Essismus entschuldiget die Weglassung des Genitivzeichens höchstens in den Samm-Wörtern. Uebrigens weiß das Lesepublikum, daß diese Schriftstellerin Talent hat, und wird sich daher an solche Kleinigkeiten nicht stoßen. Der Druck ist sorgfältig und ungemein sauber.

Almanachs-Literatur für 1825.

Der dramatische Almanach von Kurländer,

(fünfzehnter Jahrgang, Leipzig in der Baumgärtnerischen Buchhandlung 385 S. 8.) ist dießmal so spät auf die Parade gekommen, daß wir ihn degradiren sollten; aber wir müssen ihn avanciren. Er hat im Lustspiel-Dialog so merkliche Fortschritte gemacht, daß wir nicht wüßten, worin er den beliebten Kotzebue'schen noch nachstünde, es wäre denn etwan in einer gewissen Derbheit, welche mehr für das Volkstheater, als für die Privatbühnen gebildeter Stände paßt. Zwey Lustspiele sind wiederum nach dem Französischen des Pariser Vaudeville-Fabrikanten Scribe gearbeitet; die übrigen sind — wenn nicht Originale — doch so freye Nachbildungen französischer Theater-Bagatellen, daß man ihren fremden Ursprung nicht mehr erkennt. Der philosophische Bediente ist nach einer französischen Anecdote ergötzlich genug gestaltet worden; nur sollte der falsche Cavalier sich selbst mehr in Verlegenheiten verwickeln. Der Zug in der zweyten Scene, wo er in der Zerstreuung die Klingel auf dem Tische rührt, und nun ausruft: Ich komme! weil er es von seinem vorigen Stande her so gewohnt ist, eröffnet die Exposition sehr glücklich. Sein Entschluß, sobald das Geld vollends verthan seyn wird, welches er im Lotto gewonnen und zu einem kurzen Versuche des Cavalier-Lebens bestimmt hatte, wieder die Livree anzuziehen, interessirt für ihn; und wenn die Intrigue der beyden Liebenden, die er in den lezten Momenten seines Herrenstandes leitet, nicht so ganz alltäglich geflochten wäre, so würde das Stück eins der artigsten Lustspiele geworden seyn. Die Taubenpastete hingegen, so artig auch das Ganze gehalten ist, verliert viel durch die Unsittlichkeit, welche in dem Benehmen des Grafen liegt, der hinter dem Rücken einer jungen und schönen Gattin das Gärtnermädchen liebkos't. Die galante Welt entschuldiget das allerdings; aber im Lustspiel erregt es ein moralisches Mißfallen, welches die rein komische Wirkung stört. Kotzebue's Rehbock beweist das zur Gnüge. Drastisch ist der Schwank: Der Mechanikus zu Plundershausen. Der lebendige Gliedermann, welcher den einfältigen Gastwirth Anfangs in Erstaunen und zulezt in Schrecken sezt; den der leztgenannte, als ihm derselbe den Wein austrinkt, für eine hydraulische Figur hält, und endlich gar für den leibhaftigen Teufel, als er ihn wieder auf dem Postamente erblickt, nachdem er so eben dessen Ebenbild, den hölzernen Gliedermann, in den Brunnen geworfen hat; erfüllt bey geschickter Darstellung gewiß den Zweck, den der enttäuschte Gastwirth, nachdem er das mechanische Wunderwerk mit seiner Tochter verlobt hat, gegen das Publikum ausspricht: „Da alles in der Natur sich bewegt, so versuchten wir es, durch diesen Scherz Ihre Lachmuskeln in Bewegung zu setzen. Von Freude bewegt fühlen wir uns, wenn Ihre Hände nicht ganz unbeweglich bleiben." Der Raum verstattet uns nicht, den Inhalt aller Stücke, deren überhaupt 6 sind, anzudeuten. Genung, daß sie alle mit Feinheit und Geist ausgeführt sind, und von der Komödianten-Waare, welche Herr Lebrün und Compagnie aus den dramatischen Kleinigkeiten der Franzosen zu machen pflegen, sich ungefähr eben so vortheilhaft unterscheiden, als auf der Bühne, im Lustspiele, der französische Schauspieler von dem deutschen sich zu unterscheiden pflegt.

*) Warum überläßt es Helmina nicht den biographischen Wörterbüchern, der Welt zu berichten, was sie für eine Geborene ist? Der Literaturstaat kennt keinen Geburts-Adel, außer demjenigen des Geistes, auf welchen das bekannte: Poetæ nascuntur hindeutet. Geborene Dichterinnen; nicht geborene Freyinnen gelten hier. Müllner.

Druckfehler.

Im vorigen Lit. Blatt, No. 12., 6te Spalte, Z. 2. statt brevété lies brevelé.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 18. Februar 1825.

Schiffsbaukunde.

Mémoires sur les navires en fer par M. de Montgery, Capit. de Freg. 8. Paris 1824. Bachelier.

Der Verfasser fand bey fleißigem Nachforschen in den wenigen historischen Nachrichten, die über die Geschichte der Kunst und Wissenschaft vorhanden sind, daß die ersten Spuren der Anwendung des Eisens zum Schiffbau sich in das tiefste Alterthum verlieren, nicht als hätte man schon in jener Zeit die Schiffe von Eisen verfertigt, es zeigt sich vielmehr nur, daß dieses Metall zur Bedeckung der Schiffe verwendet wurde. Diese Bekleidung war aber blos gegen Feuersgefahr, für den Kiel hielt man sie nicht für nothwendig.

Der Pater Mersenius, der stets einen richtigen Blick hatte, wenn er nicht durch seine cartesischen Träume verblendet wurde, schlug zuerst im J. 1644 vor, ein Schiff ganz von Eisen zu verfertigen. Fulton's Nautilus beweist, daß dieser Vorschlag kein bloßes Projekt sey. Seit diesem ersten günstigen Erfolg hat der Handel sich dieser Bauart bemächtigt, und man hat jetzt nur noch die Vortheile auszumitteln, welche die Eisen- vor der Holz-Construktion hat, nicht für alle Fahrzeuge, sondern wenigstens für die bedeutendern, und dieß ist die Aufgabe, welche der Verf. sich zu seinem Gegenstande gemacht hat. Um die von ihm gezogenen Resultate durch Thatsachen zu begründen, wählte er das in England verfertigte Dampfboot, den Aron Manby, welches gegenwärtig zur Fahrt zwischen Paris und Havre verwendet wird. Bey Prüfung der einzelnen Theile dieses Bootes zeigt er einige Unvollkommenheiten desselben, und die Mittel, dieselben zu verbessern.

Das Boot, Aaron Manby, ist 100′ lang und 16′ breit, und sein Gestell kostete 43,000 Fr.; das Comerce de Paris, 116′ lang und 18′ breit, aus der nämlichen Werkstätte, kostete 53,000 Fr., verhältnißmäßig also weniger. Bey der weitern Vergleichung der beyden Construktionsarten kommt der Verf. auf die Untersuchung der militärischen Vortheile, welche die von Eisen verfertigten Kriegsschiffe gewähren, und prophezeiht dabey, daß die Anwendung des Eisens auf das ganze Seewesen sich ausdehnen werde. Schon sind, sagt er, die Ankertaue, die Ankertonnen, die Gefäße, welche die Flüssigkeiten enthalten, von Eisen. Dieses Metall tritt an die Stelle des Holzes, bey dem Bau der Brücken und Wölbungen von großer Ausdehnung; eine Menge Geräthschaften, Instrumente, Mobilien ꝛc. sind von Eisen. „Dieß Alles, sagt der französische Recensent, den wir nach der Revue encyclopédique hier anführen, ist sehr wahr, aber die Bergwerke erschöpfen sich, oder ihre Benutzung wird unmöglich, während die Waldungen fortwachsen, die die Fortschritte unserer Bedürfnisse befriedigen würden, wenn wir mit kluger Voraussicht handeln, und eine zweckmäßige Vertheilung des bebaubaren Bodens nach der Wichtigkeit der Ausdehnung unserer Bedürfnisse vornehmen wollten. Das menschliche Geschlecht kann bey gehöriger Vermehrung der Hausthiere und Verbreitung der Landwirthschaft zu einem Wohlstand sich erheben, dessen Gränzen wir nicht absehen können. Durch die schnelle Gewinnung aber unserer mineralischen Reichthümer erreichen wir viel schneller diese Gränze, wir überschreiten sie vielleicht, allein wir erschöpfen ihre Quellen. Wir könnten künftigen Geschlechtern, freylich sehr entfernten, große Bedürfnisse und wenige Reichthümer vermacht haben, das heißt, die Armuth, und mittelst unseres Credits, der die Finanz-Mittel der künftigen Geschlechter für Unternehmungen, welche diese Geschlechter nicht genießen werden, zu unserer Verfügung stellt, werden wir ihnen den Bankerott bereitet haben. Aber das Interesse des Augenblicks spricht so stark, und diese Nachkommen, denen wir ihre Quellen werden vernichtet haben, sind so entfernt von uns, daß unser Entschluß sich nicht ändern wird. Wir werden also Schiffe, Brücken, Wege, Wagen ꝛc. von Eisen verfertigen: allein dieses Metall, noch bis jetzt in dem Schooß der Erde vergraben, wird auf deren Oberfläche erscheinen. Unmöglich läßt sich das Gesammt-Resultat voraussehen, welches diese wundervolle Ausdehnung des menschlichen Kunst- und Gewerbfleißes herbeyführen muß. Ein Resultat kann man inzwischen ankündigen, welches nicht ohne

Interesse ist: je mehr die Verbrennung der Mineralkohlen vermehrt wird, desto mehr wird der Kohlenstoff aus seinem Zustand von Unthätigkeit in den Kreislauf des vegetabilischen Reichs in Bewegung gebracht, und die Oberfläche der Erde wird sich mit einem Theil dessen verschönern, was sein Inneres verloren hat."

Dramatische Dichtkunst.

Karl der Kühne. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Ludwig Rellstab. Berlin bey Dunker und Humblot. 1824. XVIII und 194 S. 8.

Der kriegerische Herzog von Burgund, welcher nach den verlorenen Schlachten von Granson und von Murten, im Jahr 1477 bey Nancy im Kampfe gegen Renatus von Lothringen fiel, ist der Held des Stückes. Er hat hier nichts Geringeres im Sinne, als die Kronen Karls des Großen auf seinem Haupte zu vereinigen. Zu Förderung dieses stillen Planes sucht er vor der Hand sowohl das Haus Oestreich zu gewinnen und vom Kaiser die Königskrone zu erlangen, als auch den König von Frankreich einzuschläfern. Er hat dem erwählten römischen König Maximilian seine reizende Tochter Maria zugesagt, unter der Hand aber auch dieselbe dem Dauphin antragen lassen. Sein Vertrauter, Campobasso, Graf von Molise, welcher im Geheim selbst für Marien glüht, hat diesen Trug dem König Maximilian, der Marien zärtlich liebt, und von ihr wieder geliebt wird, verrathen; Maximilian hat um seiner Ehre willen beschlossen, den Hof von Burgund zu verlassen, und sein Abschied von der Geliebten, mit den wechselseitigen Versicherungen unwandelbarer Treue verbunden, eröffnet die Handlung des Stückes. Hierauf folgt eine Scene, in welcher Karl dem Campobasso seinen Riesenplan vertraut:

So wie sich mir der kostbar goldne Reif
Um's Haupt gelegt, so brech' ich auf, die Schweiz,
Die *) Schlüssel Deutschland's, mir zu unterwerfen.
Ist es gescheh'n, urplötzlich tret' ich dann
Als König auf, als unumschränkter Herrscher.
Der Frankreichs Erbe von der deutschen scheidet.
Die Zeit gebiert das Ungeheure: Weit
Im Osten stürzten wilde Heidenvölker
Den ältsten Thron der Christenheit in Trümmer.
So muß Europa's Westen dann sich fester
Zusammen schließen. Doch wo viele herrschen,
Ist Streit. (Geheimnißvoll.) Drum sinn' ich in des Busens Tiefe.
Wie ich die Kronen Karls des Großen wieder
Auf Eines Haupt vereine, der's vermag.

Die große Last mit ungebeugtem Nacken
Und königlicher Würde zu ertragen!

Maximilians und Kaiser Friedrichs Scheidebriefe erschüttern für einen Augenblick das Gebäude; aber —

Treibt das Geschick schon Ungewitter auf,
Mit Blitzen in den kühnen Bau zu schlagen,
Den ich begründen will? Ich sehe Wolken
Am fernen Horizont sich düster thürmen! —
Ein Windstoß jagt sie schnell herauf! —
— — Drum muthig
Das Ankertau gekappt, daß wir in See,
Im offenbarer, sind, wenn die Orkane
Mit losgelass'ner Wuth uns grimmig packen.

Der kühne Held ergreift die, von Campobasso bereitete Gelegenheit zum Kriege mit der Schweiz, und, die kecke Romantik des Liebesbündnisses mit der Herzogin Jolanta von Savoyen abgerechnet, welches Karl im Lager schließt, geht nun die Handlung ziemlich genau den Weg der Geschichte. Granson kapitulirt; aber Karl hält den Vertrag seines Feldhauptmanns nicht; die Besatzung muß über die Klinge springen, weil Karl — sich selbst es versprochen hat. Vergebens mahnen Jolanta und Campobasso ab;

Die Welt,
Die mit mir lebt, veracht' ich, sie mag denken,
Was sie begreift. Die Nachwelt, die Geschichte,
Die Ruhm ausbreitende, wird Wahrheit reden.
Das Wort, das ich mir selbst gegeben, halt' ich;
Es ist so heilig, was ich mir versprochen,
Als was ich Andern. Das ist meine Ehre,
Nicht vor mir selbst ehrlos zu seyn. Der Glaube
Des Pöbels gilt mir gleich. Die Schweizer sterben
Noch heut! — Der lezte Tag der Ehre Karls,
Er sey der lezte seines Glückes auch!

Hier hängt denn der tragische Held seinem Charakter den gehörigen Kler, die aristotelische Amartia an, und fordert die Nemesis heraus, die in Campobasso schon provisorisch ein Racheschwert über seinem phantastischen Thronhimmel aufgehangen hat. Karl wird von den schwer gereizten Schweizern bey Granson geschlagen. Er verfällt in Melancholie, ermannt sich zur Rache, und wird bey Murten abermals besiegt. Mittlerweile hat Campobasso der Prinzessin Maria seine Leidenschaft verrathen, und wie weit sie auch davon entfernt blieb, dieselbe zu ermuntern; der ränkevolle Italiener gibt sie nicht auf, er verfolgt seinen Plan, den Vater zu stürzen, um seines Thrones sich zu bemächtigen und auf diesem Wege zur Hand Mariens zu gelangen. Er verkehrt verrätherisch mit den Schweizern und dem Herzog von Lothringen, ihrem Bundesgenossen. Der Sturm auf Nancy wird abgeschlagen; mit wenig Hoffnung entschließt sich Karl zur offenen Schlacht; der Schlaf soll ihn dazu stärken: aber der Schatten Philipps des Guten erscheint hinter seinem Sessel, und scheint das burgundische Wappen auf Karls Helme auslöschen zu wollen. Ein sichtbarer Traum,

*) Woher dieser Plural? Hat ihn der Setzer gesezt? M.

wie der von Schiller getadelte in Goethe's Egmont, und hier um so entbehrlicher, da schon früher Maria Ahnenerscheinungen von derselben Bedeutung im Wachen gehabt hat, und da unmittelbar nach dem sichtbaren Traume das bekannte (u. a. auch im Conversationslexikon erwähnte) „magnum signum dei" bey'm Aufsetzen des Helmes sich ereignet: das Wappenschild fällt herab und zerbricht.

Das ist ein Zeichen
Von Gott: Zu Pferde, meine Freunde, kommt.
Sind höh're Mächte gegen uns im Bunde,
Soll sich das Haus Burgunds dem Tode neigen,
So wollen wir in seiner lezten Stunde
Der großen Väter würdig uns bezeigen.

Der Dichter versezt uns nun in's Freye, unfern dem Kampfplatze. Renatus empfängt einen Brief von Campobasso, worin er ihm den Uebergang seiner Reiter verheißt auf die Bedingungen, welche seinem Plane auf Marien und den Thron Burgunds entsprechen. Renatus, in Uebereinstimmung mit den redlichen Schweizern, schlägt die Gemeinschaft mit dem Verräther aus. Das bestimmt diesen denn zum Aeußersten: als Karl, zum Rückzuge gezwungen, ihn auffordert, die Flucht zu decken, stößt er ihn nieder, und eilt davon, die Prinzessin Maria zu entführen. Aber von Maximilian errettet, wird sie bald darauf ohnmächtig auf die Bühne gebracht, kommt zu sich, erkennt des Vaters Leiche, und spricht gefaßt zu Maximilian: Mein Vater ist dahin, sey du's! — welches der Liebende natürlich verspricht, und so das Trauerspiel mit der Aussicht auf eine Heirath beschließt, da man die zärtliche Neigung des jungen Adoptiv-Vaters und der schönen Adoptiv-Tochter kennt.

Was den Vater des Trauerspiels, den Autor, betrifft, der höchst wahrscheinlich auch noch ein junger Vater ist; so hat er sich redlich bemüht, seinen Helden kräftig hinzustellen, und nicht ohne Unterhaltung, nicht ohne poetischen Genuß sehen wir den kühnen Krieger für seine groß gedachten politischen Entwürfe gegen den wiederholten Andrang des Mißgeschickes kämpfen; aber es ist ihm nicht gelungen, ein tragisches Interesse, i. e. ein Interesse, wie es die Tragödie verlangt, für ihn zu erregen. Kriegerischer Muth, eiserner Wille, kühne Thatkraft, große Entwürfe, erregen im Drama diese Theilnahme nicht allein; sie beruht darauf, daß uns der Held einen Charakter zeige, den wir lieben oder verabscheuen müssen, den wir im Unglück bedauern oder bewundern können. Aber lieben können wir diesen Ehrgeizigen nicht, der bald Anfangs deutlich an den Tag legt, daß er kein Herz für seine Tochter hat, daß er dieselbe lediglich als ein Werkzeug zur Förderung seiner politischen Entwürfe betrachtet, und daß er ohne Kampf mit sich selbst zu diplomatischen Ränken sich erniedriget, bey deren Einfädelung er überdieß nicht einmal Klugheit zeigt. Und verabscheuen können wir ihn eben so wenig, da er nicht in den Fall kommt, auf dem Wege entsetzlicher Thaten (ungefähr wie Macbeth) sein Ziel zu verfolgen. Wir können ihn nicht bedauern im Unglück, weil im Grunde nichts als seine Ruhmsucht darunter leidet, und nicht bewundern, weil er in dessen Ertragung oder Bekämpfung keine moralische Riesenkraft entwickelt. Von dem Charakter des Helden nicht festgehalten, schwankt unsere Theilnahme zwischen dem Schicksale der Liebe Mariens und Maximilians, der gerechten Sache der biederen Schweizer und des von Karl vertriebenen Herzogs Renatus; und die Katastrophe ist diesen Interessen zu günstig, als daß sie uns tragisch erschüttern könnte. Daß ein Mann von so viel Kriegsruhm und Thatkraft, anstatt dem Schwertstreiche eines offenen Feindes zu unterliegen, von dem Meucheldolche eines verächtlichen Verräthers fällt, das ist das einzige an seinem Untergange, was uns allenfalls rühren kann; so wie seine Melancholie nach der ersten verlorenen Schlacht die einzige Situation ist, welche eigentliche Theilnahme einzuflößen geeignet ist. Diese Theilnahme zu steigern, hätte Jolanta's Liebe zu dem Helden und seine Scham vor ihr weit bessere Dienste leisten können, als der shakspearisirte Hofnarr Glorieur.

Nichtsdestoweniger hat Herr R. ein Talent beurkundet, welches Aufmunterung verdient, und vielleicht ist er zu den hauptsächlichsten Fehlgriffen nur durch die historische Darstellung des Stoffes verleitet worden, welche Johannes von Müller geliefert hat. Die Gewalt dieser Darstellung hat, wie er S. IV. zu erkennen gibt, stark auf ihn gewirkt, und er hat von diesem Eindrucke sich nicht hinlänglich los zu machen gewußt, um die Phantasie freythätig mit den Hauptgegenständen schalten lassen zu können, wie es das Ziel der tragischen Kunst erfordert. In der Tragödie sind Handlung und Charaktere nur die Mittel, der Zweck ist das Anschaulichmachen einer moralischen Idee, und gleichviel, ob man die Mittel erfinde oder aus der Geschichte entlehne, immer müssen sie nach dem Bedürfnisse des Zweckes gestaltet und gebraucht werden. Schiller schuf den geschichtlichen Carlos und Posa gänzlich um, weil er Repräsentanten brauchte für den erwachenden Freyheitssinn und für die philosophische Aufklärung, deren beginnenden Kampf mit dem Despotismus und der Priesterherrschaft er darstellen wollte. Man hat ihn wegen dieses Eingriffes in die Rechte der historischen Wahrheit getadelt, aber daß die Poesie dabey gewonnen, hat man nicht leugnen können.

Welche Hauptidee unser V. eigentlich hat darstellen wollen, läßt sich schwer bestimmen. Es scheint, daß er nur einen genialen Geschichtschreiber von poetischer Weltanschauung den lezten Abschnitt aus dem Leben eines

verunglückten Eroberers in dramatischer Form nachzeichnen wollte, und nebenbey die Sitten der Zeit, in welcher derselbe lebte, und des Volkes, an dessen Tapferkeit er scheiterte. Daher die wilde Romantik der dramatischen Form, der beständige Ortswechsel, die episodischen so naiv zerischen Bürger- und Volksscenen, der Hofnarr u. s. w. Daß die Tragödie auch in dieser Form bestehen, daß sie eben sowohl, ja vielleicht besser, ein englischer Park, als ein französischer Schloßgarten seyn kann, das wird niemand leugnen, der mit Shakspeare und Calderon vertraut ist; aber je wilder, unstetiger und abgerissener die Form, desto unerläßlicher wird eine moralische Hauptidee, die durchgreifend alle in der Form isolirte Partien dem Gedanken nach verbinde und zusammenhalte.

Daß die Diction poetisch ist, haben die Leser an obigen Proben sehen können. Indessen hat sie manche Fehler. Wenn S. 12 Maria zu dem scheidenden Geliebten spricht:

Doch hab' ich mich mit Fürstlichkeit gefaßt;

so ist sie ein wenig zur Unzeit Prinzessin. S. 13 mischt sie einen mißgestalteten Sechsfüßler ein:

Der Liebe zarte Knospe hart zertreten wird.

Daß ebendaselbst ihr Herz „selber (seiner) sich bewußt geworden," gehört vielleicht unter die Druckfehler, welche gar nicht angezeigt sind. S. 83 steht: „Die Schläfe soll (sollen) geziert seyn mit dem Heldenkranze." Da der Plural sollen nicht in den Vers paßt; so scheint der Verf. den Plural die Schläfe als einen Singular weiblichen Geschlechts gebraucht zu haben. Quo jure? Wir halten das für eben so falsch, als wenn man im Lateinischen decliniren wollte: tempora, temporæ, temporam.

Für solche Flecken, deren wenige sind, entschuldiget im Ganzen eine eben so wohllautende als gedankenvolle Sprache, wie z. B. in dem Monologe Karls vor der Schlacht, S. 81:

Der Tag ist da, das Schicksal faßt den Becher,
Und schüttelt dumpf die ehrnen Würfel. — Bald
Wird die Entscheidung auf dem Schlachtfeld liegen.
Wie, Karl! Ist's denn ein blindes Spiel, wo herrschend
Des Zufalls laun'ges Zepter waltet? Hat
Der Muth, die Kraft, die Ueberlegenheit
Des Geistes keine Stimme denn im Rath
Des Schicksals? Geben sie denn keinen Strahl
Des Lichts dem Blindgebildeten, dem Zufall? —
Nun sey er blind, so wollen wir ihn führen!

Und am Schlusse des Selbstgespräches S. 151, wo Campobasso sich zu gewaltthätiger Verfolgung seines Planes auf Mariens Besitz ermuthiget:

Die Bahn ist offen, wälze dich hinab,
Ein Ungeheuer zwar, doch gilt's den Preis,
Den köstlichsten. — Die Kraft hat Recht! Stürzt denn
Der Löwe nicht auf seine Beute auch?
Doch wird er königlich verehrt. O Thor!
Du schauerlest vor der Gewalt! Wenn alles
Dem Zepter der Gewalt sich beugt, warum
Soll sie der Liebe goldne Frucht nicht brechen?

Der Vorbericht ist sehr bescheiden abgefaßt; aber wozu die Bücklinge gegen die S. XVII. genannten lebenden „Meister"?

Wessenberg und Faust.

Eine Weimarische Zeitschrift: Allgemeine deutsche Vaterlandskunde, enthält am Schlusse ihrer 2ten Nummer folgende Stelle:

„Was ist dramatisch? Die Schrift Wessenbergs: „Ueber den sittlichen Einfluß der Schaubühne, wird im „Müllner'schen Literaturblatte Nr. 95, unter der Kate„gorie: Dramatische Literatur, recensirt. Das „möchte nun zwar noch hingehen, als superviseus eines „genialen Redacteurs, aber Wessenberg's Recensent scheint „Schiller's classische Abhandlung über denselben Ge„genstand nicht einmal dem Namen nach gekannt zu ha„ben; und indem er die Wessenbergischen Ausstellungen „gegen Goethe's Faust, welche an die des mystischen „Herrn Professor Cl . . . mahnen, wörtlich anführt, „ohne sie zu mißbilligen, macht er sich als einen Pustkuchenj„sten verdächtig; und es ist befremdlich, daß Müllner, „der sonst immer die „Moralästhetiker" auf dem Korn „hat, hier nicht in einer seiner gewöhnlichen Noten ei„nen Schuß Schrot daran gewendet hat, für den Herrn „von Wessenberg, da er doch vormals dem Herrn Pro„fessor Cl . . . in den „eingemachten Lesefrüchten" eine „volle Lage Traubenhagel gab."

Die fragliche Recension ist nicht durch meine Hände gegangen, und ihre Ueberschrift verdankt sie wahrscheinlich einem Versehen in der Druckerey: es ist die unmittelbar darauf folgende Recension, welche unter die Rubrik der dramat. Lit. gehört. *) Gesetzt aber auch, daß jene vor dem Abdrucke mir zugekommen wäre; so würde mir doch eine Redactions-Glosse nicht der bequemste Ort geschienen haben, gegen Wessenberg's mißbilligende Aeußerungen über Goethe's Faust zu opponiren. Wenn übrigens alle diejenigen, welche anti-goethistische Meynungen anführen, ohne sie zu bestreiten, als Theilnehmer an der kunstphilosophischen Insurrection von Lieme angesehen werden sollten; ich muß gestehen, daß mir das, wie man zu sagen pflegt, spanisch vorkommen würde.

Müllner.

---

*) Eben sehe ich, daß man dieses Versehen in Nr. 2. a. Z. bereits verbessert hat.

M.

Nr. 15.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 22. Februar 1825.

Deutsche Alterthümer.

Denkmäler alter Sprache und Kunst. Herausgegeben von Dr. Dorow, königl. preuß. Hofrathe im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, vormaligem Direktor der vereinigten Verwaltung für Alterthumskunde in den rheinisch-westphälischen Provinzen. Erster Band. Zweytes und drittes Heft. Mit zwey Steindrucktafeln. Berlin bey Ludwig Oemigke. 1824. gr. 8. 261 S. Mit dem Motto: „Alle Völker, denen ihre Geschichte werth ist, haben die Denkmale früherer Zeit als ehrwürdige Urkunden heilig geachtet und bewahrt.“ —

Wie oft die Deutschen gegen dieses beherzigungswerthe Wort gesündiget, wollen wir hier nicht näher untersuchen, da diese Untersuchung für unsern Nationalstolz wohl schwerlich erfreuliche Resultate geben dürfte. Gehe hin nach Goslar, geliebter Leser, zu dem verödeten Dome, betrachte die wüsten Steinkolosse der schönen Klosterkirche zu Walkenrieth am Harz, durchwandle die halbzertrümmerten Säulengänge der Marienkirche zu Memleben in Thüringen, des herrlichsten Denkmals der Frömmigkeit und des Kunstsinnes der Ottonen, forsche nach den Urkundensammlungen zu Mainz, nach den reichhaltigen Archiven der meisten in der Revolutionszeit aufgehobenen Klöster, und du wirst leicht eine genügende Antwort finden. Jezt sucht man diese alten Sünden, so gut es geben will, abzubüßen, und tausend Hände sind eifrig bemüht, die wenigen übriggebliebenen Denkmäler in Schrift und Kunst aus den ehrwürdigsten Epochen unseres Volkes von dem drohenden Untergange zu retten. Auch Herr Hofrath Dorow hat zu diesem Behufe in den vorliegenden Heften ein sicheres Zeughaus aufgethan, und wenn auch das, was er bis jezt an diesem Zufluchtsort geborgen, für die vaterländische Geschichte nur von untergeordnetem Werthe ist; so verdient doch sein treues Streben, die deutsche Alterthumskunde auf jede Weise zu befördern, von unserer Seite die achtbarste Anerkennung. Sein Augenmerk ist hauptsächlich auf Westphalen gerichtet, und die beyden vorliegenden Hefte beschäftigen sich fast ausschließlich mit einer niederdeutschen (altsächsischen) Urkunde aus dem 10ten Jahrhundert, in welcher die Einkünfte des im Jahre 851 von dem Edeln Everword und dessen frommer Gemahlin Gewa gegründeten Frauenstiftes Frekkenhorst bey Warendorf im königlich preußischen Regierungsbezirk Münster aufgezeichnet sind. Ferner wird noch ein kleines Bruchstück einer ähnlichen niederdeutschen Urkunde des Stiftes Essen mitgetheilt, und an dieses schließt sich die altsächsische, keineswegs auf historischem Grunde ruhende Sage von dem durch Bonifacius umgeweiheten Pantheon zu Rom an. Alle drey Stücke sind nur in sprachlicher Hinsicht für uns von Bedeutung, und scheinen einem und demselben Zeitalter anzugehören. Die Frekkenhorster Urkunde oder Heberolle, wie sie Dorow nennt, muß nach sichern Gründen in die lezte Decade des zehnten Jahrhunderts gesezt werden, denn daß der in der lateinischen Nachschrift, welche wenigstens fünfzehn bis zwanzig Jahre später angehängt worden, erwähnte Imperator noster Heinricus nicht Heinrich der Erste, sondern Heinrich der Zweyte sey, bedarf keines so weitläuftigen Beweises, als von S. 104 bis 111 geführt werden ist, da Heinrich der Erste in gleichzeitigen Urkunden niemals mit dem Ehrentitel Imperator belegt wird, indem ihm das Haupterforderniß zu diesem Titel, die Krönung durch die Hand des Papstes zu Rom, abging. Aus jener Zeit nun sind uns die sprachlichen Denkmäler äußerst sparsam zugemessen, und so ist die genannte Heberolle, obgleich in ihr fast von weiter nichts, als von Roggen, Gerste, Weizen, Hafer, Bohnen, Erbsen, Kühen, Käsen, Speckschweinen, Hühnern, Eyern, Honig u. s. w. die Rede ist, für die Sprachforscher von hohem Werthe. Volltönend und melodisch finden wir hier unsere alte Heldensprache wieder: ja wir finden sie schon bis zu einem Grade grammatisch ausgebildet, der den Uneingeweihten wahrhaft in Erstaunen sezt. Man höre sogleich den Anfang der Urkunde: Thit sint thie sculde uan thiemo urano uehusa. uan themo houe seluo.

mo tuulif gerstena malt. Dieß sind die Schulden (Entrichtungen) von dem Frohnviehhause: Von dem Hofe selbst zwölf Malter Gerste. Ferner: Ende thero abdiscon tuulif sculd lakan. ende thue embar honigas. ende en suin sestein penniggo uuerht. ende en scap. ende ses muddi huetes. ende tein scok gerueno. und der Aebtissin zwölf Schulterlaken (Schleyer), und zwey Eimer Honiges, und ein Schwein sechszehn Pfenninge werth, und ein Schaf, und sechs Scheffel Weizen, und zehn Schock Garben. Unsere lieben Hausfrauen dürffen sich vielleicht über die allzuwohlfeilen Preise der damaligen Zeit wundern, aber das sechszehnpfenn'gige Schwein kam in der That als eine theure Gabe nur der Aebtissin des Klosters zu, und die übrigen wurden sogar nur mit acht Pfennigen gewürdiget, wie die folgende Stelle beweiset: Ende tue specsuin. ende tue suin iro jehuethar ahte penningo uuerht. Und zwey Speckschweine, und zwey Schweine ihrer jedwedes acht Pfennige werth. Freylich war der Pfennig damals ein anderer als jezt: es war ein wahrer Nothpfenning, und wer Einen besaß, konnte sich dafür fünfzehn zweypfündige Roggenbrode kaufen (Capit. 794. §. 2.), und so glichen sich die Preise gegenseitig aus, da das Brot als der sicherste Maßstab gelten kann. Auf den Abdruck der Urkunde selbst, welcher, wenn wir ihn mit dem im ersten Hefte gelieferten Abdrucke vergleichen, den Stempel vollkommener diplomatischer Genauigkeit an sich trägt, folgt eine sehr gelehrte Abhandlung über Sprache, Zeit und Oertlichkeit der Freckenhorster Heberolle von Dr. H. F. Maßmann, die in fünf Abschnitte getheilt ist. I. Das Wörterbuch, in welchem wir nach alphabetischer Reihenfolge die in der Urkunde vorkommenden Wörter erklärt finden. Die Einrichtung desselben ist nicht ganz bequem; manches Wort haben wir umsonst gesucht, und die Hinweisungen auf die Stammwörter sind oft mangelhaft. II. Werth und Zeit der Urkunde. III. Sprache der Freckenhorster Urkunde. Dieser Abschnitt enthält sehr schätzungswerthe grammatikalische Nachweisungen, ja er kann sogar als eine kleine Grammatik betrachtet werden. IV. Die Mannsnamen der Freckenhorster Urkunde, und endlich V. die Oertlichkeit und die Ortsnamen der Urkunde, besonders in sprachlicher Beziehung. Den Beschluß der beyden Hefte bilden zwey sächsische Beschwörungsformeln aus dem neunten Jahrhundert, mitgetheilt von Dr. Dorow und erläutert von Dr. Maßmann. Beyde befinden sich im Original auf der kaiserlichen Bibliothek zu Wien (Cod. theol. 259.) und sind unserm Werkchen in einem getreuen Facsimile beygefügt. Jacob Grimm hatte schon früher in seiner vortrefflichen Grammatik die Aufmerksamkeit der Sprachforscher auf diese merkwürdigen altsächsischen Sprachdenkmäler hingelenkt, ohne dieselben jedoch selbst mitzutheilen; hier erhalten wir sie zum ersten Male gedruckt, und beyde Zaubersprüche mögen hier zum beliebigen Gebrauche der Leser des Literatur-Blattes eine Stelle finden. Der erste lautet: Visc flot estar themo uuetare. uerbrustun sine uvetherion. tho gihelide ina use druhtin. the seluo druhtin. thie thena visc giholda. thie gihele that hers thera spuriholti Fisch floß (schwamm) hinter dem Wasser (mit dem Strome); zerbrachen seine Federn (Flossen); da heilete ihn unser Herr. Derselbe Herr, der den Fisch heilte, der heile — —. Die lezten drey Worte sind noch nicht befriedigend gedeutet, und enthalten auf jeden Fall die Krankheit, gegen welche der Zauber angewendet wurde, ich möchte auf eine Verwundung schließen. Der zweyte Zauberspruch ist gegen Würmer gerichtet; denn er trägt mit großen Buchstaben die lateinische Ueberschrift contra vermes: Gang ut nesso, mit nigun nessi(k)linon, ut fana themo marge an that ben, fan themo bene an that flesc, ut fan themo flesgke an thia hud, ut fan there hud an thesa strala, Drohtin uuorohe so. Gehe aus, Nesse (Wurm), mit deinen neun Nesselein, aus von dem Marke in das Gebein, von dem Gebein in das Fleisch, aus von dem Fleische in die Haut, aus von der Haut in diesen Pfeil. Herr, wirke so! Wahrscheinlich wurde der Pfeil nach vollendetem Zauber weggeschossen, und die Krankheit war geheilt. Wir bemerken hier, daß das altsächsische Wort Strala, der Pfeil, noch jezt als bildliche Benennung eines Theiles des Pferdehufes gebräuchlich ist; man nennt nämlich die Verwachsung unter dem Hufe, die genau die Gestalt einer Pfeilspitze hat, den Stral, und so ist es nicht nöthig, bey der Erklärung dieses Wortes zu den slavischen Mundarten unsere Zuflucht zu nehmen. Ferner sey es uns erlaubt, über das erste Heft dieser Denkmäler, welches schon 1823 zu Bonn bey Eduard Weber erschienen ist, und zwar über den in Steindruck mitgetheilten alten Grabstein, aus dessen lateinischer Inschrift der Herr Herausgeber nicht mit Sicherheit anzugeben wagt, da ihm nur einzelne Worte leserlich sind: ob es der Grabstein des Stifters oder der Stifterin von Freckenhorst sey, nachträglich unsere Meynung zu sagen. Die Inschrift besteht aus vier gereimten Hexametern, und obgleich die Copie Spuren einer gewissen Nachlässigkeit an sich trägt; so lesen wir doch ohne Mühe, daß kein Mann sondern eine Frau, die sich um die Kirche hochverdient gemacht hat, also wahrscheinlich Gewa selbst, in diesem Grabe ruhe. Wir haben versucht, die Lücken der Inschrift so auszufüllen:

Corpus depositum Gevæ tenet hocce sepulcrum.
Viva erat exstructrix templi, virtutis amatrix,
Quem pia dextra Dei sanctae jungat requiei,
Vivat ut in coelis hoc Orci (?) erepta querelis.

Endlich fühlen wir uns noch zu dem Geständniß gedrungen, daß wir mit unsern nüchternen Augen in dem auf demselben Blatte abgebildeten Wanderstab des heiligen Bonifacius weder den mystischen Schlüssel der altägyptischen Hieroglyphik, noch den Krückenstab der Templer, noch Titurel's in eine Krücke verwandeltes Schwert, noch auch irgend ein anderes gnostisches oder ophitisches Symbol, wie sehr wir uns auch bemühen mögen, wiederfinden können. Wir sehen in ihm weiter nichts, als einen gewöhnlichen sehr brauchbaren Wanderstab, der dem rüstigen Apostel der Thüringer und Friesen auf seinen Zügen, ohne alle weitere Beziehung, gewiß gute Dienste geleistet hat, und wir halten es nicht für wohlgethan, bey so leicht zu deutenden Antiquitäten sich in Speculationen und Muthmaßungen zu verlieren, die am Ende zu weiter nichts führen, als daß Momus mit ihnen sein schalkhaftes Spiel treibe.

Der Druck dieser Hefte ist gut und correkt, die Steindrücke sauber gearbeitet, und wir wünschen dem löblichen Unternehmen des Herrn Herausgebers, unter den Auspicien des die vaterländische Alterthumskunde so thätig fördernden Kronprinzen von Preußen, dem das Ganze gewidmet ist, einen recht erfreulichen Fortgang.

Lexicographie.

Das Encyclopädische Wörterbuch

vom Hauptmann Pierer in Altenburg, welches in Nr. 60 des Lit. Bl. ungemein beyfällig angezeigt worden ist, schreitet im Duplirschritt und mit so guter Haltung vorwärts, daß die Kritik Mühe haben wird, demselben nach- und resp. beyzukommen. Seit jener Anzeige vom Jul. 1824. sind jezt (im October) schon wieder zwey Abtheilungen erschienen:

Die zweyte des zweyten Bandes, Aufstellung bis Barret, von S. 369 bis 734, und

Die erste des dritten Bandes, Barri bis Beschneidepresse, 368 S.

Der Zweck einer möglichst ausgebreiteten Brauchbarkeit, nicht blos im Gebiet der Wissenschaften und Künste, sondern auch für die gewerbtreibenden Klassen, wird mit unverkennbarer Sorgfalt verfolgt. Um unseren Lesern ungefähr einen Begriff von dem Verhältnisse zu machen, in welchem dieses Real-Lexikon zu dem Conversations-Lexikon in Hinsicht des Reichthums an Artikeln steht, mögen hier einige Vergleichungen statt finden, wie sie willkürliches Aufschlagen darbietet.

Unter dem Artikel Babo finden wir nicht blos den Dramatiker Franz Maria B., sondern auch den kinderreichen Grafen Babo von Rohr und Abensberg, der für den Stammvater des Hauses Reuß gehalten wird, und bey dem Dichter Babo sind die Strelitzen und der Puls nicht vergessen. Zwischen diesem Artikel und Babylonien, welches im Conv. Lex. unmittelbar darauf folgt, stehen in der Encyclopädie gegen 30 Artikel, unter ihnen Babocsa und die beyden Babolna in Ungarn und Siebenbürgen; das Gebirg Baboura in Afrika; der griechische Fabeldichter Babrios sammt Literarnotizen über seine Werke bis auf Bergers Babrii fabulæ von 1816; der Eisvogel Babucard; die beyden Babur, der Sohn Beiranfars und der Nachkomme Tamerlans; Babusan, das Getränk der jurkowischen Tartarn; die Inselgruppe der Babuyanen in der Nähe der Philippinen; Baby, der Hirtenkönig von Philä und Meuchelmörder des Osiris; der Heilige Babylas, dessen Geschichte Chrysostomos beschrieben, u. s. f. Der Doppel-Artikel Babylon, Stadt und Reich, füllt 4 Spalten, und ist ungemein reich an historischen Nachweisungen. Ihm folgen die Nymph Babylonia; die Babylonica texta; die astrologischen Babylonii numeri des Horaz, die Babylonischen Felle (Hermelinfelle) der Heraldik; die Babylonischen Stunden der Chronologie; drey babylonische Thürme, nämlich der biblische, der numismatische (die Medaille Eugens von Savoyen von 1708) und der zoologische, die spindelförmige Stachelschnecke; das armenische Schloß Baborsa; der bösartige Babys der ägyptischen Mythologie, wobey selbst der Widerspruch Sylvesters de Sacy gegen Jablonski's Erklärung des Wortes angeführt ist; die Stadt Babylare am Tigris; die Inselgruppe Bacallaos, Neufoundland gegenüber, und der darnach benannte Stockfisch; Bacallar y Sana, der Kriegsgeschichtschreiber Philipps V.; die Pflanzengattung Bakasia; die Bacassanmuschel; endlich die Insel Baccalan im rothen Meere. Alle diese Dinge füllen die Lücke, welche das Conv. Lex. zwischen Babylonien und Baccalaureus offen läßt: und in dem leztgedachten Artikel liefert die vorliegende Encyklopädie noch etwas mehr, als das Conv. Lex., z. B. Nachricht vom Stifter dieser academischen Würde, und die Conjecturen über die Etymologie des Wortes.

Bey'm Aufschlagen der 1sten Abtheilung des 3ten Bandes fiel uns Bergamo, Tasso's Geburtsort, in die Augen, welches im Conv. Lex. unmittelbar an den Bergbau gränzt. Wie viel steht hier noch dazwischen! Der angenommene Name des Satyrikers Nelli, Andreas

de Bergamo; der Bergamottbaum, und der Handel mit den Bergamottzitronen; die Bergamott-Birne in allen ihren Arten, eine pomologische Skizze von 3 Spalten; die Stadt Bergam in Susiana; die fortificirte Klippe Bergançon im Bezirk Toulon; der bergangehende Kegel der Mechanik; die Villa Bergara in Spanien; der Parlamentsadvocat Bergasse und seine Schriften bis auf die von 1807 de la propriété; der Bergbalsam (Asphalt); endlich die Bergbasilie (Thymus). Und bey alle diesem Ueberschuß an Artikeln ist der Artikel Bergbau gegen den des Conv. Lex. ein Riese neben einem Zwerg: er füllt 8 Spalten, und läßt nichts Bedeutendes dieses wichtigen Zweiges der menschlichen Industrie unberührt.

Dieß wird hinreichen zum Beweis, daß die Pierer'sche Encyclopädie auch den Besitzern des vielverbreiteten Conv. Lex. kein überleyes Möbel im Hause seyn wird, und weiter sollte hier nichts bewiesen werden. Jenes frühere Werk entspricht nichts destoweniger seinem ungleich beschränkteren Zwecke, es macht auf so umfassende Brauchbarkeit für die verschiedensten Stände und Geschäfte keinen Anspruch, und würde, selbst ohne die sich stets mehrenden Supplementbände, gleich Anfangs ein Ungethüm von einem Buche geworden seyn, wenn es in seiner Manier, die auf Belebung des Interesse für gewisse Gegenstände berechnet war, ganze Wissenschaften und ihre Terminologie in seine Sphäre hätte ziehen wollen.

Inzwischen glauben wir die Redaction der vorliegenden Encyclopädie erinnern zu müssen, daß auch ihr Werk, um seinen Zweck ganz zu erfüllen, nicht zu theuer werden darf. In zwölf Bänden (jeden zu zwey Thaler) hofft sie es zu enden. Das ist mäßig in allem Betracht. Aber es wird gelten, Raum zu sparen, nicht blos durch die, in der That meisterhafte, typographische Einrichtung, sondern auch durch Entfernung aller entbehrlichen Artikel, wie kurz sie auch immer seyn mögen. Und deren gibt es hier viel, sehr viel. Man hat die Gränzen zwischen einem Verbal- und Real-Lexikon noch nicht scharf genug gezogen. Daher finden sich denn auch in den neuen Lieferungen Artikel wie: „Befragen, sich mit einer Frage an Jemanden wenden;" Befreyen und der Unterschied des Wortes von Retten, auch dessen (eigentlich wohl unrichtiger) Gebrauch für frey machen, z. B. Briefe frankiren; Behexen, wo blos auf Hexe verwiesen wird; Befeuchten, wo durchaus keine technische Bedeutung angegeben ist; Beflecken, welches nur bey den Schuhmachern technisch, wobey aber hier selbst die bildliche Bedeutung angegeben ist, z. B. das Gewissen beflecken. Erklärungen dieser Art gehören in die Sprach-Wörterbücher; sie sind dem Ausländer willkommener, als sie dem Inländer nöthig sind, und beschränken den Raum für Sachnotizen, welche dieser hier sucht.

Das ist der einzige erhebliche Fehler, den wir zu rügen wissen.*) Beachten die Haupt- und Subredactoren diese Mahnung; so läßt sich hoffen, daß sie nicht nur versprochenermaßen in dem Zeitraume von vier Jahren, sondern auch auf dem Papierraume von 12 Bänden, ihre schwierige Aufgabe befriedigend lösen werden. So viel es unser Raum erlaubt, werden wir ihnen darin von Zeit zu Zeit folgen.

---

*) Ich pflichte diesem Urtheil bey in Folge verschiedener Versuche, die ich mit dem ersten und zweyten Bande gemacht habe, indem ich von Zeit zu Zeit die ungewöhnlichsten Wörter, die mir eben einfielen oder vorkamen, darin aufsuchte; und ich wüßte nicht, daß ich eines vermißt hätte, außer etwa den Ajayapâla (einem Sanskrit-Idiotikon, s. Schlegels Ind. Bibl. Bd. 1. Heft 3. S. 299) und dem Sanskrit-Buchstaben Anusvera. Der Amara-Kosha (das indische Wörterbuch in Gedenkversen) fand sich richtig unter dem Namen seines Urhebers Amara-Deva, und nicht nur die mythologische Anusuya war da, sondern auch die dramatische aus der Sakontala. Unter den Agrionien fand ich sogar angedeutet, daß die Abendzeitung (sehr gesuchter Weise) ihre Räthselspiele so nennt; wogegen ich freylich unter Alemannen die Erwähnung der alemannischen Mundart (z. B. in Hebels Alem. Gedichten) vermißte, und aus dem mexikanischen Könige Ajaraca nicht recht klug werden konnte, welcher auch Araiaca heißen soll, statt dessen aber am betreffenden Orte nur ein Arajacatl auf dem Throne von Mexiko sich findet. Er ist aus dem 15ten Jahrhunderte; bey jenem aber ist gar keine Zeit angegeben. Eine Hauptsache, die hier nicht genug empfohlen werden kann, ist übrigens Quellen-Anführung, Anführung Einer Quelle wenigstens, besonders bey sehr kurzen Erklärungen schwieriger Begriffe, wie z. B. Akschara, für Om (die indische Ananke, die fatalistische Unvermeidlichkeit ungefähr). Anoplotherion ist vermuthlich ein Druckfehler (für Anoplotherion i. e. ein urweltliches Thier, das man nicht mehr zu sehen bekommt), und daß unter Allopathie die neueste Bedeutung des Wortes (Gegensatz der Homöopathie oder — Alektryo-Anthropathie) nicht bemerkt worden ist, läßt sich mit der Wandelbarkeit solcher Mode-Ausdrücke entschuldigen, obwohl es eher, als die obgedachten Hell'schen Agrionien, seinen Platz verdient haben möchte.

Ueber die außerordentliche Reichhaltigkeit des Werkes in den verschiedenartigsten und gangbarsten Fächern hab' ich verschiedene gelehrte Freunde vernommen, und es war nur Eine Stimme darüber. Nur im Fache der alten Geographie wäre der Redaction noch ein tüchtiger Mitarbeiter zu wünschen; denn es fehlen die Artikel: Aleisus, Almona, (vermuthlich die Altmühl, wo aber auch diese Vermuthung fehlt) Angili, Arbalo, (Plinius XI, 17), Armalausi, Arochiranni, Arsonium, Austeravia (Plin. IV, 13), Alociæ insulæ und noch einige andere.

Müllner.

Nr. 16.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 25. Februar 1825.

Ueberblick der englischen Literatur.

VI.

Geschichte. Der Kampf der Griechen hat bekanntlich in England später als in Deutschland und der Schweiz thätige Theilnahme gefunden. Erst nach der Verheerung Scio's wurden ausschließend für die unglücklichen Bewohner dieses Eilandes etwa 200 Pfund in Edinburgh gesammelt, während die Gesellschaft der Freunde — die Quäker — unter sich eine Beysteuer von 8000 Pfund zusammenbrachte, die aber, bey der gewöhnlichen prunklosen Mildthätigkeit dieser Gemeinde, nicht offenkundig ward und durch ihre frommen Bedenklichkeiten dem Zwecke eines gewaltsamen Widerstandes gegen den Tyrannen entzogen wurde. Sonst trug England für die rühmliche Sache nicht viel anders bey, als — Flugschriften, und der darin den Griechen beygelegte, oder den Europäern empfohlene Entschluß, alle Türken zu verjagen, ist schlau zu dem Vorgeben benuzt worden, daß man gegen die Türken nicht redlich verfahre. Die Stiftung eines eigenen Ausschusses für die griechische Sache (Greek Committee) sollte den Anstrengungen ihrer Freunde eine wirksamere Richtung geben und die zweckmäßige Verwendung der gesammelten Beyträge sichern. *) Die Unterzeichnung zu diesen Beysteuern wurde im Mai 1823 eröffnet, und man fand es in England nicht mit Unrecht auffallend, daß unter 300 Unterzeichnern nicht mehr als 12 aus jener, gegen 15,000 Mitglieder zählenden geistlichen Gesammtheit, die mit zeitlichen Gütern zum Theil überreichlich gesegnet ist, zu finden waren. Die Bemühungen der Griechenfreunde hatten dennoch, wie bekannt, glücklichen Erfolg. Zu denjenigen, welche sich gleich anfänglich eifrig für diese verwendeten, gehörte auch Eduard Blaquiere, bekannt durch seine Briefe über die Küstenländer und Inseln des mittelländischen Meeres und seine 1822 erschienene geschichtliche Uebersicht der spanischen Revolution. Er reiste zu Anfange des Mais 1823 von London ab, landete aber, weil er in Rom aufgehalten wurde, erst zu Ende des Monats in der Bucht Pyrgos, der Insel Zante gegenüber. In seinem Report of the present state of the greek confederation (London 1823), machte er das für die Griechen vortheilhafte Ergebniß seiner Beobachtungen bekannt. Umfassender ist seine spätere Schrift: The Greek Revolution, its origin and progress, together with some remarks on the religion, national character — in Greece (London 1824. 8. mit einer Karte), eine beredte Darstellung des griechischen Freyheitskampfes bis zum Schlusse des Feldzuges von 1823, und wenn auch immer der eifrige Freund der griechischen Sache spricht, und das Buch daher nicht jene frostige Unpartheylichkeit hat, womit man etwa den Krieg zwischen zwey Südsee-Inseln erzählen könnte, so wird doch selbst ein christlicher Türkenfreund die Berichte nicht verwerfen können, die auf Nachforschungen an Ort und Stelle, und auf die Erzählungen von Augenzeugen sich gründen. Ein Werk der Art ist gerade jezt Bedürfniß, da wir von den Hülfsmitteln der Griechen und ihren Hoffnungen auf glücklichen Erfolg so wenig Kunde haben. Die einfache Erzählung zeigt uns die tapfern Anstrengungen des Volkes, seinen unbegränzten Haß gegen seine Unterdrücker, seinen Muth, seine Beharrung und Geduld unter allen Entbehrungen und seine glänzenden Kriegsthaten, wodurch es bis jezt alle Türkenschwärme, die in das schwierige Land eindrangen, vernichtet, und den lange bestrittenen Kampfpreis beynahe errungen hat. Wir sehen hier seine unerschütterliche Standhaftigkeit und seinen ruhigen, besonnenen Entschluß, zu siegen oder zu sterben. Auf diesen Punkt ist der Kampf gekommen; Griechen und Türken können nicht mehr neben einander leben, ein oder der andere Theil muß vernichtet werden, und nach aller Wahrscheinlichkeit sind die Griechen bestimmt, in dem Lande ihrer Altvordern ein neues Leben im Sonnenglanze der Freyheit und der Bildung anzufangen. Blaquiere beginnt mit einer unnöthigen Rechtfertigung

*) Unter der Aufsicht des Ausschusses werden jezt einige junge Griechen, die Söhne angesehener Männer, die Blaquiere nach England brachte, in London erzogen.

des Aufstandes der Griechen. Wozu ihr Recht auf einen, nach der Eroberung von Constantinopel zwischen den Türken und Griechen angeblich geschlossenen und von jenen gebrochenen Vertrag gründen? Nichts konnte die Griechen verbinden, sich der türkischen Unterdrückung zu unterwerfen, und sie zerrissen kein Band, als sie zur Vertheidigung ihres Lebens und ihres Eigenthums sich erhoben. Gewalt war das einzige, was zwischen beyden Partheyen galt, und die eine war so befugt als die andere, sich derselben zu bedienen, wenn es ihr ersprießlich war. Unter den vorbereitenden Ursachen, welche die Befreyung der Griechen herbeyführten, erscheinen auch hier die Fortschritte der Geistesbildung als die wichtigsten. In den letzten dreyßig Jahren waren diese Fortschritte rasch. Alle Volksklassen belebte ein eifriges Verlangen, mit der Literatur ihrer Väter, und mit der Bildung des neueren Europa bekannt zu werden. Das aufwachsende Geschlecht brachte aus den berühmtesten Schulen des Auslands Kenntnisse mit, und erweckte Sinn für geistige Veredlung in der Heimath. Mit der Verbreitung von Kenntnissen, wofür neu entstandene Schulen sorgten, wurde in dem Volke das Gefühl seiner Herabwürdigung geschärft, und lebhafter das Verlangen, sein verhaßtes Joch abzuwerfen. Die Türken waren bey der ihnen eigenen Unwissenheit und Rohheit durchaus unvorbereitet auf den drohenden Sturm. Sie sahen kein Zeichen der Gefahr in den Fortschritten der Bildung, welche die Grundpfeiler ihrer Gewalt täglich mehr untergruben und die Griechen aus einer Heerde duldender Sklaven in ein edleres Geschlecht umwandelten, in dessen Brust die Gefühle empörter Freyen glühten. Den verbreiteten Kenntnissen verdankten die Griechen, und besonders die Bewohner der Eilande im ägeischen Meere, ihre Fortschritte in der Schiffahrt, die den türkischen Handel fast ganz in ihre Hände brachten. Blaquiere folgt der Geschichte des Aufstandes von den ersten Ausbrüchen der weit verzweigten Verschwörung, die in Servien und in der Wallachey begannen, bis in die neuesten Zeiten. Sein Bericht von den merkwürdigen Feldzügen von 1822 und 1823 enthält viele schätzbare Nachrichten, besonders auch über die Hauptanführer, z. B. Demetrius Ypsilanti, Kyriakonti, Colocotroni, Maurocordato, und dieser erscheint auch hier ganz anders, als ihn der offenbar gegen ihn eingenommene Oberst Stanhope schildert. Wir wollen nur seine Erzählung der den Griechen so bitter vorgeworfenen Ereignisse bey der Einnahme der Stadt Tripolizza ausheben. Ein griechischer Heerhaufen von 5000 Mann, der schlecht bewaffnet, ohne Kriegszucht, und fast ohne alle Kriegsbedürfnisse war, berennte den Ort, wo mit der türkischen Besatzung, 20,000 Menschen eingeschlossen waren, die an allen Lebensbedürfnissen Mangel litten. Die angeknüpften Unterhandlungen wurden von den Türken dennoch, in der Hoffnung auf Entsatz, in die Länge gezogen, als ein zufälliges Ereigniß das Schicksal der Belagerten entschied. Am 5. October sollen die Bedingungen der Uebergabe mündlich verabredet worden seyn, kaum aber war dieß geschehen, als ein Zufall die Verabredung aufhob und die furchtbare Entscheidung herbeyführte. Einige griechische Soldaten näherten sich dem Stadtthore und verhandelten, wie gewöhnlich, den türkischen Schildwachen Obst. Die Türken waren so unvorsichtig, Beystand zu leisten, als die Griechen mit einem großen Korbe voll Trauben die sechs Fuß dicke Stadtmauer erstiegen, und vertauschten gegen die Früchte ihre Waffen. Kaum waren die Griechen oben, als sie die Türken hinabstürzten, das Thor, das einzige befestigte, ihren Gefährten öffneten, und das Panier des Kreuzes aufpflanzten. Der Anblick dieses Zeichens wirkte mit unwiderstehlicher Gewalt auf das Kriegsvolk im griechischen Lager, das nun von allen Seiten zum Sturme heran eilte. Der einmal ausgebrochenen Unordnung ließ sich nicht Einhalt thun, da nun die Türken alsbald ein lebhaftes Geschütz- und Gewehrfeuer von der Feste und den Wällen begannen. Die Anführer der Griechen wurden von dem Strome fortgerissen. Die Thore wurden erstürmt, die Mauern erstiegen, und es erfolgte ein wüthender Kampf in den Straßen und in den Häusern. Vor Sonnenuntergang hatten die Türken für ihren Widerstand mit dem Leben gebüßt, und es sollen ihrer gegen 6000 umgekommen seyn. So lautet die Erzählung, und alle Umstände erwogen, ließ sich kaum etwas anders, als dieses furchtbare Ergebniß erwarten. Man bedenke nur die Lage beyder Partheyen, die der lange Kampf erbittert hatte, und man wird nicht erwarten können, daß die Ueberwinder den Sieg mit Mäßigung hätten genießen sollen. Die Türken, die jeden Griechen, der in ihre Hände fiel, ohne Unterschied dem Tode weihten, waren ja die Urheber dieser Grausamkeiten, und man brauche sich weder zu wundern, noch die Griechen so bitter zu schelten, weil sie die gegen sie verübten Gräuel einmal vergolten haben. Blaquiere schließt sein Buch mit Bemerkungen über den Charakter der Griechen, und die großen Hülfsmittel, welche ihr Land ihnen darbietet, und die zeither in den Händen der Türken waren. Fast neunzehn Zwanzigtheile des Bodens gehörten sonst türkischen Eigenthümern, und die Griechen waren in die Gebirge gedrängt, um die fruchtbaren Thäler ihren barbarischen Gebietern zu überlassen. Welches reiche Land wird unter einem fleißigen und veredelten Volke hier aufblühen und welcher Gewinn wird es für die gesittete Welt werden! Es läßt sich nicht begreifen, was für ein Gefühl es seyn könnte, das darin einen Genuß fände, wenn Barbaren, die das Land veröden, und die Bewohner niedermetzeln, oder zu Sklaven verkaufen, hier den Sieg errängen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte.

Geschichte unserer Zeit seit dem Tode Friedrichs des Zweyten, von Karl Adolph Menzel. Erster Theil. Bis zum Frieden von Campo Formio. Berlin 1824. bey Dunker und Humblot. 724 S. 8.

Daß die Geschichte die Lehrerin der Menschheit sey, ist eine so alte, oft wiederholte, und darum von Vielen für unbedingt wahr gehaltene Bemerkung, daß wir sie hier nur deßhalb wieder anführen, um dagegen zu bemerken, daß man wohl mit größerm Rechte die Geschichtschreiber die Lehrer der Menschheit hätte nennen sollen. Denn so wie einem denkenden Geiste, dem schon auf anderm Wege die Ahnung von dem Daseyn Gottes sich enthüllt hat, ein Blick in die Natur jene Ahnung zum Glauben erheben kann, schwerlich aber ohne jene Ahnung denselben zuerst in dem Gemüthe wecken wird, also möchte auch wohl die Geschichte an sich als die Reihenfolge von mannigfachen Erscheinungen im Gebiete der Menschheit sich als Lehrerin derselben kaum bewähren können, wenn nicht Geister aufgetreten wären, welche, von dem Bedürfnisse getrieben, dem Geiste der Einheit, Ordnung, vor Allem aber dem des moralischen Zusammenhanges der menschlichen Zustände, der ihr Inneres erhellt und geläutert hatte, auch in der Außenwelt zu begegnen, die Geschichte in diesem Sinne aufgefaßt und dargestellt hätten. Nun erst traten die einzelnen Ereignisse in ursächlichen Zusammenhang, nun erkannte der Hörer oder Leser auch hier das bessere Leben, das organisch beseelend durch das Chaos des Geschehenen waltet, nun begegnete er dem Weltgeiste, der, die Wage des Rechts und der Tugend haltend, belohnend und strafend durch die Zeitalter schreitet und sich in den engen Gränzen des Lebens der Einzelnen oft so glänzend offenbart, wie in den weitern ganzer Staaten und Reiche. Der Geschichtschreiber ist also der wahre Lehrer der Menschheit. Allein deßhalb braucht er nicht gerade sich als solchen zu zeigen, d. h. in seiner Person hervorzutreten und zu sagen: Seht! dazu soll euch das oder jenes, was ich euch erzählt habe, nützen. Er kann es thun, und es mag oft heilsam seyn, wenn er es thut, ja es kann historische Stoffe geben, die es fast zu fordern scheinen, wenigstens für Leser einer gewissen Zeit, allein er kann auch seine Darstellung nur so ordnen, die handelnden Personen als die Quellen der Begebenheiten so tief in ihrem geheimnißvollen Leben ergreifen und so sprechend charakterisiren, daß der denkende Leser von selbst das Resultat erfaßt, welches sich aus dem Dargestellten ergibt. Dieser leztern Art, die Geschichte zu behandeln, pflegt man, vorzüglich wohl, weil sie die Alten liebten und fast einzig wählten, oder weil sie den Forderungen näher kömmt, die man an ein Kunstwerk machen muß — was freylich in gewissem Sinne jedes Werk menschlicher Rede seyn soll — fast unbedingt den Vorzug vor der erstern zu geben, allein wenn ein Werk der erstern nur ist, was es seyn soll, so möchten die Wagschalen wohl gleich stehen, ja wir wissen kaum, ob wir nicht noch mehr dadurch angezogen werden würden, als durch ein gleiches Werk der leztern Gattung, da es neben der Befriedigung, die dieses bietet, auch noch den Genuß gewährt, den Widerschein des Gebildes in der Seele des Schaffenden zu gewahren, und einen Blick thun zu können in die kleinere, oft aber edlere Welt des Gemüths, an dem die Schatten der größern äußern vorüber schweben. Ein solches Werk nun ist das vorliegende. Der Verfasser hat sich einen Stoff gewählt, dem in Hinsicht auf welthistorische Bedeutsamkeit nur wenige gleichkommen möchten — die französische Revolution — denn, wenn er gleich sein Werk: Geschichte unserer Zeit überschrieben hat, so ist doch dieser Titel umfassender als der Inhalt, und es ist die genannte merkwürdige Weltbegebenheit, welche ihn fast ausschließend beschäftigt. Und in der That ist auch eine solche Erscheinung am meisten geeignet, die Begebenheiten, die ihr vorgingen, und die ihr folgten, in das gehörige Licht zu stellen, und den innigen Zusammenhang oder das tiefere Leben der Weltgeschichte fühlbar zu machen. Dieses thut denn Herr Menzel mit ausgezeichnetem Glücke. Er beginnt mit der Darstellung der Lage Preußens und Deutschlands nach Friedrichs Tode und zeigt hier in dem uns näher liegenden öffentlichen Leben schon die Keime jener materialistischen Weltansicht, welche in dem für den lebhafteren Umtrieb geistig-sinnlicher Kräfte empfänglichern Frankreich potenzirt und über alle Schranken getrieben, endlich eine Erscheinung hervorbrachte, die als ein furchtbares Schreckbild durch alle Jahrhunderte schreiten wird. Diese materialistische Weltansicht nun, die sich der Regenten so wie der sogenannten Weltweisen jener Zeit bemächtigt hatte, ist aber nicht in dem Sinne so genannt, als hätte sie das geistige Leben dem Genusse roher Sinnlichkeit unterordnen, oder jenes ganz aus der Berechnung ihrer Zwecke tilgen wollen, vielmehr waren es eben Ideen oder Gedanken, für die sie zu wirken, geistige Genüsse, die sie zu sichern schien. Aufklärung und Freyheit waren ihr Losungswort. Aber sie begriff darunter nur, was der kalt rechnende, immer nur auf die Erscheinung gerichtete Verstand, nicht was die höher strebende Vernunft, bestrahlt von dem Glauben an jene moralische Weltordnung, sich darunter denkt und denken muß. Diese Ansicht steht jener gerade entgegen, und der Verfasser nennt sie mit Recht die sittlich-religiöse, zu welcher sich denn nun auch — was man mit dem innigsten Danke gegen die Vorsehung zu erkennen hat — jezt laut und öffentlich die Herrscher Europa's bekennen.

Eine Stelle in dem Kapitel: Von den vorbereitenden Ursachen der französischen Revolution S. 86 und 87 mag hier Platz finden, theils um zu zeigen, auf welchen Standpunkt sich der Verf. erhoben hat, um mit voller Geistesfreyheit seinen Stoff zu überschauen und zu beherrschen, theils um zugleich eine Probe seiner Darstellungsart und seines Styls zu geben.

„Es waren die Grundsätze (die materialistischen nämlich) dieser unzufriedenen, den Theorien aufsätzigen Weltweisen im Wesentlichen ganz übereinstimmend mit denen der aufgeklärten Fürsten und Minister, nur daß diese, die bey der Anwendung Rücksichten nahmen, und Schonung beobachteten, länger damit haushielten, als jene, welche die volle Kraft derselben in Bewegung gesetzt haben wollten, und als ihnen der Versuch gestattet ward, die Grundlage der menschlichen Gesellschaft damit über den Haufen warfen. Denn die neue Weisheit war nicht aus der wahren, die göttlichen Gesetze der Weltordnung anerkennenden Betrachtung der menschlichen Dinge entsprungen, sie ward nicht aus der Fülle lebendiger Ideen genährt, sie hatte kein mannigfaltiges, von der Natur und Geschichte getragenes, durch Kraft gewaltiges, durch Liebe vermitteltes, durch die Kirche geheiligtes Daseyn, keine höhere geistige und bürgerliche Entwickelung der Staaten und Völker in's Auge gefaßt, sondern erzeugt aus dem dürren Boden des Verstandes und — genährt durch die mathematische Anschauung wähnte sie in Zahlen und geometrischen Figuren die richtigen Formen im Allgemeinen begriffen, die Grundlagen und Zielpunkte des Lebens gefunden zu haben. Natur und Wirklichkeit stellen überall ein Mannigfaltiges dar, dessen innerer Zusammenhang mehr oder minder deutlich erkannt, dessen verborgener Zweck mehr oder minder lebendig als ein von Gott gesatzter geglaubt wird; das ist die Vernunft und die Religion des Menschengeschlechts. Wenn aber der Verstand, dieses der Vernunft untergeordnete Seelenvermögen, welches blos das Aeussere der Erscheinungen wahrnimmt und in Begriffen verbindet, als selbstständige und einzige Erkenntnißkraft in jenem Aeussern das ganze Daseyn zu fassen und anzuordnen meynt, dann entsteht die traurige, alle Schönheit des Lebens zerstörende, alle Wärme des Gefühls, alle Kraft des Glaubens austreibende Weisheit, welche alle Gestaltungen nach geraden Linien richten, alle Mannigfaltigkeit durch einförmige Vierecke verdrängen, alle Personen durch Nummern ersetzen, alle Handlungen durch äußere Vorschriften und Zwecke bestimmen will, und indem sie das Geistige läugnet, nur der Materie Wirklichkeit zuerkennt, in ihrer folgerechten Entwickelung nicht blos mit dem Gottesglauben die Kirche, sondern auch mit der Vaterlandsliebe den Staat aufheben würde." —

Dieses ganze Kapitel enthüllt überhaupt den scharfen Blick des Verfassers, womit er in das Innere, nicht nur der socialen Lebensverhältnisse jener Zeit, sondern auch des menschlichen Gemüths einzudringen und glänzende Täuschung von Wahrheit, das Wesen vom Scheine zu sondern vermag. Auf gleiche Art führt er nun den Leser von einem Entwickelungsmomente des großen Trauerspieles zum andern, und ohne zu verkennen, welche herrliche zur Erweckung und Rührung eines höhern, edlern Lebens taugliche Elemente sich bey dem großen Verwesungsprozesse des bürgerlichen Lebens jener Zeit entwickelten, hält er doch immer den Prüfstein fest, auf dem die Thaten des Menschen ihre Probe bestehen müssen, wenn sie der Bewunderung auch der Nachwelt werth bleiben sollen. Seine wahrhaft menschliche Theilnahme an dem Schicksale so vieler einzelnen Unglücklichen, deren Name die Geschichte aufbewahren muß, weil sie so hoch im Leben standen, daß sie gleichsam als Marksteine desselben gelten können, hindert ihn nicht, die Ursachen aufzufinden, warum sie so unglücklich werden mußten, und warum keine göttliche und menschliche Gewalt sie ihrem Schicksale entreißen konnte, ohne die ewigen Grundgesetze der Natur umzukehren. Welche Warnungsstimmen läßt er uns vernehmen bey dem Gange des Benehmens Ludwigs XVI, während der furchtbare Abgrund, der ihn endlich verschlang, sich nur drohend öffnete! wie fest bleibt sein Blick auf das ewig Wahre gerichtet, als er nicht ohne tiefe Rührung sogar mit einiger Bewunderung am Schaffotte der hochherzigen Charlotte Corday verweilt! ja, wie menschlich und unbestochen durch eitlen Glanz und Schimmer bewährt er sich immer, wenn er die Thaten auch derer schätzt, die von einer einseitigen Weltansicht erhoben, nicht selten vergöttert worden sind. Dürfte man sich doch der Hoffnung hingeben, daß dieses treffliche Buch von Allen gelesen und wieder gelesen werden möchte, denen die Vorsehung die Regierung der Völker anvertraut hat! Es ist kaum glaublich, sagt der Verfasser in der Vorrede, wie wenig verhältnißmäßig die Geschichte der drey letzten Jahrzehende im Zusammenhange gekannt, wie schnell sie selbst von denen, an deren Blicken die großen Auftritte vorübergegangen sind, vergessen worden ist; nur daraus erklärt es sich, daß Grundsätze, die durch gar nicht alte Erfahrungen schlagend genug widerlegt sind, fortwährend Anhänger und Märtyrer finden. Und wir setzen hinzu, daraus erklärt sich's auch, daß man gegen gewisse Krankheiten noch immer Heilmittel anwenden will, deren Unzulänglichkeit, ja Schädlichkeit die Erfahrung gleichfalls evident bewiesen hat. Nichts aber geht so deutlich und überzeugend aus dem ganzen trefflichen Buche hervor, als die Wahrheit, daß, wer nur irgend berufen ist, es sey durch Wort oder That, durch Lehre oder Leben auf seine Zeitgenossen zu wirken, die Zeit und ihren Geist genau kennen lernen muß, damit er nicht im ohnmächtigen Versuche, dem Rade des Weltgeschickes in die Speichen zu greifen, von demselben zerschmettert werde, und dann daß es nur eine wahre Weisheit oder Klugheit auf dem Throne wie in der Hütte gebe: Redlichkeit und Wahrheit! —

X. x.

Nr. 17.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 1. März 1825.

Noch einmal über Lord Byron.

Noch einmal über Lord Byron! ja! und es ist recht, daß wir die schöne Muse, bis uns etwa wieder ein großer Mann gegeben wird, damit füllen, diesen recht kennen zu lernen. Dieses gelang uns bis jezt nicht; denn seine Werke, so viel Charakter sie haben, reichten nicht dazu hin, weil das Bild, zu dem sie uns die Züge verliehen hatten, durch das unaufhörliche Geklatsche, dem der Mann, vor Allen unsrer Zeit, ausgesezt war, unser Urtheil unsicher machte. Er war diesem Geklatsch vor allen berühmten Männern unserer Zeit ausgesezt — aus dem sehr einfachen Grunde, weil sich schon sehr früh die Damen damit befaßt hatten, ihm eine Reputation zu machen. Um zu dieser Ehre zu kommen, muß ein Mann freylich irgendwo Anlaß gegeben haben, und unter den tausend Fabeln, die von Byron erzählt wurden, war gewiß auch eine, ohne daß wir sie bestimmt andeuten können, die wahre Begebenheit dieses Anlasses. Seit Mrs. Lambs Glenarvon *), wurde kaum in einem englischen Roman (er hätte denn Walter Scott nachahmen müssen, wo dergleichen Charaktere außer dem Kostüme sind) ein Lovelace geschildert, daß sich die Wissenden (in Deutschland) nicht zuflüsterten: der oder die Verfasserin hat darin wollen Lord Byron schildern. Nun der Mann todt ist, bricht alles Ueble auf sein Andenken ein, das seine Berühmtheit und der Zeitläufte Schreibkitzel und Büchermacherbedürfniß herbeyführen kann. Man reduzirt seine Größe endlich auf Nichts, durch die Raubseligkeit, mit der man alle kleinsten Kleinigkeiten, die man von ihm erwischen kann, zur Buchhändlerwaare macht. Lernten wir doch endlich die Todten dadurch ehren, daß wir ihr Wirken auf Erden aufrecht hielten oder beförderten, also hier, Byron's Dichtungen fortlesen und zu verstehen trachteten. Gilt es einer seelenkundigen Geschichte des Todten, so erfordert es, diese zu verfassen, einen höheren, heiterern Gesichtspunkt, als seine Lobpreisler oder Verlästerer bisher erreicht hatten. Bis dahin sezt sich der Dichterfreund und Seelenforscher aus den Bruchstückchen von Wahrheit, die er aus der Byronsflut, die jezt den Pressen entströmt, auffischen kann, ein Bild des berühmten Mannes zusammen, was dem Charakter seiner Dichtwerke entspricht, und durch diese hinwieder bestimmt wird. Viele recht schäzbare Bruchstücke zu diesem Behufe fanden wir unerwartet in einer Correspondance de Lord Byron avec un ami, comprenant outre la correspondance, les lettres écrites à sa mère, de Portugal, de l'Espagne, de la Turquie, et de la Grèce dans les années 1809, 1810, 1811, et des souvenirs et observations, le tout formant une histoire de sa vie de 1808 à 1814. Par feu R. C. Dallas. Paris, 1825. Herr Dallas war der mütterliche Oheim des jezigen Lord Byron, *) des Dichters Geschwisterkind vom Vater; also ein angeheiratheter Oheim von diesem. Die Erscheinung von Lord Byrons erstem Gedicht Hours of Idleness 1807 (Musestunden), welches zuerst die Aufmerksamkeit des Publikums erregte, bewog Herrn Dallas, der damals in London lebte, seinem jungen Vetter einen sehr verbindlichen Brief über sein Dichtertalent nach Newsteadabbey, seinem väterlichen Landsiz in Nottingham, zu schreiben. Leider hat uns Herr Dallas seine eigenen Briefe alle mit in Kauf gegeben, und sie machen bey weitem den größten Theil dieses, meistens aus sehr nichtsbedeutenden Elementen zusammengetragenen Buches aus. Der junge Lord (denn er erbte diesen Titel und sein Vermögen schon in seinem eilften Jahre von seinem Großoheim; bis dahin war er durch seines, vor seiner Geburt gestorbenen Vaters Schuld, der seiner Frauen Vermögen gänzlich verschwendet hatte, in sehr beschränkten Umständen gewesen.) Der junge Lord antwortete sehr bescheiden, kühl und höflich, und von da spann sich ein Briefwechsel zwischen ihnen an, der rein literarisch war. Byron theilte Hrn. Dallas seine

*) Ein, vor zehn Jahren erschienener, und nachmals auch im Lit. Bl. des Morgenblatts angezeigter Roman.

*) Er ist in englischem Seedienst, und erhielt gleich nach seines Vetters Tod in Griechenland den Auftrag von seiner Regierung, die Leichname des damals in London verstorbenen königlichen Ehepaars von Otaheite nach ihrer Insel zurückzubringen.

Verse mit, und nahm seine Bemerkungen und Tadel mit dem größten Gleichmuth und eifrigen Bemühen auf, seine Arbeit, da wo er die Gründe einsah, zu verbessern oder zu streichen; versagt er dieses aus Gegengründen, oder persönlicher Gehässigkeit, so thut er es auf eine bestimmte, aber gar nicht verletzende Weise. Diese Correctur hat nur für die Leser Interesse, die, selbst Dichter, und mit Lord Byrons Werken sehr vertraut, von ihm lernen wollen; außer diesem Verdienst enthalten sie kaum hie und da einen Funken von besonderem Geist, und gar nichts regelloses oder ausschweifendes. Dieser Band enthält, wie der Titel verspricht, eine Reihe Briefe an seine Mutter, während seiner ersten Reise geschrieben. Wüßte der Leser nicht, daß sie von Lord Byron wären, vertilgte man aus ihnen die in vier verschiedenen Briefen wiederholte Erwähnung seines Schwimmens über den Hellespont, und alle vier Mal mit demselben Scherz; er habe eben den Weg wie Leander gemacht, ohne daß ihm zum Lohn eine Hero in Abydos erwartet — so errieth man nie, daß sie den Dichter des Corsaren oder eines andern seiner genialischen Werke, noch überhaupt einen außergewöhnlichen Engländer zum Verfasser gehabt hatten. — Denn der Engländer verräth sich auf jeder Seite! — Genussessatt, unzufrieden, gelangweilt, ein bischen prahlhaft in seinen Reise-Planen, wankelmüthig in deren Ausführung, malen sie ein verödetes Gemüth viel mehr, als einen durchdringenden Verstand. Die Pflichtmäßigkeit, mit welcher er seiner Mutter so oft schreibt, (wobey er ihr in jedem Brief wiederholt, daß es ihm ungemein lästig ist), die Sorge, die er für ihr reichliches Einkommen ausdrückt, die Gefälligkeit, ihr einige Nachrichten, die sie kurzweilen können, zu geben, zeigen uns ihn als Sohn in einem günstigen Licht. Doch erfüllt er diese Obliegenheiten auf eine gemüthlose, ein zartes Mutterherz wohl wenig erfreuende Art. Einiges in diesen Briefen ist — vielleicht aus Gefälligkeit gegen seine Mutter — sehr trivial, z. B. die Wohlgefälligkeit, mit der er seiner schönen Uniformen in zwey Briefen erwähnt, in welchen er dem Pascha von Janina vorgestellt ward. Noch weniger gefällt uns der Ton, in welcher er des spanischen Frauenzimmers gegen seine Mutter erwähnt. Er drückt seine Geringschätzung ihres Geschlechts aus; und das gleicht Chams Unthat, welche die ersten Urkunden des Menschengeschlechts verewiget haben. Mistreß Byron starb 1811, ihr Sohn eilte, bey der Nachricht ihrer Lebensgefahr, von London nach Newstead, um sie noch zu sehen, kam aber zu spät. Als Sohn scheint demnach Lord Byron keinen Vorwurf zu verdienen, ja es mögen viele Mütter in dieser Klasse der Gesellschaft seyn, die nicht so anständig von ihren Söhnen behandelt werden — denn der obige Tadel trifft viel mehr den Menschen als den Sohn.

Spricht aus diesen Briefen an Mistreß Byron nirgend der erhabene Dichtergenius, so erwecken sie doch im Ganzen, wenn uns ihr Verfasser bekannt ist, ein wehmüthiges Mitleid. Es müssen sehr nachtheilige Umstände gewirkt haben, um einen so überlegenen Menschen so jung (er war bey seiner ersten Rückkehr aus Griechenland erst drey und zwanzig Jahr alt) so jung, lebensund genussessatt, des Glaubens an Tugend, Liebe und Treue zu berauben. Bey so vielem Geist, bey so tiefem Gefühl ist das nicht so leicht, als bey gewöhnlichen Menschen, welche ihre Jugendblüthe vergeudet haben, ehe eine der Tugenden — eine der Lebensquellen, die in Byron vertrocknet waren, nur zu entspringen Gelegenheit fanden.

Diese Briefe sind der Ausschuß einer Sammlung, alle an Herrn Dallas gerichtet, welche dieser sogleich nach Lord Byron's Tod in London durch den Druck bekannt machen wollte; Herr Dallas fragte den Vetter des Verewigten, und Titelserben, den jetzigen Lord Byron, um seine Einwilligung zu diesem Unternehmen; dieser, welcher schon mit Einschiffung der Leichen der armen Naturkinder von Otaheite zu thun hatte, und wie es scheint, sich wenig um seines edlen Vetters Ruhm annimmt, erklärte, daß er nichts dagegen hätte, und der Druck wurde begonnen. Ganz anders dachten die andern Verwandten des Lords, besonders seine Schwester Mistreß Leigh, und brachten es endlich dahin, daß der Druck durch einen Befehl des Lordkanzlers untersagt ward. Herr Dallas entschloß sich nun, diese Briefe, nebst seinen Einschaltungen in Paris drucken zu lassen. Wahrscheinlich hat er, um die Publizitätsscheue der Byron'schen Verwandten nicht zu rechtfertigen, die Briefe des Verstorbenen sehr ängstlich gesichtet — ob das gut oder nicht gut ist, berührt einen widrigen, auch in Deutschland geführten Streit. Wenn über eines Privatmanns Leben etwas gedruckt wird, ist er kein Privatmann mehr, und kein Verschweigen nützt, sondern erinnert alle Unterrichtete nur an das Unterdrückte, und befördert dessen Bekanntwerden und Verdrehen. Von trivialen Menschen sollte man überhaupt schweigen und wichtige nicht nur loben, nicht nur das so genannt Unschädliche, sondern würdig und schonend die ganze Wahrheit sagen; denn nur alsdann lerne ich durch eine solche Darstellung das Schöne in dem Menschen bewundern und vor seinen Schwächen blicke ich in den eigenen Busen, und schweige mit Dank zu Gott oder edelem Entschluß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueberblick der englischen Literatur.

VI.

(Fortsetzung.)

An Blaquiere's Werk schließen sich als eine Darstellung der neusten innern Verhältnisse Griechenlands die Briefe des Obersten Stanhope: Greece in 1823 and 1824, being a series of Letters on the greek Revolution, written during a visit to that country. By the Hon. Col. Leicester Stanhope. London 1824. 8. Der Oberst wurde von dem griechischen Ausschusse abgesandt, hauptsächlich zu dem Zwecke, die Partheyen, worein das Land getheilt war, auszusöhnen, und sie für die gemeinschaftliche Sache zu vereinigen, die Gründung von Schulen, Posten, Spitälern, die Einrichtung eines Laboratoriums für die Artillerie, die Einführung der Preßfreyheit und einer zweckmäßigen Kriegsverwaltung zu befördern. Er hat, trotz seiner thätigen Bemühungen, wie es scheint, nicht viel bewirkt, doch ist etwas geschehen, und wenn man die großen Schwierigkeiten erwägt, die sich ihm bey den Partheyungen des Landes entgegen setzten, so muß man sich wundern, daß auch nur so viel vollbracht ist, und es als eine gute Vorbedeutung glücklicherer Erfolge ansehen. Er mußte nach einem kurzen Aufenthalte Griechenland verlassen, weil seine Vorgesetzten, wie man sagt, auf die Beschwerde der türkischen Regierung, ihm die Rückkehr geboten. Seine Schrift, die bald in einer deutschen Uebersetzung zu lesen seyn wird, enthält die Berichte, die er an den Ausschuß geschickt hat, und ist reich an Nachrichten, die über die innere Lage des Landes, bis kurz vor den neuesten glänzenden Ereignissen viel Licht verbreiten. Die Ansichten und Absichten der verschiedenen Partheyen und die Charaktere der Volksführer werden geschildert, doch scheint der Oberst selbst nicht immer partheylos geblieben zu seyn. Wenn die Vorwürfe gegründet sind, welche die griechische Zeitung: der Gesetzfreund, ihm unlängst gemacht hat, so paßt seine Schilderung des Partheyenkampfes jetzt überhaupt nicht mehr. Man behauptet, er sey durch die Umtriebe der Unruhestifter auf seine falschen Ansichten geleitet worden, und in seiner vorgefaßten Meynung habe er die Auszahlung der griechischen Anleihe in London für den Augenblick einstellen zu müssen geglaubt. Dadurch sey die Verzögerung der griechischen Rüstungen die Folge gewesen, was dann die Unfälle von Casso und Ipsara herbeygeführt habe. Mit Lord Byron kam Stanhope mehrmals in unfreundliche Verhältnisse, weil dieser mit den Ansichten des Ausschusses nicht immer einstimmig war, und auf der Seite des Fürsten Mavrocordato stand. Auffallend genug ist es freylich, daß Byron, der Verfechter freysinniger Grundsätze, in Griechenland gegen die Preßfreyheit war, und sich von dem Obersten den Vorwurf zuzog, er zeigete sich, wo es auf's Handeln ankäme, als ein Türke. Stanhope gibt manche gute Nachrichten über die gesellschaftlichen Verhältnisse des Landes. Griechenland ist in Bezirke und Unterbezirke eingetheilt, die zunächst unter Präfekten und Unterpräfekten stehen. Jede Gemeinde wählt einen Präsidenten, der unter dem Primas des Bezirkes steht, und beyde empfangen Befehle von dem Unterpräfekten. In jedem Bezirke und Unterbezirke ist ein Gerichtshof. Der Präfekt steht unter dem Minister des Innern. Jeder Bezirk hat einen Friedensrichter, der in allen Sachen entscheidet, deren Gegenstand nicht über hundert Piaster beträgt. In Sachen unter fünfzig Piastern findet keine Berufung auf den höhern Richterstuhl statt. Der Friedensrichter kann keine höhere Strafe, als dreymonatliche Gefangenschaft verfügen, und darf körperliche Züchtigung in eine Geldstrafe verwandeln, die jedoch nicht über 150 Piaster gehen kann. Von diesen Entscheidungen findet keine Berufung statt. Alle Urtheile müssen öffentlich und schriftlich gegeben werden. Die Untergerichtshöfe entscheiden über bürgerliche und peinliche Sachen und Handelsangelegenheiten, und an sie geht die Berufung von den Friedensrichtern. Von den Entscheidungen der Appellationsgerichte in bürgerlichen Sachen und Handelsangelegenheiten findet keine weitere Berufung statt, wenn der Gegenstand nicht über 4000 Piaster werth ist, im entgegengesetzten Fall aber kann die Appellation an den Obergerichtshof Griechenlands gehen. In peinlichen Sachen kann nicht appellirt werden, außer wenn Todesstrafe verhängt wird, wo dem Obergerichtshofe die letzte Entscheidung zusteht. Die Kapitani sind die mächtigsten und einflußreichsten Männer in Griechenland. Sie haben eine Anzahl von Dörfern unter sich, deren Bewohner verpflichtet sind, ihnen gewisse Leistungen zu geben. Man kann sie, hinsichtlich der ihnen zustehenden Gewalt, mit den ehemaligen Stammhäuptern des schottischen Hochlandes vergleichen. Ihre Untergebenen bekommen, wenn sie im Kriege dienen, nur drey Monate lang Sold, und können ihren Häuptling nach Belieben verlassen. Die Landleute im Gebiete der Kapitani leben schlecht. Ihre Weiber werden wie Sklavinnen behandelt. In jedem Dorfe ist ein Primas, der unter dem Kapitano steht. Gewöhnlich sind einige Priester in jedem Dorfe. Eine unpartheyliche Rechtspflege gibt es nicht in den Gebieten der Kapitani. Die Priester, die Primas und der Kapitano entscheiden in allen Fällen willkürlich. Wenn eine freye Verfassung festen Grund genommen, und die Gesittung weitere Fortschritte gemacht hat, muß und wird dieser Rest der Barbarey verschwinden. — Außer diesen Beyträgen zur Geschichte der griechischen Revolution gibt auch die früher erschienene Schrift: The provisional Constitution of Greece. (London 1823) in der

Einleitung manche schätzbare historische und statistische Nachrichten. In der Dedication an den griechischen Senat wird des zweckmäßigen Vorschlages erwähnt, die vollziehende Gewalt einem für drey Jahre zu wählenden Präsidenten zu übertragen. Die Schilderung der griechischen Geistlichen und des Fanarioten-Adels *) und der allgemeinen Lage des Landes, womit diese Schrift beginnt, ist nicht zu übersehen. Der Verfasser versichert unter anderm, daß die Bewohner mehrerer Dörfer in Morea, durch den Druck ihrer Leiden erschöpft, kurz vor der Revolution im Begriff gewesen seyen, zum Islam überzugehen; wie es die Bewohner Candia's und Albaniens, durch Verzweiflung gedrängt, früher schon gethan hatten. „Es ist nicht wahr, heißt es bey dieser Gelegenheit, daß die Griechen den Urtheilsspruch, der sie zur Sklaverey verdammte, je unterschrieben haben. Von der Eroberung an bis zum Ausbruche der Revolution erhoben sie sich stets zu Aufständen, die freylich immer gedämpft wurden.“ Der zweyte Abschnitt gibt eine gute Uebersicht der Geschichte des griechischen Aufstandes. Der Verfasser thut dar, daß dieses Ereigniß und die — wie die verbündeten Mächte es nannten — verbrecherischen Umtriebe, welche die Ruhe West-Europa's störten, durchaus nicht in Verbindung gewesen sind. Die Vorfälle bey der Einnahme Tripolizza's werden erzählt, wie Blaquiere sie berichtet. Mavrokordato's Charakter und Betragen erscheinen auch hier in günstigem Lichte. Im dritten Abschnitte finden wir eine statistische Uebersicht. Die Zahl der Kriegsvölker wird auf 35,000 bis 40,000 angegeben. Man zählt gegen 20,000 Seeleute, wovon aber kaum der vierte Theil, wegen des Mangels an Kriegsfahrzeugen in Thätigkeit war. Im vierten Abschnitte, der die Ereignisse seit der Einsetzung der Regierung erzählt, wird behauptet, daß mehrere östreichische Fahrzeuge den Türken bey der Ueberrumpelung von Korinth Beystand geleistet haben, und die englisch-jonische Regierung einer entschiedenen Partheylichkeit für die Türken beschuldigt. Die Urkunde der Verfassung und die dem Buche angehängten Bekanntmachungen und Erklärungen der Regierung sind in der griechischen Urschrift beygefügt.

Literaturgeschichte. Lord Byron ist ein fruchtbarer Gegenstand literarischer Unternehmungen geworden. Zwey der merkwürdigsten Beyträge zur Kenntniß seines Charakters, die in einer frühern Abtheilung (Lit. Bl. 1824. Nr. 78.) vorläufig erwähnt wurden, sind seitdem in allen Händen. Das sehr anziehende Journal of the Conversations of Lord Byron, noted during a residence with his Lordship at Pisa, in the years 1821 and 22. By Thomas Medwin Esq. (London 1824. 4.), ist bereits in einer Verdeutschung (Stuttgart und Tübingen, Cotta'sche Buchhandlung) erschienen. Der Verfasser wurde durch Shelley mit Byron bekannt, und scheint bald der Vertraute des Dichters und seiner Freunde geworden zu seyn. Die treulose Vernichtung der hinterlassenen Denkschrift Byron's gab ihm, wie er selbst gesteht, die nächste Veranlassung, seine Erinnerungen bekannt zu machen, um dem Publikum einigen Ersatz für die Nachrichten zu geben, die Moore der Welt unverantwortlich geraubt hat. Liest man diese Erinnerungen, worin sich die Ansichten und Gemüthseigenheiten des außerordentlichen Mannes oft so unverkennbar zu Tage legen, so muß man auf die Vermuthung kommen, daß seine mündlichen Aeußerungen häufig nur Bruchstücke seiner geschriebenen Lebensgeschichte sind, die er nicht lange vorher seinem Freunde anvertraut hatte, und ohne Zweifel sind in Beziehung auf manche Ereignisse seines Lebens die Thatsachen hier gerade so mitgetheilt worden, als seine Denkschrift sie erzählt haben mag. Byron hegte nach den hier gegebenen Nachrichten den lebhaften Wunsch, seinen Nachlaß bekannt gemacht zu sehen, und er scheint ihn seinem Freunde eben in der Absicht übergeben zu haben, um den Unfall zu verhüten, der am Ende doch durch Moore's falsches Zartgefühl und nicht zu entschuldigende Nachgiebigkeit gegen armselige Rücksichten herbeygeführt wurde. Er mag recht gut gewußt haben, was von der Zimperlichkeit seiner Verwandten zu erwarten war. Wir erfahren hier, daß mehrere Personen die Handschrift gelesen haben, unter andern die Gemahlin des englischen Gesandten in Florenz, Lord Burghersh, die sogar eine Abschrift davon genommen hatte, welche sie aber auf Moore's Bitte in dessen Gegenwart vernichtete. Douglas Kinnaird räth später dem Dichter, die Handschrift wieder an sich zu nehmen, und äußerte dabey die Besorgniß, daß eine unechte, oder auch eine treue, heimlich genommene Abschrift in die Welt kommen könnte. Das Beyspiel, das die Zeitschrift John Bull *) gegeben hat, könnte leicht Nachfolger finden. Man hält das berüchtigte Kapitel, das sie als ein Bruchstück des Nachlasses gab, wohl mit Recht für unterschoben, obgleich Timotheus Tickler in Blackwoods Magazine (Julius 1824) es für echt zu halten scheint, und im Geiste des barschen Toryismus, der in dieser Zeitschrift weht, begierig die Gelegenheit ergreift, den Todten zu schmähen —

Byron's chapter proclaims him the worst of the Bad —
Unless charity wisper, most wild of the mad.

Byron selbst sagte, nach Medwin: „Es ist mir ganz gleichgültig, ob die Welt alles erfährt, was darin enthalten ist. Es sind in dem Buche nur sehr wenige meiner schlüpfrigen Abenteuer, nur wenig lästerliche Anecdoten, die Andern empfindlich seyn könnten. Ich gebe von meinen frühesten Erinnerungen, fast von meiner Kindheit aus; alles ist ohne Zusammenhang, in einem leichten, vertraulichen Styl geschrieben. Die zweyte Abtheilung wird eine gute Lehre für junge Leute seyn, denn sie berührt das unordentliche Leben, das ich in einer gewissen Zeit führte, und die unseligen Folgen eines zügellosen Wandels. Das Buch enthält nur wenige Stellen, die Frauen nicht lesen können, und keine, die sie nicht lesen werden.“ Daß aber der Nachlaß dennoch manche Dinge enthalten haben möge, die Andern empfindlich hätten seyn können, dürfte sich wohl vermuthen lassen, wenn man aus Medwin's Mittheilungen darauf schließen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Man vergleiche Essai sur les Fanariotes — par Zallony, Marseille 1824. 8. und The London Magazine, December 1824.

*) Vergl. Lit. Bl. 1824. No. 78.

Nr. 18.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 4. März 1825.

Noch einmal über Lord Byron.

(Fortsetzung.)

Wir theilen nun einige Auszüge aus des Lords Briefen und in der Ordnung, wie sie im Original abwechseln, einige Notizen aus Dallas mit, die vielleicht, da uns leicht nicht Alles vor Augen gekommen ist, was in der Byronsflut vorüberströmte, ein oder dem andern Leser nicht neu ist, aber mit ruhiger Theilnahme und ohne extatische Bewunderung erzählt, den wunderbaren, unglücklichen Mann uns deutlicher machte, als Alles, was wir bisher von ihm vernommen hatten.

1808 schreibt Lord Byron an Herrn Dallas:

„Rücksichtlich meiner Gelehrsamkeit kann ich wohl ohne Uebertreibung sagen, daß sie, was die Geschichte anbetrifft, ziemlich ausgebreitet ist, so daß kein Volk lebt oder lebte, von Herodot bis Gibbon, dessen Archive ich nicht einigermaßen kennte; von den Klassikern weiß ich so viel, wie die meisten Schüler nach dreyzehnjährigem Lernen; meine Landesgesetze kenne ich hinlänglich, um mich, wie die Wilddiebe sagen, „an den Statuten zu halten.“ Ich hatte angefangen, mich auf das Studium des Geistes der Gesetze der verschiedenen Völker zu legen; da ich aber wahrnahm, daß dieselben alle Augenblicke übertreten würden, ließ ich eine so unnütze Wissenschaft liegen. Was nun die Erdkunde betrifft, so habe ich mehr Länder auf der Karte gesehen, als ich zu Fuß durchwandern möchte. Mathematik studirte ich genug, um Kopfweh zu bekommen, ohne deßhalb den kranken Fleck dieses Kopfes zu erhellen, ich studirte mehr Philosophie, Astronomie, Metaphysik als ich begreifen konnte, und erwarb so wenig Menschenverstand, daß ich auf jeder unserer Universitäten einen Byron'schen Preis auszusetzen gedenke, für die erste Entdeckung desselben, obgleich ich fürchte, daß die Längenmessung noch früher aufgefunden werden wird, wie er.

„Ich hielt mich ehemals für einen Philosophen und habe die größten Abgeschmacktheiten mit bewunderungswürdigem Ernste ausgekramt. Eine Zeit lang ging das recht gut, denn niemand lebt dabey als meine Freunde; und niemand ward ungeduldig, wie meine Zuhörer. Ein Sturz vom Pferde überzeugte mich, daß der Schmerz ein Uebel sey; das warf in einem Augenblick meine Maximen um, ich verließ Zeno für Aristip und begriff, wie das Vergnügen das Gute und das Schöne sey. In der Moral ziehe ich den Confuzius dem mosaischen Gesetz vor, und Socrates dem heiligen Paulus, obgleich die beyden letzten in ihrer Meynung über die Weiber übereinstimmen. Was die Religion anbelangt, stimme ich für die Emancipation der Katholiken; aber anerkenne den Papst nicht. Ich habe mich des Abendmahls geweigert, weil ich nicht glaube, daß es mir den Himmel erwerben kann, Wein und Brod aus der Hand eines Pfarrers zu genießen. Die Tugend, oder die verschiedenen Arten von Tugenden hängen meines Bedünkens, von der Organisation des Menschen ab; ich sehe eine jede wie eine gewisse Art zu empfinden, nicht wie einen Grundsatz an. Ich glaube, Wahrheit ist die erste Eigenschaft der Gottheit, und der Tod, wenigstens was den Leib anbetrifft, ein ewiger Schlaf. Das ist das Compendium von des verderbten Lord Byron's Denkart, und bis ich ein neues Kleid erhalte, bin ich, wie Sie sehen, schlecht angezogen.“

In Rücksicht auf diese Denkart gibt Herr Dallas seinem berühmten Vetter jedoch das Zeugniß, daß er gegen Fremde zurückhaltend damit gewesen sey, und auch mit ihm erst bey vertrauterer Bekanntschaft über dahin einschlagende Gegenstände gestritten habe (Herr Dallas ließ sich anfangs seine Bekehrung sehr angelegen seyn); Byron tadelt selbst in einem seiner Briefe einen Dritten, der es in diesem Stücke an Behutsamkeit fehlen ließ. — Ob er dieses rechtliche Verfahren auch späterhin mag beobachtet haben? — daß er in Schriften seine Grundsätze ohne Rückhalt äußerte, ist eine ganz verschiedene Sache, und gehört nicht hierher.

Byron war nun mündig geworden, und sollte seinen Sitz in der Lordkammer einnehmen. Es ist gewöhnlich, daß sich junge Leute von großer Familie bey dieser Gelegenheit von einem ältern Pair, einem ihrer Verwandten oder Freunde einführen lassen. Lord Byron hatte in

dieser Zeit an den Grafen von Carlisle geschrieben, und ihm nahe gelegt, ihm diesen Dienst anzubieten; der Graf war nicht darauf eingegangen, sondern gab ihm in seiner Antwort die Anweisung, wie er allein in den Sitzungssaal gelangen könnte. Byron war über diese Ungefälligkeit sehr erbittert, und ließ es dem Grafen in seinen Satyren auf's Schärfste entgelten. Den Tag seiner Einführung sah Dallas, indem er zufällig durch Byrons Straße ging, dessen Wagen vor dessen Hause stehen, und trat bey ihm ein. Seine noch mehr als gewöhnliche Blässe bezeugten die Unruhe seiner Seele, und daß er des Mannes gedachte, auf den er zu seiner Einführung gerechnet hatte. Er sagte zu mir, schreibt Herr Dallas, ich freue mich sehr, daß der Zufall Sie herführt. Ich bin im Begriff, meinen Sitz einzunehmen, wollen Sie mich wohl begleiten? Ich bezeigte ihm meine Bereitwilligkeit, suchte aber meine Bekümmerniß zu verbergen, daß ein junger Mann, den Natur, Geburt und Reichthum so sehr begünstigten, stets von Leuten seines Standes in solcher Entfernung gelebt hatte, daß er kein Mitglied des Senates, zu dem er gehörte, kenne, der ihn auf eine, seiner Geburt würdige Art einzuführen geneigt gewesen wäre. Ich nahm wahr, daß er seine Lage fühlte, und theilte seinen ganzen Unwillen. Hatte er seine Vereinzelungen schlechten, lasterhaften Neigungen zu danken, die er sich selbst zuschrieb und Andere ihm Schuld gaben, so mußte man fragen, wie sie entstanden, denn die Natur hatte sie nicht in ihn gepflanzt. Wäre er nicht so früh sich selbst, das heißt, seinen Führern und Mitschülern überlassen gewesen, so wäre das nicht geschehen. Hätte man sich während seiner langen Unmündigkeit nicht befleißigen sollen, seinen Geist und sein Herz für den Rang, den er einnehmen sollte, zu bilden? nicht ihn sollen vor Wucherern und Geschäftsmäklern behüten? u. s. w. Nach einem kurzen Gespräch über seine, eben unter der Presse befindlichen Satyren, begleitete ich ihn in die Pairskammer. In einem der Vorzimmer empfing ihn einer der Unterbeamten, mit dem er die Gebühren an diese Art Leute in Ordnung brachte; einer von diesen ging, den Kanzler von der Ankunft des neuen Pairs zu benachrichtigen und kam dann, ihn abzuholen. Es befanden sich sehr wenige Mitglieder gegenwärtig, und der Kanzler war eben von einem langweiligen Geschäft aufgehalten. Lord Byron war bey seinem Eintritt noch blässer als vorher, auf seinen Zügen war eine vom Unwillen unterdrückte Demüthigung zu lesen, er schritt, ohne sich umzusehen, vor dem Wollsack, dem Sitz des Präsidenten vorüber, zu dem Tisch, wo ihn der Beamte, welcher ihm den Schwur abnehmen sollte, erwartete. Nachdem er diese Förmlichkeit erfüllt, verließ der Kanzler seinen Sitz, trat ihm freundlich entgegen, reichte ihm recht herzlich die Hand, und wenn ich gleich seine Worte nicht hören konnte, sah ich doch, daß er ihm etwas Schmeichelhaftes sagte. Dieses Zuvorkommen war aber ganz vergeblich, Lord Byron verbeugte sich kalt und berührte die Hand, die ihm so dargereicht wurde, daß er die seine recht zutraulich hätte hinein legen sollen, kaum mit den Fingerspitzen. Der Kanzler ließ es nun auch seinerseits dabey bewenden und nahm wieder seinen Sitz ein. Der neue Pair sezte sich nachlässig auf eine der leeren Bänke links vom Thron, welche gewöhnlich von den Oppositions-Mitgliedern eingenommen werden, wo er aber nur wenige Minuten blieb. Wie er wieder zu mir trat, theilte ich ihm meine Empfindungen bey diesem Auftritte mit. „Hätte ich ihm die Hand herzlich gedrückt, antwortete er, so würde er mich zu seiner Parthey gerechnet haben; ich will mir aber weder mit der einen, noch der andern Seite der Kammer zu schaffen machen. Ich habe meinen Sitz eingenommen und nun gehe ich außer Landes.“

Von Byron's Seelenzustand bey seiner ersten Abreise von England sagt Dallas: der Menschenhaß und Ekel am Leben, welche ihn zum Zweifel und zur Gottlosigkeit führten, beherrschten ihn ganz und vergifteten sein Leben. Mehrere Blätter geringen Ansehens hatten ihn sehr scharf kritisirt, er ertrug es ruhiger als den wüthenden und unvernünftigen Angriff des Edinburger Reviews. Da er nie mit Weibern umgegangen war, fürchtete und verabscheute er sie, und er sprach von Frauen — das heißt denen, die er nicht fürchtete und verabscheute — so, daß man wahrnahm, er sähe sie mehr für ein Spielwerk des Mannes, als für dessen Gefährtinnen an. Von häuslichem Glück hatte er gar keinen Begriff! — „Eine große Familie, sagte er, kommt mir wie ein Gemisch der widersprechendsten Bestandtheile, zu einem Salat eingerührt vor. Ich habe solchen Mischmasch nie geliebt.“ Da er nie in einem Familienkreise gelebt hatte, war ihm dieses Glück fremd geblieben: er verabscheute solche Vereine, und vermied sie, vor allen, wenn Weiber dabey waren. „Ich sehe die Verwandtschaft, sagte er, für die Wirkung des Vorurtheils an, und gar nicht wie eine Verbindung des Herzens — das muß zwanglos wählen.“ Vergeblich stellte ich ihm vor, daß die Gleichförmigkeit der Beschäftigung und der Vergnügungen in den Kinderjahren, die sicherste Grundlage der Freundschaft wie der Liebe sey, und daß es, um frey zu wählen, eben so nothwendig sey, Familien als zahlreiche Gesellschaften zu besuchen. In diesen Cirkeln hatte er nie einen Freund gefunden, nur Gesellschafter, die er gewohnt war, mit vorgeblicher Freundlichkeit, im Innern aber mit der größten Gleichgültigkeit zu empfangen. Er sprach mit wenig Achtung von ihnen und machte sie oft zum Gegenstand seiner beißenden Einfälle. Mir ist eine einzige Ausnahme bekannt, ein junger Mensch, der sein Mitschüler gewesen war; von diesem sprach er mit einer

Neigung, die er glaubte erwiedert zu finden. Vor des Lords leztem Aufenthalt in Newsteadabbey fand ich diesen jungen Menschen oft bey ihm: sie hatten sich beyde von berühmten Künstlern malen lassen, und wollten sich einer dem andern ihre Bilder reich eingefaßt und mit ihren Wappen verziert schenken. Mochte nun aber irgend eine Dame diesen Jüngling aus Rache angestiftet haben, Lord Byron zu vernachlässigen, oder die, seinem Alter eigene Unbeständigkeit ihn veranlassen, genug, seine Besuche wurden nach und nach seltener und kürzer. Byron beklagte sich nie darüber, bis an den Tag vor seiner ersten Abreise ins Ausland, da fand ich ihn im lebhaftesten Unwillen: „sollten Sie es glauben, sagte er, ich begegnete so eben *** und bat ihn, mich auf eine Stunde zu besuchen; er entschuldigte sich — rathen Sie unter welchem Vorwand! er müsse mit seiner Mutter und einigen andern Damen Kaufläden besuchen, und er weiß, daß ich morgen auf mehrere Jahre, vielleicht um nie mehr zurückzukehren, abreise! Ist das Freundschaft! ich glaube nicht, daß ich außer Ihnen, Ihrer Familie und vielleicht meiner Mutter ein Wesen zurücklasse, das sich darum bekümmere, was aus mir wird.“

In diesem Zeitpunkt war seine Seele mit Bitterkeit und Unzufriedenheit angefüllt. Von Genüssen übersättigt, der Gefährten höchst überdrüssig, welche der Langeweile nur durch Vergnügungen zu entgehen wissen, beschloß er seine Gelüste zu bezähmen. Er dankte seinen Harem ab, er gewöhnte sich an die einfachste Nahrung; allein die Leidenschaften seines Herzens waren zu mächtig, und er dachte nicht einmal daran, diese zu überwinden. Rache, Zorn, Haß beherrschten ihn unumschränkt, u. s. w.

Da Lord Byron spricht, wird dem Leser dessen Besuch bey dem Pascha von Janina, wie er ihn seiner Mutter beschreibt, nicht unwillkommen seyn.

1809 im November. Nie werde ich den sonderbaren Anblick von Tepeleni, wie ich es Nachmittags um fünf Uhr bey Sonnenuntergang erreichte, vergessen. Die Albaneser mit ihrer prachtvollen Kleidung — sie besteht in einer Art von weißem schottischem Rock (Kilt), einem Mantel von Goldstoff, einer Jacke und Gilet von carmoisinrothem Sammt mit Gold besezt und silbereingelegtem Dolch und Pistolen — dann die Tartaren mit ihren hohen Mützen, die Türken mit ihren weiten Pelzen und ungeheuren Turbans; die Soldaten und die schwarzen Sklaven, welche die Pferde halten, zweyhundert dieser Thiere, gesattelt und gezäumt, die ihrer Reuter warteten — die Eilboten, die sich mit ihren Briefschaften kreuzen, die Trommeln der Tambours, das Schreyen der Kinder, die auf den Minarets die Stunden verkündigen — dieses Alles, zusammen mit dem sonderbaren Anblick des Gebäudes selbst, bietet dem Fremden ein neues, ganz erstaunliches Schauspiel dar. Man führte mich bey meiner Ankunft in eine sehr schöne von dem Pascha mir bereitete Wohnung, wo sich der Sekretär desselben einstellte, um sich der türkischen Sitte gemäß nach meiner Gesundheit zu erkundigen. Den folgenden Tag wurde ich dem Pascha vorgestellt, ich trug die vollständige Uniform eines Staabsoffiziers mit einem prächtigen Säbel und aller Zubehör, Alles von merkwürdigem Reichthum und Zierlichkeit. Der Wesie empfing mich in einem großen, mit Marmor gepflasterten Saale, in dessen Mitte ein Springbrunnen floß; rund umher befanden sich scharlachrothe Sopha's; er empfing mich, bey einem Muselmann eine seltne Höflichkeit! — stehend, und ließ mich an seiner Seite niedersitzen. Zu den gewöhnlichen Geschäften dienten uns einer von Ali's Interpreten, der etwas Latein versteht. Des Pascha's erste Frage war nach der Ursache, warum ich so früh auf Reisen gegangen sey? denn die Türken können noch immer nicht begreifen, wie man dieses zu seinem Vergnügen thun könne? Nachher sagte er, unser Botschafter, Kapitän Leake, habe ihn unterrichtet, daß ich von großer Familie sey, weßhalb er mich bäte, meiner Mutter seine Ehrerbietung zu bezeigen, (welches ich also hiemit gethan haben will.) Er sey auch außerdem überzeugt, sezte er hinzu, daß ich von vornehmer Abkunft sey, welches meine kleinen Ohren, gelockten Haare und kleinen weißen Hände bewiesen. Meine Art und Weise schien ihm sehr zu gefallen, denn er forderte mich auf, ihn, so lange ich in der Türkey sey, als einen Vater anzusehen — wirklich behandelte er mich auch wie ein Kind: er schickte mir zwanzigmal des Tags Mandeln und Sorbet, Früchte, Zuckerwerk, lud mich auch ein, ihn oft zu besuchen, besonders Abends, wo er Muße hätte. Wie der Kaffee und die Pfeifen genossen waren, begab ich mich hinweg. Ich sah ihn noch dreymal. Es ist sonderbar, daß die Türken, die bey sich, außer der des Sultans, gar keine erbliche Würde kennen, so viel Ehrerbietung für edle Geburt bezeigen. Ich habe bemerkt, daß sie meinen Ursprung höher achteten, als meinen Titel. — —“

Welchen großen Werth Byron selbst auf diese Vorzüge legte, werden wir weiter unten erzählen.

(Die Fortsetzung folgt.)

G e s c h i c h t e.

Franz der Erste, König von Frankreich, ein Sittengemälde aus dem sechszehnten Jahrhundert, dargestellt von August Leberecht Herrmann, Prof. am königl. sächs. adelichen Kadettenkorps zu Dresden. Leipzig bey Gerhard Fleischer. 1824. 422 S. 8.

Es gibt Standpunkte in dem Gebiete der Geschichte, der Menschheit, welche den denkenden Betrachter vor an-

dern zu längerem Verweilen einladen, weil sie ihm, so wie er seinen Blick vor- oder rückwärts wendet, als Uebergangspunkte aus einem Zustande der Entwickelung zum andern erscheinen. Er bemerkt dann, daß in der Natur die Blüten des Frühlings welken und verschwinden, um der Frucht zu ihrer Ausbildung Raum zu geben, so auch manches Schöne und Glänzende auf dem großen Blütenfelde der Menschheit untergehen und welken muß, um neuen Bildungen Platz zu machen, deren Werth und Bedeutsamkeit erst in späteren Wirkungen erkannt wird. Einen solchen Standpunkt gewährt vor vielen denn auch das sechszehnte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, denn wenn wir hier unsere Blicke rückwärts wenden, so finden wir zunächst noch die Spuren jener kräftigen Jugendzeit der europäischen Völker, wo sie ungestüm und feurig sich in Entwickelung solcher Kräfte gefallen, die, wenn sie auch an sich als die bildenden und befruchtenden erkannt werden müssen, doch weil sie noch des Maaßes und des leitenden Ueberblicks über die Bestimmung der Menschheit im Allgemeinen entbehren, oft mehr zerstörend als belebend wirken, wenn sie gleich in ihrer Form oder Erscheinung im Einzelnen etwas Großartiges und Bewunderung Erregendes entfalten. Richten wir aber auf diesem Standpunkte unsere Blicke vorwärts, dann gewahren wir schon die Keime der neuen europäischen Staatenentwickelung, wo die Menschheit ruhiger und gemessener ihrem großen Ziele zuschreitet, und was sie an Glanz und Leben vielleicht im Einzelnen verliert, dem Betrachter durch den Anblick einer gleicher vertheilten, mehr die Masse durchdringenden Cultur und Glückseligkeit ersezt. Es war daher gewiß kein unglücklicher Gedanke, daß der Verf., da er ein historisches Unterhaltungsbuch — nicht historischen Roman, der von jenem gar sehr verschieden ist — schreiben wollte, sich auf diesen Standpunkt versetzen und in der Darstellung des Lebens eines der merkwürdigsten Männer jener Zeit das ganze Zeitalter sich spiegeln ließ. „Franz der Erste war, sagt der Verf. selbst in der Vorrede, weder ein großer König noch ein großer Mensch, (man sieht, der Verf. bedient sich hier des größten Maßstabes für menschliche Würde) aber er stellt in seinem Charakter gleichsam den Geist seines Jahrhunderts dar. Rittergeist und Rohheit, Galanterie, bis zur Weichheit hinschmelzendes Gefühl und grausame Fühllosigkeit stehen in der auffallendsten Wechselwirkung in diesem Monarchen. Seine Schicksale gränzen zuweilen an das Abenteuerliche, seine Regierung ist beynahe ein ununterbrochenes Schlachtgemälde, sein Hof und seine Kriegsheere (sind) der Sammelplatz tapferer Kriegsobersten, geschmeidiger Weltleute und Politiker, das Ganze bietet dem denkenden Beobachter den vielfältigsten Stoff der Betrachtung!“

Dieses Charakterbild nun hat denn auch der Verf. mit seltener Kraft und Bestimmtheit, dabey mit einem lebhaften und anziehenden Colorite darzustellen gewußt. Der eitlen, selbstgefälligen Manier so mancher modernen Geschichtsdarsteller abhold, welche mehr um ihr Ich dem Leser recht breit und umständlich darzulegen, als um ein fremdes Leben oder eine Stelle der Weltgeschichte zu erhellen, und beschreibend wieder zu beseelen, die Feder ergriffen zu haben scheinen, macht er es sich zum Gesetz, das in den Quellen, die er prüfend überall zu Rathe gezogen zu haben scheint, Aufgefundene auf das treueste und individuellste abzuschildern, und ohne den Leser die Mühe des Forschens, des Zusammentragens und Zusammenstellens theilen zu lassen, weiß er ihn eben durch jenes Localisiren möchten wir sagen, ganz der Gegenwart zu entrücken, und in die Vergangenheit zu versetzen, so daß diese ihm wieder aufzuleben scheint. Da das Werk ein Sittengemälde des sechszehnten Jahrhunderts seyn sollte, so konnte sich der Verfasser nicht allein weder auf das politische Leben seines Helden, noch auf die Staatsverhältnisse der Völker und Reiche jener Zeit beschränken, sondern er mußte auch in das Privatleben derjenigen Einzelnen eingehen, in denen die Sitten der Zeit eben sich am treuesten spiegelten, er mußte kleine Züge sammeln und mittheilen, in denen sich der Charakter der Zeit aussprach, und das gewährte ihm dann den Vortheil, daß er vielfachen Stoff zur Unterhaltung auch für die Phantasie gewann, und nun auf Leser rechnen darf, welche nur zu leicht durch die Anstrengung ihre Blicke auf große Massen und ihre Bewegungen zu richten abgeschreckt, sich überhaupt mit der Geschichte nicht gern befassen mögen.

Außer dem Helden selbst ziehen den Blick des Lesers besonders auf sich, Karl V., der Herzog von Bourbon, der Doge von Genua, Andreas Doria, die Herzogin von Angouleme, so wie mehrere Feldherren und Staatsmänner, die sich entweder durch Talente oder Charaktergröße auszeichnen, wie Pescara, Hostaldo u. A. Einzelner sehr gelungener Schilderungen, wie der der Schlacht bey Pavia S. 185, wollen wir nicht gedenken, sondern bloß noch in Hinsicht auf den Styl des Verf. bemerken, daß er uns im Ganzen edel, würdig, wohlgehalten, auch belebt und anziehend scheint, allein doch von einer gewissen Schwerfälligkeit nicht frey ist, welche daher zu rühren scheint, daß der Verfasser sich zu treu an seine Quellen auch in Ansehung der Erzählungsart hat halten wollen. Wir wünschen indeß recht bald eine ähnliche Arbeit aus seiner Feder zu lesen.

X. x.

Nr. 19.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 8. März 1825.

Noch einmal über Lord Byron.

(Fortsetzung.)

Sehr geistreich und scharf ist Byrons Urtheil über einige der neuen Modedichter; fast in der Gattung, die wir Naturdichter nennen (wie man Naturmenschen sagt, denen die Menschenfresser dann zunächst stehen). Von dem einen derselben: Blackett, welcher die Veranlassung des Streites war, berichtet Dallas: „er war ein armer Schuster, so bedürftig, daß er in einer Bodenkammer arbeitete, und nur kümmerlich seinen Lebensunterhalt erwarb. Wenn er feyerte, machte er Verse, wie vorher Schuhe; jene fielen einem Herrn Pratt in die Hände, einem Schriftsteller von einigem Ruf, dessen Gutmüthigkeit und Eifer zuweilen seiner Urtheilskraft Eintrag that. Er entdeckte auf den ersten Blick das keimende Talent dieses rohen Menschen, suchte ihn auf, und fand sich in seiner Ansicht nicht betrogen. Er beschloß ihn nach allen Kräften zu unterstützen, sammelte seine Gedichte, gab sie auf Subscription heraus, und verschaffte damit dem armen Schuster Mittel, seine Bodenkammer zu verlassen. Herr Pratt gewann ihm auch die Theilnahme des Schauspielers Herrn Elliston, den ich mich erinnere, von einem Bühnenstücke Blacketts mit Enthusiasmus habe sprechen zu hören. Nach und nach nahmen sich mehrere Personen seiner an, und unter ihnen Miß Milbanck, die nachmalige Gattin Lord Byrons. Sie und ihre Eltern erzeigten dem armen Dichter viel Gutes, und räumten ihm auf einem ihrer Güter eine Hütte ein, wo er in einem leidlichen Zustand leben konnte. Vielleicht hatte aber sein früheres Elend seine Kräfte erschöpft, oder er war kränklich geboren: eine Auszehrung legte ihn bald in's Grab, Herr Pratt veranstaltete eine Sammlung seiner neuern Werke unter dem, von Southey gewählten, Titel für Kirke Whites Gedichte: (ein andrer, 1808 gestorbener Naturdichter) „Joseph Blacketts Ueberreste,“ deren Erlös der Tochter des Verstorbenen ein Heirathgut verschaffte. Bey dem Tod dieses armen Mannes schrieb mir Lord Byron Folgendes:

„Ich höre, daß Blackett, Crispins (der Schutzheilige der Schuster) und Apollo's Sohn gestorben ist. Wie ich lezthin in Boswells Leben Johnsons blätterte, fand ich die Worte: „wir sprachen von dem berühmten poetischen Schuster, Herrn Wordsworth“ — ich gestehe, daß ich bis dahin gar nicht gewußt hatte, daß es einen Dichter Wordsworth gegeben, und der noch obendrein ein Schuster oder berühmter Mann war; ja ich will wetten, Sie haben auch nie von ihm reden hören. Mit Bloomfield und Blackett wird's nicht anders seyn. Zwey Jahre nach ihrem Tode findet man ihre Namen nicht mehr, weder auf der Schustergilde noch auf dem Parnaß. Wie kann man doch so einfältig seyn, wider das alte Sprichwort sündigen zu wollen: Schuster bleib bey deinem Leisten? Geben Sie doch Miß Milbank unter die Hand: daß sie diese Worte auf Ihres lieben, seligen Blacketts Grabstein setzen lassen soll.“

Ich antwortete ihm, Blackett entschuldigend, daß er den ihm von seinen Wohlthätern angebotenen Wohlstand angenommen und bis zu seinem Tode benuzt habe. Byron schrieb darauf:

„Sie haben die Sache in ihrem rechten Lichte angesehen. Ohne Zweifel wird ein Jeder gern höher hinauf wollen, wenn er nur könnte, und ein Jeder hat das Recht, es zu versuchen; allein eben so hat man auch das Recht, den Sterbenden, wenn seine Ansprüche schlecht begründet scheinen, zurückzuhalten. Ich lache nicht über Blackett, sondern über seine Lobredner. Dieser arme Teufel hatte ohne Zweifel Recht, wenn er Beschützer finden konnte, sie an sich zu ziehen, sey es durch Gedichte oder durch Schuhe. Auch darin hatte er Recht, die leichtere und förderndere Methode vorzuziehen. Wenn ein Mann von Erziehung, ein gebildeter Mann, wie diese Leute schriebe, würde es nicht geduldet, aber über die Reimereyen eines Schuh- oder Kesselflickers geräth alle Welt in Entzückung! — Sie selbst setzen in Erstaunen, nicht ihre Dichtwerke; diese gleichen den Kröten, die man in Steinen eingeschlossen findet. Die einen bewundern, reinweg aus schlechtem Geschmack: sie wissen nicht, daß diese Verse keinen Menschenverstand haben; Andere begünstigen sie

aus bloßer Menschenliebe und Gutherzigkeit. Unter die ersten gehört Pratt und Capel Lofft, unter die zweyten Kritiker wie Sie, mein lieber Herr. So ein Betragen ist eine Ungerechtigkeit gegen Leute von Erziehung. Diese schwitzen Blut, zerbrechen sich den Kopf, arbeiten wie die Bangefangenen, und wenn sie ihr Bestes gethan haben, erfahren sie, daß eben ihre Vorzüge ihnen zum Nachtheil gereichen. „Herr N. N. sagt man: hätte die Sachen besser kennen sollen — es ist erstaunlich, wie dieser Mann sich so hat verirren können!" — Sie müssen mir nicht H. noch Burns — einen viel größeren Mann — anführen, weil der erste ein Schuhflicker, der andere ein Bauer war. Wenn wir sie lesen, denken wir nie an den Dichter, sondern an seine Gedichte, die wir eben so sehr bewundern würden, wenn Gay oder Dryden oder irgend ein anderer berühmter Mann sie gemacht hätten. Im andern Falle begnügen wir uns: „das ist ein erstaunlicher Schuhflicker!" zu rufen. Sagen wir: „Sehet welch ein Dichter! Der war ehedem Schuhflicker! so begehen wir eine Thorheit. Freylich war der ehedem Schuhflicker; aber er ist jezt kein Dichter. Soll ich Ihnen sagen, wem diese Leute außerdem ihren Ruf schuldig sind? — der Eitelkeit gewisser Leute, die sich gern zu Beschützern von Schriftstellern aufwerfen möchten; weil gescheute Leute ihre Protektion verachten, suchen sie in Bodenkammern und Scheunen kleine Leuchtwürmerchen auf, und haben sie, was in ihren Kram taugt, gefunden, so drücken sie ihm den Stempel ihres kleinen Verdienstes auf, und lassen es für gute Münze in der Welt umhergehen. Ihnen ist es wohl bewußt, daß ein Mann von wahrem Genie keine Schutzpatrone sucht; diese sind aber die Seele, das Leben eurer wunderähnlichen Dichter. Der einzige legitime Beschützer eines Dichters ist ein rechtlicher Buchhändler, und ein solcher verlegt die Verse eines Schuhflickers gewiß nicht, wenn sie ihm nicht von irgend einem Mäcen, der die Wagniß übernehmen will, angetragen werden." —

Uns bedünkt, daß in diesen Zeilen, obgleich sie Wahrheiten enthalten, die ein oder der andere unserer wackern Landsleute auch beherzigen könnte, der englische Lord sich viel deutlicher ausspricht, wie der gute Mensch und der große Dichter; und diese Bemerkung veranlaßt uns, einen Brief, welchen Herr Dallas im Anhange mittheilt, schon jezt einzuschalten, weil er eben diese Bemerkung sehr erläutert vorträgt. Er ist von einem H. Beyle an eine Mad. Sw. Belloc, die ebenfalls ein Werk mit dem Titel: „Lord Byron" über den großen Dichter geschrieben, gerichtet; sein Verf. hat mehrere statistische und belletristische Werke unter dem Namen: Stendhal, geschrieben, unter andern eines: Rom, Neapel und Florenz, welches wir auch ins Deutsche übersezt gesehen zu haben glauben. In diesem muß er von Byron sehr schmeichelhaft gesprochen haben, denn dieser richtet von Genua, Mai 1824, ein höchst verbindliches Danksagungsschreiben an ihn. Erwähnter Brief desselben an Mad. Belloc vom Jahr 1816 während Lord Byrons Aufenthalt in Mayland geschrieben, enthält Folgendes:

„Ich habe Lord Byron in keinem der entscheidenden Momente gesehen, die den ganzen Charakter zur Schau legen; was ich von diesem sonderbaren Manne weiß, ist nur das Andenken des Eindrucks, den seine Gegenwart auf mich machte. Wie kann man aber einer Erinnerung erwähnen, ohne von sich selbst zu sprechen, und wie dieses wagen, wenn man Lord Byrons erwähnt?

„Ich sah ihn zum ersten Mal im Herbst 1816 in Mayland, im Theater de la Scala, in der Loge des Herrn Louis de Brême. Sein Auge fiel mir auf, indem er ein Sertett von Meyer in der Oper Helena anhörte. In meinem Leben sah ich nichts Schöneres, nichts Ausdrucksvolleres! Noch jezt, wenn ich darüber nachdenke, welchen Ausdruck ein Maler dem Genius geben sollte, zeigt sich mir dieses erhabene Gesicht. Ich war hingerissen, und troz des Widerwillens, den jeder etwas stolze Mann haben muß, sich einem englischen Lord vorstellen zu lassen, bat ich H. von Brême mich bey Lord Byron einzuführen. Den folgenden Tag speiste ich mit ihm bey H. v. Brême mit dem berühmten Monti, dem unsterblichen Dichter der Basvigliana *). Man sprach über Dichtkunst und warf die Frage auf: welches die zwölf schönsten französischen, italienischen und deutschen Verse wären, die seit einem Jahrhundert gemacht worden? Die Italiener bezeichneten einmüthig als solche die zwölf ersten Verse der Mascheroniana, **) des Monti, und dieser war so gefällig, dieselben vorzutragen. Ich beobachtete Lord Byron; er war entzückt. Die Schattirung von Hochmuth, oder vielmehr der Ausdruck eines Menschen, der eine Zudringlichkeit abweist, der seine schöne Physiognomie etwas entstellt, verschwand plötzlich, um der Glückseligkeit Platz zu machen. Der erste Gesang der Mascheroniana, den Monti fast ganz hersagte, machte dem Dichter des Childe Harald das größte Vergnügen. Nie vergesse ich den göttlichen Ausdruck seines Gesichtes! es lag darin die Heiterkeit und Zuversicht des Genius, und ich glaube, daß sich Lord Byron in diesem Augenblick keine Affektation vorzuwerfen hatte. Man verglich Alfieri's und Schiller's Systeme; Byron sagte: es sey sehr lächerlich, daß sich in Alfieri's Philipp II., Don Carlos schon in dem ersten Auftritte ohne alles Hinderniß mit der Königin, der Gattin

*) Bey Gelegenheit der Ermordung Basseville's, des französischen Gesandten in Rom 1793.

**) Ein Gedicht dieses Monti 1801 bey Gelegenheit des Todes des berühmten Geometers Lorenzo Mascheroni an Napoleon gerichtet.

des mißtrauischen Philipps, in einem tête à tête finde. Monti, dem das Dichten selbst so leicht ward, stellte über dessen Theorie so sonderbare Grundsätze auf, daß Lord Byron, sich zu seinem Nachbar wendend, leise sagte: „er weiß gar nicht, wie es zugeht, daß er ein Dichter ist.“

„Seit diesem Tage brachte ich fast alle Abende mit Byron zu. So oft dieser sonderbare Mensch gespannt und enthusiastisch war, drückten seine Gefühle Adel, Größe, Edelmuth aus; er war in gleicher Höhe mit seinem Genie; allein in den prosaischen Augenblicken des Lebens schienen mir des Dichters Empfindungen auch sehr alltäglich. Sie verriethen viel kleine Eitelkeit, eine fortwährende kleinliche Furcht, lächerlich zu scheinen, und hie und da die Art Heucheley, welche die Engländer cant (Scheinheiligkeit?) nennen. Mir bedünkte, als wäre Lord Byron immer bereit, um eines Lobspruchs willen sich mit einem Vorurtheil vergleichen zu mögen. Den Italienern fiel es besonders auf, daß der große Dichter viel stolzer darauf war, ein Abkömmling der Byron aus der Normandie zu seyn, die Wilhelm den Eroberer nach England begleiteten, als der Sänger der Parisina und Lara. Ich war so glücklich, ihm einige persönliche Umstände von Napoleon bey seinem Rückzug von Moskau, der damals noch nicht so abgedroschen war, zu geben; dieses Verdienst erwarb mir die Ehre, mehrere einsame Unterhaltungen mit ihm zu haben, während denen wir in dem unermeßlichen foyer (Vorhalle?) des de la Scala-Theaters auf- und abgingen. Eine halbe Stunde lang jeden Abend erschien er dann als ein großer Mann, und war seine Unterhaltung das Schönste, was ich je hörte! ein wahrer Vulkan neuer Gedanken, edler Gefühle, so ineinanderfassend, daß man glaubte, sie zum ersten Mal zu empfinden: den Ueberrest des Abends war dieser große Mann so völlig Engländer und Lord, daß ich mich nie entschließen konnte, seine Einladung zur Tafel, die er mehrmals wiederholte, anzunehmen. Damals dichtete er Childe Harold, jeden Morgen machte er hundert Verse, die er Abends bis auf zwanzig oder dreyßig verwarf. Zwischen diesen beyden Arbeitszeiten bedurfte er auszuruhen, und das that er, indem er, die Ellenbogen auf dem Tisch, wie man sagte, mit der liebenswürdigsten Natürlichkeit schwazte.

„Ich nahm wahr, daß er in seinen genialischen Momenten Napoleon bewunderte, wie Napoleon den Corneille. In gewöhnlicher Stimmung, wo er sich für einen großen Herrn hielt, bemühte er sich, den Verbannten in St. Helena lächerlich zu machen. Lord Byron war auf Napoleons glänzende Seiten neidisch, dessen erhabene Worte verdrossen ihn; wir machten ihn übellaunig, wenn wir an die berühmte Anrede an die Armee von Egypten erinnerten: „Soldaten! gedenkt daß von der Höhe dieser Pyramiden vier Jahrtausende auf euch blicken.“ Byron hätte Napoleon leichter vergeben, wenn er etwas von Washington's Nüchternheit an sich gehabt hätte. Am lustigsten war es, daß es nicht Napoleons Despotismus war, der den Pair von England verlezte.

„Wie ich eines Abends die Ehre hatte, mit Lord Byron in dem foyer des Theaters de la Scala umherzuwandeln, meldete man ihm, daß der, bey dem Theater wachhabende, Offizier seinen Sekretär, Herrn Polidori, der ein Arzt war, festgesezt hätte. Plötzlich nahm des Lords Gesicht die auffallendste Aehnlichkeit von Napoleons Zügen an, wenn er sich erzürnte. Sieben bis acht Personen begleiteten ihn in die Wachstube; während einer Stunde, welche der gemeine Zorn des wachhabenden Offiziers dauerte, war Byron prächtig in unterdrücktem Unwillen und Kraft. Wie er in Herrn von Brême's Loge zurückkam, rühmte man die aristokratischen Grundsätze, welche gewöhnlich Lord Byron's Geschmack sehr zusprachen; der Scherz verdroß ihn, er verließ wüthend die Loge, ohne jedoch im Geringsten den Ton der größten Höflichkeit zu verletzen. Den Tag darauf war der Sekretär genöthigt, Mayland zu verlassen.

„Herr von Brême veranlaßte mich, bald nachher Lord Byron in das Museum Brera zu führen; ich bewunderte die Tiefe des Gefühls, mit dem dieser große Dichter die allerverschiedensten Maler verstand. Guercinos Verstoßung der Hagar elektrisirte ihn — von diesem Augenblicke an wurden wir stumm, und er improvisirte eine Stunde lang, nach meiner Meynung besser, als Frau von Staël.

„Was mir bey diesem seltsamen Mann, besonders wenn er von Napoleon sprach, am meisten auffiel, war sein Mangel an eigentlicher Menschenkenntniß. Sein Rang, sein Stolz, sein Ruhm, hatten ihn verhindert, je gleich zu gleich mit ihnen zu unterhandeln; sein Hochmuth und sein Mißtrauen hatte sie stets zu fern gehalten, als daß er sie hätte beobachten können; er war zu wenig gewohnt, etwas zu unternehmen, das er nicht im Sturmschritt erobern konnte. Kam man mit ihm auf die Weiber zu sprechen, so äußerte er eine Menge feine richtige Gedanken, denn diese kannte er, weil es ihm Bedürfniß gewesen war, sie zu kennen und zu betrügen. Er beklagte die englischen Weiber, die von Genf, von Neuchatel. Es hatte Lord Byron's Genius an der Nothwendigkeit gefehlt, mit Seinesgleichen in Erörterungen eingegangen zu seyn, mit ihnen haben unterhandeln zu müssen; ich bin gewiß, daß seine Talente nach seiner Rückkehr aus Griechenland um die Hälfte vergrößert geschienen haben würden. Bey seiner Bemühung, Mauro-

cordato und Colocotroni zu versöhnen, hätte er positive Kenntnisse des menschlichen Herzens erworben — alsdann vielleicht wäre er fähig gewesen, sich zur Höhe des wahren Trauerspiels zu erheben. — Er würde weniger Anfälle von Misanthropie gehabt, nicht immer geglaubt haben, daß Alles, was ihn umgab, sich mit ihm beschäftigte, und dieses nur, ihm Neider zu erwecken, oder ihn zu betrügen. Der Grund dieser menschenfeindlichen Stimmung war durch die Gesellschaft in England noch vermehrt worden, und seine Freunde nahmen wahr, daß er, jemehr er mit Italienern lebte, immer milder und glücklicher ward. Wenn man statt der finstern Laune kleinliche Zornigkeit sezt, so wird man über eine große Aehnlichkeit zwischen Byron's und Voltaire's Charakter nicht in Abrede seyn können." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungs-Literatur.

Erzählungen von Friedrich Jakobs. Erstes Bändchen. Leipzig in der Dyk'schen Buchhandlung. 1824. 412 S. 8.

Der Verfasser dieser Erzählungen, der gelehrten Welt längst als ein trefflicher Philolog bekannt, hat sich seit einiger Zeit auch der lesenden durch Unterhaltungsschriften empfohlen, welche der Auszeichnung werth sind, und deren günstige Aufnahme dem Publikum eben so zur Ehre gereicht, wie dem Verfasser, indem dadurch klar wird, daß jene frivolen Modeschriftsteller, die nur der Lüsternheit fröhnen, und die Phantasie durch die wunderlichsten, zum Theil wahrhaft abgeschmackt zu nennenden Darstellungen mehr zu erhitzen oder fieberhaft zu bewegen, als zweckmäßig zu beschäftigen und zu ergötzen suchen, bey weitem kein solches Uebergewicht gewonnen haben, daß das Bessere nicht ferner aufkommen könnte. Unseres Verfassers Erzählungen lassen sich den anmuthigen Parthien eines geschmack- und sinnvoll angelegten Lustgartens vergleichen, wo der Wandelnde allmählig zu den mannigfachsten Naturerscheinungen geführt wird, und überall Stellen findet, wo er zum längern Verweilen und öftern Besuch eingeladen wird. Freylich ist es keine Schweizernatur, die sich hier vor den staunenden Blicken entfaltet, allein es fehlt doch auch nicht an malerischen und erhabenen Ansichten, welche Sinn und Geist zu einem kräftigen Aufschwung anregen. Etwas Eigenthümliches in des Verf. Darstellungen ist eine gewisse ungesuchte natürliche Eurythmie, eine Uebereinstimmung zwischen Stoff und Form, welche dem Ganzen immer etwas Leichtes und Ansprechendes verleiht, und jeden Schein von Erkünstelung oder Gefallsucht völlig vertilgt. Einen großen Reiz entlehnen seine Darstellungen von der phantasiereichen Ausführung der einzelnen Parthien, und der geschickten Benutzung dessen, was man die Einfassung oder den Rahmen des Gemäldes nennen möchte. Sein im Ganzen klassischen Mustern nachgebildeter Styl füllt die schöne Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig, d. h. er ist weder unzweckmäßig geschmückt, noch dürftig oder farblos, immer aber energisch, leicht und anmuthig. In dem vorliegenden ersten Theile seiner nun gesammelten Erzählungen befindet sich eine noch ungedruckte: Aurora oder die Erbschaft, welche eine Familiengeschichte im eigentlichen Sinn zu nennen seyn möchte, da sie sich blos in dem Kreise des häuslichen Lebens bewegt, ohne alle Berührung des größern Volkslebens oder der Weltverhältnisse. Begebenheiten und Charaktere haben hier nichts, was an sich die Aufmerksamkeit oder Theilnahme besonders zu reitzen vermöchte, allein die Art und Weise, wie der Darsteller das kleine Gemälde allmählig entfaltet, gewinnt Herz und Geist des Lesers, und führt ihn angenehm unterhaltend von einem Punkte zum andern, bis er endlich befriedigt zum Schlusse gelangt. Freylich läßt sich nicht läugnen, daß zuweilen die Ausführung fast zu weitläuftig oder umständlich geworden ist, wenigstens in Beziehung auf den Inhalt, so daß es scheint, als soll dadurch eine gewisse Leere angenehm verdeckt werden, die doch nun um so fühlbarer erscheint. Mehr poetischen Werth hat unstreitig die zweyte Darstellung: Der Judenmord zu Lissabon. Hier sind zwar auch die Begebenheiten innerhalb eines interessanten Familienkreises die Hauptsache, allein die Weltverhältnisse treten doch damit in genaue Verbindung, und ein, wenigstens eine große Stadt in furchtbare Erschütterung versetzendes Ereigniß hebt selbst das Gewöhnliche über den Troß alltäglicher Erscheinungen. Meisterhaft hat der Verfasser auf fast schauderhaftem Hintergrunde seine sanftere Bildung sich entfalten lassen, und die Personen, für die er den Leser gewinnen will, machen sich seiner Theilnahme in so hohem Grade werth, daß er keinen Augenblick sie gern aus den Augen läßt, und auch das Geringste bedeutend findet, was sich mit ihrem Schicksal verknüpft. Alles steht in dieser trefflichen Erzählung in den besten Verhältnissen. Nichts ist zu ausführlich oder weitschweifig, nichts aber auch zu übereilt oder skizzenartig behandelt. Das Gemüth wird durch die verschiedensten Regungen bewegt, und doch fühlt man nirgends eine unangenehme Verletzung.

Die Fortsetzung dieser Sammlung wird gewiß allen gebildeten Lesern sehr willkommen seyn.

X. x.

Nr. 20.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 11. März 1825.

Ueberblick der englischen Literatur.

VI.

(Fortsetzung.)

Byrons Gespräche sind die Aeußerungen eines Mannes, der sich immer gehen ließ, der bey seinem reizbaren und empfänglichen Gefühle seine Worte nicht abwog, und oft, von augenblicklichen Eindrücken beherrscht, selbst über seine Freunde Urtheile aussprechen mochte, die er wohl nicht gern wiederholt, oder gar gedruckt gesehen hätte. Im Ganzen haben die Mittheilungen des Verfassers offenbar das Gepräge der Eigenheit des Dichters, und in allem, was diesen selbst betrifft, hat Medwin gewiß treu aufgefaßt und berichtet. Es war eben Byron's Eigenheit, sich offen und unbekümmert hinzugeben, mit allen Schwächen und aller Kraft seines Gemüthes. Ob er aber nicht über manche Punkte, zumal wo es auf Meynungen ankam, eher in einer Anwandlung von Muthwillen sich geäußert, als seine wirkliche Gesinnung ausgesprochen hätte, ist eine andere Frage. Manches erscheint hier daher wohl nicht im wahren Lichte, und muß von Medwin verantwortet werden, sey es, daß er mangelhaft aufgefaßt habe, oder sein Gedächtniß ihm nicht treu gewesen sey. Dazu gehört vielleicht auch, was über Byron's Verhältniß mit seinem Verleger, Murray, vorkommt, der Medwin's Angaben durch Auszüge aus des Lords Briefen zu widerlegen gesucht hat. Auch Byron's Freund Hobhouse wird, wie verlautet, etwas gegen Medwin's Buch herausgeben. Durch alle diese Mittheilungen und Erörterungen wird zwar mancher Lichtstrahl auf den Charakter des von Freunden und Feinden so ungleich beurtheilten und gewiß vielfach verkannten, Mannes geworfen werden; nach Allem aber, was bis jezt vorgegangen ist, scheint ein ungünstiges Schicksal sich verschworen zu haben, der Welt das wahre Bild dieses Charakters zu verbergen, und die Widerlegung der gegen ihn ausgesprochenen Verläumdungen zu erschweren. Es ist bekannt, welche Schritte gegen die von Dallas angekündigte Sammlung von Byron's Privatbriefen (vergl. Lit. Bl. 1824. Nr. 78.) gethan wurden. Dallas, dessen Schwester die Frau von Byron's Oheim war, hatte einen Abriß der frühern Lebensgeschichte des Dichters und eine Sammlung der Briefe desselben an seine Mutter und an den Verfasser zum Drucke bereitet. Das Werk wurde gedruckt und angekündigt, aber alsbald auch von Hobhouse und Hanson, als des Lords Testamentsvollstreckern, ein Verbot gegen die Herausgabe erwirkt, unter dem Vorgeben, daß Briefe das Eigenthum des Schreibers und nicht des Empfängers wären, und dieser sie daher nicht bekannt machen dürfte. Der Anlaß der Beschwerde war ohne Zweifel die Besorgniß, daß auch andere Personen, die Briefe von Byron besitzen, deren Veröffentlichung man nicht gern sehen möchte, sich zur Bekanntmachung verleiten lassen könnten, was die Testamentsvollstrecker verhüten zu müssen meynten. Hobhouse glaubte jedoch, daß der Zwist mit Dallas sich hätte ausgleichen lassen, wenn dieser auf den Titel hätte setzen wollen: „mit Bewilligung der Testamentsvollstrecker herausgegeben"; aber ohne Zweifel hätte er die Briefe einer von ihnen bevollmächtigten Person zeigen sollen. Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß sie zu einem Widerspruche gegen die Bekanntmachung des Privatbriefwechsels ihres verstorbenen Freundes berechtigt waren, aber dagegen gewiß zu bedauern, daß wir dadurch gerade diese Briefe verloren haben. Ein Ungenannter versichert im Novemberstücke des New Monthly Magazine von 1824 (S. 408), er habe einen Blick in diese Briefe gethan, und dürfe behaupten, daß man nie so unschuldige und zugleich so schäzbare Dinge der Welt entzogen habe. „Es ist, sagt er, nur Gerechtigkeit gegen des Lords Andenken, wenn man versichert, daß sie der Abglanz eines so edlen Gemüths sind, als je eines seine Gedanken aufzeichnete. Man findet zwar auch hier allerdings die Spuren seiner Seelenstimmung und seiner falschen Stellung im gesellschaftlichen Leben, aber es werden hohe, von Begeisterung eingegebene Gesinnungen ausgesprochen, und jede Zeile verräth den wärmsten Antheil an Menschenleiden und einen verachtenden Unwillen gegen niedrige und entehrende Laster." Dallas starb, ehe die Sache abgemacht war. Sein Sohn gab dem Werke eine andere Form, um die

richterliche Entscheidung zu umgehen, und statt der Briefe selbst gab er Erinnerungen aus denselben, die treu genug seyn konnten, da die Urschriften vor ihm lagen. Dieß sind die: Recollections of the Life of Lord Byron, from the year 1808 to the end of 1814, detailing the progress of his literary career, in his several publications of the English Bards, Childe Harold, the Corsair etc. taken from authentic documents in the possession of the Author. By the late R. C. Dallas. London 1824. 8. In der Einleitung erfahren wir, daß Dallas, als er mit Byron in freundschaftlichem Verkehre stand, ihn oft aus einem Buche hatte vorlesen hören, worin der Dichter seine Meynungen über die Menschen, mit welchen er umging, niederschrieb. Dieses Buch sollte, wie Byron sagte, erst nach seinem Tode erscheinen. Später fing Dallas an, eine treue Schilderung von B's Charakter, wie er ihn gekannt hatte, aufzuschreiben, in der Absicht, sie erst nach ihrem beyderseitigen Tode ans Licht treten zu lassen. Der nachtheilige Einfluß, den gewisse Leute, welche sich seine Freunde nannten, auf B's Gemüth erhielten, soll in jenem Werke deutlich bezeichnet gewesen seyn. In der Folge entschloß sich Dallas, das Buch nicht in der ursprünglichen Gestalt bekannt zu machen, weil durch viele darin berührte Umstände lebende Personen hätten verlezt werden können. Er zog es vor, die Briefe so zu ordnen, daß sie ein anziehendes Gemälde von B's Seelenstimmung darböten, und indem er die Briefe durch eigene Bemerkungen verbände, das Ganze zu einer zuverlässigen Denkschrift über den Zeitpunkt würde, worein die Briefe fielen. Auf diese Weise wurden, nach des Herausgebers Versicherung, viele Theile des ursprünglichen Werkes weggeschnitten, aus Schonung gegen die Gefühle derselben Personen, die seitdem gegen die Bekanntmachung des Briefwechsels so eifrig gesprochen haben. Das Werk ist ein schätzbarer Beytrag zu Byron's Lebensgeschichte und reich an anziehenden Nachrichten. Man sieht bald, daß, so sehr Dallas zu dem jungen Manne hingezogen wurde, beyde nichts weniger als gleich gesinnt waren; und um seine Urtheile und Ansichten richtig zu würdigen, muß man sich immer erinnern, daß der ältere Freund in seinen religiösen Ansichten strenggläubig war, und bey seinem Verkehre mit Byron die ausdrückliche Absicht hatte, ihn, wie er sagt, aus dem Wirbel seines atheistischen Umganges zu reißen, ja eine Zeitlang hoffen zu dürfen meynte, es werde ihm gelingen. Es bedarf nicht der Bemerkung, daß er schon durch diese Stellung gegen seinen jungen Freund, der übrigens, nach des Verfassers Zeugniß, mit Zartgefühl jedem Anlaß zur Polemik auswich, in seinen Ansichten befangen werden mußte. Der Zeitpunkt, wo Dallas mit Byron vertrauten Umgang hatte, war gerade derjenige, wo der Charakter des jungen Mannes die entscheidende Richtung erhielt. Manche schätzbare Angaben über sein früheres Leben und seine Verhältnisse zu seinen Verwandten. Sein Vetter, der Graf von Carlisle, dem der junge Dichter freundlich entgegenkam, scheint gegen ihn eingenommen gewesen zu seyn, und hat ihn offenbar durch kränkende Kälte zurückgestoßen und erbittert. Byron wurde dadurch so aufgebracht, daß er sich von allen seinen Verwandten zurückzog, und selbst seine Schwester, die der Graf wohlwollend aufgenommen hatte, mied, bis er sich ihr später wieder liebevoll näherte. In seiner Satyre: English Bards and scotch Reviewers waren ursprünglich ein Paar Verse zu Carlisle's Lobe:

> On one alone Apollo deigns to smile;
> And crowns a new Roscommon in Carlisle —

die er später in den bittern Spott veränderte:

> Roscommon! Sheffield! with your spirits fled,
> No future laurel decks a noble head;
> No more will cheer with renovating smile
> The paralytic puling of Carlisle.

Ueber B's menschenfeindliche Stimmung vor seiner Abreise aus England im Jahr 1809, über seine Reise, seine Abenteuer in Spanien, seinen Aufenthalt bey Ali Pascha, und über den Einfluß, den sein Dichterruhm auf ihn hatte, erfahren wir viel Anziehendes. Wurde doch der bewunderte Dichter des Childe Harold selbst in ein zärtliches Abenteuer verwickelt, wozu eine schöne Frau in artigen Versen so schmeichelnd ihn einlud, daß er dem Reize des Geheimnisses nicht widerstehen konnte. Auch dem Prinzen Regenten ward er auf dessen Verlangen in einer Privatgesellschaft vorgestellt. Byron war entzückt über die Bewunderung, womit der Prinz von Childe Harold sprach. Von dem Prinzen freundlich eingeladen, wollte er bey der nächsten Morgenversammlung am Hofe in Carlton-House erscheinen. Zum ersten Male war er im Hofkleide und gepudert; aber im Begriff auszugehen, erhielt er die verspätete Nachricht, daß wegen zufälliger Umstände die Versammlung bey Hofe nicht statthaben sollte. Das prinzliche Lob mochte ihm immer angenehm seyn, aber schwerlich wäre er ein Höfling geworden, wenn er auch mehr als einmal ein Hofkleid angelegt und sich gepudert hätte; indeß geschah dieß nie wieder, und er gab nun alle Gedanken auf, bey Hofe zu erscheinen. Wie er später über den Regenten sich geäußert hat, ist bekannt genug. Dallas brach seinen Verkehr mit Byron ab, als dieser 1816 England verlassen hatte, und hörte endlich, nachdem die ersten zwey Gesänge von Don Juan erschienen waren, sogar auf, des Dichters Werke zu lesen. Byron war, nach seiner Ansicht, gesunken, aber Dallas schrieb alles, was ihm an seinem Freunde mißfiel, größtentheils dem Einflusse böser Gesellschaft zu, und beurtheilte ihn immer mild. Seine Feder, sagt er, war oft giftig und gottlos, aber sein Herz immer wohlwol-

lend. — Einer andern Schrift: Narrative of Lord Byron's Voyage to Corsica and Sardinia, during the Summer of 1821 etc. in his Lordships Yacht Mazeppa (London 1824), erwähnen wir nur mit einem Warnungzeichen. Ein aufgebundener Bär, eine plumpe Täuschung! — Aber selbst zu einer Predigt hat der Dichter Anlaß gegeben. Lord Byron's Works, viewed in connexion with Christianity and the obligations of social life, a sermon delivered July 4th 1824 by J. Styles. London 1824. 8. Ein anderer Buchhändler hat Byron's Parliamentsreden gesammelt: The parliamentary Speeches of Lord Byron. London 1824. 8. Der Herausgeber folgte B's zum Druck bestimmter Handschrift. Es sind der Reden nur drey. Sein Maiden Speech hielt Byron im Februar 1812 auf Veranlassung der Framebreaking Bill, die zweyte Rede bey dem von Lord Donoughmore gemachten Antrage wegen der Ansprüche der Katholiken, und die dritte bey der Uebergabe der Petition des Majors Cartwright im Jahr 1813. Wie Dallas erzählt, hatte Byron seine erste Rede nicht nur lange vorher überdacht, sondern auch aufgeschrieben. „Ich überzeugte mich aber bald, setzt er hinzu, als ich seinen Vortrag hörte, daß Byron sich nie als Redner auszeichnen werde. Er veränderte den angenehmen und vollen Ton seiner Stimme in einen schleppenden, und sprach wie ein junger Mann, der eine gelernte Aufgabe hersagt, was um so auffallender war, da er im Umgange sehr leicht und natürlich sprach.“ Diese Reden sind indeß nicht zu übersehen. Es fehlt ihnen an bündiger Beweiskraft, aber sie sind ironisch und beißend witzig.

Erd- und Völkerkunde. Seit das Festland den reiselustigen Britten wieder offen ist, haben einige der Herren, die Reisen machen, um hinterher Bücher zu machen, ihren Landsleuten auch über Deutschland manche Dinge gesagt, worüber wir bey uns nicht wenig erstaunen mußten, wie z. B. Hodgson, Jakob und der Verfasser der Herbstreise am Rhein, die aus mangelhaften Beobachtungen und mißverstandenem Hörensagen die wunderlichsten und abenteuerlichsten Angaben zusammensetzen. Wer Gelegenheit gehabt hat, zu beobachten, in welchen Kreisen die Mehrzahl dieser Reisenden sich gewöhnlich bewegt, wie oft Mancher hier unter uns den Launen des fashionable life eben so sklavisch fröhnt, als in seiner Heimath, sich mit kleinlicher Eitelkeit in die deutsche Hofwelt drängt, und die vielfach abgestufte Volksklasse, die zwischen den Kammerjunkern und den Lohnbedienten steht, kaum aus der Ferne beachtet, kann sich nicht wundern, daß viele jener Zugvögel durch gefärbte Gläser gesehen haben, und nicht im Stande sind, deutsche Volkthümlichkeit richtig aufzufassen und treu zu schildern. Von diesem großen Haufen von Reisenden unterscheidet sich der ungenannte Verfasser der Schrift, angeblich Herr Russel, ein junger Rechtsgelehrter in Edinburgh: A Tour in Germany, and some of the southern provinces of the Austrian Empire, in the years 1820, 21 and 22. Edinburgh bey Constable 1824. 2 Bde. 8. Er hat zwar auf seiner Reise durch den größten Theil Deutschlands nicht viel neue Ausbeute gesammelt; er ist sowohl über die allgemeinen politischen Angelegenheiten unseres Vaterlandes, als auch über manches Einzelne nicht immer genau unterrichtet, und sieht die fremde Volkseigenheit oft mit ganz befangenem Blicke an, aber im Ganzen ist er ein guter Beobachter, und wenn auch seine oft scharfen und beißenden Bemerkungen hier und da verletzend seyn mögen, so läßt sich's doch nicht läugnen, daß er zuweilen Recht hat. Wir wollen ihm folgen. Er ging von Paris über Straßburg nach Mannheim, wo er bald nach Sand's Hinrichtung ankam, und was er über ihn und seine That und die Stimmung des Volks hinsichtlich dieses Ereignisses sagt, ist verständig und treffend. In Frankfurt scheint er sich viel mit politischen Nachforschungen beschäftigt zu haben, aber der deutsche „Amphiktyonenrath“ und die Bundesverfassung überhaupt haben nicht Gnade vor ihm gefunden. Seine Hauptansicht ist, daß der Bundestag keine freye Stellung habe, sondern nur ein Mittel sey, wodurch die beyden überwiegenden Mächte, welche, obgleich im Besitze deutscher Länder, doch hinsichtlich ihrer Staatskräfte und ihres Interesses dem Bunde fremd seyen, auf die übrigen Mitglieder einen herrschenden Einfluß ausüben, daß daher der Bundestag nicht deutsche, sondern fremde Interessen repräsentire. Es würde hier nicht an seinem Orte seyn, diese Meynung einer Erörterung zu unterwerfen. Aus seiner Ansicht zieht der Verfasser den Schluß, daß die süddeutschen Staaten, die freye Institutionen angenommen haben, in gutem und bösem Geschicke zusammenhalten müssen, und daß sie nur durch entschlossene Eintracht und durch redliche Unterstützung von Hannover sicher seyn können. Von Frankfurt ging der Reisende über den Thüringer Wald nach Weimar, wo es ihm sehr gefiel. Er spricht mit großem Lobe von dem edlen, Geistesbildung seit fünfzig Jahren pflegenden Großherzoge und dem Glanze des „deutschen Athens“, das eine Fürstenfamilie gründete, die Männer um sich sammelte und ehrte, welchen Deutschland so viel Ruhm verdankte. Schiller — bemerkt der Verfasser, würde Friedrichs Launen nicht einen Tag lang ertragen haben, und Goethe am Hofe eines Fürsten verkümmert seyn, der keine Gelehrten möge und brauche. Mit Schillers Schriften ist der Verfasser gut bekannt, würdigt auch die in England erst neuerlich bekannter gewordenen lyrischen Erzeugnisse und Balladen des Dichters, unter welchen er dem Ritter Toggenburg den Preis zuerkennt. Wenn der Verfasser sagt, „es sey unmöglich, von dem deutschen Dramatiker einen

richtigen Begriff zu haben, wenn man nicht Don Carlos, Maria Stuart, die Braut von Messina, und — was höher als Alles sey — Wallenstein kenne", so hätte er auch des Tell erwähnen sollen. Sein Urtheil über Goethe gibt zu manchen Einwendungen Anlaß. Der Verfasser scheint ihn persönlich gekannt zu haben. „Er ist im Umgange ungezwungen, feinsittig (gentlemanly) und angenehm, und in seinem zierlichen und treffenden Ausdruck erkennt man nicht minder als in seinen Schriften, hinsichtlich der Sprache, leicht den ersten deutschen Klassiker. Er hat irgendwo gesagt, er glaube nur eine Gabe sich angeeignet zu haben, nämlich deutsch zu schreiben." Des Dichters Verdienst schildert er im Allgemeinen so: „Goethe steht unter allen seinen Landsleuten, was den gewandten und umfassenden Geist betrifft, oben an. Es gibt wenige Gebiete des Wissens, worin er sich nicht versucht hätte, und in mehreren hat er den höchsten Ehrenkranz gewonnen. Es ist kein Ton der Leyer, den er nicht angestimmt hätte, das Lied, das Epigramm, die Ode, die Elegie, die Ballade, die Oper, das Lustspiel, das Trauerspiel, das hohe Epos (doch nur in einem unvollendeten Jugendversuche?) und jenes anomale Erzeugniß des deutschen Parnasses, das bürgerliche Epos, welches die Thaten der Helden und die Schicksale der Völker aufgibt, und in wohllautenden Hexametern das schlichte Leben und Lieben der Bürger und Pachter singt. Die Musen haben jedoch die Geistesgaben dieses unermüdlichen Mannes nicht ausschließend in Anspruch genommen; sie waren seine erste Liebe und sind noch immer die Günstlinge seines Geistes, aber er hat mit unzähligen Nebenbuhlerinnen geliebelt, und Mineralogie, Kunstkritik, Biographie und Topographie, sentimentale und philosophische Romane (in welche Nachbarschaft kommen diese, woran doch auch die Muse Theil hat!), Optik und vergleichende Anatomie haben sämmtlich seine Feder beschäftigt. Seine wissenschaftlichen Erörterungen haben weder Aufmerksamkeit noch Bewunderung erweckt; es ist nicht genug, daß man über Alles gut schreibe, um an allem Theilnahme zu erwecken. In der Poesie als Künstler, in der bildenden Kunst als Kunstkritiker, verdient Goethe den Ruhm, den man ihm beynahe fünfzig Jahre lang gezollt hat; denn seine Erzeugnisse in diesen Fächern enthalten eine Vereinigung verschiedener Trefflichkeiten, die keiner seiner Landsleute so hervorbringen kann, wiewohl jede einzelne erreicht oder übertroffen werden könnte. Faust allein, ein Gedicht, das nur ein Deutscher ganz fühlen oder verstehen kann, ist offenbar das Werk eines Geistes, der in Allem, was Poesie schafft, vollkommen zu Hause ist, und der jeden Styl, den die Dichtung gebrauchen kann, als Meister versteht. Tasso kann nicht wohl anders ein Drama genannt werden, als weil es einen Dialog hat, und auf der Bühne wird es unerträglich langweilig, aber es ist von Anfang bis zu Ende ein Strom der reichsten und reinsten Poesie."

(Die Fortsetzung folgt.)

William Roscoe.

Von diesem berühmten brittischen Schriftsteller liest man in einer Note des großen Dupin'schen Reisewerks über England (Tom. VI. pag. 227.) folgende Anekdote: Die schriftstellerischen Arbeiten des berühmten Roscoe, seine Lebensbeschreibungen der beyden Mediceer, Lorenz und Leo X. zumal, sind nur Werke seiner Musestunden, denn er arbeitet in einem bedeutsamen Bankhause; darum aber wird Niemand versucht seyn, seinen Werken den Vorwurf von Flüchtigkeit oder Oberflächlichkeit zu machen. Man könnte ihn den brittischen Ginguené heißen, und es ist merkwürdig, daß die gründlichsten Geschichtwerke über die italienische Literatur von einem Engländer und von einem Franzosen herrühren, die beyde durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit, wie durch ihren öffentlichen und Privatcharakter, rühmlich ausgezeichnete Männer waren. Bey meinem Besuch des Herrn Roscoe in Liverpool fühlte ich mich von seltener Ehrfurcht ergriffen, beym Anblick des sechzigjährigen Mannes, welcher bey hohem und geradem Körperwuchs und durch Alter und Unglück gebleichten Haaren Edelsinn, Einfachheit und Wohlwollen in seinen Gesichtszügen, die an der griechischen Weltweisen einen erinnern, ausdrückt. Jedoch war er seiner heitern Blicke ungeachtet nicht glücklich. Widrige Schicksale hatten seine Vermögensumstände zerrüttet. Bereits hatte er, um die Gläubiger befriedigen zu können, seine Bibliothek veräußert, und als ich ihn besuchte, war man eben beschäftigt, auch seine Gemälde nach dem für ihren Verkauf bereit gehaltenen Katalog mit Nummern zu versehen. Wenn, das Beyspiel der Kaiserin Katharina nachahmend, der Fürst, mit der Bedrängniß eines berühmten Gelehrten bekannt, der nicht (wie Diderot für Rußland) ein Fremder, sondern seiner Unterthanen einer ist, einen geringen Theil seines Ueberflusses auf den Rückkauf der Bücher eines ausgezeichneten Schriftstellers verwenden würde, um dieselben ihrem Besitzer zu erhalten und ihm damit die Materialien für nochmalige Meisterwerke darzureichen, so möchte dieß doch wohl ein Paar chinesische Pavillons, etliche Hunde, oder Pferde, oder Feste aufwiegen? — Vorstehendes (fährt Hr. Dupin fort) hatte ich im Jahr 1817 geschrieben. Seither hat ein großherziger Particular sich das Verdienst erworben, welches der Fürst unbeachtet gelassen hatte. Die Bücher, deren Verlust den Hr. Roscoe am meisten schmerzte, bestunden in einer durch Schönheit und Seltenheit der Ausgaben merkwürdigen Sammlung von etwa dreyhundert italienischen Werken. Hr. William Rathbone, Kunstfreund in Liverpool, hat diese Sammlung an sich gebracht, um damit alsbald ihren vormaligen Eigenthümer zu beschenken. Dieser hat sie jedoch nur unter der Bedingung angenommen, daß bey seinem Tod die Sammlung der Bibliothek des Athenäums einverleibt werden soll, die bereits schon eine Auswahl vortrefflicher Bücher enthält, und deren bedeutsamer Mitstifter Hr. Roscoe war.

Nr. 21.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 15. März 1825.

Noch einmal über Lord Byron.

(Fortsetzung.)

Die Beobachtungen des Herrn Beyle scheinen uns in dem individuellen Fall und im Allgemeinen sehr wacker zu seyn. Die Fehler des englischen Dichters sind die aller großen Menschen, die das Schicksal um vieles höher als ihre Mitbürger stellte. — Und findet sie nicht Raum zwischen uns und der Menge, kann denn Größe sich entwickeln? ist sie nicht immer mehr oder weniger der Bund mit mächtigern Geistern, der die Erdenbande zerreißt? — Ist das nicht die einfachste Erklärung von Goethe's Faust und dem Schicksal der Meisten, ja Aller, die wie Faust die Schranken übersteigen?

Nach des Lords erster Rückkehr aus Griechenland fängt sein Briefwechsel mit Herrn Dallas wieder auf demselben Fuß, wie vor seiner Reise, an; er betrifft fast ausschließend den Druck seiner Werke; hie und da klagt Byron über den Tod eines sogenannten Freundes, dem er bey Lebzeiten wahrscheinlich wenig anhing, vor Allem eines M . . ., seines Schulgefährten in Oxford, von dessen Geist und Kenntnissen er eine übertrieben lobende Beschreibung macht, die Herr Dallas aber gänzlich vernichtet, indem er, daß er ein Atheist gewesen, uns anvertraut. Herrn Dallas eigener Charakter gewinnt gewiß in den Augen des Lesers im Fortgange seines Verhältnisses mit Lord Byron, indem seine, immer herzlicher werdende Zuneigung an denselben auf wirklich lebhafte Anerkennung für dessen reichbegabten Geist gegründet gewesen zu seyn scheint. Allein der gute Mann verlangte das Unpassende von ihm, und nahm einen falschen Weg dazu: er wollte, daß er ein englischer Staatsmann, als Mitglied des Oberhauses, werde, und hielt das, was ihm Religion dünkte, für einen Präliminar-Artikel zu dieser Würde. Das erste paßte nicht zu Byron's Dichtergenius, und das lezte konnte bey einem Mann von Byron's Geist und bisheriger Lebensweise nicht durch die Formen der englischen Kirchenlehre gewonnen werden. Auf dem Weg der kühnsten Philosophie gelangt ein solcher Geist wohl zur Einfalt des Evangeliums; Reue und Buße, wie des guten Dallas Kirchenlehre sie fordert, würden Byron, wäre er am Leben geblieben, einst als altem Sünder willkommen gewesen seyn.

Dallas kommt wiederholt auf die Ursache von den fehlerhaften Gewohnheiten seines jungen Freundes zurück, und der Leser theilt seinen Unwillen über die Vernachläßigung, ja die Geringschätzung, welche ihm von seinen Verwandten widerfuhr, und die natürliche Folge hatte, ihn Anfangs zu schlechter Gesellschaft zu treiben, und nachher darin zu erhalten, und den Grund zu der Menschenverachtung zu legen, der er sich hingab, und die oft die Furie ward, die ihn als Dichter begeisterte. Zu der gesellschaftlichen Vereinzelung, in die sein schlechter Ruf ihn gebracht, kam nach seiner Rückkehr aus Griechenland noch die Unordnung in seinen Vermögensumständen, die ihn in die Hände der Advokaten brachte, und nach Jahre langer Weigerung endlich doch das Byron'sche, der Familie von Heinrich VIII. geschenkte Familiengut: Newstead Abbay, aufzuopfern zwang. Es wurden ihm 1811 drey Millionen Francs dafür geboten; die eigentliche Summe, für welche er es, noch in demselben Jahr, verkaufte, war Herrn Dallas unbekannt. Der Unmuth, der ihn belagerte, war also sehr gut zu erklären. Unter diesen drückenden Gefühlen bereitete er die ersten zwey Gesänge des Childe Harold zum Druck. Es ist sonderbar, daß der Dichter diese — eine seiner herrlichsten Schöpfungen! nicht zum Druck geeignet hielt, und lange der Ueberredung des Herrn Dallas, es dem Publikum zu schenken, widerstand. Dieser gute Mann machte sich späterhin die bittersten Vorwürfe, die Herausgabe dieses Gedichts befördert zu haben, weil er die nachmaligen Verirrungen des Dichters als Folge des ungemessenen Beyfalls, welchen dieses Gedicht erhielt, betrachtete. Der Augenblick der Erscheinung von Childe Harold traf fast auf denselben Tag mit seiner ersten Parlamentsrede zusammen. Diese betraf die Unruhen in Nottingham, wo die Arbeiter die Spinn- und Webe-Maschinen zertrümmert hatten. Sie ist dem zweyten Theile von Herrn Dallas Werk angehängt, und muß zu ihrer Zeit in den

englischen Zeitungen zu finden gewesen seyn. Hätten w'r auch Raum, sie hier zu übersetzen, so wäre sie dennoch hier nicht, so wie nirgend außer dem glücklichen England, an ihrem Platz. Nachdem er Herrn Dallas einige Bruchstücke daraus vorgelesen — denn er arbeitete sie sorgfältig aus — zweifelte dieser an dessen Rednergabe. Er sagt: „er veränderte seine sanfte volle Stimme in einen ernsten schleppenden Ton, machte ein feyerliches Gesicht, als wolle er eine Rolle spielen — ganz wie ein Schüler, der eine Lektion auffagt. Es war um so auffallender, da er im Gespräch viel Unbefangenheit und ungewöhnlich viel Natürlichkeit besaß. Dennoch brachte seine Rede eine große Wirkung hervor, die Lords der Opposition sagten ihm die schmeichelhaftesten Dinge. Wie er den Saal verließ, fand er mich auf den Durchgängen; er war ganz stolz über sein Gelingen und ziemlich erhizt — ich hielt in der rechten Hand einen Regenschirm, reichte ihm also, wie er unerwartet auf mich zu kam, und mir die Hand bot, die Linke. „Wie? rief er, bey einer solchen Gelegenheit geben Sie einem Freunde die Linke?" Ich zeigte ihm die Ursache, machte meine Rechte frey, und er faßte sie und drückte sie herzlich. Er war freudetrunken und wiederholte mir einige der Complimente, die man ihm gemacht hatte, nannte mir auch einige Pairs, die den Wunsch, ihm vorgestellt zu werden, ausgedruckt hatten. „In dieser Rede, sezte er hinzu, habe ich Ihnen die beste Vorrede zu Childe Harold gegeben!"

Childe Harold trat wenige Tage darauf vor das Publikum. Das Aufsehen, das es machte, der Beyfall, den es gewann, die persönlichen Schmeicheleyen, die es Lord Byron brachte, waren freylich dazu gemacht, ihn zum Stolz zu verleiten. Der Zustand von Mißachtung, in welchem er bisher im billigen Gefühl seines innern Werthes gelebt hatte, mußte den Gegensatz noch schärfer machen, die zügellose Leidenschaftlichkeit eitler oder verwahrloster Weiber gesellte sich zu dem doppelten Ruhmestaumel des Staatsmanns und Dichters. Er erhielt Briefe, Zudringlichkeiten, die ihn selbst anekelten, aber eine dieser Armseligen zog ihn doch in ein Verhältniß, dessen von Dallas mit Schmerz und Abscheu, als den moralischen Sinn durchaus verletzend, Erwähnung thut. Plötzlich sah sich Byron von allen Vornehmen eingeladen, besucht, zum Umgang mit ihnen aufgemuntert. Anfangs versicherte er, daß ihn die große Welt nie besitzen solle, bald gab er aber ihren Lockungen nach, und gestand, daß sie Reize für ihn habe. In einer dieser Gesellschaften traf er in dieser Zeit mit dem Prinz Regenten (jetzigen König von England) zusammen. Sobald der Prinz seine Anwesenheit erfahren hatte, ließ er ihm von einem seiner Kammerherrn sagen, daß er ihm vorgestellt zu werden wünschte. Es geschah unverzüglich, der Prinz bezeugte ihm seine Bewunderung für Childe Harold, sezte seine Unterredung fort, und entzückte den Lord solchergestalt, daß er, wenn ein zufälliger Umstand nicht das nächste Lever gehindert hätte, einer der Beflissensten in Carlton-House, wo nicht ein vollkommener Hofmann geworden wäre. An dem Tag, wo das Lever statthaben sollte, sprach ich bey ihm ein; er war in voller Hofkleidung, sein schönes Haar weiß gepudert, welches sich sehr schlecht zu seinen Zügen paßte. Ich bezeigte ihm mein Erstaunen über seine Absicht, an Hof zu gehen; er schien zu glauben, daß dieser Schritt Entschuldigung bedürfe, und gründete sie auf des Regenten ausdrückliche Worte: „er hoffe ihn bald in Carlton-House zu sehen." Troz der philosophischen Verachtung für das Königthum, mit der er prahlte, und seiner entschiedenen Verbindung mit der Opposition, hatte er dem Zauber einer königlichen Schmeicheley nicht widerstehen können, und dieser wirkte fort, bis eine neue, seinem Charakter angemessenere, Schmeicheley diese verwischte. Das Lever ward, wie er schon angekleidet war, abgesagt, und um des englischen Hofes willen legte er diesen Staat nicht wieder an. Einer seiner neuen Freunde besuchte ihn . . . . (Hier ist im Original eine Lücke gelassen, die der Leser allenfalls auszufüllen im Stande ist). Lord Byron war sehr geneigt, seinem Einfluß nachzugeben; die beleidigenden Verse wurden gemacht — ich glaube mehr um seines neuen Freundes Leidenschaft zu befriedigen, als aus eignem Haß — von der Zeit an war die Rede nicht mehr von Carlton-House und Byron gewöhnte sich an, in sehr unehrerbietigen Ausdrücken von dem Prinzen zu sprechen.

Bis zu der Erscheinung seines Corsaren hatte Lord Byron nie ein Honorar von seinen Verlegern genommen. Schon früher hatte er Herrn Dallas, der die Buchhändlers-Geschäfte seit ihrer Bekanntschaft nach der Bekanntmachung seiner „Satyren" besorgte, versichert, diese Gedichte sollen sein Eigenthum seyn. Da ein und das andre Mal in diesen Blättern von einem Kaufpreis die Rede ist, und Herr Dallas doch ausdrücklich sagt, daß Lord Byron sich habe nie von seinem Verleger bezahlen lassen, vermuthen wir, daß Herr Dallas seines Verwandten freygebiges Versprechen einigermaßen benuzte; die Handschrift des Corsaren übergab er ihm aber ausdrücklich als Eigenthum. Ob er späterhin Honorar forderte, sagt Herr Dallas nicht. Das Publikum — von den deutschen Journalisten wenigstens lesen wir's — erzählt Wunder aus oder in Lord Byron's Tasche, die, so weit unser Verf. ihn uns bekannt macht, ihm nicht recht ähnlich sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueberblick der englischen Literatur.

VI.

(Fortsetzung.)

„Goethe's Romane sind von sehr zweifelhafter Art. Seine lebhafte Phantasie und sein feines Gefühl geben ihm gute einzelne Schilderungen und scharfsinnige Bemerkungen; aber diese Werke sind weder hinsichtlich der Anlage noch der Charakterzeichnung zu loben. Sie sind überdieß oft durch die Entwürdigung befleckt, wozu er leider die Liebe herabzieht, wo Gefallen und Laster schnell auf einander folgen. Wilhelm Meisters Lehrjahre zum Beyspiel, sind recht angenehm zu lesen, in so fern sie viele scharfsinnige und beredte Kritiken enthalten, aber wer möchte selbst Goethe's Kritiken mit den ausgelassenen Situationen und den lüsternen Schilderungen erkaufen, wovon das Buch wimmelt?" Es bedarf nur dieser Anführungen, und jeder deutsche Leser wird wissen, was er von dem kritischen Blicke dieses Reisenden zu halten hat. In Jena scheint er sich lang aufgehalten zu haben, wenigstens weiß er von den Studentenverhältnissen viele auffallende Dinge zu erzählen; aber so viel wir Jena kennen, müßte es sehr arg geworden seyn, wenn es nur halb so schlimm wäre, als er es schildert. Manches ist offenbar aus mißverstandenem Hörensagen entstanden. Nichts scheint man überhaupt in England weniger zu begreifen, als das eigentliche Wesen und die Vorzüge unserer Universitäten, die als die Grundpfeiler unserer Nationalbildung und die ehrwürdigen Ammen des freyen Forschergeistes uns der Himmel in diesem Wesen erhalten wolle. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die englischen Zeitschriften die halbwahren Schilderungen und schiefen Ansichten des Verfassers begierig aufgegriffen haben, um ihre befangenen Urtheile zu unterstützen. So meynt einer dieser Schriftsteller, der Grundfehler, wodurch das Erziehungssystem der deutschen Universitäten mehr oder minder verderbt werde, und worin die herrschende Ungebundenheit meist ihren Grund habe, sey der Umstand, daß man nicht jeden Lehrer strenge auf ein bestimmtes Lehrfach beschränke, da nach der Verfassung dieser Anstalten jeder Lehrer, wenn er auch über das Fach, wozu er ernannt sey, einige öffentliche Vorlesungen halte, doch über jeden beliebigen Zweig des Wissens Privatvorlesungen geben könne. Nein, ohne diese Freyheit würde auf unsern Universitäten bald dieselbe träge Stockung zu bemerken seyn, die man in Oxford und Cambridge kennt. Dieser Umstand nicht, wohl aber die, auch von diesem Schriftsteller erwähnten kleinen Gehalte sind ein Uebel, das zu einem Haschen nach Zuhörern und zu einer verderblichen Nachsicht gegen die jungen Leute führen kann. — In Leipzig ist er mit den, für einen Engländer so fremdartigen, Verhältnissen des Bücherverkehrs bekannt geworden, aber es geht nicht ohne sonderbare Mißverständnisse ab, worüber man lächeln muß. Hier, meynt er, wünsche jeder deutsche Schriftsteller seine Geisteskinder auszustellen, und zwar nur während der Ostermesse, und jeder strenge sich an, fertig zu werden, zu der richtigen Zeit, wo die ganze Bruderschaft vom Rhein bis zur Weichsel in Kindesnöthen sey. Ginge diese glückliche Zeit vorüber, so trüge jeder gern seine Bürde zwölf Monate länger, bis zur nächsten Wiederkehr der bibliopolischen Lucina. (O nein, wir lassen unsre Geistesfrüchte fallen zu allen Tagen und Stunden.) Diese periodische Bücherbrut in Leipzig habe aber nicht, wie man im Auslande wohl geglaubt habe (!!), darin ihren Grund, daß dort alle oder die meisten Bücher gedruckt würden, sondern in der eigenen Einrichtung des deutschen Buchhandels. Was dem Verfasser nun von der Vermittlung des Verkehrs durch die Commissionäre in Leipzig zu Ohren gekommen ist, hat er so mißverstanden, als ob die beyderseitigen Commissionäre den Handel machten, ohne daß Verleger und Händler in unmittelbare Berührung kämen. Er hat gehört, daß viele Verleger in Leipzig ausliefern lassen, und meynt nun, alle Bücher, wo sie auch immer gedruckt wären, müßten dort gekauft werden. Zur Messe nun, sezt er hinzu, strömten alle Buchhändler aus allen Gegenden Europa's, wo deutsche Bücher verkauft würden, nach Leipzig, um abzurechnen, und die Jahresernte zu übersehen, und sie hätten dort (man höre!) eine eigene Börse erbaut. Von den Krebsen spricht er nicht, wohl aber kennt er den Krebsschaden des Bücherverkehrs, die Pest, „Nachdruckerey" genannt, wie er sagt, die an der Lebenskraft des armen Schriftstellers nage, und den unternehmendsten Verleger lähme. So arg das Uebel ist, nach seiner Darstellung erscheint es noch viel schlimmer, denn er glaubt, jeder Bundesstaat habe seine eigenen Gesetze über das Verlagsrecht, und ein Schriftsteller sey nur in dem Staate, wo er drucken lasse, gegen Raub gesichert. Was leider nicht einmal der Fall ist. In der Gefahr, die dieser gesetzlose Zustand dem Verleger droht, findet er die Ursache, daß die deutschen Schriftsteller, wiewohl sonst die fleißigsten unter der ganzen schreibenden Zunft am schlechtesten bezahlt werden, so wie auch darin einigermaßen den Grund des ungefälligen Aeußern deutscher Bücher, des groben Druckpapiers, der abgenuzten Schrift. Der Verleger, sagt er, wolle natürlich so wenig Kosten als möglich wagen, und es sey sein Vortheil, die Versuchung zum Nachdrucke dadurch zu vermeiden, daß er seine Ausgabe so wohlfeil als möglich mache. Daher auch die häufige Herausgabe auf Subscription selbst bey den Werken beliebter Schriftsteller. „Was würden wir von Byron, Campbell, Scott oder

Moore denken, fragt er, wenn sie ein neues Gedicht auf Subscription herausgäben?" Bey neuen Werken berühmter Schriftsteller geschieht dieß bekanntlich auch bey uns selten, überhaupt aber ist eine Vergleichung zwischen England und Deutschland hinsichtlich des Bücherverkehrs bey den ganz verschiedenen Verhältnissen wenig passend. Einmal ist die Sicherheit gegen Nachdruck, die der Verleger dort genießt, allerdings ein großer Vortheil, dann aber ist — und das ist die Hauptsache — das schreibende Publikum in Deutschland außer allem Verhältnisse, nicht gegen das lesende — wie der Verfasser meynt — wohl aber gegen das kaufende, während es in England ganz anders ist. — Von Leipzig ging der Reisende nach Dresden. Er spricht mit hohem Lobe von der Regierung des Königs, von dem einnehmenden Wesen der Bewohner, und mit Entzücken von den Schätzen der Kunst. Auffallend ist seine Schilderung von dem schlechten Zustande eines Gefängnisses in Dresden, das er besuchte, weil er in Jena einen Professor gegen die schlechte Einrichtung der englischen Gefängnisse in einem Tone hätte losziehen hören, welcher, wie er glaubte, für einen Deutschen sich nicht ziemte, der vor seiner eigenen Thüre zu kehren hätte. Der Verfasser hat nicht genau angegeben, welchen Kerker er sah, es scheinen jedoch die zu dem Justizamte gehörigen Gefängnisse zu seyn, die allerdings zu Rügen Anlaß geben mögen, aber bald in ein anderes Gebäude verlegt werden sollen. Möge Howard's Geist bey der neuen Einrichtung walten! Der Verfasser ging von Dresden über Erfurt und Cassel nach Göttingen, wo ihn besonders Blumenbach anzog. „Blumenbach hat nicht das Mindeste von akademischer Steifheit, oder gelehrter Dunkelheit; sein Gespräch ist eine Reihe feiner und munterer Bemerkungen über alles, was ihm gerade vorkommt, und von gleicher Art sollen, wie ich gehört habe, zuweilen seine Vorlesungen seyn. Wäre er nicht mit einem Chaos von Schädeln, Gerippen, Mumien und andern naturgeschichtlichen Gegenständen umgeben, so würde man, wenn man ihn nicht absichtlich darauf brächte, nicht leicht entdecken, daß er die Naturgeschichte studirt habe. Er sitzt da unter allerley seltsamen Dingen, die ein gewöhnlicher Mensch Plunder nennen würde, und womit selbst Viele von denjenigen, die seine Wissenschaft treiben, nicht viel anzufangen wissen möchten, aber es ist einer von Blumenbachs Vorzügen, daß er Alles zu benutzen, und Beweise und Erläuterungen zu finden weiß, wo kein Anderer sie suchen würde. Neben einer Zeichnung, die einige Botecudo-Indianer mit Pavian-Gesichtern darstellten, die sich prügeln, hing ein Bildniß der schönen Agnes von Mansfeld. Der Schädel eines Süd-Amerikaners, der die tiefste Stufe der Menschenbildung zeigt, grinsete einen griechischen Schädel an, worin der Professor die vollkommenste Schädelform sieht. Hier stand eine ganze Mumie aus den kanarischen Inseln, dort eine halbe aus Brasilien, mit langen Schnüren in der Nase, und mit bunten Federn bedeckt, wie Papageno in der Zauberflöte. Dort ein Negerkopf, hier eine Venus, und dort im Winkel ein nachdenkendes Gerippe mit gefalteten Händen. Man braucht aber nur die flüchtigsten Bemerkungen des Professors zu hören, wenn man ihm durch diesen anscheinenden Wirrwarr folgt, um zu bemerken, wie klar Alles, was sich daraus lernen läßt, in seinem Kopfe und in seinen wissenschaftlichen Zusammenstellungen geordnet ist." Der Verfasser reiste über Hannover und Braunschweig nach Berlin. Manches Anziehende über die Königin Luise, über die Universität und ihre große Zierde Wolf, dessen nähern Umgang der Reisende genoß. Er sagte zu ihm in Beziehung auf sein Prolegomena zum Homer: „Wenn zwanzig Menschen in Deutschland sie verstehen, werden sie vermuthlich von ein und zwanzig in England verstanden, aber ich bin überzeugt, daß in weniger als zweyhundert Jahren jedermann sie verstehen und auch glauben wird." Ueber Hardenbergs Verwaltung und besonders die durch ihn, zum Vortheil der ackerbauenden und gewerbtreibenden Klasse, bewirkten wohlthätigen Umwandlungen, und deren vielfach sichtbare Folgen spricht der Verfasser umständlich und mit ehrendem Lobe. Diese Umwandlungen geben ihm Anlaß, von dem Geiste zu sprechen, der sich 1813 so kräftig regte, und so wirksam in der Stunde der Noth benutzt wurde, von den damals erweckten Erwartungen und in wie weit sie erfüllt worden seyen. Es ist doppelt erfreulich, daß ein fremder Beobachter, der nichts weniger als ein Radikaler, wenn auch allerdings ein achtbarer Liberaler ist, und dem man in seiner Heimath sogar eine geheime Zuneigung gegen Könige und Königinnen, und eine gewisse Geschicklichkeit, Tugenden in ihnen zu entdecken, die sie offenbar nicht besitzen, vorgeworfen hat, uns folgendes ehrenvolle Zeugniß gibt: „Kein Volk des Festlandes ist der politischen Freyheit würdiger als die Deutschen, weil keines sie geduldiger erwarten, dankbarer empfangen und mit mehr Mäßigung benutzen wird." Durch Schlesien reiste der Verfasser nach Wien. Er theilt einige anziehende Züge von Beethoven mit. Von der Sittenlosigkeit der Bewohner gibt er eine Schilderung, die man für übertrieben halten möchte, und er schließt mit der scharfen Bemerkung, daß die Spitäler und Krankenstuben Wiens vielfache Beweise geben, wie barmherzig die Vorsehung gewesen, als sie die Quecksilbergruben von Idria einer Landschaft gab, die zu einem Theile des Reiches bestimmt war, dessen Hauptstadt Wien seyn sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 22.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 18. März 1825.

Ueberblick der englischen Literatur.

VI.

(Fortsetzung.)

Unsere Kunde der amerikanischen Länder, die sich von Spanien und Portugal losgerissen haben, wird immer mehr erweitert. Der freye Verkehr verbreitet überall Licht, und wir sind über die Hülfsmittel der kämpfenden Partheyen jezt ziemlich genau unterrichtet. Während der Seekapitän Hall in seinem belehrenden und unterhaltenden Werke, das auch in einer deutschen Uebersetzung *) zu lesen ist, uns in die ehemaligen spanischen Landschaften einführt, hat Frau Graham, bereits durch ein Werk über Indien als eine gute Beobachterin bekannt, über den neuesten Zustand Brasiliens in dem *Journal of a voyage to Brasil, and residence there, during part of the years 1821, 22 and 23. By Maria Graham.* (London 1824. 4.) willkommene Aufschlüsse gegeben. Sie begleitete ihren Gemahl, den Seekapitän Graham, auf der Fregatte Doris nach Brasilien und Chile, und hatte bey den günstigen Verhältnissen, worein sie kam, gute Gelegenheit zur Beobachtung. Eine lange und langweilige Einleitung über die Geschichte Brasiliens muß man überschlagen, um nicht gleich zu Anfang des Buches einen nachtheiligen Eindruck zu empfangen. Schon in Madeira sah die Verfasserin die guten Wirkungen der Revolution, in einer größern Freyheit des Volkes und in dem lebhafteren Handelsverkehre. Auch diese Insel, wie alle Kolonien Spaniens und Portugals, mußte nur dem Vortheile des Mutterlandes dienstbar seyn, und lag unter dem Drucke der Monopole. Alle Manufacturen, auch der gemeinsten Bedürfnisse, waren verboten, und selbst die aus geflochtenem Gras und Harz gemachten Fackeln, die auf den Gebirgstraßen zur Nachtzeit unentbehrlich sind, kamen von Lissabon. Merkwürdig ist es, daß auch hier mit der Freyheit Verbreitung von Kenntnissen kam. Früher war keine Druckerpresse in Madeira, aber die Beförderer der Revolution sorgten alsbald dafür, und eine Zeitung wurde herausgegeben.

*) In der Cotta'schen Buchhandlung unlängst erschienen.

Bey der Ankunft der Reisenden in Pernambuco und Bahia fand sie hier alles in Gährung, und das Schicksal des Landes schwebte eben in der Entscheidung. Sie gibt von den Sitten und dem häuslichen Leben der Brasilier kein anziehendes Bild. Die geistige Bildung steht auf einer tiefen Stufe, und wer sich über das Gemeine erhoben hat, verräth allen Dünkel neu erworbener Kenntnisse. Mit den gesellschaftlichen Einrichtungen sah es eben so schlimm aus. Wenig Schutz für Leben und Eigenthum. In Bahia war der oberste Polizeyvorsteher zugleich Oberrichter in peinlichen Sachen, und seine Gewalt durch kein Gesetz bestimmt. Wer vor ihm angeklagt wurde, konnte Jahre lang gefangen sitzen, ohne die Möglichkeit der Erlösung. Dieser furchtbare Beamte darf auf jedes, vielleicht heimliche boshafte Anbringen gegen den Eigenthümer, mit seinen Schergen in ein Haus geben, um Nachforschungen anzustellen. In Pernambuco sah Frau Graham zum ersten Mal das empörende Schauspiel eines Sklavenmarktes; besonders aber gedeiht der Sklavenhandel in Bahia. Nicht weniger als 76 Schiffe wurden dazu in einem Jahre nach Afrika geschickt. Ein Sklavenhändler hält sich für glücklich, wenn er von drey Ladungen nur eine heimbringt, und acht bis neun gelungene Reisen sind hinlänglich, einen reichen Mann zu machen. Die Verfasserin theilt eine Berechnung mit, wonach von 1574 Sklaven auf der Reise 374 starben. In Rio Janeiro kam sie im December 1821 an. Auch hier fand sie, wie in den andern Städten des Landes, unter allen Volksklassen den allgemeinen Wunsch nach Unabhängigkeit, Haß gegen die Tyranney der Portugiesen und Unwillen gegen die, von den portugiesischen Cortes erfahrene, üble Behandlung. Nach der Meynung der Verfasserin stimmt der Kaiser von Brasilien in alle Wünsche des Volkes so aufrichtig ein, als es seine Thathandlungen aussprechen. Zur Zeit, wo er die Zügel der Regierung ergriff, war alles in Verwirrung, die Finanzverwaltung in der größten Unordnung, der Schatz erschöpft, der Staatskredit gesunken, und um das Uebel noch ärger zu machen, drohten portugiesische Truppen, das Land wieder unter das alte Joch zu bringen. Der Prinz griff

das Werk rüstig an. Er gab selber das Beyspiel der strengsten Sparsamkeit, indem er seine persönlichen Ausgaben auf 20,000 Pfund Sterling beschränkte. Die Ordnung in den Finanzen ward auf diese Weise bald hergestellt, und die Staatseinkünfte stiegen noch einmal so hoch, als während seines Vaters Herrschaft. Eine Landwehr wurde eingerichtet, und durch kräftige Anstrengungen gelang es, das Land völlig von seinen portugiesischen Feinden zu befreyen. Als ein Beyspiel, wie arg die Verkehrtheit und das Verderbniß in der öffentlichen Verwaltung zeither war, und wie schändlich das allgemeine Wohl dem niedrigen Eigennutze Einzelner geopfert wurde, wird angeführt, daß der Fleischhandel ein Monopol in Rio Janeiro war, und nur ein einziger Mann dazu berechtigt war, dem jeder, der für sich schlachten wollte, die Erlaubniß dazu ablaufen mußte. Es versteht sich, daß mit der neuen Staatseinrichtung dieser Mißbrauch abgeschafft wurde; die Staatsverbesserung ist auch hier schon die Losung zum Verschwinden vieler alten Mißbräuche geworden, die in der Pestluft des Despotismus am meisten Nahrung finden. Rio Janeiro gleicht mehr als Bahia oder Pernambuco einer europäischen Stadt. Seit der Eröffnung des freyen Handels ist die Stadt noch heiterer geworden und neue und weite Straßen haben sich nach allen Richtungen geöffnet. Selbst die Neger haben ein fröhliches und glückliches Aussehen, und gleichen so wenig als möglich Sklaven, ausgenommen die Unglücklichen, die man auf dem Sklavenmarkte sieht, einer sehr langen Straße, wo fast jedes Haus eine Niederlage für diesen Handelszweig ist, und die armen Afrikaner der grausamsten Behandlung ausgesetzt sind. Auch hier wird der Sklavenhandel lebhaft getrieben. Nach den Angaben, welche die Verfasserin erhielt, wurden im Jahr 1821 nicht weniger als 21,199 und 1822 über 24,000 Sklaven aus Afrika nach Rio Janeiro gebracht. Es ist um so schwerer, diesem Verkehre zu wehren, da man es so weit darin gebracht hat, sich durch falsche Schiffspapiere zu sichern. Der Eigennutz der Europäer ist so sehr dabey im Spiele, und überdieß das Sklavenstehlen ein gedeihlicher Erwerbzweig im innern Afrika. Viele der mächtigsten Völkerschaften dieses Erdtheils, die sich durch diesen Verkehr bereichern, verbinden sich gern mit den europäischen Händlern an der Küste, um den schändlichen Verkehr zu verewigen, und eben darum haben die Engländer, wegen der hemmenden Maßregeln, die sie dagegen durchzusetzen suchen, den Haß der Europäer und Afrikaner, die Vortheil davon ziehen, sich zugezogen. Auf die Europäer fällt freylich allein die Schande dieses Handels, da der Menschenraub in Afrika bald aufhören müßte, wenn Menschen nicht mehr ein Ausfuhrgegenstand wären. — Frau Graham lebte nach ihrer Abreise von Rio Janeiro einige Zeit in Chile, dessen neueste Schicksale sie unlängst in einem eigenen Tagebuche erzählt hat, und kam später mit Lord Cochrane in die brasilische Hauptstadt zurück. Sie fand die Lage der öffentlichen Angelegenheiten sehr verbessert. Der Prinz, seitdem zum Kaiser erhoben, erhielt bey allen Gelegenheiten Beyfallsbezeigungen, und gab so offenbare Beweise seiner Anhänglichkeit an die Sache des Volkes, und seines Entschlusses, die Freyheit und Unabhängigkeit des Landes zu schützen, daß man nur unter der Voraussetzung einer beyspiellosen Doppelzüngigkeit und Heucheley an seiner Aufrichtigkeit zweifeln könnte. Auf der andern Seite ist es freylich auffallend genug, daß ein Fürst, in der Schule der Willkürherrschaft erzogen, und gewohnt, Brasilien nur als ein Zubehör seines Erbreiches anzusehen, so leicht einwilligen sollte, dieses Land als ein abgesondertes Gebiet zu beherrschen, während er die Aussicht vor sich hat, es zugleich mit der Krone von Portugal zu besitzen, und es ist daher nicht befremdend, daß die Vermuthung aufkommen konnte, Don Pedro wäre, trotz seiner offenen Betheurungen, in der That das Haupt einer, von Frankreich unterstützten, Parthey, die heimlich gegen Brasiliens Unabhängigkeit arbeitete, und er würde, wenn diese ihr Haupt kräftig erheben könnte, allen Widerstand mit dem Schwerte zu bezwingen, und Brasilien wieder unter das Joch des Mutterlandes zu bringen suchen. Die Verfasserin, welche die Gunst des kaiserlichen Paares in hohem Grade erlangte, und mit großem Lobe von den Gesinnungen des Kaisers spricht, gibt uns viele Angaben, woraus hervorzugehen scheint, daß Brasiliens Unabhängigkeit auf der sichern Grundlage der öffentlichen Meynung ruht, daß es durchaus unwahrscheinlich ist, das Land wieder unter das alte Joch bringen zu können, und daß ein solcher Versuch seinem Urheber leicht gefährlich werden, und einen Brand entzünden könnte, welcher der monarchischen Gewalt selbst den Untergang drohte. Die Verfassung sichert dem Volke seine Unabhängigkeit und Freyheit; es hat die Vortheile seines neuen und bessern Zustandes schon gekostet, und wird sich nicht wieder in den Abgrund stürzen lassen, woraus es sich eben erst erhoben hat. Es ist überdieß gerüstet, und seine Landwehr besteht aus Bürgern, die in den Waffen geübt, und entschlossen sind, ihre junge Freyheit mit ihrem Blute zu vertheidigen.

(Der Beschluß folgt.)

Noch einmal über Lord Byron.

(Beschluß.)

So groß die Bewunderung war, welche Lord Byron erregte, und die platte Abgötterey, welche Weiber und

Gecken mit ihm trieben, verfiel er doch bald wieder in seine Gemüthsleere, die der gute Dallas und manch Anderer an sich und Andern mit dem Namen Misanthropie beehrt; er überließ sich von Neuem schlechter, aber nun er in die große Welt eingeführt war, vornehmerer Gesellschaft, und hatte anstößige Verhältnisse mit dem andern Geschlecht. Die Feinde, welche ihm der beißende Witz in seinen Gedichten zuzog, die weniger geistreich, wie er, aber eben so unschonend in zahlreichen Journalen ihn angriffen, sein Thun und Lassen bekrittelten und auf das schwärzeste darstellten, erbitterten ihn von Neuem; Herr Dallas machte ihm wiederholt die herzlichsten Vorstellungen, seinen Wandel zu ändern, wobey eines seiner Argumente, das er auch bey einer Gelegenheit, wo er den Lord öffentlich gegen einen Journalisten vertheidigte, sehr zuversichtlich anführt, uns sehr gefällt: „er zweifelt nicht, daß Byron sich noch bessern werde, weil eine glorreiche Geburt edle Gesinnungen zur Mitgift haben müsse." Byron lohnte ihm seine Treue und Hoffnungen schlecht; er fing an, kälter gegen ihn zu werden, ihr Umgang ward seltener, und wie Herr Dallas im Jahr 1814 nach dem südlichen Frankreich abreiste, war ihr Verhältniß fast gänzlich aufgelöst. Nach seiner Abreise schloß Byron eine Heirath, die eine Frucht des Leichtsinnes und der Eitelkeit gewesen zu seyn scheint, und nach zwey Jahren durch ein höchst gemeines Aergerniß getrennt ward. 1816 verließ der Lord sein Vaterland von Neuem, um späterhin durch einen frühen Tod aus Verhältnissen gerissen zu werden, die seine innere Würde vielleicht wiederhergestellt, und ihm äußere Achtung erworben hätten.

So sehr Herr Dallas einzig durch seine Treue, Anhänglichkeit und gewissenhafte Theilnahme an seinem glorreichen Verwandten die Achtung des Lesers gewinnt, eben so sehr empört der Schluß des Werks, den er bey seinem, sehr bald nach Lord Byron's erfolgtem Tod, seinem Sohn aufgetragen hatte. Dieser Mann läßt sich von seiner frömmelnden Denkart zu einer Härte hinreißen, die nur von der Beschränktheit seiner Ansichten aufgewogen wird. Es fehlt wenig, daß er nicht seines Vaters Schwäche für den großen Dichter und reichen Menschen auch für eine Sünde erklärt. Daß er ihn zu dem Druck seines Childe Harold beredete, stellt er wirklich als eine Schuld dar, die sein Vater oft bereut, da der ungemessene Beyfall, den dieses Gedicht erwarb, des Verurtheilten Eitelkeit zum Uebermaaß getrieben hatte. Dieser Sohn Dallas spricht seinem armen todten Vetter jedes religiöse Gefühl, nach seinem Begriff von Religiosität, unbedingt ab; alle erhabne, über die Erde hinaus fliehende Gedanken, an denen seine Dichtungen so reich sind, werden mit der Anschuldigung von Heucheley und Exaltation beseitigt, und sogar die lezten Worte des Sterbenden: „ich fürchte den Tod nicht: ich bin mehr, als man glaubt, im Stande zu sterben", die sein treuer Diener von ihm gehört zu haben versichert, hält der fromme Mann für eine Lüge desselben. — Wir überlassen ihn seinem empörend frommen Eifer — er und der große Todte, den er verurtheilt, treffen dort zusammen

„Wo Gott und keine Menschen unsre Schwachheiten richten."

Pope.

Das Brustbild des Dichters vor dem ersten Theil des Werkes, unter dem nur der Name des Kupferstechers Woodman steht, das aber Herrn Dallas eignen Worten gemäß nach einem Gemälde von Westall oder von Philipps gezeichnet seyn muß, zeigt uns eine sehr edle kühne Physiognomie, wie sie seine Bewunderer und alle Freunde des Schönen und Großen in ihm ihm gern beymessen werden. Es sticht auf eine sonderbare Weise gegen ein gewisses blinzelndes, honigsüßes, verweichlichtes Angesicht ab, das vor einigen Jahren ein Herr Jakobson in Hamburg? — wo wir nicht irren — einer gewissen „Sammlung berühmter Männer" oder dergleichen an die Spitze gesezt hatte. Byron's Bewunderer nahmen es gläubig auf; vielleicht wird ihnen dieses, weil viel Troz darin liegt, nicht einmal so gut wie jenes gefallen. Alsdann können sie sich aber durch ein anderes Brustbild helfen, das eine Mad. Sw. Belloc einem Werk, von dem wir nur den ersten Theil sahen, vorangesezt hat. Dieses scheint, von der entgegengesezten Seite genommen, eine Kopie desselben Originals zu seyn, welches Herrn Dallas Bildniß diente — es ist nur weichlicher, jugendlicher, ja knabenmäßig. Diese Mad. Belloc gibt in ihrem Werk: „Lord Byron" betitelt, einige, aus öffentlichen Blättern bekannte Notizen und Klatschereyen über Lord Byron's Kinderjahre, Heirath und Scheidung. Unter Andern sagt sie uns, daß Lord Byron seinen ungestalteten Fuß als eine Erbschaft ansehen konnte, weil sein Vater und Großvater, ja mehrere seiner Vorfahren ein gleiches Gebrechen gehabt hätten. Worin es bestand, sagt sie auch nicht; es mußte das Bein bis zum Knöchel betreffen, da er es durch Pantalons von besonderem Schnitt zu verbergen bemüht war. Dieser Umstand drückte ihn ungemein, jede Erinnerung daran erbitterte ihn, und während seines Aufenthalts auf der Schule, gerieth er, wenn rohe Gespielen ihn Klumsfuß (cloven foot) schimpften, in gränzenlose Wuth. Darüber soll kein philosophischer (gerade gewachsener) Mensch höhnisch lächeln! — Der Töpfer, der eine Bratpfanne dreht und Sand im Thon findet, begnügt sich, eine schlechte Bratpfanne zu machen, hätte aber Thorwaldsen einen Flecken in dem Marmorblock zu seinem Jason gefunden, so würde er ewig nicht diese Heldengestalt aus ihm können erschaffen haben — und so bedingt

auch jedes äußere Gebrechen, ja eine entschiedene Häßlichkeit, die Ausbildung der Seelenschönheit, und der Alten hohe Schätzung körperlicher Wohlgestalt gewinnt in dieser Rücksicht eine, wohl ihnen selbst nicht recht klare, moralische Seite.

Außer den erwähnten längst bekannten Lebensnotizen ist dieser erste Theil von Mad. Bellocs Werk mit den Uebersetzungen eines großen Theils von Lord Byron's Gedichten in französischer Prosa, das englische Original darunter gesezt, und mit einer bewundernden Charakterisirung eines jeden derselben begleitet, angefüllt. Um diesen Plan auszuführen, bedarf es natürlich den Raum von mehreren Bänden, die in Frankreich schon ihr Publikum finden werden, uns aber entbehrlich sind und seyn sollen. Das erste, weil wir mehrere deutsche Uebersetzungen des berühmten Dichters haben, das zweyte, weil wir es für viel heilsamer halten, sich alles Gelesene selbst zu charakterisiren, als sich eine Bewunderung von Andern vorbeten zu lassen.

Unterhaltungs-Literatur.

Der Waitzenkorb oder Prüfung und Lohn. Ein Roman vom Verfasser der Tabackspfeife. Leipzig bey Kaiser. 1824. 202 S. 8.

Ref. hat diesen Roman unterhaltend gefunden, obwohl es kein romantischer Roman (voll Minne, Ritterthum und Ahnenspuck), ja, genau genommen, nicht einmal eine Liebesgeschichte ist. Zwar schleicht gleich Anfangs die Liebe auf dem Wege des Mitleids und der Dankbarkeit sich in zwey junge Herzen ein, wovon eines dem edelgesinnten Grafen Varmont von Freudenthal, und das andere einer armen Waise Namens Lottchen gehört, welche bey einer bösartigen Edelfrau als Magd dienen muß; aber diese Liebe hält sich bis zum Ende der Geschichte ganz im Hintergrunde oder vielmehr hinter den Kulissen: sie langweilt den Leser weder durch Monologe, noch durch Gespräche, noch durch Briefe; sie äußert sich gar nicht als Leidenschaft, und hat auf die Handlungen der Liebenden fast gar keinen Einfluß. Kaum haben Julius und Lottchen einander kennen gelernt; so werden sie getrennt durch Lottchens Flucht aus der Gewalt eines rohen Bauers, mit dem sie wider ihren Willen verheirathet werden soll. Der Graf reist ihr nicht nach, sondern nimmt patriotisch an dem sogenannten Befreyungskriege der Deutschen Theil, während Lottchen in die Hände feindlicher Offiziere fällt, ihnen kühn mit heiler Unschuld entkommt, und endlich ihren Vater findet, welcher Edelmann und Soldat ist, Lottchen in ziemlich excusabler Bigamie erzeugt hat, und nunmehro Gutsnachbar von Freudenthal wird. Hier erst findet der heimkehrende junge Held sie unverhofft wieder, und vermählt sich mit ihr. Das kann man kaum eine Liebesgeschichte nennen, und doch unterhält sie, weil es dem Verf. einmal gelungen ist, den Leser für die beyden Hauptpersonen zu interessiren. In der beständigen Erwartung, daß sie einander wieder antreffen, und sich recht tüchtig in einander verlieben werden, verfolgt man die getrennten Bahnen derselben, und ob es gleich in der Geschichte Lottchens, ihres Vaters und ihrer früh verstorbenen Mutter, ja selbst in den Kriegsereignissen der Befreyungs-Zeit, nicht immer ganz wahrscheinlich zugeht; so glaubt man doch gern der lebhaften und anspruchlosen Darstellungsgabe des Vs., welcher hier mit deutscher Gemüthlichkeit (jedoch S. 92 ein wenig zu genau und zu unappetitlich) die poetische Gerechtigkeit übt. Die bürgerliche hingegen übt er zu poetisch, wenn nicht an Lottchens erster Peinigerin, doch an deren Sohne, dem Lieutenant Ränkeborn, welcher wegen Verraths am Vaterlande abwesend in Untersuchung gezogen, und ungehört verurtheilt wird, obwohl das Gericht weiß, wo er ist, und daß er eben tapfer für das Vaterland ficht, gegen welches er früher, unter ganz andern Umständen, gehandelt hat. Vor Schreck und Gram über das entehrende Urtheil stirbt er, und das ist Schade: denn er hat sich bereits gebessert, und da sich gefunden hat, daß er Lottchens Halbbruder ist; so hätt' er noch recht gut zum Gatten von des Grafen Schwester Minna getaugt, welche ihn liebte. Ein Romandichter muß nicht ohne Noth Leute umbringen, die noch brauchbar sind, um den erfreulichen Ausgang der Geschichte noch erfreulicher zu machen. Unsern Verf. scheint zu diesem Morde lediglich der patriotische Eifer für die weiland deutsche Befreyungssache verleitet zu haben. Da es nun aber eben die stille Amnestie ist, wodurch nach jener Umgestaltung der deutschen Dinge der deutsche Nationalcharakter preißwürdig sich gezeigt hat; so sollt' er auch in ihren Befreyungs-Romanen sich also bewähren.

Die fließende Sprache des Vs. scheint an vieler Incorrectheit zu leiden, z. B. „der sich ihr dargebotene Helfer" S. 9; „der Kerl, der einem Mädchen mit schwerem Waitzenkorbe belastete" S. 13; „ruhig war es um ihnen her" S. 98 und dergl. mehr. Inzwischen ist der Druck offenbar so schlecht korrigirt, daß viele anscheinliche Sprachfehler leicht Druckfehler seyn können. Die unverantwortliche Nachlässigkeit der Correctur zeigt sich gleich in der zweyten Zeile des Buches, wo der Graf Warmont vom Freudemnal in den Kreis seiner, ihn mit dringender Sehnsucht erwartenden Familie zurückkehrt, anstatt daß der Graf V. von Freudenthal dahin zurückkehren soll, vermuthlich von seiner Bildungsreise, oder von der Universität.

Nr. 23.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 22. März 1825.

Literarische Ueberblicke.

I.

Dante.

Es ist eine alte, oft wiederholte Bemerkung, daß Dante's göttliche Comödie nur von deutschem Gemüth ganz erfaßt und begriffen werden könne. Der aus seiner Wurzel gerissene, zu den Ghibellinen hingepeitschte, hochherzige Dante mit allen seinen Schicksalen und politischen Tendenzen des 13ten Jahrhunderts steht dem deutschen Sinn, wie er noch jezt, nach einem halben Jahrtausend in Gunst des deutschen Volkes ruht, viel näher, als ihn die andern südlichen Völker in ihrer mehr zum Genuß nach außenhin strebenden Oberflächlichkeit zu ergründen vermögen. Und unsere deutsche, jezt so geschmeidige Kernsprache vermag noch wohl allein Dante's antike Herrlichkeit in möglichst treuer Uebertragung in ähnlichen Terzien zurückzustrahlen. Beydes hat sich denn in unserer Literatur im Laufe der lezten zwölf Monate erst unwidersprechlich dargethan. Im neusten (XXIIsten) Band des Hermes, der auch in politischer und staatsrechtlicher Hinsicht von dem, das fari et sapere gleich gut handhabenden Redacteurs in Jena schön ausgestattet wurde, lesen wir eine kritische Abhandlung über das Mißverständniß Dante's (S. 135 — 166) von Professor Karl Witte in Breslau, der auf seiner italischen Reise sich das Studium aller Quellen, die besonders in den lezten 30 Jahren auch im Vaterland des Dichters weit ergiebiger flossen, zum ersten Geschäft macht, und darin ganz Recht hatte. Denn jeder Deutsche, der nicht um zu gaffen und — Polenta zu essen, nach Italien pilgerte, muß ja um den vierverzweigten singenden und fühlenden Wunderbaum (aus der arabischen Fabelwelt hier verwirklicht) an der Wurzel kennen zu lernen, seinen Dante in der Tasche haben. Diese Witte'sche Untersuchung ist in methodischem Fortschreiten von gesunder Kritik und in periodischer Allbelesenheit ein schöner Beweis, wie der Deutsche die Literatur früher gebildeter Nachbarvölker zu würdigen versteht. Und wäre auch seine eigene Ansicht über die innerste Bedeutung dieses, die ganze Gemüthswelt des Dichters und seine Verirrung, Zerknirschung und Erlösung in einer nun einmal so durchgeführten Allegorie umfassenden Gedichts noch mancher mehr geschichtlichen Modification bedürftig, so hat man doch durchaus nichts über Dante, was in solcher Kürze so aus der Tiefe hervorgeschöpfte Aufschlüsse gäbe. Dabey freut es den mit dieser Literatur stets fortgeschrittenen Beobachter, daß auf die von dem trefflichen Orelli in den Cronichette d'Italia (zu Kuhr in Graubündten 1822 erschienen) mitgetheilte Vita di Danti Alighieri so dankbar Rücksicht genommen wurde. Es ist zu wünschen, daß Prof. Witte ermuntert werde, diese Arbeit noch einmal auf den kritischen Ambos zu legen, und was nach einer schon früher vollendeten Abfassung, als später der Abdruck erfolgte, unbequem genug in die Anmerkungen eingetragen werden mußte, in ein lichtvolles Ganze zusammengestellt, als eine besondere Schrift, ein würdiges Seitenstück zu D. Wilhelm Müller's Homeros und den Homeriden allen deutschen Dantephilen dargeboten würde. — Nun haben wir aber auch im Laufe des verflossenen Jahres von geheimen Rath Streckfuß in Berlin eine deutsche Hölle bekommen, die für alle, die ohne Sylben- und Wortklauberey Dante's großartigen, alterthümlichen Gang und Klang in wahrem, nicht verbogenem und verderbtem Deutsch sich erscheinen lassen wollen, kaum etwas Bedeutendes zu wünschen übrig läßt: die Hölle des Dante Alighieri, übersezt und erläutert von Karl Streckfuß (Halle, Hemmerde. 1824. 364 S. gr. 8.) Der Uebersetzer, seit 20 Jahren in Liedern und Erzählungen von mancherley Gattung seinen Flügelschlag erprobend, dann durch die kräftigen Wettkämpfe mit Gries in Uebersetzung des Ariost und Tasso raschen Aufflug wagend und haltend, schwebt nun als Adler über allen, die ähnliches versuchten und wahrlich nicht Gemeines leisteten, wobey wir dem vielgeübten, tüchtigen Kannegießer seinen Ruhm keineswegs zu verkümmern gedenken. Nicht die edle Patina, nur die verunstaltenden, unkenntlich machenden Rostflecken hat Streckfuß in seiner nichts weniger als ungetreuen Uebersetzung weggewischt. Aber er hat es sich darum, daß alles so leicht und flie-

ßend vorübergleitet und wie aus Einem Guß dasteht, wahrlich nicht leicht gemacht, wie jeder, der des Originals kundig, und ein Geweihter der Musenkunst, wohl bald selbst fühlen wird, wenn er Hand an's Werk legt. Wer mag in Abrede stehen, daß strenge Kritik, die nur zur Fahne der stricten Observanz in der Uebersetzerkunst geschworen hat, hier manches zu meistern finde. Auch ist damit bereits ein guter Anfang gemacht worden. Allein der Gäste sind hier viel mehr, als der Köche, und das alte Wort Martials: maio convivis; nolo placere coquis (den Gästen will ich, nicht den Köchen munden) mag auch in vorliegendem Fall seine Anwendung leiden. Dabey darf niemand glauben, der neueste Uebersetzer habe durch Nachgiebigkeit blos Frauen- und Dilettantenohren süßhinabgleitende Töne vorspielen wollen. Nein! alles hat Nerv, alles athmet den Dante, wie der Alte heut unserm Kreise sich verständlich zu machen suchen würde. Und daß Streckfuß seinen Dichter verstand, die unzähligen Anspielungen auf Zeitverhältnisse, Mysticismus und Scholasticismus innig erfaßte und eben darum klar wiederzugeben wußte, beweisen sowohl die gehaltreichen Andeutungen, die der Uebersetzung vorausgehen und in welcher auch der abwürdigenden Vergleichung mit der vielbesprochenen Vision des Allaricus, womit der Polygraph Cancellieri Dante's Originalität zu vernichten glaubt, ihr volles Recht widerfährt, als auch die am Ende angeführten Erläuterungen zu einzelnen Stellen, wodurch nun jedem gebildeten Leser der Einlaß in diese heiligen Hallen zugesichert wird. Möge der hochbegabte Uebersetzer, der bey den wichtigsten Staatsgeschäften noch Augenblicke für die Musenkunst zu erobern weiß, bald die ganze göttliche Comödie vollenden, und die frohe Ueberzeugung gewinnen, daß ihm allein es glückte, den schwierigsten Dichter, den Morgenstern der neuen Cultur, in unseren Kreisen zu popularisiren! Sollte aber in einer Zeit, wo unter uns so viel für Shakspeare's Originale und deren Verbreitung geschieht, wo der Gesammttert des Dichters bey Ernst Fleischer in Leipzig in einem Abdruck erscheint, wo Wohlfeilheit und Eleganz im Wettstreit zu seyn scheinen, und wo der wackre alte Löffler in Stralsund uns Nares's Glossary dazu — einen seltenen Schatz von Wort- und Sachkunde aus der Königin Elisabeth Zeit — um einen in Vergleichung mit dem theuern Preis, um den die englischen 2 Quartbände zu erkaufen sind, sehr geringe Summe uns in die Hände spielt, nicht auch eine deutsche Buchhandlung, der neben dem Gewinn auch die Ehre etwas ist, den Beruf in sich fühlen, einem der wichtigsten Literatoren, der schon die Probe bestand, eine kritische und erklärende Ausgabe mit weiser Benutzung aller vorhandenen Quellen aufzutragen? Wir wüßten ein Dutzend zu nennen in deutschen Gauen, und die Wahl sollte nicht leicht seyn. Freylich ist schon 1804 ein Buchhändler, Dienemann in Penig, mit einer Prachtausgabe des Dichters — jede Cantica machte einen Band — ganz gescheitert. Aber der Mann hatte vergessen, daß der Deutsche nicht blos schwarze Zeilen in einem Milchmeere (breiten Rand) schwimmend kaufen, daß er auch etwas dazu haben will; und da war es denn mit einem Nachstich von Flarman's bekannten Umrissen, die er dazu fertigen ließ, nicht abgethan. John Flarman ist kein Heinrich Fueßly. Jener ist zu sehr durch das Medium der griechischen Vasenbilder gezogen. Da wüßten wir wohl einen unter uns lebenden Meister zu nennen, Prof. Vogel in Dresden, der seinen Dante auf dem Nagel herzusagen weiß, aber auch beym Lesen des Dichters im vertrauten Kreise in der Fülle der Begeisterung, den Jahre langer Aufenthalt in Italien nährte, lebende Gebilde in der Anschauung, wie sie Beatrice selbst dem hohen Seher gewährte, auf die Blätter hinzeichnete, womit sein Dante durchschossen ist.

Böttiger.

Dichtkunst.

Ferdusi, musikalisches Drama in vier Abtheilungen von Ludwig Freyherrn von Lichtenstein. Mit Musik von Max Eberwein. Rudolstadt gedruckt bey Froschel. 71 S. in 8.

Bey Gelegenheit der Anzeige vorliegenden Operterxtes wagt es Rec. auf die Gefahr hin, für einen Ketzer gehalten zu werden, eine Gefahr, die in unsern Tagen, wo man wieder von allein seligmachenden Principien im Staate wie in der Kirche hört, und nichts mehr verpönt zu seyn scheint, als das, warum Posa den Philipp allein zu bitten wagte: Gedankenfreyheit, gar nicht unbedeutend ist, gesezt auch, daß man kein öffentliches Amt ambire — er wagt es auf diese Gefahr hin, den Zweifel laut werden zu lassen, ob es denn auch in der That der Mühe lohne, gute Opertexte zu schreiben, als wozu man die Dichter jezt so häufig auffordert, und ob nicht die Oper überhaupt, wenn auch nicht ein Rührey von Kunst und Unsinn, doch eine Art von Zwittergattung oder Hermaphrodit sey, weder Fisch noch Fleisch, also auch bey dem unverkünstelten Kunstfreunde keine reine befriedigende Wirkung zu erzeugen vermöge? Ohne sich in die Tiefen eines Kunstraisonnements zu versteigen, argumentirt Rec. also: Es lassen sich drey Fälle denken: Entweder der Text einer Oper ist gut, also ein lobenswerthes dramatisches Gedicht — denn die Oper ist für die Bühne bestimmt, und nicht für den Concertsaal — und die Musik schlecht, dann muß der Zuschauer nothwendig die leztere nur als störend für seine durch

den Text in Anspruch genommene, und hinlänglich befriedigte Aufmerksamkeit betrachten; oder die Musik ist gut und der Text schlecht, dann wird er sich dieser gern ganz hingeben wollen, allein, da er sie nicht ohne den Text versteht, also auch nichts Bestimmtes dabey empfinden kann, wenn er diesen nicht zu Rathe zieht, so wird er sich jeden Augenblick ärgern, daß so viel Schönes an das Unwürdige verschwendet ist, folglich durch das immerwährend wiederkehrende Gefühl der Disharmonie auf das Empfindlichste verlezt werden; oder endlich Text und Musik sind beyde gut, dann muß natürlich das gespaltene Interesse an dem, was vornehmlich den Gedanken — der Text — und dem was vornehmlich die Empfindung anregt — die Musik den ganz befriedigenden Eindruck des Werkes hindern, dazu kommt, daß der Zuschauer oder Zuhörer gerade bey einem guten Texte nicht gern ein Wort verlieren wird, deßhalb aber die Augen stets im Textbuche haben muß, indem es kaum möglich scheint, daß die Sänger Alles überall ganz verständlich in einem Schauspielhause aussprechen können, dadurch aber bekommt er wenig oder nichts zu sehen, was doch bey einer dramatischen Vorstellung eine Hauptsache ist. Also schließt Rec. wie oben angegeben *) — denn der Fall, wo Text und Musik gleich schlecht sind — kann hier in keine Beachtung kommen.

Der Verfasser vorliegenden musikalischen Drama's wird den Vorwurf, einen guten Opertext in obigem Sinne verfertigt zu haben, keineswegs auf sich laden.

Die Fabel des Gedichtes ist folgende: Fatime, die Tochter des Sultans oder Schachs Mahmud, liebt den Jschar, einen Gärtner im Dienste des Sultans, der aber ein Dichter ist, und Fatimen auch liebt. Jschar wird dem Sultan von dem Dichterkönige an seinem Hofe, zur Verfertigung eines großen Gedichts vorgeschlagen, welches die Thaten der Herrscher des Landes verherrlichen soll, und wofür der Schach den Preis zu zahlen verspricht, den der Dichter fordern wird. Man kann sich denken, daß Jschar Fatimen dabey im Auge hat. Indessen kommt ein Gesandter von einem andern Fürsten und wirbt um Fatimens Hand. Hier erfährt der Vater der Tochter Liebe, wird sehr erzürnt und verbannt den armen Dichter in die Gebirge, wo er sein großes Gedicht vollenden soll. Fatime wird über ihre fehlgeschlagene Hoffnung wahnsinnig und ertränkt sich in dem Augenblick, wo ihr der Vater seine Sinnesänderung melden, und die Liebenden beglücken will. Jschar ist früher gestorben, doch hat er sein Gedicht vollendet, weßhalb er nun den Beynamen: Ferduſi (der Paradiesische) erhält.

Dieser höchst einfachen Fabel — deren Einfachheit jedoch nicht ihr größter Fehler ist — hat der Dichter auch nicht Eine ergreifende Situation abzugewinnen gewußt, man müßte denn die dafür halten, wo der persische Dichter, indem er sein Gedicht schreibt, das was er dichtet, in sinnlichen, auf der Bühne darzustellenden Bildern an sich vorübergehen sieht. Diese pantomimisch auszuführenden Darstellungen, welche die Liebe Schirins und Ferhadens, eine Episode des großen Gedichtes, schildern, werden, gut ausgeführt, den ganzen Text der Oper vergessen machen. Das Gedicht selbst ist durchaus in Versen geschrieben, unter denen viele wohllautende sind, indessen macht dieß doch bey weitem nicht das ganze Verdienst eines guten Opertextes. An geschickte Verwickelung und Auflösung des Knotens im Drama, an psychologisches Motiviren, an zweckmäßiges Ausführen der Situationen, an Charakterzeichnung ist nicht zu denken. Viele Bilder und Ausdrücke sind unpassend oder wunderlich, z. B. S. 13. wo das unruhige Schlagen des Herzens mit luftbewegten Locken (?) verglichen wird, oder wo die Frühlingsluft lieblich regnet, welches gar keinen Sinn gibt; S. 38. wird die Hand ein Großmuthsmeer genannt, und von dem Siege gesagt: er sey seines Rosses Huf. Die Richte statt Richtung kann auch unmöglich hingehen. An tüchtige Schmeicheleyen ist man in orientalischen Gedichten gewöhnt, daher wird es wohl nicht eben auffallen, wenn der Dichter eine seiner Personen singen läßt:

> Des Muthes und der Schönheit Kranz
> Verleiht der Krone Sonnenglanz.

Manche Spielereyen mit dem Reime, wie in dem Chor der Sclavinnen, S. 15. lasset den singenden Huldigung bringenden u. s. w. wollen wir gar nicht hervorheben.

Der Componist hat sich, so viel wir wissen, einen geachteten Namen in der musikalischen Welt erworben, daher kann es leicht seyn, daß der nicht vorzügliche Text doch eine gute Oper ins Daseyn gerufen hat, nämlich in dem Sinne des heutigen Publikums.

F. L.

*) Ich stimm' ihm bey, und verweis' ihn, wenn er meine Gründe kennen zu lernen wünscht, auf den (neuen) Artikel Oper in meinem Theaterlexikon, welches nächstens in meinen vermischten Schriften, Bd. 1, in der Cotta'schen Buchhandlung erscheinen wird. Oper und Drama sind völlig unvereinbare Begriffe. M.

Anthologie.

Die Blumen und Blüthen von Kraushaar (Schmalkalden bey Varnhagen, 1824) haben zum Glück sehr wenig und sehr kleine Blätter (112 S. kl. 8.) Sie sind gewachsen zum Behuf geselliger Spiele, und machen weiter keinen Anspruch, als den, einer Gesellschaft, die lieber ein kleines Feststück aufführt oder Räth-

sel auflöst, als Karte spielt oder medisirt, die Zeit zu vertreiben.

Die Gedichte vom Grafen Johann Mailáth (Wien bey Tendler und v. Manstein 1825. 108 S. Taschenoctav) sind Gesänge einer poetisch gebauten Brust, einer rein tönenden Kehle. Da der Verf. ein Magyare ist, und unseres Wissens in den österreichischen Staaten lebt; so ist es billig, ihm kleine Verstöße gegen die hochdeutsche Sprache nachzusehen, z. B. 97: Das Mädchen laßt (läßt) von ihm nicht," und S. 101:

— — — Dieß Lied hat sich gestaltet,
Als spielend er in seiner Harfe waltet (waltete).

Warum nicht: Als in den Saiten spielend er gewaltet? Reimspielereyen wie S. 13:

Erwacht
um Mitternacht,
denk' ich
ach nur an dich, u. s. w.

kann die Kritik im Allgemeinen nicht gut heißen, zumal wenn der Reim nicht ganz fehlerfrey ist, wie hier im „denk' ich," wo das ich eine Kürze ist, die niemals männlich reimen kann; daß aber auch dergleichen Tändeleyen ihre Liebhaber finden, beweist unter andern folgende Sammlung.

Poetisches Quodlibet,

enthaltend deutsche Endreime, Ringelgedichte, schwer gereimte und metrisch gereimte (?) Oden, Halbverse (?), burleske Sonette, Triolette und andere Spiele von Hortensio. Erste Gabe. Essen bey Bädeker. 1825. 170 S. 8. Der Gärtner Hortensio hat diese seltsamen Blümchen der Reim- und Verskunst nicht selbst erzogen, sondern nur gesammelt, doch mit eben so guter Auswahl, als z. B. Raßmann die Sonette, Romanzen und was er sonst noch gesammelt hat. Ob dergleichen Blumenraub in fremden Gärten recht sey oder nicht, mögen die Herren Rechtsphilosophen untersuchen; Literaturfreunde können ihn im Allgemeinen nicht tadeln, weil er dazu dienen kann, poetische Bagatellen, die einzeln leicht vergessen werden, im Andenken des Publikums zu erhalten. Indessen hätt' unser Sammler hin und wieder mehr thun können in der Zusammenstellung. Warum hat er die zwey Ausfüllungen der Endreime von Houwald S. 90 ff. nicht gleich den vier Ausfüllungen von Wilhelm Müller S. 74 ff. angereiht, da es mit alleiniger Ausnahme des lezten (Knecht, Hecht) die nämlichen Endreime sind? Warum hat er auf das spottende Kurzklingelgedicht von Voß S. 27: „Aus Moor Gewimmel Und Schimmel her vor Dringt, Chor, Dein Bimmel-Gewimmel in's Ohr! O höre Mein kleines Sonett. Auf Ehre! Klingt Deines So nett?" nicht das noch kürzer klingelnde von Karl Witte, die Gardinenpredigt S. 135., folgen lassen? Ich Will Bil-Lig Dich Still, Wil-Lig, Wie Ein Mann Nie Seyn Kann." Das hätte wie ein scherzhafter Wettkampf ausgesehen. Dergleichen Nebeneinanderstellungen ergötzen durch die Vergleichung, zu welcher sie auffordern. Statt des Sonetts, die Vergleichungsstufen z. B. (aus Müllner's Vermischten Schriften Bd. 1.) hätt' er füglich das zweyte dort befindliche, das Gewitter, aufnehmen, und das gleich benannte kleine Gedicht vom Grafen Loeben (im M. Bl. No. 183) daneben stellen mögen als ein Hat comparatio *).

Die Kindergedichte für das zartere Alter von A. L. T. Lieth (2te, stark vermehrte Auflage, Essen bey Bädeker 1824. 134 S. 8.), haben mehr poetischen Werth, als hundert und aber hundert der kindischen Gedichte in unseren Taschenbüchern. Sie sprechen durch echte Kindlichkeit auch das Gemüth der Erwachsenen an, nicht minder, als die Kinderschriften von Löhr. Der Leser urtheile selbst:

Das Vöglein und der Knabe.

Lieber Knabe, willst mich fangen?
O verschone mein! (mich!)
Ach! ich seh's, dein heiß Verlangen
Sperrt mich gerne ein;
Aber denke, lieber Knabe,
Daß ich eine Mutter habe,
Die mit Schmerz ihr Kind vermißt,
Das so gerne bey ihr ist!

Denke, wenn ein Räuber käme,
So in roher Lust;
Ohne Mitleid fort dich nähme
Von der Mutter Brust:
Achtend nicht auf alles Klagen,
Wollt' er weg den Knaben tragen,
Sperren ihn so einsam ein,
Sag's, wie würde da dir seyn?

Leben hat mir Gott gegeben,
Eben auch, wie dir:
Und noch höher, als das Leben,
Gilt die Freyheit mir.
Hier, in Gottes Welt, im Freyen
Darf ich mich des Lebens freuen;
Und was Gott mir gern verliehn,
Darf der Mensch mir nicht entziehn.

„Nein, ich will dich nimmer fangen!
„Vöglein, bleib in Ruh!
„Bleib im kindlichen Verlangen
„Bey der Mutter du.
„Laß nur wachsen dein Gefieder;
„Lerne fliegen, lerne Lieder;
„Sing sie bald im schönen Chor
„Uns im freyen Walde vor!"

Er lese das Vaterlandslied S. 71, das Heil dem Könige S. 76, das deutsche Mägdlein S. 75, und wenn er Kinder hat, so versuch' er die Wirkung dieser Gedichte auf deren Gemüther.

*) Dabey wär' ich zu kurz gekommen; das Loeben'sche Gewitter ist mit weit mehr Erbauungsstoffe geladen.
Müllner.

Nr. 24.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 25. März 1825.

Ueberblick der englischen Literatur.

VI.

(Beschluß.)

Philosophie. Es ist bereits in einer frühern Abtheilung unsrer Uebersichten auf die Richtung hingedeutet worden, welcher das Studium der Philosophie in England seit längerer Zeit folgt. Die Hinneigung zu dem Erfahrungsmäßigen verräth sich ja selbst in dem gewöhnlichen Gebrauche der Worte Philosophy und philosophical von Naturwissenschaft und angewandter Mathematik. Es ist zu wünschen, daß Wirgman's Bemühungen, der Kantischen Philosophie Eingang zu verschaffen, bessern Erfolg haben mögen, als frühere einzelne Versuche, die eben bey jener Richtung des philosophischen Geistes wenig Beachtung fanden. Es zeigt sich viel Kenntniß und Fleiß in seinen Arbeiten. Er hat vor Kurzem eine Uebersicht jenes Systems in zwey Schriften gegeben: Principles of the Kantesian or transcendental philosophy, with a map of the human mind according to Kant, in english and french, London 1824. 8. und: An entire new, complete and permanent science of philosophy, founded on Kant's Critic of pure reason. London, 1824. 4. Erwarten wir, ob diese neuen Ansichten wenigstens zu Erörterungen führen, die in diesem Gebiete des Wissens neues Leben erwecken, was man selbst auch für die, fast ausschließend auf das Praktische gehende Richtung des Forschens förderlich halten muß, wenn man bey den neuern Forschungen in der Naturwissenschaft, in der Theorie des Schönen, in den Staatswissenschaften, oft die tiefere philosophische Begründung vermißt. Seit Dugald Stewart seinen Lehrstuhl in Edinburgh verlassen hat, und in ländlicher Abgeschiedenheit feyert, hat die philosophische Literatur keine bedeutende Erscheinung aufzuweisen, und nach der Uebersicht der Fortschritte der philosophischen Wissenschaften, die er in den Ergänzungen der Encyclopædia Britannica gab, ist auch die Geschichte der Philosophie durch keine Leistung bereichert worden, die den Arbeiten deutscher oder französischer Schriftsteller an die Seite gesezt werden könnte. Eine unlängst erschienene kleine Schrift: A Grammar of infinite Forms. The mathematical Elements of ancient philosophy and Mythology. By W. Howison. (Edinburgh 1824. 12.) ist nur als eine seltsame Verirrung der Forschung zu erwähnen. Der Verfasser legt dem ganzen System der griechischen Mythologie einen mathematischen Ursprung bey, er findet die „schöne Verschiedenheit des Charakters der zwölf Hauptgottheiten" den Unterschied zwischen den einfachen, einer Flurion und Progressionfähigen mathemathischen Größen gleich, und beschreibt in zwölf Abschnitten jene Gottheiten, deren jede einem der zwölf Söhne Jakobs zugesellt ist. Das dritte mathematische Element, die Stätigkeit, z. B. soll durch Apollo vorgestellt werden, dessen Wagen von himmlischen Rossen durch den Lufthimmel gezogen wurde; das Geheimniß der Stätigkeit bezieht sich auf das „Zusammenspannen" verschiedener Punkte, und der vorwärts sich bewegende Punkt ist an denjenigen, der hinter ihm hergezogen wird, eben so geknüpft, als die Rosse an den Wagen, den sie ziehen. Der Winkel wurde durch Diana und den Stamm Juda vorgestellt, die Definition durch Vulkan und Zabulon, die Hyperbel durch Ceres und Naphtali. Jene einfachen Elemente aber sind auch verschiedener Zusammensetzungen fähig, die auf mehrere mythologische Wesen, und auf dasjenige, was sie vorstellen sollen, auf die verschiedenen Formen literarischer Darstellungen, auf die Dichter des Alterthums und der neuern Zeit, angewendet werden. So gehören zur Schule der Proserpina, welche die Anwendung des Winkels auf die Hyperbel vorstellt, Michel Angelo, Dante, Wordsworth und Goethe, während unter Pluto, Raphael, Rubens und Milton, unter Erichthonius, Hume und Rousseau, die Schweizer und das Porzellan, Titian und der Evangelist Matthäus gehören. Und doch bricht aus diesem dunkeln Nebel von Ungereimtheit und Unsinn auch wohl ein heller Lichtbliz hervor. — Die Anthropologie und Psychologie haben einige Bereicherungen erhalten, die erwähnt zu werden verdienen. Dahin gehört die zweyte Ausgabe der Essays on the Anatomy and philosophy of

Expression. By Ch. Bell. London 1824. 4. Der Verfasser, ein Wundarzt, bekannt durch seine Entdeckungen über das Nervensystem *), hat seine Theorie, nach welcher eine eigene Klasse von Nerven beym Athemholen thätig ist, hier angewandt; die Zeichen der Leidenschaften und körperlichen Leiden sind ihm dieselben, und die Werkzeuge des Athmens die Quelle alles Ausdruckes der menschlichen Züge, wie aller Symptome der Krankheiten. Es fehlt hier nicht an guten Bemerkungen über den natürlichen Ausdruck in artistischer Hinsicht, über den Unterschied im Ausdrucke der Menschen und Thiere, und die Kupferzugaben stellen mehrere Leidenschaften gut dar. — Ein anderer schätzbarer Beytrag zur Anthropologie ist: Sketches of the philosophy of apparitions, or an attempt to trace such illusions to their physical causes. By Samuel Hibbert. Edinburgh 1824. 12. Wir erinnern uns dabey eines ähnlichen deutschen Versuches von Hennings, Visionen und Geistererscheinungen aus natürlichen Ursachen zu erklären. Hibbert sucht die Erklärung vorzüglich in der Einwirkung krankhafter körperlicher Stimmungen auf das Gemüth, und in der dadurch veranlaßten Störung der Gesetze der Ideenverkettung. Er zeigt, daß die Lebhaftigkeit und Aufregung der Einbildungskraft, woraus solche Erscheinungen hervorgehen, zum Theil in früheren Eindrücken, in früher angenommenem Aberglauben ihren Grund haben, und sucht darzuthun, aus welchen Gesetzen des menschlichen Geistes sich jene Lebhaftigkeit erklären lasse, die Gedankenbilder verkörpert, und sie wahrer und auffallender als die Wirklichkeit macht. Das Buch ist im Ganzen sehr anziehend, und die Erklärung der beglaubigtsten Geschichten von vermeintlich übernatürlichen Erscheinungen aus pathologischen und psychologischen Ursachen meist befriedigend. Die Erörterung der gegenseitigen Stärke der Empfindungen und der Ideen, und die Anwendung dieser Grundsätze ist oft sinnreich, wiewohl man wissenschaftliche Schärfe und Bestimmtheit vermißt. Schätzbar ist seine Darstellung der in frühern Zeiten über den Ursprung, die Natur und die Macht der Geister angenommenen Meynungen. Merkwürdig und den Einfluß des Zustandes der Blutgefäße des Gehirns auf die Empfindung und die geistigen Verrichtungen erläuternd, sind die von dem Verfasser mitgetheilten Erfahrungen, die Humphrey Davy bey der Einathmung von sogenanntem priestley'schen Lustgas (nitrous oxyde) an sich selber machte. Unveränderlich wurde dabey der Puls stärker, schneller und voller, und dem Einflusse auf den Blutumlauf gemäß, zeigte sich eine auffallende Veränderung der Gemüthsstimmung. Die Empfindung wurde lebhafter, das Gehör schärfer, die Seele war lebendig und fröhlich aufgeregt, gleichsam in einem Zustande der Verzückung. Davy verlor allmählig, wie er sagte, die Empfänglichkeit für äußere Eindrücke: eine lebhafte und kräftige Erinnerung an frühere naturwissenschaftliche Versuche flog durch seine Seele und er rief aus: welche erstaunliche Ideenverkettung! Unter den angeführten Beyspielen, wo pathologische Ursachen auffallend einwirkten, ist besonders die bekannte Geschichte der Phantasmen Nicolai's zur Erklärung solcher Seelenstörungen benutzt worden. Merkwürdig ist auch der Fall eines gewissen Cassio Burrough's, der offenbar in dem Delirium tremens der Trunkenheit seinen Grund hatte. Er war einer der schönsten Männer Englands, sehr tapfer, aber stolz und blutdürstig. Er hatte eine schöne Italienerin verführt, und als er, nach ihrem Tode, einst in einer Schenke gegen sein heiliges Versprechen davon erzählt hatte, und darauf vor die Hausthüre trat, erschien ihm der Geist der Verstorbenen. Später störte ihn diese Erscheinung oft, und zuweilen selbst in Gesellschaften, wenn er zechte. Vor der Erscheinung durchlief ihn ein Frostschauder. Hibbert beobachtete einen Fall, wo eine ähnliche Ursache der Seelenstörung statt fand. Die Teufel, die um das Bett des Kranken flatterten, glichen ganz den höllischen Geistern, die er kurz zuvor im Don Juan gesehen hatte. Grose bemerkt, daß Geister gewöhnlich in dem Anzuge erscheinen, den sie im Leben getragen haben, zuweilen aber — setzt er hinzu — auch ganz weiß, aber dieß findet meist nur bey Kirchhofgeistern statt, die kein besonderes Geschäft haben, und, wie man glauben könnte, nur pro bono publico erscheinen, oder um trunkene Bauern zu verscheuchen, damit sie nicht über die Gräber stolpern. „Kettenschleppen ist nicht Sitte bey den englischen Geistern — fährt Grose scherzend fort — Ketten und schwarze Kleider sind gewöhnlich die Tracht fremder Geister, die unter despotischen Regierungen erscheinen; todt oder lebendig, sind englische Geister frey."

Schöne Künste. Die in Nr. 67. des Lit. Bl. 1824 erwähnte Sammlung altenglischer Schauspiele: The Old English Drama, fährt fort, die unzugänglich gewordenen merkwürdigen dramatischen Erzeugnisse des Zeitalters der Königin Elisabeth und ihrer beyden nächsten Nachfolger in genauen Abdrücken zu liefern. Das zweyte Heft enthält nicht das, in jener Nummer nach vorläufigen Zeitungsnachrichten genannte Stück, sondern A pleasant conceited Comedy, stowing how a man may chose a good wife from a bad. Dieses dem Dichter Josua oder John Cooke zugeschriebene Lustspiel, das in den Jahren 1602—1634 fünfmal gedruckt wurde, ruht auf der vielseitig bearbeiteten Fabel von der geduldigen

*) Seine Abhandlungen darüber stehen in den neuesten Jahrgängen der Transactions of the Royal Society.

Griseldis. Das dritte Heft liefert: The Ball, a Comedy von Georg Chapman und Jakob Schirley, doch hauptsächlich von dem Letztern, dessen sämmtliche Werke ehestens von Gifford herausgegeben werden sollen. Dieses treffliche Stück, das 1632 auf die Bühne kam, ist eine lebendige Darstellung der Thorheiten der Zeit und eine satyrische Schilderung der Höflinge, durch glückliche Charakteristik ausgezeichnet. Im vierten Hefte findet man: The Rape of Lucrece, ein Trauerspiel von Heywood, das von 1608 bis 1638 auch fünfmal gedruckt wurde. Die vier nächsten Hefte sollen enthalten: Albertus Wallenstein, ein Trauerspiel, und The Lady's Privilege, ein Lustspiel, beyde von Glapthorne, Love's Mistress, eine Maske von Heywood, und Dido, Königin von Karthago, von Marlow und Nash.

Musik-Literatur.

Berliner Allgemeine Musikalische Zeitung, redigirt von Marx. Berlin im Verlag der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung. 1824.

Schon mehrere Male hatten wir uns vorgenommen, dieser seit einem Jahre erscheinenden Zeitschrift zu erwähnen. Der Schluß des ersten Jahrganges gibt uns nunmehro die Veranlassung dazu. Nehmen wir, um einen schnellen Ueberblick zu gewinnen, die Register für diesen ersten Jahrgang vor Augen, so finden wir unter den Rubriken: I. Vorbereitende Aufsätze. II. Kunstphilosophische Aufsätze. III. Tonwissenschaftliche Aufsätze. IV. Recensionen gedruckter Werke. V. Ausführlichere Beurtheilungen. VI. Allgemeinere Correspondenzen. VII. Vermischtes. VIII. Musikbeylagen, einen erfreulichen Reichthum zweckmäßiger Mittheilungen von Marx, Rellstab, Neukomm, Benelli und Anderen, und unter den Musikbeylagen ein Bayrisches Volkslied, eine Arie von Gluck, Christe eleison von Lotti, Lied von Löwe, Hexenscenen von Reichard, Chor von Seidel, Andenken von Beethoven.

Den innern wissenschaftlichen Inhalt des Geleisteten zu beurtheilen, ist nicht Sache des Literatur-Blattes, wir begnügen uns daher aus einem, als Epilog, die Andeutung des Standpunktes der Zeitung, betreffenden Aufsatz ihres Redacteurs das Folgende anzuführen.

Es scheint angemessen, daß am Schlusse ihrer erstjährigen Thätigkeit der Standpunkt näher angedeutet werde, auf dem die Zeitung sich erkennt, und von dem aus sie ihre Existenz begonnen hat. Hierbey müssen sich vergleichende Blicke zunächst auf die Leipziger musikalische Zeitung richten, dieses Institut, welches bis zu den letzten Jahren unter Rochlitz Vorsitze, der musikalischen Welt so wichtig geworden ist und schon in der Dauer seiner Existenz alle ähnlichen musikalischen Unternehmungen so weit überwunden hat. Nicht, um zwey der Tendenz nach, verschiedene Zeitschriften wohl oder übel zu vergleichen, sondern um das Wesen der jüngern an der ältern zu begreifen, geschieht jenes Instituts Erwähnung, und wir gehen zu diesem Zwecke zu der Periode vor seinem Entstehen zurück.

In Sebastian Bach hatte diejenige Periode der Tonkunst, die wir kurzweg die kontrapunktische nennen wollen, ihren Gipfel und ihre Vollendung erreicht. Empfindung und Phantasie waren in dieser Zeit noch nicht so gereift für die Auffassung musikalischer Ideen, daß sie in schneller Folge hätten wirksam dargestellt werden können. Es bedurfte noch langen Verweilens bey einer Idee, um sie dem Gemüthe des Hörers einzusenken. Diese Schwäche bedingte die Form der Tonstücke in ihren Grundzügen: Kürze der Themata und öftere Wiederholung. So finden wir, um allgemeinere, bekannte Beyspiele zu geben, das Thema der Arie: „ich weiß, daß mein Erlöser lebt" (in Händels Messias), Vor-, Nach- und Zwischenspiele mit gerechnet, nicht weniger als neunmal wiederholt, ungeachtet es an sich höchst faßlich (nur vier Takte lang) und die Arie keineswegs übermäßig ausgedehnt ist. So wird in den meisten Händel'schen Arien gewöhnlich die Melodie der Singstimme von den Instrumenten als Zwischensatz Note für Note wiederholt. Wo aber Phantasie und Empfindung noch zu wenig vermochten, da trat der Verstand hilfreich ein und wehrte der Einförmigkeit, indem er die Wiederholungen in mehrere Stimmen vertheilte, und so zu der Schreibart im doppelten Kontrapunkte, damit aber zu der höchsten Ausbildung der Mehrstimmigkeit und der Harmonik anreizte. So mußte die Unmündigkeit jener geistigen Vermögen den Verstand zu der kräftigsten Thätigkeit, zu den kühnsten Kombinationen, zur unbestrittenen Herrschaft bringen. Strenge Regel und ein ansehnlicher Schatz von Erfahrungen war die Ausbeute dieser Richtung. Alles hielt sich fest im Gleise, Lehrer und Schüler pflanzten dieß Verfahren zünftig gebunden fort, und Meister war der, welcher in den kühnsten Kombinationen über alle hinausging.

Die Tonkunst hätte ihr Wesen ablegen müssen, wenn sie sich selbst unter der Herrschaft des Verstandes, der Empfindung, der Phantasie ganz hätte entäußern sollen. In allen Werken der bessern Kontrapunktisten regen sich jene — nachweislich leicht in Sebastian Bach; so oft auch Vorurtheil oder die Unfähigkeit, ihn zu verstehen,

die entgegengesetzte Meynung diktirt haben. Derjenige deutsche Künstler aber, in dem die Tonkunst ihres eigensten Wesens wieder mächtiger ward, ist Händel (Bachs Zeitgenosse). Die tiefste und wahrste Empfindung und ein bisweilen fast romantisch zu nennender Phantasienschwung beseelen seine Werke, haben sich aber, besonders in den wichtigern Theilen derselben, nicht von dieser strengen Form loswinden können und dürfen. Und diese Weise Händel's, in der er in einem frühern Aufsatze als Vorbild der protestantischen Kirchenkomponisten erkannt worden ist, war eben die geeignetste, das feste Halten an einem tiefempfundenen, ernst durchdachten Gedanken, wie es bey den Worten der heiligen Schrift geziemt, zu bethätigen. So vereinigte sich in Händel die gebundne alte Form mit neu beseeltem Geiste.

Seine und Bachs Nachfolger bis auf Haydn und Mozart durften sich einer inhaltreichern Compositionsform bedienen: eine ausgebreitetere Empfindung, ausgebildetere Fassungsgabe forderten es, und nun bildeten sich, vornehmlich unter dem Einflusse italischer Komponisten, ausgedehntere musikalische Gedanken und eine reichere Folge von Melodien: die Sonaten- und Rondoform wurde herrschend. — Mit dem Namen der erstern bezeichnen wir die Verknüpfung zweyer Folgen von Melodien (die erste im Haupttone, die zweyte in der Dominante — oder die erste im Moll, die zweyte in der Parallel Durtonart, beyde gewöhnlich nach einem Zwischensatze wiederholt und dann die leztere auch in den Hauptton, oder, wenn er dieß Moll war, in das Durgeschlecht versezt) wie sie fast in allen Sätzen der Symphonien, Quartette und Sonaten herrschend sind; die Rondoform besteht bekanntlich in der Wiederholung eines Hauptsatzes unter beygemischten kürzern und längern Zwischensätzen. Diese Periode der Tonkunst, die wir die melodische nennen möchten, erlebte ihre höchste Vollendung in Mozart. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungs-Literatur.

Spaziergang im Labyrinthe der Geschichte. In Briefen an Demoustier's Emilie. Herausgegeben von Chr. Kuffner. Erster Band. Wien bey Tendler und von Manstein. 1824. XII und 167 S. kl. 8. Zweyter Band. 1825. 245 S.

In der bekannten Form der mythologischen Briefe Demoustier's gibt der belesene und geistreiche Verfasser im ersten Bande eine eben so unterhaltende als belehrende ethnographische Skizze der Urvölker: Chinesen, Hindus, Meden, Parsen und Aegypter, wobey er, wie billig, auf den Zustand der Frauen unter denselben, besondere Rücksicht nimmt. Im neunten Briefe beschreibt er unter andern das Kastensystem der Hindus. Wir empfehlen diesen Brief insonderheit dem Theaterpublikum von Weimar, welchem kürzlich bey Gelegenheit des Paria von Delavigne *) in einer gedruckten Erläuterung des Stückes der Irrthum aufgeheftet worden ist, daß die Paria's die vierte Kaste wären. Das sind die Soudra's (nach unserm Verfasser Kleinhändler und Fischer, gemeine Landsoldaten und Bajaderen, Maler und Schneider, Bettelmönche und Schlangenbeschwörer, Sänger, Schwertfeger und dergleichen mehr); die Paria's sind außer dem Kastensystem, und dadurch eben von der bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen. Im zweyten Bande trägt Herr K., mit einer Abschweifung in die Naturgeschichte, unter der Kategorie: Wunder der Schöpfung, Rhapsodien aus der biblischen Geschichte vor, die er „Lichtgestalten der heiligen Vorwelt“ genannt, und mit einer ethnographischen Skizze der Israeliten verbunden hat. Ein dichterischer Geist, dem Herder'schen verwandt, regt sich sowohl in den prosaischen, als in den häufig eingestreuten metrischen Darstellungen, und der Verfasser hat nicht nur die Affektation, welche man Demoustier's Briefen vorgeworfen hat, sondern auch die Langweiligkeit glücklich vermieden, in welche die Nachahmer jener epistolarischen Einkleidung wissenschaftlicher Gegenstände nicht selten verfallen sind.

Das Werk ist übrigens mit dem zweyten Bande noch nicht geendiget. „Aus dem Tempel der Patriarchen und Gottesgeweihten“ (welche wir, ohne eben Jean-Paulianer zu seyn, doch lieber in Gottgeweihte verwandeln möchten) will der Spaziergänger laut S. V. „in das Gebiet der Empfindungen schreiten, in die Wiege der Menschen blicken, der Entwickelung seiner Fähigkeiten, Tugenden und Gebrechen zuschauen, Griechenlands schönes und Roms mächtiges Reich durchziehen, und den Lustwandel in dem romantischen Garten des lebenglühenden Mittelalters enden.“ Ein lockendes Ziel für den Modegeschmack! In dem klaren und gefälligen Flusse der Sprache haben wir keinen Anstoß gefunden, als S. 174 Bd. 2. das Masculinum der Waise (orphélin), und im Drucke keinen erheblichen Bock, als S. 51. Bd. 1. angefühlt für angefüllt.

*) Meines Wissens hat man dort nicht diesen Paria, sondern einen kleineren, einaktigen, von Herrn M. Beer aufgeführt.

Müllner.

Nr. 25.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 29. März 1825.

Roman-Literatur.

1. Der Lootse, oder Abenteuer an Englands Küste. Ein Seegemälde aus dem Englischen des Amerikaners Cooper. Von Cr. Drey Theile. Leipzig 1824, bey Wienbrack.
2. Die Ansiedler, oder die Quellen des Susquehannah. Aus dem Englischen des Amerikaners Cooper von Cr. Drey Theile. Leipzig 1824, bey Wienbrack.
3. Der Spion. Roman des Amerikaners Cooper, aus dem nordamerikanischen Revolutionskrieg. Uebersezt von L. Hermann. Leipzig 1825. In Ernst Kleins literarischem Comptoir.

Es sind jezt dreyßig Jahre, daß der Kaufmannssohn Wilhelm Meister mit einigen Edelleuten auf vertrautem Fuße gelebt, ja es erreicht, eine Gräfin und ihre Brillanten an sein bürgerliches Herz zu drücken. Wie waren wir damals so hoffnungsfroh, die Deutschen würden ihr Glück machen und es weit bringen im Leben und in Romanen. Aber was sind unsere Hoffnungen, was ist aus all der Herrlichkeit geworden? Der Lehrbrief, den der junge Meister aus den Lilienhänden der schönen Erfahrung empfing, war auf Seidenpapier geschrieben, verduftete und verwelkte, wie die Blume, und ließ nichts zurück, als dürre Blätter, die unter den Fingern zerstäuben. Wenn Goethe's Grundsatz wahr ist: der Held eines Romans müsse sich sehr leidend verhalten, müsse sich alles gefallen lassen, und dürfe nicht mucksen — warum haben wir denn keine guten Romane, da wir doch Alle geborne Romanhelden sind? Wir haben keine, weil der Grundsatz wahr ist. Um etwas zu erfahren, muß man etwas thun; wir müssen gehen, daß uns etwas begegne. Wir einregistrirten Menschen aber, wir Hochgeborne, Hochwohlgeborne, Wohlgeborne, Edelgeborne und Dienstgeborne Menschen, welchen das Herz klopft, so oft wir an eine fremde Thüre klopfen; wir in unserem Gesach-Leben verlassen nie den Stand und die Zunft, in welchem die Wiege unserer Eltern gestanden, und Stände und Zünfte sind zwar größere Familien, aber auch lauere, unerquicklichere, und sie sind unkünstlerischen Stoffes. Weil wir unsern Lebenskreis nicht überschreiten, erfahren wir auch nicht, was sich innerhalb des Kreises begibt; denn man muß Andre kennen lernen, um sich selbst zu kennen. Die Eilwagen, auf welchen doch manchmal ein armer Schelm von Dichter mit reichen und vornehmen Herren zusammentrifft, werden auf die Romanen-Literatur vortheilhaften Einfluß haben; aber sie sind noch zu neu, diese Postmusen sind noch zu jung, und immer noch ist zu fürchten, daß die Botanibayer Spitzbuben früher gute Romane schreiben werden, als die ehrlichen Deutschen. Wir haben keine Geschichte, kein Klima, keine Volksgeselligkeit, keinen Markt des Lebens, keinen Heerd des Vaterlandes, keinen Großhandel, keine Seefahrt, und wir haben — keine Freyheit zu sagen, was wir noch mehr nicht haben. Woher Romane? Uns Kleinen begegnet nichts Großes, und was den Großen begegnet, sey es auch noch so klein, bringen wir in die Weltgeschichte. Daher Demuth im Leben und Wehmuth in Romanen. Kaiser Augustus, der Schelm, sagte, als er einst bey Tische zwischen dem triefäugigen Horaz und dem engbrüstigen Virgil gesessen: da sitze ich zwischen Thränen und Seufzern. Ganz so kaiserlich speisen wir auch, so oft wir deutsche Romane lesen. Rothe Augen, kurzer Athem und unheilbare Herz-Polypen. Alle die herumziehenden Schmerzen rheumatischer Seelen! der Tod ist weinerlich und das Leben ohne Lachen. Heimweh nach dem Himmel, weil fremd auf der Erde, Liebe zu Gott aus Furcht vor Menschen. Ernsthaftigkeit ohne Ernst und Spaß ohne Spaßhaftigkeit. Und die Faust-Wehen, die Künstler-Wehen und alle die Berg-Wehen und lächerlichen Geburten! Welche Anstalten, welche Zurüstungen, es herauszustellen, daß ein schlapper Wilhelm nicht bey Troste gewesen! Und eine Männerwelt sizt kin-

bisch auf niedriger Schulbank, und buchstabirt jedes Wort ihres Meisters plärrend nach. Und gar die Liebes-Wehen! Ein deutscher Jüngling weint zehnmal mehr über baare, handschriftliche und gedruckte Leiden, als ein junger Franzose oder Engländer. Wie sollte er nicht? Er, ein Kreidling der Bürgerlichkeit, enterbter Sohn einer reichen Geschichte, was hätte er zu thun, ehe er Referendär wird, und ist er es geworden, was hat er zu denken? Er ist unglücklich zum Zeitvertreibe. Nichts ist ihm geblieben, als die Jugend, die man ihm nicht rauben konnte; aber die Jugend ist ein Verbrechen, und das Alter ein Verdienst. Kein anderer Jubel als Dienstjubel. Sind sie recht alt, mager und zähe geworden, dann spickt man sie mit Nadeln für das Nachtessen der Würmer, und umflechtet sie mit der Petersilie deutsch-vaterländischen Ruhms. Adelige Dichter sind herablassend und dichten Lieder auf bürgerliche Rentmeister; die Glocken läuten, die Thürmer blasen, die Gassenbuben jubeln, im Deckelglase grinst sauerer Wein, die Aemter sind gerührt und der Jubelgreis, den Henkelthaler auf der Brust, weint Freudenthränen und stirbt am Wonneschlag. Pfuy! Lieber eine alte Maus seyn, als solch ein Jubelgreis, und — woher, woher Romane? Eine Million für einen Roman! Bemüht euch, zappelt, rennt — ihr bringt so wenig einen Roman zu Stande, als ich die Million herbeyschaffe. Doch was liegt daran? Es gibt nichts Lächerlicheres, als volksthümliche Gefühle, es ist nichts kindischer, als Vaterlandsliebe. Die ganze Menschheit ist ein Volk, die ganze Erde ist ein Land; Gaben, Mühen und Genüsse sind vertheilt — die Engländer schreiben Romane, und wir lesen sie.

Ja, wenn es blos die Engländer wären! Man kann viel weniger seyn, als die, und immer noch viel. Daß aber selbst die Amerikaner es uns zuvorgethan, so ein junges Volk, das kaum die schwäbische Reife erlangt, das beschämt, das entmuthigt. Irving Washington, Cooper und noch Andere! Wäre Cooper ein ausgezeichneter Künstler, wie Walter Scott es ist, das möchte uns beruhigen. Denn der große Genius bedarf keines Wachsthums, keiner Entwickelung, er springt reif und vollendet hervor. Er bedarf keiner Gunst des Himmels noch der Menschen, er braucht keine Sonne, keine Aufmunterung. Er häuft nicht verdientes auf unverdientes Lob; die volle Bewunderung wird ihm auf einmal ausbezahlt. Solch ein Genius aber ist Cooper nicht. Manche Deutsche kommen ihm gleich an Kunstfertigkeit; er hat nur vor ihnen voraus, daß er ein Amerikaner ist — versteht Ihr? daß er Amerikaner ist. Das haben auch die deutschen Uebersetzer seiner Romane gefühlt, und sie haben darum auf dem Titelblatte dem Namen Cooper das Beywort Amerikaner vorgesezt. Es ist ein Titel wie ein anderer, wie Doktor, wie Hofrath. Ja hätten sie geschrieben: „Seine Exzellenz, der Herr Amerikaner Freyherr von Cooper" — man hätte es gern gelesen, und hasse man noch so sehr die Titel. Ein Freyherr ist er gewiß, und die Exzellenz gebührt ihm wohl. Cooper und Walter Scott — der erstere steht so weit über den Andern in sittlicher Beziehung, als er in künstlerischer unter ihm steht. Scott ist ein Tory, und wäre er das nicht, wäre er der große Dichter nicht. Die wahren Dichter, wie alle großen Künstler, lieben das Gewordene, das Seyende, das Nothwendige, das Unbewegliche, das dem Meisel still hält; sie lieben daher das Bestehende. Darum hassen sie das Werdende, das Bewegliche, das Schwankende, das Strebende und das Widerstrebende, denn sie hassen den Kampf, darum hassen sie die Freyheit. Man sage nicht, Walter Scott wäre unpartheyisch. Er ist es freylich, sobald er einmal den Gegenstand der Darstellung gewählt; ihm liebe Verhältnisse und Menschen verschönt er nicht ungebührlich, ihm widrige verhäßlicht er nicht. Aber er ist partheyisch in der Wahl der Gegenstände, und wo er der Freyheit huldigt, da verehrt er nur den Sieg und die Gewalt, nicht den Kampf und das Recht der Freyheit. Cooper aber — ist ein Amerikaner.

In Coopers Romanen handeln frische jungfräuliche Menschen, frisch und jungfräulich, wie ihre Natur es ist. Sie haben ihre Schwächen und Laster wie wir auch; aber die Krankheiten der Seelenleidenden sind kenntlichen Ausdrucks und geregelten Ganges, nicht, wie bey uns, getrübt und verwirrt, durch einfließende Nervenschwäche und Romantik. Ihre Lebensverhältnisse sind klar und heiter, nicht als athmeten sie im Rosenschimmer unvergängliche Freuden; sie kennen den Schmerz wie wir, aber Lust und Trauer, Licht und Finsterniß sind geschieden, und Tag und Nacht liegen nicht immer im Streite. Tohu wabohu wie in unsern Romanen. Darum werden dem Leser gesunde Rührungen, die aus reinem Herzen quillen, die nicht aus morschen Thränenfisteln sickern. Dort sind die Bürger, ihrer Rechte klar, ihrer Pflichten sich froh bewußt; denn ihre Pflichten sind auch ihre Rechte. Doch das wird der verständige Leser schon alle von selbst herausfinden, und ist er ein Freund — guter Bücher, wird er nicht ermangeln, die Romane Coopers nach Möglichkeit zu empfehlen. Jezt nur noch einige Worte über deren geschichtlichen Inhalt.

Der Lootse. — Schauplatz: Englands nördliche Küste. Zeit: die des amerikanischen Freyheitskrieges. Held: Paul Jones, eine geschichtliche Person, unter dem Namen Gray auftretend; es ist der Lootse. Handlung: eine amerikanische Fregatte kreuzt an der

englischen Küste, um, Wiedervergeltung übend, einige angesehene Einwohner als Geißeln wegzuführen. Der Zweck wird erreicht. Ein Oberst Howard wird mit den Seinigen gefangen. Es konnte nicht fehlen; denn seine Töchter und Nichten waren mit den Offizieren der Fregatte ihren transatlantischen Liebhabern aus früherer Zeit, da sie mit dem Vater und Onkel in Amerika gewohnt — sie waren mit ihnen einverstanden; sie gaben ihnen telegraphische Zeichen, ließen sich holen und heirathen, und des Obersten Loyalismus wich in der Todesstunde, wo alle Täuschungen schwinden, dem Vaterherzen, und ließ sich Rebellen als Schwiegersöhne gefallen. Der Lootse, geheimnißvollen Treibens in England geboren und wohnend, doch die Freyheit mehr liebend als sein Vaterland, führt mit geübtem Blick und kühner Hand, das Schiff durch Sturm und Klippen aus und ein. Der Roman endet, wie jeder endigen sollte, sich gleich einem englischen Garten unmerklich ins Freye verlierend. Die Schilderungen des Seelebens sind höchst anziehend. Man lernt es lieben, fürchten und bewundern. — Lieben wegen der Freyheit, fürchten wegen der Gefahr, bewundern wegen des ordnenden Verstandes. Tod und Leben, Liebe und Haß, Freyheit und Knechtschaft, alles in dem engen Raume eines Schiffes, und darunter und umher das alle verspottende, alle bedrohende Meer. Es fehlt an nichts. Seegefechte, Untergang eines Schiffes, Wallfischfang, Sturm und Windstille, Klippen und Sandbänke. Man wird seekrank vom Lesen. Doch wie auch die Brandung tobe, das Geschütz donnere und der Wind heule, es geht dabey sehr bürgerlich her. Es sind nicht, wie in Fouque's Romanen, hochadlig schäumende Wogen, über welche, auf gespenstigem Kiel, nordische Seeritter und Meerfräulein dahin brausen, nebelumgürtet, nebelumschleyert; man weiß nicht, woher sie gekommen, man weiß nicht, wohin sie gehen; wie die höhern Götter fröhnen sie nur Kampfeslust, nicht Beute, nicht den Hafen suchend, Freyheit nicht bringend, nur holend, und die Delphinen des Meers, als gehorsame Knappen, umlagern das Schiff, und staunen hinauf, bis es die Wolken dichter und dichter umhüllen: jetzt sieht man nichts mehr, man fällt am Strande nieder und betet an . . . so ist es hier nicht. Es geschieht Alles hinüber und herüber mit der baaren Münze brauchbarer Wirklichkeit, und in den Friedensverträgen ist es schwarz auf weiß zu lesen, was dabey herausgekommen.

Der Ansiedler. — Man könnte diesen einen geographischen Roman nennen. Die Natur des Familienlebens, die häuslichen Einrichtungen, die geselligen Sitten, der Gottesdienst, die Gesetze und deren Ausübung in jenem Lande werden hier geschildert. Menschen aller Völker, die das enge Europa ausgestoßen, oder die sich aus der erstickenden Luft der alten Welt gerettet, finden sich in jener Freystätte des Unglücks und oft des reuigen Verbrechens zusammen. Ein französischer Emigrant, ein deutscher Major, ein irländischer Handelsmann, ein alter Indianerhäuptling mit seinem ossian'schen Trauergesange und Andere — sie kamen alle mit den Tugenden, Eigenheiten und Schwächen ihres Geburtslandes, aber sie leben verträglich; denn überall übt der Mensch Duldung, wo er sie findet. Die Handlung beginnt mit Liebe, und endigt mit einer Heirath; denn im Lande der Freyheit erkennt man außer der Herrschaft des Gesetzes, auch, aber nur noch, die der Liebe an.

Der Spion. — Es ist ein Kriegsspion, der die Gefahr sucht, kein Friedensspion, der sie nur bringt. Die Handlung spielt in den Vereinigten Staaten, zur Zeit des Freyheitskriegs. Birch, ein herumziehender Krämer, späht umher zum Vortheile der Engländer. Mit seinen Waarenballen auf dem Rücken, wandert er keuchend durch das Land, durch das Heer der Amerikaner, Kundschaft holend und bringend. Er wird oft gefangen, steht einige Male am Fuße des Galgens; aber immer weiß er sich zu retten, nicht selten auf eine räthselhafte Weise. Der Krieg und der Roman endigen, der Krämer verschwindet. Drey und dreyßig Jahre später, als der Baum der Freyheit schon dichtere Schatten warf, stirbt an der Gränze Canada's ein armer alter Mann, indem er sich edelmüthig aufopferte, das Leben eines Andern zu vertheidigen. Es war der Krämer Birch. Auf seiner Brust, in einer blechernen Büchse, fand man eine Schrift von Washington, worin dieser bezeugt: Birch sey ein edler Mensch gewesen, ein Freund seines Vaterlandes, ein Verächter des Goldes, und er habe, um der Freyheit besser zu dienen, den Kundschafter Englands gespielt. Auch nach dem Frieden habe das Geheimniß der List verschwiegen werden müssen, um diejenigen nicht aufzuschrecken, welche Birch unter den Landeseinwohnern als ächte Kundschafter der Engländer kennen gelernt. — Der Roman ist anziehend, gut erzählt; der Stoff freylich war zu gut, als daß ihm die Behandlung hätte gleich kommen können. Der ältere Brutus trug für die Freyheit den Schein des Blödsinns, den er endlich abwarf; der Krämer Birch trug für das Vaterland den Schein der Verworfenheit, und nahm ihn mit in's Grab . . . Weil wir von Spionen sprechen, sagt mir: warum hängt Ihr im Kriege die Spione, die Ihr erwischt? Sie sind doch nützlich, denn indem sie der List den Vortheil über die Gewalt verschaffen, vermindern sie das Blutvergießen. Ihr antwortet vielleicht: man muß ein abschrecken-

des Beyspiel geben; denn ließe man den Spionen das Leben, dann würde der Feind deren eine größere Zahl zu seinem Dienste finden. Allein Ihr hättet den nämlichen Vortheil, das Gleichgewicht bliebe, und das Völkerrecht könnte immer, unbeschadet des Vortheils der Herrscher, ein Gebot der Menschlichkeit mehr erfüllen.

Die Uebersetzer der angezeigten Romane sind besser als ihre Uebersetzungen. Man merkt nämlich, daß sie ihre Aufgabe verstanden und das Obliegende geleistet hätten, wenn sie gewollt oder gedurft. Aber die Herren eilten sich zu sehr. Eile mit Weile! Es ist komisch genug, daß die ersten Bände immer schlechter übersezt sind, als die zweyten und dritten, und man erfährt daraus eines der großen Geheimnisse der kleinen Buchkrämerey.

D. B.

Musik-Literatur.

Berliner Allgemeine Musikalische Zeitung, redigirt von Marx. Berlin im Verlag der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung. 1824.

(Fortsetzung.)

In der vollen Blüte Mozarts und seiner Periode entstand die Leipziger musikalische Zeitung, und wie konnte sich ihre Tendenz anders gestalten, als aus dem Geiste, der in jener Zeit der Tonkunst vorherrschte? Ihre Aufgabe war nothwendig, das Vorhandene, Vollendete zu begreifen und zu fördern. In dem Sinne jener vollendeten Periode war ihr eine Basis geworden, auf der sie sicher ruhte, sicher und unangefochten wirkte, und allgemein bereite Aufnahme und Unterstützung fand. Vieles durfte sie als allgemein zugänglich voraussetzen, vieles konnte sie, der Vorbereitung in den Gemüthern gewiß, leicht — fast unmerklich einführen, und sie hat in dieser Weise den größten, oft ersprießlichsten Einfluß geübt, besonders aber früher sehr dazu beygetragen, Norddeutschland zu einer geistig höhern Kultur der Musik zu heben. Wie weit sie dem Fortgange der Tonkunst über die mozart'sche Periode hinaus treu gefolgt ist, dieß zu untersuchen, ziemt der jüngern Zeitschrift gegen die ältere nicht.

Unter andern Verhältnissen — gewiß schwierigern, wahrscheinlich günstigern — hat die Berliner Zeitung begonnen. Offenbar leben wir jezt in einer noch werdenden Periode der Tonkunst, und diese vorzubereiten, so weit die Fortschritte der Kunst es äußerlich veranlassen, scheint die schwierigere und wichtigere Aufgabe jeder jezt entstandenen Zeitschrift. Mit welchen Kräften wir die Lösung dieser Aufgabe unternehmen, hat das Publikum zu untersuchen; es weise aber auch nicht eine Prüfung der Aufgabe von sich.

In technischer Lehre und geistigem Inhalte der Kunstwerke fand die Leipziger Zeitung ein Bestehendes. — Die Kompositionslehre, oder genauer zu reden, die Harmonielehre, auf die sich jene meist beschränkte, ward im Wesentlichen allgemein als vollendet angenommen. Ihr vorzüglicher Inhalt war eine ziemlich vollständige Formenlehre (Zurückführung der Melodien auf Scalen, der Harmonien auf Akkorde, der Modulation auf Tonarten) und eine Reihe von Verbotgesetzen, deren hauptsächlichste Tendenz dahin ging, das Uebelklingende zu vermeiden: also negative Regeln — Vorschriften, was man nicht thun dürfe. Daß eine solche Theorie unserer Kulturperiode, in der die Geister sich so kräftig aus dem Negativen zu dem Positiven erheben, nicht mehr genügen kann, bedarf keines Beweises und aus dem wahrhaften und erkannten Bedürfnisse nach einem Bessern folgt schon, daß es erlangt werden wird. In der That hat auch schon Logier, gewiß einer der scharfsinnigsten Köpfe, die sich mit Musik beschäftigt haben, neue Wege eingeschlagen, und ein bewundernswürdiges System positiver Regeln geschaffen, von dem bald eine vorläufige, sobald aber Logiers Werk gedruckt ist, *) eine nähere Beurtheilung in dieser Zeitung erfolgen wird.

Durfte nun die Leipziger musikalische Zeitung einen großen Theil ihrer Urtheile und Ansichten auf die bisher ruhig bestandene Theorie gründen, war es ihr in einem bedeutenden Theile ihrer Leistungen wichtig, ja fast genügend, zu untersuchen, ob ein gegebenes Werk der bestehenden Lehre entspreche oder widerspreche: so ist uns mit der Erkenntniß, daß jene Theorie nicht fürder befriedige, die Obliegenheit geworden, einen großen Theil unserer Ansichten erst neu zu begründen, und erst unsern allgemeinen Grundsätzen Eingang zu verschaffen, bevor wir für die Resultate daraus, für unsere Urtheile Beystimmung hoffen dürfen. Und nicht selten dürften eben die Musiker, die in der frühern Periode ihre Bildung gefunden haben, sich mit Unbereitwilligkeit gegen eine neue Ansichtweise offenbaren. Hat aber die neue Ansicht nur wahren und zeitgemäßen Kern, so wird sie auch mehr und mehr Licht und Eingang gewinnen.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Dieß ist im nächsten Jahre zu erwarten.

Nr. 26.

Literatur=Blatt.

Freitag, den 1. April 1825.

Literarische Ueberblicke.

II.

Neugriechische Literatur.

Herzergreifend, und jeden wahren Literaturfreund laut ansprechend ist die Aeußerung des trefflichen Vorstehers der neuerrichteten griechischen Lehranstalten, des Professors Anthimos Gazi in Neuplie, in einem Brief aus Neuplie vom 15ten August 1824. „Sorgt doch, wenn ihr mich liebt, daß ihr mir alle griechischen Geschichtschreiber, (von Tauchnitz Stereotypen) noch andere Klassiker und Bücher jeder Art (βιβλία παντός εἴδους) schicket. Ich sage euch die Wahrheit, Freunde, daß hier sowohl in unserm Griechenland als im Peloponnes fast kein einziges Exemplar mehr zu finden ist; denn die armen Griechen haben in der höchsten Noth Patronen daraus gemacht, da sie anderes Papier nicht hatten." Die Würdigkeit des Mannes, der als einer der ersten Gelehrten der Neugriechen mit Coray, Mustoxidi und wenig Anderen an der Spitze steht, und Korrespondent der Akademien von München und Berlin ist, beseitigt jeden Zweifel an der Wahrheit und Redlichkeit dieses Nothrufs. Die Sache spricht für sich selbst. Zugleich muß sie in den Augen jedes Beobachters unverfänglich seyn. Durch Darbietung von Unterrichtsmitteln ist noch nie eine bürgerliche Ordnung verlezt worden. Darum ist es gut und rühmlich, daß eine der kräftigsten Buchhandlungen, die J. G. Cotta'sche in Stuttgart, am Schluß des vorigen Jahres ein Rundschreiben an alle Verleger griechischer Klassiker ergehen ließ, und sich zum Mittelpunkt der zu machenden Schenkungen und Versendungen erklärte. Es leidet keinen Zweifel, daß zur bevorstehenden Ostermesse alle mit dem Verlag griechischer Klassiker in reinen und lesbaren Abdrücken ausgerüstete Buchhandlungen, wie die wackere Leipziger Buchhandlung von Tauchnitz (von der wir wissen, daß sie zur Anerkennung der in ganzen Kisten nach Griechenland verkauften griechischen Stereotypen in den lezten 12 Jahren schon bedeutende Geschenke der Art machte), Weigel, Teubner, Hartmann, Gerh. Fleischer, Vogel, Hahn u. s. w., die Hallische Waisenhaus-Buchhandlung, mehrere Berliner Handlungen, worunter der so Großes umfassende und die Becker'schen neuen Rezensionen um nicht geringe Preise verkaufende Reimer wohl zuerst genannt werden muß, und wie in allen Theilen Deutschlands die ehrenwerthen Buchhändler-Firmen, die auch den griechischen Klassikern ihre Hand boten, sonst noch heißen mögen, in eine, förmlich in Leipzig zu veranstaltende Subscription, die dann öffentlich (etwa im Hesperus) mitgetheilt werden könnte, sich wohlthätig, ja christlich zu erzeigen, keinen Anstand nehmen werden.

Dabey muß wohl vor allen Dingen einer recht willkommenen Erscheinung griechischer Volkslieder in Ehren gedacht werden, deren zweckmäßige Verbreitung auch unter uns gewiß viel Abgeneigte gewinnen, und über den so vielfach herabgewürdigten und verunglimpften Charakter der allerdings sehr verwilderten Neugriechen aufklären wird. Bey Didot erschien im vorigen Jahre die erste Originalsammlung neugriechischer Balladen und Lieder: Chants populaires de la Grèce moderne — par C. Fauriel. T. I. Chants historiques (CXLIV, 303 S. 8.) Der, wie aus Allem hervorgeht, von der herkömmlichen Geschmackslehre seines Volks abweichende, mit dem reinsten Enthusiasmus für die hellenische Sache erfüllte Sammler und Uebersetzer, Fauriel, war so glücklich, in seinem Unternehmen nicht nur von dem Patriarchen der neugriechischen Literatur, Coray, sondern auch von dem Professor Pikkolo in Corfu, und dem berühmten Archäologen der Insel Corcyra, Mustoxidi, (jezt in Venedig) durch Mittheilung ächter Volkslieder auf eine Weise unterstüzt zu werden, die es allein möglich machte, so vieles, so ächt in den verschiedenartigsten Mundarten, wie sie in den Gebirgen von Akarnanien, Aetolien, Epirus, von Armatolen, Sulioten u. s. w. gesprochen werden, zusammenzustellen zu können. Als der unvergeßliche Herder in der Blüthe seines Lebens 1778 die erste nahrhafte Sammlung von Volksliedern aller Völker veranstaltete, vermochte er kein einziges neugriechisches Lied aufzutreiben, und mußte sich mit nur einigen altgriechischen Skolien

(Werke zur schönen Literatur VIII. 163 ff.) begnügen. Lord Byron trug sich allerdings mit der Idee, im wiedergebornen Griechenland selbst eine Sammlung neugriechischer Heldenlieder drucken zu lassen, und in den Anmerkungen zu seinen früher auf griechischem Boden entsprungenen Gedichten stehen mehrere auserwählte Proben der Art. Doch auch diesen Faden zerschnitt die Parze. Kleine Sammlungen erschienen früher in Wien und Venedig. Aber durch Fauriel erhalten wir das erste neugriechische Liederbuch. Das Ganze zerfällt in zwey Hauptabtheilungen. Die erste, welche jezt erschienen ist, gibt 45 Lieder von größerem oder geringerem Umfang, doch keines über 30 Verse lang, in einem, den Nibelungenversen oder den Doppelversen der spanischen Romanze zu vergleichenden, freyen jambischen Versmaaße, enthält Verherrlichunpen jener griechischen Abenteuerer und Häuptlinge, die ihren Nacken nie dem türkischen Joche bogen, und Klephten (Räuber) hießen und seyn wollten, also Räuberlieder (κλέφτικα τραγοῦδια) alle auf einem geschichtlichen Grunde beruhend. Der zweyte, an welchem schon in Paris gedruckt wird, soll häusliche Balladen, Liebeslieder, Moriologen oder Trauerelegien und Proben der romantischen Dichtkunst in Attika enthalten, worunter Lieder von der höchsten Zierlichkeit und Zartheit, auch durch Form und Versmaaß sehr ansprechend, zu hoffen sind. Da es bey den, auf kühne Heldenthaten sich gründenden Liedern dieses ersten Theils alles darauf ankam, die Thatsache selbst, die sie besingen, genau in's Auge zu fassen: so sparte Fauriel keine Mühe und Forschung, um in der, jedem Liede vorgesezten Inhaltsanzeige die genaueste Aufklärung geben zu können, und so enthalten diese Argumenta die überraschendsten Züge von Kühnheit und Nationalität, die wir über die Neugriechen bis jezt erfuhren. Ein noch höheres Verdienst erwarb sich der wackere Mann durch einen 150 S. ausfüllenden Discours préliminaire, in welchem er theils im Allgemeinen die Fortbildung der neugriechischen Sprache, deren durch Coray und die neugriechischen Schriftsteller gereinigte Form allerdings himmelweit von dem Mischlings-Romaisk des Volkes absteht, theils insbesondere von der gangbaren Dichtungs- und Gesangsform und dem poetischen Werth der Lieder, endlich auch von den Sitten und Gebräuchen der Stämme, deren Lieder hier geliefert werden, (wobey besonders über die unbezwinglichen Sulioten recht ächte Nachrichten vorkommen) auf eine Art mittheilt, die zur Genüge beweist, wie reichlich und ächt ihm von allen Seiten die Quellen zuflossen. Jedem Liede im Original steht eine treue, buchstäbliche Uebersetzung zur Seite, die größtentheils Buchon, den gelehrten Herausgeber von Froissart's Chronik, zum Verfasser hat. Doch bleibt dem deutschen Kritiker hier manches zu wünschen übrig, besonders sind die Ortbestimmungen sehr nachlässig angegeben. Es konnte nicht fehlen, daß ein solcher Stoff ein französisches Liederspiel anregte. Wirklich gab kurze Zeit darauf Lemercier, ein bekannter Dichter und Mitglied der Academie française, der schon das Schicksal der Sulioten zu einem Trauerspiel: les Martyrs de Souli verwendet hatte, nun seine Chants héroiques des montagnards et matelots Grecs. (Paris Canal 1824. 180 S.) heraus, welche Fauriels Literal-Uebersetzung nun in recht zierliche Chansons übertragen, und aus den Erläuterungen mit einigen nothdürftigen Bemerkungen versehen, uns auftischt. Nur die schon 1803 von Bartholdy mitgetheilte berühmte Ballade Maurogeni ist hier eine neue Zugabe. Gewiß bequemt sich unsere, der griechischen so entschieden verwandte Kernsprache weit mehr zu einer echt poetischen Uebertragung des griechischen Originals, als sie sich dem französischen Uebersetzer, wenn er keine Messeniennes in eignen Phantasiegebilden an die Stelle treten lassen wollte, in seiner strenggeregelten Sprache darbot. Darum mag es denn wohl als eine literarische Verkündigung des herrlichsten Inhaltes gelten, daß der Dessauer Bibliothekar D. Wilhelm Müller sich eben jezt damit beschäftigt, in einer in Leipzig bey Leopold Voß zu Ostern erscheinenden Bearbeitung die ganze Fauriel'sche Sammlung uns dadurch noch genießbarer zu machen, daß er dem griechischen Text eine metrische Uebersetzung mit möglichster Berücksichtigung des Versmaaßes in der Urschrift zur Seite stellen, und mit allen Erläuterungen Fauriels, berichtigt durch genauere topographische Angaben, ausstatten wird. Wäre uns dieser, als Literator und vielseitig gewandter Dichter bekannte Liedersänger auch nicht schon durch die fünf Sammlungen neugriechischer Heldenlieder (bey Brockhaus in Leipzig) als ein genialer Nachbildner des hellenischen Gesanges bekannt — diese, echt hellenischen Thatendurst athmenden Lieder sind ja in allen Händen —: so würde schon die einzige Probe, welche er in einer meisterhaften Recension der Fauriel'schen Sammlung in der Halle'schen Literaturzeitung (1825. No. 8.) vom 7ten Liede gegeben hat, seinen Beruf dazu ohne alle Widerrede beurkunden. Die alten Berge Olympos und Ossa, jezt Kissevos, streiten sich mit einander. Dann erzählt das Haupt eines griechischen Helden, welches ein Adler auf der höchsten Spitze des Olymp in seinen Klauen hält, die eindringliche Geschichte der Thaten des Heros, dem das Haupt zugehört. Doch man muß dieß dort selbst lesen. Uebrigens wird auch in London zu Ostern eine Uebersetzung von Grattan in Versen erscheinen.

— Um des verwandten Gegenstandes willen möchten wir hier noch bemerken, daß auch die lateinische Muse in ächt altrömischen Tönen neuerlich Griechenlieder in vier Elegien gesungen hat, die durch Fleiß und Leichtigkeit des Vortrags eben sowohl, als durch Großartigkeit der Ge-

finnung sich auszeichnen, und da sie auf Kosten des Dichters selbst gedruckt wurden, schwerlich in den allgemeinen Buchhandel durchdringen dürften. Doch werden sie in Leipzig beym Verleger der Stieglitz'schen Griechenlieder wohl zu haben seyn. Ein trefflicher junger Arzt, durch eine sehr gelehrte Schrift de Struma auch in seinem Fache sich vor Vielen erhebend, D. August Hedenus aus Dresden, jezt in Paris, gab vier Elegien mit der Aufschrift: Græciæ antiquam gloriam vindicanti sacrum noch im Jahr 1824 in Leipzig heraus, worunter sich besonders die dritte an Maurocordato, als er zum 4ten Feldzug sich rüstet, und ein Epikedion auf Lord Byron auszeichnet. Am Schluß der lezten spricht der Pythische Gott seine Wehklage, und verkündet die Feyer seines Andenkens in den neu zu stiftenden musikalischen Spielen zu Delphi. Er pflanzt selbst einen Lorbeer auf Byron's Kenotaphion.

Hic tumulum statuit, tumuloque insurgere laurum
  Jussit et æternæ frondis habere decus. —
Vive precor tanti monumentum insigne doloris
  Adstrepe, Phœbæa consita laure manu.
Circa quam quondam — nec fallunt omina — Græci
  Byroni laudes et benefacta canant,
Et genium ludis celebrent et sacra quotannis
  Instituant, Pindo lectaque dona ferant.

Warum sollte aber nicht hier auch zur Ehre deutscher Philologie, einer kleinen, auch durch die geschmackvolle Außenseite (an die man bey der Firma Bachem schon gewöhnt ist) sich sehr empfehlenden Sammlung, welche der gelehrte Hellenist aus Jacobs und Thiersch Schule, D. Franz Göller, jezt Professor in Köln, veranstaltet und mit Eigenem ausgestattet hat, Erwähnung geschehen, wenn gleich hier von altgriechischen Dichtungen der neuesten Zeit die Rede ist? Unter der Aufschrift: Μεταφράσεις, Sammlung von Uebersetzungen ins Griechische, herausgegeben von D. Franz Göller. (Köln am Rhein, 1825, Druck und Verlag von Bachem. 65 S.) Wir haben aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert meisterhafte Uebersetzungen altlateinischer Gedichte von Joseph Scaliger, Dan. Heinsius, Casaubonus und wie die Heroen jener Zeit sonst heißen. Eleganteres kann man kaum etwas lesen, als der in allen Sprachen gewandt dichtende Menage auch in griechischen Versen versucht hat. So hat es denn auch in unsern Tagen an gelungenen Uebertragungen ins Griechische nicht gefehlt, welches Thiersch in den Actis Monacensibus publizirt hat. Jezt gibt uns Professor Göller mehrere höchst gelungene Versuche der Art, die jedem Alterthumsfreunde ein wahrer Leckerbissen seyn müssen, und besonders in unsern höhern Schulanstalten bekannt und zur Nacheiferung aufgestellt zu werden verdienen. Professor Hermann in Leipzig und Porson, hier nicht zum Erstenmal in rühmlichem Wettkampf, haben beyde beygesteuert. Porson's Uebersetzung einer englischen Ballade, und eine Grabschrift auf Alexis, die Göller aus dem Classical Journal entlehnte, hatte er durch einige nicht weniger gelungene Versuche eines Schulkameraden Porson's, des brittischen Residenten Mellish in Hamburg, der mehrere Jahre mit Schiller in Jena lebte, und in Hamburg eine sehr selten gewordene Sammlung von seinen Gedichten in mehreren Sprachen veranstaltete, vermehren können. *) Weit interessanter sind mehrere lange Scenen aus Schiller's Piccolomini und Wallenstein's Tod, welche unser Gottfried Hermann schon vor 20 Jahren im Scherz niedergeschrieben, und mit einem treffenden Urtheil über Schiller's Aehnlichkeit mit den griechischen Tragikern begleitet, an den damaligen Herausgeber des Sophokles, Erfurdt, nach Königsberg geschickt hatte. Wir erinnerten uns dabey, wie ein gelehrter Neugrieche vor 6 Jahren Goethe's Iphigenie in's altgriechische tragische Sylbenmaaß zur Aufführung des Stücks in Odessa übergetragen, und den Abdruck Goethen selbst zugeeignet hat. Allein der deutsche Professor hat den Neugriechen weit hinter sich gelassen, und dasselbe gilt auch von Versuchen, kleine Gedichte von Schiller ins elegische Versmaaß überzutragen, wovon hier mehrere mit unübertrefflicher Gewandtheit und Kunst von Fr. Jacobs und F. Thiersch, aufgenommen und mit einer fließenden Uebersetzung von Goethe's Alexis und Dora und dem Prolog von Schiller's Braut von Messina vom Herausgeber, der sich auch an mehreren Oden und Satyren des Horatius mit Glück versucht hat, begleitet worden sind. So bricht deutsche Kunst und Gelehrsamkeit auch noch auf dem alten Helikon sich ein unverweilliches Lorbeerreis.

Böttiger.

Unterhaltungs-Literatur.

Telesphor. Eine Geschichte aus dem nordischen Kriege von Carl Bogdan. Leipzig, Kollmann. 1824. 8. 260 S.

Jene Frage, die schon oft berührt worden, ob der Roman einen Grundgedanken, eine bestimmte Weltan-

*) Auf der Universität Cambridge besteht eine von Porson gestiftete Preisaufgabe (Porson prize), die in einer Stelle eines englischen Dichters, gewöhnlich Shakspeare's, besteht, welche in ein vorgeschriebenes altgriechisches Versmaaß mit klassischer Gediegenheit übersezt werden muß. Für dieß Jahr ist Shakspeare's King John IV, 2. gewählt, in Senarien. Dieß verdient jährlich in unsern philologischen Seminarien nachgeahmt zu werden!

sicht darstellen solle, oder eine Verknüpfung blos unterhaltender Begebenheiten vorführen dürfe, möchte mehr Schwierigkeiten enthalten, als sie beym ersten Anblicke zeigt, und es wäre hier Gelegenheit, tiefsinnig genug zu irren. So viel ist gewiß, daß ein Werk der ersten Gattung, bey sonst gleichem Werthe, bedeutend höher zu stellen ist, als eines der zweyten. Wie Schätzenswerthes aber auch auf dieser Bahn zu erjagen, zeigt zum Beyspiel das obgenannte Buch.

Eine Fülle von überraschenden Ereignissen ist hier zu einem dichten, bunten Blumenstrauß zusammengedrängt, in keckem Wechsel bieten sie nur immer die glanzvollste Seite dar; mit Vergnügen gleitet der Blick über sie hin, denn die Augen sind immerdar Kinder. Seelenmalerey fand keinen Raum für sich in diesem bunten Gedräng, aber die Gestalten selbst, so wie die Bilder der mannichfaltigen Umgebungen und Vorfälle tragen das scharfe Gepräge der Wahrheit. Frischer, gesunder Blick in die Welt, und Reichthum eigner Anschauung beurkunden sich überall.

Ich habe gesagt, das Ganze werde von keinem Grundgedanken beherrscht. Allerdings zeugen S. 188 und 189 gegen mich, wo von der Aussühnung einer alten Stammesschuld die Rede ist; aber daß nicht 260 Seiten, nämlich alle, gegen mich zeugen, das zeugt gegen die zwey Seiten. Nicht als Tadel, nur als Erläuterung des Obigen sey dieß gesagt; können wir doch jene zu vollbringende Sühnung als angesteckte Schleife betrachten, die den Strauß zusammenzuhalten nur den Schein hat. Wichtiger und nützlicher für den Verfasser möchte die Erinnerung seyn, daß der Romanschreiber nicht mit vollen Händen Ehrenkränze, Glücksgaben und Tugenden auf das Haupt des Helden zusammenhäufen dürfe. Mag in der Wirklichkeit der Zufall noch so viel thun für seine Lieblinge; im Roman ist er meist eine verdrießliche, zuweilen sogar lächerliche Person. Dieselbe Vorsicht ist nöthig, wo dem Helden ausgezeichnete Vorzüge beygemessen werden. Nichts ist ja leichter, als einen blanken Tugendspiegel zu schleifen. Bey der reichen Einbildung des Verfassers ist demselben sorgfältige Begründung und Gliederung seiner Erfindungen an's Herz zu legen.

Zwey der Helden kann ich ohne Bemerkung nicht vorbeylassen, beyde dermalen fast gänzlich abgenuzte Gestalten, den boshaften Italiener und die launige Person (hier der Gesichterschneider Grau). Leztere hat bey dem Verfasser noch genugsame Eigenthümlichkeit; aber — der so vielen Romanschreiber wegen erwähn' ich's, und o gütiger Himmel, könnt' ich wenigstens Einen vor dem Falle bewahren, welch hehrer Lohn! — es gehört viel dazu, diesem Ueberall, diesem Salze, das bereits dumm worden, noch neuen Reiz zu verleihen. Wie mattauglg und lahm angespannt ist z. B. der spaßhafte Ernst in Meisters Meisterjahren, die ich eben durchgeblättert! u. s. w. — Wollt' ich nun noch ein halb Dutzend Sprachfehler aufstechen, wie S. 81. „wessen das holde Wesen ausgesezt war", so erfocht' ich freylich keinen beträchtlichen Sieg; welcher Schriftsteller indeß gewohnt ist, leichthin zu schreiben, der sollte doch seine Hefte vor dem Drucke von sorgfältiger Hand durchbessern lassen. Denn auf den Druckberichtiger ist nicht zu bauen; der, übrigens sorgfältige, des gegenwärtigen Buches hat z. B. aus „Oasen in der Wüste" einen „Dason in der Wüste" machen lassen. (S. 138.)

Man hat mir häufig genug vorgeworfen, daß Uebelwollen mich bey meinen Urtheilen leite, weil, was ich rügen mußte, sehr oft von lächerlicher Art war. So lieben getadelte Schriftsteller Gerechtigkeit mit Ungerechtigkeit zu vergelten, da sie, dünkt mich, froh seyn sollten, die Unterhaltung, die sie der Lesewelt in ihren Büchern schuldig geblieben, wenigstens in deren Beurtheilungen zu veranlassen. Daß ich übrigens wahrhaft Lobenswerthes sehr gern anerkenne, wird, hoff' ich, mit andern auch dieser Aufsatz beweisen.

Die fünfzig Psalmen. Ein schottischer Roman, frey nach dem Englischen von Theodor Hildebrand. Leipzig, Kollmann. 1824. 8. II Theile. 198 und 246 S.

Trägt ganz das englische Gepräge. Treffende Zeichnung der Helden, lebendige Ausmalung einzelner Auftritte, stellenweis hindurch spielende, sehr anmuthige Laune, dazu ein zartes Gefühl, das die ganze Begebenheit leitet, und je weniger schaugetragen, desto mehr wirkt, dieß Alles gibt der einfachen Handlung vielen Reiz und läßt uns behaglich dem vorausgesehenen Ende entgegen gehn. Mag seyn, daß der Plan ohne Kunst, daß durch eben diese Einfachheit einige zu künstlich ersonnene Zufälle (z. B. die den Verdacht gegen die Gräfin Sandyfort bestärken) desto unwahrscheinlicher werden; daß diese Laune, die durchaus heiter, nicht gewaltsam ist, ein Paar Mal etwas zu niedrig greift (z. B. I. S. 12. 181.), und daß Breiten sich vorfinden: diese Mängel verbieten zwar, die Dichtung ein echtes Kunstwerk zu nennen, und überheben mich ausführlicher Würdigung (zu welcher indeß alle Grundzüge gegeben sind); gleichwohl kann ich das Buch der leselustigen Welt als eine Unterhaltung empfehlen, die nicht, wie gewöhnlich, kurze Spannung mit nachfolgender Wüstheit des Kopfes bezahlen läßt. — Die Uebersetzung liest sich leicht weg.

L. S.

Nr. 27.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 5. April 1825.

Musik-Literatur.

Berliner Allgemeine Musikalische Zeitung, redigirt von Marx. Berlin im Verlag der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung. 1824.

(Beschluß.)

Eine allgemeine, oft schöne, innig erfüllende, in den besten Werken stets den vorausgesezten Verhältnissen angemessene Empfindung dürfen wir als den vornehmlichen Inhalt der, aus jener Periode hervorgegangenen Tonstücke bezeichnen und es als Ausnahmen ansehen, wo in einzelnen Zügen über diese Gränze hinausgeschritten ist. Man fühlte sich der alten strengen Form entbunden, wohlthätig erwärmt und angeregt und war zu neu in diesem Befinden, als daß man sich daran nicht hätte genügen, als daß man das Bedürfniß hätte fühlen sollen, die angeregten Empfindungen zu Ideen reifen zu lassen. Und wenn nun die ruhig fortbestehende Theorie eben diesen geistigen Inhalt der Kunstwerke nicht erfassen und begreifen konnte, wenn die wenigen philosophischen Köpfe, die sich um Tonwissenschaft bemühten, vornehmlich durch Rameau und Euler auf den Weg mathematischer Forschung gewiesen waren: so wurde nach gerade die Vorstellung vorherrschend, es gebe an der Tonkunst eine Seite, an welcher nur die Empfindung haften, die von der Reflexion nicht erfaßt werden könne. So bildete sich die erst später ganz als unstatthaft erkannte Scheidung von Technischem und Geistigem — als hätte die Kunst einen Bestandtheil, der nicht geistigen Ursprungs und geistiger Bedeutung sey. Die sogenannte geistige Seite aber wurde zwar nach ihrer allgemeinen Bedeutung, wie sie sich der Empfindung dargeboten hatte, dargestellt, nicht aber in ihren Elementen durchforscht und vollkommen erkannt.

Aber wie weit hat die Tonkunst seitdem ihr Gebiet erweitert! Wie haben sich ihre Ausdruckmittel bereichert — schon dadurch, daß ihr Verständniß geläufiger worden ist und sie nun in näherer Verbindung und zahlreicher angewendet werden können! Wie unendlich tiefere und dabey bestimmtere Ideen sind in neuern Kunstwerken niedergelegt! Und wie viel Höheres ist noch zu erwarten! — Die Ideentiefe, in Beethovens Kompositionen, der neue Reichthum von Klangkombinationen in seinen Symphonien, seine kühn nach neuen Beziehungen umgreifende Modulation — die großartige Einheit, die früher unerhörte Leidenschaft in Spontini's Opern — diese Flora geistreicher Züge in Webers Kompositionen, sein kühnes und reich ausgestattetes Streben nach einer früher nicht erreichten Charakteristik — selbst die üppige Sinnlichkeit Rossini's und die witzigen Arbeiten der Franzosen — deuten sie nicht auf noch höhere, alles vereinende, alles überbietende Leistungen, auf eine noch nicht vollendete höhere Periode der Tonkunst? Und ist die Dichtkunst, die stets der Tonkunst voranschreitet, seit der mit der mozart'schen übereinstimmenden Periode nicht zu höherer Vollendung gelangt? Das Beginnen dieser neuen Periode der Kunst ist es, welches zu tiefern Forschungen in ihrem Wesen dringend auffordert. Es kömmt darauf an, ein Entstehendes zu fassen und zu fördern, es ist in der Tonkunst, wie überall, die Aufgabe der Zeit, sich selbst zu begreifen. So nun unterscheidet sich die Aufgabe unserer Zeitung von der, welche die Leipziger in der Periode ihrer Entstehung zu übernehmen hatte. —

Indem wir nach unsern Kräften das Wesen der Tonkunst tiefer zu ergründen streben, wird, wenn es uns gelingt, mehr und mehr Licht auf die Schöpfungen früherer Perioden fallen. Zu häufig und zu lange sind die Werke älterer Meister in dieser Beziehung vernachlässigt und gleich Leichen nur anatomisch, um die Harmonie oder die Lehre vom doppelten Kontrapunkt an ihnen zu bereichern, durchforscht worden. Es ist bald gesagt, Paläſtrina habe nur (!) Akkorde und Bach nur (!) Fugen geschrieben, es ist leicht erkannt, daß ihre Werke manches nicht enthalten, was in den unsrigen nicht vermißt werden darf. Aber lebt in diesen Akkorden nicht ein großer Sinn? Hat nicht jeder aus der Natur seine Bedeutung erhalten? Ist nicht schon die Idee der Fugenform: wie verschiedene Individualitäten sich über Einen Gedanken im Dialog vereinen, jede in ihrer Eigenthümlichkeit beharrend und dennoch alle harmonisch gei-

nigt, wichtig? Und wie geschah es, daß die Kunst sich so entwickelte? Was mußte vorangehn, damit sie ihren heutigen Standpunkt erlangen konnte? Vollständig befriedigend wird die Gegenwart nur aus ihrer Vergangenheit begriffen, und wenn auch eine Zeitung zunächst der erstern gewidmet ist, so darf doch der Rath und die Lehre der leztern nicht vernachlässigt werden. Diese Ansicht stellt uns manche frühere Abschweifung von dem Neuesten zu Aeltern, und manche, die wir für spätere Gelegenheit aufsparen, als gemäß unserer Zeit und Zeitung dar. —

Nachrichten von dem, was in den wichtigsten Orten für Tonkunst geschieht, theilen viele Zeitschriften mit. Ein Kunstblatt muß Auskunft geben nicht blos über das, was geschehen, sondern auch über den Geist, in dem es unternommen und vollbracht worden. Diese Aufgabe, an sich nicht gering, ist um so schwieriger, wenn eine Zeitschrift den bisherigen Stand- und Gesichtspunkt mit einem neuen vertauscht.

Nach unserer Ansicht von dem Standpunkte der Musik in unsern Tagen war es dringend nothwendig, nicht für die Künstler und Kunstverständigen allein, sondern für das ganze Publikum gebildeter Musikfreunde zu wirken. Wir finden das Publikum nicht in der ruhigen Fassung, in dem gesezten Behagen an einer bestehenden Kunstweise, wie, bey ihrer Entstehung, die Leipziger Zeitung es antraf. Nicht bestätigt, sondern erst erweckt und befestigt will im großen Publikum eine haltbare Ansicht von der gegenwärtigen Kunst und eine gegründete Erwartung von der Zukunft seyn. Denn jezt ist, wie in dem Beginnen jeder Periode, überall Zerfallenheit und Zwiespalt. Wie die Künstler nach verschiedenen Seiten hin die rechte Bahn suchen, so ziehen sie die verwandten Gemüther nach. Welch ein Streit der Weberianer und Spontinianer, und beyder mit den Rossinianern! Wie weichen selbst die Anhänger Mozart's und Beethoven's, sich gegenseitig mißverstehend und mißdeutend, auseinander! Es ist um so nothwendiger, die Zwietracht zu mindern, je mehr bisher die Musikverständigen das Wort andern gelassen haben, die — ohne Kenntniß von der Kunst, aber mit größerer Gewandtheit der Rede, ihre Feder dem Publikum widmeten, weil die Musiker sich unbekümmert unter einander abschlossen. Jenen, die in ihrer Unkunde nur die Verwirrung mehren, nur der einen oder der andern Parthey dienen konnten, die Popularität durch sachverständige und dabey allgemein annehmliche Behandlung abgewinnen, ist ein lockendes und ersprießliches Unternehmen.

Die Bestimmung der Zeitung für das gesammte musikalische Publikum hat fortwährende Rücksicht auf die eben herrschende Ansicht nothwendig gemacht. Wo gute Eigenschaften um mangelhafter Seiten willen vergessen, oder verschmäht zu werden drohten, durften bisweilen jene hervorgezogen und diese für's erste, bis man zu gerechter und unleidenschaftlicher Beurtheilung geneigt worden, mit Schweigen geschont werden. Wo Nichtigkeit sich schädlich geltend machen wollte, mußte ihr schnell entgegengetreten, manche Ansicht endlich, die dem größern Publikum zu fremd schien, mußte vorbereitet werden, ehe sie Gehör und Aufnahme hoffen durfte. Ein großer Theil der bisherigen Leistungen, selbst der Beurtheilungen, sind nur vorbereitend, und erwarten noch ihre Erschöpfung zu gelegener Zeit. —

Indem aber die Zeitung sich zunächst dem großen musikalischen Publikum widmet, glauben wir das Interesse der Künstler eben so weit zu fördern, als unsere Bemühungen für Musikfreunde erfolgreich seyn mögen. Denn was ist den Bestrebungen des Künstlers ersprießlicher, als vorbereitete und willfährige Gemüther zu finden, Vorurtheile, die sich ihnen entgegenstemmen, wenigstens erschüttert, die Achtsamkeit der zerstreuten Mehrzahl gesammelt zu sehen? Man beurtheilt den Gang der Begebenheiten zu oberflächlich, wenn man meynt, ein Kunstwerk von Gehalt mache sich allein geltend. Vielmehr stehen eben die höhern Leistungen dem Publikum zu fern, um bald gefaßt, und in ihrem ganzen Werth erkannt zu werden. Es bedurfte vieler literarischer Vorarbeiten, um Shakespeare nur so weit dem großen Publikum bekannt zu machen, als er es jezt ist. Es wird noch Manches geschehen müssen, ehe Beethoven allgemeiner und vollständiger erkannt wird. Und dieß liegt nicht in einer Mangelhaftigkeit der Künstler, sondern in der mangelhaften Bildung des Publikums. Es ist also nicht blos bey den zunächst für Künstler bestimmten Aufsätzen für sie gearbeitet worden.

Aus dieser Ansichtweise nun ist der erste Jahrgang der Zeitung hervorgetreten. Was er vorbereitet hat, möge in folgenden erfüllt werden.

A. B. Marx.

Literarische Ueberblicke.

III.

v. Rosenzweig. Rückert.

In unserer Literatur wird der Name Rosenzweig jezt nicht zum Erstenmale genannt. Von dem, im ganzen Orient berühmten, auch in alle gebildeten Sprachen des Westlands längst übersezten Gedichte des großen persischen Dichters Dschami, Jussuf und Suleicha, hatte er schon Bruchstücke in v. Hammer's Fundgruben des Orients, und in ebendesselben klassischem Werke, der Geschichte der Redekünste Persiens, bekannt gemacht. Jezt erfreut er als

k. k. Dolmetsch und Professor der orientalischen Sprache an der orientalischen Akademie in Wien alle Freunde der morgenländischen Literatur mit zwey herrlich ausgestatteten Uebersetzungen, die theils nur in der deutschen Uebersetzung, theils mit der arabischen und persischen Urschrift zur Seite erschienen sind, wobey des wackern Verlegers und Druckers, Anton Schmid, der die bedeutenden Kosten eines solchen Unternehmens gern einer guten Sache darbrachte, mit Ehren gedacht werden muß. Groß ist das Verdienst des H. v. Rosenzweig dabey. Denn von Jussuf und Suleicha, dem schönsten Dichterwerke Dschami's, des lezten großen persischen Dichters, gab er nicht nur zum Erstenmale eine vollständige und im Ganzen getreue metrische Uebersetzung, die nun besonders mit der Aufschrift: Joseph und Soleicha, historisch romantisches Gedicht, aus dem Persischen des Dschami übersezt und durch Anmerkungen erläutert von Vincenz Edlem von Rosenzweig, bey A. Schmid, k. k. privilegirtem orientalischem Buchdrucker. 1824. (XXV und 498 S. in gr. 8. schön gedruckt) ausgegeben wurde, wobey die überaus reichen Anmerkungen am Schluß allein 150 S. einnehmen — sondern auch eine vollständige Ausgabe des persischen Textes dieses Mesnewi oder doppeltgereimten Gedichts in 4000 Distichen, in einer Folioausgabe (VIII, 227 S.) Zugleich erschien aber auch ein berühmtes arabisches Gedicht, das Lobgedicht auf Mohamed, Busiri's Al Bordet, wovon schon 1761 von Uri in Leiden ein Abdruck des arabischen Textes, aber auch von Sylvestre de Sacy und Hammer (im Anhang seines Hauptwerks Constantinopolis und der Bosporus) bereits Uebersetzungen gegeben worden waren. Darum ist Rosenzweigs Uebersetzung nicht besonders gedruckt, sondern blos mit dem arabischen Text zur Seite, unter der Aufschrift: Funkelnde Wandelsterne zum Lobe der Besten der Geschöpfe. (gr. Fol. 26 S. gleichfalls bey Schmid) ausgegeben worden. Es ist nur eine Stimme bey den Kennern des Orients, daß die Bordet durch Anlage, durch inneren Reichthum und Fülle der Poesie von der Kasside Ben-so-hairs, dem zweyten Lobgedicht auf Mohamed, das aber durch Lette's und Freytag's Ausgabe größeren Umlauf erhielt, den Vorzug verdiene, den sie auch im ganzen Orient stets erhielt. „Ein paar allbekannte Distichen ausgenommen, weiß niemand in der Türkey, in Persien und Arabien, die doch nur 58 Distichen lange Kassidet Ben Sohair's auswendig. Dagegen lebt die 174 Distichen lange Bordet in dem Munde aller gebildeten Türken, Perser und Araber, dient häufig zu Inschriften auf Grabmälern, und wird von den Derwischen in Constantinopel und auf den Straßen Cairo's von Bänkelsängern eben so abgesungen, wie die Strophen Tasso's und Ariost's vordem von den Barcarolis Venedigs." Indeß wird doch wohl der größere Gewinn aus dem nun zum Erstenmale vollständig von uns Deutschen zu lesenden Epos Jussuf und Suleicha entstehn. Denn von allen Stoffen, welche die persische romantische Poesie mit vorzüglicher Liebe bearbeitete, ist, wie Rosenzweig in der lesenswerthen Vorrede zur Uebersetzung darthut, Jussuf und Suleicha, als die schönste der im Koran erzählten Geschichten, bey weitem der gebrauchteste und gepriesenste; selbst die uns Europäer aus andern Gründen vielleicht mehr ansprechenden Leila und Medschnun und Schirin nicht ausgenommen. Die Araberin Leila und die Perserin Schirin stehen in Glut und wunderbarer Lebenslust und Verirrung Potifars Frau, Suleichen, weit nach, und darum verwebte auch diesen Roman v. Hammer in seine Schirin, von welchem — beyläufig zu erinnern — es kaum zu glauben ist, daß nach einem so langen Zeitraum noch keine neue Ausgabe erschien. Bey der Tendenz unserer Zeit zum Mysticismus ist Dschamis Gedicht, welches Rosenzweig in der Vorrede für rein mystischen Inhalts erklärt, gewiß eine doppelt willkommene Erscheinung, wobey doch wohl erwogen zu werden verdient, was von Hammer eben so gründlich als beschämend für gewisse nebulistische Tendenzen unserer Verfinsterer in seiner Geschichte der schönen Redekünste Persiens darüber ausgeführt hat. Dschami ist, seiner Philosophie nach, ein Sofi, ein Bekenner der Lichts- und Alleinlehre, und so zeigt sich auch, daß wenn gleich die Liebesgeschichte Jussufs das lebende Prototypon mystischer göttlicher Liebe ist, das Epos selbst doch größtentheils realistisch durchgeführt wurde. Nur hie und da taucht der reine Idealismus des Sofi auf. Was die Rosenzweig'sche Uebersetzung selbst anlangt, so urtheilt v. Hammer in einer vielfach belehrenden, auch manche Recensentenunbill zurückweisenden Anzeige derselben, die eben jezt im Januarheft der rüstig fortschreitenden, des Gediegenen so viel enthaltenden Heidelberger Jahrbücher von 1825 erschienen ist, darüber mit unbestechlicher Strenge, und gibt gerade die acht vorzüglichsten mystischen Stellen aus diesem Mesnewi in einer eigenen Uebersetzung der Rosenzweig'schen gegenüber; wo nun das Publikum selbst zu Gericht sizt.

Auch in dieser Recension wiederholt v. Hammer sein rühmliches Urtheil über Rückert's entschiedenen Beruf zum Uebersetzen der orientalischen Dichterwerke. Er sagt, daß die von Rückert im Frauentaschenbuche von 1824 eingerückte Uebersetzungsprobe aus dem Iskendername zuerst gezeigt habe, wie persische Dichter nicht blos (in westöstlichen Rosen) nachgeahmt werden konnten, sondern wie nur deutscher Dichtergenius den Genius persischer Dichtkunst zu erfassen, denselben durchaus zu durchdringen, und ohne Veränderung von Duft und Farbe auch den wesentlichen Gleichlaut des Doppelreims wiederzugeben vermöge. Es ist uns gestattet worden

von dem, was Rückert jezt bereitet, dem Publikum im Voraus etwas zu verrathen. Es ist bekannt, daß der Patriarch der orientalischen Literatur, Sylvestre de Sacy, die durch mancherley Auszüge auch in Deutschland bekannten Unterhaltungen des arabischen Dichters Hariri (um das 446ste Jahr der Hedchra) zum Drittenmal vollständig, und was das Wesentlichste ist, mit allen Glossen und Commentarien des Montarezzi, Scherich, Razi und Ochari in arabischer Sprache herausgegeben hat. Denn die Ausgaben von Calcutta von 1809—14 und von Paris 1818 ermangeln leider dieser unentbehrlichen Ausstattung. Bekanntlich herrscht in diesen Unterhaltungen eine sonderbare Mischung von Prosa und Versen; es sind Erzählungen in aller Ueppigkeit orientalischer Phantasie, stets höchst unterhaltend, oft auch wohl etwas naiv und unverhüllt, vorgetragen. Von diesen Makamen ist nun Rückert gesonnen, ungefähr zwey Drittel des Ganzen, (das Ganze hat 50 Makamen,) unter dem Titel: die Verwandlungen des Abu Said im Auszug herauszugeben. Abu Said heißt nämlich der Held, der Repräsentant arabischer Bildung, ein Poet, Schönredner, Prediger, Landstreicher, Bettler und Gauner. Die Form der Uebersetzung ist gereimte Prosa (so wie ein alter Spruchsänger eben heute in unserer hochgebildeten Sprache seinen Reimspruch beten würde) nebst überall eingewebtem wirklichen Gedichte mit aller Kraft und Glut eines begeisterten Dichters. Die Bearbeitung ist angelegt auf völlige Verständlichkeit selbst ohne Beyhülfe von Noten, die jedoch am Ende nicht fehlen, und alles mit strenger Gegenüberstellung des Originals rechtfertigen werden. Am Schluß soll auch eine eigene sprachgelehrte Zugabe angebracht werden. Sieben dieser Makamen, worunter auch Abu Said's Bettler- und Landstreicher-Testament und seine Bekehrung, hat der Dichter einem vertrauten Freunde zugesandt, der sie im Kreise gebildeter, zum Theil selbst im deutschen Sängerchor hochgefeyerter Männer vorlas. Alle ohne Ausnahme fanden den Inhalt in hohem Grade anziehend, die Behandlung meisterhaft, eine unglaubliche Fülle der Sprache und des Reims. Den einen zog besonders der Reichthum des Ausdrucks, in welchem Alles wiedergegeben werden kann, der kunstreich verschlungene Vers, die Natürlichkeit der Reime, der Glanz der Wortspiele an; den andern vorzugsweise die zuweilen bis an Ausgelassenheit streifenden Launen, der Witz, der Spaß; wieder einen andern der tiefe Ernst und die würdige Behandlung des Heiligen, wieder einen Andern die lebendigste Darstellung orientalischer Sitte und Sinnesart an. Ludwig Tieck, der sie mit außerordentlichem Vergnügen vorlesen hörte, fand das Ganze höchst originell, und bewunderte die sinnige Verschmelzung des Ernstes im Komischen, der überall auftauchenden Ironie, der Wahrheit in solcher Dichtung. Welchen Antheil daran der Araber, welchen der deutsche Bearbeiter hat, darüber möge unser Hammer und Bopp entscheiden, und wer sonst die Weihe empfing, und dabey der Bürde des Vorurtheils, des Secten- und Schulgeistes auf immer sich entledigte.

Böttiger.

Geschichte.

Denkwürdigkeiten des Herzog(s) von Choiseul, Pair(s) von Frankreich, über die Reise des Königs Ludwig des XVI. nach Varennes und über den Schiffbruch der Emigranten bey Calais. Nach der franz. Orig. Ausg. in's Deutsche übersezt und mit Anmerkungen begleitet von F. A. Röder. Schmalkalden, Varnhagen. 1824. 100 S. gr. 8.

Der erste Abschnitt dieser Memoiren hat die Tendenz, den Verfasser gegen den Vorwurf zu vertheidigen, zu welchem Bouillé's Memoiren Veranlassung geben: als ob durch seine (des Herzogs) Schuld die Reise der königlichen Familie nach Montmédy verunglückt sey. Diese Absicht wird er bey dem unbefangenen Leser schwerlich erreichen, zumal da der Uebersetzer in den Anmerkungen ihm sorgfältig alle Fehler nachgewiesen hat, die er beging, als er mit seinem Détachement nach Varennes kam, und den König bereits verhaftet fand. Es galt hier, ihn wieder zu befreyen, und zu diesem Zwecke geschah nichts, als daß der Herzog die Befehle des Monarchen einholte, der im eigentlichen Sinne ein Gefangener war, und die Zeit verlor in der Hoffnung, daß Bouillé mit seinem Corps eintreffen würde, ihn zu retten. Der Herzog war hier zu sehr Hofmann, zu wenig Offizier. So scheint es wenigstens: denn wer mag in solchen Fällen den Ausspruch wagen: es ist so?

Der zweyte Abschnitt des Buches interessirt weit mehr zum Vortheile des Herzogs. Hier ist er der Held der Geschichte, sein Unglück, seine Verfolgungen, seine Leiden, und die Art, wie er sie ertrug, nehmen für ihn ein, obschon ihm die Gabe der Darstellung fehlt, die man z. B. an dem General Ségur bewundert hat.

Die Uebersetzung können wir nicht loben, sie ist ziemlich unbeholfen. Das Original haben wir eben nicht zur Hand, inzwischen entsinnen wir uns allerdings, daß der Styl des Herzogs uns nicht der beste geschienen hat, und das mag einigermaßen den Uebersetzer entschuldigen.

In der Note S. 94 macht derselbe die Bemerkung, daß die Neigung der Franzosen, Memoiren zu schreiben, über die Geschichte der französischen Revolution ein ungewöhnlich frühes Licht verbreite. Das ist sehr richtig; und dieses frühe Licht wird hoffentlich nicht blos den Historikern von Nutzen seyn, sondern auch den Staatsmännern.

Müllner.

Nr. 28.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 8. April 1825.

Reise-Literatur.

Auszüge aus einem Tagebuche geschrieben auf den Küsten von Chili, Peru und Mexiko in den Jahren 1820, 1821, 1822 von Basil Hall, Kapitän der k. brittischen Flotte, Verfasser einer Reise nach Loo Choo. Aus dem Englischen übersezt. 2 Bde gr. 8. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Unsere Leser kennen aus Auszügen und Anzeigen das verdienstvolle Werk des Kapitäns Basil Hall schon genug, als daß zu seiner Empfehlung etwas zu sagen nöthig wäre.

Die deutsche Uebersetzung ist unter den Augen des Verfassers gemacht, und sie verdankt diesem einen Vorzug vor der lezten Original-Ausgabe in einem Nachtrag über Iturbide's Ende, den wir unsern Lesern mittheilen wollen.

„Das Dokument, welches Iturbide dem Kongresse mittheilte und nach welchem die Auflösung des Vertrags von Cordova erfolgte, ist nicht weniger charakteristisch für die hartnäckige Politik der Spanier in allem, was die südamerikanischen Angelegenheiten betrifft, als obiger Vertrag es für die der Mexikaner ist, und deßhalb fügen wir hier eine Uebersetzung davon bey.

„Dekret der Cortes zu Madrid.

In der Sitzung vom 13ten Febr. 1822 wurden folgende Artikel von den außerordentlich versammelten Cortes zu Madrid genehmigt.

1) Die Cortes erklären den sogenannten Vertrag von Cordova zwischen General O'Donoju und dem Anführer der Mißvergnügten in Neu-Spanien, Don Augustin de Iturbide, sowohl als jeden andern Vertrag oder Stipulation, welche die Anerkennung der mexikanischen Unabhängigkeit durch vorbesagten General enthalten, für ungesetzmäßig, null und nichtig, so weit sie die spanische Regierung und ihre Unterthanen betreffen.

2) Die spanische Regierung wird durch eine offizielle Note allen in freundschaftlicher Verbindung mit ihr stehenden Mächten erklären, daß die spanische Nation zu allen Zeiten die theilweise oder völlige Anerkennung der Unabhängigkeit der spanischen Kolonien in Amerika als einen Bruch der bestehenden Traktaten betrachten wird, da die zwischen einigen derselben und dem Mutterlande bestehenden Zwistigkeiten noch nicht geschlichtet sind; und die spanische Regierung wird allen fremden Mächten völlig zeigen, daß sie bis jezt auf keines der Rechte, die sie über die vorbesagten Kolonien besaß, Verzicht geleistet hat.

3) Die Regierung soll durch alle möglichen Mittel diejenigen Theile in den amerikanischen Provinzen, welche noch mit dem Mutterlande verbunden, ihrer Autorität gehorchen und den Mißvergnügten zuwider sind, zu bewahren und zu verstärken suchen, indem sie den Cortes solche Maßregeln vorschlägt, welche dazu erforderlich sind, und die nicht in ihrer eignen Macht stehen."

Die Wirkung dieses Dekrets in Mexiko und die darauf folgende Erhebung Iturbide's auf den Thron ist berichtet worden, und so folgt hier eine ausführlichere Erzählung der Schicksale und des Endes dieses merkwürdigen Mannes. Der mexikanische Kongreß erließ ein Manifest bey Iturbide's Thronbesteigung. Es besteht größtentheils aus leeren Worten und Deklamation; doch ist ein Abschnitt mit wahrem Gefühl geschrieben — wenigstens druckt er genau Iturbide's Charakter aus, so wie man ihn allgemein in Mexiko während meines Aufenthalts in diesem Lande darstellte. Er lautet wie folgt:

„Seine Liebe für die Freyheit, seine Uneigennützigkeit, seine Geschicklichkeit und Erfahrung in der Politik, seine Fähigkeit in Staatsgeschäften geben ihm ein Recht auf Eure Bewunderung und auf die Theilnahme und Anhänglichkeit, welche Ihr immer für seine Person, von dem Augenblicke an, bewiesen, wo er seine glorreiche Laufbahn begann."

Der Kaiser und der Kongreß stimmten nicht lange mit einander überein. Verschwörungen entstanden unter den Mitgliedern; Verhaftnehmungen und Prozesse fielen vor und heftige Beschlüsse wurden durchgesezt; die öffentlichen Geschäfte wurden gänzlich vernachlässigt, und der

Kongreß gab sich persönlichen Gezänken und Beschuldigungen gegen den Kaiser hin. Zuerst löste Iturbide den 30sten Oktober 1822 den Kongreß gewaltsam auf, und berief eine neue Versammlung, aus 45 Mitgliedern des Kongresses bestehend, welche die instituirende Junta genannt wurde. Kurz darauf brach eine Empörung unter der Anführung eines, Santana genannten, Offiziers, der ein heftiger Republikaner war, aus; und ein, unter dem Namen der „Akte von Casa Mata" bekanntes, Dokument ward den 1sten Februar 1823 durch die Häupter dieses Aufruhrs publizirt. Durch diese Akte ward beschlossen, daß der Kongreß sich, ungeachtet seiner Auflösung durch den Kaiser, wieder versammeln solle; und die Führer nahmen es zugleich über sich, gewisse Deputirte zu verbannen, und die Provinzen in der Wahl besser zu ihren Absichten passender Mitglieder zu leiten. Iturbide fühlte sich unfähig, der gegen ihn anströmenden Flut des Republikanismus zu widerstehen; und da es ihm nicht gefiel, seine Autorität unter diesen Anführern auszuüben, so versammelte er den Kongreß auf's Neue, legte die Regierung nieder, und begehrte die Erlaubniß, das Land zu verlassen. Seine Gegenwart, sagte er in seinem Pamphlete, möchte dem Lande verderblich werden, indem sie das Volk zu einem bürgerlichen Kriege reize.

„Es wird nicht an Personen fehlen," sagte er, „welche mich der Schwachheit und eines Mangels an Voraussicht beschuldigen werden, indem ich einen Kongreß wieder einsetze, dessen Fehler mir bekannt und dessen Mitglieder stets fortfahren werden, meine entschlossenen Feinde zu seyn. Mein Grund für diese Handlung war, irgend eine anerkannte Autorität bestehen zu lassen, da ich wohl wußte, daß die Zusammenberufung eines andern Kongresses Zeit erfordert haben würde; und die Umstände verstatteten keinen Verzug. Hätte ich einen andern Weg eingeschlagen, so würden die verschiedenen Partheyen, welche sich zeigten, unausbleiblich Anarchie hervorgebracht haben, und das Resultat derselben würde die Auflösung des Staates gewesen seyn. Es war mein Wunsch, meinem Vaterlande dieses lezte Opfer zu bringen."

Iturbide war demnach nach Italien verbannt, und kam hierauf nach England. Den 11ten Mai 1824 segelte er auf's Neue von Southampton nach Mexiko ab, nachdem er dringend von seinen Landsleuten darum ersucht worden, „welche seine Gegenwart," um uns seiner eignen Worte zu bedienen, „zur Gründung der Eintracht und der Regierung für nothwendig achteten." Der Erfolg hat bewiesen, daß Iturbide's Entschluß unweise war; daß er patriotisch und uneigennützig war, darüber habe ich nicht den kleinsten Zweifel, und bis jezt ist nicht der geringste Grund, um zu vermuthen, daß er irgend eine andere Absicht hatte, als das Beste seines Vaterlandes Mexiko, und dessen Vertheidigung gegen Spanien oder jede andre Nation, die versuchen möchte, dieses Land wieder zu erobern.

Der folgende Bericht ist der bestimmteste, den ich mir über Iturbide's leztes Unternehmen und dessen unglückliches Ende habe verschaffen können.

Iturbide ward von Italien nach London durch manche Gründe geführt, welche er als wichtig für das mexikanische Volk ansah; er hatte Ursache zu glauben, daß seine Gegenwart das einzige Mittel seyn würde, um so viele verschiedene Meynungen zu vereinigen und eine Armee zu organisiren, die im Stande wäre, dem Einfalle zu widerstehen, welchen die Spanier wahrscheinlich versuchen würden, sobald Ferdinand durch Hülfe Frankreichs und anderer Nationen sich in den vollen Genuß seiner Macht hergestellt sähe. Iturbide war dieser Meynung in Rücksicht auf den erwarteten Einfall; und da er seinem Vaterlande selbst mit Aufopferung von Allem, was ihm am theuersten war, beyzustehen wünschte, so ließ er seine Familie kommen, die damals zu Livorno war, und beschäftigte sich zugleich mit den nöthigen Vorbereitungen zu seiner Reise, nämlich, sich ein Schiff und Geld zu verschaffen, eine Person zu finden, um ihn nach Mexiko zu führen, nebst andern ähnlichen Einrichtungen.

Sobald seine Familie angekommen war, sandte er seine sechs ältesten Söhne in Schulen, und schiffte sich mit seiner Frau, seinen zwey jüngsten Söhnen, einem Neffen, zwey Kapellanen, zwey Fremden (wovon einer früher in seinen Diensten in Mexiko gestanden) und vier Bedienten den 11ten Mai 1824 auf der Brigantine Spring, zu Southampton, ein.

(Der Beschluß folgt.)

Dichtkunst.

Auserlesene Dichtungen von Luise Brachmann. Herausgegeben und mit einer Biographie der Dichterin begleitet vom Professor Schütz zu Halle. Erster Band. CXI und 287 S. 8.

Der sapphische Tod der Sängerin hat so viel Theilnahme erregt, daß gewiß viele Leser mehr gespannt seyn werden auf ihre Biographie, als auf die Auswahl ihrer Dichtungen. In der That läßt sich jener nicht absprechen, daß sie geistreich, mit Menschenkenntniß, und in Bezug auf den Hauptgegenstand keineswegs conventionell abgefaßt ist. Zwar hebt der Verf. nicht mit indiscreter Hand den Schleier, der die Romane deckt, welche diese Sappho erlebt haben mag; aber er complimentirt auch nicht mit dem Schatten derselben, und seine Charakteristik trägt den Charakter der Unbefangen-

heit und Wahrheit an sich. Nur da, wo er von anderen, besonders von noch lebenden Personen spricht, welche mit der Verewigten in Verbindung gestanden und auf ihre geistige Bildung und Richtung Einfluß gehabt haben, ist er ein wenig mehr conventionell und lobreich, als uns verträglich scheint mit dem Hauptzwecke: vorzugsweise und fortdauernd für die Hauptperson zu interessiren. Er theilt übrigens Briefe von Schriftstellern mit, die im Nachlasse der Sängerin gefunden worden sind, und worunter die von Schiller ein aufrichtiges Anerkenntniß ihres Talentes kund geben. Bemerkenswerth ist die feine Wendung, womit Schiller nach S. XXVIII i. J. 1802 das Verlangen Luisens ablehnte, ihre Gedichte als Vorredner in die Welt einzuführen, und — wie man zu sagen pflegt — im Buchhandel *unterzubringen*. Ein Irrthum scheint S. LIII vorzuwalten, wo ein Sonett mitgetheilt wird, mit welchem Müllner im Sommer 1817 von Lauchstädt aus der Dichterin seine Ode, Luthers Beschwörung, zugesendet haben soll. Nach dessen eben erschienenen Vermischten Schriften Band 1. S. 9. ist diese Ode am Vorabende des Reformationsfestes, also nicht im *Sommer* 1817, gedichtet, und die Worte des Sonetts: „am Jahrestag der Riesenschlacht gesungen," passen nicht darauf, *) auch gibt dessen Schluß nur dann einen Sinn, wenn man im vorlezten Verse das Colon streicht und *nur* statt *uns* liest. Auch scheint dem Ref. der Vorwurf nicht gegründet, welcher der Dichterin S. LIII gemacht wird, daß sie aus Dichtereitelkeit Müllner's kritischen Rath nicht oft genug benuzt, und ihn wegen der Schärfe seines Urtheils verkannt habe, wie Manche Andere. Der Scherzwechsel, Dichter, Kritiker und Astronom, und die dialogisirte Recension des Flaminio und Cynthio im Lit. Bl. 1820. No. 55 und 60 scheinen für das Gegentheil zu sprechen.

Die interessantesten Momente ihres nur *innerlich* stark bewegten Lebens sind die beyden tragischen: ihr erster Versuch, sich zu tödten, im 24sten Jahre (nach Müllner's Erwähnung im Lit. Bl. 1822. Nr. 86. a. E. im 14ten, was wohl irrig ist), und die Katastrophe ihres Lebens, der leukadische Sprung bey Halle. Von einer Krankheit genesen, welche Folge eines tief verlezten weiblichen Herzens war, führte der Vater sie auf den Corridor des Hauses, und aus seinen Armen, vor seinen Augen, stürzte sie sich herab aus dem zweyten Stock, wobey ein vorspringendes Dach die Gewalt des Sturzes brach, und ihr Leben rettete. Diese Scene ist lebhaft dargestellt, und ergreift das Gemüth. Noch weit mehr aber die Schilderung ihres Zustandes vor der, 20 Jahre später ausgeführten, traurigen That, deren geheime Veranlassung: Gefühl der Liebe zu einem ihres Geistes Unwürdigen, der Verfasser eben so sinnig andeutet als entschuldiget durch die Worte der *Albaneserin*:

> Nennt's Unnatur.
> Nennt es Verwirrung des Geschlechts, der Triebe,
> Nennt Unsinn, Wahnwitz es der Frauenliebe —
> *Es war!*

In dieser geheimen Veranlassung, die eben in ihrem Geheimnisse der Phantasie so viel Spielraum darbietet, und an Lafontaine's *Gewalt der Liebe* mahnt, scheint der Keim einer künftigen *Tragödie* zu liegen: dereinst vielleicht das würdigste Denkmal für diese Sängerin, wenn der Himmel ihr einen guten Tragöden bescheert. Was Herr Karl *Panse* in der Zeitung für die elegante Welt jüngst erzählt hat von einer Vorahnungsscene dieser tragischen Katastrophe, von einem auf diesen sapphischen Tod sich beziehenden, ergreifenden Gedichte, welches die Sängerin ihm vorgelesen haben, und das auf ein einfaches Denkmal, wie sie es wünschte, hingedeutet haben soll; das hat dem Biographen noch nicht bekannt seyn können, und scheint überhaupt für eine *journalistische Poesie* gehalten werden zu müssen, wenn dieses Gedicht, zu dessen Vernichtung sich kein Grund absehen läßt, unter den Papieren der Verewigten sich nicht gefunden hat. Die *Lieder auf die Griechen*, deren Müllner in seinem Aufsatze über den Tod der Dichterin im Lit. Bl. 1822. No. 85. erwähnt, hat der Biograph, wie er sagt, zwar auch nicht in dem literarischen Nachlasse gefunden; das ist aber sehr erklärlich, denn die Dichterin hat sie im Sommer desselben Jahres im *Morgenblatte* abdrucken lassen, wahrscheinlich ohne Abschriften davon zu behalten.

Sehr streng rügt es der Biograph S. XC in einer Anmerkung, daß der Name der Dichterin — nicht im Conversationslexikon steht, weder im *alten*, noch im *neuen*, „welches doch seiner prahlenden Ankündigung zufolge *eine vollständige Gallerie aller bekannten Männer und Frauen unsrer Zeit* enthalten sollte." Das ist sehr erklärlich, wenn man sich erinnert, daß der verstorbene Unternehmer die Celebrität seiner Landsleute nach persönlichen Rücksichten ausprägen, auch im Zorne sogar in Kamesität umprägen ließ; und wenn man bemerkt hat, daß Luise Brachmann zu seinem Taschenbuche Urania entweder überhaupt, oder wenigstens seit der Zeit, wo der Unternehmer durch sein preisgerichtliches, höchst indiscretes Verfahren sich und seinem

*) Was ich ihr damals sendete, war vermuthlich ein Gelegenheitsgedicht auf die Schlacht von *Wagram*, schon 1810 geschrieben.

M.

Almanach lächerlich machte, keinen Beytrag gegeben hatte. *)

Aber nicht so leicht ist es zu erklären, warum der Name Brachmann auch in des Herrn Leidenfrost historisch-biographischem Handwörterbuche, (Ilmenau bey Voigt 1824) mangelt, da Herr L. Professor an einem Gymnasium in Weimar ist, wo man denn doch wohl diese Dichterin kannte, und wo er — wenn er auch selbst ohne Sinn für die Poesie wäre — doch höchst wahrscheinlich durch den denkwürdigen Tod der deutschen Sappho erfahren haben muß, daß sie gelebt hat.

Daß der Herausgeber und der Unternehmer dieser Sammlung auf eine Auswahl sich beschränkt haben, die natürlich dem ersteren überlassen blieb, wird S. XLI ff. hinlänglich gerechtfertiget durch den Umstand, daß die Dichterin, vom Geschick, der deutschen Kargheit, und der deutschen Gleichgültigkeit gegen einheimische Talente, auf den Ertrag ihrer Feder verwiesen, genöthigt war, für die Taschenbücher gleichsam nach der Elle zu arbeiten, und Bogen zu füllen mit Erzählungen, denen es nicht selten an Kunstwerthe mangelte, die aber den Herren Kalendermachern willkommen waren, weil sie doch einen geachteten Namen mehr in ihre Inhaltsverzeichnisse brachten. Es ist sehr lesenswerth, was bey dieser Gelegenheit u. a. a. O. ihr Biograph über den leidigen Merkantilismus unserer Literatur und die fabrikmäßige Richtung unserer Belletristik sagt, und Ref. zweifelt nicht, daß dieses Uebel auch dem Talente der unglücklichen Sängerin nachtheilig geworden ist. Die lyrische Dichtkunst war ihr Beruf, und ach! wie wenig ist gerade mit dieser zu gewinnen, die sich nicht ausstrecken kann nach dem Honorar, wie die dehnbare Prosa der Narratoren! Ref. weiß es aus ihrem Munde, daß sie einige Jahre vor ihrem Tode damit umging, ausschließlich ihre Gedichte, die nach der Sammlung von 1808 (Leipzig bey Georg Voß) entstanden waren, herauszugeben; sie hat sterben müssen, hat vielleicht gerade so sterben müssen, um eine solche Sammlung möglich, um irgend eine Buchhandlung zu diesem Unternehmen geneigt zu machen. **)

Mit den lyrischen Gedichten hat der Herausgeber diese Auswahl begonnen. Der zweyte Band wird die epischen Dichtungen, die Balladen und die Romanzen enthalten; die folgenden Bände die Novellen, Mährchen und dramatischen Versuche. Unter den lezteren hofft Ref. einen, seines Wissens noch nicht gedruckten zu finden, eine Tragödie Kallirhoe, deren Bekanntmachung die Dichterin wegen des gleichnamigen Drama à la grecque von Apel unterließ. Auch diejenige Dichtung, von welcher Müllner's S. LIV mitgetheiltes Billet redet, scheint eine dramatische zu seyn, *) die noch nicht bekannt ist. Unter den Novellen und Mährchen wird der Herausgeber, das läßt sich von seinem reifen und unverwachsenen Geschmack' erwarten, unfehlbar eine glückliche Auswahl treffen; und auf diese Gattung ihrer Erzeugnisse wird er auch wohl das Auslesen beschränken, weil der oben angeführte Grund, der ihn überhaupt bestimmte, statt sämmtlicher Werke eine Auswahl zu geben, nur auf diese prosaischen Aufsätze paßt. Was von diesen Producten die Spuren der Kalender- und Journal-Fabrikation an sich trägt, das mag in Gottes Namen untergehen; aber alles, was schon als Poesie sich ankündiget in der Form, welche die Dichterin nicht zur Fabrikation zu mißbrauchen pflegte, wie unsere jambenfertigen Theater-Uebersetzer, das verdient fortzuleben im Andenken der Nation, und ist werth des Platzes in den Privatbibliotheken der Kunstfreunde und in den öffentlichen Büchersammlungen, für welche hauptsächlich dergleichen Sammlungen unternommen werden. Diese lezteren sind das eigentliche Publikum der todten Schriftsteller: denn selten lassen sie sich darauf ein, die Werke der lebenden Landsleute zu sammeln, sie warten die Omnia posthuma ab, gleichsam als den Abschluß der Rechnung, und darauf machen die Unternehmer Rechnung, wie billig. In einem Conversationslexikon, in einem Leidenfrostischen Wörterbuche berühmter Leute und dergleichen Noth- und Hülfsbüchern mag allenfalls der Name Brachmann fehlen, aber einer öffentlichen deutschen Bibliothek würd' es zur Schmach gereichen, wenn man deren Werke darin vermißte. Und doch — so ist nun einmal der Deutsche — doch hat Ref. Bibliotheken gefunden, in denen es keinen Blumauer, keinen Denis, keinen Bürger, keinen Hölty, keinen Iffland u. s. w. gab, und alles, was von deutscher Belletristik vorhanden war, in einem Winkelchen unterm Dache steckte.

*) Wenn ich nicht sehr irre, so steht in einem der früheren Jahrgänge dieses Almanachs ihre Romanze: Die Brücke, welche die Hall. Lit. Zeit. sehr beyfällig heraushob.

M.

**) So ist es! Ich selbst habe bey ihrem Leben mehr als Einen vergeblichen Versuch gemacht, ihren Gedichten einen Verleger zu gewinnen; und kaum war sie todt, so fragten mehrere wegen ihres Nachlasses bey mir an.

Müllner.

*) Allerdings; ein Lustspiel.

M.

Nr. 29.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 12. April 1825.

Reise-Literatur.

Auszüge aus einem Tagebuche geschrieben auf den Küsten von Chili, Peru und Mexiko in den Jahren 1820, 1821, 1822 von Basil Hall, Kapitän der k. brittischen Flotte u. s. w.

(Beschluß.)

Den 12ten Juli kam Iturbide vor Soto la Marina an, und natürlich mußte ihm das unter dem 28sten April gegebene Dekret der mexikanischen Regierung unbekannt seyn, da es nur dreyzehn Tage vor seiner Abfahrt von England publizirt worden, wodurch er „zum vogelfreyen Verräther erklärt und augenblicklich zum Tode verurtheilt werden sollte, wenn er den Fuß auf den Boden der mexikanischen Föderation setzte.“ Eben so wenig war es ihm bewußt, in was für einem Lichte ein Schreiben betrachtet worden war, welches er den 13ten Februar von London aus an den mexikanischen Kongreß erlassen hatte, und worin er seine Dienste als Soldat anbot, wenn die Nation sie für nützlich erachte, und sagte, daß er, um diesen Plan auszuführen, im November 1823 Italien verlassen habe.

Er sandte demnach den Oberstlieutenant Don Charles Beneski nach Soto la Marina, um Erkundigungen einzuziehen, und trug ihm besonders auf, sich zu versichern, ob der General Don Felipe de la Garza in dieser Provinz sey, wo er ihn bey seiner Abreise gelassen hatte. Dieser General war der erste, der, während Iturbide Kaiser von Mexiko war, die Republik in der Provinz Santander proklamirte; allein da man Truppen gegen ihn sandte, so verließ er alle, welche ihm nachgefolgt waren, und ging zu Iturbide, der ihm verzieh, ihm das Leben schenkte und ihm seine Würde und seinen Platz wieder gab. Ohne Zweifel dachte Iturbide, daß Garza, aus Dankbarkeit für diese großmüthige Handlung, seine Landung schützen und seine folgenden Unternehmungen unterstützen würde.

Beneski kehrte Morgens den 16ten Juli zurück, ohne entdeckt zu haben, wie groß die Gefahr sey, in der Iturbide schwebte; die Nachrichten lauteten vielmehr günstig und dieß nebst der Gewißheit, daß diese Gegend unter Garza's Befehlen stand, bewog ihn, denselben Abend, von diesem einzigen Officier begleitet, zu landen. Er hinterließ seinem übrigen an Bord bleibenden Gefolge Befehl, sich bereit zu halten, ihm auf die erste Nachricht zu folgen. Er begab sich hierauf mit seinem Begleiter nach der nächsten Stadt, wo sie Pferde nehmen wollten, und Beneski ging an's Land, um diese zu verschaffen. Iturbide blieb nahe an dem Ufer im Boote, und bedeckte sein Gesicht bis über die Nase mit einem Schnupftuche; er that dieß, weil er wünschte, Garza durch seine Gegenwart zu überraschen, und nicht vorher erkannt zu werden. Indessen erregte dieser Umstand die Aufmerksamkeit der Leute, die durch seine Erscheinung betroffen waren, und unter denen, welche sich ihm näherten, war ein Kaufmann von Durango, der ihn erkannte, als er sein Pferd bestieg. Er benachrichtigte sogleich den Alcalde, welcher vier Soldaten absandte, um Iturbide nach einer, Las Arravos genannten, Stadt zu folgen, wo er den Tag zubringen und von dort bey Nacht nach Sota la Marina gehen wollte. Die Soldaten verhielten sich ruhig und sagten nichts in seiner Gegenwart. Mehrere Nachrichten von dem, was vorgefallen, waren indessen an Garza gesandt worden, und Abends den 16ten kam dieser General mit zwey Adjutanten bey Iturbide an. Sie umarmten sich, und nach einer geheimen Unterredung begaben sich alle nach der Stadt Sota la Marina, wo sie Morgens den 17ten ankamen.

Iturbide und Beneski wurden hier sogleich ins Gefängniß geworfen, und um 12 Uhr desselben Tages kam einer von Garza's Adjutanten, um ihnen ihr Todesurtheil anzukündigen, dem Dekrete gemäß, wodurch der Kongreß ihn den 28sten April geächtet hatte, denselben Tag, an welchem man sein Schreiben vom 13ten Februar erhalten und gelesen. Der Adjutant unterrichtete sie, daß das Urtheil um 3 Uhr Nachmittags vollstreckt werden solle. Iturbide bat, daß man ihm drey Tage vergönnen möge,

um seine Familien- und andern Angelegenheiten zu ordnen, obgleich er, ehe er die Brigantine verließ, einige Anstalten getroffen hatte, im Falle er sterben sollte, bevor er seine Freunde erreichte.

Da Garza wünschte, Iturbide's Leben zu retten, so erklärte er den örtlichen Autoritäten, daß das Gesetz, welches ihn zum Tode verdammte, nicht auf ihn angewandt werden könne, wenn er, wie dieß der Fall seyn mußte, nichts von dessen Existenz wußte. Er befahl demzufolge nach Padilla abzugehen, wo der Nationalkongreß versammelt war, und wo dieser Umstand natürlich in Betracht gezogen werden würde. Demnach gingen sie Alle zusammen, ungefähr um 3 Uhr Nachmittags, nach Padilla ab, mit einer Eskorte von ungefähr 100 Militia (es waren keine regelmäßigen Truppen dort), und, ohne sich aufzuhalten, sezten sie ihre Reise bis den 18ten Morgens fort; während dieser Zeit hatten Iturbide und Garza häufige und lange Zusammenkünfte, deren Zweck ohne Zweifel war, daß Garza die Officiere versammeln, sie unter Iturbide's Befehl stellen, eine Anrede an die Truppen halten und sie aufrufen solle, dem einzigen Manne zu folgen, der das Land retten und sie glücklich machen könne. Dieß ward von Allen angenommen, und Garza kehrte nach Soto la Marina zurück, um die nöthigen Anstalten zu neuen Operationen zu machen. Allein bey seiner Ankunft hier erhielt er Briefe von den Einwohnern, die sich über sein Benehmen beklagten und es mißbilligten. Dieß bewog ihn, sogleich nach dem Orte, wo er Iturbide verlassen hatte, zurückzukehren.

Iturbide war indessen nach Padilla vorgerückt, und bey seiner Annäherung gegen diese Stadt sandte er einen Officier an den Präsidenten des Kongresses, mit der Bitte, denselben zu versammeln, und forderte ihn im Namen des Vaterlandes auf, die Gründe zu erwägen, die ihn bewogen hatten nach Meriko zurückzukehren, indem er ihm zugleich versicherte, er sey entschlossen, sich dem Willen der Nation, ohne irgend einen Rückhalt, zu unterwerfen.

Während er eine Antwort auf diese Botschaft erwartete, sagte Garza, der eben zurückgekehrt war, es würde nöthig für ihn seyn, als Gefangener in die Stadt zu kommen, bis er, Garza, mit dem Kongresse reden könne. Iturbide willigte hierein, und um 8 Uhr Morgens, den 19ten, zogen sie alle zusammen in Padilla ein. Hier ward Iturbide unter eine Wache von 20 Mann und einem Officier gestellt, und in eins der ersten Häuser der Stadt geführt. Garza begab sich dann in den Kongreß, wo er die sieben Mitglieder fand, aus denen in diesem Augenblick die Versammlung bestand. Er wandte sich sogleich an sie, und berief sich mit großem Nachdruck auf die Gründe, welche sie bewegen sollten, Iturbide zu retten; als den hauptsächlichsten stellte er vor, daß Iturbide bey seiner Landung nichts von dem Dekrete wußte, und in der That nichts davon wissen konnte, welches allein gegen ihn sprach, und daß man ihm demnach erlauben solle, sich wieder mit seiner Familie einzuschiffen; natürlich unter dem Versprechen, niemals wieder den Boden der merikanischen Republik zu betreten.

Allein diese Versammlung, die aus Männern bestand, welche nicht zu den aufgeklärtesten gehörten, und erst kürzlich auf einen so erhabenen Platz gestellt waren, blieb ungerührt durch diese Gründe, und wollte keinen andern Beschluß geben, als daß er in Folge des von dem Kongresse gegebenen Dekretes sterben müsse; Garza erhielt demnach ausdrücklichen Befehl, ihn denselben Nachmittag erschießen zu lassen.

Während Garza sich mit so schlechtem Erfolge an die Versammlung wandte, beschäftigte sich Iturbide, ein drittes Schreiben an den Kongreß aufzusetzen, worin er die mannigfaltigen Dienste aufzählte, die er der Nation geleistet, seit er ihre Unabhängigkeit in Iguala proklamirt, mit einer umständlichen Auseinandersetzung seines öffentlichen Lebens, in welchem er nicht bemerken könnte, welch schreckliches Verbrechen er begangen habe, um die Todesstrafe zu verdienen. Dieß Schreiben ward demnach an den Kongreß gesandt, allein denselben Tag, um fünf Uhr Nachmittags, kündigte man Iturbide zum Zweytenmal das Todesurtheil an, mit dem Bedeuten, daß es um sechs Uhr vollstreckt werden solle.

Um dieses Urtheil zu vollziehen, wurden die 100 Mann von Soto la Marina, und ungefähr 50, die sich in Padilla befanden, auf dem öffentlichen Platze aufgestellt, und eine Abtheilung von 20 Mann, unter einem Adjutanten, führte Iturbide zum Richtplatze. Als man ihn aus dem Hause abholte, wo er in Verhaft war, bat er, daß man ihn dem Volke möchte sehen lassen, und er schien mit scharfen Blicken umher zu schauen. Er fragte, wie viele Soldaten auf ihn feuern sollten, und da er hörte, daß vier dazu befehligt seyen, sagte er, es wären zu wenig, und bat, man möchte noch drey senden. Er verlangte den Platz zu sehen, wo man ihn erschießen solle. Es waren keine Vorbereitungen gemacht, und er ging nach dem Orte zu; er forderte ein Schnupftuch, womit er sich selbst die Augen verband. Dann wollten sie ihm die Hände binden, doch weigerte er sich dessen zuerst, bis man ihm sagte, daß man ihn zwingen würde, wenn er es nicht freywillig zugestehe; er ließ es dann ruhig geschehen und begab sich nach dem Richtplatze. Hier redete er die Soldaten mit folgenden Worten an: „Merikaner, in dem Augenblicke des Todes empfehle ich euch, euer Vaterland zu lieben und unserer heiligen Religion treu zu bleiben: so werdet ihr auf der Bahn des Ruhmes wandeln. Ich sterbe, weil ich zu

eurer Hülfe gekommen bin, und ich sterbe zufrieden, weil ich in eurer Mitte sterbe. Ich sterbe mit Ehren, und nicht als ein Verräther. Dieser Flecken wird nicht auf meinen Söhnen und ihren Nachkommen haften. Ich bin kein Verräther! Gehorchet euren Obern, indem ihr ausrichtet, was sie und Gott gebieten mögen. Ich sage dieß nicht aus Eitelkeit, denn ich bin weit von Eitelkeit entfernt!" Nachdem er dieß gesagt, kniete er nieder und rief mit lauter Stimme: „Ich vergebe allen meinen Feinden von ganzem Herzen." Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als die Soldaten zielten — sie feuerten und Iturbide war nicht mehr. Sein Körper ward dann nach dem Hause gebracht, wo er den Morgen in Verhaft gewesen war, und den 20sten in einer offenen Kirche und ohne die gewöhnliche Ceremonie eines Sarges begraben.

So endigte sich die Laufbahn dieses unglücklichen Anführers. Für diejenigen, die ihn persönlich kannten und ihn für aufrichtig und patriotisch, wenn gleich für unvorsichtig, hielten, zu deren Anzahl auch ich gehöre, ist sein Tod ein Gegenstand des aufrichtigen Bedauerns um seiner und seiner Familie willen. Zu gleicher Zeit kann man indessen nicht läugnen, daß die mexikanische Regierung durch diese kräftige Maßregel weit stärker, als sie es war, befestigt worden ist, und daß wahrscheinlicherweise Iturbide's Tod, gerecht oder ungerecht, wesentlich zu der jetzigen politischen Ruhe dieses Landes beygetragen hat: so darf denn sein Schicksal in allgemeiner Hinsicht nicht bedauert werden. (December 1824.)

In Mexiko, der Hauptstadt, scheint die Nachricht nicht mit irgend einem ungeständigen Jubel über einen gefallenen Feind, oder lärmenden Gefühlen über eine wieder erlangte Sicherheit aufgenommen worden zu seyn. Die mexikanischen öffentlichen Blätter gaben in den ersten Tagen blos die amtlichen Bülletins, ohne einen einzigen Zusatz. Den 29sten Juli 1824 erschienen die folgenden gemäßigten und großmüthigen Bemerkungen in dem Sol, einem mexikanischen Journal:

„Wir haben verschiedene Mittheilungen über Iturbide's Tod erhalten; allein wir denken, daß wir keine derselben in unserm Blatt aufnehmen sollen. Menschlichkeit und Politik rathen uns, die Asche der Todten ruhen zu lassen. Sein Unglück muß seine frühere Aufführung in Vergessenheit versenken, da sein Tod jedes Verbrechen, welches er gegen sein Vaterland begangen haben mag, abgebüßt hat. So soll wenigstens unser Benehmen in dem gegenwärtigen Falle seyn. So lange Iturbide lebte und gefährlich war, haben wir beständig gesucht, die Ränke seiner Anhänger aufzudecken, die Nation wachsam gegen sie zu erhalten, und der Ausgang hat unsere Vorhersagungen bestätigt. Jetzt ist er todt, und dieser Umstand ändert den Zustand der Dinge. Laßt uns sein Mißgeschick bedauern und versuchen den Schleyer der Vergessenheit über die traurigen Zwistigkeiten zu werfen, in die wir fast gefallen wären. — Laßt dieß die Zeit der Versöhnung seyn; und indem wir die Zahl der Partheyen vergessen, welche uns zum Verderben führen, möge es hier keine Parthey, sondern nur eine Nation geben — keinen Wunsch unter uns, als unsere wohlthätigen Gesetze zu befestigen!

„Der souveräne Kongreß und die executive Regierung scheinen durch dieselben Gefühle der Mäßigung und des Mitleids bewegt worden zu seyn. Während Adressen von allen Seiten mit Glückwünschen über des Abenteurers Schicksal kamen, finden wir eine starke Parthey im Kongresse geneigt, seine Wittwe und Kinder großmüthig zu versorgen. Mehrere Mitglieder sprachen ihre Meynung bey Gelegenheit eines in der Sitzung vom 27sten Juli gemachten Vorschlages aus, wodurch man die Regierung bevollmächtigen wollte, seine Wittwe und Kinder aus dem Lande nach irgend einem Platze, den sie für schicklich hielten, zu senden. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten sagte: die executive Regierung sey weit entfernt, das Elend einer unglücklichen Familie vermehren zu wollen; doch halte ich dafür, daß es, bis die neuen Institutionen gänzlich befestigt wären, gefährlich für diese Familie seyn möchte, die mexikanische Republik oder irgend einen Ort zu bewohnen, von welchem sie leicht dahin zurückkehren könnte. Ein Sennor Rasturante war derselben Meynung. Er glaubte, daß man den Faktionen nicht einen solchen Vereinigungspunkt gewähren müsse, wie der älteste Sohn des Prätendenten sey, welcher, wie er höre, verderbliche Anlagen zeige, und geneigt scheine, sich den tyrannischen Ideen seines Vaters hinzugeben. Mehrere Mitglieder gestanden zu, daß es passend seyn möge, die Familie zu verbannen, läugneten aber, daß der Kongreß das Recht habe, ihre Residenz in einem andern Lande zu bestimmen. Nach vielem Hin- und Herreden ward der erste Artikel, der den Kongreß bevollmächtigt, über des Exkaisers Familie zu verfügen, angenommen. Den folgenden Tag ward über die Art berathschlagt, wie über Iturbide's Wittwe und Kinder bestimmt werden solle, und der folgende Vorschlag gemacht und erörtert, nämlich: „die Regierung soll der Donna Ana Hecarte 8000 Dollars jährlich pünktlich ausbezahlen; und ihre Kinder sollen nach ihrem Tode eines verhältnißmäßigen Gehalts nach den Regeln der militärischen Pensionen genießen." — Mehrere Mitglieder unterstützten diesen Vorschlag, aus dem Grunde, daß Iturbide's Verbrechen keine Ursache sey, um seine Familie des anständigen Unterhalts zu berauben, den ein früherer Kongreß ihr ausgesetzt. Der öffentliche Anstand verlange, daß Personen, welche Staatsursachen wegen ver-

urtheilt wären, außer ihrem Geburtslande zu wohnen, eines gewissen Unterhalts genossen. Ein Mitglied schlug vor, daß obige Summe von 8000 Dollars für die Familie bestimmt, aber in der Bank von Philadelphia angelegt und ihr nur so lange ausgezahlt werden solle, als sie in der Republik Colombia verweile. Der Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten sah keinen Grund, diese Veränderung anzunehmen. Die Regierung würde sich natürlich das Recht vorbehalten, den Gehalt einzuziehen, sobald die Familie die Bedingung der Residenz vernachlässige, unter welcher er gewährt sey. Zwey Mitglieder führten gegen die Ertheilung irgend eines Gehaltes an, daß andre Wittwen und Kinder mehr Recht auf die Erkenntlichkeit der Republik hätten, und ihre Ansprüche zuerst beachtet werden sollten. Der erste Theil des Vorschlages, welcher Iturbide's Wittwe den Gehalt ertheilte, ward angenommen, der zweyte, welcher denselben auf ihre Familie nach ihrem Tode übertrug, ward zu fernerer Berathschlagung bey Seite gelegt.

Ansicht der Wilden von der Civilisation.

Eine Indianerin vom Osage-Stamme — so erzählen englische Blätter — Gattin eines Häuptlings, wurde in Washington eingeführt, um sie der Civilisation geneigt zu machen. Sie erwiederte: „Ich bewundere eure Lebensweise, eure warmen Häuser, eure unübersehlichen Getreidefelder, eure Gärten, Heerden, Wagen und tausend mir unbekannte Maschinen. Ich sehe, wie ihr euch Kleider macht aus Gras und Unkraut. Ihr könnt alles, was ihr wollt; zu eurem Nutzen wißt ihr jedes Thier zu zähmen: aber ihr seyd umgeben von Sclaven, ihr selbst seyd Sclaven, ich mag mich nicht in eure Lebensweise fügen. Ich bin frey geboren, frey erzogen, und will frey sterben." Die Frau hatte vielleicht nicht so ganz unrecht gehabt. Die Sclaverey der Civilisation ist ein hartes Joch für die Natur. In einem verschollenen anonymen Romane (der aber, beyläufig gesagt, viele Spuren von Genie an sich trägt, und wahrscheinlich das Jugendwerk eines wahren Dichters ist, der vor erlangter Reife gestorben), ich meine in dem Romane: Ineest oder der Schutzgeist von Avignon, Greiz bey Henning 1799, spricht ein civilisirter Otaheitier, der in Paris als Mohr dient, das Gefühl dieser Sclaverey ziemlich poetisch aus in folgendem Gesange Theil 1. S. 258:

Heilige Natur,
wo, in kühlen Palmenwäldern,
wo, auf Lustbesäten Feldern,
lebt noch deine goldne Spur?

Was da Odem hat,
hoch am frischbegras'ten Hügel,
und im klaren Wasserspiegel,
wandelt deinen Blumenpfad.

Adams Kinder nur,
eh' die Mutter sie geboren,
haben fast dich abgeschworen,
fliehen Berg und Wald und Flur.

Wehe dem Gefühl,
abgewägt auf Glaubenswagen,
von Gesetzes Hand geschlagen,
weh dem zarten Saitenspiel!

Gleich der todten Uhr,
nie beseelt von süßem Wahne,
laufen Wünsche, Thaten, Plane
um der Staatskunst Spindel nur.

Was Natur erschafft,
sammelt jen' in ihre Scheunen,
was in Fluren wächst und Hainen,
und des Menschen rege Kraft.

Mit der Maurerschnur
misset sie den Raum zum Glücke,
von dem Laufband bis zur Krücke
schenkt sie euch das Eure nur.

Für das Vaterland,
wie den Lindenbaum zur Hecke,
schneidet jedes junge, kecke
Triebreis ihre Gärtnerhand.

Sclaven der Cultur,
flieht aus den umzäunten Feldern,
folgt mir nach Tahitis Wäldern,
folgt der heiligen Natur!

Freylich mag seit der Zeit, wo dieser Roman spielt, (es ist vom Capitän Wallis drin die Rede, der meines Wissens die Pelew-Inseln zuerst entdeckte oder doch genauer kennen lernte, also in der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) auch in Otaheite sich gar viel verändert haben, und der König der Insel verdiente jezt, nach der Bekehrung des Volkes durch die Missionarien, wohl noch besser seinen Platz im Gothaischen genealogischen Hofkalender, als Sir Sai Tutu Quamina, der Beherrscher von Ashanti.

Nr. 30.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 15. April 1825.

Taschenliteratur für 1825.

Taschenbuch dramatischer Blüthen für das Jahr 1825, von Georg Harrys. Erster Jahrgang. Hannover in der Hahn'schen Hofbuchhandlung. VIII und 319 S. 12.

Unter den gerechten Strafen, welche Nemesis über Kotzebue, wegen häufigen Mißbrauchs eines seltenen Talents, verhängt zu haben scheint, ist es gewiß nicht die geringste, daß er sich noch heute von Manchem „College" nennen lassen muß, den er, wenn er noch lebte, wohl mit einer weniger freundschaftlichen Anrede empfangen würde. Ein dergleichen After-Kotzebue präsentirt sich denn auch in gegenwärtigem Taschenbuche, in das die Herren Harrys und Kaibel sich zu Dreyviertel und Einviertel getheilt haben, d. h. Herr Harrys hat drey Stücke dazu geliefert, und Herr Kaibel, königlich hannöverischer Hofschauspieler, eins. Lezterer hat für die nöthige Rührung gesorgt.

Das Büchlein beginnt mit einer wunderlich-geschraubten Vorrede des Herausgebers. Sie ist mancherley, doch gewiß nicht deutsch. „Der mit dem goldenen Zeitalter „der Schröder, Brockmann (?) und Iffland fast vergra„ben gewesene Tempel Thaliens ragt seine strahlenden „Zinnen unter den Ruinen der morsch gewordenen Kunst „wieder empor; und wie nach langer Winternacht die „purpurnen Vorboten des Lichts" (ist [illegible] Taschenbuch etwa ein solcher?) „erfreulich den jungen T[illegible] verkünden: „so scheint es am dramatischen Horizonte immer mehr „und mehr zu tagen." (Au contraire, es scheint immer dunkler zu werden.) — „Bey dem Mangel an neuen „Original-Lustspielen haben mehrere uns übertragene „Vaudevilles in den lezten Jahren viel Glück gemacht." — „Nachbildung ist ein Hauptpfeiler des dramatischen „Kunstgebäudes." Mehr des Gedankens als des Ausdrucks wegen ist folgende Stelle merkwürdig: „daß auch „ich hier einige gallische Blümchen auf unsern Boden „verpflanzt habe, wird mir um so mehr vergönnt seyn, „als gegenwärtig solche fremde Produkte mehr als je täg„lich eingebürgert werden, und die deutsche Bühne gleich„sam ein Xenodochium für alle Fremdlinge" (vielleicht also auch für Fremdlinge in der dramatischen Poesie?) „geworden ist." So geht es denn fort bis zu dem allerdings erfreulichen Schlusse, wo Herr Harrys die einzusendenden Beyträge anständig zu honoriren verspricht. Hierauf folgen dann vier Stücke: drey Lustspiele, jedes in einem Aufzuge, sämmtlich vom Herausgeber (der reiche Künstler und der arme Millionär; die Pulvertonne; die Tanz- und Reitstunde) und ein Schauspiel in zwey Aufzügen von Kaibel (die Schildwache). Diese „Blüthen" botanisch durchzumustern, hieße die verehrliche Redaction dieses Blattes zum Streichen, oder die Leser zum Davonlaufen zwingen. Damit jedoch Niemand glaube, daß wir Herrn Harrys durch ein allgemeines Urtheil Unrecht thun: so wollen wir dasjenige Stück, an welches seiner Natur nach die wenigsten Ansprüche gemacht werden können, und das überhaupt, nach unserer Ueberzeugung, noch das relativ beste ist, etwas genauer betrachten. Dieß ist die Posse: „Die Tanz- und Reitstunde."

Hauptmann von Surval, wegen unvorsichtigen Lobes einer tanzenden Dame, mit seiner Geliebten, der Tochter seines Obersten, zerfallen, erlangt in diesem gespannten Verhältnisse von ihr die Zusage ihrer Hand, wenn er es dahin bringen kann, daß sie, die dem Tanze feyerlich entsagt hat, wieder tanzt, und zwar mit ihm, dem Hauptmanne. Das Regiment hat Tanzstunde unter den Fenstern des Obersten. Dieser, mit Surval einverstanden, beredet seine Tochter, herunter zu kommen, um zuzusehen. Einer von den tanzenden Rekruten geht auf sie zu, und bittet sie um einen Tanz; der Vater dringt darauf, daß sie, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, die seltsame Bitte bewilligt; sie tanzt, und ihr Tänzer ist — Surval als gemeiner Infanterist verkleidet; die Bedingung ist erfüllt; die entzweyten Liebenden vereinigen sich.

Man sieht in einer Posse manchen Verstoß gegen die

Wahrscheinlichkeit nach, ja er verstärkt bisweilen die Wirkung; aber er hebt auch alles Komische auf, wenn er die Gränzen überschreitet, in denen noch Täuschung möglich bleibt. — Ist die Tochter des Obersten blind? Kennt sie ihren Liebhaber nicht, indem sie mit ihm redet und tanzt, weil er eine Infanteristenmontur angezogen hat? Ist der Oberste ein Narr, der Hauptmann verrückt, vor ihren Soldaten solche Streiche zu machen? Und vielleicht ließe das leztere sich noch entschuldigen, wenn beyde etwan als ausschweifend lustige Personen geschildert, und überhaupt das ganze Stück wirklich als Posse und jene Beyden in ihm als possenhafte Charaktere gehalten wären; aber daran ist kein Gedanke. Es sind langweilig ernsthafte Marionetten, die in den Einfall hineinplumpen, man weiß nicht wie, und dadurch nicht Lachen erregen, sondern es eher ersticken, wenn je Jemand über die vorhergehenden Zank- und Prügelscenen zwischen Rekruten und Wachtmeister zu lachen Lust gehabt hätte. Welche Klasse der Zuschauer übrigens es seyn müsse, die sich auch durch diese Scenen zum Lachen bringen lassen kann, das beliebe man etwan aus folgenden Witzfunken zu beurtheilen: „Ich will „einmal dazwischen fuchteln, daß Euch die Seele aus „der Patrontasche fahren soll!" — „Seelöwe! . . . . „Maulaffe! . . . . ich will Dir mit einem Flickflack traktiren." — „Es ist mir einerley egal," welcher Genieblitz auch wiederholt wird. „Ich schere (sic) mich den „Henker um den Bedientenstand." — Was schert mich „die Nase?" — „Was schert mich das?" — „Schmeißen die Bestien ihr Futter ab?" — Soll heißen! Hast Du Vortheil von Deiner Reitbahn? — „Was, so zu „sagen, die Bereiterschaft zu betreffen anbelangt, da bist „Du auf allen Vieren beschlagen, und suchst Deinen „Meister." — „Hol' mich der Schneider!" — „Wenn „Du Dich beknüppelst." — „Seyn Sie doch besessen!" — statt: Setzen Sie sich doch! — Haben die Leser genug?

Dichtkunst.

Gedichte. Herausgegeben zum Besten der Griechen von Heinrich Stieglitz und Ernst Große. Leipzig. Mittler. 1823. 8. XVIII und 156 S.

Der edle Zweck der Herausgeber würde anerkannt werden müssen, auch wenn sie mit weniger Kraft und Geschick zu Werke gegangen wären, als dieß der Fall ist. Zwar sind wir mit Griechenliedern reich gesegnet, denn unsere liebe Jugend ist überfroh, Stoff zum Dichteln von dort her zu erhalten, wo Pindar dichtete, Algäus begeistert in die Saiten griff und Sappho liebend schmachtete. (Ref. kennt gar manchen jungen Mann, dem es rathsamer wäre, den Herodot exponiren zu lernen, als in Goethe'schen und andern Weisen Griechenlieder zu fabriciren.) Unsere vorliegende Sammlung reiht sich vielleicht am ersten den geistvollen, tiefgefühlten Griechenliedern Wilhelm Müller's an, und es ist besonders die Muse des Herrn Stieglitz, welche uns bedeutend und lieblich in diesen Gedichten anspricht. Die Zueignung von E. Große hat unsern Beyfall nicht: man lese die erste Strophe:

> Von ew'ger Alpen Gipfel, leis' erschüttert
> Rollt in das Thal, gefegt vom scharfen Nord,
> Ein kleiner Ball; doch horch! der Thalgrund zittert,
> Schon als Lawine brausend stürzt er fort,
> Und Städt' und Dörfer sind vom Schnee umwittert,
> Die donnernde, sie hemmt kein Fels, kein Port:
> So allgewaltig reißt der Geist der Zeiten
> Die Völker fort im raschen Vorwärtsschreiten.

Es fragt sich, ob Z. 2. das Thal oder der Ball gefegt wird, und welcher Natur überhaupt solch ein Fegen sey. Eben so zweifelhaft ist Z. 4. ob der Ball oder der Thalgrund stürzt; der Dichter meynt wohl den Ball, aber diese doppelte Beziehung des er war leicht zu vermeiden. Mit der Umwitterung Z. 5. hat es dieselbe Bewandtniß, wie mit dem Fegen, und über die flache Prosa des lezten Verses enthalten wir uns jeder andern Bemerkung. Zum Unglück fiel uns bey dieser Strophe noch die gediegene Kraft der ersten Strophe von Schillers Macht des Gesanges ein. — In den Griechenliedern des Hrn. E. Große findet sich manches Gutgedachte, Poetische; aber die schöne Form fehlt fast durchgehends. Das Lied, oder, wenn man will, die Hymne S. 96. „den Fünfhundert der heiligen Schaar" trifft dieser Vorwurf am meisten. Man höre:

> Tiefverborgener Weisheit Götterverkündigung,
> Die nimmer fortreißt im gewaltigen Flügelschlag
> Schnellhinabrauschender Zeit scharfer Fittig;
> Sondern ein heilig Geschenk
> Zeus, des Olympischen,
> Wohnet sie unter den Sterblichen,
> Rath sie lehrend und kluge Mäßigung;
> Solche haben geschöpft, o Hellas deiner heiligen
> Priesterschaar hochsinnige Weisen.

Das ist etwas weniges toll gewordene Prosa in Thiersch-Pindar'scher Form. Bleiben wir doch schlicht, einfach und vor allem Deutsch! Unter den vermischten Gedichten des H. E. Große findet sich manches Sinnige, Zartgefühlte, auch scheint ihm die einfache Liederform bey weitem besser zuzusagen. Die zwey Sonette S. 246 und 247 sind überaus zierlich und lieblich.

Die Gedichte von H. Stieglitz zeichnen sich durch Kraft und Kühnheit der Gedanken, durch Lebendigkeit

des Ausdrucks und eine, dem Gegenstand größtentheils angemessene vollendete Form vortheilhaft aus. Wir wollen als Probe der Griechenlieder, ohne lange zu suchen, blos seiner Kürze willen das erste geben.

Hellas, mit erneutem Glanze
Geht dir hell die Sonne auf,
Mit des Ruhmes frischem Kranze
Glänzt sie deinem Thatenlauf.

Zu der Freyheit goldner Krone
Einen ihre Strahlen sich
Und dem edeln Kampf zum Lohne
Schmückt des Lebens Blüthe dich.

O laß schwellen sie und reifen! —
Laß des Winters Stürme nicht
Von dem Baum die Blüthe streifen,
Die so schöne Frucht verspricht.

X.

Arithmetischer Bull.

Es ist unglaublich, was unsere besten Tageblätter bisweilen für Unsinn debitiren, indem sie einander gedankenlos nachschreiben. Unfehlbar irgend einer französischen Zeitung hat die (sonst so gehaltvolle) Wiener Mode-Zeitschrift 1823. No. 151. S. 1248 die „seltsame Berechnung" eines Pariser Theater-Besuchers nachgeschrieben, nach welcher der Schauspieler Tantin 16,303 Mal, Frenoy 27,000 Mal, Madame Levesque 64,000 Mal das Leben verloren, Mademoiselle Adele Dupuis aber 350,000 Mal verführt, entführt, ertränkt oder auf andere Manier umgebracht worden seyn soll. Der Theaterbesucher quaestionis hätte vielmehr in eine gute Rechenschule, statt in das Theater gehen, hätte die Arithmetik wenigstens bis zur dritten Species, der Multiplication, erlernen sollen.

Wenn Tantin 43 Jahre lang Schauspieler gewesen, und in jedem Jahre 365 Mal (also — wenn wir von den 10 Schaltjahren absehen — täglich) in einem Stücke gespielt hätte, in welchem die von ihm dargestellte Person umgekommen; so würde er immer noch nicht 16,303 Mal das Leben verloren haben: denn 365 × 43 = 15,695. Frenoy würd' auf diese Weise in 73 Jahren nur 26,645 Mal den Theatertod haben erleiden können, die Levesque müßte 175 Jahre tagtäglich gespielt haben, um nur 63,875 Mal zu sterben, und die Dupuis würde über 928 Jahr gebraucht haben, um die Zahl ihrer Ver- und Entführungen auf 350,000 zu bringen, da 365 × 928 = 338,620.

Hier wenigstens, bey den Verführungen der Demoiselle Dupuis, würde die Undenkbarkeit der Sache jedem Tertianer eingeleuchtet, er würd' eingesehen haben, daß eine Schauspielerin, die jährlich dreyhundert und fünfzig Mal spielt, netto tausend Jahre spielen muß, um dreymalhundert und fünfzigtausend Mal zu spielen. Wie hat das die Redaction der Wiener Zeitschrift übersehen können, die doch gewiß rechnen kann? Und übersehen muß sie es gleichwohl haben: denn sie erzählt die Sache genau so, als ob die Berechnung richtig wäre.

Y.

Antwort auf einen Artikel Herrn Zinserlings im Warschauer Correspondenten.

Der wider mich gerichtete Angriff des Herrn Zinserling in der Beylage des Warschauer Correspondenten bey Gelegenheit der Anzeige der Uebersetzung der noch nicht herausgegebenen Mährchen der Tausend und Einen Nacht ist zu hämisch und lügenhaft, als daß er nicht von meiner Seite öffentlichen Widerspruch erfordere. Hr. Z. entstellt zuerst die von mir treu erzählte Beschaffenheit des Funds der Handschrift der Tausend und Einen Nacht, von dem doch Niemand Etwas wüßte, wenn ich nicht selbst hierüber öffentlich Kunde gegeben hätte. „Ich hätte," sagte er, „Hrn. Caussin meine Handschrift weggenommen aus Besorgniß, daß bey der Erwähnung vom Auffinden des Originals der Name des wahren Entdeckers, des Ritters von Rosetti bekannt gemacht werden möchte. Diese Lüge ist eben so unverschämt als abgeschmackt. Das Benehmen des Hrn. Caussin verhält sich rein so, wie dasselbe in dem Vorberichte Seite XI. erzählet ist. Als derselbe geschrieben ward, nämlich im Jahre 1823, lebte Hr. Caussin eben sowohl als noch im vorigen Jahre (ich weiß zur Stunde nicht, daß er gestorben) und hätte, wenn er etwas darauf zu antworten gehabt, eben so gut diese Antwort als seine Grammaire Arabe-Vulgaire (1824) herausgeben können; wie abgeschmackt ist also die Lüge Hrn. Z's, daß ich nur die Todten angreife; er müßte sich denn selbst zu den Todten rechnen; eben so abgeschmackt ist die mir angeschuldigte Verheimlichung von Rosetti's Fund der Handschrift, als ob ich nicht der Erste meinem verstorbenen Freunde Rosetti auf der zweyten Seite des Vorberichts, Hinsichts dieses Funds eben dieselbe Gerechtigkeit hätte widerfahren lassen, welche ich bey jeder Gelegenheit meinen Freunden, welche entweder früher als ich eine Handschrift gefunden, oder mir dieselbe verschaffet haben, öffentlich widerfahren ließ. So erzählte ich auf derselben Seite des Vorberichts der Wahrheit gemäß, daß Rosetti die erste Handschrift dem Kai-

serlich Russischen Gesandten, meinem zum Heile der Wissenschaften und zur Ehre seines Vaterlands noch in Rom lebenden Freunde, Hrn. Ritter von Italinsky verschaffet habe, so leistete ich noch jüngst (im Journal Asiatique Tome IV. p. 55. n.) und in der Vorrede zur Uebersetzung von Baki's des größten türkischen Lyrikers Divan meinem Freunde Hrn. von Raab, Internuntiatur Dolmetsch zu Constantinopel, das dankbarste Zeugniß für die unermüdliche Sorgfalt, womit er für mich die seltensten und kostbarsten Quellen osmanischer Geschichte aufgefunden, welche auf allen europäischen Bibliotheken (einige Constantinopels ausgenommen) fehlen, denen ich selbst Jahre lang umsonst in Constantinopel nachfragte. Was Hr. Z. je gefunden, daß er auf das Finden so großen Werth sezt, weiß ich nicht; wenn er aber nicht findet, so erfindet er wenigstens als Geschichtschreiber und als Journalist Hypothesen und Lügen. Eben so wenig, als ich Jemanden je das Verdienst eines Funds rauben wollte, setze ich einiges auf das Französisch, worin meine Uebersetzung der Tausend und einen Nacht geschrieben war; es war um nichts besser und um nichts schlechter, als das, worin meine an die Akademie zu Paris eingeschickten, und in den Fundgruben abgedruckte Abhandlungen und die im Journal Asiatique eingerückten Aufsätze geschrieben sind. Es wird immer Jedem schwer bleiben, sich in einer fremden Sprache eben so fesselfrey und auch selbst so richtig zu bewegen, als in der Muttersprache; welche die Muttersprache des Hrn. Z's sey, ist mir aber unmöglich zu errathen, da er eben so schlecht französisch als deutsch schreibt, und diese Sprachen versteht. In Hinsicht des Französischen haben competentere Richter als ich, nämlich Franzosen selbst, in den Annales de Voyages bey Gelegenheit der nur noch zu gelinde ausgefallenen Beurtheilung seines Fabelwerks über römische Geschichte sich gehörig ausgesprochen. Ueber sein Deutsch mag jeder Leser deutscher Zunge selbst urtheilen, was es für ein Deutsch sey: „Der seines Metiers ein Chirurgus war, (I. p. 13) die Elevin, die Gubernantinn, knuppern (II. S. 325.) Butike, Taillie, Teint u. s. w. Daß Hr. Z. in meinem Französisch gar keine Gallicismen zu finden geglaubt, läßt sich sehr wohl begreifen, da in seiner Uebersetzung die Beweise vor Augen liegen, daß er Gallicismen gar nicht verstand, wovon hier eine einzige Stelle genügen mag. In dem Mährchen von Seifol-moluk und Bediol-Dschemal landen die Prinzen auf einer Insel, um dort Wasservorrath einzunehmen. Pendant qu'ils y firent de l'eau übersezt Hr. Z. (II. S. 324) eben so richtig als geschmackvoll: „indem sie hier ihr Wasser abschlugen!!!" So viel genügt zur richtigen Würdigung des Hrn. Z's als Uebersetzer und Schriftsteller. Nun noch ein paar Worte über mir angeschuldigte und auf ihn zurückfallende Entstellung von Thatsachen. Nach ihm soll sich der S. XI. meines Vorberichts befindliche Satz: „die deutsche Uebersetzung wurde dort aus dem Französischen verfertigt" auf Kassel beziehen, während er sich auf die Cotta'sche Buchhandlung bezieht. Ich habe nie anders gewußt, als daß die französische Uebersetzung durch die Cotta'sche Buchhandlung als ihre Unternehmung und ohne alles mein Ersuchen veranstaltet worden ist. Ich habe von der deutschen Uebersetzung zum erstenmal gehört, als ich die französische zurückverlangte. Ich zeihe daher hiemit Hrn. Z. öffentlich einer Lüge, indem er sagt: „daß ich der „Cotta'schen Buchhandlung die Handschrift mit der Bitte „übergeben, sich nebst der Herausgabe der französischen „Uebersetzung auch die Beydrückung einer deutschen angelegen seyn zu lassen," und berufe mich deßhalb auf diese Buchhandlung selbst. Daß Hr. Z. die deutsche Uebersetzung lieber unter meinem als unter seinem Namen erscheinen gesehen hätte, mag wohl seyn, aber ich hätte eben so wenig seinem Deutsch meinen Namen vorsetzen, als diesen und meine Arbeit in der französischen Zurichtung des Hrn. Caussin untergehen lassen können. Ich habe daher mit der größten Gewissenhaftigkeit die Zinserlingische Uebersetzung, wie sie mir von der Verlagshandlung mitgetheilt worden, (die Rechtschreibung der eigenen Namen abgerechnet), unverändert gelassen, und mich darein ergeben, daß darin das Original von diesem zweyten Spiegel (trübe) zurückgeworfen, erscheine. So sagt' ich S. 16 des Vorberichts und nicht, wie Hr. Z. in der Zeitung lügenhaft entstellt, daß seine Uebersetzung ein treuer Spiegel des Originals sey. Ich mußte mich darein ergeben, weil ich mir nicht aus dem Gedächtniß willkürliche Aenderungen erlauben konnte, da sich die Handschrift schon seit fünfzehn Jahren in den Händen des Hrn. Grafen Wenzeslaus Rzewusky befand, bey welchem Orientalisten die Treue oder Untreue der Uebersetzung erfahren können. Zulezt will ich noch den Grund dieses hämischen und lügenhaften Angriffs Hrn. Z's angeben, der zwar, leider! für mich keine neue Erfahrung ist, sondern nur die Zahl mehrerer ähnlicher in literarischen Fehden gemachten Erfahrungen auf eine höchst traurige Weise bestätigt. Hr. Z. schrieb dreymal aus Warschau an mich, um mich zu bitten, ihm zu einer Professur in den kaiserlich königlichen Staaten zu verhelfen und zweymal antwortete ich ihm, daß ich ihm hiezu nicht behülflich seyn könne, unter andern schon aus dem Grunde nicht, weil in den kaiserlichen Staaten keine Professur ohne die vorhergegangenen vorgeschriebenen Prüfungen und Concurse verliehen würde. Hinc illæ iræ.

J. v. Hammer.

Nr. 31.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 19. April 1825.

Dramatische Dichtkunst.

Der Liebe Zauberkreis, ein dramatisches Gedicht in fünf Akten von Dr. Ernst Raupach. Leipzig bey Carl Cnobloch. 1824. 130 S. 8.

Diesem Drama liegt der nämliche historische Stoff zum Grunde, welchen ein Herr von Uechteritz in dem Trauerspiele: Rom und Otto der Dritte, bearbeitet hat. (S. Lit. Bl. 1824. Nr. 49. S. 196.) Das Stück ist eben sowohl ein Trauerspiel, als die Uechteritzische Arbeit, aber ungleich mehr Gedicht. Die Handlung fällt in die ersten Jahre des eilften Jahrhunderts. Zum Zweytenmale hat der herrschsüchtige Crescenzio das römische Volk wider den jungen (ungefähr zwanzigjährigen) deutschen Kaiser, Otto den Dritten, empört, den gesetzmäßig erwählten, vom Kaiser bestätigten Papst, Sohn des Herzogs Otto von Kärnthen, vom Stuhle Petri vertrieben, und nicht nur die königliche Gewalt usurpirt, sondern auch, um die Usurpation zu sichern, die Oberherrlichkeit der griechischen Kaiser anerkannt. Der deutsche Kaiser ist aufgebrochen gegen die Rebellen, hat sie zu Paaren getrieben, und den Häuptling Crescenzio gezwungen, mit einer kleinen Anzahl von Anhängern sich in die Engelsburg einzuschließen. Vor seinem Aufbruche aus Deutschland hat er, noch unberührt von Amors Pfeil, seine Beystimmung gegeben zu dem Plane seiner Mutter Theophania, am griechischen Kaiserhofe eine Braut für ihn zu werben. Aber in der Umgegend von Rom hat er eine reizende Jungfrau gesehen, die jezt allmächtig herrscht in seiner Phantasie; und kaum ist er siegreich eingetreten in den kaiserlichen Pallast, kaum hat er zur völligen Bezwingung des Crescenzio die nöthigen Befehle ertheilt: so schickt er sich auch schon an, unter dem Vorwande des Waidwerks die Geliebte aufzusuchen, deren Stand und Name ihm noch unbekannt sind. Sein Kampfgefährte Rudolf von Rheinfeld, der um seine Neigung weiß, erräth die Absicht der Jagd, und Otto gesteht sie unbedenklich ein.

Dorthin! Dorthin! O welcher Ort der Erde
wär' auch ein schöner Ziel der Pilgerfahrt,
als der sich spiegeln darf in ihrem Auge?
Es treibt mich fort, so wie's den Schiffer treibt,
wenn ihm ein günst'ger Wind die Wang' erfrischt,
Und heimwärts zeigend mit dem Wimpel spielt.

Rudolf.

So heiß entbrannt, und wißt nicht ihren Namen?

Otto.

Was soll der Name? Nein es ist mir lieb,
ihn nicht zu kennen, daß der träge Geist
des Herzens Sehnsucht nicht mit leerem Schalle,
nur mit dem vollen, wonnereichen Bilde,
deß kleinster Zug des Himmels Abglanz ist,
vergnügen kann; und dieses heil'ge Bild,
so weit ein Erdengeist des Himmlischen
kann Meister werden, mir erschaffen muß.

Rudolf.

Wenn dieses nicht ein flüchtig Feuer ist,
das mit der Morgensonne sich entzündet
und wieder mit dem Abendroth verglüht —
so möcht' ich — — — —

Otto.

Still! das ist ein frevelnd Wahn.
O hättest du gehört, wie ihr Gesang,
vermählt mit ihrer Laute Schwestertönen,
herüber drang durch jenen Myrthenwald,
der das beglückte Thal der Welt verhüllt,
So klänge, wähn' ich, eines Engels Ruf,
Der nach der Elemente grausem Kampfe,
so Gott der Herr in seinem Zorn erregt,
der bangen Welt, dem angsterfüllten Menschen
Versöhnung käm' und Frieden zu verkünden.
Und hättest du gesehn, wie königlich
und herrschend, gleich der Sonne, und doch auch
so mild und freundlich wie der stille Mond,
als ich erschien, sie von dem Marmorsitze
am alten Göttertempel sich erhob,
nicht scheu, nach Frauenweise, sondern ruhig
in dem Bewußtseyn ihrer Allgewalt.
Und hättest du gefühlt! wie sich die Welt,
und wie dein Inn'res herrlich sich verklärt,
wann ihrer Blicke Strahlen dich berühren,
als ob das Morgenroth dem düstern Grau
entsteigend dir ein schön'res Leben zeigte.
Ja, wenn du dieß gehört, geseh'n, gefühlt,
so hätte dich kein thöricht Wahn beschlichen.

Es blühet — denn der Himmel ist gerecht —
jedwedem Pilger eine Blum' auf Erden,
und wer sie fand, der ist der Glückliche.
Ich habe sie gefunden, und bey Gott,
sie soll so fest in meinem Leben wurzeln,
daß nur der Sturm von jenseits sie mir raubt.

Rudolf.

Ich seh' es wohl an Eurer Heftigkeit,
die nur im Kampfe sonst Euch eigen ist,
daß eine ernste Neigung Euch ergriffen.
Drum muß ich warnen, gnäd'ger Herr: bedenkt,
ob auch der Thron so willig die Geliebte
aufnehmen wird, wie's Euer Herz gethan?
Ihr wißt ja nicht, aus welchem Blut sie stammt.

Otto.

O! aus dem reinsten, das ein Herz bewegt;
und daß es fürstlich sey, beweist der Glanz,
der sie umgibt, wenn doch die eigne Hoheit,
die sie umstrahlt, es nicht beweisen soll.
Und wenn auch nicht, welch eitler Hauptschmuck wäre
die Kaiserkrone doch, womit der Himmel
die frohe Zeit der Jugend mir belastet,
wenn nicht ihr Glanz hinreichte, meine Gattin,
ob auch geboren in der Armuth Hütte,
zu einer Fürstentochter zu verklären.
Ich habe Königskronen ausgetheilt,
und soll nicht adeln können, was ich liebe?

Rudolf.

Das könnt Ihr, gnäd'ger Herr, doch ändern nicht,
daß sie als Römerin geboren ist.
Rom war von jeher eures Stammes Feind,
jezt eben habet Ihr auf blut'ger Bahn,
auf seiner Bürger Leichen es betreten,
und wollt hier knüpfen ein so innig Band?
O! wie viel Unheil kann aus der Verbindung
der unnatürlichen, Euch nicht erwachsen!

Otto.

O still! ich höre täglich so viel Weisheit,
und selbst der Thor wird vor dem Thron so weise,
daß mich nach einer Thorheit recht gelüstet.

Rudolf.

Nun so gewährt mir wenigstens die Bitte:
erforschet ihr Geschlecht, und Euern Rang
verhehlet nicht, wie Ihr gesonnen waret.
Das Leben hat des Dunkeln schon so viel,
wer wollt' es denn mit Absicht noch vermehren?
Und wißt Ihr nicht, daß in der Finsterniß
des Bösen Saame stets am meisten wuchert?

Otto.

Ein Schicksal waltet über unser Leben,
und seiner Führung überlaß ich mich.
Ich will es nicht in seinem Gange stören
durch blinden Eingriff, und so wird es weise
das angefangene Werk zu Ende bringen.
Das war mein Glaube stets: ich bleib' ihm treu.

Rudolf.

Kein guter Glaube wahrlich, gnäd'ger Herr.
Dem Licht entsagen, das uns Gott verliehn,
das heißt sich selber freventlich dem Fürsten
der Finsterniß zum Spielwerk übergeben.

Otto.

Der Ausgang wird es lehren. Gott befohlen!
Und mein Geheimniß laß dir heilig seyn.
(Er entfernt sich.)

Rudolf.

Das heißt mit Recht des Menschen wahres Unglück,
daß jede Herzensschwäche den Verstand
sofort zum Thoren macht, der, wie ein Buhle
des Weibes Launen, gern mit losen Künsten
die Schwachheit in der Tugend Schimmer kleidet,
ja wohl verklärend an den Himmel knüpft.

Man sieht, daß der Kaiser schon ziemlich tief in den Zauberkreis der Liebe hineingerathen ist, und es läßt sich seine Abneigung, nach der Geliebten Herkunft zu fragen, und ihr die seinige kund zu geben, nicht füglich anders erklären, als durch die Scheu, auf äußerliche Hindernisse einer Verbindung zu stoßen, die er zu knüpfen entschlossen ist, wenn er Gegenliebe findet. Daß diese Scheu unter dem Anschein' eines blinden Fatalismus sich verbirgt, ist an und für sich kein unfeiner, psychologischer Zug; aber — „wir merken Absicht, und wir sind verstimmt." Der Dichter läßt uns zu früh wahrnehmen, daß er diesen Zug ersonnen und angebracht hat, um eine Erkennungsscene für den Zeitpunkt aufzusparen, wo die Agnition zu spät kommen wird, um Unheil abzuwenden.

Die folgende Scene zeigt uns nun die unbekannte Geliebte, in einem romantischen Thale, zwischen den Säulen eines alten Tempels, welchen Myrthengebüsch umgibt.

Die Sonne will der Myrthen Wipfel küssen,
es kleidet schon in Purpur sich das Meer,
die schöne Herrin würdig zu begrüßen,
und fruchtlos harr' ich seiner Wiederkehr.
Er wird nicht kommen, thöricht Herz; es dienen
wohl Lustgestalten oft zu kurzer Lust;
so bin ein flüchtig Bild ich ihm erschienen,
und schon erloschen in der kalten Brust.
Jenseit der Eisgebirg' ist er geboren,
wo Fels und Hochwald ew'ge Nacht erzeugt,
auf Flur und Thal den Riesenschatten neigt,
wo wilder Nord den Blumen Haß geschworen,
der Waldgesang vor seinem Brausen schweigt,
und selbst der sanfte Mond nur Schrecken zeigt.
Wie könnte doch, genährt in diesen Gründen
der kalten, nur gespensterreichen Nacht,
ein Herz in heißer Liebe sich entzünden?
von Blumendüften wird sie angefacht,
vom Lied des Hains im Bad der Sommernacht,
wenn laue Weste sanft um uns sich winden. —
Und doch so schön, als hätt' in Tempe's Thal
die glücklichste der Mütter ihn geboren,
als ob uns hassend die Natur zur Quaal

für unsre Herzen schaffend ihn erkoren — — —
Nein! so viel Herrliches geht nicht verloren: —
er kommt gewiß. O Sonne! noch ein Mal
sey still zu stehn in deiner Bahn beschworen: —
Selbstsüchtige! Du hast ihn schon gesehn,
sonst könntest du nicht wollen untergehn. *)

Sie singt zur Laute, um uns zu **stimmen** für den Genuß einer zärtlichen Scene: aber noch vor dem Geliebten erscheint ihre Vertraute Kamilla, und zeigt uns die **tragische Gefahr** dieser Liebe mit den Worten an:

O! sieh' ihn nicht zu oft! bedenke wohl.
Dein Vater ist der stolzeste der Römer,
Crescenzio, der alles Deutsche haßt,
als stammt' es aus der Hölle tiefstem Grunde,
der ohne Schmerz dem Paradies' entsagte,
wenn neben ihm ein Deutscher selig wäre.
Ein Deutscher ist der Fremdling.

Sie thut recht daran; wir mußten diese Gefahr kennen, um an den Liebenden Antheil zu nehmen: aber diese Gefahr kann so leicht **verschwinden**, daß wir fast mehr besorgt seyn müssen für das **Drama**, als für das Schicksal der Liebenden. Zwar wissen wir, daß der Fatalist Otto nicht nach der Herkunft der Geliebten fragen wird, um „den Gang des Verhängnisses nicht zu stören"; aber wenn sie nach **seinem** Stand und Namen fragt, wird er sie, **um den Gang des Verhängnisses nicht zu stören, belügen**? Und wenn er es nicht thut, wird sie dann nicht sich zu erkennen geben, um ihrem bedrängten Vater die kaiserliche Gnade auszuwirken, deren er so sehr bedarf?

Otto kommt. Sie forscht mit Feinheit nach seinem Stande:

Wollt ihr nicht ausruhn, edler Waidmann? oder,
wie nenn' ich sonst Euch, Herr?
(Sie setzen sich vor dem Tempel.)

Otto.

Mein Nam' ist Otto,
und Graf von Rheinfeld heiß' ich in dem Heer.
Euch aber, schöne Herrin, darf ich forschen,
mit welchem Namen Euch die Mutter grüßte,
da sie entzückt den ersten Kuß Euch gab?

Stephania.

Stephania.

Otto.

O wahrheitsvoller Name!
Ja wohl seyd Ihr ein Kranz von allen Blumen,
die auf den Himmelsauen sonnenrein
und unverwelklich blühn, die Engel pflückten,
zur Krone flochten mit den Lilienbänden,
daß sie den Sinn, den irdischen, entzückten,
und an den Himmel inniger ihn bänden.
(ihre Hand fassend)
Ja wohl ein Kranz! Mit allen Wonnerosen
wird Haupt und Brust des Seel'gen er umschlingen,
dem es gelingt, von allen schönen Loosen
der Menschlichkeit das schönste zu erringen,
sich anzubau'n in eures Wesens Glanz.
O wer doch werben dürft' um diesen Kranz!

So wird die Gefahr einer zu frühen Agnition vom Haupte des Drama abgewendet; aber leider auf Kosten des Antheils, den wir an dem Gange der Handlung nehmen würden, wenn die Unwissenheit, in welcher Otto bleibt, minder **willkürlich** wäre. Würd' es nicht besser seyn, wenn der Dichter Otto's seltsamen Schicksalsglauben weggelassen hätte? Wenn der Kaiser, wie jeder andere verständige Liebhaber, nach den **Eltern** der Jungfrau fragte, die er heirathen will, und wenn **Stephania** den Vater vor der Hand **verläugnete**, weil er der Feind ist, welchen der angebliche Graf Rheinfeld bekämpfen hilft? Wenn sie eben so, wie Otto selbst, einstweilen einen **falschen** Namen nennte? Der Anbeter, der so ganz unbekümmert um ihre Herkunft ist, mußt' ihr ja wohl **verdächtig** seyn, und es ist eine hyperromantische Unbesonnenheit, daß sie, nach geringem Sträuben der **Nationalfeindschaft**, den Liebesbund mit dem vermeintlichen Grafen von Rheinfeld schließt, welcher nur nach ihrem Taufnamen gefragt hat, ganz wie ein Liebesabentheurer, dessen Absicht über den Genuß einer erotischen Stunde nicht hinausgeht.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Bravissimo! M.

Aus Italien.

Unter den Ausländern, die sich in neuster Zeit Verdienste um die italienische Literatur erworben haben, soll billig auch der, als Conservateur der öffentlichen Monumente zu Paris, beym Ministerium des Innern, und als Chef-de-Bureau bey der Präfektur des Seine-Departements angestellt gewesene, **F. J. Lafolle** (geboren zu Paris 1780, gestorben ebendaselbst 1824) erwähnt werden. Er besorgte und begleitete mit Anmerkungen die fünfte Ausgabe von **Port-Royals italienischer Grammatik**. Dann gab er unter dem Titel: **Elisabetta, ovvero gli esiliati di Siberia**, eine Uebersetzung des vielgelesenen Romans der Mad. **Cottin**. Ferner wurden von ihm mehrere Briefe und Gedichte des **Vincenzio Monti**, worunter eines, das den Titel führt: **Der Degen Friedrichs II.**, ins Italienische, und hinwieder ein Vortrag des Professors **L. Mabil** zu Pavia, **über die Dankbarkeit der Gelehrten gegen mild und wohlthätig sich erzeigende Regierungen**, aus dem Italienischen ins Französische übergetragen. Seine, zu Mailand erschienenen **Tavole cronologiche degli uomini più illustri d'Italia, dal tempo della Magna Grecia fino ai giorni nostri**, machen einen Theil einer italienischen Ausgabe von **Guthries** Abriß der Erdbeschreibung aus.

Eine im Jahre 1823 zu Paris herausgekommene anonyme und pseudonyme Schrift, welche den Titel führt: Histoire de l'administration du royaume d'Italie pendant la domination française, précédée, 1. d'un index chronologique des principaux évènemens concernant l'Italie, depuis 792 jusqu'en 1784; 2. d'un catalogue alphabétique des Italiens et des Français au service de ce royaume etc. par Fréderic Coraccini, traduit de l'Italien, hat den Herrn Lafolie nicht zwar zum Uebersetzer, sondern zum wirklichen Verfasser, obgleich er solches in einem, in den öffentlichen Blättern erschienenen Briefe in Abrede gestellt hat. Die gedachte Schrift ist im Laufe von 1824, ohne jedoch neu gedruckt worden zu seyn, zum Zweytenmale ausgegeben worden, unter dem Titel: Mémoires sur la cour du Prince Eugène et sur le royaume d'Italie etc.

Bekanntlich hat die Frage, betreffend das Vaterland und die Familie des Columbus, von alten Zeiten her manche und mancherley Federn in Bewegung gesezt. Es sollte einerseits ausgemittelt werden, ob Columbus darum ein Genueser geheißen habe, weil er in dem Hafen von Genua Schiffer gewesen, oder aber, weil er zu Genua oder in einem der vielen benachbarten Flecken oder Städte, für welche man die Ehre, ihm das Daseyn gegeben zu haben, hat ansprechen wollen, wie z. B. die montferratische Ortschaft Cuccaro, Cogoletto, u. a. m. geboren worden, und andrerseits, ob er der Sohn eines armen Edelmanns, Dominik Columbus, oder aber der Sohn eines armen Plebejers und Wollenkämmers desselben Namens gewesen sey. Ueber beyde Punkte war, theils nach bloßen Conjecturen, theils auf die Grundlage ungleich lautender Traditionen seit dritthalb hundert Jahren verschiedentlich geschrieben worden, als der Direktor der königlich piemontesischen Archive und vormalige Staatsminister, Graf Napione von Cocconato, gebürtig von Pignerol, ein, zumal in Italien, durch mehrere geschäzte Arbeiten bekannter Schriftsteller, mehrere gedruckte Aktenstücke eines Prozesses zu Handen brachte, der das Majorat des Columbus betrifft, und seiner Zeit von dem königlichen Rathe von Indien, zwischen denjenigen, welche mit Ansprüchen auf jenes Aeltestenrecht, als Anverwandte des ohne männliche Leibeserben mit Tode abgegangenen Majoratisirten, glaubten auftreten zu können, zu Madrid war entschieden worden. Aus diesen Aktenstücken ging hervor, daß Balthasar Colombo, Edler und Herr zu Cuccaro, in gedachtem Prozesse als der nächste Collateral-Agnat des Verblichenen in aufsteigender Linie aufgetreten, seine Abkunft von einer der Partheyen war in Abrede gestellt, von der andern als rechtmäßig anerkannt und endlich, im Jahre 1608, nach fünf- und zwanzigjährigen gerichtlichen Erörterungen, durch einen Ausspruch in lezter Instanz war bestätigt worden. Von dieser Zeit an konnte die Frage wegen Columbus Familie keine literarisch-kritische Controverse mehr bleiben; es war auf eine von nun an unwidersprechliche Weise, durch einen souverainen und competirlichen Gerichtshof entschieden, daß der berühmte Seefahrer von adelicher Herkunft sey, und von den, zwar armen, Edelleuten von Cuccaro abstamme. Ueber die zweyte Frage, seinen eigentlichen Geburtsort betreffend, war zwar nicht richterlich abgesprochen; allein da die zahlreichen Depositionen, in Folge welcher Christoph Columbus, als aus dem Stamme der Colombo von Cuccaro entsprossen, war anerkannt worden, zugleich auch zu vernehmen gaben, daß er zu Cuccaro in dem gemeinschaftlichen Hause seiner Familie das Licht der Welt erblickt und das väterliche Haus frühzeitig verlassen habe, um sein Glück auswärts zu suchen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß Columbus nicht in der Stadt Genua geboren sey, sondern aus dem Montferratischen herstamme. Beyde Punkte hatte der Graf Napione, im Jahr 1804, in einer im fünfzehnten Bande der Memoiren der Turiner Academie enthaltenen, und 1808 zu Florenz mit einigen, auf den Gegenstand bezüglichen Untersuchungen zweyer seiner Freunde, der Hrn. Priocca und Berazza, nochmals aufgelegten Abhandlung näher auseinandergesezt. In Genua beeilte man sich zwar nicht sehr, ihm zu antworten; nach Verfluß von zehn Jahren aber, nämlich im Jahre 1814, sah man im dritten Bande der Memoiren der Academie von Genua eine von dreyen ihrer Mitglieder verfaßte Abhandlung zum Vorschein kommen, deren Zweck dahin ging, zu erweisen, daß Columbus Geburtsort kein andrer als Genua sey. Um dieselbe Zeit und im nämlichen Sinne erschien zu Rom eine anonyme Schrift unter dem Titel: La vera patria di Cristoforo Colombo. Dieser folgten, das Gleiche behauptend, noch mehrere andere, nämlich: zu Mailand 1818, la vita di Colombo von Bossi, eine Schrift des Barnabiten Spotorno, betreffend die genuesische Abkunft des Christoph Columbus, und zu Genua (1817 und 18) Bemerkungen über Ligurien von Bianchi, worin der gedachte Gegenstand auf dieselbe Weise behandelt wird. Inzwischen hatte schon im Jahr 1814 der Municipal-Rath von Genua sich unförmliche und unvollständige Abschriften der von Columbus in Spanien erhaltenen Privilegien und einiger andrer ihn betreffender Papiere aus den Turiner Archiven zu verschaffen gewußt, und ließ nun 1821 in seinem Versammlungssaale ein marmornes, mit Basreliefs und Erz verziertes Monument errichten, in welchem jene Abschriften niedergelegt und das Geschehene durch nachstehende Inschrift kund gemacht wurde. Quæ hic sunt membranas epistolasque expendito. His patriam nempe suam Columbus aperit. En quid mihi creditum thesauri siet. Dec. Decurionum Genuensium (Es sollen übrigens alle die hier verwahrten Papiere in Betreff des Vaterlandes des Columbus durchaus keinen Aufschluß geben.) Theils durch die vorstehende Inschrift, theils durch die mancherley, in Betreff des fraglichen Gegenstandes neu erschienenen Schriften fand der Graf sich bewogen, eine zweyte, über hundert Quartseiten betragende Abhandlung zu schreiben, welche im XXVII. Bande der Memoiren der Turiner Academie der Wissenschaften zu lesen steht. Sie enthält die wichtigsten Depositionen einer im Jahr 1583, auf Ansinnen des Königes von Spanien, an den Herzog von Mantua zu Casale zu Gunsten des oben erwähnten Balthasar C. angestellten gerichtlichen Untersuchung, wovon der Original-Codex, welchem jene Aussagen enthoben sind, in den Archiven zu Turin aufbewahrt wird. Nicht lange nachher wurde von eben dem Pater Spotorno, der im Jahre 1814 mit gewaltig großem Aufwande zu erweisen gesucht hatte, daß Chr. Columbus zu Genua geboren, seiner Abkunft nach ein Plebejer und seines Berufes ein Wollkämmer gewesen sey, der Streit in einer langen Vorrede zu einer Ausgabe der, den Columbus betreffenden Documente, Privilegien und anderer Papiere von Neuem angefangen. Dieses neue, zu Genua 1823 bey Ponthenier (337 und 8 S. in 4.) erschienene Produkt ist betitelt: Codice diplomatico Colombo americano. Auf diese Schrift endlich hat der Graf Napione die Vorrede zu einer, am 12. Febr. 1824 der Academie zu Turin vorgelesenen und späterhin durch den Druck bekannt gemachten „Abhandlung über die vornehmsten Regeln der Kritik“ nochmals in einem milden und gemäßigten Tone und mit Gründlichkeit geantwortet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 32.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 22. April 1825.

Dramatische Dichtkunst.

Der Liebe Zauberkreis, ein dramatisches Gedicht in fünf Akten von Dr. Ernst Raupach. Leipzig bey Carl Cnobloch. 1824. 130 S. 8.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Dichter im zweyten Akte in das Innere der Engelsburg uns geführt, und uns mit Crescenzio bekannt gemacht hat, den er, um der Tochter willen, wohl ein wenig interessanter und mitleidswürdiger hätte zeichnen können; läßt er uns eine zweyte zärtliche Scene zwischen den Liebenden sehen, die für ihren dramatischen Gehalt viel zu lang ist: denn es geschieht darin nichts, als daß Otto, weil er zum Heer zurück will, von Stephanien Abschied nimmt. Kaum ist er fort; so kommt ein Bote von Crescenzio, und meldet dessen gefährliche Lage. Stephania bereut nun, sich dem angeblichen Grafen von Rheinfeld nicht entdeckt zu haben, da er zum Vermittler zwischen dem Kaiser und ihrem Vater hätte dienen können. Sie beschließt es brieflich zu thun, und sofort nach Rom zu reisen. Den Rest des Aktes füllt Crescenzio's Ausfall aus der Engelsburg. Er unternimmt ihn, um sich durchzuschlagen, stößt aber, den Belagerern schon entronnen, auf den, zum Kampfe herbeyeilenden Kaiser, und wird von demselben nach tapferer Gegenwehr zum Gefangenen gemacht. Ein ganz zweckmäßiger Abschluß, da wir bereits wissen, daß der Kaiser den deutschen Fürsten versprochen hat, ihn als Rebellen richten zu lassen, und da wir fürchten müssen, daß Otto durch dessen Hinrichtung das Herz seiner Geliebten unwissentlich brechen, und seinem eignen eine unheilbare Wunde schlagen werde.

Im Zwischenakte ist Crescenzio von dem Gericht der deutschen Fürsten zum Tode durch Henkers Hand verurtheilt worden, und Theophania, die Mutter des Kaisers, ist in Rom eingetroffen, um demselben zu verkünden, daß sein Freywerber in der Person des hochwürdigen Arnulf von Mailand nach Konstantinopel abgegangen ist. Otto findet das sehr übereilt, als er es, in der ersten Scene dieses Aktes, von ihr vernimmt, und das kann Theophanien eben nicht befremden, da Graf Rudolf von Rheinfeld ihr bereits entdeckt hat, daß ihr Sohn mit einer unbekannten schönen Römerin in den Zauberkreis der Liebe gerathen ist. Inzwischen hat Stephania ihren Brief an den Grafen Otto von Rheinfeld abgeschickt, und da es außer Rudolf keinen Rheinfeld weiter im deutschen Heere gibt; so hat statt Otto's dieser ihn erhalten und unbedenklich erbrochen. Er theilt den Inhalt der Kaiserin Mutter mit, und diese benuzt ihn auf der Stelle zu dem Zwecke, den Kaiser aus dem Zauberkreise der Liebe wider seinen Willen zu erlösen. Daß der Brief an ihren Sohn gerichtet ist, macht ihr Rudolf höchst wahrscheinlich.

> Wenn ihr der Kaiser seinen Rang verbarg, —
> und daß er dieß gethan, ist mir gewiß —
> war meine Maske denn ihm minder tauglich,
> als irgend eine? bot sie nicht vielmehr
> am ersten und natürlichsten sich dar?
> Den Namen Otto geb' ich Euch zum Zeugen:
> den Rang verbirgt man der Geliebten wohl,
> den Namen schwerlich: denn der süße Laut
> soll einen fremden Namen nicht verschönen *).

Theophania.

> Gewiß! ich geb' Euch Recht. O wundersam
> und thöricht Schicksal! möchten nicht fürwahr
> die Thoren weinen, wie einst Philipps Sohn,
> daß alle Thorheit schon der Zufall fordert,
> und ihnen nichts zu schaffen übrig läßt?
> Die Tochter liebend, führt er mit dem Vater
> auf Tod und Leben Krieg, bekämpft ihn selbst,
> nimmt ihn gefangen, und bereitet ihm
> ein Blutgerüst, indessen er der Tochter
> den Weg zum Throne schon mit Purpur deckt.
> Habt Dank für Eure Treue, werther Graf,
> beym Licht der Fackel, so Ihr angezündet,
> soll, denk' ich, sich der Schild wohl finden lassen,
> der vor des Schicksals Streichen uns beschützt.

Sie befiehlt dem Grafen Rudolf die Hinrichtung des verurtheilten Crescenzio ohne weitere Anfrage bey Otto vollziehen zu lassen.

*) Fein empfunden!

M.

Das ist die Rettung, die mit seltener
Gefälligkeit der Dinge Lauf uns beut.
Was auch der Vater Schweres hat verschuldet,
ob er besiegt auch ist, ob auch gefangen,
ja schon gerichtet, alles macht ein Wort
des Kaisers ungeschehen, und die Tochter
des Losgesproch'nen kann den Thron besteigen.
Sie kann es nicht mehr, wenn des Vaters Haupt
um Hochverrath auf einem Blutgerüste
gefallen ist. Drum eilet, werther Graf,
beschleunigt jenes Richterspruchs Vollstreckung.

Mittlerweil' ist der Kaiser, in seinem Gemache, damit beschäftiget, bei dem berühmtesten Juwelier Roms den Brautkranz zu bestellen, welcher das schönste Haupt Italiens, Stephaniens Haupt, schmücken soll, und welchen er dem Meister Lamberto mit folgenden Worten vorzeichnet:

Aus reinem Golde schlingt sich, mit Perl'
und Amethyst durchwebt, der Reif um's Haupt,
abbildend Unschuld und Bescheidenheit,
die holden Stern' im reinen Frauenleben.
Darauf erhebet ob der Stirne sich
die Krone von Rubinen, die wie Sterne
sich um des Demants helle Sonne reih'n,
bedeutend, daß des Frauenlebens Krone
die feur'ge Liebe sey, die mit des Geistes
Beständigkeit und Klarheit sich verbindet.
Drey Blumen endlich sprossen aus der Krone.
Zur Linken eine von Smaragd, ein Zeichen
der Erden-Hoffnung, die der Lieb' entkeimt;
zur Rechten ein' aus Hyacinth, ein Bild
der Rosenstunden, die der Liebe leuchten;
und in der Mitte trägt die Höchst' im Kelch
den dunklen Sapphir, auf den Himmel deutend,
wohin die Liebe gern ihr Aug' erhebt.

Wäre die Liebe nicht im Besitze des Rechtes, in solchen Dingen bis zum Eigensinne genau zu seyn; so könnte der Kaiser kürzer wegkommen, wenn er dem Juwelier auftrüge, eine Brautkrone zu verfertigen, wie diejenige, welche Don Manuel in Schillers Braut von Messina beschreibt:

Um die Locken winde sich ein Diadem,
Gefüget aus dem köstlichsten Gestein,
Worin der feurig glühende Rubin
Mit dem Smaragd die Farbenblitze kreuze.
— — — — — — — . —
Und mit der Myrthe jungfräulichem Kranze
Vollende krönend sich das schöne Ganze.

Inzwischen sind wir weit entfernt, dem Dichter hier eine sogenannte Reminiscenz zur Last legen zu wollen. Er hat die angezogene Prunkstelle Schillers übertroffen. Der Kaiser Otto zeigt nicht nur mehr Geschmack, sondern auch mehr Liebe, als Don Manuel, indem er einen Kranz bestellt, der nicht blos schmücken, sondern auch Sinn haben soll, wie ein Selam, durch welchen die Zärtlichkeit in Blumen spricht. Auch gewinnt diese Stelle, in Vergleich mit der Schiller'schen, durch ihre Stellung im Drama; sie erregt Mitleiden mit dem Liebenden, weil wir wissen, daß der Schlag, welcher den Smaragd seiner Erdenhoffnung zerschmettern soll, bereits beschlossen ist, und weil wir sogar fürchten müssen, daß er in diesem Augenblicke schon gefallen sey.

Diese Furcht bestätiget der Dichter ohne Verzug. Crescenzio's Tochter wird gemeldet. Für den Vater Gnade zu erflehen, stürzt sie sich dem Kaiser zu Füßen, und hier erfolgt nun die Erkennung, welche der Dichter so sorgfältig aufgespart, und von der wir gestehen müssen, daß er sie vortrefflich zu benutzen gewußt hat. Stephania, die in dem Kaiser den Verfolger ihres Vaters gehaßt hat (s. S. 39), entsezt sich, als sie in demselben den geliebten Jüngling erkennt. Sie glaubt, Otto habe unter falschem Namen in das Netz der Lüste sie locken wollen, und bricht in Zorn gegen ihn aus, der augenblicklich wieder dem Gedanken weicht, daß ihres Vaters Leben in der Hand desjenigen ist, der ihrer Meynung nach ihre weibliche Würde beleidigt hat. Sie fleht; Otto gebeut einem Kämmerlinge:

Schnell! eil', als ob die Erde hinter dir
versinken sollte — ich begnadige
Crescenzio — und wer ein Haar ihm krümmt,
der stirbt von meiner Hand.

Sie dankt dem Erretter, sie nennt ihn wiederum „Geliebter," aber als er sie beschwört, dem Dämon der Verwirrung, der zwischen ihre Herzen sich gedrängt, die Hand nicht zu bieten, erwacht der vorige Kampf:

O laß mich! laß mich! glühend ist dein Arm,
der mörderisch, nach meines Vaters Herzen
Das Schwert geführt, in Ketten ihn geschlagen.
(Von ihm zurücktretend, mit Heftigkeit.)
Darfst du von Liebe reden? Liebe wird
in deinem Munde Schmach, ein Brandmal ätzet
Dein Kuß auf der Geliebten Stirn, kein Kuß,
ein Natterbiß, der ewig eiternd schwärt. — —
Drum schlichst du auch vermummt heran.
Ganz recht:
Die Hölle borgt ein heiliges Gewand,
um reine Seelen an den Pfuhl zu locken. —
O hätt' ich dich gekannt, als durch die Myrthen
in bunter Schlangen Glanz du kamst gekrochen —
da warst du mein, der Krone Zauber hattest
du, gleich dem Schlangenkönig, abgelegt —
o hätt ich dich gekannt, ich hätte dir
den Dolch gestoßen ins Verräther Herz. — —
Ich hätt' es nicht gethan — und wärst du selbst
der Fürst der Finsterniß, und hätt' ich auch
mit einem Strich die Welt bis zu den Grenzen
Der Ewigkeit von Freveln retten können, —
ich hätt' es nicht gethan — ich liebte dich. — —
Jezt hass' ich dich — jezt hass' ich grenzenlos. —

Noch einmal besänftiget Otto diesen Sturm im Tochterherzen; aber jezt tritt der Kämmerling mit der Nachricht ein, daß die Begnadigung für Crescenzio zu spät gekommen ist.

Otto, die Hand am Schwert.

Das lengst du, Bube. Wer doch hätt's gewagt?
es soll nicht seyn, der Kaiser will es nicht.

Kämmerling.

Er war verurtheilt, gnäd'ger Herr.

Otto, sich fassend:

Er wars.

(Auf seinen Wink entfernt sich der Kämmerling. Otto kniet vor Stephanien nieder. Pause)

Otto.

Stephania! du unglücksel'ge Tochter,
Und eines Unglückseligern Geliebte,
o! sprich ein Wort, o gieb mir einen Wink,
daß du verzeihst, was ich auch nicht verschuldet,
mir das vergiebst, was tückisch das Geschick
gethan hat, unsern Himmel zu zerstören,
nicht meiner Liebe denken willst mit Fluch.

Stephania.

(mit Heftigkeit aufstehend; Otto thut dasselbe)
Was Lieb' und Liebe noch? verfluchtes Wort,
das schmerzlich ringt mit meines Hasses Gluthen —
aus Liebe würgt der Aar — aus Liebe sticht
der Skorpion — aus Liebe morden Brüder
sich in der Schlacht — aus Liebe sengen Räuber —
aus Liebe mischt der Sohn dem Vater Gift. —
Das ist die Lieb' in deiner Natternbrust. —
Wie? oder ist es nur ein ruchlos Spiel?
er lebt — und du, ein schlauer Kaufmann, willst
der Schande Preis auf seine Rettung setzen!
Nur zu, mein blöder Schäfer! sag's nur laut —
Du siehst ja wohl, es ist die Schäferstunde.

Otto.

O all' Ihr Heiligen, sie ist von Sinnen?

Stephania.

Das bin ich, wozu sollen mir die Sinnen?
die Sonne leuchtet blutig — Blut entquillt
dem Erdenschoß — die Bäche rollen Blut —
die Luft ist blut'ger Dampf und riecht nach Blut —
Blut meines Vaters, das um Rache schreit. —
Geh' nur! eh' sich zur Frucht die Blüthen schließen,
wird dieser Rache Blitzstrahl niederschießen.
(Sie eilt mit Ungestüm davon.)

Otto.

O Lügenschicksal! das auf Eden weist,
und den Vertrauenden zum Abgrund reißt.

Diese Scene sehr zweckmäßig an den Schluß des dritten Aktes gestellt, ist der Culminationspunkt des dramatischen Interesse, sie vollendet die tragische Verwickelung, und ist meisterhaft bis auf einen einzigen, unbedeutenden Flecken. Bei der ersten Aufwallung des Zornes sagt Stephania:

Ein ächter Sohn der Höll', entlehntest du
Der Unschuld Larve zum Betrug.

Otto antwortet:

Halt ein!
Was schmähst du mich, nennst Satan meinen Vater?

Und das Wort Vater mahnt Stephanien daran, daß der ihrige in Gefahr und ihr Zorn nicht am Platze ist. Man sieht, der Dichter hatte das Wort Vater nöthig, und darum muß Otto auf eine widernatürliche, gezwungene Weise Stephaniens Vorwurf paraphrasiren. Das ist ein kleiner Flecken, zumal im Dialog der Leidenschaft.

(Der Beschluß folgt.)

Beschreibende Dichtkunst.

Sinnbilder aus der Pflanzenwelt, von J. F. Radda. Wien, Bek'sche Buchhandlung.

Der Verfasser dieser zum Theil sehr wohl gelungenen Deutungen der Pflanzenwelt widmet dieselben insbesondere den schönen Seelen des schönen Geschlechtes, den treuen Müttern als Erzieherinnen ihrer Töchter, die ja auch einst als Gattinnen und Mütter die Blumenkrone ihrer Zeit werden sollen.

Immer, so drückt er sich in der Vorrede aus, habe er an jenen Menschen Aergerniß genommen, die sich zum Endzweck der ganzen Natur und den gütigen Himmel zum Haushofmeister ihrer Bedürfnisse machen; die an der Sonne nichts finden als ein erwärmendes Licht, das die Erde heizt und leuchtet; die den Frühling nur für jene Zeit ansehen, worin sie den im Winter dumpfgewordenen Körper auslichten, mit einem Wort an allen denen, welchen die schöne Erde für nichts Höheres gilt, als für die Speise- Rüst- und Schlaf-Kammer der Menschheit. Er schrieb für diejenigen, denen das All Gottes als ein ewiges, sich immer verjüngendes Leben, jedes Vergehen als ein neues Auferstehen, jedes Grab als die Wiege eines frischen Lebens erscheint, und denen sich überall nur des Schöpfers ewige Liebe zu erkennen gibt.

Zur Probe mögen hier einige seiner Deutungen stehen:

Weinreben. Vitis vinif.

Weinende Rebe, du kühlst des Auges glühende Schmerzen!
Weinendes Auge, du stärkst ach! das verwundete Herz.

Kornblume. Centaurea Cyanus.

Wenn mit saurer Müh' der Landmann sammelt die Aehren,
Lächelst du freundlich ihn an, daß er des Segens sich freu';
Und er vergisset der Müh' und freuet sich dankbar der Früchte,
Windet dich fröhlich zum Kranz, um sich zu schmücken das Haupt.

Rose. Rosa.

Freuden verkündet dein Roth, doch die Dornen deuten auf Schmerzen;
Darum wirst du mit Recht „Blume der Liebe“ genannt.

•

Kleines Wintergrün. Vinca minor.

Immer behältst du dein Grün, auch im rauhen stürmenden Winter.
Glücklich, wen immer, wie dich, tröstend die Hoffnung umschlingt.

•

Faules Lieschen. Anagallis arvensis.

Liebliches Kindlein, schlaf süß in stiller Ruhe, in Frieden,
Der uns alle bewacht, wacht auch gewiß über dich.

•

Liebliches Kindlein! wach' auf, und öffne dein glänzendes Auge;
Siehe, der wärmende Strahl lächelt schon freundlich dich an.
Oeffne die Augen, und sag' dem Vater mit dankendem Blicke:
„Vater, ich danke, daß du über uns Alle gewacht!“

•

Ephen. Hedera helix.

Schwaches, nied'res Gewächs, wie mühsam kriechst du am Boden,
Wenn du nicht innig den Stamm kräftiger Bäume umschlingst!
Bild des Menschen, der, nur mit höheren Kräften vereinet,
Ueber der Erde Geschick sich zu erheben vermag.

•

Kornähre. Secale cereale.

Sah ich vor Kurzem dich nicht mit gehobenem Haupte noch stehen,
Wie du das nährende Korn dir von dem Himmel erbatest?
Und nun stehest du da, mit tief gesenketem Haupte,
Dankend dem Himmel, daß er gütig dein Bitten erhört. —
Lehre den Menschen, daß er vertrauend nach oben sich wende,
Und was er Gutes empfängt, dankend erkenne wie du.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— Folgendes ist eine Uebersicht der Verhandlungen der Academie der Georgofili zu Florenz, vom September 1823 bis Mai 1824. (S. Mbl. 1824, Nr. 31.) In der Sitzung vom 28. September verlas der Professor Gazzeri, als Actuar des Vereines, eine historische Uebersicht der von den Academikern im Laufe des Jahres gelieferten Arbeiten. — Der Marchese Ridolfi, als correspondirender Secretär, erstattete Bericht über die wichtigsten der Academie von ihren correspondirenden Mitgliedern eingesandten Werke, und sprach dann ein bedauerndes Wort zum Andenken des, um die toscanische Landwirthschaft hochverdienten Augustin Testaferrata. — In Abwesenheit des Professors Targioni Tozzetti, Direktors des botanischen Gartens, las der Dr. Calamandrei den gewohnten Jahresbericht über die in dem botanischen Gartengemach angestellten Beobachtungen und Versuche, welche ganz besonders zum Zweck hatten, das Verhältniß mehrerer Gattungen von Cerealien durch genaueres Gegeneinanderhalten zu bestimmen, die Abwechslungen der Temperatur und ihren Einfluß auf die Kraft der Vegetation bey verschiedenen Gewächsen genauer anzugeben, und die Ernten welche diese Vegetabilien lieferten, mit einander zu vergleichen. — Der Professor Calamandrei erstattete Bericht über die, zur Lösung der Frage, ob es, mit Hinsicht auf die Verschiedenheit des Erdreichs, des Klima und der Lage, zweckmäßiger sey, die Weinstöcke an Pappelbäumen in die Höhe zu ziehen, oder sie an Pfähle zu befestigen, eingegangenen Preisschriften. Es waren nicht mehr als zwey Abhandlungen eingesandt worden und den Preis erhielt ein correspondirendes Mitglied, S. B. Guarducci; inzwischen fand die Academie für gut, auch den Fleiß des zweyten Concurrenten, B. Pieracci, durch öffentliche Bekanntmachung seiner Abhandlung zu belohnen. — In einem wohl abgefaßten Aufsatze gab der Dr. Tartini-Salvatici Nachricht von den bedeutendsten Fortschritten der National-Industrie, und namentlich der Manufakturen, im Laufe des lezt verflossenen Jahres. — Sitzung vom 4. Jenner. Hr. Prof. Gazzeri legt einen Zweig der Cotyledon coccinea vor, der in voller Vegetation steht, obgleich er seit sechszehn Monaten von dem Mutterzweige abgenommen ist, und, durch Zufall, diese ganze Zeit über, an einem dunkeln und trockenen Orte, in Papier eingewickelt, gelegen hatte. Von dieser Thatsache nimmt Hr. G. den Anlaß, der Beobachtungen des Hrn. v. Candolle über die Lebenskraft einiger Pflanzen zu gedenken. — Der Dr. C. Passerini macht mit einem sehr einfachen Mittel bekannt, um Baumwollengarn und Baumwollenzeug auf eine dauerhafte Weise zu färben. Man bedient sich dazu eines Aufgusses von Kastanienschalen, die vermittelst eines besondern Verfahrens, welches die Gebirgsleute in Toscana Pula nennen, getrocknet werden. Die Farbe, welche sie liefern, hat Aehnlichkeit mit derjenigen des Indischen und Maltesischen Nankins. — Der Marchese Ridolfi weist der Academie ein neues Werkzeug vor, in Betreff dessen er glaubt, daß es bey den Arbeiten des Feldbaues mit Nutzen anstatt des Spatens gebraucht werden könne, und deponirt eine sich hierauf beziehende Abhandlung, von welcher er ein Bruchstück vorliest, um den Nutzen des neuen Instrumentes ins Klare zu setzen. Der Dr. Calamandrei, im Namen einer Commission, erstattet Bericht von der chemischen Untersuchung des, der Academie von J. B. Mazzoni, von Prato zugeschickten, mit der schönen Farbe Aleproth gefärbten Baumwollengarnes. Großes Lob wird dem Verfahren des Erfinders derselben zugetheilt, welches auch in industrieller Hinsicht um so größere Vortheile gewähren soll, da Hr. Mazzoni, um seine so preiswürdige Farbe zuwege zu bringen, von keinen andern, als inländischen Substanzen Gebrauch macht. — Der Hauptgegenstand der Sitzung vom 2. Mai war eine gelehrte Abhandlung des Hrn. Cosimo Ridolfi über die Freyheit des Getreideverkehrs. Er unternahm es, zu einem über diese Materie in der Edimburger-Revue enthaltenen Artikel einen Commentar zu liefern, führte seinen Kollegen zu Gemüthe, daß man sich vornehmlich in Italien zu jener Lehre bekannt, und sie ausgeführt habe, (bekanntlich haben sich in dieser Rücksicht zwey Schulen, die Neapolitanische und die Lombardische, jene von Genovesi, diese von P. Verri gestiftet, ausgezeichnet). Dann läßt er sich, verdienter Maßen, zum Lobe des Großherzogs Leopold vernehmen, welcher der erste die wohlthätigen Vorschriften der Oekonomisten bekannt gemacht und in Ausübung gesezt hat. Endlich fordert er die Academie auf, eine Lehre zu vertheidigen, die sie von ihren Altvordern geerbt, und sie gegen die Vorurtheile, welche, zum Nachtheile der Industrie und des Wohlstandes der Nationen, an ihre Stelle zu treten drohen, zu verfechten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 33.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 26. April 1825.

Dramatische Dichtkunst.

Der Liebe Zauberkreis, ein dramatisches Gedicht in fünf Akten von Dr. Ernst Raupach. Leipzig bey Carl Cnobloch. 1824. 130 S. 8.

(Beschluß.)

Im vierten Akte finden wir den Kaiser zwar mitleidswerth, aber auch ziemlich undramatisch wieder. Stephania ist entflohen. Er weiß nicht, wohin; er forscht nicht darnach; er hat sich ergeben in die Nothwendigkeit, auf den irdischen Besitz der Geliebten Verzicht zu leisten, und sich nach dem Willen der Mutter mit der griechischen Prinzessin Zoë zu vermählen, die nach Rom bereits unter Wegs ist.

Kein Rückfall, gute Mutter.
Ich weiß, Ihr fürchtet, daß Stephania
in meinem Herzen wieder auferstehe:
sie wird nicht auferstehn, sie war ja nie
in meiner Brust gestorben, wird es nie.
Doch dieses Bild ist auch das Einzige,
was ich von ihr besitzen kann: mit jeder
Unmöglichkeit, die zu Gebot' ihm steht,
hat sich das Schicksal zwischen uns geworfen:
es ist vorbey, das hab' ich klar erkannt.
Nun aber, liebe Mutter, hört auch auf,
ihr Bild zu fürchten: denn es thut mir weh,
daß meine Mutter fürchtet, was ich liebe.
(Er umarmt Theophanien und entfernt sich schweigend.)

An dem Stücke des v. Uechteritz ist es a. a. O. des Lit. Bl. S. 196. getadelt worden, daß der Held nur halbweg liebe, daß er ohne schweren Kampf verzichte. Allerdings steht seine Sache, seine dramatische Sache, dort weit schlimmer, als hier: denn dort ist es nicht die Tochter, sondern die Wittwe Crescenzio's, die er liebt, und zwar ohne Gegenliebe. Aber auch unser Dichter hat, bey weit besserer Anlage des dramaturgischen Plans, dennoch aus der Acht gelassen, daß der Antheil der Zuschauer an einem Heros der Liebe hauptsächlich auf der Stärke seiner Leidenschaft ruht, welche im lebhaften Kampfe derselben mit der äußeren Nothwendigkeit sich darthun muß, wenn die Zuschauer daran glauben sollen. Ein Kaiser, der entschlossen war, die Geliebte trotz aller möglichen Hindernisse der politischen Convenienz auf den Thron zu heben, interessirt eben durch die Stärke seiner Liebe, und verliert an Interesse, wenn wir ihn so leicht einer moralischen Convenienz weichen sehen. Und was ist es anders, als eine moralische Convenienz, eine Delicatesse der Empfindung, was ihm die Hoffnung raubt, trotz des unverschuldeten Unheils Stephanien noch zu besitzen, wär' es auch allenfalls auf Kosten von ein Paar Kronen? Von der Leidenschaft der Liebe wird — im Drama nämlich — billig gefordert, daß sie zu solchen Opfern fähig sich zeige.

Wir geben zu, daß die Gemüthslage Otto's nach dem eingetretenen Unglück, daß seine Stimmung zum Frieden mit dem Zwange des Verhängnisses, dem Charakter Otto's, wie der Dichter ihn angelegt und ausgeführt hat, angemessen ist, und wir werden bald sehen, daß der Verfolg der Handlung zum Theil darauf beruht: denn es lag in des Dichters Plane, von der Agnition an Stephanien zur Heldin der Handlung, und Otto zum passiven tragischen Opfer zu machen. Aber was nöthigte ihn, den Helden, der bisher handelnd erschienen war, in dieser passiven Gemüthslage uns zu zeigen? War es nicht genug, wenn er uns (zugleich mit Stephanien, die mit zerrissenem Herzen in die Gebirge des Apennins geflüchtet ist) durch den Boten von Rom erfahren ließ, daß der Kaiser im Begriffe stehe, seine Vermählung mit der griechischen Kaiserstochter zu feyern? wenn er uns im Zweifel ließ, sey es über die Wahrheit der Nachricht, oder über die Art, wie Otto zu diesem Entschlusse gekommen?

Auf Stephanien wirkt diese Nachricht ächt dramatisch, sie bläst die Flamme der Eifersucht auf, und bestimmt sie zu dem Entschlusse, nach Rom zu gehen und an Otto, je nachdem sie ihn treu oder untreu finden werde, entweder die Rechte der schwärmerischen Liebe oder die der Rache geltend zu machen. Würden wir die tapfere Liebesheldin nicht mit weit größerem Antheile nach Rom begleiten, wenn wir nicht schon aus den Ge-

sprächen Theophaniens mit Rudolf und Otto's mit Theophanien wüßten, wie wir dort die Lage der Dinge, der inneren und äußeren Dinge, finden werden?

Wir finden Hochzeit im kaiserlichen Pallaste (ein Glück, daß wir die Braut nicht zu sehen bekommen, die dabey eine undankbare Nebenrolle spielen müßte), und ein Edelknabe bringt dem neuvermählten Kaiser, der dem Mißlaut der Festmusik sich in einem einsamen Gemache zu entziehen sucht, einen Brief von Stephanien.

Otto, halb für sich lesend.

Noch einmal sehen — — ew'ges Lebewohl — —
dann seelig sterben — — nur dein Bild im Auge — —
das lezte Erdenbild — — Stephania.
(Zu dem Edelknaben.)
Wo ist der Knabe, der den Brief gebracht?

Edelknabe.

Er harrt der Antwort an der hintern Pforte.

Otto.

Geh! er soll eilen, sagen, daß ich komme.
Laß dir den Weg nach seiner Wohnung zeigen,
daß du mich führen kannst, und harre mein
dann an derselben Pforte. Aber schweige,
wenn dir dein Leben lieb ist, bleibe stumm.

Edelknabe.

Das hab' ich schon in meinem Dienst gelernt.
(Er entfernt sich.)

Otto.

Stephania! — o Gott! — ich muß sie sehen —
noch einmal ruhn an der Madonna Brust;
noch einmal fühlen ihres Athems Wehen,
und an dem Göttertrank der seel'gen Lust
den Geist berauschen, und entzückt vergehen.
So fahre wohl, du kalte Griechenbraut!
Es mag der Scythe sich mit dir vermählen,
auf den die Sonne frost'gen Blickes schaut,
den wird das Eis in deiner Brust nicht quälen.
Bey ihr, bey ihr ist ew'ger Wonne Fluth,
in ihren Armen springt der Born des Lebens;
zum Freudengeist wird jeder Tropfen Blut,
und nicht ein Puls des Herzens schlägt vergebens.
Sie spendet Glück nicht wollend, unbewußt;
du kannst auch lächelnd Liebe nicht erwerben,
und sie umglänzt im Zorn noch Himmelslust.
O schöner ist's an ihrem Busen sterben,
als ewig seyn an deiner kalten Brust.
(Er will wegeilen, bleibt aber plötzlich stehen.)
Und meine Mutter? — — Ach, es ist vorbey!
Die Kett' ist angelegt auf immerdar — —
Noch einmal will ich nur sie wieder sehn,
und dann dem Elend kühn entgegen gehn.

Stephania zweifelt Anfangs, daß Otto kommen werde, und für diesen Fall soll ihr Dolch das Herz des Verräthers im Pallaste aufsuchen. Aber der Knabe meldet, daß er komme, und für diesen zweyten Fall ist Milderes, wenn schon nicht minder Tragisches beschlossen.

Kamilla.

Was willst du thun? o Gott was kannst du thun?

Stephania.

Nur eines bleibt mir, nur ein Einziges.
Warum auch eilten sie so fürchterlich
des Sacramentes nie zu lösend Siegel
zu drücken auf den unheilschwangern Bund?
Warum verirrten wir uns in den Bergen?
und kamen heut' erst, und warum nicht früher?
nur eines Tages flücht'ge Stunden früher?
Es sollte seyn — ich thue, was ich muß.

Kamilla.

Beginne nichts, Geliebte — jezo nichts,
bewegt, berückt von blinder Leidenschaft.

Stephania.

Nun, wenn sie blind ist, tritt ihr aus dem Wege,
damit nicht schuldlos sie, des Lichts beraubt,
dich unerkannt in ihrem Lauf zertrete. — —
Doch nein! Du redest wahr. Geh, fürchte nichts!
Ich bin nicht rasend; alles wird sich still
und friedlich endigen.

Kamilla.

Versprichst du mir's?

Stephania
(sich in Kamillens Arme werfend)

Mit diesem Kuß, Geliebt', ist dir's versprochen.

Otto kommt, voll Lieb' und voll Schmerz, aber auch voll Resignation. Die Liebenden vergeben einander ihre wechselseitige Schuld, die so leicht ist, daß es der förmlichen Vergebung kaum bedarf: denn Otto hat nichts, als seinen obengerügten Fatalismus, und Stephania nichts, als ihre Aufwallung gegen den Geliebten bei der Nachricht von Crescenzio's Hinrichtung auf dem Gewissen. Beyde verzichten auf irdische Vereinigung und schließen eine Verlobung für die Ewigkeit. Ihr Blut, in Wein geträufelt, soll den schwärmerischen Liebesbund befestigen. Sie trinken, und wir sehen den Kaiser an Stephaniens Brust sanft entschlummern, um nicht wieder zu erwachen; im Weine war schmerzlos tödtendes Gift. Die zärtliche Mörderin küßt die Hand der Leiche.

O zürnst Du, daß ich Dir den Tod gereicht?
wenn Du mich liebtest, wirst Du mir vergeben.
Wir konnten anders nicht verbunden seyn;
jezt ist der Streit geschlichtet — Du bist mein.
(sie umarmt ihn, und bleibt dann ihn betrachtend, über ihn gebeugt stehen)
Wie schön Du schläfst, mein Freund, sanft hingegossen
ein schöner Tag im Herbst, wo abgeblüht
die Blumen sind, der Farben Pracht verschossen,
der Abend selbst nicht mehr in Rosen glüht,
mit mattem Gold nur leise sich umzieht. —
Wie süß Du schläfst, mein Freund, als ob im Traume

der Engel Dir des Herzens Wunsch erfüllt,
enthoben diesem angstbegrenzten Raume,
die Seele dort ihr Sehnen schon gestillt. —
So schön! so süß! wie wirst Du jenseit prangen,
wann auferstehend sich der Leib verklärt —
o glühend liebend will ich Dich umfangen — —
Ach daß die Nacht — so lange — lange währt!
(sie küßt ihn nochmals, dann richtet sie sich auf)
Ich folge Dir — die schwarze Taube senket
sich auf mein Haupt, schon fühl' ich ihr Gewicht. —
Auch du, mein Vater, wirst mir dort versöhnt
entgegen kommen — nicht mehr blut'ger Schatten:
denn sieh — ein Opfer hab' ich dir gebracht,
wie keine Tochter noch dem Vater brachte:
ein Glück, wie keines keiner hat geblüht,
ein Glück, wie keines keiner blühen wird,
und das als Nebenschmuck drey Kronen trug. —
Es bringt der Schlummer — —
(sie kniet nieder an das Ruhebett und legt ihr Haupt darauf)
Hier will ich entschlafen —
das ist die Brautnacht — heimlich und vertraut —
an ihres Bräut'gams Seite ruht die Braut.

Theophania stört diese Ruhe durch ihren stürmischen Eintritt; aber die Braut vertheidiget ihren Platz.

Zurück, wem noch das Herz für's Leben schlägt —
ich hab' ihn nicht gemordet — — er war mein — —
er wollte mein seyn — — und ich habe nur
zurückgenommen — — was Ihr — mir geraubt.
Sie verscheidet an des Geliebten Seite.

Der Dichter ist selbst Kunstrichter, und zwar, was die Tragödie anlangt, einer von den strengen, welche von der Fabel des Stückes fordern, daß sie in dichterischer Ausführung eine erhabene Grundidee anschaulich machen soll. Welche Idee hat er hier versinnlichen wollen? Den Zauberkreis der Liebe, antwortet der Titel; aber der ist eben nicht erhaben. Die Kraft, der Muth der Frauenliebe, den Geliebten aus dem Drange der irdischen Verhältnisse zu entführen und mit ihm in die überirdische Heimath zu entfliehen, das ist unfehlbar die Grundidee des Gedichts, und dieser kann die Erhabenheit nicht abgesprochen werden, wenn sie gleich keine furchtbare Erhabenheit hat. Der Dichter hat diese starke Seite des schwächeren Geschlechts mit aller Stärke der Poesie dargestellt, was auch immer die Dramaturgie an der Darstellung auszusetzen haben mag. Das Wichtigste davon haben wir bereits angedeutet: Die lockere Basis, die Willkürlichkeit, oder, juristisch zu reden, die Vincibilität des Irrthums, welcher den tragischen Knoten schlingt, und die passive Ergebung des Helden, den der Knoten umstrickt. Daß er es nicht ist, der ihn sprengt, ist der oben angedeuteten Grundidee gemäß; aber er sollt' es wollen, sollte versuchen, was der kühneren Geliebten gelingt um den Preis einer Spanne Zeit. Abgesehen von diesen Mängeln, ist das Gedicht des Dichters würdig, und reich an Schönheiten und Kräften der Diction. Daß die genannte frühere Bearbeitung des nämlichen historischen Grundstoffes mit Raupachs Werke keine Vergleichung aushält, begreift sich von selbst aus obiger Darlegung, deren Ausführlichkeit der geachtete Name des Dichters und der Werth der Dichtung rechtfertigen werden.

Schön Ella. Volks-Trauerspiel in fünf Acten. Von Friedrich Kind. Leipzig b. G. J. Göschen 1825. 246 S. 8.

Ein Volks-Trauerspiel? Wenn das heißen soll ein Trauerspiel für diejenige rohe, unaufgeklärte Masse, welche man Volk zu nennen pflegt; so kann der Verfasser seine Hoffnung auf den Beifall des Volkes lediglich darauf gebaut haben, daß er einen Stoff wählte, der bereits, von einem populären Dichter mit großem Kunstgeschick behandelt, ein großes Publikum lebhaft angesprochen hat. Seine Schön Ella ist nämlich nichts anders, als Bürgers Lenore *), opermäßig-bunt verbrämt und mit dramatischen Schellen behängt. Ella hat eine blinde Mutter, und zum Anbeter einen Goldschmied Joseph und einen reichen Kaufmannssohn Wilhelm. Ihr Herz, von der Eitelkeit geleitet, neigt sich für den Lezt-genannten, der es eben so ehrlich meint, als Joseph; sie läßt sich durch eine alte Wahrsagerin verleiten, mit demselben einen Liebesbund zu schließen und in seiner Begleitung einen Maskenball zu besuchen. Hier findet sich zufällig auch Joseph, erkennt Nebenbuhler und Geliebte, ohne von ihnen erkannt zu werden, und nimmt die Ausforderung zu einem Fechterspiel mit Wilhelm an, (vide Hamlet!) welches zur Ergötzlichkeit der Gäste mit Rappieren gehalten werden soll, und wobey er seiner Eifersucht wenigstens durch Stöße Luft machen kann. Während des Spielgefechtes springt von Wilhelms Rappiere der Knopf ab; einige Masken bemerken es und gebieten

*) Ein Beurtheiler in der Zeitung für die elegante Welt. 248, Sp. 1986 sagt, die Fabel sey vermuthlich in einer alten Volkssage enthalten. Hat er denn Bürger's Lenore nicht gekannt? Die hätt' ihm doch wenigstens einfallen müssen bey Lesung des Anhanges, wo Kind die Lenore aus Arnim's und Brentano's Wunderhorn mit ihrem: „Die Todten reiten schnell", hat abdrucken lassen; freylich ohn' uns zu sagen, zu welchem Behuf. Hat er uns dadurch verbergen wollen, daß er von der Scene an, wo Ella das Heer heimkehren sieht, bis zu dem erzählten Ritte mit dem todten Geliebten, nach Bürger's Ballade arbeitete? Unmöglich! Warum also will es die elegante Zeitung mit ihrem „vermuthlich" verhehlen?

Müllner.

Halt; der Eifersüchtige bricht aber auch seinen Knopf vom Rappiere, dringt wüthend auf den Gegner ein, und wird von diesem erstochen. Wilhelm, als Mörder zur Flucht genöthiget, geht unter ein schwedisches Regiment, wird durch Tapferkeit Hauptmann, bleibt seiner Ella treu, und schreibt nach einer von den Schweden gewonnenen Schlacht, daß er heimkommen werde mit dem siegreichen Heer, um die Braut heimzuführen; was jezt um so thunlicher ist, da inzwischen Wilhelms Vater, welcher der Heirath entgegen war, aus Gram über die That des Sohnes und aus Bekümmerniß um sein Schicksal, das Zeitliche gesegnet hat. Das Heer kommt, aber Wilhelm ist nicht dabey; er ist gefallen im Gefecht mit einer Streifparthey, welche nach der Schlacht die Sieger beunruhigte. Ella, voll Verzweiflung, klagt die Gottheit an, ihre alte blinde Mutter stirbt, und sie erklärt es (S. 194.) für den höchsten Fluch, geboren zu werden. In der Nacht, wo die Mutter begraben werden soll, klingelt eine unsichtbare Hand dreymal an der offen stehenden Hausthür, Ella tritt heraus auf die Freytreppe des Hauses (perron), die nächste Straßenlaterne erlöscht, Wilhelm erscheint, sie stürzt sich dem Gespenst in die Arme, stößt einen furchtbaren Schrey aus, und wird von dem Geiste fortgetragen. Nachdem die Scene sich in den Garten verwandelt hat, wo Wilhelm ihr zuerst von Liebe sprach, kommt sie wieder, zwar unversehrt, aber von Wahnwitz befallen, in dessen Paroxismus sie den Geist aufgibt.

Wenn der Verf. diesen traurigen Ausgang in einen erwünschten verwandelte, und ein Componist, wie Weber, das Drama in Musik sezte; so könnte es wohl seyn, daß es von der Bühne herab bey dem Volke eben so viel Beyfall fänd', als der Freischütz, dessen Stoff Herr K. bekanntlich aus Apels und Wagners Gespensterbuche genommen hat. Aber als Tragödie und ohne Opermusik wird es eben so wenig dem Volke, als den gebildeten und mit Kunstsinn begabten Zuschauern oder Lesern gefallen. Die Hauptwirkung des Vorbildes, der Bürger'schen Ballade, beruht auf der Einfachheit und Größe der Verschuldung: Gotteslästerung, frevelhafte Verzichtleistung auf die ewige Seligkeit in ungezügeltem Schmerz'; und auf dem Grausen erregenden Ritt, welcher die getäuschte Sünderin ihrer Straf' entgegenführt. Jenes Element ist hier entstellt durch die Andichtung von früheren, kleinen Verschuldungen, und von zufälligen Umständen, die das frevelnde Uebermaaß des Schmerzes entschuldigen; dieses hingegen ist seiner Natur nach auf der Bühne nur en récit zu gebrauchen, und die Erzählung, welche Ella von ihrem Ritte zum Brautbette macht, ist neben der Bürger'schen Schilderung pures, blankes Wasser. Schön Ella berichtet heimlich thuend:

Im Morgengrau ist er gekommen,
Hat auf den starken Arm mich genommen —
Hu! wie er so fest, so kalt mich umschloß! —
Hat mich geschwungen auf's schwarze Roß —
Flüsterte traulich, im Tannenwald — weit,
Meilenweit — stehe das Brautbett bereit — —
Wie Windessausen,
Wie Wogenbrausen,
Flogen wir an den Weiden dahin!
„O nicht so jach, Lieber!" —
Er hörte nicht;
Am Hochgericht
Vorüber, vorüber,
Wo die Kind'smörderin
Schauet vom Rade,
Wo ihr Gebein
Im Mondenschein,
Der Schädel im nächtlichen Thaue bleicht —
Seht! fühlt! auch meine Locken sind feucht —
Ha! was willst du dort oben allein?
Wie fänd denn ich Gnade?
Du hast nur einmal das Messer geröthet,
Aber schön Ella hat Viere getödtet!

Die gute Ella mag heimlich thun, so viel sie will und kann; unheimlich wird uns dabey nicht zu Muthe. Das Gartenthor, an welchem die allein, ohne Gespenst, und per pedes apostolorum zurückkommende Ella *rüttelt*, um eingelassen zu werden, mag immerhin ein *eisernes* seyn; es steht hölzern da in Vergleichung mit Bürger's Kirchhofs-Pforte:

Rasch auf ein eisern Gitterthor,
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel.

Und der gespenstige Rapp sammt dem Reiter Tod, die Chodowiezki so poetisch in Kupfer gestochen hat — es ist hier nichts, was von diesen beyden Erscheinungen die Stelle vertreten könnte, als etwa das Drama selbst und der Dichter, der dieß Roß gemalt hat, um die Braut des Volksbeyfalls darauf heimzuführen. Der Rapp sprüht zwar, wie bei Bürger, Feuerfunken; aber er versinkt auch am Ende, und —

Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fällt ab wie mürber Zunder,
Macht dieses Stück bey'm Volke Glück,
So ist's ein deutsches Wunder *).

---

*) Das Wunder kann sich leicht begeben,
Denn wunderlich ist Volkes Gunst,
Und grausend zwischen Tod und Leben,
Wie Leonore, ringt die Kunst.

Müllner.

Nr. 34.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 29. April 1825.

Unterhaltungs-Literatur.

Die Braut, ein romantisches Gemählde von Walter Scott übersezt von W. A. Lindau. Zweyte verbesserte Auflage. Dresden 1822. in der Arnold'schen Buchhandlung. Erster Theil 219 S. 8. Zweyter Theil 215 S. Dritter Theil 206 S. 8.

Die mannichfachen und bedeutenden Vorzüge der Werke des gefeyerten Schotten, den der Titel dieses Romans nennt, sind nicht nur von seinen Landsleuten, sondern auch im Auslande, wo man jene Werke durch Uebersetzungen verbreitet hat, so laut und fast einstimmig anerkannt und gepriesen worden, daß man, wenn man es unternimmt, die Leser auch auf ihre Mängel oder auf das aufmerksam zu machen, was die ernste Kritik anders wünschen möchte, als es gegeben worden, wohl nicht in den Verdacht kommen wird, als wolle man dem um die neueste Literatur so hoch verdienten Schriftsteller ein Blatt aus dem Kranze rauben, den ihm die nach geistreicher Unterhaltung verlangende Lesewelt längst gewunden hat. Refer., dem das Nil admirari! zwar nie Riegel war, der vielmehr keine angenehmere Beschäftigung kennt, als bey einem Werke der Kunst die Lichtseite hervorzuheben, und der der Meynung ist, der wahre Mensch müße sich des Schönen und Guten erfreuen, ohne zu fragen, wo es sich finde oder von wem es gethan oder geschaffen worden, kann dessen ungeachtet nicht umhin zu gestehen, daß die Kritik ihm nicht minder verdienstlich vorkomme, welche an einem bedeutenden Werke der Literatur oder Kunst die Schattenseite zeigt, versteht sich, mit Anstand, Würde, Unpartheylichkeit und daraus entspringender Achtung gegen das Talent, welches etwas Bedeutendes zu erzeugen im Stande war. Mit diesen Ansichten wendet er sich zur kritischen Anzeige des oben genannten Werkes, und trägt kein Bedenken zu behaupten, daß es ihm nicht als eines der vorzüglichsten des berühmten Autors erscheine, vielmehr in manchen Theilen nicht unbedeutende Schwächen verrathe. Folgende Analyse wird diese Aeußerung bestätigen. Die Fabel scheint bey jedem Romane, auch wohl bey jedem dramatischen und erzählenden Gedichte eine der Hauptsachen zu seyn, denn sie muß die Idee enthalten, aus der das Werk hervorgegangen ist und worauf Alles in demselben näher oder entfernter hindeuten soll. Hier ist die Fabel gut, oder interessant, so einfach sie auch eigentlich scheinen mag, denn sie gibt dem Dichter Stoff und Gelegenheit, die Menschheit, oder das was den Menschen zum Menschen macht, die Freyheit, nämlich die moralische seiner Natur, im Kampf mit den Schicksalen zu zeigen, und wenn dieser auch nicht zum irdischen Glück der Kämpfer führt, ihn im Glauben an eine Welt zu erheben, wo das Gute und Edle seines Lohnes nicht entbehren wird. Die Fabel ist tragisch im eigentlichsten Sinne des Wortes, denn sie erregt Schmerz, um vor herbern Schmerzen zu bewahren, oder von ihnen zu befreyen, wie der weise Arzt den Kranken heilt nicht durch wohlschmeckende Speisen, sondern durch bittere Arzneyen. Wir sehen nämlich das edle schottische Geschlecht der Ravenswood in jener anarchischen Zeit, welche auf Vertreibung des Königs Jakob folgte, größtentheils durch Ungerechtigkeiten, aber im Wege Rechtens, aller seiner Güter beraubt, so daß der lezte Sprosse desselben nichts mehr behält, als eine alte verfallene Burg. Im Besitze der Güter seiner Vorfahren befindet sich ein Rechtsgelehrter und Parlamentsglied Ashton, der Mann, der am meisten zum Unglücke des Hauses Ravenswood beygetragen hat. Auf einer Jagd, welche Ashton auf seinen neuerworbenen Besitzungen anstellt, kommt er bis dicht an jene Burg, wo sich eben Edgar, der Junker von Ravenswood, nach Beerdigung seines Vaters, der aus Gram über den erlittenen Verlust gestorben ist, aufhält. Bey Ashton befindet sich seine schöne Tochter Luzie. Ein Unwetter nöthigt Vater und Tochter eine Zuflucht in der alten Burg zu suchen. Edgar, der Junker von Ravenswood, gewährt sie ihnen, ohne den Haß zu hören, der ihn zur Rache an seinem Feinde treibt. Die schöne Jungfrau, die Tochter seines Todfeindes, verstärkt den tiefen Eindruck auf sein Herz, den sie schon früher darauf gemacht, als er sie zufällig aus einer Lebensgefahr rettete,

ja entzündet endlich eine heiße Leidenschaft in ihm. So geräth der Jüngling zuerst in den Kampf zwischen Pflicht — den Tod des Vaters zu rächen — und Liebe. Die Liebe siegt besonders, da sich Ashton so benimmt, daß er den Haß des Jünglings besänftigen muß, indem er ihn hoffen läßt, durch den Besitz der Geliebten nicht nur glücklich zu werden, sondern auch dereinst wieder zu einem Theile seines Eigenthums zu gelangen. Diesen glücklichen Aussichten für Edgar stellt sich nun ein feindlicher Dämon in Ashtons Gemahlin entgegen, welche, von unmäßigem Stolze verblendet, den verarmten Junker nicht zum Eidam will.

Jezt erhebt sich der Kampf der Liebenden mit dem Schicksale, und dieser Kampf auf ihrer Seite durch Muth und Treue, auf Seiten von Luzien's Mutter aber mit List, und Beharrlichkeit, und Anwendung von Betrug und Lüge geführt, endet so, daß die Jungfrau, einem Andern durch Zwang und Täuschung vermählt, ihr Leben im Wahnsinn endet, und Edgar gleichfalls selbst gesuchten Tod findet. Diese einfache, wohl ersonnene, und da die Liebenden bis an's Ende sich tadellos und edel benehmen, den lebhaftesten Antheil erregende Fabel, welche auch an sich geschickt und zweckmäßig geleitet wird, so daß der Leser die Hauptpersonen stets mit Vergnügen hervortreten sieht, verliert doch an Wirksamkeit auf des Lesers Gemüth durch eine gar zu große Breite und Weitschweifigkeit der Behandlung, denn sie ist durch drey ziemlich starke Bände durchgeführt. Um dieß möglich zu machen, mußten eine Menge Personen herbeygezogen werden, die, wenn sie auch der Handlung nicht fremd sind, doch auch nicht alle so wesentlich in sie eingreifen, daß man sie nicht zum Theil für überflüssig halten sollte. Dazu kommt, daß dem Leser die Schilderung des Zustandes von Schottland, in jener Zeit, wo die Geschichte spielt, deßhalb nicht eben anziehend, ja fast seine Geduld ermüdend erscheint, weil sie zu allgemein gehalten ist, und die Partheyungen und Spaltungen mehr weitläuftig besprochen, als in bedeutenden Zügen zur Anschauung gebracht werden. Wie ganz anders hat gerade diesen Punkt der Verf. in andern seiner Darstellungen behandelt, z. B. im Evanhoe und in den andern neuesten Produkten seiner fleißigen Feder wie z. B. dem Quentin Durward. Hier lebt die Zeit vor den Augen des erstaunten Lesers. In der Charakterschilderung, worin bekanntlich dieser Autor Meister ist, vermissen wir hier doch viel von jener tiefen Wahrheit und Originalität, wodurch seine Personen sonst so höchst bedeutsam erscheinen. Man hat schon oft die Bemerkung gemacht, daß W. S. die Hauptpersonen gerade nicht immer am glänzendsten und vollendetsten in der künstlerischen Ausführung hervortreten lasse, dieß kann man nun von Edgar und Luzien gerade nicht sagen, denn beyde sind so behandelt, daß sie in ihrer Eigenthümlichkeit bestimmt sich darstellen, allein diese Eigenthümlichkeit selbst verräth ein wenig Flachheit, so daß man glaubt, dergleichen Liebenden schon oft in ähnlichen Werken begegnet zu seyn. Weit origineller erscheint dagegen Edgar's alter Diener Caleb, der ein Muster von fester Treue und Ergebenheit gegen seinen Herrn ist, und es nicht ertragen kann, die Armuth desselben bloßgestellt zu sehen, daher oft, um diese zu bedecken, zu den wunderlichsten Mitteln, ja zu Lügen und Täuschungen aller Art seine Zuflucht nimmt. Weil er aber dieß immerwährend und gar zu oft wiederholt, wird er doch langweilig, und man merkt es dem Dichter an, daß er diese Person fast wie ein Palliativ gegen die gefürchtete Ermüdung des Lesers bey manchen Theilen des Werkes braucht. Luzien's Vater, Ashton, der eine Hauptperson ist, tritt fast nirgends bedeutend genug hervor, um den Antheil des Lesers in hohem Grade auf sich zu ziehen. Seiner Gemahlin gegenüber erscheint er nur negativ. Diese dagegen, nur zu positiv, würde durch ihre Energie und Entschlossenheit noch mehr zu Belebung des Ganzen beytragen, wenn sie nicht erst gegen Ende des Werks handelnd aufträte, was jedoch der Anlage nach nicht wohl anders möglich ist. Personen von so entschiedenem Charakter, wie diese, entscheiden auch meistens gern und ihrer Natur gemäß. Wie in vielen andern seiner Romane, hat der Verf. auch hier die Sphäre des niedern Lebens in seine Darstellung gezogen und viele Charaktere daraus aufgestellt, allein sie sind mehr geschildert als in Handlung gesezt, wenigstens greifen sie nicht bestimmend in den Gang der Begebenheiten ein, sie scheinen mehr zur Verzierung des Bildes da zu seyn. Dahin gehört die Alte, welche im ersten Theile S. 51. so gut conterfeyt wird, dann die Böttcherfamilie im zweyten Theile, aus deren Hause Caleb die Braten entwendet, um seines Herrn Tafel zu besetzen, ferner die grauenhaften Leichenweiber, die zu Ende des dritten Theils auf dem Kirchhofe erscheinen, und sehr stark an Macbeths Hexen erinnern. Das Geheimnißvolle und Spukhafte hat der Verf. auch hier nicht unbenuzt gelassen, um den Reiz der Darstellung zu erhöhen. So kündigt schon eine alte Prophezeihung den unglücklichen Tod des lezten Sprößlings der Familie Ravenswood an, so erscheint am Nixenborn eine Spukgestalt, Luzien's Figur nachäffend, so krächzen die Raben auf den Gräbern, die alten Leichenweiber allerley unheilverkündende Töne, doch ist dieß Alles im Zusammenhange des Ganzen bey weitem nicht ergreifend genug behandelt, um das Gemüth des Lesers zu erschüttern, oder mit dem Riesenbilde einer unbekannten Welt hinter dem Vorhange, den die Erscheinungen der uns umgebenden bilden, tief aufregend zu erfüllen. Dagegen aber müssen wir dem Dichter die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er das Verhältniß der Haupt-

personen, besonders der Liebenden zu einander mit großer Wahrheit, Wärme und Innigkeit zu behandeln und der Theilnahme des Lesers zu empfehlen gewußt hat; auch fehlt es nicht an ergreifenden, wohl gezeichneten Situationen aller Art. So ist vorzüglich der Schluß ob auch grausenvoll, doch ein Beweis, mit welcher Kraft und Sicherheit dieser Seelenmaler den Pinsel zu führen weiß. Dabey gewinnt er auch hier das Herz des Lesers durch die überall herrschende Achtung vor der Sittlichkeit, welche auch nicht in einem Zuge verlezt wird. Genug, dieser Roman behauptet troß der früher gerügten Mängel, doch immer eine nicht unbedeutende Stelle unter den vorzüglichen Erscheinungen seiner Art. Die Uebersetzung, mit einigen historischen Bemerkungen versehen, ist leicht und fließend gearbeitet, und läßt sich lesen, wie ein deutsches Original.

X. r.

Lexikographie.

Neues Conversations-Lexikon oder encyclopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände. Herausgegeben von einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten. In 12 Bänden. 1ster, 2ter, 3ter Band. Köln und Bonn im Comptoir für Kunst und Literatur. 1824. Jeder Band gegen 800 S. gr. 8. (Abonnement-Preis des Ganzen 12 Rthlr. Berl. Cour.)

Das Publikum hat angefangen dahinter zu kommen, daß das weit verbreitete Leipziger Conversations-Lexikon (nach seinem Erneuerer und Verbreiter das Brockhausische genannt) ungefähr so viel Lücken enthält, als eine Classenlotterie Nieten. Natürlich kommt nun auch der literarische Unternehmungsgeist dahinter, daß es eben nicht schwer ist, dasselbe durch Vermehrung der Treffer (der Artikel) zu überbieten, und daß es blos darauf ankommt, dieselben in ein ähnliches Glücksrad zu bringen, das gleich wohlfeil und folglich auch nicht bedeutend größer sey, auch in kurzer Zeit fertig werde. Ein Versuch dieser Art ist das vorliegende Werk. Die im Namen einer ungenannten Redaction abgefaßte Bevorwortung ist nun zwar so vag und confus gedacht, und so miserabel stylisirt, daß sie schwerlich aus der Feder eines wissenschaftlich gebildeten Mannes geflossen seyn kann; aber der Text der vorliegenden, die Buchstaben A, B, und C. enthaltenden 3 Bände (mit Ausnahme einiger Artikel, wie z. B. der Artikel Ausrottungskrieg) gleicht ihr glücklicher Weise nicht, und macht im Ganzen eine sehr gute Miene. Man findet auf der alphabetischen Leiter die Sprossen ansehnlich vermehrt. Es ist für das Bedürfniß weit mehrerer Classen und Stände gesorgt, und der Raum für die Vermehrung des Thatsächlichen dadurch gewonnen worden, daß man der individuellen Meynung selten gestattet hat, sich unzweckmäßig breit zu machen. Man ist demnächst dem Beyspiele der Pierer'schen Populär-Encyclopädie (s. Lit. Bl. No. 60), deren Reichthum übrigens dieses Werk schon des räumlichen Verhältnisses wegen kaum zur Hälfte erreichen kann, darin nachgefolgt, daß man auf das conversative Reizmittel der biographischen Notizen von lebenden Personen Verzicht geleistet hat. Und man hat endlich dem Werke auch in demjenigen, was in die leiblichen Augen fällt, vor dem Leipziger Conv. Lex. einen entschiedenen Vorzug durch besseres Papier und lesbarere Schrift zu geben gewußt. Bei alledem hätten wir nicht geglaubt, daß diese 3 Bände und die kurze Frist von Einem Jahre hinreichen würden, dieses neue Unternehmen der Verlagshandlung des älteren Conv. Lex. gefährlich zu machen. Das muß aber doch wohl der Fall seyn, da die leztere im Monat November vor. Jahres zu einem förmlichen Ausrottungs-Kriege gegen den kaum zum 6ten Theile ausgerüsteten Feind ausgezogen ist, und dabey eine Maxime in Anwendung gebracht hat, welche durch die sofort erfolgten Repressalien in eine ziemlich spaßhafte Handels-Erscheinung übergegangen ist. Die Firma F. A. Brockhaus hat nämlich öffentlich erklärt, daß sie die drey Bände des neuen Conv. Lex. von den Abnehmern des ihrigen zu dem Preise von 4 fl. 30 Kr. Rheinisch an Baarzahlungsstatt annehmen wolle; und das Comptoir von Köln und Bonn hat dagegen erklärt, daß es von den Käufern seines Conv. Lex. die sämmtlichen 12 Bände des Brockhausischen für den Werth von 6 Rthlr. Pr. Cour. in Abschlag empfangen, und die andere Hälfte des Abonnement-Preises den Ablieferern bis zur Erscheinung des 8ten Bandes creditiren werde. (Frankfurter O. P. A. Zeitung 1824. No. 362.) Wenn das allgemeine Buchhandels-Maxime werden sollte; so würde dem Publikum daraus ein außerordentlicher Vortheil erwachsen: es würde in jedem Buche nicht blos eine Waare, sondern zugleich eine Art von Papiergeld einkaufen, welches zum halben Nominalwerthe bey Einkaufung eines Buches von ähnlichem Inhalte wieder los zu werden wäre. Besonders günstig würde die Maxime für die Besitzer der früheren Ausgaben des Leipziger Conv. Lex. seyn, die, wenn sie in der fortschreitenden Conversation nicht zurückbleiben wollen, alle Supplementbände sich anschaffen müßten. Sie würden diese nachträglichen Kosten ersparen, und unter Zurückgabe ihrer älteren Editionen die neueste um den halben Preis erhalten können. Inzwischen besorgen wir, daß noch eine geraume Zeit vergehen dürfte, ehe solch eine Maxime im Buchhandel sich allgemein etabliren wird. Ja wir glauben kaum, daß es in dem vorliegenden Kriege der beyden Conversations-Encyclopädien recht ernstlich mit diesem Austauschungsprincip gemeynt sey, und hätten

schier Lust, das Comptoir von Köln und Bonn auf die Probe zu stellen durch die Anfrage, ob es geneigt sey, gegen ein Exemplar der vierten Auflage des Brockhausischen Lexikons, auf Velinpapier, uns ein Exemplar ihres Werks auf Druckpapier abzulassen.

Schließlich bemerken wir noch, daß das neue Conv. Lex. auch einen Artikel Brockhaus enthält, der zwar die Verdienste des Verstorbenen keineswegs in Abrede stellt, dessen Geistesgaben und wissenschaftliche Ausbildung, so viel davon in Schriften sich offenbart hat, sogar überschäzt, sein Conv. Lex. aber hier schicklicher ganz unbeurtheilt gelassen hätte.

Eidora.

Der Hallesche Recensent des Taschenbuchs Eidora in den Ergänzungsblättern der Hall. Allg. Lit. Zeit. 1825. No. 6. S. 47. macht unserem Literaturblatte den Vorwurf: es habe, komisch mißverstehend, die Schreibung des Titels getadelt, die nicht Eidora, sondern Eudora seyn sollte, vom Griechischen ευ und δωρα, Wohlgabe. Unsere Recension dieses Taschenbuches in No. 21. 1824 enthält kein Wort davon, es ist uns nicht im Traum' eingefallen, bei dem Titel Eidora uns etwas anderes zu denken, als ein Taschenbuch von der Eider, i. e. aus Holstein-Schleswig. Wir haben auch schon bey Anzeige des ersten Jahrganges, Lit. Bl. 1823. Nr. 36, klar genug angedeutet, daß hier von einer germanisch-scandinavischen Najade die Rede sey. Der Hallesche Recensent hat also — nicht ganz gelogen, aber doch die Journale verwechselt. Jener hyper-linguistische Titel-Tadel hat im Weimarischen Modenjournal (Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode) 1823. S. 64 gestanden, welches Stephan Schütze redigirt; ist von da in die Provinzialberichte des Herrn Pastor Petersen 1823. S. 160. übergegangen; und in der Nordalbingischen Biene*) des Herrn Otto Koch 1824. S. 3. nach Gebühr verspottet worden. Suum cuique.

Müllner.

*) S. Lit. Bl. 1824. No. 100

M.

Aus Italien.

(Fortsezung.)

— Zu Turin (b. Wittwe Pombe) hat der Marchese v. Spin, bekannt als Einer derjenigen, welche am meisten dazu beygetragen haben, die Kultur der exotischen Gewächse in Piemont zu verbreiten, in einem Supplemente zu dem von ihm 1818 herausgegebenen Verzeichnisse seiner eigenen Sammlung ausländischer Pflanzen, Nachricht von demjenigen gegeben, was seit dem gedachten Jahre neu zu derselben hinzugekommen ist. Es besteht diese Vermehrung aus verschiedenen neuen Pflanzenarten, aufgegangen aus Saamenkörnern, welche einer der vorzüglichsten Schüler des Professors Balbis, Namens Bertero, in den Antillen und in Südamerika gesammelt hat. Eine lithographirte Kupfertafel stellt die Bonapartea Juncea W., eine süd-amerikanische Pflanze dar, welche Hr. v. Spin neuerdings in die Gattung der Agave, von welcher man dieselbe hatte trennen wollen, zurückweist. — Die vor einiger Zeit zu Turin (in d. königl. Druckerey in 4°) erschienenen Osservazioni bibliografiche letterarie sind gegen ein Werkchen gerichtet, das den Titel führt: Liber Domini Francisci Petrarchae, Panormitani, oratoris celeberrimi, de Vita Solitaria. Vermittelst einer hellsehenden Kritik sucht der Verfasser jener Osservazioni, der Prof. C. Gazzara, es ins Klare zu setzen, daß die gedachte Schrift nicht von Petrarca, wohl aber von einem seiner Schüler, nämlich von seinem vertrautesten Freunde, Lombardo dalla Seta oder da Serigo, herrühre. Dieser hatte sie Petrarchen zugehen lassen, und da sie sich mehr als ein Mal unter dessen Handschriften vorfand, so betrachtete und druckte man sie als sein Werk. Hr. Gazzara beweißt auch, daß das von ihm untersuchte, weder mit Datum noch Druckort versehene Exemplar des Liber Domini vermuthlich um das Jahr 1495 zu Lyon gedruckt, Bartholomä Buyer aber, nicht, wie man insgemein geglaubt hat, ein Buchdrucker, sondern vielmehr derjenige gewesen sey, durch welchen die Buchdruckerkunst zu Lyon eingeführt und begünstigt worden. Mehrere Zeichen der Uebereinstimmung zwischen verschiedenen andern Lyoner-Ausgaben und derjenigen des in Rede stehenden Werkes werden von Hrn. Gazzara aufgezählt. In seiner Vermuthung bestärkt ihn auch das dem Petrarca beygelegte, wie er glaubt, durch Verfälschung von Patavini entstandene Epitheton Panormitani. Ein Italiener würde auf keinen Fall gesagt haben, daß Petrarca aus Palermo sey. Schließlich durchgeht der Verf. noch mehrere kostbare typographische Erzeugnisse der Lyoner-Pressen im XV. Jahrhundert, und ladet ganz besonders die Bibliographen Frankreichs ein, sich mit der bibliographischen Geschichte der Stadt Lyon zu beschäftigen. — Im Verlage der typographischen Gesellschaft der italienischen Klassiker zu Mailand gedenkt der Ritter und königl. bayrische Rath Jos. Maffei, in drey Bänden, welche vor Ende des Jahres 1824 erscheinen sollen, eine Geschichte der italienischen Litteratur, vom Entstehen der Sprache an, bis zum XIX. Jahrhundert, herauszugeben. Das Ganze ist in fünf Bücher eingetheilt. Das erste handelt von dem Ursprunge der italienischen Sprache und der Vervollkommnung derselben im XIV. Jahrhundert durch Dante, Petrarca und Boccaccio ꝛc. Das zweyte umfaßt die Literärgeschichte des XV. Jahrhunderts, wo die Liebe für die Landessprache erkaltete und gelehrte Forschungen die Hauptbeschäftigung der Literatoren ausmachten, bis Lorenz von Medici neuerdings die feinsten Köpfe seines Zeitalters aufrief, jene Sprache zu cultiviren. Polizian seine zierlichen Stanzen verfaßte, und Pulci und Bojardo den Saamen der romantischen Dichtung, den das folgende Jahrhundert so üppig aufgehn gesehen hat, ausstreuten. Das dritte Buch handelt von den großen literarischen Reichthümern des XVI. Jahrhunderts; das vierte vom XVII. Jahrhundert, in welchem mitten unter einer Menge von Anhängern einer schwülstigen und verwerflichen Schreibart nicht wenige bedeutende und vortreffliche Schriftsteller hervortreten. Das fünfte Buch endlich ist dem XVIII. Jahrhundert gewidmet, in welchem Künste, Wissenschaften und Philosophie sich wechselseitig die Hand reichten. Rücksichtlich auf die Ordnung seines Werkes ist Hr. Maffei eben so wie Ginguené zu Werke gegangen; jeder seiner Artikel zerfällt in zwey Theile, einen biographischen und einen kritischen. Was den leztern betrifft, so will er sich nicht durch Selbstvertrauen leiten lassen, sondern sich an die berühmtesten Kritiker vor ihm, einen Gravina, Parini, Muratori, Salvini, Tiraboschi u. s. w. halten.

(Beschluß folgt.)

Nr. 35.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 3. Mai 1825.

Dramatische Dichtkunst.

Shakspeare's sämmtliche Schauspiele; frey bearbeitet von Meyer. Wohlfeile Taschenausgabe mit Kupfern. Gotha, Hennings'sche Buchhandlung 1824. Erstes Bändchen. VIII u. 121 S. kl. 8. Zweytes Bändchen. XII u. 130 S. (Das Bändchen 4 Gr. 3 Pf.)

Wenn ein Schriftsteller, der entweder überhaupt, oder wenigstens im dramatischen Fache noch nichts Erhebliches, nichts Bemerktes geleistet hat, mit der Ankündigung einer Bearbeitung des ganzen Schakspeareschen Theaters auftritt; so ist es sehr natürlich, daß man fragt, weß Geistes Kind er ist. Aus dem vorliegenden ersten Bändchen des Herrn Meyer ergibt sich noch keine befriedigende Antwort; denn dasselbe enthält blos eine Biographie und ein Enkomion des großen Britten, wie sie, bey so vielen Hülfsmitteln und Vorarbeiten, allenfalls jeder mittelmäßige Kopf hätte liefern können. Das zweyte Bändchen hingegen, welches den Macbeth enthält, läßt über die obgedachte Frage nicht den mindesten Zweifel übrig.

Belieben unsere Leser, wenn der englische Macbeth ihnen nicht zugänglich seyn sollte, den getreuen Eschenburg aufzuschlagen, Akt I, Sc. 4. Der König Duncan ernennt in des reichbelohnten Macbeth Gegenwart Malcolm zum Thronfolger und zum Prinzen von Cumberland. Macbeth, in dessen Seele sich schon der Gedank' an Königsmord geregt hat, sagt nun für sich: „Prinz von Cumberland! — Das ist eine Stufe, auf der ich fallen oder die ich überspringen muß; denn sie liegt mir im Wege. — Sterne, verhüllt euer Feuer! Laßt das Licht meine schwarzen und grundbösen Anschläge nicht sehen! Das Auge sehe die Hand nicht, damit etwas geschehe, was das Auge sich scheut zu sehen, wenn es geschehen ist." Herr Meyer hat S. 20 seiner freyen Bearbeitung sich die Freiheit genommen, diese Stelle abzukürzen, und die Apostrophe an die Sterne dem großen Publikum noch weit verständlicher zu machen, als Schiller in den Worten gethan hat:

> Verhüllet, Sterne, euer himmlisch Licht,
> Damit kein Tag in meinen Busen falle,
> Das Auge selber soll die Hand nicht sehen,
> Damit das Ungeheure kann geschehen.

Herr Meyer läßt den Macbeth in guter jambischer Prosa sagen:

> Der Fürst von Cumberland, das ist ein Stein,
> Worüber Macbeth springen oder fallen muß,
> Da er gerad' in seinem Pfade liegt.
> O welch' ein Pfad! — Gewissen, Hölle, zeigt
> Mir einen andern Weg zum Ziele oder — schweigt!

Es wird Leute — es wird Kunstrichter geben, die, weil sie in jeden Gedanken und in jeden Ausdruck Shakspeare's vernarrt sind, diese Verbesserung für eine Verbesserung à la Ballhorn halten werden; aber sie werden gleich auf der folgenden Seite sich überzeugen, daß Herr Meyer sein Original weit durchgreifender, als Ballhorn die Fibel, — daß er es nach Horn verbessert hat. Franz Horn, ein neuer Scholiast des Shakspeare, hat nämlich die unverhoffte Entdeckung gemacht, daß der Königsmord im Macbeth seine Haupttriebfeder, die man bis dahin in der verführerischen Reizbarkeit der Ehrsucht zu finden glaubte, in einer heftigen Liebe habe, welche das Macbeth'sche Ehepaar gegen einander empfindet, dergestalt und also, daß eigentlich die Lady nur um Macbeths willen den Mord betreibt, und Macbeth nur um der Lady willen ihn ausführt. Das Lit. Bl. 1823. No. 51. S. 224. hat sich zwar über diesen Einfall ein wenig aufgehalten. Es hat eine Unwahrscheinlichkeit darinne finden wollen, daß Shakspeare in einem Gemälde, wo er die tragische Furchtbarkeit der Ehrsucht und Kronengier schildern wollte, die zärtliche Leidenschaft der Liebe in's Spiel gemischt haben sollte, um dadurch den furchtbaren Eindruck, den der Anblick jener Leidenschaft machen sollte, zu mindern. Aber

wenn der Britte das nicht gewollt hat, so hätt' er es doch wollen sollen, und würd' es gewiß gewollt haben, wenn er das heutige deutsche Theater-Publikum gekannt hätte, welches sich für nichts interessirt, wobey die Liebe nicht im Spiel' ist. Herr M. hat diesem Mangel des Originals auf eine sehr determinirte Weise abgeholfen, er hat die eheliche Liebe nicht nur in's Spiel, sondern gleich in die ersten Stiche desselben gebracht. Schon der Brief, welchen Macbeth Sc. 5. Akt I. an seine Gemahlin schreibt, athmet einige Zärtlichkeit. Er nennt sie darinne traulich „mein liebes Weib," und spricht von dem Gegenstande der Hexen-Verheißung als von einem Gegenstande der beyderseitigen, „langgenährten, trautesten Wünsche, die er bey der Prophezeihung gleich einem endlosen Echo in seiner Brust nachhallen hörte." Dazu würd' es aber schlecht passen, wenn die Lady, nur besorgt, daß es dem Gatten an Courage zum Verbrechen fehlen möchte, wie bey Schiller spräche:

Glamis und Cawdor bist du, und sollst seyn,
Was dir verheißen ist — Und dennoch fürcht' ich
Dein weichliches Gemüth — du bist zu sanft
Geartet, um den nächsten Weg zu gehen.
Du bist nicht ohne Ehrgeiz, möchtest gerne
Groß seyn, doch dein Gewissen auch bewahren!
Nicht abgeneigt bist du vor ungerechtem
Gewinn, doch widersteht dir's, falsch zu spielen.
Du möchtest gern das haben, was dir zuruft:
Das muß geschehn, wenn man mich haben will!
Und hast doch nicht die Keckheit, es zu thun!
O eile! Eile her!
Damit ich meinen Geist in deinen gieße,
Durch meine tapfre Zunge diese Zweifel
Und Furchtgespenster aus dem Felde schlage,
Die dich wegschrecken von dem goldnen Reif,
Womit das Glück dich gern bekrönen möchte.

Nein, Herr M. läßt sie auf den Schluß des Briefes, wo die Rede von dem Glück ist, „das die Zukunft für uns birgt," monologisirend antworten:

Birgt?

Nein, Macbeth, meinem Blicke birgt sie's nicht;
Schon seh' ich dich im Königsschmucke prangen,
Schon blitzt das Diadem von deinem Haupt,
Und deinem Wink gehorcht ein ganzes Reich.
Wie schön du bist! — und ich, ich bin dein Weib,
Bin Königin durch dich, durch deine Liebe.
O wär' das Ziel nur nahe, wär' es auch
Mit Klippen und mit Klüften dicht umsä't:
Kein Abgrund wär' so tief, kein Berg so hoch:
Mein Stolz und meine Liebe füllt' ihn aus,
Mein Stolz und meine Liebe ebnet' ihn.

Da ist die Liebe klar, wie der volle Mond, und wer nun noch Franz Horns Entdeckung nicht im Shakspeare (im gothaischen) findet, der muß blind seyn. *) Aber Herr M. hat es dabey noch nicht bewenden lassen. Man könnte zweifeln, ob auch Macbeth eben so liebevoll sey, und deßhalb hat Herr M. vor der bekannten Apostrophe der Lady an die Mordgeister, die sie entweihen sollen, folgendes reflectirende Soliloquium eingeschoben.

Ha! Schicksal, ich versteh dein fernes Winken,
Und blutig löst das dunkle Räthsel sich.
Der König kommt! — Der Rabe selbst ist heiser,
Der seines Kommens düstre Botschaft bringt. —
Der König kommt, derselbe, der den Thron
Einnimmt, der meinen Macbeth tragen soll.
Er kommt zu mir! — Wie nahe liegt das Ziel!
Wie gräßlich ist der Abgrund, der es trennt!
Wie gräßlich? und du lebst? das Weib des Macbeth zittert,
Die Frucht, der höchsten Wünsche Inbegriff,
Zu pflücken, die das mächt'ge Schicksal beut? —
(kurze Pause)
— Es sey! — ich breche sie; ich wag' den Sprung, und Macbeth,
Der wagt ihn mit, sey es auch mehr aus Liebe
Für mich, als Sehnsucht nach dem goldnen Reif,
In ihm ist Lieb' die Quelle seines Stolzes,
In mir ist Stolz die Quelle meiner Liebe;
Und wo sich Lieb' und Stolz zusammenfügen,
Wo ist der Damm, den sie nicht übersteigen?
(nach einer Pause)
Mein Entschluß reift, und riesengroß und kühn
Steht er in meiner Seele flammend da.

Nun erst kommt die Imprecation, und als Macbeth kommt, wird er mit stürmischer Zärtlichkeit empfangen:

O Glamis, Cawdor, König, sey willkommen!
Ich hab' dich wieder — komm an meine Brust!
(Umarmung und Pause.)

Macbeth

(sich loswindend und ihr die Hand auf das Herz legend).
Du glühst ja, liebes Weib: dein Auge lodert, und dies Herz
Es tobt, als wollt' es seinen Kerker sprengen!
(besorgt)
Dir fehlt doch nichts? —

Wir können hier unsere Leser nicht mit allen den poetischen Verbesserungen bekannt machen, welche theils

---

*) Dr. Kieser hat in seinem Archiv für den thierischen Magnetismus, 1820, Bd. 8. St. 1. S. 35 ff., die Erscheinung der Hexen im Macbeth für magnetische Visionen erklärt. (S. Lit. Bl. 1822. No. 8. S. 32.) Hat Herr Meyer vielleicht nach dieser Ansicht die Hexenscenen verbessert, welche Schiller ballhornisirte, indem er sie nobilitiren wollte?

Müllner.

aus dieser Verbesserung der Shakspearischen Grundidee herfließen, theils sonst noch von unserem Freibearbeiter (man setze nicht etwa Freibeuter) angebracht worden sind. Nur des verbesserten, und zur höchsten Potenz des Theatralischen erhobenen Schlusses wollen wir noch gedenken. Die Leser wissen, daß bey Shakspeare das Gefecht zwischen Macbeth und Macduff nur anhebt auf der Bühne. Als die Erklärung Macduffs, daß er nicht auf gewöhnlichem Wege, sondern durch den Kaiserschnitt auf die Welt gekommen sey, Macbeths Muth entmannt, bald aber der Trotz der Verzweiflung des Muthes Stelle eingenommen hat, gehen beyde fechtend ab, und daß Macbeth gefallen ist, erfahren wir erst eine Scene später, als Macduff auftritt mit Macbeths Haupt' in der Hand. Es mag seyn, daß der brittische Tragöd den abgehauenen Kopf des Königsmörders auf das Theater gebracht hat, um uns anschaulich zu machen, daß so eben nicht sowohl ein Kriegsheld (wie Macbeth im Anfange des Stücks erscheint) gefallen, als vielmehr ein Verbrecher hingerichtet worden sey. Aber wenn das poetische Gerechtigkeit seyn sollte, so war es eine solche, welche die prosaische, bürgerliche Gerechtigkeit auf höchst servile Weise nachahmt, indem sie uns den wackern Macduff in der Attitüde eines gemeinen Scharfrichters zeigt. Ein Mann von so viel tragischem Takte, wie unser Herr Freyarbeiter, konnt' es nicht zu dieser Freyknecht-Scene kommen lassen. Er läßt den Macbeth, und das ist ganz billig, da der Mann doch nur aus Liebe zu seiner Frau zum Königsmörder geworden ist — er läßt ihn fallen wie ein Held fällt, der selbst im Sterben noch Blutrache nimmt an seinem Feinde, und dem im Tode die militärischen Ehren erzeigt werden.

Macbeth
(kämpfend).

Laß ab! ich hab' von dir auf meinen Schultern
Des Bluts genug *). Geh, such' für deinen Stahl
Bey meinen Söldnern Kost; denn wisse: meine Haut
Ist für des Weibgebornen Waffe undurchdringlich.

Macduff.

So hast du den an mir gefunden, Wüth'rich,
Der deinen Zauber löst! denn nicht geboren,
Geschnitten ward ich aus dem Leib der Mutter.

Macbeth.

Verflucht! verflucht sey Himmel, Erd' und Hölle!
Halt, Macduff! halt!

*) Wie? Blut auf den Schultern? Die Metapher hinkt stark.

M.

(Macduff hält im Fechten inne. Macbeth mit emporgerecktem Schwert und Schilde, bemüht sich zu reden; vergebens! — Wuth und Verzweiflung versagen ihm die Worte; — endlich lüftet sich sein Gefühl (!!!) in einem gräßlichen Hohngelächter. — — Von Neuem auf Macduff eindringend.)

Jetzt, Macduff, gilts!
Voran zur Hölle!

(Macduff fängt den Hieb mit seinem Schilde auf, und die Klinge von Macbeths Schwert springt von ihrem Heft.)

Macbeth
(brüllend).

Auch mein Schwert? —
(dem Macduff das Heft an den Kopf werfend).
Daß dich's zerschmett're.

Macduff
(indem er dem wehrlosen Macbeth das Schwert durch den Leib stößt).

Fahre hin, zum Satan!

Macbeth

(sieht in demselben Augenblick einen verborgenen Dolch, stürzt, seine lezte Kraft zusammenraffend, auf Macduff los, und durchbohrt ihm den Nacken unter dem Ausrufe:
Komm mit!

(Beyde, fest umschlungen, wälzen sich, noch im Tode ringend, am Boden. In demselben Augenblicke hört man von der Veste her kriegerisches Jauchzen, und sieht aus dem erstürmten Dunsinane Rauch- und Flammenwolken gen Himmel steigen.)

Macbeth

(mit, zu seiner brennenden Veste gewandtem Gesicht, die geballte Rechte emporreckend, brüllt:
Verflucht! verflucht! verflucht!
und — — stirbt).

Die Art, wie hier Macbeth „sein Gefühl lüftet," ist höchst theatralisch, und daß der Bearbeiter ihn zweymal „brüllen" läßt, zeigt von seinem Talente, bey Bearbeitung großer dramatischer Dichter unseren beliebtesten Tyrannenspielern in die Hände, oder eigentlicher, in die Kehlen und Lungen zu arbeiten. Daß der schuldlose Macduff bey dieser Gelegenheit ums Leben kommt, wird vielleicht einigen weichen Logen-Seelen schmerzlich fallen; aber das Parterre wird sich bald darüber zufrieden geben: denn sobald Macduff verendet hat, erscheint ein Siegeszug auf der Bühne, über die sich umschlingenden Leichname werden die Fahnen verbreitet, so gut wie über Schillers Jungfrau von Orleans, und auf dem Theater wird, ganz im Costume der Zeit, das God save the king gesungen, wo das Parterre unbedenklich mitsingen und darüber den Macduff um so leichter vergessen kann, da er selbst noch kurz vor seinem Verscheiden sich christlich darüber gefreut hat, mit seinem Weib' und Kindern wieder vereiniget zu werden.

„Literaturblatt, ist das dein Ernst?“ fahren uns hier vielleicht die eingefleischten Shakspearäer an; „kannst du es wagen zu loben eine solche jämmerliche Verballhornung *) eines Meisterwerkes, neben welcher ein Schreivogel'scher, ein Zahlhasischer, ja selbst ein Mämminger'scher Calderon noch gülden sind? Darfst du es unterstützen, daß die Speculation, auf dem Wege der Wohlfeil-Subscription, solche poetische Popanze unter den Namen von Shakspear'schen Geisteskindern im deutschen Volke verbreite? daß solche Macbeths, und wahrscheinlich bald auch ähnliche Lears, Othellos, Hamlets, Sommernachtsträume u. s. w. Stück vor Stück um 4 Gr. 3 Pf. verkauft werden, um dem deutschen Volke weiß zu machen, Schakspeare lebe noch, und kämpfe mit den heutigen Theater-Effect-Poeten um die Siegespalme?“

Darauf dien' euch zur Antwort, ihr grimmigen Shakspearäer, zur Abfertigung darauf dien' euch:

— Auf unsrer deutschen Bühne
Probir' ein jeder, was er mag!

Herr Meyer sagt Bd. 1. S. VII. sehr bescheiden: „Finden die Leser, die weniger die Schale als den Kern fordern, daß — in meiner Uebertragung — Shakspeare's Geist fortlebt in lebendiger, kraftvoller Frische: so finden sie alles, was ich geben wollte.“ Wenn Shakspeare's Geist fortleben soll in Herrn Meyers Uebertragung; so muß er auch fortleben in Herrn Meyer, und es muß ihm frey stehen, in Folge dieser Metempsychose in Herrn M's Leibe sich auch fortzubilden, und dem heutigen Theater-Kunst-Geschmacke unserer Nation sich zu accommodiren. Das hat er, nach dem Macbeth zu urtheilen, schon gethan, und was kann die Masse der Nation ihrerseits Besseres thun, als daß sie den spottwohlfeilen Geist kaufe, lese, und so lange für den ächten Geist halte, bis einmal — der wirkliche Birnam-Wald nach Dunsinane kommt? Was die Speculation anbetrifft; so ist die wohl ächt genug. Sie ruht auf Shakspeare's Namen, Shakspeare's Geist gehört dazu nicht, und —

Mit unsrer deutschen Lesewelt
Probir' ein jeder, was er mag!

Oder, parodirend mit Macbeth zu reden: „Es sind von jeher große Dichter ballhornisirt worden. Ehe noch Calderon seinen Mämminger fand, hatte schon Schiller seinen Plümike gefunden. Ja, auch nachher noch geschahen Geistes-Morde genug. Aber wenn sonst einer ballhornisirt war, so lachte man über den Ballhorn und es war aus. Jetzt aber erhebt sich auf allen kritischen Stühlen ein schreckendes Gespenst gegen ihn, und sucht ihm das poetische Gewissen zu rühren, und seine Wangen aschgrau anzustreichen vor seinen Lesegästen. Das ist noch weit lächerlicher, als solch eine Ballhornisirung selbst.“

Aus diesem Grunde haben wir es unterlassen, ernststrafend, wie Banko's Geist, uns auf den Richterstuhl zu setzen, um so mehr, da das vorliegende Unternehmen bereits etwas Gutes bewirkt hat. Göschen hat eine wohlfeile Uebersetzung des Shakspear'schen Theaters angekündiget — freylich von einem Ungenannten, aber wer das auch sey, Göschen ist nicht der Mann, der sich leicht mit einer Verballhornisirung Shakspeare's anführen ließe. Und Reimer hat eine wohlfeile Ausgabe des Schlegel'schen Shakspeare, und eine würdige Fortsetzung dieses abgebrochenen Werkes versprochen. Beydes wäre vielleicht nicht geschehen, man hätte gar nicht daran gedacht, wenn man nicht bey Gelegenheit der eröffneten gothaischen Subscription wahrgenommen hätte, daß im großen deutschen Publikum die Lust erwacht ist, einen deutschen Shakspeare wohlfeil zu kaufen. Möchte Göschens ungenannter Shakspeare-Verdeutscher nur ein Schlegel *), oder ein sich selbst verdeutschender Voß seyn! Oder möchte Reimer Schlegeln endlich bewegen, sein so ausgezeichnet begonnenes und so weit vorgerücktes Werk selbst fortzusetzen!

---

*) Passe pour cela; aber nach obigem Anführen von der Einmischung der Liebe scheint Herr Meyer den Macbeth nicht blos verballhornt, sondern auch verhornt zu haben.

M.

*) Göschen hat in einer wiederholten Ankündigung ihn bereits genannt: Otto Benda, ein k. preuß. Regierungsrath in Oppeln. Ob er ein Schlegel sey, macht die der Ankündigung beygefügte Probe sehr problematisch. Die Worte der Porzia Merchant of Ven. II. 7:

Go, draw aside the curtains, and discover
The several caskets to this noble prince,

lauten bey Herrn B. so:

Geht, zieht den Vorhang auf. Entfaltet (enthüllet) nun
Die Kästchen diesem edlen Prinzen all'.

Und am Schlusse sagt der Prinz: Zu traurig ist mein Herz für eklen Abschied — I have griev'd a heart to take a tedious leave. Bei Schlegel: Zu langen Abschied fühlt mein Herz zu tief. Tedious entspricht hier dem französischen ennuyant, ekelhaft sagt zu viel und ekel etwas ganz Anderes. Ein ekler Leser z. B. ist ein solcher, dem schiefe Ausdrücke oder andere Verstöße leicht das Weiterlesen verleiden.

M.

Nr. 36.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 6. Mai 1825.

Dramatische Dichtkunst.

König Ottokars Glück und Ende. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz Grillparzer. Wien b. Wallishaußer. 1825. 119 S. gr. 8.

Die Begebenheiten, welche den Stoff dieser dramatischen Dichtung ausmachen, füllen in der Geschichte einen Zeitraum von ungefähr 18 Jahren: denn der Autor beginnt mit des böhmischen Königs Ottokars des IIten siegreicher Heimkehr aus dem Kriege gegen Bela den IVten von Ungarn, den er in der Schlacht bey Kroissenbrunn 1260 schlug, und endet mit Ottokars Fall in der Schlacht am Weidenbach, die er im Jahre 1278 dem Kaiser Rudolf lieferte. Der Maßstab der französischen Schule, zu welcher der Dichter, hinsichtlich der sogenannten Zeiteinheit, in seinen beyden ersten Trauerspielen (Ahnfrau und Sappho) sich hinzuneigen schien, kann also hier nicht angelegt werden. Das hat zum Glück in Deutschland nichts auf sich.

Erweitert jezt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt.

Die Großartigkeit der dramatischen Historien-Malerey Shakspeare's hat längst die Schnürbänder am Mieder der tragischen Muse gesprengt; Goethe's Götz von Berlichingen hat gegen die Anfechtungen Ayrenhoffs seine Rechte als Tragödie so siegreich behauptet, daß die Anfechtungen selbst verschollen sind: und da es noch vor Kurzem von einem nahmhaften Kritiker (L. Tiek) Schillern zum Vorwurfe gemacht worden ist, daß er in seinem Wallenstein nicht die ganze Geschichte des 30jährigen Krieges dargestellt hat; wer möchte da wohl noch dem dramatischen Dichter das Recht bestreiten, ein Stück von 18 Jahren aus der Lebensgeschichte eines historischen Helden als Stoff eines Trauerspieles zu verarbeiten? Wenn er nur die Begebenheiten in unserer **Vorstellung** zusammenzudrängen und damit die Hauptwirkungen der Tragödie, Erschütterung und Erhebung, hervorzubringen weiß; so kommt wenig oder nichts darauf an, wie weit dieselben auf der Rolle der Clio auseinander stehen. Viel hingegen, Alles möchten wir behaupten, wird auch in dieser Tragödiengattung **darauf** ankommen, daß entweder der Held, oder sein Schicksal, oder beydes zugleich, den Charakter des Erhabenen an sich trage, gleichviel ob sie denselben der Geschichte oder der Dichtkunst zu verdanken haben.

Die **Geschichte** nun hat den Primislaus Ottokar von Böhmen in dieser Hinsicht nicht sonderlich ausgestattet. Kriegerischer und Kronensüchtiger Gewaltherrscher, häufte er eine Masse von Uebelthaten auf sein Haupt, denen der Charakter der **Größe** (der moralisch **negativen**) durchaus mangelt. Er schändete, wie man behaupten will, die Tochter seines Vasallen, Benesch von Diediz *), und ladete sich dadurch die Feindschaft des mächtigen Hauses der Rosenberge auf. Er ließ, nachdem er Steyermark in seine Gewalt bekommen hatte, Gertruden, Friedrichs von Oesterreich unglückliche Mutter, bey Sturm und Regen aus ihrer lezten Freystatt vertreiben **). Er verstieß seine unfruchtbare Gemahlin, Margarethen von Oesterreich, um sich mit Kunegunden von Massovien, der Enkelin Bela's, zu vermählen, die mit Zawisch von Rosenberg buhlte. Er ließ den Benesch nebst dem Otto von Meißau in dem Hungerthurme zu Eichhorn verbrennen ***) und einen Merenberg mit ausgesuchter Grausamkeit hinrichten, weil derselbe der Königin Margarethe zugethan war. Er ward seines früheren edlen Waffengefährten, Rudolfs von Habsburg, tödtlicher Feind, als dieser zum Kaiser erwählt wurde, und im Namen des Reiches die usurpirten Rechte von ihm zurückforderte. Er führte mit ihm ungerechten Krieg, leistete ihm die Huldigung auf der Donauinsel Kamberg, und brach den Eid auf Antrieb der Schmähungen Kunegundens. In allen diesen Thaten spiegelt sich Bösartig-

*) Hanthaler, Fast. Campil. S. 1017. Fuggers Ehrenspiegel S. 104.

**) Hornecks Reim-Chronik Cap. 55.

***) Hanthaler und Fugger a. a. O., auch Chron. Austral. Neob. et Leob. apud Hieron. Pez. T. I.

keit genug, aber keine ästhetische Größe, und der Fall eines solchen Helden in der Schlacht wird dadurch noch nicht zum erhabenen Gegenstande, daß ihn die Nemesis zu bewirken schien, indem ein Rosenberg, der Bruder des Benesch, mit seinem Heerhaufen ihn verrätherisch verließ, und ein Merenberg, der unter des Kaisers Fahnen focht, im Kampf ihn tödtete. Wo inzwischen solche Spuren der Schicksals-Justiz sich zeigen, wie hier die Untreue der Kunegunde und die eben erwähnten Begegnisse in der Schlacht; da schlägt mit Grund die Wünschelruthe in des Tragöden Haupte an, da ist Erz vorhanden, aus welchem sich tragisches Metall gewinnen läßt. „Man kann schmelzen, man kann wägen," sagt Goethe, und wir wollen sehen, wie unser Dichter geschmolzen und gewogen hat.

Dem siegreichen Ottokar ist nach Prag die Nachricht vorausgeeilt, daß er seine unfruchtbare Ehe mit Margarethen hat trennen lassen, und daß er mit Kunegunden sich verbunden hat. Darüber sprechen im Vorgemach der verstoßenen Königin, welche diese Kunde krank gemacht hat, die Merenberge, Vater und Sohn, und bald darauf auch die Rosenberge, Milota und Benesch nebst Bertha, der Tochter des Leztgenannten. Das Verhältniß der Bertha zum König hüllt der Dichter in einen züchtigen Schleyer. Er läßt uns blos so viel sehen, daß Benesch eine Schmach in des Königs neuer Wahl empfindet, eine Schmach für seine Tochter, die sich ungefähr wie die reuige Eboli in Schillers Carlos benimmt, indem sie mit den Worten:

Zu ihr! zu ihr! zu ihren Füßen sterben!

die Scene verläßt, und in das Gemach der Königin geht. Die Familie Rosenberg hat zwar e r w a r t e t, daß der König die B e r t h a zur zweoten Gemahlin wählen würde; das konnte sie aber auch o h n e Voraussetzung der verlornen Unschuld, und so ist diese Schlacke von dem historischen Erz glücklich abgeschieden.

Jezt erscheint Margarethe mit Rudolf von Habsburg, und während Bertha in einem Lehnstuhle ohnmächtig über die Bühne getragen wird, wälzt die Königin die Schuld der Ehescheidung auf die Verwandten der Bertha, die mit deren Reizen nach einer Krone geangelt, und beklagt das Mädchen als ein Opfer der väterlichen Hoffarth. Dadurch wird der Ehescheidung, die uns gegen Ottokar einzunehmen geeignet ist, eine Art von Entschuldigung geliehen, und es würde nur von ihm, von seinem Benehmen gegen Margarethen abhängen, uns damit auszusöhnen. Aber er thut das Gegentheil. In den Thronsaal, den harrende Gesandtschaften und Deputationen füllen, tritt er mit der Rohheit eines Kriegers, nimmt einem tartarischen Gesandten den krummen Säbel aus der Hand und thut Lusthiebe damit; entwaffnet sich und kleidet sich in Hut und Mantel vor den Augen aller Anwesenden; besteigt bey der Ankunft der Königin den Thron, und macht die Verstoßung zu einem öffentlichen Act, indem er von ihr die feyerliche Abtretung der zugebrachten Länder fordert. Als Margarethe sich seinem Willen fügt, steigt er vom Throne herab, zeigt ihr eine freundliche Billigung ihres klugen Benehmens, entfaltet die Plane einer zügellosen Herrschsucht, und spricht von Karl dem Großen, dessen Macht er zu erreichen denkt. Die Königin bittet um ein geheimes Gespräch. Er verweigert es unter dem hoffärtigen Vorwande: „Nur unter Königen ist Ottokar, der König, nicht allein." Und als sie ihn vor Unheil warnt, indem sie ihm vorstellt, daß mit ihrem Scheiden die Länder, die sie ihm zugebracht hatte, ihm wieder entrissen werden könnten, erwiedert er:

Seyd ihr 'ne Bäckersfrau,
Die ihren Altknecht freyt auf ihr Gewerb,
Und fürchtet ihr, sie kommen von der Stadt,
Und nehmen mir's, sobald die Herrin fort?

Er schlägt alle Warnungen in den Wind, und heißt endlich die Königin gehen, weil er beschäftiget sey.

Jezt läßt ihn der Dichter schwelgen im Genusse des Prunkes irdischer Hoheit, er zeigt ihn uns im vollen Uebermuthe des Herrscherglückes. Die Landesherren von Kärnthen bringen den Herzogshut, den ihm sein eben verstorbener Oheim zum Erbe hinterließ. Die Abgesandten des deutschen Reiches erscheinen, um anzufragen, ob er die Kaiserkrone anzunehmen geneigt sey, wenn die Wahl auf ihn fiele. Er heißt sie harren auf seinen Entschluß, und zeigt ihnen deutlich, daß er seine Erwählung als eine Huldigung betrachtet, die seiner Macht und seinem Reichthume gebühre.

Das alles, mit Ausnahme des eben geschilderten Benehmens gegen Margarethen, finden wir dramaturgisch zweckmäßig. Die H ö h e des Uebermuthes im Glücke ist geeignet, in unserer Vorahnung das Gewicht des Falles zu verstärken, und diese Vorahnung hat hier der Dichter durch zwey glückliche Züge lebhaft zu wecken gewußt. Während das voreilige Volk von außen ruft: „Heil Ottokar, dem deutschen Kaiser!" sehen wir den alten Merenberg, der an der Königin hängt, geheimnißvoll einen Brief absenden, der nichts Günstiges für den König zu bezwecken scheint. Und als der Sprecher der Reichsgesandtschaft seiner Anfrage wegen Annahme der Krone die Bitte folgen läßt:

Verweigr' es nicht! es geht ein alter Spruch:
Des Reiches Adler werde Ruh' erst finden
Im Nest des Löwen —

und bey diesen Worten einen Schild mit dem Sinnbilde des Löwen, der am Fuße des Thrones liegt, ergreift und empor hebt; da erschrickt Ottokar, denn es ist nicht der

böhmische weiße Löwe, es ist ein rother. Der Schild ist Rudolfs von Habsburg, der ihn dort abgelegt hat. Ein Anzeichen des Schicksals, welches zwar die theaterkritischen Antifatalisten nicht für diese Dichtung gewinnen wird, das aber darum hier nicht weniger am Platze ist, als das bekannte geschichtliche „Magnum signum Dei" Karls des Kühnen von Burgund. Weiter, als bis zu dieser heraldischen Voraussagung der Zukunft, ist der Dichter hier nirgends gegangen, das können wir den Antagonisten der Schicksalsidee zur Beruhigung sagen.

Mittlerweile ist der König von Ungarn mit Gefolg eingetreten, worunter sich Kunegunde in der Verkleidung eines Kriegers befindet. Als sie den Reitermantel und ungarischen Kalpack abwirft, trifft Amors Pfeil die Brust des Zawisch Rosenberg, und wir sehen den ersten Samen des Unheils fallen in den lockern Boden, auf welchen Ottokar sein häusliches Glück zu erbauen gedenkt: einen Samen, auf dessen Treibhaus-Pflege der Dichter den größten Theil des folgenden Aktes verwendet hat, ohne zu bedenken, daß er mit dem Daseyn dieses ehebrecherischen Verhältnisses, zu seiner Zeit, für den Zweck der Tragödie um so besser hätte wirken können, je weniger er den Fortgang der Haupthandlung durch die Ausmahlung von dessen unergötzlicher Entstehung aufhielt. Das Verhältniß zwischen Adelheid und Weislingens Franz in Goethe's Götz von Berlichingen hätt' ihm zum Vorbilde der Behandlung solcher dramatischen Triebfedern dienen können. Der Zuschauer muß zwar erfahren, daß sie da sind, aber er mag sie, wenn er anders Geschmack hat, nicht umständlich schmieden sehen, wenn nicht gerade von dem Wie ihrer Entstehung die Modalität ihrer Wirkung abhängt. Am Schlusse des zweyten Aktes sehen wir den König bereits im Geiste gekrönt à la Actäon, nachdem zuvor die Nachricht von Rudolfs Erwählung zum deutschen Kaiser das Luftschloß seiner Universalherrschaft erschüttert, und ihn in die Gemüthsstimmung eines getäuschten Tyrannen versezt hat.

Wir sind bis hieher ausführlicher gewesen in der Darlegung der Fabel, als wir zu seyn fortfahren können. Es kam darauf an, unseren Lesern den Helden, welcher als tragisches Opfer fallen soll, klar vor Augen zu stellen in der Mitte seiner Umgebungen, um ihnen nun die Frage vorzulegen, ob und wie sie für ihn und sein Geschick sich interessiren möchten. Zu lieben ist, wie sie sehen, nichts an ihm. Unser sittliches Gefühl stößt er ab durch Gemüthsrohheit, Herrscherstolz und Uebermuth. Dessen ungeachtet könnte er eben sowohl gefallen, und in der Folge zu einem Gegenstande unseres Mitleids werden, als z. B. der großsprecherische Held in a king and no king von Beaumont und Fletcher, wenn er zwischen der Rohheit und dem Uebermuthe ein edles Herz, einen hellen Geist hindurch blicken ließe. Das thut er nicht. Er zeigt sich moralisch unwürdig der Macht und des Glanzes, womit Geburts- und Kriegsglück ihn ausgestattet haben. Fürchten können wir seinen Herabsturz von dieser Höhe nicht, und soll für ihn der zweyte tragische Hebel, das Mitleid, in Bewegung gesezt werden, so wird es der Dichter erwecken müssen durch die Beschaffenheit des Seelenzustandes, in welchen er ihn verfallen läßt bey'm Andrange des Unglücks. Für die Lösung dieser schwierigen Aufgabe, an deren Möglichkeit Aristoteles gar nicht gedacht zu haben scheint, weil er den Untergang des Ungerechten und Bösartigen unbedingt für untragisch erklärt, hat Shakspeare's Genius ein vorleuchtendes Muster aufgestellt in dem Königsmörder Macbeth. Verleitet durch den prophetischen Herengruß und getrieben durch die Kronengier seines teuflischen Weibes, hat Macbeth eine Unthat begangen, die ihn der doppelten Seelenqual der Gewissensbisse und des Argwohns preis gibt. Um von der Furcht vor der menschlichen Rache seines Verbrechers und vor dem Verlust der Früchte desselben sich zu befreyen, begeht er neue Missethaten, ladet neue Blutschulden auf sein Haupt, und vermehrt die Gewissenspein, ohne die Angst der Furcht loszuwerden. Wir sehen ihn vom Königsmord an bis zu seinem physischen Untergange fortdauernd mit den Brandungswellen eines psychischen Elendes kämpfen, und indem wir die Charakter-Kraft bewundern, die er in diesem Kampfe entwickelt, fühlen wir schaudernd den stummen Schmerz des zerstörten Seelenfriedens mit, den er im Kampfe zu betäuben sucht. Wir leiden also mit ihm, wenn schon unser Mitleiden keine erweichende Empfindung werden kann, weil die des Entsetzens vor solch einem Zustande sich derselben beymischt. Und ungeachtet dieses Mitleidens müssen wir seinen Untergang wünschen; ja das Mitleiden verstärkt sogar diesen Wunsch, und nichts als der Untergang des Elenden kann uns befriedigen, weil nur dadurch unserem Rechtsgefühl genug gethan und zugleich das psychische Elend, welches uns mit Entsetzen erfüllt, den Augen unserer Einbildungskraft entrückt werden kann.

Um diese tragische Wirkung, deren der Fall des ungerechten und bösartigen Helden fähig ist, vollkommen zu erreichen, hätt' unser Autor allerdings wohl dem Ottokar Aergeres noch auf das Gewissen laden müssen, als ihm die Geschichtskunde beweisen kann. Aber eine Annäherung an jenen gewaltigen Eindruck war wohlfeileren Kaufes zu erlangen. Die geschichtlichen Ue-

belthaten reichten aus, wenn der Dichter dem Helden ein empfindlicheres Gewissen lieh, stärkere Mahnungen von außen darauf wirken, das bessere Selbst in ihm zu lebendigerem Bewußtseyn erwachen ließ (es hatte Zeit genug dazu in 18 Jahren), und überhaupt die Sache so gestaltete, daß in diesem Könige gleichsam ein anderer, ein unseres Antheils würdigerer Mensch unterging, als derjenige war, welchen wir im Glücke gesehen hatten.

Wir mögen nicht behaupten, daß der Dichter es unterlassen habe, nach diesem Ziele zu streben: denn in der That zeigt Ottokar gegen das Ende, namentlich S. 171 und 179, eine helle Selbstwürdigung seines Lebenswandels, und eine tief empfundene Reue. Aber sie kommen so spät, daß sie einer Buße auf dem Sterbebette gleichen, die unbeschadet ihres dogmatischen Werthes, einen äußerst geringen in der Tragödie besitzt.

(Der Beschluß folgt.)

Länder- und Völkerkunde.

Ansichten von Italien nach neuern ausländischen Reiseberichten in Verbindung mit einigen Freunden herausgegeben von H. Hirzel. Zweyter Band. 1823. 317 S. Dritter Band. 1824. 416 S. 8. Leipzig bey Kummer.

Der erste Band dieser Sammlung und Zusammenstellung von Nachrichten über Italiens seltener bereiste und minder bekannte Gegenden ist im Lit. Bl. vom J. 1823. Nr. 102. angezeigt worden. Der zweyte enthält auserlesene Stücke aus Castellans Briefen über Italien. Herr H. hat sehr glücklich extrahirt, das Belehrende ist mit dem Unterhaltenden zweckmäßig vermischt. Indem uns z. B. der Reisende über den Tarantismus (d. h. über die Krankheit, welche der Tarantelbiß hervorbringt) Aufschlüsse gibt, welche das Fabelhafte dieser Erscheinung berichtigen, weiß er uns durch die Geschichte einer Jungfrau zu rühren, welche durch den Verlust des Geliebten wahnsinnig wurde, und sich einbildete, von einer Tarantel gebissen worden zu seyn. Man bestärkte sie in diesem Wahne, welcher sie ihres erlittenen Unglücks gänzlich vergessen gemacht hatte; und um ihr die Hoffnung auf Genesung nicht zu rauben, ließ man sie häufig tanzen: denn das Tanzen nach Musik wird für das einzige Heilmittel des Tarantism gehalten. Sollten nicht unter unseren Lesern viele seyn, welche das Sprichwort: Er tanzt, als ob ihn die Tarantel gebissen hätte, verleitet hat zu glauben, das Tanzen sey vielmehr Symptom der Krankheit, Wirkung des Bisses der giftigen Spinne? Als besonders anziehend zeichnet sich u. a. die Anecdote aus: Das Häuschen am Vesuv. Bey der außerordentlichen Eruption von 1751 floh eine fromme Familie, die einen Hügelabhang bewohnte, in größter Gefahr thalwärts. Von allen Schrecknissen des Erdbebens umgeben, erwartete die Mutter mit ihren Kindern den Tod. Aus der Betäubung erwachend, findet sie sich vor ihrem eignen unversehrten Häuschen wieder: es hatte sich mit der ganzen Erdschicht, worauf es ruhte, von der Höhe des Hügels losgerissen, und war seinen fliehenden Bewohnern nachgeglitscht in das Thal. Ein natürliches Wunder, dessen Andenken man durch eine kleine Kapelle verewiget hatte, dem Reisenden aber als ein Religions-Wunder erzählte, und einem großen hölzernen Crucifixe beymaß, das die Mutter bey der Flucht mit sich genommen hatte.

Der dritte Band enthält Auszüge aus August von Sayve's Reise in Sicilien (1820 und 1821), Briefe über die Thäler von Lanzo von Ludwig von Franzesetti, Grafen von Mezzenile, und Züge aus Guinan Laoureins Gemälde von Rom gegen das Ende des Jahres von 1814. Er übertrifft seine beyden Vorgänger an Interesse der Gegenstände, deren Zusammenstellung eine durch nichts Langweiliges unterbrochene Unterhaltung gewährt. Der kalte Vulcan von Malacuba S. 157, die Besteigung des Rochemolon S. 277 ff. sind nicht blos für die Naturforscher anziehend; und die Schilderungen des Lebens in Rom, der Schauspiele, der Schenkwirthschaften des Testaccio u. s. w. unterhalten angenehm. Was Laourein S. 378 ff. über die römischen Thorheiten und Lächerlichkeiten sagt, ist freylich nicht sehr erbaulich für die Rechtgläubigkeit; aber seine Schilderung römischer Feste, insonderheit der kirchlichen, ist desto einladender für diejenigen, welche jetzt (Januar) noch nicht entschlossen sind, zur Feyer des heiligen Jahres zu reisen.

Des Herausgebers Verdienst in Hinsicht des Uebersetzungs-Geschäfts ist schon bey Gelegenheit des ersten Bandes anerkannt worden. Hier ist keine fabrikmäßige Nachlässigkeit; doch trifft man bey dem Schweizer auf mancherley Verstöße gegen das Hochdeutsche auch in diesen neuen Bänden. Z. B. Bd. 2. S. 12: Umsonst ward allem Erdenklichen (alles Erdenkliche) aufgeboten. S. 103: — als ein einsmaliges (plötzliches) Geräusch seine Aufmerksamkeit auf sich zieht. S. 105: Er war endlich so glücklich, auf die Gränzen von Frankreich zurückzublicken. (Vermuthlich de revoir les frontières, sie wieder zu erblicken.) Der Ladenpreis, von 1 Rthlr. 16 kr. — f. d. Band ist um so mäßiger, da Papier wie Druck lobenswerth sind, und jeden Band eine artige Landschaft ziert.

Müllner.

Nr. 37.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 10. Mai 1825.

Dramatische Dichtkunst.

König Ottokars Glück und Ende. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz Grillparzer. Wien b. Wallishaußer. 1825. 119 S. gr. 8.

(Beschluß.)

Zu Anfange des dritten Aktes wird auf Ottokars Befehl der alte Merenberg auf eine heimtückische und gewaltsame Weise aus seinem Schlosse hinweg in Gefangenschaft geschleppt. Hierauf sehen wir Ottokar in seinem Lager an der Donau, in dem Kriege mit dem Kaiser Rudolf (von 1276) begriffen, stolz und starrsinnig im Unrecht beharrend, sich selbst über die kriegskünstlerische Bedenklichkeit seiner Lage mit einem fast kindischen Trotze verblendend; und endlich dem Rathe seines Kanzlers, des Kaisers großmüthiges Erbieten zu einer persönlichen Unterhaltung zu benutzen, nur in der Hoffnung nachgebend, dem geldarmen Kaiser durch reiche Pracht, und dem Kriegsmanne, der vormals unter ihm gefochten hatte, durch eine im Tone des Befehls gesprochene Forderung zu imponiren. (S. 106 und 107.)

In dieser Stimmung erscheint er auf der Donau-Insel Kamberg (Kaumberg schreibt der Verf.), glänzend gerüstet, und statt des Helmes die Krone auf dem Haupte. Aber das Blättchen kehrt sich um: der Kaiser imponirt ihm; nicht mit dem Stolz einer überwiegenden äußeren Würde, nicht mit dem hoffärtigen Pochen auf seine Kriegsmacht, und auf das Kriegsglück, welches bereits durch den Uebergang von Wien und von Kloster-Neuburg auf Rudolfs Seite sich geneigt hat; sondern mit dem frommen Vertrauen auf Gott und die gerechte Sache, mit dem Adel seiner Gesinnung, und mit der milden Mahnung an die schöne Jugendzeit, wo beyde Waffengefährten waren. Ottokars Hochmuth beugt sich der Gewalt des Rechts, er erklärt sich bereit, vom Kaiser die Lehen zu nehmen. Aber sie können nur knieend empfangen werden. Auch dazu bewegt ihn Rudolf durch den Vorschlag, daß es nicht im Angesicht der Heere, sondern im Zelte geschehen soll, bey geschlossenen Vorhängen.

Nach unsicheren und mannigfaltig bezweifelten Berichten der Geschichte wurde hier Ottokars Stolz hintergangen und verwundet auf eine Art, die Rudolfs Gesinnung in ein ungünstiges Licht zu stellen geeignet ist. Während Ottokar als Vasall vor ihm kniete, fielen die Zeltvorhänge nieder, und zeigten das Schauspiel beyden, durch den Strom geschiedenen Heeren. Der Dichter hat diesen effectvollen Moment benuzt, ohne den Charakter des Kaisers in jenen Schatten der Sage zu stellen. Milota Rosenberg, Ottokars Feldherr, von den Steiermärkern dem Kaiser ausgeliefert, geht über den Platz, und als er hört, daß der König eben im Zelte sey, um durch die Lehensnahme den Krieg zu endigen, ruft er aus:

> Ho! ho! und so verborgen?
> Das müssen Alle sehn, die treuen Herzens sind!

und zerhaut die Zeltschnuren mit dem Schwerte. Diese Frechheit, womit der Unterthan beyde Fürsten gleich schwer beleidiget, ist dem Dichter als eine poetische Freyheit nachzusehen, nur hätte der Zweck erfordert, daß Rudolf dabey sich angemessener benähme. Als der knieende Ottokar aufspringt und aus dem gefallenen Zelte in den Vorgrund eilt, folgt ihm der Kaiser, gleichsam in Fervore infeudationis, mit der Fahne der Markgrafschaft Mähren nach, um ihn auch mit diesem Lande noch zu belehnen; der König ist gutwillig oder bestürzt genug, noch einmal nieder zu knieen, empfängt die Fahne und den Bruderkuß, und wird von dem abgehenden Kaiser eingeladen, ihm nach Wien zu folgen, wo die Vasallen Oesterreichs den Huldigungseid leisten sollen. Der gedemüthigte König steht nun da, mit gesenktem Haupte. Diesen ungünstigen Moment erwählt der jüngere Merenberg, ihm mit einer Bitte zu nahen, die vermuthlich (denn er gewinnt nicht Zeit sie auszusprechen) die Freylassung seines Vaters zum Gegenstande haben soll. Da fährt Ottokar auf, reißt sich den Mantel von den Schultern, die Krone vom Haupte, und stürzt fort. Dieser Aktschluß ist theatralisch zur Gnüge. Daß aber Ottokar mit der Krone auf dem Haupte zur Friedensunterhandlung kam, das ist eine poetische Lizenz, die der Zweck des Theatereffektes unmöglich rechtfertigen kann. Es ist

ein Zug, der den Helden lächerlich machen könnte in den Augen eines verständigen Publikums, welches bedenkt, daß verständige Könige ihre Kronen nicht bey sich zu führen pflegen in Feldzügen, und nicht aufzusetzen, wenn sie mit dem Feinde unterhandeln wollen.

In einen dunkeln Mantel gehüllt, und mit einem schwarzen Barett bedeckt, erscheint Ottokar im vierten Akte vor der Burg zu Prag, und setzt sich auf die Stufen, während ein Diener hingeht, um den Kanzler zu holen. Er hat in zwey Tagen nicht gegessen und nicht geschlafen. Er hört stumm die Schmähungen Kunegundens an, denen Zawisch, ihr Buhle (S. 140.), den giftigsten Spott beymischt, indem er die öffentliche Kniebeugung auf Kamberg für einen Scherz unter guten Freunden ausgibt. Mit einem Worte, der Dichter hat sich hier alle mögliche Mühe gegeben, den Zustand seines Helden mitleidswürdig darzustellen. Aber er hat nicht bedacht, daß der Schmerz des verletzten Hochmuths nicht geeignet ist, diese Empfindung in uns zu erregen. Der leidende Ottokar läßt uns hier kalt, und um so abstoßender wirkt es auf unseren Antheil, wenn er bald darauf sich zum Eidesbruch gegen Rudolf ermannt, Merenberg, den Vater, den er dem Friedensvertrage zu Folge nebst den übrigen Geiseln frey geben sollte, in den Kerker werfen läßt, ihm ankündiget, daß er sterben müsse, weil sein Sohn die Huldigungsscene mit angesehen habe, und den Herold des Kaisers mit einer symbolischen Kriegserklärung (Zerreißen des kaiserlichen Briefes) entläßt.

Im fünften Akte finden wir ihn wieder bey'm Heer, dem Kaiser gegenüber, bereits zurückgedrängt durch des Feindes Bewegungen, zögernd in seinen Maßregeln, und sich selbst stachelnd zu einem Muthe, der ihm fehlt. Zu Götzendorf, im Hause des Küsters, in welches er eindringt, weil er Kunegunden und Zawisch darin verborgen glaubt, findet er die Leiche Margarethens im Sarge, und hier zwingt er uns durch reuige Selbsterkenntniß eine mäßige Theilnahme ab. Auf dem Schlachtfelde sehen wir ihn, am Fuße verletzt, und seinen Tod ahnend, Buße thun im knieenden Gebet. Merenberg der Sohn, stößt auf ihn; Milota Rosenberg geht vorüber, ohne ihm beyzustehen; er sagt ihm mit Hohn, daß Benesch als Sinnberaubter gestorben, und daß Bertha an dessen Sarge rase; Merenberg will den König, den Rudolf zu tödten verboten hat, zum Gefangenen machen; Ottokar wehrt sich, und fällt von Merenbergs Hand. Zum Beschluß zeigt uns der Dichter noch den Kaiser Rudolf neben Ottokars Leiche, und Margarethens Sarg, den schwarzbekleidete Frauen auf das Schlachtfeld bringen. Die wahnsinnige Bertha ist dabey, sie pocht an den Sarg, und ruft:

Wach auf Margarethe, sieh, dein Mann ist da.

Der Kanzler Ottokars kommt dazu, stürzt neben die Leiche seines „verirrten wackern Herrn," und nimmt dessen Haupt in seinen Schooß. Auch Kunegunde und Zawisch fehlen nicht in der Gruppe; jene verhüllt sich, und dieser — sieht starr vor sich hin. Was sollen sie anders thun? Endlich macht der Kaiser der Sache, der Theater-Sache, ein Ende, indem er den Kaisermantel über die Leiche breitet, damit als Kaiser begraben werde, der als Bettler gestorben (welches nicht wahr ist); dann seine beyden Söhne mit „Oesterreichs weitem Erbe" feyerlich im Angesichte des Todten, unter Abmahnung vom Uebermuth und Ermahnung zur Eintracht belehnt, und „dem ersten Habsburg in Oesterreich" i. e. seinem älteren Sohne, das Heil! (vulgo Vivat!) ausbringt.

Dieses Ende des Stücks gehört, in dramaturgischem Betracht, nicht zu Ottokars Ende, es ist ein patriotischer Anhang, der sich füglich der Kunstkritik entziehen mag. Inzwischen dürfen wir es nicht ganz aus der Acht lassen, weil es den Leitstern verräth, dem der Dichter bey der Wahl seines Stoffes folgte. Er wollte ein sogenanntes vaterländisches Drama schreiben, dessen Gang und Ausgang erhebend wirken sollte auf die Liebe seines nächsten Publikums für das alte glorreiche Kaiserhaus. Dieser Zweck ist seinem Wesen nach politisch, wenn schon nicht in demjenigen Sinne des Wortes, in welchem wir z. B. von politischen Absichten oder Neuigkeiten zu reden pflegen. Das ist ein guter Zweck, aber kein Kunstzweck. Beyde lassen sich vereinbaren, das ist im Allgemeinen nicht zu leugnen. Aeschylus feyerte in den Persern den Ruhm, den seine Nation erworben hatte durch die Niederlage des Xerxes. Aber der ächte Kunstsinn ist so eigensinniger Natur, daß er nicht nur ein feines Verbergen solcher Nebenzwecke fordert, sondern auch ein unbedingtes Unterordnen derselben unter den Hauptzweck, die tragische Wirkung. Unser Dichter hingegen trägt seinen politischen Nebenzweck, wie wir eben gesehen haben, zur Schau, und es ist leicht zu bemerken, daß er demselben bey der Auffassung und Behandlung des Stoffes mehr Einfluß verstattet hat, als den Gesetzen der tragischen Kunst. Daraus glauben wir es erklären zu müssen, daß er das Hauptinteresse zwischen Ottokar und Rudolf getheilt hat, wodurch die tragische Wirkung vermindert wird.

Dichtersinn inzwischen und Dichterkraft offenbaren sich fast in jeder Scene, und in vielen Zügen, Stellen und Ausdrücken, die den Lesern der Dichtung nicht entgehen werden. Oft zwar herrscht das Streben nach Theatereffect störend vor, aber selten ist ihm der dramatische ganz aufgeopfert worden, wie z. B. bey der Erscheinung des Sarges von Margarethen auf dem Schlachtfelde, in einem Zeitpunkte, wo es der Kammerfrau Elisabeth doch unmöglich einfallen konnte, ihre verstorbene Herrin zu Grabe tragen zu lassen. Solche

Geschäfte schiebt man auf während einer so nahen Schlacht, und um den Zuschauern einen Leichenzug zu zeigen, darf der Poet so auffallend nicht mit der Wahrscheinlichkeit in Widerspruch treten. Die Diction unseres Dichters hat Lebenswärme und Kraft, aber sie ist, nebst der Verstechnik, noch weit vom Ziele der Reinheit entfernt.

Hab' ich nicht Knabesweis (als Knabe) bey ihm gedient? S. 5.
O hätt' ich das aus seinem Leben fort (weg). S. 6.
— ist jetzo Zeit zu schämen? (sich zu schämen) S. 8.
Bey Kroissenbrunn. Ihr, Oheim wart ja dabey (— y!) S. 11.
Und laßt mich freu'n des königlichen Unglücks S. 43.
Mit hoher Stirn, und aufgerichtem (aufgerichtetem) Nacken. S. 181.

Kunegunde, die im Personenverzeichniß als Bela's Enkelin aufgeführt ist, wird S. 14. Bela's Nichte und S. 33. das Enkelskind (das wäre Urenkelin) desselben genannt. „Lunden und Paris" S. 32, und „Sie warden" statt wurden S. 39. sind unfehlbar Setzfehler; aber daß der Kaiser S. 109 zu einem kleinen Mädchen sagt: „Zierst du dich auch schon, Kröte?" das ist ein arger Geschmacksfehler. Wenn Kröte ein Liebeswort ist, so ist es doch für den Mund eines Kaisers, dem öffentlich ein Blumenstrauß als Volkshuldigungszeichen überreicht wird, zu niedrig. Weit eher möchte man es der Sappho nachsehen, die, wenn uns das Gedächtniß nicht trügt, es einmal als Scheltwort gebraucht. Das Buch ist höchst anständig gedruckt, und zwar mit Privilegien zweyer Nachdrucksländer. *) Ach, daß doch endlich die goldne Zeit käme, wo es auch für den deutschen Dichter keiner Privilegien mehr bedürfen wird, um mitten unter seiner Nation für den kleinen Ertrag seiner Geisteswerke vor den typographischen Flibustiern Schutz zu finden!

Müllner.

*) Anmerk. für Ausländer: So nennt man in Deutschland diejenigen Staaten, deren Gesetze den Nachdruck deutscher Schriften noch nicht verboten haben.

M.

Lebensklugheit in Haselnüssen.
Eine Sammlung von tausend Sprichwörtern in ein neues Gewand gehüllt
von
J. F. Castelli.
Wien bey Tendler und von Manstein.

Die Klugheit, kurz aufgetischt, ist das Beste,
Dazu finden sich viel leichter Gäste.

Hiemit spricht sich ungefähr Zweck und Absicht des beliebten Verfassers aus, wenn er Gedanken, Wahrheiten und Sprichwörter in laconischer, bündiger Kürze in Reime bringt. Denn, sagt er in der Vorrede, Verse sind es nicht, Verse wollte ich keine machen, und habe darum auch die Sylben nicht an den Fingern abgezählt, weil ich nur sagen sollte was nothwendig, und dieses Nothwendige so kurz als möglich. Die Wahrheit soll uns Richtschnur und Fingerzeig im Leben werden, sie mag daher bey vorkommenden Fällen kurz zur Belehrung angeführt werden. Hiezu muß sie aber in ein Gewand gekleidet werden, wodurch wir sie leicht im Gedächtniß behalten. Daß aber zu diesem Zweck der Reim die schicklichste Form seye, ist nicht zu bestreiten und durch Goethe's Beyspiel ist ihm sogar eine literarische Standes-Erhöhung geworden; kein Dichter, wenn er ihn nur gehörig zu handhaben weiß, wird in der Verbindung seiner Gedanken mit demselben eine getadelte mésalliance zu befürchten haben.

Nicht zum Durchlesen möchten wir das Büchlein empfehlen, sondern mehr, wozu es auch der Verf. ganz eigentlich bestimmte, um Sprichwörter, Kernsätze und Wahrheiten aufzusuchen, die sich an irgend einen Gegenstand knüpfen, der dem Leser gerade behagen mag, oder ihn eben beschäftigt. Wer Devisen, Anspielungen, Motto's aufsuchen will, dem wird es eine Fundgrube seyn. Durch die Einrichtung, daß der Verfasser seine Sprüche unter allgemeine Rubriken gebracht und ein Register beygefügt hat, damit jeder leicht ein Sprichwort, das ihm gerade zu seinem besonderen Begriffe paßt, unter einem allgemeinen Begriffe finde, ist seine Arbeit ein recht zweckmäßiger brauchbarer Beytrag, den wir besonders der Red. des Morgenblattes für die Auswahl ihrer Motto empfohlen haben wollen.

Als Probe der Behandlung mag hier nur ein Artikel folgen:

Reden. Worte.

Werden süße Worte gestellt,
Kosten sie oft saures Geld.

Könnten wir gute Worte nach Gebühr schätzen,
So würde uns Keiner von der Bank wegschwätzen.

Wären etwas werth die guten Wort',
Man behielte sie für sich und gäbe sie nicht fort.

Wären die Worte Brücken,
Es wäre unsicher darüber zu rücken.

Willst haben, daß sie sich um böse Waare raufen,
Mußt du sie mit guten Worten verkaufen.

Wer bezahlet gute Wort,
Der geht mit einem schlimmen Handel fort.

Ein Wort dringt so tief
Als sieben Brief'.

Der redet, rede so klar und haarscharf,
Daß man zur Auslegung keines Zigeuners bedarf.

Wer das Beste redet zu allen Sachen,
Der wird sich Gunst und Freunde machen.

Wer mit Andrer Laster
Auf offnem Markte steht,
Der ist oft verhaßter,
Als der sie selbst begeht.

Ein kluger Mann
Mißt seine Rede in Jedem so an
Wie ein geschickter Schneider
Die Kleider.

Zu kurze Red' ist wie des Blitzes Licht,
Sie blendet, aber leuchtet nicht.

Wer viel redet, redet selten gut dabey;
Nicht immer, wenn die Henne gackert, legt sie ein Ey.

Ein Dummer verbringt oft einen klugen Sang;
Aus leeren Fässern kommt auch ein heller Klang.

Klappern gefällt dem Storch.
Mensch! Du schweig' und horch'.

Reden kann man ein ganzes Pfund,
Und erredet sich doch kein Loth in den Mund.

Mancher redet leicht ein Wort heraus,
Wär's ein Gulden, so ließ er's nicht so leicht aus.

Wenn der Mund redet nach des Herzens Gefallen,
Das ist die schönste Harmonie von allen.

Ist Einer aus Sachsen,
So ist ihm auch der Schnabel darnach gewachsen.

Wohlreden ist einem Seil zu vergleichen,
Damit kann man den Grund jedes Herzens erreichen.

Alles Reden ist verloren,
Findet man nicht günstige Ohren.

Manche haben gute Worte zu Hausen,
Um damit schlechte Waare zu verkaufen.

Für einen Erzähler der beste Mann
Ist der, der Alles glauben kann.

Wer Dunkles und Verschraubtes thut kund,
Der strickt verwirrtes Garn im Mund.

Dunkles Reden für einen Hermaphroditen gelten kann,
Man weiß nicht, ist's ein Weib oder ein Mann.

Ist deine Rede nicht ganz reif,
So pfeif'!

Offen geredet und wahr
Bringt oft die meiste Gefahr.

Ist Feuer im Haus,
So speyt es Flammen aus.

Wer die Leute mit Reden kann wenden,
Der hat das Spiel in seinen Händen.

Der viel schläft, den werden viel Träume plagen;
Der viel redet, der wird viel Lügen sagen.

Zu viel reden und zu viel schweigen,
Das ist allen Narren eigen.

Kein Redner überredet den Bauch,
Daß er keine Speisen brauch'.

Aus Italien.

(Beschluß.)

— Das neueste Heft der Biblioteca Italiana enthält einen über die Maßen weitläufigen und mit ungewöhnlicher, freylich in der Abscheulichkeit der Sache sattsam begründeten Entschuldigung angefüllten Brief des Hrn. G. Carpani in Wien an den Dr. Acerbi, als Redacteur gedachter Bibliothek, zur Widerlegung einer Beschuldigung gegen den Kapellmeister Salieri, die sich, wie es scheint, seit einigen Monaten in gedachter Stadt verbreitet hatte und nichts Geringeres zu vernehmen gab, als daß Mozart seiner Zeit an einer von Salieri ihm beygebrachten Dosis Gift gestorben sey. Bekanntermaßen lebt der berühmte Verfasser der Grotta di Trofonio, der Scuola de' Gelosi, der Palmira, des Cesare in Farmacusa, der Danaidi, und so vieler anderer hochgefeyerter Opern, dieser Liebling Glucks, und Gaßmanns geliebtester Schüler, noch gegenwärtig in Wien, obschon ihn einige Pariser Blätter bereits vor ungefähr einem Jahre hatten todt haben wollen; liegt aber seit dem Winter 1823 an einer langwierigen Krankheit danieder, nachdem ihm kurz vorher sein Souverain nach sieben und fünfzigjährigen Diensten die verlangte Entlassung unter Beybehaltung seiner ganzen Besoldung bewilligt, auch ihm kurz vorher durch ein sehr ehrenvolles Decret die große Medaille nebst goldner Kette zugetheilt hatte. Inzwischen ist die Veranlassung zu jener über ihn ergangenen, gräßlichen, sich durch sich selbst widerlegenden Verläumdung, laut des, ebenfalls in der Biblioteca Italiana enthaltenen Berichtes aus der Feder des Hrn. Dr. Acerbi selbst, folgende. Gegen Ende des leztverflossenen Winters traf aus Unter-Italien ein junger erfahrungsloser Geck, der sich einbildete, zum Dichter geboren zu seyn, in Wien ein. Hier schmierte er, seinen eingebildeten Beruf zu üben, eine Ode zu Ehren Beethovens, der gerade damals ein Concert gab, zusammen, ließ sie drucken, und sezte sie auf der kaiserlichen Redoute in Umlauf. Der Erfolg, den dieser gereimte Mischmasch hatte, war kein anderer, als daß er von Wenigen gelesen, von noch Wenigern verstanden und von keiner Seele gelobt wurde. So weit hatte noch Niemand über Unglück zu klagen. Allein unterdessen bekam jener unvorsichtige Dichterling ein auswärtiges öffentliches Blatt zu Gesichte, worin von jener Verläumdung die Rede war. Sofort fühlte er sich zu einem neuen Gedichte begeistert, welche er am füglichsten mit einer solchen, der Hölle enthobenen, Juwele verzieren zu können glaubte. Ohne sich demnach im Mindesten darum zu bekümmern, wer der Angeklagte, und daß er ein seines Charakters nicht weniger als seiner Compositionen wegen hochgeachteter Mann sey, welchem jener unerhörte Frevel zur Last gelegt werde, erwähnte und verdammte er in mörderischen Versen jene Mordthat, indem er zugleich auf den derselben bezüchtigten Künstler, von dem er übrigens wußte, daß er noch in Wien lebe, die Rache des Himmels bis in ferne Zeiten herabrief. Nicht daß — sezt Hr. A. in seinem Berichte hinzu — um dieser Verseleyen willen ein einziger Mensch desto mehr an jene schändliche Lüge geglaubt hätte; aber gesezt, daß sich etwa das eine und andere Exemplar jener höchst läppischen, poetischen Ausgeburt auf spätere Zeiten hinüber erhalten, und den Nachkommen in die Hände fallen sollte, so werden diese doch wohl nichts Anderes dazu sagen, als: an der Frevelthat Salieri's gegen Mozart werde denn doch etwas Wahres gewesen seyn müssen, weil man im J. 1824 zu Wien und zwar am Hofe selbst, und bey einer feyerlichen Gelegenheit ein gedrucktes Werk mit Deklamationen gegen jene schreckliche Uebelthat an ihrem angeblichen Urheber ausgetheilt, und Niemand sich dem Drucke und der Verbreitung derselben widersezt habe. Erst einige Tage nach der Austheilung jener Ode entdeckte man das darin enthaltene Gift; alle Redlichgesinnten ergrimmten, und der schamlose Verfasser wurde überall verwünscht und verdientermaßen verabscheut.

Nr. 38.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 13. Mai 1825.

Länder- und Völkerkunde.

Beobachtungen auf Reisen in und außer Deutschland. Nebst Erinnerungen an denkwürdige Lebenserfahrungen und Zeitgenossen in den lezten fünfzig Jahren. Von D. August Herrmann Niemeyer. Dritter Band. Reise durch einen Theil von Westphalen und Holland im Jahr 1806. Halle i. d. Buchhandl. d. Waisenhauses. 1823. XII und 378 S.

Auch unter dem Titel:

Beobachtungen auf einer Reise durch einen Theil von Westphalen ꝛc.

In No. 10 und 11 des Lit. Bl. 1823 ist der Gesichtspunkt, aus welchem die Reisebeschreibungen des verehrten Greises Niemeyer zu beurtheilen sind, der Werth, den sie haben, zur Gnüge angegeben worden. Nicht der Statistiker, nicht der Geograph, nicht der Oekonom findet hier große Ausbeute. Wohl aber jeder, den das Leben des Volkes, nach seinen verschiedenen Ständen und der Grad ihrer Kultur, anzieht, der wissen will, was ein Mann, der beobachten wollte und im Beobachten geübt war, über ein Land sagt, wohin ihn Zufall oder Neigung führte, in welchem ihn sein ausgebreiteter Ruf mit den berühmtesten und angesehensten Männern jedes Standes zusammenführte. Westphalen ist das Vaterland der Vorfahren von Niemeyer. Es sollten einige seiner daher und aus Holland gebürtigen Eleven zurückkehren und er beschloß, sie selbst in die Arme ihrer Eltern zurückzuführen. Dieß war die Veranlassung zur Reise in dem verhängnißvollen Jahre 1806, die freudig begann und traurig endete. Schon zog das Ungewitter des Kriegs auf, das sich an der Saale und in Halle selbst entladen sollte, aber das leztere ahneten die Krieger nicht, die der Verf. deßhalb um Rath fragte und um so weniger besorgt, ward im späten Sommer die Reise begonnen. Sie führt uns zuerst nach Quedlinburg, wo wir mit dem nun heimgegangenen Veteran des geistlichen Standes, J. A. Hermes, bekannt werden, den uns nebst allen seinen mehr oder weniger berühmten Brüdern mehrere Beylagen im Anhange sehr ausführlich schildern. In Hameln war schon Alles sehr kriegerisch und in Pyrmont eine todte Stille statt des verschwundenen Geräusches der abgereisten Badegäste eingetreten. Die kräftige Fürstin Pauline von Lippe-Detmold tritt uns in der Schilderung, die der Verf. von ihr, als er nun ihre Residenz besuchte, zu entwerfen Gelegenheit fand, in ihrer ganzen Herrlichkeit entgegen. Besonders zieht die von ihr gestiftete Pflegeanstalt für Kinder von 1 — 6 Jahren an, deren Eltern dem Brode außer dem Hause nachgehen müssen. Sie übergeben früh das Kind und holen es Abends aus der Anstalt wieder ab, wo es alle Pflege und die passendste Nahrung empfängt. O hätten alle Städte eine solche Anstalt! Wie viel gewönne die Menschheit in Hinsicht auf Sitten, auf Lebensgenuß, auf Gesundheit! Gerade in diesem Alter wird der Keim zu so manchem Laster, mancher Krankheit gelegt, weil das kleine Wesen sich selbst oder unverständigen älteren Geschwistern oder gewissenlosen Pflegerinnen überlassen ist! — Paderborns Dom mit seinen Alterthümern, der Universität und den Schulen, das ehemalige Jesuiterkollegium, geben Hr. N. Veranlassung zu einer Menge der unterhaltendsten, lehrreichsten Bemerkungen. Daßelbe finden wir bey seiner Schilderung der alten Burg Bodelschwing in der Graffschaft Mark. In Münster, das erst seit 4 Jahren Preußen zugefallen war, war die Stimmung für dieses noch sehr ungünstig.*) Das Rathhaus, in dessen großem Saale noch Alles ist, wie zu der Zeit, wo der westphälische Frieden abgeschlossen wurde, beschäftigte die Aufmerksamkeit des Reisenden vornehmlich. Bey Cleve ward über den Rhein gesezt. Hr. N. sah hier zum Erstenmale französische Rekruten einüben und schildert den grellen Abstand der Art, wie dieß damals in Preußen betrieben wurde. Bald war er nun in dem ersehnten Holland, wo uns seine Mit-

*) Die Gunst kommt überall langsam. M.

theilungen über Utrecht, Trompenburg, (ein Schloß, vom berühmten Seehelden Tromp erbaut,) zuerst anziehen. Auf einer bequemen Treckschuyt ging es nach Amsterdam, das dem Reisenden, Venedig ausgenommen, prachtvoller entgegentritt, als irgend eine Stadt. Die Schilderung dieser auf Antwerpens Kosten großgewordenen Handelsstadt bildet den größten Theil dieser Reisebeschreibung. Zuerst ward eine Kirche besucht, wo der Domine, d. h. der Prediger, seiner Gemeine, die sich zum alten Lichte bekannte, den Text:

Ghy ziid miin Sone,
Heden heb ick u gegeneert!

(du bist mein Sohn, heute hab' ich dich gezeuget)

mit einer Aktion und Stimme auseinandersezte, daß man fürchtete, er werde von der Kanzel herabstürzen. Dann führt er uns in die Synagoge der portugiesischen Juden, die erste an Pracht und Größe in Amsterdam, in welcher Stadt 24,000 Israeliten leben. 3—4000 wogten hin und her, um in heulendem Geschrey, Wahnsinnigen ähnlich, (S. 94) Gott zu versöhnen, denn es war die lange Nacht. Der niedrigste Judenpöbel füllte den Vorhof. — Ueberreste einer grauen Vorwelt finden sich in Amsterdam, weil es so spät emporblühte, wenig. Die herrlichste Ansicht gewährt die Stadt von der Hafenseite her. Das Stadthaus, 1648 erbaut, mit seinem 120 Fuß langen und 100 Fuß hohen Bürgersaale, die Wohlthätigkeits-Anstalten, die hier oft bis zum Ueberfluß ausgestattet sind, namentlich das große Bürgerwaisenhaus, wo tausend Kinder verpflegt werden, die Strafanstalten, (zum Theil im Aeußern wahre Prachtgebäude!) die Börse, wo während der Messe die Jugend nach drey Uhr die Kaufleute heraustreibt, — ein sonderbares Vorrecht! — das Schauspielhaus, wo es ungezogen zugeht, wie in Londons Theatern, die Marineschule, das große Museum, Felix meritis, mit einer Million Gulden errichtet, und von 400 Theilnehmern unterhalten, boten hinreichend Stoff zur Unterhaltung in den folgenden Tagen, während Hr. N. zugleich Gelegenheit fand, eine Menge persönlicher Bekanntschaften anzuknüpfen. Wir lernen hier den Philologen Hieronymus de Bosch, den Philosophen Hemert, den Anatomen Bonn und so manchen trefflichen Gelehrten näher kennen. Die wunderlichen Leute in Broek, wo nicht vier Menschen auf den Straßen zu sehen waren, wo jeder Baum mit Oelfarbe angestrichen, jeder Taxus zu Hirsch und Pfau verschnitten war, und die thätigen 10,000 Bewohner Saardams, wo Peter der Große den Grund zu Rußlands Größe legte, konnten natürlich auch nicht übersehen werden. Eben solche Ausflüge wurden nach Harlem, Leyden, Rotterdam rc. gemacht. Das Teylersche (für Physik besonders bestimmte) Institut, die große Orgel, mit 8000 Pfeifen, die eben so die Stimmen vieler Thiere, als den furchtbarsten Donner nachahmt, und das Denkmal vom Erfinder der Buchdruckerkunst, Lorenz Koster, zogen besonders in Harlem an. Der leztere scheint in der That unabhängig von Guttenberg, Faust rc. auf denselben Gedanken gekommen zu seyn, den diese später ausführten. Dafür spricht jezt selbst das Urtheil des umsichtigen Bibliothekars Ebert, das Hr. N. in der 4ten Beylage mittheilt. Leyden, nach Amsterdam die größte Stadt in Holland, ist nicht mehr, was es als Handels- und Universitätsstadt sonst war. Die Lehrer der dortigen Hochschule werden uns von Hr. N. fast alle sehr getreu geschildert. Haag, ohne Thore und Mauern, also das größte Dorf deßhalb, schien auch ein solches durch seine ländliche Heiterkeit. Von Haag liegt Delft eine halbe, Rotterdam eine ganze Stunde. In Delft liegen Hollands berühmteste Männer, der Gründer seiner Freyheit, Wilhelm von Oranien, seine Seehelden Peter, Heins und Tromp, sein Hugo Grotius, begraben und das Standbild des Erasmus, das Häuschen, wo er (1567 steht im Texte; ein Druckfehler, statt 1467) geboren wurde, sind noch immer die merkwürdigste Zierde von Rotterdam, das zu den schönsten, wie zu den größten Städten Hollands gehört. Auch hier zeichneten sich so manche wackere Gelehrten aus, deren Bekanntschaft jeder Leser dieser Reisebeschreibung mit Vergnügen machen wird. In Oudewater, durch welches der Verf. nach Nymwegen reiste, wird am 15ten Aug. eine Mordpredigt gehalten, die Grausamkeiten der Spanier in Andenken zu erhalten, und nach der Predigt zieht Jung und Alt auf's Rathhaus, die Gemälde zu sehen, auf welchen die grausamen Spanier in voller Arbeit abgebildet sind. Von S. 196 an theilt uns Hr. N. eine Menge anziehender Bemerkungen über Hollands Sprache, Literatur, Volkscharakter u. s. f. mit. Die Sprache erschien ihm eher zu weich, zu sanft, als daß sie sonst unangenehm tönte, übrigens ist sie ungemein bildsam, gleich der deutschen, ihrer Schwester. Seit zwanzig Jahren ist für ihre Veredlung und Ausbildung lebhafter Eifer rege. Gründlichkeit und Gediegenheit sind die Hauptzüge der holländischen Literatur, welche jezt freylich keinen Spinoza, Huygens, Swammerdam, Leuwenhoeck und Ruysch aufweisen kann. Auch die Zahl der Studirenden hat sehr abgenommen. Die hohen Schulen Hollands (jezt nur noch zwey) zusammen zählen kaum so viel, wie Leipzig oder Halle allein. Die

Religionsbildung ist jetzt *) in Holland allgemein. Als herrschende Religion läßt sich die reformirte nach dem System der Dortrechter Synode bezeichnen. Als eigenthümliche Züge des Volkscharakters nennt Hr. N. Ehrlichkeit und Rechtlichkeit, Gutmüthigkeit, Reinlichkeit, bis an Geiz gränzende Sparsamkeit auf der einen, bis an Verschwendung gränzende Freygebigkeit auf der andern Seite. Mit S. 228 beginnt die Schilderung der Rückreise über das gewerbfleißige Crefeld, wo in einer Niederlage hunderte von Säcken mit roher Seide, jeder zu 13,000 Thaler werth standen (?); Düsseldorf, wo Hr. N. Jacobi's ländlichen Musensitz in Pempelfort besuchte; Elberfeld, das deutsche Saardam, mit mehr als 4000 Webstühlen. Das nahe Ronsdorf, 1730 aus einem Hause bestehend, zählt jetzt 370, und zeigt, wie oft das Verkehrteste gute Folge haben kann. Ein Fabrikant, dem apokalyptisch-prophetischer Unsinn den Kopf verdreht hatte, zog nämlich mit vielen ihm anhängenden Leuten dahin und bildete eine Kolonie, die von seinen religiösen Verirrungen nichts mehr weiß, aber ihn als den Gründer des dort herrschenden Wohlstandes ehrt. In Münster erhielt der Verf. die erste Nachricht, daß der Krieg begonnen habe. In der Gesellschaft des würdigen Fürstenbergs, der ihm die Fürstin Galiczin, den Philosophen Hemsterhuis ins Gedächtniß führte, dachte er aber nicht, daß der 14te October, wo er eintraf, für sein Vaterland ein so entscheidender Tag wäre. Stolberg, der auch in Münster war, ging trübe und gebückt einher, weil das Land in — unheil'ge protestantische Hände gekommen war. Hr. N. meint, Stolberg sey in seinen religiösen Ansichten immer mehr katholisch, als protestantisch gewesen, nie zur wahren Geistesfreyheit gelangt, und habe also auch nie zu einem Unfreyen gemacht werden können. — (Seine Reisebeschreibung 1792—1794, die Schilderung seines Aufenthalts in Rom darin, der Charakter seiner Dichtungen, ließe doch wohl diese Schilderung bezweifeln.) In Minden traf die Nachricht von der Jenaer Schlacht ein, und in Braunschweig waren (19. Oct.) bereits alle Gasthöfe mit Flüchtlingen überfüllt. Auch Blücher, der mit Siegeshoffnung von Hr. N. in Münster Abschied genommen hatte, traf wieder hier mit einem: So sehen wir uns wieder! mit ihm zusammen. Die Bewohner Braunschweigs zürnten ihrem Herzog, bis der unglückliche Greis selbst dem Mitleid abgewann, was der Egoismus versagte. Die mit S. 305 beginnenden 13 Beylagen schildern uns, wie schon gesagt, die Gebrüder Hermes, und erläutern uns mehrere einzelne Bemerkungen in der Reise selbst, namentlich über die Fürstin Pauline, die Bildungsanstalten in Paderborn, die hochherzige Johanna Sebus, die Goethe's Romanze verherrlicht hat, Lorenz Koster, die Ermordung Wilhelms von Oranien u. s. f. Mehrere gelungene Vignetten und Bildnisse schmücken die treffliche Reise, ohne daß es der Titel angibt. Wie freysinnig der Verf. in seinem hohen Alter denkt, wie schätzbar seine Arbeit schon darum ist, spricht sich besonders in der 13ten Beyl. aus, wo er die Frage beantwortet: was wird aus der Religion werden? *) Der Religionsform, meint er da, sey nirgends unvergängliche Dauer verheißen. Sie ist also auch bey dem Christenthum Menschenwerk, das den Keim der Zerstörung in sich trägt. Aber das Christenthum bleibt, wenn auch eine bestimmte Form und Parthey aufhört, die Staatsreligion zu seyn. Den Schluß dieser Betrachtung macht eine Apostrophe an Gustav Adolph, den Retter der deutschen Gewissensfreyheit und in ihr steht, die Landleute hätten am Abend des Tages dahin, wo er fiel, den noch jetzt bey Lützen stehenden Stein hingewälzt. Der Stein war aber wohl schon früher da, wie wenigstens mehrere Nachrichten besagen und kein Landmann würde übrigens an dem Abend nach der Mordschlacht den Stein haben hinwälzen können. **)

*) Jetzt? Niemeyer reisete 1806, das gibt ein Jetzt von 18 Jahren.

M.

*) Eine wichtige Frage! Schwer auf's Herz fallend, seitdem man über dem principium μονοφιλος vergessen hat, daß die Griechen Christen sind.

M.

**) Hans von Gastensdorf, der die Schlacht an des Königs Seite mitmachte und ihn fallen sah, gibt an, daß er gegen achtzig Ellen von diesem Steine entfernt — der Stein muß also schon da gewesen seyn — den letzten Athemzug gethan habe. Anm. d. Rec.

Unterhaltungs-Literatur.

Zanina oder Amerika's goldenes Leben. Von Julie Baronin von Richthofen. Leipzig im Industrie-Comptoir, 1825. 262 S. gr. 8.

Ein junger Portugiese, Graf Ayamonte, folgt der Flucht des Hauses Braganza nach Brasilien; verliebt sich dort in eine reizende Eingeborne, ein Kind der Natur zwar, aber keine Wilde; heirathet sie nach einigen Hindernissen, die alle durch den Edelsinn seiner Umgebungen gleichsam von selbst verschwinden; und lebt mit ihr in jener herrlichen Natur das goldene Leben einer glücklichen Ehe. Da diese Art von Lebensgold in Europa so

selten ist, so könnte der Roman gar leicht die deutschen Jünglinge, welche schwärmerische Ansprüche an den Ehestand machen, zur Auswanderung nach Brasilien verführen. Die deutschen Jungfrauen haben daher ein Recht, über die Verfasserin zu klagen. Aber auch die ganze Romanen-Lesewelt wird mindestens 86 Blattseiten lang unzufrieden mit ihr seyn: denn gerade so lange nimmt sie Anstand, die Leser mit der Heldin der Geschichte bekannt zu machen. Dafür ist aber deren Auftritt auch höchst theatralisch, ja opernmäßig: sie tritt nicht auf im eigentlichen Verstande; sie fällt von oben herab in die Scene, zwar nicht aus den Wolken, aber doch von einem Berge in das Meer, wo der Held sie mit Hülfe seiner Schwimmgeschicklichkeit vom sicheren Tode errettet, und den Grund zu seinem goldenen Leben legt. Wenn jedoch das Leben der Liebenden von gediegenem Golde ist, so können wir dagegen dem Style der Verfasserin nur eine Kostbarkeit und Vergoldung zugestehen, welche hin und wieder die Sprachlehre bezahlen muß. „Ich zögerte, deinen reinen Sinn auf die blutgetränkten Pfade der Kabale zu führen, und die Hoffnung, stets an heiße Wünsche fesselnd, gaukelte mir noch immer ihr täuschendes Vielleicht in seinem Zauberlichte vor; — doch die Gegenwart hat die freundlichen Träume vernichtet, sie baut aber auch vor unserem Blicke ein kühnes Felsenschloß, an dessen Klippen der Ehrsucht buntgeflacktes Schiff zerschellen wird." (S. 5.) „Der Schutz einer höheren Macht hat sich offenbart, sie gab dem Fürsten einen Fingerzeig, der ihn dem kühnen Schritte ein baldiges Ehemals *) hoffen läßt." (Ebendaselbst.) „Nicht ein Fußfall vermochte meiner Bitte ihr Gewähr gewinnen zu helfen." (S. 29.) „Meines Gatten Vermögen war in dessen Hände." (Händen! S. 57.) „Das Mädchen riß mir (mich!) aus der Ideenwelt." (S. 93.) „Carlossens (des Carlos) Schmeicheleyen." (S. 222.) Im übrigen ist klar, daß die Verfasserin noch nicht selbst in Janeiro gewesen ist, auch noch keine Seereise gemacht und des Prinzen von Neuwied Reisewerk über Brasilien nicht so gründlich studirt hat, wie der seel. van der Velde die englische Gesandtschaftsreise nach China studirt haben mochte, als er die beliebte chinesische Erzählung für die Abendzeitung schrieb.

---

*) Ein baldiges Ehemals scheint freylich etwas Widersinniges, und gleichsam eine lederne Tuch-Mütze zu seyn; inzwischen — das unklare, nebelhafte, mystische Ding, an welchem jezt so emsig gearbeitet wird, was ist es anders, als ein baldiges Ehemals?

Müllner.

Allerneueste Almanachsliteratur.

Musenalmanach für das Jahr 1826. Herausgegeben von Julius Curtius. Berlin 1825. In der Vereinsbuchhandlung. 180 S. 8.

Schon für 1826? So sagt der Titel, und das Motto motivirt ihn:

Nicht einen Monat lebt' ich, wie ihr meint,
So läg' ich auf der Todtenbare;
Nun, weil mir selbst das Ding bedenklich scheint,
So nehm' ich mir voraus die Jahre.

Und Musenalmanach? Allerdings und mit allem Anscheine des Rechts. Denn Musen nennt man die Studenten, und wenn die 5 Herren, welche ihn geschrieben haben, Curtius, Deiters, Simrock, Grüneisen und Schregel, nicht mehr Studenten sind; so sind sie doch allem Ansehen nach nicht weit davon. Dafür spricht der burschikose Einfall, den berühmten Xenien-Almanach nachzuahmen. Nicht weniger als ein halb Tausend, meistentheils literargeschichtlicher, Stacheldistichen folgen einem Schock von vermischten Gedichten nach, wie man sie heut zu Tage in allen Taschenbüchern und Tageblättern findet. Der Muth zu persönlichen literargeschichtlichen Epigrammen, wenn dieselben, ohne den Schirm der Anonymität, gegen ganze Massen von Schriftstellern geschleudert werden sollen, ist ziemlich rar geworden, seitdem die wechselseitige Bücklings-Kritik in gewissen Tageblättern Fuß — nicht sowohl festen, als vielmehr scharrenden Fuß, gefaßt hat. Die Monotonie der Scharrfüße auf dem trockenen Sande des Fußbodens unserer periodischen Literatur läßt von Zeit zu Zeit eine Unterbrechung wünschen, und Xenien, wenn sie innerhalb der Schranken literarischer Persönlichkeit sich halten, und den moralischen und gesellschaftlichen (bürgerlichen) Charakter schonen, haben ihren Nutzen als Erregungs-Mittel. Sie gleichen Steinwürfen in stehendes Wasser, vertreiben das faulige Phlegma des Sumpfes, und erinnern den aufgeblasenen Frosch, daß er weder ein Fisch noch ein Vogel ist. Insofern also mögen wir unsere neuen Xenienmacher nicht tadeln. Nur besorgen wir, sie werden das Unglück haben, daß sich niemand finde, der ihre Gräße übel nähme, und das wird ihren subjectiven Zweck zusammt dem möglichen objectiven vereiteln. Ueber die Ursache davon nachzudenken, haben sie zum Glück Zeit bis zum Jahre 1827, und wenn sie dieselbe entdecken, mögen sie zusehen, ob sie im Stande sind, dieselbe aus dem Wege zu räumen.

Derb muß der Witz seyn, und doch fein.
Das ist im Weg ein schwerer Stein;
Auch thut's nicht einmal Witz allein.
Es muß der Witz des Unmuths seyn:
Des Unmuths, wie ihn Männer hegen,
Die weiter als der Haufe sehn,
Die mehr als Hans und Kunz verstehn,
Und mehr als Kunz und Hans vermögen.

Müllner.

Nr. 39.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 17. Mai 1825.

Kunstphilosophie.

Ueber Goethe's Faust und dessen Fortsetzung. Nebst einem Anhange von dem ewigen Juden. Leipzig bey Hartmann 1824. 324 S. 8.

Im Auslegen seyd munter.
Legt ihr's nicht aus, so legt was unter.

Dieses Motto hat der ungenannte Verfasser selbst für sein Buch gewählt, und die Selbstverspottung, die in dieser Wahl liegt, erregt ein günstiges Vorurtheil für ihn. In der That unterscheidet er sich von den meisten Auslegern des goethe'schen Faust vortheilhaft genug, schon durch die Fernhaltung von dem literarischen Servilismus derrjenigen, welche Blochmann mit dem ornithologischen Namen der Goethocorare bezeichnet hat; aber wenn er auf der einen Seite allen philosophischen Scharfsinn aufbietet, um die Moralisten mit diesem Kunstwerke zu versöhnen; so bleibt er auf der andern sehr weit davon entfernt, die Kunstphilosophen zu befriedigen. Dazu verrennt er sich bald Anfangs den Weg, indem er den Vinnentitel, welcher auf den Prolog im Himmel folgt: Der Tragödie erster Theil, als einen Witz betrachtet. „Die Tragödie, sagt er S. 70, heißt der erste Theil, weil etwas zu fehlen, und einem zweyten Theile vorbehalten zu seyn scheint, indem sie gleich allen Natur- und Kunst-Erzeugnissen der Idee, die ihr zum Grunde liegt, nicht gleich kommt, und diese mit Händen nicht zu greifen ist. Sie ist aber auch ihr lezter Theil, weil sie das Jenseits, auf das sie als erster Theil verweiset, und das Ende, das wir von jeder Handlung erwarten, schon in sich trägt. Sie ist in demselben Sinne ein Fragment, in welchem das Leben ein Fragment ist, weil es ein neues Leben erwartet." Darin kann ihm der Kunstsinn unmöglich beypflichten. Selbst an und für sich betrachtet, ohne den Prolog im Himmel, ließe sich dasjenige Stück, welches Goethe den ersten Theil genannt hat, nur insoferne für eine abgeschlossene Tragödie ansehen, als man das lezte Verschwinden des Faust mit dem Teufel für eine Abfahrt in die Hölle annähme, und den Sinn einer Katastrophe, wie die des Don Juan, hineinlegte. Aber dieser Annahme widerspricht der Prolog im Himmel, wie schon bey einer anderen Gelegenheit im Lit. Bl. 1823. No. 16 gründlich gezeigt worden ist. Dort erlaubt der Herr dem infernalischen Schalk die Versuchung des Faust, um ihn zu überführen, daß „ein guter Mensch in seinem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewußt ist." Soll der Ausgang der ganzen Handlung den Allwissenden Lügen strafen? Die Stärke dieses Einwandes hat der Verf. wohl gefühlt, und allerley Wendungen versucht, demselben zu entgehen. „Es könnte die Frage entstehen, sagt er S. 134, ob etwa der Herr zu viel Vertrauen in den Menschen gesezt habe, wenn er behauptet hatte, daß der Mensch in Irrthum gerathen, aber nie ganz zu Grunde gehen könne, sondern mehr oder weniger des Rechten, als seines Grundes und Urquells, sich bewußt bleibe. Indessen kann die Entscheidung dieser Frage nicht zweifelhaft seyn, denn wenn es auch dem verneinenden Geiste unverwehrt bleibt, den Menschen, so lange er lebt, auf das mannichfachste zu versuchen, so hat es sich doch bewährt, daß er ihn nicht ganz von seinem Urquell abzuziehen, nicht ganz von sich selbst und von Gott abwendig zu machen vermag. Vielmehr ist Faust das allgemeine Individuum der Menschheit, *) zwischen den himmlischen Gewalten, denen er vergeblich geflucht hat, (Glaube, Wissen, Handeln) und den unterirdischen Mächten, die er vergeblich beschworen hat, (Unglaube, Selbstvergessenheit, Leiden,) so getheilt und zerrissen, daß er weder von diesen, noch von jenen loskommen kann. Und die ganze große Dichtung lehrt, daß der Mensch vergeblich von diesem Dualismus loszukommen trachtet, umsonst dem Himmel flucht und die Hölle beschwört, aber eben so erfolglos dem Unendlichen sich widmet, und dem Endlichen entsagt, indem nur in

*) Quid hoc sibi vult? Ein allgemeines Individuum ist — eine lederne Tuchweste. Vermuthlich ist hier ein Repräsentant der ganzen gebrechlichen Menschheit gemeint.

Müllner.

dem Verbande die Lösung der Zweyheit zu finden ist. Vergebens fleht daher jener kriegerische Faust (der König Yngurd) in wahrhaft herzergreifender Angst:

O, packt mich stärker an,
Ihr Höllengeister, oder laßt mich fahren,
Gebt ganz mich auf, ihr himmlischen Gewalten.
Wenn euch die Macht fehlt, ganz mich zu erhalten.
Wenn Gott und Teufel eine Seele spalten,
Hat keiner etwas, das der Mühe lohnt.

Diese Betrachtungen bahnen uns den Weg zu der Wette zwischen Faust und Mephistopheles, welche, wie schon oben bemerkt worden, dem Trugspiele zwischen Ich und Du gleich, nach welchem entweder Ich gewinnt, oder Du verliert; aber das wahre davon ist dieses, daß weder das positive Ich, noch das negative Du, in der Trennung von einander Bestand haben, und daß in dieser Trennung keins gewinnt, und keins verliert, eben weil beydes dasselbe ist und nur in dieser Identität zu Ruhe und Frieden kommen kann, womit die Begriffe von Transcendenz und Transcendalität, an denen sich Faust's Philosophie vergeblich zerarbeitet, ihre absolute Bedeutung verlieren, und statt derselben nur relative Wahrheit bekommen. Eben darum kann weder Faust noch Mephistopheles Recht behalten, sondern allein der Herr; Mephistopheles kann den Menschen-Geist von seinem Urquell nicht ganz entfernen, den Trieb nach dem Unvergänglichen und Ursprünglichen nicht ganz unterdrücken; Faust kann dagegen nicht zu dem lezten Innersten gelangen, denn dieses ist nur indem es sich äußert und offenbart, aber indem es sich offenbart und äußert, ist es auch wieder hinter seinen eignen Aeußerungen und Offenbarungen verborgen."

Hinter diesen Aeußerungen und Offenbarungen des Auslegers ist nach unserer Meynung nichts verborgen. Hat Mephistopheles den Faust noch nicht ganz von seinem Urquelle entfernt, so ist die Handlung, deren Ziel der Prolog andeutet, noch nicht zu Ende. Hat er aber vollführt, wessen er gegen den Herrn sich vermaß, so hat der Herr Unrecht behalten, er hat die Wette verloren, die der Teufel ihm anbot. Oder wie? hätt' etwa Goethe im Prolog die Streitfrage nur aufgeworfen, um durch einen Ausgang, der nichts darüber entscheidet, anzudeuten, daß sie unauflöslich ist? Dann würd' er so ziemlich jenem Katecheten gleichen, der die Frage stellte, wie hoch der Berg Sinai sey, und am Ende die Antwort des Katechumenen billigte: Das kann man so eigentlich nicht wissen. Das ist nimmermehr vorauszusetzen. Auch widerspricht der Gang des Versuchungswerkes, indem er auf die Bejahung der Frage deutlich hinweiset. Denn was gelingt denn eigentlich dem Teufel? Er verführt den Faust zu Gretchens Verführung, was die Gretchen sonst wohl auch selbst zu thun pflegen, ohne daß der Teufel dabey zu thun hat; aber der tragische Ausgang, den Mephistopheles ihm verhehlt, den er auf dem Brockenballe geahnet und auf der Rückkehr erfahren hat, wirkt dergestalt auf Faust's Gemüth, daß der Teufel alle Frucht seiner Verführung verliert, wenn anders der Zweck derselben derjenige war, den er im Prolog ausdrückte:

Was wettet ihr? Den sollt' ihr noch verlieren,
Wenn ihr mir die Erlaubniß gebt,
Ihn meine Straße sacht zu führen.

Als das Unglück geschehen ist, verflucht Faust den Urheber, und ruft den Herrn um Befreyung von demselben an.

Faust.

Hund! abscheuliches Unthier! — Wandle ihn, du unendlicher Geist! wandle den Wurm wieder in seine Hundsgestalt, wie er sich oft nächtlicher Weise gefiel vor mir herzutrotten, dem harmlosen Wandrer vor die Füße zu kollern und sich dem niederstürzenden auf die Schultern zu hängen. Wandl' ihn wieder in seine Lieblingsbildung, daß er vor mir im Sand auf dem Bauch krieche, ich ihn mit Füßen trete, den Verworfnen! — Die erste nicht! — Jammer! Jammer! von keiner Menschenseele zu fassen, daß mehr als ein Geschöpf in die Tiefe dieses Elendes versank, daß nicht das erste genug that für die Schuld aller übrigen in seiner windenden Todesnoth vor den Augen des ewig Verzeihenden! Mir wühlt es Mark und Leben durch, das Elend dieser einzigen; du grinsest gelassen über das Schicksal von Tausenden hin.

Mephistopheles.

Nun sind wir schon wieder an der Gränze unsres Witzes, da wo euch Menschen der Sinn überschnappt. Warum machst du Gemeinschaft mit uns, wenn du sie nicht durchführen kannst? Willst fliegen und bist vor'm Schwindel nicht sicher! Drangen wir uns dir auf, oder du dich uns?

Faust.

Fletsche deine gefräßigen Zähne mir nicht so entgegen! Mir ekelts! — Großer herrlicher Geist, der du mir zu erscheinen würdigtest, der du mein Herz kennst und meine Seele, warum an den Schandgesellen mich schmieden? der sich am Schaden weidet und an Verderben sich lezt.

Hier allenfalls wäre der Ort, wo der Teufel seine Wette für verloren anerkennen, und dann die Handlung damit sich endigen könnte, daß Faust, nachdem er den Mephistopheles gezwungen, ihn in Gretchens Kerker zu führen, sich entschlösse, mit ihr zu sterben, und nach irdisch gesühnter Sünde sich „Gottes Gericht zu übergeben." Da aber der Dichter ihn nach vergeblichem Versuche, Gretchen zu einer Flucht mit Hülfe des bösen Geistes zu bewegen, allein mit lezterem verschwinden läßt; so ist klar, daß der Teufel seine Wette noch nicht für verloren gibt, und wir müssen annehmen, daß die Entscheidung der Streitfrage einer Fortführung der Handlung, gleichviel ob auf Erden oder in der übersinnlichen Welt, vorbehalten war.

Diese Ansicht der Sache nimmt den Dichter am Kräftigsten in Schutz gegen die Anfechtungen, womit die

Moralisten diese Dichtung heimgesucht haben, und namentlich auch gegen die neueste von *Wessenberg*, welche im Lit. Bl. 95. S. 378 von einem anderen Recensenten angeführt worden ist. Das böse Princip soll darin mit Allgewalt herrschen, das Gute, Wahre und Rechte nirgends mit wahrem Ernste in Schutz genommen werden u. d. m. Tritt nicht am Schlusse der fromme Glaube *in Gretchen* siegreich hervor? Und wenn dieser Schluß nur der Schluß des ersten Stücks einer Dialogie (oder Trilogie) ist; wie mag man den Dichter darum tadeln, daß nicht auch *Faust* schon hier vom Teufel sich losreiße und in die Arme Gottes werfe? Wer es dem *Aeschylus* als etwas Widersittliches vorwerfen will, daß er im gefesselten Prometheus Trotz gegen den Vater der Götter geprediget, und denselben in das gehässige Licht eines ungerechten Tyrannen gestellt habe; der wird am kürzesten und sichersten mit der Bemerkung aus dem Felde zu schlagen seyn, daß uns der *entfesselte* Prometheus fehlt.

Wir haben oben gesehen, daß der Verf. auch den *Yngurd* studirt hat. Er nimmt mehr als einmal Beziehung darauf, und äußert S. 25, daß Yngurd auf dem Schlachtfelde sey, was Faust in der *Studirstube* ist. Hätt' er die Parallele verfolgen wollen; so würd' ihn schon die Katastrophe des Kriegs-Faust zu dem Resultate geführt haben, daß die Katastrophe des Bücher-Faust noch nicht gedichtet sey und einem folgenden Abschnitte angehöre. Yngurd ist ein frommer Kriegsheld, den nur einmal die Bedrängniß des Augenblickes zu dem Frevel treibt, die Hölle statt des Himmels um Beystand anzurufen. (S. Akt IV. Sc. 3. S. 216. a. E.) Darüber zerfällt er mit seinem besseren Selbst, verliert das Vertrauen auf den Himmel, greift in der Gefahr, die seiner Krone droht, zu verbrecherischer Selbsthülfe, und die schrecklichen Folgen eines unausgeführt bleibenden Befehls, eines bloßen bösen Willens, reichen hin, sowohl ihm den irdischen Untergang zu bereiten, als den Frieden in seinem Inneren wiederherzustellen, und ihn mit uns wie mit dem Himmel zu versöhnen. Hier ist kein *zweyter Theil* denkbar *). Ganz anders aber ist es mit Faust. Dieser Feuergeist, von den Resultaten aller Wissenschaft, selbst der *Magie*, unbefriediget gelassen, und von den Schranken der *Gedankenwelt* wie von unerträglichen Fesseln gedrückt, macht besonnener Weise und in keckem *Uebermuthe* des *Unmuths* mit dem Teufel Gemeinschaft, um zu versuchen, ob in dem Genusse der *reellen* Welt, die er noch wenig kennt, die Lebenslust sich wieder finden lasse, die er verlor, weil sein Geist an den Gränzen der Endlichkeit erlahmte. Wenn solch ein Riese der Freygeisterey zur Selbstbescheidung, die dem Menschen ziemt, zur geduldigen Hoffnung auf endlichen, jenseitigen Aufschluß, zum demüthigen Glauben an eine wohlthätige Weltleitung von oben, zurückgeführt werden soll: da reicht eine *Gemüths*erschütterung nicht hin, wie der Anblick der traurigen Folgen eines verbotenen Sinnen-Genusses sie erregt. Der Geist muß zur Erkenntniß seines Irrlaufes gebracht werden; es müssen durch den Schleyer, der den Spiegel der ewigen Wahrheit, das Geheimniß der Welt verhüllt, Strahlen in sein Auge dringen, die ihn fühlen lassen, daß dieses Auge nicht fähig ist, in die unverhüllte Sonne zu schauen: und darauf, läßt sich vermuthen, hatt' es der goethische Genius mit dem *zweyten* Theil' angelegt, den sein Günstling in petto behielt, gleichviel ob sein Muth an der Vorstellung von dem Geiste der Zeit, oder seine Kraft an der Colossalität der Aufgabe erschlaffte.

*) Nun der fehlte auch noch! Der Eine schon ist um die Hälfte zu lang.

Müllner.

Den Muth, der berühmten Tragödie zweyten Theil zu schreiben, hat bekanntlich Herr C. C. L. *Schöne* besessen, dessen Faust im Lit. Bl. 1823. Nr. 16. von einem andern Beurtheiler geprüft worden ist. Unser Verf. hat viel Mühe und 55 Seiten daran gewendet, ihn hier zu analysiren. Er deckt die Blößen dieses Versuches mit Scharfsinn auf, und zeigt, daß die streitige Sache in der Fortsetzung überhaupt nicht einmal *fort*, geschweige denn zum Ziele der Entscheidung rückt. Wenn er aber den Grund davon S. 187. am Anf. darinne sucht, daß der goethe'sche Faust wirklich geendiget sey; weßhalb es denn kaum habe fehlen können, daß wir keinen wahrhaften Fortgang, keine innere Steigerung der Dichtung finden, sondern nur die Ausdehnung, Ausbreitung und Wiederholung des Gegebenen, oder des, was der erste Theil *schweigend* schon vernehmlich gesagt hat; so können wir ihm darin nicht beystimmen. Herrn Schöne's Recensent hat a. a. O. des Lit. Bl. einen Weg, auf welchem zur Lösung der im Prolog gestellten Frage zu gelangen war, deutlich nachgewiesen. Aber auch dann, wenn Herr S. keine andere Lösung für statthaft hielt, als die seinige, welche mehr orthodox als dichterisch ist; so blieb ihm doch auf dem Gange dahin immer noch Raum genug für Steigerung. Wer wehrt' es ihm denn z. B., statt der wiederholten Versuchung durch die Geschlechtslust, eine andere zu wählen; die den *Geist* schon merklich näher angeht. Nicht blos die Wollust ist lockend, auch die *Herrschlust* ist es, die Lust der irdischen All-

mächtigkeit, die sich so gern in den Mantel der guten Absicht kleidet, die Völker zu beglücken und die Staatskörper in der Welt von ihren Gebrechen zu heilen. Wie wenn Faust, des Liebelns und Löffelns satt, einmal zu Mephistopheles spräche:

Schaff' mir ein Reich! „Mir kann nicht Mindres gnügen.
Als König seyn, und keinem Zwang mich fügen." (Ynguro II, 8, S. 125)

Wenn Mephistopheles ihn reizte mit der Antwort:

Dir fehlt das Beste, die Geburt.
„Wär's Gottes Sonne nicht am Himmelsbogen,
Die Thoren fragten sie nach ihrem Recht,
Zu wärmen und zu glänzen." (Ibid. IV, 7, S. 245)

Wenn der Teufel sich endlich bereden ließe, den Doctor Faust in die Lage eines Doctor Garcia brächte, und ihn an der Spitze einer Regierung alle die „undankbaren Königsmühen" kennen lehrte, alle die niederschlagenden Erfahrungen machen ließe, welche geeignet sind, einem Feuerkopfe voll Kraft und gerechtem Willen das Königseyn zu verleiden, und ihm die ganze menschliche Gesellschaft eben so verhaßt zu machen, wie das vergebliche Forschen nach dem Lösungsworte des Welträthsels dem Faust seine Bücher und Instrumente! Würde das nicht Fortgang und Steigerung geben? Würde nicht Mephistopheles, als Premierminister des illegitimen Herrschers, Gelegenheit haben, eine Rolle von neuem, erhöhten Interesse zu spielen?

Der, auf dem Titel erwähnte Anhang bezieht sich auf Goethe's Entwurf zu einer Geschichte des ewigen Juden (Werke, Bd. 19. S. 303.) und ist also eine Abhandlung über ungelegte Eyer, die wir nicht lieben, selbst wenn die Eyer Phönix-Eyer wären. Sie enthält indessen mancherley Lesenswerthes, aber wir tragen Bedenken, sie hier einer Prüfung zu unterwerfen, da sie nach der Erklärung des Vs. S. 295 nur aus Bemerkungen besteht, die aus einer größeren, historisch-dialectischen Abhandlung über die Sage vom ewigen Juden „abgerissen" sind. Wie schwer es ist, über Abgerissenes zusammenhängend, verständig und verständlich zu urtheilen, davon hat unter andern Herr Ruckstuhl in seinem Commentar zu den Wanderjahren, Lit. Bl. 1822. No. 93. einen abschreckenden Beweis geliefert.

Für unsere Universitäten.

In No. 21 des Literatur-Blattes wurden die seltsamen Dinge, die der Schottländer Russell in seiner Tour in Germany von Jena berichtet, und die wunderlichen Ansichten der Engländer vom teutschen Universitätswesen gerügt. Je gewöhnlicher man in englischen Schriften so etwas findet, desto erfreulicher ist auch dort einer gerechten Anerkennung der Wohlthaten, die wir unseren Hochschulen verdanken, zu begegnen. Sie steht in einer scharf prüfenden Beurtheilung im 3ten St. des Westminster Review, das sich in seinem freysinnigen „Charakter behauptet, und in seinen lezten Heften einige ausgezeichnete Aufsätze lieferte." „Der Verfasser hat — heißt es — alle die Gemeinplätze gegen die ungekämmten unreinlichen Burschen in Jena, Halle, Heidelberg u. s. w. wiederholt, die er bey jungen Fräulein und Herrlein in Berlin aufgesammelt hat. Wenn er über die Sache nachgedacht hätte, so würde er gefunden haben, daß man den deutschen Universitäten allein den Gemeingeist verdankt, wodurch das Land von fremdem Joche erlöset wurde und Freyheit im Bürgerleben und im Glauben unter dem Schutze freyer Staatseinrichtungen erhalten hat. Es hätte ihm in den Sinn kommen können, daß die Volksgesinnung, worauf wir stolz sind, auf gleiche Weise unser Parliament, unsre freye Presse, unsre volksmäßigen Gerichtshöfe, unsre Geschwornen gebildet hat, und wieder von diesen ausgebildet wurde. Im Laufe der Zeit findet zwischen Menschen und gesellschaftlichen Einrichtungen ein solches Einwirken und Gegenwirken statt, daß sie wechselseitig Ursache und Wirkung werden. In Deutschland sind alle diese gesellschaftlichen Einrichtungen meist neuer Zuwachs. In allem aber, was Freysinn, wirkliche Unabhängigkeit und Verachtung leerer Titel und bloßer Gewalt genannt werden kann, steht Deutschland über allen Theilen des Festlandes, und diese Auszeichnung verdankt es allein seinen Hochschulen. Von diesen erhält es alle seine Staatsmänner, alle seine Verwaltungsbeamten und besonders alle seine Theologen und seine Glaubenslehren, und diese lezten erheben sich, beyläufig gesagt, eben so sehr über ihre protestantischen Brüder auf unserer Insel, als ihre Laien unter unsern Staatsmännern stehen. Auch das katholische Deutschland hat Anspruch auf einen Theil dieses Ruhmes und man kann dreist behaupten, daß die Lehrer auf den baierischen Universitäten in Gesinnung und Geist den Lehrern auf den sächsischen und preußischen Hochschulen verwandter sind, als den Doctoren in Salamanca und Pavia. Der Verfasser hat dieß nicht geahnet, und sieht in den großen Pflanzschulen des nördlichen Deutschlands nichts als einen zahlreichen Haufen armer Studenten, die schmutzige Kleider tragen, Bier trinken, Zweykämpfe fechten und in geheimen Gesellschaften Empörung ausbrüten."

Nr. 40.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 20. Mai 1825.

Kriegsgeschichte.

Geschichte Napoleons und der großen Armee während des Jahrs 1812. Von dem General Grafen von Ségur. Aus dem Französischen übersezt von General J. v. Theobald. Zweyter Band. Stuttgart und Tübingen, 1825.

Wenn irgend ein Werk der auswärtigen Literatur verdient hat, ins Deutsche übersezt zu werden, so war es gewiß die „Geschichte Napoleons von Ségur" — da dasselbige durch Wahrheit und Unpartheylichkeit, durch Aufdeckung so vieler bis dahin unbekannter Thatsachen und durch die vortrefflichste Darstellung im historischen Fache zu den vorzüglichsten Erscheinungen der neuesten Zeit gehört.

Was die Uebersetzung betrifft, so ist sie der Urschrift würdig, indem sie diese mit der höchsten Treue und Gewandtheit darstellt.

Unsern Lesern wird das folgende lezte Kapitel dieses wichtigen Werkes gewiß willkommen seyn.

* * *

„So ist dem Stern des Nordens über den Stern Napoleons der Sieg geworden. Ist es denn aber das Loos des Südens, vom Norden besiegt zu werden? Kann er diesen hinwiederum nicht auch bändigen? Muß ein solcher Angriff nothwendig mißlingen? Und ist der schreckliche Ausgang unserer Invasion ein neuer Beweis hievon?

Allerdings bewegt sich das Menschengeschlecht nicht in dieser Richtung; seine Bahn ist nach dem Süden geneigt; es kehrt dem Norden den Rücken, und sehnt sich nach dem Süden; von diesem fühlt es sich angezogen. Man versucht es nicht ungestraft, sich diesem gewaltigen Andrange entgegen zu stemmen; die Menschen in der entgegengesezten Richtung zurückdrängen und in ihrer Eiswüste festhalten zu wollen, ist ein riesenhaftes Beginnen, dem schon die Römer nicht gewachsen waren. Karl der Große, der erst auftrat, als eine der schrecklichsten dieser Fluthen schon im Abnehmen war, konnte sie doch nur einige Augenblicke aufhalten; die Wogen, an der östlichen Gränze seines Reiches gebrochen, drangen durch die nördliche ein und vollendeten die Ueberschwemmung.

Tausend Jahre sind seitdem verflossen, eine Zeit, deren die Völker des Nordens bedurften, um nach einer so großen Wanderung neue Kräfte zu gewinnen und diejenigen Kenntnisse zu erwerben, die einem erobernden Volke heut zu Tage unentbehrlich sind. In der Zwischenzeit widersezten sich die Hansestädte, nicht ohne Grund, der Einführung der Künste des Krieges in dieses große Standlager der skandinavischen Stämme. Der Erfolg hat ihre Besorgnisse gerechtfertigt. Kaum war die neuere Kriegskunst zu ihnen gedrungen, so sah man schon russische Armeen an der Elbe und bald darauf in Italien; bis jezt haben sie das Land nur erst erkundet, eines Tages werden sie kommen, um sich darin niederzulassen.

Im vergangenen Jahrhunderte ließ sich Europa, aus Menschenliebe oder aus Eitelkeit, angelegen seyn, die Civilisation dieser nordischen Menschen zu fördern, die Peter der Erste bereits zu furchtbaren Kriegern gebildet hätte. Europa that wohl daran, insofern es dadurch für sich die Gefahr verminderte, noch einmal in die Barbarey zu versinken, wenn anders ein zweyter Rückfall in die Finsterniß des Mittelalters möglich ist, nachdem die Kriegführung durch die wissenschaftliche Ausbildung des Kriegswesens einen geistigen Charakter gewonnen hat, und Kenntnisse voraussezt, die nur den civilisirten Völkern zugänglich sind.

Durch die beschleunigte Civilisation dieser Normänner ist aber vielleicht auch ein früheres, wiederholtes Anwogen derselben eingeleitet. Denn man wolle doch ja nicht glauben, daß ihre prächtigen Städte, ihr ausländischer und erkünstelter Luxus sie zurückhalten, an den Boden fesseln, verweichlichen und weniger furchtbar machen werden. Dieser Luxus, dieses üppige Wohl-

leben, das man einem barbarischen Klima abtrozt, kann doch nur wenigen Bevorrechteten zu Theil werden. Die Massen, von einer immer heller sehenden Verwaltung fortwährend vermehrt, werden immer durch ihr Klima leiden, und, barbarisch wie dieses, immer begehrlicher werden und die Ueberziehung des Südens durch den Norden, von Katharina der zweyten auf's neue versucht, wird fortdauern.

Fürwahr! wer könnte wohl glauben, daß dieser große Kampf des Nordens gegen den Süden ausgefochten sey? Ist er nicht in seiner vollen Bedeutung und im größten Maßstab der Krieg der Entbehrung gegen den Genuß, der ewige Krieg des Armen gegen den Reichen, der Krieg, der im Innern jedes Reichs wüthet?

Gefährten! was auch der Beweggrund unseres Unternehmens gewesen seyn mag, in dieser Beziehung ist es für Europa wichtig gewesen! Der Zweck desselben war, dem russischen Reiche Polen zu entreißen, und dadurch die Gefahr einer neuen Fluth dieser Nordmänner weiter hinauszuschieben, die Gewalt der anströmenden zu brechen, ihnen einen neuen Damm entgegen zu setzen; und welcher Mann, welche Umstände hatten sich nicht zum Behuf des Gelingens wunderbar zusammengefunden!

Nach einer Siegesperiode von eintausendfünfhundert Jahren war die Revolution des vierten Jahrhunderts, die der Könige und der Großen gegen die Völker, durch die Revolution des neunzehnten Jahrhunderts, eine Reaktion der Völker gegen die Großen und die Könige, besiegt worden. Aus dem Conflikt der dadurch entfesselten gewaltigen Kräfte war Napoleon, ihren Antagonismus versöhnend, hervorgegangen. Er beherrschte die Revolution, wie wenn er der Genius dieses schrecklichen Elementes gewesen wäre. Die von ihm Gebändigte schämte sich ihrer Ausschweifungen und bewunderte sich in ihm. Im Dienste seines Ruhmes erglühend hatte sie bald ganz Europa unter seinen Scepter gebeugt. Auf seinen Wink erhob sich dann dieses, um Rußland in seine alten Gränzen zurückzuwerfen; es schien, als müsse der Norden hinwiederum bis zum starren Pol hin besiegt werden.

Und doch hat dieser große Mann in seinem größten Streben die Natur nicht bezwingen können; auf der schroffen Höhe, die er erklimmen mußte, hat ihm die Kraft so sehr gefehlt; so hoch er gestiegen war, so tief ist er gefallen. Und dieser Norden, Sieger im Vertheidigungskrieg, wie er es im Mittelalter auf seinen Eroberungszügen war, hält sich jezt für unangreiflich und unwiderstehlich.

Glaubt solches nicht, meine Gefährten! ihr hättet diesen Boden, diese Räume, dieses Klima, diese rohe Riesenkraft der nordischen Natur eben so gut besiegen können, als ihr die nordischen Krieger besiegt habt.

Aber einige begangene Fehler sind durch schwere Unglücksfälle bestraft worden; ich habe die einen wie die anderen aufgezählt. Einen Ocean von Jammer habe ich mit dem blutrothen Scheine einer Leichenfackel zu beleuchten versucht, und wenigstens die Trümmer unseres Schiffbruches sichtbar gemacht, damit die kommenden Geschlechter die Gefahr erkennen und vermeiden mögen.

Gefährten, ich habe vollendet! An Euch ist es nun, die Wahrheit dieser Darstellung zu bezeugen. Vielleicht werdet ihr, in noch frischem Andenken an das Erlittene, die Farben nicht lebendig genug finden; allein wer von Euch sollte nicht wissen, daß die That stets beredter ist, als das Wort, und daß, wenn große Männer große Geschichtschreiber fordern, diese noch seltener sind als jene?"

Kirchengeschichte.

Die schwärmerischen Gräuelscenen der St. Galler Wiedertäufer, zu Anfang der Reformation. Ein historischer Beytrag zur Kenntniß dieser Secte und ein Seitenstück zu den Wildenspucher Unruhen; aus den Original-Handschriften Johannes Keßlers, eines Zeitgenossen und Augenzeugen bearbeitet, und herausgegeben von Johann Friedrich Franz, evang. Pfarrer in Mogelsberg, im Toggenburg. Ebnat, im Toggenburg, in der A. Keller'schen Buchhandlung. 1824. VIII und 96 S. 8.

Von der jüngsthin in unsern Lit. Blättern (Nro. 40) angezeigten Schrift eines Zürcher'schen Seelsorgers über die Schwärmerscenen in Wildenspuch ward Veranlassung zu der gegenwärtigen Arbeit genommen und zum Theil auch ihre Aufschrift entlehnt. Es lohnte sich allerdings wohl der Mühe und war ein verdienstliches Geschäft, aus der Geschichte nachzuweisen, wie vor drey Jahrhunderten, unter ähnlichen Umständen, gleicher Wahn zu glei-

den Verirrungen und diese zu gleicher Raserey und Verbrechen geführt haben, wie jezt. Die Wiedertäufer des sechszehnten Jahrhunderts konnten dazu vielfachen Stoff darbieten; aber eine Begebenheit, die in ihren Einzelnheiten und in den Persönlichkeiten der Handelnden ein so vollendetes Seitenstück zu dem fanatischen Schwestermord von 1822 in Wildensbuch, wie dem fanatischen Brudermord von 1526 in St. Gallen darbot, möchte schwerlich anderswo gefunden werden. Hr. Pfarrer Franz hat dasselbe dem handschriftlichen Tagebuch (Sabbata genannt, weil es an Sonnabenden niedergeschrieben ward) eines verständigen, redlichen und völlig glaubwürdigen Augenzeugen enthoben, auch mit angemessenen geschichtlichen und beleuchtenden in die Erzählung selbst aufgenommenen Bemerkungen begleitet. Den Bearbeitern der helvetischen Kirchengeschichte gilt die Sabbata von Johannes Keßler als eine wichtige Quelle für die Geschichte der Kirchenreform in St. Gallen, an welcher ihr Verfasser, der in Basel und Wittenberg unter Erasmus und Oekolampad, Luther und Melanchton studirt hatte, einen zwar bescheidenen, aber doch sehr bedeutsamen Antheil genommen hatte.

Die Häupter der damaligen Wiedertäufer hat Keßler in Charakterzügen gezeichnet, wie sie auf ihre Geistesverwandten aller Jahrhunderte, welchen besondern Seitennahmen dieselben übrigens führen mögen, im Wesentlichen gleichmäßig passen. „Diese Streiflinge von Ort zu Ort (sagt er), meistens Männer von niederer Herkunft und ohne Schriftkenntniß bemüheten sich immer im Eingang ihrer Vorträge den Zuhörern die Worte Christi (Matth. XI. 25.) vorzuhalten: „Ich preise dich, Vater „und Herr Himmels und der Erde, daß du solches den „Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den „Unmündigen geoffenbaret.“ Damit glaubten sie ihre Niedrigkeit und Ungeschicklichkeit zu beschönigen, und versicherten zugleich nichts anders lehren und predigen zu wollen, als was ihnen der himmlische Vater eingebe und offenbare. Durch solche Schrift-Stellen und in Demuth ausgesprochene Redensarten wurden die Zuhörer gleichsam bestochen, so daß sie dieselben für göttliche Lehrer, und was sie redeten dafür hielten, als wenn es aus Gott geredet wäre; hingegen sahen sie die verordneten Prediger für jüdische Schriftgelehrte und Verführer an. Dabey suchten jene wiedertäuferischen Lehrer durch einen scheinheiligen Wandel und fromme Geberden zu glänzen, und bey andern zu gewinnen. Sie vermieden kostbare Kleider, verachteten gute Speisen und Getränke, kleideten sich in grobes Tuch, verhülleten ihre Häupter mit breiten Filzhüten und schritten ganz demüthig und gebückt einher, indem sie sagten: jenes wären Wolfskleider, die die Schafe nicht tragen dürften. Sie trugen nicht, wie damals Sitte war, ein Schwert oder Degen, sondern bedienten sich eines abgebrochenen Brodmessers. Sie schwuren im gemeinen Leben nicht, legten selbst vor der Obrigkeit keinen bürgerlichen Eid ab, und wenn sich einer verging, so wurde er aus der Gemeinschaft gestoßen, worin sie sehr streng waren, daher ein tägliches Ausstoßen unter ihnen statt fand. Im Reden und Disputiren benahmen sie sich so starrköpfig und unnachgiebig, daß sie lieber sterben als von ihren Sätzen abweichen wollten.“

Mit welchen Schattirungen diesen männlichen Führern die weiblichen Lehrerinnen zur Seite gingen, meldet ebenfalls Keßler in folgender Erzählung: „Gleichzeitig trat Magdalena Müller von St. Gallen, eine Näherin auf, und lehrte frey und öffentlich, sie sey Christus, der Weg, die Wahrheit und das Leben, und wer ihr nachwandle, der werde nicht zu Schanden werden; Gott habe sie ohne ihr Bitten und Begehr aus der Hölle genommen und in den Himmel gesezt, und was der thörichten Reden mehr waren, die sie aussprach. Noch weiter trieb Verena Baumann, eine Dienstmagd von Appenzell, den Unsinn. Auch sie gab sich für Christus aus, welches ihr auch auf's Wort geglaubt wurde. Sie sagte nun zu ihren Gespielinnen, sie müsse zwölf Jünger haben, und nannte eine ihrer Mitschwestern Martha, eine andere Maria, noch eine dritte mußte gar den Petrus vorstellen. Die Verena Baumann begab sich nun zu Martha, und redete sie mit den Worten an: der Herr hat mich zu dir gesandt, daß du dich von Stund an rüstest und mir nachfolgest. Nun begaben sie sich nach Buch in der Gemeinde Tablath, und als hier bald auf ihre Einladung viel Volk sich um sie versammelt hatte, beichteten sie einander ihre Sünden, und solche Sachen, daß Keßler behauptet, ehe würde ein vernünftiger Mensch sich alle Adern ausziehen lassen, als solche Dinge von sich bekennen. Verena, die die unsinnigste unter allen war, brach vor allem Volke in die Worte aus: sie müsse den Antichrist gebähren, und bald darauf: sie müsse das Knäblein zur Welt bringen, von welchem in der Offenb. Joh. (12. 1 — 6.) stehe.

Nun aber die Enthauptungsgeschichte, welche der Kreuzigungsgeschichte gegenüber steht, und die dann endlich, nach allzulangem Zusehen und kaum begreiflicher Duldung so vielerley Unfugs, Maßnahmen der Regierung und die Dazwischenkunft des Richterernstes zur Folge hatte. Aus Keßler's umständliche-

rem Berichte summarisch zusammengezogen ist der Vorfall dieser:

Unfern der Stadt St. Gallen wohnte ein achtzigjähriger Greis, Namens Schugger, dessen ganze zahlreicher Familie von der Schwärmerey angesteckt war. Sein Sohn Thomas gab sich für einen Propheten aus, lehrte und predigte von einer höhern Vollkommenheit und behauptete, daß die Wiedertäufer in einer solchen Freyheit ständen, daß ihnen keine Sünde mehr schade, sondern sie wären durch den Tod in die Freyheit hindurch gedrungen, daß es ihnen gleich gelte, ob sie hinfür Gutes oder Böses thäten; all' ihr Thun und Lassen, Werke und Handlungen, wären Werke des Vaters! Da er nun als Lautenschläger bey Lustbarkeiten mit seinem Instrumente aufspielte, trieb er bey solchen Anlässen viele Leichtfertigkeiten, die er alle unter dem Scheine der Freyheit und einer neuen Vollkommenheit vertheidigen wollte. Er hatte noch einen Bruder, Namens Leonhard, der ein höchst einfältiger und den Schwärmereyen seines Bruders blindlings ergebener Mensch war. Eines Abends, es war im Hornung 1526, kamen die sämmtlichen Geschwister dieser Familie mit ihren Männern und Frauen und mehreren andern Wiedertäufern in Thomas Schuggers Hause zusammen. Diesen predigte nun Thomas und legte ihnen die Schrift aus. Leonhard, der sich auch unter ihnen befand, verfiel in einen ihm gewöhnlichen Paroxismus und brach in seltsame Geberden aus. Er legte sich unter den Ofen, redete nichts, that nichts, sondern stellte sich, als wenn er ein Hund wäre, kroch auf allen vieren hervor, und da er sonst von Angesicht und Person verunstaltet war, sah er nun vollends häßlich aus. Sein Bruder Thomas schlug ihn oft stark mit einem Bengel, indem er dazu sagte: er müsse den Hund züchtigen; er ließ sich einen Strick bringen, band dem Bruder die Füße zusammen, zog ihn in die Höhe, ließ ihn plötzlich wieder auf den Boden fallen, und dieß litt Leonhard um so geduldiger, weil er dadurch glaubte seine völlige Ergebung in den Willen des Vaters an den Tag zu legen. Nun ergriff Thomas ein gezogenes Schwert, sezte dieses seinem Bruder auf den Augstern und drehete es dreymal um, wobey Leonhard still und unbeweglich blieb: dieses sollte seine Gelassenheit in Gott bedeuten, die in allem still hält, was ihm begegnen könnte. Hierauf ließ Thomas Essig und Galle bringen und reichte sie dem Leonhard zu trinken, worauf dieser sich übergab. Auf solches ließ er Jedermann aus der Stube gehen, und außer dem alten Vater und den beyden Brüdern blieb Niemand drinnen. Was sie nun thaten, wußte man nicht, nur so viel sah man nachher, daß alle drey mit Blut bespritzt waren, ohne daß jedoch eine Wunde bemerkt wurde. Hierauf ließ Thomas ein Kalb in der Stube tödten, zerhackte es in vier Theile, und hing sie an die vier Ecken des Hauses auf. Solchen und ähnlichen Unsinn trieben sie noch mehr, bis an den folgenden Tag. Am Morgen aber, da sie bey einander saßen, sprach Leonhard zu seinem Bruder Thomas: „Es ist der Wille des himmlischen Vaters, daß du mir mein Haupt abschlagest." Thomas antwortete: o meine lieben Geschwister, kniet alle nieder und betet mit Ernst, daß der Vater den Willen für das Werk nehme. Wie aber Leonhard auf dem Boden lag, strich ihm Thomas von der Galle in den Mund; da sprang er auf unter großem Schweiß, sprang dreymal gewaltig gegen die Diele, und sprach: Vater, ist's dein Wille, so nimm diesen Kelch von mir, aber nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Da vermahnte ihn Thomas, er sollte auch niederknien und beten, daß der Vater den Willen für die Werke nehmen wolle. Er kniete also nieder, faltete die Hände zusammen, und sprach wie vor: dein Wille o Vater geschehe! Thomas stand hinter ihm und sagte auch: Vatrr u. s. w., wozu Leonhard sprach: Amen! Hierauf zog Thomas sein Schwert und schlug Leonharden, seinem leiblichen Bruder, den Kopf damit ab; und dieß geschah im Angesicht des Vaters und aller Geschwister. Um dieser entsetzlichen That willen erschracken die anwesenden Personen sehr, Thomas aber zog seine Laute alsbald hervor, danksagte Gott, und psalmirte, als wenn er eine herrliche That verrichtet hätte. Hierauf nahm er den Kopf und entseelten Leichnam, warf beyde in den Webkeller hinab und lief im Hemd in der Stadt umher. Als er an das Haus des D. Joachim von Watt kam, forderte er zu essen und zu trinken, was man ihm auch gab; dann sprach er oft zu sich selbst und nur halb verständlich: er thue es nicht mehr, er hab's ihm gegeben. Aus diesen unverständlichen Reden sah D. Watt deutlich, daß dieser Mensch nicht recht bey Sinnen sey, und ließ seinen Nachbar den Diacon, Johannes Vogler, herbeyrufen, und da er dem Geistesverwirrten einen Rock hatte umlegen lassen, bat er den Geistlichen, daß er ihn begleiten möchte. Als er das gethan, kam das Geschrey in die Stadt und vor den Bürgermeister, daß Thomas Schugger seinen Bruder umgebracht habe. Ohne Verzug schickte man die Stadtknechte in dessen Wohnung; diese führten ihn in's Gefängniß, und nachdem man die Kundschaft von seinem Vater und Brüdern aufgenommen, wurde er acht Tage nachher vor das Hochgericht gestellt. Er bekannte sein Verbrechen also, daß er sagte: „Er habe es zwar gethan, aber Gott durch ihn." Der ihn nun tröstende Prediger fragte ihn: ob er glaube, daß ihm seine Sünden durch Christum vergeben wären? Hierauf gab er zur Antwort: er dürfe es nicht glauben, denn er wisse es, daß sie ihm vergeben wären, und beugte fröhlich seinen Hals dar.

Nr. 41.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 24. Mai 1825.

Dichtkunst.

Horazens (???) Oden, in Deutschen (deutschen) Reim-Versen von Dr. Joseph Nürnberger. Stuttgart in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1823. Erstes Bändchen XVIII und 229 S., zweytes Bändchen 309 S. kl. 8. (Der lateinische Text en regard.)

Die offenherzige Selbstgenügsamkeit, womit der Verfasser seine zum großen Theil übel versificirte, gereimte Aeneide vor einigen Jahren in das Publikum brachte (s. Lit. Bl. 1823. No. 41.), spricht auch in den Präliminarien des gegenwärtigen Buches sich aus. Nicht nur, daß es einem deutschen Kronprinzen zugeeignet wird „vom Dichter"; sondern Herr N. nennt auch in der Vorrede sich selbst einen „übersetzenden Dichter", und wendet auf sich eine Aeußerung von Laharpe an, welcher (im Cours de littérat. I, p. 104 ff.) nichts wissen will von den „eifersüchtigen und lächerlichen Unterscheidungen, die nur der Erfindung die Ehre des Genies zugestehen wollen." Ja er wendet sogar die Frage Laharpe's auf sich an, ob eine gelungene Uebersetzung in Versen nicht gleichsam eine zweyte Schöpfung, ob der zweyte Rang nach Männern wie Virgil oder Horaz nicht immer noch ein erhabener sey, und ob man wohl den Geist eines großen Schriftstellers wiedergeben könne, ohne selbst Geist zu besitzen!

„Der Dichter dieser neuen Uebersetzung — fährt „S. XIII. fort — der Dichter dieser neuen Uebersetzung der Horazischen Oden erklärt also, daß er den „Geist seines schönen Originals vor Augen gehabt „hat; das deutsche Ohr hat er durch wohllautende „Verse und fließende Gefälligkeit erfreuen wollen; — „und wahrhaftig! es kam ihm mehr darauf an, Horazens liebenswürdige Lebensweisheit in ein zierliches, als ein ängstlich-knapp anschließendes deutsches Gewand zu kleiden. In der That, verträgt „sich denn die gewandte Biegsamkeit des feinen Hofmanns aus Cäsar Augustus Zeitalter mit dem steifen „Reifrocke, den ihr plumpe Hände umwerfen wollen? „Fremdes sclavisch in die Formen der Muttersprache „einzwängen, sagt unser Motto, heißt sich zur Possenreißerey lächerlicher Vermummung hergeben; wer den „Gesichtspunkt, bey Verdeutschungen aufstellt, der überträgt nicht, der verläumdet. Wenn man jemand „zu portraitiren hat, so bekümmert man sich um seine „Physionomie; und wer einen Classiker treu wiederzugeben wünscht, muß die Gedanken desselben so auszudrücken suchen, als geschehen seyn würde, wenn die Urschrift in der Sprache des Uebersetzers verfaßt worden „wäre. Was läßt sich dagegen, vernünftiger Weise, einwenden? — Das berühmte Justum et tenacem propositi virum etc. z. B., um durch Beziehung auf besondere Fälle deutlich zu werden, ist in der gegenwärtigen „Uebersetzung folgendergestalt wiedergegeben:

„Erklinge hoch, mein Lied, von dem gerechten Mann,
„Den, ist sein Schluß gefaßt, Nichts wankend machen kann!
„Der Pöbel tobt — es kann ihn nicht erschüttern,
„Die Großen dräu'n, — er hört es ohne Zittern.
„Aufwühlt, rings um ihn her, der Sturm des Meeres Grund.
„Zeus Wolken spreyen Bliz auf Bliz aus Flammenschlund:
„Brich Himmel ein. — du kannst ihn wohl bedecken,
„Doch — hoffe nichts — nie wirst du ihn erschrecken:

„und wenn der Kenner des Originals nun zugeben muß, „daß das Horazens ganzer schöner Gedanke, unbeschadet „seiner Kräftigkeit, sey; und der deutsche Leser anderseits Nichts gegen die Form der Einkleidung einzuwenden findet: so ist die Aufgabe gelöst, indem nunmehr „allerdings angenommen werden darf, daß sich Horaz „selbst nicht anders ausgedrückt haben würde, wenn Er „sich der Sprache seines Uebersetzers bedient hätte. —"

Wer sich nicht scheut, solch eine Meynung von sich selbst öffentlich auszusprechen, der entwaffnet gewissermaßen die Kritik: denn entweder ist an seinem Produkte gar nichts auszusetzen, oder es ist, wie man zu sagen pflegt, am Verfasser Hopfen und Malz verloren. Vorliegenden Falls ist leider das Lezte zu vermuthen, da die, vom Verf. selbst angeführte Stelle offenbar sehr

schlecht gerathen ist, wie selbst jeder Nichtlateiner einsehen wird, wenn er sie mit Ernst Günthers Uebersetzung (Lpz. b. Baumgärtner, 1822, S. 108.) vergleichen will:

Den braven, den beharrlich-festen Mann
Macht nicht des Pöbels blinde Wuth erzittern,
 Den Felsensinn im Busen kann
Nicht drohender Tyrannen Blick erschüttern,
Der Herrscher der Tyrrhener Wogen nicht,
(Der Süd) nicht des Kronion Flammenblitze.
 — Ja, wenn das Weltgebäude bricht,
So sinkt er furchtlos mit der lezten Stütze.

So gut auch das Bürgerische: „Hoch klingt das Lied vom braven Manne," in jener rührenden Anecdote vom Zöllner an der Etsch sich ausnimmt; so läppisch erscheint es mit seiner Bürgerlichkeit hier, wo die gerechte Beharrlichkeit von dem römischen Dichter im erhabensten Odenschwunge gepriesen, und als diejenige Tugend dargestellt wird, welche den Pollux und Herkules in den Olymp versezte, und dem Bachus die Tiger zähmte. Und wer muß nicht lächeln bey der Flick-Apostrophe an den Himmel: „hoffe nichts!" Wenn der Himmel einfällt — sagt der Sprichwortkrämer Sancho Pansa —, so zerschmeißt er mehr Kacheln als Oefen; das thut er aber nicht absichtlich, und es ist eine absurde Personification, wenn man dem Himmel andichtet, daß er einbrechen könne in der Hoffnung, die Menschen zu erschrecken!

Wenn Herr N. dem Himmel so etwas thut, was hat Horaz zu erwarten? Darf er sich wundern, wenn in eben dieser Ode, statt der Worte: hac (arte) Quirinus Martis equis Acheronta fugit, Gratum elocuta consiliantibus Junone Divis etc. Herr N. ihm folgende Abgeschmacktheiten andichtet?

Durch was als Festigkeit bezähmte Bachus Tiger?
Durch was als Festigkeit blieb Romulus stets Sieger?
 Nur seinem Wort, nie im Entschluß zu wanken,
 Hat er den hehren Götter-Rang zu danken.
Er mußt' erst im Olymp sein fest' Versprechen geben,
Nie solle Troja sich aus ihrem Staub erheben.

Allerdings macht Juno, indem sie den Römern ihre dereinstige Größe weissagt, es zur Bedingung der Erfüllung, daß sie Troja nicht wieder aufbauen sollen; aber daß Romulus, um zum Götterrange zu gelangen, erst ein „fest Versprechen" deßhalb im Olymp habe von sich geben müssen, das ist ein possirlicher Einfall.

Gegen den Vorwurf, daß er dem antiken Verse den „romantischen" vorgezogen (er meynt damit unfehlbar den Reimvers), glaubt Herr N. sich schon in der Vorrede zu seiner Uebersetzung der Aeneide hinreichend verwahrt zu haben. „Indeß — sagt er S. XVI. — boten die Oden in einzelnen Fällen ein Mittel zur Vereinigung beyder Versarten dar; und da mir nicht bekannt ist, daß jemand vor mir den nämlichen Gedanken gehabt hätte; so lege ich einiges Gewicht darauf." Als Beyspiel dieser neuen Erfindung führt er eine Strophe der sapphischen Ode ad Grosphum (II. 16,) an, die er so verdeutscht hat:

Ach die Sorge steigt mit uns zu Pferde,
Steigt mit uns zu Schiffe, nach der Erde
Fernstem Rande folgt uns der Verdruß,
 Schneller als Eurus.

Dieses Beyspiel zeigt eines Theils, daß Herr N. in der Reimkunst noch gänzlich ungeübt ist, indem er troz der Lection im Lit. Bl. 1823. No. 41. noch immer nicht begriffen hat, was ein Reim ist, und daß der Trochäus Eurus, selbst wenn man ihn für einen Spondäus gelten lassen wollte, mit dem Jambus Verdruß nie gereimt werden kann. Andern Theils beweist es aber auch, daß er von demjenigen, was in der deutschen Verskunst vor ihm geleistet worden ist, blutwenig Kenntniß hat. Den Gedanken, auf den er „einiges Gewicht legt," haben vor ihm, sogar im vorigen Jahrhunderte, gar viele gehabt, und namentlich hat Stählin die erste Ode der Sappho also übersezt;

Venus, Herrscherin in allen Reichen,
Götterkind, vor dem die Stärksten weichen,
Laß dich bitten, gib doch meinem Herzen
 Nicht so viel Schmerzen.
 U. s. w.

Sie findet sich u. a. auch in der Uebersetzung des englischen Zuschauers, welche 1740. in Leipzig b. Breitkopf erschienen ist, Theil 3. S. 263., und in einer Note wird Herrn Stählin das Lob ertheilt, daß er „die sapphische Versart ziemlich nachgeahmt habe." Das ist von Anderen, in deutschen und selbst in lateinischen Reimversen, unzählige Male geschehen, und es ist kaum begreiflich, wie es Herrn N. hat unbekannt bleiben können, daß seine Erfindung längst gemacht war. Uebrigens hat er dieses Metrum in der angezogenen Ode keinesweges durchzuführen vermocht; nur einige Strophen schließen sapphisch, andere mit wahrhaft monströsen Verszeilen, z. B.

Nirgend ein Leitstern mehr (— ᴗ ᴗ?) blinkt,
Um der Welt (— ᴗ ᴗ?) Schätze nicht ein;

und eine lautet gar also:

Nein, wohl dem! den schmale Kost vergnügt,
Den ein Salzfaß, schlecht und recht, begnügt; (begnügt?)
Dem nie Sorgen so zu Herzen dringen,
 Ihm um den Schlummer zu bringen.

Wie viel treuer und schöner hat Günther auch obige Musterstrophe (wenn schon nicht sapphisch) wiedergegeben:

Die bleiche Sorge folgt dem ehrnen Kiel
In schneller'm Flug als Eurus jagt die Wellen,
 Und flüchtiger noch als Gazellen
Eilt sie dem Ritter nach in's Kampfgewühl.

(Scandit aeratas vitiosa naves
Cura; nec turmas equitum relinquit,
Ocior cervis, et agente nimbos
Ocior Euro)

Wie viel besser auch die zulezt angeführte:

Wie seelig lebt der Arme, dessen Mahl
Die angeerbte kleine Schüssel zieret,
Dem nimmer des Gewissens Qual,
Nicht niedre Leidenschaft den Schlaf entführet.

(Vivitur parvo bene, cui paternum
Splendet in mensa tenui salinum;
Nec leves somnos timor aut cupido
Sordidus aufert.)

Ueberhaupt müssen wir annehmen, daß Herr N. den gereimten Horaz des genannten Dichters, obwohl er über ein Jahr früher erschienen ist, gar nicht gekannt habe, weil es sonst unbegreiflich wäre, wo er den Muth hergenommen, sich neben einen Vorgänger zu stellen, der ihm in jeder Hinsicht weit überlegen ist *). Es fehlt Herrn N. durchaus an Sinn für die Musik der horazischen Oden. Das zeigt schon der häufige Gebrauch des Alexandriners, welcher der lyrischen Poesie so wenig zusagt. Er scheint keine Ahnung davon zu haben, daß die Prägnanz der Diction eine Haupttugend dieses römischen Dichters ist. Das zeigen schon die vielen Flickwörter und Flickgedanken, die Oden- und Strophen-Anfänge mit Ja, Nein, O und Ach, welche in solcher Menge vorkommen, daß man versucht wird, die spaßhafte Eintheilung dieser Produkte in Ja- und Nein- O- und Ach-Oden zu adoptiren. Dazu kommt noch ein altfränkisches und oft steifes Wesen im Ausdrucke, welches der Vermuthung Raum gibt, daß der Uebersetzer seinen Geschmack mehr nach der conventionellen Poesie der Franzosen, als nach dem jetzigen Zustande der deutschen Lyrik gebildet habe, und daß derselbe vielmehr der Gottsched'schen Zeit als der unsrigen angehöre, selbst bis auf die Orthographie.

Von der „besonnenen Kritik" spricht er viel in seinen Vorreden, auch in der vorliegenden, und bemüht sich sorglich, ihr den Maßstab zu schnitzen; aber mit der „unvernünftigen und böswilligen — meint er — sollte man sich gar nicht einlassen, da sie durch Stillschweigen zur Verzweiflung gebracht werde." Wir fürchten, er wird sie viel eher durch Verzweiflung (an ihm) zum Stillschweigen bringen. Kaum existirt irgend eine Zeitschrift, in welcher er nicht im abgewichenen Jahre Proben seines Horaz mitgetheilt, und die Kritik zur Vergleichung aufgefordert hat. Die Händel, welche er bey Gelegenheit der Aeneide mit seinen Recensenten (in den Heidelberger Jahrbüchern, der Hekate u. s. f.) angefangen, und wobey er sich nicht gescheut hat, seine Beurtheiler öffentlich (in der Hall. Lit. Zeit.) mit fiscalischen Processen zu bedrohen, scheinen die kritische Streitlust gereizt zu haben, und an mehreren Orten, selbst im Lit. Bl., hat man sich die Mühe gegeben, einzelne Probe-Oden zu beleuchten, und ihm die Gebrechen nachzuweisen. So weit unser Gedächtniß reichte, haben wir diese angefochtenen Stellen nachgelesen; aber in keiner bemerkt, daß der Verf. die Rügen der Kritik zu Verbesserungen benuzt hätte *). Das ist ein schlimmes Zeichen. Wem die Kunst am Herzen liegt, der nuzt auch unfreundliche Zurechtweisungen, unbeschadet des augenblicklichen Zornes. Da der Uebersetzer das nicht zu können scheint, so thut die besonnene Kritik wohl, ihre Leser mit einer Fehlerliste zu verschonen. Damit aber Herr N. die unsrige nicht für böswillig halte, theilen wir hier diejenige Ode vollständig mit, die wir für die beste in dem Buche halten, und an der wir außer der Flickfrage Vers 7., nichts Erhebliches auszusetzen haben würden. Es ist die de colendis Deis, I., 34:

Lang' hab' ich euren Dienst, ihr Götter! mich entzogen,
Der Weisheit Dünkel blendet unsern Blick;
Ich sehe jezt, daß mich mein Wahn betrogen,
Und kehr' auf die verlaß'ne Bahn zurück.

Denn mit dem flammenden Gespann vor seinem Wagen,
Das sonst nur in den Donner-Wolken schnaubt,
Fuhr jüngstens Zeus — wer sah es ohne Zagen! —
Durch heit're Luft hin über unserm Haupt.

Da bebten Land und Meer von Seinen Rächerblitzen;
Der grause Styx, des Orkus finst'rer Schlund,
Ja! Atlas Säulen, die den Himmel stützen,
Erzitterten im tiefsten Felsengrund. —

Er ist der Herr der Welt. Er hält und stürzt die Throne,
Macht klein und groß, bestimmt des Schicksals Lauf,
Nach Seinem Schluß nimmts diesem eine Krone,
Und sezt sie lachend einem Andern auf.

Das Buch ist sehr nett und sorgfältig gedruckt. Unter den angezeigten wenigen Druckfehlern befinden sich auch Selbstverbesserungen des Autors, z. B. S. 74. Z. 6. Bd. 1., wo statt Paß auf gelesen werden soll: Ziere, was doch wohl der Setzer nicht verwechselt haben kann.

*) Nicht überall. Man vergleiche Lit. Bl. 1823. No. 15.
M.

*) Doch! Die Ode 15. B. 3., gegen welche, so wie sie in den Originalien als Probe erschien, ein geehrter Mitarbeiter am Lit. Bl., in No. 83. v. J. 1822. Einwendungen machte, hat Herr N., mit Benutzung dieser kritischen Bemerkungen, wesentlich verändert. Namentlich ist der dort gerügte Ausdruck: Alt Käuzchen, daraus verschwunden. Unfehlbar würde er auch die Rüge im Lit. Bl. 1823. No. 70. benuzt haben, wenn sie nicht zu spät gekommen wäre.
M.

Unterhaltungs-Literatur.

Wilhelm Meister's Meisterjahre. Zweyter und lezter Theil. Quedlinburg und Leipzig bey Gottfr. Basse, 1824. 251 S. kl. 8.

Am Schlusse des ersten Theils, den wir im Lit. Bl. 1824. No. 55. angezeigt haben, fand Wilhelm seine Mariane wieder. Im vorliegenden zweyten erfahren wir zuvörderst nicht nur Marianens, sondern auch ihrer Mutter Jugendgeschichte sehr ausführlich. Hierauf heirathet Wilhelm Marianen, kauft sich ein Landgut, genießt das Glück der häuslichen Ruhe, unterhält sich mit seinen Freunden über die deutsche Literatur, wird 60 Jahr alt, sieht Marianen sterben und thut bald darauf ein Gleiches. Hieraus können die Leser die tröstliche Gewißheit schöpfen, daß dieser zweyte Theil, dem Versprechen des Titels gemäß, wirklich der lezte bleiben wird. Der Meister ist todt, und seine Ansichten der literarischen Dinge und Personen sind das Einzige in seinem Meisterleben, was wir den Lesern theils als rührend, theils als belustigend empfehlen können.

Jean Paul ist ihm (S. 107.) etwas zu schroff in seinen Witzen, und er applaudirt das irgendwo gelesene Urtheil: Jean Paul kokettirt mit seinem Witz. Dagegen erhebt er den jüngst verstorbenen Romanenschreiber van der Velde neben Schiller, und verehrt ihn als wahrhaft großen Mann, um dessen Verlust die Abendzeitung nicht tief genug trauern kann. Das ist rührend. Für das beste Lustspiel, welches unser Herr Redacteur geschrieben hat, hält der Quedlinburger Wilhelm S. 126. die Vertrauten, wiewohl die Handlung hie und da ihn zu sehr an die Intrignen der Franzosen erinnert, und das Interesse dem Spiele ganz fehlt. Es wird den Verfasser der Vertrauten gewiß belustigen, daß der Quedlinburger Wilhelm ihn für den Erfinder der Intrigue des Stückes hält, obschon er in der Vorrede ein französisches Stück als Quelle des Stoffes angeführt hat; und daß seinem besten Lustspiele das Interesse ganz mangelt, obschon es 15 Jahre lang auf allen Bühnen gegeben worden ist. Aber rühren, tief rühren wird ihn die Theilnahme des Quedlinburger Wilhelm an seiner Redaction des Lit. Blattes S. 214. Er beklagt, daß dieses Blatt neuerlich an Ansehen verloren hat, weil der Redacteur sich, wie man zu sagen pflegt, so gehen läßt; daß andere Zeitschriften auf seine Nachlässigkeiten das Publikum aufmerksam zu machen Gelegenheit finden, ꝛc. und schließt endlich mit der gemüthlichen Ermahnung: Müllner, dem jezt so von allen Seiten nachgestellt wird, sollte doch dergleichen Aergernisse zu vermeiden suchen *).

Uebrigens hat dieser lezte Theil uns in der That überzeugt, daß Herr Pustkuchen die Meisterjahre nicht geschrieben hat: *) denn obschon S. 245. das Grab Marianens (statt ihres Sarges) versenkt wird; so hat doch die Schreibart im Ganzen eine Leichtigkeit, welche dem dritten Theile der Wanderjahre mangelt. und wenn unser Buchmacher-Meister die Leser langweilt, so geschieht es wenigstens nicht mit ordinirter Moralästhetik.

*) Ich gebe mir alle mögliche Mühe zu vermeiden, daß solche Meister darin recensiren, aber sie finden doch zuweilen Mittel und Wege, mir ihre Sünden aufzupacken. Was die Nachstellungen anlangt, z. B. die kleinen Lesefrüchte, die Gedankenspäne und was dergleichen mehr ist, die fechten mich nicht an.

Der Aff' mit Nüssen wirft vom Baum,
Im Ofen ist für Spåne Raum.

M.

*) Vergl. Lit. Bl. No. 85. Die geheime Literaturpolizey will erforscht haben, daß der Verfasser ein Dorfpfarrer bey Quedlinburg seyn, und einen Roman unter dem Titel Montalbano geschrieben haben soll.

Müllner.

Der Liebe Lust und Weh. Sechs Bilder nach dem Leben. Von Heinrich Baron von Hohenlinden. Leipzig, 1825, bey Immanuel Müller. 252 S. in 8.

Es ist ein sicheres Merkmal einer guten Erzählung und eines guten Erzählers, daß man ihnen gern zuhört; daß sie Langweile nicht aufkommen lassen. Mag ein solches Product, sammt seinem Producenten, auch sonst noch Manches zu wünschen übrig lassen: das Haupterforderniß ist doch erfüllt, und es steht zu hoffen, daß der, welcher dieses zu erfüllen im Stande war, auch sonstigen, billigen Ansprüchen bey anderweiten Versuchen zu genügen wissen werde; und zu diesen Hoffnungen berechtigen, aus dem eben angedeuteten Grunde, auch die vorliegenden, kleinen Erzählungen, die in sechs Bildern (die Rose, der Bußtag, das Schloß in den Karpathen, der Ritter unter den Schäfern, der Greis am Gestade, und die Mädchenschule) der Liebe Lust und Weh zur ergötzlichen Beschauung darbieten. Die hier verarbeiteten Ideen sind nicht eben tief aus dem geheimnißvollen Dunkel der Menschenbrust geschöpft; auch nicht gerade wundderseltsam verschlungen und schauerlich furchtbar sind die Pfade, auf denen wir die Liebenden wandeln sehen. Aber es sind doch Menschen, keine Marionetten, die hier auftreten; sie handeln, und werden nicht am Drathe gezogen; sie gehen zwar auf ziemlich gebahntem Wege, aber sie schlendern doch wenigstens nicht auf der Heerstraße der flachsten Alltäglichkeit. Wir wollen den Lesern durch voreilige Mittheilung des Inhalts das Vergnügen des Selbstlesens nicht verderben: ohnehin läßt sich aus einem magern Auszuge des Thatsächlichen einer Erzählung ihre künstlerische Physiognomie so wenig beurtheilen, als die Schönheit eines Körpers aus seinem Skelett. Und so genüge denn die allgemeine Empfehlung dieser kleinen Erzählungen aus der Feder eines Pseudonymen, unter denen die Vierte noch besondere Auszeichnung zu verdienen scheint.

Nr. 42.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 27. Mai 1825.

Sitten-Geschichte.

Kultur und Barbarey, oder Andeutungen aus und zu der Geschichte der Menschheit mit steter Beziehung auf unsere Zeit. Von Johann Georg Reinwald. Mainz, bey Kupferberg. 1825. 398 S. 8.

Der Verf. vorliegender Schrift hat sich bereits durch einige juristisch-politische Flugschriften in der literarischen Welt eingeführt und tritt nun mit einem umfassendern Werke auf; nicht zu seinem Nachtheile, wie wir glauben. Charakter und Zweck desselben deutet er in der Einleitung, so wie in der Nacherinnerung, die aber als eine Vorerinnerung angesehen werden muß, selbst an. Er wollte an einigen hauptsächlichen Gegenständen aus der Menschengeschichte durch Entwickelung ihrer eigenthümlichen und wahren Natur nachweisen, wie einerseits ächte Kultur erstrebt werden könne und erstrebt worden sey, andererseits aber auch gerade in den wichtigsten Interessen der Menschheit durch verkehrte Richtung des Strebens die Barbarey am verderblichsten gepflegt werde. Er bescheidet sich gern, daß er seine Aufgabe nicht mit der eigentlich spekulativen und wissenschaftlichen Tiefe aufgefaßt habe, welche sie hier und da wohl noch erwarten könne, indem es ganz eigentlich seine Absicht war, für ein größeres Publikum und aus einem mehr gewöhnlichen Standpunkte den Gegenstand seiner Arbeit zu entwickeln und darzustellen. Auch spricht er den Ruhm nicht an, neues zu sagen; denn es kam ihm vorzüglich auf die Zusammenstellung der möglichen Beziehungen an, welche die behandelten Gegenstände besonders für *unsere* Zeit darbieten können. Er meint (und gewiß mit Recht), das Streben, dieser einen Spiegel vorzuhalten, worin sie sich erkenne oder die Mittel und Wege zum Besserwerden nicht verkenne, könne nicht getadelt werden. Endlich bemerkt er, daß er sich bewußt sey, mit Unbefangenheit und ohne einseitige Partheynahme geredet zu haben, welches ihm, da die ganze Darstellung solches in der That völlig bestätigt, um so mehr zur Ehre gereicht, als es nicht leicht ist, in der partheyerfüllten und partheybewegten Gegenwart stets die nöthige Neutralität mit Anstand und Nachdruck zu behaupten.

Die behandelten Gegenstände sind die Religion, Reformation, Volksbildung, der Staat, die Wissenschaft und die Kunst. Man sieht, daß es der Aufgabe nicht an Wichtigkeit fehlt, deren Lösung auf die vom Verf. angedeutete Weise nun um so mißlicher seyn mußte, je mehr über alles dieses schon in unserer raisonnirenden Zeit raisonnirt und deraisonnirt worden, und je lebhafter gerade in diesen Beziehungen der Partheyenzwist herrscht. Allein mit Vergnügen gestehen wir, daß der Verf. in den meisten Rücksichten seine Absicht auf löbliche Weise erreicht hat. Es ist ihm dieß hauptsächlich dadurch gelungen, daß er einmal die wichtigsten Punkte überall hervorhebt und in das rechte Licht stellt, dann dadurch, daß bey aller Unbefangenheit der Ansicht eine lebendige, klare und anschauliche Darstellung, ein durchaus edler und gemäßigter Ton herrscht. Auch muß es als ein besonderer Vorzug gerühmt werden (was jetzt bey ähnlichen für die Zeit berechneten Schriften so selten ist), daß der Verf., jedem Ultracism nach dieser oder jener Seite hin abhold, einen gediegenen und würdigen Loyalismus beweist; wie er denn überhaupt alles leere Raisonniren mit wenigen Ausnahmen glücklich vermieden hat. Geschichtliche Andeutungen und wissenschaftliches Streben führen in der ganzen Schrift meistens die betreffenden Resultate und Urtheile auf natürliche Weise herbey.

Die Einleitung bespricht den leider in unsern Tagen oft zu entschieden sich aufstellenden Gegensatz zwischen Theorie und Praxis, zwischen Philosophie und gemeiner Empirie. Nicht ganz mit Unrecht leitet Hr. Reinwald aus diesem Gegensatze die mancherley Auswüchse her, die sich in Ansichten, Partheyen und Bestrebungen geltend machen wollen. Hierin findet er nun auch vorzugsweise den Keim der Barbarey; „denn Barbarey, heißt es S. 13., ist überall, wo der Mensch in seinem eigensten Wesen entzweit wird; der erste Austritt aus derselben geschieht da, wo das Leben unter der Leitung der Vernunft in seiner ursprünglichen Einheit(*lichkeit*?) sich entwickelt,

bewegt und steigert.“ Rücksichtlich der Kultur heißt es daselbst: „Nur in der Einheit liegt seine (des Menschen) wahre Kraft; nur aus der Harmonie seiner Bestrebungen kann die Kultur sich gestalten.“

In dem Artikel „Religion“ sucht sich der Verf. mit populärer Verständlichkeit über diese wichtigste Angelegenheit des Menschen zu verbreiten. Hierbey ist besonders zu loben, daß er die Religion weder im werklosen Glauben, noch aber auch in dem blos moralischen Momente findet, sondern in der innigsten Verbindung und Durchdringung der Anbetung des göttlichen und des sittlichen Gefühls. Uebrigens hätte doch, bey aller Wärme der Darstellung der innere Entwicklungsgang der Religion tiefer aufgefaßt und hervorgehoben werden sollen; auch herrscht in der Gegenüberstellung der bezüglichen Kultur- und Barbarey-Momente keine gehörige Klarheit, dabey in der ganzen Betrachtung zu viel abspringende Rhapsodie, wodurch die Einsicht an der Gewinnung eines bestimmten Resultats gehindert wird.

An die Betrachtung der Religion schließt sich die der „Reformation.“ Der Verf. gibt hier zunächst die hauptsächlichen historischen Punkte in gedrängter Zusammenstellung, hebt besonders den Zustand der damaligen Zeit hervor und spricht sich dann über diese welthistorische Erscheinung nach dem Zwecke seiner Bücher aus. Vor Allem hat Ref. die partheylose Würdigung Luther's angesprochen. Wir werden diesen merkwürdigen Mann nie nach seiner ganzen Größe, nach seiner allgemeinen Bedeutsamkeit und seinem individuellen Charakter richtig und wahr auffassen, so lange wir ihn nicht aus dem objectiven Standpunkte des Unternehmens, seiner Zeit und der Art seiner Bildung und Entwicklung zu erkennen streben. Was über die Wirkung der Reformation gesagt wird, ist allerdings nicht neu, aber doch recht gut hervorgehoben. Unrichtig muß Ref. indeß die freylich bey vielen noch immer obwaltende Ansicht nennen, welche sich darin ausspricht, daß, da man wohl das höchste Glück eines Volkes in seiner politischen Macht und Würde finden dürfte, es herzlich zu beklagen sey, daß eine Reformation kam, weil diese die Einheit und den Gemeinsinn im deutschen Volke vollständig aufgelöst habe, eine Auflösung, die ohne sie vermuthlich nicht eingetreten wäre. (S. 99 ff.) Diese Ansicht beruht entweder auf einem Mangel an umfassender und ins Einzelne gehender Kunde der Reichsgeschichte, oder doch auf einer zu oberflächlichen Beurtheilung der wahren Natur der Verhältnisse. Was Hr. R. gleich unmittelbar darauf anführt, zeigt genugsam, daß die eigentlich deutsch-nationale Wichtigkeit und Selbstständigkeit gerade durch die Reformation erhalten wurde. Vergißt man denn, wie ganz eigentlich die frühern Partheyungen in dem noch ganz katholischen Deutschland dieses mehr als einmal in die Gefahr völliger Auflösung gebracht hatten? Freylich greift man zur Erklärung eines Erfolgs gar gern nach den nächsten und scheinbarsten Ursachen, die indessen oft selbst schon zum Erfolg gehören.

Der Aufsatz über Volksbildung geht im Ganzen von richtigen Grundsätzen aus und enthält zweckmäßige Andeutungen.

Die drey Abhandlungen über „Staat“, „Wissenschaft“ und „Kunst“ beweisen mehr wissenschaftlichen Charakter, als die vorhergehenden, wobey es dem Verf. zugleich ziemlich gelungen ist, der Entwicklung die gehörige Klarheit zu geben, so daß auch das größere Publikum die Verständlichkeit nicht vermissen wird.

Was zunächst die Abhandlung über den Staat betrifft, so muß Ref. grade hier das Verdienst weiser Mäßigung und strenger Partheylosigkeit am meisten hervorheben. Man sieht, es war dem Verf. mit der Sache selbst Ernst. Die Entwickelung der verschiedenen Staatsformen, so wie deren Würdigung beweist, daß der Verf. die Materie reiflich erwogen und durchdacht hat. Mit Beziehung auf unsere Zeit werden hier und da recht treffende Worte gesprochen. Die Entwicklung des Gegensatzes zwischen der antiken und modernen Politik enthält eben nichts, das nicht schon sonst z. B. von Heeren, Tittmann, jüngst von Zachariä in seinen Betrachtungen über Cicero's wiedergefundenes Werk vom Staate, von Hillebrand in seiner anthropologischen Kulturlehre u. A. bemerkt worden wäre.

Der Aufsatz „die Wissenschaft und die Wissenschaften“ spricht an durch seine Faßlichkeit und Wahrheit. Manches läßt allerdings ein tieferes Eingehen vermissen, besonders sind die Wissenschaften von ihrem gegenwärtigen Standpunkte aus nicht umfassend und charakteristisch genug gezeichnet worden. Dagegen befriedigt die Darlegung des Wesens der Wissenschaft selbst, so wie vorzüglich die Betrachtung der Philosophie sowohl durch richtige Ansichten, als auch durch die anziehende Darstellung. Recht an seinem Orte muß man es finden, wenn der Verf. sich mit Ernst gegen die Anmaßung des Mystizism im Gebiete der Wissenschaften, gegen das „unwissenschaftliche“ Einmischen in die Politik von Seiten der Gelehrten erklärt und das wirksamste Mittel des Besserwerdens in Wiederaufnahme eines strengen wissenschaftlichen Strebens findet. S. 344 heißt es: „In der That, die Verworrenheit unserer Tage, die tausendfach sich durchkreuzenden und hemmenden Suchten (?) aller Art, die Altklugheit der Knaben, die falsche Begeisterung der Jugend, die anmaßlichen Ausschreitungen der Männer — kurz, aller dieser bis zum Eckel sich darlegende Nichtigkeitskram, durch die Kandidaten der Ruthe so wie

die vorgeblichen Jünger der Musen die Welt reformiren, und die alte Weisheit verjüngen wollen, hat den hauptsächlichsten Grund und die fruchtbarste Quelle in der Unwissenschaftlichkeit der Zeit. Wollen wir wahre Selbstständigkeit gewinnen, will unser deutsches Vaterland den Wirren des Jahrhunderts sich entreißen; so kehren wir zurück zum Ernst der Wissenschaft, welche die Jugend festigt und stärkt, dem Mann die sicherste Gewähr erfolgreichen und würdevollen Wirkens leistet, dem Volke die klare Ansicht seiner Interessen und richtige Begriffe über seine Bestimmung zuführt, in das ganze Leben und seine Bewegungen Haltung und Charakter bringt."

Den Schluß macht der Aufsatz: „die Kunst und die Künste." Ueber die philosophischen Bemerkungen, welche Hr. R. rücksichtlich dieses Gegenstandes darlegt, möchte wohl mancher mit ihm zu rechten Lust haben. Es fehlt hier an gehöriger Durchdringung und Erschöpfung. Doch hat Ref. gefallen, was über die Nützlichkeit eines eigentlich philosophischen Kunststudiums mit Wärme gesagt wird. Im Ganzen ist das Wesen der Kunst richtig aufgefaßt und die Darstellung ziemlich befriedigend.

Ref. hat in dem Gesagten zunächst nur das Verhältniß vorliegender Schrift zu ihrer Bestimmung andeuten wollen und faßt nun seine Ansicht in dem allgemeinen Urtheile zusammen, daß er das Werkchen unter die besten der Art nach Inhalt und Darstellung rechnet und ihm recht viele Leser wünscht. Ueber Einzelnes ließe sich allerdings dieß und jenes bemerken, dessen sich jedoch Ref. schon aus dem Grunde überheben kann, weil die streng wissenschaftliche Begründung außer dem Plane lag. Erfreulich ist es überdieß, daß der Verf. als Geschichtsmann (er nennt sich in der Nacherinnerung herzoglich-Oldenburgischen Regierungs-Assessor) seine Mußestunden so rühmlich zu gebrauchen versteht. Hier und da trifft man auch sinnentstellende Druckfehler, die im Erraten-Verzeichniß nicht bemerkt sind, z. B. S. 293 „Seeleneinrichtungen" st. Seelenrichtungen u. dergl. Papier und Druck sind vorzüglich.

Dramatische Dichtkunst.

Die Freunde. Ein Trauerspiel in fünf Akten von Dr. E. Raupach. Leipzig b. Cnobloch 1825. 171 S. 8.

Aus Enthusiasmus für die Volksfreyheit, oder nach heutiger Art zu reden, für das demokratische Princip, wurde Brutus Cäsars Mörder. Um keinen Herrn zu haben, befleckte er das Band der Freundschaft mit Blut. Wenn diese That tragisch ist, im Sinne der Poetik; so ist sie es durch die innere Kraft des Thäters, und durch die Erhabenheit seiner Gesinnung über die gewöhnliche Eigensucht derer, welche lieber einen absoluten Herrn im Staate wollen, der ihnen persönlich hold ist oder wenigstens ihren bevorrechteten Stand begünstiget, als eine Herrschaft des Gesetzes, die ihnen keine Vorrechte gewährt. Kehren wir aber einmal den Fall der gedachten That um; nehmen wir an, Cäsar, um die absolute Gewalt an sich zu reißen, habe den demokratisch gesinnten Brutus ermordet, der sein Freund war, und in dem er sogar einen Sohn zu lieben glaubte: würde die That auch dann tragisch seyn? Das Gefühl antwortet: Nein! Denn wie viel innere Kraft auch in dem Seelenkampfe um solch ein Opfer sich offenbaren möchte; der Sieg der eigensüchtigen Leidenschaft (der Herrschsucht) über Freundschaft und Vaterliebe ist kein erhabener Gegenstand. Die That wär' ein dem Zwecke der tragischen Kunst widerstrebender Stoff, dessen abstoßende Kraft zu bändigen, der talentvollste Tragöd große Mühe haben, und kaum ein anderes Mittel finden würde, als die Verwandlung des Cäsar in einen Macbeth, oder allgemeiner zu reden, die Steigerung der moralisch negativen Größe zum furchtbar Erhabenen.

Unser Dichter hat einen ähnlichen widerstrebenden Stoff gewählt. Sein Held, der genuesische Edelmann Fregoso, ist zwar kein Cäsar, er will gerade keine Alleinherrschaft für sich; aber er will einen Dogen und eine Adelsherrschaft in Genua, das er eben mit Hülfe seines Freundes Montaldo von einer eingedrungenen, durch den ewigen Zwist des Adels mit den Bürgern hereingerufenen Fremdherrschaft befreyt hat. Er will eine monarchisch-aristokratische Verfassung, die er für die einzige mögliche Gewähr der inneren Ruhe des Staates hält; Montaldo hingegen, obwohl auch Edelmann, will eine demokratische, in deren lebendiger Bewegung er das wahre Element des politischen Lebensgenusses sieht. Vergebens sucht Fregoso den Freund zum Proselyten seiner Ansicht zu machen. Montaldo beharrt bey der seinigen, und stellt sich an die Spitze des Volkes. Fregoso sucht mit Hülfe des Adels und der Söldner, die er im Befreyungskriege gegen die Fremden geworben hatte, die Volksparthey zu unterwerfen. Der Adel wird geschlagen, die Söldnerschaar in das Schloß zurückgedrängt. Da faßt Fregoso den Entschluß, seines Freundes Leben der Ruhe Genua's rasch zum Opfer zu bringen, und führt ihn aus durch Banditenhand.

Dieses Verbrechen trägt einen Charakter von Feigheit an sich, welchen zu verschleyern alle Sophismen des Glaubens an das monarchisch-aristokratische Princip unzureichend sind. Sollte diese That (es versteht sich, daß sie nicht die Katastrophe des Stückes, sondern nur die Amartia, das Vergehen des Helden ist) uns

die Hauptperson nicht *verächtlich* machen; so war das wenigste, was der Dichter für den Charakter seines Helden thun konnte, daß er den Schein der *Eigensucht* von seiner Handlungsweise nahm. Dazu gab es vielleicht nur Ein Mittel. Montaldo, der *Edelmann*, der für das freye Bürgerthum kämpft, handelt im reinen Glauben an das demokratische Princip. Sollte Fregoso in diesem Punkt ihm gleich stehen, so mußt' ihm der Dichter seinen Adelsbrief nehmen, er mußt' ihn zum Bürger, zum Sohne eines Gewerbmannes machen, der von dem Siege des monarchisch-aristokratischen Princips nichts, durchaus nichts zu hoffen hatte, als die innere Ruhe seines Vaterlandes, und des Staatsgebäudes Festigkeit. Dieses Mittel, wodurch die Stellung der beyden streitenden Freunde weit interessanter geworden wäre — warum wendete der Dichter es nicht an? Fühlte er vielleicht, daß es nicht ausreichte? Das ist allerdings wahr. Der Schein der Eigensucht fiel weg; aber der Schein der *Feigheit* blieb zurück in dem Morde durch *Banditen*hand, beschlossen und ausgeführt, nachdem des Gegners Tapferkeit bereits den Waffensieg errungen hatte.. Aber was hinderte den Dichter, auch *diesen* argen Schein zu tilgen? *Vor* der That die Wage des Kriegsglückes inne stehen, und den Mord von Fregoso selbst, am Schluß' einer Unterredung, im Andrange des Gefühls von der Unbezwinglichkeit des Republikaner-Sinnes und von der Gefahr des Staates, kurz im Augenblicke des heftig bewegten Gemüthes begehen zu lassen?

Es ist bereits oben in Parenthesi bemerkt worden, daß der Meuchelmord nicht die Katastrophe des Stückes ist. Er geschieht im dritten Akte. Den Rest der Tragödie füllen, ungefähr wie in Shakspeare's Cäsar, die den Helden treffenden, rächenden Folgen der That. Sein Sohn Raphael liebte Montaldo's Tochter Maria. Montaldo, hochherzig genug, den politischen Zwist mit dem Vater auf den Sohn nicht zu übertragen, hatte in die Verbindung gewilligt. Aber im Augenblicke des Verscheidens, den Urheber der That errathend, hat er die Tochter verflucht, wenn sie je den Namen seines Mörders tragen würde. Sie verfällt in einen qualvollen Irrsinn, und Raphael, um ihr Leiden und das seinige zu enden, tödtet sie und sich selbst mit Gift. Kinderlos steht Fregoso, seine That hat den Adel wie die Bürger empört, die Dogenwahl geht nicht nach seinem Sinne, er muß, um sich selbst in Genua zu erhalten, zur Gewalt, zu den *Söldnern* seine Zuflucht nehmen. Der Oberste derselben, von auswärtiger Macht (dem Herzoge von Mailand) bestochen, verräth ihn, stürzt ihn mit Hülfe der demokratischen Parthey, die Montaldo an ihm zu rächen brennt, er wird von den in sein Gemach dringenden Bürgern ermordet, nachdem er lebhaft gefühlt und klar erkannt hat, „daß er dem *Wahn* gelebt, dem Wahn gefrevelt."

Wenn dieses Walten der Nemesis über dem inneren und äußeren Leben des Schuldbefleckten, von unserem talentvollen Dichter lebendig, kräftig und in zweckmäßiger Steigerung dargestellt, nicht die volle tragische Wirkung hervorbringt; so liegt die Ursach' unfehlbar in der oben berührten Beschaffenheit der Amartia, welche den Helden unseres Mitleids unwürdig macht, und ihm unsere Theilnahme raubt. Es ist nicht das erste Mal, daß der Dichter gerad' in diesem Punkte gefehlt hat. Auch in seiner früheren Tragödie, die Erdennacht, (s. Lit. Bl. 1822. No. 56.) ist die Verschuldung des Helden nicht ächt aristotelisch; es ist ein Verstandesirrthum, eine Verwirrung der Begriffe von den menschlichen Pflichten, die ihn verleitet, den Vater zu verrathen und unter das Henkerbeil zu liefern. Es ist am angezogenen Orte entwickelt worden, warum diese Art von Irrthum weniger zum Motiv der moralischen Verschuldung des tragischen Helden taugt, als die Verirrung des Gemüths, das Vergehen der Leidenschaft. Hier ist der Fall noch schlimmer: wir können nicht einmal glauben, daß der Verstandes-Irrthum mehr als eine Selbsttäuschung der Eigensucht, der Herrschbegierde sey, zumal da Fregoso nach der That (S. 129) einen Tyrannensinn enthüllt, der den Monolog S. 70, wo er den Meuchelmord beschließt, Lügen straft. Wäre die That kataströphlich, d. h. endigte sie, das Schicksal des Helden entscheidend, die Handlung des Stückes; so ließe sich über dieses problematische Motiv hinwegsehen. Aber die That der tragischen Verschuldung, unter deren Folgen wir den Helden im Fortgange der Handlung leiden und erliegen sehen sollen, zumal wenn sie nicht en récit gesetzt, und nicht in die Vorscene verwiesen wird, fordert eine andere Beschaffenheit. Sie mag uns für den Augenblick *empören* gegen den Thäter, aber es darf nichts daran seyn, was uns denselben *verächtlich* machen könnte.

Uebrigens hat diese Tragödie alle Reize, welche Gedankenreichthum, Stärke der Empfindung, anschauliche Charakteristik, malerische Diction und Annehmlichkeit des Versbaues einem Drama verleihen können. Das undeutsche: „Gedenkt es dich?" S. 67. ist der einzige Verstoß gegen die Sprache, der auffallen könnte. Einzelne Schönheiten anzuführen, fehlt hier der Raum. Die Todesscene zwischen Raphael und der wahnsinnigen Geliebten (S. 135 ff.) ist so voll davon, daß sie allein hinreichend wäre, dem *Dichter* einen Kranz zu verdienen, wenn schon der Schluß derselben, der zugleich *Akt*schluß ist, den Erfordernissen der *theatralischen* Wirkung nicht entspricht.

Müllner.

Nr. 43.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 31. Mai 1825.

Dramatische Dichtkunst.

Aerope, Trauerspiel in drey Aufzügen von Johann Wilhelm Müller. Heidelberg in der neuen akademischen Buchhandlung von Karl Gros. 1824.

Der moderne Dichter hat schon darum einen weit schwerern Stand, wenn er einen antiken Stoff behandelt, als der antike selbst, weil dieser bey den Zuhörern oder Lesern ein Interesse an dem Inhalte voraussetzen durfte, welches der moderne bey den seinigen keineswegs erwarten darf, denn die zu dichterischer Behandlung sich eignenden Stoffe der alten Welt sind meistens solche, welche sich entweder als Sagen in dem Munde des Volkes befanden, und sich auf die Göttergeschichte oder die alten Fürstengeschlechter bezogen, welche ihre Abkunft von den Göttern herleiteten, oder rein geschichtliche, deren Zusammenhang mit der damaligen Gegenwart Jedermann klar vor Augen lag. Für einen solchen Stoff kann der moderne Dichter das Interesse seines Lesers nur dadurch zu gewinnen hoffen, daß er aus ihm eine große moralische Idee hervorleuchten und eine tiefere Anschauung der ewigen Weltordnung sich entwickeln läßt. Vermag er dieses nicht, so bleibt sein Werk, troß allem Aufwande von Phantasie, und aller technischen Vollendung, kalt und langweilig. Besitzt er jedoch die wahre Weihe der Kunst, wodurch sich ihm gewissermaßen das Geheimniß der Weltregierung entschleyert, und er in den Rath der Gottheit gezogen wird, dann wird es ihm auch ohne große Mühe oder sichtbare Anstrengung gelingen, seinen Stoff so großartig, tief und bedeutsam aufzufassen, daß der Leser daran ein innigeres Interesse nehmen kann.

Der Verf. vorliegenden Trauerspiels ist in seiner Wahl des Stoffes nicht unglücklich gewesen. Die Unglücksgeschichte des Königshauses zu Mycene, des Tantalus und seiner Söhne ist allerdings geeignet den sinnenden Geist zu tiefen Betrachtungen über den Gang des Schicksals einzuladen, und besonders die Idee der Nemesis zu versinnlichen, die als der Gedanke streng vergeltender Gerechtigkeit und Ausgleichung des Glückes mit dem Unglück, der Strafe mit der Schuld, des Lohnes mit der Tugend auch den durch das Christenthum erleuchteten Völkern der modernen Zeit vertraut ist. Die Fabel des Trauerspieles ist nämlich die: Atreus, König von Mycene, hat mit Hülfe seines Bruders, Thyestes, einen älteren Bruder, dem der Thron gebührte, Chrysippus, ermordet, und dann den Gehülfen des Mordes, den Thyestes, verbannt. Dieser hat jedoch noch vorher die Gemahlin seines Bruders verführt, und einen Sohn mit ihr erzeugt, der aber, so wie der des Bruders, nicht in dessen Nähe lebt; vielmehr ist der erste, wiewohl der Gegenstand seiner heißen Sehnsucht, dem Atreus schon früh entrissen worden. Diese Strafe seines Vergehens, und der Umstand, daß seine Gemahlin ihm keine Kinder weiter bringt, bestimmen ihn, den verbannten Bruder Thyestes zurückzurufen, nachdem er seiner Gemahlin vergeben hat. Diese fürchtet aber die Rückkehr des Verführers, Unglück ahnend aus der Nähe dessen, der sie zur Sünde verleitete. Diese Furcht ist auch nicht ungegründet, denn Thyestes hat schon einen Plan zur Rache entworfen. Der Sohn seines Bruders, den er bey sich erzogen, soll den Vater umbringen, ohne daß er es weiß, daß der zu Mordende der Vater ist. Als der Jüngling nun im Auftrag des zurückgerufenen Thyestes sich zum Atreus begibt, erkennt ihn seine Mutter, und hindert mit Selbstaufopferung den Mord des Gemahls, allein Atreus glaubt, die Gattin hege eine sträfliche Liebe zu dem Jünglinge, und beschließt beyde den Furien zum Opfer zu bringen. Der Jüngling wird wirklich dem Tode Preiß gegeben, allein der Mutter verziehen. Zuletzt aber entdeckt Atreus, daß er den eigenen Sohn getödtet hat, und die Schlußworte des Stücks:

> Arm da ich ohne Sohn nach ihm mich sehnte,
> Jetzt reich, da ich ihn seh', an ew'gem Schmerz.

sind nicht ohne Bedeutsamkeit und Wirkung auf das Gemüth des Lesers.

Man sieht, daß diese Fabel keineswegs arm ist an tragischen Motiven. Die Idee der Nemesis liegt klar in ihr dem Betrachter vor Augen, und man kann einer

Verkettung von Begebenheiten die Theilnahme nicht versagen, welche ein so erhabenes Geschlecht in sich zerrütten, und dem Untergange entgegenführen. Die handelnden Personen sind in der Idee gleichfalls der Theilnahme des Lesers nicht unwerth: Atreus durch den Vorsatz seine Schuld versöhnen zu wollen, durch Vergebung und Gerechtigkeit, und Aeropé durch Reue und willige Uebernahme der Buße durch Erduldung unverdienter Strafe. Dessen ungeachtet will es dem Verf. nicht gelingen, den Leser zu erwärmen, und ihn, so zu sagen, in das Werk mit hineinzuziehen, so daß er mit dem Handelnden und Leidenden selbst handelte und litte. Woran liegt das? An dem Mangel dessen, scheint es uns, was jedem Kunstwerke in der eigentlichen Bedeutung nicht fehlen darf, wenn es nicht sogleich in die Klasse künstlicher Werke herabsinken soll, die als Beweise von Talent immer auch eine gewisse Achtung verdienen, jedoch nie die tiefe Wirkung auf reine und edle Gemüther hervorbringen werden, die nur die erstern erzeugen können. Es fehlt an dem beseelenden Hauche des Genius. Und es läßt sich wohl von ihm parodirend mit Goethe sagen:

Wem die Gaben dieses Mächt'gen fehlen,
Der kann zwar viel besitzen, vieles geben,
Doch läßt sich's nie an seinem Busen ruhn.

Der Verf. entwickelt seinen Plan, führt uns von Scene zu Scene. Wir folgen ihm nicht ohne Antheil an dem Stoffe, allein es will sich keine Flamme im Busen entzünden, es entstehen keine Leidenschaften oder Gemüthsbewegungen in dem Leser, wodurch, wie Aristoteles sagt, die Leidenschaften selbst gereinigt werden könnten. So legt man das Buch aus der Hand mit dem Bedauern, daß der Dichter nicht vollkommen seines Stoffes Herr geworden ist, noch denjenigen Vortheil daraus gezogen hat, den ein wahrer Genius daraus gezogen haben würde. Damit wollen wir jedoch nicht behaupten, daß Alles in dem Werke durchaus verfehlt sey. Keinesweges. Der Verf. hat seinen Stoff dichterisch aufgefaßt, das ist schon Etwas, er hat zuweilen wirksame Situationen erfunden, wie die, wo Pleisthenes den Mord am Atreus verüben will und Aerope es hindert. Die Gemüthszustände der Handelnden sind oft wahr und wirksam dargelegt, und im Ganzen herrscht in der Darstellung eine gewisse tragische Würde. Wäre die Sprache minder unbeholfen, wodurch oft unangenehme Dunkelheiten entstehen, deren Aufhellung nicht einmal immer der Mühe lohnt, und hätte sich der Verf. überhaupt weniger sichtbar bestrebt auf dem Cothurn einherzuschreiten, so würde er aller Mängel ungeachtet doch mehr durch seine Arbeit gewirkt haben, als er jezt zu wirken vermag. Vor der Bühne, auf der dieses Stück aufgeführt würde, möchten indeß die Zuschauer leicht in einen sanften Schlaf verfallen.

Um das eben ausgesprochene Urtheil über die Sprache des Verf. einigermaßen zu belegen, machen wir den Leser aufmerksam auf den Orakelspruch zu Anfange des ersten Aktes:

Dem ist ihr Mund verstummt, wer Götter höhnt.
Dann schau' ihr Wort, wenn deine That versöhnt.

Diese lezte Zeile soll andeuten, daß man nur durch Sühne einer bösen That dahin gelangen könne, daß die Götter den Fragenden mit einem deutlichen Ausspruche beglückten. Und dann folgen die Stellen, wo Aerope ihren Gatten bestimmen will, den Thyestes nicht zurückzurufen:

O: Gatte, hegt ein einz'ger Tropfen Bluts,
Von gleicher Sehnsucht unsers Sohns erwärmt,
Den dürftigen Gedanken meiner Liebe,
Und starb er aus, wie ich es längst verdient,
Bist du nicht selbst dein eigner Haß und Feind?
Mycenens König, laß ihn frey den Argen,
Nur Elend kann sein widrig Nahn uns bringen.

Wie dunkel und wie unbeholfen in der Verschränkung der Redesätze: — Wie preziös ist folgender Ausdruck! Atreus sagt:

Laß die gewandte Zunge,
Sie findet keinen Fleck, den sie verwundet.
Fest umgeformt ist er in dem Krystall
Der Ueberzeugung deiner Niedertracht.

Doch genug davon! Möge der Verf. immer bedenken, daß der bildliche Ausdruck nie gesucht erscheinen darf, sondern daß das Bild, als die Hülle des Gedanken, wie eine durch Natur erzeugte äußere Gestalt sich darstellen muß.

X. x.

Reisebeschreibungen.

Reise von Bern über die Gemmi und den Simplon, nach den Borromäischen Inseln; für die Jugend beschrieben von Friedrich Meisner, Professor der Naturgeschichte. Bern, bey J. J. Burgdorfer. 1825. 271 S. in 8. Mit drey Kupfern.

Es ist diese Reisebeschreibung, die auch als viertes Bändchen der „kleinen Reisen in die Schweiz“ ausgegeben wird, für die erwachsene Jugend bearbeitet, und in der That machen Inhalt und Schreibart sie zu einem der Lesewelt überhaupt empfehlenswerthen Buche. Der als Naturforscher nicht unberühmte Verfasser hatte die Wanderung, welche er hier beschreibt, in Gesellschaft sei-

nes Freundes, des Hrn. Dr. Schinz in Zürich, und mehrerer zum Theil jüngerer Begleiter im Jahr 1810 vorgenommen, und da die Gegenden, welche durchwandert wurden und die des Buches Aufschrift bezeichnet, zu den reichsten, schönsten und erhabensten der Schweiz gehören, so konnte es nirgends an Stoff zu belehrenden Erörterungen fehlen, für die doch vorzugsweise naturgeschichtliche und wirthschaftliche Gegenstände gewählt wurden. Statt einer Namenaufzählung derselben wollen wir lieber von Behandlung und Darstellung ein kleines Muster geben, und dazu die Erzählung vom schweizerschen Viehverkehr mit Italien wählen. Die Reisenden sind im Thale von Bellenz und in dem schönen Dorfe Giubiasco eingetroffen. „Hier wird, erzählt Hr. Meisner, auf einem weiten mit Nuß- und Kastanienbäumen umgebenen Platze, der das Dorf in zwey Theile theilt, alljährlich im Herbst ein großer Markt von Schweizer-Rindvieh und Pferden gehalten, zu welcher Zeit dann hier ein reges Leben herrscht. Die Italiener kaufen da ihre besten Kutschpferde, so wie ihre besten Milchkühe, die ihnen aus der Schweiz zugeführt werden. Gegen Ende des Septembers treiben die Viehhändler aus Luzern, Urj, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glaris das schönste und gesundeste Vieh zusammen und führen es über den Gotthard. Das Glarnervieh wird durch das Schächenthal nach dem Gotthard getrieben; aus den übrigen genannten Kantonen wird es über den Vierwaldstättersee geführt. Der Haupttummelplatz zum Einschiffen ist der Flecken Brunnen im Kanton Schwyz, wo ich einst Augenzeuge der Abfahrt von mehr als 2000 Stück Vieh war. Sie geschah am frühen Morgen, wo der See ganz still und ruhig war, bey Fackelschein, und gewährte ein ganz eignes Schauspiel. Ich hörte damals, daß aus dem Kanton Schwyz allein nur jährlich bey eintausend Stück der schönsten Kühe nach Italien geführt werden, wovon im Durchschnitt jedes mit zehn Louisd'or bezahlt wird. Auch aus Graubünden geht durch das Thal von Misocco und aus Kleven und Veltlin durch das Marobierthal viel Vieh nach Giubiasco. Von allen Seiten strömt es hier zusammen. Diese Züge erinnern an die Zeiten der alten Patriarchen und an die Wanderungen der Nomaden-Horden, die ihre Heerden von Land zu Land vor sich hertreiben, ohne Hütten und Häuser ihrer pflegen, und keinen andern Reichthum kennen, als den, der auf dem Wohlseyn ihres Viehs beruht. Auf dem Zuge werden hie und da die Wiesen zur Weide für die Heerde von ihren Eigenthümern gemiethet, worin ein Kanton vor den andern gewisse Vorrechte hat, z. B. die Urner behaupten den Vorzug vor allen andern, die Schwyzer vor den Unterwaldnern, diese vor den Luzernern u. s. w. Nicht selten aber entstehen über die Weideplätze blutige Händel. Die Kühe werden während dem ganzen Zuge Morgens und Abends gemolken, und wo man Halt macht, werden Käse verfertigt, wozu man alles Geräth mit sich führt. Auf dem Zuge sind die Kühheerden Senntenweise eingetheilt; voran geht ein Treiber, dann folgen die Kühe; die vorderste trägt eine Schelle am Halse, der zweyten ist der einbeinige Melkstuhl an die Hörner gebunden, eine dritte trägt einen Milchkübel u. s. w. Hinter den Kühen gehen die Stiere, endlich der Senn, und dann der Händler oder Verkäufer des Viehs. Alles brüllt, blöckt und jauchzt, daß Berg und Thal davon wiederhallen. Die Italiäner, welche von diesem Vieh kaufen wollen, gehen den Zügen oft bis in das Livinerthal entgegen, und kaufen schon dort das beste am wohlfeilsten ein; denn je weiter die Schweizer das Vieh treiben müssen, desto höher steigt natürlich der Verkaufpreis; das meiste wird aber in der Ebene von Giubiasco verhandelt. Der ganze Verkehr dauert vierzehn Tage lang, der dann diese Gegend unbeschreiblich lebhaft macht."

Ganz vorzüglich anziehende Theile der Reisebeschreibung sind die Schilderungen des Rhonethals und der Simplonstraße. Von diesem vorhin und wohl noch auf lange Zeit unerreichten Meisterwerke der Straßenbaukunst wird die Geschichte umständlich und nach guten Quellen erzählt. „Es giebt keinen Paß über das Hochgebirge, auf welchem die Natur so viel Interessantes zusammengestellt hat, als auf diesem. Gelehrte, Künstler und selbst blos neugierige Reisende finden hier überall Gegenstände der Bewunderung, der Beobachtung und des Studiums würdig. Diese ungeheuren, wilden Felsen, diese Wälder, diese ewigen Eismassen, diese über die Felsmassen herabstürzenden Bergströme, deren fernes Getöse die Stille der Thäler unterbricht — alles dieß bildet Einen Schauplatz von Größe, der bey jedem Schritte sich verändert und die Seele tief und mächtig ergreift. Betrachtet man die in unendlicher Mannigfaltigkeit sich darbietenden Gegenstände einzeln, so erblickt man überall die reizendsten Contraste. Hier ist ein finsterer Wald, dort eine einsame Hütte; bald ein drohend überhängender Fels, bald ein zwischen Felstrümmern rauschendes Bächlein; hier senkt sich der Blick hinab in ein lieblich grünendes Thal, oder bebt schaudernd zurück am Rande eines scheinbar bodenlosen Abgrundes; dort schweift das Auge umher an steilen Felsenwänden, deren Höhe es nicht zu messen vermag. Faßt man aber das Ganze in einen Blick zusammen, dann ist alles Größe und Harmonie. Wer über den Simplon reiset, der steht oft still und weiß nicht, was er am meisten bewundern soll, ob die Schönheit und Größe der Naturscenen, oder das erstaunenswürdige Werk der menschlichen Kunst." Bey tiefem Dunkel der Nacht, wo der Weg zu unterscheiden unmöglich geworden war, mußte, am Ende der Simplonstraße,

Domo d'Ossola erreicht werden: da wurden Laternenträger vom Wege geholt: „Wir wußten uns bald zu helfen; da wir nämlich neben der Straße im Grase hie und da einzelne leuchtende Johanniswürmchen (Lampyris splendidula) bemerkten, so kamen wir auf den Einfall, einen Versuch zu machen, ob wir uns nicht ihrer Lichter zu unserm Vortheil bedienen könnten. Sogleich wurde also eine beträchtliche Anzahl dieser Thierchen zusammengelesen, die wir in unsere zum Schmetterlingsfang bestimmten Florbeutel warfen, und siehe da! schon zehn bis zwölf derselben bey einander gaben ein so helles Licht von sich, daß wir auf mehrere Schritte weit unsern Weg hinlänglich beleuchtet fanden."

Dem durch schönes Papier und Druck empfehlenswerthen Buche gereichen die drey, nach Lory's Zeichnungen, von Burgdorfer kräftig und fein gestochenen Bilder vom Ponte alto und von der Algaby-Gallerie an der Simplonstraße, so wie die Vignette mit Vorstellung der Isola bella, zur Zierde.

Unterhaltungsliteratur.

Pietro von Abano oder Peter Apone. Zaubergeschichte von Ludwig Tieck. Breslau b. Josef. Max u. Komp. 1825. 186 S. 8.

Der Name des Verfassers wird bey denjenigen, welche dessen frühere phantastischen Dichtergebilde kennen, die Erwartung erregen, daß in dieser Zaubergeschichte, welche der Generaltitel: L. Tieck's Mährchen und Zaubergeschichten 1, als den Anfang einer Sammlung bezeichnet, Sinn sey und Geist. Wir haben leider keines von beyden darin entdecken können. Damit soll nicht gesagt seyn, daß die Geschichte Unsinn enthalte. Wir verstehen unter dem Sinn einer phantastischen Dichtung eine Reihe von zusammenhängenden, vernünftigen und interessanten Gedanken, welche die Dichtkunst in dem freyen Spiele der Phantasie, das an keine Bedingung der physischen Möglichkeit sich bindet, zur Anschaulichkeit bringt. Und unter dem Geist einer solchen phantastischen Dichtung verstehen wir die Uebereinstimmung der Erfindung und der Einkleidung mit dem Zwecke, den Lesern jenen Sinn zu offenbaren. Der Mangel dieser Eigenschaften ist noch nicht Unsinn zu nennen. Auch ohne eigentliche Bedeutung können Mährchen ergötzen durch die Bewegung, in welche sie die Phantasie versetzen. Aber diese Ergötzung bleibt immer in der Sphäre des Kindischen, und es ist des Dichters nicht würdig, es blos darauf anzulegen. Gleichwohl sehen wir nicht, worauf es hier anders angelegt seyn könnte. Der Petrus Apone ist ein Schwarzkünstler, der, ohn' es selbst zu wissen, einen in lächerliche menschliche Mißgestalt gekleideten Höllengeist zum Famulus hat. Er verliebt sich in die Leiche eines schönen jungen Mädchens, das er durch magische Sprüche zu einem wunderlichen Scheinleben erweckt, und dem er ein wirkliches verspricht unter der Bedingung der Gegenliebe. Er nimmt den Bräutigam der Jungfrau, der ihn als einen großen Weisen verehrt, in sein Haus, wo er die Erweckte verborgen hält. Dieser entdeckt sie durch Zufall, hört von ihr, daß sie durch Höllenkünste aus dem Vorhofe der Seeligkeit hinweg gerissen worden, daß sie wieder völlig zu sterben sich sehnt, und daß sie zu dem Glücke des Todes wiederum zu gelangen denkt, wenn sie zum Hochamte des Osterfestes in die Kirche kommen könnte. Der Geliebte führt sie dahin, und sie stirbt wieder. Hierauf wallfahrtet der Jüngling in einem Jubeljahre nach Rom; kommt in Gefahr, von dem Apone, der eine andere Gestalt und das Wesen eines Astrologen angenommen hat, von der Bahn des Heils verlockt zu werden; wird gerettet durch den vormaligen Famulus des Schwarzkünstlers, der sich hier dem Letztgenannten als Höllengeist zu erkennen gibt: und heirathet am Ende die ähnliche Schwester der zweymal gestorbenen Geliebten, die den Eltern von einer Hexe geraubt worden war, und ihm gegen Geld und gute Worte von der Hexe ausgeliefert wird.

In dieser Composition läßt sich keine vernünftige Bedeutung erkennen, und nirgends zeigt sich dem Nachdenken eine Thür oder ein Fenster, wodurch man eine hineintragen könnte. Selbst die Darstellung der Zauberscenen ist matt gerathen, und vergebens bemüht sich der mißgestaltete Famulus, den Leser zum Lachen zu reizen. Die Ansicht von dem Zustande nach dem Tode, welche die zauberisch erweckte Jungfrau uns zu eröffnen sucht, und die Sehnsucht darnach, welche dieselbe S. 104 ausspricht und S. 107 auch dem Geliebten einflößt, sind der einzige Moment der Geschichte, wo sich allenfalls eine moralische Tendenz ahnen läßt, indem ein frommer Gedanke durchscheint. Aber er wird nicht verfolgt, er verschwindet im Fortgange der Begebenheiten, und die schließliche Heirath des Liebenden mit dem lebendigen schwesterlichen Ebenbilde gibt zu erkennen, daß der Erzähler selbst ihn wieder aus den Augen verloren hatte. Der italienische Sagenquell, aus welchem der Verf. geschöpft haben mag, entschuldiget den Mangel der Bedeutung nicht: denn diese in solche Sagen hineinzubringen, das ist eben des Dichters Beruf, den Goethe an der Sage von Fausts Ritt aus Auerbachs Keller so glänzend erfüllt hat.

Nr. 44.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 3. Juni 1825.

Musikliteratur.

Ueber Reinheit der Tonkunst. Heidelberg im Verlag von J. C. B. Mohr. 125 S. 1825.

Obgleich der ungenannte Verfasser sich selbst für einen bloßen Dilettanten ausgibt, so wird doch Jeder, der nur wenige Seiten dieser, mit tiefem philosophischen Geiste, mit der ausgebreitetsten historischen und ästhetischen Kenntniß des Clasüschen aller Nationen, mit, aus dem Innersten des Gemüthes hervorgegangenen, treffenden Ideen und Ansichten so reichlich ausgestatteten Schrift gelesen hat, dessen Competenz in dieser Kunst, von ganzem Herzen anzuerkennen, sich gedrungen fühlen. Ein Dilettant auf der Stufe des Verfassers ist es nur in dem Sinne: daß er mit der Kunst nicht das Brod erwirbt, was dem wirklichen Künstler sowohl in Erreichung als Ausübung tieferer und besserer Einsichten so hinderlich ist. Die Kunstkritik, die sich in jetziger Zeit im Allgemeinen, „mit wenig Witz und viel Behagen", auf der breiten Straße, des Modehaften, des Tagtäglichen und Seichten hält, wird zwar hie und da etwas einzuwenden haben; aber ist nicht gerade das wichtig: wenn ein hochgebildeter, für die Veredlung des Menschengeschlechts warm fühlender Mann, wie der Verf. rein, als Mensch gegen den Menschen, sich ausspricht, und in jedem Fache Menschenrechte wahrt, wenn die praktischen und theoretischen Dictatoren in demselben vielfältig ins Einseitige, Starre, oder ins Niedrige gerathen sind? Und wer will es läugnen, daß der Stand der Tonkunst jezt ein solcher ist? Denn, ist nicht diese reichste aller Künste, die alle Zustände des Gemüthes und Herzens so ergreifend darzustellen und zu erwecken vermag, eine blos theatralische geworden mit Verachtung aller ihrer edleren Zweige? Dient sie nicht auch hier nur noch dem Sinnenkitzel, und dem Schwindel, der sich fürchtet in sein Inneres zu schauen und nach Uebertäubung desselben ängstlich jagt? Treibt sie es nicht gerade hier mit Trommeln, Pauken, Trompeten, türkischer und indianischer Musik, Pfeif-, Streich- und Schlagwerken aller Art so arg, daß es einem noch nüchternen Sinn gehen möchte, wie jenem Fuchs, der so arg getrillt wurde, daß er aus seiner eigenen Haut fuhr? Wo sind die edlen, einfachen, herzerfrischenden und erfreuenden Melodien einer Zauberflöte ꝛc. jezt anzutreffen? Wird jene Einfachheit nicht so sehr verachtet, daß man glaubt auch in dem kleinsten Liede müssen alle Akkorde und Modulationen des ganzen jetzigen verschrobenen Generalbasses anzutreffen seyn? — Dem Heiligen ist die Tonkunst wie eine Hetäre untreu geworden und macht, in die Kirche gezwungen, daselbst nur den Hanswurst. — Für die Schule hat sie noch wenig Passendes gethan, so daß nach dem Unpassenden gegriffen und das kindliche Gemüth mit Dingen gequält wird, die sein Gefühl verzerren oder zerreißen. Im Leben amüsirt man sich mit Sonaten, die man, mit seltener Ausnahme, mit Rousseau fragen möchte: Sonate que me veux-tu? mit halsbrechenden Variationen faselt und tändelt man sich die Zeit vom Halse. Herz und Gemüth wird nicht beachtet, als hätte man deren keines. — Daß diese Gebrechen von den wahrhaft Gebildeten gefühlt werden, zeigen überall die Bestrebungen, die Tonkunst in alle ihre Rechte wieder einzusetzen, vielseitig erkennend, was das höhere, geistige Leben durch sie gewinnen könne, und wie Glückseligkeit durch sie vermehrt werde. Wer nun die Frage: wie kann die Tonkunst das höhere Geistesleben vermehren, wie und was kann sie zur Veredlung und Fortbildung des Menschengeschlechts beytragen, in Kirche und Schule, im Leben und häuslichen Kreise, im Theater und Concert? für wichtig hält, und mit diesem Ziel den jetzigen Zustand gerne vergleicht, der lese diese Schrift, denn dieses ist's, was der Verfasser originell, tief und von dem edelsten Gefühl durchdrungen, abhandelt. Sie besteht in neun aphoristischen Aufsätzen folgenden Inhalts:

1) Ueber ächte Kirchenmusik.
2) Ueber Bildung durch Muster.
3) Ueber das Studium älterer Werke.
4) Ueber den Effekt.
5) Ueber das Instrumentiren.
6) Ueber genaues Studium der Werke großer Meister.
7) Ueber Vielseitigkeit.

8) Ueber Verdorbenheit der Texte.

9) Ueber Singvereine.

Ueber kein Fach ist das Publikum noch so sehr im Unklaren als über den Zweck, die Wirkung und den Einfluß der Tonkunst, und da dieselbe immer mehr um sich greift und ihren Einfluß selbst in die stillen Hütten des Landmanns verbreitet, so haben nicht nur die Künstler die unerläßliche Pflicht, ihr immer eine veredelnde Richtung zu geben, sondern auch Eltern, Erzieher und Vorsteher von Kirche und Schule haben ihre Erzeugnisse gewissenhaft zu prüfen und nur das Gute zu behalten. Es wird daher Allen diese Schrift eine erfreuliche Erscheinung seyn, als eine unbefangene Stimme eines edlen Herzens, zumal Institute, die sich das Ansehen der Beförderung der Wahrheit fälschlich geben, Parthey nehmen und der Fortschreitung der Kunst in den Weg treten, der Starrheit das Wort reden, und seichtes Gewäsch für baare Wahrheit verkaufen.

Dramatische Dichtkunst.

Die Dogen. Tragödie in fünf Akten von Fedor Ismar. (?) St. Gallen bey Huber und Comp. 1824. 175 S. 8.

Endlich einmal unter den zahllosen Pilzen von Tragödien, die unaufhörlich dem Boden unserer Literatur entsprossen, eine Pflanze besserer Art! Es lohnt sich schon der Mühe, sie genauer zu betrachten.

Wenn die Leser irgend ein Compendium der Geschichte von Venedig bey der Hand haben, so werden sie finden, daß der vierte Doge, Theodat, das traurige Schicksal des Gloster im Lear hatte, geblendet zu werden. Dieser Doge ist der Held des Stückes, und die Geschichte seiner Blendung, freylich nicht geschichtlich treu, aber eben darum desto tragischer gestaltet, macht die Haupthandlung desselben aus. Er hat eine Tochter Julia. Diese liebt sein Liebling und Pflegesohn Galbaio, sie erwiedert diese Liebe, und der Doge ist den beyderseitigen Wünschen nicht abgeneigt. Aber ein anderer Edelmann, Galla, trachtet gleichfalls nach ihrem Besitz und zugleich nach des Vaters Purpur. Den Dogen zu stürzen, hat er sich mit den beyden Nobili Monegareo und Cepario verschworen, und den Lombardenkönig Astolf zum Kriege gegen Venedig aufgereizt. Den Galbaio, dessen treue Anhänglichkeit an den Dogen er kennt, aus dem Reiche zu entfernen, hat er also ein doppeltes Interesse, und er benutzt dazu eine Unvorsichtigkeit, die Galbaio begangen hat. Ohne den Dogen davon zu benachrichtigen, hat Galbaio, während einer Hungersnoth in Venedig, Geld unter das Volk vertheilt, und auf die betrügerischen Beamten gescholten, welche dieselbe muthmaßlich herbeygeführt hatten. Galla macht daraus gegen Theodat eine Verläumdung seiner Regierung, und staatsverrätherische Umtriebe. Der Doge, durch diesen anscheinlichen Undank empört, stellt den Galbaio zur Rede; das Eingeständniß der **Thatsachen** macht ihn taub gegen die **Entschuldigungen**: er verbannt den Galbaio, und gibt auf diese Art sein eignes Schicksal in die Hand der drey Verräther, die ihn umgeben, ähnlich in diesem Punkte dem Gloster und dem König Lear. Astolf zieht heran zum Kriege. Der tapfere Greis beschließt, sich selbst an die Spitze des Heeres zu stellen, und ernennt seinen ärgsten Feind, den Galla, zu seinem Stellvertreter in Venedig. Die drey Verschworenen gehen nun darauf um, den Dogen zu ermorden. Der Mord wird zwar durch einen räthselhaften Mönch verhindert, der den Cepario umbringt; aber Galla bekommt Theodats Person hülflos in seine Gewalt, und weiß es zu machen, daß die Venetianer ihn seiner Würde entsetzen. Den Monegareo hat er in Astolfs Lager gesandt, und ihm für alle Fälle den Auftrag gegeben, den Lombardenkönig zu meuchelmorden.

Galbaio, die Gefahr ahnend, welche den Dogen und den Staat bedroht, hat mittlerweile ein etwas wunderliches Mittel gefunden und ergriffen, um dieselbe abzuwenden. Er hat, anstatt die Gränzen des Staates zu verlassen, sich aufnehmen lassen in einen geheimen Brüder- und Tugend-Bund, dem der Araber Hassan vorsteht, eine Art von Zauberer, dem die Geister Ariel und Umbriel gehorchen, wie dem Prospero in Shakspeare's Sturm. Diese Brüder der **Halle** (vulgo Loge) ergreifen die Waffen für die Rettung des Staates, mit ihnen zieht Galbaio dem Astolf entgegen, und zwingt ihn zur Schlacht. Beyde treffen sich in Person, doch fechten sie nicht mit einander. Das Zusammentreffen führt vielmehr eine Unterredung herbey, in welcher Galbaio den Dogen Theodat gegen die geschehenen Einflüsterungen Monegareo's vertheidiget. Dieser ist selbst zugegen und sucht Astolfs Glauben an die Lüge aufrecht zu erhalten, daß der Doge gegen den König den Meuchelmord gedungen habe. Da tritt Hassan der Magier hervor, reißt dem Monegareo den Helm vom Haupte, und zeigt dem König den darin verborgenen schriftlichen Auftrag **Galla's** zu seiner Ermordung. Monegareo's Aufknüpfung wird befohlen, von Rechts wegen, und beyde Heere ziehen versöhnt gen Venedig, um den Verräther Galla zu züchtigen, und den Dogen aus seinen Händen zu reißen.

Galla herrscht inzwischen auf Theodats Throne, er behandelt Julien als Sclavin, sucht Vater und Tochter auf alle Art zu demüthigen, und fordert Juliens Hand für des Dogen Befreyung. Sie weigert sich zur Freude des Vaters, und wird fortgeschleppt in engen Gewahrsam. Jetzt trifft die Nachricht ein von der Wendung, welche die Sache bey dem König Astolf genommen hat.

Galla eilt fort, sich zu rüsten, aber zuvor gibt er heimlich einem Normann, den Astolf früher an seine Befehle gewiesen hat, den grausamen Auftrag, den Theodat der Augen zu berauben.

Die Scene, welche dadurch herbeygeführt wird, mahnt zwar auf der einen Seite, besonders durch die Vorstellung von dem physischen Pathos der Blendung, an Huber und Arthur in König Johann, und auf der andern, durch die Situation des mitleidigen, aber an Gehorsam gewöhnten Kriegsknechtes, an Macduff und Oscar in König Yngurd; aber sie ist weder von der einen noch von der andern eine bloße Copie, und kann in jedem Betracht für meisterhaft gelten.

Als der Kriegsknecht den Dolch blicken läßt, glaubt der Greis, es gelte seinem Leben.

— — — Hier ist meine Brust.

Normann.

Ihr gilt es nicht.

Theodat.

Wem sonst?

Normann.

Halt stille, guter Mann. Du dauerst mich,
Und gieng ich selbst zum Tode, trauriger
Fürwahr könnt' ich nicht seyn; doch meine Pflicht —

Theodat.

Du bist ein guter Mensch — vollziehe sie.

Normann.

So setz' Dich her denn, Armer; zucke nicht.
Wenn sich des unbarmherz'gen Eisens Spitze
Eindrücket in den Sitz von deiner Seele.

Theodat.

Dein Dolch?

Normann.

Soll sich in deinen Augen kühlen.

Theodat.

Entsetzlicher Barbar! Dich hat ein Tieger,
Ein Wolf des Südens Dich an seiner Brust
Gesäugt, kein menschlich Weib.

Normann.

Mir zürne nicht:
So nenne den, der mir's befahl.

Theodat.

O sey
Barmherzig! Einmal sterben ist fürwahr
Nicht schwer; doch leben und das Licht nicht schauen — —
O tausendfacher Tod, der sich in jedem
Momente tausendfach erneut! O sey
Barmherzig! morde mich; denn keine Ruhe
Würd' das Bewußtseyn solcher That Dir lassen.
Fühlst Du des Zephirs Wehen? Sieh, so oft
Er Dich in heißen Tagen kühlte, würd' er
Mein Flehen in das Ohr zurück Dir rufen.
Sieh meinen weißen Scheitel. Glaube mir,
Mit Ehren ward er so, und Du willst ihn
Beflecken mit dem Blute meiner Augen?
O, wenn Du heim zum fernen Norden kämst,
Würd' jeder Berg das Silberhaar
Des Unglückseligen, den Du verstümmelt,
Dir nicht vor deine Seele führen und
Dich blendend in den schauderhaften Abgrund
Hinunter stürzen? Hörst du die Wellen,
Wie sie das Ufer tönend schlagen? Wenn
Du nun zurück zum wilden Belte zögest,
Würd' Dir der Wogen fürchterliches Toben
Der Gottheit Zürnen nicht entgegen heulen?

Normann.

Und wenn der Nornen fürchterlicher Ruf
Mir fort und fort den Busen mit Verzweiflung
Erfüllte; wenn ich keinen Stein mehr fände,
Der meinem sturmgepeitschten Haupte
Zum Kissen diente — dennoch müßt' ich's thun.

Theodat.

So laß mir wenigstens das eine Auge.

Normann.

Ich kann, ich darf nicht, beyde müssen sterben.

Theodat.

Umsonst verlang' ich's nicht. Sieh', meine Hand
Magst Du von ihrem Arme trennen; in
Das Ohr magst Du den unbarmherz'gen Dolch
Mir drücken — nur laß mir das eine Auge.

Normann.

Nicht weil ich will, bin ich des Lichtes Würger,
Ich muß und gegen meinen Willen. Er
Befahl's. Er ist der Herr und ich der Knecht.

Theodat.

Du mußt? so sey es denn! ich nehme Abschied
Von Dir, o Quell des Lebens. Euch Gefilde
Des Lenzes werd' ich nicht mehr seh'n; auch dich
Nicht mehr, du stolzer Dom mit deinen
Unzähl'gen Lichtern.

(Zum Normann)

Gönne mir noch einmal
Den Blick empor zu heben zu den Sternen
Des Himmels; sehend noch einmal Venedig
Zu segnen und der Stärke Gott um Beystand
Zu fleh'n, bey diesem ungeheuern Leiden.

Normann.

In jenem Zimmer thu' nach deinem Wunsch;
Doch klage dann auch ferner nicht und leide
Geduldig, was doch unabwendbar ist.

Theodat, ihn umarmend.

O Dank Dir! mögen Dich die Götter segnen
Und unversehrt in deinem Aug' den Stern
Bewahren.

(Er geht ab.)

Normann.

Heute fühl' ich, daß es hart
Ist, Knecht zu seyn. Auf einen Fleck da starrt
Er hin. Nicht fassen kann er es, daß dieser
Sein lezter Blick ist in das äuß're Leben.
O armer Mann! warum auch wurdest Du
In eines Mächtigeren Hand gegeben?

(Er geht in das Zimmer ab.)

Mit dieser erschütternden Scene schließt der vierte Akt. Der fünfte hebt mit einem Gespräch zwischen dem Hallenmeister Hassan und dem König Astolf an, welches hier nicht am Platz' ist, da es keinen anderen Zweck zu haben scheint, als die Nützlichkeit der geheimen Tugend-Bündnisse im Staate zu erweisen. Aber die folgende Scene ist wieder von guter, tragischer Natur. Der ge-

blendete Theodat irrt als Bettler in der Nähe von Venedig umher. Galbaio erscheint mit den Lombarden, er erkennt den Dogen in der Bettlertracht, er gewahrt dessen Verstümmelung, uwd wendet sich ab im stummen Entsetzen.

Theodat.

Ich kann Dich nicht mehr seh'n. — — O wende Dich
Nicht ab von mir: hab' ich nicht alles schon
Verloren, als ich den Besitz des Auges
Verlor? Doch nein, ich habe nichts verloren,
Ich habe Dich ja wieder. O des Glückes!
Mein Arm umfängt den theuren Nacken wieder,
Dein Auge hauchet Kühlung meiner Glut.
An deinem Herzen schlägt Ipatos Herz.
Ich war als Herzog Bettler, ohne Dich!
Ich hab' Dich wieder und der blinde Bettler
Ist reicher als des Orientes Kaiser.

Galbaio.

Ha! sprengt entzwey Gefühle, sprengt den Busen!
Herauf steig' aus dem Schoos der schwarzen Nacht,
Du Schwester fürchterlicher Raserey!
Empfange mich, ich will dein Sclave seyn
Auf ewig. Komm hervor, Gebieterin!
Komm Rache, Rache!

(Astolf drängt sich durch die stehenden Reihen der Krieger.)

Astolf.

Deine Stimme höre
Ich donnern im Gebraus der rasselnden Waffen.
Was regt Dich auf, daß sich die Schaaren staunend
Um ihres edel'n Feldherrn Zürnen fragen,
Und Wurzeln in dem Boden schlägt ihr Fuß?

Galbaio.

Entsezt steht stille die Natur in ihrem
Unendlichen, unwandelbaren Kreise,
Und sie, die leicht beweglichen, sie sollen
Gefühllos weiter schreiten, wenn die Schöpfung
Sich schaudernd festgebannet sieht?

Astolf.

Was ist
Gescheh'n?

Galbaio.

Blick' her in diese blut'ge (blut'gen) Hölen
Und frage, was geschehen sey? Sieh hier
Den Herzog von Venedig, dem die Sorgen
Für seiner Bürger Wohl das Haar gebleicht,
Der in dem Kampf für sie der Nerven Kraft
Verloren; der zu der Jahre Bürde noch die Last,
Die zentnerschwere, für ihr Heil genommen
Auf seinen schwachen Nacken; der sein Herz
Geöffnet und mit dessen Blut die Bürger
Gelabt: Astolfo, sieh's und stürz' zusammen vor
Entsetzen, dem entrissen sie das Licht
Des Auges. — Menschen, Menschen, Schlangenbrut!
Ihr Ungeheuer, denen keines gleicht
Im schwarzen Schlund der grausen Unterwelt,
Warum verschonet euch der Blitz des Rächers?
Warum nicht öffnest, Erde, du den Schoos,
Das fürchterliche, schändliche Geschlecht
Der Menschen zu verschlingen? Ha, warum
Nicht brechet ihr zu Trümmern, ihr des Weltalls
Allmächtige Stützen und zerschmettert sie,
Die Schöpferin des Gott verachtenden
Geschlechtes? O warum nicht kann ich mich
Verwandeln in ein Meer von Gift und jede,
Bis auf die lezte Spur davon vertilgen!
O Schmerz, du bist so ungeheuer, daß
Du mir Bewußtseyn raubst und Billigkeit!
Bewahr' ihn, Brust!

Ein alter Lombarde.

Der Schmerz darf nicht zurück
Gepreßt im Herzen nisten. In die Lüfte
Laß frey ihn fließen; stählen wird er dann
Den Muth und den Entschluß; beflügelt wird er
Die keck gedachte That. O Feldherr, ström' ihn aus
Im wilden Sturme; wie die Feuerfluten
Der Vesuv speit aus seinem breiten Munde:
Nur sey dann Herr auch wieder über Dich,
Leg' in die festen Bande der Vernunft
Die Leidenschaft dann wieder und beherrsche
Dich selbst, damit Du uns gebieten könnest.

Der Rest des Stückes spielt im Pallaste des Dogen. Galla, seinen Sturz voraussehend, hofft noch, durch die in seiner Gewalt befindliche Julie sich zu retten. Als sie beharrlich sich weigert, seine Fürsprecherin bey den herandringenden Siegern zu werden, schwingt er den Dolch, sie zu tödten. Aber schon ist der Meister von der Halle zugegen, und macht ihn zum Gefangenen. Galbaio, Astolf, Theodat erscheinen. Der Erstgenannte wird von Theodat feyerlich zum Dogen erklärt. Julie eilt in seine Arme. Hassan fordert ihn auf, Galla's Urtheil zu sprechen. Er gibt es in Theodats Macht, und der edle Greis erwiedert: Mein Sohn, des Fürsten erstes Wort sey Gnade!

Dieß sind die Grundzüge des Stückes. Sie zeugen von Talent. Daß dieses Talent noch nicht reif ist, läßt sich freylich mit zahlreichen Verstößen gegen Sprache, Verstechnik und Dramaturgie belegen. S. 52. z. B. sagt Galbaio:

— — ich hab' das Aergste
Erlitten; alles andere ist ein Spiel,
Zum höchsten gut, um Kinder in den Schlaf
Damit zu schrecken.

S. 60 spricht der Doge, in Bezug auf Galbaio und das Volk: „Er hat Geld unter es (dasselbe) vertheilt." Die meisten Scenen könnten kürzer, der Dialog einreißender seyn, und der Magier Hassan mit seiner Halle wäre besser weggeblieben, weil er nur als Deus ex machina handelt, und ohne Gewinn für die Handlung uns den Glauben an übernatürliche Dinge zumuthet. Aber der Liebhaberey der Jugend für mysteriöse Verbrüderungen kann man leicht diese Verirrung von dem geraden Wege zum Ziele verzeihen. Diese Liebhaberey war es unfehlbar, welche den Dichter übersehen ließ, daß Galbaio interessanter geworden wäre, wenn er ohne den Schutz und Beystand eines Zauberers den Dogen, der ihn ungerecht verbannt hatte, zu retten versucht hätte. Warum der Verf. für die zwey Haupt-Bösewichte des Stücks die Namen Galla und Monegareo gewählt hat, ist nicht wohl abzusehen. Die geschichtlichen Umstände, daß Galla nach Theodat, und Monegareo nach Galla als Doge herrschte, und daß Galla auch geblendet, Monegareo aber ermordet wurde, hätten ihn davon abhalten sollen. Nicht ohne Noth soll der Tragöd in einen Widerspruch, wär's auch nur ein anscheinlicher, mit der Geschichte sich setzen.

Müllner.

Nr. 45.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 7. Juni 1825.

Dichtkunst.

Baki's, des größten türkischen Lyrikers, Diwan.

Zum ersten Male ganz verdeutscht von Joseph von Hammer u. s. w. Wien 1825. In der C. F. Beck'schen Buchhandlung. L und 142 S.

In dem großen Kampfe des Orients, dessen theilnehmende Zuschauer wir sind, ist von den Freunden der griechischen Sache auch die Poesie mit in die Wagschaale gelegt worden. Begeisterte Sänger und Sängerinnen haben Griechenlieder erschallen lassen, welchen auch die strengste Kritik ihre Bewunderung nicht versagen konnte. Zugleich wurde der noch lebendigen Nationalpoesie des neuerwachten Volkes nachgespürt: eine Sammlung und eine Uebersetzung neugriechischer Volkslieder sind so eben erschienen. In der Poesie, wie in der Politik, ist es billig, daß auch der andere Theil gehört werde. Türkenlieder, von antihellenischem Enthusiasmus eingegeben, finden sich bis jezt jenen Triumphliedern keine entgegenzustellen. Dankenswerth aber ist es, daß wir zu gleicher Zeit, wo die griechische Volkspoesie durch Mittheilungen und Uebertragungen bey uns eingeführt wird, auch die Verdeutschung des nationellsten, türkischen Dichters (denn dieses ist Baki nach der Versicherung seines Uebersetzers S. XI.) von der Hand eines Meisters erhalten, und ferne sey es von uns, diese literarische Unternehmung engherzig vor das politische Forum ziehen zu wollen. Eine gründliche Beurtheilung des Werks ist ohne Kenntniß der türkischen Sprache unmöglich; bis dem Dichter und Uebersetzer eine solche Kritik zu Theil wird, mag es wohl dem Publikum genügen, durch eine Anzeige und einige Proben auf dieses merkwürdige Buch aufmerksam gemacht zu werden.

Nachdem der berühmte Herausgeber den Hafis und Motenebbi, den größten persischen und arabischen Lyriker, verdeutscht, lag ihm noch die Verdeutschung Baki's, des größten türkischen Lyrikers, ob, um dadurch im Deutschen „den Dreyherrscherbund der drey größten Dichter vollständig zu machen, die in den orientalischen Sprachen als Fürsten, Könige und Kaiser des Worts, der Dichtkunst ihres Volkes allgemein anerkannt sind." Unter einem Tausend von Dichtern, deren Lebensumstände und Dichterproben von den zahlreichen Verfassern der Biographien und Anthologien türkischer Dichter gesammelt worden sind, behauptet Baki, als unvergleichlich und unerreichlich, den ersten Platz. Zum Belege hiefür sind der Vorrede, in der uns Herrn v. Hammers umfassende Gelehrsamkeit einen Blick in die türkische schöne Literatur thun läßt, die Aussprüche sieben türkischer Kunstrichter und Geschichtschreiber, im Anhang beygegeben; wir wollen am Schluß unsrer Anzeige dem Leser ein Paar Stellen daraus, als Probe türkischer Recensionen, mittheilen: hier ziehen wir nur die in ihnen und der Vorrede zerstreuten Notizen über Baki's Leben zusammen: Abdul Baki oder Baki Efendi ist zu Anfang der Regierung Suleiman's des Großen zu Constantinopel im J. 1526 christlicher Zeitrechnung, geboren, in seiner Jugend war er Sattler; aber „er spornte den Gaul des Unternehmungs„geistes, zündete mit dem Feuerzeug des hohen Muthes „die Lampe der Bildung an, und war, um seine Erzie„hung zu vollenden, Männern von Verdienst als Jün„ger ergeben und zugethan." (Biographie von Attaji. S. XXX.) Baki stieg unter der Regierung Suleiman's mit dem Reiche selbst zum höchsten Gipfel der Größe. Nachdem er dem von einem Feldzuge Zurückkehrenden im J. 1554 ein Glückwünschungsgedicht und eine Bittschrift überreicht, wurde er im J. 1561 Danischmend (Candidat) an einem Kollegium, im J. 1563 Mulasim (Adjunct); und noch von demselben Jahr an rückte er in mehrern Muderrisstellen vor (Muderri's sind Rektoren einer Akademie). Zulezt im J. 1575 wurde er Muderri an der Moschee Sultan Suleiman's. Unter der Regierung Selims II., der ihm sehr gnädig war, behauptete er sich in seinem Ansehen; aber zu Anfang der Regierung Murad's III. gaben seine Neider ein Ghasel des Dichters Nami als ein seiniges aus, und verläumdeten ihn, als ob er wegen der Milde, welche

weiland Sultan Selim den Weintrinkern angedeihen ließ, den Vater dem Sohne, Murad, vorzöge, und diesen satyrisch schmähte. Der Sultan, hierüber erzürnt, befahl seine Absetzung und Verweisung. Er erhielt indessen bald wieder Verzeihung, und ob er gleich nie mehr die volle Gnade des Sultans zu genießen hatte, bekleidete er doch unter Murad und Mohamed III. nach einander mehrere hohe Würden, als die eines Oberrichters der Hauptstadt (1584), Heeresrichter Anatoli's (1590) und Rumili's (1594 und 1597). Im J. 1598 bat er um Enthebung von Geschäften; nach dem einen Biographen ward am 11. April 1600 „das Rosenbeet seines „Daseyns vom Sturme des Todes verheert, und das „Diplom seines Lebens umgekehrt," nach einem andern wurde „das Buch seines Lebens im J. 1599 zugeschlagen, „und er vor dem Adrianopolitaner Thor in's Grab getragen."

Die historisch wichtigste von allen Lobreden berühmter Männer auf Baki ist das poetische Ehrenzeugniß Suleiman's des Großen (S. XLV), der, wie Friedrich der Große, Feldherr und Herrscher, wie dieser, auch Schöngeist war. Nur durch seinen Schutz erlebte die Literatur seines Volkes ihr goldenes Zeitalter. Schon ein Sechziger, d. i. in einem Alter, wo es gewöhnlich Naturen so schwer wird, alte Götzen zu zerbrechen und neuen aufsteigenden Geistern erster Größe zu huldigen, erkannte Suleiman's großer Genius Baki's vorragendes Verdienst sogleich bey Ueberreichung seines ersten Bewillkomms, und belohnte den Dichter nicht nur als Meister des Throns, sondern auch als Herr und Meister des Worts (S. XLVIII).

„Wir huldigen, sagt Herr v. Hammer S. XII. der Größe Baki's, ohne deßhalb das Verdienst türkischer Poesie in Vergleich mit der arabischen zu überschätzen, in deren Fußstapfen dieselbe sclavisch tritt, sey es in der Kasside, Ghasel, oder Mesnewi. Das lezte, d. i. das doppelzeilig gereimte Gedicht, umfaßt das romantische Epos und das Lehrgedicht, welche gewöhnlich den Nahmen Name, d. i. Buch, führen. In das Gebiet der Lyrik gehört die Kasside, als Lob- oder Trauergedicht, als Elegie oder Paian; und das Ghasel, rein erotischen oder mystischen Gehalts als anacreontische oder sapphische Ode, als Scolie oder Dithyrambe, als geistliche Hymne, oder hohes Lied der Liebe. Von mystischem Anfluge findet sich kaum in ein Paar Ghaselen Baki's einige Spur; alle übrigen sind rein sinnlichen und nicht übersinnlichen Inhalts; Beschreibungen der Schönheit des Geliebten; Taumel des Genusses; Schmerz der Trennung; Aufmunterung zum Trunke."

Der Diwan Baki's enthält — bey weitem der kleinste unter den türkischen — 14 Kassiden, 204 Ghaselen und einige Distichen. Sein größtes Verdienst besteht, nach dem Urtheil des Uebersetzers, in den Kassides, „von welchen die auf den Tod Suleiman's des Großen gedichtete die berühmteste und unstreitig die schönste ist, welche die osmanische Literatur aufzuweisen hat." — „Ihr Vorzug liegt ganz gewiß in nichts anderem, als in dem wahren Gefühle des Dichters, der den Tod seines großen Herrschers, seines gnädigen Gönners, tief empfand."

Indem wir hier eine Probe aus dieser gerühmten Kasside geben, können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß Herr v. Hammer, wo er in römisch-elegischem Versmaaß übersezt, dem Versbau größere Aufmerksamkeit schenken möchte. Die Mängel der Form lassen häufig zu keinem Genusse des Gedankens kommen. Hier stehe der Anfang jenes Gedichtes (S. 36.):

Der du gefangen haltest im Netz den Ruhm und die Ehre,
Dessen Thatenlauf lange beschäftigt die Welt.
Endlich kommt doch der Tag, der lezte des Frühlings des Lebens,
Und der Tulpe Gesicht färbt sich als Abfall des Herbsts.
Endlich bleibet dir nichts, als trockener Hefen des Staubes.
Und den Becher der Lust nimmt dir das Loos aus der Hand.
Reinen Busens wer ist, der heißet vor allen ein Mensch nur.
Tigergroll ziemt sich nicht für die menschliche Brust.
Sage, wie lange schließt noch sorglos das Auge der Schlummer?
Ist dir am Herrn der Welt dieses nicht Beyspiel genug?
Er, der Reiter des Glücks, deß weit ausgreifendem Rosse
Als ein Tummelplatz lange zu enge die Welt,
Er, deß funkelndem Schwerte die Ungarn die Köpfe verbeugten,
Und die Franken sich huldigend warfen in Staub:
Er senkt nieder zur Erde das Haupt, wie Blätter der Rosen,
Steigt in den Sarg, wo das Loos ihn wie Juwelen verschließt.

Unstreitig fehlt es diesen Versen, obgleich der Ideenzusammenhang nicht überall klar ist, weder an Gedanken noch an poetischen Bildern. Auch wächst im Fortgang des Gedichtes noch der Strom elegischer Gefühle, und die Glut der Farben nimmt zu:

„Alle Welt ergreif' das Gestöhne der Vögel des Morgens,
Rosen, entblättert euch, Nachtigall weine dich aus!
Löset das Haar, Hyazinthen, und klaget in tiefester Trauer;
Berge gießet den Quell euerer Thränen in's Thal!
Rosen, neiget das Haupt sehnsüchtig nach seiner Erscheinung,
Bis zum jüngsten Tag harret, Narcissen, auf Ihn!
— — — — — — — — — — —
Spieen die Meere aus die verborgenen Schätze des Abgrunds,
Eine Perle, wie ihn, brächten sie nimmer ans Licht.
— — — — — — — — — — —
Lang ist's Tag; erwachet der Schah der Welt nicht vom Schlafe?
Wann erfüllet Er funkelnden Glanzes das Zelt?
Hin auf den Weg sind unsere Augen gerichtet geblieben.
Keine Kunde kommt uns von dem Staube des Glücks.
Hin sind die Rosen der Wangen, er liegt mit trockenen Lippen,
Wie die Rose getrennt von dem erfrischenden Naß.

Der Uebersetzer erklärt mit Recht dieß Gedicht für das gefühlvollste Baki's. In den andern Kassiden ist das Gefühl nicht eben vorherrschend. Kasside heißt nach einer Bemerkung des Uebers. (wo der Streit mit Kosegarten fortgesezt wird) der etymologischen Bedeutung nach: das Vorsatzgedicht, weil es mit großem Vorsatz gereimt wird (Vorrede S. XIV.). Vorsatzgedichte scheinen uns nun im Ganzen die Productionen Baki's recht eigentlich zu seyn, d. i. keine freyen Erzeugnisse schaffenden Geistes, keine Ausströmungen des Gemüths, selbst nicht einer freyen Phantasie: denn die orientalische Bilderpracht darin hat etwas allzu conventionelles, und ist zu häufig an die baarste Prosa verschwendet. Etwas ähnliches hat Ref. nur noch in dem syrischen Geschichtsstyl gefunden, der freylich noch viel Gemeineres mit hochtrabendem Wortbombast ausstaffiert. — So lesen wir denn in einem Frühlingsgedichte zum Lobe Alipascha's (Kasside 5. S. 15.):

Oft kam an mit reichen Güterballen,
Und er lud den Lenz ab zu Gefallen;
Aufgeschlagen ist der Bäume Lager,
Und die Pinien sind — Roßschweifträger;
Regen fällt aus dichten Wolkenschaaren
Reißend, raubend wie ein Strom Tataren;
Sanbal, mit dem Haupte goldumwunden,
Ist der General der Blumenstunden. —

Und so geht es fort. Doch fehlt es auch nicht an würdigeren Bildern und sinnvollen Gedanken. So heißt es z. B. zum Lob eines Mufti (S. 14), er sey

„So würdevoll, daß, wenn zu ihm die Größe käme,
Sie demuthsvoll bey ihm den lezten Platz einnähme.“

Mahnt dieß nicht, nach Gedanken und Ausdruck, an Shakspeare? Solche Goldkörner finden sich viele. Eine wirklich zauberische Phantasie herrscht in dem Nachtgedicht an Kasisade S. 23.

„Als der Abend niedersank auf Auen,
Dacht' ich an der Schönen Brauen,
Sieh! die Allmacht hat am Himmelsbogen
Einen tiefen Schattenstrich gezogen,
Und am Grund dem dunkelblauen,
Ist der Mond als Silber-C gezogen.

. . . .

Weil die heil'ge Nacht des Fest's gekommen,
Hat der Himmel die Schalmey genommen,
Und, sich zum Gebet zu schicken an,
Flocht er um das Haupt des Monds Turban.
Für die Schuld, in die er oft verfallen,
Rollt er ab agathene Korallen. (d. i. er betet den Rosenkranz der Sterne ab.)
In des Himmels Rauchfaß hebt sich Duft,
Weihrauch streut der Neumond in die Luft.
Um mit Silberangel Gold zu fischen,
Steht er an des Meeres Rand, dem frischen,
Schifft mit vollen Seegeln fort im Schiff,
Nicht zu stranden an dem finstern Riff. u. s. w.

Die Ghaselen sind meist tändelnder Natur: und auch in ihnen herrscht jene türkische Staatsphantasie, deren Ausdrücke zuweilen an Van der Velde's drollige Gesandtschaftsreise nach China erinnern. Der Dichter konnte in einer seiner Kassiden (S. 27.) die Sonne nicht besser loben, als wenn er ihr Licht für den Abglanz der Weisheit eines türkischen Schriftgelehrten (Ulema's) erklärt. In einer Ghasele (S. 53.) heißt es gar, der Himmel habe seinen goldnen Mond — von den Moscheen entlehnt. Doch enthält dieselbe Ghasele wieder einen ächt horazischen Gedanken:

„In der Schenke hat der Wein den Trunknen, Jedem,
Eine Krone eines Herrschers aufgesezt.“

Die zärtesten Bilder stehen neben den groteskesten. In einem und demselben Lied (S. 61.) zittert der Leib von den Seufzern, wie ein Blatt im Herbstwind, und schießt der Dichter „Kanonenseufzer, daß die Erd' erzittert.“

Doch genug der Citate. Wir schließen, versprochner Maßen, mit türkischen Recensionsproben über Baki. Ahdi in seinem Rosenbeet der Dichter sagt von ihm (S. XVII.): „So schlug er auf der Kugelbahn des Verdienstes gar bald mit dem Schlegel der Erkenntniß den Ballen allen anderen seines Gleichen bevor, und ward von dem Haupte der Gelehrten der Welt, von Sr. Höchstwürden dem Mufti zum Danischmend bestellt. Die brennenden Gedichte dieser Nachtigall in des Wortes Rosenlicht, und dieses Papagey's, welcher Zucker bricht, sind weit berühmt in der Welt.“

Ein anderer Biograph, Aaschik Hasan Tschelebi (S. XVIII.) charakterisirt ihn so: „Sein durchdringendes Talent bohrt als Juwelenbohrer das Ohrgehänge der Jungfrauen der Gedanken durch, und seine scharfsinnige Naturanlage prägt als Münzer das Gold und Silber des Marktes der Dichtkunst zu Münzen aus; der Spiegel seines Gemüthes zeigt des Wortes Eurythmie, und im Schlafgemache seines Herzens ruht die Braut der Phantasie.“

Nach diesen Lobsprüchen kann ein deutscher Recensent, und wenn er den Mund noch so voll nähme, nichts Erkleckliches mehr hinzufügen. Uebrigens beweisen jene Biographien, bey allem Bombaste, doch, wie hoch die allgemeine Meynung den Dichter bey den Türken stellte, und wie verdienstlich, schon in literarhistorischer Hinsicht, seine Einführung in die europäische Lesewelt durch diese Uebertragung ist.

Chants populaires de la Grèce moderne, recueillis et publiés avec une traduction française, des éclaircissemens et des notes par C. Fauriel. Tome I. Chants historiques. Paris, Firmin Didot, 1824. CXLIV. und 303 S. 8.

Veritable Griechenlieder, ächte neugriechische Volks-Poesie, von einem fleißigen und behutsamen gelehrten Forscher gesammelt, unter kritischer Vergleichung verschiedener Abschriften gesichtet, und größtentheils mit Benutzung mündlicher Quellen auf eine Art erläutert, welche dazu geeignet ist, den Lesern von den Sitten und von dem Charakter der sogenannten Klesten (Häuptlinge, wörtlich: Räuber) und ihrer Kriegsleute deutliche Vorstellungen beyzubringen. Goethe hat in Kunst und Alterthum das deutsche Publikum auf die Erscheinung einer Sammlung neugriechischer Volkslieder vorzubereiten gesucht durch Mittheilung einiger deutschen Uebersetzungen. Wilhelm Müller, der Verfasser der geschätzten erdichteten Griechenlieder, hat es bereits in der Literaturzeitung von Halle (1825, No. 7) gerügt, daß diese Uebersetzungen von den ärgsten Mißverständnissen der verständlichsten Stellen wimmeln, und von der ungeschmückten, kräftigen Einfalt der Originale so weit abweichen, daß z. B. unter andern aus dem Worte μαθαίνειν (melden) ein allerlieblichstes Berichten geworden ist. Es ist daher für einen glücklichen Zufall zu achten, daß Herr Fauriel dem ungenannten deutschen Uebersetzer mit dieser Sammlung zuvorgekommen ist, und ihn durch seine Erläuterungen in den Stand gesetzt hat, seine Irrthümer vor der Publikation seiner sämmtlichen Uebertragungen einzusehen. *)

Die Hellenophilie der Lesewelt erwarte sich übrigens hier keine Volkslieder aus dem jetzigen Freyheitskampfe, der so lebhaft die ganze civilisirte Welt interessirt. Die neuesten Lieder dieses ersten Theiles feyern die Thaten derjenigen Gebirgs-Klesten, welche Ali Pascha vergebens zu vernichten suchte. Man erwarte sich auch überhaupt keinen leichten und bequemen Genuß, selbst nicht von der französischen Uebersetzung, die blos den Zweck hat, das Studium des Textes zu erläutern. Wenn man, nach der bekannten Mahnung des Aristoteles, von jeder Gattung der Poesie nicht mehr Genuß fordern soll, als sie ihrer Natur und Tendenz nach gewähren mag; so wird man bey der Volkspoesie roher Stämme, die seit Jahrhunderten außerhalb alles eigentlichen Staatsverbandes lebten, diese Erwartung ziemlich tief herabstimmen müssen. Es sind nicht sowohl die Lieder, als die geschichtlichen Erläuterungen, welche anziehen, indem sie uns in eine fremde, dem freyen Naturstande ungleich näher als dem bürgerlichen liegende Welt versetzen. In dieser Hinsicht möchten wir das Studium der Fauriel'schen Schrift den dramatischen Dichtern besonders empfehlen. Das Räuberwesen hat nie aufgehört, bey dem Theaterpublikum beliebt zu seyn, und hier ist der Phantasie ein in aller Hinsicht poetischer Schauplatz dafür aufgethan.

*) W. Müller wird vielleicht auch dieser Publikation des Ungenannten zuvorkommen? denn er hat in der angezogenen Literaturzeitung bereits eine metrische Verdeutschung der ganzen Fauriel'schen Sammlung angekündiget.

Müllner.

Poetische Versuche. Von J. G. Rüttlinger, Lehrer an der Stadtschule zu Altstädten. St. Gallen b. Zollikofer u. Zublin. 1824. 181 S. 8.

Der Verf. bittet seine Beurtheiler in dem kurzen Vorworte, nicht zu vergessen, daß nur die Natur, nicht die Kunst ihn erzog. Wer könnte das vergessen? Es ist gerade das, was diese Versuche genießbar macht. Es wird den verfeinerten Geschmack selbst über die Anstöße hinweg heben, die er nehmen könnte an Natürlichkeiten, wie die S. 95. am Ende vorkommende. Sängertalent ist dem Verf. nicht abzusprechen; aber das eigentliche Dichtertalent? Non liquet. Die Saiten seiner Leyer tönen ansprechend die Empfindungen wieder, welche die Eindrücke der Außenwelt in ihm erweckten; aber der Erfindungsgeist, der Reichthum an Gedanken, die Stärke der allesgestaltenden Phantasie, welche den eigentlichen Dichter machen, haben wir vermißt. Ueber kleine Verstöße gegen die hochdeutsche Mundart, über Ausdrücke wie z. B. hübschlich u. dergl. dürfen wir mit dem Zöglinge der Natur nicht rechten.

Vindication literarischen Eigenthums.

In No. 144 der Frankfurter O. P. A. Zeitung Art. Berlin, wird der Fürstl. Schwarzburg. Sondershaus. Herr Legationsrath Panse, der einige Jahre in meinem Hause als Hauslehrer gelebt hat, als Verfasser der „berühmten Kotzebue'schen Briefe aus Tenare" angegeben. Diese Briefe aber, mit Ausschluß einer Nachahmung, die von 1823 an im Dresd'ner Merkur erschienen ist, sind von mir, und obwohl ich sie nicht für berühmte Produkte halte; so muß ich mir doch mein Eigenthum daran verwahren, da ich eben im Begriffe stehe, sie gesammelt herauszugeben.

Müllner.

Nr. 46.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 10. Juni 1825.

Religions-Philosophie.

Philosophie der religiösen Ideen, ein hinterlassenes Werk von G. Immanuel Lindner; nach dessen Tode herausgegeben von seinem Neffen Fr. Ludwig Lindner. Straßburg, im Verlage bey Treuttel und Würtz, Buchhändlern, in der Schlossergasse No. 30. 1825.

Der Verfasser des Werkes, das unter dem Titel: Philosophie der religiösen Ideen, hier zuerst dem größern Publikum mitgetheilt wird, hatte den leitenden Centralgedanken dieser Untersuchung in früher Jugend aufgefaßt, ihn in einem an Erfahrung und Schicksalen reichen Leben, auf seinen Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Italien, im Geiste vielseitig ausgebildet; doch erst in seinem achtzigsten Jahre die Feder ergriffen, der gereiften Frucht seines Denkens Ausdruck und Gestalt zu geben.

Das Werk wurde noch während seines Lebens gedruckt, sollte aber erst nach seinem Tode bekannt gemacht werden. Nur eine kleine Anzahl Exemplare wurde an Freunde vertheilt; und durch ein Versehen der Buchhandlung, welche den Druck zu besorgen hatte, sind einige wenige Exemplare in fremde Hände gekommen. Indessen blieb das Werk, nach dem Willen seines Verfassers, als Manuscript, der Sorge des Herausgebers anvertraut.

Nach dem im Jahr 1817 erfolgten Tode des Verfassers konnte die von politischen Stürmen aufgeregte Zeit der Aufnahme einer Schrift nicht günstig seyn, welche, in der tiefsten Ruhe des Denkens geboren, auch nur in der heitern Stille eines philosophischen Nachdenkens aufgefaßt und verstanden werden kann. Dieser Grund mag den Herausgeber bewogen haben, die Arbeit des Weisen, der ihm dieselbe anvertraut hatte, einige Jahre verschlossen ruhen zu lassen, bis er sie, unter Verhältnissen, die einer philosophischen Untersuchung günstiger wären, den Denkern seiner Nation zur Prüfung vorlegen könnte.

Eine solche günstigere Periode hat sich jezt durch mehrere Zeichen angekündigt. Die Gelehrten, welche noch vor Kurzem, von den Leidenschaften der Zeit ergriffen, sich in ein Feld wagten, wo sie ihrer Unabhängigkeit im Gebiete der Wissenschaften entsagten, und im Gewirre des politischen Treibens dienstbar wurden, sind wieder in den friedlichen Kreis selbstständiger Ausbildung des Geistes zurückgetreten, und weihen der Beschäftigung mit Geisteswerken ihre Kräfte, die sie in einem, fremdem Willen unterworfenen Gebiete zu verschwenden Gefahr liefen. Der heitere Horizont literärischer Thätigkeit hat sich wieder ausgeschieden von der dunkeln Atmosphäre auswärtiger Stürme. Die Denker, welche das ewig ruhige Fundament des menschlichen Geistes zum Gegenstande ihrer Betrachtungen machen, können wieder Gehör finden, nachdem die Publizisten, die nur die bewegliche Oberfläche des Lebens auffassen, schweigen müssen, oder sich zum Schweigen entschlossen haben.

Darum mochte der Herausgeber sich überzeugt halten, daß die Zeit gekommen sey, das ihm anvertraute Pfand der gelehrten Welt zu übergeben; ja, eine in diesen Tagen beherzigenswerthe Rücksicht fordert vielleicht, diese Schrift nicht länger unbekannt ruhen zu lassen. Eine Philosophie der religiösen Ideen scheint das Bedürfniß einer Zeit zu seyn, wo der Unglaube so unwissender, als unmoralischer Menschen zwar von der Weltbühne verjagt ist; wo aber einer Seits Aberglaube und Heucheley die Stelle der Religion, die nur im Geiste und in der Wahrheit wirken kann, einzunehmen suchen, und anderer Seits ein vielleicht ehrlich frömmelnder Mystizismus in einer Sphäre Wolken sammelt, wo nur das Licht glänzen soll. Dieser Mystizismus ist, in Deutschland wenigstens, eine Krankheit der Zeit, von welcher selbst berühmte Männer angesteckt sind; jener durch Betrug sich wiederherstellende Aberglaube ist ein Verbrechen, das dadurch nicht moralisch wird, wenn auch in einem Zeitalter, wo die ehedem lebendigen Wurzeln des Aberglaubens nun vertrocknet sind, das Verbrechen nicht vollständig vollbracht werden kann.

Der Krankheit, wie dem Verbrechen, entgegen zu

wirken, scheint das vorliegende Werk die wesentlichen Bedingungen in sich zu vereinen.

Doch wird die Ansicht des Verfassers mancherley Widerspruch von den Gelehrten erfahren. Denn die deutsche Philosophie vorzüglich, hat in unsern Tagen eine Richtung genommen, die durch Anspruch auf eine ausschließende Schule, jeder selbstständigen Ansicht das Bürgerrecht versagt. Die Beschäftigung des Geistes mit den religiösen Ideen ist ein Versuch das Unendliche zu erfassen; dieser Versuch selbst muß unendlich seyn und in jedem Zeitalter immer wieder erneuert werden, damit der ewig neue Geist nicht unter dem veralternden Buchstaben erliege. Die Harmonie, die von dem Gemüthe gesucht und vernommen wird, kann zuletzt nur aus mannigfaltigen, d. i. verschiedenen Tönen hervorgehen. Wie der Genius eines musikalischen Künstlers dieselben Töne in eine ihm eigenthümliche Verbindung bringt, aus welcher die Symphonie besteht: so ist es auch mit demjenigen Künstler, der die religiösen Töne in der Tiefe der Menschenbrust, nach Anleitung seines Genius, hervorruft, und ihre Verbindung und Folge ordnet. Wer nur Eine solche Symphonie als die allein schulgerechte geltend machen will, hat die Unendlichkeit jener Töne nie vernommen, und ist weit entfernt, ihre Natur zu ahnen... Jeder soll nach seinem eigenen Geiste das Unaussprechliche auszusprechen, das anerkannte Recht haben. So entsteht in conzertirenden Tönen der würdigste Hymnus, der das Lob des Höchsten singt.

Periodische Literatur.

Das Unterhaltungsblatt für Deutschlands Jugend,

bey Nestler in Hamburg vom Professor Schütz herausgegeben, hat mit dem Anfange dieses Jahres begonnen, und verdient Aufmerksamkeit wegen der Neuheit der Idee, die demselben zum Grunde gelegt worden ist. Der Hauptzweck ist, die Jugend, ungefähr vom 12ten Jahre an bis zur Reife für die Universität oder für den Eintritt in das bürgerliche Leben der nicht gelehrten Stände, mit den Weltbegebenheiten, die um sie her sich ereignen, auf eine ihrem Alter angemessene Weise bekannt zu machen. „Das gehört nicht für Kinder, nicht für die Zeit der Schulstudien," wird man vielleicht sagen. Aber ist es denn eine glänzende Seite unserer Schulen, daß darinnen griechische und lateinische Hexameter mit allem Fleiße zusammengeleimt, und die jungen Leute sorgfältig mit der alten Geschichte, Geographie und Statistik bekannt gemacht werden, während sie in ihrer Muttersprache Stümper, in der Geschichte ihres Vaterlands Fremdlinge bleiben, und von dem gegenwärtigen Zustande der bürgerlichen Gesellschaft, für welche sie gebildet werden sollen, nicht viel mehr erfahren, als was sie mit Augen sehen? Rec. selbst entsinnt sich noch recht gut, wie sehr er erstaunte, als er, schon Secundaner eines Gymnasiums, einmal reden hörte von einem König von Baiern: er wußte nur von einem Kurfürsten und von einem Kreisrichter von Baiern, denn man hatte ihm die 10 Kreise von Deutschland eingeprägt, während sie längst nicht mehr existirten, und er glaubte, in dem heiligen römischen Reiche zu leben, während der Rheinbund florirte. Warum soll die Jugend, wenn auch nicht gerade in der Schule, doch während der Zeit der Schulbildung, gar keine Kenntniß von den politischen Ereignissen erhalten, welche so eben eintreten oder vor Kurzem eingetreten sind? Die Unwissenheit in solchen Dingen, der Mangel aller Ansicht von der gegenwärtigen politischen Weltgestaltung, welche unter der halberwachsenen Schuljugend herrscht, trägt sicher einen großen Theil der Schuld davon, daß die jungen Leute, sobald sie aus dem Schulzwange in eine freyere Sphäre treten, von Gesetzen, von Regenten, von Staatsverfassungen, von Volksrechten, von politischer Freyheit u. s. w. ganz verkehrte Begriffe sich bilden; daß sie zur Ausführung unsinniger, chimärischer Pläne sich zu verbinden geneigt sind, und leicht zu Handlungen sich hinreißen lassen, welche den Ihrigen Kummer verursachen, und ihnen selbst Unglück bereiten müssen in einer Zeit, welche gerade gegen die Jugend strenger verfahren zu müssen glaubt, als je zuvor geschehen ist. Jene Unwissenheit, jene Unbekanntschaft mit dem gegenwärtigen Zustande aller politischen Dinge, zu vermindern auf dem Wege einer unterhaltenden Lectüre, ist der Hauptzweck der genannten periodischen Jugendschrift, und sie verfolgt ihn mittelst eines fortlaufenden Artikels, der die Ueberschrift: Neueste Weltkunde führt, und der uns (so weit er vorliegt) zweckmäßig, leicht faßlich, und ohne Vorherrschaft einer politischen Meynung verfaßt zu seyn scheint.

Eine zweyte Eigenheit dieser Zeitschrift sind Preisaufgaben für die jungen Leser (die erste s. Nr. 8), versteht sich, nicht von politischer, sondern von logischer und stylistischer Tendenz. Sie sollen im Denken und Schreiben (der Muttersprache) üben, und die Preise (Kupfer oder Bücher) sind geeignet, die freye Thätigkeit anzulocken, ohne daß sie die Gewinnsucht reizen, wie Geldpreise thun würden.

Nebenbey sucht der Herausgeber durch Anecdoten, Mährchen, Räthsel u. dergl. zu unterhalten, durch Merkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Wissenschaften, der

Künste und des gemeinen Lebens den Geist der Jugend zu beschäftigen und den Verstand zu üben, durch religiöse und moralische Aufsätze aber auf das Gemüth zu wirken. Ein pädagogischer Anzeiger für Eltern und Erzieher ist damit verbunden. Wöchentlich erscheinen 2 Bogen in 8., und der Preis ist 3 Thlr. 12 gr. — für den ganzen Jahrgang. In Hinsicht des Styles empfehlen wir dem Verfasser Aufmerksamkeit auf die Verminderung der Zwischensätze, die er bisweilen zu häufen scheint, weil er die zuströmenden Gedanken oder Erinnerungen nicht ungenuzt entlaufen lassen will.

Eine Zeitung für die Mittagszeit ist, zwar noch nicht erschienen, aber angekündiget worden in einem Programm, welches von dem Comptoir für Literatur in Leipzig ausgegangen ist. Es scheint blos auf die Ankündigung abgesehen zu seyn: denn sie proclamirt ausdrücklich das Princip, daß die Begründer und förmlich aufgenommenen Mitarbeiter ihre Beyträge und sonstigen literarischen Productionen wechselseitig loben sollen, sowohl in der Mittagszeitung selbst, als auch in andern Blättern. Da es inzwischen wirklich belletristische Zeitschriften gibt, in welchen dieses Princip sichtbar genug herrscht, ohne förmlich proclamirt zu seyn; so wär' es eben nicht undenkbar, daß der ungenannte Ankündiger mit seiner Mittagszeitung Ernst machte, oder vielmehr den Spaß der Ankündigung fortsezte, indem er eine solche Zeitung parodistischen Inhalts wirklich eine Zeitlang erscheinen ließe. Dazu gehört aber ein eigenthümliches Talent, viel Geist, ein schlagender Witz, eine vielseitige Bekanntschaft mit den inneren Verhältnissen der Journalbelletristik, und vor allen der Muth, in ein Nest von Insekten zu stören, gegen deren Stiche und Bisse selbst die Bienenkappe der Anonymität kaum 8 Tage lang würde schützen können. Diesen Muth nun wollen wir zwar dem Ankündiger nicht bezweifeln; aber von den übrigen, eben erwähnten Eigenschaften zeigt die Ankündigung keine deutlichen Spuren. Daher wagen wir nicht, zu hoffen, daß er das große Lügenreich der conventionellen Wechsel- und Bücklings-Kritik, welches besonders über die belletristischen Flächen der literarischen Welt sich ausgebreitet hat, mit Erfolg bekämpfen werde.

Orpheus.

Das erste Heft dieser zwanglosen Zeitschrift vom Herrn Dr. E. Weichselbaumer (Nürnberg b. Riegel und Wießner 1824) ist im vor. Jahrgange Nr. 5. angezeigt worden. Jezt liegen auch das zweyte und dritte Heft vor uns. Jener Recensent hat sich im Allgemeinen für die Vermehrung der deutschen Zeitschriften ausgesprochen, und zwar hauptsächlich darum, weil ihre Versendung dem Postregale nützlich ist, während bey der Versendung der eigentlich sogenannten Bücher nur die Kärrner gewinnen. Es gibt aber noch einen anderen, weit wichtigeren Grund, welcher die Vermehrung, wenn nicht der Zeitschriften überhaupt, doch der belletristischen, wünschenswerth macht: sie sind die Beschützerinnen, Gönnerinnen, Ernährerinnen der goldenen Mittelmäßigkeit, und diese ist es eben, durch welche der Literatur-Staat (wie der bürgerliche) stark werden muß. Also nur immer mehr solche Zeitschriften *); aber bey Leibe nicht etwa einen ausgezeichneten Schöngeist, ein eminentes Kunsttalent, an die Spitze der Redaction! Das kann nicht leicht Bestand haben, und wenn es ihn hätte; so würd' es den ebengedachten Hauptnutzen aufheben.

Von dieser Seite hat, wie es scheint, der Orpheus nichts zu besorgen. Der Herr Herausgeber hat zum ersten Hefte eine Erzählung beygetragen, welche der vorige Rec. a. a. O. des Lit. Bl. sehr treffend mit einer Landschaft verglich, in welcher die Bäume roth, der Himmel gelb und die Gewässer violett gemalt sind. Im zweyten Hefte finden wir von ihm eine philosophische Skizze: Wissenschaft und Leben, und im dritten ein Sängers Schwanenlied von mehr als 100 achtzeiligen Stanzen. Beyde Arbeiten zusammen geben die Ueberzeugung, daß seine didaktische Poesie sowohl als seine philosophische Prosa Wortmacherinnen sind und weiter nichts. Was bis jezt sonst noch von Philosophen, Erzählern und Poeten sich um ihn versammelt hat, erregt gleichfalls wenig Befürchtung, daß diese Zeitschrift aus der Art schlagen werde: inzwischen gibt doch Einer derselben einiger Bedenklichkeit Raum, und zwar ein Poetiker, Namens Ludwig Auerbacher. Unter dem Titel: Der Dichter und der Tonkünstler, hat er angefangen „eine Reihe von Studien über Opern-Poesie" mitzutheilen, worinnen man, was in Schriften über diesen Gegenstand so selten ist, auf Gedanken stößt, die eine ganz plausible Gesammt-Ansicht bilden. Auch ist die Form der Darstellung anziehend. Ein Dilettant hat einen Operntext geschrieben. Er legt ihn einem Poetiker vor, der auf diese Veranlassung eine Abhandlung über die Opern-Poesie schreibt. Diese steht im zweyten Heft. Nach den darin ausgesprochenen Grundsätzen arbeitet der Dilettant seine Oper um, und in dieser Gestalt wird sie im dritten Hefte vollständig mitgetheilt, unter dem Ti-

*) Nun meinetwegen. Nur mögen sich wenigstens die Redactionen nicht anführen lassen mit gedruckten Manuscripten. Im Orpheusheft 2. steht eine Abhandlung von Dr. Braun über den König Oedip des Sophokles, die schon als Anhang des Braun'schen Drama Laocoon (Mainz 1824) gedruckt war, als dieses Orpheusheft erschien. Vergl. Dresdner Merkur Nr. 151. 1824. S. 604.

Müllner.

tel: Die Fürstenweihe. Es ist eine romantische Opera seria. Hierauf holt er (so sagt das *Vorwort* der Studien) die Beurtheilung eines Musikers ein, geräth mit ihm in ein lebhaftes polemisches Gespräch, und um sich aus der Klemme zu ziehen, in welche Poetiker und Musiker ihn gebracht haben, schreibt er ein Seitenstück zu seiner Fürstenweihe, eine komische Operette: die Studentenprobe. Nach dem leidigen *Zerstückelungssystem*, welches u. a. L. Tieck sehr treffend verspottet hat; welches bey den Tageblättern, wenn sie es nicht übertreiben ohne Noth, sich allenfalls durch die *Noth* entschuldigen läßt, die ihnen die unzweckmäßige Länge der Aufsätze zu machen pflegt: und welches die heftweis erscheinenden Zeitschriften ohne Noth *nachahmen* — nach diesem leidigen Zerstückelungssysteme wird das Gespräch mit dem Musiker erst im vierten und die Studentenprobe im fünften Orpheus-Hefte zu erwarten seyn. Diese müssen wir denn abwarten, um über das Resultat der *ganzen* Studienreihe zu urtheilen, welches interessant zu werden verspricht. Vorläufig bemerken wir blos, daß die Ansicht des Poetikers von der *dramatischen* Wirkung eines singenden Cäsar, Alexander u. s. f. ziemlich nahe mit Müllner's Theaterlexikon, Artikel Oper, Vermischte Schriften Bd. 1. S. 184 ff. zusammentrifft. Aber der Consequenz daraus sucht Herrn Auerbachers Kritiker dadurch zu entgehen, daß er die Oper nicht nur auf ein romantisches, sondern auf ein rein phantastisches Gebiet (wo sich allenfalls *singende* Helden und Feldherren denken lassen), die dramatische Exposition aber in einen *Prolog* verweist, ungefähr wie in einigen Tragödien des Euripides. In thesi läßt sich das hören, aber die Praxis antwortet ganz anders. Die ganze Kugelscene im Freyschützen ist von der Beschaffenheit, daß der Gesang dabey in dramatischem Betracht als Unsinn erscheint; und gleichwohl, was wäre der ganze Freyschütz für das Volk, wenn diese Scene nicht gesungen würde? Mit Wahrheit gedichtet, gespielt und gesprochen, würde sie die Abergläubigen in Furcht setzen bis zum Davonlaufen, und die Starrgläubigen würden darüber lachen.

Erörterungen für meine Zeit.

Der Form nach *auch* eine Zeitschrift (von F. A. *Rüder*, Schmalkalden b. Varnhagen, 1sten Bandes 1stes, 2tes und 3tes Heft, 1824); aber dem Inhalte nach eine Schrift zur *Unzeit*. Herr R. ist ein Poetiker, und zwar ein tüchtiger, in der Geschichte und in den Staatswissenschaften wohlbewanderter, dabey auch ein menschenliebender, geradsinniger und freymüthiger Mann. Seine Erörterungen staatswissenschaftlicher Gegenstände, wie umsichtlich und gemäßigt sie auch immer abgefaßt seyn mögen, taugen daher gänzlich nicht *für seine Zeit*, von welcher er recht wohl weiß, und Heft 1. S. 107 selbst sagt, daß sie eine des *Verdachtes verdächtige Zeit* sey: ein Ausdruck, welcher seinerseits ebenfalls des Verdachtes verdächtig ist, weil er an die bekannte Denunciationsformel der französischen Schreckenszeit erinnert: suspecté d'être suspect. Daß diese Zeit dergleichen Erörterungen gern *liest*, ist freylich nicht zu läugnen; aber eben darum ist sie der geheimen Tendenz verdächtig, eine *Zukunft* werden zu wollen, während ihre Pfleger sich alle Mühe geben, eine neue Auflage der *Vergangenheit* mit möglichster Wiederherstellung der alten Lesarten daraus zu machen. Da die Zukunft ein *unbekanntes* und unergründliches Ding ist, die Vergangenheit aber ein bekanntes, wovon jedermann so ziemlich wissen kann, was er daran hat; so ist jene Tendenz höchst bedenklich, und wir tragen ein so starkes Bedenken, sie auf irgend eine Weise zu unterstützen, daß wir von dem ganzen Inhalte der Zeitschrift hier nichts weiter verrathen wollen, als daß das erste Heft u. a. eine Abhandlung über den erhöheten nordamerikanischen Zolltarif, das zweyte eine Darstellung der Gotha-Altenburgischen Erbfolge, und das dritte eine Beleuchtung der Leipziger Jubilatemesse von 1824 enthält. In der letzteren sind wir indessen auf eine Behauptung gestoßen, die wir uns nicht recht zu erklären wußten: das preußische Courant soll nach S. 307 an Silbergehalt 5 p. C. schlechter als die Conventionsmünze seyn, und doch im Course immer *weit* höher stehen. So oft wir aber unser Bogenhonorar, welches wir in *Conventions*thalern erhalten, gegen preuß. Courant verwechselten, bekamen wir immer für 100 Conv. Thaler *mehr* als 100 preußische. *)

*) Herr Rüder wird wohl meinen, nach dem Silbergehalt sollte der Cours seyn: 100 Thlr. Courant = 95 Thlr. Conv. M. Er ist aber immer höher, bisweilen z. B. 100 = 98. I. e. man sollte 100 Thlr. Cour. immer für 95 Thlr. Conv. M. bekommen, muß aber bisweilen 98 dafür geben.

Müllner.

Neuentdeckter Hamlet.

Die Abendzeitung (No. 39) gibt „nach englischen Blättern," die sie leider nicht nennt, Nachricht von einer neuentdeckten, ältesten Ausgabe des Hamlet von 1603, die im Besitze der Herren Payne und Foß seyn soll. In dieser Ausgabe soll das ganze Stück nur 62 S. schmal Quart, jede Seite ungefähr zu 35 Zeilen enthalten, folglich wenig über die Hälfte des uns bekannten Hamlet betragen, auch Laertes überall Leartes, Polonius Corambis, und Gildenstern Gilderstone heißen. Wird unser *Ueberblicker* der englischen Literatur von dieser wichtigen Entdeckung uns nicht nähere Nachricht geben? Versteht sich, in diesem besonderen Falle, mit *Nennung* der englischen Journale, aus welchen er schöpft!

Müllner.

Nr. 47.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 14. Juni 1825.

Naturkunde.

Histoire naturelle des Mammiféres, avec des figures originales, coloriées, dessinées d'après des animaux vivans; publiée sous l'autorité de l'Administration du Muséum d'histoire naturelle, par M. Geoffroy-Saint-Hilaire, membre de l'académie des sciences, professeur de Zoologie au Museum, et par M. Frédéric Cuvier, chargé en chef de la ménagerie royale. Tome I. et II. Paris chez Belin. 1824. gr. in folio.

Die vierzig Lieferungen dieses zierlichen Werkes, eines der wichtigsten, das für die Thierkunde seit geraumer Zeit erschienen ist, wurden seit 1820 in der Steindrukkerey des Grafen von Lasteyrie ausgegeben, und jüngsthin erst mit den Titelblättern und systematischen Registern der zwey ersten Bände versehen, von denen jeder einhundert und zwanzig der sauber colorirten Steindrücke enthält. Das Werk kann als eine Fortsetzung der rühmlich bekannten, aber im Jahr 1803 und mit einem einzigen Foliobband allzufrüh geschlossenen ménagerie du muséum national (mit den trefflichen Abbildungen von Marechal) angesehen werden, und wird ununterbrochen fortgesezt.

Statt einer Aufzählung der in dem schönen und kostbaren Buche (die zwey Bände kosten 600 Franken im Subscriptionspreise) bisher beschriebenen und in Original-Figuren abgebildeten Arten aus allen Familien der Säugethiere (die hier am unrechten Ort stehen würde), wollen wir vielmehr eine abgekürzte Uebersetzung der von Hrn. Friedrich Cuvier, nach Vollendung des zweyten Bandes dem Buche vorgesezten Einleitung, in der Ueberzeugung mittheilen, daß weit die meisten Leser unserer Blätter, die das Werk nicht zu Gesicht bekommen, diesen allgemeinen naturwissenschaftlichen Betrachtungen gerne einige Aufmerksamkeit schenken mögen.

Die Gegenstände der Naturgeschichte sind theils unorganische Substanzen, aus denen unser Erdball besteht, theils lebendige Geschöpfe, die auf seiner Oberfläche leben. Keiner dieser Körper stellt sich uns in einem Zustande vollkommener Einfachheit dar; alle sind aus Theilen gebildet, die durch ihre Vereinbarung in verschiedenen Verhältnissen jene zahllose Mannigfaltigkeit der Gestaltungen, Eigenschaften und Bewegungen hervorbringen, die des Naturforschers Bewunderung in Anspruch nehmen.

In den zwischen diesen Wesen bestehenden Verhältnissen und in den Erscheinungen derselben stellen sich uns die Bedingungen des Daseyns der Erde dar; und in den Verhältnissen, welche ihre Theile vereinbaren, so wie in den Erscheinungen, die aus der Wirksamkeit dieser Theile hervorgehen, erkennen wir die Bedingungen des Daseyns der einzelnen Geschöpfe.

Diese zwiefache Ansicht der Geschöpfe, entweder nach ihrer allgemeinen Vereinbarung, oder nach der Vereinbarung ihrer Theile, bildet die beyden Hauptzweige, in welche unsere Naturkunde zerfällt, und der ersteren insonderheit gebührt der Name der Naturgeschichte, die sich in Zoologie, Botanik und Mineralogie abtheilt.

Alle mit Leben begabten Geschöpfe gehören dem Gebiete der Zoologie an; nach ihrer verschiedenen Organisation theilen sie sich in mehrere Fächer, und an der Spitze derselben stehen die Säugethiere: die Kenntniß der Arten dieser ersten Abtheilung, ihrer Vollständigkeit nach, bildet demnach ihre Naturgeschichte; mit der Kenntniß ihrer Theile beschäftigen sich die Zergliederung oder Physiologie, je nachdem auf ihre Struktur, ihre Verhältnisse oder ihre materiellen Verrichtungen Bezug genommen wird, und hinwieder die Psychologie, wenn ihre intellectuellen Verrichtungen erforscht werden. Die Naturgeschichte der Säugethiere hat demnach eine doppelte Aufgabe: zuerst die Verhältnisse, welche zwischen diesen Thieren bestehen, und zweytens ihre Bestimmung im allgemeinen Haushalt der Natur, das will sagen, ihre Verhältnisse zu andern Geschöpfen.

Beyde Aufgaben heischen eine Zusammenstellung derjenigen Geschöpfe, welche die Lösung derselben darbieten

sollen, und die Methode oder systematische Ordnung ist der erste Bedarf eines Studiums, worin so zahlreiche Gegenstände sich unsern Sinnen und unserm Nachdenken darstellen. Wie wäre es möglich, ohne eine geregelte Ordnung, im Studium der Säugethiere Verwirrung zu meiden, wenn erforderlich ist, ibre eintausend bis zwölfhundert bekannten Arten sich gegenwärtig zu machen, um allgemeine und besondere Folgerungen, die daraus hervorgehen, mit umfassender Kenntniß ziehen zu können? Bald würde die Wissenschaft wieder in den Zustand von Willkür und Verwirrung zurücksinken, worin wir sie in den Zeiten der Geßner und der Aldrovande erblicken. Die Methode ist erstes Erforderniß aller Fortschritte einer Wissenschaft, so wie alles Erfolges für die, welche sich damit beschäftigen. Ihr erstes Ergebniß ist die Zusammenstellung der Geschöpfe nach dem Grad ihrer Aehnlichkeit, aus dem Gesichtspunkte, von dem man sie betrachtet; und vom Standpunkte der Naturgeschichte ausgehend, muß die Aehnlichkeit der Säugethiere ihren Organen und äußeren Verrichtungen, so wie ihren Handlungen oder den Bedürfnissen, welche diese Handlungen andeuten, entnommen werden: denn durch diese Organe und Verrichtungen, oder, so zu sagen, durch die Außentheile ihrer Organisation, stehen sie in unmittelbarem Zusammenhang mit der Außenwelt, wird ihr Einfluß geltend, entwickelt, und erhält sich die Harmonie, an welcher sie Theil nehmen. Unstreitig muß jede, aus der Natur der Dinge unmittelbar hervorgehende und nicht blos künstliche Wissenschaft die Mittel für ihre Fortschritte und Vervollkommnung in sich selbst finden; damit soll jedoch keineswegs gesagt seyn, daß sie keiner Mithülfe anderer Wissenschaften bedürfe; sondern einzig nur, daß die übrigen Wissenschaften keinen wesentlichen Einfluß auf ihre Arbeiten ausüben, sondern derselben nur als Gehülfen zur Seite stehen sollen, weil, wo es anders wäre, sie leicht ihre Bestimmung verfehlen und irre gehen möchte.

Dieß ist dann auch in der Thierkunde wirklich geschehen; es war das Bedürfniß der Methode in dieser Wissenschaft fühlbar geworden, bevor noch die ihr eigenthümlichen Beobachtungen zahlreich und bedeutsam genug vorlagen, um die Mittel darzureichen, jene auf festen Grundlagen aufzuführen. Es mußte also bey anderen Wissenschaften Hülfe gesucht werden, und da fand sich die Zergliederungskunst allein im Stand, das Mangelnde zu ersetzen. Alles, was zwischen den Thieren Vergleichungen begründen kann, hängt allerdings von den organischen Theilen derselben ab, oder stellt sich durch solche dar; und hinwieder stehen alle diese Theile gegenseitig in einer größeren oder kleineren Abhängigkeit zu einander, welche nothwendige und solche Verhältnisse zwischen ihnen begründen muß, daß aus der Kenntniß der einen die der andern mit einer gewissen Sicherheit hervorgeht. Man konnte also mittelst der innern oder anatomischen Organisation die Aehnlichkeiten der äußern oder zoologischen Organisation darstellen, wie man umgekehrt durch die Aehnlichkeit der äußern die der innern nachweisen könnte, wofern jene gleich diesen der Vorwurf eines eigenthümlichen Studiums waren. Demnach wurden die innern Organe zur Gründung der Methode den übrigen anfänglich vorgezogen, als die besser erforschten und bekannteren, die auch leichter unterschieden werden mögen, als die äußern und dabey annoch in verschiedener Hinsicht wichtiger und für die Aufstellung natürlicher Verhältnisse der Thiere zuverlässiger sind.

Wie wesentlich nun aber auch dieser zufällige Einfluß der Anatomie auf die Vervollkommnung des zoologischen Systemes gewesen ist, so mußte derselbe hinwieder, und eben deßhalb auch, die Fortschritte dieser Wissenschaft hemmen: die Beobachtungen und Untersuchungen erhielten dadurch eine ihr fremde Richtung; was sie bedurfte, wirkte nicht auf sie selbst zurück, um ihre Thätigkeit anzuregen; eine andere Wissenschaft machte sich dieselben zu Nutze, und auch gegenwärtig noch ist die dadurch gegebene Richtung vorherrschend; die anatomischen Forschungen stehen, möchte man sagen, durch einen neuen Antrieb im Begriff, sich in physiologische Forschungen zu verwandeln. Unstreitig würde, ohne die kräftige Beyhülfe der Zergliederung, ein höchst wichtiger Theil der Naturgeschichte der Säugthiere, und der auch wohl vorzugsweise bearbeitet zu werden verdient, noch heut zu Tage viel mangelhafter erscheinen, als wirklich der Fall ist. Was jedoch diese Wissenschaft auf einer Seite durch größere Absonderung verloren hätte, das würde sie auf der anderen wieder gewonnen haben, wäre sie sich selbst und ihren eignen Hülfsmitteln mehr überlassen geblieben. Die Beobachtungen sind es, welche den Reichthum einer Wissenschaft bilden und ihre Fortschritte gewährleisten: was immer jene beeinträchtigt und beschränkt, das muß dieser verderblich werden, und Erörterungen sogar auch, wofern dieselben kein neues Licht auf die Thatsache werfen, würden wenigstens unnütz seyn: was aber der Naturgeschichte der Säugethiere gemangelt hat und zum Theil jezt noch mangelt, sind die Beobachtungen. Hätte der Forschungsgeist dahin seine Richtung ausschließlich genommen, so liegt außer Zweifel, daß die Säugethiere in dieser Hinsicht viel besser gekannt wären. Alle Verschiedenheiten ihrer Gestaltung, so wie die Verhältnisse ihrer Thätigkeiten, würden genauer bestimmt und richtiger ausgemittelt seyn; jede derselben würde ihren bezeichnenden Charakter und eigenthümlichen Namen, gleich den innern Theilen, erhalten haben, und wenige Worte würden alsdann vielleicht hinreichen, um alsogleich klare Vorstellungen über alle Bildungs- und Gestaltungs-Ver-

hältnisse zu geben, unter denen die Thiere sich darstellen; ein Vortheil, welcher uns jezt noch lange nicht zu gut kömmt.

Mittelst der vervielfachten Beobachtungen und ihrer gehäuften Angaben mochte ein zoologisches System auf eigenem Grunde und aus eigenen Mitteln errichtet werden; denn wenn auch die Zergliederung die naturgeschichtlichen Verhältnisse bestätigen sollte, so war sie doch für deren Ausmittlung keineswegs unentbehrlich, und jeder geübte Naturkundiger mag auf den ersten Blick die natürlichen Verhältnisse eines Thieres erkennen. In den frühesten Zeiten der Wissenschaft wurden die Wirbelthiere zum Beyspiel, mittelst der bloßen Ansicht ihrer Außentheile, in vier Klassen getheilt, wie sie es gegenwärtig sind; und wenn durch Hülfe der Zergliederung einige anfänglich begangene Irrthümer berichtigt wurden, so hätten unstreitig die einfachen zoologischen Beobachtungen in Kurzem das Gleiche geleistet; auch diese hätten uns bald gezeigt, daß die Fledermäuse keine Vögel sind, die Pangoline keine Reptilien und die Cetaceen keine Fische; daß vielmehr alle drey den Säugethieren angehören, deren gemeinsamer, eigenthümlicher Charakter, das Säugen, wäre erkannt worden, sobald die allgemeinen Vorstellungen der Wissenschaft durch eine größere Zahl einzelner Vorstellungen bereichert und berichtigt wurden. Völlig eben so verhält sich's auch mit allen übrigen Abtheilungen der Thiere. Der erfahrne Naturkundiger darf nicht erst zur innern Organisation seine Zuflucht nehmen, um die Gattung, welcher ein Thier angehört, auszumitteln. Diese Verhältnisse werden mit Sicherheit erkannt aus der Gesammtheit der Gestaltung und Bildung der Organe, die man gleichsam unwillkürlich zu beobachten veranlaßt wird, die Organe der Bewegung nämlich und einige Sinnorgane. Die Physiognomie der Hunde, der Katzen, der Marder, der Bären ist dermaßen charakteristisch, daß dieselbe alsbald erkannt, und die Thiere, welche sie darbieten, ohne Anstand auch geordnet werden. Das Nämliche würde zuverlässig bey allen andern Säugethieren der Fall seyn, wenn man sich davon gleich umfassende allgemeine Begriffe, wie von den vorgedachten, verschaffen könnte. Freylich lassen diese Physiognomie und diese allgemeinen Züge sich nicht durch die Sprache ausdrücken, sie mögen nur durch Abbildungen dargestellt werden; jedoch sind sie aus einzelnen Zügen zusammengesezt, welche absonderlich angegeben werden, und demnach gleich den inneren Organen selbst als unterscheidende Charaktere dienen könnten.

(Der Beschluß folgt.)

Chrestomathie.

Goethe's Philosophie. Eine vollständige systematisch geordnete Zusammenstellung seiner Ideen über Leben, Liebe, Ehe ꝛc. ꝛc. aus seinen sämmtlichen poetischen und wissenschaftlichen Werken. Herausgegeben und mit einer Charakteristik seines philosophischen Geistes begleitet von F. K. J. Schütz, Dr. und Prof. der Philosophie. Erster Band. Hamburg b. Nestler. 1825. XXXII u. 238 S. Taschenformat.

Unter der Philosophie eines Schriftstellers, der fast in allen schönwissenschaftlichen und in einigen ernstwissenschaftlichen Fächern sich versucht, aber kein System der Philosophie geschrieben hat, kann nicht füglich etwas anderes verstanden werden, als seine Weltansicht. Die Weltansicht eines Menschen aber ist ihrer Natur nach veränderlich, wie die Gesichtspunkte, auf welche ihn nach und nach die Stufen seines Alters und die Begebenheiten seines Lebens stellen. Insofern er nun diese verschiedenen, ungleichzeitigen Weltansichten in seinem Gedächtnisse aufbewahrt hat, und die vergangenen mit den gegenwärtigen im Bewußtseyn vereiniget; könnte man ihr Aggregat allenfalls wohl die Philosophie des Mannes nennen; aber streng genommen machen sie doch nur, in ihrer Zeitfolge betrachtet, die Geschichte seiner Philosophie aus, und das wird immer eine Geschichte seyn, die niemand glaubwürdig und befriedigend erzählen kann, als derjenige, welchem sie selbst passirt ist.

Eine solche Geschichte erwarteten sich Viele in Goethe's vielgelesener Schrift: Aus meinem Leben, die der gefeyerte Verfasser selbst mit dem Namen einer „großen Confession" bezeichnete. Ist diese Erwartung nicht ganz, wenigstens nicht direct befriediget worden; so ist doch dieses Buch immer die authentische Quelle, aus welcher ein Geschichtschreiber der goethe'schen Weltansicht nothwendig schöpfen muß, wenn er ein Publikum befriedigen will, welches mit jenem originellen Werke bekannt ist. Aus Goethe's sämmtlichen, poetischen und wissenschaftlichen Werken dessen Ideen über diejenigen Gegenstände zusammenstellen, auf welche denkende Köpfe die philosophische Betrachtung zu richten pflegen: das heißt zusammenstellen im Raume, was getrennt ist in der Zeit; und wie nützlich das auch seyn kann zu mancherley Zwecken, so sehen wir doch nicht, wie man das Aggregat solcher Auszüge aus Werken, die nach und nach in dem Zeitraume eines halben Jahrhunderts entstanden und erschienen sind, als des Autors Philosophie betrachten könne.

Daß sich darauf „eine Charakteristik seines philo-

sophischen Geistes" bauen lasse, welche unser Verf. für die Folge, namentlich für den Schluß seines Buches verspricht (s. d. Titel und das Vorwort), das begreifen wir leicht, und gestehen dem Verf. gern Beruf zu diesem Unternehmen zu, da er schon bey mehr als einer Gelegenheit eine außerordentliche Belesenheit in Goethe's Werken, ein ungewöhnliches Vertrautseyn damit, gezeigt hat, und da er trotz seines bisweiligen Einstimmens in den Ton der aberwitzigen Goethocorare (s. u. a. das Vorwort) offenbar nicht unter die blinden Anbeter des großen Dichters gehört. Aber warum sendet er dieser Charakteristik, auf die es doch hauptsächlich ankommt, ihre Belege in Masse voran, anstatt sie, wie es die historische Methode erfordert, der Charakteristik einzuflechten, jeden Beleg an seinem gehörigen Orte? Zwar gibt er sie „systematisch geordnet," nämlich nach Ordnung der auf dem Titel genannten Gegenstände. Aber in dieser Ordnung, bey welcher auf die Zeitfolge keine Rücksicht genommen ist, haben sie ein Ansehen von Gleichzeitigkeit und von Widerstreit, der Goethe'n, als Denker, in ein falsches Licht stellt, welches die endliche Charakteristik erst wieder berichtigen mußte.

So z. B. finden wir hier unter den „Ideen Goethe's über das menschliche Leben und die Menschen im Allgemeinen," S. 60. Nr. 165. den Ausspruch:

Alles, was entsteht,
Ist werth, daß es zu Grunde geht;
Drum besser wär's, daß nichts entstände.

Das ist nicht Goethe's Philosophie, sondern diejenige, welche Goethe seinem Mephistopheles in den Mund gelegt hat. Zwar sagt der, dem Buche vorangesetzte Inder, daß die sämmtlichen Sprüche von Nr. 150 — 166 aus dem Faust genommen sind; aber sollen die Leser erst dieses Drama zur Hand nehmen und durchlesen, um zu erfahren, wer dort diese weltvernichtende Weltansicht ausspricht, um zu beurtheilen, ob sie für eine Weltansicht des Dichters gelten könne?

Dieses einzige Beyspiel wird hinreichen, um unsere Meynung zu rechtfertigen: daß das Buch, so weit es vorliegt, seinem Titel nicht entspricht, und wenn wir dazu nehmen, daß Sprüche, denen nur die Stelle, wo Goethe sie hingestellt haben mag, einige Bedeutung geben kann, z. B. S. 13:

Die Zeit, sie mäht so Rosen als Dornen,
Aber das treibt immer wieder von vornen —
Niederträchtigeres wird nichts erreicht,
Als wenn der Tag den Tag erzeugt —
Gesotten oder gebraten,
Er ist an's Feuer gerathen —

wenn wir dazu nehmen, daß solche Sprüche, die an und für sich entweder nichts oder etwas ganz Gewöhnliches sagen, in großer Anzahl aufgenommen worden sind: so können wir vor der Hand das Buch nur denen empfehlen, die auf eine bequeme Weise Motto's, oder Stoffe zu sogenannten poetischen Glossen aus Goethe's Werken finden wollen.

Inzwischen geben wir dieses Urtheil nur für provisorisch. Das Unternehmen ist auf mehrere Bände angelegt (auf ein halbes Dutzend), und diese können höheren Zwecken entsprechen, als dem eben bezeichneten.

Geschichte.

Anekdoten zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Revolution vom Grafen Pecchio nach der englischen Ausgabe übersetzt. Dresden bey Hilscher 1824. 220 S. 8.

Da die jüngste Revolution der pyrenäischen Halbinsel selbst zu einer bloßen Anecdote geworden ist; so könnte man fragen: Wozu jetzt noch eine Uebersetzung dieses Buches? Der Uebersetzer gibt darauf die Antwort: „Es ist eben so anziehend, des Verfassers Vermuthungen und Aussichten mit den späteren Erfolgen zu vergleichen, als mehrere der neuesten Ereignisse aus den von ihm mitgetheilten Beobachtungen zu erklären." Darin hat er Recht. Der Graf P. ist ein wahrscheinlich noch junger Piemonteser, der, nachdem die Revolution seines Vaterlandes zur Anecdote geworden war, nach der Halbinsel floh, und dort in dem Paradiese zu seyn wähnte, wo die Freyheit gedeihen würde. Die Ansichten eines solchen politischen Schwärmers, mit den Erfahrungen verglichen, die jüngst in Spanien gemacht worden, sind immer interessant, und die Vergleichung kann zugleich großen Nutzen stiften: sie ist ein Recept gegen den politischen Irrsinn, welcher glaubt, die Aloe der Freyheit lasse sich nach Gärtnerwillkür zur Blüthe treiben in einem Treibhause, wo man mit Papierspähnen einheizt, und das Feuer mit dem Blasebalge der Tribunen-Eloquenz anbläst. Von solchem Feuer springen die Fenster und die Pflanze verdorrt. Ueberdieß ist die Aloe ein Gewächs von bitterem Saft, der (nach der Ersch-Gruberschen Encyclopädie) Leibschneiden, Gedärm-Ausleerung und Blutabgang verursacht; und es ist ein zufälliger Witz der Naturgeschichte, daß die meisten und besten Arten derselben auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung wachsen, während in Europa nur die Aloe vulgaris fortkommt. (S. die angez. Encyclop.) Das ist aber keine andere, als die sogenannte natürliche Freyheit, welche jedermann gestattet, zu thun was nicht verboten ist; und daran fehlt es ja fast nirgends.

Müllner.

Nr. 48.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 17. Juni 1825.

Naturkunde.

Histoire naturelle des Mammifères, avec des figures originales, coloriées, dessinées d'après des animaux vivans; publiée sous l'autorité de l'Administration du Muséum d'histoire naturelle, par M. Geoffroy-Saint-Hilaire, membre de l'académie des sciences, professeur de Zoologie au Museum, et par M. Frédéric Cuvier, chargé en chef de la ménagerie royale. Tome I. et II. Paris chez *Belin*. 1824. gr. in folio.

(Beschluß.)

Die gegenwärtig ziemlich allgemein stattfindende Verbindung der Naturgeschichte mit der Zergliederung möchte glauben machen, daß die Trennung dieser Wissenschaften, oder des gedoppelten Standpunktes, aus welchem wir die Natur betrachten, durchaus willkürlich sey, und daß das Studium der Außentheile von denjenigen der inneren Organe ungetrennt bleiben müsse, zumal beyde in gleichem Verhältniß zu dem übereinstimmenden Resultate des zusammengesetzten Ganzen beytragen. Bey etwas näherer Ueberlegung wird man inzwischen bald überzeugt werden, daß sich dieß anders verhält, und daß alles, was zur äußeren Bekleidung der Thiere gehört, vom Mechanismus seiner Organe keineswegs völlig verschieden ist; als Beweis dafür diente, daß das Fell eines Thieres abgezogen werden kann, ohne Beschädigung der für die Verrichtungen seiner Glieder erforderlichen Theile; der Zergliederer fängt sogar auch zum Behuf seiner Untersuchungen damit an, den Thieren, welche er dem anatomischen Messer unterwerfen will, die Haut abzuziehen. Mit den Bewegungen verhält es sich gleichmäßig; es sind dieselben von ihrem Mechanismus insofern trennbar, als sie beobachtet und ihre Erscheinungen beschrieben werden können, ohne daß nothwendiger Weise die Mittel, durch welche sie zu Stande kommen, erkannt seyn müssen. Vollends noch ist es, zum Theil wenigstens, umgekehrt der Fall, daß jene Bewegungen gekannt seyn müssen, um die Thätigkeit der Muskeln zu würdigen; denn der Antheil, welchen diese an den Verrichtungen der Organe nehmen, würde meist eine dem Zergliederer unlösbare Aufgabe seyn, wofern er nicht aus Beobachtung jener Verrichtungen sich Licht schöpfen könnte.

Das Studium der zoologischen Kennzeichen könnte demnach, wie dasjenige der anatomischen Charaktere, die Grundlage liefern zu einer Klassifikation der Säugethiere, oder mit andern Worten, zur *Kenntniß der zwischen den Thieren bestehenden physischen Verhältnisse*, welche, wie oben gezeigt ward, einen wesentlichen Theil des in der Naturgeschichte dieser Geschöpfe aufzulösenden ersten Problems ausmacht. Hinwieder würde dasselbe auch die ersten Elemente ihrer *Verhältnisse zu der übrigen Natur* darbieten; welche nicht unmittelbar durch die Organe oder inneren Verrichtungen ausgemittelt werden mögen; so daß demnach mit der Lösung unsers ersten Problems bereits auch einige Angaben für die Lösung der zahlreichen Schwierigkeiten des zweyten dargeboten wären.

Was übrigens zur Lösung dieser zweyten Aufgabe erforderlich ist, findet sich im Lebenslaufe jeder Thierart begriffen, und besteht in den mannigfachen Erscheinungen, die sich in jedem Zeitpunkte der Entwicklung darstellen, von der Geburt an bis zum Tode, nach welchem sich neue Erscheinungen zeigen und wo alsdann zwischen dem leblosen Körper und dem Kreise der ihn umgebenden Kräfte neue Verbindungen eingegangen werden.

Noch befindet sich dieser Zweig der Wissenschaft leider in einem Zustande der Kindheit. Bey den Hausthieren einzig nur möchten wir die Verhältnisse ihrer Fortpflanzung zum Theil beobachten. Von den uns bekannten wilden oder in Freyheit lebenden Thieren, wissen wir, woraus ihre Nahrung besteht und was ihr klimatisches Verhältniß ist; die Feinde, welche ihnen Gefahr bringen, und einige der Mittel, die sie gebrauchen, um diese Gefahren abzuwenden und ihre Bedürfnisse zu

befriedigen; welchen Einfluß Temperatur und Nahrungs-Verhältnisse auf einzelne ihrer Theile ausüben: allein von den meisten dieser Umstände haben wir doch nur allgemeine, auf eine kleine Zahl von noch mangelhaft gekannten Thatsachen sich gründende Kenntniß, die mit dem verglichen, was wir durch fortgesetztes Studium inne werden mögen, geringfügig heißen müssen. Wie zahllose Fragen bieten sich dar, die wir zu lösen völlig außer Stande sind! Wie kömmt es, daß Hase und Kaninchen, daß Maus und Meerschweinchen neben einander nicht leben können? Warum stößt der Schakal seine lauten Klagetöne zur Nachtzeit aus, wo sein Geschrey die Beute, auf die er ausgeht, schrecken und entfernen zu müssen scheint? Warum brüllt der Löwe allezeit, nachdem er Nahrung zu sich genommen hat? Wie kömmt es, daß, wenn die weitschallende Stimme dieser furchtbaren Thiere ertönt, alle andern fleischfressenden Thiere, anstatt dadurch geschreckt zu verstummen, vielmehr im Einklange heulen? Warum sind der Igel und das Stachelschwein mit Stacheln bedeckt, der Pangolin und das Gürtelthier mit Schuppen bepanzert, vorzugsweise gegen so viel andere Thiere, die sonst in der Natur auf gleicher Reihe mit ihnen zu stehen scheinen? Warum werden die Wiederkauer in völlig ausgebildetem Zustand geboren, die Beutelthiere als unvollkommne Leiterfrüchte (Foetus), und verschiedene Nager in einem ähnlichen Zustand? Warum stellt die Brunstzeit sich bey den einen Thieren im Winter, bey andern im Frühling oder im Herbst ein? Woher rührt das ungleiche Verhältniß der Fruchtbarkeit? Wie verursacht die Kälte den lethargischen Schlaf des Murmelthiers und des Siebenschläfers? Welches sind, mit einem Worte, die Verhältnisse und Wirkungen dieser verschiedenen Umstände im Lebenslauf der Thiere, an denen wir sie beobachten? Dieß alles ist noch völlig unbekannt und dürfte uns hingegen durch die Naturgeschichte kund werden, wenn dieselbe zweckmäßig bearbeitet würde.

Das gründlichere Studium dieser Wissenschaft würde einerseits unsere Vorstellungen von den Absichten der Vorsehung erweitern und anderseits die Mittel unsers Wohlseyns vermehren, durch Anwendung der vollständiger erkannten Erscheinungen auf die Befriedigung unserer Bedürfnisse. Aller Nutzen, den wir von den Säugethieren, im wilden oder zahmen Zustande ziehen, die Nahrung allenfalls ausgenommen, beruht auf Umständen und Verhältnissen, womit sich die Naturgeschichte beschäftigt. Die Pelze, die uns gegen Frost schützen, die so vielfach benutzten Haare aller Art, die uns zur Kleidung dienende Wolle, die Milch und alle Aussonderungen, welche als Speise oder Arzneymittel benuzt werden; Horn und Elfenbein, die so vielem Kunstfleiße zum Arbeitsstoffe dienen, besonders dann aber auch das Verhältniß der Domesticität, beruhen auf äußeren Organen und ihren Eigenschaften, oder sie sind das Ergebniß von Einflüssen, welchen diese Thiere ausgesezt wurden. Bevor es sein Wollkleid erhielt, besaß das Schaf nur einen kurzen unter groben Haaren verborgnen Flaum, und warum sollten manche andere Thiere, die viel größer sind als das Schaf, deren Flaum feiner und dichter als der seine ist, nicht gleichfalls zu ächtem Wollhaar gelangen können, wofern sie gleichen Ursachen, wie beym Schafe zusammentrafen, ausgesezt würden? Das Nämliche läßt sich von allen andern aus äußeren Entwicklungen hervorgegangnen nutzbaren Ergebnissen sagen. Die Anwendung neuer Ursachen würde neue Wirkungen zur Folge haben, und wer weiß, wie weit in dieser Art menschliches Vermögen reichen könnte? Dergleichen etwas ist inzwischen noch gar nicht versucht worden; es findet sich nicht einmal eine Anstalt, worin diesen Ansichten gemäß verfahren werden könnte. Alles, was wir besitzen, sind Früchte des Zufalls, und es ließen sich von diesem Zufall auch wohl weitere nutzbare Dienste erwarten, wenn nicht alles unsern Verhältnissen gemäß so geregelt sich fände, daß jener dadurch gleichsam gelähmt wird, indem der Kreis, worin wir uns bewegen, durch unsere Gewöhnungen unveränderlich festgesezt ist.

Die Betrachtungen, bey denen wir bisher verweilt haben, umfassen indeß noch lange nicht das ganze Feld der Naturgeschichte der Säugethiere. Ich habe die angeführten Thatsachen gleichsam nur in ihrem materiellen Bestande betrachtet, ohne mich über dieselben hinaus zu erheben. Unstreitig aber mag man zur Erkenntniß der Naturzwecke in der Bildung lebender Geschöpfe vornehmlich durch das Studium der Principien der Handlungen der Thiere gelangen. Abweichende und entgegengesezte Meynungen über die Kräfte, welche diesen Erscheinungen zum Grunde liegen, haben die Beobachter lange Zeit getheilt. Ich glaube dargethan zu haben, daß diese Kräfte gedoppelt sind: die einen von den Organen völlig unabhängig, die andern unbedingt organisch. Die ersten setzen unstreitig Freyheit voraus, so nämlich, daß dieselben durch das, was in den äußern Umständen zufällig und vorübergehend ist, in ihrer Wirkungsart bestimmt werden, während hingegen die zweyten unveränderlich durch ihre Umgebungen festgesezt sind. Die Intelligenz leitet die einen, der Instinkt stellt sich in den andern dar. Der Antheil des einen und andern Princips an den Verrichtungen der Thiere muß demnach unterschieden werden, denn ihr Einfluß ist sehr ungleich. Weit die meisten Thiere werden ausschließlich durch den Instinkt geleitet; nur sehr wenige unter ihnen sind mit einiger Intelligenz begabt, und diese finden sich hauptsächlich unter den Säugethieren.

Die Intelligenz, die nach den wechselnden Außendingen mannigfaltig sich darstellt, scheint die Existenz der mit ihr begabten Geschöpfe zu umfassen und ihr Verhältniß zu der übrigen Schöpfung zu begründen. Durch sie wird, so zu sagen, alles möglich: sie weiß sich der Nothwendigkeit zu biegen oder zu entziehen, und den äußeren Einflüssen unterzieht sie sich entweder, oder sie vermeidet dieselben: so geschieht es, daß der Mensch, dem sie in ausgezeichnet hohem Grade zu Theil ward, sein Daseyn über alle Länder der Erde ausdehnt, unter allen klimatischen Verhältnissen, in den Regionen des ewigen Polareises wie unter der sengenden Aequatorial-Sonne lebt, die Extreme von Mangel und Ueberfluß gleichmäßig erträgt, und, mit einem Wort, überall herrschend, allenthalben sich selbst nur unterthan erscheint. Der Instinkt hingegen findet sich, seiner Unwandelbarkeit zu Folge, gewissermaßen an die Erde gebannt. An diese hat ihn ein festes Band geknüpft, und er ist für seine Umgebungen, so wie diese für ihn geschaffen. Jede andere Einrichtung und jedes andere Verhältniß sind mit seinem Daseyn unvereinbar, denn die Bedingungen einer nothwendigen Thätigkeit sind hinwieder selbst auch nothwendig; und wenn des Bibers Bestimmung ist, aus Holz und Erde Bauten aufzuführen, wenn der Hamster Kornmagazine anlegen, wenn das Kaninchen seine Hölen graben sollte, so mußte Erde, die geknetet, und Holz, das gefällt werden konnte, es mußten Getreidepflanzen in Menge, und zum Graben taugliches Erdreich vorhanden seyn. Das nämliche läßt sich von allem übrigen, was den Thieren Bedürfniß ist, und diesen nothwendig zur Seite gehen mußte, gleichfalls sagen. Es ist hierbey nicht von Endursachen (causes finales) die Rede: ich sage keineswegs, die Cerealien seyen für die Hamster geschaffen, wohl aber, daß, wenn das eine gegeben war, das andere alsdann gleichfalls vorhanden seyn mußte: wie ließe sich der Bestand des Universums auf andere Weise denken?

Blicke in (nicht auf oder über) die deutschen Journale.

Die Tageblätter rücken einander gern die Sünden vor, welche einzelne Mitarbeiter darin begehen. Auch das Literaturblatt wird von Zeit zu Zeit mit kleinen Lesefrüchten beworfen und mit Gedankenspähnen gestochen. Die Sache hat ihre gute Seite. In Goethe's Faust sagt der Herr:

Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß, als Teufel schaffen.

Aber in der heil. Schrift spricht der Herr: Thuet wohl denen, die euch beleidigen! Und der Redacteur des Lit. Bl. hat jenen Werfern und Stechern bereits wohlgethan mit seinen zwey Fibelversen:

Der Aff' mit Nüssen wirft vom Baum,
Im Ofen ist für Spähne Raum.

Wir wollen daher jene Sache mit der guten Seite doch einmal umkehren, um zu sehen, ob sie nicht etwa auf dem Revers eine noch bessere Seite hat. Wir wollen von Zeit zu Zeit unsere Leser nicht sowohl auf die Sünden, als vielmehr auf die guten Werke anderer Journale aufmerksam machen.

Der Dresdener Merkur hat zu Ende des Jahres 1824, in den Nummern 153 — 157, ein Gespräch über die constitutionelle Freyheit der Theaterkritik zwischen einem Ich und einem Er geliefert. Obwohl dasselbe zunächst auf die theaterkritischen Skizzen dieser Zeitschrift (über die Ortsbühne) Bezug hat; so ist es doch von allgemeinem Interesse für die Freunde der sinkenden Bühnenkunst. Jene Skizzen werden ungefähr im Geiste des jetzt verstummten Berliner Kurzen, wenn auch nicht ganz mit dessen militärischem Lakonismus geschrieben. Gegen diesen undoctrinären, oder wenn man lieber will adidaktischen Ton macht der „Anwald der mimischen Innung" dem Redakteur Einwendungen. Daraus entsteht ein Gespräch, voll von treffenden, schlagenden Bemerkungen, von witzigen Vergleichungen, von spaßhaften Metaphern, und von humoristischen Samm-Wörtern, deren Reichthum fast an Jean-Paul's schen Ueberfluß gränzt. Der Theaterkritikus Ich stützt S. 622. Sp. 2. seine Maxime auf das jus talionis: „Schauspieler hören, sehen, fühlen nichts, als sich selbst; so will ich auch nichts hören, sehen, fühlen, als mich selbst." Wem fällt dabey nicht der Schauspieler in Müllner's Journalistikum ein:

Alles Plunder, nichts zu lesen,
Außer den Beurtheilungen:
Wie ich göttlich bin gewesen,
Und die Andern dumme Jungen.

Die Dresdener Abendzeitung hat in No. 308 ff. Nachricht über einen Menschenraub mitgetheilt, den i. J. 1814 ein englischer-Schiffscapitän Windham an einigen Böhmischen Musikanten im Seebade Norderney verübt haben soll. Die Erzählung trägt den vollen Charakter der Wahrheit, erregt Interesse und befriediget es; was sonst die wahre Geschichte der menschlichen Gewaltthätigkeit selten thut. Die Musikanten entgehen zufällig der Gefahr, in weit entfernte Gegenden geschleppt zu werden; finden mit Hülfe des österreichischen Gesandten und eines deutschen Handelshauses in England, Mittel, den allzuenthusiastischen Liebhaber ihrer

Kunstfertigkeit (denn er hatte sie nur geraubt, um gute Schiffs-Hautboisten zu haben) vor Gericht zu stellen; und entlassen ihn der Klage gegen eine Entschädigung, die ihnen der Oheim des Beklagten zahlt, um denselben von der Strafe zu befreyen. Die in zwey Nummern einfach erzählte Anecdote wiegt ein Dutzend zerstückelter Novellen auf. *)

Die Neujahr-Gedichte der belletristischen Journale sind gewöhnlich das Schlechteste, was sich von Poesie darin findet. Aber in einem Provinzial-Wochenblatte, welches schwerlich außerhalb seiner Provinz Abonnenten haben dürfte, im Querfurter Kreisblatte, dessen erste Nummer v. J. 1825. uns zufällig, als Emballage, in die Hände fiel, sind wir auf eines gestoßen, das wir, mit Weglassung der sogenannten Personalien, hier mittheilen, weil wir es für wirklich poetisch halten.

Rastlos enteilet die Zeit; es treibt ein unendlicher Kreislauf
Unaufhaltsam und schnell wechselnd die Räder des All's.
Selber die Königin dort an dem hohen Himmelsgewölbe
Zeigt durch das Wolkengewand nimmer dasselbe Gesicht.
Heute begrüßt sie uns freundlich, und morgen in düstrer Umhüllung
Ruft sie den wilden Orkan, welcher die Fluren durchstürmt.
Dort entlockt sie der Erde die schlummernden Keime des Frühlings.
Alles grünet und blüht, wo sich die himmlische naht.
Doch sie schwindet hinweg, und schnell erstirbt auch das Leben,
Und auf die Fluren herab senkt sich der starrende Frost.
Wende den forschenden Blick auf der Nacht uralte Behausung,
Ueber das schlummernde Land wölbt sie ein schimmerndes Dach.
Sterne beginnen den Tanz, und hier auch wechseln Gestalten,
Jeder flücht'ge Moment gibt ein verändertes Bild.
Bald erscheinet der Mond zur krummen Sichel gebogen,
Bald ein schwankender Kahn schifft er im Abendgewölk; **)
Und bald füllt er sich wieder zur prachtvoll rollenden Scheibe,
Welche mit silbernem Strahl freundlich die Nacht uns erhellt.
Und so reiht sich Gestalt an Gestalt, und wechseln sie zwölf Mahl,
Dann ist vollendet das Jahr. Jahre, sie rollen dahin

*) Und die Geschichte von Pougen's Affen Jocko, womit diese Zeitschrift den neuen Jahrgang begonnen hat, zwey Dutzend. Sie ist freylich nur Uebersetzung; aber die Wahl macht Herrn Th. Hell Ehre, und auch die Uebersetzung liest sich angenehm troz der Anstöße, welche die anti-essistische Schreibung gibt.

Müllner.

**) Bravo!

Unaufhaltsam wie Monden, wie Tage, wie flücht'ge Stunden,
Ein unermeßliches Grab nimmt die geschiedenen auf.
So der Wechsel der Zeit! Wo find' ich, was nimmer dahinsinkt,
Was unwandelbar bleibt, wenn auch die Erde vergeht?
Du, Allmächtiger, bist es; denn deine unendliche Größe
Fasset kein endlicher Raum, hemmt nicht der Wechsel der Zeit.
Ewig bist du derselbe, du, den die Zeit nicht geboren,
Deine Güte, sie bleibt, wie sie gewesen zuvor!
Jeden Tag ist sie neu; sie zählte die schwindenden Jahre,
Und das beginnende ist wieder von ihr ein Geschenk.
O laß freundlich es nahen, es wandle segnend vorüber;
Dem, der des Trostes bedarf, sey es ein tröstender Freund.
Mög' es beschwören die Stürme, die Unheil bringend heranziehn,
Und der empörten Fluth sey es ein linderndes Oel. *)
Denn es scheint die Natur aus ihrem Gleise gerissen,
Jegliche Fessel zersprengt feindlich die rohe Gewalt!
Trauernd wend' ich den Blick nach dem fernen Gestade der Newa,
Dort wo die Kaiserstadt ihre Paläste gebaut,
Nichts als Trümmern und Schutt erblick' ich; Leichen der Männer
Reißet der wüthende Strom fluthend hinab in das Meer.
Auch das Ufer des Rheins, das gesegnete, deckt die Verwüstung,
Ueber des Landmanns Fleiß rauschet die Woge dahin.
Hier wo die Saaten gesproßt, da zieht jezt der wandernde Rheinsalm,
Und die Forelle, sie schlüpft scherzend durch's Rebengeflecht. **)
Elemente verwüsten, was Menschen mühsam geschaffen:
Denn die rohe Natur haßt das Gebilde der Kunst.
Führe sie, Höchster, zurück, zurück in die ordnenden Schranken,
Daß wir vom Schrecken befreyt dein Gerichte verstehn!
Gieb in dem kommenden Jahre, Beruhigung, Frieden und Eintracht,
Wie der großen Natur, so auch dem Menschengeschlecht.

Der Verf. hat sich Alcuin unterzeichnet. In den Taschenbüchern haben wir den Namen noch nicht gefunden. Bekanntlich war Alcuin ein Gelehrter von der Akademie Karls des Großen, deren Mitglieder sich literarische Falschnamen gaben. „Karl selbst hieß David, Alcuin Flaccus Albinus.“ (S. Pierers Encyclopäd. Wörterbuch s. v. Alcuin.) Die Literaturpolizey mag ausmitteln, was für ein Flaccus hinter diesem Alcuinus steckt.

*) Dito!

**) Angenehmes Bild.

M.

Nr. 49.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 21. Juni 1825.

Bibelerklärende Literatur.

Das Buch Hiob. Uebersetzung und Auslegung von Dr. Friedrich Wilhelm Carl Umbreit, Professor an der Universität zu Heidelberg. Heidelberg bey J. C. B. Mohr 1824.

„Den hochwichtigen Inhalt des Buches Hiob in sei„ner vollen Tiefe und klaren Bestimmtheit zu ergründen, „und so viel möglich deutscher Auffassung nahe zu brin„gen,“ ist der vom Verfasser in der Vorrede ausgesprochene und nach dem Urtheile des Rec. auch vollständig erreichte Zweck dieser Uebersetzung und Auslegung. Mit einsichtvoller Kenntniß aller seiner Vorgänger, und mit steter Benutzung von 39 in der Einleitung aufgeführten Hülfsmittel hat Hr. Professor Umbreit in diesem Werke die vierzigste Säule der Exegese Hiobs aufgerichtet, die, wenn auch die meisten andern dieses Tschehilsuten zusammengestürzt seyn werden, aufrechtstehen, und durch Kopf und Fuß und Schaft den eigenthümlichen Geist altmorgenländischer Baukunst aussprechen wird. „Zwey Cedern der Weisheit,“ sind des Verfassers Worte, „sproß„ten auf dem Libanon des hebräischen Alterthums aus „Einer Wurzel hervor, Kohelet und Hiob, wovon „jenes die dem Menschen so wichtige Frage: welches „denn auf diesem Schauplatze des Wechsels „das bleibende und höchste Ziel sey, und das „andere mit gleicher, ja wohl noch erhöhter Stärke die „auch noch wichtigere Frage durchführt: warum denn, „wie die Erfahrung zeige, gerade der Frömm„ste oft von Gott mit den härtesten Leiden „geplagt werde, während anerkannt Ruch„lose in der Fülle des Glücks schwelgten.“ Wahrlich zwey Cedern morgenländischer Philosophie und Poesie, durch deren sorgfältige Verpflanzung in westliches Klima auf deutschen Grund und Boden der Verfasser sich die Verehrer der Schrift und des Morgenlandes zu hohem Dank verpflichtet hat.

Die Einleitung stellt den wahren ästhetisch-philosophischen Gesichtspunkt auf, aus welchem Hiob's furchtbare Kraft der Wahrheit betrachtet werden muß, „mit „welcher der menschliche Geist im stärkenden Gefühle sei„ner freyen Hoheit die kühnsten Anklagen gegen die „Gottheit emporschleudert,“ und wodurch im Gegensatze „des Rückblicks auf die genossenen Freuden der von der „Sonne erleuchteten Oberfläche der Erde und des Hin„starrens in die finsteren Oeden des unterirdischen Tod„tenreichs bey dem verzehrenden Gefühle der qualvollsten „Körper- und Seelenleiden der entsetzliche Schmerz „Hiob's so anziehend wirkt.

Den poetischen Werth Hiob's beweisen zu wollen, wäre wohl sehr überflüssig, sowohl für jene, die davon hingerissen sind, als für jene, welche denselben etwa bezweifeln, wie neuerdings die Poesie des Korans bezweifelt worden ist, welcher selbst Lebid gehuldigt. Solchen sonneanbetenden Sandsöhnen, (so nennt der Araber und Perser die Eidechse,) die sich auch wie die Eidechse aus mehreren Ursachen viel beschäftigen mit der Sonne, das Licht der Poesie einleuchtend machen, hieße Blindschleichen Adleraugen geben wollen. Nicht so überflüssig ist die von Hrn. Prof. Umbreit in der Einleitung gepflogene kritische Untersuchung über die Form der Poesie des Buches Hiob, und über die von einigen Kritikern bezweifelte Aechtheit des Endes, nämlich der Rede Elihu's. Hr. Prof. U. erkennt nach der unbefangenen Ansicht mehrerer seiner Vorgänger in den Reden Hiob's mit seinen Freunden die Form der arabischen Makamat, nur erklärte er sich mit Recht wider die beschränkte Ansicht, welche das Buch Hiob als rein didactisch, oder rein lyrisch, oder rein dramatisch aufstellt. Hiob vereinigt wirklich die beyden Hauptformen arabischer Rhetorik und Poesie, nämlich die der Makamat und der Kasside, durch welche eine dramatische Idee durchzieht. Bekanntermaßen ist die einfachste dramatische Form vorderasiatischer Poesie die des dialogischen Wettstreits oder der Kampfreden Munaseret, in welcher leblose Gegenstände sich gegenseitig den Vorrang streitig machen *). Das philosophische Gespräch mit

*) In der Geschichte der persischen Dichtkunst S. 49 die Gegenrede des Tags und der Nacht von Esedi.

allem Schmuck der Rhetorik ausgestattet, bildet das Makamat, und in so weit bleibt diese Benennung gewiß immer die passendste; aber einzelne Theile sind rein lyrisch, beschreibend oder elegisch, wie das arabische Zweckgedicht die Kasside *). Eine förmliche Kasside ist die Rede Elihu's, deren erster Zweck freylich nicht die Beschreibung der folgenden Wunder der Schöpfung, sondern der Preis Gottes, so wie den Päanen Pindars nicht der Preis des Siegers, sondern eine höhere philosophische Idee zum Grunde liegt. So faßt auch der Verfasser Hiob's in der Rede Elihu's alle Kraft der Gründe für die Gerechtigkeit und Weisheit Gottes im höchsten Schmuck der Kasside zusammen:

1) Denn noch sind Worte da für Gott!
2) Hohlen will ich meine Einsicht aus der Ferne
3) Und meinem Schöpfer Recht verschaffen;

Von dem Preise der Gerechtigkeit, Allmacht und Weisheit Gottes geht der Dichter dann zur Beschreibung der Hirschkuh, des Waldesels, der Gaselle, **) des Straußes, des Rosses, des Nilpferdes und des Crocodils über, wie die arabische Kasside von der Beschreibung des Mädchens zu der des Kameels, Pferdes, Schwertes u. s. w.

Die Aechtheit der Rede Elihu's ist so minder zu bezweifeln, weil ohne diesen Diamant, durch dessen Ausstrahlungen die Gegenwart und das Wort Gottes vorbereitet wird, im funkelnden Geschmeide der Poesie Hiob's der schönste Stein, und das erhabenste Lob Gottes im ganzen Hiob mangeln würde. Die Uebersetzung und die dieselbe durchaus in Noten begleitende Erläuterung sind sprechende Beweise von des Verfassers gründlicher Kenntniß nicht nur des Hebräischen, sondern auch des wahren Geistes des ganzen Morgenlandes, von welchem Text und Commentar eingehaucht und angehaucht sind. Das größte Lob, welches die Arbeit des gelehrten orientalischen Schriftauslegers verdient, und welches Rec. derselben zu ertheilen vermag, ist seine hiemit ausgesprochene Meynung, daß Umbreit's (des würdigen Schülers Eichhorn's) Hiob dem Isaias Gesenius' *) sich würdig an die Seite stellt.

Da Rec. nichts weniger als ein Hebräer von Profession, so könnte er sich Hrn. U. über Etwas, das er besser versteht, unmöglich zu belehren anmaßen wollen, und würde sich also hier nicht kritische Erörterung der Erläuterung erlauben, wenn dieselbe auch durch den Raum dieser Anzeige gestattet wäre. Nur hie und da könnte er ein Paar Bemerkungen oder Zweifel vortragen, und zu den so reich angeführten Beziehungen auf anderwärtige asiatische Lehre oder Mythe noch ein Paar andere hinzufügen. So z. B. zu den folgenden fünf Versen des XXVIII. Capitels von der Weisheit:

16) Nicht kann sie aufgewogen werden mit Ophirgold a), mit kostbarem Onyx b) und mit Sapphir.
17) Nicht kann man gleich ihr schätzen Gold und Glas c) und ihr Eintauschpreis ist nicht Gefäß von feinem Golde.
18) Korallen d) und Krystall e) darf man nicht erwähnen f) und der Besitz der Weisheit geht über Perlen g).

---

*) Kaßd heißt der Zweck, Kassid der Bezweckende, d. i. der Sänger, Maksud der Bezweckte, d. i. der Besungene; weder in Kassid noch in Maksud ist die geringste Spur von einer der Wurzelbedeutungen medio modo se habuit. Kassid ist auch das gewöhnliche arabische Wort für Eilbote, wobey eben so, wie beym Sänger der Wurzelbegriff der Erreichung des Zweckes (beym Kourier des Orts, beym Poeten des Worts) sich klar ausspricht.

**) In dem bisherigen Streite, ob רים einen Büffel oder eine Gaselle bedeute, hat Hr. Prof. Umb. die Bedeutung des Büffel vorgezogen, weil vom Anspannen an den Pflug die Rede ist; diese Meynung kann Rec. nicht theilen, denn erstens paßt das Anspannen eben so wenig auf den wilden Büffel als auf die Gaselle, weil jener eben so wenig pflügt als diese, und der poetische Gegensatz ist bey der zweyten um Vieles stärker; zweytens heißt (–) im Arabischen eine Gaselle oder wie der türkische Uebersetzer des Kamus sagt, einen ganz weißen Hirschen. III. S. 471. Z. 20. Chaliss ak olan ahuje denür. Endlich darf die Gaselle, welche in so vielen arabischen Kassides vorkommt, bey der folgenden Beschreibung der anderen Thiere um so minder mit Stillschweigen übergangen werden. Siehe auch Bochart XXVII. p. 961.

*) Kleinmeisternde Pedanterey wird vermuthlich wider diese den Engländern nachgeahmte Art, den Genitiv der Wörter in s durch einen Apostroph zu bezeichnen, Einwendungen zu machen haben, und lieber wollen, daß man Gesenii schreibe, wie Hr. Kosegarten in der Anzeige Motenebbi's im Hermes die Schreibart Beni Israel, Beni Haschem statt Benu tadelt. Welche Beachtung verdient ein solcher Kritiker (der nicht einmal die rechte Aussprache des Namens Motenebbi's befolgt, und nabbi statt nebbi schreibt!?) Hierauf der Sache willen im Vorbeygehen nur so viel. Perser und Türken, selbst Morgenländer, deren Sprache mit der arabischen so innig vermischt ist, schreiben durchaus ganz gleichgültig Ebu, Ebi, Eba, und in allen Endungen Beni und niemals Benu. Beyspiele davon finden sich auf jeder Seite persischer und türkischer Werke, so (um aus einem gedruckten Werke eines anzuführen) in den zu Constantinopel gedruckten chronologischen Tafeln Hadschi Chalfas S. 60 i. J. 437. Wefati Bekr Ibn Ebi Talib, und i. J. 440 Wefati Ebu Said. Die Franzosen schrieben ehe auch gar Montenabbi; seitdem ist sich belehrt und die richtigere Aussprache angenommen (S. Bulletin encyclopaedique sect. VII p. 224. l. u.), ist zu hoffen, daß auch ihre sclavischen Nachbeter in der falschen Aussprache doch endlich die rechte annehmen werden.

19) Nicht darf man gleich ihr schätzen Topas von Euschaah). Mit reinem Gold' wird sie nicht aufgewogen.

20) Doch die Weisheit: woher kömmt sie denn? i) und wo ist doch der Ort der tiefen Einsicht?

a) סלה scheint mit dem arabischen صلح recte se habuit res verwandt zu seyn.

b) Der Verfasser konnte nicht die gleichzeitig mit seinem Werke erschienene vortreffliche Abhandlung des würdigen Gelehrten, Hrn. Direktors Bellermann, Urim und Tumim benützt haben. Dort ist S. 64 שהם als Beryll erklärt. Dem Rec. scheint das Lezte vorzuziehen, in so weit Bellor, womit es im Arabischen übersezt wird, wirklich Beryll wäre; als solcher steht Bellor zwar im Golius, aber im ganzen Orient ist Bellor das gewöhnliche Wort für Krystall. So heißt es in der Constantinopolitaner Ausgabe des Kamus I. S. 774. Z. 39. Billewr nach der Form Sibetr der bekannte Edelstein, der in unserer Sprache Bellor heißt. — Was Hr. D. Bellermann zu Gunsten des Berylls von den langen sechsseitigen Säulen seiner Krystallisation sagt, wodurch dasselbe Raum genug hergab, zur Eingrabung der sechs Namen neben einander, paßt auch auf den Krystall, und Beryll ist auch eigentlich nur in Brasilien und Sibirien zu Hause, ich glaube daher, daß שהם mit Krystall zu übersetzen sey, und c) זבובית mit Glas.

d) in ראמות scheint der verwandte Begriff des Blutenden (دامية unstreitig) Korallen zu bezeichnen und e) גביש andere Halskorallen aus Glas oder Alabaster. جبس heißt auf Arabisch der Gypsstatt. جص (Gesso) Kamus I. S. 321.

f) Durch diese Zusammenstellung der Korallen und Alabaster: oder Glasperlen als der gemeinsten Art von Schmuck wird die Vermuthung Hrn. Prof. Umbreit's, daß auf einen geringeren Werth der in diesem Verse erwähnten Kostbarkeiten in Vergleich mit den früher erwähnten hingedeutet sey, vollkommen bestätigt.

g) Das etymologische Dunkel, das über das Wort פנינים schwebt, welches unstreitig Perlen heißt, kann aus dem Arabischen ein wenig aufgehellt werden. فن ist bekanntlich die Wissenschaft und daher die beständige Vergleichung derselben mit Perlen. فنن (Kamus III. S. 681) heißt auch dem Herz wohlgefällige Dinge, welche dasselbe mit Liebe an sich ziehen, (daher die talismanische Bedeutung der Muscheln).

h) daß פטדה Topas sey, wie bisher allgemein dieses Wort übersezt ward, kann Rec. durchaus nicht glauben, und zwar nicht nur deßhalb, weil Topase eigentlich nur in Sibirien und Brasilien zu Hause sind, und unter dem Topas des Plinius wohl ein anderer Stein zu verstehen ist, sondern weil in der Aufzählung des Urim und Tumim eine der geschäztesten orientalischen Gemmen, nämlich die Gernate, fehlt, deren heutiger Name Bidschade eines und dasselbe mit Fitdah zu seyn scheint.

i) In Betreff der Weisheit der ewigen oder vielmehr erstgeschaffenen, die (Sprichwörter VIII. 23 — 30) von Anfang, vor der Erde und bey der Grundlegung derselben als Werkmeisterin da war, verdient eine Parallelstelle des Sendawesta aufgeführt zu werden, wo Goschorun, die Seele des erstgeschaffenen Weltstiers, beyläufig dieselben Worte spricht, wie die Weisheit bey Salomon: J'ai dit au ciel dans le commencement lorsqu'il n'y avoit pas de nuit (Izeschne Ha III.)

Das Symbol der göttlichen Weisheit war, wie uns Plutarch lehrt, bey den Aegyptern die Sphinx, und das Symbol der göttlichen Weisheit findet sich beym Ezechiel im Cherub, als Wagen Gottes, ein rein persisches, bisher noch nicht genug erläutertes Symbol. Ezechiel's Gesicht ist eine Anschauung des Wagens Ormusd's, von welchem Dio Chrysostomos als αρμα τε Διος eine so erhabene Schilderung macht, und Josephus Flavius heißt die Cherubim αρμα τε Διι. Die Thiere, welche Ezechiel (X. 15. 25) mit vier Gesichtern am Flusse Chabor sah, waren persische Cherubim, auf denen Ormusd ritt wie Jehova (Reg. II VI. 6. XXII. 11. IV. XIX. 15. Paralip. — XIII. 6. Psalm. XVII. 11. LXXIX. 4. XCVII. 1. Ecclesiast. XLIX. 10). Ormusd auf einem solchen viergestaltigen Cherub reitend ist auf einem kostbaren goldenen Gefäße des k. k. Antiken: Cabinets abgebildet. Dieser persische Cherub, der an dem Eingange des Pallastes von Persepolis steht (welchen Heeren für den Martichoras, Rhode für ein Einhorn gehalten), vereinigt mit dem Gesichte des Menschen, die Flügel des Adlers, die Hufe des Stiers, die Mähne des Löwen, d. i. vier Gliedmaßen der Thiere, deren jedem Ezechiel diese vier verschiedenen Gesichter beylegt. Das Gesicht Ezechiel's vervielfältigt und theilt die Bestandtheile des persischen Cherubs, dessen Namen in den Sendbüchern Kaimorots (d. i. Kawmerdo, Stiermann) oder Abudad, d. i. der Vater

der Gerechtigkeit ist. Als Symbol der ewigen Weisheit und Gerechtigkeit stand der persische Cherub an der Pforte des Pallastes von Persepolis, wo Weisheit und Gerechtigkeit in den Urtheilen des Königs gehandhabt werden sollten.

Zu den von Jahn aufgezählten sechs Oertern, die sich um die Ehre des Grabes Ejub's streiten, ist das siebente beyzufügen, nämlich Nißibin, wo Job's Grab wie zu Dara oder Anastasiopolis das seines Sohnes Silkefel gezeigt wird. (S. Jahrbücher der Literatur B. XIII. S. 248).

J. von Hammer.

Lehn-Literatur.

Darunter verstehen wir Bücher, welche der inländische Buchhandel vom Ausland entlehnt, indem er sie nachdruckt, oder — weil dieses Wort einmal als Bezeichnung eines Diebeshandwerkes verrufen ist — indem er sie in der Ursprache anderweit herausgibt. Insoferne dieselben wohlfeil sind, und dem Publikum den Gebrauch der guten ausländischen Werke erleichtern, verdienen sie vielleicht mit mehrerem Rechte Erwähnung, als die häufig werthlosen ausländischen Novitäten, worüber so mancher Notizenschreiber in sogenannten Uebersichten der fremden Literatur die Lobhudeleyen ausländischer Journale nachbetet, um sich und den inländischen Journalen, für welche er schreibt, das in Deutschland leider noch immer sehr beliebte ausländische Ansehen zu geben.

Der ganze dramatische Shakspeare in einem Bande, welchen Ernst Fleischer zu Anfange des vor. Jahres nach den besten Texten zu drucken begann, und dessen Subscriptionspreis nur 2 Thlr. 16 gr. — betrug, ist vollendet worden auf 830 gespaltenen Seiten klein Folio. Ref. hat schon bey Anzeige der ersten Lieferung, die bis jezt noch nicht abgedruckt worden ist, *) die Correctheit und Lesbarkeit des Druckes gerühmt. In leztgedachter Hinsicht ist diese Fleischersche Ausgabe der englischen: The dramatic works of W. Shakspeare; to wich are added his miscellaneous poëms, London, printed for Sherwin and C°. 1821. 794 S. gr. 8. weit vorzuziehen. Die Ordnung der Stücke ist aber dieselbe, wie in der englischen. Die vermischten Gedichte hat der Besorger in einen Supplementband (ein Mode-Uebel seit dem Leipz. Convers. Lexikon!) verwiesen, der nur 16 gr. kosten, und überdieß Skottowe's Leben Shakspears, dessen Portrait und ein kritisches Glossarium enthalten soll.

*) Eingesendet hab' ich sie im Juni 1824.
Müllner.

Sheridans Werke, ebenfalls complete in one volume, sind 1825 bey demselben Verleger — oder Aufleger, wenn man jenen Namen in der Lehn-Literatur nicht gelten lassen will — in noch weit bequemerem Drucke, auf 319 Seiten breit 8. erschienen. Der Subscriptionspreis war 1 Thlr. 8 gr. —

Die Oeuvres inédites de Florian, recueillies par R. C. G. de Pixérécourt hat 1825 das Industrie-Comptoir in Leipzig (Baumgärtner) aufgelegt, (424 S. 8.) und zwar allem Anscheine nach mit typographischer Rücksicht auf die früher bey Gerhard Fleischer erschienene Auflage der Werke Florians, an welche dieses Supplement sich anschließen, i. e. von deren Abnehmern es gekauft werden soll. Ref. hat bey dieser Gelegenheit Pixérécourts Vorwort zu diesem Supplemente wiederum zu Gesichte bekommen, worinnen es u. a. heißt: Il est décidément à la mode aujourd'hui d'imprimer tout ce qui est sorti de la plume d'un homme à talent. Ce sont des oeuvres complètes que l'on veut, dût-on ne les point lire. Jaloux d'user de son droit suprême, le public veut tout voir, afin de tout juger; il veut choisir lui-même. Das stimmt genau überein mit der Ansicht von „Autors Schutzbrief" in Müllners Vermischten Schriften:

Und das Gute, wie das Fade,
Sey's gedruckt, sey's Manuscript,
Ohne Gnade wirds gesammelt:
Denn der Todten Omnia
Liebet korpulent der Handel,
Und es läßt die Republik
Sich kein Jota unterschlagen.

Ferner heißt es daselbst: La politique! pourquoi faut-il que cette éternelle ennemie de notre repos soit venue planter ses bannières sur on terrein dont elle aurait dû respecter la neutralité? Plus que jamais elle se mêle à tout. Seule, aujourd'hui, elle élève ou rabaisse les hommes; elle fait ou détruit les réputations; elle classe tout, détermine tout, et décide de tous les mérites. Das ist, in seinem vollen Umfange, Gottlob nur in Frankreich wahr, wo sich bereits förmlich eine société des bonnes lettres gebildet hat, welche die liberalen Schriftsteller selbst bis auf den Parnaß verfolgt, und die obtusen zu Genie's stempelt; aber ach! wer weiß, wie nah' auch die literarische Republik in Deutschland diesem betrübten Zustande steht? Darum ist es gut, wenn solche Klagen bisweilen darin wiederhallen, und wenn die ausländischen Werke der besseren Köpfe, welche der fremde Obscurantismus gern unterdrücken möchte, unter unserer Nation immer mehr und mehr verbreitet werden.

Nr. 50.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 24. Juni 1825.

Dichtkunst.

Rudolph von Habsburg. Ein Heldengedicht in zwölf Gesängen von Johann Ladislav Pyrker. Wien bey Strauß und bey Beck. 1825. VIII und 349 S. gr. 8.

Der Stoff dieser epischen Dichtung läßt sich für diejenigen Leser, welche Franz Grillparzers gleichzeitig erschienenes Trauerspiel, König Ottokars Glück und Ende kennen, in wenig Worten ausdrücken: es ist der historische Stoff vom fünften Akte jenes Drama, der Sieg Rudolphs von Habsburg über den tapfern und kriegsberühmten König Ottokar II. von Böhmen, Ottokars Fall in der Schlacht am Weidenbach (1278), und somit die Legung des Grundsteines zu dem großen Kaiserhause von Oesterreich. Der Verfasser, Patriarch von Venedig und des regierenden Kaisers geheimer Rath, hat die patriotisch-enkomiastische Tendenz seiner Dichtung eben so wenig hehl, als Grillparzer. Wie dieser am Schlusse seines Trauerspiels, so verkündet er sie im Anfange seines Epos:

> Töne mein Heldenlied an dem eilenden Strome der Zeit von Neuem hinab, und verkünde der Welt: wie der Kaiser der Deutschen,
> Rudolph, Ottgars Macht, des Böhmen-Königs besiegend,
> Herrlichen Frieden errang, und die Völker-verderbende Zwietracht
> Endete; — wie er im Jubelruf, vom blutigen Schlachtfeld
> Kehrend, Oestreichs Thron erhöhte zu Wien in der Hofburg,
> Allen Völkern umher, die Germania's Fluren bewohnen,
> Auch Europa's Völkern gesammt zu dauerndem Segen;
> Denn gegründet auf Recht, auf Treu', und den heiligen Glauben,
> War er stets ein leitender Stern im nächtlichen Dunkel
> Sturmerschütterter Zeit! O Lied! entflammende Töne
> Heiliger Liebe des Vaterland's, und der edelsten Herrscher,
> Möge dem Hörer zur Lust, die untad'lige Harfe Dir einen! —

Wir erkennen die Löblichkeit dieser Tendenz an, müssen aber zum Behuf eines Kunsturtheils davon gänzlich abstrahiren.

Im Allgemeinen ist ein Kriegsheld, der einen Staat gründete, oder eine Dynastie erhob, ein sowohl zum epischen als zum dramatischen Helden taugliches Subject; aber diese Umstände reichen noch nicht hin, ihn dazu wirklich zu machen. Sein Charakter, seine Schicksale, die Kämpfe seines Willens und seiner Leidenschaften mit dem Verhängnisse und dem Pflichtgebote müssen interessant, müssen geeignet seyn, lebhaften Antheil im menschlichen Gemüthe zu erwecken, oder — was der Kunst, als solcher, gleich viel gilt — sie müssen vom Dichter interessant und lebhaften Gemüths-Antheil erweckend dargestellt werden.

Das ist in Hinsicht auf Rudolph von Habsburg für die epische Dichtkunst keine schwierige Aufgabe. Seine ursprüngliche politische Unbedeutenheit; seine kriegsdienstliche Abhängigkeit von Ottokar, sein Zug mit ihm gegen die heidnischen Preußen; die absichtslosen Eroberungen, die er in den Herzen der deutschen Reichsfürsten machte; seine Wahl zum Kaiser des zerrütteten Reiches; der Muth, das Rechtsgefühl, das Gottvertrauen, welches er auf dem schwankenden, geldentblößten Throne an den Tag legte; sein gerechter und fester Wille im Conflikt mit dem übermächtigen und übermüthigen König von Böhmen: das alles darf nur so, wie es die Geschichte trocken berichtet, dargestellt werden mit poetischer Lebendigkeit, so erregt es schon ein allgemeines, gemüthliches Interesse, und der epische Dichter, der ihn zu seinem Helden erwählen will, hat vor dem dramatischen den großen Vortheil voraus, alle diese Lebens-Momente benutzen zu können, ohne von der chronologischen Ordnung beschränkt zu werden, die den Dramatiker bindet, wenn er dieselben nicht blos en récit setzen, sondern als Handlungen darstellen will. Auf einer anderen Seite hingegen scheint der Epiker gegen den Dramatiker im Nachtheil zu stehen. Beyde müssen, um auf einen hohen Standpunkt der Weltansicht zu gelangen, uns an die mysteriösen Bande zwischen der sinnlich wahrnehmbaren und der übersinnlichen Welt mahnen; aber dieser kann die Mahnung lediglich dem Gange der irdischen Begebenheiten überlassen, während das Herkommen von jenem ver-

langt, daß er eine übersinnliche Weltordnung, die sich anschauen läßt in der Einbildungskraft, als Lenkerin der Begebenheiten darstelle, indem er die wirkenden Potenzen derselben malerisch personificirt, und die mystischen Gedankenwesen in das Getriebe der menschlichen Handlungen verflicht.

Den obengedachten Vortheil nun hat unser Epiker aus der Hand gelassen, indem er sich freywillig in die Schranken bannte, welche selbst die modernen Dramatiker gern überspringen: in die Schranken der Einheit der Handlung. Franz Grillparzer nahm zum Stoff seines Drama einen großen Theil von Ottokars Lebensgeschichte; Yorker stellt nur Ottokars Katastrophe dar, und zeigt i. e. vergegenwärtiget uns aus dem Leben Rudolphs nicht viel mehr als den Moment, wo er diese Katastrophe herbeyführt, und seinen Fürstenruhm darauf gründet.

Was den erwähnten Nachtheil anlangt; so steht in dessen Hinsicht wiederum der moderne Epiker gegen den antiken im Nachtheil. Jener fand seine übersinnliche Welt, schon dichterisch gestaltet, im Volksglauben vor; dieser muß sie erst erschaffen zur lebenden Gestalt, und die reine Gemüths-Religion der christlichen Welt legt der Phantasie des Poeten mancherley lästige Fesseln an. Jener fand einen Olymp voll Götter mit menschlichen Trieben in der Brust, selbst einem dunkeln Fatum, einer unenthüllbaren Ananke, wie der Mensch unterworfen, und so zu sagen wie dazu gemacht, in die Zwiste der Menschen verwickelt zu werden. Diesem steht nur das Reich gestaltloser Geister zu Gebot, deren Einfluß auf die irdischen Dinge selbst da, wo ihn die Offenbarung und der Volksglaube behaupten, dem menschlichen Geist immer problematisch erscheint, sobald er in das Gebiet der Anschauung gezogen wird. Man hat daher nicht ohne Grund die Frage aufgeworfen, ob die Christenheit ein Epos haben könne, welches seinem Wesen nach mit dem Epos des Heidenthumes übereinkomme, und ob dem christlichen Epiker nicht zu rathen sey, von den antiken Musterbildern abzuweichen, die Einwirkungen höherer Mächte nur ahnen zu lassen, und die übersinnliche Welt blos als gestaltlosen Nebel oder Lichtschimmer über den menschlichen Dingen auszubreiten.

Unser Autor, der allem Anscheine nach ausschließlich nach dem klassischen Alterthume seinen Geschmack gebildet hat, ist dieser, allerdings bedenklichen Meynung nicht zugethan gewesen. Er hat die abgeschiedenen Geister der historischen Vorwelt seines Stoffes (die heidnische Königin Drahomira, den Markmannenfürsten Marbod u. s. w.) nach Art der antiken Götter in das Getriebe der menschlichen Leidenschaften und in den Conflikt der menschlichen Handlungen verflochten, und unserem Blicke sowohl den Himmel, als die Hölle geöffnet. Aber er hat nicht daran gedacht, die Interessen dieser übersinnlichen Personen auch unter einander selbst anziehend nach Art der menschlichen zu verflechten, eine Kunst, worin selbst dem Homer und dem Virgil die Palme streitig gemacht werden kann, wenn wir neben ihre Werke Wielands Oberon stellen, der in seinem Zwiste mit der Titania nicht weniger für sich selbst, als für Hüon und Amanda, unseren lebhaften Gemüthsantheil in Anspruch nimmt.

Statt des allmächtigen Fatum der Alten, welches nach unerkannten Gesetzen die Zwiste der Götter in denen der Menschen entscheidet, hat er natürlich den stets gerechten Rathschluß der göttlichen Vorsehung in sein Epos eingeführt, leider aber zu früh, und zu deutlich. Am Schlusse des ersten Gesanges liest ihn Ottokar (hier überall Ottgar genannt) im Traum am Throne des Ewigen. Die Stelle ist eine der schönsten der Dichtung.

Als er gewürdiget ward, zum Thron zu erheben die Blicke,
Las er, schauernd vor Ehrfurcht, dort des Ewigen Rathschluß:
„Ottgar, der nun bald mit reuigem Herzen um Gnade
Fleh'n wird, büße die Schuld vergangener Jahre: dem Feinde
Fall' er besiegt in den Kampf, und verliere das Reich, und das Leben;
Aber sein Gegner werd' ein Vater des Herrschergeschlechtes,
Das, in die fernste Zukunft hinab, unzähliger Völker
Glück zu fördern erwählt, im Segen der Erde genannt sey!" —
D'rauf erhob er die Rechte zum Wink: „daß es also geschehe!"
Sieh'! da flammten, und floh'n, und kehrten die Sonnen in Eile
Wieder zur Bahn! Der Donner rollte hinunter am Weltrand,
Kreisenden Monden und Sternen vorbey; die Vesten der Erde
Zitterten; hochaufrauschte das Meer; die erschrockenen Ströme
Brauf'ten wirbelnd zurück, und schäumten empor in die Lüfte! —
Aber die Himmlischen feyerten laut der unendlichen Allmacht
Hoch erhabenen Wink! — Auf Erden erglühte das Frühroth! —

Aber sie steht hier nicht am schicklichsten Platze, weil sie uns mit klaren Worten das Schicksal des Opfers und den Sieg des Helden verkündiget, bevor sie noch unsere Antheilnahme gewonnen haben. Ueberhaupt hat der Verf. gegen die gangbare Regel des Epos darinne gefehlt, daß er das Interesse am Helden nicht bald Anfangs durch einen Sprung in medias res erweckte, sondern größtentheils der chronologischen Ordnung der Begebenheiten es

überließ, dasselbe allmählig zu erzeugen. Diese Regel ist freylich eine gefährliche Klippe. Wird durch den anfänglichen poetischen Zauberschlag das Interesse für den Helden zu lebhaft angeregt, hat der Moment der Handlung, den der Dichter zur Ouverture wählt, einen zu mächtigen Reiz im Verhältnisse zu den späteren Momenten; so wird die Steigerung erschwert, und der Poet läuft Gefahr, statt der aufsteigenden Progression in eine absteigende zu verfallen. Beyläufig eine Gefahr, der selbst Virgil nicht ganz zu entgehen vermocht hat. Aber die Kunst der Episoden, und der Erzählungen, die den handelnden Personen in den Mund gelegt werden können, bieten Mittel genug dar, dieser Gefahr zu entgehen, und im Gedichte, in der Erzählung des Epikers, die Momente mehr nach Maaßgabe ihrer Wirksamkeit, als nach dem Gesetz ihrer Zeitfolge in der Fabel, aufeinander folgen zu lassen. Diese Vortheile hat unser Verf. wenig oder gar nicht benutzt, und das gibt der Dichtung eine gewisse Nüchternheit, die durch die Beschreibung prächtiger Naturscenen und imposanter Kriegserscheinungen nicht gehoben werden konnte.

Ueber die Abweichungen von der Geschichte darf mit dem Dichter natürlich nur insoferne gerechtet werden, als er gegen den Kunstzweck davon abgewichen ist. Diesen Vorwurf möchten wir dem Anfange des zehnten Gesanges machen. Nach des Vs. eigner historischen Anmerkung S. 346. ertrank Rudolphs jüngster Sohn, Hartmann, im Rhein, 1280, also lange nach der Schlacht am Weidenbach, mit dreyzehn andern Jünglingen, indem das Schiff durch das Grundeis umgestürzt wurde. Der Verf. zieht diese Nachbegebenheit in das Zeitgebiet seiner Fabel. Das ist nicht zu tadeln. Auch legt er die Sache gut an. Hartmann, zum Befehlshaber der Veste Wien ernannt, hat Ges. VI. aus Liebe zu der schwerkranken Mutter, seinen Dienst vernachlässiget, und dadurch die Veste in Gefahr gesezt, dem Verräther Waldram in die Hände zu fallen. Obwohl er selbst die Veste durch persönliche Tapferkeit rettet und Waldram tödtet; so straft doch der Vater sein Dienstvergehen, indem er ihm das Schwert abnimmt. (S. 154.) Hartmann empfindet das so tief, daß er ohne des Vaters Erlaubniß mit seinem Knappen davon reitet „an den vaterländischen Rhein, nach Aargau.“ Ließ der Dichter hier ihn untergehen, durch ein zufälliges Geschick, welches, poetisch angesehen, sein mysteriöses Recht zu pflegen schiene zwischen Vater und Sohn; so würde das kunstzweckmäßig wirken, indem es den Leser auf einen erhöhten Standpunkt der Weltansicht stellte. Aber der Verf. läßt ihn hier, in voller Rüstung, von der Brücke springen, um einen Fischerknaben zu retten, und so „das erhabene Ziel des fromm geopferten Lebens finden.“ Dieser moralische Schmuck stört jene Wirkung, worauf es bey der Einflechtung dieser Begebenheit angelegt schien.

Dieser Mängel ungeachtet verdient die Dichtung die volle Aufmerksamkeit der Kunstfreunde. Sie ist reich an gelungenen Parthien, an glänzenden Schilderungen, an sprechenden und glücklich idealisirten Gemälden der Zeit und der Sitten, an ächt dichterischen Gleichnissen und Metaphern.

Kirchengeschichte.

Brief des Sir Leopold °°°°°°, englischen Edelmanns, über seine Rückkehr zur katholischen, apostolischen und römischen Kirche, geschrieben den 16ten August 1823 aus Fontainebleau an Milady Marie °°°°°°, seine Mutter. Aus dem Französischen übersezt durch B. van den Wyenbergh. Freyburg in der Schweitz. 1824. 71 S. 8.

Der Uebersetzer, ein bekannter Tagewerker im Dienst der Jesuiten zu Freyburg, der es gar kein Hehl hat, daß ihm die Bekehrung von Nichtkatholiken zum alleinseligmachenden Glauben der römischen Kirche das verdienstlichste aller Werke zu seyn scheint, und daß er zum Behuf des Proselytismus kein Mittel für unerlaubt hält, drückt in der Vorrede die Hoffnung aus, der Brief des bekehrten Britten werde auch unter deutschen Protestanten demselben viele Nachfolger wecken, die gleich jenem „mit Hintansetzung aller irdischen Vortheile, gelehrig gegen die Einsprüche der göttlichen Gnade seyn, der Wahrheit huldigen, und in dem Schooße der römischen Kirche eine Freystätte gegen das neue Heidenthum, welches alle von der Kirche getrennten Sekten zu verschlingen drohet, suchen und finden mögen.“ Er glaubt dieß um so mehr, als auch die Mutter, welche über ihres Sohnes Apostasie gezürnt hatte, und an die dieser seine vorliegende Rechtfertigung gerichtet hat, nach Empfang des Briefes alsbald vom Lichte des Sohnes erleuchtet, seinem Vorbilde gefolgt sey.

Die Bekehrungsgeschichte selbst, wie sie hier in zwar künstlich ausstaffirten Geständnissen erzählt wird, liefert jene Hauptzüge, die ungefähr allen vornehmen Bekehrungen zum Grund liegen. Uebersättigte Sinnlichkeit und Phantasie, die neue Reize und Genüsse suchen, statt derer, für die sie durch unmäßigen Genuß unempfänglich und abgestumpft geworden waren; das Bedürfniß, die Regungen des Gewissens einzuschläfern oder zu betäuben, und durch Selbsttäuschung die verlorne Geistesruhe zurückzubringen. Der eigenthümliche Reiz, welchen die

Befriedigungen von Stolz und Eitelkeit unter der Larve von Demuth und Frömmigkeit mit sich führen; die mancherley Verführungskünste endlich, in denen heut zu Tage der Bekehrungseifer geistlicher und weltlicher Zeloten sich in die Wette übt — von all diesem liegen in dem Religionsübertritt des vornehmen Britten vielfältige Beweisstücke vor Augen. Zu Rom ward das Bekehrungswerk eingeleitet und in Paris vollendet. Schöne Frauen, reizende Wittwen, auch alte Weiber, wie die Gräfin von Genlis; hinwieder dann Trappistenmönche, Bischöfe und Erzbischöfe, der päpstliche Nuntius, die jüngsten Apostaten, Hr. von Haller, Hr. von Hermansen u. s. w. bekleiden mannigfache Rollen in dem Schauspiele, worin auch an Wundergeschichten gar kein Mangel ist.

Der Uebersetzer hat einige Noten beygefügt, wovon die merkwürdigste ohne Zweifel eine Apologie Königs Philipp des zweyten von Spanien ist, über welchen Hr. van den Wyenbergh sich unter anderm folgendermaßen ausdrückt: „Der Religion und den Gesetzen ließ dieser große König (welchen die Katholiken als einen zweyten Salomon, die Protestanten und die Afterphilosophen aber als einen Tiberius schilderten) die ihnen gebührende Ehrfurcht erweisen. Während der ganzen Dauer seiner langen Regierung war er, wo nicht der größte Mann, doch die Hauptperson in Europa, und ohne seine Schätze und seine Arbeiten wäre die katholische Religion vernichtet worden, wenn diese zu Grunde gehen könnte. Die, welche die Strenge getadelt haben, mit welcher Philipp gegen die Irrlehrer und ihre Anhänger verfuhr, scheinen die schrecklichen Uebel, denen sie vorgebeugt, und den inneren Frieden, dessen Spanien beynahe drey Jahrhunderte hindurch sich freute, zu vergessen, während die Bürger- und Religionskriege die benachbarten Staaten bis in ihren Grundfesten erschütterten; sie denken auch nicht daran, einen Vergleich zwischen den scheußlichen Gewaltthätigkeiten der Sektirer und der Strenge ihrer Bestrafung anzustellen. Warum sollte das Wort Jesu Christi: Ihr werdet meines Namens wegen gehaßt werden, nicht in Ansehung der Todten, in Ansehung ihres Gedächtnisses und des Geruches der Frömmigkeit und der Tugenden, der aus ihren Gräbern hervorgeht, in Erfüllung gehen? Warum sollten die christlichen Könige vor dem in den Augen des Glaubens so kostbaren Anathema geschützt seyn? Die Geschichte der Könige, die für die Religion eifrig besorgt waren, muß der Gottlosigkeit und der Verruchtheit natürlicher Weise eben so gehässig, als ihre Existenz und ihre Personen seyn."

Histoire veritable des momiers de Genève, suivie d'une notice sur les momiers du canton de Vaud, par un temoin oculaire. Paris, Charl. Gosselin, libraire. 1824. 126 S. 8.

Die kirchlichen Zerwürfnisse in Genf nahmen gleichzeitig mit der Herstellung der politischen Unabhängigkeit des kleinen Freystaats und seines neuen Verbandes mit der schweizerischen Eidgenoßschaft (1813) ihren Anfang, und sie dauern noch fort. Den Namen Momiers erhielt die Sekte jedoch erst im Jahr 1818, als einen Spottnamen, der im Avisblatt von Genf gegen sie gebraucht ward, aber Glück machte, und, wie er in diplomatische Urkunden und Regierungsverordnungen überging, so hinwieder nun auch selbst von Freunden und Anhängern der Sekte gebraucht wird. Ein solcher ist der Verfasser gegenwärtiger Geschichtserzählung, die weder wahrhaft noch unpartheyisam, sondern vielmehr eine leidenschaftliche Schutzschrift der dissentirenden Prediger und ihrer neuen Kirche ist. Als Factum der Parthey, kann diese Sammlung von Auszügen zahlreicher zu ihren Gunsten seit zehn Jahren erschienener Pamphlets und Zeitungsartikel einigen Werth haben. Es sind dieselben nach vier Zeitabschnitten gesondert und aneinandergereiht. Der erste, von 1813 bis 1816, befaßt jene ersten Conventikel, welche ein unwissender, aber eingebildeter Studirender, Namens Empeytaz, leitete, und die allerley Spuck veranlaßten; der zweyte, bis zum Mai 1817, begreift die Klageschriften, welche eben dieser Empeytaz nach seiner Entfernung von Genf erscheinen ließ, um die Genferische Geistlichkeit der Heterodoxie und der Verläugnung der Gottheit Christi zu beschuldigen; im dritten Zeitraum, von 1817 bis 1820, sind die Fehden befaßt, welche Hr. Malan, als Nachfolger des Empeytaz verursachte, und die durch englische Methodisten unterhalten und befördert wurden; der vierte Zeitraum endlich, von 1821 bis 1824, ist derjenige des angeblichen Triumphs und Festbestandes der neuen Orthodoxenkirche in Genf, die zu Stande gebracht ward, als Hr. Malan von einer Reise nach England mit den nöthigen Fonds für die Erbauung eines Bethauses zurückkam, und im Sommer 1823 die Erklärung gab, er gehöre der Genferischen Kirche nicht mehr an, sondern sey ein Diener der anglicanischen geworden.

Berichtigung.

Im Lit. Bl. 35. S. 140, in meiner Note, steht statt Portia (in Merchant of Ven.) gedruckt: Poetin; und unter der in Nr. 37. Sp. 1. erwähnten persönlichen Unterhaltung (des Kaisers Rudolph mit dem König Ottokar) ist eine Unterhandlung zu verstehen.

Müllner.

Nr. 51.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 28. Juni 1825.

Länder- und Völkerkunde.

Journal of a second Voyage for the Discovery of a North West Passage, from the Atlantic to the Pacific, performed in the years 1821, 1822, 1823, in his Majesty's Ships Fury and Hecla, under the orders of Captain William Edward Parry, R. N. London, Longman, 1824. 4to. Pp. 572. 13 maps and 26 Engravings.

Die Fury und Hecla, alte Freunde und ehemalige Bombardirgalioten, verließen neu ausgerüstet und hergerichtet, am 8ten Mai 1821 die Themse, erreichten die Davisstraße im Juni und die Hudsonsbai im Juli. Der Befehl war, westlich vorzudringen, um einen Theil des *festen Landes von Amerika* zu erreichen. Am 22sten August hatte sich Kapitän Parry überzeugt, daß kein westlicher Durchgang zu finden sey: die Expedition wandte sich daher nach Norden, in der Absicht, eine mögliche Oeffnung gegen Westen aufzusuchen. Ein Monat wurde nun mit kleinern Entdeckungen hingebracht, deren hier nicht erwähnt werden kann, da sie ohne Karten unverständlich seyn würden. Die Seefahrer sahen sich am Ende auf dem Punkt, wo sie ausgegangen waren. Dieß war jedoch unvermeidlich, denn niemand kannte die Küsten, und die Beschwerden, welche sich daselbst darboten, waren sehr groß. Der September ward auf gleiche Weise hingebracht, und am 8ten October legten die Schiffe in ihren Winterquartieren an. Die Einzelnheiten der Arbeiten durch die Eismassen sind von der gewöhnlichen Natur, und wurden nun so oft wiederholt, daß sie den Reitz der Neuheit verloren haben.

Die gewöhnlichen Einrichtungen, um den Winter gesund und behaglich hinzubringen, wurden gemacht, das Theater wieder hergerichtet und die Schiffsschule in Gang gebracht, während man Anstalten zur Fortsetzung wissenschaftlicher Beobachtungen traf. Im Januar bekamen sie einen Besuch von einer Gesellschaft von Esquimaux, von deren guten Eigenschaften und Betragen Parry mit Wärme redet. Es ist dieß um so merkwürdiger, da er eben so streng gegen die ist, welchen er in den Meerengen begegnet war, und welche durch ihre Verbindung mit den Wallfisch-Schiffen alle möglichen Laster angenommen hatten. Jede Nachricht scheint dieses Volk in der That als gelehrig, umgänglich, frey in seinem natürlichen Zustand von den vorherrschenden Fehlern roher Nationen, zu bezeichnen. Auch ihrer großen Vorliebe für Musik wird gedacht, eine Bemerkung, welche mit denen der Moravischen Missionäre auf Labrador zusammenfällt. Mit einigen Ausnahmen erhält auch ihre gewissenhafte Ehrlichkeit dasselbe Lob.

Eine im März von dem Kapitän Lyon unternommene Fußreise auf dem Eis war von allen Schwierigkeiten begleitet, welche die Kälte erzeugt und die schon mehrfach beschrieben worden sind. Die Temperatur war — 25°: die Wirkung glich der Trunkenheit, und war gerade dieselbe, welche beym Rückzug von Moskow beschrieben wurde. Es ist zu bemerken, daß fünf Monate strengen Frostes wenig mehr als 4 Fuß Eis auf der Oberfläche des Wassers erzeugten. Eine Masse von Schnee um die Schiffe und auf dem Verdeck schützte vor der Kälte: man folgte hierin dem Beyspiele der Esquimaux, welche sich Hütten von Schnee mit Fenstern von Eis bauen, und, da diese oft von frischgefallenem Schnee bedeckt werden, in einer Art unterirdischer Häuser oder Schneehöhlen ihre Zeit hinbringen. — Hier zeigte man Parry eine Karte, das Werk eines geschickten Esquimaux-Weibes, Iligliuk genannt, mit einem Umriß der amerikanischen Seeküste, welcher ihnen Hoffnung gab, die nordöstliche Spitze von Amerika bald zu umschiffen. Am 18ten April schien der Schnee am Gestade schmelzen zu wollen, und am ersten Mai sah man „klares Wasser" umher.

Hier ist in dem Werke eine Episode vom Kapitän Lyon, der am 8ten Mai eine Fußreise in das Land begann und den 18ten zurückkehrte: am 23sten zogen die Esquimaux endlich ab. Da das Schmelzen des Eises langsam vor sich ging, versuchte man am 8ten Juni die Schiffe aus dem Eise zu hauen und am letzten dieses Monats waren die Schiffe nach neunmonatlicher Gefangenschaft segelfertig.

Am 8ten Juli kam die Hecla in eine sehr gefährliche Lage durch das Eis, entging ihr aber mit einer unbedeutenden Beschädigung: die Fury hatte am folgenden Tag einen ähnlichen Zufall, gleichfalls ohne Folgen. Ein Fluß, nach Barrow benannt, mit einem prächtigen Wasserfall, wurde am 13ten entdeckt, und die Scenerie wird als sehr malerisch beschrieben, während die Ufer mit einer reichen Vegetation bedeckt waren. Eine andere Gesellschaft von Eingebornen des Landes wurde am 16ten Juli gefunden: sie lebten unter Zelten und hatten das Freundliche und Umgängliche der Erstern, bestätigten auch die Richtigkeit der Karten ihrer Landsleute. Am 20sten fand man ihre Mittheilungen in Bezug auf die Lage der Bai, in welcher die Schiffe waren, von Nutzen. Am 23sten machte es die Klugheit nothwendig, westlich zu gehen, und zwar gen Iglulik. Am 25sten trat Kapitän Lyon eine neue Land-Excursion an, und schaltet hier eine unterhaltende Episode ein, welche vorzüglich in einer Nachricht über einen Haufen Eingeborner besteht, zu denen ihn der Zufall führte. Dieses Volk zeichnet sich überall durch seine systematische Hospitalität aus, welche nicht blos das Resultat der natürlichen Gutmüthigkeit seines Charakters, sondern eines Gesetzes zu seyn scheint, da Kapitän Parry in einer andern Stelle bemerkt, daß sie stets ihren Dank gegen die ausdrücken, welche bey ihnen essen und schlafen, aber niemals einen Laut von Dankbarkeit hören lassen, wenn sie in den Schiffen wohnen und gespeist werden.

Kapitän Lyon war nicht im Stande, seinen Weg nach Westen zu verfolgen, theils wegen des häufigen Treibeises, theils wegen des starken Nebels. Aber die Hecla ging von Iglulik, wo in Folge der lokalen Anziehungskraft, von deren Ursache man sich nicht vergewissern konnte, eine seltsame Abweichung der Magnetnadel bemerkt wurde. Das Eis hinderte fortwährend die weiteren Vorschritte, und die Schiffe legten zuweilen an einem ganzen Tage kaum eine halbe Stunde Wegs zurück. Am 18ten August sah Kapitän Parry den nördlichen Punkt der Halbinsel, welcher die Bai, in der Karte Hecla- und Fury-Bai genannt, beherrscht. Diese Bai, gegen zwey engl. Meilen an dieser Stelle breit, schien tief und hatte eine starke Flut. Weitum nach Westen war kein Land zu sehen, so daß man annahm, man habe nun das Polar-Meer entdeckt und „sey daran, sich eine Bahn durch dasselbe zu brechen, die nördlichen Küsten von Amerika entlang,“ obgleich Alles noch mit Eis bedeckt war. Das Kap wurde Cape North East genannt, und die Kenntniß der Geographie des nördlichen Amerika's bedeutend erweitert. Die Gegend wird als „unbegreiflich wüst und öde“ beschrieben, obgleich sie, wie besonders bemerkt ist, die rumex digynus erzeugt. Eine Andromeda und eine kriechende Weide wurden als Feuerholz gebraucht; von andern Staudenpflanzen wird nicht gesprochen.

Am 26sten August waren die Schiffe in diese Bai gebracht, und der Kompaß zeigte hier die schon oben erwähnte Unregelmäßigkeit wieder. Die Mühseligkeit, das Eis aufzubrechen, dauerte immer fort, so daß „zu einer Zeit, wo sie jeden Grund hatten zu hoffen, die Natur, obgleich bisher saumselig im Brechen des Eises, werde nun plötzlich Hülfe schaffen, sie ihrem Vorschreiten abermals eine Schranke derselben großen, undurchdringlichen und hoffnungslosen Art entgegengestellt sahen.“ Ohne eine Karte können wir den Lesern keine Vorstellung von den Schwierigkeiten geben, welche die Mannschaft hinsichtlich der Wahl der verschiedenen Wege in dieser Bai erfuhr. Kapitän Lyon ward abermals auf das Land abgeschickt, Nachforschungen anzustellen: diese Lage der Seefahrer wurde noch verschlimmert durch das schlechte Wetter, durch Regen, Dunkelheit, Nebel und Stürme. Mittlerweile überzeugten sie sich, daß sie in einem breiten Kanale, welcher mit der westlichen See in Verbindung stand, waren, zu welcher Ansicht sie der seltsame Charakter des Eises führte. Am 1sten September kehrte K. Lyon zurück: sein Weg war beschwerlich gewesen wegen des tiefen Schnees und schwierigen Bodens, zwischen Bergen, Seen und Schlünden; er konnte aber nicht weiter als fünf oder sechs engl. Meilen vordringen. Eine andere Gesellschaft, welche in das Land eindringen wollte, kehrte eben so erfolglos zurück, so daß die wichtige Frage eines westlichen Durchgangs, wie vorher, ein Gegenstand der Vermuthung blieb.

K. Parry unternahm daher selbst eine Landreise an einer Stelle, wo der Boden günstiger schien: am 6ten Sept. kehrte er zurück, überzeugt, es sey hier kein Durchgang für Schiffe und die einzige westliche Straße in die See sey die, in welcher die Schiffe lägen. Er machte daher den Plan, das Aufbrechen des Eises hier zu erwarten, indem er es gegen seine Vorschrift hielt, „einen Platz zu verlassen, welcher am ersten einen nordwestlichen Durchgang zu finden hoffen ließ.“

Hier folgt eine geologische Beschreibung der Amherst-Insel, werth nachgelesen und gekannt zu seyn. Am 17ten Sept. verschwand jede Hoffnung, durch diese Meerenge weiter vorzudringen. Wären sie so glücklich gewesen, hindurch zu kommen, so hätte K. Parry nicht gezaudert, „jede Kraft aufzubieten, bis zu der lezten Stunde der schiffbaren Jahreszeit auszuhalten, und es dahin gestellt seyn zu lassen, ob er einen sichern Winterstandpunkt für seine Schiffe fände.“ Aber er sah, daß sein Zweck nicht gefördert wurde, wenn er in dieser Bai überwinterte, da sich die Gewißheit zeigte, daß sie eilf Monate zugefroren war, und da es leicht war, in wenigen Stunden die gegenwärtige Stellung wiederzueinzunehmen, wenn

das Eis im nächsten Sommer aufgehen sollte. Die Officiere wurden zu Rath gezogen, und sie stimmten überein, daß ein Verweilen in der Bai den Winter hindurch nicht gewagt werden dürfe. So kehrte man denn mit einiger Schwierigkeit am 24sten nach Igluli zurück, und bezog dieselben Winterquartiere wie im lezten Jahre und unter den Esquimaux, ihren alten Freunden.

K. Parry zählt nun die Erwerbungen des mühevollen Sommers auf, und bemerkt, wie er nach all den Mühen wenig andern Trost als dieß Bewußtseyn habe, jede Kraft angewendet zu haben, um zu seinem Ziele zu gelangen. In der That war hinsichtlich eines nordwestlichen Durchganges wenig vorgeschritten worden. „Die wirkliche Entdeckung des gewünschten Weges in das Polarmeer wäre ohne praktischen Nutzen bey der Verfolgung dieses Unternehmens geblieben, da das Vorschreiten unmöglich war.“ Auch waren die übriggebliebenen Hülfsmittel der Expedition der Erreichung des Hauptzweckes nicht länger angemessen. Es bildete sich daher der Plan, die Hecla nach England zurückzuschicken, sobald die Zeit es erlaube, indem man eine zwölfmonatliche Provision von ihr nähme, um so mit der Fury allein den Weg fortsetzen zu können. Die Winter-Einrichtungen glichen mit wenigen durch die Erfahrung herbeygeführten Veränderungen denen des lezten Jahres: auch die Verbindung mit den Esquimaux war derselben Art, und wenn wir weniger davon in diesem Winter hören, so ist es doch immer genug. Doch wär' es unfreundlich und ungerecht, unbemerkt zu lassen, einmal, daß die Erzählungen einfach und anziehend sind, und dann, daß das Benehmen des K. Parry, seiner Officiere und Leute gegen ihre wilden Freunde eben so bescheiden und human als gutmüthig ist.

Am 20sten April löste sich die Strenge des Winters ein wenig und die projectirte Trennung von der Fury wurde angefangen: durch Hülfe der Hunde wurde in zwey Wochen das Nöthige von der Hecla herübergebracht. Gegen den 20sten Mai näherte sich das offene Wasser dem Strom auf drey Viertel einer Meile; doch war am 1sten Juni die Temperatur nur 8° am Mittag. Eine neue Landexpedition wurde von K. Lyon vorgeschlagen, um das Gestade zu untersuchen. Sie begann am 9ten und endigte am 26sten Juni. Kein geographisches Resultat ging daraus hervor. Ein zweytes eben so wenig erfolgreiches Unternehmen war die Landreise des Lieutenants Hoppner. Die Eisschranken zwischen den Schiffen und der See waren immer noch fünf Meilen weit und der Scorbut begann sich unter der Mannschaft zu zeigen. Am ersten August saßen die Schiffe noch so fest im Eis, als während der Mitte des Winters, einen kleinen Wassersumpf ausgenommen, der sich um die Schiffe herzog. Doch fand sich die Fury am 7ten im offenen Wasser. Sie zog sich eine Strecke nördlich und erhielt so eine Ansicht von der Bai, welche mit einer festen Eisdecke überzogen war, ohne einen Bruch auf der Oberfläche. Am 9ten wurde auch die Hecla frey.

Die Aerzte und K. Lyon, die von K. Parry zu Rath gezogen wurden, ob es geeignet sey, die Fury allein weiter reisen zu lassen, kamen überein, daß die Mannschaft zu viel gelitten habe, und es unklug seyn würde, einen weitern Versuch zu wagen. Der Entschluß wurde daher gefaßt, mit den Schiffen nach England zurückzukehren, und darauf die Fury wieder ihrer Vorräthe entladen. Am 10ten war die Bai so alles Eises entblößt, „daß sie kaum glaubten, wie dieß noch die Stelle sey, wo sie zehn Monate lang sich täglich an den Anblick des Eises gewöhnt hatten.“ Am 12ten wandten sie sich östlich und sagten Igluli das lezte Lebewohl.

Am 1sten Sept. hatten sie die Winter-Insel erreicht: die Schiffe waren während dieses ganzen Rückzugs von Eis umgeben und oft in großer Gefahr: am 10ten October landeten sie zu Larwick in Shetland, und am 18ten desselben Monats liefen sie in der Themse ein.

So verfolgten wir den Lauf des muthigen Schiffers, dem das Mißlingen seiner Absichten weder die Hoffnung, daß er doch noch gelingen müsse, noch den Muth nahm, sich abermals zu einer Nordfahrt einzuschiffen, wie er bereits gethan. Er glaubte, das offne Wasser, welches K. Franklin unmittelbar am Gestade fand, sey ein Beweis, daß, „wenn ein Schiff einmal jene Küste erreicht habe,“ es seinen Zweck erreichen müsse. Er ist gewiß, daß der Weg, welchen diese Schiffe versuchten, hoffnungslos und das Eis daselbst dauernd ist, zu Folge einer östlich gehenden Strömung, welche es auf der westlichen Oeffnung dieser Bai einschließe. So wurde denn doch entdeckt, wo dieser vermuthete Durchgang nicht zu suchen sey. Der zunächst wahrscheinlichste Weg, welcher bleibt, ist unter allen bekannten Straßen die Prinz-Regent's-Oeffnung. Vom Kap Kater daselbst bis zum Kap Turnagain Franklin's sind gegen 450 engl. Meilen. Dieser Weg soll bey der neuen Reise eingeschlagen werden, während K. Franklin den Mackenzie's-Strom herab in die See geht und von da auf Booten die Küsten gegen Osten untersucht.

Der in dieser Reisebeschreibung gedachten naturgeschichtlichen Gegenstände haben wir nicht erwähnt, weil uns nicht viel Neues und Anziehendes aufstieß. In Betracht der Geologie der Polargestade sind wir auch nicht in Unkosten gesezt worden; die Welt scheint eben sich überall ein wenig gleich zu sehen, und wenn dieß nicht wäre, so möchte eine stets mit Schnee bedeckte Gegend nicht wohl viele neue Entdeckungen zulassen.

Der Erzählung folgt eine Abhandlung über die Esquimaux, welche ein wenig nach Bücherfabrikation schmeckt. So gedehnt sie übrigens ist, so ist sie doch das Anzie-

bendste, und wir rechnen auf den Dank der Leser, wenn wir ihnen Einiges im Auszuge mittheilen.

Die Kleidung der Esquimaux, in Häuten, Fellen und Federn bestehend, ist dem Klima vortrefflich angepaßt. Ihre Hauptzierden sind Schnüre von Zähnen und Knochen verschiedener Thiere (Füchse, Wölfe u. a.). Eine Reihe von Fuchsnasen bildet gewiß ein seltsames Amulet. Das Tattuiren ist unter den Frauen hergebracht: Gesicht, Arme, Hände und Schenkel, und zuweilen die Brüste sind so verziert: der Mann tattuirt blos seine Hände. Das Bett besteht aus Schneebänken, auf welche Steine gelegt werden, die sie mit Häuten und dergl. bedecken. Die Lampe, aus Lapis ollaris, hat einen Docht von Moos und wird durch Thran unterhalten. Eine größere Lampe, oder zwey vereinigt, bilden den Heerd: jede weibliche Bewohnerin einer Schneehütte hat ihren eigenen Heerd. Die Töpfe sind von dem genannten Stein. Vegetabilien gehören nicht gewöhnlich zu ihren Leckerbissen. Sie trinken nur Schneewasser, dieses aber in großer Menge, wobey sie sehr auf dessen Reinheit halten. Die Frauen sind geachteter, als dieß gewöhnlich bey einem so wilden, wandernden Leben der Fall ist: ihre Sphäre ist das Innere des Hauses: Jagen und Fischen die des Mannes. Von zwölf Männern hatte jeder zwey Frauen, aber die älteste hatte den Rang vor der jüngsten. Ehescheidungen sind gebräuchlich, aber selten: der Gatte hat unumschränkte Gewalt. Die Haupt-Tugend schlägt man bey ihnen nicht hoch an, allein die Liebe für ihre Kinder ist sehr groß — und dieser Zug ist „der einzige liebenswürdige, welchen man von ihnen rühmen kann." Die Kinder sind gelehrig, fröhlich und gutmüthig. Ungehorsam ist unbekannt, Strafe unnöthig und Schreyen nie gehört. Gegen Alte und Schwächliche verrathen aber die Esquimaux eine Gefühllosigkeit, die an Unmenschlichkeit grenzt.

Die Familien leben miteinander in Eintracht. Sie sollen so frey von stürmischen Leidenschaften seyn, daß sie Tage lang unter einem Dache beysammen leben, ohne daß ein böses Wort zu hören ist: auch scheinen sie sehr scherzhaft zu seyn. Ihre geistigen Fähigkeiten sind im Ganzen groß: manche besaßen einen Grad natürlichen Verstandes und schneller Fassungskraft, der vielleicht kaum in irgend einem Lande übertroffen wird. Das Weib Iligliuk war besonders wegen ihrer günstigen Anlagen ein Gegenstand der Bewunderung unserer Seefahrer. — Sie haben keine Häupter, und überhaupt scheinen sie von keiner Art bürgerlichen Vereins etwas zu wissen. Sie nennen sich Innuit (Volk, Menschengeschlecht) und verachten alle übrige Welt. Kriege kennen sie nicht, und scheinen davor zu schaudern, obgleich es ihnen nicht an persönlichem Muthe fehlt. Das Allgemeine ihres moralischen Charakters bezeichnet K. Parry in folgenden Worten:

„Wenn ihnen manche der sogenannten höhern Tugenden des wilden Lebens mangeln, so sind sie dafür auch von manchen schwarzen Lastern desselben frey, und wenn sie keine prunkenden Eigenschaften haben, so besitzen sie dafür andere, welche, ohne zu glänzen, der Gesellschaft von wesentlicherem Nutzen sind und die menschliche Natur mehr ehren. Wenn sie nicht heldenmüthig genug sind, sich ohne Murren martern und foltern zu lassen, so haben sie auch nicht die Grausamkeit, diese Martern an einem ihrer Mitbrüder auszuüben. Wenn ihre Dankbarkeit für Gunstbezeigungen nicht lebendig oder dauernd genug ist, so ist auch ihr Zorn nicht so unversöhnlich, noch ihre Rache tödtlich. Wohl mag es Ausnahmen von dieser Regel gelten, obgleich ich nie etwas der Art sah.

„Wenn man diese Leute näher in ihren häuslichen Verhältnissen sieht, so fällt, glaube ich, die Vergleichung noch mehr zu ihren Gunsten aus. Als Mensch, Gatte und Familienvater lebt er seinen Pflichten, und der moralische Charakter eines Wilden muß wahrhaft hier gesucht werden: wer kann sich z. B. von dem nach einem Tage redlicher Arbeit, mit Weib und Kindern in der Schneehütte friedlich gelagerten Esquimaux, ohne Schauer zu dem eigensinnigen, rachesüchtigen Indianer wenden, der lachend seinen Dolch in den Busen des hülflosen Weibes stößt, das zu lieben und zu stützen ihm die Natur gebot."

Die mechanische Geschicklichkeit der Männer wird nicht sehr gelobt, aber die Frauen zeichnen sich aus durch die außerordentliche Nettigkeit ihrer Arbeiten. Ihr Tanz, wenn man ihm diesen Namen geben will, besteht in häßlichen Grimassen und abscheulichem Gelärm. Die Stimmen der Frauen sind gut, und sie sollen ein feines Ohr haben, obgleich sie nur im Gleichlaut singen. Ihre Kompositionen haben wenig Mannigfaltigkeit und Melodie.

Für die Kranken wird schlecht gesorgt: der Arzneyen gibt es wenige oder keine: andere Hülfe erfahren Leidende eben so wenig: die Beschwörer (Angekuks) bleiben ihre einzige Zuflucht, und wir zweifeln nicht, daß sie das Vertrauen so gut zu benutzen wissen, als irgend ein Angekuk in London, Paris und Wien. Von Gott und einer Religion scheinen sie nichts zu wissen, aber sie haben Geister, mit denen die Beschwörer in Verkehr stehen.

Kapitän Parry glaubte ein Wörterbuch ihrer Sprache mit einigen grammatikalischen Bemerkungen geben zu müssen, über welche wir hier schweigen, da sie, so isolirt stehend, weder unterhalten noch von Nutzen sind. Sie kennen nicht mehr als 5 Zahlen, nur die „Erfahrnern" zählen bis zu zehn: was darüber hinausgeht, heißt „unuktut." Sie zählen ihre Tage nach dem Schlafen und die Jahre nach Sommer und Winter. Für Farben haben sie eine unendliche Menge von Ausdrücken, wie man dieß denn bey Wilden häufig findet.

Nr. 52.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 1. Juli 1825.

Experimental-Physik. *)

Du böse, liebe Freundin! was machst Du für Sachen? Da finde ich meine, nur für Dich niedergeschriebenen Bemerkungen über den Biot wieder im Literaturblatt. Trau einer Damen! und doch hätte ich auf Deine Discretion Häuser gebauet: so ein zierlich-ehrliches Gesichtchen mit den sanftesten blauen Augen; keine Spur von Falsch! Weißt Du, was mich tröstet? Der physikalische Blumenstrauß, obwohl nur für Eine Leserin gebunden, hat Mehreren gefallen: sie schreiben mir's von Leipzig. Leopold Voß hat mir auch gleich den zweyten Band seines Biot gesendet: 355 Seiten im größten Octavformat und zwey zierliche Kupfertafeln, auf denen wohl hundert der krausesten Figuren stehen. Darüber soll ich nun referiren: referiren auf ein Paar Seiten; gefällig und doch nicht ungründlich; kurz und doch nicht trocken, anmuthig, niedlich; ja, wär's thunlich, bezaubernd wie Deine Unterhaltung. Das heißt doch wohl die Möglichkeit verlangen! Sieh, mit dem Anfange dieses zweyten Bandes möchte es etwan noch gehen: der handelt, im dritten Buche, von der Akustik (Schall lehre); da kommt viel von Musik vor, und da denk' ich eine Klavierspielerin wie Dich noch wohl festzuhalten. Ich muß mich gleich in den zehn Capiteln umsehen, nur hier und da ein akustisches Blümchen pflückend: denn

Nos dames sont des abeilles volages,
Leur goût voltige, il fuit les longs ouvrages,
Et ne prenant que la fleur des sujets,
Vole bientôt vers un nouvel objet.

Weißt Du denn, daß der Schall, den feste Körper hervorbringen, wenn sie auf die gehörige Weise erschüttert werden, von der schnellen Schwingungsbewegung abhängt, in welche ihre Theile durch die Erschütterung gerathen? Laß nur eine Metallglocke anschlagen und halte dann den niedlichen Finger daran, so wirst Du die Pulsationen schon fühlen. Diese theilen sich dann der umgebenden Luft mit, welche sie in eine ähnliche vibrirende Bewegung versetzen; und die solchergestalt entstehenden Schallwellen pflanzen sich bis zu Deinem Ohre fort. Mit den Saiten Deines Wiener Flügels verhält es sich eben so: von ihrer Spannung hängt die Zahl ihrer Schwingungen, und von dieser die Höhe oder Tiefe des Tones ab. Wenn man eine solche Saite durch angehängte Gewichte immer mehr spannt, so kann man die Zunahme der Excursionen zählen, bis ihnen das Auge endlich nicht mehr zu folgen vermag. Stelle den Versuch nur an: er wird Dich vergnügen. À propos, Du vergibst mir's doch, wenn ich in meinem Vortrage vom Hundertsten auf das Tausendste zu kommen scheine? Die schallende Saite bringt mich auf den schallenden Donner, der sich auch durch Schallwellen bis zu Deinem Ohre fortpflänzt, und zwar nicht augenblicklich wie der Blitz zum Auge, sondern dazu einer gewissen Zeit bedarf. *) Sieh, die Geschwindigkeit des Schalles beträgt nur 1028 Fuß auf die Sekunde; darum zählt man bey Gewittern die Sekunden, die zwischen Blitz und Schlag verstreichen, und schließt daraus auf die Entfernung der Wetterwolke. Meine anthologische Methode führt mich gleich auf einen andern, hieher gehörigen Ge-

*) Fortsetzung der, in Nr. 102 vorigen Jahrgangs dieser Blätter abgebrochenen Anzeige der neuen deutschen Bearbeitung von Biot's Physik durch M. Fechner. Leipzig, bey Leopold Voß.

Nürnberger.

*) Anmerk. Nimm mir nur die Noten nicht übel: Du weißt ja aus meinem lezten Briefe, welche Gründe mich dazu nöthigen; und wir wollen uns Ein für alle Mal darüber verständigen, daß ich das Ernstere immer in solche Anmerkungen verlege, um Dich nirgend zu geniren. Ach! wer so viel mit den Damen zu thun hat, wie ich, seitdem ich physikalische Blumenkränze für das große Damen-Publikum winde, welches das Morgenblatt liest, weiß schon, wo mich der Schuh drückt. — Also, genau zu reden, pflanzt sich das Licht auch nicht augenblicklich, sondern nur allmählig fort (propagatio successiva); und Du siehst also den Blitz auch nicht im physischen Augenblicke der Explosion. Allein da die Geschwindigkeit, mit welcher sein Licht zu Deinem Auge gelangt, die des Schalles um beynahe hundert tausend Mal übertrifft, so konnte ich oben davon absehen. Biot wird mich späterhin nochmals darauf bringen.

Nürnberger.

genstand, auf das Monochord, ein Instrument, mittelst dessen ich Dir spielend begreiflich machen will, wie es mit Entstehung der Tonleiter auf Deinem Pianoforte eigentlich zusammenhängt. Denke Dir unter einem solchen Monochord eine zwischen zwey Zwingen ausgespannte Saite, längs welcher ein Steg verschoben werden kann. In ihrer ursprünglichen Länge gebe diese Saite den Ton C an, — wie wird man es anzufangen haben, um die obere Octave c darauf hervorzubringen? Man verschiebt den Steg genau auf ihre Mitte. Nun möchte ich Dich einmal quälen: was soll, nach diesen Prämissen, die folgende Gegeneinanderstellung:

C	D	E	F	G	A	H	c
1	$\frac{8}{9}$	$\frac{4}{5}$	$\frac{3}{4}$	$\frac{2}{3}$	$\frac{3}{5}$	$\frac{8}{15}$	$\frac{1}{2}$

zu deren Erklärung ich weiter nichts hinzufüge, bedeuten? Nun, meine scharfsinnige, musikalische Emilie? Sieh, auf diesem einfachen Wege baue ich Dir Dein ganzes Instrument zusammen, nicht blos die diatonische, sondern auch die chromatische Tonleiter. — Während Du räthst, bleibt eine Zeit, sacht weiterzulesen, und dem Herrn Uebersetzer, meinem neuen physikalischen Freunde Fechner, über die von ihm gemachten Zusätze zu diesem Abschnitte, darin er, nach Chladni, über die Herleitung der Accorde, Tonleitern und Tonarten, auf eine höchst anziehende Weise handelt, ein Compliment zu machen. Dieß en passant. Aber den allerliebsten Mann, den ich Dir da eben genannt habe, den Dr. Chladni, kennst Du doch? Mein Gott! das ist ja der Erfinder der in diesen Zusätzen auch erwähnten Klangfiguren; solltest Du davon nichts gehört haben? Er war ein Freund meiner Eltern, er besuchte sie, als ich mich noch im älterlichen Hause befand, und hat mir das alles selbst gezeigt. Da nimmt er Dir vorerst kreisrunde Scheiben reinen Fensterglases, bestreuet sie mit feinkörnigem Sande, legt sie mit dem Mittelpunkte auf einen zugespitzten Kork und drückt sie von oben her mit dem Finger an. Dann streicht er am Rande mit einem Violinbogen; und so wie die Scheibe davon erklingt, fangen die Sandkörner an zu hüpfen, und ordnen sich, nach Maßgabe des Tones, in die artigsten Figuren. Da kommen Kreise, Hyperbeln und, Gott weiß was alles! zum Vorscheine, zumal bey Abänderung der Gestalt der Scheiben; — und, was noch mehr ist, Chladni sagte aus jenen Umständen die zu erwartende Klangfigur vorher. Was das allerliebst aussah, kann ich gar nicht genug beschreiben. *)

Du schriebst mir neulich von Euren Privatconcerten, und von dem Vorzuge, den Du, in manchem Bezuge, einem Blasinstrumente vor dem Pianoforte zu geben geneigt seyst, da es das Anschwellen des Tones so ganz in die Macht des Concertisten gebe. Der Brief fiel mir heut recht lebhaft ein, als ich das achte, von den Blasinstrumenten handelnde Capitel des vorliegenden Abschnittes unseres Biot aufschlug. Höre, liebe Freundin! die Theorie dieser schönen Instrumente ist eine intrikatere Sache, als man sich, bey dem lieblichen Eindrucke, den sie hervorbringen, vorstellen sollte. Wie überzeugt man z. B. ist, daß nicht die Schwingungen des Körpers einer Pfeife selbst den Ton in Absicht auf die Höhe hervorbringen, sondern daß blos die darin enthaltene Luftsäule den tönenden Körper abgibt: so hängt doch der Klang (Du fühlst den Unterschied) ganz von dem physischen Charakter jenes Pfeifenkörpers ab; und derselbe Ton klingt ganz anders aus einer bleyernen Röhre, als aus einer gläsernen. „Die Ursach hiervon," sezt unser Biot hinzu, und Du magst mit ihm rechten, wenn er Dir hier ungenügend erscheint, „ist schwer anzugeben; wahrscheinlich jedoch beruhet sie auf der Reibung der Luft an der inneren Oberfläche der Röhre, oder vielleicht auch auf einem schwachen Mitschwingen der lezteren selbst." *) Nun, hat er Dich hier nicht befriediget, so klingt dagegen das, was er gleich nachher über das Sprachrohr anführt, um so beruhigender. Die eigentliche Wirkungsart dieser Instrumente nämlich ist ebenfalls lange Zeit unerklärt geblieben, bis Poisson's analytische Untersuchungen ein neues Licht darüber verbreitet haben; und das Resultat jener Untersuchungen faßt unser B. in den Worten zusammen: „daß, wenn eine durch feste Wände begränzte Luftsäule an einem ihrer Enden erschüttert wird, die Weite der Excursion

*) Anmerk. Zu jedem reinen Tone der Scheibe gehört eine regelmäßige Klangfigur, welche nicht eher erscheint, als bis man diesen bestimmten Ton rein hört. So hängt's mit der obigen Vorherbestimmung zusammen. Dabey legt Chladni auch einen Finger an den Rand der Scheibe, und streicht in einer Entfernung von 45° von der berührten Stelle. Verrückt man hiernächst diese Stellen ein wenig, so entstehen, ohne Veränderung des Tones und des Hauptcharakters der Figur, die wunderlichsten Verzerrungen derselben. Du mußt das sehen. Doch zeigt's auch Fechner hier im Buche mit eingedruckten Figuren sehr hübsch.

Nürnberger.

*) Anmerk. Ich gestehe Dir, liebste Freundin! daß mir, Biot's Alternative ungeachtet, kein Zweifel über die Mitschwingung der Röhre und ihren ausschließenden Einfluß auf die Klang-Modifikation übrig bleibt. Wenn Du und Dein Morgenblatt nur kein so karges Haushalten mit dem Raume verlangten, und mir Dein

Nos lecteurs sont des abeilles volages!

nicht immer vor den Ohren summte; so wäre ich in Entwickelung meiner Gründe gar zu gern einmal gründlich. —

der am andern Ende gelegenen Lufttheilchen, vermöge der eigenthümlichen Gestalt der Röhre, weit stärker nach einer gewissen Richtung, z. B. der der Axe der Röhre wirken kann, als bey einer, in gerader Richtung fortrückenden, Erschütterung möglich gewesen wäre, wodurch diese Theilchen die Fähigkeit erlangen, durch ihre Pulsationen mit sehr vermehrter Stärke auf die umgebende Luftmasse zu wirken." *) So viel vom Sprachrohre.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Anmerk. Erinnerst Du Dich noch des pochenden Schlüssels aus meinem vorigen Briefe, der meinen Vortrag hinsichtlich der schnellen Verständlichkeit controllirt? Sieh, der hat mich hier richtig aus dem Text (nämlich aus dem Text in die Noten) gebracht. Das sind die Folgen, wenn man sich gehen läßt. Es hört noch ein guter Freund meiner Vorlesung zu, der mir auch zuweilen opponirte, und endlich meinte, er würde sich über den fraglichen Gegenstand so ausgedrückt haben: Wenn man in eine enge gerade Röhre leise hineinredet, so hört Jemand, der sein Ohr dicht an das andere Ende hält, die Worte viel deutlicher, als er sie ohne Vermittlung der Röhre vernommen haben würde, weil die Wände der Röhre die Schallstrahlen zusammenhalten, und sie dem Ohre also ziemlich alle zuweisen. Jenseits der Rohrmündung aber vernimmt man nichts mehr, weil sich die Schallstrahlen da alsbald nach unzähligen Richtungen wieder zerstreuen. Wollte man aber machen, daß sich der Schall noch weiter stark fortpflanze, so müßte man dem Rohre eine solche Gestalt geben, daß die Schallstrahlen, nach den verschiedenen Reflectionen an den Rohrwänden, zulezt, so viel möglich, alle parallel aus demselben heraustreten, wodurch sie gemeinsam in Einer und derselben Richtung fortwirken würden; und darauf komme es also bey dem Sprachrohre an. — Emilie! ich schwieg: — rücksichtlich der verlangten schnellen Verständlichkeit geht mir mein Opponent wirklich weit vor. —

Nürnberger.

Geschichte.

Deutscher Fürstenspiegel aus dem sechzehnten Jahrhundert, oder Regeln der Fürstenweisheit von dem Herzoge Julius und der Herzoginn-Regentinn Elisabeth zu Braunschweig-Lüneburg. Nach ungedruckten archivalischen Urkunden herausgegeben von Fr. K. von Strombeck (folgen 5 Zeilen Titulaturen). Braunschweig b. Fr. Vieweg 1824 (gedruckt; aber erst O. M. 1825 ausgegeben) 131 S. groß 4.

Den Hauptinhalt dieses bibliothekmäßig und sehr schön gedruckten Buches machen zwey Urkunden aus, welche interessant sind zu lesen für jeden Geschichtsforscher, der nicht blos auf die gröberen historischen Momente, als da sind Todesfälle, Erbfolgen, Ländertheilungen, Kriege, Eroberungen u. s. w., sein Augenmerk richtet, sondern auch auf die feineren Züge in den Charakteren und auf die halbverwischten Farben in dem Gemälde einer lang vergangenen Zeit. Des Herzogs Julius zu Braunschweig und Lüneburg 3 Söhne, Heinrich Julius, Philipp Sigismund und Joachim Carl, wovon der erstgenannte in sehr jungen Jahren zum Bischof des Stiftes Halberstadt postulirt worden war, wurden auf dem Stiftshause Grüningen erzogen. Der Herzog selbst hatte den Lehrplan entworfen. Im Jahre 1579, wo der Aelteste 15 Jahr alt war, kam der Herzog nach Grüningen, fand nicht Alles nach Wunsche, und erließ hierauf eine „Ordnung, wie es mit Unsern freundlichen lieben dreyen Söhnen 2c. bis auf weitere Verordnung gehalten werden soll." Der Anfang schon ist ein höchst anziehendes pädagogisches Curiosum. „Als Wir nächst von Ampforde ab gen Grüningen kommen, darauf auch Unsern Sohn, den Herrn Postulirten zu Halberstadt, mit Uns anhero genommen, haben wir Eins und Anders observirt und vermerkt, welches uns allerdings nicht gefallen können, daher Wir denn auch fürnehmlich bewogen, Se. des Herrn Postulirten Liebden etwas länger allhier bey Uns zu behalten, und unterdeß unvermerkt Se. Ld. etwas kühnlicher antraben lassen, um desto gründlicher zu vernehmen, woran etwa der Mangel liegen möge, und darunter befunden, daß gleichwohl es bey Unsern, auf Unsere junge Herrschaft verordneten Hofmeistern, Präceptoren und Collaboranten, und wer sonsten auf Ihre Ldd. studia und mores beschieden, nicht haftet, sondern solches allermeist daher fließen möge, daß zuvörderst Unser ältester Sohn, Herzog H. J. Postulirter u. s. w. die Hofmeister, Inspectores morum etc. in dem Respect und Observanz länger nicht hat, als wohl hiebevor, und noch billig geschehen sollte, auch Unsere väterliche Wohlmeynung und endlicher Verlaß ist, sondern, als nunmehr ein regierender Herr, sich der Disciplin und Gehorsam der Hofmeister und Präceptoren etwas zu entziehen vermeinen mag: welchem also ohne Zweifel die anderen Unsere beyden Söhne, Sr. Ld. Gebrüdern, nachfolgen wollen." Nach diesem Eingange erzählt der Herzog, daß er dem Herrn Postulirten aus tragendem väterlichen Amt und ganz treuherziger Wohlmeynung, „doch mit etwas hoher Bewegung" (eine wahrhaft hohe, eine edle Bewegung des Vaterherzens) vorgehalten habe, was er in Dero moribus und studiis Mißfälliges vermerkt, daß Se. Ld. hochbetheuerlich Besserung versprochen und mit Handfassung Angelöbniß gethan; und gibt nun den Hofmeistern, Präceptoren, Collaboranten u. s. w. ausführliche Anweisung, was sie den jungen Herrschaften nicht gestatten, und in welchen Fällen sie ihm, dem sorgsamen Vater, Anzeige

machen sollen. Der patriarchalische Hausgesetzgeber geht dabey — freylich mit der damals üblichen schier unermeßlichen kanzley-stylistischen Breite — bis in das kleinste Detail. „Sonderlich aber hat an Unserm Sohn, dem Herrn Postulirten, Uns noch mehr als an den andern beyden fürstl. Kindern, mißfallen, daß Se. Ld. über Tisch sich weniger Höflichkeit und Fürstlicher Geberden befleissigen, sondern darinn schier mehr abdenn zunehmen, also, daß Se. Ld. es darin etzlichen wohlgezogenen Bürgerskindern nicht gleichthun, — — auch sonsten allerhand Göleren und Leichtfertigkeit, so einem solchen jungen Fürsten fast übel geziemen, an sich merken lassen," u. s. f. Eine solche Cyropädie ist fürwahr ein Fürstenspiegel zu nennen. Man findet sich zwar versucht, über die steife Form zu lächeln; aber die innige Vermählung des ernsten Vater-Amtes mit dem fürstlichen Anstande und der fürstl. Höflichkeit macht einen sehr angenehmen Eindruck auf das Gemüth des Lesers, und am Schlusse der 18 Seiten langen Erziehungs-Ordnung ist derselben ein ächtes Salomonis-Siegel der pädagogischen Weisheit aufgedrückt. Der Herzog verordnet nämlich, daß alsobald nach des Herrn Postulirten Wiederankunft zu Grüningen diese Ordnung in der drey Söhne, auch aller auf Ihre Ldn. verordneter Diener Beyseyn, öffentlich verlesen, solches auch ferner alle Monat wiederholt, und dabey ein Jeder das Seine zu thun ermahnt werden soll. Der Herr Postulirte hätte ein von der Natur durchaus vernachlässigtes Subject seyn müssen, wenn er auf diesem Wege nicht gebessert worden wäre; und man wird nach Lesung dieser Urkunde dem vom Herausgeber S. 5. angeführten Bytemeister gern glauben, wenn er in commentario histor. de aug. dom. Brunsv.-Luneburg. meritis in rem literar. p. 121. versichert, daß dieser Heinrich Julius ein gründlich gelehrter Fürst geworden, der selbst den Vater übertraf. In der That ist die Rolle, die er in der Reformation spielte, ehrenvoll genug, und es war unstreitig ein Erfolg der, in vorliegender Ordnung sich charakterisirenden Erziehungsweise, daß er zwischen den entzweyten Religions-Partheyen als vermittelnd auftreten konnte. In solchen heftigen Meynungs-Kämpfen ist das Mittler-Amt ein ausschließliches Erb-Amt der wahren Humanität, der reifen Ausbildung des Geistes und des Gemüthes. Eine besonders merkwürdige Vorschrift ist die S. 27: daß der Herr Postulirte nicht blos Prälaten und Fürnehme von Adel, sondern auch ansehnliche, ehrliche Bürger zu sich an seine fürstl. Tafel ziehen, und überhaupt „es durchaus also machen sollte, daß Se. Ld. getreue, gehorsame und willige Unterthanen haben, auch mehr von jedermänniglich geliebet, als gefürchtet werden möchten." Glückliche Zeiten, wo jenes einfache Mittel, sich bey Jedermänniglich beliebt zu machen, noch nicht von der Hofetikette verboten war!

Die zweyte Urkunde ist älter, als die erste, nämlich vom Jahre 1545. Die Herzogin Elisabeth aus dem Stamme der Markgrafen von Brandenburg beherrschte damals als testamentarische Vormünderin ihres Sohnes Erichs II. die Braunschweigischen Fürstenthümer Calenberg und Göttingen. Eine eifrige Anhängerin der Reformation, fromm und bibelfest, auch ihres Sohnes unfürstliche und der Reformation feindselige Gesinnungen durchschauend, schrieb sie für denselben eine „Unterrichtung und Ordnung zu künftiger und angebender Regierung" nieder. Der Herausgeber erlangte eine beglaubte Abschrift des Originals, welches in der königl. Bibliothek zu Königsberg sich befindet; leider aber hat er es nicht vollständig mitgetheilt, weil er zuviel Theologie und zuviel Intoleranz darinnen fand, wie sie damals den Anhängern der Reformation eigen zu seyn pflegte. Von diesen theologischen Kapiteln hat er einige blos in Bruchstücken, von andern nur die Ueberschriften mitgetheilt, z. B. „Von geistlicher H....ey." Wir ehren des Herausgebers Discretion, aber wir gestehen auch, daß wir diese Tugend am Historiographen nicht lieben. Ein Wort zu seiner Zeit, oder wenn man lieber will, für alle Zeit, enthält das Kapitel von der Münze S. 81. Die Herzogin räth ihrem Sohne, nicht eher münzen zu lassen, bis er Silber genug haben werde: „denn wo sie mit Silber nicht wohl gefasset gewesen, da haben sie den Zusatz zu grob gemacht, und, wie augenscheinlich, schier alle Münze verdorben." Und sie widerräth ihm das Verpachten dieses Regals: „weil der Gewinnst Adams Kindern ohn' Unterlaß beliebet, derhalben Untreu nicht weit davon seyn wird: über wen es dann gehet, ist leiderlich zu ermessen." Golden ist auch die Regel S. 90: „Lieber Sohn, hüte dich, daß du ohne unvermeidliche große Noth deine armen Unterthanen mit Neuerung, Auflag, und Schatzung nicht beschwerst, denn es ist unleugbar, daß kein Ding der Unterthanen Herz so fern von dem Herrn abwendet, als eben solche unbillige Auflage, Neuerung und Schatzung, daß derhalben zuweilen besser ist, im Geringen nachlassen, denn ein Größeres darüber verlieren." Sie verweiset ihn auf das Exempel Rehabeams I. Buch der Könige Cap. 12, und „auf ein anderschreckliches Exempel, so bey seiner Zeit geschehen." Schiller in dem Abfall der Niederlande ist vollkommen ihrer Meynung.

Das mag hinreichen, aufmerksam zu machen auf diesen Fürstenspiegel, und auf das Verdienst, ihn öffentlich aufgestellt zu haben. Ueber den Mangel diplomatischer Treue des Abdrucks (die Orthographie ist absichtlich modernisirt worden) mögen mit dem Herausgeber die Genauen rechten, die in Sylben und Buchstaben das Heil der Geschichtsforschung suchen.

Müllner.

Nr. 53.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 5. Juli 1825.

Experimental-Physik.

(Fortsetzung.)

Unser V. kömmt nun zu den Flötenwerken, und erwähnt, bey dieser Veranlassung, einer artigen, von Cogniard Latour erfundenen und Sirene benannten Maschine. Ich könnte mir's, schon des Namens wegen, nicht vergeben, wenn ich darüber weggegangen wäre. Sieh, es kam darauf an, zu beweisen, „daß der Ton der Rohrwerke unmittelbar durch die Schwingungen ihrer Zungen hervorgebracht wird, und daß die Schnelligkeit dieser Schwingungen von den Dimensionen der Zungen abhängt.“ Da läßt Latour, um es darzuthun, einen anhaltenden Luftstrom durch eine kleine Mündung treten, vor welcher er eine, um ihre Mitte bewegliche, kreisförmige Scheibe anbringt, deren Rotationsbewegung durch jenen Luftstrom vermittelt wird. Die Scheibe ist an dem Theile ihrer Oberfläche, der successiv vor die Mündung tritt, mit Löchern durchbohrt, die so gleich als möglich aus einander liegen; und die Bewegung der Scheibe bringt diese Löcher, oder Pfeifen, abwechselnd vor den Luftstrom, der durch die Mündung bläst. Da sie aber, der Rotation wegen, nur einen Augenblick davor verharren, so findet sich der Luftstrom immer wieder durch den dazwischen tretenden vollen Raum des Scheibenrandes aufgehalten; und diese beständige schnelle Abwechslung des Vollen und Offnen bringt in diesem Luftstrome gerade solche Intermissionen hervor, als die Schwingung der Zunge bey den Mundstücken: auch entsteht gleicherweise ein Pfeifenton, dessen Höhe, wie bey den Mundstücken, von der Zahl der Intermissionen abhängt. Nun gewährt aber die Sirene den Vortheil, die Zahl der Scheibendrehungen zählen, und folglich das Verhältniß der Intermissionen zu den Löchern bestimmen zu lassen, woraus man schließen kann, ob die Höhe des entstehenden Tones der Zahl von Intermissionen entspricht. Latour hat diesen Versuch angestellt, und den Erfolg der Theorie gemäß gefunden. Das ist ein allerliebstes Resultat; und ich habe schon mit einem hiesigen Mechanikus Rücksprache genommen, der mir, um selbst Versuche damit anstellen zu können, eine solche „Sirene“ machen will. Nach der schönen und deutlichen Beschreibung und Abbildung, die das Werk davon gibt, meint er, es sey dieß nur eine Kleinigkeit. Bey meinem ersten Besuche bringe ich sie Dir dann mit. — Nun aber, meine liebe Freundin! bin ich mit meinem musikalischen Vortrage zu Ende: die beyden lezten Kapitel dieses dritten Buches, welche von der Mittheilung der Schwingungsbewegungen und von den Werkzeugen der Stimme und des Gehörs handeln, sind keines Auszuges im Damen-Sinne fähig. Nun kommt das vierte Buch, in zwanzig Kapiteln, beschäftigt mit der ernsten Lehre von der Elektricität, deren Vortrag keine „Sirene“ mit süßen Flötentönen unterbricht. Wie werde ich Dich da festhalten? Ja, wenn ich gewiß wäre, daß Deine leidenschaftliche Liebe zur Physik, die ich in meinem ersten Briefe so gerühmt habe, auch immer noch aushielte! Aber mit welchem Rechte darf ich das erwarten, da dieß schon das zweyte Schreiben über den nämlichen Gegenstand ist? — ich muß Dir da ein Anekdötchen erzählen. Ein Französischer Prinz bezeigte seinem Lehrer in der Mathematik Unwillen über die großen Schwierigkeiten dieser Wissenschaft. Il faut bien, antwortete ihm der Lehrer, que votre Altesse prenne un peu de peine, car, en mathématiques, il n'y a point de route royale. Nun siehst Du, meine liebe Freundin! en physique il n'y a point de route royale (oder de dames) non plus; Du wirst Dir also auch schon ein Bißchen Mühe geben müssen. — Ich bin ordentlich stolz auf die sinnreiche Einleitung. Dazu kommt, daß ich Dir den Gegenstand gleich von einer sehr interessanten Seite zeigen kann. „Alle Eigenschaften nämlich, die wir bis hieher an den Körpern betrachtet haben, sind ihnen standhaft inhärirend, und scheinen vom Wesen der Materie, aus welcher sie bestehen, ganz untrennbar zu seyn. So kann man den schweren Körpern z. B. die Schwere unter keinerley Umständen rauben. Ganz anders verhält es sich dagegen mit denjenigen Modifikationen im Zustande der Körper, von denen jezt die Rede seyn soll, und wohin die Elektricität eben gehört: sie werden den Körpern nur vor-

übergehend ertheilt.“ Das ist in der That merkwürdig genug; man muß nur tiefer darüber nachdenken. Nimm, des Spaßes wegen, eine Stange Siegellack, und bringe sie, wie sie ist, in die Nähe von Papierschnitzeln: dieselben werden gar keine Einwirkung davon erfahren; hast Du aber das Siegellack vorher tüchtig an einem Stücke Wollenzeug gerieben, so weißt Du schon, wie artig die Schnitzelchen zu tanzen anfangen. Doch ist diese Wirkung des Reibens nur vorübergehend, und schon nach einer kleinen Weile hat das Siegellack die dadurch erweckte Anziehungsfähigkeit wieder verloren, ohne damit gleichwohl irgend etwas weiteres von seinen Eigenschaften einzubüßen. Ich brauche Dir nicht erst zu sagen, daß dieser Vorgang zu den elektrischen Erscheinungen gehört; aber ist es nicht auffallend, daß eine so hübsche Sache so vorübergehend ist; und wie, in aller Welt, kann es damit zugehen? Ich will Dir wohl vorläufig eine Antwort auf diese interessante Frage geben; Du mußt mir aber gleich versprechen, hiernächst den betreffenden Abschnitt im Buche, welches ich, zu diesem Zwecke, dem gegenwärtigen Briefe beyfüge, selbst nachzulesen: Biot sowohl als M. Fechner sind hier recht per excellentiam auf ihrem Flecke, und Du wirst eine Menge der artigsten Entwickelungen finden, die ich nicht alle hersetzen kann. In der Hauptsache aber denke Dir also, daß durch das Reiben der Siegellackstange eine Verbindung zweyer, allen Körpern inwohnender Principien aufgehoben werde, die, im ungestörten Zustande, einander neutralisiren. Diese beyden Principien sind die positive und die negative elektrische Materie, und es verhält sich mit ihrem Wechselbezuge gerade umgekehrt wie mit dem geistigen. In der Geistersphäre nämlich ziehen sich verwandte Seelen *) an; in der elektrischen aber, ungleichnamige: so daß positive Materie sich mit negativer, und negative dagegen mit positiver zu sättigen strebt, und die gleichnamige dagegen zurückstößt. Ja, sobald ihre Trennung nur erfolgt ist, so erregen sie, zu diesem Ende, in ihrem Wirkungskreise schon eine ähnliche „Vertheilung,“ einen Gegensatz; und ich will Dir, wenn Du mir bis hieher gefolgt bist, nun erst einmal die Wirkung begreiflich machen, die das Siegellack auf die Papierschnitzelchen ausübt. Siehe, durch das Reiben ist die natürliche Elektricität dieses Lackes zersezt, und negative Materie auf seiner Oberfläche frey geworden, die sich nun mit positiver sättigen möchte, und, zu diesem Zwecke, „ihre vertheilende Wirkung auf die, im Wirkungskreise des Körpers befindlichen,“ ihrer Kraft zugängigen, leichten Papierschnitzelchen dergestalt ausübt, daß die verlangte entgegengesezte positive Materie darin frey wird. Kaum ist dieß aber in's Werk gerichtet, so erfolgt augenblicklich Anziehung; die, der negativ elektrisirten Stange Siegellack zuströmende positive Materie reißt die, mit den sensibel gewordenen lezteren geschwängerten Papierschnitzelchen mit sich fort, und Du siehst sie sich, für einen Augenblick, fest an den Lack hängen. Allein was geschieht? Nachdem sie dieser ihrer positiven Elektricität zur Herstellung seines Gleichgewichtes beraubt, und ihnen dagegen von seinem Ueberfluß an negativer Materie mitgetheilt hat, so stößt er sie nunmehr zurück, und sie verlieren lezteren erst wieder bey ihrer Berührung mit dem Tische oder demjenigen andern Körper, auf welchen sie niederfallen, wonächst der elektrische Tanz von Neuem angeht. *) Darauf gründet sich das niedliche Spiel mit einer Flaumfeder, die zwischen einer geriebenen Glasröhre und Siegellackstange, wie ein Ball, hin- und herfliegt, und welches Du, zur Erheiterung nach dieser elektrischen Auseinandersetzung, nun immer vornehmen magst. Hätte ich Dich nur bey mir! Mit dergleichen artigen Experimentchen wollte ich meine physikalische Recension so oft wie möglich unterbrechen, daß ich Dich durch die ersteren für die lezteren gewiß gewänne; ich habe ein allerliebstes Kabinet, und so eine hübsche Fertigkeit, daß mich meine hiesigen Zuhörerinnen ganz gern dociren lassen, wenn ich ihnen nur den Apparat im Hintergrunde zeige.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Anmerk. Theuerste Emilie! Laß mir den Vergleich immer durchgehen, da ich nur unter seinem Schutze diese elektrische Dissertation der Controlle des pochenden Schlüssels entzogen habe. Sieh, ich fühle wohl, daß meine geistige Verwandtschaft zu Dir, geliebte Freundin! innigerer Natur ist; aber wenn es der Wissenschaft an der bestimmteren Erkenntniß gebricht, so muß sie sich hinter einem Gleichniß verbergen, um Ahnung eines Wissens zu erwecken, welches sie in seiner dogmatischen Reinheit nicht zu vermitteln vermag. Glaube nur, ich habe mir's rechtschaffen sauer werden lassen, um tiefer in die Natur der Kräfte einzudringen, welche die Schule mit dem Namen Elektricität belegt; und wenn ich des Gleichnisses dabey nicht entlehren kann, so sollst Du mich nicht anklagen.

Nürnberger.

*) Anmerk. Ich sehe hier eine Einwendung auf Deinen Lippen schweben, zu deren Beantwortung ich wieder in eine Note flüchten muß. Du fragst mich: woher denn endlich die eigenthümliche positive Elektricität des Lackes gekommen sey? Liebe Emilie! zwey Worte: Reibezeug und zerriebener Körper enthalten entgegengesezte Elektricitäten. Denke nur selbst ein Bißchen nach; ich wiederhole Dir's: „en physique il n'y a point de route royale.“

Nürnberger.

Unterhaltungs-Literatur.

Neue Witzfunken und Lichtleiter. Zweyten Bandes erster Cyclus. Leipzig bey Cnobloch. 1825. 224 S. gr. 8.

Es gibt schwerlich ein reichhaltigeres Magazin von witzigen Einfällen und spaßhaften Vorfällen, als die Sammlung eines Ungenannten, wovon hier das neueste Heft vorliegt. Sie begann im Jahre 1816 unter dem Titel: Witzfunken und Lichtleiter, und 12 Theile (vom Verf. Cyklen genannt) erschienen bis zum Jahre 1822 in sechs starken Bänden. Im Jahre 1823 fügte der Sammler dem Titel das Wort „Neue" bey, ohne daß sich ein anderer Grund für diese Neuerung einsehen ließe, als etwa die Liebe der Lesewelt zu Neuigkeiten. Des wahrhaft Neuen gibt es in dieser Sphäre überhaupt nicht viel; der menschliche Witz, in seiner steten Beweglichkeit, hat kaum irgend einen Gegenstand ganz unberührt gelassen. Zum Glück hat derselbe vor den dichterischen Gedanken und ihren bildlichen Einkleidungen den großen Vortheil voraus, daß er sich nicht so leicht abnuzt, und durch die Anwendung auf eine neue Gelegenheit immer wieder einen neuen Reiz bekommt, der dem Reize der Neuheit gleicht.

Der Herausgeber hat außer dem Verdienste des Sammelns auch das des Ordnens und Einkleidens. Bey dem leztgenannten Geschäft strebt er mit Erfolg nach der Haupt-Tugend, der Kürze. Bey der erstgedachten verliert er sich bisweilen in Unterscheidungen ohne logischen Halt. Seine Schreibart hat einige Eigenheiten, die nicht zu loben sind. Er ist ein Sprach-Neolog, ein Liebhaber der Wortschöpferey. Curiosen z. B., die auf Testamente Bezug haben, nennt er Testamentlichkeiten, epistolarische Seltsamkeiten Brieflichkeiten. Er schreibt scherzlich statt scherzhaft, witzlich statt witzig, ja sogar witzsam (S. VI. Z. 5. v. u.), was den Witz, der stets für entfernte Aehnlichkeiten empfänglich ist, leicht an sparsam mahnt. Am unangenehmsten fällt es auf, daß er in den meisten Fällen die Lehre von den beweglichen Präfiren der Zeitwörter nicht beachtet, und z. B. schreibt: Die Frauen abschmeicheln, abmaulen, abtrotzen uns Manches — er ankündete u. s. w. Doch findet sich auch S. 201: Eine Zeitschrift kündete an, und noch dazu in einer Verbindung, wo zwischen dem Zeitworte und dem abgelösten Präfirum 19 Wörter und 3 Interpunctionen stehen. Der falsche Grundsatz scheint hier dem natürlichen Gefühle gewichen zu seyn. Möcht' ihn der Verf. doch lieber ganz aufgeben! S. 294 erzählt er eine Anekdote von dem Prediger einer reformirten Kirche in Deutschland, der in einer französischen Predigt gegen die unter den Menschen (hommes) herrschenden Sünden eiferte, und hinzufügte, qu'il entendoit les femmes dessous, statt qu'il y sousentendoit les femmes. Der Prediger beging die nämliche Sünde gegen die ihm fremde Sprache, die der Herausgeber gegen seine Muttersprache begeht, nur umgekehrt: er trennte die Präposition vom Zeitworte, wo sie nicht getrennt werden kann, ohne den Sinn zu entstellen. Wenn der Verfasser einmal an den Rhein käme, und zu einem französischen Fährmanne spräche: Uebersetze mich (statt setze mich über); der Fährmann aber ihm erwiederte: Pas possible, je ne vous entends pas; so würd' er gewiß fühlen, daß sein Grundsatz nicht durchzuführen ist ohne Mißverstand.

Bey weitem der größte Theil von dem Inhalte des vorliegenden Theils ist geistreich und attisch gesalzen. Selbst unter dem unwillkürlichen Druckfehler-Witz ist manches schmackhafte Körnchen, z. B. S. 198: „Unsere Familie gebot Achtung durch den Schimmel (Schimmer) der Jahrhunderte." Aber leider ist der Setzer des Buches allzuoft, und meistens auf ungesalzene Weise, witzig gewesen. Die Anzahl der Druckfehler ist Unzahl. Der, gleichfalls unwillkürliche, Uebersetzerwitz ist ebenfalls zum größten Theile ergötzlich; doch einmal wenigstens hat der Herausgeber unglücklich gewählt. Er betrachtet S. 201. des Franzosen Paul Titel seiner Uebersetzung des Cornelius: Vies des grands capitaines, als einen Uebersetzbock. Im Gegentheil, des grands empereurs wär' einer gewesen. Capitaine heißt nicht blos Compagnie-Chef, sondern auch Feldherr, Feldhauptmann, z. B. „Ce général était plus soldat que capitaine." Ein berühmter französischer Marschall antwortete einmal in einer bedrängten Lage auf die Einladung einer Streifparthey, sich zu ergeben: Un capitaine qui a pris le pont d'Arcole, ne se rend pas à des brigands. Einige, bereits allzubekannt gewordene Bulls, wie z. B. der aus dem Conversations-Lexikon, wo von Erdbeben im Monde die Rede ist, hätten wegbleiben können. Bey den längeren, witzigen Gedichten (von denen das: Leben und Musik, S. 215 ungemein gelungen ist), und bey den versificirten Epigrammen wären billig die Verfasser zu nennen gewesen. Das ideelle literarische Eigenthum soll auch der Sammler von Kleinigkeiten respectiren.

M.

Kunstphilosophie.

Aesthetische Vorlesungen über Goethe's Faust als Beytrag zur Anerkennung wissenschaftlicher Kunstbeurtheilung herausgegeben von Dr. H. F. W. Hinrichs, ord. Prof. d. Philos. zu Halle. Halle im Verlag der Wittwe Bothe. 1825. LIV und 240 S. 8.

Nach der Ansicht des Vs. im Vorwort S. XXXVI. „macht Goethe's Faust Anspruch darauf, ein philoso-

phisches Trauerspiel vorstellen zu wollen." Wir glauben das nicht; aber daran, daß es wirklich philosophische Trauerspiele geben könne, läßt sich nicht mehr zweifeln: denn das vorliegende Buch ist ein philosophisches Trauerspiel. Das möchte hingehen; es gibt deren mehrere, und es ist an sich nicht befremdlich, wenn über so kühne Werke des Genies, wie Goethe's Faust, hin und wieder Unsinn geschrieben wird, der in verständigen Lesern für die Verfasser den tragischen Hebel des Mitleids in Bewegung sezt. Hier aber ist der Fall ganz anders. Das Buch ist nicht nur ein philosophisches Trauerspiel, sondern es soll auch eins seyn nach dem Willen des Verfassers.

„Die lieben Freunde desselben, Daub und Hegel, haben in ihm (nach S. VI.) den Vorsatz rege gemacht, in Verbindung mit der Dichtung selbst den dargestellten Inhalt der Tragödie in der Weise des Gedankens zu erfassen, und denselben in der Einheit seiner mit dem Gedanken als seiner Wesenheit und Wahrheit zu entwickeln. Eben deßwegen ist die Art und Weise, wie diese Vorlesungen den Inhalt und somit auch die Form der Tragödie behandeln, nicht als ein bloßes Räsonnement u. s. f. (sic') vorzustellen, sondern als ein Vertiefen derselben in dieses Kunstwerk, so daß sie seinen vorgestellten Inhalt in ihrer Entfaltung in und vermittelst der Strenge des Gedankens schöpferisch hervorbringen und darstellen. Insoferne können dieselben auch nicht für einen sogenannten Versuch, nämlich, wie es wohl gewöhnlich heißt, die Tragödie verständlich zu machen, gelten wollen, sondern, indem jeder Versuch und alles Versuchen der Art soviel als nichts ist, geben sie sich für die wirkliche und deßhalb allein wahre Auslegung derselben aus, und ihre darstellende Entfaltung der Tragödie für den Beweis dieser Auslegung selbst. Diese Vorlesungen sind darum, weil sie die freye Gedanken-Darstellung der Tragödie ausmachen, keineswegs ein nicht (?) abgeleitetes Urtheil, was deßhalb bedeutungslos wäre, und nichts sagen will, wie z. B. das Urtheil Schellings und das von A. W. v. Schlegel über diese Tragödie, sondern eben so sehr als ein Gedankenkunstwerk zu betrachten, als die Tragödie ein wahres poetisches Kunstwerk ist. Nur als solches, vermittelst welches das poetische Kunstwerk wiedergeboren in dem Elemente des Gedankens sich beweiset, kann der Gehalt (sic) der Vorlesungen darauf Anspruch machen, den allein wahren Begriff der Auslegung in der die Tragödie darstellenden Weise aufgestellt zu haben, womit aber auch, wie sich das im Verlaufe derselben näher ergeben wird, nothwendig zusammenhängt, daß unsere Vorlesungen in der Weise des Gedankens den weiteren Inhalt eines etwanigen zweyten Theiles der Tragödie erzeugen, und darum dem Begriffe nach selbst diesen zweyten Theil ausmachen müssen."

Also nicht eine Auslegung des berühmten Kunstwerks, sondern selbst ein Kunstwerk, und zwar ein solches, welches zugleich den oft desiderirten zweyten Theil des Faust ausmacht, soll dieses Buch seyn. Da es nun durchaus philosophisch, und noch dazu absolut philosophisch ist; was kann es anders seyn, als eine wahre, ja allein wahre philosophische Tragödie. Wen darüber die obige Proklamation noch in Zweifel lassen, wer dieselbe vielleicht gar nur für eine zahnärztliche Ankündigung halten könnte, der wird im Buche selbst finden, daß der Verf. wirklich glaubt, was er sagt. S. 218. spricht er von der weiteren Gestaltung der Tragödie oder eines zweyten Theiles derselben, „die ihrem wahren Begriffe nach von Seiten des Gedankens sich aus unseren Vorlesungen von selbst ergibt, oder vielmehr diese Vorlesungen selbst ist." Und er schließt das ganze Gedankenkunstwerk mit der spiegelklaren Erklärung: „Indem also die Tragödie mit den Vorlesungen vereint dieselbe ihrem wahren Begriffe nach enthüllt, und in ihrem Werden und Vollenden die absolute Anschauung verwirklicht, ist diese Einheit der absoluten Gewißheit des Anschauenden mit der von der Tragödie und den Vorlesungen enthüllten Selbstgewißheit des allgemein geistigen Bewußtseyns als der absoluten Anschauung selber die wissende Wahrheit, welche das die Tragödie und die Vorlesungen als die durchdringende Einheit derselben Bewegende und Belebende ist."

Hier haben wir denn also die absolute Anschauung des Faust, die absolute Gewißheit des Anschauenden, und die wissende Wahrheit in nuce, auf 240 Seiten. Möglich, daß dadurch manche Leser von nichts eine absolute Anschauung erhalten werden, als von der absoluten Gewalt des Verfassers über seine Muttersprache, und von der tragischen Verwickelung der Begriffe in seinem Kopfe. Aber die leztgenannte Anschauung ist es eben, welche das Werk zum Gedankenkunstwerke, zur philosophischen Tragödie erhebt. Daß ein solcher Tragöd das gemeine Volk der deutschen Aesthetiker verachtet, versteht sich von selbst, und es ist nicht für grob, sondern blos für absolut anzusehen, wenn er S. XLII. eine Meynung Bouterweck's „stupid" und ihn selbst „den ohnlängst nach Anticyra *) Verwiesenen" nennt. Den ungenannten Verfasser der vorlezten Schrift über den Faust, die in Leipzig b. Hartmann 1824 erschienen ist, behandelt er dagegen mit der bescheidensten Artigkeit. Er ladet ihn S. LIII. ein, „von diesen Vorlesungen über die Tragödie die Enträthselung derselben als den Geist der Wahrheit erkennen zu lernen, und zu erfahren, daß das als unmöglich ausgesagte Unternehmen, nämlich die Tragödie enträthseln zu können, sich doch möglich gemacht habe."

*) Also einen Verrückten! Vid. Hor. A. poet. v. 300 und Aul. Gell. Noct. Att. Lib. XVII. c. 15.

M.

Nr. 54.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 8. Juli 1825.

Experimental-Physik.

(Fortsetzung.)

À propos, hast Du denn schon von der merkwürdigen Uebereinstimmung gehört, die zwischen dem Gesetze dieser elektrischen Kräfte und der Anziehung der Himmelskörper stattfindet? Nun das ist doch wirklich erstaunend! Beyde richten sich nach dem umgekehrten Verhältniß des Quadrates der Entfernung. Ich muß versuchen, Dir dieß recht deutlich zu machen. Daß sich die Himmelskörper einander anziehen, z. B. die Erde, der Mond, ist Dir schon bekannt; diese Anziehung nimmt aber in dem Verhältnisse des Quadrates der zunehmenden Entfernung ab: in einer zweyfachen Entfernung beträgt sie nur noch den 4ten Theil der, der Einfachen entsprechenden, und 4 ist bekanntlich das Quadrat von 2. Genau so ist's nun mit der Wirkung der elektrischen Kräfte; die geriebene Stange Siegellack wirkt in einer Entfernung von zwey Zollen, vier Mal schwächer auf Papierschnitzelchen, als in der Entfernung Eines Zolles. Hier im Buche wird recht artig beschrieben, wie diese delikaten Versuche mittelst der Drehwage von Coulomb anzustellen sind. Lies nur das zweyte Kapitel nach; ich habe mich dem Biot und Fechner da sehr verpflichtet gefühlt.

„Nachdem aber auf diese Weise das allgemeine Gesetz der elektrischen Anziehungen und Abstoßungen bestimmt worden ist, so muß, um eine genaue Bestätigung der daraus zu ziehenden Folgerungen zu erhalten, und den Wirkungen der elektrischen Grundursache bis in's Einzelnste nachgehen zu können, ferner das Verhältniß ausgemittelt werden, nach welchem die Energie der elektrischen Materie, durch Berührung der Luft und Unvollkommenheit des isolirenden Vermögens der Unterlagen geschwächt wird.“ (Drittes Kapitel). — Isolirende Unterlagen? ich muß freylich ein erklärendes Wörtchen hinzufügen, um dem Kunstausdrucke Eingang in einen Damen-Cirkel zu verschaffen. Sieh, liebste Emilie! man theilt die Naturkörper, rücksichtlich ihrer Beziehung zur Elektricität in zwey große Classen, und nennt diejenigen, welche die elektrische Materie „frey“ *) durch sich hindurchlassen, Leiter (Conductoren), und diejenigen dagegen, welche diesem Durchgange Schwierigkeiten entgegenstellen, Nichtleiter (Isolatoren). Das ist das ganze Geheimniß; wer nuzt dergleichen isolirende Körper als Unterlagen, um die elektrischen Experimente darauf vorzunehmen, die dann um so besser gelingen. Nun wird Dir auf einmal klar werden, wozu die Fußbrette mit Glasfüßen dienen, derentwegen Du mir einmal schriebst, ohne daß ich auf diesen Punkt bis jezt geantwortet hätte: Glas ist nämlich eine der kräftigsten isolirenden Substanzen; und wenn z. B. eine Person elektrisirt werden soll, so sezt man sie auf einen, nach diesem Grundsatze eingerichteten isolirenden Sessel. Am Ende hast Du das Experiment schon an Dir selbst vornehmen lassen, und lächelst über meine Ausführlichkeit; allein es kömmt darauf an, ob Dir die Gründe zur Anwendung des Glases recht klar gewesen sind. Noch eins: Wenn Dich die Lust dergestalt selbst zu experimentiren, nochmals anwandeln sollte, und Du eines Isolatoren bedarfst, so ist eine flache Schüssel von Porcellan recht bequem dazu. Nur wird der oben erwähnte, wiederholte, elektrische Tanz der Papierschnitzelchen auf einer solchen isolirenden Unterlage nicht wohl gelingen, sondern vielmehr auf einer leitenden; und Du magst mir mit Deinem gewohnten Scharfsinne jezt erst einmal die Gründe davon entwickeln. — Freylich geht auch auf solchen isolirenden Unterlagen die Elektricität allmählig verloren; und das vorliegende Kapitel bringt uns eben darüber die artigsten Versuche von Coulomb. Ich weiß nicht, kennst Du denn diesen berühmten französischen

*) Anmerk. „Frey,“ so übersezt unser Fechner, hier Biot's „libre“; ich gestehe, daß ich den Ausdruck gleich beschränkt haben würde, wie es erst weiter unten geschieht. Freyer Durchgang scheint mir einen Leiter zu bezeichnen, dessen Substanz der elektrischen Materie gar keinen Widerstand entgegensezte; und einen solchen Körper kennt die Natur wahrscheinlich so wenig als einen vollkommnen Isolatoren. Sprich nur selbst mit Fechner; er wird mir beypflichten müssen.

Dr. Nürnberger.

Physiker? Er ist leider der gelehrten Welt schon im Jahr 1806 entrissen worden; und Du kannst biographische Belehrung über ihn in unseres Ersch gelehrtem Frankreich finden, welches ich mich erinnere in Deiner Bibliothek gesehen zu haben. — Ich möchte Dich gar zu gern für diese elektrischen Gegenstände recht lebhaft interessiren; und da finde ich zu meiner Freude, im folgenden fünften Kapitel, *) weitere Aufklärungen über das Elektrisiren durch „Vertheilung," ein Ausdruck, den ich, „un peu legèrement," schon oben gebraucht habe, ohne mich recht deutlich über seine Bedeutung zu erklären. Nun will ich um so klarer seyn. Ein elektrisirter Körper nämlich wirkt auf andere Körper, welche in seinen Bereich (Wirkungskreis oder elektrische Atmosphäre) kommen, auch in Entfernungen, die für die Mittheilung viel zu groß sind, indem er in ihnen eine, der seinigen entgegengesezte Elektricität erweckt: diese Art von elektrischer Wirkung nun, welche von der eigentlichen Mittheilung sehr verschieden ist, nennt man Vertheilung. In welchem allgemeinen Zusammenhange dieses Bestreben mit der Vereinigungs-Neigung der entgegengesezten elektrischen Materien steht, habe ich schon oben erwähnt; das Wort aber —

Und aber wo Begriffe fehlen,
Stellt so ein Wort zur rechten Zeit sich ein —

bezeichnet den Vorgang nach unserer Ansicht, noch treffend genug, wenn Du Dir unter solcher Vertheilung nur ein Scheiden der neutralen, elektrischen Substanz des Körpers im Wege von Zurückdringung der gleichnamigen und Heranlockung der andersnamigen Elektricität denken willst. Hier im Buche werden nun ganz allerliebste Experimentchen zur Bestätigung dieser Hypothese von den elektrischen Wirkungskreisen angegeben, und man kann das Ding dadurch recht spielend einsehen lernen. Ich könnte mich kindisch freuen, wenn ich an Dir so eine experimentale Elektricitätsproselytin machte! Wär's doch ein Spaß für mich, mit meinen physikalischen Vorlesungen und dem krausen Apparate, die Modezeitung zu verdrängen! — Biot wird nun immer wieder gleich gar zu ernst: Da kommt er, im sechsten Kapitel mit einer Theorie der Bewegungen, zu welchen die Körper durch die elektrischen Anziehungen und Abstoßungen veranlaßt werden. Immer Theorie! „Grau," spricht Mephistopheles

Grau, grau ist alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum!

Habe ich Dich nicht oben eine Flaumfeder schauen lassen, die zwischen einer geriebenen Glasröhre und Siegellackstange hin und her tanzt? Diesen Tanz will ich hier gleich nochmals anstellen, und ein ganz klein wenig theoretische Sauce, als Quintessenz dieses gelehrten Kapitels, dazu herumreichen. Ist's so recht? Glas und Harz nämlich erhalten durch das Reiben entgegengesezte Elektricitäten: Das Glas die positive (Glas-), das Harz die negative (Harz-) Elektricität. Nun denke Dir die Flaumfeder dazwischen: ist sie erst vom Glase angezogen und hernach abgestoßen, so zieht sie nun der Lack (das Harz) an; sobald lezterer sie aber wieder abstößt, fängt die Anziehung des Glases von Neuem an; — und so muß, in bloßer Folge dieser Wechselwirkung, der Tanz so lange fortdauern, bis das elektrische Vermögen der anziehenden Körper erschöpft *) ist. — Nach diesem vorbereitenden elektrischen Tanze magst Du nun dieß sechste Kapitel zur Abkühlung selbst *lesen*; es wird Dir ein scharfsinniger Zweifel darin auffallen, die der Uebersetzer gegen die Ansicht seines Originals erhebt, nach welcher bey den elektrischen Anziehungen und Abstoßungen die Luft wesentlich in Betracht kömmt, wogegen der berühmte englische Chemiker Davy durch direkte Versuche dargethan hat, daß jene elektrischen Wirkungen im leeren Raume ganz eben so als in der leeren Luft erfolgen. **)

Wegen der hiernächst folgenden Anleitung zur besten Einrichtung der Elektrisirmaschinen (siebentes Kapitel) weise ich Dich zunächst an unsern Fechner selbst, der eine sehr hübsche Elektrisirmaschine besizt, und den Vortrag durch den Augenschein unterstützen wird. Diese Methode verliert überall den Vorzug; wollte Gott, sie fände auch in den metaphysischen Wissenschaften ihre Anwendung, so könnte ich mir manche Unruhe ersparen. — Genug, Du wirst sehen, „wie man da eine Scheibe oder einen Cylinder von Glas

*) Anmerk. Das vierte habe ich übergehen müssen: es handelt von Herstellung des elektrischen Gleichgewichtes; und meine Zuhörer, die von den Schwierigkeiten eines anderen Gleichgewichtes gehört haben mochten, wollten, an der Möglichkeit zweifelnd, gar nichts davon hören. So geht's. —

M.

*) Anmerk. Ich muß mich in Acht nehmen mit Dir, da es möglich wäre, daß Du meinen Brief an M. Fechner zeigtest, der schön lachen würde, wenn er seinen briefflichen Recensenten auf fahlem Pferde ertappte. Also „erschöpft" braucht das elektrische Vermögen nur an den betreffenden Stellen zu seyn, die die Berührung erleiden: die übrigen Stellen zeigen, wie der Versuch lehrt, noch nachher Elektricität. —

M.

**) Anmerk. Das Detail dieser höchst merkwürdigen Versuche findet sich in Gilbert's Annalen, Jahrg. 1822, December. Sie taugen trefflich in m. Identitätstheorie von Wärme, Licht, Magnetismus und Elektricität; und ich werde gelegentlich darauf zurückkommen.

M.

nimmt, die Drehung derselben zwischen zwey festgemachten Reibezeugen mittelst einer Kurbel bewerkstelligt, und nahe an ihre Oberfläche einen isolirten Körper von Metall (weil Metall, wie wir weiter unten, bey der Theorie der Blitzableiter, noch näher finden werden, die elektrische Materie besonders leicht leitet) sezt, der der erste Conduktor heißt, und sich mit der durch jenes Reiben erzeugten Elektricität beladet, um sie, entweder unmittelbar, oder durch Verbindung mit anderen Conduktoren dahin zu leiten, wohin es die Versuche erfordern." Jezt aber kommt der eigentliche Punkt erst. „Da man nämlich weiß, daß mehrere, solchergestalt elektrisirte Körper wieder einen gegenseitigen Einfluß auf einander ausüben, so entsteht die Frage, welches die beste Anordnung für alle Theile des Apparates sey; welche angemessenste Beschaffenheit das Reibzeug haben müsse, um die Elektricitäts-Erregung möglichst zu befördern, welche Gestalt man dem ersten Conduktor zu geben habe, damit er die erregte Elektricität schnell einsauge; welche Form der sekundären Leiter den Vorzug verdiene, um die Anhäufung der elektrischen Materie zu befördern, wie die isolirenden Träger beschaffen seyn müssen, damit sie sich dem Entweichen jener Materie, so lange als irgend möglich, widersetzen u. s. w." — Allein wie schlecht würde ich mich bey meiner Emilie, oder, für den Fall, daß Du Mitleserinnen hast, bey den übrigen Damen, mit so intrikaten Untersuchungen empfehlen. *) Voltaire's bekanntes sinnvolles Wort: „Oh, qu'il fait bon venir à propos!" ist überall an seinem Platze: Die schöne Zeit, wo elektrische Untersuchungen zu den Gesprächen des Tages und der Mode gehörten, hat längst einer ernsteren Platz machen müssen; und wenn ein kritischer Tausendkünstler ihnen neuerdings Eingang verschaffen will, so muß er sich vor allen Dingen hüten, mit der Thüre in's Haus zu fallen. Das sollte mir fehlen; — mit Einem großen Sprunge bin ich über alle diese Steine des Anstoßes hinweg und im zwölften Kapitel, bey der atmosphärischen Elektricität und den Blitzableitern.

„Das hört sich besser an! man sieht doch wo und wie." Denke Dir, liebe Emilie! die ganze furchtbare Pracht eines mit Gewitterwolken (atmosphärische Elektricität) drohenden, schwülen Sommer-Abendes, wenn die Natur in banger Erwartung fast athemlos schweigt, wenn der Landmann ängstlich nach seinen strohbedachten, durch Blitzableiter nicht geschützten Scheuern ausschauet; — und ehre die Wissenschaft, die den Menschen gelehrt hat, die schrecklichste Naturkraft zu bezwingen. „Franklin war der erste, der die den Metallspitzen innwohnende merkwürdige Eigenschaft wahrnahm, elektrisirte Körper, schon aus der Ferne, ihrer Elektricität zu entladen. Er theilte diese Entdeckung den europäischen Gelehrten mit; und der französische Physiker Dalibard stellte sogleich Versuche zur Bestätigung eines so unendlich merkwürdigen Umstandes an. Er ließ nämlich zu Marly-La-Ville eine eigene Hütte erbauen, über welcher eine, vierzig Fuß lange, oben zugespizte eiserne Stange aufgerichtet wurde, deren unterer Fuß in die Hütte hinabreichte und dort isolirt war. Als nun eine Gewitterwolke über die Hütte wegzog, gab die Stange bey Annäherung des Fingers, elektrische Funken, gleichwie es die Conduktoren bey den Maschinen thun (Fechner zeigt Dir das), zum deutlichen Beweise, daß die zugespizte Stange der Wolke von ihrer Elektricität entzogen und sich damit beladen habe. Der Tag, an welchem dieser bemerkenswerthe Versuch zum ersten Male angestellt wurde, war der 10te May 1752." — Noch mehr wird Dich aber die Art ergötzen, auf welche Franklin selbst diese Versuche nachher fortsezte. „In Ermangelung sehr hoher Gebäude nämlich kam er auf den glücklichen Gedanken, die Elektricität aus den Wolken, längs der Schnur eines fliegenden Drachen, auf die Erde herabzuleiten;" und ich mache Dich, bey dieser Veranlassung, darauf aufmerksam, daß dieß nicht das erste Mal ist, wo die Physik in Kinderspielsachen Werkzeuge der interessantesten Entdeckungen gefunden hat. Diese hansene Schnur, an welche der Drache gebunden war und die solchergestalt bis in die Gewitterwolke gehoben wurde, gab zumal als sie erst naß geworden war, *) einen guten Leiter ab; und an ihr unteres Ende hatte Franklin einen Schlüssel gebunden, welchem er den Knöchel seines Fingers näherte, und, zu seiner unendlichen Freude, einen elektrischen Funken erhielt, gleichwie ihn der Conduktor der Maschine hergibt. Der unerschrockene, nur auf die Wissenschaft bedachte Mann ahnete die Gefahr nicht, der er sich dabey bloß stellte, indem er durch einen stärkeren Schlag, gleich dem unglücklichen Professor Richmann zu Petersburg **) bey einem ähnlichen Versuche,

*) Anmerk. Schau einer den Biot: er scheint für sein Publikum von dem nämlichen Gesichtspunkte ausgegangen zu seyn. „Ich habe," sagt er in Bezug auf diese Fragen, „die ausführliche Erörterung meinem größeren Werke vorbehalten; hier gebe ich nur Resultate." Dort finde ich sie auch wirklich: Traité p. p. II. S. 327: de la meilleure disposition à donner aux machines électriques, et aux conducteurs qui en font partie.
N.

*) Anmerk. Dieser, schon Franklin bekannte, und in jedem Augenblicke, durch direkte Versuche erprobliche Umstand zeugt auch für die Leitungsfähigkeit des Wassers. Ich möchte die Widersacher dieser Behauptung einmal mit wassernassen Händen in dem Verbindungskreise meiner großen Batterie haben. Da schlage ich sie, sammt dem Widerspruche, im Nu todt. Ein ergötzlicher Versuch!
N.

**) Anmerk. Das muß ich Dir näher erzählen. Richmann hatte am Dache seines Hauses eine eiserne Stange

hätte erschlagen werden können. Es war also, auf diese Weise unläugbar dargethan, daß die Blitzmaterie einer Gewitterwolke durch einen, in dieselbe hinauf gehobenen Leiter, den hier die hanfene, vom Regen naß werdende Schnur abgab, zur Erde herabgelockt werden könne. Das war ein großer Schritt in der Wissenschaft. Bequemer macht man sich indeß, wie Fechner auf diese Veranlassung bemerkt, den Versuch, wenn man, statt der hanfenen Schnur, eine übersponnene Metallsaite anwendet. Vor der damit verknüpften Gefahr aber sichert man sich durch ein Verfahren, welches der französische Physiker de Romas bald nachher anwenden lehrte. Er ließ seine hanfene, mit Eisendrath durchflochtene Schnur nämlich unten in eine seidene (welche isolirt) auslaufen, und wußte leztere unter einem Wetterdache vor dem Naßwerden zu schützen. Du wirst erstaunen, wenn ich Dir erzähle, welch eine ungeheure Menge elektrischer Materie er den blitzschwarzen Wolken damit entzog. Als sein Drache etwas übrr 500 Fuß hoch gestiegen war, zog er am 7ten Juni 1753, Nachmittags um 1 Uhr, mittelst seines Ausladers, *) aus der Schnur, Stunden-lang, elektrische zolldicke Feuerstrahlen, von mehr als 10 Fuß Länge, die bey'm Hervorbrechen knallten wie Pistolenschüsse. Hier im Buche wird ein Brief mitgetheilt, den er dieserwegen an Nollet schrieb, und worin er die Zahl dieser Strahlen auf mehr als tausend angibt. Denke Dir diese Blitzmasse.

(Der Beschluß folgt.)

---

ausgesteckt, und von dieser Metalldräthe in sein Zimmer geleitet, die am Ende durch einen gläsernen Becher isolirt waren, und woran er elektrische Beobachtungen anstellen wollte. Am 6ten August 1753 eilte er bey einem Gewitter zu diesem Apparate und bückte sich gegen das Ende, wo das Metall aufhörte, als ein elektrischer Feuerballen aus demselben fuhr, und ihn auf der Stelle tödtete. Avis au lecteur! N.

*) Anmerk. De Romas Auslader findet sich beschrieben in den Mém. présentés à l'Acad. des Sc. II. 193. Er besteht aus einer gläsernen, mindestens zwey Fuß langen Röhre, an deren Ende sich eine blecherne Röhre befindet, vor welcher eine, bis zwölf Fuß lange, Kette auf die Erde herabhängt. Die Anwendung begreifst Du von selbst. Ich ziehe bey'm Gebrauche jedes Ausladers seidene Handschuhe an; man ist dann sehr sicher. N.

Apologen.

Hundert neue Fabeln von Abraham Emanuel Fröhlich. Zürich in der Geßner'schen Buchhandlung. 1825. 104 S. 8.

Der Verfasser scheint sich Pfeffeln zum Vorbilde gewählt zu haben und er hat ihm glücklich nachgestrebt. Die Bilder seiner Fabeln sind einfach gewählt und dargestellt, nirgends gebricht's ihnen an Würde und sittlicher Richtung; sie sprechen wechselnd zu Verstand und Gemüth, meist ernst, nicht selten ironisch, zuweilen auch leicht scherzend. Die Schweizerische Herkunft verrathen manche Idiotismen. Etliche Stücke der kleinen Sammlung mögen dem Gesagten zum Belege und dem Büchlein selbst vermuthlich auch zur Empfehlung dienen.

Ellengröße.

Die Pappel spricht zum Bäumchen,
„Was machst du dich so breit
Mit den geringen Pfläumchen?"
Es sagt: „Ich bin erfreut;
daß ich nicht bloß ein Holz,
Nicht eine leere Stange!"
„Was! ruft die Pappel stolz,
ich bin zwar eine Stange,
doch eine lange, lange!"

Die Nachbeter.

Zum Echo sprach der Vogel:
„Dein Lob ertheilst du Allen,
Und wiederholst mit Preisen
das Lied der Nachtigallen,
wie das Geschwätz des Wichts,
Hast du auch eigne Weisen,
kannst Etwas oder Nichts?"
„Nichts, Nichts," hört man erschallen.

Die Ströme des Heils.

Zu des heil'gen Jordans Strande
kam ein Fluß aus anderm Lande,
mit ihm seine Bahn zu ziehen.
Doch der Jordan heißt ihn fliehen.
„Denn du würdest mich entweihn,
ruft er, du bist ja gemein.
Ich, auf Libanon entstanden,
Lebte nur in heil'gen Landen;
Wunder sind an mir geschehn,
Jetzo noch kann man's ersehn
An dem überreichen Segen,
der ergrünet meinen Wegen."
Und der fremde Fluß entgegnet:
„Mich auch hat der Herr gesegnet:
aus dem Himmelsquell entsprungen,
hab' ich mich vom Berg geschwungen;
Korn und Wein und Kränz und Lieder
trug ich in die Thale nieder,
und mit freudehellem Blick
Sah' ich meiner Länder Glück.
Und ich könnte dich entehren?
Deinen Glanz will ich vermehren."
Und mit seinen hohen Wogen
hat er schon ihn fortgezogen.
Und sie strömen nun in Ruh
Einem Meer und Himmel zu.

Der Reformator.

Das Thal schreit auf zum Föhn:
„Was wirfst dein wild Gestöhn
Lavinen ab den Höh'n,
die Bäche zu empören,
Die Matten zu zerstören!
Kannst du denn nicht gelind
Den Winterschnee zerthauen?"
„Nein, ruft der Frühlingswind,
tief liegen noch die grauen
Schneewolken in dem Land;
groß ist der Widerstand,
mit dem die Norde kämpfen.
Wollt' ich sie gütlich dämpfen,
Und sollte nur gemach,
tropfweise nach und nach
der Schnee geschmolzen werden,
würd's Maien nicht auf Erden,
Des Kampfgetümmels Spuren
deck' ich mit grünen Fluren.

Nr. 55.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 12. Juli 1825.

Unterhaltungs-Literatur.

Die arithmetischen Wunder. Sammlung merkwürdiger Zahlenergebnisse und unterhaltender Aufgaben von L. Bleibtreu. Frankfurt a. M. bey Franz Varrentrapp. 1824. 286 S. 8.

Unter einem arithmetischen Wunder kann nicht füglich etwas anderes verstanden werden, als eine mit Hülfe der Arithmetik entdeckte Wahrheit, welche den gemeinen Menschenverstand in Erstaunen sezt. Zwey Bauermädchen trugen jede ein Schock Eyer zu Markte. Liese hatte Ordre, das Paar zu 6 Pfennigen zu verkaufen, Hanne hingegen durfte 3 Stück für diesen Preis geben. Sie begriffen, daß Hanne ihre Waare eher los werden würde, als Liese, und da sie gern wieder zusammen nach Hause gehen wollten; so kamen sie auf den Einfall, ihre Eyer zusammenzuthun, fünf Stück um einen Groschen zu verkaufen, und das gelöste Geld dergestalt zu theilen, daß Liese 15 Groschen, Hanne aber 10 Gr. bekäme, also jede eben so viel, als sie gelöset haben würde, wenn sie ihre Eyer für sich verkauft hätte. Sie führten den Plan aus; als aber die zusammengeschossene Waare, gegen gleich baare Bezahlung, verkauft war, hatten sie nur 24 Groschen, und es stand ihnen, wie man zu sagen pflegt, der Verstand still. Hier manifestirte sich ein arithmetisches Wunder, welches ganz natürlich war. Denn in 2 Schock (= 120) Eyern gibt es zwar 30 Simultan-Amben und 20 dergleichen Ternen, also 30 + 20 = 50 gleichzeitige Kombinationen, deren jede im vorschriftmäßigen Verkauf 6 Pf. eingetragen haben würde. Da aber der Simultan-Quinternen nicht 25, sondern nur 24 in 120 enthalten sind, i. e. da 120 × 5 = 24, so kamen sie durch die Abweichung von ihren Vorschriften nothwendig um einen Groschen zu kurz.

Von Wundern dieser Art wimmelt die Arithmetik und die Mathematik überhaupt, und unser Verf. beginnt seine Wundersammlung mit einem ähnlichen Mirakel, indem er beweist, daß man, in einem gewissen Sinne, bey'm Spiele um einen Einsatz = m, niemals so viel gewinnen kann, als man durch diesen Einsatz verliert, wenn das Wagniß fehl schlägt. Die Sach' ist sehr einfach. Wer 1000 fl. besizt und 500 fl. auf eine Karte sezt, riskirt die Hälfte seines Vermögens zu verlieren; er muß aber diese Summe zweymal riskiren und zweymal gewinnen, wenn er sein Vermögen verdoppeln will. Gewinn und Verlust stehen zu seinem Besitzstande nicht in gleichem geometrischen, sondern blos in gleichem arithmetischen Verhältnisse. Wenn das Vermögen = x, und der Einsatz = m, so ist der Besitzstand nach dem Gewinne = x + m und nach dem Verluste = x − m. Die Differenzen x − (x − m) und (x + m) − x sind gleich, aber nicht die Brüche $\frac{x - m}{x}$ und $\frac{x}{x + m}$, deren erster nothwendig größer seyn muß, als der zweyte, weil überall die Subtraktion einer bestimmten Zahl vom Zähler des Bruches den Werth mehr verkleinert (i. e. den Bruch mehr vergrößert) als die Addition derselben Zahl zum Nenner. Es sey z. B. x = 9, m = 3, so ist $\frac{x - m}{x} = \frac{6}{9} = \frac{2}{3}$, aber $\frac{x}{x + m} = \frac{9}{12} = \frac{3}{4}$. Dieses erste Wunder unseres Verf., welches er „die Folgen des Spiels“ überschrieben hat, wird schwerlich Jemanden vom Spiel abhalten; aber es führt sonst auf einige ganz unterhaltende Betrachtungen.

Gesezt einmal, ein Spieler trät' an eine Bank und spräche zum Bankier: „Mein Herr! Hier sind 9 Louisd'or. Ich will sie entweder verlieren oder verdoppeln, aber ich verlange, daß nach jedem Gewinne mein Vorrath zu diesen 9 Louisd'or sich verhalte, wie diese 9 Louisd'or zu meinem Vorrathe sich verhalten haben würden, wenn ich den Einsatz verloren hätte.“ Nehmen wir an, der Bankier, nur an das arithmetische Verhältniß denkend, und nicht wissend, daß unter einem Verhältniß schlechtweg allemal das geometrische verstanden wird, erwiederte darauf: „Das versteht sich, Gewinn und Verlust egal, so wird stets bey mir gespielt.“ Was müßt' er zahlen, wenn der Spieler 6 Louisd'or gesezt und gewonnen hätte? Im Fall der Spieler

verlor, blieb sein Vorrath = 3, und die obige Bedingung involvirte das Verhältniß 3 : 9 = 9 : 27. Also müßte der Bankier 18 Louisd'or zahlen, damit der Pointeur 27 Louisd'or Vorrath bekäme.

„Wie?" spricht der erstaunte Bankier, „18 gegen 6? Doch es sey darum, ich mag keinen Streit, nur muß Ihre Bedingung auch für mich gelten, wenn ich gewinne. Sie haben nun 27 Louisd'or Vorrath, und meine Bank besteht aus 1000 Louisd'or. Gewinn' ich die von Ihnen besezte Karte, so zahlen Sie mir nicht blos Ihren Einsatz, sondern so viel, daß mein neuer Vorrath sich zu diesen 1000 Louisd'or verhält, wie meine 1000 Louisd'or sich zu meinem Vorrathe verhalten haben würden, wenn ich Ihren Einsatz hätte bezahlen müssen."

„Es gilt," antwortet der mathematische Pointeur, und sezt wiederum 6 Louisd'or. Er verliert, was bekommt die Bank? Antwort: Den Einsatz und noch $\frac{18}{497}$ Louisd'or dazu. Denn alsdann ist ihr ursprünglicher Vorrath auf $1006\frac{18}{497}$ gebracht; ihr Vorrath, wenn sie den Einsatz bezahlt hätte, wäre = 994 Louisd'or gewesen, und 994 : 1000 = 1000 : $1006\frac{18}{497}$, nach der Regel Detri. Und was hätte der Bankier zu zahlen gehabt, wenn die Karte für den Pointeur gewann? Antwort: $7\frac{5}{7}$ Louisd'or, weil 27 − 6 = 21, und 21 : 27 = 27 : $34\frac{5}{7}$, wohin der Vorrath (= 27) durch die Zulage von $7\frac{5}{7}$ gebracht wird.

Also ungeachtet der Reciprocität der obigen Bedingung steht die Bank immer noch im Nachtheile; sie muß, wenn die Karte für den Pointeur fällt, etwas mehr zahlen, als sie bekommt, wenn die Karte verliert. Und dennoch, wenn es einmal einem Gesetzgeber einfiele, die Spielbänke blos unter der obigen, wunderlichen Spielregel zu gestatten — dennoch würde der Staat höchstwahrscheinlich seine Spielpächter finden. Denn der Nachtheil für die Bank dauert nur so lange, als sie den Vorrath des Pointeurs übersteigt. Wird sie geringer, so kommt der Vortheil auf ihre Seite, und eine bis auf 9 Ld'or zusammengeschmolzene Bank, gegen welche noch einige Pointeurs 6 Louisd'or sezten, würde sich, im Falle des Gewinnes von 2 bis 3 Karten, schnell wieder erholen. Und wenn zumal ein Pointeur, der einen großen Vorrath von gewonnenem Gelde vor sich hätte, va banque sagte, so würd' er bey'm Verluste der besezten Karte seinen ganzen Haufen Geld wiederum in die Bank schütten müssen. Denn der Bankier würde so schließen: „Gewannst du die Karte, so wurde mein Vorrath von 9 Ldd'or = 0. Da nun 0 : 9 = 9 : ∞ (i. e. zu Unendlich viel); so mußt du nunmehro, da du die Karte verloren hast, meine Bank auf Unendlichviel bringen, d. h. auf so hoch, als du kannst mit deinem Vorrathe."

Um seine Leser für ernstere Betrachtungen zu gewinnen, läßt der Verf. seinem Spielwunder einige Anwendungen der Arithmetik auf Karten- und Würfel-Kunststückchen folgen, und geht dann über zu den Hauptwundern, die in der Hindenburg'schen Kombinationslehre und in der, großen Theils darauf basirten Wahrscheinlichkeitsrechnung von Laplace ihren Sitz haben.

Um die 24 Buchstaben des Alphabets in alle möglichen Ordnungen zu setzen, würde man unter der Voraussetzung, daß das Alphabet 6 Mal auf einen Quadratzoll geht, einen Flächenraum brauchen, der 144,432 Mal so groß wäre, als die Oberfläche unseres Planeten: denn die Anzahl dieser Ordnungen ist = 2 × 3 × 4 × 5.... × 24, und steigt über 620,000 Trillionen, 400,000 Billionen, und 239,000 Millionen hinan. Und, um nur bis zur Billion zu zählen, braucht ein Mund, der in einer Minute Hundert zählt, 19,000 Jahre, Tag und Nacht.

Die Summe der verschiedenen Stellungen, welche auf dem Schachbrete den 32 Figuren gegeben werden können, ist = 2 × 3 × 4 × 5 ... × 64 × 32, und steigt über 1124 Quatuordezillionen (eine Zahlenreihe von 88 Ziffern) hinauf.

Das alles hat seine vollkommene Richtigkeit; aber sehr mit Unrecht hat Herr B. diesem Wunder die Ueberschrift gegeben: Die Permutationen des Schachspiels. Diese sind etwas ganz Anderes. Ein Spiel im Schachbrete ist aus dem Gesichtspunkte der Kombinations-Lehre betrachtet, eine Reihe von Stellungen, der 32, 31, 30..... 2 Schachsteine auf 64 Feldern, von denen jede nach den Gesetzen des Spieles sich entwickeln muß. Die Summe aller, nach den Gesetzen des Schachspiels möglichen Stellungen der Figuren ist begreiflich viel geringer, als die der Permutationen von 32 Gegenständen auf 64 Plätzen, weil die sehr verwickelten Gesetze dieses Spieles eine unermeßliche Anzahl von Möglichkeiten ausschließen; z. B. alle diejenigen, wo ein schwarzer Laufer auf einem weißen Felde stünde, oder beyde Könige zugleich im Schach sich befänden u. s. f. Auch bestimmen die Spielregeln unter den möglichen Stellungen die Ordnung: jede, mit Ausnahme der ersten Aufstellung, muß eine Permutation der unmittelbar vorhergehenden seyn, die durch einen einzigen statthaften Zug bewirkt wird, welches denn wiederum die Summe aller möglichen Spiele sehr weit unter die Quatuordezillionen hinab verringern möchte. Aber eben diese Beschränkungen der Summe erschweren die Berechnung aller Permutationen, woran sich unseres Wissens noch niemand versucht hat. Es käme hier darauf an, aus der ungeheuren Summe aller möglichen Stellungen von 32, 31, 30, 29.....2 Schachfiguren auf 64 Feldern alle nach den Spielregeln undenkbaren durch arithmetische Operationen herauszuwerfen, und die ganze mathematische Analysis, so weit sie bis jezt ausgebildet ist, scheint zu dieser Riesenrechnung unzulänglich zu seyn.

Ueberhaupt hat die Permutationslehre nichts arithmetisch Wunderbares, als die Größe der Zahlen, und ihres Wachsthums mit dem Zunehmen der Anzahl von Gegenständen und Plätzen. Wollte Herr B. aber damit seine Leser in Verwunderung setzen, warum wählte er nicht arithmetische Reihen, die noch schneller steigen? z. B. diese: a^2, $(a^2)^2$, $(a^4)^2$, $(a^8)^2$ u. s. f. Wenn $a = 2$, so geben schon diese vier Glieder die Zahlenreihe: 4, 16, 256, 45536. Sessa forderte bekanntlich für die Erfindung des Schachspiels diejenige Summe Waizenkörner, welche herauskommen würde, wenn man ihm für das erste Feld 1 Korn, für das zweyte 2, und für jedes folgende noch einmal so viel, als für das vorhergehende gäbe, also die Reihe: $1 + 2, + 2^2 + 2^3 + 2^4 + 2^5 + 2^6 + \ldots\ldots 2^{63}$. Man hat berechnet, daß dieser Waizen einen Raum von 271 Cubikmeilen einnehmen würde. Hätte der Erfinder gefordert, daß man ihm für das erste Feld 2 Körner und für jedes folgende die Quadratzahl der vorhergehenden Quantität liefere (also die Reihe: $2 + 2^2 + 2^4 + 2^8 + 2^{16} + 2^{32} \ldots\ldots$ bis zum 64sten Gliede, wo der Exponent der Potenz schon über 18 Trillionen steigt); so würde der Schach von Persien, der über die Geringfügigkeit der Forderung lachte, seinen Proviantmeister durch den Befehl der Herbeyschaffung in noch weit größere Verlegenheit gesetzt haben: denn derselbe würde hohle Sonnensphären gebraucht haben, um dem Sessa seinen Waizen zuzumessen. Auch hätte das Beyspiel einer solchen Reihe gleich dazu dienen können, die Nichtmathematiker mit einem andern arithmetischen Wunder zu überraschen, nämlich mit dem unermeßlichen Unterschiede zwischen dem Werth' einer solchen Reihe, und dem Werth' einer anderen, deren erstes Glied nur um 1 geringer wäre. Denn solchenfalls wär' es $= 2 - 1 = 1$, und die Summe der ganzen Reihe betrüge nur 64 Waizenkörner, weil jede beliebige Potenz der Einheit, jede $1n = 1$ ist.

(Der Beschluß folgt.)

Experimental-Physik.

(Beschluß.)

Ehe ich weiter gehe, muß ich vorher eine Frage an Dich thun. Hier im Buche kommen noch mehrere Kapitel, die vom elektrischen Lichte, und von der, durch Berührung erregten Elektricität (Galvanismus) handeln, und ich habe nur noch ein Paar Seiten meines Heftes frey. Was meinst Du? ich lasse diese Gegenstände vor der Hand auf sich beruhen, und benutze den wenigen Raum, um fortzufahren, wo ich stehen geblieben bin? Unter uns: ich bin da recht zu Hause, zumal wenn ich auf die Blitzableiter komme, deren ich selbst schon mehrere erbauet habe. Ich hoffe, Du sollst es zufrieden seyn. — Also, „stand der Satz einmal fest, daß der Blitz ein elektrischer Entladungsschlag sey, so ließ sich auch nicht zweifeln, daß die Elektricität einer Gewitterwolke, gleich der unserer Maschinen, durch die Wirkung von Metallspitzen beträchtlich geschwächt werden könne (ich habe, däucht mich, dieser wunderbaren *) Fähigkeit der Metallspitzen, die elektrische Materie still abzuleiten, schon oben gegen Dich erwähnt). Franklin, dessen Genie sich vorzüglich darin zeigte, daß er schnell die Anwendung wissenschaftlicher Thatsachen auf das bürgerliche Leben — und das ist die Hauptsache — begriff, verfolgte diesen Gedanken, und so wurde er, durch Erfindung der Blitzableiter, der Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes.“ Unser Biot sezt die Wirkung derselben mit Beziehung auf die Doppelartigkeit der elektrischen Materie sehr hübsch auseinander; begnüge Du Dich, liebste Emilie! damit, Dir die oben zugespizte, auf dem höchsten Theile eines Gebäudes stehende eiserne Auffangestange vorzustellen, „deren oberes Ende in die Atmosphäre läuft, und deren unteres mit dem Erdboden in leitender Verbindung steht.“ Das reicht, nach dem Vorgetragenen vollkommen hin, um Dir die Schutzkraft dieser Einrichtung im Allgemeinen begreiflich zu machen. Für den Fall aber, daß Du Deinen, neulich geäußerten Gedanken, das grüne Gartenhaus ausbauen und mit einem Blitzableiter versehen zu lassen, noch ausführen wolltest, muß ich hier einmal etwas weiter gehen, als der Biot-Fechner, und Dich auf einiges technische Detail aufmerksam machen. Ein langes Nachdenken und prüfendes Gegeneinanderhalten der Umstände hat mich nämlich belehrt, daß man die Auffangestange entbehren kann. M. Fechner, der das gewiß so gut einsieht als ich, hätte es nur hübsch anführen sollen; und mit dieser Bemerkung will ich ihm dann auch so einen kritischen Seitenhieb versetzen, damit er die brieflichen Recensenten nicht für gar zu zahm hält. Genug, die Erfahrung hat gezeigt, daß Wetterschläge, welche auf bloße bleyerne Dachbedeckungen gefallen sind, ihren Weg, wenn es nur an fernerer Metallverbindung mit der Erde nicht gefehlt hat, dahin auch gefunden haben. Der Blitz sucht sich die hervorragenden Theile eines Gebäudes, den Forst, die Schornsteine, die Frontispice u. s. w.; findet er von da

*) Anmerk. „Wunderbar“ ist mir das Verhalten der Spitzen (leitender, unisolirter Körper) gegen die Elektricität immer vorgekommen. Ich habe darüber Mancherley in petto; für heut eins. Wenn sie die elektrische Materie einsaugen, so zeigen sie im Dunkeln das elektrische Licht; aber mit welcher unendlich merkwürdigen Verschiedenheit! Ist die eingesogene Elektricität positiv, so erscheinen leuchtende Sterne; ist sie negativ, so zeigen sich dagegen Strahlenbüschel. Darüber ist viel zu reden.

Nürnberger.

ob eine metallische Leitung, so verfolgt er sie jedesmal. Ueberdieß schützen die Auffangestangen nur auf kleine Distanzen: ich bin in einer Stadt der Mark Brandenburg Augenzeuge davon gewesen, daß der Blitz eine Scheuer anzündete, die ganz dicht bey einem, mit einer solchen Auffangestange versehenen Gebäude stand. Also, liebe Freundin! sage Du Deinem Baumeister, daß er nur über den Dachforst und den Schornstein eine ununterbrochene Leitung von Eisenstangen legt, welche auf Gabeln ruhen, die in den Sparrgebinden befestigt werden; diese Leitung wird sodann längs der Walm-Kante hinab bis in die Regenrinne verlängert. Da ist der ganze Blitzableiter fertig:

Man muß sich nur nicht allzu ängstlich quälen,
Wo uns der Sachen lezte Gründe fehlen,
Stellt hülfreich sich oft die Erfahrung ein.

Meinen Blitzableiter habe ich so eingerichtet; und Du wirst mir's zutrauen — nicht ohne gute Gründe, wenn es nun auch gerade nicht die „lezten" sind, die, wie Du Dich aus Faust, den ich da oben parodirt habe, erinnerst, schon Mephistopheles bey noch wichtigeren Dingen schmerzlich vermißt hat. Man schickt sich halt! — Indem ich damit diesen Brief eben siegeln will, fällt mir's ein, dem M. Fechner, dem ich da oben einen kleinen kritischen Seitenhieb versezt habe, schließlich noch ein großes kritisches Kompliment zu machen, über die reichhaltigen Zusätze nämlich, die er diesem Kapitel von der atmosphärischen Elektricität anhängt. Da kommt unter andern eine mir selbst noch unbekannte, höchst interessante Bemerkung über das Elektrische des Thauprocesses vor, „welches sich darin zu zeigen scheint, daß Glas (Nichtleiter) und Metall (Leiter), zu gleicher Zeit der Bethauung ausgesezt, jenes stark bethauet, während dieses trocken bleibt." Dergleichen allerliebste Sachen finden sich in diesem Anhange mehr. Lies das doch selbst. Ich schließe schon. —

Dr. Nürnberger.

Dramatische Literatur.

Kassius und Phantasus oder der Paradiesvogel. Eine erz-romantische Komödie mit Musik, Tanz, Schicksal und Verwandlungen; in drey großen und drey kleinen Aufzügen; von Ludwig Robert. Nebst einer empfehlenden Vorrede von dem berühmten Hund des Aubry. Berlin in der Vereinsbuchhandlung 1825. XII und 140 S. 8.

Dieser Titel mit seiner gepreßten Spaßhaftigkeit erregt kein günstiges Vorurtheil für das Buch *), und die, auf dem Titel affichirte Hunde-Vorrede sogar ein ungünstiges. Aber bis zu einem gewissen Punkte straft das Drama selbst beyde Lügen. Es ist ein Satyrspiel, welches den Geschmack geißelt, der jezt auf der deutschen Bühne herrscht. Die sogenannten kleinen Aufzüge sind Zwischenakte, worinnen der Theaterdirektor Kassius (von Kasse) mit dem Dichter Phantasus streitet, und denselben durch ein wiederholtes: Entweder, oder ich zahle nicht, nöthiget, aus seinem Stücke, welches im ersten Akte auf ein regelmäßiges bürgerliches Lustspiel angelegt zu seyn scheint, während der Aufführung selbst ein Ungethüm von theatralischer Hyperromantik, ein Effekt- und Kassenstück nach der neuesten Mode zu machen. Das Thema, welches im Prolog zu Goethe's Faust abgehandelt wird, erhält hier gleichsam eine praktische Illustration. Die Geißelhiebe könnten zwar schärfer und dichter fallen, sie könnten noch verwundbarere Flecke des Bühnen-Unwesens treffen; aber nichts destoweniger ist das Ganze von einer satyrisch-komischen Kraft, die es merklich über die gewöhnlichen Parodien einzelner Bühnenwerke erhebt. Man könnt' es, nach Analogie des Sommernachts-Traumes, einen Theaterabend-Traum nennen; denn in der That thut es auf den Leser von Kunstsinn und Geschmack eine ähnliche Wirkung: er sieht die herrschenden Elemente der Bretterwelt so verwirrlich und fratzenhaft, und doch ihrem Kern und Grunde nach so wahr an sich vorüberziehen, daß es ihm vorkommt, als hätt' ein Traum alle die Eindrücke, welche die Abgeschmacktheiten der heutigen Bühne auf ihn gemacht, und die Betrachtungen, wozu sie ihm Veranlassung gegeben, zu einer theatralischen Vorstellung zusammengefügt.

Da der Verf. dem Drama Bemerkungen angehängt hat, welche das Costume der handelnden Personen, ihr Spiel und die Opsis der Bühne betreffen; so scheint es, daß er auf wirkliche Aufführung gerechnet habe. Wir möchten zweifeln, daß es so bald an irgend einem Orte dazu kommen werde: denn die Direktionen machen nicht gern den Geschmack, den sie selbst haben bilden helfen und der sie nähren soll, so im Ganzen lächerlich, wie es hier geschieht.

*) Der Berliner Correspondent des Morgenblattes No. 285 spricht von einem Lustspiele des Herrn L. R., welches Phantasus und Dessius heißen soll. Das ist doch wohl das Nämliche?

Müllner.

Druckfehler im Lit. Bl. 46. S. 184 Z. 9. v. u.

Herr Räder, der Herausgeber der „Erörterungen für meine Zeit," ist kein Poetiker, sondern ein Politiker.

M.

Nr. 56.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 15. Juli 1825.

Unterhaltungs-Literatur.

Die arithmetischen Wunder. Sammlung merkwürdiger Zahlenergebnisse und unterhaltender Aufgaben von L. Bleibtreu. Frankfurt a. M. bey Franz Varrentrapp. 1824. 286 S. 8.

(Beschluß.)

Von den Permutationen geht unser Verf. zu den Kombinationen, d. h. zu der Frage über: wie viel eine gegebene Anzahl von Gegenständen Verbindungen zu 2, 3, 4, 5 u. s. f. (Amben, Ternen, Quaternen, Quinternen) zulasse. Er trägt diese Theorie eben so populär vor, als Semmler in seinem Versuch über die kombinatorische Methode, begeht aber auch den Fehler, daß er nicht gleich Anfangs, bey der Entwickelung des Begriffes, die Simultan-Kombinationen von den successiven unterscheidet. Ref. hat auf diesen Unterschied schon im Eingange dieser Recension, in der Anecdote von den Eyern, hingedeutet. Aus 8 Gegenständen können nur 4 Amben gleichzeitig gebildet werden, gleichwie bey'm Antreten zum Tanz 8 Personen nur 4 Paare geben. Aber successiv (wo jeder Gegenstand nach und nach mit allen übrigen gepaart werden kann), geben 8 Gegenstände schon 28 Amben und eben so viel Serternen, 56 Ternen und eben so viel Quinternen, und 70 Quaternen. Auch sollten in der Theorie die stetigen Kombinationen nicht übergangen worden seyn, als da sind unter 8 Buchstaben die Amben ab, bc, cd, de, ef, fg, gh, wo jeder Buchstabe zwey benachbarten Paaren angehört, mit Ausnahme des ersten und lezten. Ihre Anzahl ist allezeit um 1 geringer, als die Anzahl der gegebenen Gegenstände, und wird derselben gleich, wenn man sich die Reihe zirkelförmig geschlossen denkt, nämlich mit dem Gliede ha. Sie kommen u. a. in Betrachtung bey der Kombination der 64 Schachfelder zum Rösselsprunge, und dienen zur Erklärung seiner Wunder, worunter auch arithmetische sind.

Die Wahrscheinlichkeits-Rechnung behandelt der Verf. sehr klar und praktisch, namentlich in Bezug auf das Lotto und auf die Klassenlotterie. Er zeigt die Thorheit, im Lotto auf höhere Kombinationen zu spielen, höchst anschaulich. Es liegen in 90 Nummern über 43 Millionen Quinternen, von denen nur Eine gezogen werden kann. Wie wenig Wahrscheinlichkeit also, diese einzige zu treffen unter so vielen! Wenn die Wahrscheinlichkeit eines Ereignisses, mathematisch betrachtet, nichts anderes ist, als ein Bruch der Gewißheit, dessen Zähler zum Nenner sich verhält, wie die Anzahl der günstigen Fälle zu der Anzahl der möglichen Fälle; so ist die Wahrscheinlichkeit, eine Quinterne zu treffen, kleiner als Ein 43 Millionentheil.

Herr B. sucht auch S. 67, aber nicht ganz mit demselben Glück, „die zusammengesezte Wahrscheinlichkeit durch Multiplikation" zu erklären, das heißt diejenige Wahrscheinlichkeit, deren Werth man als das Produkt zweyer oder mehrerer Brüche betrachtet, weil der günstige Fall nur möglich ist, wenn zwey oder mehrere Ereignisse, deren jedes einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit hat, zusammentreffen. Es werden z. B. die 32 Blätter einer Piketkarte, nach den Farben sortirt, in 4 Haufen gelegt, und es wird gefragt, wie groß der Gewißheitsbruch sey, daß derjenige, welcher die Lage der Karten nicht kennt, ein Bild von Eicheln greifen werde. Dieses Ereigniß hangt zuvörderst davon ab, daß er in den Haufen der Eicheln greife, und davon ist die Wahrscheinlichkeit $= \frac{1}{4}$. Von dem Ereigniß aber, daß er aus diesem Haufen ein Bild ziehe, ist — wenn man das Daus mit zu den Bildern rechnet — die Wahrscheinlichkeit $= \frac{4}{8} = \frac{1}{2}$, weil unter den 8 Blättern des Haufens 4 Bilder sind. Folglich — schließt man nun — ist die Wahrscheinlichkeit, aus den 4 Haufen ein Bild von Eicheln zu greifen $= \frac{1}{4} \times \frac{1}{2} = \frac{1}{8}$. Ref. muß bekennen, daß ihm die Bündigkeit dieses Schlusses nicht recht hat einleuchten wollen. Man lege die gemischte Karte auf den Tisch, und lasse abheben. Die Wahrscheinlichkeit, daß ein Bild von Eicheln abgehoben werde, ist $= \frac{4}{32} = \frac{1}{8}$, und daß sie diesen Werth behält, wenn die Karte nach den Farben sortirt und in Haufen gelegt wird, folgt nicht sowohl aus dem Resultate obiger Multiplikation, als vielmehr aus dem Umstande, daß das Mischen oder

Sortiren auf den Grad der Wahrscheinlichkeit des Treffens gar keinen Einfluß haben kann. Es ist immer der blinde Zufall, welcher die Hand lenkt in einer Urne, worinnen 4 Treffer unter 32 Loosen stecken. Daß hier die Resultate beyder Ansichten zusammentreffen, beweist nichts für die Richtigkeit der erstgedachten. Setzen wir, es würden 48 Kartenblätter in 4 Haufen von ungleicher Anzahl der Blätter gelegt. Ein Haufen nur enthält 8 Blätter von Eicheln, worunter 4 Bilder; die übrigen Haufen enthalten entweder gar kein Eicheln oder doch kein Bild davon. Hier hangt auch das Ereigniß, daß ein Bild von Eicheln gegriffen werde, davon ab, daß man nach dem gedachten Haufen greift, und seine Wahrscheinlichkeit ist $= \frac{1}{4}$. Die Wahrscheinlichkeit, daraus ein Bild zu greifen, ist $= \frac{1}{2}$, also wäre die gesuchte Wahrscheinlichkeit, der vermehrten Blätterzahl ungeachtet, immer wieder $= \frac{1}{8}$. Sie ist aber überhaupt, bey jeder blinden Wahl unter 48 Loosen, worunter nur 4 Treffer sich befinden, $= \frac{4}{48} = \frac{1}{12}$, die Loose mögen liegen und geordnet seyn, wo und wie sie wollen. Wie könnte sie denn $= \frac{1}{8}$ und also größer werden, wenn die 48 Loose so geordnet sind, daß sie 4 Haufen bilden und alle Treffer in Einem Haufen stecken? Wenn einem Lotteriespieler alle 100,000 Loose in 10 Paketen vorgelegt werden, damit er Eines daraus zum Behuf der Besetzung ziehe; so ist gewiß, daß das sogenannte große Loos in Einem dieser Pakete steckt, und die Wahrscheinlichkeit, daß er dieses Paket ergreife, ist $= \frac{1}{10}$, da der Pakete nur 10 sind. Nun seyen die Pakete ungleich, und man nehme an, diejenige Nummer, welche von dem Rathschlusse der dunkeln Macht bestimmt ist, das große Loos zu gewinnen, stecke in einem Pakete von nicht mehr als 5 Loosen. Dann wäre die Wahrscheinlichkeit, aus diesem Päcklein die glückliche Nummer zu ziehen $= \frac{1}{5}$, und folglich auch, nach obiger Multiplikations-Maxime, die Wahrscheinlichkeit für den Lotteriespieler, das große Loos zu treffen $= \frac{1}{10} \times \frac{1}{5} = \frac{1}{50}$, da der Umstand, daß niemand weiß, in welchem Pakete dasselbe steckt, auf die Rechnung keinen Einfluß haben kann. Gleichwohl wird nicht leicht jemand behaupten wollen, daß die fragliche Wahrscheinlichkeit in diesem Falle aufhören könne, $= \frac{1}{100000}$ zu seyn. Im Gegentheil wäre die Frage, ob ihr Werth nicht bis zu $\frac{1}{\infty} = 0$ herabsinke für jeden Lotteriespieler, welcher z. B. gar nichts von der Existenz derjenigen Collektion weiß, in welche das große Loos wirklich fällt, oder vielleicht schon gefallen ist, indem er noch nach der Ziehung setzt, bevor er deren Resultat kennt. Die sämmtlichen Collektionen sind zu betrachten, wie so viel Pakete oder Kartenhaufen, und der Spieler befindet sich unter obiger Voraussetzung genau in dem Falle, in dem sich derjenige befinden würde, der ein bestimmtes Blatt von Eicheln ziehen soll, während der Eichelnhaufen gar nicht auf dem Tische liegt. Es ist unmöglich, daß er treffe, obschon er erst später erfährt, daß es unmöglich war. Eine Betrachtung, welche eben nicht geeignet ist, zum Spiel in den Klassenlotterien einzuladen.

Noch deutlicher tritt das Problematische der Multiplikations-Maxime in der Wahrscheinlichkeits-Rechnung hervor bey einem anderen Beyspiele unseres Vs. Die Wahrscheinlichkeit, mit einem gewöhnlichen Würfel von 6 Seiten auf Einen Wurf eine bestimmte Zahl (z. B. 5) zu werfen, ist $= \frac{1}{6}$. Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, auf zwey Würfe hintereinander jedesmal 5 zu werfen? Nach unserem Verf. ist sie $= \frac{1}{6} \times \frac{1}{6} = \frac{1}{36}$, weil das Gelingen des zweyten Wurfs, dessen Wahrscheinlichkeit an und für sich auch $= \frac{1}{6}$ ist, vom Gelingen des ersten abhangt und mithin als $\frac{1}{6}$ von $\frac{1}{6}$, d. h. als $\frac{1}{36}$ zu betrachten seyn soll.

Aber man tret' einmal in einen anderen Gesichtspunkt. Man frage, wie viel Fälle sind hier überhaupt möglich. Da zweymal mit dem Würfel geworfen werden soll; so können zwey verschiedene Zahlen, i. e. es kann eine Ambe fallen. Deren gibt es unter sechs Dingen, und also auch unter 6 Zahlen, 15, nämlich:

ab, ac, ad, ae, af,
bc, bd, be, bf,
cd, ce, cf,
de, df,
ef.

Das thut also zuvörderst 15 mögliche Fälle. Ferner könnten auf beyde Würfe gleiche Zahlen fallen, und zwar entweder 1, oder 2, oder 3, oder 4, oder 5, oder 6. Das thut wiederum 6 mögliche Fälle, und da bey 2 Würfen weiter kein Fall denkbar ist; da nothwendig eine der 15 Amben oder ein successiver Pasch geworfen werden muß, so ist die Anzahl der möglichen Fälle überhaupt = 21. Folglich ist die Wahrscheinlichkeit des einzigen günstigen Ereignisses $= \frac{1}{21}$, nach dem obrrsten Grundsatze der Wahrscheinlichkeits-Rechnung.

Entweder also unser Verf. hat die Multiplikations-Theorie nicht richtig dargestellt, oder sie ist nicht richtig, oder endlich es ist ein arithmetisches Wunder, daß die Wahrscheinlichkeit, zweymal hintereinander mit Einem Würfel 5 zu werfen, zugleich $= \frac{1}{21}$ und $= \frac{1}{36}$ gefunden wird. Und lezteren Falles hat Hr. V. darin gefehlt, daß er auf dieses wahrhafte arithmetische Wunder nicht aufmerksam gemacht hat.

Besser steht es um seine, „durch Addition zusammengesezte Wahrscheinlichkeit" aus, und überzeugend entwickelt er den Satz, daß die Wahrscheinlichkeit, es werde der Fall n oder der Fall m sich ereignen, der Summe der Brüche gleich ist, welche die Wahrschein-

lichkeit jedes einzelnen Falles m und n ausdrücken. Die Wahrscheinlichkeit, mit einem Würfel 5 oder 3 zu werfen, ist $= \frac{1}{6} + \frac{1}{6} = \frac{2}{6} = \frac{1}{3}$. Wie groß aber ist die Wahrscheinlichkeit, in zwey Würfen hintereinander entweder jedesmal 5 oder jedesmal 3 zu werfen? Nach obiger Doppel-Ansicht der Dinge wäre sie zugleich $= \frac{1}{9}$ und $= \frac{2}{36} = \frac{1}{18}$. Laplace mag ausmitteln, welcher Bruch der rechte ist.

Aber noch besser wär' es, wenn er seine (von unserem V. S. 215 ff. ebenfalls vorgetragene) Anwendung der Wahrscheinlichkeits-Theorie auf die Beurtheilung der Glaubwürdigkeit von Zeugenaussagen einer scharfen Revision unterwerfen wollte. Im Lit. Bl. No. 69. S. 274. Sp. 2. Anmerk. befindet sich ein erheblicher Einwand dagegen, welcher insonderheit die Statthaftigkeit des Multiplicirens der beyden Brüche betrifft, deren einer die Wahrscheinlichkeit des bezeugten Ereignisses, und der andere die Glaubwürdigkeit des Zeugen ausdrückt. Eine Lotterie ist gezogen worden und ein Zeuge sagt aus, das große Loos sey auf No. 79 gefallen. Man hat beobachtet, daß der Zeuge quaestionis unter 10 Aussagen immer 9mal die Wahrheit ausgesagt. Man schlägt also seine Glaubwürdigkeit zu $\frac{9}{10}$ an. Die Wahrscheinlichkeit des Ereignisses an sich wäre $= \frac{1}{100.000}$, wenn es in der Lotterie 100,000 Loose gab. Also — schließt man nach Laplace — ist in Bezug auf dieses Ereigniß die Glaubwürdigkeit seiner Aussage $= \frac{1}{100.000} \times \frac{9}{10} = \frac{9}{1.000.000}$. Ref. begreift durchaus nicht, worauf diese Rechnungsregel logisch beruhen soll, und es ist klar, daß sie ad absurdum führt. Gesezt, der Zeuge hätte bereits 1000 Aussagen gemacht, und alle wären richtig befunden worden. Dann müßte doch wohl seine Glaubwürdigkeit zu $\frac{1000}{1000} = 1$ angeschlagen werden. Nun müßte man aber nach obiger Regel die Wahrscheinlichkeit des Ereignisses an sich mit derselben multipliciren, sonach bliebe sie $= \frac{1}{100.000}$, und die Aussage dieses vollkommen glaubwürdigen Zeugen hätte mithin die Wahrscheinlichkeit des Ereignisses um gar nichts vergrößert. Es scheint, daß man hier zwey ganz heterogene Größen, daß man so zu sagen Aepfel mit Nüssen multiplicirt. Die Wahrscheinlichkeit, daß No. 79 das große Loos gewinnen werde, war vor der Ziehung $= \frac{1}{100.000}$; nach der Ziehung ist sie entweder $= 0$ oder $= 1$ (= der Gewißheit); die fragliche Nummer hat entweder das große Loos gewonnen, oder nicht, und welcher von beyden Fällen anzunehmen sey, hängt nun lediglich von dem Grade der Glaubwürdigkeit ab, welche man dem Zeugen beylegt: denn es ist an sich genau so glaublich, daß No. 79, als daß jede andere Nummer es gewonnen habe. Die Wahrscheinlichkeit des Ereignisses vor der Entscheidung kann nach der Entscheidung nicht mehr mit ihrem früheren Werthe in Betrachtung kommen.

Ref. muß eine Menge anderer, soliderer Wunder, womit Hr. V. seine Leser sowohl unterhält als belehrt, mit Stillschweigen übergehen, weil der Raum mangelt. Er gedenkt nur noch der Chiffrir- und Dechiffrir-Kunst, wovon derselbe eine wohlgelungene Skizze gibt, jedoch eigentlich nur in Bezug auf die sogenannte Gitterschrift.

Statt der problematischen Wunder der Wahrscheinlichkeits-Rechnung hätte der Verf. vielleicht besser gethan, die Theorie der magischen Quadrate in seine Sammlung aufzunehmen, welche durchaus arithmetisch ist, und durch ihre Resultate nicht wenig in Erstaunen sezt. Man versteht bekanntlich unter einem magischen Quadrat ein solches, welches nach Art des Schachbretes in Felder abgetheilt ist, und worauf die Felder dergestalt numerirt sind, daß alle Vertikal- und alle Horizontalreihen, ja auch wohl die beyden Diagonalreihen, gleiche Summen geben. Jemehr man glauben sollte, daß durch dieses strenge Gesetz jeder Zahl ihr unabänderlicher Platz angewiesen wäre, um so mehr wird man in Verwunderung gesezt durch die Permutationen, welche troz dieser Strenge noch vorgenommen werden können, und zwar mit voller mathematischen Sicherheit. Auch der damit verwandte, arithmetisch bedingte und durch Numeration der Felder dargestellte Rösselsprung auf dem Schachbrete, so wie die Theorie der Polygonal- und Pyramidal-Zahlen bietet Erscheinungen dar, die weit interessanter sind, als die arithmetischen Kartenkunststückchen, welche größtentheils nur darauf hinauslaufen, daß man auf eine versteckte Weise sich die Data angeben läßt, die man braucht, um dasjenige zu berechnen, was man zu errathen scheinen will.

Länder- und Völkerkunde.

Mémoires relatifs à l'Asie, contenant des récherches historiques, géographiques et philologiques, sur les peuples de l'Orient; par M. Klaproth. Paris 1824. 480 p. 8.

Wenn man die schriftstellerische Thätigkeit unseres gelehrten Landsmannes, Herrn Klaproths, vom J. 1800 wo er zuerst mit einigen Aufsätzen in Zach's geographischem Journal auftrat, bis auf den heutigen Tag übersieht, so ist es kaum begreiflich, wie er mit seiner Art zu arbeiten die Gründlichkeit verbinden kann, welche ihm wenigstens in einem gewissen Grade Niemand absprechen wird. *) In der vor uns liegenden Sammlung von

*) Ein vollständiges Verzeichniß der Klaproth'schen Werke, sowohl wie sie einzeln, als in zerstreuten Blättern er-

Aufsätzen über Geschichte, Geographie, Sprachen und finanzielle Gegenstände im Orient finden sich mehrere von großer Bedeutsamkeit für die gelehrte Welt, so wie andere, welche jeder Gebildete mit Interesse lesen wird. Zu den erstern zählen wir die Analyse der Lehrberg'schen Untersuchungen über die alte Geschichte Rußlands und des nördlichen Asiens, in welcher sich anziehende Mittheilungen und Berichtigungen finden. Ferner: Untersuchungen über den Ursprung des Papiergeldes, wo wir einige Stellen aus dem Originale mitzutheilen dem Interesse des Gegenstandes angemessen halten. „Die älteste Finanzspekulation, welche das chinesische Ministerium ersann, um den Ausgaben zu steuern, die stärker geworden waren, als die Einkünfte des Staates, fällt in das Jahr 119 vor der christlichen Zeitrechnung und in die Regierungs-Periode des Kaisers U-ti aus der großen Dynastie Han. Zu dieser Zeit führte man die Phipi (Ledergeld) ein. Es waren dieß Stücke von der Haut einer Art weißer Hirsche, welche man in dem innern Park des Pallastes aufzog. Sie hatten einen chinesischen Fuß im Viereck und waren mit äußerst feinen Malereyen und Stickereyen geziert. Jeder Prinz oder Große des Reichs und selbst die Glieder der kaiserlichen Familie, welche dem Kaiser ihren Hof machen wollten, oder welche zu Gastmählern oder Festlichkeiten in dem Pallaste eingeladen waren, waren gehalten, mit einem dieser Stücke Haut das Täfelchen zu bedecken, welches sie in Gegenwart des Sohnes des Himmels vor ihr Gesicht hielten. Der Minister des kaiserlichen Hauses hatte den Werth dieser Phipis auf 40,000 Deniers, ungefähr 200 Franks, festgesezt. Man brachte sie in diesem Werthe in dem Pallaste und unter den Großen aus; aber unter dem Volke scheinen sie nie als Münze gegolten zu haben.“ (S. 377.)

Unter den philosophischen Aufsätzen verdient Beachtung der über die Verwandtschaft des Koptischen mit den Sprachen des Nordens von Asien und des Nordostens von Europa. (Abdruck eines Briefes an Champollion d. j.); so wie eine Vergleichung von Sanscrit-Wörtern mit denen andrer indisch-germanischer Idiome und mit den Sprachen des nördlichen Asiens. Fleiß und Gelehrsamkeit sind hier nicht zu verkennen; allein es scheint uns, als ginge der geschäzte Verfasser zuweilen in seinen Vergleichungen weiter, als billiger Weise anzunehmen ist.

Unter den allgemein ansprechenden Abhandlungen nennen wir vorzugsweise die Erzählung des Priesters Johann Uoskherdjan von den Begebenheiten Armeniens und Georgiens gegen das Ende des achtzehnten und den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, welche sich durch ihren schlichten Vortrag eben so sehr empfiehlt, wie durch die Neuheit des behandelten Gegenstandes. Das Original ist Armenisch und von dem Uebersetzer unter den Augen des Verfassers gefertigt. Die Abhandlung über die russische und chinesische Grenze gehört zu den dankenswerthesten Gaben, welchen wir in diesem Werke begegneten. Die Beschreibung von Rußland, aus dem Chinesischen übersezt, dürfte die Erwartung dem Leser eher erregen, als befriedigen, sintemal von einem Chinesen zu erwarten stand, daß er die Dinge, welche er zu schildern übernahm, einigermaßen chinesisch ansehen und darstellen würde, was wir jedoch nicht gefunden. Die aus dem Mandschu übersezte Reise auf den weißen Berg trägt bey weitem mehr das nationale Gepräge. Der Verf. läßt eine Fortsetzung dieser Memoiren hoffen, deren Erscheinung wir mit Theilnahme entgegensehen.

X.

---

schienen, ist chronologisch geordnet zu finden in dem Bulletin universel. 7ième Section. Juin 1824. p. 25 — 32.

Sprachkunde.

Der alte Streit über die Aussprache des Altgriechischen, den die Neugriechen unwillkürlich in Deutschland erneuert haben, findet neue Nahrung in der Schrift des D. Liskovius:

Ueber die Aussprache des Griechischen und über die Bedeutung der griechischen Accente. Leipzig b. J. A. Barth. 1825. 250 S. gr. 8.

Der Verf. glaubt, in der Vergleichung der Schreibungs-Weisen verschiedener Gegenden und Zeitalter das rechte Mittel gefunden zu haben, der ursprünglichen Aussprache auf die Spur zu kommen, und wir müssen bekennen, daß er es sinnreich angewandt hat. Wir können inzwischen hier nur so viel davon bemerklich machen, daß es auf der Untersuchung der Verwandlungen beruht, welche die Vokale in den Dialekten erlitten haben können. Erscheint in irgend einem Dialekte ein Vokal von unzweifelhafter Aussprache, statt eines Vokales von zweifelhafter; so schließt der Verf. von jener auf diese nach der plausiblen Voraussetzung, daß die Verwandlung aus der Verwechselung möglichst ähnlicher Laute hervorgegangen, z. B. daß ein A-Laut vielmehr aus einem Ae-Laut als aus einem I-Laut entstanden sey. Sicherer scheint uns jedoch die Spur der Naturlaute zu seyn, auf welche neuerlich Böttiger wiederum aufmerksam gemacht hat. Bey den Poeten schreyen die Schweine, χοι, χοι! und die Hunde bellen αυ! αυ! Haben nun Hunde und Schweine ihre Aussprache nicht geändert; so können die Altgriechen unmöglich οι wie i und αυ wie af ausgesprochen haben.

Nr. 57.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 19. Juli 1825.

Alpenreisen.

Reisen in den Gebirgsstock zwischen Glarus und Graubünden in den Jahren 1819, 1820 und 1822. Von Johann Hegetschweiler, M. D., M. g. G. M. Nebst einem botanischen Anhang und mehreren lithographirten Zeichnungen. Zürich bey Orell, Füßli und Comp. 1825. 193 S. gr. 8.

Der als Botaniker und Arzt rühmlich bekannte Verfasser hat sich durch vorliegendes Werk um die Beschreibung des Alpengebirgs ein großes Verdienst erworben, und sein Name reiht sich dadurch nochmals denen der achtungswürdigsten Naturforscher unter seinen Landsleuten an. Der Riese der östlichen Bergkette Helvetiens, das Tödigebirg, oder der Felsenzwilling Rusein und Tödi, unten felsig verwachsen und nur an der östlichen Seite zum Theil durch eine eiserfüllte Kluft getrennt, rings von Gletschern umlagert, war bis in die neuesten Zeiten mehr ein Gegenstand fernen Anstaunens als genauerer Bereisung gewesen, die Spitzen seiner Höhen hat noch nie der Fuß eines Sterblichen betreten, und die Namen selbst der meisten aus ihnen waren wenig bekannt. „Mich zog (sagt Hr. Hegetschweiler) seit langem eine dunkle Sehnsucht nach dieser Welt der Einsamkeit und der erhabensten Gesellschaft, des Todes und der Wiege des Lebens, des Schreckens und der herrlichsten Genüsse. Von Jugend auf durch den Anblick derselben angezogen, mußte die Sehnsucht stärker werden, je in verschiedenern Jahres- und Tageszeiten, je in mannigfaltigerer Bekleidung und Beleuchtung ich diese Naturwunder erblickte, und je unter verschiedenartigern Empfindungen das jugendliche Gemüth diese Himmelsnachbarn zu Zeugen der einsamen Gefühle gewählt hatte.“ — Eine höchst anziehende Schilderung der Empfindungen, welche die Gefahren der Alpreisen aufwiegen, endigt mit dem Ausrufe: „Erfreut ahnet der Geist die großen Zwecke der Natur und beschämt wirft das erste Gebild der Schöpfung die Nachtseite ihrer Ansicht hinweg. Dankbar weilt das trunkne Auge in dem dunkeln Blau des Himmels, im Geist befestigt sich die durchgebrochene Ahnung, daß nur der wohlgepflegte Funke, welcher einst den Menschen aus jenem Lichtmeer eingegeistet wurde, uns über die Wandelbarkeit aller Dinge, selbst über Tod und Grab zu erheben vermöge, und erheitert und begeistert ziehen wir jubelnd der Höhe und jeder allfälligen Gefahr entgegen.“ Neben den erhebenden Gefühlen waren es aber auch wissenschaftliche Zwecke, die diesen Bergreisen vorleuchteten. Es schien der Mühe wohl werth, einen Gebirgsstock von beyläufig 12,000 Fuß über der Meeresfläche zu erklimmen, welcher auf seiner Kuppe eine nicht sehr gesenkte Fläche von beynahe einer Stunde darbietet, und der unstreitig der bequemste Standpunkt, vielleicht der ganzen Schweiz, gewiß wenigstens der östlichen, zu Versuchen wäre, welche nur in einer Höhe von zehn bis zwölftausend Fuß über dem Meer angestellt werden können. Es müßten sich überdieß von einer solchen freystehenden Höhe die umliegenden Berge und Thäler weit richtiger bestimmen lassen, als sie es bis jezt auf den besten Karten und Reliefs nicht sind.

Nun ist zwar der Zweck des Unternehmens unerreicht geblieben, des Tödigebirgs höchste Gipfel sind von Hr. Hegetschweiler so wenig als von seinem bündnerischen Mitwerber, dem würdigen Kapitular in Trons, Hr. Placidus a Specha, ihrer beydseitigen wiederholten Anstrengungen ungeachtet, bis dahin erstiegen worden, und was Zeitungsberichte späterhin von einer im September 1824 durch bündnerische Gemsjäger zu Stand gebrachten Erklimmung der südlichen Spitze des Tödikegels, Piz Rusein genannt, meldeten, wird in einer Nachschrift der vorliegenden Reise als eine völlig unrichtige Erzählung nachgewiesen. Allein, nicht nur gewährt die treue Beschreibung der gemachten Versuche und der unüberwindlichen Hindernisse, die den Erfolg täuschten, vielfache Befriedigung, und es wird dieselbe, indem sie muthigen Nachfolgern die Hoffnung des Gelingens keineswegs abschneidet, denselben vielmehr wesentliche Winke und Wegleitungen darbieten, — sondern es sind auch, theils auf der erstiegenen Höhe von nahe an 10,000 Fuß immerhin

wichtige Wahrnehmungen gesammelt und Versuche angestellt worden, theils ist die Hin- und Herreise an Beobachtungen und Thatsachen reich und durch dieselben ein werthvoller Beytrag zur Kenntniß einer nur wenig besuchten Gebirgsgegend und ihrer Bewohner.

Von Stäfe am Zürichsee, der Heimath des Verfassers, ging die Wanderung in's Glarner'sche Linththal. Den oft bemerkten Contrast der Landschaften, die hier am Obersee aneinander stoßen, hat unser Reisende also gezeichnet: „Sobald man die Ufer des Zürchersees verläßt, wird die Gegend wilder und einsamer und alle Gegenstände, auf die der Mensch Einfluß hat, einförmiger, ich möchte sagen ruhiger, und so der Mensch auch selbst. Statt einer mühsam unterhaltenen Kultur nimmt er mehr, was ihm die Erde freywillig bietet. Es ist weniger dieses ewige Jagen und Rennen nach Gewinn, dieses Ordnen und Scheuern, dieses Treiben und Hervorziehen dessen, was gerade am meisten erträgt; jener Tag und Nacht fortgesetzte Kampf mit der Natur um Abgewinnung der Produkte, jene scharfe Schätzung nach dem Ertrag, welche sich dann auch zuweilen auf Dinge, die einer ganz anderen unterliegen, erstreckt, — als eine gewisse Ruhe; weniger Scharfsinn, aber mehr Glaube, hingegen auch auffallend mehr Neigung zur Trägheit. Alle diese Menschen sind weniger erregbar, aber einmal aufgeregt ausdauernd.“ Umständlich wird von dem merkwürdigen, noch nicht genugsam untersuchten ausgedehnten Braunkohlenflötz bey Utznach gehandelt. Die oftmals zu Begründung der Meynung von zunehmenden klimatischen Verschlimmerungen gebrauchte Erscheinung vermodernder ansehnlicher Baumstämme auf Höhen, die der nunmehrige Baumwuchs nicht mehr erreicht, erhält hier eine sehr einfache Erklärung: Die Abholzungen der benachbarten tieferen Waldungen, von denen die Besaamung aufwärts erfolgte, tragen alle Schuld; denn auf Höhen von 4 bis 5000 Fuß reift der Fichtensaamen nicht mehr und aus bedeutender Tiefe mag er um seiner Schwere willen in jene Höhen nicht gelangen. Früher war dieß anders: „Ein zusammenhängender Wald bedeckte die Abhänge der Berge, so weit in gewöhnlichen Jahren eine Fruchterzeugung möglich war, und durch den Schutz, der dadurch den jungen Pflanzen gewährt wurde, so wie durch die Winde stieg derselbe noch höher. Ausgezeichnet warme Jahre brachten an den zu oberst stehenden Tannen des Waldes, was in gewöhnlichen nicht geschah, eine Fruchtbildung hervor, und von diesem Saamen gelangten einige wieder höher und erzeugten die Stämme, welche jezt zur Verwunderung der Reisenden dickleibig, aber ohne Nachkommen, vermodern.“ Ausführliche Erörterungen, welche die Fragen von Zunahme der Gletscher und Verwilderung des Alpengeländes umsichtig und mit unbefangener Würdigung aller Erscheinungen beleuchten, schließen mit dem Ausspruche: „Es ist wohl begreiflich, daß Alpen, die in steilen Gebirgsländern und in der Nähe von Gletschern und Gletscherbrüchen liegen, und bey deren Benutzung immer der alte Schlendrian beybehalten wurde, in ihrem Ertrag abnehmen mußten; aber man sieht auch ein, daß dieser Abnahme nicht gerade eine wirklich verminderte Ertragbarkeit des Alpbodens, noch viel weniger eine Verschlechterung des Klima überhaupt oder auch der Alpen selbst nur in bedeutendem Grad zu Grunde liege, sondern daß es Wirkungen von jenen allgemeinen Faktoren sind, die überhaupt auf unserer Erde gute und schlechte Jahre bestimmen, und nicht selten Wirkungen von solchen Ursachen, die, während sie für's Ganze wohlthätig, für einzelne Theile, namentlich z. B. für die Alpen, einigen Nachtheil erzeugen können, der aber durch Fleiß und Nachdenken wohl gehemmt werden mag. Mögen daher die Gletscher noch mehr wachsen, und sogar ihre entferntesten Firnstöße allenthalben überschreiten, die Alpbäche von neuem ihre Wuth an ihren Umgebungen auslassen, zahllose Lauinen tiefere Gegenden länger verwintern, die Verwitterung des Gesteins stillstandlos fortfahren, und lange Winter den Rasen von Alpen zerstören, die sonst nicht im Bereich des ewigen Schnees liegen, — die Natur, als würde sie, wie die Reproduktionskraft, durch jede Verwundung nur gereizt, ist in guten Jahren zum Ersatz um desto thätiger; und wenn der Mensch nur einigermaßen ihre Winke befolgt und nur einigermaßen ihr zu vergelten trachtet, was er ihr jährlich entzieht, so kann er bald allen Schaden jener Ereignisse aufheben, welche nun einmal von der Einrichtung der Natur unzertrennlich sind.“

Vom Gletscherwasser kommen hier eigenthümliche und zum Theil neue Bemerkungen vor. Sein Trinken erwies sich, auch bey noch so sehr erhiztem Körper, völlig unschädlich. Oft legten wir uns mit glühendem Gesicht auf die Rinnen im Firn (sagt der Verf.) und schlürften aus denselben das laufende Wasser nach Herzenslust, und es zeigte sich davon nicht nur keine Ermattung, wie in der Ebene von öfterem Wassertrinken bey der Hitze, sondern es verbreitete über den ganzen Körper eine gewisse Leichtigkeit. Hingegen konnte man mit demselben den Durst eigentlich nicht löschen. Es schien schon, ehe es den Magen erreichte sich durch alle Oeffnungen zu verlieren, und kaum war es getrunken, meldete sich der Durst von Neuem. Wohl muß aber vor dem Quellwasser bey den Sennhütten, welches gewöhnlich das kälteste umher ist, und überhaupt vor raschem Trinken von allem solchen, eben so wie in der Ebene, bey Erhitzen gewarnt werden. Es kühlt sehr schnell, aber nicht ohne Gefahr: Die Reinheit des Gletscherwassers kann obige Eigenschaft größtentheils erklären. Destillirtes Wasser löscht den Durst ebenfalls weit weniger als gemeines, schadet aber in der Hitze

getrunken auch weit weniger. Der Unterschied der Wirkung des Quellwassers und des Gletscherwassers scheint vorzüglich in den, ersterem beygemischten, luftsauren Erdarten (namentlich luftsaurem Kalke), in der geringen Penetrabilität desselben, als Ganzem, wodurch es, schnell getrunken, die einsaugenden Gefäße in eine Art von Krampf und Lähmung versezt, gesucht werden zu müssen.

Auf der ganzen Reise sind genaue Barometer-Beobachtungen und Höhenberechnungen mittelst vergleichender in Zürich angestellter Beobachtungen gesammelt worden. Die Einwirkung der Luft auf die Reisenden, bey der von ihnen nahe an zehntausend Fuß über das Meer erreichten Höhe, zeigte sich in beschleunigtem Puls, verschnellerter Respiration, Mangel an Appetit und dagegen fast unauslöschlichem Durst und Gelust nach sauren Sachen. Selbst die Führer verschmähten einen Rest von altem Kirschengeist, bedauerten hingegen nichts säuerlichtes mitgenommen zu haben. Versuche mit kombustibeln Körpern in dieser Luft angestellt, zeigten ein ungleich schnelleres Verbrennen in jener Höhe als in der Ebene; aus anderen Versuchen ergab sich ihr geringerer Gehalt von Kohlensäure.

Der botanische Anhang von Seite 129 an, enthält einige bedeutsame Monographien zur Schweizerflora und einen Versuch, durch Aufstellung des bestimmten Begriffes von Pflanzenart (species), ihren willkürlichen und endlosen Vervielfältigungen und einem der ächten Wissenschaft Gefahr drohenden Uebel ein Ziel zu setzen, von welchem mit Witz und Laune unter anderm gesagt wird: „Geht das Trennen und Splittern noch längere Zeit so fort, so darf man bald nicht mehr nach einem Botaniker fragen, weil der Inhalt dieses Faches das menschliche Gedächtniß und unsere Fassungskraft übersteigt, sondern man fragt blos nach einem Bryologen, Mykologen, Sphärologen, Lichenologen, Fungologen, nach einem Salicisten, Akonitisten, Syngenesisten, Solanisten, Caricisten u. s. w. Die specielle Botanik wird zum chinesischen Alphabet, dessen Erlernung ein ganzes Leben fordert, und die alten Knaben scheiden von der Welt, ehe sie im Buche der Natur botanisch lesen gelernt! Das wird mir auch in dieser Wissenschaft der rechte Doktor Faust seyn, der mir diese ungezählten und vielförmigen Luft-, Wasser- und Erdgeister unter den Zauberkreis seines Mantels bannt, den er dann wie Apollo den Pegasus, mit leichter Hand regiert und der ihn bald dem ersten Geschöpfe würdig kleidet, bald, wenn er in Erkennung und Bewunderung versunken ist, gen Himmel trägt, und aus dem er in Schmerz und Noth ungewohnte Säfte und Latwergen zaubert. Statt daß er schülermäßig denselben wie Irrgeistern das ganze Leben hindurch zu Berg und Thal nachjagt, und, wenn sie endlich eingefangen, selbige so lange zerzerrt, bis aller Geist von dannen weicht.“ Hr. Hegetschweiler weiset den Begriff der botanischen Species in einer solchen Reihe von Pflanzen nach, die durch Saamen auseinander hervorgegangen sind und weiter also hervorgehen. Der tuberöse Prozeß der Pflanzenvermehrung durch Wurzelung bringt nach örtlichen Verhältnissen zahllose Varietäten hervor, die sich konstant erhalten, so lange diese Vermehrungsweise fordauert, hingegen aber durch Saamenfortpflanzung wieder auf den Urtypus ihrer Formen zurückgeführt werden mögen. Vieljährige Kulturversuche, die der Verfasser mit zahlreichen Akonitenarten angestellt hat, werden zunächst für die Beleuchtung des vorstehenden Satzes gebraucht, und in dem neuerlichen kleinen Kriege, den die Monographisten der Akonitenfamilie gegeneinander geführt haben, stellt sich Hr. Hegetschweiler auf keine Seite der Kämpfer, sondern er führt, auf selbst beobachteten Thatverhalt gegründet, ein von den Ordnungen der Vorgänger abweichendes Schema auf.

Die künstlerische Ausstattung des kleinen Reisewerks entspricht seinem inneren Werth. Als Titelkupfer ist die Ansicht der Sennhütte auf Sandoberstaffel geliefert, die bey den verschiedenen Versuchen zu Ersteigung der Höhen des Tödi als Hauptquartier gedient hat. Dann folgt eine nach eignen Zeichnungen des Reisenden von Hegi sehr gefällig lithographirte Karte vom Tödigebirg und seinen Umgebungen, mit Bezeichnung der eingeschlagenen Wege bey dem dreyfachen Ersteigungsversuch: sie ist eine wahre Bereicherung des Vorraths der besseren Schweizergebirgskarten. Ein schönes und großes in Tuschmanier verfertigtes Blatt, nach einer Zeichnung des Malers Wuest von Zürich, einer der Reisebegleiter, gibt eine ergreifende Ansicht der Gletscher auf der obern Sandalp am Fuße des Tödi, 6000′ über Meer. Acht andere Steindrucktafeln gehören zum botanischen Anhang.

Unterhaltungs-Literatur.

Der Verirrte. Walter Scott's nächster und neuester Roman. London und Leipzig.

Ein Buch mit zwey Titeln, einem Vorder-Titel, auf der ersten, und einem Hinter-Titel, auf der lezten Seite. Der erste lautet, wie obsteht, und mag vielleicht manche Mode-Dame verleitet haben, das Buch in die Hand zu nehmen. Der zweyte heißt: Satyren, herausgegeben unter dem Titel: Der Verirrte 2c. Glogau in der neuen Günter'schen Buchhandlung. 1824. (XIV u. 215 S. 8.) Nur beyläufig und gleichsam wie von unge-

führ tritt der Satyr mit seinem Bocksfuße die deutsche „Walter-Scotterey" auf die Zehen. Die deutsche Pelegrinomanie (Fremdthümeley) überhaupt, die modische Kinderzucht, das volksthümliche Burschenthum, der Adelshochmuth, die Visiten- und Invitations-Etikette, die Sittenverderbniß auf dem Lande, die Sonettenwuth der Poeten, der Journalismus und Almanachismus der Literatur, der tragische Fatalismus, der Freyschütz-Geschmack, und noch manche andere Erscheinung der Zeit, erhalten weit kräftigere Hiebe, und der Satyr schwingt seine Geißel, wie ein kunstgeübter Fuhrmann seine Peitsche, in allerley Wendungen und Formen, immer treffend und mit ergötzlichem Knalle. Im Sonettenhiebe hat derselbe eine besondere Fertigkeit. Hier z. B. ein Acciszettel:

Heut', als am 6ten Januar, erschien
  Der Fleischer-Meister Kunz mit einem Schweine.
  Derselbe lößte sich mit diesem Scheine
Erlaubniß, das vergeb'ne Thier zu brüh'n.
Doch möge Kunz dieß in Erwägung zieh'n:
  Nicht für ein zweytes, drittes, viertes meine
  Er diesen Schein zu brauchen, der alleine
Für einen Fall von uns ihm ward verlieh'n!
  Noch wird bemerkt, wer je sich unterfängt,
  Und plump bestechen will den ersten besten
Der Revisoren, der wird aufgehängt.
Wer aber kommt und spricht: Jahr aus, Jahr ein
  Muß Enten, Hühner, Gäns' umsonst ich mästen
Gewissen Weibern, — soll accisfrey seyn.

Und unmittelbar drauf ein Proklama, eine Ediktalcitation:

Des Menschen Loos ruh't in der Götter Händen.
  Sein Wunsch ist kühn, doch endlich seine Macht.
Rasch will er vorwärts, morgen schon vollenden,
  Was heut' noch stehet ohne Farb' und Pracht.
Doch sieh't er plötzlich nun das Glück sich wenden,
  Schlägt wild der Sturm ihm an die leichte Jacht,
Dann ist mit Glück' noch unter allen Ständen
  Der Kaufmann nur auf Rettung klug bedacht.
Dieß that auch hier die Handlung Prell und Schuß.
  Drum will dieselbe bonis nun cediren,
  Weßhalb den Gläubigern wir deklariren:
Am fünften Mai anni currentis muß,
  Wer an die Masse Ford'rung hat, sich zeigen
  Hier vor Gericht, früh acht Uhr, oder — schweigen.

Dramatische Bruchstücke, Theater- und Bücher-Anzeigen u. dergl. Formen mehr, benutzt er mit gleicher Gewandtheit zur Verspottung des Lasters oder der Thorheit, und man stößt auf ernst-satyrische Züge, die, wie die Falk'schen, das Gemüth erschüttern. Dabey hat er immer nur die Sache im Auge, er bezeichnet keine Person; und selbst da, wo die Sache an eine Person erinnern muß, weil schon das Publikum von der literarischen Polemik verleitet worden ist, Person und Sache miteinander zu verwechseln, da nimmt er (wie z. B. S. 134) die erstere wohlwollend gegen die Widersacher in Schutz. Nur im Vorberichte, wo er sich darüber aufhält, daß Walter Scott unter seinen Freunden sich den großen Unbekannten nennen soll; und wo er fragt, ob deutsche Schriftsteller-Celebrität, ob z. B. ein Kant, Herder, Schiller, Goethe, Müllner, Jean Paul, Niemeyer, Reinhard, jemals einer solchen Unbescheidenheit sich schuldig gemacht? scheint er ungerecht gegen den berühmten Romanschreiber zu seyn, der auch als wahrer Dichter sich bewährt hat. Daß er selbst den großen Unbekannten sich nenne, im Privatleben und im Ernst, das ist ein unerwiesenes und unerweisliches literarisches Geschwätz: daß es aber die Narrheit der Lesewelt thut, die sein Talent für den historischen Roman besser, als seinen Dichtergenius zu schätzen versteht; oder auch wohl die englische Handels-Aufschneiderey, welche selbst auf ihre Barbiermesser ein Non plus ultra äzt; das kann er eben so wenig hindern, als es Goethe hindern konnte, daß ihn einmal ein — Ref. weiß nicht mehr welcher — übergeschnappter Ruhmschreyer dem Sohne Gottes an die Seite stellte.

Das Schloß Montillo. Leipzig im Industrie-Comptoir. 1824. 300 und 322 S. gr. 8.

Um der Lesewelt Lust zu machen zum Lesen dieses Romans, dürfen wir nur einige Kapitel-Ueberschriften anführen, z. B.: Der Unbekannte — die Verschleyerte — die Feuersbrunst — die Ruinen — der Dolch — die Erscheinung im Hohlwege — der Nachtwandler — der Leibarzt des Kaisers von China — das System der Cabala — die Prophezeihung — der gespenstische Soldat — das wandernde Licht — die große Halle — das wandelnde Meteor ꝛc. ꝛc. ꝛc. Um aber die ängstlichen Leser zu beruhigen, welche da, wo sie die tragischen Hebel der Schrecknisse aus der Geisterwelt in Bewegung gesezt sehen, einen kläglichen Ausgang der Geschichte fürchten, setzen wir den ersten Satz des lezten Absatzes vom ganzen Werke her:

„Nach lang geprüfter Tugend und unendlichen Beschwerlichkeiten vereinigte denn das Glück die Helden der Geschichte mit den süßesten Banden wechselseitiger Anhänglichkeit, himmlischer Eintracht und zärtlicher Liebe."

Daß dieß ein Ende ist, wie es das große Publikum liebt, ist eine ausgemachte Sache gewesen lange vorher, ehe der Freyschütz, der im Apel'schen Gespensterbuche einen trostlosen Ausgang hat, nach dem Muster:

Wenn sich das Laster erbricht, sezt sich
  die Tugend zu Tisch —

zugeschnitten worden ist.

Alle Schrecken, allen Schmerz
Trägt der Leser starkes Herz,
Weiß es nur, daß sich am Ende
Alles noch zum Besten wende.

———

Nr. 58.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 22. Juli 1825.

Unterhaltungs-Literatur.

Salmagundi: or, the Whim-Whams and Opinions of Launcelot Langstaff, Esq. and Others. By the Author of Knickerbocker's History of New York, Sketch Book, and Bracebridge Hall. London, Davison. 1824. pp. 389. 8.

„Salmagundi" ist das früheste Erzeugniß eines Schriftstellers, welchen England nun zu seinen ausgezeichnetsten Erzählern rechnet, und dessen Talent als Sitten- und Charaktermaler ein gültiger Richter in Geschmackssachen — Walter Scott — durch ein ausgezeichnetes Lob nur Gerechtigkeit widerfahren ließ. Washington Irving, ein geborner Amerikaner, wurde erst in den lezten Jahren in England bekannt; Knickerbocker's Geschichte von Neu-York zog noch nicht die Aufmerksamkeit des Publikums auf ihn, aber das „Skizzenbuch" und „Bracebridge-Hall" sicherten ihm schnell eine Stelle unter den ersten lebenden Schriftstellern des Insellandes. Obgleich nun „Salmagundi" an Reife des Geistes, an Schärfe und Keckheit der Umrisse, und an tiefer Beobachtungsgabe hinter dem Skizzenbuche und Bracebridge-Hall zurückbleibt, so ist dieses Werk dem Literator dennoch merkwürdig, weil es die erste Frucht eines seltenen Talentes ist; der Belehrung oder blos Unterhaltung suchende Leser aber wird durch die Kraft des Witzes, durch die Frische und Lebendigkeit der Gefühle, durch die Wahrheit der Darstellung hingerissen, eine Vergleichung mit den reiferen Werken Irving's gern fallen lassen. Die vor uns liegende Ausgabe des Salmagundi (zu deutsch „Eingemachtes") ist ein bloßer Abdruck des in Neu-York in zwanzig Nummern erschienenen Werkes, (v. 24sten Jan. 1807 — 25sten Jan. 1808), welches später in Amerika und England theils nachgedruckt, theils in Auszügen mitgetheilt wurde.

Der Inhalt des Werkes ist, wie der Titel „Eingemachtes" (man kann, wenn man will, auch „Häringssalat" übersetzen) sagt, gemischten Inhalts: Theater-Gesellschaft, Moden-Berichte, Briefe über die Sitten und Gebräuche in Neu-York, wechseln mit häuslichen Gemälden, humoristischen Reisebeschreibungen, Charakteristiken, Erzählungen und dergl. ab; selbst an Gedichten fehlt es nicht, denn ein Glied der Gesellschaft, Pindar Cock-oft, hat eine hinlänglich reiche poetische Ader, um jeder Nummer etwas Poetisches anzufügen, das seinem Zwecke — die Leser zu unterhalten — hinreichend entspricht. Wie die spätern Werke unseres Verfassers aber ihn vorzüglich als meisterhaften Zeichner der Sitten und Charaktere bekannt und berühmt gemacht haben, so ist auch hier das, was sich diesem Zweige der Darstellung nähert, bey weitem das Gelungenste. — Unter den mancherley Gestalten, welche der Verfasser statt seiner redend einführt, ist Launcelot Langstaff, wie auch schon der Titel des Buches bezeugt, ausgezeichnet: wir wollen die Leser daher mit ihm und so mit der Weise des Verf. bekannt machen, indem wir einen Bericht von Anthony Evergreen über L. Langstaff zu übersetzen versuchen.

„Ich habe, erzählt Antony, den März nie so launisch und milzsüchtig gesehen, wie in diesem Jahre: ich selbst hätt' es ihm verziehen, wäre mein Freund Langstaff nicht so ganz gebeugt gewesen: seine Gefühle hiengen immer von der Wetterfahne ab; sein Geist steigt und fällt mit dem Quecksilber des Barometers und ein Ostwind ist ihm so schädlich, wie ein Sizilianischer Sirocco. Er war einigemal durch das schöne Wetter verführt worden, sich mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt zu kleiden und seinen Morgenspaziergang zu machen: allein eh' er seinen Weg geendigt hatte, überraschten ihn Wind, Hagel, Regen und Schnee, oder wie er es nannte: „eine höchst schlechte Gesellschaft von Dünsten." Das war zu viel für die Geduld meines Freundes: er erklärte, er wolle dem Wetter seine Grillen lassen und zog sich grollend, wie es seit undenklicher Zeit seine Gewohnheit ist, in seinen Lehnstuhl zurück, über seinen Spleen zu brüten und über die launische Natur zu spötteln. „Wäre die Natur, sagte er, nicht weiblichen, sondern männlichen Geschlechts, so könnte doch ein Kalendermacher mit einiger Gewißheit seine Berechnungen anstellen."

„Wenn Langstaff sich mit seinem Spleen umgibt, und

dem Mißmuth auf seinem Lehnstuhl Audienz ertheilt, so möcht' ich keinem seiner Freunde rathen, in dem wohlgemeinten Vorsatz, ihn zu trösten oder zu unterhalten, sich auf Flintenschußweite seiner Veste zu nahen. Nur der alte Pompey darf dann zu ihm und ihn ungestraft etwas fragen: Die Sache ist die, daß der alte Pompey und sein Herr dann nicht um einen Strohhalm verschieden sind, denn jener ist so beissig, mürrisch und cynisch wie dieser. Seit drey Wochen sizt er nun so auf seinem Lehnstuhl und ich kann daher hinter seinem Rücken eine Skizze seines Charakters entwerfen, der reich ist an Grillen und Hagestolz-Launen, aber auch an bewährten Eigenschaften unsrer Natur.

„Von dem Alterthum der Langstaffe kann ich nur wenig mehr sagen, als daß es dem der meisten Familien gleich ist, welche das Privilegium haben, ihren Stammbaum selbst zu machen. Mein Freund Launcelot ist der Mann nicht, der irgend etwas zur Schau trägt: aber er sprach zuweilen doch mit großem Behagen von seinem Vorfahren, Sir Rowland, der ein rascher Wildfang in den Tagen Hardikunte's war, und einem riesenmäßigen Dänen bey einem Spiele mit kurzen, dicken Stöcken (staffs) in Gegenwart des ganzen Hofes den Kopf zerschmetterte. Zum Andenken dieser ritterlichen That erhielt seine Familie die Erlaubniß, sich Langstaff zu nennen und in ihrem Wappen eine Hand, welche einen Prügel faßt, zu führen. Es ist aber eine so lächerlich gemeine Schwachheit der Leute in Amerika, mit allen berühmten Männern in Europa, welche ihren Namen führen, verwandt seyn zu wollen, daß ich der Erzählung meines Freundes wenig Glauben beymessen würde, wenn ich seine große Wahrheitsliebe nicht kennte.

„Die Welt weiß bereits, daß mein Freund ein Hagestolz ist, denn er ist (oder glaubt es zu seyn) unendlich stolz auf seine Unabhängigkeit, und sorgt dafür, dieß in allen Gesellschaften, wo Fremde sind, bekannt zu machen. Er ist der starke Lobpreiser des Zustandes „vereinzelter Glückseligkeit," und war vor kurzer Zeit nicht wenig wild geworden, als ein Liebling von ihm, Miß Sophia Sparkle vorschlug, „alle alten Hagestolze als Artikel des Luxus zu besteuern." Launcelot stolperte sogleich nach Haus und schrieb eine unsittlich lange Gegenvorstellung, welche ich herausgeben werde, sobald der Vorschlag in's Werk gesezt werden soll. Ob das seine Grundsätze sind, oder ob er gezwungen unter die Hagestolzen ging, kann Er nur sagen: wenn er es aber je thut, so will ich mich von dem ersten besten Mädchenauge erschießen lassen, das einen Pfeil zu seinen Diensten hat. In seiner Jugend war er ein für allemal verliebt; aber er hatte das Unglück, daß sein Busenfreund Pindar Cockloft ihm stets in die Quere kam: denn da Langstaff nie jemand zum Vertrauten seiner Gefühle machte, so wußte sein Freund nie, wohin die Wetterfahne seines Herzens gerichtet war, und so hatte das Mädchen gewöhnlich zwey Anbeter, erhielt aber keinen zum Manne.

„Es war immer Launcelot's Fehler — vielleicht hat er Gefährten, — daß er nirgends sich zurückhalten konnte, wo er das Gute beabsichtigte: dadurch hat er sich mit manchem entzweit, den er um die Welt nicht beleidigt hätte. Mit dem besten Herzen, mit dem seltensten Wohlwollen gegen alles, was ihn umgab, wurde er oft durch die unglückliche Lebhaftigkeit seiner Phantasie und den launigen Muthwillen seines Gefühls zu satyrischen Ausfällen verleitet, welche für übeln Willen und Bosheit angesehen wurden, während sie doch durch die Heiterkeit der Darstellung schon ihre Schärfe verloren hatten. Er hörte deßhalb oft Vorwürfe und verlor manchen Freund.

„Dieser unglückliche Zug seines Charakters vereitelte auch einen seiner Liebeshändel. Er ward, wie schon gesagt, bey seinen Galanterien oft durch die Dazwischenkunft jenes furchtbaren Nebenbuhlers, Pindar Cockloft, gestört: und Pindar Cockloft war ein furchtbarer Nebenbuhler, denn er hatte als Dichter Apollo'n, die neun Musen, und die sämmtlichen Bewohner des Olympos als Hülfskorps zur Seite: der arme Launcelot hatte gar nichts als sich selbst: in jedem Wochenblatt stand ein Gedicht zum Lobe des Mädchens; zulezt griff Pindar sie gar mit einem Sonnettenkranz an, der die ganze anderthalb Ellen lange Seitenreihe eines Modeblattes erfüllte und wenigstens ein Dutzend Cardinal-Tugenden herzählte, unzähliger anderer von einer geringern Sorte gar nicht zu gedenken. Launcelot sah, daß seine Sache eine verzweifelte war, und daß, wenn er sich nicht hinsezte und das Mädchen becherubimte und beengelte bis zum Himmel, jede Tugend unter der Sonne für sie in Anspruch nehmend, er sich nur eben hängen und der Geschichte so ein Ende machen könne. Er sezte sich daher an die Arbeit, und es ging ihm ganz fließend von der Feder, denn in einem Dutzend von Versen hatte er gegen dreißig wesentliche Tugenden einer Hausfrau in der Lady Gefolge gegeben, als, unglücklicherweise für Launcelot's Ehre als Dichter, und die der Lady als Heilige, einer jener abscheulichen guten Gedanken sein lachlustiges Gehirn erschütterte; er konnte nicht widerstehen — fort ging's, mit vollen Segeln vor dem Winde; Schlag auf Schlag: die Folge war, daß nie eine Schöne lustiger durchgehechelt worden, seitdem das Durchhecheln zur Mode geworden. Das war nicht alles: — Launcelot war so zufrieden mit seinem Witz, daß er nichts weniger, als sein Gedicht dem Mädchen zu zeigen eilte, die, mit Recht äußerst beleidigt, sich seine Gegenwart verbat. Mein Freund war in Verzweiflung: durch die Dazwischenkunft

seines edlen Nebenbuhlers jedoch durfte er seine Entschuldigungen vorbringen, die aber zum Unglücke noch viel schlechter ausfielen, als die erste Beleidigung: zwar hatte er sich ein sehr feines Kompliment ausgedacht, während des Redens wollte es aber sein Dämon, daß ihm eine sehr unzeitige Schnurre durch den Kopf fuhr; er brachte also so überaus gute Dinge vor, daß die junge Dame erzürnt die ewige Verbannung über ihn verhängte.

„Launcelot war untröstlich und entschlossen, im ächten Styl der neuen Heroen, die Reise nach Europa zu machen und sich zu bestreben, die Erinnerung an sein Unglück in dem fröhlichen Frankreich und dem klassischen, reizenden Italien zu verlieren: er bestieg also ein Schiff und reiste glücklich bis — gen Sandy-Hook, wo ihn die Seekrankheit gewaltig erfaßte: darüber ward er ungehalten, warf seinen Mantelsack in das erste Lootsboot, das ihm begegnete, und kehrte nach Neu-York zurück, ganz von seiner Liebes- und Reisewuth geheilt.

„Ich übergebe die folgenden Liebschaften meines Freundes, da ich nichts davon weiß. Er behauptete immer, ein Mann sey ein Thor, sich zu verlieben, und ein Tropf, sich dessen zu rühmen: er nannte die Liebe eine niedrige Leidenschaft, beklagte, daß sie sich nicht aus dem menschlichen Herzen herausprügeln lasse, und konnte doch so wenig, ohne in irgend jemand verliebt zu seyn, leben, wie ohne seine Schnurren.

„Niemand ist empfindlicher gegen ein kleines Ungemach, niemand reizbarer bey unbedeutenden Widerwärtigkeiten, als Launcelot: dahingegen trägt er wahres Unglück, die Stürme des Lebens mit Kraft und, wie tief er ergriffen seyn mag, man wird keine Klage von ihm hören. Ueberschleicht ihn das Andenken an treulose Freunde, an verlorne Lieben zu mächtig, so sitzt er wohl mehrere Minuten in tiefer Vergessenheit alles dessen, was ihn umgibt: die erzürnten Geister sind aber bald bekämpft und besiegt.

„Langstaff erbte von seinem Vater Liebe zu den Wissenschaften, Hang zum Vestungsbaue, tödtlichen Haß gegen Lärmen und Geräusch, den höchsten Widerwillen gegen kaltes Wetter und Besen, und Schnurren in Fülle. Ein Haus verließ er einst blos darum, weil die Besitzerin hohe Absätze an den Schuhen trug und ihm durch das Klappen derselben Treppe auf und Treppe ab, das Leben, wie er sagte, unerträglich machte. Einen Besen behauptet er, wie viele Leute die Katzen, schon von weitem zu wittern. — Er ist bey allem diesem ein treuer, inniger Freund der wenigen, bey denen er seinen Launen und Seltsamkeiten keinen Zwang anzuthun braucht: doch verkehrt er auch frey mit der Welt, obgleich mehr als Zuschauer denn selbstthätig, ohne Aengstlichkeit und Gefallsucht; wenn er euch seine Hand bietet, geschieht es auf eine freye, offene, biedere Weise; wenn er die eurige drückt, so fühlt ihr sein redliches Herz in den Pulsen klopfen. Seitdem Trommeln, Trompeter und Tambourine auf den Wällen zu hören sind, geht er seltner dahin, weil er alles Lärmende verabscheut; aus demselben Grund geht er an lärmenden Festtagen auf das Land."

So viel als Skizze und bloßer Auszug aus dem Charaktergemälde eines Mannes, der, als der thätigste Mitarbeiter in „Salmagundi," sich dort selbst am besten schildert, indem er den Leser unter seine Bekannten führt. Unter diesen ist besonders die Familie Lockloft mit Vorliebe und launiger Genialität ausgeführt. Wir werden dieses Charakter-Gemälde im Morgenblatte mittheilen.

X.

Encyklopädie.

In No. 1. des Lit. Bl. 1824 wurden „Blicke auf merkwürdige Erscheinungen der Literatur" geworfen. Unter diesen Erscheinungen war auch die große, Ersch-Gruber'sche Allg. Encykl. der Wissenschaften und Künste, die damals, ungefähr im sechsten Jahre ihres Lebens, bis zum eilften Theile und zu dem Worte Bolingbroke vorgeschritten war. Jetzt (Oster-Messe 1825) ist sie um zwey Theile, also bis zum dreyzehnten, und zwar bis zu den beyden Dörfern Bukuresd fortgerückt, und es läßt sich hoffen, daß sie wenigstens mit dem vierzehnten in den dritten Buchstaben des Alphabets eintreten werde. Beyde neuen Theile enthalten wieder eine Menge vortrefflich bearbeiteter Abhandlungen, und in den meisten derselben stecken eine große Menge Artikel, die man in einer alphabetischen Encyklopädie schwerlich unter dem Buchstaben B. suchen würde, so daß man bisweilen wünschen möchte, es wären den Abhandlungen kleine alphabetische Register beygefügt. Die Abhandlung Brüder-Unität z. B. füllt 56 Spalten, man braucht, um sie durchzulesen, mehr als eine Stunde Zeit, und wer daher nicht Alles, sondern nur etwas Gewisses (i. e Einzelnes) von der Br. Unität wissen will, hat Mühe, es herauszufinden. Dem Worte Brücke sind 96 Spalten gewidmet. Es ist wahr, man findet darin die schätzbarsten Nachrichten über alle merkwürdigen Brücken der alten und modernen Welt, in und außer Europa; aber die Brücke von Saintes geht der von Rimini und von Civita Castellana voran, und die Brücken von Kösen, Regensburg und

Prag stehen zwischen der Waterloo-Brücke und der Sternbrücke von Weimar. Hier ist nach alphabetischer Ordnung nichts zu finden. Das Wort Brief füllt 48 Spalten, und diese enthalten eine Sammlung von Artikeln, unter denen sich einer von dem Orientalisten Hammer befindet, der ein reichhaltiges (aber auch nicht alphabetisch geordnetes) Verzeichniß morgenländischer, namentlich persischer und türkischer Werke über die Briefstellerkunst liefert. Und diesem Artikel folgt einer aus der Feder eines Post-Offizianten über den Briefwechsel, worin u. a. als bestes Mittel gegen die Brief-Eröffnungen (auf den Posten) die möglichst nachlässige Versiegelung der Briefe empfohlen wird, damit die Aufmerksamkeit der Brief-Spähen davon abgeleitet werde. Diese Einrichtung scheint uns mit dem Zwecke der alphabetischen Ordnung einer Encyklopädie in einigem Widerspruche zu stehen; und jemehr wir wünschen, daß dieses große Nationalwerk auch bey einem großen Publikum rege Theilnahme erwecke und bis zu seiner Vollendung unterhalte, um so mehr möchten wir den Unternehmern rathen, den Begriff eines lexikalischen Artikels fester zu stellen, und ihren gelehrten Mitarbeitern engere logische Schranken zu setzen, da sich nun einmal der Raum nicht genau abstecken läßt. Die Herren scheinen sehr geneigt, die ersten Buchstaben des Alphabets mit den Schätzen ihres Wissens zu überladen, und für die lezten nichts übrig zu lassen, als Zurückweisungen auf Abhandlungen, in welchen Einzelheiten nur mit großer Mühe aufzufinden sind. Dieses Verfahren ist nicht geeignet, die Theilnahme eines großen Publikums zu erhalten, welches seine Hoffnung auf die Vollendung des kolossalen Werkes nach den Zeitverhältnissen des Fortschreitens in der Buchstabenreihe abzumessen pflegt. „Sieben Jahre, dreyzehn Theile, und noch nicht aus dem B. heraus!" So denken die Meisten. Sie rechnen, daß noch 7 × 11 = 77 Jahre verfließen werden, ehe das Werk fertig wird, während Reel's englische Encyklop. (gegen 4000 Bogen stark) in dem Zeitraum von 21 Jahren zu Stande gekommen ist. Darin irren sie freylich. Sie erwägen nicht, daß eben jenes Verfahren, welches die Reise durch A. und B. so sehr verlängert hat, den Lauf der Pferde in eben dem Maaße beschleunigen wird, als sie dem Y. und Z. näher kommen werden. Aber dieser Irrthum schadet dem Unternehmen offenbar, und indem wir hier das größere Publikum darauf aufmerksam machen, glauben wir den Unternehmern einen wesentlicheren Dienst zu thun, als durch die breiteste Belobung ihrer Herren Mitarbeiter geschehen könnte.

Das encyklopädische Wörterbuch von Pierer, dessen in diesen Blättern schon mehrmals rühmlich gedacht worden ist, hat eigentlich erst im Jahr 1824 begonnen, und ist ihnen mit dem, in der O. M. 1825 erschienenen vierten Bande bereits dicht an den Fersen, ohne der großen Encyklopädie in irgend etwas nachzustehen, als in der Ausführlichkeit der Artikel, welche der populäre Zweck desselben verbietet, in der Reichhaltigkeit der Quellen-Anführung, die ebenfalls mit diesem Zwecke nicht verträglich seyn würde, und in den der chalkographischen Mitgift, die hier, der beabsichtigten Wohlfeilheit wegen, natürlich ganz fehlen muß. Daß das kleine Paketboot den schweren Ostindienfahrer bald überholen wird, ist freylich nicht zu vermeiden; aber immer wird es gut seyn, daß dieser alle Seegel aufspanne, und allen Aufenthalt vermeide, damit seine Passagiere sich überzeugen, daß sie auch noch hoffen dürfen, bey Lebzeiten an Ort und Stelle zu gelangen.

Eine methodologische Encyklopädie der Philosophie hat der Dr. K. H. Scheidler in Jena — zwar noch nicht herausgegeben — aber eingeleitet durch Prolegomena, welche 1825 bey Frommann erschienen sind. (XVI und 143 S. gr. 8) „Ach Gott, das wird sehr trocken seyn!" denken vielleicht unsere Leser. Nichts weniger. Der Verfasser beabsichtiget keine encyklopädische Uebersicht der Wissenschaft und ihrer mancherley Systeme in der gewöhnlichen akademischen Form, sondern eine logisch geordnete Anleitung zum Philosophiren, zum Selbstdenken über philosophische Fragen, brauchbar auch für diejenigen, welche nicht eben Professoren der Philosophie werden wollen; und nach vorliegender Einleitung in solch eine Anleitung scheint er uns ganz der Mann, um seine Anleitung zum Philosophiren einladend zu machen. Er ist nach S. XII. kein Freund von hochtönenden scholastischen Floskeln einer bekannten Schule, deren selbstgemachte Sprache er a. a. O. Rothwelsch nennt. Er huldiget nach S. X. keinem einzelnen System, er will keines auf die Nadelspitze eines a priori erkannten Princips bauen. Er hat eine gesunde Weltansicht, die eben so gewiß den wahren Philosophen, als die lebendige Weltanschauung den wahren Dichter macht. Er hat neben dem Philosophen von Metier auch seinen Shakspeare und Schiller, Goethe und Jean Paul ꝛc. ꝛc. gelesen, ihre Weltanschauungen mit den Weltansichten der Abstrakt-Denker zusammen gehalten und dadurch seinem Begriffe von der Philosophie einen lebendigen Odem eingeblasen. Im Text entwickelt er zwar seine Gedanken über die Sache mit allem geziemenden Ernst; aber er begleitet den Text Schritt vor Schritt mit Noten, die voller Geist, Witz und Scherz stecken. Das benimmt seinem Vortrage die leidige Trockenheit, die der Gegenstand mit sich zu bringen pflegt, und läßt eine Encyklopädie erwarten, die unterhaltend belehrt.

Nr. 59.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 26. Juli 1825.

Periodische Literatur.

Journal Asiatique ou Recueil de mémoires, d'extraits et de notices relatifs à l'histoire des Peuples Orientaux. Publié par la société Asiatique. 20ième et 21ième Cahier. 1824.

Klaproth's Nachrichten von dem Sultan Bâbur sind nicht ohne Interesse, besonders ist der Brief Bâbur's an seinen Sohn ächtorientalisch und charakteristisch, auch in sprachlicher Beziehung merkwürdig, da er in einem von dem Türkischen, wie es zu Constantinopel gesprochen wird, bedeutend abweichenden Idiome abgefaßt ist. Hr. K. theilt das Original und eine französische Uebersetzung mit (S. 129 — 137). — Am anziehendsten schienen uns in diesen Heften die Nachrichten von Alfred Duvaucel's Reise in Indien. Dieser Gelehrte verließ 1817 im Dezember Frankreich und kam im May 1818 in Calkutta an. In Gesellschaft eines Freundes bezog er eine Wohnung nicht sehr fern von der Stadt, und begann seine naturhistorischen Sammlungen und Untersuchungen. Das kleine Haus wurde in ein Museum verwandelt, und jedem Zimmer eine besondere Bestimmung gegeben und lebenden und ausgestopften Thieren eine Wohnung daselbst angewiesen. Die Jäger, deren sie sich bedienten, brachten ihnen täglich eine große Anzahl von Gegenständen für ihre Sammlung; diese wurden sogleich ausgestopft, beschrieben und gezeichnet: eigene Jagden und Sendungen von Fremden vermehrten die Sammlung noch, und das Haus wurde eine Art Menagerie, welche man von Calkutta und den Umgebungen aus besuchte, um das Zimmer mit den Schlangen, das mit den Affen u. s. w. zu sehen. In dem Garten zogen sie Pflanzen, um Saamen zu erhalten, und benuzten ein umzäuntes Bassin in ihrem kleinen Eigenthum, um Wasservögel und Strandläufer aufzuziehen.

Alle diese Schätze aber konnten nicht ohne große Mühe gesammelt und unterhalten werden, und die beyden Freunde klagten in allen ihren Briefen über die Schwierigkeiten, welche sie damals fanden, indem ihre Leute sich widersezten, irgend eine Arbeit zu übernehmen, für welche sie nicht eigentlich bestimmt waren. Durch Drohungen und Belehrungen brachten sie es endlich dahin, daß der Thürsteher den Garten besorgte, der Kellermeister auf den Fischfang und der Koch auf die Jagd ausging: religiöse Vorurtheile kommen da der natürlichen Trägheit der Indier sehr gut zu statten.

Nach sechs Monaten angestrengter Thätigkeit, während deren sie mehrere reiche Sendungen für die Sammlungen zu Paris abgehen ließen, entschlossen sich die Freunde zu einer großen Reise in das Innere von Bengalen, und sezten sich vor, bis nach Patna zu gehen, wohin Duvaucel von einem Franzosen, seinem Freunde, welcher dort an der Spitze einer bedeutenden Indigfabrik stand, eingeladen war; als ihnen im Augenblick ihrer Abreise Sir Stamford Raffles, Gouverneur von Bencowlen, den einige politische Missionen auf die Inseln in der Meerenge von Malacca führten, andere Vorschläge machte. Dieser Engländer, ein Freund der Wissenschaften, trug den beyden französischen Gelehrten an, ihn auf seiner Reise zu begleiten und ihre Untersuchungen fortzusetzen, während er sich seiner Aufträge vom Englischen Gouvernement und der Ostindischen Gesellschaft entledigte. Dieser Vorschlag wurde um so freudiger angenommen, als sie auf den Inseln der Meerenge, welche bisher so wenig gekannt sind, mehr Nahrung für ihre Wißbegierde zu finden hoffen konnten, als in Bengalen; überdieß bot ihnen der Gouverneur an, in seinem Distrikte von Bencowlen eine ähnliche Anstalt zu errichten, wie die von Lord Moira zu Calkutta, welcher Plan, auf Kosten des Gouverneurs ausgeführt, ihnen alle möglichen Mittel bot, zu Bencowlen die Thiere von Sumatra zu sammeln und sie im Großen zu beobachten; sie entsagten also der Reise nach Patna und schifften sich mit Sir Stamford Raffles gegen das Ende des Dezembers 1818 unter der Bedingung ein, das Resultat ihrer Untersuchungen dem Gouverneur mitzutheilen, der seine Reisebeschreibung herauszugeben gesonnen war.

Der erste Ort, woher die Freunde schreiben konnten, war die Insel Pulo-pinang, wo sie blos einige Tage

hinbrachten, und nur eine kleine Anzahl Thiere sammeln konnten, unter denen sich jedoch zwey merkwürdige Fischarten und einige seltene Vögel fanden. Sie legten hierauf vor Carimun an; allein diese Insel ist so von Wäldern bedeckt und die Vegetation so dicht, daß sie nicht durchdringen konnten: sie erkannten am Strande blos die Spuren von Hirschen und wilden Schweinen. Nach einem Aufenthalt von wenigen Stunden verließen sie diese Insel und segelten nach Singapur, wo der General, Sir Stamford, einige politische Geschäfte abzuthun hatte: es handelte sich davon, einen Malayischen Fürsten auf seinem Throne zu befestigen, den seine Unterthanen für einen zu großen Freund der Engländer hielten. Als sie auf die Rhede kamen, erhielt der Gouverneur einen Besuch von drey Adjutanten des Königs, und hier lassen wir Hrn. Duvaucel selbst sprechen, dessen Bericht anziehend genug ist.

„Diese Offiziere sind nicht, wie bey uns, geschniegelte, duftbesprengte und reichgekleidete junge Männer; ihr schwarzes, geschornes Haupt ist mit einem Turban von einer dunkeln Farbe bedeckt; eine weite Weste mit Aermeln bedeckt ihren mit Oel bestrichenen, verbrannten, haarigen und gewölbten Rücken. An der linken Seite haben sie einen starken Cris oder Dolch hängen; die Beine sind unbedeckt. Diese drey Malayen schienen entzückt uns zu sehen, als seyen wir zu ihrem Besten gekommen. Die Engländer suchten zu erfahren, welcher Vortheil ihnen daraus erwüchse, wenn sie sich der Insel bemächtigten; wir andere befragten sie, um das übrige unbekümmert, über die Thiere, welche sich da vorfinden. Die Engländer erhielten zu unsrer Verwunderung günstigere Antworten als wir. Als wir Singapur verließen, gingen wir nach Achem, um daselbst zwey widerspenstige Herrscher zur Eintracht zu bringen, indem man einen dritten an deren Stelle sezte, welcher seinen Thron mit dem Gelde seiner Unterthanen bezahlt."

Unsere Reisenden gelangten wirklich nach Achem, und kurz vor der Abreise schrieb Duvaucel folgendes: „Wir blieben über einen Monat in dieser schrecklichen Gegend, ohne in das Innere der Insel eindringen zu können, ohne auch nur den tausendsten Theil der Gegenstände uns verschaffen zu können, welche wir hier zu sammeln gerechnet hatten. Der schlechte Ruf, in welchem diese Völker stehen, rechtfertigt sich jeden Tag durch ihr Betragen gegen die Europäer, und mein Freund Diard, der glaubte, diese Wilden seyen nur gegen ihre Beleidiger grausam, wäre fast ein Opfer seiner Leichtgläubigkeit geworden. Von zweyhundert Malayen mit drey unserer Bedienten umgeben, konnte er, es ist wahr, noch ohne Wunde entkommen, aber er büßte die Früchte seiner Jagd, seine Waffen und unser Gepäcke ein. Achem, Padis, Tulosimawe haben unsere Sammlung nur um sehr wenig bereichert; einige Pflanzen, einige Insekten, einige Vögel, zwey oder drey Schlangen, vier oder fünf Fische und zwey Hirsche sind die einzigen Resultate einer mühevollen Reise."

Von Achem begaben sich unsere Reisende nach Malacca, und Duvaucel schreibt nach seiner Ankunft daselbst: „Kaum sind wir in Malacca angekommen, und schon ist die ganze Stadt bey uns; man trieb hier immer nur Handel mit Opium und Pfeffer, und man errath nicht, was wir mit den Affen und Vögeln beginnen wollen, welche wir kaufen; in den ersten zwey Stunden hatten wir uns einen Bären, einen Argus und einige andere Vögel verschafft. Der holländische Gouverneur hat einen jungen Orang-Utang, und ich bin im Begriff, ihm einen nicht uninteressirten Besuch zu machen."

Nach einem kurzen Aufenthalt kehrten unsere Reisenden zum zweyten Mal nach Singapur zurück und verschafften sich endlich den Dugong, wovon eine Zeichnung und Beschreibung für das Museum zu Paris abgeschickt wurde. (Beyde sind zu finden in den Philosophical Transactions. 1820. pag. 315 — 325. pl. 25 — 31).

Im August 1819 kamen die beyden Naturforscher nach Bencowlen zurück. Sie hatten bis dahin keine andere Unbequemlichkeit zu ertragen, als die Hitze des Klimas und die kleinen Beschwerden, welche der träge Charakter der Malayen herbeyführte; aber wahrer Kummer wartete ihrer zu Bencowlen, wo das Wohlwollen des Gouverneurs, das sie bisher nur zu loben hatten und dessen sie dankbar gedachten, sich zu verläugnen begann. Nach einigen Zwistigkeiten, deren Details nicht bemerkt sind, wurde die Sammlung, welche mit so vieler Sorgfalt, Mühe und Gefahren veranstaltet worden, statt nach der Uebereinkunft in gleiche Theile getheilt zu werden, fast ganz nach England geschickt; eben so Kopien von den Zeichnungen, Beschreibungen und Bemerkungen der zwey französischen Gelehrten.

Dieses unerwartete Ergebniß schlug indessen den Muth der beyden Freunde nicht nieder: mit neuem Eifer begannen sie ihre Arbeiten. Nachdem sie vom Gouverneur Abschied genommen und das Wenige, was ihnen von ihrer Sammlung gelassen worden, nach Calkutta geschickt hatten, entschlossen sie sich, verschiedene Wege einzuschlagen, um die Gegenstände, die sie sammeln wollten, zu vermannigfaltigen. Diard begab sich nach Batavia, wo das reiche Ergebniß seiner Forschungen ihn den zu Bencowlen erlittenen Verlust vergessen ließ. Duvaucel reiste zur selbigen Zeit nach Padang, und seine lezten Briefe beweisen, daß seine Bemühungen nicht fruchtlos waren. Er wird noch in diesem Jahre die ganze Sammlung nach Paris überbringen, während Diard seinen Aufenthalt in Indien noch zu verlängern gedenkt. —

Für die Literargeschichte ist der Aufsatz von Carl Rémusat über Langles (p 150 — 157) höchst wichtig. Endlich ist die Abhandlung über den Chinesischen Tapir, den man erst seit wenigen Jahren kennt, ein interessanter Beytrag zur Naturgeschichte Asiens.

Unterhaltungs-Literatur.

Cervantes sämmtliche Werke. Aus der Ursprache neu übersezt. Erstes — Viertes Bändchen. Quedlinburg b. G. Basse. 1825. 272, 320, 272 und 272 S. 8.

Mit dem Ritter Don Quixote de la Mancha von der traurigen Gestalt hat die neueste, schöngeistige Literatur Deutschlands mancherley gemein, vor allen die traurige Gestalt. Die Zeit der spanischen Ritter-Romane, welche Cervantes verspottete, war ein goldenes Zeitalter im Vergleich mit dem jetzigen zu nennen. Die damaligen spanischen Schöngeister waren wenigstens darauf bedacht, etwas zu erfinnen, um ihr Publikum zu unterhalten; die heutigen Deutschen scheinen größtentheils am Erfindungsgeiste bankerott zu seyn, und unsere Belletristik wird täglich mehr und mehr zur Uebersetz-Fabrik. Fabrikmäßig wird das Neue wie das Alte des Auslandes übersezt, damit nur die Anzahl der deutschen Pressen ihr Futter bekomme. Gehe nun aber das Uebel vom Handel oder dem Gänsekiel aus; vergebens würde die Kritik sich gegen das Treiben der Gewerbschaft auflehnen. Don Quixote selbst, nachdem er die traurige Erfahrung von der Unüberwindlichkeit der Windmühlen gemacht hatte, war nicht toll genug, die Walkmühle anzugreifen. Man muß die Mühlen klappern lassen, und dem Himmel danken, wenn sie nur ihr Mehl mahlen aus gesundem ausländischen Getreide.

Der ungenannte neue Uebersezer des Cervantes hat mit dem Don Quixote begonnen, und ist bereits bis auf die Vermählung der Quiteria mit dem pro forma erstochenen Basilio gekommen. Ein Uebersetzfabrikant ist er nicht. Seine Verdeutschung zeugt von Studium, Geschick und Fleiß. Er hat namentlich die Gedichte des Originals in Reimversen wiedergegeben, im Ganzen mit ungewöhnlichem Glück, und ohne seine Muttersprache in die spanischen Stiefeln zu zwängen, womit der verst. Malsburg und neuerlich Herr Zeitteles dieselbe torquirt haben, um sie nach Calderon'schem Takte gehen zu machen. Dabey hat er gewissenhaft übersezt, nicht mit den Weglassungen und Zusammenrückungen, wodurch Bertuch in seiner Uebertragung von 1777 das Original entstellte, um es dem deutschen Lesegaumen genießbar, i. e. unpoetischer zu machen. Die späteren und besseren Uebersetzungen von Tiek und Soltau, die fast gleichzeitig vor ungefähr 25 Jahren erschienen sind, scheint er nicht benuzt zu haben, und das ist gut, da namentlich in der Tiek'schen die Dichter-Individualität des Uebersetzers der Originaldichtung manche fremdartige Farbe gegeben hat. Hierzu kommt, daß er, allem Anscheine nach, nach einer neueren Originalausgabe gearbeitet hat, als jene beyden Uebersetzer vermochten. Die Vergleichung seiner Arbeit mit der Edition von Leon, in casa de Tournachon — Molin Anno. 1810 läßt kaum einen Zweifel übrig, daß es diese war, die er vor sich hatte. Das ist wiederum gut: denn sie ist zu einer Zeit erschienen, wo die spanische Presse einer gewissen Freyheit genoß, wenigstens insoferne, als das Pfaffenthum für einen Augenblick die Scheere aus der Hand verloren hatte, womit es sonst wohl die spanischen Classiker zu beschneiden liebte. Ref. hat bis jezt noch nicht die beyden Uebersetzungen zu Gesicht bekommen, deren eine von der Buchhandlung Schumann in Zwickau, als Bestandtheil der bekannten Taschenbibliothek ausländ. Classiker, und die andere von der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig, als Bestandtheil einer Sammlung verdeutschter ausländ. Romane, Mährchen u. s. w. ausgeboten worden ist. Inzwischen ist so viel klar, daß diese beyden, neuesten deutschen Don Quixoten es hier unvermuthet mit einem dritten Rival zu thun bekommen haben, der nicht locker im Sattel Rocinante's sizt. Der Druck ist anständig und im Ganzen correkt, obschon Bd. 2. S. 29 aus einem ehrwürdigen Gesicht ein ehrwürdiges Gefühl geworden ist. Daß auch die „Anpreisunggedichte" Bd. 1. S. 20. Z. 2. v. u. nur ein Druckfehler seyn mögen, wollen wir wünschen; denn der leidige Anti-Essismus, welcher fast nur noch in der Abendzeitung mit Don-Quixotischer Hartnäckigkeit abentheuert, ist nie unerträglicher, als wenn er nach der Endsylbe ung den verbindenden Halbvokal s herauswirft. Diese, die klassische Schreibungsart befehdende Schreibungart klingt nicht nur wie Schreibunart, sondern sie ist es auch.

Der Mann von Welt oder der Kavalier nach der Mode. Ein romantisches Gemälde, dem eine wahre Geschichte zum Grunde liegt. Aus dem Englischen des Henry Makenzie. Zwey Theile. Uebersezt von Dr. J. C. Petri. Leipzig b. Kummer 1824. 226 u. 169 S. 8.

Makenzie, der bekanntlich nicht bloß vorliegenden Mann von Welt, sondern auch einen Mann von Gefühl geschrieben hat, gilt in England für einen guten Schriftsteller; warum also hätte der Mann von Welt

nicht auch in's Deutsche übersezt werden sollen, wohin heutzutage alles übersezt wird, was im Auslande erscheint und nur irgend eine gute Vermuthung für sich hat, daß es Unterhaltung gewähren könne? Unterhaltend ist die hier erzählte Geschichte in der That; aber für ein romantisches Gemälde kann sie in Deutschland nicht passiren; denn ihr fehlen alle Elemente der deutschen Romantik. Sie ist ein Aggregat von Lebens-Liebes-Verführungs- und mancherley anderen Geschichten, die alle sich wirklich zugetragen haben können. Sie regt die Phantasie nicht auf „zum Flug in's alte romantische Land" (um mit Wieland zu reden), sie trachtet darnach gar nicht, und beschränkt sich bloß, auf dem Wege der Unterhaltung moralische Betrachtungen über das Unheil zu erwecken, welches das Laster unter dem Vorwande des Welt-Tones anzurichten sich erlaubt.

„Nun, und weiter sagt uns der Rec. nichts von dem Inhalte? Was gilt's, der Herr hat den Roman gar nicht gelesen!" Doch, doch! Rec. hat ihn gelesen; aber Herr Junge, der das nette Titelkupfer gezeichnet hat, der hat ihn nicht gelesen: denn er hat dem ausgeplünderten Spieler, der dem Chevalier d'industrie, welcher ihn ausgeplündert hat, das Pistol vorhält und die Börse abzwingt, einen Hut auf den Kopf gezeichnet, obschon S. 111. und 114. klar gedruckt steht, daß der Hut noch im Spielhause hängt, und daß eben durch diesen Hut der Straßenräuber nach der That entdeckt wird. So sind die Herren von der bildenden Kunst! Goldstücke wollen sie wohl verdienen in den Geschichten, aber lesen wollen sie die Geschichten nicht. Ein armer Recensent verdient daran wenige Groschen, und muß dafür lesen, daß ihm die Augen überlaufen. Ein Glück noch, wenn der Druck so bequem und correkt ist, wie hier.

Aus Italien.

Das schon vielfach verhandelte außerordentliche Natur-Phänomen, welches seit ungefähr zwey Jahren die Bewohner der Insel Meleda zu wiederholten Malen in großen Schrecken versezt hat, ist vor einiger Zeit auch noch von einem eigentlichen Physiker, dem Dr. L. Stulli in vier zu Ragusa erschienenen, an einen seiner Freunde gerichteten Briefen Sulle detonazioni dell' isola di Meleda mit Eleganz und Klarheit besprochen worden. In dem ersten seiner Briefe erzählt er, daß am 20sten Merz 1822, zu Babinopoglio, einem netten in einem Thale der Insel Meleda gelegenen Dorfe, starke Verpuffungen gehört worden, die man anfangs für Kanonenschüsse gehalten habe, und durch welche die Thüren und Fenster des Dorfes auf eine sehr spürbare Weise seyen erschüttert worden. Während zwey ganzer Monate haben dieselben Detonationen fortgefahren, sich vernehmen zu lassen, so daß man an einem Tage zwanzig bis dreißig solcher Donnerschläge habe zählen können. Späterhin, sezt Hr. Stulli hinzu, seyen sie schwächer und seltener geworden, und haben geschienen, sich aus dem Thale von Babinopoglio nach dem Umkreise der Insel zu verbreiten; auch glaube er nicht, daß diese Erscheinungen vulkanischen Explosionen, denen jederzeit Erderschütterungen im Gefolge gehn, zuzuschreiben seyen; er vermuthe vielmehr, sie seyen die Wirkung eines unterirdischen Gases, welches, aus dem Meere hervorgehend, sich mit einigen Elementar-Stoffen der Atmosphäre in Verbindung sezte, und somit jene Verpuffungen erzeuge. In dem dritten Briefe wird ein Erdbeben beschrieben, welches sich, von ganz eigenen Umständen begleitet, am 7ten August 1823 verspüren ließ und über zwanzig Minuten gedauert haben soll. Dieses Erdbeben soll einige Aehnlichkeit gehabt haben mit demjenigen, welches im August 1667 Ragusa verwüstet und dessen jammervolles Andenken Stay in einem lateinischen Gedichte über die Philosophie aufbewahrt hat. — Willkommen muß den Freunden der Italienischen Literatur und des Tasso die neue Sammlung auserlesener Schriften des gedachten Dichters seyn, welche zu Mailand von dem durch mehrere literarische Produkte bereits rühmlich bekannten Dr. Gherardini veranstaltet wird, und zugleich eine Abtheilung der großen Sammlung der classici Italiani ausmacht. Diese Ausgabe soll aus fünf Bänden bestehen. Der erste und zweyte enthalten das befreyte Jerusalem, gemäß dem Texte der von Bodini, nach den Verbesserungen des Abate Serassi, veranstalteten Ausgabe, die von den Kennern für die genauste gehalten wurde. Dem Gedichte ist Tassos, von Fabroni, ebenfalls nach Serassi, gefertigtes Leben vorangesezt, unter den Varianten eine geschmackvolle Auswahl getroffen und eine Anzahl kurzer und gediegener, zum Theil Gentili und Guastavini enthobener, Anmerkungen beygefügt. In dem dritten Bande findet man die Abhandlungen über das heroische Gedicht, welche Tasso selbst unter allen seinen Arbeiten obenan stellte, seine poetischen Briefe und seine Allegorie des Gedichtes. Im vierten und fünften Band sollen der Aminta, die Reime, die Dialogen, nebst noch einigen der vorzüglichern prosaischen Aufsäze Tassos geliefert werden. — Bekanntlich hat ein vorzüglicher Italischer Schriftsteller, Ugo Foscolo, vor Kurzem „Versuche über Petrarca" in Englischer Sprache in London erscheinen lassen. Durch einen Freund des Verfassers, den Baron Camillo Ugoni, sind nun diese Aufsäze, unter dem Titel: Saggi sopra il Petrarca publicati in Inglese da Ugo Foscolo e tradotti in Italiano. (Lugano b. Vanelli, mit dem Motto: Irrequietus homo perque omnes anxius annos, Ad mortem festinat iter: mors optima rerum) in einer eben so getreuen und correkten als eleganten Uebersezung auf Italienischen Boden verpflanzt worden. Es sind ihrer vier, nämlich ein Versuch über Petrarcas Liebe, ein zweyter über seine Poesie, ein dritter über seinen Charakter, und endlich eine Parallele zwischen Petrarca und Dante. Voran geht ein, den Uebersezer als einen treuen Freund der Wissenschaften und seines Landes darstellender, Dialog zwischen ihm und dem Genius der Italienischen Literatur. — Nach manchen seit Canovas Tode erschienenen, diesen berühmten Künstler zum Gegenstande habenden, biographischen Notizen, Denkschriften u. dergl. wird nun unter dem Titel: Della vita di Antonio Canova, d. h. Leben des A. Canova, in vier Büchern (Prato b. Gebr. Giachetti, 523 S. in 8° mit Kpf.) verfaßt von Melchior Missirini, dem Publikum eine vollständigere und sorgfältigere Bearbeitung desselben Gegenstandes vor Augen gelegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 60.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 29. Juli 1825.

Dichtkunst.

Poetische Erzeugnisse der Russen. Ein Versuch von Karl Friedrich von der Borg. Riga bey Hartmann. 1823. 8. 1ster Band. 354 S. 2ter Band. 415 S.

Die neuere schöne Literatur der Russen ist noch sehr jung: wie wird sie sich geberden? Gerade wie ein Jüngling unsrer modernen Zeit, der, eben erst dem Knabenalter entwachsen, von seiner Jugend, vielleicht auch von seinem Talente, gedrungen, zu dichten anfängt: dieser versucht es, seine Gefühle poetisch auszusprechen; weil aber das sehr schwer ist, so schiebt er sich selbst das Leichtere unter: er verarbeitet Gedanken für Gefühle; und, weil auch das tiefere Denken noch nicht die Sache der frühesten Jugend ist, so hilft er sich mit Witz und Scharfsinn, die im menschlichen Geiste früher flick werden als andere Seelenvermögen. So entstehen jene elegisch-didaktischen Tiraden dichtender Jünglinge. Wenn wir die vorliegenden Gedichte betrachten, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß auch die russische Poesie ein solcher dichtender Jüngling ist. Es sind fast Alles didaktische Oden, Elegieen, Episteln, Satyren, breite Balladen und Mährchen, mehr witzig und beschreibend, als phantastisch oder gemüthlich; auch wirklich einander im Durchschnitt so ähnlich, daß die Persönlichkeit der Dichter meist nur Schattirungen, selten einen charakteristischen Unterschied bildet; (rühmliche Ausnahmen findet der Leser unten). Wir haben keine Ursache, dieß als eine Verschmelzung sämmtlicher Gedichte, die wir in dieser Blumenlese vor Augen haben, zu einer und derselben Dichtungsweise anzusehen, deren Schuld auf den Uebersetzer fiele; wir glauben dieß, obgleich mit den Originalen unbekannt, keineswegs: denn er zeigt sich durchaus tüchtig und gewandt, die verschiedenen Gattungen von Poesie in seiner Uebersetzung sorgfältig beachtend; er trifft überall den Ton mit sicherem Geschmack; man empfindet es, däucht uns, daß er ehrlich und treu zu Werke gegangen ist. Aber auch eine zweyte Aehnlichkeit haben diese Gedichte mit Poesieen der jugendlichen Muse überhaupt: sie haben fast alle kein selbstständiges Leben; sondern wie der Jüngling, selbst der begabtere, anfangs, auch unbewußt, sich an anerkannte Vorbilder hält, so sind diese Gedichte meist Nachahmungen einer fremden reiferen Literatur, und zwar der französischen, und, schon bey den früheren, noch mehr aber bey den späteren, auch der deutschen. Herr von der Borg theilt uns nämlich in zwey starken Bänden Proben von 26 russischen Dichtern mit, deren Geburtsjahre zwischen 1711 bis 1799 fallen, also so ziemlich das vorige Jahrhundert ausfüllen. Somit möchte die Abfassung jener Poesieen etwa von dem Jahr 1736 bis auf unsere neueste Zeit zu rechnen seyn. Auf diese Dichter alle nun, die ältesten, wie die neuesten, übt die klassische Poesie der Franzosen, vom Jahrhundert Ludwigs XIV. den entschiedensten Einfluß, selbst was die Form betrifft, die der Uebersetzer überall mit lobenswürdiger Gewissenhaftigkeit, und aus Gründen, die von Einsicht zeugen, beybehalten zu haben erklärt. Viele dieser Poesieen sind nämlich auch im Russischen in Alexandrinern, die Oden in dem, wenig Abwechselungen gestattenden, elegischen Versmaas der Franzosen, und die Fabeln ganz in den ungleichen Rhythmen der Lafontainischen Fabeln abgefaßt. Die späteren Dichter verrathen Bekanntschaft mit der deutschen Literatur, wie sie sich, selbst noch vielfach vom Ausland beherrscht, von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an bis zu Goethe's Auftreten gestaltet hat. Der leztere scheint bey der didaktischen Tendenz der russischen Dichter fast gar keine Anklänge erregt zu haben; mehr Spuren von Schillers Einfluß kommen bey den jüngsten der aufgeführten Dichter vor; er scheint besonders wohlthätig auf die Form ihrer Gedichte gewirkt zu haben.

In den angehängten, schätzenswerthen biographischen und literaturhistorischen Notizen wird als Vater aller durch Peters des Großen allumfassenden Geist in Rußland eingeführten nützlichen und schönen Wissenschaften und namentlich als Schöpfer der neuern Dichtersprache und Poesie seines Vaterlandes Michael Wassiljewitsch Lomonossow genannt, geb. 1711, gest. 1765. In der Jugend begleitete er seinen Vater, einen Fischer,

nach dem Fischfang und dem Eismeer, und sog in den Wintertagen, von einem Kirchendiener spärlich unterrichtet, ein glühendes Verlangen nach wissenschaftlicher Bildung ein. So zog er mit einer Fuhre gefrorner Fische nach *Moskau*, bildete sich später in Kiew und Petersburg, und zulezt drey Jahre bey unsrem berühmten Landsmann *Christian Wolff* in Marburg, hauptsächlich in den *mathematischen* Wissenschaften; die Erholungsstunden weihte er der schönen Literatur. Unser Uebersetzer versichert, daß derselbe sich die deutsche Sprache völlig zu eigen gemacht, die damaligen deutschen Dichter gelesen, und beschlossen habe, sie nachzuahmen. Uns scheinen jedoch die Produkte dieses Dichters noch mehr nach französischen Mustern gebildet, als nach deutschen, wiewohl einige vielleicht den seit dem Jahr 1740 aufstrebenden Gellert und andere, die damals anfingen berühmt zu werden, vor Augen gehabt haben können, (z. B. *Morgengedanken* I. S. 78). Aber man höre nur gleich die erste Strophe im ganzen Buche (Ode nach Hiob):

„O Mensch, der Du ob Gottes Walten
Vergeblich murrst im Ungemach!
Vernimm, wie furchtbar ungehalten
Zu Hiob er aus Wolken sprach;
Durch Regen, Sturm und Hagel glimmend,
Des Donners Krachen überstimmend,
Durchdröhnt er mit dem Wort die Luft,
Und also ihn zum Wettkampf ruft:"

Form und Ausdruck sind offenbar hier französisch; unwillkürlich wird man an Jean Baptiste Rousseau oder an La Motte erinnert. Etwas deutscher, fast Hallerischer Art sind seine Abendgedanken, darin schöne Strophen (I. S. 81):

„Ein Sandkorn in dem Meeresbraus,
Im ew'gen Eis ein Funke klein,
Ein feiner Staub in Sturmessaus,
In wilder Glut ein Federlein: (?)
So ich, den diese Kluft verschlang,
Verloren in Gedankendrang!"

— — — — — — —

„O ihr, die schnellen Blicks hinein
In's Buch der ew'gen Wahrheit bringt;
Ihr, welche schon ein Zeichen klein
Der Weltenordnung näher bringt:
Ihr kennet der Planeten Bahn,
So sagt, was schwellt die Brust uns an!"

„Was ist's, das nächtlich blinkt und glüht,
Mit zartem Licht zur Veste reicht;
Das von der Erde zum Zenith,
Ein Blitzstrahl ohne Wolken steigt?
Sagt an, wie mag gefrorner Dunst
In Winters Mitt' erzeugen Brunst."

Wie in Haller's, so in *Lomossow's* Dichtungen spürt man etwas den methodischen Naturkundiger. Aber der Uebersetzer hat Recht, ihn relativ hoch zu stellen (s. II. S. 395.); die meisten seiner Nachfolger erreichen nicht seine Kraft und Gedankenfülle; und obgleich er nicht reich an Gefühlen ist, so sind doch die meisten daran noch ärmer.

Eine ausgezeichnete Leichtigkeit und vielleicht die meiste *lyrische* und *musikalische* Gabe unter allen besitzt *Hippolyt Fedorowitsch* Bogdanowitsch, geb. 1743, gest. 1803, der, als Gesandtschafts-Sekretär in Dresden (1762 — 1768) auch deutsche Bildung sich angeeignet zu haben scheint. Sein Liedchen: „Ich bin schon fünfzehn Sommer alt ꝛc." (I. S. 176.) ist aus ganzem Holz geschnitten, und durch seine zierliche Form erreicht es wirklich die glücklichsten Tändeleyen dieser Art, die unsere Literatur aufzuweisen hat. Man höre:

„Man nennt mich nur das schöne Kind;
Da muß ich denken fein geschwind:
Wie ich mich auf der Flur benehme,
Wenn nun ein Hirt zum Freyen käme. —
Da muß ich denken fein geschwind."

„Er spricht zu mir: ich liebe dich!
Und Liebe schwöre dann auch ich.
Und sag' ihm das, was er gesprochen. —
Damit ist wahrlich Nichts verbrochen;
Und Liebe schwöre dann auch ich."

„Ich kenne diesen Fall noch nicht,
Ich weiß nicht, wie der Freyer spricht;
Verlangt er nun ein Pfand der Minne:
Dann weiß ich nicht, was ich beginne. —
Ich weiß nicht, wie der Freyer spricht."

„Wollt' ich ihm geben meinen Stab,
Den Stab ich selber nöthig hab';
Mein Hündchen kann ich auch nicht missen,
Sonst wird die Heerde mir zerrissen: . . . .
Den Stab ich selber nöthig hab'!"

. . . .

„Ich sah als Kind, wenn recht mir ist,
Daß eine Schäferin geküßt:
Geschah' es, um dem Schäfer eben
Zu lohnen, was er ihr gegeben,
Daß ihn die Schäferin geküßt?"

Diese Verse werden zugleich beweisen, daß wir von dem glücklichen Uebersetzertalent des Herausgebers nicht zu viel gesagt. — Am meisten französische Bildung verrathen *Sumarokov*, geb. 1718, gest. 1777; *Knäschnin*, geb. 1742, gest. 1791; *Kryloff*, geb. 1768, dessen Fabeln ganz nach Lafontaine's Muster gearbeitet sind. Die Lieder des berühmten russischen Originalprosaikers *Karamsin*, geb. 1765, kranken an etwas leerer Sentimentalität. Herrn v. *Wiesen's* (geb. 1745, gest. 1792.) volksthümlichen Witz rühmt der Uebersetzer (II. S. 399). Wir zweifeln, ob das von ihm aufgenommene Gespräch (II. S. 273.) dieß Urtheil beym Leser bestätigen wird? *Iwan Iwanowitsch Dmitriew* (geb. 1760) eifert offenbar an Würde und Gedankenreichthum seinem Vorgänger Lomonossow, und in der Leichtigkeit

dem Bogdanowitsch am glücklichsten nach. Wir zeichnen seine Befrewung von Moskwa (I. S. 15.), Stanzen (I. S. 127.), und besonders Jermack (I. S. 151 ff.) aus. Aber manchmal wird er seicht (I. S. 218.), manchmal kommt wieder der französische Bombast (I. S. 89. an die Wolga).— Im Romanzen- und Balladenton haben sich diese Dichter nicht leicht über die Vorschriften Sulzers und das Vorbild eines Schiebeler und andrer Dichter des vorigen Jahrhunderts erhoben. Man sehe z. B. Klara (I. S. 295 — 307) und die zwölf schlafenden Jungfrauen (II. S. 3 — 85.), beydes von Schukowsky (geb. 1783). Der Uebersetzer rühmt den Ausdruck des letztgenannten Dichters als kühn, kurz, bündig gediegen; ein Lob, das wenigstens nicht von diesem Gedichte gilt. Besser ist von demselben der Sänger, im russ. Kriegslager (I. S. 48.), und Theon und Aeschines, wo wenigstens der Ton sich etwas lebendiger macht und an Schillers Balladen erinnert, mit dessen Poesie der Dichter als vertraut geschildert wird (II. S. 411). Den wohlthätigsten Einfluß scheint aber Schiller, und überhaupt die neuere deutsche Poesie auf einen der jüngsten der aufgeführten Dichter, den Fürsten Wäsemsky (geb. 1792), gehabt zu haben, der sich uns keineswegs blos durch Witz und durchdringenden Verstand, wie der Uebers. meint (II. S. 412), sondern auch durch Gefühl auszuzeichnen scheint. Sein Lied an meine Freunde (I. S. 184.) beweist dieß. Noch mehr „an N. N. auf den Tod seines Sohnes." (I. S. 110.), wo es heißt:

„Ach! wie des Weihrauchs lezte Säule,
Die zu dem Himmel steigt hinauf. —
So fing dein bleicher Mund in Eile
Des Sohnes Seel' im Scheiden auf!"

. . . .

„Wie lang' ist's her, daß deine Träume
Sich wiegten in der Hoffnung Wahn,
Und schwebten in der Zukunft Räume,
Und einen Freund im Sohne sah'n."

„Des späten Alters Stab und Stütze, —
Die Bilder der Vergangenheit. —
In seiner frohen Jugendhitze
Ersatz für deine Jugendzeit?" —

Zum Schlusse noch einen Wunsch. Herr von der Borg hat uns durch gelungene Uebersetzungen mit der neuen russischen Literatur, die mehr oder weniger ein Abglanz fremder, ja unsrer eignen, und noch lange nicht unserer allerbesten, ist, bekannt gemacht. Er macht uns aber (II. S. 389.) nach einer frühern Periode lüstern, „in welche die Einführung des Christenthums und später die tatarische Oberherrschaft fällt, während welcher viele alt-russische Volkslieder entstanden sind, die zum Theil noch im Munde des Volks leben, und von den Göttern, von Wladimirs Gastmahlen, von den Helden seiner Zeit handeln, und die fast sämmtlich eine tiefe Wehmuth athmen." Möchte der achtungswerthe Herausgeber der vorliegenden Schrift Kraft und Lust fühlen, uns in diese ächt-russische National-Literatur, durch eine lautre, unmodernisirte Uebersetzung, namentlich aber durch Uebertragung des von ihm empfohlnen uralten Liedes von dem Kriegszuge Igors, recht bald einzuführen.

Rechtswissenschaft.

Gutachten über die Frage: Ob die Gesetzgebung den Lieferungshandel mit Staatspapieren verbieten solle? Mit besonderer Rücksicht auf Sachsen von Philalethes. Leipzig, bey C. H. F. Hartmann, 1825. 48 S. gr. 8.

Ein praktischer und — was eine Seltenheit ist — mit diesem gegenwärtig wichtigsten Zweige des Handels genau bekannter Rechtsgelehrter erörtert hier jene Frage auf das gründlichste, und entscheidet dieselbe verneinend, welches unstreitig der merkantilischen Welt ganz besonders angenehm seyn muß. In einer gefälligen Sprache widerlegt er, ruhig und umsichtig, was Schmalz und Harl jüngsthin behauptet haben, daß aus dem Staatspapierhandel das fürchterlichste Unheil entstehe; daß dieß Geschäft für ein verbotenes, noch ärgeres als Pharo zu betrachtendes Hazardspiel, und mit dem Wucher in Parallel und noch über ihn zu stellen sey; daß es mit einem Worte nach staatspolizeylichen, nationalwirthschaftlichen, sittlichen und rechtlichen Grundsätzen unzulässig und zu verwerfen wäre. Der Vf. zeigt auf's Bündigste die Unstatthaftigkeit dieser harten Beschuldigungen, und wie insbesondere für Sachsen ein Verbot dieser Geschäfte den größten Nachtheil haben würde. Das Ergebniß seiner Arbeit, welche eine schöne Bereicherung der praktischen Politik zu nennen, ist der einleuchtendste Beweis, daß (und das ist der Schluß dieses anziehenden Gutachtens, der hier mit den eigenen Worten des Vfs. stehe) „kein „in dem Bereich unsres Staates gegebenes Gesetz, auch „wenn es jene Käufe ganz verböte, ihnen zu steuern „vermöchte; ja daß sogar ein solches Gesetz, statt zu „nutzen, den größten Schaden für den Sächsischen Han„del hervorbringen könnte; daß also eine solche gesetzliche „Anordnung für unser Vaterland keineswegs von dessen „weiser Regierung zu erbitten, sondern daß es vielmehr „zu wünschen ist, es möge die Nothwendigkeit der Er„füllung der geschlossenen Zeitkäufe, ohne Rücksicht, ob „dieselbe in dem oder jenem einzelnen Falle dem Käufer „beschwerlich fällt, fernerhin, wie bisher, als rechtliche „Entscheidungsnorm, als Gesichtspunkt, aus welchem

„Staat und Gerichtshöfe den Zeitkauf in Staatspapieren „betrachten, beybehalten werden.“ — Es kann nicht fehlen, daß der Eine oder der Andere, der seine bisherigen Ideen hier widerlegt findet, replicirt, und die Duplik wird dann wohl auch nicht ausbleiben, wenigstens sieht der Philalethes, so höflich er auch mit den Gegnern umgeht, nicht aus, wie einer, der gleich zum Verstummen zu bringen wäre. — Immer zu! Bey solchem Streite kann die Wahrheit nur gewinnen!

Stereotypographie.

Der verdienstvolle Tauchnitz hat eine stereotypische Edition des ganzen Homer (Lips. 1825), nach Wolf und mit einer instruktiven Vorrede Hermanns veranstaltet, die leicht das correcteste aller Schulbücher werden könnte. Die Platten sind, in Folge der bekannten Vervollkommnung der stereotypischen Kunst, corrigibel, und der Typograph verheißt in einer vorgehefteten Erklärung jedem ersten Entdecker eines Druckfehlers einen Dukaten für die Anzeige desselben. Daß es mit dieser Verheißung Ernst ist, sehen wir aus der Allg. Lit. Zeit. von Halle, u. a. No. 127. u. 136. Jahrg. 1825., wo derselbe Druckfehler bekannt macht, die ihm bereits angezeigt worden sind, und deren Entdecker ihre Dukaten bereits in der Tasche haben werden. Dem einen hat ein η statt eines α (θαλήσσης, Odyss. III. 142), dem andern gar nur ein fehlender Accent über dem Omikron in ὄϊων (Ibid. IX, 167) dazu verholfen. Diese kostspielige Reinigungs-Methode ist, so viel wir wissen, bis jezt nur bey den Logarithmen-Tafeln angewendet worden, wo ein einziges falsches Zahlzeichen bewirken kann, daß ein Astronom sich um einige Millionen Meilen verrechne. Ihre Anwendung auf einen alten Klassiker ist neu, und gereicht dem Unternehmer zu großer Ehre. Aber sicher wird sie sich belohnen. Ein so schön, so augenschonend und so correct gedruckter Homer, den überdieß die stereotypische Kunst wohlfeil macht, wird nicht nur durch Europa, sondern durch die ganze civilisirte Welt sich verbreiten.

M.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Hr. Missirini war um so eher im Falle, eine wahrhafte und genaue Biographie seines Kunsthelden zu liefern, da ihm die dazu erforderlichen Notizen und Thatsachen von J. B. Canova, Antons Bruder, und von dem Künstler Anton von Este, der fünfzig Jahre lang mit dem Verstorbenen eine vertraute Freundschaft unterhalten hat, waren mitgetheilt worden. Seine, in einem schönen, vielleicht hie und da etwas zu gezierten Style abgefaßte Schrift theilt sich in vier Bücher, jedes von zehn Unterabtheilungen und gibt auf eine, das Interesse der Leser in Anspruch nehmende und Canova's Andenken auch in jeder Rücksicht ehrende Weise Kunde von Canova's ersten Studien, seinen künstlerischen Versuchen, Reisen, zumal jenen nach Paris und London, von seinem Projekte zu akademischen Schulen und einer von dem Künstler selbst gemachten Analyse einiger seiner Arbeiten. Ferner gibt Hr. Missirini Nachricht von Canova's zu Paris mit Napoleon gepflogenen Unterhaltungen, *) seinen archäologischen Studien, seinen Gedanken über die Kunst, den ihm in so reichem Maße zu Theil gewordenen Ehrenbezeigungen, und von den übrigen merkwürdigern Umständen seines Lebens bis zu Ende desselben. Der Biographie ist ein chronologisches Verzeichniß von Canova's sämmtlichen Arbeiten, nebst zwey Bildnissen des Künstlers, von denen das eine sich von seinem Todestage datirt, und acht ihm zu Ehren geschlagene Schaumünzen, sammt ihrer Erklärung beygefügt. — Als ein dem Geiste der Zeit gemäßes Produkt erscheint so eben bey Pirotta zu Mailand eine Schrift, betitelt: Storica origine del giubileo e dell' anno Santo etc., welche geeignet ist die Neugierde der Leser in Betreff dieses Gegenstandes in vollem Maße zu befriedigen. Man findet in derselben eine Beschreibung aller, vom Ursprunge der Institution an bis auf den heutigen Tag ausgeschriebenen Jubiläen, Nachrichten von dem mehrern oder mindern Zusammenflusse ausländischer Wallfahrter nach der Hauptstadt der katholischen Christenheit in den Epochen, zu welchen allgemeine Jubeljahre proklamirt worden; ferner eine Beschreibung aller bey der öffentlichen Bekanntmachung des Jubeljahres sowohl als beym Oeffnen und Wiederverschließen der heiligen Pforte stattfindenden Solennitäten. Neben andern führt der Verfasser eine Citation an, wo es heißt: „Die drey Schläge, welche S. Heiligkeit bey dem Akte der Eröffnung der Porta Santa an diese Thüre thut, sollen die drey Welttheile, Europa, Asia und Afrika andeuten, welchen der Papst die Schätze, deren Ausspender er ist, darbietet, und fügt dann hinzu, diese allegorische Erklärung sey unrichtig, weil Amerika nicht mit inbegriffen sey; er erblicke vielmehr in jenen drey Hammerschlägen nichts anders als ein ganz vortreffliches Bild der Freude, welche das Jubiläum den Gläubigen im Himmel, auf Erden und im Fegfeuer verursachen müsse,“ gegen welche Behauptung ein italienischer Recensent sich die Mühe nimmt, den Verfasser eines Bessern dahin zu belehren, daß gedachte drey Hammerschläge gar wohl jene drey Welttheile bedeuten können, weil sich die Einführung des Jubiläums vom Jahre 1300 herschreibe, zu welcher Zeit Amerika noch nicht entdeckt gewesen. Der Schrift ist die Jubiläums-Bulle Leo's XII. in lateinischer Sprache nebst einer italienischen Uebersetzung angehängt. — Römische Blätter sprechen von mehrern neuen aus den Pressen der Hauptstadt hervorgegangenen literarischen Erscheinungen, von denen jedoch nur ein kleiner Theil für die Ultramontaner ein besonderes Interesse haben dürfte. Neben andern haben die Buchdrucker de propaganda fide, Bourlié, einen zweyten Band einer authentischen Sammlung der Dekrete der Sacra Congregazione dei Riti geliefert und den dritten in Bälde verheißen. Ein Hr. Erasmus Pistolesi hat eine Biographie Pius des Siebenten herausgegeben, deren zweyter Band den Briefwechsel des heil. Stuhles mit dem Hofe Napoleons enthält, und in Betreff derer ein römisches Blatt meint, daß solche nicht allein den Politiker, sondern die „gesammte Christenheit“ im höchsten Grade interessiren müssen.

*) Dieselben wurden vorigen Winter in einem Auszug auch in unserem Blatt mitgetheilt. D. R.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 61.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 2. August 1825.

Biographie.

Wahrheit aus Morgenträumen und Idas ästhetische Entwickelung. Von Friederike Brun, geb. Münter. Aarau, 1824. Bey Heinr. Rem. Sauerländer. 293 S. 8.

Matt auf dem Krankenlager erwachend (so erzählt die edle Verfasserin im Vorwort), war einst der innere Sinn wunderbar. Es dämmerte und klärte sich vor dem innersten Seelenauge und wallte und wogte phantastisch auf und nieder. Ich blickte in eine kleine, aber gleich einem Christabendzimmer, fröhlich und bunt beleuchtete Ferne, in welcher mir ganz klein und kindlich gehalten, die frühesten Erinnerungen aus meiner Kindheit im eigentlichsten Sinne erschienen. Die Erscheinungen wurden aufgeschrieben, geordnet, erweitert, und den Erzählungen aus den fünfzehn ersten Lebensjahren gebührte um ihrer Entstehungsweise willen die Aufschrift „Wahrheit aus Morgenträumen.“

Die Bildergallerie, mannigfaltig in Behandlung und Wahl ihrer Stücke, ist durchaus geschmackvoll gewählt, erfreulich und belehrend; sie ist auch reich an Charakterzügen der merkwürdigen Begebenheiten, und Menschen, welche die Umgebungen der Kinder verschönerten und die geistvollen Anlagen des Mädchens entwickeln halfen. Die Bilder beginnen in aufsteigender Linie mit Eltern und Großeltern. „Meine Mutter ward von ihrer mütterlichen Großmutter erzogen. Es soll diese eine höchst sonderbare Person gewesen seyn. Geistreich, gebietend, hochherzig, von zu männlichem Sinne. Immer in Prozesse verwickelt, die sie selbst führte (denn sie verstand das römische Recht), und während sie sich mit den Menschen herumzankte, hatte sie in ihrem Hause den Frieden des Paradieses, wenigstens im Thiergeschlechte eingeführt; denn meine Mutter hat mir oft erzählt, daß junge Hühner, Vögel, Katzen und Hunde, Eulen und Krähen friedlich zusammen in ihrer Menagerie wohnten und aus Einem Futtertroge fraßen. Dabey war sie eine Mutter der Armen, denen sie selbst Medizin bereitete; großmüthig bis zur Verschwendung, so, daß als sie starb, meiner Mutter außer ihrem Segen wenig übrig blieb. Diese, meine liebe Mutter ward alsdann im Stifte Altenburg, sehr fromm, klösterlich und zierlich, zu adliger Zucht und Sitte erzogen; denen sie auch bis zu ihrem Tode getreu geblieben ist. So daß ich mich nicht erinnere, je eine Frau von einer edleren Haltung gesehn zu haben.“ Von dem Vater aber (dem ehrwürdigen Superintendent Münter), dem sich das Kind und das Mädchen inniger und zärtlicher noch denn der Mutter anschloß, wird Vieles erzählt und das Zeugniß über ihn zusammengefaßt in den schönen Worten: „Er war milden Herzens, ohne Stolz, mit offenem Sinne das Gute erkennend, wo er es fand, und durch sanften Einfluß um sich ausströmend den Geist des Friedens, der heitern Erkenntniß und Liebe.“

Im Begleite der Eltern traf Friederike Münter vor abgelaufener zehnter Lebenswoche in Kopenhagen ein, wo nun alle Vorgänge der fünfzehn Jahre in den köstlichen Umgebungen ausgezeichneter Familien und Menschen sich entwickeln. Im fünften Jahre hatte das Kind lesen gelernt, „und meine ersten Lektüren waren — die täglichen meiner Mutter: Pamela, Clarissa, Grandisson in alten treuherzigen deutschen Uebersetzungen; richtig alle vier, sieben und acht Bände durch, ehe ich sieben Jahre alt war. Wenn die Kinderwärterin ungeduldig ward, das kleine unruhige Kind zu wiegen, gab sie mir ein Buch in die Hand, und ich wiegte treulich fort, Himmel und Erde vergessend, in Richardson's Zauberwelt verloren. Freylich verstand ich kaum den zehnten Theil, aber ich folgte dem Faden der Geschichte, und tief brannten sich die Formen der Charaktere mir ein.“ Wie dann etliche Jahre später, als die Lust zur Dramatisirung vorherrschend geworden war, in zwey befreundeten Häusern, die Scenen der Clarissa und Grandisson's, durch Uebertragung der handelnden Personen auf die Bewohner derselben, gleichsam verwirklicht werden, kann (S. 83 u. 115) im Buche selbst nachgelesen werden. Den eingebildeten stund inzwischen eine sehr wahrhaftige Tragödie zur Seite: Struensee's übermüthige Herrschaft und sein Sturz fielen

in eben diese Zeit; die Tagesunterhaltung darüber beschäftigte auch die Phantasie der Kinder nicht wenig und gab selbst ihren Puppenspielen (S. 48.) seltsame Wendungen. Den Gesellschaften des Vaters, wenn diese sich mit Kindern abgeben mochten, schloß Friederike sich am liebsten an, und die „Gewohnheit, laut zu denken," mußte in dem schwärmerischen Mädchen für die ältlichen Männer einen eigenthümlichen Reiz haben. In ihrem Umgang entfaltete sich „die junge Dichterseele," welche einer aus ihnen, der Lyriker und Dramaturge Ewald, geweissaget hatte.

Den Uebergang aus den Kinderjahren in die Adolescenz bezeichnen neben dieser Entfaltung hinwieder auch die nunmehrigen Lesereyen. „Es brach der Mondschein der empfindsamen Romane an, deren Reihen auf der einen Seite Goethe, auf der andern Müller anführte. Werthern hatte mein Vater mir versteckt, die Wirkung dieses hohen Genius auf eine junge Flammenseele mit Recht fürchtend, und Siegwart ward mir verboten, während mein Vater selbst eine ganze Nacht daran las. Die Mutter aber lebte und webte nun Tag und Nacht in Romanen. Auch ich fand, wie man wohl vermuthen wird, Mittel und Wege, Früchte von diesen Bäumen des Erkenntnisses zu pflücken, und Mama machte anderthalb Augen zu; war's doch ein Mittel den Wildfang mäuschenstill neben sich zu erhalten, welches sonst eine beynahe unlösbare Aufgabe war." Im dreyzehnten Jahr ward Englisch gelernt und alsbald Ossian verschlungen, im folgenden Jahr Italienisch, um Tasso und Ariosto lesen zu können. Die äolische Harfe der eigenen Empfindungen aber ertönte zuerst, nach Art der Singvögel, im Neste eines Baumes: „Mein Vater hatte sich in einer Ecke des Gartens am See, neben einem kleinen Gebüsche von Erlen, Weiden und Pappeln, wo des Nachbar's Garten an den unsern stieß, einen kleinen Pavillon erbauen lassen, um einsam und ruhig studieren zu können; da hatte er sein Telescop und Microscop, da las und arbeitete er. Er hatte es gern, wenn ich bey ihm aus- und einging, und ihm manches ungesagt besorgte, denn ich war ordentlich und schnell zugleich in Geschäften. Ich saß dann gewöhnlich mit einer Arbeit im untern Stocke des Gartenhäuschens. Allein bald fand ich ein lieberes Plätzchen! Neben dem Häuschen war eine Grasbank angelegt, zu der man einige Stufen hinanstieg, diese beschattete ein alter, aber oft behauener Weidenbaum; durch dieß Abkappen hatte sich der Hauptstamm vertieft, und rund umher waren die graden Wasserreiser dicht aufgeschossen. Der Himmel mag wissen, wie ich zuerst auf den Einfall kam, von der Rasenbank auf das Gränzstackett, und von diesem in den Baum zu klettern; genug, da saß ich einst, meinen geliebten Ossian in der Hand, alles um mich bemerkend, aber ungesehen. Das war eine herrliche Entdeckung; denn im engen Wohnhause war auch kein einsames Winkelchen! Da trug ich heimlich zu Neste: zuerst Stroh, um ein Bischen weniger übel zu sitzen; dann wurde ein langhalsiges Medizinfläschchen mit Dinte angefüllt, mit einem Bindfaden an einen Ast befestigt und einige Federn hineingesteckt; ach das waren selige Stunden, die dort zugebracht wurden! Da fing ich an Episoden aus dem Ossian, wie ich erst glaubte, in Prosa zu übersetzen. Aber es fand sich nachher, daß die Uebersetzung ein angenehmes Gemisch von Jamben und Alexandrinern war, welche sich ganz unschuldiger Weise eingestellt hatten; denn nachgedacht hatte ich wirklich noch nie über das, was Prosa von Versen unterscheidet. Das Nestchen ward nun mein geliebtester Aufenthalt, aber noch immer blieb es ein süßes Geheimniß! Rief mich der Vater oben, so war ich ja flugs da; denn der Baum beschattete seine Fenster, und so blieb mein Vogelleben eine Zeit lang unentdeckt." Die Reihe der Schilderungen endigt sich ungefähr mit derjenigen der ersten, stillen und schwärmerischen Liebe. Wir haben Weniges ausgehoben, aber genug, um nach dem Ganzen lüstern zu machen!? —

Des Buches zweyte Hälfte gehört einer spätern Zeit an, in welcher die als Dichterin und Reisende berühmt gewordene Mutter sich der ästhetischen Ausbildung ihrer Tochter erfreute und über deren Gesellschafts-Triumphe hochentzückt, „Idas ästhetische Entwicklung" niederschrieb, die Schilderung den Manen ihrer verklärten Freundin, Anna Germaine von Stael widmend, die selbst auch Mitbeförderin der bewunderten Kunst gewesen war. Die Erzählung aber ist an die geliebte Tochter gerichtet; „Dir selbst will ich Dich erzählen. Ich will versuchen, durch das Wort, das lebendig bleibende, fest zu halten und zu entwickeln, wie das hohe pantomimische Talent zumal sich in dir, beflügelt durch Musik, genährt von den zeichnenden Künsten, auf jene Höhe erhob, die dich für alle, welche einen reinen Sinn in reiner Brust bewahrten, als eine einzige Erscheinung ihrer Art darstellten." Auch hier indeß ist von der Mutter nicht weniger als von der Tochter, und über die Kunst hinaus ist auch von andrer Erziehung die Rede: „Es war (sagt die verständige Bildnerin unter anderm), es war in meiner Erziehung eurer, geliebte Kinder! mein auf eigne Kenntniß meines innersten Wesens begründetes Grundgesetz geworden: daß Schönheit, Wohlgestalt, Anmuth nur von Innen heraus am sichersten entwickelt werden, und selbst das Talent seine höchste Weihe nur durch die gesunde Wohlgestalt der Seele erhalte. Also wurden euch für Wohlhalten, zierlich Gehen, höchste Reinlichkeit und Ordnung in allen Dingen, Gründe

der Selbstachtung und Achtung anderer, so wie der Gesundheits-Erhaltung und des Zeitersparnisses bey lezterer zumal, angegeben. Sanften Anstand und Bescheidenheit suchte ich euch, als die Rechte anderer andeutend und sichernd, früh zur Natur zu machen: für alles, was im Gebiet der Artigkeit und Höflichkeit liegt, suchte und fand ich moralische Gründe, denn was man Politesse nennt, besteht darin zu scheinen, was wir seyn sollten, und die höflichsten Menschen wären auch immer die besten, entspräche das Innere dem Aeußeren. Also ist das Wort: thue, lasse dies oder jenes, um, wem es auch sey, zu gefallen," nie von mir gegen Euch ausgesprochen worden. Frühe zarte, moralische Bildung und Nahrung der Seele mit edler geistiger Kost; vereint mit Bewegung, kühler Luft in den Gemächern, und Mäßigkeit in Speis und Trank, schmücken, veredeln und bilden Gestalt, Anstand und Bewegung, mit ganz andern Reizen, als die, welche Tanzmeister, Schnürleiber, Putzmacherinnen und Gefallsucht erschaffen." Ein Anhang des Buches enthält die, im Morgenblatt zuerst erschienenen „Lieder für Hellas," den drey Freunden der Dichterin, von Bonstetten, von Matthisson und von Salis, überschrieben.

Dichtkunst.

Zoraide. Romantisches Gedicht in drey Gesängen von Adelheid von Stolterfoth, Stiftsdame. Frankf. a. M. bey Wilmans. 1825. 69 S. kl. 8.

Die Verfasserin scheint bey vieler Gewandtheit im Technischen der Poesie auch Talent für die Lyrik zu besitzen: ihre Phantasie schaut lebendig an, was im Raume vorgeht, sie malt es deutlich und schön, und weiß Empfindungen auszudrucken und zu erwecken. Aber in dem Gebiet der epischen Dichkunst ist sie nicht zu Hause, sie versteht nicht, zu erzählen, nicht die Begebenheiten, in soferne sie in der Zeit vorgehen, kunstgesetzmäßig zu ordnen und vorzutragen; sie weiß nicht mit der Fabel umzugehen, und man muß ihr romantisches Gedicht mehr als einmal lesen, um nur einigermaßen — wie man zu sagen pflegt — daraus klug zu werden, d. h. um die Begebenheit zu begreifen, welche die malerisch dargestellten Scenen zu einem Ganzen verknüpfen soll.

Ein Ritter, Graf Bertrand la Vajel, allem Anscheine nach von einer Expedition gegen die Osmanen zurückkehrend, kommt in Rhodus an. Er klagt um eine geliebte Zoraide, die — so glaubt er nach S. 11. — in den Fluten untergegangen ist, und trifft auf Rhodus seinen Freund und Waffenbruder Valmour an, der sich ein wenig zweydeutig gegen ihn benimmt, ihm jedoch vertraut, daß er entschlossen ist, dem Orden untreu zu werden, und mit einer Geliebten zu entfliehen. Valmour gibt ihm zu verstehen, daß es ihm dazu an Geld fehle, Bertrand versieht ihn damit unter einem edelmüthigen Vorwande, und jener scheidet nun mit hämischem Lachen und mit einem Selbstgespräche, welches zu erkennen gibt, daß er widrigenfalls dem Waffenbruder das Geld gestohlen oder gar mörderisch geraubt haben würde. Das ist alles, was wir im ersten Gesange erfahren. Im zweyten sehen wir eine Zoraide in einem Kerker, neben ihrem gefesselten Vater, der eben gestorben ist, oder vielmehr nur scheintodt: denn bald wacht er für einen Augenblick wieder auf, um dem Valmour zu fluchen, der eben gekommen ist, um ihm seine nahe Hinrichtung anzukündigen, und mit Zoraiden zu entfliehen. Da das nicht ihr Wille ist, so benuzt sie die Betäubung, in welche der Fluch des Sterbenden ihn versezt hat, um allein zu entfliehen. Das ist der Inhalt des zweyten Gesanges. Im dritten findet Bertrand die ertrunken geglaubte Zoraide in einem „Kirchlein," wohin sie sich geflüchtet hat; sie macht ihm hier eine Erzählung von dem, was seit der Trennung von ihm ihr begegnet ist; aber Bertrand, der von der Vorfabel dieser Begegnisse wohl unterrichtet seyn mag, versteht diese Erzählung vermuthlich besser, als der Leser, den die Verfasserin in tiefem Dunkel darüber gelassen hat. Dieser, um die Geliebte von neuer Verhaftung zu retten, geräth nun, da die Verfolger sich dem Kirchlein zu nahen scheinen, auf den irreligiösen Einfall, ein Standbild der heiligen Jungfrau von seinem Postamente zu nehmen, zu verstecken, und Zoraiden, mit den Kleidern des Standbildes angethan, an dessen Platz zu stellen. Hierauf eilt er fort, um Behufs der Flucht Pilgerkleider zu holen; aber Valmour hat die Liebenden belauscht, hat Lärm gemacht; und als Bertrand mit dem Kleiderpäckchen auf die Straße kommt, hat das Volk eben Zoraiden, die Pseudo-Maria, gesteiniget. Er nimmt nun Rache an Valmour in blutigem Kampfe, und nachdem er denselben erlegt hat, stirbt er selbst an den empfangenen Wunden.

Diese Vernachlässigung der Fabel, insonderheit der Geschichte von Bertrands und Zoraiden's Liebe, vernichtet das Interesse, das man an dem unglücklichen Ausgange nehmen möchte, und reduzirt die Wirkung des Gedichtes auf die Anschauung einiger Gemälde. Daß die Verfasserin dazu Beruf hat, belegen wir mit folgender Schilderung des erwachenden Tages S. 49 ff.

Bertrand erhebt sich, und mit stiller Lust
Aufathmend frey, in seeligem Empfinden
Eilt er hinaus; noch ist ihm nicht bewußt,
Wohin sich seine raschen Schritte finden.
Der Hauch des Morgens kühlt die heiße Brust,
Und seine Locken fliegen in den Winden,
Sein edles Antlitz röthet eig'ne Glut
Und jene, die auf allen Bergen ruht.

Horch! — Windeswehen streift die Blätter leis'
Und um des Mondes bleiches Antlitz ziehet
Zerriß'ner Wolken wunderbarer Kreis;
Im Osten steigt der Tag, und hoch erglühet
Von dunklem Roth des Himmels bläulich Weiß:
Ein Nebelstreif, der in die Thäler fliehet,
Läßt auf dem Wald, auf der beblümten Au
Hellglänzend eine Saat von Perlenthau.

Die Lerche bringt mit raschem Flügelschlag
Ihr holdes Lied den frischen Morgenlüften,
Und tausend Stimmen weckt der junge Tag
In Busch und Baum und süßen Blütendüften.
Der Aar entschwebt mit stolzem Flug den Hag,
Läßt seine Brut in moos'gen Felsenklüften,
Um, wie die Wolken, die vorüberzieh'n,
Im ersten Strahl der Sonne zu erglüh'n.

Bertrand schaut sehnsuchtsvoll dem Adler bald,
Und bald den Wolken nach, die westwärts gehen;
Sein Auge streift zurück zum fernen Wald,
Zum Meer hinaus, wo helle Seegel wehen;
Jezt sieht sein Blick ein Kirchlein grau und alt
Im dunklen Schatten einer Pinie stehen.
Hoch rankt sich Epheu bis zum Kreuz empor,
Und wilde Rosen flattern um das Thor.

Indessen bey aller Gewandtheit in Handhabung des schwierigen Versmaßes, hat die Sängerin, um des dreyarmigen Reimes willen, bisweilen der Sprache Zwang angethan. S. 20. z. B. bringen die Knaben Gerichte, die dem Aug' entgegen lachten (lachen) und kredenzen Wein, ohne daß sie sich lange bedachten (bedenken). Das läuft gegen die Zeitenfolge (consecutio temporum). Man kann zwar sagen: Die Dame trägt ein Kleid, das ihr der Schneider machte; aber nicht: Sie trägt einen Hut, auf welchem Federn prangten, es wäre denn, man wollte sagen, daß sie darauf geprangt haben, jezt aber nicht mehr darauf prangen.

Müllner.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Bey erwähntem Bourlié ist seit Kurzem für sechs Paoli eine Anweisung zu haben, wie man überall und namentlich zu Rom seine Tage in vollkommen unangefochtener Gesundheit verbringen könne. Der Verfasser dieser Metodo preservativo, Michelangelo Prunetti, der sich selbst den Namen Fisiologo beylegt, weil er während seiner sechzig Lebensjahre den Ursachen seines fortwährend erwünschten Gesundheitszustandes mit größter Sorgfalt will nachgespürt haben, sezt sich als Hauptzweck vor, die Meynung von der vorgeblichen örtlichen Ungesundheit des römischen Klima als ein Vorurtheil zu widerlegen, und zu zeigen, daß man, wohlverstanden jedoch unter Befolgung seines Metodo preservativo, und unter keiner andern Bedingung in Rom eben so gut ein hohes Alter erreichen und dabey gesund bleiben könne, als anderwärts. Dieser Hr. Prunetti hat sich übrigens der literarischen Welt schon früher durch viele und mancherley Schriften bekannt gemacht. Von ihm hat man Jahrbücher der Sanseverinischen Familie in Lateinischem Lapidar-Style, einen Versuch über Malerey, eine Beschreibung der Gemählde des Farnesischen Pallastes und der Farnesina, einen Beobachter der schönen Künste in Rom, eine malerisch-antiquarische Reise durch Italien. Nebenbey hat er auch ein Leichengedicht zum Gedächtnisse des Kardinals Consalvi, verschiedene andre Gedichte und Lateinische Inschriften, nebst nicht weniger als sieben und zwanzig, von berühmten Meistern in Musik gesezten Dramen, ernsthaften sowohl als komischen Inhaltes, zu Tage gefördert; alles ohne von den Krankheiten der Gelehrten im mindesten angefochten zu werden. — Ein schon im Jahre 1786 von Seite der Kirche unternommenes und durch die Zeitumstände, begreiflicher Weise wieder in Stocken gerathenes Giornale ecclesiastico, dessen Zweck, wie das Diario di Roma besagt, dahin gegangen war, durch gründliche, von einer auserlesenen Schaar frommer und gelehrter Männer abgefaßte, Aufsätze dem Verderben der Zeit einen Damm entgegen zu sezen, das Gift so vieler gefährlichen Schriften bemerkbar zu machen, die darin enthaltenen Trugschlüsse zu widerlegen und verschrobene Köpfe durch die Werke und Lehren einer gesunden Moral und des wahren Glaubens wieder auf den rechten Weg zurückzuführen, ist seit Kurzem in erneuertem Glanze und unter den Auspizien Leo's XII. zum zweyten Mal ins Daseyn hervorgetreten, und soll enthalten eine räsonnirende Analyse der von Zeit zu Zeit für und wider den katholischen Glauben erscheinenden Schriften, Aufsätze zur Erhärtung der wesentlichsten Punkte des Glaubens und alle in kirchlichen Angelegenheiten von der Congregation erlassenen Decrete und Gutachten. Von dieser Zeitschrift sind bereits mehrere Hefte erschienen.

Als der Italienischen Literatur angehörend, obwohl aus Französischen Pressen hervorgegangen, erwähnt Ref. auch noch der, an den General Filangieri, Sohn des berühmten Professors der Wissenschaft der Gesezgebung, gerichtete Ode „Alla memoria della contessa Orloff,“ verfaßt von Lamprebi und mit einer Uebersezung in Prosa begleitet von Amaury-Duval. Diese, am 17ten Dezember 1824 zu Paris verstorbene Gräfin Orloff, geb. Gräfin von Soltikoff, deren Andenken das erwähnte Gedicht gewidmet ist, war eine aufgeklärte Beschüzerin der Wissenschaften und derer, die diese kultiviren. Mit der Grazie eines hellsehenden Geistes verband sie ein sanftes, wohlwollendes Wesen und eine seltene Bescheidenheit, die jedermann, dem das Glück zu Theil ward, mit ihr in nähere Berührung zu kommen, für sie einnahm. Einen Theil ihres Vermögens verwandte sie zur Aufmunterung des Verdienstes und zur Beförderung gemeinnütziger Unternehmungen. Die kürzlich erschienene schöne Ausgabe von Kriloffs, aus dem Russischen ins Französische und Italienische übersezten, Fabeln ist zum Theil ihren Bemühungen und ihrem lebhaften Interesse für ihre National-Literatur zu verdanken. Die beyden Gelehrten, welche dem Geiste und Herzen der Verstorbenen dieses poetische Denkmal gestiftet haben, hatten sich seit geraumer Zeit ihrer besondern Hochschäzung zu erfreuen gehabt.

(Die Fortsezung folgt.)

Nr. 62.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 5. August 1825.

Bade-Literatur.

Reise eines Gesunden in die Seebäder Swinemünde, Putbus und Dobberan. Berlin, Gädike 1823, 160 S. 8.

Der ungenannte Verf. des vorliegenden Büchleins hat fast mit der Geschwindigkeit eines Storches im Frühsommer 1822 eine vierwöchentliche Ausflucht von Frankfurt a. d. O. über Stettin, Uckermünde, Swinemünde, Anclam, Stralsund, Saagard, Putbus, Dammgarten, Rostock, Dobberan, Güstrow und Neu-Ruppin unternommen, und schon aus diesem Umstande läßt es sich ermessen, daß der Gehalt seiner Schrift eben nicht der gewichtigste seyn werde. Und in der That begegnet man auch hier unzähligen Irrthümern, schiefen Ansichten, und oberflächlichen Urtheilen, wie dieß z. B. gleich bey Swinemünde der Fall ist, dem ersten Badeorte, welchen der Verf. von Uckermünde aus besuchte.

Da die dortige Anstalt dem großen Publikum bis dahin weniger bekannt geworden, als sie es gewiß verdient; so dürfte es hier recht am Orte seyn, des Verf. Ansichten darüber einer ausführlicheren Würdigung zu unterwerfen, theils um überhaupt von vorne herein einen schlagenden Beweis von der Oberflächlichkeit seiner Beobachtungen zu führen, theils aber auch um das Interesse des Städtchens und seiner Anstalt nicht jeder unberufenen Stimme Preis zu geben.

Nachdem der Verf. sich zuvörderst über den dortigen Hafenbau, welcher in der That das Interesse jedes Gebildeten verdient, und leicht eines der kolossalsten Werke im nördlichen Deutschlande seyn möchte, S. 49 ff. ausgesprochen; auch den sogenannten Dampfbagger, dessen Erbauung an 70,000 Rthlr. gekostet haben soll, und der zur Reinigung und Vertiefung des Fahrwassers angewandt wird, in Augenschein genommen, verbreitet er sich S. 52 ff. über die Badeanstalt des Ortes. Es fehle, meint er hier unter anderm, noch sehr Vieles, um Swinemünde zu einem Badeorte zu erheben; er habe Mühe gehabt die Badestelle zu finden, und als er sie endlich gefunden, habe er an 200 Schritte waten müssen, bis ihm das Wasser nur die Hüften berührt. Dabey sey der Wellenschlag nicht groß gewesen, und der Salzgeschmack habe so sehr gefehlt, daß er ein gewöhnliches Flußbad zu nehmen geglaubt. „Nur dem, fährt er S. 63 fort, welchen ökonomische Ursachen hindern, berühmtere Bäder zu besuchen, ist es zu rathen hieher zu reisen, um sich in der See zu baden, so ungesalzen diese auch ist. Alle Ergötzlichkeiten, welche man in anderen Bädern findet, fehlen hier; man muß sich mit der ziemlich mageren Natur begnügen.“

Nun ist es freylich nicht in Abrede zu stellen, daß sich seit der Anwesenheit des Verf. hier gar Vieles geändert habe, indem nicht nur der Magistrat des Orts, sondern auch die Preußische Regierung selbst für die Aufnahme der Anstalt auf das einmüthigste und erfolgreichste wirken. S. ist z. B. seit Kurzem eine Badedirektion ernannt, an deren Spitze der Justizrath Kirstein und der Bürgermeister Beda, zwey sehr thätige und verdienstliche Männer, stehen; es ist eine Chaussee von der Stadt zum Meere angelegt, eine Demarkationslinie zur Sicherheit der Badenden gezogen, besondere Badewächter bestellt; die tägliche Temperatur der Luft und des Wassers an mehreren Plätzen vermerkt, ein eigenes Gesellschaftslokale ausgemittelt; ja in dem laufenden Jahre wird noch ein besonderes Gesellschafts-, wie in dem nächstfolgenden ein besonderes Badehaus errichtet werden, u. s. w., was alles dann den erfreulichen Erfolg gehabt, daß im Jahr 1824 hier schon mehr als 150 fremde Familien anwesend waren, und das theurere Putbus dagegen sehr zurückstand.

Dessen ungeachtet war aber schon bey der Anwesenheit des Verf., im Sommer 1822, weit mehr vorhanden, als er während seines eintägigen Aufenthalts hat finden können oder wollen. Offenbar verläumderisch klingt es jedoch, wenn er behauptet: er habe 200 Schritte waten müssen, um nur in eine mäßige Tiefe zu gelangen. Auch bey dem allerniedrigsten Wasserstande, der nur des Jahres ein Paar Mal stattfindet, gelangt man

schon mit 50 Schritten in eine Tiefe von 5½ Fuß bey dem herrlichsten und klarsten Sandgrunde. Eben so unrichtig, und vollends lächerlich ist es, daß der Salzgehalt des Meeres durch die Ausströmung der Swine geschwächt seyn sollte, und der Verf., welcher nach S. 40 niemals zuvor das Meer gesehen, muß sich einen seltsamen Begriff von der Salzigkeit des Seewassers gebildet haben, welches ihm S. 111 selbst noch bey Putbus zu nüchtern schmeckt. Die mittlere Entfernung von der Badestelle, bis zur Mündung des Swineflusses beträgt gegen drittehalbtausend Schritte, und nicht blos die gesunde Vernunft lehrt es schon, daß ein kleiner Strom nicht in solcher Weite den ganzen Ocean versüßen könne, sondern durch eine genaue chemische Analyse des rühmlichst bekannten Hofraths und Professors Kastner in Erlangen ist der Ungrund dieser Behauptung vollends dargethan; denn er fand das Meerwasser bey Swinemünde dem Dobberaner fast durchaus gleichhaltig (vergl. Dr. Sam. G. Vogels u.s.w. Handbuch zur richtigen Kenntniß und Benutzung der Seebade-Anstalt zu Dobberan, Stendal 1819. S. 11.), und wenn der Verf. daher S. 153 das leztere weit salziger und bitterer befunden hat; so ist der Grund davon wohl nur einer hier verzeihlicheren Selbsttäuschung zuzuschreiben.

Eben so vorschnell geurtheilt ist es, daß den dortigen Badegästen alle Ergötzlichkeiten fehlten. Freylich ist die Natur um Swinemünde eben nicht am reichsten, wiewohl die Plantage (so nennt man eine Art von öffentlichem Garten), an deren Verschönerung täglich gearbeitet wird, ein sehr liebliches und interessantes Plätzchen ist; allein die Ausflüge nach dem nahen Golmberg (nicht Gollenberg, wie der Verf. schreibt, denn dieser liegt bey Cöslin in Hinterpommern), nach dem Glauben bey Pudagla, und dem Strekelberge bey Coserow (vergl. Wilhelm Meinhold's Gedichte, Greifswald bey Koch 1824. S. 72 ff.) versetzen den Naturfreund auf die interessantesten Punkte der Insel Usedom, die mit den beliebtesten Rügischen wetteifern, ja diese zum Theil, das majestätische Stubenkammer ausgenommen, übertreffen möchten. Rechnet man nun noch die Spazierfahrten auf dem Strom und der offenen See, den interessanten und belehrenden Anblick der kolossalen Hafenbauten, den Besuch fremder Schiffe, welche fast täglich und zum Theil aus den entferntesten Weltgegenden hier ankommen, (ein einziger Genuß, und welchen weder Dobberan noch Putbus darbieten), ferner Bälle, Concerte, hin und wieder theatralische Vorstellungen ꝛc. hinzu, und eine an neuen Erscheinungen recht anziehende Leihbibliothek des Kaufmanns Borast, welcher zugleich die vorzüglichsten deutschen Zeitschriften hält; — so möchten wir den Verf. und einen Jeden fragen, welche größeren Ergötzlichkeiten man sich an einem Badeorte versprechen könne, der wie Swinemünde im ersten Aufstreben begriffen ist? Doch wir beschließen diese Anzeige, welche ohnedieß schon ihre Grenzen überstiegen, und fügen nur noch einige Berichtigungen hinzu, welche leicht zu Irrthümern Veranlassung geben könnten, doch dabey keiner ausführlichen Widerlegung bedürfen, wie z. B. die oberflächliche Notiz des Verf. über das Verhältniß der Neu-Pommerschen Bauern S. 65 ff.

Swinemünde war nicht mehr vor kaum 50 Jahren ein bloßes Dorf, wie S. 45 behauptet wird, sondern hatte schon um's Jahr 1750 städtische Gerechtsame und magisträtliche Behörden. — Die Tuckenschiffe (große Fischerbarken auf dem frischen Haff) haben ihren Namen nicht von tauchen, wie der Verf. sehr weitläufig demonstrirt, sondern von tucken, welches im Plattdeutschen ziehen bedeutet. — Die Stiftung für arme Gymnasiasten in Stettin S. 36 rührt nicht von einem Bürgermeister Stolzteufel her, sondern Jageteufel hieß der Mann. In Greifswald S. 68 sind nicht zwey, sondern drey Kirchen. Die Stadt Bergen auf Ruger S. 79 ist allerdings gepflastert. Die Hünengräber S. 84 sind nicht immer Grabmäler alter Helden, sondern sehr häufig bloße Opferaltäre und religiöse Stätten, wie dieß so manche erfolglose Ausgrabung zu beweisen scheint. Vergl. auch Olaus Wormius Mon. lib. I. cap. 3. und Ubbo Emmius hist. fris lib. I. Die kleine Insel bey Stralsund zwischen dem Festlande und Rügen heißt nicht Danenholm, sondern Dänholm, und endlich ist in dem Dorfe Ritte bey Stralsund niemals ein Kloster gewesen.

Zu den weniger interessanten Parthien des Büchleins gehört S. 149 ff. die Beschreibung eines Bauernfestes in Dobberan, welches bey der Anwesenheit des Kronprinzen von Preußen auf Veranstaltung seiner Durchlauchtigsten Schwester gegeben wurde, und wo der Verf. Prinzen und Prinzessinnen an der Hand von Mägden und Knechten in saturnalischer, liebenswürdiger Ungebundenheit (sic!) auf dem Tanzplatz gesehen haben will.

Dramatische Literatur.

Shakspeare's Sämmtliche Schauspiele; frey bearbeitet von Meyer. Drittes Bändchen. Othello. Viertes Bändchen. Der Sturm. Gotha, Hennings'sche Buchhandlung. 1824 und 1825.

Die lächerliche Verballhornung von Shakspeare's Macbeth, worinnen Macbeth brüllend untergeht, im Sterben noch den Macduff erdolcht, und unter dem Gesange God save the King, gleich der Jungfrau von Orleans mit den Fahnen bedeckt wird, haben wir bereits in No. 35. angezeigt. Um Herrn M. möglichst zu scho-

nen, haben wir dort die ganze Sache spaßhaft behandelt, und das Nämliche hat auch die Leipziger Lit. Zeit. gethan, indem sie jene abenteuerliche Verunstaltung des Macbeth mit dem Spitznamen Meyerbeth belegte. Allein das Ding mit diesem neuen Shakspeare wird ernsthaft. Herr M. fährt fort, die Schauspiele des unsterblichen Britten zu verballhornen, und wenn von den Prahlereyen über den Absatz dieser spottwohlfeilen Bändchen (4 Gr. 3 Pf. das Stück), womit die Verlagshandlung in ihren wiederholten Anzeigen die Stimme der Kritik niederzuschlagen gesucht hat, auch nur ein Zehntheil wahr ist; so läuft Shakspeare Gefahr, einer Menge unkundiger Leser in Deutschland als eine dramatische Vogelscheuche bekannt zu werden. Diesen zahlreichen Theil der deutschen Lesewelt müssen wir vor dem Ankauf dieses nicht frey, sondern tollkühn bearbeiteten Shakspeare warnen. Damit aber die achtbare Verlagshandlung dabey nicht leide, wollen wir denselben allen denen empfehlen, welche den Shakspeare bereits näher kennen gelernt haben, sey es nun aus dem Original, oder aus den Uebertragungen von Wieland, Eschenburg, Schlegel, Voß und Benda. Für diese ist die Meyer'sche Bearbeitung eine höchst lesenswerthe Curiosität, die ungefähr die Wirkung einer Travestie hervorbringt. Daß Herr M. das Original verstehe, davon zeigt sich in den bis jezt erschienenen Stücken auch nicht die geringste Spur. So wie Shakspeare hier zurecht gemacht worden ist, hätt' ihn auch jeder, der Feder mächtige Komödiant nach den Uebertragungen von Wieland oder Schlegel zurecht machen können, ohne nur einen Blick in die Urschrift zu thun. Desto deutlicher aber sind die Spuren von des Bearbeiters absoluter Unfähigkeit, die poetischen Schönheiten des Britten aufzufassen, und von der Geschmacklosigkeit und Absurdität seiner eignen Zusätze und Veränderungen, die nicht einmal für den groben Theatergeschmack genießbar sind. Jede Seite bietet für dieses harte Urtheil Belege.

In der ersten Scene des Othello räth Jago dem Roderigo an, den Vater der entführten Desdemona aufzuwecken, und zwar mit einem so gräßlichen Geschrey, wie man es auszustoßen pflegt, wenn man in volkreichen Städten zur Nachtzeit ein durch Nachlässigkeit entstandenes Feuer entdeckt hat. Herr M. läßt hier den Jago sagen:

So stimm denn ein Halloh an, laut und furchtbar,
Als wie Venedigs Wächter — sehn sie plötzlich
In stürm'scher, finst'rer Nacht, aus hundert Giebeln
Das wilde Feuer seine Arme recken!

Messen denn etwa die Nachtwächter in Venedig die Stärke ihres Feuerrufes nach der Anzahl der Häuser ab, die sie brennen sehen?

Als der alte Brabantio auf diesen Ruf erscheint, verkündiget ihm Jago die Entführung seiner Tochter durch den Mohr mit den verblümten Worten: „Eben jezt macht sich ein alter schwarzer Bock mit eurem weißen Schäfchen lustig.“ Herrn M. ist das nicht verständlich genug. Er überträgt:

Denn eben wälzt sich eure schwanenweiße Tochter
In eines g..... Mohren schwarzen Armen.

Auch das spätere Bild, welches Percy so sorgfältig commentirt hat, das faire la bête à deux dos, gibt er ohne alle Umstände durch: „Othello's H . . . wird.“ Und als Brabantio den Roderigo fragt: „Glaubst du, daß sie schon verheirathet sind?“ dieser die Frage bejaht, und jener nun den Schmerz des Gedankens, von seiner Tochter so hintergangen zu seyn, zu mildern sucht durch die neuen Fragen: „Gibt es nicht Zauber, wodurch die Unschuld eines jungen unwissenden Mädchens verführt werden kann? Hast du nichts von dergleichen gelesen, Roderigo?“ — da läßt ihn Hr. M. schreyen:

Sprich, Roderigo, war sie's wirklich? mit dem Mohr?
Des Mohren H...? Höll und Teufel! —
O hätt' er tausend Leben nur, der Bube!
Was? H.... meine Tochter? meine Tochter H....?

Das Lustigste in dieser Scene ist aber die ergänzende Einschaltung S. 11 ff. Wo im Original Brabantio mit Roderigo abgeht, die Entführte aufzusuchen, da fragt er bey Herrn M. noch einmal: „Ihr saht sie mit Othello?“ und Roderigo macht ihm nun eine, gegen 40 Verse lange Erzählung, welche anhebt:

Kaum eine Stunde ist's, als ich an dem Kanale,
Nicht weit vom Zeughaus, eines Freundes harrend, stand.
Kein Lüftchen wehte, und der Lampen Schimmer
Versilberte die spiegelglatte Fluth.

Da hört ich von ferne
Die plätschernden Schläge
Von eilenden Rudern;

Und bald gewahrt' ich, daß zu meinen Füßen
Im raschen Lauf ein Boot die Fläche furcht; u. s. f.

Hätte nicht Shakspeare ein dramatischer Dichter seyn müssen, gerade wie Herr Meyer, wenn er dem Vater, welchem die Tochter eben entflohen ist, die Geduld hätte andichten wollen, in diesem Augenblicke eine so überflüssige Erzählung anzuhören?

Es ist möglich, daß Leser, welche enthusiastische Verehrer Shakspeare's sind, über die angeführten Verbesserungen sich ärgern; aber sicher werden sie sich belustigen, wenn sie bis zu Ende lesen, wo Aemilie berichtet:

Der Cassio hat
Den Roderigo, der ihn mörd'risch angefallen,
Getödtet, und er selbst —

Othello.

Ist mausetodt.

Aemilie.

Ist — — —

Othello.

Mausetodt.

Die Leser wissen, daß Othello irrt, daß Cassio noch lebt; aber die Tragödie Othello, die ist mausetodt in dieser Bearbeitung.

Sollen wir Belege dieser Art auch aus dem Sturm anführen? Der Anfang allein wird genügen. Der Bootsmann ruft:

Hihahoi! hihoi! ho!
Auf die Stangen Jungens! frisch! Mars= und Bram=
Segel ein! hihoi! hoi! — rühret euch!

Und wo er bey Sh. zu dem Sturmwinde oder zu dem stürmischen Himmel sagt: „So so blase, daß du bersten möchtest, wenn Platz genug da ist!" da spricht er bey Herrn Meyer:

„So so blas du und der Teufel! —
Wollt daß dir die Lunge platzte!"

Mit einem Worte, es ist ein Sturm zum Platzen, und wenn der ganze Meyer'sche Shakspear vollendet werden, und, wie man im Buchhandel zu sagen pflegt, Platz greifen sollte bey uns Deutschen, so wär' es auch zum Platzen für die Bewunderer von Shakspeare's Genius. Indessen man sieht, wie's geht *). Leseplebs, der an sich etwas Gefallen findet, gibt es genug, und hat der einmal auf einen wohlfeilen deutschen Shakspeare pränumerirt, was kümmert's ihn, ob er Shakspeare's oder Herrn Meyer's Poesie erhält?

Zum Unglück für Hrn. M. ist die sehr fleißig gearbeitete, treue und meist fließende Uebersetzung von Herrn Benda, wovon bereits bey Göschen acht Bände erschienen sind, jeder zwey Dramen enthaltend, eben so wohlfeil, und wird noch vor Ablauf dieses Jahres vollständig seyn. Das wird hoffentlich die Deutschen vor der levis notae macula bewahren, die es ihnen in den Augen der Engländer anhängen würde, wenn jener After-Shakspear Verbreitung gewönne. Unser Urtheil über die Benda'sche Arbeit mit Gründen abzugeben, verschieben wir bis zu ihrer vollendeten Erscheinung: denn einige der wichtigsten und schwierigsten Stücke sind noch zurück.

*) Man sieht's! Mundus vult decipi.

Müllner.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— Die zu Turin in der königlichen Druckerey erschienenen Lezioni archeologiche etc., d. h. Archäologische Vorlesungen über einige Monumente des Aegyptischen Museums zu Turin von Giulio di St. Quintino, liefern einen sprechenden Beweis, mit welchem Eifer die gelehrten Akademiker zu Turin, durch das Beyspiel des Hrn. Champollion ermuntert, es sich angelegen seyn lassen, die kostbaren Aegyptischen Denkmähler, welche der Landesherr ihrer Einsicht und Sorgfalt anvertraut hat, zur Kenntniß von Europa zu bringen. Der wichtigste Gegenstand, von welchem in der vorangeführten Schrift gehandelt wird, ist ein, aus einem einzigen Blocke bestehender Koloß von rothem Sandstein, dessen Höhe siebzehnthalb Fuß beträgt, und der einen stehenden Aegyptischen König vorstellt, der mit einem sehr hohen Kopfputze geschmückt ist, und sich mit dem Rücken an einen aus demselben Blocke gehauenen und die nämliche Höhe mit der Statue habenden Obelisken anlehnt. Das Fußgestell der Bildsäule und eine der Seiten des Obelisken sind mit hieroglyphischen Inschriften verziert, und selbst an Randeinfassungen (Cartuschen) fehlt es nicht. Nach Anleitung der von dem Hrn. Champollion, dem jürn., gegebenen Anweisungen und Vorschriften unternimmt es Hr. St. Quintin in seiner Abhandlung, auszumitteln, von welchem der Pharaonen in jenen Inschriften die Rede sey. Indem er jede Figur absonderlich in Untersuchung nimmt, bringt er nachstehende königliche Inscription heraus: „Der König des gehorsamen Volkes, (weltbeschirmende Sonne, geliebt von Ammon), der Sohn der Sonne (Mandoui, Diener der Phtha), Geliebter des ordnenden, wohlthuenden, belebenden Gottes." Im Verfolge seiner Untersuchungen sucht Hr. St. Quintin mit verschiedenen, theils von dem Style der Statue, theils von dem Texte der Inschriften hergenommenen Gründen darzuthun, wer dieser König Mandoui gewesen sey, und welchen Rang derselbe in der Chronologie der historischen Zeiten Aegyptens einnehme. Es soll nämlich gedachter Mandoui kein andrer seyn, als jener berühmte Osi=Mandué oder Osimandias, dessen viele Großthaten Diodor von Sizilien der Nachwelt aufbewahrt hat: er hätte um das XXIII. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung regiert und würde der XV. Aegyptischen Dynastie angehören. Eine, mit diesem kolossalen Stücke Aegyptischer Kunst, dem ältesten bis jezt bekannten, Aehnlichkeit habende Statue, die Hr. Drovetti um die nämliche Zeit in den Ruinen von Theben aufgefunden hat, ist kürzlich zu Rom eingetroffen. Aus den Zeichnungen, die man davon in Paris erhalten hat, erhellet nicht weniger die Identität der abgebildeten Person als zugleich auch die Identität der hieroglyphischen Inschriften und der Bestimmung der beyden Kolosse, die einer das Gegenstück des andern gewesen zu seyn und zu Eingangsverzierungen eines großen Tempels der ersten Hauptstadt der Welt gedient zu haben scheinen.

— Mit besonderer Sorgfalt ist, wie schon mehrmals, also auch für das Jahr 1825 die königliche Gesellschaft für Agrikultur zu Turin bemüht, durch ihren in gedachter Stadt erscheinenden Calendario georgico jede neue Entdeckung oder Erfahrung, welche zur Verbesserung des Feldbaues dienen kann, in Umlauf zu setzen und allgemein bekannt zu machen. Dießmal liefert die Sammlung eilf Abhandlungen oder Artikel. Den Anfang macht eine Berichterstattung des Hrn. Bonafous über seine in dem Gesellschaftsgarten gemachten Erfahrungen und Beobachtungen. Dann folgt eine Abhandlung von Hrn. Rè, über den sogeheißenen Brusone, eine Reißkrankheit, welche seit einiger Zeit dergestalt überhand genommen, und solche Verwüstungen angerichtet hat, daß mehrere Grundeigenthümer die Kultur jener Pflanze aufgegeben haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 63.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 9. August 1825.

Literarisches aus dem Auslande.

Hr. **Humbert**, Professor des Arabischen an dem Kollegium zu Genf, hat eine Rede **über den Nutzen der Erlernung des Arabischen** herausgegeben, die sehr compendiös alles enthält, was sich über diesen Gegenstand sagen läßt. Bey dem Eifer, mit welchem die Orientalischen Sprachen überhaupt jezt betrieben werden, und bey dem glücklichen Einfluß, welchen dergleichen Studien bereits auf Geschichte, Geographie, Dichtkunst, die Kritik der h. Schriften, Astronomie, Medicin, Mythologie u. s. w. äußern und noch vielseitiger zu äußern versprechen, ist es zwar kaum nothwendig, auf die Vortheile hinzuweisen, welche aus dem genauern Studium einer Sprache und ihrer Literatur uns erwachsen muß, die im Westen Europa's so unmittelbaren Einfluß auf Europäische Cultur gehabt hat; indessen ist es mit Dank zu erkennen, daß Hr. H. von Neuem auf Nutzen und Nothwendigkeit jener Studien hinweist. Wir wollen einige Stellen aus seinem Werkchen ausheben. „Die Araber haben fünf Tausend Jahre hindurch ihre Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten unverändert erhalten; auch ihre Sprache ist während dieses langen Zeitraumes unveränderlich geblieben. Frey inmitten unterjochter Nationen hat der Beduine die Monarchien von Aegypten, Syrien und Chaldäa wie Schatten an sich vorübergehen sehen. Der Triumphwagen gefürchteter Eroberer rollte an der Gränze der Wüste dahin; ihre Namen aber gelangten kaum zu dem Ohre des Arabers; er hörte kaum das Geräusch der Züge Alexanders und das Umstürzen des Persischen Thrones. Als später die glänzenden Eroberungen seiner Landsleute ihn einzuladen schienen, die brennenden Sandwüsten und die vertrockneten Brunnen zu verlassen, sah man ihn, stets weise und fest, seine freye und unabhängige Armuth vergoldeten Ketten vorziehen. Und als in unseren Tagen eine berühmte Expedition die Franzosen an die Grenzen Arabiens führte, konnten Beobachter den Bewohner dieser Länder wieder als den erkennen, welchen die alten Schriftsteller schilderten: raubbegierig, rächerisch, grausam; und zu gleicher Zeit gastfrey, edel, mäßig, in Entbehrungen jeder Art verhärtet, nie den gegebenen Schwur brechend und mit allen Gliedern seiner Zunft in brüderlicher Eintracht lebend. Heut zu Tage, wie zu den Zeiten Abraham's, ist der Familienvater Richter unter den Seinigen, die weißen Haare sind ein Gegenstand der Verehrung, nur Greise sitzen in dem Rathe; das Wort cheikh heißt daher im Arabischen zugleich Greis und Herr."

Ein interessanter Beytrag zu den neuern Forschungen über Hieroglyphik und Aegyptische Alterthumskunde wird uns durch **Thomas Young** in seinem Account of some recent discoveries in hieroglyphical literature and Egyptian antiquities (London, Murray. 1823. pp. 160. mit lithographirten Tafeln). Hr. Young sieht sich für den Mann an, der „das Geheimnißvolle, das 2000 Jahre hindurch die Aegyptische Literatur umgab," zuerst enthüllt hat, und gedenkt der frühern Arbeiten von Champollion d. j. nur als **späterer** Untersuchungen. Wenn Champollion's neuestes Werk (Précis du système hiéroglyphique des anciens Égyptiens. Paris, 1824.) manches Resultat enthält, das Hrn. Young's Forschungen herbeyführten, so kann auch nicht geläugnet werden, daß Young in seinem Account dem französischen Gelehrten manche bedeutende Ausbeute verdankt. Aus einer Verbindung der beyden Gelehrten könnte die Wissenschaft Förderung erwarten; die Anfeindungen führen zu nichts. — Hr. Young ist ein eifriger Forscher in diesem seinem Fache; seine Untersuchungen über die Hieroglyphen sind schätzenswerthe Vorarbeiten für künftige Forscher, die, wenn sie unpartheyisch sind, ihm ihren Dank nicht versagen werden. Wenn sein Urtheil über gäng und gebe Ansichten sich scharf ausspricht, so finden wir das ganz an seiner Stelle, denn die gläubige Nachbeterey hat bey Forschungen über das Alterthum bereits zu sehr um sich gegriffen. Irrthümer, wie sich deren wohl auch bey Young finden, widerlegt fortgesetztes Forschen: so ist z. B. bereits bewiesen, daß die vorzüglichsten Denkmäler der Aegypter nicht **blos** Grab- und Votiv-Inschriften enthalten, sondern auch chronologische, wie die Tafel von Abydos, die eine

Reihe von mehr als 40 auf einander folgender Könige enthält. Ob die sogenannte Isische Tafel in Rom fabrizirt worden, oder alt sey, wird fernern Forschungen anheim gestellt werden müssen; Young's Ansicht, daß sie in Rom gefertigt worden, hat wenigstens Vieles für sich.

Seit einem Viertels-Jahrhundert beschäftigen die zodiakalischen Darstellungen, welche man in Aegypten fand, das gelehrte Europa, und man hörte die entgegengesetztesten Meynungen darüber: natürlich, denn jeder wollte eine Stimme dabey abgeben, ob von der Sache unterrichtet oder nicht. Den Conjecturen der Halbgelehrten begegnet ein in Paris erschienenes Werk: Observations critiques et archaeologiques sur l'objet des représentations zodiacales qui nous restent de l'antiquité; à l'occasion du zodiaque égyptien peint dans une caisse de momie qui porte une inscription grecque du temps de Trajan; par M. Letronne. Letronne hat, durch seine gelehrten Untersuchungen über die Griechischen Inschriften auf Aegyptischen Monumenten, bewiesen, daß einige dieser Denkmäler, selbst solche, die Zodiakal-Vorstellungen enthalten, nicht über die Römische oder Griechische Epoche der Geschichte Aegyptens hinausgehen, und Champollion d. j. zeigte durch seine Entdeckung des Alphabets der Hieroglyphen und das Lesen der auf diese Denkmäler gegrabenen Legenden, daß diese Zodiakal-Darstellungen ohne Ausnahme aus der Epoche der Herrschaft der Römer über Aegypten seyen. Nachdem auf diese Weise die Zeit dieser Denkmäler ausgemittelt war, blieb die Frage noch zu beantworten, was der Zweck und eigentliche Gegenstand dieser Darstellungen gewesen. Ein weites Feld für Vermuthungen! Man konnte unter den Römern den Stand der Himmelszeichen in einer viel frühern Zeit darstellen wollen, und die astronomische Weisheit Aegyptens zeigte sich dann bey dieser gelehrten Operation in ihrer ganzen Glorie. Während man noch suchte, kam mit Cailliaud eine Mumie, einzig in ihrer Art in mehr als einer Beziehung, zu Theben gefunden, nach Paris: mit religiösen Scenen und hieroglyphischen Inschriften fand man da einen Zodiakus vereinigt, welcher auf das Innere des Kastendeckels gemalt war; auf der äußern Seite des Deckels eine Griechische Inschrift. Diese Mumie gab Gelegenheit zu dem neuen Werke, von dem wir sprechen. Letronne suchte zuerst die halbverlöschte Inschrift zu ergänzen und zu lesen, wie folgt: „Petemenon, genannt Ammonius, welcher Soter Sohn des Cornelius Soter zum Vater, Cleopatra Tochter des Ammonius zur Mutter hatte, ist gestorben, nachdem er 21 Jahre, 4 Monate und 22 Tage gelebt hatte, in dem 19ten Jahre Trajans des Herrn, den 8ten des Payni" (2ten Juni 116 n. C.). Die Zeichnung des Thierkreises hat viele Aehnlichkeit mit dem von Dendera; nur das Zeichen des Steinbocks fehlt in der Reihe und steht vereinzelt über dem Haupt der mittlern Figur; da nun Petemenon am 2ten Juni 116, nachdem er 21 Jahre, 4 Monate und 22 Tage gelebt hatte, verstarb, und also den 12ten Jan. des Jahres 95 geboren war, die Sonne aber an diesem Tage ungefähr zwey Drittheil im Zeichen des Steinbocks steht und dieses Zeichen in dem Zodiakus der Mumie von Petemenon herrscht; so kann dieser Zodiakus nichts anderes seyn, als der Stand der Gestirne bey der Geburt des Petemenon, dessen Sarg er ziert. Letronne folgert nun daraus: die zwey Zodiaken von Dendera, welche in der Anordnung und Stellung der Zeichen dem der Mumie so ähnlich sind, so wie die beyden von Esne, könnten wohl dieselbe astrologische Bedeutung gehabt haben. Hier beginnt der zweyte Theil des Werkes, handelnd von den Zodiakal-Vorstellungen der Alten, in Bezug auf die Geschichte ihrer Astrologie betrachtet. Es scheint ihm gewiß, daß die Wiege der Astrologie in Chaldäa und Aegypten und nicht in Griechenland und Rom zu suchen sey. Daran haben wir wohl nie gezweifelt, wenn wir auch die Zeugnisse eines Herodot (2, 82.) und Cicero (de Divin., 1, 1.) nicht hätten. Chaldäer und Aegypter waren die Lehrer der Griechen und Römer in dieser vorgeblichen Wissenschaft, welche bestimmte Erscheinungen nach willkürlichen Methoden zusammensezte, um sinnlose Resultate zu erhalten. Letronne gibt hierauf einen Abriß der Geschichte der Astrologie bey den Griechen und Römern; er weist diese auf den astrologischen Münzen nach, welche in Aegypten geschlagen wurden und deren Gebrauch sich bey den Arabern erhielt; er wendet die der Geschichte und den Monumenten entlehnten Data auf die Zodiaken Aegyptens, das Planisphärium von Bianchini, den Zodiakus von Palmyra an; er sezt auseinander, wie die Halbirung der Zeichen auf den Aegyptischen Zodiaken sich auf diese astrologischen Vorstellungen bezieht, und kömmt so auf folgende Resultate: 1) Keine der Aegyptischen, Griechischen oder Römischen Zodiakal-Darstellungen fällt vor die gewöhnliche Zeitrechnung; 2) keine Darstellung dieser Art ist rein astronomisch, sondern es knüpfen sich astrologische, religiöse oder mythische Ideen daran. Die zwey Zodiaken von Dendera, und die von Esne könnten sich also auf August und Tiber, auf Claudius und Adrian, vielleicht selbst der des kleinen Tempels auf Antonin beziehen. Dergleichen Resultate eröffnen gewissermaßen dem tiefern Studium des Alterthums eine neue Bahn, und Hr. Letronne scheint rüstig auf dem weiten Felde der Forschungen fortschreiten zu wollen, auf welches er die gelehrten Alterthumsforscher aller Länder so glücklich aufmerksam zu machen wußte. In Bezug auf die Erklärung der Inschrift haben Champollion d. j. und Silvestre de Sacy in dem Journal des savans (Juill. 1824.) Letronne's glücklichen Scharfsinn und Gelehrsamkeit beyfällig anerkannt.

Der Englische Kapitain Seely, der in den Diensten des Nabob von Neval war, hat eine Beschreibung des Indischen Tempels von Elora, den man bisher nur unvollständig kannte, gegeben, welche um so willkommener ist, als die Lage des Ortes und die große Eifersucht der Brahmanen den Reisenden stets die größten Hindernisse, ihn genauer zu untersuchen, in den Weg zu legen pflegt. Wir geben einen kurzen Auszug aus dem anziehenden Berichte. Man kann den Tempel von Elora mit Recht unter die Wunderwerke der Welt zählen: als Denkmal der Thätigkeit menschlicher Hände weicht er nur Aegyptens Pyramiden; in Bezug auf das Alterthum steht er ihnen nur wenig, wenn überhaupt, nach. Er ist in einen Granitberg in der Nähe der Residenz dieses Namens gehauen. Er steht allein in der Mitte einer Fläche und hat ungefähr 250′ Länge und 150′ Breite. Man sieht ihn sich majestätisch zu einer Höhe von 100′ erheben. Von außen betrachtet, bieten sich dem Auge schöne Portiken, Fenster und Treppen dar. Er hat nur einen Stock, der sich in geräumige Felder theilt, die symmetrisch durch Pfeilerreihen getrennt sind. Die Mauerwände sind auf das schönste polirt. Dieser unermeßliche Raum, der gegen 500′ im Umkreis enthält, hat drey schöne Seitengallerien, oder Verandas, von Säulen getragen, mit in den lebendigen Fels gehauenen Nischen, in welchen man 42 gigantische Statüen Indischer Gottheiten sieht: über diesen Gallerien sind schöne, große Gemächer angebracht. Der Keylas oder Tempel bietet allein eine Masse von Bildhauerarbeit, welche von andern Denkmalen des Alterthums der bekannten Welt schwerlich übertroffen wird.

Ein neuer Englischer Roman „the Inheritance" (die Erbschaft) betitelt, von der Verf. des Romans „Marriage," der 1818 erschien und viel Beyfall fand, ist zum Modebuch in den eleganten Kreisen in und um London geworden. Mit Recht, wie uns scheint, denn die Verf. kennt das Leben in seinen reichen Abstufungen, und weiß es zu malen; ihr Styl ist einfach, keusch, zuweilen erhaben ernst, zuweilen lieblich scherzend, selbst satyrisch, wo es Noth thut. Die Heldin ist in Frankreich geboren und erzogen, und kömmt in der vollen Blüthe der Jugend und Schönheit nach Schottland, wo ein glänzendes Geschick ihrer zu harren scheint. — Ein jüngerer Sprößling des edeln Hauses von Roßville hatte ein schönes bürgerliches Mädchen, Miß Black, geheirathet, lebte im Auslande und starb dort. Gertrude, die Heldin des Romans, ist die Frucht dieser Ehe; sie kömmt mit ihrer Mutter nach Schloß Roßville, deren Besitzer (ihr Oheim) sie mit einem seiner Neffen verbinden und als seine Erbin einsetzen will. Ehe aber jener Neffe kömmt, gewinnt ein anderer Neffe, Obrist Delmour, Gertruden's Herz; ein dritter, Lindsay, liebt die reiche, schöne Erbin im Stillen. Der alte Herr stirbt und Gertrude wird Gräfin von Roßville. Ein geheimnißvoller Fremdling tritt auf und es zeigt sich, daß Gertrude nur ein untergeschobenes Kind, Tochter dieses Fremdlings und ihrer angeblichen Amme ist. Bey dieser Nachricht verläßt der Obrist Gertruden; der Zustand seiner Vermögensumstände macht die Erzählung sehr plausibel. Auch der Neffe des Earl von Roßville stirbt, und der Obrist wird nun Erbe des großen Vermögens; die Herzogin von St. Ives wird ihm angetraut; Gertrude weint lange und gibt endlich dem edeln Lindsay ihre Hand. Die Herzogin von St. Ives verwickelt ihren Gemahl zu Paris in einen Zweykampf; er stirbt durch die Hand des Mannes, der ihn entehrte; Lindsay folgt ihm in dem Stand und Titel von Roßville, und die liebliche Gertrude kömmt endlich so in den Besitz der Erbschaft. Auch findet sich im Laufe der Erzählung, daß der Fremde ein Betrüger gewesen, was aber nicht mehr wesentlich in die Fabel gehört. Man wird nicht säumen, diesen schönen Roman, in dessen Detail wir uns hier nicht einlassen können, dem deutschen Publikum übersezt zu geben; er verdient es wenigstens vor vielen andern Produktionen der Art.

Die Elixiere des Teufels von E. T. A. Hoffmann sind in das Englische übersezt erschienen und machen Furore auf den Brittischen Inseln. Der Rec. von The Devil's Elixir in Blackwood Magazin beginnt so: „die Elixiere des Teufels ist, denken wir, im Ganzen unser Lieblingsbuch unter den zahlreichen Werken eines Mannes von seltenem und sonderbarem Genius. Es enthält den Keim mancher andern seiner Arbeiten; die eine Idee vorzüglich, in der er sich als Romanschreiber am meisten gefiel, kehrte in mannigfaltigen Gestalten zurück, aber nirgends so kräftig und wirksam, wie sie hier ausgearbeitet worden. Diese Idee ist gewiß genau, von der die geringern Englischen Kritiker genug gesagt zu haben glauben, wenn sie sie, ore rotundo, eine schlechte deutsche Idee nennen. Was auch diese Leutchen sagen mögen — denn das Denken betreffend, sind sie sehr unschuldig, — was auch kleine Leute, gewöhnt sich in einem kleinen Kreise des Verstandes zu drehen, sagen mögen, das Schauerliche ist ein eben so legitimes Feld der Poesie, als das Rührende und Scherzhafte. Es ist ein wesentlicher Theil der menschlichen Natur und kann darum nie erschöpft werden. — Die große Vortrefflichkeit der Elixiere des Teufels liegt in der Geschicklichkeit, mit welcher der Verf. die schauerliche Erscheinung des Doppelgängers mit den gewöhnlichen menschlichen Gefühlen aller Art zu verbinden wußte. Er knüpfte sie an Scenen von großem, einfachem Pathos, an Schilderungen des menschlichen Gemüthes unter dem Einflusse der Leidenschaften — Ehrgeitz, Liebe, Rache, Gewissensbisse. Er wagte es sogar, äußerst scherzhafte

Scenen und Charaktere in die Handlung zu mischen, ohne daß die Wirkung des Schauerlichen im geringsten geschwächt würde. Im Gegentheil scheint die Wirkung dieses Werkes, welche es als ein Ganzes auf die Einbildungskraft übt, der bewundernswerthen Kunst zugeschrieben werden zu müssen, mit welcher der Verf. Traum und Wirklichkeit, den Schein der Wahrheit und die wildesten Phantasien durch Einweben von Dingen, welche wir alle fühlen, zu verbinden wußte. Banquo's Geist ist zehnfach schauerlich, weil er bey einem königlichen Gelage erscheint, und das Schauerliche in dem Mönche Medardus nimmt unser Mitgefühl gleichermaßen in Anspruch, weil dieses Opfer alles dessen, was schrecklich seyn kann in den Launen einer kranken Phantasie, geschildert ist als lebend und sich bewegend unter Menschen und Scenen, denen Leben und Natur nicht abzusprechen ist.

Ein interessantes Werk über Columbia von dem Kapitain Cochrane ist unter der Presse.

A.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Auf einer, aus Auftrag der Gesellschaft nach den Provinzen Novarra und Vercelli unternommenen Reise hat Hr. Rè die Natur und die Wirkungen jener dem Reiß eigenthümlichen Krankheit zu erforschen gesucht. Eine Reihe vergleichender Beobachtungen über drey Gattungen Seidenwürmer hat den Hrn. Bonafour zum Verfasser. In einem Aufsatze über die Cultur des trockenen Reißes mustert der Markis von Bremen die dießfalls in Europa angestellten Versuche, und behauptet darinn, daß die beträchtlichen Unkosten, welche der trockene Reißbau, vergleichungsweise mit dem nassen, erfordere, es unmöglich machen, sich mit Vortheil auf den erstern zu legen. Die Erfahrungen, welche Hr. Cantu in Betreff des Gebrauches des Opiums gemacht hat, welches aus dem weißen Mohn gezogen wird, den man in Piemont zu bauen pflegt, geben das Resultat, daß eine dreyfache Portion dieses Opiums erfordert wird, um dieselben Wirkungen zu erzeugen, welche das Opium aus der Levante hervorbringt; hinwieder soll das inländische Opium mehr stillende Kraft haben. Einen etwas zu herben Wein hat Hr. Lavini vermittelst eines aus Smyrnischen Weintrauben gezogenen Zuckerstoffes zu verbessern gesucht. Ueber die oben erwähnte Reißkrankheit läßt sich auch noch ein Hr. Ragazzoni vernehmen, dessen Abhandlung den von der Gesellschaft in Bezug auf diesen Gegenstand ausgesezten Preis davon getragen hat.

— In der lezten Herbst-Sitzung der Akademie der Georgofili zu Florenz, unter dem Vorsitze des Professors Gazzeri, las Hr. Lapo de'Ricci eine Abhandlung über die Nachtheile einer auf die Einfuhr fremden Getreides zu legenden Taxe, von der er glaubt, daß sie selbst in ihrem Princip als widerrechtlich zu betrachten seyn dürfte. Die Herren Pietro Ferroni und Professor Giuliano Frullani erstatteten Bericht über eine hydraulische Abhandlung des Dr. Banti, den Arno und die Usciana betreffend. Ein von dem Arzte Thaon, zu Orbitello, eingesandter Aufsatz über den dermaligen ökonomischen Zustand der Maremma wurde mit großem Interesse angehört. Hr. Zauli von Modigliana legte einige Muster von einer nach einem neuen Systeme gewonnenen Seide vor, welche sehr schön gefunden wurde. Die gedachte Akademie, deren Abhandlungen bis auf kurze Zeit periodisch und in Quartalheften erschienen waren, gibt dieselben nun in unbestimmten Zeitschriften bändeweise heraus. Der erste Band dieser fortgesezten Akten enthält neben andern Aufsätzen von weniger allgemeinem Interesse eine Abhandlung über den Einfluß des gesellschaftlichen Geistes auf die öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten und zwey von der Akademie gekrönte Abhandlungen; die eine: Praktische Untersuchungen über den Dünger von J. Lambruschini und J. Tabbei; die andere: Neue Betrachtungen über die Koppelwirthschaft von S. Manozzi Torini.

— Mit hoher Genehmigung und Unterstützung hat das K. K. Institut der Wissenschaften und Künste zu Mailand in seiner Sitzung vom 27sten Jänner dieses Jahrs einen zweyjährigen Preis von 1500 Ital. Lire auf die Lösung einer Aufgabe ausgesezt, in Betreff derer es glaubt, daß dieselbe auch nach den Vorarbeiten eines Mitterpocher, Chaptal, Philippo Rè und anderer Agronomen der neuesten Zeit noch einer weitern Entwicklung und Beleuchtung fähig sey, und eine gründliche Lösung derselben für das allgemeine Wohl im höchsten Grade wünschbar seyn müßte. Die Aufgabe ist folgende: „Nachzuweisen, und zwar auch unter Anwendung gemachter Erfahrungen, wie die Lehrer der modernen Chemie und der neuesten diesfallsigen Entdeckungen vornehmlich in den Lombardischen und Venezianischen Provinzen für die Agricultur in praktischer Hinsicht benuzt werden können. Solche Nachweisungen wünschte man ganz besonders in Bezug auf die Natur und die Zusammensetzung der verschiedenen Arten des Erdreichs, auf die Beschaffenheit der verschiedenen, nach Maßgabe der aus chemischer Zersetzung sich ergebenden Composition des Bodens auf denselben anwendbaren Cultur-Arbeiten, auf die Mittel, den Grund und Boden gut oder auch besser zu machen und auf die verschiedenen Arten des Düngers, von welchen in der Regel Gebrauch gemacht wird, oder auch gemacht werden könne." Concurriren bey dieser Preisbewerbung mag in Italienischer, Deutscher, Lateinischer oder Französischer Sprache, von inländischen und fremden Gelehrten, wer immer dazu Lust hat, einzig mit Ausnahme der Mitglieder des Lombardisch-Venezianischen Institutes. Der äußerste Termin für die Einsendungen ist das Ende des Jahres 1826.

Die Akademie della Crusca zu Florenz hat in ihrer Sitzung vom 8ten März dieses Jahres ihr unterm 20sten durch ein Großherzogliches Rescript vom 20sten bestätigtes Urtheil über die ihr zur Quinquennal-Preisbewerbung von 1825 eingesandten wissenschaftlichen Werke und Schriften dahin gefällt, daß die eine Hälfte des in eintausend Scudi bestehenden Preises dem Hrn. Joseph Borghi für eine poetische Uebersetzung der Pindarischen Oden in zwey Bänden, die zweyte Hälfte dem Hrn. Marius Pieri von Corcyra für seine zu Mailand 1821 erschienenen Operette varie in prosa zugesprochen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 64.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 12. August 1825.

Historiographie.

Geschichte der Eidgenossen während der Zeiten der Kirchentrennung, von Johann Jakob Hottinger. Erste Abtheilung. Ut claro sub exemplo falsas auditiones depellam. Tacitus. Zürich bey Orell, Füßli und Comp. 1825. XVI und 504 S. 8.

Ein zweyter Titel des Buches gibt dasselbe als sechsten Band und Fortsetzung der „Geschichten „Schweizerischer Eidgenossenschaft, Johann's von Müller „und Robert's Glutz-Blozheim," und die Vorrede meldet, wie des Verfassers Entschluß das vaterländische Geschichtwerk fortzusetzen entstanden ist, mit welchem Ernst und Fleiß er acht Jahre hindurch zu der jezt begonnenen Ausführung sich vorbereitet hat, und in welchem Geist, um der großen Vorgänger wie des Gegenstandes der Arbeit selbst würdig aufzutreten, gearbeitet worden ist. Die Kirchenreform des sechszehnten Jahrhunderts war es, bis wohin Müller und Glutz vorgeschritten, ihrem Nachfolger die schwere Aufgabe diese kirchlichen Ereignisse zu beschreiben übriggelassen hatten. Für ihre Lösung fühlte Herr Hottinger vor Allem die Unentbehrlichkeit eines Hauptbegriffs, der, älter und höher stehend, als alle Streitsätze der Partheyen, durch das Gewirre dieses lezteren, als fester und leuchtender Punkt, ihn zu leiten im Stande sey. „Er fand denselben in der Idee des sittlich Erhabenen. An sie, die tief im Gemüthe gewurzelt, überall ihre siegende Kraft bewährt, hat seit Tausenden von Jahren die Geschichte der Nationen appellirt, wenn sie die Größe derselben durch Tugend und Vaterlandsliebe, ihren Ruin durch Selbstsucht und Ausartung darstellte. An sie hat auch Christus verwiesen, indem er, von edeln Früchten auf einen edeln Stamm zu schließen, uns anweist. Wie anders gestalten sich aber nicht in ihrem reinen Lichte die Ereignisse und ihre Folgen, als aus dem niedrigen Standpunkte, von welchem in physischem Wohlergehen und bewegungsloser Einförmigkeit das Glück und die Bestimmung des Staates gesucht wird. In die weiten Regionen des geistigen Wirkens tritt, von jener großen Idee geleitet, der Forscher hinüber, und erkennt in blühendern Saaten, in schnellerem Durchflug der Meere, in den eröffneten Wundern unermeßlicher Himmelsräume, in geläuterten Religionsbegriffen, in wissenschaftlichem und sittlichem Fortschreiten die Wirkungen der Denkfreyheit, in dieser das heilige Geschenk der Heroen des sechszehnten Jahrhunderts, welche die verderblichste aller Universalmonarchien, die geistliche, in ihren Grundvesten erschütterten, und auf ewige Zeiten ihre Herstellung unmöglich machten. Darum dürfen auch keine, ferner liegenden, Rücksichten den Schweizerischen Geschichtschreiber abhalten, das segensreiche Ereigniß, so weit es sein Vaterland betraf, nach seiner durchgreifenden Größe, den Helden desselben nach seinem Denken und Handeln darzustellen; keinen Heiligen, — die Geschichte gewöhnt sich an Mißtrauen gegen solche — aber einen Mann hellen Geistes, voll Kraft und voll Glaubens, einen Eidgenossen, wahrlich in des Wortes edelstem Sinn. Trauernd betrachtet und schildert zwar auch er die stürmischen Auftritte, welche bald nach seinem schönen Beginn dem Werk der Verbesserung Gefahr und Vorwürfe brachten, und mit Wehmuth sieht er die physische Kraft zum Schutz einer Bewegung aufgerufen, die, beschränkt auf das Reich der Geister, in reinerm Glanze dastünde; doch während der umwölkte Blick auf den Opfern des Kampfes ruhet, erhebt sich das Gemüth wieder bey Betrachtung der Gesinnung, welche jene in diesen geführt hat, und ehrt nicht minder die Seelenstärke eines kleinen Volkes, das für den Glauben seiner Väter Bedrängniß, Mangel und die Gefahren des Krieges erduldet, als es in den Reihen der Gegner jene Senatoren und Volkslehrer bewundert, welche, obwohl hoffnungslos streitend, die edle Treue an errungene Wahrheit durch Hingabe ihres Lebens besiegelt. Großes, lehrreiches Jahrzehent der vaterländischen Geschichte! In die ewige Friedensruhe eingegangen, sind längst die Gefallenen auf deinen Waffengefilden, und getrocknet die Thränen derer, die an ihren Gräbern weinten; aber geblieben ist die errungene Freyheit der Geister, des Glau-

bens, des Gewissens, und aus tausend Erfahrungen ertönt zu den Enkeln bis auf die spätesten Geschlechter der versöhnende Ruf: Wo zwang- und geräuschloser das Gute geübt wird, wo wärmer das Herz für das Vaterland schlägt, und weiter für jede Noth des Bruders sich öffnet, wo lebendiger der Geist nach Licht ringt, und reiner die Flamme von den Altären der Wissenschaften und Künste emporwallt; — da ist die Wahrheit; und hier auch der Wahlplatz, der unblutige, der einzige, auf welchem für die Ehre seines Glaubens und seiner Bekenntniß der Eidgenosse den Eidgenossen fordern darf!"

Wir haben die etwas lange Stelle ausgehoben, weil sie, nicht über den Geist des Werkes nur, sondern auch über dessen Schreibart Zeugniß ablegen kann; diese ist einfach und würdig, keinen Vorbildern nachgeahmt, aber die edelsten erreichend, wie denn überhaupt, Schweizer und Ausländer, ziemlich ungetheilt und übereinstimmend finden dürften, wenn bereits schon der früh gewelkte Jüngling Glutz-Blozheim ein sehr ehrenwerther Fortsetzer der Müller'schen Geschichten gewesen ist, so vereinige hinwieder der nunmehrige, in noch höherem Maaße, die Fülle der Kenntnisse, die richtige Beurtheilung, den Tiefsinn, die Wahrheitsliebe und jene ächte Unpartheysamkeit, deren Vereinbarung, nebst der Gabe anziehender Darstellung, den tüchtigen Geschichtschreiber bildet. In einer besonderen Note gibt Hr. Professor Hottinger über die benuzten Quellen Rechenschaft, deren die Archive und Sammlungen des wissenschaftlichen Zürichs, so wie die Liberalität der Bewahrer ähnlicher Schätze durch die ganze Schweiz, ihm viele bisher unbekannte oder unbenuzte geliefert haben: von dem gewissenhaften Gebrauch, welchen er davon macht, zeugen die ungefähr zweytausend, nach Müller's Vorgange, dem Text untergesezten Noten.

Das erste der zwey Bücher oder Abschnitte dieses Bandes ist den späteren, in ihren Beweggründen wie in ihrem Ausgange unrühmlichen, italienischen Feldzügen der Schweizer von 1517 bis 1525 gewidmet, denen sich auch die minder berühmten, doch bezeichnenden und erzählenswerthen Bewegungen und Volksaufbrüche zu Gunsten des Herzogs Ulrichs von Würtemberg, im Jahre 1525, anreihen. Das andere Buch eröffnet die Geschichte der Kirchentrennung, durch die zwey einleitenden Abschnitte, vom kirchlichen Zustand der Schweiz im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts und vom Aufleben der Wissenschaften. Diesen eben so treuen als kunstreichen Gemälden, einer Nacht der Finsterniß, der Schrecken und des Verderbnisses, und einer Morgenröthe, die Erleuchtung und Ermuthigung bringt, folgt der dem Reformator Zwingli gewidmete Abschnitt, und diesem annoch zwey andere, welche die allgemeine Gährung und die daraus hervorgegangene Trennung schildern. Statt jeder weiteren Würdigung mag nochmals der Verfasser selbst gehört werden. Sein, die allgemeine Gährung überschriebener Abschnitt eröffnet sich also: „Wenn die Schilderung des Verderbens der Kirche unser Gemüth ergriff, wenn wir das auflebende Licht der Wissenschaft mehr unter dem weltlichen Stande, als über die Stützen und Führer der Hierarchie sich verbreiten sahen; so ist leicht zu ermessen, welch' allgemeine Gährung der freye Vortrag einer Lehre wecken mußte, die, auf das unantastbare Fundament des göttlichen Wortes begründet, den helldenkenden Vaterlandsfreund und den schlichten Bürger, wie den gewandten Spötter und plumpen Tadler, gegen die mißbrauchte päpstliche Gewalt waffnete, während sie zugleich Ehre, Bequemlichkeit, ja den ganzen Besitzstand einer Klasse bedrohte, die zu anstrengender Neuerung am wenigsten geneigt und geeignet war. Unausweichlich mußten hieraus Reibungen, dann Partheyen hervorgehen, Neutralität immer schwieriger, der Riß immer größer werden. Bereits war damals noch weiter als Zwingli, Martin Luther in Teutschland vorgeschritten; aber in die entfernten Bergthäler der Schweiz hatte sich früher die Kunde des päpstlichen und kaiserlichen Zornes über die kühnen Unternehmungen desselben, als seine eigene Rechtfertigung, verbreitet. Schlau ward dieser Umstand benuzt, den Schweizerischen Reformator als Schüler des Sächsischen und alle Freunde einer Verbesserung als Anhänger des ketzerischen Luthers darzustellen. Die Stellung jeder Parthey wird aber von dem Augenblick an gefährlicher, wo sie den Namen erhält, und so wird den Gegnern Zwingli's plötzlich klar, wie hinfort ihre Streiche geführt werden müssen. Mit großer Zuversicht ward das Gespenst einer furchtbaren, gegen Staat und Kirche gerichteten, Verschwörung vorgeschoben, deren Oberhaupt, der unruhige und ehrgeitzige Augustinermönch in Wittenberg, in allen Ländern seine Aussendlinge, bey den Eidgenossen an Zwingli sein vorzüglichstes Werkzeug habe. Hiezu werden, so heißt es, wie seiner Zeit durch jene gräuelhaften Dominikaner den Untergebenen die Rollen vertheilt; hiezu in Basel Froben's und Petri's Pressen in Bewegung gesezt, hiezu durch heimkehrende Magister und Studenten, ja selbst durch Handwerksgesellen und Abenteurer das Lob des aufrührerischen Doktors, seine Grundsätze und seine Büchlein verbreitet. Gebilligt ward es daher durch Viele, als der päpstliche Legat von der Tagsatzung, welche zwar nicht eintrat, bey Strafe des Bannes das öffentliche Verbrennen aller Lutherischen Schriften verlangte. In einzelnen Gegenden geschah wirklich obrigkeitliche Nachsuchung. Von den Kanzeln, der Mönche besonders, ertönten Schimpfworte; wer irgend über Lehren oder Gebräuche der Kirche eine freyere Aeußerung wagte, jeder selbstdenkende, jeder wissenschaftliche Mann ward verdächtigt, dem Volkshasse

preisgegeben, und selbst die unschuldige griechische Sprache als Lutherische Ketzerey gebrandmarkt. Kräftig erhob gegen solche Kunstgriffe Zwingli selbst seine Stimme, obwohl er Luthers Einfluß auch auf die Schweiz keineswegs läugnete, oder je weggewünscht hätte." Ein Dutzend Noten geben die Belege und die Nachweisung der Quellen, für jede Angabe der ausgehobenen Stelle. Zu einem ganz vorzüglichen Verdienste aber, das annoch erwähnt werden soll, gereichen der Hottinger'schen Arbeit die von Scharfsinn und Tiefblick wie von unbefangener Milde und Anerkennung jeglichen Verdienstes ausgehenden, eben so gelungenen als anziehenden Charakterschilderungen der Männer, die, sey es als Führer und Vorsänger, oder als Werkzeuge, Zwischenhändler und geheime Beystände in dem großen Geschichtsdrama sehr ungleiche Rollen gespielt haben. Die Namen von Zwingli, Erasmus, Ulrich von Hutten, Niklaus Manuel, Johann Faber, Komthur Schmied und viele andere mehr mögen den Genuß andeuten, den ihre geistvolle Schilderung dem Leser zusichert. Der Verfasser gibt Hoffnung (wie man hört) binnen Jahresfrist die Fortsetzung seines Werkes zu liefern.

Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Mittel-Alters von Heinrich Luden. Zweyte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Jena b. Frommann. 1824. Erste Abtheilung, 560 S. Zweyte Abtheilung, 565 S. 8.

Es war zu erwarten, daß dieses klassische Werk über das vielbesprochene, aber wenig verstandene Mittelalter nicht lange zu warten haben würde auf die Wohlthat des Wiederdruckes. „Will man dieses Buch," sagte bekanntlich der eben so geistreiche als gelehrte Verfasser bey Gelegenheit der ersten Ausgabe „mit seiner eigenen Weise nicht als Geschichte gelten lassen, so habe ich Nichts dagegen. Ist es keine Geschichte, so sind es zum wenigsten Urtheile über die Geschichte, und zusammenhängende, fortlaufende Urtheile." Eben um dieser Urtheile willen halten wir das Buch für ächte Geschichte, für Geschichte mit Geist geschrieben, welche nicht blos das Gedächtniß, sondern auch der Geist in sich aufnehmen kann, und durch deren Studium nicht blos eine trockene Kenntniß des Geschehenen, sondern eine feste und vielumfassende Ansicht der staatsgesellschaftlichen Dinge, eine lebendige Anschauung des Federnspieles in dem Uhrwerk der politischen Welt gewonnen wird: gleichviel, versteht sich, ob der Lernende die Ansichten des Verfassers adoptire, oder, durch dessen Urtheile geweckt, selbstständig seine eigenen sich bilde. Diese Art, die Geschichte zu behandeln, ist freylich heut zu Tage nicht überall gern gesehen. Wenn der geistvolle Geschichtsforscher dem todten Leichnam der Vergangenheit einen lebendigen Odem einbläst; so ist das fast eben so unbequem für die Macher (faiseurs) der Gegenwart, als wenn der Dichter es thut: der Leichnam steht auf in der Einbildungskraft der Leser, und prediget über Gegenwart und Zukunft, prediget Dinge, die man der Gegenwart gern verborgen hielte; und spricht sie aus mit einer Stärke, welche die Gewalt aller Wortberedtsamkeit eben so weit hinter sich läßt, als überhaupt die Macht der That die Gewalt des Wortes übertrifft. Der Verf. scheint die Abneigung der Gegenwartsmacher gegen dieses geistige Wiederaufstehen der Vergangenheit zu kennen: denn er kündiget uns im Vorworte der vorliegenden zweyten Auflage an, daß wir die Geschichte, der neueren und neuesten Zeit, welche die Geschichte des Mittelalters und die ihr vorhergegangene des Alterthums zu einem Ganzen abschließen sollte, (daher der Haupttitel: Allg. Gesch. der Völker und Staaten) vor der Hand noch nicht zu erwarten haben. Inzwischen tröstet er uns darüber mit der bereits vollendeten, ausführlichen Geschichte des deutschen Volkes, die bereits auf Unterzeichnung angekündiget worden ist, und mit der Aeußerung, daß er die ausführliche Beschreibung „der Geschichte seiner Zeit" — vom J. 1780 an — für sein Alter sich aufgespart habe.

Von den Verbesserungen und Vermehrungen dieser neuen Ausgabe ist hier nicht Raum, Bericht zu geben. Der Druck ist sorgfältig gelesen und das Aeußere überhaupt bibliothekmäßig, wie es bey solchen Werken sich gebührt.

Müllner.

Biographie.

Meine Lebensreise. In sechs Stationen ꝛc. von Urceus. Nebst F. V. Reinhard's Briefen an den Verfasser. Leipzig in der Baumgärtner'schen Buchhandlung. 1825. 350 S. gr. 8.

Urceus heißt bekanntlich der Krug, und nur auf dem Titel, nicht im Buche, hat es der Verf. verhehlen wollen, daß er der Prof. Krug in Leipzig ist. Zum Motto hat er die Worte von Goethe gewählt:

Ich bin nun, wie ich bin;
So nimm mich denn hin!

Darauf möchten wir im Namen der Lesewelt antworten:

Ich will gerührt seyn oder lachen;
Was soll ich mit dir machen?

Die Lebensgeschichte des Verfassers, so wie er sie erzählt, bringt weder die eine noch die andere Wirkung hervor; sie regt blos an zu Betrachtungen über den gewöhnlichen Lauf der menschlichen Dinge, besonders in der Sphäre des akademischen Lehrstandes und des Schriftsteller-Lebens.

„Zur Belehrung der Jugend," wie der Verf. auf dem Titel einen Theil seines Zweckes angibt, ist so eine Biographie recht gut; aber „zur Unterhaltung des Alters," wie derselbe den andern Theil des Zweckes bezeichnet, wird sie wenig beytragen, da das Alter weit schwerer ergötzbar ist, als die Jugend. Inzwischen liest sie sich angenehm, und erhält, in Ermangelung eines anziehenden Inhalts, einen gewissen Reiz theils durch die Form, theils durch die Offenherzigkeit und den Freymuth des Autors. Er fingirt nämlich, daß er bereits gestorben sey, und aus der Oberwelt herab sein irdisches Thun und Leiden betrachte, ungefähr wie Kotzebue in den Briefen aus Tenare, mit welchem er sich jenseits ausgesöhnt zu haben versichert, und den er auch einmal redend einführt. Auf diese Weise erhält die Lebensgeschichte einen Anstrich von unbefangener Selbstbeschauung, der den Leser einnimmt, da der Verf. eben keine schweren Sünden zu beichten hat. Ueberall zeigt er sich als einen klar- und wohldenkenden Mann, der vermöge seines Charakters mehr der Gefahr ausgesetzt ist, gegen die Convenienz, als gegen das Pflichtgebot zu fehlen, und der leichter die Regeln der Klugheit, als die Gesetze der Tugend übertritt.

Den merkwürdigsten Abschnitt seines Lebens, seinen Kriegszug gegen die Franzosen mit dem unglücklichen Banner, wovon ein großer Theil im Rhein ertrank, erzählt er mit gutmüthiger Laune; und nur der Franzosenhaß, den er noch nicht abgelegt hat, und die etwas Kotzebue'sche Art, womit er auf Napoleon zu schmähen liebt, wirken störend auf den Leser, der von einem Bewohner der Oberwelt, wofür der Erzähler sich ausgibt, billig eine Erhebung über die gemeine Ansicht der egoistisch betheiligten Mitwelt eines großen Mannes erwartet. Die Hoffnung, womit er zu Felde zog: den Napoleon vielleicht in Person „bey'm Kragen zu fassen, und ihm zu sagen: Voici le recteur de l'université de Leipsic, que vous avez si maltraité," gesteht er S. 192 selbst zu. Reinhard's Briefe sind eine interessante Zugabe, und es ist eben nicht abzusehen, was die Discretion gegen deren Bekanntmachung einzuwenden haben könnte. Der Schreiber ist todt, und es ist bisweilen gut, wenn die vertraulichen Briefe eines solchen Mannes auch von denen gelesen werden, an die sie nicht geschrieben sind.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Ehrenvolle Meldung erhielten auch dann folgende Schriften: Ruth, theologische Vorlesungen von einem Dominikaner; eine epische Uebersetzung der Iliade von Lorenz Mancini; eine allgemeine Geschichte von Hindostan vom Jahr 1500 vor Christi Geburt, bis zum Jahr 1819; Ciceros Briefe chronologisch geordnet, übersezt und mit Noten begleitet von dem Ritter Luigi Mabel; Petrarchs Leben und Erläuterung seiner Reime von dem Prof. Marsan; eine Liedersammlung von M. Missirini; eine Abhandlung des Grafen F. V. Barbacovi über die Unentbehrlichkeit der Religion zur Erhaltung der Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft und über die verderblichen Folgen der Gottlosigkeit, mit angehängten Betrachtungen über die Preßfreyheit; von dem Wechsel der Zustände Italiens und von den Ursachen desselben von den Zeiten Augusts an bis zum Verfalle des Abendländischen Kayserthums; Bemerkungen über die Italienische Sprache und die Italienischen Wörterbücher von Angelo Pezzana und eine Uebersetzung von Horazen's Werken in Italienischen Versen von Tommaso Gargallo.

— Eine, zu Pavia, von J. J. Capelli verlegte Collezione de' Classici metafisici, die schon im Jahr 1818 begonnen hat, ist bis und mit 1825 bereits zu 43 Duodezbänden angewachsen, und beweist wenigstens, daß auch die ernstere und abstraktere Literatur jenseits der Alpen ihr Publikum findet. Den Anfang dieser Sammlung macht eine weitläufige Abhandlung der drey Herausgeber, Louis Rolla, Joseph Germani und des Defendenten Sacchi über den Ursprung, die Schicksale und Fortschritte der sogeheißenen Metaphysik. Dann folgt eine Auswahl der Schriften von Cudworth, Descartes, Malebranche, Hume, Condillac und Locke. Auch einiges von Kant, namentlich seine Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik, haben hier ihre Stelle gefunden. Weiter folgen einige Versuche über die Aesthetik aus der Feder des unglücklichen Mario Pagano, verfaßt während der Zeit seines Verhaftes in den Gefängnissen zu St. Elmo, in Neapel. Von Schriften jezt lebender Metaphysiker erscheinen einige Abhandlungen von Destutt de Tracy, und in einer zweyten, die erste weit hinter sich zurücklassenden, Ausgabe einige Abhandlungen von Laromiguière. Jedem Werke ist eine, den Verfasser betreffende Notiz sammt seinem Bildnisse vorangesezt. Diese Notizen sind, was die Verstorbenen betrifft, aus den Denkschriften eines Fontenelle, Freret, Thomas und Condorcet geschöpft, von den lebenden Schriftstellern haben die Herausgeber selbst auf ihre Systeme und Schriften bezügliche Notizen beygefügt. — In einer, noch im vorigen Jahre in der Druckerey der Minerva zu Padua erschienenen Sammlung von Gedichten stellt sich die Dame Teresa Albarelli-Bordoni kühn und mit Glück in die Reihe der neuesten weiblichen Repräsentanten des Italienischen Parnasses, auf dessen Höhen schon manche ihrer Mitschwestern — man denke an die Familien Colonna, Gambara, Stampa, u. a. m. — nicht blos durch die Harmonie und Eleganz ihrer Schreibart, sondern auch durch die Kraft und Neuheit der Gedanken geglänzt haben, und scheint dieselben insgesammt, sowohl in Absicht auf den Versbau, als auf die Schwierigkeit der Gattung, die sie sich zum Hauptziel ihrer dichterischen Bestrebungen außersehen hat, übertreffen zu wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 65.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 16. August 1825.

Dramatische Literatur.

Rosmund, ein Trauerspiel. Und Minnelieder. Von Ferdinand Wachter. Jena, in der Cröker'schen Buchhandlung. 1823. 175 S. 8.

Der Geschichtschreiber der Longobarden, Paulus Diaconus, erzählt, (II, 28.) der König Alboin habe im Rausche eines Gastmals seine Gattin, Rosimuni, gezwungen, aus dem Schädel ihres erschlagenen Vaters, Cunimunds, zu trinken, und dadurch das kindliche Gefühl derselben so hart verlezt, daß sie einen Meuchelmörder gewann, diesem verlezten Gefühl Genugthuung zu verschaffen. *) Ein dramatischer Dichter, der diese Begebenheit, den Untergang eines großen Helden durch eine unzarte Uebereilung, für ausgebildet genug hält, — gleichviel ob von gleichzeitigen Historiographen oder von der spätern Sage ausgebildet — um seiner Erfindung nicht zu bedürfen, wird dennoch gezwungen seyn, entweder die Zeit, wo Rosimunde den Meuchelmörder durch Betrug gewinnt, und die Katastrophe, Alboin's Tod, unmittelbar zusammenzurücken, so daß es Schlag auf Schlag geschieht, oder die leztere von bessern Motiven abhängig zu machen, als die Dummheit des Ausführenden ist. Herr W. hat die Nothwendigkeit dieses Umstandes übersehen, indem er zu ängstlich den historischen Berichten folgte. Paulus erklärt nämlich ausführlicher, Rosimunde habe an Stelle ihrer Kammerfrau, die mit dem tapfern Krieger, Peredeo, in unerlaubter Verbindung lebte, heimlich und ohne Wissen dieses Mannes sich selbst während der Dunkelheit der Nacht seiner Umarmung hingegeben und ihn durch die, schnell nachher erfolgte, Entdeckung, daß sie die Königin sey, er also Alboin's Rechte beleidigt habe, in die Alternative gebracht, entweder durch ihren Gatten zu sterben oder ihn umzubringen. Er wählt das Lezte. Da aber zwischen diesem unfreywilligen, durch keine andern Gründe motivirten Entschlusse und der Ausführung wenigstens acht Stunden liegen; *) so kommt man auf den Argwohn, Rosamunde habe Ursache gehabt, auf die Verblüfftheit Peredeo's zu rechnen, denn — abgesehen von dem problematischen Ausgange einer richterlichen Untersuchung, wo der Advocatus Diaboli schwerlich Rosamunde's Proceß gewinnen konnte — warum thut der Hintergangene nicht vor dem Morde, was er gleich nach dem Morde thut, fliehen? Es können Umstände genug obgewaltet haben, welche dieß verhinderten; aber wenn sie die Geschichte verschweigt, so darf sie darum der Dramatiker nicht vergessen, weil sonst der Hauptschlag seines Trauerspieles auf der Dummheit eines Dieners beruht. Fouqué, mit dem Herr W. übrigens keine Vergleichung aushält, hat sich in seinem Alboin bekanntlich durch einen Eid geholfen, den Peredeo vor der Umarmung der Rosamunde schwören muß. Das geht schon eher an, zumal da es durch den Charakter Peredeo's einleuchtet, daß er den Eid selbst in dem Falle für bindend halten wird, wo ein Betrug im Spiele ist. Wie Alfieri diesen Umstand benuzt habe, können wir nicht genau angeben, da wir seine Rosmonda nicht zur Hand haben. Ruccelai, dessen Rosemonde die Italiener mit der Sophonisba des Trissino für die früheste Tragödie ihrer Literatur halten, befleckt die Unschuld der Königin nicht, sondern läßt die Sache des gekränkten kindlichen Gefühls von ihrem Verlobten, Almachild, freywillig übernehmen. Wem es von unsern Lesern Vergnügen macht, Vergleichungen anzustellen, der schlage Lessings theatralische Bibliothek (Berlin, Voß 1754) Stück 2. S. 225. nach, wo man einen Auszug aus dieser Rosamonde findet.

Um also den Uebelstand in der Katastrophe zu heben, mußte sie entweder augenblicklich auf die Umarmung der Königin folgen, oder es mußten Umstände da seyn,

*) Gregor von Tour (L. IV. C. 35.) erwähnt nichts von einem Schädelpokal.

Recensent.

*) Der Betrug geschah in der Nacht, und des Königs Ermordung um Mittag, dum se Alboin meridie soporis dedisset, sagt Paul. Diac.

Recens.

welche den Peredeo auszuweichen verhinderten, oder Herr W. mußte aus der Begehrenden (unum ex famulis concupiscens, sagt Gregor v. T.) eine Begehrte machen. Dieß war sehr leicht. Er brauchte nur die sinnliche Begierde Peredeo's auf Rosamunde selbst, nicht auf ihre Kammerfrau sich richten lassen; dieser zweyte Mortimer konnte Mittel versuchen, seine verbrecherischen Wünsche zu befriedigen, er konnte sich ihr erklären; sie konnte einwilligen unter der Bedingung, daß erst der Mord geschehen sollte, und — dann hatte sie noch den Vortheil, daß sie ihre weibliche Ehre nicht dem Wollüstling preisgeben durfte, denn was sie wollte, war erreicht: Alboin's Tod. Wir gehören nicht zur ästhetischen Tugend-Inspection, aber uns dünkt, Rosamunde mußte den Preis ihrer Reize eben so hoch stellen, als der Meuchelmord einer Heldenseele kostet.

Wir haben eben Alboin's Tod als die Katastrophe des Stücks, und somit ihn als Helden bezeichnet, und dieß werden wir so lange thun, als uns Herr W. nicht beweist, daß das Weib nach dem Morde noch Interesse zu erwecken vermöge. Was liegt uns daran, noch zu erfahren, ob sie sterbe, da es uns gleichgültig ist, zu sehen, daß sie lebt? Was kümmert's uns bey dem imposanten Sturz eines Eichstammes, ob die Art mit zerspringt, die ihn fällt?

Hier brechen wir ab und bitten, uns Einzel-Rügen zu erlassen. Wir haben Herrn W. mit bedeutenden Dichtern zusammengestellt; vielleicht bewirkt diese Schmeicheley, daß er jene studire, und so bringe die Milde der Kritik hervor, was ihre Schärfe (s. die Beurtheilung seiner Brunhild im Lit. Bl. 1822. Nr. 65. S. 258.) nicht vermocht zu haben scheint: Studium und Geschmacksbildung.

Die angefalzten

Minnelieder

kommen aus einem warmen, gewiß guten, obwohl, wie es scheint, nicht gesunden Herzen; die Empfindung ist rein und stark, aber der Weg, den sie machen muß, um aus der Seele auf das Papier zu gelangen, scheint sie zu ermüden, denn man sieht ihr die Anstrengung an. Daran, dünkt uns, ist niemand Schuld, als die Phantasie, die ihr verkrüppelte Bilder in den Weg wirft, und die Sprache, die ihn, wie spanische Stiefeln, drückt. Er reinige seine Einbildungskraft und lerne zunächst in den Stiefeln Schritt vor Schritt marschiren, das Tanzen wird sich finden. Er gehe seine Verse durch, und zwar täglich, und so lange, als ungefähr ein Kind im Mutterschooße liegt, und was gilts? seine Empfindung wird sich mit dem Zauber der Melodie in das Herz der Geliebten einschmeicheln, und sie, die Himildrud, wird ihn heirathen, wenn's möglich ist. Was der Verf. in dem lezten Gedichte des Buches wünscht, S. 175, gehe in Erfüllung:

„An Himildrud.

Warum ich mich an dich zu wenden waate?
Was lebet, strebet nach dem hellen Licht,
Und jeder opfert anders seiner Gottheit:
Der Gärtner Blumen, Blut der Sohn der Jagd;
Ich, was mir Gunli's Götterharfen gaben.
Verfinst're dich mir nicht, du süße Sonne,
Die durch die Wolken meines Lebens bricht!"

Pf.

Literärgeschichte.

Klopstock als Mensch und als Dichter. Einiges aus der Geschichte seines Lebens und Wirkens zur hundertjährigen Feyer seines Geburtsfestes den 2ten Julius 1824. Naumburg b. A. E. Bürger. 96 S. kl. 8.

Der Verf. dieser Festschrift ist, laut der Zueignung an die Landschule Pforta, ein Schullehrer zu Naumburg, K. Ch. G. Schmidt, als Fortsetzer der mathematischen Werke seines Vaters in der literarischen Welt rühmlich bekannt; aber von sehr problematischem Berufe zur Würdigung Klopstocks als Mensch und als Dichter. Man ist es zwar an dergleichen Festschriften gewohnt, daß sie den Mann, dessen Andenken sie feyern sollen, mehr lobpreisen, als charakterisiren; aber von der feyerlichen Lobrede auf einen großen Verstorbenen verlangt die Kritik billig, daß dieselbe ein Kunstwerk, ein Werk der Beredtsamkeit sey. Kunstreiche Anordnung der Theile, lebendige, blühende Sprache, geistvolle und gedankenreiche Benutzung des historischen Stoffes, geben einer Lobrede ihren literarischen Werth. Sie soll gleichsam ein Zauberschlag der Kunst seyn auf das Grab des Gefeyerten, geführt zu dem Zwecke, daß der Todte auferstehe in der Einbildungskraft des Lesers, gereiniget von den etwaigen Mängeln, die ihm anhängen mochten im Leben, und in den ungeschwächten Strahlen seiner Vorzüge verklärt.

Zu solch' einer Lobrede bot Klopstock reichen Stoff. Immerhin mag etwas Wahres an demjenigen seyn, was über Klopstocks Messiade gelegentlich im Lit. Bl. 1822. No. 36. S. 143. Sp. 2. geäußert worden ist: „Wie „dort (in Schillers Göttern Griechenlands) das Bedürf„niß der sinnlichen Natur eine ausgestorbene Phan„tasiereligion zurückforderte, so schuf es hier (in „der Messiade) eine neue; und wir müßten uns sehr „irren, wenn die Messiade, die so viele Kunstsinnige für „den Mythos der Erlösung begeisterte, einen einzigen wahr„haft gläubigen Christen (im Sinne der heil. Schrift) er„zogen hätte. Die Poesie ist eine geborne Lügnerin, und

„selbst der Glaube, den sie fordert und hervorbringt, „ist eine Lüge, ein innerer optischer Betrug, eine Ver„wechselung des Reiches der Möglichkeit mit dem der „Wahrheit, der moralischen Nothwendigkeit mit der „Consequenz einer schöpferischen Willkür. Es ist ein „ganz anderer Glaube, den die Religion (ein wohl„thätig verhüllter Spiegel der blendenden Sonne der „Wahrheit) von dem Christen fordert und ihm einflößt." Dennoch gehörte ein wahrhaft großer Dichtermuth dazu, das heilige Mysterium des Erlösungswerkes zum Gegenstande eines Epos zu erkiesen: und daß der Plan solch' eines Werkes in einem Jünglinge, in einem Gymnasiasten erwachte, der zur würdigen Ausführung noch bey weitem nicht reif seyn konnte, ist eine so wunderbare Erscheinung, daß vielleicht nur ein minder aufgeklärtes Zeitalter, eine größere Publicität dieser Thatsache und mehr Popularität des Werkes, dazu gehört hätten, um den Sänger der Messiade in den Augen der Nation zu einem zweyten Johannes, und sein Gedicht zu dem Range einer neuen Offenbarung zu erheben. Nimmt man dazu, daß Klopstocks Vater, wenn anders der Notiz im Conversationslexikon zu trauen ist, ein Visionär war, dem der Teufel zu erscheinen pflegte, und daß diese verirrte Anschauungsgabe des Vaters in dem phantasiereichen Sohne zur erhebendsten, von allem Calderon'schen und Werner'schen Mysticismus befreyten Religionspoesie sich läuterte: erwägt man, daß diese Läuterung im Laufe einer Schulbildung erfolgte, deren Basis das Studium der heidnischen Klassiker war, und daß der junge Dichter im Genuß ethnischer Dichterwerke zu der Kraft erstarkte, das Christenthum poetisch zu umfassen, und den erhabensten Stoff desselben Jahre lang, bis zur vollendeten dichterischen Gestaltung festzuhalten: und bedenkt man endlich, daß dieses kühne Unternehmen im Gebiete der Kunst, dem gewöhnlichen Weltlaufe entgegen, nicht nur eine Anerkennung fand, die allen Anfechtungen der hierarchischen Glaubenspedanterey die Wage hielt, sondern auch dem Sänger Freunde erwarb, die ihn mit ächtem Fürstensinn in den Stand sezten, ziemlich sorgenfrey sein ganzes Leben der Dichtkunst zu weihen; so kann man kaum umhin, denselben in vollem, prosaischen Ernste für einen würdigen Günstling der Vorsehung, für einen Dichter von höherem, übersinnlichen Berufe zu halten, und es muß dem Lobredner leicht seyn, seinen Gegenstand in diesem eben so glänzenden, als gemütherwärmenden Lichte darzustellen.

Nach unserem Dafürhalten fehlt aber viel, daß Herr S. dieses Ziel der Redekunst erreicht hätte. Er scheint es nicht einmal in's Auge gefaßt zu haben. In correctem Style, aber nicht in lebendig blühender Sprache, erzählt er des Dichters Lebensumstände wenig anders und wenig besser, als er sie im Conversationslexikon fand; die Lobeserhebungen, die er demselben ertheilt, sind größtentheils anderen Schriftstellern nachgesprochen, und sprechen wenig an, weil ihnen der Schein fehlt, der die Seele der Lobreden ist: der künstlerische Schein, aus des Redners eigner Ueberzeugung, aus seinem innigsten Gefühl, und aus einer gründlichen Kenntniß der Werke und des Wirkens von seinem Gefeyerten hervorzugehen. Er spricht mit gleichem Lobe von der Hermannschlacht und von andern dramatischen Versuchen des Dichters, wie von dessen Epos und von dessen Oden. Er besingt ihn am Eingange des Büchleins in Versen, die entweder von Mangel an eigner poetischer Kraft zeugen, oder von Mangel an Begeisterung für die Größe des Gefeyerten. Und am Schlusse hängt er, außer einigen fremden Gedichten auf Klopstock, zwey Briefe des Verewigten vom Jahre 1800 an, die denselben nicht nur nicht erheben, sondern gewissermaßen verkleinern, indem sie eine kleine Schwachheit des ehrwürdigen Greises verrathen. Dankbar gegen das Institut, welches den Grund seiner Bildung gelegt hatte, schenkte Klopstock demselben ein Exemplar der großen, Göschen'schen Ausgabe des Messias; gab aber dabey, freylich auf höchstbescheidene Weise, dem damaligen Rector Heimbach den Wunsch zu erkennen, es mit einer gewissen Feyerlichkeit von den besten Schülern in die Bibliothek tragen zu lassen. Einige Monate später bestimmte er, in einem zweyten Briefe an den Rector, im Namen eines ungenannten Freundes, vier goldene Medaillen für Vorlesungen aus dem Messias, welche zwölfmal binnen Jahresfrist von dazu erwählten Schülern gehalten werden sollten, und erbat sich Nachrichten darüber. Alles sehr verzeihlich an einem Veteran, den der Beyfall der Nation, und die Bewunderung der Zeitgenossen seiner Blüthe, berechtiget hatten, das Anerkenntniß seines Werthes überall vorauszusetzen; aber zum Gebrauch in dieser Festschrift wenig geeignet, obschon diejenigen Stellen der Briefe, wo er von seinem Pförtnischen Traume (im Anfange des 19ten Gesanges der Messiade) und von seiner Ansicht der Deklamirkunst spricht, im Texte der Jubelschrift wohl hätten benuzt werden mögen.

Bey allen diesen Mängeln, die zum Theil durch die Vermuthung sich entschuldigen lassen, daß der Verfasser (ein geborner Pförtner, so viel wir wissen) die Schrift ursprünglich wohl mehr für die Schule, welcher er dieselbe als eine eigene dankbare Huldigung dedicirte, als für das große Publikum bestimmt haben mag; wird sie, schon des biographischen Inhalts wegen, den zahlreichen Käufern der neuen, Göschen'schen Wohlfeilausgabe der Klopstock'schen Werke nicht unwillkommen seyn, und auf diese hat der Verleger zweckmäßige Rücksicht genommen, indem er dem Büchlein genau das Format der gedachten Ausgabe gegeben hat.

Kurze Biographie des Freyherrn Adolph von Knigge. Hannover in der Hahn'schen Buchhandlung. 1823. 24 S. 8.

Wir schließen hier die Anzeige dieser kleinen Broschüre an, um unseren Lesern zu sagen, daß sie dasjenige nicht darinnen finden werden, was in Knigge's Lebenslaufe leicht das Interessanteste seyn möchte: seine Verbindung mit dem Illuminatenorden, und überhaupt seine *maurerischen* Verirrungen und Schicksale. Der Bruder *Philo* wird S. 12. blos flüchtig erwähnt, und S. 3. wird als Grund dieser Uebergehung u. a. angeführt, daß man — keinen Anstoß habe geben wollen. Darüber hätte der ungenannte Biograph billig sich hinwegsetzen sollen um des *Nutzens* willen, den die Geschichte solcher Verirrungen verschaffen kann, indem sie junge Leute von der Neigung zur leidigen Geheimbündnerey abmahnt. Angehängt ist ein, in Knigge's Papieren gefundenes autokritisch räsonnirendes Verzeichniß der Schriften, welche Knigge bis 1790 geschrieben hat, nebst der, vom Biographen herrührenden, Angabe der Titel seiner späteren Schriften; und das allein gibt diesem Büchlein einigen literargeschichtlichen Werth, und ergänzt die dießfalsigen Mängel des beliebten Conversationslexikons. Die autokritischen Bemerkungen Knigge's sind übrigens sehr kurz und zum Theil launig. Z. B. „*Ueber den Umgang mit Menschen.* Dieß Buch ist in mehrere Sprachen übersezt; schade, daß ich die guten Lehren, welche darin enthalten sind, nicht immer befolge." Ferner: „Parodie des Zimmermann'schen Werks über Friedrich den Großen unter dem Titel: *Ueber Friedrich Wilhelm den Liebreichen und meine Unterredungen mit ihm, von Meywerk, Churhannöverschen Hosenmacher.* Das Ding war in wenig Stunden verfertigt, allein Persifflage gefällt leider immer; es ging reißend ab und ist zweymal nachgedruckt." In dem *Beytrag zur neuesten Geschichte des Fr. Maurer-Ordens in 9 Gesprächen* glaubte Knigge „den rechten Gesichtspunkt getroffen zu haben, woraus man den Orden beurtheilen muß." Aber — sezt er hinzu — „wenige haben es verstehen wollen oder können." Jezt verstehen dergleichen Dinge *Viele*, nämlich das große *profane* Publikum, welches täglich heller durch den Vorhang des Tempels hindurchschauen lernt, seitdem der überhandnehmende Hang der MM., zu schreiben und drucken zu lassen, den Profanen unwillkürlich die Brillen schleift.

Müllner.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Sie hat sich nämlich, nach den Vorbildern eines Horaz und Gozzi, dessen Sermoni ganz vorzüglich ihre Lust ausmachten, die Sitten ihres Zeitalters zum Hauptgegenstand ihrer Studien und ihrer Verse außersehen. Von sechs Satyren, welche den bedeutendsten und anziehendesten Theil dieses, nebenbey auch eine Anzahl von Sonetten, theils ernsten, theils scherzhaften Inhaltes, eine anakreontische Ode auf die vormals der Liebe zur Seite gehende Unschuld und eine Vision über das Loos der Sappho enthaltenden Buches ausmachen, ist die erste an ihren Gatten, als den Theilhaber ihrer Gefühle und literarischen Projecte gerichtet. In dieser Dichtung ist sie noch unentschlossen, welchen Beruf sie ergreifen wolle. Zulezt endet sie damit, sich den Musen und der Satyre zu weihen. Die zweyte, an den Dichter Barbieri gerichtete Satyre hat einen Abend des Karnavals, die dritte die Musik zum Gegenstand. In lezterer wird in Erörterungen über die Harmonie und die neue Rossinische Methode eingegangen, die alte sowohl als die neue Musik nach ihrem Charakter bezeichnet, der enthusiastische Eiferer für diese nicht weniger als für jene lächerlich gemacht, und der Zeit die Würdigung des Charakters der Musik der neuesten Tage anheimgestellt. Die vierte Satyre stellt jene Art von Philosophie dar, deren man sich heut zu Tage bedient, um die Laster und Vorurtheile der Zeit zu rechtfertigen. Die fünfte spottet der Sitte, sich gewisser Heilbäder zu bedienen, die ihre Berühmtheit weniger ihrer wohlthätigen Kraft, als dem Umstande zu verdanken haben, daß sie der Gesellschaft von gutem Tone zum Vereinigungspunkte dienen. In der sechsten, an den Ritter Piedemonte gerichteten Satyre erklärt die Verfasserin sich über den Begriff des wahren Adels, den sie bey allen denjenigen nicht finden will, an welchen, Geist und Herz ausgenommen, Alles edel ist. — Mit dem Jahre 1824 hat für die königlich Sardinischen Staaten, im Verlage von Wittwe Pomba und Söhne zu Turin, ein *Calendario generale publicato con autorità del governo* begonnen, dessen erster Jahrgang auch nicht weniger als 700 Octavseiten (welcher Seitenzahl ungeachtet die Bescheidenheit des ungenannten Herausgebers erklärt, sich aller Ansprüche auf Vollständigkeit begeben zu wollen) neben manchem, zur Befriedigung der Neugierde Geeigneten auch viel Instruktives und Wissenswürdiges in Bezug auf öffentliche Verwaltung, Politik, Statistik, Universitäten, Akademie u. s. w. liefert. Neben andern enthält er auch nachstehende Notiz in Betreff der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Turin. Im Jahre 1757 thaten sich drey junge, unter einander befreundete Männer, *Saluzzo*, *Legrange* und *Cigna*, leztere beyde Schüler *Beccarias*, im Hause des erstgenannten in einen wissenschaftlichen Privatverein zusammen, welchem sich nacheinander die HH. *Bertrand*, *Gaber*, *Allioni*, *Richery*, *Foncenex* und *Fleury* einverleiben ließen. Schon im Jahr 1759 gaben diese Männer einen ersten Band Miscellanee heraus, welche ein solches Aufsehen machten, daß den Herausgebern bewilligt ward, dem zweyten Bande ihrer vermischten Aufsätze die Worte „*della real società*" beyfügen zu dürfen. Die Sammlung stieg bis auf fünf Bände, und immer größer wurde die Anzahl der darin vorkommenden, berühmten Namen, nicht allein aus den Provinzen des Reichs, sondern aus der übrigen gelehrten Welt. Selbst ein *Haller*, *Euler* und *La Place* verschmähten es nicht, ihre inhaltreichen Abhandlungen den Miscellaneen der königlichen Gesellschaft einzuverleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 66.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 19. August 1825.

Reise-Literatur.

Bemerkungen auf einer Alpenreise über den Brünig, Bragel, Kirenzenberg und über die Flüela, den Maloya, und Splügen. Von Karl Kasthofer, Oberförster, Mitgl. versch. gel. Ges. Bern bey C. A. Jenni, Buchhändler. 1825. 304 S. 8.

Man kann diese Reisebeschreibung als eine Fortsetzung der im Jahr 1822 von dem Verfasser bekannt gemachten Reise über den Gotthard und Bernardin ansehen, und so wie das Literatur-Blatt diese frühere Reise durch etliche ausgehobene Bruchstücke, mit der Aufschrift „Stimmen aus der Schweiz" auf die befriedigendste Weise angezeigt und empfohlen hat (1823, Nr. 9 und 10), so glauben wir das Nämliche nun auch hinsichtlich der zweyten, eben so reichhaltigen und eben so mannigfach unterrichtenden und erfreuenden Reiseerzählung thun zu sollen.

1) Die Sängerinnen in Brienz und Unterseen.

Warum denn nur im Dorfe Brienz die schönen Stimmen sich finden, und in den Dörfern rings herum so selten gehört werden? Auch in den Simmenthälern wird selten und noch seltner schön gesungen, und unter Thun und Bern, im ganzen nördlichen Theil des Kantons Bern, wird die Aussprache immer rauher, und wenn jemal mitunter hier Gesänge ertönen, so sind sie schleppend, ohne Leben noch Wohllaut, und die Nasen der singenden behaupten wie der Mund das Recht gehört zu werden. Wenn es schwer ist, diesen Erscheinungen auf den Grund zu kommen, so ist es vielleicht leichter Gründe anzugeben, warum bey den Völkerschaften der Schweiz und besonders des Hochgebirgs so wenig eigentliche Nationalgesänge gehört werden? *) Im deutschen Bernergebiet hat das Volk in dem verflossenen Jahrhunderte wohl nichts als Psalmen und einige langweilige Liebeslieder gesungen: noch jezt stemmen sich viele Gemeinden im Oberland gegen die Einführung des Gesanges der Gellert'schen Lieder, die in andern Gemeinden vor nicht gar langer Zeit mit Mühe neben den Psalmenbüchern einen Platz gewannen. Lieder aus der alten Heldengeschichte der Schweizer sind erstorben. Von Lavaters Schweizerliedern, die der traurigen Leerheit abzuhelfen gesucht, wird nur das Tellenlied bisweilen abgesungen. Einige Tiroler Liebeslieder, und neuere dieser Art in Fülle, haben die kleine Zahl der Volksgesänge dürftig vermehrt, und wer mit Geld und Wein die Freude gehörig bezahlt, hört in Unterseen und Brienz mit süßer Täuschung Lieder von Hölty, Schiller und Körner von speculirenden schönen Mädchen singen. Wyssen's ehrenwerthes Lied: „Heil dir, Helvetia," will hier herum nicht Volkslied werden, während das ältere schwesterliche Lied mit der nämlichen Melodie, die jenes von ihm geborgt, aber mit weniger poetischer Kraft, als Volksgesang in England bey jedem Erguß der Freude ertönt, und vaterländische Gesinnungen weckt, und nährt, und steigert. Dagegen ist Kuhn's Lied des Kilters sogleich nach seinem Erscheinen Volkslied im Berner-Oberland geworden, und wird es bleiben, weil es eine, wenn auch nicht löbliche, Volkssitte angesprochen. Hat doch selbst der Zauber der Töne, wie bekannt, auf gefangene Elephanten gewirkt; warum sollte denn nicht die Musik im Volk edlere Triebe in's Leben rufen können? Aber kaum werden historische Gesänge hier Volksgesänge werden, bis dieses Volk die vergessene Geschichte seiner Altvordern in ihren schönsten und folgenreichsten Momenten kennen und würdigen lernt.

2) Salomon Geßners Denkmal im Klönthal.

Am Fuße des Glärnischberges steht ein Denkmal, das dem Gedächtniß unsers Geßners von einigen seiner Ver-

*) Der frömmelnde, harte Fanatismus, der auf die Reformation folgte, erklärt Vieles. Wie im Sanenthal die Volksfreuden, Volksgesänge und Volksspiele mit Strick, Schwert und Feuer bedroht wurden, darüber geben uns von Bonstettens Schriften, und über den eben dahin zielenden Fanatismus der Genferischen Geistlichkeit gibt Sismond's Reisebeschreibung betrübendes Licht.

ehrer errichtet worden, und in der That wohl nirgendwo im Alpengebirg in so romantischer Umgebung der Natur hätte errichtet werden können. Nur Schade, daß das Denkmal von keinen Wohnungen zufriedner und einfach lebender Hirten umgeben ist! Einsam, verlassen und unbegriffen steht es hier, und erinnert unwillkürlich an die Stimme des Weisen in der Wüste. Die Hirtensöhne von Glarus und von Schwiz, und die Jünglinge aus den Schweizerischen Städten kennen den Dichter der Natur und einfache Sitte nicht, und die ihn kennen, lesen seine Gemälde auf seidenen Polstern. Geßners verlornes Paradies werden sie weder in Paris noch in Madrid wieder finden.

3) Die Milchkammern des Klönthals.

Die sogenannten Milchkammern auf den Alpenweiden des Klönthals sind für jeden Landwirth sehenswerth, da sie durch die einfachste Einrichtung für die Buttergewinnung große Vortheile gewähren, und für die Verfertigung der sogenannten Schabziegerkäse wichtig sind. Wo eine Quelle reinen Wassers aus dem Erdreich sprudelt, wird die Milchkammer so hingebaut, daß das Quellwasser auf Grund oder Felsgrund so hoch über dem Boden der Hütte aufgeschwellt werden kann, daß die mit Milch erfüllten hölzernen Geschirre bis an den Rand von dem kalten Wasser umgeben zu stehen kommen. Die Milch bleibt dann etwa fünf Tage in den Geschirren, in der nämlichen Temperatur der Quelle (ungefähr 6 Gr. Reaum.), während der schwülsten Witterung frisch, und es scheiden sich alle Buttertheile daraus im Rahme ab. Nachdem die Milch ganz abgerahmt worden, wird sie nicht durch Lab (Kälbermagen), sondern durch Sauer (sauer gewordene Milch) zum Scheiden gebracht, der geronnene Zieger in Säcke gestoßen, mit Steinen stark belastet, ausgetrocknet, dann im Herbst in Glarus auf einfachen Mühlen fein gerieben, gesalzen und mit dem blauen Klee (Trifolium melilotus coerulea) vermischt. Die vollständige Scheidung der Buttertheile aus der Milch scheint wesentlich zu seyn, und wird eben durch die beschriebene Benutzung der Alpenquellen bewirkt.

Wie sonderbar, daß die Verfertigung des Schabziegers, dessen Bestandtheile allgemein bekannt sind, seit so langer Zeit auf so kleinen Raum beschränkt geblieben ist! Auf den Gebirgen von Schwiz, von Bündten, von Bern u. s. w. wachsen die nämlichen Kräuter, es steht da sonst die Kunst der Fabrikation der Milchproducten auf keiner niedrigern Stufe, der blaue Klee wächst selbst in rauhen Thälern leicht; und doch hat nur allein der Glarnerhirt dem Milchzieger durch so einfache, wenig kostspielige Veränderungen und Zuthaten einen fünffachen Werth *) zu geben gewußt, und seit Jahrhunderten sich durch dieses Fabrikat in Wohlstand gesezt. Wie sonderbar auch, daß unter den Tausenden von gewürzhaften Pflanzen, die bey uns freywillig wachsen oder gezogen werden könnten, nur allein der blaue Klee dem Zieger, und noch keine dem Käse beygemischt worden ist, seinen Wohlgeschmack zu erhöhen! Der Verschluß der Fabrikate, deren Absaz sich auf die Lüste des Gaumens gründet, ist immer der sicherste, und wenn wir es dahin bringen könnten, unsere wohlschmeckenden Zieger- und Käsearten zu vervielfältigen, und solche zu erfinden, die auf den Tafeln der fremden Finanzminister und ihrer Zoll- und Mauthbedienten Zutritt erlangten, so würde die Ausfuhr immer gesichert bleiben. Eine einzige Erfindung dieser Art könnte den Kapitalwerth unserer Alpen verdoppeln.

*) Der rohe Zieger gilt kaum 3 Kreuzer, der Schabzieger 16 bis 20.

4) Die Auswanderer des Engadin.

In Lavin war uns der Pallast eines zurückgekehrten Auswanderers, eines reichen Zuckerbäckers, aufgefallen, der unweit verlassenen, zerfallenden Wohnungen anderer Ausgewanderter steht, und durch Vergoldungen und grelle Farben mit blendendweißem Gemauer verherrlicht, weithin erglänzt. In sehr vielen Bündenschen, vorzüglich aber in Engadinischen Dörfern finden sich solche Contraste nahe beysammen: öde, zerfallende Gebäude nämlich, und neue Bauten mit allen Merkzeichen eines durch keinen ästhetischen Sinn veredelten Luxus, als hätte unlängst eine Schaar roher Feinde die Dörfer rein ausgeplündert, und raubsüchtig oder in Zerstörungswuth Thüren und Fenster zerschmettert oder aus den Angeln gerissen; und als würde nur erst jezt von den Dorfbewohnern der Schutt geräumt, und die halb zerstörten Gebäude nach und nach durch neue Bauten ersezt; so sehen diese Dörfer in denjenigen Gegenden Bündens aus, deren Bewohner von der Sucht am meisten besessen sind, den väterlichen Heerd, die heimathliche Wiese, das schöne Thal zu verlassen, und auf fremdem Boden, in städtischem Gemäuer einen Beruf auszuüben, der bisweilen zwar Reichthümer verschafft, aber dem Geiste so wenig Nahrung gibt, auf niedriger verwöhnter Sinnenlust beruht, und, während mehrern Jahren der Erlernung, von dem starken freyen Hirtensohn die Verrichtungen gemeiner Dienstbarkeit verlangt.

In jeder großen Stadt Europa's beynahe gibt es einige oder viele Bündensche Kaffeewirthe, Pasteten- und Zuckerbäcker und Likörfabrikanten, die, wenn sie ihre Jugendzeit in Thätigkeit bey diesen Industriezweigen verlebt haben, sich beeilen, das erworbene Geld den Vettern und den Basen und Nachbarn des heimathlichen Dorfes zu spiegeln, gewöhnlich zwecklose und geschmacklos-kostbare Bauten vollführen, und, da sie als Jünglinge ungebildet ihr Thal verließen, auch wieder ungebildet, mit städtischer

Politur, mit verdorbenen Sitten, mit verlornem Sinn der Einfachheit und mit allen Verkehrtheiten und Anmaßungen des Geldstolzes zurückkehren. Gewiß gibt es auch unter dieser Klasse der Auswanderer verdienstliche Männer, auf die dieses Gemälde nicht passen kann; aber die Behauptung, daß ein großer Theil der zurückgekehrten Auswanderer von dem erworbenen Wohlstand weder zu eigener Veredlung, noch zu Begünstigung oder Gründung gemeinnütziger vaterländischer Unternehmungen Gebrauch zu machen versteht; diese Behauptung wird durch jene Ausnahmen nicht entkräftet, eben so wenig als die Thatsache, daß eine Menge dieser Auswanderer entweder gar nicht, oder ärmer, verdorbener und zu ländlicher Arbeit untüchtiger zurückkehren, als sie waren, da sie als Glücksritter die Heimath verließen.

Wie sonderbar und wie unglücklich zugleich, daß die industriöse Thätigkeit dieses Hirtenvolks sich so fast ausschließlich auf die Fabrikation von Leckerbissen verwöhnter oder verweichlichter Städte gerichtet hat; daß der Engadiner Landmann, der nach der Heimath zurückkehrt, wohl Kuchen und starke Getränke zu verfertigen weiß, aber weder über Landwirthschaft noch über irgend ein für die heimathliche Oekonomie wichtiges Handwerk sich vernünftige Begriffe oder nützliche Fertigkeiten erworben hat! Im Engadin arbeiten nur fremde Maurer, Schlosser, Zimmerleute, und zwar so schlecht als nur möglich, da sie von den Einheimischen keine Concurrenz zu fürchten haben. Die Engadiner haben nicht einmal Gerbereyen, sondern sie verkaufen ihre rohen Häute den fremden Gerbern, und kaufen ihnen wieder das nöthige Leder ab. Hätte ihre Thätigkeit sich auf solche Industriezweige, hätte sie sich auf Veredlung der Schaf- und Rindviehracen, auf Verbesserung der heimathlichen Landwirthschaft gerichtet: wie wohlhabend könnte das schöne Thal seyn, welche große und glückliche Volksmenge könnte es ernähren!

Und doch liegt in den Erfolgen dieser unnatürlichen, so antinationalen Industrie eine wichtige Lehre für diejenigen Theile der Schweiz, wo eine übermäßige Bevölkerung in Armuth und Erniedrigung anwächst und wo man beynahe an der Möglichkeit verzweifelt, ihren Zustand zu verbessern. Wenn der Bündensche Zuckerbäcker überall sein Auskommen findet, weil überall in unsern civilisirten Staaten seine Waare Käufer findet; wird denn nicht auch jeder geschickte Zimmermann, jeder geschickte Maurer, jeder geschickte Schlosser, Küfer, Käsemacher und Landwirth auf jedem Erdfleck, wohin die Kultur sich erstreckt hat, sein Auskommen und öfters auch Wohlstand finden? Wird nicht der geschickte Landwirth, der im Ausland erst als Knecht Brod, dann als Pächter Wohlhabenheit oder Reichthum gefunden, wenn er mit dem Erworbenen in's Vaterland zurückkehrt, sein Glück befördern helfen? Und wenn der Bündner die Hauptstädte der Erde mit Zuckerbäckern versorgt, können wir Schweizer nicht die Länder der Erde mit geschickten Kühern, landwirthschaftlichen Knechten oder Pächtern versehen, und so der Bevölkerung, die uns ängstigt, ohne Kosten, vielmehr zum künftigen Heil des verarmenden Vaterlandes Abfluß verschaffen? Wer fühlt denn nicht bey dieser Frage den Sinn und die Wichtigkeit der Volkserziehung, den Sinn und die Wichtigkeit der Hofwylischen Armenschulen?

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte des deutschen Liedes.

Koder von Minneliedern mit ihren Weisen vom Jahr 1452 — 1456.

Jede Bereicherung des deutschen Liederschatzes zur einstigen vollständigen Geschichte des deutschen Liedes ist erfreulich und wichtig, daher will ich ausführliche Nachricht über einen interessanten Koder geben, welcher sich jetzt zu Berlin im Besitz des Geh. Kriegsraths Herrn Kretschmer befindet, der als Sachkenner, besonders der Geschichte unseres Volksliedes bey fleißig gesammeltem Material, uns wohl mit einer vollständigen und zweckmäßigen Herausgabe dieses Koder bald erfreuen sollte, wo dann diese Sammlung ergänzend zu dem Liederkreise bey Manesse, Müller, Beneke, Raßmann u. s. w. treten würde.

Gedachter Koder enthält auf 46 Quartseiten 40 bis jetzt nicht vollständig bekannt gemachte deutsche Minnelieder, ein Tischgebet als geistliches Lied, zwey lateinische geistliche Lieder und den Anfang eines niederdeutschen Volksgesanges, — dieses Letztere (das 18te Lied Seite 20) beweist, daß auch diese Gegenden dem Liederkreise der Handschrift angehören und bekannt sind. Im Ganzen enthält der Koder aber 92 Seiten, jedoch vor Seite 46 enthält die Handschrift allein nur Tonreihen. Das gibt aber dieser Handschrift hohe Wichtigkeit, daß sie zu allen Liedern vollständig die Weisen gibt; daher ein herrliches Geschenk für Volksgesang und Gesangsgeschichte und der klarste Gegenbeweis zu Görres absprechender Behauptung über die Melodie unserer Volkslieder. Uebrigens ist es auch wohl mit Gewißheit anzunehmen, daß die Lieder und Melodien viel älter sind, als die Zeit, worin sie gesammelt wurden.

Die Blätter der Handschrift sind in einem Pergamentumschlage genäht, der aus dem 14ten Jahrhundert

geschriebene Bibelstellen enthält. Die Lieder erscheinen fortgesezt geschrieben vom Jahre 1452 bis 1456. Lezteres ein Kometenjahr, denn in der innern Seite des Hinterdeckels ist, wenn die Abreviaturen aufgelöst werden, folgendes angemerkt: anno 1456 tres dies, ante octavam et prius, videbatur cometa ad modum stellae, habens caudam supra se tanquam pavonis et omnes homines mirabantur, dicentes se nunquam talia vidisse et pernoctabant una noctium vigilias in monte castrorum virorum et mulierum plus quam mille homines et fiebant ibidem multae truffae (Trug?) etc. Seite 37 stehet eingeschrieben: „Wolflein von Lochauer ist das ge..malpuch." — diese Namensschrift scheint aber nicht die Handschrift der Lieder zu seyn, wohl aber der beym 41sten Liede Seite 41. unterschriebene: spr Ludocus de Winsshosn, der Liederschreiber, von welcher Hand auch die satyrischen und verliebten Unterschriften zu mehreren der Lieder herstammen. Der Koder kommt aus Franken und ist länger in Nürnberg gewesen, welches der äußere lederne Deckel beweiset, auf dessen Vorderseite das Nürnberger Stadtwappen sich befindet; über demselben lieset man Discantus, unter dem Wappen 15BLA82. Dieser Deckel ist mit eingedrückten reich vergoldeten Verzierungen geschmückt. Von Nürnberg kam der Koder durch von Murr in die Hände Forkels und dann aus einer Versteigerung an den jetzigen Besitzer. Murrs Brief an Forkel vom 26sten Februar 1811 aus Nürnberg, der vor mir liegt, sagt: „Vorige Woche kaufte ich diese Seltenheit. Es ist eins der kuriosesten Manuscripte des XV. Jahrhunderts und sonderbaren vermischten Inhalts von Minneliedern, die aus älterer Zeit sind, — und geistlicher Musik, nach deutscher Tabulatur."

Seite 84 — 85 hat eine andere Hand jener Zeit Tonreihen eingetragen mit der Ueberschrift: sp me Georg de Purcheim; auf Seite 86 — 87 tritt dieselbe Handschrift ein, welche Seite 46 beginnt, wo es in der Ueberschrift heißt: Fundamentum organisandi Magistri Conradi Paumanns Cēci de Nurenberga Anno etc. 52 (1452). Zum Schluß der Seite 87 stehen die rothgeschriebenen Worte: „Anno 1455. Remigy etc.;" Seite 88 bis 89 folgen weitere Tonreihen mit der Ueberschrift: „Wilhelmus le grant;" Seite 90 desgleichen mit der Ueberschrift: „Paumgartner."

Der Schreiber dieser Volkslieder hat theils lose Späße, theils treuverliebte Unterschriften; — wie oben bemerkt — unter und zu den lezten Zeilen mancher Lieder geschrieben.

Die Handschrift ist übrigens auf Papier geschrieben, welches vier verschiedene Papierzeichen hat, darunter ein Ochsenkopf, ähnlich dem, welchen Fischer zu Ende der 6ten Lieferung seiner typographischen Seltenheiten in die erste Hälfte des 14ten Jahrhunderts sezt.

Herr Dr. Maßmann in Berlin, der jezt in Heidelberg und München schätzbare Sammlungen für deutsche Sprache macht und die gereimte Kaiserchronik zu ediren im Begriff steht — sollte in Gemeinschaft mit Herrn Kretschmer den Koder herausgeben.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1783 erhob der Landesfürst den Verein zu einer Akademie, welche seither drey und zwanzig Bände, sich an die Sammlung vermischter Schriften anschließender Memoiren hat im Drucke erscheinen lassen. Anfänglich bloß die Physik und Mathematik umfassend, erweiterte die Akademie ihren Wirkungskreis auch noch auf andre philosophische und auf die philologischen Wissenschaften; daher sie denn auch im Jahr 1816, mit Genehmigung der Regierung, sich in zwey Classen von vierzig zu Turin domicilirenden Akademikern theilte, wovon die eine Hälfte sich mit den mathematischen und Naturwissenschaften, die andere mit den moralischen, historischen und philologischen Wissenschaften beschäftigt. Jede Classe kann mit zehn National-Akademikern, die in oder außer dem Reiche wohnen mögen, vermehrt werden. Zu ihren Versammlungen hat man ihnen einen Pallast angewiesen, in welchem der König das von Drovetti erkaufte Museum Aegyptischer Alterthümer hat aufstellen lassen, über welches eine, hierzu eigens ernannte, aus Akademikern bestehende Commission die Aufsicht führt.

— Zu Florenz ist Hr. Vieusseux, Inhaber des dortigen literärischen Cabinettes, mit der Herausgabe einer Auswahl klassischer Italienischer Prosaisten beschäftigt, welche unter der Leitung des rühmlich bekannten Gelehrten, Pietro Giordani, einen entschiedenen Vorzug vor allen bis jezt erschienenen ähnlichen Sammlungen erhalten dürfte. Hr. Giordani hat in dieser Sammlung, die weniger händereich als die frühere werden soll, mehr an die Stelle von den bis jezt als klassisch aufgeführten Schriftstellern andre, weniger bekannte, aber der Bekanntmachung würdigere gesezt, wie z. B. einen Dino Compagni, Giambullari, Giannotti, J. B. Adriani, Andrea Palladio, Paruta, J. B. Doni, Speroni, Ramusio und besonders D. Bartoli. Dabey glaubt er in höchstens fünf und zwanzig Octavbänden das Vorzüglichste, was die Italiener im Laufe von fünf Jahrhunderten geschrieben haben, vollständig liefern zu können. Jedem Bande verspricht er eine einleitende Abhandlung vorauszuschicken, welche das Talent der aufzuführenden Schriftsteller würdigen und bestimmen soll, welcher Gattung seine Arbeit angehöre. Jährlich sollen wenigstens 4 Bände von 20 bis 25 Bogen erscheinen. Der Subscriptionspreis beträgt 17 Centimes für den Bogen.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 67.

Literatur=Blatt.

Dienstag, den 23. August 1825.

Reise=Literatur.

Bemerkungen auf einer Alpenreise über den Brünig, Bragel, Kirenzenberg und über die Flüela, den Maloya, und Splügen. Von Karl Kasthofer, Oberförster, Mitgl. versch. gel. Ges. Bern bey C. A. Jenni, Buchhändler. 1825. 304 S. 8.

(Beschluß.)

5) Der Pallast des Herrn Jsta in Sils.

In dem über 5600 Fuß erhöheten Sils, des bündnerischen Oberengadins, stehen die Häuser des Dorfs auf öden Wiesen, deren blasse Färbung auf das Daseyn von Moorgründen und auch wohl auf nachläßigern Betrieb der Landwirthschaft deutet. Ein sehr großes, aber ohne Geschmack neu erbautes Wohnhaus, das den Erbauer 100,000 fl. gekostet haben soll, glänzt in weite Fernen, den Reichthum des Besitzers verkündigend durch das Thal. Man hatte uns versichert, daß das Gebäude bey 30 bewohnbare Zimmer enthalte, und daß die Stallungen für die Kühe mit geschliffenen Marmorplatten ausgelegt seyen. Wir fanden Haus und Stallung verschlossen und rings herum Todesstille; kein Baum war da gepflanzt, die Wiese, auf der das Gebäude steht, höchst vernachläßigt, und Sumpfgewächse beynahe bis an die Thürschwellen verbreitet. Wir wandten uns befremdet von dem leblosen Steinhaufen weg und nach dem nahen Wirthshause, wo wir den Besitzer dieses Prachtgebäudes fanden, der hier, von Gattin und Kindern fern, im Anschauen seines großen vollbrachten Werkes, nicht ohne Freude scheint es, wenn auch mitunter ein langweiliges Leben lebte. Auf dem Wege nach Casaccia hatten wir Gelegenheit von einem Oberengadinischen Landmann, der uns begleitete, einige Lebenszüge von dem Erbauer der großen Pyramide in Sils zu vernehmen, die wir gerne niederschrieben, da sie auf das Sittengemälde und die Industrie des Engadins ein helleres Licht verbreiten.

Herr Jsta hütete in seiner Jugend die Ziegen eines strengen und harten Mannes auf den Gemeinweiden von Sils. Eines Tages, da eine Ziege seiner Heerde sich unfolgsam erzeigt, wirft er einen Stein nach dem Thiere, der ihm ein Bein zerschlägt. Voll Angst vor dem harten Meister läuft er von seiner Heimath weg, hilft sich nach einer Hauptstadt Deutschlands durch, wo ein Engadiner Zuckerbäcker und Wasserbrenner ihn aufnimmt und den verständigen, thätigen und braven Jungen in seinem Beruf unterrichtet. Jsta trennt sich von seinem Lehrer, arbeitet auf eigne Rechnung mit vielem Glücke, wird ein berühmter Chocolate=Fabrikant, hat sich günstig verheirathet und ist Vater mehrerer Kinder. Aber jeden Sommer verläßt er Residenz, Gattin, Kinder und Gewerb, um in der geliebten Heimath, im hohen Sils, am Ufer des schönen Sees, am Fuße der Gletscher, im Schatten der Arven und Lerchen, seiner Jugend zu gedenken und sich im Umgange der Altersgenossen und Landsleute des Lebens zu freuen. Nie ohne mit Wehmuth gemischter Rührung gedenken wir dieses Mannes, der in der reichen und üppigen Hauptstadt, so treu an der wilden Heimath, an den Gefährten seiner armen Jugend, an den Sitten seines Thales hängt, und, wenn er wüßte wie? so gerne Wohlstand und Glück verbreiten würde. Daß doch dieser Mann in einer Schule, wie Fellenbergs Armenschule, erzogen worden wäre! Gewiß er hätte dann in Sils eine Schule, wie jene, gestiftet, die Straße über den Mayolenberg nach dem Comersee auf seine Kosten fahrbar gemacht und nie den öden prunkenden Pallast gebaut.

6) Gletscherweide auf Rocosecco.

Der Gletscher von Rocosecco, ein Arm des Berninagletschers, ist noch wenig bekannt geworden und eine Naturmerkwürdigkeit desselben ward noch nirgends in Druckschriften bemerkt. Auf der Höhe des Gletschers, wo die Eismasse ein fast wagrechtes Thal ausfüllt, fällt immerfort durch die Wirkung der Lawinen von den anliegenden Höhen Erde herunter, die in weiter Ausdehnung das Eis bedeckt und ganz mit Pflanzen bewachsen ist. Die Iva (Achillaea moschata) *) wächst hier mit andern Alpen=

*) Es wird ein beliebter Brannwein aus der Wurzel dieser Pflanze destillirt.

pflanzen üppig, und das Vieh das von Samaden hinauf getrieben wird, findet auf dieser Gletscheralp eine gute Weide. Wie Documente und Theilungsakten, zwischen den Gemeinden geschlossen, beweisen, so hat die Nutzung dieser Weide schon seit 1536 stattgefunden. Diese Erscheinung eines üppigen Pflanzenlebens auf Unterlagen von Eis erinnert an die Eisblöcke der Küsten des Eismeeres, die nicht selten mit Erde bedeckt vorkommen und mit Sträuchern, welche kräftig in dieser Erde wachsen; und sie erinnert auch an die Natur der Polargegenden, wo an den Küsten des Eismeeres der Boden im höchsten Sommer nur wenige Fuß tief auffriert, und wo dennoch auf der dünnen entfrornen Erdschicht einige Kräuter gedeihlich wachsen. Das Eis ist bekanntlich einer der schlechtesten Leiter für den Wärmestoff, und diese Eigenschaft, verbunden mit der allmähligen Ausdünstung des Eises, mag im Sommer vortheilhaft auf die Vegetation einwirken. Oft sind Hypothesen über die Wärme aufgestellt worden, die unserem Erdball eigenthümlich einwohnen und aus dem Mittelpunkte gegen die Rinde ausstrahlen soll; diese Wärme — wenn es eine solche gibt — hat also, wie jene Beyspiele zu beweisen scheinen, auf das Pflanzenleben wenig oder gar keinen Einfluß.

7) Das Grütli am See der vier Waldstätten.

Zu dem heiligen Grütli, wo wir mit Andacht landeten, ist keine Kapelle erbaut. Das Denkmal, sagt man, steht in dem Herzen des Volkes. Das hoffen wir und sind nicht des Glaubens, daß die Nachkommen durch prunkende Denkmäler, die sie dem Ruhm der Altvordern errichten, die eigene Schuld abtragen, die eigene Versäumniß abbüßen können. Aber vor der Entweihung der schnöden Geldgier, des eckelhaften Eigennutzes sollten wir doch die dem Vaterland heiligen Stätten zu bewahren wissen. Laut einer alten Volkssage soll im Grütli auf der Stelle, wo die drey Männer die Befreyung des Vaterlandes gelobten, zu den Füßen eines jeden und im Augenblick, als sie zum Schwure die Hände aufrichteten, eine Quelle des reinsten Wassers aus dem Boden entsprungen seyn. Es liegt in dem Glauben des Volks immer Wahrheit, wenn auch nicht der Thatsache, doch die Wahrheit des Gefühls, und diesen Glauben, der nicht Köhlerglaube ist, sollen wir ehren, besonders wenn er in so schönen Bildern zu dem Gemüthe spricht. Fünf Jahrhunderte hindurch sind seit dem Bundesschwur diese Quellen geflossen, und eben so lange hat ohne Denkmal der Glaube an ihren Ursprung fortgelebt. Aber jetzt hat ein fühlloser Hirt, der Besitzer der Grütliwiese, die drey Quellen in Röhren und Behälter geleitet, in einem elenden Gebäude sie eingekerkert, und geldgierig bietet er den Wallfahrern in Gläsern Wasser aus Walther Fürsts, aus Stauffachers, aus des Melchthalers Quelle an.

Dramatische Dichtkunst.

Die Todtenfeyer. Trauerspiel in drey Aufzügen von Johann Joseph Reiff. Coblenz b. J. Hölscher. 1824. 120 S. 8.

Herr J. J. Reiff ist zwar noch nicht völlig reif zum Tragödiendichter, welches nach Lessings Beobachtung überhaupt nicht leicht vor dem 30sten Lebensjahre sich erwarten läßt; aber er scheint es werden zu können, und daher ist es billig, daß die Kritik Sonnenschein und Regen (Lob und Tadel) auf ihn fallen lasse, um seine Reife zu befördern.

Die beyden Helden des Stückes sind zwey feindliche Brüder, die Eine Jungfrau lieben, und die Katastrophe heißt Brudermord. Das ist ein tüchtiges malum atrox, welches Aristoteles Poet. XIV. 9. ausdrücklich unter denjenigen Handlungen nennet, nach denen die tragischen Dichter trachten sollen. Aber mit einer, Schrecken und Mitleid erregenden That ist es in der Tragödie noch nicht gethan; sie muß eine erhabene Idee anschaulich machen oder einen tiefverborgenen Winkel der menschlichen Natur erleuchten. Davon finden wir hier so viel wie nichts.

Die beyden Brüder, Astrando und Amont, sind in früher Jugend auseinander gekommen. Der erstgenannte gerieth mit dem Vater nach Spanien, der andere mit dem Oheim in die Schweiz, wo der Oheim als Klausner, und er als Hirt lebte. Hier gewann ihn die junge Gräfin Blanka von Kronau lieb, und um sich ihrer würdig zu machen, zog er in den Krieg, nach Spanien. Im Kampfe tödtete er einen vornehmen Greis, der spanische Krieger anführte, wurde selbst verwundet und von dem sterbenden Feinde als dessen Sohn erkannt. Von seinen Wunden genaß er auf dem väterlichen Schlosse; nun aber kam der Bruder heim, der in großen Städten geschwelgt, und sich längst nach des Vaters Tode gesehnt hatte. Er befürchtete, mit dem wiedergefundenen Bruder die Erbschaft theilen zu müssen, führte meuchlings einen Dolchstoß nach ihm, und verließ Spanien in dem Glauben, ihn wirklich umgebracht zu haben. Der Zufall führte jetzt diesen zweyten Bruder, Astrando, nach der Schweiz, in die Grafschaft Kronau. Hier rettete er einmal der jungen Blanka das Leben, und da seine Aehnlichkeit mit Amont, den er für todt ausgab, ohne seine Verwandtschaft mit ihm und sein an ihm verübtes Ver-

brechen zu entdecken, das Herz der Jungfrau zu ihm hinzog; so verlobte sie ihm der Vater auf dem Sterbebette.

Das ist die Vorgeschichte. Jezt beginnt das Stück. Amynt ist von dem Dolchstoße genesen, hat dem entwichenen Mörder nachgespürt, und kommt zu Kronau an, als man ihm, dem Todtgeglaubten, eben eine Todtenfeyer bereitet und sich zur Hochzeit anschickt. Er kommt als Pilger verkleidet, erfährt die Lage der Dinge, will fliehen, um den Conflict zu vermeiden, der Einem von beyden tödtlich werden muß, kann aber doch der Versuchung nicht widerstehen, dem Astrando als angeblicher Freund Amynts mit der Erzählung des in Spanien vorgegangenen Gräuels — wie man zu reden pflegt — einzuheitzen. Astrando erräth nun, wer er ist, verfolgt ihn, greift ihn an mit dem Degen in der Hand, und wird von ihm im Gefechte getödtet. Jezt wär' alles gut, nämlich für die Zuschauer, welche einen guten Ausgang, d. h. Untergang des Ungerechten und des Gerechten Heirath mit der Geliebten wünschen. Die leztere wünscht auch Blanka; aber der unfreywillige Brudermord, obwohl das moderamen inculpatae tutelae denselben vor jedem vernünftigen Richter rechtfertigen würde, in Verbindung mit dem früheren Vatermorde, der eben so wenig zurechnungsfähig war, wirken so heftig auf Amynts Gemüth, daß er, mit dieser doppelten Putativschuld beladen, nicht mehr leben zu können mein', und troz der Thränen der Geliebten an dem Denkmahle seiner eignen Todtenfeyer sich ersticht.

Die Erfindung der Fabel ist, wie man sieht, romantisch und dramatisch genug; aber wo ist die erhabene Grundidee, welche sie tragisch machen sollte? Mit anderen Worten, was soll die Fabel anschaulich machen? Den Astrando verfolgt die Göttin der Rache, der vermeintlich ermordete Bruder entsteigt gleichsam dem Grabe, und wird für Astrando die Ursache eines wohlverdienten Todes dicht an der Schwelle des erschlichenen Glückes. Der Gedanke hat allerdings einen tragischen Kern; aber er herrscht nicht in der Fabel als Hauptgedanke. Der Verf. hat uns nicht für Astrando und für seine Liebe interessirt, er hat ihn durchaus bösartig gezeichnet, und daß ein solcher Held untergehe, das findet Aristoteles weder zur Erregung des Schreckens noch des Mitleids geeignet. Das Interesse heftet sich an Amynt und seine Liebe, dieser aber erscheint fleckenlos, und daß ein fleckenloser Held umkomme, das findet Aristoteles ebenfalls dem Zwecke der Tragödie entgegen, und nennt es μιαρον, teterum. Zwar kann der Tragöd' abweichen von diesen beyden negativen Regeln; aber nur unter der Bedingung, daß er etwas anderes, als den Fall des Helden, als erhabenen Gegenstand darstelle, wie z. B. Shakspeare im Macbeth und im Hamlet, Calderon im standhaften Prinzen. Im Macbeth ist es die jähe Bahn der Fortschritte im Bösen, im Hamlet die Wirkung des Geisterreiches, im standhaften Prinzen die Macht der Religion über die Sinnlichkeit, welche als erhabene Gegenstände auf uns wirken, und wobey der Fall des bösartigen, des schwachen, und des frommen Helden gleichsam in den Kauf gehen. Hier ist nichts dergleichen; selbst das Walten der Nemesis über dem Ungerechten ist nicht imposant dargestellt, und was es etwa zur Erhebung des Bildes auf die übersinnliche Welt wirken könnte, das wird durch den übel motivirten Selbstmord Amynts wiederum zerstört.

Hierzu kommt, daß unser Verf. noch zu ungeübt war in der Kunst der Exposition und in der Handhabung des Hebels der Agnition. Jene ist unklar und kommt größtentheils zu spät, erst im lezten Akte, S. 100, nachdem der Brudermord schon geschehen ist. Diese ist nicht schlagend, nicht ergreifend, sie führt keine überraschende Peripetie herbey, sie spannt nicht den Bogen der Situation.

Das sind die Ursachen, warum der kritische Sonnenschein des Lobes nicht auf das Ganze fallen kann. Einzelnen Zweigen des Baumes kann er nicht entstehen. S. 3. schildert der Fischer Balbi Amynts Jugend:

Ein muntrer Knabe;
Er weihte frühe sich dem Hirtenstabe,
Die Lämmer weidend auf des Grafen Flur.
Er war der Hirten Stolz, des Klausners Freude,
Des Grafen Liebling, der ihn Sohn oft hieß,
Wenn er bezaubernd auf dem Rohr der Weide
Beym Heimzug froh sein Schäferliedchen blies.
Oft wollt' der Graf zum Diener ihn erheben;
Dann aber sprach er: laßt als Hirt mich leben,
Frey will ich irren, frey in der Natur,
Ein Diener müßt' ich in des Schlosses Mauern
Ein knechtisch Leben sehnsuchtsvoll vertrauern.

Hier ist nur das Nothhäkchen im 8ten Verse zu tadeln, dessen Härte leicht zu meiden war durch folgende Wortführung:

Zum Diener oft wollt' ihn der Graf erheben.

Leider kommt dergleichen Mißbrauch der Wegwerfung des Finalvokals vor einem Mitlauter sehr häufig vor.

Es ist kein gemeiner Einfall, daß der Verf. das Gefecht der Brüder dem leiblichen Auge der Zuschauer entzogen, und vor das Auge der Phantasie gestellt hat, indem er den Fischer Balbi aus der Klause stürzen und für die Beschützung des ungerecht Angefallenen zum Himmel beten läßt, während man das Geklirr der Degen hört:

Noch lebt er, noch — Euch ruf' ich, Himmelsmächte!
Euch alle fleh' ich, ruf' ich knieend an!
Leiht Kraft dem Schwachen! schützt der Unschuld Rechte!
Durch alle Wolken brech' mein Fleh'n sich Bahn!

Als Amynt, nach Astrando's Falle, vor Blanka und dem Oheim erscheint, der ihm als Mörder flucht, drückt erstere ihren Glauben an seine Unschuld sehr schön aus:

Ihm flucht Ihr, Vater? ihm? o haltet ein —
Rein ist sein Herz, er kann nicht Mörder seyn.
Schaut in sein Antlitz, seht den freyen Blick:
Er reicht den Spiegel seines Innern dar
Und gibt der Unschuld reines Bild zurück;
Rein ist der Wangen Glut, wie Morgenroth,
Das lächelnd uns im goldnen Osten strahlt.
Doch du wirst blaß, Amynt, dein Antlitz bleich —
Weiß ist der Unschuld Farbe *) — Du bist gleich
Dem Götterbild, wie man die Unschuld malt;
O zittre nicht — Du bist Amynt, bist mein!
Du, Lieber, kannst nicht Brudermörder seyn.

Die Auslegung des Erbleichens ist hier von besserer poetischen Wirkung, als manche dialectischen Wendungen Calderons, weil sie den Charakter des Witzes der Leidenschaft an sich trägt, der Leidenschaft, welche nicht glauben will, was sie sieht.

Nun noch einige Tropfen kritischen Regens auf etliche Blätter, wo zerstörende Insekten sitzen. Der Raupen, welche, Nothhäkchenartig gekrümmt, die Endvokale wegfressen, haben wir schon gedacht.

Der Vers S. 7: „Lebt wohl! bald wird der Greis erwachen" — hat einen Fuß zu wenig. S. 31 steht: „So möcht' (mögt) Ihr selbst ihn fragen." Von dem Verse S. 48: „Ich kann nicht froh seyn, wie ich mich auch quäle" — gehört die lezte Hälfte der Asla im Yngurd zu, und die Frage: „Wem brütet, Graf, Ihr nach?" ist undeutsch. Der Sinn ist: Worüber sinnt ihr nach? Aber einem nachbrüten heißt etwas ganz Anderes. S. 59 erzählt der Fischer Balbi, wovon die Zuschauer kurz vorher Zeugen gewesen sind. Die Phrase S. 65: „Es wird in meiner Nacht mir lichten," ist wieder undeutsch. Eben so S. 67: „Welch sein Geschick dort war." Ferner S. 70: „Das belebend (e) Zauberwort." S. 78 hat jemanden „des Lebens lezte Stunde gejagt." S. 99 mahnt der Vers: „Dann hat des Lebens Mai ihm abgeblüht" — zu deutlich an Schillers Resignation. S. 116 wird um Leben und Tod gewirfelt. Wir möchten das Wort lieber von Wurf und Würfel, als von werfen ableiten.

*) Bravo!

M.

Genug des kritischen Sprühregens, obwohl die verwünschten Raupen ihrer Menge wegen einen Platzregen erfordert hätten.

Aus Italien.

(Beschluß.)

— Einen bedeutenden Verlust hat Italien im Laufe des vorigen Jahres durch den Tod des Direktors der literarischen Klasse des Mailändischen Institutes, des Grafen Simon Stratico, erlitten. Seine Familie stammte ursprünglich von Candia. Sein gelehrter Oheim, Simon Stratico, war sein Lehrer in den schönen Wissenschaften, besonders in der Griechischen Literatur; der Neffe aber legte sich mit ganz vorzüglichem Eifer auf die Mathematik und den Beruf eines Ingenieurs. Unter der alten Regierung der Republik Venedig ward er mit mehrern Sendungen beauftragt. Die Stellen eines Professors an der Universität zu Pavia, bey dem Ingenieur-Corps für Brücken und Chausseen, am Institute zu Mailand und an der Akademie der schönen Künste bekleidete er, eine nach der andern, gleich rühmlich. Endlich ward er zum Senator erwählt und erhielt die Orden der eisernen Krone und der Ehrenlegion, auch späterhin vom Kaiser Franz den Leopolds-Orden. Stratico hatte durch England, Frankreich und Italien Reisen gemacht und unterhielt Verbindungen mit den ausgezeichnetesten Gelehrten von Europa. Bis an das Ziel seines Lebens erhielt sich das Vermögen und die volle Kraft seines Geistes: sein Charakter und seine Tugenden blieben von persönlichem Unglück und von demjenigen, welches auf seinem Vaterlande lastete, gleich unangefochten. Seinem schriftstellerischen Fleiße hat man ein Wörterbuch der Marine in Französischer, Englischer und Italienischer Sprache und eine Uebersetzung von Ivanes Abhandlung von der Schiffahrt zu verdanken. Auch besaß er ein Cabinet von Schiffsmodellen und eine Sammlung von Büchern über das Seewesen. Beydes schenkte er noch bey seinen Lebzeiten dem Lombardisch-Venezianischen Staate, und die Regierung hat damit die Bibliothek des Instituts bereichert. Er ist auch Verfasser mehrerer Abhandlungen über Gegenstände der Architektur, der schönen Künste und der Archäologie, hatte sich überdieß vielfältig mit optischen Experimenten beschäftigt und einige sinnreiche Untersuchungen über die Wissenschaft der Harmonie angestellt. In seinem Nachlasse sollen sich Commentare zu Vitruvs und Leo Albertis Werken vorgefunden haben. Sein thätiges Leben hatte er auf vier und neunzig Jahre gebracht. Auch der gegen Ende vorigen Jahres zu Rom mit Tode abgegangene Ignaz de Rossi verdient als Gelehrter, zumal im Fache der philosophischen Wissenschaften, im Italienischen Nekrolog einer Erwähnung. Nachdem er erst bey den Jesuiten, deren Gesellschaft er einverleibt war, Philosophie und Mathematik getrieben hatte, legte er sich ganz vorzüglich auf die philologischen Studien und namentlich auf die orientalischen Sprachen. Als Professor der Hebräischen Sprache an der Gregorianischen Universität erwarb er sich die Achtung und Freundschaft der Visconti, Lanzi, Marini, Heyne u. a. m. Verschiedene von tiefer Gelehrsamkeit zeugende und in einem schönen Style abgefaßte Schriften sind von ihm im Drucke erschienen, neben andern ein Commentar über den Laërtius und eine Abhandlung über den Ursprung der Aegyptischen Sprache.

Nr. 68.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 26. August 1825.

Rechtswissenschaft.

Das Recht der Kriegseroberung in Beziehung auf Staatscapitalien. Nach Grundsätzen des Privat- und Völker Rechts dargestellt von D. B. W. Pfeiffer, Kurfürstl. Hess. Oberappellationsrathe. Cassel 1823. In Commission der Hahn'schen Hofbuchhandlung zu Hannover. XIV u. 362 S. gr. 8.

Der Gegenstand dieser Schrift ist noch heute, wo Deutschland an so vielen Nachwehen der mühseeligen Friedensgeburt leidet, von practischem Interesse. Der Verf. hat unter den Schriftstellern, welche neuerlich daran gearbeitet haben, Materialien zu einem Restaurations-Rechte zusammen zu bringen, sich rühmlich ausgezeichnet, namentlich durch seine Schrift über den rechtlichen Werth der Regierungshandlungen eines Zwischenherrschers (vom Jahre 1819); und gegenwärtiges Werk verdient schon in dieser Hinsicht die Beachtung der Rechtsgelehrten sowohl als aller derjenigen, welche bey der hier behandelten Rechtsfrage ein Interesse haben.

Herr D. P. hat es versucht, ein schulgerechtes System aufzubauen. Er legt seinen Grundstein auf den Begriff der occupatio bellica, wie er nach römischem Rechte sich gestaltet. Das getrauen wir uns nicht durchaus zu billigen. Die Fiction der Römer, nach welcher Sachen, die dem Feinde gehören, als herrenlos, und daher ohne Weiteres als occupationsfähig betrachtet wurden, ist eine Erfindung des Eroberungsprincips, und weder des Christenthums, noch der Philosophie unseres Jahrhunderts würdig. Der Krieg überhaupt kann einen Anstrich von rechtlicher Statthaftigkeit nur insoferne behaupten, inwiefern er als ein Surrogat des ermangelnden Völker-Tribunals, als ein Mittel zur Entscheidung zweifelhafter Rechte unter Staaten (und allenfalls auch unter Partheyen zerrütteter Staaten) sich betrachten läßt. Der Feind ist eigentlich nur eine Intellectuelperson, in welcher man die Individuen, welche den Krieg wirklich führen, streng unterscheiden muß von denen, welche ihn — geschehen lassen müssen: wir meynen die Krieger im Gegensatze der friedlich fortlebenden Bürger. Barbarisch erscheint der Grundsatz, daß in Bezug auf den eindringenden feindlichen Krieger die dem friedlichen Bürger zugehörigen Sachen für herrenlos zu betrachten sind, wenn er als ein allgemeiner Grundsatz aufgestellt werden wollte. Plünderung, auch in Feindes Lande, am Nichtkrieger verübt, ist in der Regel Verbrechen, obwohl außer der Regel der Feldherr sie wohl gestatten mag. Als modus acquirendi, als occupatio kann sie im Allgemeinen nie betrachtet werden, und wenn eine gesunde legislatorische Rechtsphilosophie dem Eigenthümer abgeplünderter Sachen die Vindication gegen den dritten Besitzer versagt; so hat das ganz andere Gründe, als die unhaltbare Fiction, daß der plündernde Krieger durch Occupation einer res nullius ein Originar-Eigenthum erlangt habe: es beruht vielmehr jene Versagung der Vindication auf der Nothwendigkeit, das derivirte Eigenthumsrecht im Allgemeinen gegen die Gefahr endloser Discussionen sicher zu stellen, also eigentlich auf dem nämlichen Grunde, auf welchem der Begriff der Verjährung, und die Unvindicirbarkeit des Geldes sich stützen. Der occupatio bellica kann rechtlich nur das Material der Armee und die Habseeligkeit der Krieger, insoferne sie dieselbe bey sich führen, unterworfen werden. Was der Krieger in der Heimath ließ, bleibt unter dem Schutze der Staatsgewalt, und der eingedrungene Feind selbst, wenn er der Ausübung derselben sich bemächtiget hat, ist verbunden, diesen Schutz formell zu gewähren, obwohl er ihn materiell durch Erhebung von Contributionen, Verhängung von Confiscationen und auf mancherley anderen Wegen so ziemlich annulliren kann. Um so mehr also gilt das auch vom Eigenthum des friedlichen Bürgers. Der eingedrungene Feind soll seyn dessen interimistischer Schutzherr gegen alle Unbill und alle Schrecken der Anarchie, und wenn er gleich das Vermögen des besiegten Staates und seiner Individuen zu seinem Besten wohl benutzen mag, so soll es doch wenigstens nicht anders geschehen, als in den Formen der Regierungskunst. Hat

er diese rechtliche Gränze überschritten — dann freylich bleibt nichts übrig, als daß man ihn als eine blinde Naturgewalt, und was er genommen, in Bezug auf die Beraubten als zerstört betrachte.

Inzwischen hat unser V. sein System gegen den schädlichen Einfluß, welchen die obgedachte römische Rechtsfiction darauf hätte äußern können, so ziemlich zu bewahren gewußt durch allerley scharfsinnige Distinctionen, welche jedoch nicht selten in Spitzfindigkeiten ausarten. Er bekennt sich zu der Wahrheit, welche unseres Wissens im Englischen Staatsrecht gesetzlich sanktionirt ist: daß in Bezug auf den Unterthan eine factisch bestehende Regierung für legitim zu achten sey; eine Wahrheit, ohne welche in einem eroberten Staate die bürgerliche Gesellschaft sofort in einen thierisch rohen Naturzustand verfallen würde. Nur fordert er zum factischen Bestehen der neuen Regierung, daß die Staatsgewalt, die als ein Recht, als eine res incorporalis, im Sinne des Rechtssystems gar nicht occupirt werden könne, durch einen besonderen Titel übergegangen sey, wofür er jedoch, außer dem Friedensschlusse mit dem vertriebenen Regenten, billig auch die Unterwerfung auf Seiten des besiegten Volkes, wenn sie gleich nur stillschweigend geschehen, gelten läßt. Das ist sehr richtig: denn diese Unterwerfung ist ein sicheres Kriterium der victoria universalis, welche schon Albericus Gentilis (de jure belli Lib. III. cap. 5) für geeignet hält, den Eroberer zum Universal-Successor des besiegten Staates zu machen. Er erkennt dem victor universalis das Recht zu, über ausstehende Forderungen zu verfügen, und beruft sich auf den geschichtlichen Fall, wo die Römer Alba besiegten und gänzlich ihrer Oberherrschaft unterwarfen. Dionys. Halicarn. antiquitates rom. Lib. III. cap. 31. Auch unterscheidet unser Verf. eben so richtig zwischen der förmlichen und definitiven Ergreifung des Staatsruders auf Seiten des Eroberers und einer militärischen Besetzung, welche blos für provisorisch zu achten ist, so lange der Eroberer nicht sich selbst oder einen Dritten als Regenten einsezt. Nur gibt er dabey zu viel theils auf förmliche Erklärungen, theils auf das Bestehenlassen der vorigen Staatsbehörden, und verwickelt sich in der Anwendung seiner Theorie in eine auffallende Inconsequenz. Wenn der Eroberer einen Staat völlig besiegt, sein ganzes Territorium in Besitz genommen, und die Ausübung der Regentenrechte begonnen hat; so kann darauf, ob er neue Behörden eingesezt oder die alten beybehalten hat, nichts ankommen. Er ist in Bezug auf den Unterthan legitimer Herrscher, wie provisorisch er es auch immer seyn möge; und wenn er in der Folge einen Dritten förmlich und definitiv zum Regenten einsezt, dabey aber sich selbst die Disposition über gewisse Staatscapitalien vorbehält; so scheint der Umstand, daß er früher nicht eben so förmlich sich selbst zum provisorischen Regenten eingesezt hat, keinen Grund abgeben zu können, aus welchem man seine Verfügungen über dieses vorbehaltene Staatsvermögen anerkennt. Denn alsdann hätte ja der Eroberer dem Dritten ein größeres Recht gegeben, als er selbst jemals gehabt. Konnte er Kraft seiner victoria universalis den Dritten auf den Thron setzen; so konnte er auch jene Staatscapitalien sich selbst vorbehalten, und wenn der Dritte die Erhebung auf den Thron unter dieser Bedingung annahm, so gestand er den Vorbehalt ipso facto zu, und er, der neue Regent selbst war es eigentlich, welcher über diese Capitalien verfügte, indem er sie der Verfügung dessen überließ, welcher ihn mit dem eroberten Staate beschenkt hatte.

Unser V. nimmt bey der Anwendung seines Systemes das Gegentheil an, und mehrere Stellen der Schrift lassen vermuthen, daß ein tiefgewurzelter persönlicher Haß gegen den Eroberer, den er meint und nennt, ihn irre geführt, und verleitet hat, sophistisch — um nicht zu sagen — sykophantisch — einen Unterschied zu erzwingen, der in der Natur der Sache nicht gegründet ist. Dieser Vorwurf aber trifft, wie bereits angedeutet worden ist, nur die Anwendung seiner Theorie, nicht die Theorie selbst, die ohne jene recht füglich bestehen kann, in der wir jedoch eine gründliche Entwickelung des Begriffes von Staatscapitalien vermissen, welche von den Capitalien des Regenten sich ungefähr eben so unterscheiden, wie der Staat selbst von des Regenten Person. Daß diese Theorie voll ist von spitzfindigen Unterscheidungen, welche man den Schuldnern nicht zumuthen kann zu machen, wenn ein Eroberer vorbehaltene Capitalien einzieht, ist kein Fehler der Theorie an sich: denn eine Theorie, nach welcher zu richten unbillig, vielleicht sogar ungerecht seyn würde, kann nichts desto weniger brauchbar seyn als Leuchte für die Gesetzgebung. Schade nur, daß — aus leicht begreiflichen politischen Gründen — in Friedenszeiten selten Gesetze für passive Eroberungsfälle gegeben werden!

Wir glauben von dem vorliegenden Buche genug gesagt zu haben, um auf dessen Inhalt aufmerksam zu machen. Tiefer in die Sache einzugehen, erlaubt weder unser Raum noch der Zweck unserer Zeitschrift. Die literarischen Früchte, welche der Krieg im Gebiete der Staatswissenschaften hervorgebracht hat — wir können zwar wohl zeigen, wo sie stehen; aber es taugt nicht immer, sie vor dem großen Publikum zu schälen und zu zerlegen.

Periodische Literatur.

Wiener allgemeine musikalische Zeitung mit besonderer Rücksicht auf den österreichischen Kaiserstaat. Redacteur und Herausgeber: Friedrich August Kanne, wöchentlich zwey Nummern, jede von ½ Bogen in 4.

Von dieser Zeitschrift liegen 37 Nummern vor uns. Da No. 1. vom 3ten März datirt, und in No. 11. das Versprechen enthalten ist, daß die fehlenden Blätter vom Jan. und Febr. nachgetragen werden sollen; so schließen wir, daß das Unternehmen ein neues, im März d. J. begonnenes ist, und daß die Verlagshandlung (das lithographische Institut) uns die bis jezt erschienenen Nummern eingesendet hat, damit wir durch eine beurtheilende Anzeige das Publikum auf die neue Zeitschrift aufmerksam machen möchten. Nun, anzeigen wollen wir sie gern; aber was wir daran beurtheilen sollen, darüber sind wir in einiger Verlegenheit, da kein Plan beyliegt. *) Wiener Concert-Anzeigen, Kritiken von Oper- und Ballet-Aufführungen und andere Theaternotizen aus Deutschland und Italien, wechseln mit Aufsätzen über allgemeine musikalische Gegenstände ab, und es gibt hier außer den Musikbeylagen auch lithographirte Sänger- und Tänzer-Stellungen aus Opern und Ballets, ingleichen Gedichte, Anecdoten, Miscellen, überhaupt aber so mancherley Dinge, daß man von dem Raume, welchen die Redaction zu ihren journalistischen Operationen sich abgesteckt haben mag, keine deutliche Vorstellung bekommt. Wir sind weit entfernt das zu tadeln.

Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen,
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.

Das ist unstreitig die beste Maxime bey Befrachtung derjenigen Marktschiffe der Literatur, die man Journale nennt, weil es diejenige ist, welche bey'm Lesen derselben befolgt wird. Man hält und bekommt die Zeitschriften haufenweise, an das Durchlesen ist nicht mehr zu denken, man durchblättert sie, liest was man eben mag, und kümmert sich wenig darum, wo man es findet. Wer z. B. eben wissen will, was für Dramen i. J. 1823 zu Berlin oder Braunschweig aufgeführt worden sind; suchen wird er es freylich eher in Winklers (Theodor Hell's) Bühnen-Tagebuche, **) als in der Wiener musikalischen Zeitung; wenn er es aber in dieser findet, (wie z. B. No. 18 u. 21) so kann er eben nichts dawider haben.

Auch wir haben bey Lesung der musik. Zeit. die Aussuchungsmaxime befolgt, und uns etwas ausgesucht für die gegenwärtige Anzeige, welches hoffentlich auch vielen Lesern des Lit. Blattes willkommen seyn wird, obschon sie es darin nicht leicht suchen würden. Es ist die Nachricht von der Erfindung eines Componium, einer Art von Componir-Maschine, die ein Wunder unserer Zeit genannt werden kann. Sie ist in Paris, rue de l'Echiquier No. 34. zu sehen, und die Herren Akademiker Biot und Catel haben unterm 2ten Febr. 1824 den Eigenthümern in der Pandore folgendes (in der musik. Zeit. No. 1. etwas wunderlich überseztes) Zeugniß darüber ausgestellt:

„Wenn dieß Instrument ein verirrtes Thema bekommen hätte, das der Erfinder durch seine eigene Methode, und mittelst eines ihm allein bekannten Processes dem Mechanismus des Instruments applicirt, so beginnt es von selbst die Variationen und arbeitet alle möglichen Theile auf das feinste und ordentlichste so aus, bringt die Modulationen in wunderbarer Verschiedenheit hervor, wie sie nur die allercapricieuseste Phantasie ersinnen konnte, und bildet von selbst die immer fortgesezten Melodien und Harmonien in so unerwarteter Art, daß selbst solche Personen, welche mit dem Mechanismus ganz genau bekannt sind, die wunderbare und kühne Zusammenstellung nicht hätten errathen können. Ein einziges Beyspiel mag hinreichen, um die Freyheit zu beweisen, mit welcher die Maschine in ihrer Productivität verfährt. Jede der Arien, welche es varirt, dauert ungefähr eine Minute. Wollte man annehmen, daß es eine einzige solche Arie spielen und unaufhörlich, ohne Unterbrechung verändern, und durch seine mechanische Perfektibilität immer wieder neu produciren sollte, so könnte es, ohne nur sich im Geringsten zu wiederholen, auf diese Art nicht allein ganze Jahre, sondern ganze Jahrhunderte, ja was unbegreiflich, während einer so großen Menge von Milliarden von Jahren fortspielen, daß man weder die Menge von Ziffern aufschreiben, noch die Summe durch eine menschliche Zunge aussprechen könnte." *)

Wenn der Wiener Farcen-Dichter, Herr Meidl, in

---

*) Er liegt der 52sten Nummer bey, unter dem Titel: Ankündigung, und verheißet: Kritisch philosophische Abhandlungen und historische Darstellungen aus dem Gebiete der Tonkunst, analytische Beurtheilungen, räsonnirende Uebersichten öffentlicher Academien und Concerte, biographische Notizen von Tonsezern und Virtuosen, Nachrichten von neuen Erfindungen und Instituten rc. rc. M.

**) Nachdem die Theaterkalender von Lembert und Klingemann aufgehört haben, möcht' ich diesem Tagebuche die Aufmerksamkeit desjenigen Publikums wünschen, welches für den dermaligen Zustand der deutschen Bühne sich interessirt oder dabey interessirt ist. Für dieses durchaus brauchbar und fast unentbehrlich, ist es für jenes zwar niederschlagend, aber interessant. M.

*) Wenn die Maschine eine Combinir-Maschine ist, d. h. eine solche, die nach und nach alle möglichen, mit den Regeln der Musik nur irgend verträglichen Permutationen und Combinationen durchmacht; so seh' ich eben nichts Unbegreifliches an der Menge ihrer Variationen. M.

den phantastischen Zeitgemälde von 1923, welches er auf die Josephstädter Bühne gebracht und in seinem dramatischen Quodlibet (Band 2. 1824) auch der Lesewelt mitgetheilt hat, neben seinem Dampf-Ackerpfluge, seiner Wachparade-Maschine und seinen automatischen Comptoirdienern auch solch eine Componir-Maschine zur Schau gestellt hätte; so würde man den Einfall in Wien gewiß belacht haben wegen der anscheinlichen Unmöglichkeit der Sache. Gleichwohl hätte man daran sehr ungerecht gethan: denn kaum hatte die musikalische Zeitung von dem neuen Pariser Componium Nachricht gegeben; so fand sich ein Wiener Freund d.. Mechanik (Herr von Giuliani), der in Nr. 7. der gedachten Zeitung den vollständig ausgearbeiteten Plan zu solch einer Maschine bekannt und durch eine lithographirte Zeichnung deren ganze innere Einrichtung anschaulich machte. Wir sind zwar weder in der Musik noch in der Mechanik genug zu Hause, um diesen Plan vollkommen zu verstehen; aber möglich hat uns die Sache doch geschienen, und der Nimbus des Wunderbaren, der die Pariser Maschine in dem angeführten akademischen Zeugnisse umgibt, ist vor unseren Augen verschwunden.

„Diese Maschine (sagt Herr Joseph von Giuliani) ist wirklich ein musikalisches Kaleidoscop zu nennen, denn in ihrer Einrichtung hat sie mit diesem viele Uebereinstimmung. Die Pfeifen-Accorde sind nämlich mit den farbigten Gläsern des Farbenkasten bey dem Kaleidoscop zu vergleichen; und die große Walze C vertritt die Stelle der Menschenhand, welche durch das untereinander Beuteln der farbigten Gläser die verschiedenartigen Figuren, und Zusammenstellungen der Farben hervorbringt."

Omne simile claudicat, meynen wir. Die Menschenhand bringt im Kaleidoscop die verschiedenartigen Figuren nicht allein durch das untereinander Beuteln der farbigen Gläser hervor; die Symmetrie der Figuren hängt von der Stellung der Spiegel ab, vermöge welcher niemals eine regellose Figur erscheinen kann, wie unregelmäßig auch immer die farbigen Gläser unter einander geworfen werden. Es fragt sich also, ob in dem Giulianischen Componium auch etwas vorhanden ist, was die Dienste der Spiegel thut, indem es die Verbindung und die Folge der Töne an die Regeln des Generalbasses bindet. Ob die Maschine das leistet, mögen die Kenner beurtheilen, nachdem sie den Plan in der musikal. Zeit studirt haben werden. Wenn sie es aber leistet; so dünkt uns, daß mit deren Erfindung ein gewaltiger Schritt vorwärts gethan ist zu dem großen Ziele, eine Schreibemaschine für Schriftsteller zu erfinden, welche nicht grammatikalisch richtig zu schreiben verstehen. Denn der Generalbaß ist die Grammatik der Musik, und eine Maschine, welche dessen Regeln bey allen möglichen Variationen eines gegebenen Thema befolgt, muß leicht auch bis dahin vervollkommnet werden können, daß sie, wenn ihr einmal der Gedanke gegeben ist, die Buchstaben des Alphabets zum Ausdrucke desselben combinire, ohne jemals die Gesetze der Sprachlehre zu übertreten.

Hoffentlich nun wird in der musikal. Zeitung von diesem Componium weiter die Rede seyn; das wird hinreichen, ihr den ersten lebhaften Antheil des Publikums zu verschaffen, und der geistreiche Herausgeber wird denselben reg' erhalten und steigern, wenn er seine humoristischen Betrachtungen über die Musik der Chinesen fortsetzt, und sein in No. 11. gemachtes Versprechen erfüllt, künftig über die Fortschritte und über den Charakter der Tonkunst in dem chinesischen Reiche Correspondenzartikel von einem Freunde in Cochin-China zu liefern.

Unterhaltungs-Literatur.

Vergleichende Anatomie der Engel. Eine Skizze von Dr. Mises. Leipzig im Industrie-Comptoir. 1825. 58 S. 8.

Das Lit. Bl. 1824. No. 47. und 1823. No. 8. hat bereits zwey, größtentheils humoristische Schriften dieses Verfassers angezeigt. Die gegenwärtige soll unfehlbar auch humoristisch seyn, das deutet schon der Titel an, und sie ist es auch; nur ist der Humor nicht immer stark genug markirt. Der Verf. sucht aus der Beschaffenheit des thierischen und menschlichen Organismus den Organismus höherer vernünftiger Geschöpfe zu errathen. Diese unbekannten höheren Geschöpfe, die er auf der Stufenleiter der Schöpfung zunächst über den Menschen setzt, nennt er Engel, und stellt sie bald als selbstständig gewordene Augen vor, die im Elemente des Lichtes leben und durch Farben miteinander sprechen; bald als lebendige mit freyem Willen begabte Planeten- oder Sonnengeschöpfe; bald als durchsichtige, aus der Sonne aufsteigende Dunstblasen. Am Ende erklärt er seine ganze Hypothese auch für eine Dunst- oder Seifenblase, und darin wird ihm der Leser gern beypflichten. Die Kritik ihrerseits kann nichts dagegen haben, wenn der Humor, einem spielenden Kinde gleich, seine irdene Tabacks-Pfeife in den Schaum der Wissenschaften taucht, das dünne Häutchen, welches über der Mündung des Pfeifenkopfes kleben bleibt, in großen Kugeln aufbläst, und die bunten Blasen in die Welt steigen läßt. Aber nicht mit gemeiner Lungenluft, damit sie nicht sinken in der atmosphärischen Luft, sondern gleich den aërostatischen Ballons aufsteigen, und, wenn ein Licht daran gebracht wird, mit einem Knalle zerplatzen, der die Kenner ergötzt und die badauts (Maulaffen) erschreckt. Auch soll er selbst den geistigen Sonnenschein dazu schaffen, der die sich darinnen abspiegelnden Bilder in die Regenbogenfarben der Poesie kleidet. Beydes, die Irisfarben und die neckende Explosion, fehlt hier größtentheils; doch wollen wir darum nicht behaupten, daß dem Verf. der Beruf zu dergleichen Spielen mit der Autorfeder mangele. Nur die Leichtigkeit der Hand geht ihm noch ab, und diese kann Uebung verschaffen.

Müllner.

Nr. 69.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 30. August 1825.

Dramatische Dichtkunst.

Das Kreuz an der Ostsee. Ein Trauerspiel von F. L. Z. Werner. Erster Theil. Die Brautnacht. Zweyte Auflage. Berlin in der Sander'schen Buchhandlung. 1823. XVI u. 253 S. 8.

Diese neue Auflage des Werner'schen Fragmentes (denn bekanntlich gab der Dichter den „zweyten und letzten Theil,“ welchen er in der Vorrede binnen Jahresfrist versprochen hatte, bey seinem Leben nicht heraus) wurde im August vor. Jahres von der Verlagshandlung zum Behuf der Anzeige im Lit. Bl. mit der Bemerkung eingesendet, daß der zweyte Theil nachfolgen werde. Ich ließ daher den ersten ruhen in Erwartung des zweyten, der die Dichtung schließen sollte und der Kritik ihren Standpunkt anweisen mußte. Als er aber nicht erschien, erlaubte ich mir eine Anfrage darnach bey der Verlagshandlung, und erhielt — zwar nicht den zweyten Theil vom Kreuz an der Ostsee — aber eine Auskunft darüber, die interessant genug ist, um dem Publikum mitgetheilt zu werden. Doch muß ich dasselbe, um durchaus verstanden zu werden, zuvor an den Inhalt des ersten Theiles erinnern.

Den Sieg des Christenthums über das Heidenthum in Preußen darzustellen, war im Allgemeinen die Absicht des Dichters. Darüber läßt sein „historischer Vorbericht,“ der Titel und das Fragment selbst keinen Zweifel. Das wollt' er aber nicht auf diejenige frommritterliche und phantastische Weise thun, welche nach ihm Mode zu werden gedroht hat; sein dramatisches Gedicht sollte vielmehr auf einer soliden historischen Basis ruhen. Zum Anfangspunkte der Handlung wählte er das Jahr 1226, wo nach Baczko's Geschichte Preußens (Bd. 1. S. 110 ff.) zwey Ritter des deutschen Ordens, Conrad von Landsberg und Otto von Saleiden, in Folge der von dem Woiwoden Conrad von der Masau und dem Bischoff Christian mit dem Hofmeister des Ordens angeknüpften Unterhandlungen, nach Plozko gesandt, in Abwesenheit des Woiwoden von dessen Gemahlin freundlich aufgenommen, und bey dem neuen Einfalle der Heiden in das christliche Gebiet mit der Anführung des masovischen Heeres beauftragt wurden. Die Masovier flohen, die Ritter blieben für todt auf dem Schlachtfelde liegen; da aber der starke Verlust der Preußen und die einbrechende Nacht dieselben hinderte, ihren Sieg zu verfolgen, so wurden die deutschen Kämpfer gefunden, von ihren Wunden geheilt, und im Jahre 1228 mit ansehnlichen Dotationen für den Orden entlassen; worauf der Ordensmeister Hermann von Salza den Krieg gegen die Küstenvölker begann, welcher mit dem Siege des Ordens und des Christenthums über den heidnischen Götterglauben in Preußen endigte. Mit diesen ziemlich sichern historischen Thatsachen verband der Dichter die Traditionen, welche über den damaligen Zustand der Preußen von den Chronikenschreibern aufbewahrt worden sind. Der Alane, Waidewuthis, hatte die Nomaden und Ichtyophagen an der Ostsee durch das Beyspiel des Bienenstaates, welches er ihnen vorhielt, zu der Uebereinstimmung gebracht, ihm als ihrem Könige zu gehorchen, und war ihr Numa geworden, indem er ihnen Götter und Gesetze gegeben. Er soll zwölf Söhne gehabt haben, von denen zehn in mehreren Schlachten gefallen, der eilfte, Samo, dem jetzigen Samlande, und der zwölfte, Warmio, dem durch liebliche Wallfahrtsörter und Weiber gesegneten Ermelande den Namen gegeben haben soll. Nach Samo's Gattin, Pregolla, soll der an mehreren Stellen flache Pregel-Fluß benannt worden seyn, der Königsberg in Preußen zum Theil einschließt. Warmio soll des Herzogs Conrad von der Masau Tochter geheirathet haben, und, durch sie zum christlichen Glauben bekehrt, Veranlassung zur Ausrottung des Heidenthums in Preußen geworden seyn. Der alte Waidewuth aber soll, nach achtjähriger Regierung, das Land unter seine Söhne getheilt, sich als Oberpriester (Criwe) nach Romove zurückgezogen, und dort im Traume von seinen Göttern die Offenbarung erhalten haben, daß sie sich gegen den Gott der Christen nicht vertheidigen könnten, und der Götterglaube von dem christlichen — wie bald darauf geschehen — würde verdrängt werden. Einige Fabeln sagen, er sey

durch seine Götter sogar zur Annahme des Christenthums vermocht worden.

An den Küsten der Ostsee, unter den heidnischen Völkern, welche nach Warmio's Gefangenschaft Samo als Sezupan oder Unterkönig regiert, und deren staatsgesellschaftliche Cultur noch in roh gezimmerter Wiege liegt, eröffnet der Dichter die Scene. Ungleich länger, als es die Regeln der dramatischen Kunst erlauben, hält er sich bey der Schilderung der Sitten, Gebräuche und Glaubensmeynungen dieser Bärenjäger und Bernsteinfischer auf; aber man muß ihm zugestehen, daß er kräftig schildert, und den Zustand eines kaum vollendeten Ueberganges aus dem rohen Naturzustande in den der Staatsgesellschaftlichkeit in feinen Grundzügen anschaulich macht. Den Waidewuthis führt er noch nicht ein in die Scene. Nur der stellvertretende Bote des greisen Hierarchen erscheint, um den Krieg gegen die Masovier zu verbieten, den Samo beschlossen hat, um an dem Woiwoden Conrad seines Bruders Warmio Gefangenschaft, und nach Befinden an Warmio selbst den Abfall vom Heidenthum zu rächen, den das Gerücht ihm zu Ohren gebracht hat. Aber mit Hülfe eines bestellten Götterzeichens (Augurium) sezt Samo im Rathe seiner Landstände den Kriegsbeschluß durch, und der erste Akt endiget mit dem Aufbruche der Preußen.

Im zweyten Aufzuge erscheinen unweit Plozk die Ordensritter mit ihren Lanzenknechten, und mit einer mystischen Person, welche in der Gestalt eines Citherspielers vom Laudungsplatze aus sicher durch gefährliche Gegenden sie geführt hat. Diese mystische Person ist der Geist des Märtyrers Adalbert, der früher den Preußen das Evangelium geprediget hatte, und von ihnen erschlagen worden war. Der Dichter führt uns hierauf in die Burg der Woiwodin Agaphia (der Gemahlin des abwesenden Conrads), wo mit der Hochzeitfeyer des bekehrten Warmio und der Prinzessin Malgona die Nachricht von der herannahenden Gefahr eines feindlichen Einfalls zusammentrifft, und uns um so sicherer mit Besorgniß erfüllt, als wir bald Anfangs in dem Castellan und einem Juden zwey Verräther kennen lernen, welche Samo bestochen hat, ihm die Burg zu überliefern. Mit deren Hülfe schleicht Samo in polnischer Sclaventracht sich ein, um zuvor seinen Bruder Warmio aus der Veste zu entführen. Da dieser ihm nicht folgen will, erhebt er die Keule, um dessen Braut zu erschlagen, wird aber durch den Anblick Adalberts, den er die Nacht zuvor im Traume gesehen, daran verhindert, und während der Kampf außerhalb der Burg beginnt, entspringt er, nachdem er den Castellan erschlagen, der ihn verrätherisch eingelassen hatte. Dadurch kommt Warmio bey den Polen in Verdacht des Verraths, und wird von den Magnaten als Gefangener auf eine Weichselinsel gesandt, unter der Obhut deutscher Lanzenknechte.

Im dritten Akte wird, zur Nachtzeit, die Burg berennt, und ist auf dem Punkte genommen zu werden. Der Geist Adalberts läßt mittlerweile der Braut Malgona Pilgerkleider anlegen, um sie zu ihrem Geliebten zu bringen, damit sie dort eine keusche Brautnacht, einen Sieg des Geistes über das Fleisch, mit dem Geliebten feyre. Er trägt sie durch die stürmenden Heiden hindurch, und rettet dadurch die Burg: denn ein flammender Heiligenschein umgibt seine Gestalt, und erschreckt die Preußen dergestalt, daß sie ihre Keulen „fort werfen" und entfliehen. Die zweyte Scene spielt am Ufer der Weichsel, wo ein Fischermädchen auf den Pilger harrt, für welchen der Spielmann (Adalbert) einen Kahn zur Ueberfahrt auf die Insel bestellt hat. Malgona, welcher der Spielmann „entschwunden" ist, kommt an, wird aber von dem verrätherischen Juden Stephani, der dem Samo in die Burg half, erkannt, und er will sie ermorden, um den versprochenen Lohn von dem preußischen Sezupan noch zu erhaschen. Allein das Fischermädchen beredet ihn, nicht nur zuvor einen Trunk von ihr anzunehmen, sondern auch denselben mit der Malgona zu theilen, die er eben tödten will; und während dessen nimmt die Fischerin das Tempo wahr, ihn zu erschlagen mit der Axt, die er weglegen mußte, um das Fäßchen zu halten, aus welchem er trinken will. Die gerettete Malgona kommt nun auf der Insel an, wo Adalberts Geist auf einem Hügel Zeuge ihres Kampfes ist zwischen der Lust und dem Versprechen der Keuschheit, welches er ihr abgenommen hat. Seine Mahnungen von oben herab befördern den Sieg, den die Keuschheit hier ganz eigentlich mit der Monstranz in der Hand erficht, und statt der Brautnacht (wovon dieser Theil des Drama den Namen hat) wird ein Fest der Bruder- und Schwesterliebe gefeyert, welches die Landung Samo's unterbricht, den der sterbende Jude Stephani nach der Brautinsel gewiesen hat. Zum zweyten Male will er Malgona ermorden vor Warmio's Augen. Da ergreift dieser — obwohl die Geliebte ihn kurz vorher um Jesu Willen gebeten, sich vom Bruderblute rein zu halten — eine Keule, und schlägt den Samo nieder, dessen Seele „heulende Stimmen der Dämonen von unten" in Empfang nehmen. Hierauf ergibt er sich den Preußen, die ihn nebst Malgonen in Fesseln abführen. So schließt der vorliegende erste Theil des Drama.

(Der Beschluß folgt.)

Dichtkunst.

Gedichte von Friedrich Hesekiel. Dessau b. Ackermann 1824. 240 S. 8.

Wenn in des Frühlings heiterm Sonnenglanze
Ich des Waldes beschwingten Sängern lausche,
Dann klingt durch den Busen mir der Gedanke:
Ich auch bin Sänger!

Wenn ich der Meister hohe Lieder lese,
Tief den Genius, der sie schuf, verehre,
Dann erhebt's die niedergesunknen Kräfte:
Ich auch bin Sänger!

Wenn des Geschickes harte Eisenbände
Auf das Opfer sich kalt und grausam legen,
Dann durchwärmts das starrende arme Herz mir:
Ich bin ein Sänger!

Tritt zu des Herzens unbewehrter Pforte,
Bösen Saamen zu streuen, ein Versucher,
Dann schreckt ihn die Stimme des stolzen Herzens:
Ich bin ein Sänger!

Mächtige, die ihr Tausende beherrschet,
Deren Wink ein Gebot für eure Diener!
Nimmer mag ich tauschen mit euch, denn seht, ich
Bin ja ein Sänger!

Wenn ich der höchsten Thaten Glanz bewundre,
Was durch Heldengewirk' und Tod geschehen,
Dann spricht's laut und freudig im Thatendurste:
Bin ich nicht Sänger?

Aber am frohsten spricht in Blüthentagen,
Wenn das Lied des verwandten Herzens tönet,
Die entzückte Lippe das hohe Wort aus:
Ich auch bin Sänger!

Fragt, die mich liebt, mich einst, und die ich liebe:
Sprich, was gibst du mir für mein Herz und (meine)
Liebe?
Sieh', ich bilde dir zum Gedicht dein Leben;
Denn ich bin Sänger!

Ruh' ich dann einst in kühler deutscher Erde,
Von der Eiche geliebtem Laub umschattet,
Spricht vielleicht der weinenden Freunde Mancher:
Er war ein Sänger!

So lautet das Gedicht: Anch' io sono pittore S. 34, und wenn wir den Unterschied gehörig ins Auge fassen, welcher bey der Beurtheilung von Uhlands Gedichten im Lit. Bl. 1821. No. 23. zwischen Sänger und Dichter gemacht worden ist; so müssen wir gestehen, daß Herr H. sich selbst sehr richtig charakterisirt hat. Zwar können wir ihn nicht auf eine Linie mit Uhland stellen, dessen Romanzen einen hohen Rang behaupten, und dessen Lebensansicht, sie sey ernst oder launig, sich immer gedankenreich und interessant ausspricht. Unseres Verfs. Beruf zur Ballade und Romanze scheint, nach den Versuchen S. 65, 74, 77, 120, 128, 177 u. s. w. zu urtheilen, nicht der mächtigste zu seyn; seine Weltansicht ist größtentheils ernst, edel und fromm, aber selten ergreifend, selten kräftig erhebend, und Humor läßt sich nirgends spüren, als etwa in der Sage von der Teufelsmühle S. 124. Aber bey mäßiger Phantasie besitzt er viel Wärme des Gemüths, und trägt in der empfänglichen Brust denjenigen Resonanzboden, welcher so zu sagen die Empfindung zur Musik macht, wie z. B. in der Wetternacht S. 51, in den beyden Kreuzen S. 83, und vor allen in dem Gedicht, der Glöckner.

Siehst du dort von Schmerz und Jahren
Tiefgebeugt das graue Haupt?
So, umstürmt von Flockenschaaren,
Steht ein Eichenbaum, entlaubt.

Glöckner ist zu St. Marien
Lange schon der alte Mann,
Half die Glockenseile ziehen
Von der frühsten Jugend an;

Daß zur Vesper und zur Mette
Läutete der helle Klang,
Und zur stillen Ruhestätte
Manchen führte schwer und bang.

Sieh', es wanken seine Schritte,
Und er steigt den Thurm hinauf
Mühsam durch die hohlen Tritte;
Sonst erklomm er sie im Lauf.

Er erfaßt die Glockenstränge;
Unten tritt ein Leichenzug
Aus des kleinen Hauses Enge;
Ueber'm Sarge hängt ein Tuch.

Düster nun die Glocken klingen,
Doch der Glöckner kann nicht mehr;
Aus den Augen Thränen dringen,
Ach, was weint er denn so schwer?

„'S ist mein Weib, die sie dort tragen,
Meine treue Stütze war
Sie in meines Alters Tagen,
Und ich bin bald neunzig Jahr!"

Bebend nimmt er ab die Mütze,
Faltet seine müde Hand:
„Vater, du im Wolkensitze,
Nimm mich auf in's bess're Land!"

„Habe lang' genug geläutet,
Heute sey's das letzte Mal,
Daß der letzte Klang bedeutet (bedeute, optative)
Meines Herzens letzte Qual!"

Und er stieg die Treppe nieder,
Stieg sie nimmer mehr hinauf,
Als die Glocken klangen wieder,
Hatt' auch er vollbracht den Lauf!

Die frommen Gesänge haben meistentheils eine Einfachheit, Klarheit und Andacht, welche sie zu kirchlichem Gebrauche eignen würden. Man überzeuge sich davon durch das Morgenlied eines Unglücklichen S. 27, an dessen

Schlusse jedoch der Reim: gepreißt *) (für gepriesen) auf Geist, einigen Anstoß gibt, so wie früher der Reim: verstoßen auf flossen, und das Nothhälchen an meiner Wund'. Der eigensinnige Geschmack verlangt auch von der reinen Andacht, daß sie rein reime.

Im Ganzen aber gebührt dem Sänger das Anerkenntniß, daß er der Sprache wie der Verskunst vollkommen mächtig ist, reife Geistesbildung und die Naturgabe anschaulicher Darstellung offenbart, frey von aller Manier sich hält, und dadurch vortheilhaft von den Tagespoeten sich unterscheidet, welche Verse machen auf Kosten der Sprache, und Dichtungen auf Kosten des guten Geschmacks und des gesunden Menschenverstandes. Die poetische Freiheit S. 95.

Da wurde mir die Dichterahnung kunde (kund) wird ziemlich die schwerste Sünde seyn, die er gegen den Sprachgebrauch begangen hat. Verskünsteleyen finden sich nirgends, man müßte denn etwa das eben so artige als ungezwungene Buchstabenspiel S. 147 dafür nehmen:

Emma, so nennt dich, Geliebte, des Liedchens Anfang und EndE;
Mögest du seiner dich freun und gerne leihen das Ohr ihM!
Muß es vorüber nicht eilen im Daktylustanz' und begann kauM,
Aber es blüht doch schön, denn es durfte dir huldigen, EmmA!

Der saubere und augenrechte Druck, so wie die Beschaffenheit des Papiers machen dem Verleger Ehre.

*) Ungewöhnlich im Hochdeutschen ist nach Adelung, diese Form des Participiums; aber Luther hat sie in der Bibelübersetzung, und sie kann daher in frommen Gesängen wohl passiren, als eine zum heil. Schriftstyle gehörige.
Müllner.

Die Gallione. Gedicht in sechs Gesängen von Friedrich von Heyden. Leipzig b. Göschen 1825. 213 S. kl. 8.

Das Schiff hat zwar eigentlich nur eine Liebesgeschichte geladen, aber es ist episch gerüstet, und segelt mit günstigem poetischen Winde. Der Capitän, ein Engländer von der Flotille Georg Ansons, der bekanntlich Jenkin's abgeschnittenes Ohr an den Spaniern rächte, erobert ein feindliches Schiff; erbeutet eine darauf befindliche Jungfrau; liebt sie und wird geliebt; fällt in die Gefangenschaft seines rebellischen Schiffsvolks; wird von den gefangenen Spaniern, die während der Anarchie des englischen Schiffes sich bemächtigen, zwar befreyt, aber in einem Boote den Wellen preiß gegeben; die Geliebte will nicht lassen von ihm, und springt ihm nach in den Kahn; ein Sturm wirft die Liebenden an eine fruchtbare Insel; sie finden gute Aufnahme bey dem Fürsten des Eilandes und dessen Vater, dem Hohenpriester des kindlichen Inselvolkes; ein grausamer Oheim der Jungfrau, der sie aufsucht, landet dort mit einem bewaffneten Schiffe; es entsteht eine Art von Krieg um sie, und nachdem mit Hülfe der Engländer, die Anson an eben diese Küste bringt, der Spanier geschlagen und gefangen worden ist, findet sich, daß der Inselfürst ihr Bruder, und folglich der Hohepriester ihr Vater ist, den der Oheim unglücklich gemacht und aus dem Vaterlande vertrieben hatte. Er billiget ihre Liebe, sie vermählen sich und bleiben auf der glückseeligen Insel.

Als Beleg der dichterischen Behandlung dieses romanhaften Stoffes theilen wir hier eine Stelle aus dem zweyten Gesange mit, wo den Liebenden, die einsam, in einem schwachen Fahrzeuge, den großen Ocean beschiffen, das den Seefahrern so furchtbare Meteor des sogenannten Ochsenauges einen nahen Sturm verkündiget.

Dem Rauche gleich, der, in dem Blutgewande,
Vom tiefen Heerd des Aetna sich erhebt
Lang, dichtgeballt, am schwefelstarren Rande
Des Kraters, sich nicht lösen könnend, klebt,
Bis staunend, an erbebendem Geklüfte
Der Wandrer, daß ihn Donner löset, sieht,
Damit sein Fliehn durch sturmbewegte Lüfte,
Sicilien mit Schatten überzieht;
So rafft der Geist der Schrecken sich vom Meere,
Von Zorn geschwellt, doch sichtbar nicht.
Die gift'gen Dünste werden ihm zum Heere,
Sein Machtgebot wird ihre Pflicht.
Das Firmament vertheilt er den Vasallen
Als Aecker gräßlicher Bestellung aus.
Sie pflügen es, die Saamenkörner fallen
Der Blitze, reif, in heißer Furchen Graus.
Und als die Saat gestreut ist von den Knechten,
Sezt sich ihr Herr, die Sichel in der Rechten,
Im Westen hin auf das umdampfte Nest.
Rings um sich her ballt er der Diener Menge
In ein verkleinert schwärzliches Gedränge,
Still brütend ob dem Erndte-Fest.
So sieht ihn bald der Schiffer mit Erbleichen,
Ein Wölkchen, schwarz in sonnenhellen Reichen,
Indeß kein Hauch das Meer bewegt,
Das Ochsenaug mit Schauder ihn benennend,
Das, allen Brand der Schrecken überbrennend,
Den Typhon in dem Herzen trägt.
So sieht ihn Richard auch. — Den schlaffen Händen
Entsinkt das Ruderpaar, und im Vergehn
Der Worte muß ein Blick die Nachricht senden:
„Die Stunde naht, — es ist um uns geschehn."

Eine Menge ähnlicher Aufflüge geben von diesem jungen Sänger die besten Hoffnungen. Doch im Technischen der Kunst, im Versbau, bedarf er noch sehr der Uebung. Der Reim hat ihn oft genirt, und häufig zu dunkler und schwerfälliger Construction verleitet. Manche Dunkelheit inzwischen mag wohl dem Setzer und Corrector zur Last fallen, die offenbar weit nachlässiger gearbeitet haben, als es sonst bey Göschen gewöhnlich ist.

Nr. 70.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 2. September 1825.

Satyre.

Mittheilungen aus den Memoiren des Satan, herausg. von °°°°f. Stuttgart, bey Friedrich Frankh. 1826. 8. S. 224.

Der unbekannte Herausgeber meldet uns in einer sehr jovialen Einleitung, wie er in Mainz die interessante Bekanntschaft des incognito reisenden Satan gemacht, der ihm bey'm Abschied die Memoiren anvertraut. Da der Satan sehr geläufig schreibt, so gereicht es dem Herausgeber zur Ehre, den Styl des Manuscripts in seiner Einleitung so täuschend nachgeahmt zu haben, daß man die Hahnenfeder kaum von dem Gänsekiel unterscheiden kann.

Die Memoiren selbst beginnt der Fürst der Finsterniß folgendergestalt:

„Alle Welt schreibt oder liest in dieser Zeit Memoiren; in den Salons der großen und kleinen Residenzen, in den Ressourcen und Kassino's der Mittelstädte, in den Tabagien und Kneipen der kleinen spricht man von Memoiren, urtheilt nach Memoiren, ja es könnte scheinen, es sey seit zwölf Jahren nichts Merkwürdiges mehr auf der Erde, als ihre Memoiren. Männer und Frauen ergreifen die Feder, um den Menschen schriftlich darzuthun, daß auch sie sich einst in einer Sonnennähe bewegt haben, die ihrer sonst vielleicht gehaltlosen Person einen Nimbus von Bedeutsamkeit verliehen."

„Gekrönte Häupter, nicht zufrieden, sich aus ihrer frühern Grandezza, wo sie, wie in der Bilderbibel, mit der Krone auf dem Haupt zu Bett gingen, erhoben zu haben; nicht zufrieden damit, daß sie auf Courierreisen Europa von einem Ende bis zum andern durchfliegen, um sich gegenseitig von ihrer Freundschaft zu versichern, schreiben Memoiren für ihre Völker, erzählen ihnen ihre Schicksale, ihre Reisen. Die Mitwelt ist zur Nachwelt gemacht worden, man hat ihr einen neuen Maßstab, wornach sie die Handlungen richte, in die Hände gegeben, es sind die Memoiren."

„Ja, ich gestehe es mit Erröthen, je länger ich mich in meinem lieben Deutschland umhertreibe, desto unwiderstehlicher reißt es mich hin, zu schriftstellern; und wenn es den Damen erlaubt ist, die Finger mit Dinte zu beschmutzen, so wird es doch dem Teufel auch noch erlaubt seyn?"

So kündigt der Schwarze sich an, und man muß ihm zugestehen, daß er seit Doctor Luthers Zeiten sich mit großem Fleiße cultivirt haben muß. Er taucht nun selbst die Feder ins Dintenfaß, eröffnet den ungeheuren Schatz seiner Erfahrungen, er will durch seine Lehren zum Wohl der Menschheit mitwirken. Er ist höflich genug, sich zu entschuldigen, ja er läßt auf seinem Nachtgesicht sogar die Morgenröthe der Schaam hereinbrechen.

Man sieht, die Mode des 19ten Jahrhunderts ist in den Teufel gefahren, oder er in die Mode, und darin liegt das ganze Geheimniß jener seltsamen Memoiren aufgeschlossen. Es ist der Modeteufel, der sich hier mit vieler Laune vor dem Spiegel beschaut. Persiflage der Modethorheiten, wenigstens einiger, ist der Zweck des Buchs. Sind deßfalls die Teufeleyen auch etwas zahm, so muß man sie doch damit entschuldigen, daß in jenen zahmen Thorheiten eben auch etwas Diabolisches steckt.

Der Satan wählt Deutschland zum Lieblings-Aufenthalt:

„Deutschland hat mir von jeher besonders wohlgefallen, und ich gestehe es, es liegt diesem Geständniß ein kleiner Egoismus zu Grunde; man glaubt nämlich dort an mich wie an das Evangelium; jenen kühnen philosophischen Waghälsen, die auf die Gefahr hin, daß ich sie zu mir nehme, meine Existenz geläugnet und mich zu einem lächerlichen Phantom gemacht haben, ist es noch nicht gelungen, den glücklichen Kindersinn dieses Volks zu zerstören, in dessen ungetrübter Phantasie ich noch immer schwarz wie ein Mohr, mit Hörnern und Klauen, mit Bocksfüßen und Schweif fortlebe, wie ihre Ahnen mich gekannt haben."

„Wenn andere Nationen durch die sogenannte Aufklärung so weit hinaufgeschraubt sind, daß sie, ich schweige

von meinem Gott, sogar an keinen Teufel mehr glauben, so sorgen hier unter diesem Volke sogar meine Erbfeinde, die Theologen, dafür, daß ich im Ansehen bleibe."

Mit dem edlen Vorsatze, sich zu cultiviren, begibt sich der Satan auf die durch Orthodoxie berühmte Universität ***en, wo er eine Zeitlang Theologie studirt. Hier gewinnt er die nöthige Selbsterkenntniß, da ihn die Dogmatiker auf dem Katheder systematisch traktiren. Am meisten kränkt ihn der Vorwurf der Unsauberkeit, den ihm ein Exorcist, Doctor Schnatterer, an den Kopf wirft. Er entkräftet ihn aber durch den Anstand seines Betragens, und rächt sich nur vermittelst eines kleinen Scherzes, indem er in der angenommenen Gestalt einer bekannten Dirne am Arme des hochwürdigen Herrn durch die Stadt spaziert, ohne daß dieser den Irrthum gewahr wird. Der Satan sieht sich veranlaßt, uns das Universitätsleben ein wenig im Detail zu schildern. Die Sonderbarkeit der Professoren im Schlafrock und auf dem Katheder, Tracht, Sprache, Sitten der Studenten, eine von Innen und Außen komische Welt, wird uns mit eben so viel Witz als Wahrheitsliebe vorgespiegelt. Auch die demagogischen Umtriebe sind nicht vergessen, und der Teufel selbst wird des Verdachts verdächtig, vorgeladen, verhört, jedoch wie billig entlassen. Nachdem er sich glücklich duellirt und sogar zum Doctor der Philosophie promovirt, begibt er sich, um die ästhetisch moralische Quadratur des Zirkels an seinen viereckigten Sitten zu vollenden, in das gebildete Berlin.

Im Thiergarten trifft er mit zwey höchst interessanten Menschen zusammen, dem seligen Kammergerichtsrath Hoffmann, den wir aber eigentlich nur von hinten sehen, da er sich — man weiß nicht, warum — sogleich entfernt, und mit dem ewigen Juden, der sich sofort an den Teufel anschließt. Wenn die Memoiren nicht ihren dämonischen Verfasser und somit die personificirte Frivolität für sich hätten, so müßte man bedauern, daß der ewige Jude hier pedantisch und lächerlich geschildert wird, was sich mit seinem bekannten Charakter, der tiefsten Melancholie, dem langen Klageton, der durch die Jahrhunderte fortzittert, auf keine würdige Weise vereinigen läßt. Hier wird nun der ewige Alte vom ewigen Bösen in die ästhetischen Berliner Thee's geschleppt, um die warme Taufe der superfeinsten Eleganz zu empfangen. Man überbietet sich an Politesse, Sentiments-Huldigung der Damen und geschmackvoller Lectüre. Hier werden die großen Schriftstellerinnen Deutschlands empfunden, hier herrschen sie mit Gänsekiel und Theelöffel; dichtende Jünglinge, eine neue Gattung literarischer Cavaliere und Cicisbeen, duften wie Zephyre um die Blumen des Thee's. Der Teufel, der sich nobilitirt hat, heimelt sich hier so behaglich an, und gewinnt so zusehends an Zartheit, daß er hinlänglich vorbereitet ist, um nach Weimar zu fahren, und im schwarzen Frack und feinster Wäsche einen Besuch bey Herr v. Goethe abzustatten. Bey dieser Gelegenheit kommt er auf Goethe's Mephistopheles zu sprechen, und ärgert sich mit vieler Eitelkeit über die zu ungalante Darstellung desselben. Leider schließen hier die empfindsamen Reisen des neuen Anacharsis, und er gibt nur noch eine treffliche Unterhaltung dreyer Stutzer, eines Engländers, eines Franzosen und eines Deutschen, im Fegefeuer preis, worin besonders viel Gutes über Romanenlectüre und Romanenbildung gesagt wird, und übrigens läßt uns der Satan, wie jeder junge Autor, eine Fortsetzung seiner Werke hoffen.

Allerdings hätte der Teufel mehr sagen, ja wohl auch mehr seyn können. Man sieht, er beschränkt sich. Aber das ist eben der Vorzug und Probirstein ächter Bildung, den er Goethen abgelauscht, *jene Oekonomie*, die den Reichthum fein und vornehm verbirgt, und sparsam nur so viel davon zeigt, um einfach und geschmackvoll zu erscheinen, und nur so viel davon gebraucht, um es sich bequem zu machen. Sind diese Memoiren des Teufels fragmentarisch, und entsprechen sie dem großen Namen schwerlich in seiner ganzen Bedeutung, so sind sie doch, wie sie sind, nett, geschmackvoll, bequem, und gehören keineswegs zu jenen Büchern, die mit einem verführerischen Titel nur täuschen, und einen gemeinen Inhalt adeln wollen.

Das meiste, was wir als Mangel rügen könnten, läßt sich durch den bekannten Charakter des Verfassers entschuldigen. Er behandelt wie das nur Lächerliche so das Unwürdige, ja sogar das Würdige selbst, mit derselben leichten Persiflage. Alles ist ihm profan, er ist der privilegirte Hohn. Seine Satyre ist niemals die des ethischen Ingrimms, nur die des Allerweltspötters. Einem Menschen würden wir das vorwerfen, den Teufel aber mögen wir nicht darum tadeln.

Der Styl dieser Memoiren ist zu loben. Die leichte, geschwätzige Prosa, meist frivol wie von Clauren, oft sarkastisch wie von Hoffmann, sollte fast eine norddeutsche Feder voraussetzen lassen, wenn nicht so mancher polemische Zug wahrscheinlich machte, daß sie in Schwaben gewachsen.

Kunstlehre.

I. Theorie und Literatur der deutschen Dichtungsarten. Ein Handbuch zur Bildung des Styls

und des Geschmackes. Nach den besten Hilfsquellen bearbeitet von Dr. Philipp Mayer. Drey Bände gr. 8. Wien, bey Carl Gerold. 1824.

II. G. A. Bürger's Lehrbuch der Aesthetik. Herausgegeben von Karl von Reinhard. Zwey Bände. gr. 8. Berlin in der Schüppel'schen Buchhandlung. 1825.

No. I. soll den Styl und den Geschmack bilden helfen. Da fragt sich denn vor allen Dingen: Was schreibt Herr Mayer für einen Styl, und was hat er für einen Geschmack? Wir können leider beyde nicht loben. Er theilt den Styl in niederen, mittleren und höheren ein, und sagt S. 6. B. 1: „Das Erforderniß, welches jede der drey angeführten Gattungen des Styls haben muß, ist Wahrheit; jene Eigenschaft nämlich, vermöge welcher durch das Geschriebene dieselbe, wenigstens eine ähnliche Vorstellung oder Empfindung in dem Geiste des Lesenden hervorgebracht werde, wie jene war, welche in der Seele des Schreibenden zur Zeit, als er dieses schrieb, herrschte. Aus diesem Erfordernisse entspringen zwey Haupteigenschaften des Styls, aus welchen alle übrigen besonderen Anforderungen an denselben abgeleitet werden können. Sie heißen: I. Correctheit; II. Schönheit."

Wenn dieser Styl Wahrheit hätte, so wäre in diesem Falle wenigstens die Correctheit nicht daraus entsprungen; denn der Subjunctiv: hervorgebracht werde, ist ein Sprachfehler. Wenn aber Herr M. von einem wahren Style bloß fordert, daß er wenigstens eine, der Vorstellung oder Empfindung des Schreibenden ähnliche Vorstellung oder Empfindung in dem Leser hervorbringe; so ist das ein Denkfehler, und die Denkfehler verderben gewöhnlich auch den Styl. Diesen Fehlern ist Herr M. so sehr ausgesezt, daß sie ihn fast auf jeder Seite verfolgen.

„Die Prosopopöe (sagt er S. 11.) im engeren Sinne ist eine Figur, wodurch ein lebloser Gegenstand als Person redend eingeführt wird; z. B.: Die Trümmer der Vergangenheit sprechen zu dem jungen Helden." Da hat Herr M. das Conversations-Lexikon (eine seiner, auf dem Titel gerühmten „besten Hilfsquellen") nicht zum Besten verstanden. Der Verf. des Artikels Personification sagt, man könnte allenfalls auch schon diejenigen Figuren so nennen, in welchen durch ein einziges Beywort dem Gegenstande die Eigenschaften lebendiger Wesen beygelegt würden, z. B. der zürnende Sturm; aber eigentlich finde die Prosopopöe nur da statt, wo der Gegenstand selbst gleich einer lebenden Person angeredet, geschildert oder redend eingeführt werde. Mithin wäre dieses der engere, jenes aber der unzweckmäßig ausgedehnte, also der weitere Sinn des Wortes. Und in der Redensart: Die Trümmer der Vergangenheit sprechen zu dem jungen Helden, werden die Trümmer nicht redend eingeführt, so wenig als die Sterne, wenn wir von ihnen sagen, daß sie Gottes Allmacht predigen.

„Der Geist der epischen Dichtkunst (S. 36.) ist Mittheilung des Geschehenen mit klarer Besonnenheit. Der Dichter erzählt sowohl traurige, als fröhliche Begebenheiten, aber er erzählt sie mit Gleichmuth" u. s. w. Die Besonnenheit zwar ist in der Dichtkunst überhaupt zu allen Dingen gut, das hat unter andern der berühmte Vf. von No. II. sehr klar erwiesen; aber im Gleichmuthe des Erzählers steckt der Geist der epischen Dichtkunst nicht. Wenn der epische Dichter das, was uns in große Gemüthsbewegung setzen soll, mit eigner Gemüthsbewegung erzählt, wie z. B. Wieland im Oberon den Vorfall mit der faulen Frucht auf dem Eilande; so thut er daran sehr wohl, und handelt ganz im Geiste der epischen Poesie.

„Bey Anwendung der Metapher (S. 10.) ist überhaupt der Sprachgebrauch zu berücksichtigen, welcher manches verwirft, das an sich eine Metapher genannt werden könnte. So z. B. sagt man nicht der Scheitel, die Wurzel des Berges, sondern der Gipfel, der Fuß desselben u. s. w." Was hat Herr M. hierbey wohl gedacht? Soll der Dichter, den gemeinen Sprachgebrauch respectirend, nicht vom grauen Scheitel tausendjähriger Berge reden?

Unter die Fabel (als Dichtgattung) rangirt der B. S. 53. auch die Schicksalsfabeln. „Es sind diejenigen, welche das Walten einer höheren Macht in dem Erdenleben zeigen, in welchem eine gerechte Vergeltung spät, aber sicher ihr Amt übet, und deren Wirkungen wir bald Zufall, bald Schicksal nennen. Sie rufen uns alle zu: So kann es in der Welt gehen." Wenn sie uns weiter nichts zurufen, so verdienen sie fürwahr keinen eignen Platz in der Classification. Herr M. scheint irgendwo etwas von den Schicksalsfabeln gelesen zu haben, welche die alten Tragiker gern zu ihren Tragödien wählten, die aber keine Fabeln sind in dem Sinne, wie Kleist's gelähmter Kranich, den Hr. M. a. a. O. als Beyspiel abgeschrieben hat.

So viel von den Stylfehlern, die größtentheils aus Denkfehlern entstanden sind. Was den Geschmack des Vs. anlangt, so charakterisirt ihn schon der Anfang der Vorrede zur Gnüge, welcher also lautet: „Es ist

wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Gabe, seine Gedanken durch die Rede genau und bestimmt zu bezeichnen, so angenehm als nothwendig sey." Das ist der Geschmack ab ovo. Doch nur für den Geschmack, den Herr M. in seinem Vortrage zeigt, ist er verantwortlich. Derjenige, den er bey der Beurtheilung der Dichter und ihrer Werke beurkundet, ist größtentheils nicht sein eigner, sondern der Geschmack derjenigen Kritiker und Afterkritiker, die er hier ausgeschrieben hat, wie er im Vorworte selbst sagt, und in den Anmerkungen mit Citaten belegt. Darin ist er so offenherzig, daß wir, an einer Stelle wenigstens, eine Schalkheit vermuthet haben würden, wenn er sich nicht allenthalben als deren unfähig zeigte. S. 195. Bd. 1. schließt er die Charakteristik Franz Horns (den er unter die epischen Dichter stellt) mit den Worten: „Allen seinen Werken aber dürfen wir deutschen Geist und deutsches Gemüth und eine Reinheit der Gesinnung und Tendenz nachrühmen, welche nicht in vielen Werken von gleicher Form zu finden ist." Hierzu macht er die Note in calce: „Nach Fr. Horn's eignen Aeußerungen."

Biographische Notizen scheint er bisweilen ganz gedankenlos abgeschrieben zu haben. S. 185. Bd. 1. z. B. heißt es von Novalis (Hardenberg): „geboren zu Weißenfels, auf einem Familiengute in der Grafschaft Mansfeld, am 2ten May 1772." Fiel ihm denn, als er Bd. 3. den Artikel Müllner aus dem Conv. Lex. extrahirte, nicht ein, daß Weißenfels nicht in der Grafschaft Mansfeld liegt?

No. II. ist der Abdruck eines voluminösen Manuscriptes, nach welchem der Dichter Bürger in den Jahren 1784 — 1794 in Göttingen Collegia gelesen haben soll. Die Aechtheit in Zweifel zu ziehen, ist kein Grund vorhanden. Eine klare Darstellung von dem damaligen Zustande der Wissenschaft; eine gründliche (freylich auch katbedermäßig weitschweifige) Entwickelung eigener Ansichten über die mitgetheilten fremden; eine geschickte Auswahl der Beyspiele; eine scharfsichtige und besonnene Kritik; eine Bescheidenheit bey Berührung der eignen Werke, wie sie dem Sänger des Blümleins Wunderhold ziemte; und vor allen Dingen Bürger's lebenvolle und kräftige Schreibart, geben die Ueberzeugung, daß Bürger dieses Buch wirklich geschrieben habe. Aber für den Druck hat er es wahrscheinlich nicht bestimmt, und 30 Jahre nach seinem Tode kommt derselbe fast zu spät, um noch merklich auf die seitdem mannigfaltig umgestaltete Wissenschaft zu wirken. Inzwischen wollen wir ihn damit keinesweges für überflüssig erklären. Die Aesthetik ist eben nicht in den erfreulichsten Zustand gerathen. Manche Irrthümer, die Bürger mit seinen Zeitgenossen theilte, sind zwar aufgeklärt worden; aber viele Wahrheiten, die er erkannte, und mit Erfolg ausübte in seiner Kunst, hat die Ueberschwenglichkeit einer phantastischen Kunstphilosophie verdunkelt: und es kann daher nützlich werden, daß der berühmte Todte wieder auferstanden ist, um sein Collegium vom lezten Viertheile des vorigen Jahrhunderts dem zweyten Viertheil des jetzigen zu wiederholen.

Der zweyte Theil des Werkes enthält eine vollständige Poetik. Wenn der Verf. von No. I. dieselbe studieren will; so wird er finden, daß die seinige schon vor 30 Jahren überflüssig gewesen seyn würde.

Nach dem Vorworte wird auch ein Bürger'sches Werk über den deutschen Styl nachfolgen. Das verschreibe sich Herr M. je eher je lieber: denn es steht viel darauf zu wetten, daß Bürger den Einfluß der Denkfehler auf die Stylfehler in das hellste Licht gesezt haben wird.

Lösung eines Zweifels gegen die Wahrscheinlichkeits-Rechnung im Lit. Bl. No. 36.

Der geehrte Rec. der arithmetischen Wunder zweifelt an der Richtigkeit des Satzes, daß die Wahrscheinlichkeit, mit einem sechsseitigen Würfel auf 2 Würfe eine und dieselbe Zahl zu werfen, $= \frac{1}{6} \times \frac{1}{6} = \frac{1}{36}$ sey. Er sezt sie $= \frac{1}{21}$, weil überhaupt nur 21 Fälle möglich wären: nämlich 6 successive Pasche, und 15 Amben aus verschiedenen Zahlen. Allerdings geben 6 Zahlen nur 15 solcher Amben; aber jede dieser Amben xy läßt die Permutation yx zu, die Ambe 4 und 3 z. B. kann auch als 3 und 4 fallen. Mithin gibt es der möglichen Amben-Fälle 30. Speziöser erscheint der Zweifel, wenn man annimmt, es solle mit zwey Würfeln auf einen Wurf ein bestimmter Pasch geworfen werden. Aber auch hier ist er ungegründet. Jede der 15 Zahlen-Amben kann auf zweyerley Weise geworfen werden, indem entweder der Würfel A die Zahl x, und der Würfel B die Zahl y bringt, oder umgekehrt. Beyde Fälle sind zwar gleich ungünstig für den Würfelnden; aber es sind immer zwey verschiedene Fälle; der Zufall hat zwey Möglichkeiten, ihm durch Bringung der nämlichen Zahlen ungünstig zu seyn. So scheint es mir.

Müllner.

Nr. 71.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 6. September 1825.

Dramatische Dichtkunst.

Das Kreuz an der Ostsee. Ein Trauerspiel von F. L. Z. Werner. Erster Theil. Die Brautnacht. Zweyte Auflage. Berlin in der Sander'schen Buchhandlung. 1823. XVI u. 253 S. 8.

(Beschluß.)

Offenbar leidet dieser erste Theil an zwey Hauptgebrechen: die Breite, in welche Werner die Malerey der Volkssitten ausgedehnt hat, überflügelt und erdrückt die Darstellung der Handlung; und der Geist Adalberts, weit entfernt, nach Art der Shakspear'schen Geister die dramatische Wirkung zu steigern, stört dieselbe vielmehr, weil er als Deus ex machina mitspielt. Nichtsdestoweniger ist es dem Dichter gelungen, uns für das Schicksal der Liebenden zu interessiren, welches der preußische Feldherr Silko, der mit Widerwillen dem Hierarchen Waidewuthis gehorcht, und der Geist Adalberts, in den Schlußworten andeuten:

Silko.

Die Lalma (Schicksalsgöttin) hält, was sie versprochen,
Sie tilgt des alten Frevlers Brut,
Der uns den Willen hat gebrochen, —
Vernichtung nimt dem Waidewuth! —
Schleppt Beyde hin zu seinem Haine,

(auf Warmio und Malgonen zeigend)

Er sterb', wenn er sie sterben sehn!
Bey ihres Scheiterhaufens Scheine
Soll Wollenstraft uns auferstehn!

Spielmann.

Geweissagt hat er's, nicht verstanden,
Was meines Glaubens Augen sehn;
Das Leben wird aus Todesbanden,
Wie jezt die Sonne, auferstehn.
Das Kreuz verscheucht die Dämonen
Vom klippenvollen Meeresstrand,
Auf zweyer Treuer (Treuen) Marterkronen
Erhebt's der Herr mit starker Hand! —

Nimmt man nun dazu, was die „heilige Kunst“ als Prologus S. 7. sagt:

Er selbst, der Götter diesem Volk gegeben,
Der Waidewuth, ist Diener der Gewalten,
Die in der Dunkelheit dem Dünkel fröhnen;
Aus Gottverfluchten Götter zu gestalten,
Gab Formen er der Kräfte regem Leben,
Um frech die Menschenkraft durch sie zu höhnen.
Den Sünder zu versöhnen
Ereilt ihn Laima, die er selbst ersonnen,
Die Schicksalsgöttin, die voll böser Tücke
Die menschlichen Geschicke,
So fabelt er, in Fäden ausgesponnen;
Doch Wahrheit ist im Trug: — das Schicksal spinnet
Auch Euer Loos — zu Gott der Faden rinnet! —

Noch führ ich Euch nicht zu Romovens Haine,
Wo er, der Preußens Volk in Fesseln legte,
Als Oberpriester ruht bey seinen Göttern;
Wo Höllen-Fürsten, deren Dienst er pflegte,
Zu drey am Eichbaum stehn im Dämmerscheine,
Und kraftlos drohn den Himmel zu zerschmettern.
Percunos der, in Wettern,
Das Haupt vom Bliz umzuckt, der Luft gebietet,
Potrympos der, daß Wasser Erd' befruchte,
Es leitet — der verruchte
Picoll, der Tod, der in den Schlachten wüthet,
Noch dürft die Nachtumhüllten ihr nicht sehen;
Doch wird ihr Grausen Euch vorüber wehen. —

so kann man nicht zweifeln, daß des Dichters Plan für das Ganze großartig war, und man muß es beklagen, daß er nicht völlig ausgeführt worden ist, zumal nach der Beschreibung, welche der verewigte Hoffmann von denjenigen Scenen gemacht hat, welche der Dichter ihm und seinen Freunden (den Serapionsbrüdern) aus dem begonnenen zweyten Abschnitte des Drama mittheilte.

In diesem zweyten Theile des Kreuzes a. d. Ostsee, sagt er, tritt ein furchtbar gigantisches Wesen auf, welches der Dichter aus der schauervollen Tiefe des unterirdischen Reiches heraufbeschworen zu haben scheint. Der Tradition gemäß ging die Kultur der alten Preußen von ihrem Könige Waidewuthis aus. Er führte die Rechte des Eigenthums ein, die Felder wurden umgränzt, Ackerbau getrieben, und auch einen religiösen Cultus gab er dem Volke, indem er selbst die Götzenbilder schnizte. Aber eine grause Macht erfaßt den, der sich selbst allgewaltig, sich selbst Gott des Volks glaubt, das er beherrscht. Jene einfältigen, starren Götzenbilder, die er mit eignen Hän-

den schnitzte, damit des Volkes Kraft und Wille sich beuge der sinnlichen Gestaltung höherer Mächte, erwachen plötzlich zum Leben. Was diese todten Gebilde zum Leben entflammt, ist das Feuer, das der satanische Prometheus aus der Hölle selbst stahl. Abtrünnige Leibeigene ihres Herrn, ihres Schöpfers, strecken die Götzen nun die bedrohlichen Waffen, womit er sie ausgerüstet, ihm selbst entgegen. In diesem Waidewuthis hatte der Dichter mit staunenswerther Kraft und Originalität den Dämon so groß, gewaltig, gigantisch erfaßt, daß er des Kampfes mit dem Christenthume vollkommen würdig erschien. Dabey war dieser Alte doch wiederum mit dem Menschlichen so verknüpft, um wahrhaftes dramatisches Leben verspüren zu lassen. Lebhaft erinnere ich mich z. B. noch eines Momentes, der vortrefflich schien. Der König W. weiß, daß keiner seiner Söhne die Krone erben wird. Er erzieht daher einen Knaben, seinen Enkel, zum künftigen Thronfolger. In der Nacht liegen beyde am Feuer und W. bemüht sich, des Knaben Gemüth für die Idee der Göttermacht eines Volksherrschers zu entzünden. Diese Rede war ganz meisterhaft, ganz vollendet. Der Knabe, einen jungen, zahmen Wolf, den er auferzogen, seinen getreuen Spielkameraden, im Arm, horcht der Rede des Alten aufmerksam zu, und als dieser zuletzt frägt, ob er um solcher Macht willen seinen Wolf opfern könne, sieht ihn der Knabe starr an, und wirft den Wolf in die Flammen.

Man sieht aus dieser Hoffmann'schen Beschreibung, die mit dem Prolog vollkommen übereinstimmt, daß die Fabel: Waidewuthis sey durch seine Götter selbst zur Annahme des Christenthums vermocht worden, in Werners Geiste höchst poetisch sich gestaltet hatte. Und wenn solche Fragmente, wie sie hier beschrieben werden, in Werners literarischem Nachlasse existiren; so ist die Dichtkunst dabey interessirt, daß sie bekannt gemacht werden. Sie existiren aber, das geht aus der gefälligen Antwort hervor, welche die Verlagshandlung auf meine Anfrage wegen des zweyten Theiles mir gegeben hat durch Mittheilung eines Briefes, den sie selbst, auf ihre Anfrage wegen des zweyten Theiles, von dem geistreichen Biographen Werners empfing, und dessen Inhalt er öffentlich zu gebrauchen erlaubte.

Er habe mit seiner Antwort gezögert, schreibt er, um die Werner'schen Papiere, die er aus Wien erwartete, mit denen zu vergleichen, welche Werner i. J. 1808 in seinen Händen ließ. Das Resultat sey leider unerwünscht gewesen. Unter den leztgedachten Papieren finde sich zwar ein vollständiges Manuscript des ersten Theiles vom Kreuz an der Ostsee, nämlich der Versuch einer Ueberarbeitung des Gedichtes, vielleicht zum Behuf der Darstellung, in welchem die ganze Handlung des gedruckten ersten Theils auf zwey mäßige Aufzüge reducirt sey; aber die sich daran schließende neue Fortsetzung bestehe nur aus einem vollständigen (dritten) Aufzuge und acht Scenen zu einem vierten, und — was die Hauptsache sey — gebe noch gar keinen Aufschluß über Werners Intention in Beziehung auf die Auflösung des Ganzen, so daß, für den Ruhm seines Freundes, gar nicht daran zu denken sey, diese Fragmente etwa in der Art, wie Tiek den fragmentarischen zweyten Theil von Novalis Heinrich von Osterdingen, dem Publikum darzubieten.

Aber warum nicht? Der erste Theil bedurfte der Abkürzung, und hat Werner sie selbst bewirkt, wer möchte seine Umarbeitung nicht kennen? Seine Intention in Bezug auf die Auflösung des Ganzen, selbst wenn man unter dieser Auflösung nichts als die Entwickelung des Schicksals der Liebenden versteht, ist hinreichend angedeutet in den Worten des Prologs S. 9:

Ein liebend Paar wird sich der Herr erkiesen,
Mit seinem Abglanz hat er sie durchdrungen,
Durch seinen Märtyrer sie treu gehütet;
Nachdem mit Welt und Sünde sie gerungen
Und ihm, dem Treuen, sich getreu erwiesen,
So siegen sie, ob auch die Hölle wüthet. —

Was kann Werners Ruhm dabey leiden, wenn die Fragmente des zweyten Theils herausgegeben werden? Der Depositar führt selbst eine briefliche Aeußerung Werners an, welche voraussetzen läßt, daß des Dichters Schatten darob nicht zürnen würde, sie lautet wörtlich so: „Uebrigens ist gegen die beyden ersten Akte meines zweyten Theiles des Kreuzes alles, was ich in meinem Leben geschrieben habe, Nichts. Giebt mir Gott Glück, die drey noch übrigen Akte so zu vollenden, was freylich sehr problematisch ist, so habe ich nicht umsonst gelebt." Geständlich sind von diesen beyden Akten Einer und acht Scenen vorhanden. Auch die von Hoffmann gerühmte Scene zwischen Waidewuthis und dem Knaben ist darunter; der Depositar hat selbst dem Drange nicht widerstehen können, seinem Briefe den vielversprechenden Anfang derselben einzuverleiben.

Knabe.
Herr, laß mich schlafen jetzo.

Waidewuth.
Du mußt nicht schlafen, Bube!
Ja, ja, ich werd's wohl müssen.
Wann ich dann schlafe, Bube,
So bleibst du hier im Haine,
Und leitest jene Völker;
Sey ihnen dann, statt meiner,
Ein König und ein Priester.

Knabe.
Was ist das, Herr, ein König?

Waidewuth.
Ein König ist ein Jäger.

Knabe.

Und Priester ist, der opfert?

Waidewuth.

Dumm! Priester ist ein Fischer!
Wer stark ist unter Menschen,
Ist König oder Priester.
Der Stärkste, der ist beydes,
Ist Herr der Herren; sey du's.

Fragmente, in welchen solche Stellen sich finden, können Werners Ruhm nicht schmälern, und ich glaube, im Sinne aller Freunde der Dichtkunst zu handeln, wenn ich den Depositar öffentlich auffordere, dieselben herauszugeben, zusammt dem umgearbeiteten ersten Theile des Kreuzes a. d. Ostsee, und zusammt den „historischen Studien zu dem Gedichte und den Entwürfen zu einzelnen Scenen," welche laut seines Briefes in den Wiener Papieren sich vorgefunden haben.

„Was im Gemüth gelebt, ist dagewesen."

sagt Werner selbst irgendwo. Es ist auch noch da, wenn solche Bruchstücke da sind, und kann verwandte Geister zur Vollendung der begonnenen Schöpfung anregen, oder zu ähnlichen begeistern. Wie leicht jene mißlingen kann, hat sich freylich an Schillers Demetrius bewährt; aber was schadet das Schillers Ruhme? Und, was die Begeisterung zu ähnlicher Schöpfung anlangt, ist es am Ende nicht vielleicht ein Fragment von Leisewitz gewesen, welches Werners Geiste den Impuls zu seinem 24sten Februar gegeben hat? *)

Müllner.

*) Ich entsinne mich, eine dramatische Skizze von ähnlicher Fabel gelesen zu haben; wenn ich nicht irre, so war es in einer Wiener Sammlung klassischer Dichter und unter dem Namen von Leisewitz.

M.

Pädagogik.

Ueber die Entbehrlichkeit des Lateinlernens für Nichtstudirende von Professor C. Bernoulli. Basel, Neukirch. 1825.

Während die klassischen Studien bis zu einer solchen Höhe getrieben werden, daß 15- und 16jährige Knaben an den alten Autoren ihren kritischen Scharfsinn üben müssen, als sollten alle Philologen werden, ist es ganz natürlich, daß eine ziemlich entgegengesetzte Stimme sich hören läßt. Der Herr Verfasser vorliegender Schrift gehört weder zu den einseitigen Deutschthümlern, die vor lauter Patriotismus die Vortrefflichkeit, welche die alten Sprachen und Schriftsteller auszeichnet, verkennen, noch auch zu den flachen Philanthropisten, die ein ungründliches Spiel mit einem nützlichen Allerley der angestrengten Erlernung des wahrhaft Wissenswürdigen vorziehen. Gerade umgekehrt verlangt er, daß alles, was gelernt werden soll, mit Anstrengung und gründlich getrieben werde. Aber eben diese Forderung der Gründlichkeit, in welcher er mit den philologischen Schulmännern zusammentrifft, trennt ihn gerade von ihnen, sobald die letzteren den Unterricht in den alten Sprachen auf Alle, auch auf solche ausdehnen wollen, die, ohne studiren zu wollen oder zu können, dennoch in ihrem Beruf und überhaupt gebildete Männer zu werden wünschen. Gerade für solche — behauptet nämlich Herr Professor Bernoulli — ist die Erlernung des Lateins, geschweige denn des Griechischen rein entbehrlich, ja sogar unzweckmäßig. Ein Mann, der nicht der Wissenschaft, der Gelehrsamkeit, mit Einem Wort dem Lehrstand angehören soll, sondern dem Nährstand in der ausgedehntesten Bedeutung des Wortes, muß, wenn er für seinen Beruf und für's Leben überhaupt gebildet werden will, in ganz anderen Dingen, er muß in der Mathematik, Physik, Geographie, Geschichte, in der eigenen und in den neueren Sprachen unterrichtet werden. Mathematik, Physik, Geographie, Geschichte, eigne Sprache, sind die Unterrichts-Gegenstände, welche eine wahrhaft humane Bildung auch bey den Alten begründeten. Alles, was sich diesen Unterrichts-Gegenständen anreiht, dient einem besonderen Zweck. So z. B. dienen die alten Sprachen dem Zweck gelehrter Bildung, die neueren dem Zweck der Ausbildung für's Leben, für Handel, Wandel und Industrie.

Bey der Aufstellung solcher Ansichten war es nicht wohl anders möglich. Der Herr Verfasser mußte sich auf die Bekämpfung der entgegengesetzten einlassen. Er hat es auf eine überzeugende Weise und mit vieler Umsicht und Mäßigung gethan. Er fragt, ob die Alten selbst zu ihrer humanen Bildung alter Sprachen bedurft hätten, und nicht vielmehr der oben bezeichneten Unterrichts-Gegenstände.

Es komme — fährt er fort — überhaupt auf die Art und Weise des Unterrichts eben so viel als auf den Gegenstand desselben an. Sprachunterricht sey allerdings ein vorzügliches Bildungsmittel, aber wodurch er dieses werde, durch eine damit verknüpfte logische, ästhetische, rhetorische Geistesgymnastik, das könne bey der Muttersprache noch viel lebendiger erzielt werden. Es sey zwar richtig, daß die Erlernung einer fremden Sprache zum besseren Verständniß der eigenen ungemein viel beytrage, aber es folge daraus nicht, daß die so fremde Sprache nothwendig die griechische oder lateinische seyn müsse. Denn wenn man gleich die Vortrefflichkeit beyder alten Sprachen ganz anerkenne, so lehre doch die Erfahrung, daß Schüler nie in vollkommenen Besitz derselben, schon deswegen nicht, gesezt werden könnten, weil diese Sprachen todte und nur lückenhaft mitzutheilende seyen. Zu der Einsicht der Vollkommenheit, der Fülle und Schön-

heit jener Sprachen komme der Schüler erst, wenn er selbst Philolog würde, oder sonst mit seinen ferneren Studien auch das ihrige fortwährend verbinde, gerade wie man lebender Sprachen erst durch den Gebrauch im Leben wahrhaft inne werde. Was auf Schulen von fremden Sprachen zum Bewußtseyn gebracht werden könne, sey das Allgemeine, und dieses finde sich in jeder gebildeten Sprache vor. Warum man also dieses nicht für solche an lebenden Sprachen zu zeigen suchen solle, welche künftig die lebenden Sprachen gebrauchen müßten. Wenn aber ferner eingewandt werde, daß bey dem Studium der alten Sprachen es nicht allein auf die Sprachen als solche ankäme, sondern auf den Geist, der sich in den alten Klassikern ausgeprägt finde und auf eine so vollendete Weise, wie sonst nie, so sey auch dieß zugegeben, aber auch wieder dagegen zu bemerken, daß auch davon Schülern nicht wohl mehr zum Bewußtseyn zu bringen wäre, als sich durch gute Uebersetzungen, an denen es ja nicht mehr mangle, erreichen lasse. Auch den Einwand endlich, daß unter den alten Sprachen wenigstens die lateinische gelernt werden müsse, weil aus ihr die französische und alle neueren romanischen Sprachen erst gründlich zu verstehen seyen, bemerkt Herr Professor Bernoulli, daß man hiemit verlange, daß jeder, der seiner deutschen Muttersprache sich mit Geschmack und Correctheit bedienen wolle, den Ulphilas studire.

Es ist dieß in der That auf manchen Schulen vorgenommen worden, unserer Meynung nach aus einer falsch auf den Unterricht angewandten wissenschaftlichen Ansicht, nach welcher man auch von dem Homerischen Dialekt, d. i. von dem zusammengesezteren und also schwereren zum Attischen, gebildeteren, leichteren, fortschreiten wollte. Wir haben aber diese antiphilologische Parthie der Schrift des Herrn Bernoulli näher zu charakterisiren gesucht, weil sie uns die zu seyn scheint, welche die meiste Aufmerksamkeit verdient und auch schon auf sich gelenkt hat. Im neusten Hefte der Basler'schen wissenschaftlichen Zeitschrift ist schon eine Art Replik enthalten, und allerdings lassen sich einzelne Seiten und Punkte auffinden, welche angegriffen werden können. Wir müssen übrigens gestehen, daß mit den einzelnen Aussetzungen die Wahrheit des Ganzen nicht fällt, wenn gleich zu wünschen wäre, dieß leztere möchte eine tiefere ausführlichere Behandlung erfahren haben. Aber dieser Wunsch enthält einen Vorwurf, der fast die ganze heutige Literatur trifft, daß sie nämlich immer mehr eine Zeit- und Flugschriften-Literatur zu werden trachtet.

Größenlehre.

Unter dem nicht recht passenden Titel: Anfangsgründe der Mathematik, erster Theil, zweyte Abtheilung, hat Herr Gerhard Ulrich Anton Vieth, Schulrath und Professor zu Dessau, neuerlich (1825) eine Sammlung einzelner mathematischen Abhandlungen herausgegeben (Leipzig bey Barth, 650 S. 8., VII Tafeln), welche seinem Lehrbuche der reinen Mathematik, von dessen erstem Theile bereits i. J. 1816 eine dritte Auflage erschien, zur Ergänzung dienen soll. Es kann hier nicht die Rede seyn von einer kritischen Darlegung des reichen Inhalts; aber auf Einzelnes wollen wir aufmerksam machen.

In der 9ten Abhandlung betrachtet er die Beschreibung, welche der ältere Plinius von dem Doppel- oder Dreh-Theater des C. Curio macht, und stellt eine sinnreiche Hypothese auf, wie dieses Wunderwerk eingerichtet gewesen seyn könnte, besonders: um welche Angelpunkte, und in welcher Richtung die beyden von einander abgewendeten Sitzgerüste gedreht worden seyn können, um die in beyden Theatern vertheilten Zuschauer, nach geendigten Vormittagsspielen, in einen amphitheatralischen Kreis zur Anschauung der Fechterspiele zu vereinigen. So eine Verwandlung, nicht der Scene, sondern des ganzen Schauspielhauses mit allen anwesenden Zuschauern, muß — was auch immer Plinius von der großen Gefährlichkeit sagen mag — höchst ergötzlich gewesen seyn, und bey vollem Hause den Eindruck des mathematisch und dynamisch Erhabenen zugleich gewährt haben.

In der zwanzigsten Abhandlung erläutert und ergänzt der Verf. eine Stelle im Copernicus (er führt sie S. 447 wörtlich an, aber weist ihren Ort im Buche de revolut. orb. coel. nicht nach), wo von der Hypocykloide die Rede ist, und namentlich von dem Falle, in welchem sie zur geraden Linie wird. Die Cykloide (Radlinie) ist bekanntlich der Weg, den ein, in der Peripherie eines Kreises gelegener Punkt zurücklegt, wenn der Kreis auf einer geraden Linie fortgerollt wird. Wird derselbe innerhalb eines größeren Kreises an dessen Peripherie fortgewälzt; so wird der Weg der Umfangspunkte Hypocykloide genannt: eine geschlossene Curve, die, wie die Ellipse bey unendlich fortgedachter Ausdehnung, in eine gerade Linie zusammenfällt, daferne der Halbmesser des Rades zu dem des Kreises, innerhalb dessen es rollt, wie 1 zu 2 sich verhält. Der Verf. zeigt klar, daß bey dem Hypocyklischen Herumrollen des Rades jeder innerhalb der Radebene gelegene Punkt, mit Ausnahme des Centrum, eine Ellipse beschreibt, je näher dem Umfange des Rades, desto gedehnter. Hierauf gründet er S. 463 die geometrische Skizze zu einem Instrumente, wodurch man bequemer, als durch die Faden-Methode, Ellipsen beschreiben kann.

In der Einleitung zu dieser Abhandlung führt er eine Stelle aus Copernicus Zueignungsbriefe an den Papst an, die merkwürdig ist in Bezug auf das nachherige Schicksal seines Vertheidigers Galiläi, und in Bezug auf den Obscurantismus jener Zeiten und Gegenden. Zugleich äußert Herr Vieth, daß er seit vielen Jahren mit dem Gedanken sich herumgetragen habe, eine neue Ausgabe des Copernicus zu veranstalten. Möcht' er sie ausführen! Denn er hat vollkommen recht zu sagen: „Das merkwürdige Buch ist selten, und fast nur in öffentlichen Bibliotheken und in den Händen der Astronomen von Profession. Vom Copernicanischen Weltsystem wird jezt in Knaben- und Mädchen-Schulen gesprochen; aber die Quelle ist gewiß unter hundert Lehrern und Liebhabern kaum Einem bekannt."

Müllner.

Nr. 72.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 9. September 1825.

Zwey französische Uebersetzungen Goethe'scher Gedichte, von französischen Kunstrichtern beurtheilt.

1. Poésies de Goethe, traduites pour la première fois de l'allemand, par Madame Panckoucke. Paris, chez Panckoucke. 1825. 12.

Die Aufschrift des Buches scheint eine vollständige Uebersetzung von Goethe's Gedichten zu versprechen, von drey- bis vierhundert Stücken also, die in der Urschrift zwey Duodezbände füllen. Wäre dieß Versprechen erfüllt, so würde sich demnach auf den anderthalb Hundert kleinen Sedezseiten dieser Uebersetzung der ganze Inhalt der zwey deutschen Bände finden, und man muß gestehen, dieß wäre ein typographisches Meisterwerk mehr, das dem von Hrn. Didot gedruckten neuen Voltaire zur Seite stehen könnte. Hr. Panckoucke hatte in der That aber nicht vonnöthen augentödtende Buchstaben zu gießen, er hat sich die Sache gar viel leichter gemacht; von den vierhundert Stücken ließ er blos acht und dreißig übersetzen. Es war nur eine Auswahl und Probe vom Ganzen, die er geben wollte: das hätte er dann aber sagen und mit einigen Worten wenigstens auch der unübersezten Stücke und der Gründe, warum man sie zu Hause ließ, gedenken sollen; das leztere geschah zuverlässig nicht etwa, wie bey Hrn. Béranger der Fall war, aus Furcht des Teufels und seiner Gehülfen, denn nichts ist minder aufrührerisch als Goethe's Gedichte. Auch kann davon die Rede nicht seyn, daß die zurückgebliebenen Stücke die geringhaltigeren wären, denn, während Kleinigkeiten aufgenommen wurden, sind es gerade die geistvollsten und originellsten Stücke, nach denen man vergeblich sucht. Wo sich's um eine Auswahl handelte, hätte je das Beste gewählt und vor Allem keine Gattung der Goethe'schen Poesien völlig übergangen werden sollen; statt einzig nur Balladen und Lieder hätten billig auch einige Episteln und Epigramme gewählt werden müssen. Ohne nun jedoch länger hierbey zu verweilen, nehmen wir die Sammlung, wie sie nun einmal ist, und wofern die französische Uebersetzung treu, correct und gefällig heißen kann, wollen wir alles Andere gerne vergessen.

Nichts ist schwieriger als Verse übersetzen, besonders deutsche Verse. Das sicherste Verfahren, wofern man sich bey der Arbeit nicht ganz traut, besteht gewiß darin, die Uebersetzung ungefähr buchstäblich zu machen, wie Hr. von Barante mit Schillern gethan hat. Dabey läuft man freylich Gefahr, den Sinn der Worte zwar zu geben, ihren Geist und Gehalt oder den eigentlichen Gedanken des Verfassers dagegen zu verlieren. Hinwieder aber führt das System der Uebertragungen gleicher Bedeutung (système des équivalents) noch viel größere Gefahren mit sich, wenn anders die vorliegende Uebersetzung als Beyspiel dienen darf. Um desto sicherer ächt französische Wendungen zu erzielen, tritt Erfindung an die Stelle der Nachbildung; der Urschrift wird durch Besserungen und Aenderungen Gewalt angethan, und ganze Verse werden weggelassen, um dafür eigene Phantasien einzuschwärzen: ist eine solche Täuschung dann aber nicht die ärgste von allen? In einem Liedchen, zum Beyspiel, das die Aufschrift der Maimonat führt, ruft Goethe voll enthusiastischer Freude über die Reitze des Frühlings aus:

> O Erd! o Sonne!
> O Glück! o Lust!

buchstäblich heißt dieß also; ô terre! ô soleil! ô bonheur! ô plaisir! Die Uebersetzung nun aber lautet (S. 142) also: une volupté douce se répand dans l'atmosphère parfumée. Hätte Goethe von duftender Atmosphäre und süßer Wollust sprechen wollen, so konnte er nicht verlegen seyn, um Worte, die diese Begriffe ausdrücken, in seiner Sprache zu finden; dieß wollte er aber nicht, sondern er wollte sagen: O Erd! o Sonne! O Glück! o Lust! Also mag man sich auf Uebertragungen von gleicher Bedeutung verlassen!

Das Schlimmste in den vorliegenden aber ist, daß den Mangel der Treue kein Verdienst der Schreibart ersezt, und daß, was fast unglaublich ist, Grazie und Leichtigkeit fast immer auf Goethe's Seite, Schwulst und Schwerfälligkeit hingegen auf Seite des Uebersetzers zu finden sind, während beyde doch mit ungleichen Waffen fechten, und der eine deutsch, der andere französisch redet.

Allein, seiner deutschen Hülle ungeachtet, spricht der eine wie er denkt, seine Worte sind der einfache und freye Ausdruck seiner Gedanken, während der andere glaubt künsteln zu müssen, für alles Umschreibungen und verschrobene Wendungen gebraucht und unsere veralteten akademischen Floskeln überall einschwärzt. Wenn Goethe also ganz einfach von der Sonne, dem Mond, dem Meere, einem Adler, u. s. w. spricht, so läßt der Uebersetzer ihn vom feuerstrahlenden Gestirne, vom scheuen Gestirne der Nacht, vom weiten Ozean, vom Vogel Jupiters, u. s. w. sprechen. Alle diese mythologischen Umschreibungen waren zur Zeit des Abbé Delille Mode; heut zu Tage gehören sie einer alten Ordnung der Dinge in der Literatur an: die Poesie trägt nicht mehr Scheu, ein jedes Ding bey seinem Namen zu nennen.

Wofern unsere Leser in dieser Uebersetzung ein treues Bild oder auch nur einen Widerschein von Goethe's Arbeiten finden könnten, so würden wir diese Dichtungen zu beurtheilen und eine Vergleichung derselben mit den Poesien Schiller's sowohl als anderer deutscher, französischer und brittischer Dichter anzustellen versucht haben. Wir hätten alsdann vollends auch in Goethe den lyrischen Dichter beurtheilt, um zu sehen, ob in seinen Arbeiten dieser Gattung, die vor allen andern Schwung und Eingebung heischt, jener systematische Geist ebenfalls vorherrsche, welcher in fast allen seinen bisher in unsere Sprache übergetragnen Werken angetroffen wird; wir hätten untersucht, ob (mit einem Worte) seine poetischen wie seine dramatischen Arbeiten der Vorwurf treffe, mehr Geist als Gefühl zu verrathen, und ob er nicht vielmehr in manchen seiner kleineren anmuthsvollen Dichtungen eine wahrhafte Inspiration zu Tage lege? Allein, um solche Fragen zu lösen, müssen die Prozeßacten vorliegen. Wir wollen also warten, bis Herr Panckoucke oder ein andrer Buchhändler uns eine wahrhafte Uebersetzung von Goethe's Gedichten liefern wird.

2. Notice sur la vie et les ouvrages de Goethe. Par Mr. Albert Stapfer. Paris, ch. Bobée. 1825. 8.

Diese Darstellung des Lebens und Würdigung der Schriften des großen deutschen Dichters ist einer Ausgabe seiner dramatischen Dichtungen (Oeuvres dramatiques de J. W. Goethe, traduites de l'allemand) vorgesezt, und sie ist zuverlässig das Befriedigendste, was bisher in Frankreich über ihn geschrieben ward. Hr. Stapfer eignete sich hiefür als geschmackvoller Beurtheiler und als beyden Nationen angehörig, der deutschen durch die Schweizerische Herkunft, der französischen durch Erziehung und Bildung. Er hat seiner Notiz über Goethe's Schriften ein Paar Dutzend gereimte Uebersetzungen poetischer Stücke einverleibt. Er that dieß ohne Zweifel in der Ueberzeugung, daß Verse nicht in Prosa übersezt werden dürfen. Wir stehen hierüber, mit seltenen Ausnahmen, in entgegengesezter Meynung. Eine dieser Ausnahmen wollen wir zwar gerne zu Gunsten des Prologs und der ersten Scene vom Faust machen, weil hier der Rhythmus vielleicht einzig nur dem Leser bedeuten konnte, daß in der Urschrift die Grillenhaftigkeit der Gedanken durch's volle Ideal der poetischen Schreibart gehoben sey. Anders verhält sich's mit den meisten übrigen Stücken, unter denen ein bewundernswerther Gesang Mahomets und die Ballade der Braut von Korinth sich auszeichnen. Die Form derselben reichte schon hin, um den Leser zu erinnern, daß für die Würdigung desselben anzunehmen ist, sie seyen in Versen geschrieben. Die Prose aber durfte derjenigen Treue besser zusprechen, die das erste Verdienst aller Uebersetzungen ist, während sie hingegen, als eine unangenehme und lästige Begleiterin der Dichtersprache, dieser nur schlimme Dienste leisten kann: dafür mögen die nicht seltenen Opfer zeugen, welche Hr. Stapfer, in seinen beynebens sinnreichen und geistvollen Versen, der Eleganz, dem dichterischen Kolorit und *besonders* der natürlichen Leichtigkeit zu bringen sich *gezwungen sah*.

Dem Ausspruche des französischen Kritikers sollen inzwischen nun, auf daß auch der deutsche zu urtheilen im Stande seyn möge, zwey der von Herrn Stapfer übersezten Stücke — das Veilchenlied und die Siebente der römischen Elegien — hier noch beygefügt werden.

La Violette.

En un champ de fougére une humble violette
Végétait, inconnue au fond de la retraite.
C'était la plus aimable fleur!
Survint par aventure une jeune bergère,
Foulant dans sa course légere
Fleurs et fougère,
Et du matin respirant la fraicheur.
La Violette alors: „si j'étais, se dit-elle,
„Hélas! entre les fleurs, si j'étais la plus belle!
„Ou si du moins, petite fleur,
„Si par celle que j'aime, ô sort digne d'envie,
„J'étais à ma tige ravie,
„Et que ma vie
„Un seul moment durât près de son coeur!!"
Mais, quand vint à passer la bergère indiscréte,
Elle ne daigna point cueillir la violette,
Mais écrasa la pauvre fleur,
Qui s'inclina mourante, et dit, toujours fidèle:
„Si je meurs, du moins c'est par elle.
„Ah! venant d'elle,
„Ah! sous ses pieds, la mort est un bonheur."

VIIe Élegie sur Rome.

O Dieux, que Rome est belle! et que j'y sens de joie
Quand je pense en moi même au Nord que j'ai quitté!

Pays de ma naissance, où dans l'obscurité
J'ai traîné si long temps des jours livrés en proie
A l'incurable ennui d'un coeur désenchanté,
Où l'air, chargé toujours d'une vapeur épaisse,
Si long-temps de ce coeur a flétri la jeunesse;
Où la terre est sans vie, et le ciel sans beauté,
A Rome autour de moi tout a changé de face.
D'un réseau de lumière enveloppant l'espace,
Le soleil, non cet astre effrayant de pâleur,
Mais Apollon, le dieu qui de feux se couronne,
Rend aux objets divers leur forme et leur couleur;
Et quand le soir il dort, le char lent de sa soeur,
Au doux bruits des concerts, dont la cité résonne
Roule, sur la nuit sombre épanchant à son tour
Plus de clarté qu'au Nord n'en a le plus beau jour....
Pour moi, chétif mortel, tant de bonheur!... Veillé-je?
Ou n'est ce point hélas! un rêve où je me plais?
Est-il vrai, Jupiter, que ton bras me protége,
Et qu'avec un souris tu m'ouvres ton palais?
Je n'ose l'espérer, cette faveur si haute
Et pourtant, Jupiter, bon père des humains,
Des pieds de tes autels tendant vers toi les mains,
Je t'invoque à genoux. Viens, accueille ton hôte.
Voyageur sans asyle, égaré dans la nuit,
Ta fille, la Fortune, en ce lieu m'a conduit.
Tu commendas peut-être à la belle déesse,
D'amener un héros dont le sort t'intéresse.
Pardonne à son erreur, et laisse-m'en le fruit.
De ton sublime Olympe où, si loin du vulgaire,
Par des sentiers secrets elle a guidé mes pas,
De l'hospitalité toi le dieu tutélaire,
Je t'en prie à genoux, ne me repousse pas.
Au Capitole encore souffre que je demeure.
Et quand viendra plus tard, en m'annonçant mon heure,
Hermés qui doit me joindre à mes pâles aieux,
Aux enfers avec lui je descendrai joyeux.

Biographie.

Der junge Feldjäger in französischen und englischen Diensten während des Spanisch-Portugiesischen Kriegs von 1806 — 1816. Eingeführt durch J. W. v. Goethe. Leipzig bey Fr. Fleischer 1826. 8. Zwey Bändchen.

Goethe hat diesem neuen Werke nicht blos seinen Namen, sondern auch eine äußerst verständige und liebreiche Empfehlung beygefügt, welcher der Gegenstand vollkommen entspricht. Es freut uns, daß der arme Feldjäger eine so viel sagende Fürsprache gefunden, und an Goethe selbst erquickt uns bey diesem Anlaß wieder einmal der unverwelkliche Lebensmuth, der ihn noch in seinem hohen Alter an den bunten Abenteuern eines Jünglings denselben heitern Antheil nehmen läßt, den er einst dem Benvenuto Cellini gewidmet.

Der Autor, der hier sein wunderbares Leben beschreibt, von Geburt ein Sachse, lernte zuerst die behende Kunst des Barbirens, ging aber schon in einem Alter von 16 Jahren unter die französischen Soldaten, machte den spanischen und portugiesischen Feldzug mit, ward von den Engländern gefangen und zum englischen Kriegsdienst gezwungen, kam selbst nach England und von da am Bord eines Schiffs nach Gibraltar, Sizilien, Malta, Neapel, Genua, endlich nach dem Pariser Frieden so arm, wie er gegangen war, wieder in seine Heimath. Größtentheils als gemeiner Soldat überstand er die mannigfaltigsten Kriegswechsel, Strapazen, Schlachten, Belagerungen, Plünderungen, Gefangennehmung, Kerker, Meersturm, sah die schönsten Länder Europa's, kam mit den Einwohnern, ihren Sitten und Eigenthümlichkeiten in die unmittelbarste Berührung, und mit derselben heitern Laune, womit er jedes Schicksal ertragen, gibt er uns auch wieder die Schilderung derselben. Sein Styl ist äußerst leicht und aufgeräumt, man sieht es, wie seine Seele.

Goethe äußert Folgendes:

„Unser Feldjäger ist eine von Haus aus gute Natur, mit allem, was kömmt, findet er sich ab, ist gehorsam, brav, ausdauernd, gutmüthig und rechtlich, ein bischen Plündern ausgenommen, welches er denn doch immer durch dringende Nothwendigkeit zu bevorworten weiß. Genug, wäre man auf gleichen Berufswegen, man würde sich einen solchen Kameraden wünschen.“ —

„Leichtsinnig war diese kriegerische Laufbahn angetreten, leichtmüthig durchgeführt, und so findet man auch den Verlauf derselben leicht und froh niedergeschrieben. Mangel und Fülle, Glück und Unglück, Hohes und Niederes, Tod und Leben fließen gleichmäßig aus laufender Feder, das Büchlein macht daher einen sehr angenehmen Eindruck.“

„Nun aber sagen wir, ohne Furcht mißverstanden zu werden: das Verdienst eines geregelten Reisenden und seiner Mittheilungen wissen wir nach dem ganzen Werthe zu schätzen; aber ein anderer Gang, der nicht vom Wanderer abhängt, wo weder Zweck nach Willkür stattfindet, wo nur ein höherer Befehl oder die äußerste Nothwendigkeit gebietet, dieser hat etwas ganz eigen Reitzendes. Hier gilts nicht etwa, nach einem wohl durchdachten Plan, Belehrung, Unterhaltung, Genuß zu erwarten, kein bedeutender Gewinn für's Leben ist zu hoffen, denn alles, was im nothgedrungenen Augenblick erhascht wird, pflegt der Augenblick wieder zu verzehren, und im Hintergrunde zeigen sich, gegen geringen Vortheil, Mühsale, Wunden, Krankheiten, Kerker und Tod. Dadurch hat aber eben das Ganze in jedem seiner Theile ein frisches unbedingtes Leben, welches den Unbewußten einnimmt, und den Bewußten zufrieden stellt.“

„Die Nachbildung eines solchen unberechenbar wech-

selnden Zustandes gewinnt auch noch dadurch ein großes Interesse, daß der geringste Soldat, weite Landstriche als Frembester kreuz und quer heimsuchend, durch sein Quartierbillet, wie an der Hand des hinkenden Teufels, in das Innerste der Wohnungen, in die tiefsten Verhältnisse verschlossener Häuslichkeit eingeführt wird, und an Gegensätzen solcher Scenen ist auch in gegenwärtigem Discours kein Mangel."

Dichtkunst.

Gedichte eines Nordländers, herausgegeben von Georg Gr. v. Bl. (Blankensee) Berlin und Posen b. Mittler. 1824. 257 S. gr. 8.

Der angebliche Herausgeber hat sein Incognito selbst verrathen, indem er hier einige Gedichte aufgenommen, die er bereits in der Sammlung „Bundesblüthen" (Berlin 1816) unter seinem Namen mitgetheilt hat; und wir tragen um so weniger Bedenken, ihn (wie oben in parenthesi geschehen) öffentlich zu nennen, da er der Kinder seiner Muse sich keinesweges zu schämen hat. Er ist keiner von den metrischen Spielleuten und Leyerkästlern, wovon es auf dem Jahrmarkte zu Plundersweilern wimmelt, und welche in den Schenken der Almanache aufspielen, unbekümmert ob man ihnen gern zuhöret oder sie zum Henker wünscht. Er ist ein wirkliches Sängergemüth, und es scheint ihm auch am Dichtergeiste nicht zu fehlen, nur daß eine vorherrschende Neigung zu melancholischer Lebensansicht beharrlich, wie die Nebel in den Nordländern, den poetischen Horizont verhüllt, und die Gedankensterne verdunkelt, deren Daseyn hinter den Wolken nur unstät schimmernde Strahlen kund geben. Im Gefühl dieser Stimmung hat er wahrscheinlich den „Nordländer" auf den Titel gesezt, und insofern ist der Titel wohlgewählt.

Ueber den Unterschied zwischen Sänger und Dichter hat der Redacteur dieser Blätter in No. 23. vom Jahre 1821 sich deutlich ausgesprochen, und wir finden kein Bedenken, den Grafen v. Bl. als einen Sänger anzuerkennen, der Mitgefühl erregt, wo irgend eine sympathisirende Stimmung waltet. Aber strenger noch, als bey dem Erfindungs- und Gedanken-reichen Dichter muß die Kritik bey dem gefühlvollen Sänger auf musikalische Reinheit des Gesanges dringen, und in diesem Punkte steht der Verf. mancher Rüge bloß. Warum z. B. fühlt er sich S. 4. „nie geleichtert?" Was hat er gegen das Wort erleichtern? Warum verräth S. 6. der Mönch, welcher in seiner Zelle den Mond besingt, durch den Provinzialismus:

O so wende fort (weg) dein heilig Licht —

daß sein Kloster in der Gegend von Berlin liegt? Wie kann (S. 194.) die Klarheit erschlaffen? U. s. w.

Der Unmuth unseres Sängers über die irdene Welt trifft übrigens auch die breterne, das Theater; wird aber hier ergötzlicher als dort. Wir theilen zum Beleg einige Stellen aus dem modernen Prometheus S. 62. mit.

Ob es trefflich, ob es edel,
Gilt dem Bühnenrichter gleich,
Zoten sing' und Gassenwedel,
Machen gleich die Kasse reich.

Plumpe Bursche, trunkne Knappen,
Alte Jungfern, Zofen fein,
Dumme Ritter stolz auf Wappen,
Pumpernickel müssen's seyn.

Wittelwaffel, Hans und Peter,
Das war ich und ich war das,
Mehl und Staub an dem Verräther,
Kriechen in und aus dem Faß.

Klippfisch, Mordex, Hecht und Salme,
Vögel, Bären, Hund und Wölfe,
Schnick und Schnack im Tabacksqualme,
Sind gar theure Nothbehelfe.

Don Ranudo, Salomechen,
Berg und Thal und Kreuz und Quer,
Pelz, Magister, Jeminechen
Schnattern Unsinn hin und her.

Nicht was heiligt und begeistert,
Nicht was bildet und erhebt,
Nur geschmiert und viel gekleistert,
Das ist's, was auf Bühnen lebt.

Was ist Sprache, was die Würde,
Was Don Karlos, und Torquat?
Solche Stücke sind nur Bürde,
Liegen meistens auch im Etat.

Was ist Volksverdienst und Größe,
Thaten edel dargestellt?
Wir, — wir lieben nur die Blöße,
Und das wahrhaft Große fällt.

Kleiner Sinn und große Zettel,
Quodlibet, wo Jeder singt,
Alles Uebrige heißt Bettel,
Wenn der Augustin nicht klingt.

Neugemahlt und neugekleidet,
Alte Hauer aufgespielt,
Wer das Herz nicht daran weidet,
Hat auch nimmer tief gefühlt.

Poesie ist das, leider! zwar nicht, es ist alles nur allzuwahr; aber das ist nicht die Schuld des Sängers, sondern derjenigen, welche täglich am Verfalle der deutschen Bühne arbeiten, und von diesem Verfalle kaum noch etwas zu dichten übrig lassen, während feile Zeitungsschreiber von ihnen sagen, daß ihre Umsicht, ihre Thätigkeit, ihr Kunstsinn u. s. f. gar nichts mehr zu wünschen übrig ließen.

Nr. 73.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 13. September 1825.

Geschichte.

Geschichte der französischen Revolution von 1789 bis 1814 von A. F. Mignet. Aus dem Französischen übersezt, in 2 Theilen. Wiesbaden bey Ritter, 1825.

So viele allgemeine und partielle Geschichten der französischen Revolution erschienen sind, so viele Memoiren sich auf denselben Gegenstand beziehen, so dürfen wir doch weniger über Pleonasmus klagen, als uns darüber freuen, daß durch eine so große Menge von Berichterstattern die Berichte selbst wechselseitig ergänzt und erläutert werden können. Hier werden uns glänzende Bilder von den Begebenheiten entworfen, dort die geheimen Motive der Handlungen aufgedeckt, hier werden Charaktere, dort Ereignisse im genauesten Detail geschildert, hier wiederholt sich der Geist der Partheyen in den Schriften ihrer Stimmführer, dort streben Philosophen mit der höchsten Unpartheylichkeit, den innern Gang der Geschichte zu entwickeln und die großen Lehren einer großen Zeit zu ernten. Jeder bringt uns etwas, und wir dürfen keinen verwerfen. Selbst die eitlen Ueberschätzungen einer Staël dienen uns zur Kenntniß jener Zeit und jener Menschen, so gut, wie die schamlose Aufrichtigkeit eines Fouché.

Mignet stellt sich, wie Thiers, philosophisch über die Geschichte, und strebt, sie im ganzen äußeren Umfang und im innern Organismus zu überblicken. Er schließt den Kreislauf der Revolution in den Zeitraum, in welchem die Dynastie der Bourbonen suspendirt worden, und somit allerdings in die natürlichen Grenzen ein, denn die Früchte der Republik, Menschen und Institute reichen unmittelbar in das Kaiserthum hinüber, und werden seine Wurzeln, und die Geschichte der Republik ohne die des Kaiserthums wäre so viel als das Einathmen ohne das Ausathmen, als eine Strophe ohne die Antistrophe.

Der große Werth Mignets besteht in seiner organischen Auffassung der Geschichte. An ihm erkennen wir wieder, welche Fortschritte mit der Geschichte selbst auch die Geschichtschreibung macht. Aus der Periode der Chroniken und Sammlungen sahen wir im modernen Europa bey Italienern, Engländern und Franzosen zuerst die sogenannte pragmatische Geschichtschreibung sich hervorthun, die bereits eine innere Verständigung der geschichtlichen Thatsachen suchte, sie aber zunächst nur im Mechanismus der in den Thatsachen gegebenen Kräfte aufzufinden wußte. Aus solchen Bestrebungen gingen aber endlich Versuche einer Organologie der Geschichte, besonders in Deutschland in Verbindung mit den großen philosophischen Umwälzungen hervor. So tief indeß von den Deutschen die Idee aufgefaßt worden, so blieben sie doch in der Anwendung derselben zurück, und Engländer und Franzosen bedienen sich unserer Erfindung auch hier, wie überall, mit größerem praktischen Geschick. In Mignet sehen wir die philosophische Tiefe des Deutschen mit der Klarheit des Engländers und mit der Gewandtheit des Franzosen verbunden. Das große reiche Leben der französischen Revolution steht wie plastisch vor ihm, ein einfaches Ganze, hell und vollendet in allen Theilen. Zur Probe mögen hier die Reflexionen ausgezogen werden, womit er die Periode des Direktoriums einleitet.

„Die französische Revolution, welche die alte Regierung zerstörte, und die frühern gesellschaftlichen Verhältnisse ganz umkehrte, hatte zwey vollkommen deutliche Zwecke, den einer freyen Constitution, und den einer mehr vervollkommneten Civilisation. In den sechs Jahren, die wir eben durchgegangen haben, suchte jede der Classen, welche die französische Nation ausmachten, die Regierung zu erlangen. Die Privilegirten wollten ihre Herrschaft gegen den Hof und gegen den Bürgerstand durch die Beybehaltung der Stände und der Reichsstände einführen; der Bürgerstand wollte die seinige gegen die Privilegirten und gegen die Menge durch das Gesetzbuch von 1791, und die Menge die ihrige gegen alle anderen durch die Constitution von 1793 einführen. Keine von diesen Regierungen konnte sich befestigen, weil alle ausschließlich waren. Allein während ihrer Versuche zerstörte jede für den Augenblick herrschende Classe in den höhe-

ren, was sie Intolerantes hatten, und was sich dem Gang der neuen Civilisation entgegensetzen mußte."

„Als das Direktorium auf den Convent folgte, hatte der Kampf der Classen gar sehr nachgelassen. Die Höchsten in jeder derselben bildeten eine Parthey, die noch um den Besitz und um die Form der Regierung kämpfte, allein die Masse der von 1789 bis 1795 so tief aufgeregten Nation suchte in Ruhe zu kommen und sich nach der neuen Ordnung der Dinge zu fügen. Diese Epoche sah das Ende des Strebens nach Freyheit und den Anfang desselben nach Civilisation. Die Revolution nahm ihren zweyten Charakter an, den der Ordnung, Begründung und Ruhe, nach der heftigen Bewegung, der unermeßlichen Arbeit und dem gänzlichen Niederreißen ihrer ersten Jahre."

„Diese zweyte Periode war dadurch merkwürdig, daß man in ihr gewissermaßen die Freyheit aufzugeben schien. Da die Partheyen sie nicht mehr ausschließlich und auf die Dauer besitzen konnten, so verloren sie den Muth und warfen sich aus dem öffentlichen ins Privatleben. Diese zweyte Periode theilte sich wieder in zwey Epochen: sie war liberal unter dem Direktorium und zu Anfang des Konsulats, militärisch zu Ende des Konsulats und unter dem Kaiserthum. Die Revolution ward von Tag zu Tag materieller; nachdem sie ein Volk von Sektirern gebildet hatte, bildete sie eins von Arbeitern, dann eins von Soldaten."

„Schon viele Täuschungen waren verschwunden; man war durch so viele verschiedene Zustände durchgegangen, man hatte in wenigen Jahren so schnell gelebt, daß alle Ideen verwirrt, aller Glauben erschüttert waren. Die Herrschaft des Mittelstandes und die der Menge waren wie eine schnell verschwindende Fantasmagorie vorübergegangen. Man war fern von jenem Frankreich des 14ten Juli, mit seiner tiefen Ueberzeugung, seiner großen Moralität, seiner die Allgewalt der Vernunft und Freyheit ausübenden Versammlung, seinen populären Behörden, seinen Bürgergarden, seinem belebten, glänzenden, friedlichen, den Stempel der Ordnung und Unabhängigkeit tragenden Aeußeren. Man war fern von dem mehr düsteren und stürmischen Frankreich des 10ten Augusts, wo eine einzige Classe die Regierung und die Gesellschaft inne hatte, und in solche ihre Sprache, Manieren, Tracht, die lebhafte Bewegung ihrer Besorgnisse, den Fanatism ihrer Ideen, das aus ihrer Lage hervorgehende Mißtrauen und Verfahren hineinbrachte. Damals sah man das öffentliche Leben gänzlich an die Stelle des Privatlebens treten, die Republik bald den Anblick einer Versammlung, bald eines Lagers darbieten, die Reichen den Armen unterworfen, und den Glauben der Demokratie zur Seite der düsteren und ärmlichen Verwaltung des Volks. In jeder dieser verschiedenen Epochen war man irgend einer Idee lebhaft zugethan, erst der Freyheit und der konstitutionellen Monarchie; zuletzt der Gleichheit, Brüderschaft und der Republik. Zu Anfang des Direktoriums aber glaubte man nichts mehr, und während des großen Schiffbruchs der Partheyen war alles untergegangen, die Tugend des Bürgerstandes, wie die Tugend des Volks."

„Man kam geschwächt und gelähmt aus diesem wüthenden Sturme; jeder dachte mit Schrecken an die politische Existenz zurück, und warf sich zügellos dem Vergnügen und der Annäherung des so lange unterbrochenen Privatlebens in die Arme. Bälle, Feste, Schwelgereyen, kostbare Equipagen kamen mehr als je wieder auf; es war dieß die Reaktion der Gewohnheiten der alten Herrschaft. Die Regierung der Ohnehosen führte die der Reichen, die Klubs führten die Salons zurück. Uebrigens war es kaum möglich, daß dieses erste Symptom der neu wiederkehrenden Civilisation nicht ebenfalls das Maaß überschritten hätte. Die Sitten unter dem Direktorium waren das Ergebniß einer anderen Gesellschaft, die wieder erscheinen mußte, ehe die neue ihre eigenen Sitten gebildet hatte. Bey diesem Uebergang mußte der *Luxus* die Arbeit herabbringen; der Geldwucher den *Handel*; die Salons die Annäherung der Partheyen, die sich nur durch das Privatleben ertragen konnten; kurz die Civilisation mußte die Freyheit wieder beginnen."

Während Mignet in der über dem Ganzen der Geschichte schwebenden Reflexion durchaus das gleiche Maaß und die gleiche Consequenz beobachtet, macht er doch in der Darstellung der Thatsachen selbst einige Unterschiede. In der Einleitung zur Revolution und am Schluß derselben ist er kürzer und flüchtiger. Namentlich ist die Geschichte Napoleons gedrängter und mit weniger Interesse geschildert, als wir erwartet hätten; ja wir finden einige Nachlässigkeiten, z. B. im Jahr 1806. Die Kapitulation von Erfurt, wo offenbar Prenzlow stehen sollte, was sogar vom Uebersetzer nicht berichtiget worden ist. Mignet mag aber entschuldigt werden, wenn man bedenkt, daß die von ihm mehr vernachlässigten Theile der Geschichte von Andern desto ausführlicher behandelt sind, und es gereicht ihm dagegen zum größten Ruhme, daß er die Geschichte der französischen Republik und des Terrorismus, die bisher noch immer partheyisch, fragmentarisch oder verworren geschildert worden, mit einer Genauigkeit und Klarheit entwickelt, die im höchsten Grade meisterhaft genannt zu werden verdient. Indem er im Centrum der Betrachtung steht, ist es ihm natürlich, gerade den Knoten am scharfsinnigsten zu lösen, in dem die Fäden am verworrensten in einander laufen.

Dichtkunst.

Der Tod Jonathans. Ein heroisches Trauerspiel in fünf Akten von C. Corrodi. Zürich, Friedr. Schultheß 1824. 8. 158 S.

Der Verf. nennt sein Trauerspiel ein heroisches, nicht um es vom Bürgerlichen (denn es geht alles fein spießbürgerlich und philisterhaft hier zu), sondern um es von dem Rührenden zu unterscheiden, und da tritt der Unterschied auch sehr scharf hervor, denn Ref. bekennt, daß er ganz ungerührt geblieben, obgleich er das Büchlein zweymal mit der redlichsten Absicht, sich rühren zu lassen, durchgelesen hat. Seltsam, was sich unsere jungen Tragöden für Vorstellungen von einem Trauerspiel machen; wie sie in das Gelag hinein dichten, unbekümmert um alles, was sich aus den guten Tragödien der Alten und aus den Schlechten der Neuern lernen läßt; wie sie den ersten besten Stoff, der ihnen in die Hände fällt, breit hämmern und sich auf die Qualen noch etwas zu gut thun, welche sie ihren Lesern bereiten! — Der Stoff, den sich Herr C. gewählt, ist nicht tragisch; die darauf verwandte Behandlung nicht poetisch; von einer sittlichen Tendenz keine Spur; keine Individualität in den Charakteren; nichts im ganzen Werkchen, das an die Eigenthümlichkeit jener Zeit, jenes Landes, jener Menschen erinnerte. In diesem Bezug könnte unser Verf. ein wahrhaft seltenes Gegenstück zu seinem Tode Jonathans liefern, wenn er einen Otto von Wittelsbach oder einen Winkelried in das Land der Moabiter versezte und sie im Styl des Buches Ruth oder der Chroniken sprechen ließe, mit stäter Berücksichtigung des heiligen römischen Reichs u. s. w.

Man erlasse uns, den Faden nachzuweisen, an welchem der Verf. die fünf Akte herabführt, oder seine Helden zu Grabe zu begleiten (denn daß Jonathan nicht nur, sondern auch Saul, Michael, Drey sterben müssen, versteht sich von selbst); nur einige kleine Proben von der Sprache unseres Dichters mögen hier stehen.

S. 8. sagt der Fürst von Ekron:

„Ha, jezt begreif' ich deinen guten Muth,
„Obgleich noch nicht das volle Licht mir tagt."

(Soll wohl heißen, „obgleich ich ihn noch nicht ganz begreife?")

„Es log also die Sage, die kurz eh'
„Von Hause wir uns machten, leichten Flugs
„Durch unsre Städte flatterte" u. s. w.

Plumpe Prosa und geschmacklose Affektation begegnen sich hier unangenehm in zwey Zeilen. Dieses „Machen" findet sich S. 69. noch einmal.

S. 36. eine neue Definition der Schwärmerey:

Sara.

„Das Schrankenlose aber führt zum Schwärmen.

Michal.

„Was ist denn Schwärmerey? Willst du etwa
„Den Spiegel des Unendlichen begränzen,
„Die Weichgeschaffne, hohe, weite Seele?"

Im nachstehenden Dialog glaubt man in die schönste Marionetten-Tragödie versezt zu seyn.

Sara.

„Aus Liebe aber möcht' ich gern dich heilen,
„Und deines Wesens Schwermuthsflor zertheilen.

(Wie schön das gesagt ist und gereimt dazu, was nicht immer der Fall ist. Drauf nun spricht)

Michal.

„Nur heile nicht! Nie war ich so gesund.
„Und was du Traum nennst, ist mir Himmelsglanz.

Sara.

„Warum denn dieses Auge nicht mehr hell,
„Und sonnenwarm, wie in vergang'nen Tagen?

Michal.

„Sieh nicht auf's Aeuß're: ich betheure dir
„In Liebe schmolz dieß Herz noch nie so sehr.

Sara.

„Doch fliehest du die besten Freundinnen,
„Liebst Dämmerung und siehst dich gern allein.

S. 60. „Trieb uns der Geist der feuervollen Jugend,
„Mit Joabs Wissen diesen Morgen uns
„Vom Heere abzusenden, ob vielleicht
„Ein Zufall uns u. s. w.

Den Verf. hätte ein anderer Geist treiben sollen, an dieser und vielen andern Stellen die Feile zu gebrauchen.

S. 106. muß die gute Michal „groß" sprechen:

„Ich kenne mich — wie sollt' ich mich nicht kennen.
„Und ewig will ich aus mir selbst entbrennen."

Wir finden uns hier in einem ungewöhnlichen Falle, denn Goethe sagt:

„Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
„Es müsse sich dabey doch auch was denken lassen.

S. 116. hält David einen Monolog, den er, wie es eingeklammert heißt, mit Geniusspiel vorträgt; es ist derselbe aber vielmehr das Werk des Gänsekiels, als des Geniusspiels. Wir ahnen, was die Leser zu folgenden zwey Stellen, mit dem wir schließen, sagen werden:

S. 124. sagt der Fürst von Ekron:

„So laß denn schleunig zu dem Angriff blasen.
„Sobald dein Volk das Morgenbrot genommen."

Und endlich S. 134. die gewaffnete Michal:

„So sey es denn! Ich muß, ich muß von hinnen.
„Allmächtig treibt des Geistes Drang mich fort;
„Lebt wohl, lebt wohl, ihr königlichen Zinnen.
„Und du, o Thal, vernimm mein Abschiedswort!
„Es mögen Thränen auch dazwischen (?) fließen,
„Was schäm' ich mich, die Thränen zu vergießen;
„Denn nicht das Aug, es weinet sie das Herz
„Und menschlich ist an Helden auch mein Schmerz.

X.

Länderkunde.

William Scoresbys des Jüngeren Tagebuch einer Reise auf den Wallfischfang, verbunden mit Untersuchungen und Entdeckungen an der Ostküste von Grönland, im Sommer 1822. Aus dem Englischen übersezt und mit Zusätzen und Anmerkungen versehen von Friedrich Kries, Professor am Gymnasium in Gotha. Mit neun Abbildungen und einer Landkarte. Hamburg bey F. Perthes. 1825. XVIII und 414 S. gr. 8.

Das i. J. 1823 zu Edinburg erschienene Original führt den Titel: Journal of a Voyage to the Northern Whalefishery; inclyding Researches and Discoveries on the eastern coast of West-Greenland, made in the Summer of 1822, in the ship Baffin of Liverpool. Da die englischen Wallfischfänger das eigentliche Grönland West-Grönland, und Spitzbergen Ost-Grönland nennen; so hat der Uebersetzer guten Grund gehabt, auf dem Titel nur der Ostküste von Grönland zu erwähnen, die der Gegenstand der Untersuchungen und Entdeckungen war. Scoresby verband nämlich mit seiner Gewerbsfahrt den Zweck, an der Ostküste des eigentlichen Grönlands den verschollenen isländischen Kolonien nachzuspüren. Und wirklich gelang es ihm, in der hohen Breite von 75° das Land zu erreichen, und von da südlich herab bis zum 69sten Grade vorzudringen. Er fand überall Spuren, daß die Küste bewohnt gewesen, zum Theil noch vor kurzer Zeit; aber von wem, ob von Eskimo's oder von den alten, normännischen Kolonisten, das ließ sich nicht klar ermitteln. Leider kam er nicht weit genug herab gegen Cap Farewell, um die Oerter zu besuchen, wo nach Cranz jene Kolonien bis 1408 gewohnt haben sollen. Aber es waren keine Naturhindernisse, die ihn daran hinderten; er mußte umkehren nach Norden, weil ihn sein Hauptgeschäft, der Wallfischfang, dahin zurückrief. Er hat sonach nur die Möglichkeit bewiesen, diese Küste zu erreichen, und vom Norden herab zu befahren, wodurch es höchst wahrscheinlich wird, daß sie auf diesem Ummege, zu günstiger Jahreszeit, auch bis zum Cap Farewell hinab befahren werden kann, ungeachtet des Eises, welches seit 4 Jahrhunderten den geraden Weg dahin von Island aus gesperrt zu haben scheint. Daß man diesen Wink nicht unbenuzt lassen werde, um über das verschollene Bisthum von Ost-Grönland Nachforschungen anzustellen, läßt sich um so mehr hoffen, jemehr man in England bereits auf den Zweck der Parry'schen Fahrten nach dem Nordpol gewendet hat: denn die Wiederauffindung einer christlichen Kolonie von solchem Umfange und von solchem Alter steht an Wichtigkeit gewiß der Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt nicht nach. Scoresby hat alles gethan, was eine solche Wiederentdeckungs-Reise erleichtern kann: er hat die ganze Ostküste, so weit er sie gesehen und resp. betreten, sorgfältig aufgenommen, und eine Karte davon geliefert. Bisher war, seinen Entdeckungen nach, die Lage der Ostküste in den höheren Breitengraden von 69° bis 75° so fehlerhaft bestimmt, daß die Karten den Schiffer eher in's Unglück brachten, indem er dadurch, hinsichtlich der Länge, in einen Irrthum von 12 bis 14 Graden geführt werden konnte. Die geographische Wichtigkeit seiner Reise ist sonach außer Zweifel. Aber auch für den Naturforscher ist sie von Bedeutung, da der Befehlshaber der Baffin bereits durch frühere Arbeiten in diesem Fache, namentlich durch den Account of the Arctic Regions, sich rühmlich bekannt gemacht, und den Ruf eines Mannes von ausgezeichneten Talenten für die Wissenschaften erworben hat.

Der Uebersetzer hat mit großem Fleiße gearbeitet. Er hat nicht blos dieses Werk des erfahrenen, kenntnißreichen Polar-Fahrers, sondern auch jenes frühere studirt, und da, wo Scoresby auf dasselbe sich bezieht, Auszüge daraus der gegenwärtigen Reisebeschreibung einverleibt. Auch hat er in seinem Vorberichte und in den Anmerkungen allen Mißverständnissen vorgebaut, in welche der deutsche Leser gerathen könnte durch die Unbekanntschaft mit den nautischen Maaßen und Gewichten, mit der in England vorherrschenden Gebräuchlichkeit der Fahrenheitischen Thermometer-Eintheilung, u. dergl. mehr. Der Druck ist sehr bequem für das Auge, und correct, die Abbildungen und die Karte sauber, und auf lezterer die Namen höchst deutlich. Scoresby hat für die neuentdeckten Küsten-Punkte die Namen seiner Freunde, und berühmter Seefahrer, Gelehrten u. s. w. gewählt, worunter auch Deutsche, z. B. Werner und Humboldt.

Müllner.

Nr. 74.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 16. September 1825.

Die erste Ausgabe von Hamlet.

Der Titel dieser sehr merkwürdigen ältesten Ausgabe von Shakspeare's Hamlet ist folgender:

The
Tragical historie of
Hamlet
Prince of Denmarke
By William Shake-speare.

As it hath beene diuerse times acted by his Highnesse servants in the Cittie of London, as also in the two Vniversities of Cambridge and Oxford and elsewhere.

N. L.

At London printed for N. L., † and John Trundell. 1603.

Die Original-Ausgabe, von welcher im Laufe dieses Jahres in London ein correcter Abdruck erschienen ist, war zuerst im Besitz von Sir T. Hanmer, der einen Shakspeare herausgab; vor ihm ging sie auf die Familie Bunbury über, von welcher sie Payne und Foß, die Herausgeber des neuen Abdrucks, kauften. Sie enthält 12 Stücke, nämlich:

1. The Merchant of Venise. 1600. (Erste Ausg.)
2. The merry Wives of Winsor. 1602. (d°)
3. Much Ado about Nothing. 1600. (d°)
4. Mid-summer Night's Dream. 1600. (d°)
5. Troylus and Cressida. 1609. (Eine der 2 ersten in diesem Jahre erschienenen Ausg.)
6. Romeo and Juliet. 1599. (Erste Ausg.)
7. Hamlet. 1603. (Erste bekannte Ausgabe. Das lezte Blatt fehlt; doch konnte dasselbe nur wenige Zeilen enthalten.
8. Henry IV. p. 2. 1600. (Erste Ausg.)
9. - - p. 1. 1598. (d°)
10. Henry V. 1602. (2te Ausg.)
11. Richard III. 1602. (3te Ausg.)
12. The two noble Kinsmen by J. Fletcher and Shakespeare. 1634. (1ste Ausg.)

Das Ganze ist in klein 4 gedruckt und enthält unser Hamlet 31 gezeichnete Blätter mit 35 Zeilen die Seite. Ueber die Bedeutung der zwey Chiffern (N. L.) auf dem Titelblatte sind die Meynungen getheilt. Nach Einigen ist es N. Landure, der die Ausgabe von Hamlet, die 1604 erschien, besorgt hat; nach Andern Nicholas Ling, der in Verbindung mit James Roberts, welcher für die Verbreitung der ersten Dramen Shakspeare's so eifrig besorgt war, wie irgend ein Carlsruher oder sonstiger Nachdrucker für die unserer Klassiker, mehrere Stücke von Sh. herausgegeben hat.

Alle in dem genannten Bande enthaltenen Stücke weichen von den Ausgaben, welche wir jezt haben, bedeutend ab. Sie sind die ersten Skizzen, welche der Dichter entworfen und auf die Bühne gegeben hatte, und als solche für uns von dem höchsten Interesse. Wir sehen hier die Dramen, wie sie wirklich aufgeführt worden und die Englischen Bühnen mögen lernen, wie die Shakspeare'schen Stücke für das Theater einzurichten sind; denn daß sie niemals ganz, wie sie Sh. später ausarbeitete, aufgeführt worden sind, wird Niemand in Zweifel stellen; noch weniger, daß die Art, wie hier verfahren wurde, zweckmäßiger sey, als die Anordnung, welche selbst höchst bewährte Männer (ein John Kemble z. B.) auf den Bühnen einführten.

Wir zweifeln, daß Sh. selbst den Abdruck Hamlet's, wie er vor uns liegt, veranlaßt habe; denn dieß ganze Trauerspiel, wie wir es kennen, wurde ein Jahr später abgedruckt; daß es aber nicht wider seinen Willen erschien, beweist der Umstand, daß die spätere Ausgabe des Ganzen bey demselben Verleger herauskam; und daß es nicht, wie die meisten Englischen Kritiker angenommen haben, von einem Zuschauer während der Vorstellung nachgeschrieben wurde, sieht man wohl, wenn man, wie wir thun werden, das Ganze näher beleuchtet. Wir glauben, daß diese Ausgabe eine nähere Berücksichtigung verdiene, wäre es auch nur um der neuen Lesearten willen, die ein großes Interesse darbieten: es finden sich aber auch Stellen, wodurch mehrere Charaktere in einem ganz anderen Licht erscheinen, Zusäze, die als Reliquien von Shakspeare ausgehoben zu werden verdienen u. s. w.

Die Stellen, welche wir copiren, enthalten zuweilen Druckfehler, welche in der Original-Ausgabe sind, und die unser Abdruck mit Recht wiedergegeben hat, wie sie sich in der ersten Ausgabe finden. Daß wir den Stellen eine Uebersetzung beyfügen, wird den meisten Lesern nicht unangenehm seyn.

Der Anfang ist abgebrochener und kürzer als in den gewöhnlichen Ausgaben:

Enter two Centinels.

1. Stand: who is that?
2. 'Tis I.
1. O you come most carefully vpon your watch,
2. And if you meete Marcellus and Horatio,
The partners of my watch, bid them make haste. a)

Die andern Ausgaben haben rivals. Warburton schlägt partner vor, aber Malone bemerkt, daß Sh. stets rival für partner gebraucht: rival ist ungewöhnlicher in diesem Sinn, und es läßt sich in hundert Stellen nachweisen, daß Sh. die gäng und geben Ausdrücke gern vermied, wo er es passend fand.

1. I will: See who goes there. b)

Enter Horatio and Marcellus.

Hor. Friends to this ground.
Mar. And leegemen to the Dane,
O farewell honest souldier, who hath releeued you?
1. Barnardo hath my place, giue you good night.
Mar. Holla, Barnardo.
2. Say, is Horatio there?
Hor. A peece of him.
2. Welcome Horatio, welcome good Marcellus.
Mar. What hath this thing appear'd againe to night. c)

In der Folio-Ausgabe, wie hier, spricht Marcellus diese Worte: in den Quart-Ausgaben und in dem Text nach Johnson und Stevens spricht sie Horatio. Das Zusammentreffen der ältesten Ausgabe mit den alten Stammbüchern der Bühne überwiegt die Autorität der Kritiker und zeugt für die Aechtheit des alten Druckes.

2. I have seene nothing.
Mar. Horatio sayes tis but our fantasie,
And will not let beliefe take hold of him,
Touching this dreaded sight twice seene by vs,
Therefore I have intreated him a long with vs
To watch the minutes of this night,
That if againe this apparition come,
He may approue our eyes, and speake to it.
Hor. Tut, t'will not appeare.
2. Sit downe I pray, and let vs once againe
Assaile his eares that are so fortified,
What we haue two nights seene.
Hor. Wel, sit we downe, and let vs heare Bernardo speake of this. d)
2. Last night of al, when yonder starre that's westward from the pole, had made his course to
Illumine that part of heauen. Where now it burnes,
The bell then towling one.

Enter ghost.

Mar. Breake off your talke, see where it comes againe.
2. In the same figure like the king that 's dead,
Mar. Thou art a schollar, speake to it Horatio.
2. Lookes it not like the king?
Hor. Most like, it horrors me with fear and wonder.
2. It would be spoke to.
Mar. Question it Horatio.

---

a) Zwey Schildwachen treten auf.
1. Steht! Wer ist das?
2. Ich bin's.
1. O ihr kommt sehr gewissenhaft auf eure Wache,
2. Und trefft ihr auf Marcellus und Horatio,
Die mit mir Wache halten, heißt sie eilen.

b) 1. Ich werde. Sieh wer geht da.

c) Horatio und Marcellus treten auf.
Hor. Freund' dieses Bodens.
Mar. Und Lehensleut' des Dänen.
O grüß' dich, braver Krieger, wer löst' hier dich ab?
1. Bernardo that's, ich geb' euch gute Nacht.
Mar. Holla, Bernardo.
2. Sag', ist Horatio da?
Hor. Ein Stück von ihm.
2. Willkommen, Horatio, Freund Marcellus, willkommen!
Mar. Nun, ist das Ding heut Nacht erschienen wieder?

d) 2. Ich habe nichts geseh'n.
Mar. Horatio sagt, es sey nur Einbildung
Und will bey sich dem Glauben Raum nicht geben
An dieses Schreckbild, das wir zweymal sah'n,
Deswegen lud ich ihn hieher, mit uns
Die Stunden dieser Nacht zu wachen,
Damit, wenn wieder die Erscheinung kömmt,
Er unsern Augen zeug' und mit ihr spreche.
Hor. Pah, 's wird nicht kommen.
2. Ich bitte, sezt euch, und laßt uns noch ein Mal
Sein Ohr, das so verschanzt, mit dem bestürmen,
Was wir zwey Nächte sah'n.
Hor. Gut, sizen wir und laßt Bernardo uns hievon erzählen.
Die lezte Nacht, als jener Stern, der westlich
Von Pole ist, in seinem Lauf den Theil
Des Himmels hellte, wo er jezt erglühet,
Indem die Glocke eins schlug —

Der Geist kömmt.

Mar. Brecht eure Red' ab; seht, da kömmt es wieder.
2. Ganz die Gestalt wie der verstorbne König.
Mar. Du bist gelehrt, sprich du mit ihm, Horatio.
2. Gleicht es dem König nicht?
Hor. O sehr, es macht mich starr vor Furcht und Staunen.
2. Es möchte angeredet seyn.
Mar. Frag' es Horatio.

Hor. What art thou that thus vsurps the state, in
Which the Maiestie of buried Denmarke did sometimes
Walke? By heauen I charge thee speake. e)

Wenn man diese letzten Zeilen mit den spätern Abdrücken vergleicht, so findet man ein Beyspiel von gedehnter und geschmückter Phraseologie, der man so oft in der ausgeführten Bearbeitung dieses Stückes begegnet:

What art thou that usurp' at this time of night
Together with that fair and warlike
form etc. f)

Die Verse, welche Bernardo („I think it be no other," Nichts anders, denk' ich, ist's, 2c.—) und Horatio („A mote it is to trouble the mind's eye" etc. Ein Stäubchen ist's, des Geistes Aug zu trüben) unmittelbar vor der zweyten Erscheinung des Geistes sprechen, fehlen in unserm Abdruck, wie sie in der Folio-Ausgabe fehlen. Es ist daher keine Hoffnung, daß die verderbten Lesearten in den Quartausgaben je verbessert werden können.

Enter the ghost.

Hor. But loe, behold, see where it comes againe,
Ile crosse it, though it blast me: stay illusion,
If there be any good thing to be done,
That may doe ease to thee, and grace to mee,
Speake to mee.
If thou art priuy to thy country's fate,
Which happly foreknowing may prevent, O speak to mee,
Or if thou hast extorted in thy life,
Or hoorded treasure in the wombe of earth,
For which they say you Spirites oft walke, in death,
speake
to me, stay and speake, speake, stoppe it Marcellus.
2. Tis heere. Exit Ghost.
Hor. Tis heere.

e) Hor. Wer bist du, der sich dieser Würde anmaßt,
Worin die Hoheit des begrab'nen Dänmark zuweilen
Ging? Ich beschwöre dich beym Himmel, sprich!

f) Wer bist du, der sich dieser Nachtzeit anmaßt
Und dieser edeln, krieg'rischen Gestalt u. s. w.

g) Der Geist kömmt.
Hor. Doch still! Blickt hin, seht wie es wieder kömmt.
Ich kreuz' es, wenn's mich auch verdirbt. Steh', Phantom,
Ist irgend eine gute That zu thun,
Die dir Erleicht'rung bringen kann, mir Gnade,
Sprich zu mir.
Bist du vertraut mit deines Landes Schicksal,
Das etwa, vorgekannt, gewendet wird, o sprich zu mir,
Oder, hast du erpreßt in deinem Leben
Oder Schätze aufgehäuft im Bauch der Erde,
Wofür ihr Geister, sagt man, oft im Tode wandert, sprich
Zu mir, verweil' und sprich, sprich, halt' es auf, Marcellus.
2. 'S ist hier. Geist ab.
Hor. 'S ist hier.

Mar. Tis gone, O we doe it wrong, being so maiesticall, to offer it the show of violence,
For it is as the ayre invelmorable
And our vaine blowes malitious mockery.
2. It was about to speake when the Cocke crew.
Hor. And then it faded like a guilty thing etc. g)

Das ausgelassene „If thou hast any sound or use of voice" (Wenn du irgend einen Laut oder Gebrauch der Stimme hast), das schwächere „faded" (verbleichen, verschwinden) statt „started" (auffahren) und mehreres Abweichende in der Sprache ist zu unbedeutend, als daß man viel Gewicht darauf legen sollte. Steevens war der Meynung, auf Marcellus' Frage: „Soll ich mit meiner Hellebarde nach ihm schlagen?" müsse die Antwort: „Thu' es, wenn's nicht stehen will!" eher dem Bernardo als Horatio gegeben werden, dessen Charakter es weniger entspricht. Er hatte wahrscheinlich Recht. Hier sind jedoch beyde Stellen ausgelassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mar. 'S ist fort. O Unrecht thun wir ihm, da es so majestätisch,
Daß wir den Anschein von Gewalt ihm bieten,
Denn es ist unverwundbar wie die Luft,
Und unsre eiteln Streiche böser Hohn.
2. Es war am Reden, als der Hahn just krähte.
Hor. Und dann verschwand es wie ein sünd'ges Wesen.

Almanachs-Literatur für 1826.

Minerva.

Dieses bey Gerhard Fleischer erscheinende Taschenbuch hat sein achtzehntes Jahr angetreten. Die Kupfer-Gallerie zu Goethe's Werken wird fortgesetzt. Auf der ersten Tafel, zu Goethe's Geschwistern, zeichnet sich der Hund aus, der gar zierlich mit der rechten Vorderpfote auf Mariannens Wade sich stützt. Auf der zweyten, zu der Operette Jery und Bätely, bellt ein Kettenhund zu dem Violinspiel des Thomas, eine Katze hört auf dem Gesims des Hauses zu, im Vorgrunde sind zwey Hühner und im Mittelgrunde eine kleine Heerde Rindvieh zu schauen. Auf der dritten gibt es nur Vögel, aber von allerley Gattungen; denn sie gehört zu Goethe's Satyrspiel, die Vögel. Auf der vierten, zu Künstler's Erdenwallen, streckt ein griesgramiger Hund mit langen Schlappohren seinen Kopf unter dem Stuhle des Malers hervor, und scheint sich über den Kenner zu ärgern, welcher den Nasenbuz des Bildes kritisirt. Auf der fünften, zu Künstler's Apotheose, scheint das Windspiel des Fürsten den Bilderhändler in die rechte Wade kneipen zu wollen. Auf der sechsten und siebenten, d. h. auf dem Jahrmarkte zu Plundersweilern, gibt es weder Hund noch Katze, sondern blos Affen und Esel; und auf der achten endlich,

zum Fastnachtsspiel, nichts als eine Heerde Schweine, im fernen Hintergrunde. In der linken Ecke des Vorgrundes von der erwähnten siebenten Tafel ist die Hand des Kutschers hinter dem Mädchen auf dem Fasse auf einem Wege der Natürlichkeit, der, wenn dieser Moment in Goethe's Dichtung vorkäme, den Insurgenten von Lieme neue Waffen verschaffen würde. Alle diese Kupfer sind übrigens von Ramberg, und also auch von Effekt.

Uebrigens enthält das Taschenbuch eine Novelle von Rochlitz, Jugenderinnerungen von Bonstetten, einen Roman von F. Jacobs, und Agrionien, theils gemacht, theils gesammelt von Theodor Hell. Wegen Kürze der Zeit haben wir von den prosaischen Aufsätzen nur die Novelle von Rochlitz lesen können. Sie heißt die Einquartirung, und fällt in die Zeit kurz nach der Schlacht von Leipzig. Die Hauptperson ist eine Ehefrau, die, ungeachtet der Einquartirung eines früheren Liebhabers bey ihr, dennoch ihrer Pflicht getreu bleibt, obschon ihr Mann auf sie Verzicht leistet und sogar dem Nebenbuhler durch die Flucht Platz macht. Der Fall ist selten genug, um lesenswerth zu seyn. Unter den Agrionien hat uns die erste Charade (von Agnes Franz) viel Kopfbrechens gekostet, und warum? Weil die Verfasserin den zweyten Theil des Wortes Ballade — also lade — die zweyte Sylbe genannt hat.

Der Logogryph S. 181. aber ist uns völlig dunkel geblieben, obgleich S. 495. die Auflösung steht. Unsere Leser mögen selbst urtheilen.

Sprich mein G. wo kommst du her
Voller H. und sonder R.?
Bringt das M. dich so zur Eile?
Nein, mein Räthselfreund, ich weile
Länger hier, das B. zu finden,
Um die L. dann fest zu binden.
Nun mit F. versich'r' ich frey,
Daß dein Suchen fruchtlos sey.

Die Lösung sollen die Wörter: Gast, Hast, Rast, Mast, Bast, Last, und Fast geben. Ist die Mast (Viehmast) oder der Mast (baum), gemeint? Wie bringen diese Dinge den Gast zur Eile? Und was heißt das: Ich versichere fast frey? Das scheint uns ein Logogryph mit F. zu seyn, i. e. fast (beynahe) ein Logogryph.

Das Aeußere des Buches ist, wie gewöhnlich, sehr elegant.

Aurora,

Taschenbuch für deutsche Töchter und Frauen edleren Sinnes, von Jakob Glatz. Erster Jahrgang. Leipzig bey Gerhard Fleischer. Nur ein Kupfer vom Ramberg, aber wohl gelungen: ein schönes Mädchen bey Mondschein mit der Guitarre im Arm unter einer Thränenweide. Der Inhalt besteht in Charakterschilderungen und Erzählungen von reinmoralischer Tendenz, mit untermischten kleinen Gedichten, Räthseln und Anecdoten. Vieles ist entlehnt, aber mit zweckmäßiger Auswahl. Der Druck bequem und sauber, das Aeußere nicht prächtig, aber nett, wie das reinliche Hauskleid einer sittsamen Jungfrau. Daß dieses Taschenbuch keine Fortsetzung oder sogenannte neue Folge derjenigen, rein belletristischen Aurora ist, welche für 1823 bey Schwan und Götz zu Mannheim erschien, aber unseres Wissens mit dem ersten Jahrgange auch aufhörte, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Dichtkunst.

Fiesque, Tragédie en cinq actes et en vers, par M. Ancelot, représentée pour la première fois le 5 novembre 1824, sur le Théatre Royal de l'Odéon. Paris, Urbain Canel, 1824. 111 pag. 8.

Schillers Fiesko, in Verse gebracht, und nach den Regeln der französischen Tragödie umgeformt. Wir müssen bekennen, daß er dadurch in mancher Hinsicht eher gewonnen als verloren hat. Giannettino Doria und Julia, die bey Schiller durchaus widerwärtig sind, und folglich auch der Anblick der Brutalität und der weiblichen Schamlosigkeit, sind weggeschafft, Eleonore fällt nicht von der Hand ihres Gemahls, die Handlung geht anständig den Gang einer interessanten Staatsaction, und endet wie bey Schiller, nur mit dem Unterschiede, daß der Republikaner Verrina den nach dem Purpur lüsternen Fiesko ersticht, statt ihn in das Meer zu stoßen. Das weicht freylich noch um eine Spanne weiter von der Geschichte ab, nach welcher Fiesko zufällig ertrank; aber es war nothwendig: denn bey dem Fall in das Wasser würde das Pariser Publikum fragen: Ne saurait-il pas nager par hasard? Daß Schillers kraftvolle poetische Diction verschwunden ist, versteht sich von selbst, die französische Conventional-Poesie läßt sie nicht zu. Inzwischen würde sich ein Deutscher doch kaum des Lächelns enthalten können, wenn er den Mohren Hassan so vornehm sprechen hörte, wie ihn Herr Ancelot zu Anfange des vierten Aktes sprechen läßt:

De festons odorans le palais se décore.
J'entends déjà frémir la harpe et la mendore;
Dans les vastes jardins mille feux suspendus,
Les esclaves en foule en tous lieux répandus,
L'élan impétueux d'une feinte allégresse,
Tout appelle aux plaisirs une oisive jeunesse,
Et bientôt la révolte, à ce peuple indolent,
Doit, au bruit des concerts, montrer son front sanglant.

Gegen das Ende, als man Verrina bey dem tödtlich verwundeten Helden findet, sagt der Genuesische Brutus:

Fiesque voulait s'armer d'un sceptre illégitime,
J'ai frappé l'oppresseur ... Je pleure la victime.

Im Munde eines solchen eingefleischten Republikaners, der gar kein Scepter für legitim anerkennt, klingt dieses diplomatische Beywort etwas seltsam. Müllner.

Nr. 75.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 20. September 1825.

Belletristik.

Die zwey Stimmen im Weltall. Nebst Gefolge. Von Johann Baptist Stoll, Doctor der Medizin in Wevelinghofen. Köln 1824, gedruckt und zu haben bey Johann Peter Bachem. 46 S. gr. 8.

Es ist sehr charakteristisch, daß dieses Buch in Quart gedruckt worden ist: denn Quart, Großquart zumal, ist das Format der Schulschriften, als da sind Festreden, Programme, Examenarbeiten, Exercitien und dergleichen; und in der That läßt der Inhalt kaum eine andere Voraussetzung zu, als daß der Herr Verf. hier dem Publikum Proben von seinen verschiedenen Fähigkeiten und Kenntnissen habe geben wollen, ungefähr wie ein valedicirender Schüler dem Collegium der Lehrer oder der hohen Schulinspection. Die zwey Stimmen im Weltall sind die Hauptarbeit, und zwar unverkennbar eine Schularbeit, ein Produkt der mystisch-naturphilosophischen Belletristenschule. Haß und Liebe heißen die beyden Stimmen, also — Polarität, Centrifugal- und Centripetal-Kraft, Finsterniß und Licht, Kält' und Wärme, Amalgamation und Zersetzung, chemische Psychologie und psychologische Chemie, Grund- und Urkräfte des Weltalls, Makro- und Mikrokosmogonie, physische und moralische Weltordnung genial durcheinander gequirlt, kurz alles, was nur irgend in dieser Schule gelehrt wird und ersonnen werden kann, und zwar alles in einer rhythmisch-rheumatischen Diction wie diese:

Was ist die Welt, die Natur? das Epos göttlicher Wunder.
Nach den Gesetzen der Zweyheit erzeugt durch geistige Kräfte,
Die aus sich die Gottheit erweckt und feindlich getrennt;
Diese zeugten aus sich: der Haß, der wilde, das Feu'r,
Und die Liebe die Lüfte, das Band. Schon fausten die Flammen,
So (die) unauslöschlich der Haß aus zürnender Brust sich erzeugte,
Und mit dem Hauche des Sturms herblies durch die Räume der Nacht.
Furchtbarer Feuerorkan! du trägst den Saamen in dir
Für Myriaden von Welten. Es hallte der Donner des Hasses
Aus dem Himmel voll Feu'r, daß erbebten die Tiefen des Chaos.
Ach! es wurde das Werden nicht Seyn, weil herrschte der Haß
Mit der zerstiebenden Kraft; da ertönt ein sühnendes Ach!
Aus dem Himmel der Lieb' in göttlichen Harmonieen
Und mit unendlich empfänglicher Kraft entstürzten die Lüfte
Aus dem Himmel der Lieb' in das endlos ergossene Feu'r.
Und es begann die Gährung des Seyn's; im wirbelnden Schwung,
Den die Atömchen (!) zuerst durch den feindlichen Anflug erhielten,
Flogen die ersten Kerne der Welt in flücht'ger Umarmung
Durch das unendlich verbreitete Meer des werdenden Stoff's;
Dichter und größer im Flug wurd' ihnen durch Zeugung der Leib,
Denn es tranken die Lüfte das Feu'r und stießen den Lichtstoff
Wieder aus, und erzeugten das Wasser, die Mutter der Erde; ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Hierauf folgen zwey Gedichte in italienischer und eins in französischer Sprache. In beyden Sprachen besingt der Verf. den Spiegel, ist aber weder der französischen Metrik noch Sprache ganz mächtig. Der Alexandriner S. 12. (und er macht den Anfang des Gedichts le miroir):

J'ai renoncé à l'amour, j'ai senti sa malice,

hat im ersten Hemistich' eine Sylbe zu viel, und in dem S. 13:

Quel charme meut ses bras, quel air sa bouche spire

ist die Sprache um eine verkürzt worden. Das Zeitwort spirer (statt respirer) existirt nicht, und selbst das Substantivum spiration, welches den Verf. auf die Vermuthung seiner Existenz gebracht haben mag, ist nur Kunstwort der Theologie, und bezeichnet in dieser Wissenschaft etwas weit Erhabeneres, als das Athemholen: es wird einzig gebraucht von dem Mysterium der Art und Weise, wie der H. Geist ausgeht vom Vater und vom Sohne.

Fünf Gedichte von Schiller hat der Verf. in lateinische Verse übertragen: Cassandra, Ideae (die Ideale), Vis cantus, Planctus Cereris und Dii Graeciae. Da die ersten Strophen von den Göttern Griechenlandes gewiß den meisten Lesern im Gedächtnisse schweben; so wählen wir diese zur Probe der lateinischen Poesie unseres Vs.

O Dei mythi veteris, venusti
Regibus mundi leviore fune
Gaudii vobis, ducibusque saecli
Prosperioris!

Quam fuit dispar status ille rerum,
Cum nitens cultus sonat aede vestra,
Et rosis stabant tua templa vincta
Diva Amathontis!

Blanda dum verum magico poesis
Condidit nimbo, strepuit per orbis
Vita tunc venas, penetravit imo
Mortua sensus.

Diva naturae data mens, amoris
Captet ut voces, Deus, ecce! praesens,
Cuncta monstrabant oculis sacratis:
Aspice coelum!

Nunc globus tantum stupidus rotatur
Igneus, sopho tibi dictitante,
Qua via Phoebus tacitè coruscus
Duxerat olim

Aureum currum. Genii frequentes
His jugis unâque Dryas peribat
Arbore excisa, fluvii sonabat
Albida spuma

Najadum ex urnis, speciem vocantis,
Forte opem, laurus dedit ista quondam,
Tantali virgo silet hocce saxo.

Wir wollen dieses Latein nicht meistern, müssen aber bekennen, daß der funis levior gaudii uns nicht viel besser gefallen hat, als es uns gefallen haben würde, wenn Schiller gesungen hätte:

Da ihr noch die schöne Welt regiertet
An der Freude leichtgebrechtem Strick' u. s. f.

Mußte das Bild des Gängelbandes aufgehoben werden, weil fascia zweydeutig war; so hätten wir lieber das Wort lorum gewählt: freylich hieß bey den Römern auch die Sclavengeißel so; aber Martial, wenn wir nicht irren, braucht es vom Gürtel der Venus.

Auf das Latein folgen wieder ein Paar französische Gedichte. Im ersten davon, S. 28, heißt es Vers 2: Tu nous a donc quitté. Jede gute französische Grammatik hätte dem Verf. sagen müssen, daß hier zu schreiben war: quittés, weil, trotz des Auxiliarzeitwortes avoir, das Particip nach dem Accusativ sich richtet, wenn derselbe voransteht. Man sagt zwar: j'ai quitté les plaisirs, aber man schreibt: je les ai quittés.

Auch drey kleine Aufsätze in englischer Prosa sind S. 33 f. zu lesen; hierauf folgt deutsche Prosa, die fleißig auf Jean-Paul'sche Bilderjagd geht; aber ungleich weniger Wild erlegt, als der ebengenannte Oberjägermeister.

„Der Schmerz mit seinem Medusenhaupt hat manchen Unglücklichen in den Tod getrieben, jedennoch was wäre die Freude ohne Schmerz? Was die Musik für einen Halbtauben ist, ein Gewirr von Lauten ohne Zusammenhang und Wohllaut. Der Schmerz ist der Resonanzboden der Freude, die Regenwolke, aus welcher Iris mit ihrem Lichtbogen auf die Erde steigt; das Schälchen Freude, welches mir der Schmerz reicht, schmeckt süßer, und der schüchternen Lippe ist der Kuß der Geliebten höhere Wollust. Schmerz und Freude sind sich wirklich nicht entgegengesezt, er ist ein bitterer Kern, aus dem sich süßes Oel pressen läßt — antworte nicht auf sein Gebell und er wird bald schweigen. Lebensschmerz ist das Oscilliren zwischen dem Halten der Materie, und dem Fliehen des Geistes. Das ganze Universum mit seinen Sonnen und Erden wird einst ein ausgebrannter Vulkan seyn, wenn der unendliche Weltgeist sich in der Umarmung der Materie nicht mehr gefallen wird. Die Furcht vor Schmerz ist eben die Ursache, daß uns derselbe wie ein Gespenst verfolgt. Weil Schmerz fürchten eine Schwäche ist, und die Bilder des Schmerzes, wie jene der Häßlichkeit, durch die ledigen (?) Contraste schärfer sich hervordrängen, als die sanfte Harmonie der Freude oder der Schönheit, so ergibt sich die Ursache der Geneigtheit unserer Phantasie erstere nachzubilden, wie Kinder aufmerksamer häßliche Gesichter angaffen als andere."

Einzelne, hingeworfene Bemerkungen erinnern an Herrn Menzels Streckverse, z. B. S. 43:

„Der Spinnbrief."

„Dieser Ring umfasset ein Chaos von Fäserchen; Sieh! wie durch den Zauber des zupfenden Fingers und des wirbelnden Rädchens Stäubchen an Stäubchen und Spitze an Spitze fliegt, und ein wenig Schleim das neue Bündniß im feinen geründeten Faden befestigt. Erkenne aus diesem Ereigniß das allgemeine Gesetz der Natur, wie Form aus dem Chaos steigt und Daseyn auf Zerstörung sich gründet."

Oder auch S. 45:

„Die Zunge ist der Pfahlbürger des Geisterreichs. Sie schleudert die Gedanken in die Welt."

Den Beschluß macht wiederum ein lateinisches Lied, bey der Einführung eines Pfarrers nach der Melodie: Heil dir im Siegerkranz, zu singen, vielleicht auch schon gesungen.

Salus, salus duci
Gregis! tonet chorus
Have pater!

Amica nunc tibi
Tu corda detegis
Reclusa, protenus
ibi mane.

Durch dergleichen Ausarbeitungen verschiedener Art und in verschiedenen Sprachen mag füglich der Selectaner eines Lyceums beweisen, daß er Kopf besitzt, und das Seinige gelernt hat; aber zu welchem Ende der Herr Dr. Stoll dergleichen im Druck herausgegeben hat, ist schwer zu ergründen. Will er von der Kritik ein Zeugniß haben, daß er würdig sey, ad altiora zu schreiten? Das kann sie ihm wegen einiger Unbeholfenheit in fremden Sprachen billiger Weise nicht versagen, da er in der Muttersprache sich als denkenden Kopf ausgewiesen hat, dem es auch nicht an Einbildungskraft fehlt, und der vielleicht Gutes leisten kann im Gebiete der schönen Wissenschaften, wenn in ihm Wahrheit und Klarheit sich inniger vermählt haben werden.

Literärisches aus dem Ausland.

Paris. Herr Bory de Saint-Vincent hat in einer kleinen Schrift „Homme" die wunderbarsten historischen und geographischen Behauptungen zusammengedrängt. Bey den Racen-Verschiedenheiten wird angegeben, daß deutsche Frauen gewöhnlich nach frischgeschlachtetem Fleische riechen, und daß mit Stockschlägen und Brandwein man aus den Deutschen erträgliche Soldaten-Maschinen macht rc. (Seite 23.) Statt solche Schmähungen zu widerlegen, wollen wir lieber unsern Lesern zeigen, wie Herr Bory de Saint Vincent seine eigne Race (die Franzosen) behandelt. Eine solche Schrift ist Herrn Cuvier zugeeignet!

„Ihre (der Franzosen) Lebhaftigkeit," sagt der Verfasser S. 22, „ihre Unbeständigkeit, ihr ungestümer Muth „ohne Ausdauer, eine oft kindische Eitelkeit, eine unglaubliche Ideenbeweglichkeit, und jene Leichtfertigkeit, „die ihnen ein benachbartes Volk zum Vorwurfe macht, „das sind die Züge, welche den Franzosen vom ursprünglichen Celten übriggeblieben sind. Der Hang zum Aberglauben, der sie oft zur beklagenswerthesten Wuth verleitete, ein feiner sichrer Geschmack in Kunstsachen, fast die „ganze neue Sprache und Gesetzgebung, sammt der holdseligen Schönheit ihrer meisten Frauen sind ihnen von den „Pelasgern von Italien und Phocis zugekommen. Dieß „mäßigte den Tumult ihrer Einbildungskraft, und machte „sie zu den Wissenschaften fähig, wo es auf Berechnung „ankömmt, indem es sie zur Disciplin vorbereitete; aber „die Feudaleinrichtungen, die falschen Ideen von Ehre (!), „den Duell und den Hang zur Unmäßigkeit verdanken sie „den germanischen Racen. Einige Habichtsnasen, gebräunte Gesichter, Ueberspannung, die ritterlichen Ideen, „die sie von den Kreuzzügen mitbrachten, ihre oft zu „große Galanterie, besonders ein gewisses Hingeben in „eine glänzende Knechtschaft unter dem Namen Treue „gegen den, welcher sie zu unterwerfen wußte, und dabey „doch prahlende Ansprüche auf das Ansehen von Unabhängigkeit, das sind ihre Arabischen Züge; daß aber „diese noch übertrieben worden sind, zeigt die Tollheit, „womit man unlängst Paris dem eben so grundfalschen „als falsch ausgedrückten Gedanken seinen Beyfall geben sah:

„L'air de la servitude est mortel aux Français.
„Die Franzosen leben, und das Ansehen der Knechtschaft, „welches sie niemals tödtete, scheint im Gegentheil ein „unentbehrliches Element ihrer Existenz zu seyn; es wird „in ihrem Geiste liegen, es nicht einzugestehen; aber „nichts destoweniger bleibt dieß eine besonders seit Richelieu's Ministerium bewährte und bewiesene Wahrheit."

Herr Bory de Saint-Vincent bildet sich etwas darauf ein, alle diejenigen anzugreifen, welche sich bemüht haben, die Einwohnerzahl auch der entferntesten Länder zu erforschen, und wendet sogar (unphilosophisch genug) das cui bono darauf an. „Für uns, die wir vom einsichtsvollen Bacon gelernt, daß der Zweifel der Weg zur „Wahrheit ist, und die wir nicht glauben, daß man die „Anzahl der jezt auf der Erde lebenden und seufzenden Sterblichen um einige tausend Millionen „genau schätzen könne, wir sehen die Nothwendigkeit nicht ein, über das nachzudenken, was wir „doch nicht zu ergründen vermögen." Ob wir es aber nicht ergründen, ob wir uns nicht der Wahrheit nähern können? Will Bacon, man solle bloß zweifeln, ohne dabey die Wahrheit zu suchen? Was aber die Hauptsache ist: der Verfasser nimmt eine Ungewißheit von einigen tausend Millionen an, während noch kein Geograph die Population der ganzen Erde zu mehr als 1000 Millionen, Hassel und Morse sogar nur zu 682 Millionen angeschlagen haben!

Wir lassen uns nicht darauf ein, auseinanderzusetzen, wie Herr Bory de S. Vincent nachweist, daß im Aethioperlande bey den montes Lunae die Adamische Race aus den Händen des wahren Gottes hervorging, und wie sie durch eine in der Bibel nachgewiesene Legitimität den Vorrang über die andere erhielt. Er gefällt sich darin, diesem Gegenstande eine eigne Ausführung zu geben, die Legitimität Abel's, Isaac's, Jacob's, des Stammes Juda, Salomons rc. zu zeigen (Seite 71). Kein Wunder, daß es ihn verdrießt, wenn Andre in jedem Wilden einen vollkommen aus den Händen des Schöpfers hervorgegangenen Adam sehen, wenn man bey den Wilden wahre Beredtsamkeit und hohe Poesie finden will (Seite 76 und 77). „Wer diese sonderbaren Sachen vorgibt,"

ruft er mit nationalem Eifer aus, „weiß er nicht, daß „ein Etienne, ein Arnault, ein Delavigne, ein Ancelot, „ein Daru nicht aufgegeben haben, Verse zu machen, daß „noch nicht einem Constant, einem Périer, einem Foy, „einem Collard, einem Bertin-Devaux untersagt ist, auf „der Rednerbühne zu sprechen, und daß ein Cuvier und „ein Fourier jährlich vor dem Institut Leichenreden hal„ten, oder von dem Standpunkte der menschlichen Kennt„nisse Rechenschaft geben.“ (!!)

Herr Bory de St. Vincent gibt nur die Skizze eines größeren Werkes, das er herauszugeben gedenkt: essai sur le Genre humain. Derselbe bittet Jedermann um seinen Rath, um sein Urtheil; möge er sich fragen, ob er wünscht, daß ihm einer aus dieser Skizze selbst einen Beytrag zur Charakteristik eines Franzosen zuschickt.

Dramatische Dichtkunst.

Das Fegefeuer des heiligen Patricius. Schauspiel von Don Pedro Calderon de la Barca. Uebersezt von Al. Jeitteles. Brünn b. Traßler 1824. 140 S. gr. 8.

Da dieses Drama nicht nur romantisch, i. e. voller Wunder, sondern auch durchaus katholisch ist; so möcht' es wohl ganz zeitgemäß seyn, es in's Deutsche zu übersetzen. Aber Herr J. hat es nicht in's Deutsche, sondern in's Malsburgische übersezt, d. h. in dasjenige deutsch klingende, an das gute Deutsch kaum assonnirende Undeutsch, in welches der verstorbene Herr von der Malsburg einige Bände voll Calderon'scher Dramen übertragen hat. (S. Lit. Bl. 1819, 1820. Nr. 16, 1821. Nr. 23.) Hier einige Belege des hart lautenden Urtheils.

S. 6. gibt der Fels dem Meere sand'ge Haft im Kerker von Kristalle „zu desto größerem Strafesfalle.“ Wir haben nicht zu Jean Pauls anti-essistischer Fahne geschworen; lassen im Gegentheil das s als Bindelaut (oder vielmehr, nach Aristoteles, als Halblaut) in den Sammwörtern auch in dem Falle gern passiren, wo das erste Wort ein weibliches ist; ja wir finden es sogar abgeschmackt, wenn die anti-essistische Abendzeitung aus dem Befreyungskampfe der Hellenen einen Befreyungkampf macht, welchen das Ohr von einem Befrey-Unkampfe kaum zu unterscheiden vermag: aber ein Strafesfall statt eines Straffalles scheint uns eben so wenig deutsch zu seyn, als z. B. ein Schafesfell statt eines Schaffelles und eine Schlafesmütze statt einer Schlafmütze.

S. 7. ist Neptun ergrimmet und von Zorneswuth umstimmet, und waltet furchtbar des Dreyzacks (i. e. mit dem Dreyzack).

S. 9. sagt der König von Irland:

Soll ich hinauf zur Azurburg denn steigen,
Um sie — ein zweyter Nimrod — zu vernichten,
Auf dessen Schultern Strecken
Sich eine Welt könnt' flüchten?

Wer versteht dieses Deutsch? und wer das Folgende, wo der Apostel Irlands (S. 43.) die Allmacht Gottes preißt:

Sind nicht die kristallnen Schleyer,
Die gewebt aus lichtem Glanze,
Sonn' und Mond und Sternenkränze,
Sind sie Vorhang nicht und Schleyer
Deinen hohen Himmelreichen?
Nicht des Weltall's zwist'ge Gründe,
Wasser, Feuer, Erde, Winde
Selber Hände Meisterzeichen?

Zwist'ge Gründe für zwist'ge Elemente! Und selber Hände für derselbigen, der nämlichen Hände. Wer ohne solche Lizenzen nicht auszukommen weiß im Versmaaße, der übersetze doch lieber in Prosa. Und wer (wie Herr J. S. 55.) schreibt: „Staunend ob sein Bußgericht;“ wer mithin nicht einmal weiß, daß die Präposition ob (über, wegen) entweder den Dativ oder den Genitiv fordert (ob seinem Bußgericht oder ob seines Bußgerichts), der übersetze doch lieber gar nicht! Man schelt' uns nicht unbillig, daß wir hier ein Nichtwissen voraussetzen; denn für einen Nothstreich der Versification kann dieser Schnitzer um so weniger gehalten werden, da nur statt sein gesezt werden durfte: dem Bußgericht, um ihn zu vermeiden.

Der seel. Malsburg entschädigte den deutschen Leser für sein Malsburgisch doch noch hin und wieder durch schöne, gelungene Stellen, deren einige im Lit. Bl. 1820 No. 16. S. 63. angeführt worden sind; aber hier finden wir nicht Eine, die nicht durch irgend einen Sprachfehler, durch irgend eine Unbeholfenheit ungenießbar gemacht würde. Kurz diese Uebersetzung ist für deutsche Leser nicht ein Fegefeuer, sondern die Höllenpein selbst, und leider scheint Herr J. geneigt, derselben auch eine ziemliche Dauer zu geben: denn der Haupttitel: Schauspiele von Calderon. erstes Bändchen, läßt fürchten, daß er den ganzen Calderon übersetzen will. Um diesen unverdienten Strafesfall wo möglich abzuwenden von den Freunden der Calderon'schen Muse, haben wir nicht umhin gekonnt, Herrn J., der sonst wohl nicht ohne einiges poetische Talent seyn mag, vorläufig in ein kleines kritisches Fegefeuer zu bringen; und das ist nicht, wie das Fegefeuer des heil. Patricius, aus welchem selbst der absichtliche und greuliche Sünder Enius bloß durch bußfertiges Anerkenntniß seiner Schuld befreyt wird: aus solchem kritischen Purgatoire erlösen nur gute Werke.

Verbesserung.

Gegen das Ende der Rec. von Misés vergleichender Anatomie der Engel im L. Bl. No. 68. S. 272. ist der Sinn dadurch ganz zerstört worden, daß Z. 13. v. u. nach den Worten: „Aber nicht mit gemeiner Lungenluft.“ die Worte weggelassen worden sind: „soll er sie füllen, sondern mit Lebensluft.“

Nr. 76.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 23. September 1825.

Die erste Ausgabe von Hamlet.

(Fortsetzung.)

In der zweyten Scene treten der König, die Königin u. s. w. auf, wobey wir bemerken, daß der Name Corambis statt dem von Polonius und Laertes gebraucht wird. Zweyer Gesandten wird auch erwähnt, was eine wesentliche Verbesserung ist, da ihre Gegenwart dem König Gelegenheit zu seiner Rede gibt, da dieselbe, blos an „Herrn vom Hofe und Gefolge" gesprochen, unmotivirt ist. Die Rede beginnt mit:

Lordes we here have urit to Fortembrasse etc.

Was hier in den neuern Ausgaben vorhergeht, fehlt in der Ausgabe von 1603. Das Selbstgespräch Hamlet's in dieser Scene verdient eine Stelle hier:

O that this too much grieued and sallied flesh
Would melt to nothing, or that the vniuersall
Globe of heauen would turne al to a Chaos!
O God within two moneths; no not two: married,
Mine vncle: O let me not thinke of it,
My father's brother: but no more like
My father, than J to Hercules.
Within two months, ere yet the salt of most
Vnrighteous teares had left their flushing
In her galled eyes: she married, o God, a beast
Deuoyd of reason would not haue made
Such speede: Frailtie, thy name is Woman,
Why she would hang on him, as if increase
Of Appetite had growne by what it looked on.
O wicked wicked speede, to make such
Dexteritie to incestuous sheetes,
Ere yet the shooes were olde,
The which she followed my dead father's corse
Like Nyobe, al teares: married, well is it not,
Nor it cannot come to good:
But break my heart, for I must hold my tongue h)

Nach diesem Monolog tritt Horatio mit: „Health" (nicht „hail") to your Lordship" ein und der Dialog geht bis zu: „For Godsake let me heare it" (um Gotteswillen, laßt mich's hören) fort.

Einen schönen Shakespearischen Ausdruck fänden wir in dem Vers, der in den gewöhnlichen Ausgaben „In the dead waist and middle of the night" in der unsrigen so gedruckt ist:

In the dead vast and middle of the night.

In der vierten Scene des isten Aktes erscheint der Geist bey den Worten Hamlet's:

More honoured in the breach than in observance.

Hamlet's berühmten Monolog dürfen wir hier nicht übergehen, obgleich er fast nur wie eine Parodie dieses Monologs in den spätern Ausgaben anzusehen ist.

To be or not to be, I there's the point,
To Die, to sleepe, is that all? I all:
No, to sleepe, to dreame, I mary there it goes, i)

---

h) O schmölze doch zu Nichts dieß zu bedrängte
Und feste Fleisch hin, oder würde ganz
Zum Chaos dieses weite Rund des Himmels!
O Gott, binnen zwey Monden — nein, nicht zwey — die Gattin
Von meinem Oheim — O laßt mich's nicht denken! —
Von meines Vaters Bruder, meinem Vater doch
Nicht ähnlicher als ich dem Herkules.
Binnen zwey Monden, ehe noch das Salz
Höchst frevelhafter Thränen aus der Glut
In ihren wunden Augen wich. O Gott.
So hätte nicht ein Thier, baar der Vernunft,
Geeilt! Schwachheit, dein Nam' ist Weib.
Wie, hing sie doch an ihm, als ob das Wachsthum
Der Lust mit seinem Anblick stiege.
O schnöde, schnöde Eile, sich so rasch
In ein blutschänderisches Bett zu stürzen;
Noch eh' die Schuh gealtert,
Womit sie meines Vaters Leiche folgte
Wie Niobe, ganz Thränen, vermählt! Gut ist's nicht
Und kann auch nicht zum Guten kommen:
Doch, brich mein Herz, denn schweigen muß mein Mund.

h) Seyn oder Nichtseyn, ja, das ist der Punkt,
Sterben, schlafen, ist das Alles? ja, Alles:
Nein, schlafen, träumen, wahrlich ja, da liegt's.

For in that dreame of death, when wee awake,
And borne before an euerlasting Judge,
From whence no passenger euer returned,
The undiscouered country, at whose right
The happy smile, and the accursed damn'd.
But for this, the ioyfull hope of this,
Whol'd beare the scornes and flattery of the world,
Scorned by the right rich, the rich cursed of the poore?
The widow being oppressed, the orphan wrong'd,
The taste of hunger, or a tyrant's raigne,
And thousand more calamities besides,
To grunt and sweate vnder this weary life,
When that he may his full Quietus make,
With a bare bodkin, who would this endure
But for a hope of something after death?
Which pusles the braine and doth confound the sence,
Which makes us rather beare those euilles we have,
Than flie to others that we know not of.
I that, O this conscience makes cowardes of vs all,
Lady in thy orisons, be all my sinnes remembred. k)

War dieses das Original, das Sh. später verbesserte, oder das Machwerk eines stümperhaften Nachschreibers im Theater?

Folgende Zeilen sind noch magerer; wir erkennen kaum unsern alten Liebling wieder, so verdünnt und zusammengeschrumpft sieht er hier aus:

Ham. Yes faith, this great world you see contents me not,
No nor the spangled heauens, nor earth, nor sea,
No nor Man that is so glorious a creature,
Contents not me, no nor woman too, though you laugh. l)

An vielen Stellen ist der Text der ältesten Ausgabe der beste; er zeichnet sich vorzüglich durch Einfachheit aus. In der folgenden Rede z. B. heißt es:

Ham. My Lord, ti's not the sable sute I weare:
No nor the teares that still stand in my eyes etc. m)

Jeder wird diesen Vers dem in den neuen Ausgaben dafür gesetzten:

No, nor the fruitful river in the eye n)

weit vorziehen.

Nach der Pantomime begegnen wir einem Ausdruck, der eine Menge schlechter Conjecturen und falscher Auslegungen beseitigt.

Ham. Lady, will you give me leave, etc.
To lay my head in your lappe?
Ophel. No my Lord.
Ham. Vpon your lap, what do you think I meent contrary matters?

Man wußte bisher nicht, was man mit den *country matters* anfangen sollte.

Das Zwischenspiel, welches die Schauspieler vor dem Könige aufführen, ist bey weitem besser in der ersten Ausgabe, denn in den spätern. Die Hauptpersonen sind der Herzog und die Herzogin, nicht der König und die Königin, wie in den gewöhnlichen Ausgaben irrig steht, wo zu gleicher Zeit Hamlet dem König sagt: „Gonzago ist des Herzog's Name; seine Gattin Baptista. Auch die Diction ist einfacher und besser.

Enter the Duke and Dutchesse.

Duke. Full fortie yeares are past, their date is gone,
Since happy time ioyn'd both our hearts as one:
And now the blood that fill'd my youthfull veines,
Runnes weakely in their pipes, and all the straines
Of musicke, which whilome pleasde mine eare,
Is now a burthen that Age cannot beare; o)

---

k) Denn wenn wir in dem Todestraum erwachen,
Und vor dem ew'gen Richterstuhle stehn,
Woher kein Wandrer noch zurückgekehrt,
Dem unentdeckten Land, bey dessen Anblick
Der Gute lächelt und der Schlechte bebet —
Wenn dieß nicht wär' und diese frohe Hoffnung,
Wer trüg' den Spott, die Schmeicheley der Welt,
Des Reichen Uebermuth, den Fluch des Aermern?
Der Wittwen Druck, die Mißhandlung der Waisen,
Des Hungers Qual, oder Tyrannen-Herrschaft,
Und tausend andere Uebel noch zumal,
Stöhnend und schwitzend unter Lebensmühen,
Wenn er sich selbst in Ruhstand setzen könnte
Mit einer bloßen Nadel? Wer ertrüg' dieß,
Wenn er nicht etwas hoffte nach dem Tode,
Wodurch der Kopf berückt, der Sinn verwirrt wird,
Drum wir die Uebel, die wir haben, lieber tragen,
Als zu den andern fliehn, die wir nicht kennen.
Ja dieß, o dieß Bewußtseyn macht uns all' zu Feigen.

l) Fräulein, in dein Gebet schließ meine Sünden ein.
Ja, seht, die große Welt erfreut mich nicht
Noch der gestirnte Himmel, Erd' und Meer
Noch auch der Mensch, dieß so herrliche Geschöpf
Erfreut mich, noch das Weib, obgleich ihr lacht.

m) Mein Herr, das Trauerkleid nicht, das ich trage,
Die Thränen nicht, die noch im Aug mir stehn u. s. w.

n) Nein, noch dieser fruchtbare Strom im Auge.

o) Der Herzog und die Herzogin treten auf.
Herz. Voll vierzig Jahr sind's, ihre Dauer schwand,
Seit unser Herz ein Tag des Glücks verband:
Nun rinnt das Blut, das einst mich rasch durchquoll,
Matt durch die Röhr'n; Musik, die zaubervoll
Zu meinem Ohr einst dringend mich erregt,
Ist eine Last, die nicht mein Alter trägt;

And therefore sweete Nature must pay his due,
To heauen must I, and leaue the earth with you.
Dutchesse. O say not so, lest that you kill my heart,
When death takes you, let life from me depart.
Duke. Content thyselfe, when ended is my date,
Thou maist (perchance) have a more noble mate,
More wise, more youthfull, and one.
Dutchesse. O speake no more, for then I am accurst,
None weeds the second, but she kils the first:
A second time I kill my Lord that's dead,
When second husband kisses me in bed.
Ham. O wormewood, wormewood!
Duke. I doe belieue you sweete, what now you speake,
But what we doe determine oft we breake,
For our demises stil are ouerthrowne,
Our thoughts are ours, their end's none of our owne:
So thinke you will no second husband wed,
But die thy thoughts, when thy first Lord is dead.
Dutchesse. Both here and there pursue me lasting strife,
If once a widdow, euer I be wife etc. p)

(Der Beschluß folgt.)

p) Drum muß ich von dem süßen Leben scheiden,
Zum Himmel muß ich, Euch, die Erde meiden.
Herzogin. O schweiget, wollt Ihr mir den Tod nicht geben;
Wenn Ihr sterbt, scheid' auch ich von diesem Leben.
Herz. Beruh'ge dich, wenn meine Zeit entschwunden,
Wird wohl ein bess'rer Gatte dir verbunden,
Ein weis'rer, jüngerer, und einer —
Herzogin. O sprecht nicht mehr: denn mir muß ich dann fluchen.
Die Einen tödtet', kann den Zweyten suchen:
Es tödtet noch einmal den todten Gatten,
Dem zweyten die Umarmung zu gestatten.
Hamlet. O Wermuth, Wermuth!
Herz. Ich glaub', Ihr denket jezt was Ihr gesprochen,
Doch ein Entschluß wird oft von uns gebrochen.
Was wir ersinnen, ist des Zufalls Spiel,
Nur der Gedank' ist unser, nicht sein Ziel.
So denk, dich soll kein zweyter Gatt' erwerben,
Doch mag dieß Denken mit dem ersten sterben.
Herzogin. So hier wie dort verfolge mich Beschwerde,
Wenn, einmal Wittwe, jemals Weib ich werde.

Unterhaltungs-Literatur.

Musikalische Anecdoten für Liebhaber und Tonkünstler, gesammelt durch Franz Kuenlin, gewesenen Kapellmeister der Schweizerischen Musikgesellschaft. St. Gallen, 1825. Bey Wegelin und Rätzer, Buchdrucker. 118 S. 8.

Wenn die Anecdotensammler sich so wenig als die Anecdotenkrämer besonderer Achtung oder Gunst zu erfreuen haben, so sind beyde doch häufig genug auch willkommne Leute, und bey einiger Gewandtheit und Feinheit mögen sie sich selbst sogar beliebt machen. In dieser Sammlung, die mehr aus französischen denn aus deutschen Quellen geschöpft hat, ist Gutes dem Mittelmäßigen, zuweilen auch dem Schofeln beygemischt. Die kleinen Erzählungen sind häufig dem Leben und den Schicksalen musikalischer Groß- und Klein-Männer enthoben; an witzigen Einfällen und Schwänken ist kein Mangel. Die Quellen sind nicht angegeben, was allenfalls den Dank derer verdient, die manchmal Zweifel schöpfen und ihre Zeit mit Nachschlagen zu verlieren, wenn dazu Anleitung gegeben wäre, versucht seyn möchten. Wir wollen dem Büchlein nun etliche Musterproben entheben.

— Im Parterre zu *** steht Wache und hat das Recht, unartige Störer anständig zur Ruhe zu verweisen. Es wird Azur gegeben. Einige junge Herren sitzen vor einem aufmerksamen Zuhörer, gleich neben dem wachthabenden Soldaten, und schwatzen laut und ungezogen während der Ouverture. Jener hofft, sie werden wenigstens aufhören, wenn der Vorhang aufgeht: nichts weniger! Tarar und Astasia fangen eben ihr schönes Duett an — da wendet sich der Gestörte an die Wache: „Freund, sag doch, daß die da sind." Der Soldat erwiedert: „Das wollt ich wohl, aber ich muß es leise sagen, und da müßt' ich erst hinten 'rum gehen; ich darf aber meinen Posten nicht verlassen!" Er glaubte nämlich, man verlange von ihm, er solle die Singenden zum Stillschweigen verweisen.

— Einer der besten Pariser Operndichter geht, wie es gebräuchlich ist, in eine Bude der Schuhputzer, wo man sich für eine Kleinigkeit die Schuhe reinigen läßt. Die Vornehmen dieser Artistes-décrotteurs halten, ihre Kunden während des Geschäftes zu amusiren, Journale, Flugschriften u. dgl. Der Dichter findet unter denen, die in gleicher Absicht wie er eingetreten sind, einen Bekannten, der ihn nennt. Der Künstler-Schuhputzer stutzt und präsentirt ihm ein Exemplar seiner neuesten Operette mit gehörigem Respekt. „Mein Herr, sagte er dann, Sie besitzen so viel Talent: es kostete Ihnen nicht viel Mühe, uns einige Verschen zur Inscription über unsere Boutique zu liefern, und sie machten unser Glück!" — Der Dichter fand das allerdings sehr possirlich, der Künstler sagte ihm aber so viel Verbindliches über seine neueste Oper, und sagte es wirklich so hübsch, daß jener die Schreibtafel herauszog, und, während seine Stiefel freylich so blank als nur immer möglich gemacht wurden, diese niedlichen Verse aufschrieb — die auch noch heute über der Boutique stehen.

Aux poudres des étés, aux crottes des hivers
Nous livrons une guerre ardente et légitime;

Les tyrans abattus devraient nous rendre fiers;
Si nous lâchons le pied, c'est sans honte et sans crime;
Tout en broyant du noir, la gaîté nous anime:
Mais nul n'a plus que nous essuyé de revers.

— Ein rühmlichst bekannter Komponist hörte vor einigen Jahren eine ganz neue deutsche Oper zum ersten Male aufführen, und erstaunte, fast ganze Sätze aus einer wenig bekannten italienischen Oper von seiner eignen Komposition vortragen zu hören. Er schickte dem Musikdirektor, der sich als Komponisten der Oper mit Geräusch angekündigt hatte, nach der Vorstellung diese Karte: „Es sind mir große Stücke aus meiner Oper *** diebischer Weise abhanden gekommen, sollten Euer Hochedelgeb. mir nichts davon nachweisen können?" Der Ehrenmann, noch berauscht von Entzücken, sich selbst gehört zu haben, schrieb wörtlich zurück: „Mein Herr! ich verstehe Ihre Sticheley. Hätten Sie wahres Feuer für die göttliche Kunst, so würden Sie sich freuen, wenn etwa diese oder jene Ihrer Ideen bekannter oder gemeinnütziger gemacht würde. Ausfälle von „diebischer Weise" verbitte ich mir, denn meine Direktion hat eine Abschrift Ihrer Oper von Ihrem Notencopisten erkauft."

Dramatische Dichtkunst.

Der Stadttag zu Krähwinkel. Lustspiel in fünf Aufzügen von F. v. Ylbtz. München b. Finsterlin 1824. 152 S. 8.

Der Verf. drückt im Vorberichte die Besorgniß aus, man werd' es ihm zum Vergehen anrechnen, „daß er über das kostbarste Geschenk des Zeitgeistes, über das Ehrwürdigste, was wir besitzen, über unsere repräsentativen Verfassungen sich lustig mache." Er erinnert vertheidigungsweise an Aristophanes, der es wagen durfte, nicht nur das öffentliche Leben und die Einrichtungen des souveränen Volkes, wie seine wechselnden Günstlinge und Führer, die Demagogen, sondern sogar dieses liebe souveräne Volk selbst, den Demos, und zwar in der wenig schmeichelhaften Gestalt eines kindischen, rohen, wetterwendischen, gefoppten alten Gecken auf die Bühne zu bringen. Und er ermahnt endlich die constitutionell gesinnten Leser, Spaß zu verstehen. Unserer Meynung nach hat er nichts zu besorgen: denn was an diesem Lustspiele satyrisch seyn möchte, läuft hauptsächlich darauf hinaus, daß der Weginspector Sperling von Spatz in der Krähwinkeler Deputirtenkammer seinen Antrag auf Anschaffung von Straßenlaternen trotz aller Gegenoperationen durchsezt, indem er die Einfalt der gegen ihn gewonnenen Deputirten durch die Aufforderung zum Votiren hintergeht. Es war gewöhnlich, daß die Beystimmung zu einem Antrage durch Aufstehen gegeben wurde, während die Gegner sitzen blieben. Sperling fordert aber dießmal die Gegner auf zum Aufstehen, und sie bleiben sitzen, weil sie die Stellung der Frage nicht begriffen haben. Dadurch gewinnt er im vierten Akte eine Braut, sie wird ihm aber im fünften wieder abgejagt durch eine Ausforderung, welche ein Baron aus der Nachbarschaft an ihn erläßt, weil er ihn einen Servilen genannt hat. Ein Freund des Liebhabers, zu dessen Vortheile der Baron handelt, heißt Constant, man macht dem Weginspector glauben, es sey Benjamin Constant, der aus Paris gekommen, um ihn sprechen zu hören; das gibt Veranlassung zu einigen spaßhaften Einfällen, die durchaus nicht geeignet sind, den Zorn der Constitutions-Enthusiasten zu reizen. Der Bürgermeister Staar legt zwar hin und wieder ein ministerielles Mißfallen am Constitutionswesen an den Tag; aber auch in diesen Stellen ist nichts, was die Absolutisten gegen den Verfasser aufbringen könnte. Leider ist aber auch im ganzen Stücke wenig, was die Freunde des Lustspiels sonderlich ergötzen möchte: die Anlag' ist ohn' Interesse, die Ausführung ohne wirksame Komik, und der Gang der Handlung schon darum dramaturgisch fehlerhaft, weil der Plan, welchen Sperlings Gegner von Anfang an verfolgen, im vierten Akte scheitert, und nun eine neue Operation gegen ihn beginnt, die mit der vorigen in keinem folgerechten Zusammenhange steht. Hätte der Baron früher den Einfall gehabt, den neugeadelten Herrn von Spatz in eine Ehrensache zu verwickeln, so hätt' er die ganze Machination gegen den Laternenantrag sich ersparen können.

Der Styl ist im Durchschnitte gut: doch der Ausdruck S. 33: „es sehnt mich so gewaltig" scheint undeutsch, und der S. 35: „intriguiren kann ich, wie nochmal ein Schauspieler" provinziell zu seyn. S. 114. macht der Bürgermeister Staar den Muhmen folgende Erklärung von der rechten und linken Seite: „Die Redner theilen sich nach ihren Grundsätzen in zwey Theile. Die Einen, nämlich die zur Rechten, halten fest an wohl hergebrachter Observanz, und diese werden Serviles genannt, weil sie sehr vieles von ihren alten Rechten und Privilegien ansprechen; die Andern aber, die zur Linken, streben nach Neuerungen, und möchten lieber alles Oberst zu Unterst kehren, weßwegen sie auch Liberales genannt werden." Das Wortspiel ist ganz artig, aber nicht neu. Der Recensent einer Streitschrift von Voß gegen Perthes im Lit. Bl. v. J. 1822. No. 30. würde wohl den Einfall als sein Eigenthum vindiciren können. Dort ist, S. 120., die Rede von dem Schreibfehler eines Abschreibers, der statt „die servilen Seelen" geschrieben hatte: „die sehr vielen Seelen," und der Rec. sagt: Wenn solche Ultra's von Copisten die Servilen für sehr Viele ausgeben, was Wunder, wenn die Gegenparthey aus den Liberalen lieber Alle machte! Indessen wollen wir dem Bürgermeister Staar keineswegs ein Plagiat daraus machen, daß er diesen Sylbenwitz zu einem anderen Einfalle benuzt hat.

Müllner.

Nr. 77.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 27. September 1825.

Dramatische Dichtkunst.

Zwey Nächte zu Valladolid. Trauerspiel in fünf Aufzügen von J. C. Baron von Zedlitz. Wien bey Wallishausser. 1825. 112 S. 8.

Diese Dichtung hat allerdings ihrem Hauptinhalte nach eine auffallende Aehnlichkeit mit Calderons Tragödie, der Arzt seiner Ehre, welche Herr West unter dem Titel, Don Gutierre, für die deutsche Bühne bearbeitet hat. Die schuldlose Gattin eines ehrgeitzigen Spaniers kommt durch das, mit Hülfe einer leichtsinnigen Dienerin ausgeführte Wagstück eines früheren Geliebten, der sie in des Gatten Abwesenheit zur Nachtzeit allein sprechen will, in den Verdacht einer Untreue, der den Gatten zu ihrem Mörder macht. Wenn aber gleich diese Hauptzüge der Fabel entlehnt sind; so sind sie doch mit Verstand benuzt, und auf eine eigenthümliche Weise zu einem neuen Drama gestaltet worden. Weit reiner als bey West Donna Mencia, erscheint Donna Estela. Der frühere Geliebte ist kein Prinz vom Geblüt, auf dessen Hand sie niemals rechnen konnte; sondern ein Edelmann (Don Fugaçe), der redlich um ihre Hand geworben hatte, und von ihr aufgeopfert worden war, weil ihre Vermählung mit einem andern achtungswürdigen Manne (Don Garcia) das einzige Mittel zu seyn schien, ihren Vater von dem Tod auf dem Schaffot zu retten. Don Fugaçe war aus Valladolid entflohen als ein Geächteter, weil er in der ersten Verzweiflung über das Unglück seiner Liebe einen Mord begangen hatte. Vom Gram entstellt, und mit dem Gefühl des nahen Todes in der Brust, wagt er sich in die Heimath zurück, um noch einmal die Geliebte zu sehen, und einen Abschiedskuß auf ihre Hand zu drücken. In Abwesenheit des Don Garcia wagt es die gerührte Dienerin, an die er sich wendete, ihn einzuführen in Estela's Gemach. Nach der erschütternden Abschiedsscene der durch das Verhängniß getrennten Liebenden kehrt Don Garcia zurück. Man muß den todtkranken Fugaçe in einem Alkoven verbergen, und Estela hat alle Todesangst dieser gefährlichen Situation auszustehen. Als nun der Gemahl von neuem sich entfernt, und die Gequälte sich gerettet glaubt, findet sie den Don Fugaçe in seinem Schlupfwinkel entseelt, und der Leichnam verdoppelt die Gefahr, womit die Anwesenheit des Lebenden sie bedroht hatte. Der Bruder Garcia's, ein lasterhafter Mensch, der sie schon lange mit einer strafbaren Begierde verfolgte, entdeckt zuerst das gefährliche Geheimniß; und da ihm dasselbe nicht zum Sieg über ihre Tugend hilft, so nuzt er es, sie zu verderben. Er überredet den Bruder, daß er den Don Fugaçe in den Armen der Estela gefunden und getödtet habe, worauf der Getäuschte an der schuldlosen Gattin blutige Rache nimmt, nicht schlau berechnet, wie Don Gutierre, sondern in der Uebereilung des ersten Anblicks von einem scheinbaren leiblichen Beweise seiner Schande.

Diese Begebenheit ist mehr geeignet, Mitleid und Furcht zu erregen, als die Fabel des Don Gutierre, wenigstens in der West'schen Bearbeitung, erregen kann; aber es fehlt ihr, glaub' ich, an einer ästhetischen Größe, welche im Stande wäre, den Eindruck des Erhabenen zu machen, ohne den eine ächte Tragödie nicht wohl bestehen kann, wie rührend und erschütternd auch sonst ihre Situationen und ihr Ausgang seyn mögen. Selbst Shakspeare's Othello ist vielleicht nur in so ferne ächt tragisch, als Jago's Bosheit auf der einen, und Othello's Eifersucht auf der andern Seite nach dem Gesetz des furchtbar Erhabenen auf uns wirken, und unsere Reflexion auf die Entzündlichkeit, Blindheit und Stärke der leztgedachten verderblichen Leidenschaft richten. Ob Calderons Arzt seiner Ehre die nämliche tragische Wirkung durch den Anblick einer schrankenlosen Ehrwuth hervorbringen könne, welche die Sicherheit des Torus vor dem Flecken jeden Argwohns zum Gegenstande hat, das dünkt mich zweifelhaft. Wenn es aber nicht der Fall ist; so möcht' ich den Grund nicht sowohl im Mangel der ästhetischen Größe, als vielmehr darin suchen, daß der spanische Dichter, einer nationellen Uebertreibung des Ehrgefühls huldigend, eine negative moralische Größe wie eine positive, eine erhabene Untugend wie eine erhabene Tugend behandelt, oder

wenigstens den Schein nicht vermieden hat, eine imposante Leidenschaft zu billigen, welche das natürliche sittliche Gefühl nothwendig empört. Imposant aber bleibt die Darstellung dieses übertriebenen Ehrgefühls immer, wenn man sie nach dem Original in's Auge faßt. Don Gutierre verließ eine Braut, weil er einen Mann unter verdächtigen Umständen bey ihr gesehen hatte. Er liebte sie, er wurde geliebt; aber er untersuchte nicht. Sie war verdächtig, das war dem Ehrgefühl genug, mit ihr zu brechen. Er wählte eine Andere zur Gattin, die er für unfähig hielt, auch nur von dem leisesten Argwohn berührt zu werden. Dennoch berührte sie der Argwohn, sie hatte, vor der Ehe wenigstens, mit dem Bruder des Königs verkehrt, er stellte noch jezt ihr nach, Gutierre fühlte seine Ehre krank, und glaubte mit dem geheim vergossenen Blute der Gattin dieselbe heilen zu müssen. Als er sich verrathen sieht, enthüllt er mit Stolz die Quelle der gräßlichen That, und fragt die verlaßne Braut (die inzwischen gerechtfertiget worden ist wegen des auf sie geworfenen Verdachtes), ob sie jezt noch seine Hand annehmen wolle, nachdem sie gesehen, wie dieselbe ob der Ehre wache. Und sie nimmt sie an, um ihr Ehrgefühl zu heilen, welches Gutierre's Argwohn verlezt hatte, nimmt sie an mit dem Stolz einer Frauentugend, die über jeden Argwohn sich erhaben dünkt. Als eine imposante Größe erscheint hier, wie gesagt, jenes Ehrgefühl unfehlbar, wenn schon es dem sittlichen Gefühl widerstrebt, und die Schwierigkeit, es mit diesem zu versöhnen, scheint Herrn West bestimmt zu haben, den Ausgang des Stückes anders zu gestalten.

Der Dichtung unseres Vs. mangelt eine ähnliche ästhetische Größe, und man entdeckt nirgends eine moralische, die dafür Ersatz leisten könnte. Daher zweifl' ich an der ächt tragischen Wirkung; aber Wirkung, pathetische Wirkung, kann der Fabel nicht entstehen. Die Ausführung hat keine erheblichen, dramaturgischen Fehler, sie leidet zwar hin und wieder ein wenig an spanischer Gezwungenheit, ist aber im Ganzen dichterisch. Als Probe stehe hier die Stelle, wo der kranke Don Fugaçe, nachdem Estela's Dienerin ihm eine Unterredung mit der Geliebten versprochen, seine Empfindung ausspricht.

Die Sonne senkt die goldnen Feuerstrahlen
Allmählig nieder in den Schooß der Nacht:
Doch, eh' sie sinkt, flammt sie in ganzer Pracht
Noch einmal auf: ein purpurn Rosenmeer
Schwimmt ausgegossen über Berg und Thalen,
Und in der Schönheit Fülle, hoch und hehr,
Zeucht sie hinweg, auf diamantnem Wagen
Zum lieb'entglühten Ocean getragen. —
So glänzt auch mir das Leben, nun ich scheide,
Noch einmal hell im blitzenden Geschmeide;
Und höhnend will es seine Herrlichkeiten
Auf meines Sarges schwarze Decke breiten!

In einer Nachschrift sagt der V. unter andern: „Kritische Gemeinplätze sind eben so überflüssig vorhanden, als poetische; wer daran zweifelt, mag es über sich gewinnen, einen Blick in den Recensions- oder Correspondenz-Unrath gar mancher Tageblätter und Zeitschriften zu werfen. Eben so wenig wollen die zur Manier gewordenen Hinweisungen auf Shakespeare, Calderon, Goethe genügen, die ohnehin wohl schwerlich irgend einem Dichter, der auch nur im Verhältnisse zu den besseren Erscheinungen der lezten Epoche diesen Namen zu verdienen strebt, unbekannt seyn dürften. Unter diesen Umständen ist es wohl zu beklagen, daß die gewichtigen Stimmen immer seltener werden, deren Tadel, belehrend, und deren Lob, erhebend, stets eine Bereicherung für die Kunst geblieben ist. Die scurrilen Anfälle recensirender Renommisten, und die Lobhudeleyen der Unmündigen leisten weder für das Eine noch für das Andere Ersatz. Uebrigens findet ja jeder Gebildete seinen Platz in der guten Gesellschaft; und so findet ihn wohl auch das Talent, es sey nun mehr oder weniger begabt, in der literarischen, und hier wie dort wird sich nur der Dünkel und die Anmaßung vordrängen."

Da Herr v. Z. nach meiner Ueberzeugung wirklich Talent für die dramatische Dichtkunst besizt; so wird es gewiß auch seinen Platz finden, und ich hoffe, derselbe wird in keinem Winkel liegen. Die Hindeutungen auf Shakspeare und Calderon hab' ich hier nicht füglich vermeiden können; aber ich glaube nicht, daß er sich dadurch verlezt fühlen wird.

Müllner.

Geschichte.

The history of the decline and fall of the roman empire. By Edward Gibbon, Esq. In twelve Voll. A new edition. Leipsick, printed for Gerard Fleischer. Preis aller 12 Bände 12 Thlr. Jeder Band zwischen 300 u. 400 S. der stärkste 474 S. 8.

Eine spitzfindige Rechtsphilosophie könnte mancherley Einwendungen machen gegen den Nachdruck ausländischer, in den Sprachen fremder Nationen geschriebener Werke. Aber abgesehen sogar von dem positiven Rechte, welches denselben allenthalben erlaubt, würde dessen Rechtmäßigkeit aus der Natur der Sache sich leicht deduciren lassen. Der Schriftsteller, welcher in seiner Muttersprache ein Werk schreibt, und in den Buchhandel seiner Nation bringt, hat voraussetzlicher Weise nur auf seine Nation

speculirt, er hat nichts gethan, um anderen Nationen den Gebrauch seines Geistesproduktes möglich zu machen oder zu erleichtern, und das Monopol seines literarischen Urrechtes erstreckt sich nicht bis in das Gebiet fremder Völker, deren Individuen sein Buch nur in so ferne zugänglich ist, als sie seine Sprache gelernt haben. Hat sein Werk das Glück, vermöge seines inneren Werthes oder durch die Gunst der Umstände ein Gegenstand des Begehrens für Fremde aller Zungen zu werden; so ist das ein Zufall, der sein Recht nicht weiter ausdehnen, der seinem einheimischen Verleger keinen ausschließlichen Anspruch auf alle den Handelsvortheil ertheilen kann, der nun auch in anderen civilisirten Ländern mit diesem Erzeugnisse zu erlangen ist.

Die Geschichte des Sinkens und des Verfalls des römischen Reichs von Gibbon, der bereits 30 Jahre todt ist, gehört unter die Klasse solcher Werke, sie wird geschäzt und gesucht in allen Ländern europäischer Cultur, und in allen hat die Industrie ein Recht, unabhängig vom englischen Buchhandel dieselbe zu verbreiten, gleichviel ob durch Uebersetzung oder durch Vervielfältigung des Originals. Nur das kann man von ihr fordern, daß sie bey der leztgenannten treu und sorgfältig verfahre, und daß sie den Vortheil, welchen sie vor dem englischen Verleger voraus hat, weil sie keinen Autor zu honoriren hatte, dem Publikum zu Gute kommen lasse. Beyden Ansprüchen hat der Herausgeber dieser neuen Edition, deren Druck schon im Jahre 1821 begonnen hat, vollkommen Genüge geleistet. Sie ist nach der i. J. 1807. zu London bey G. Sidney erschienenen zwölfbändigen Octavausgabe auf sehr gutem und starken Papier, in etwas größerem Format mit bequemen lesbaren Lettern, unter sorgfältiger Correctur gedruckt, und kostet ein Drittheil weniger, als jene englische, die, von den Verschreibungs- und Transportkosten abgesehen, unter 20 Thalern nicht zu schaffen ist. Möge sie also viele Käufer finden! Wir wünschen ihr deren wenigstens soviel, als es in Deutschland Leute gibt, welche Gibbon nur aus dem Conversations-Lexikon kennen, und sich von dem Verfasser dieses Artikels haben aufbinden lassen, daß „Gibbons Grundsätze in der Moral, Politik und „Staatsökonomie nicht fest genug waren, um bey seinem „Werk ein einziges Ziel unverwandt im Auge zu behal„ten, und daß ihm daher jene Eingebungen und Wahr„heiten höherer Art fehlen, die eine allgemeine und un„wandelbare Gültigkeit haben." Sie werden bald finden, daß er nicht nur besser schreibt, sondern auch bessere Eingebungen hat, als der ungenannte Schwäzer, der dort über ihn abspricht.

Müllner.

Dichtkunst.

Schauspiel von August Graf von Platen Hallermünde. Erstes Bändchen. Erlangen b. Heyder. 1824. 225 S. 8.

Wir haben es hier mit zwey Stücken zu thun, deren erstes „der gläserne Pantoffel, eine heroische Comödie in 5 Akten," das andere „Berengar, eine Comödie in 1 Akt," überschrieben ist. Der gläserne Pantoffel könnte auch „Aschenbrödel" betitelt seyn, denn es ist die bekannte Geschichte der Aschenbrödel, die der Verf. hier humoristisch auszuführen bestrebt war. „Ihr habt," heißt es im Prolog:

„Ihr habt von Mord und wilder Ungebühr,
Von Thaten eines kläglichen Geschicks,
Gar viel vernommen diese lezte Zeit
Von unserm deutschen Schaugerüst herab:
Vergebt, wenn heut ein junger Dichter euch
In leicht're, losere Gedanken wiegt,
In glücklichere Gegenden versezt" u. s. w.

Mit den vier ersten Zeilen hat es seine vollkommene Richtigkeit, und den Nachsaz lassen wir uns recht gern gefallen, in so fern Kraft und guter Wille des „jungen Dichters" Hand in Hand geben. Wenn einige witzige Gedanken einen witzigen Charakter und einige gute Wortspiele ein gutes Lustspiel ausmachten, so hätten wir allerdings in dem gläsernen Pantoffel etwas, woran es unserer Literatur sehr fehlt; aber die Erfindung ist arm, die Charaktere ohne Individualität, die ganze Darstellung ohne Eigenthümlichkeit, ohne Anmuth und ohne Haltung. Pernullo's Späße sollen dem Ganzen einige Frische und Lebendigkeit geben, aber sie sind oft sehr matt, sogar trivial. Einige Pröbchen (S. 23.) des Pernullo-Witzes mögen hier stehn.

Astolf.
Wie geht's, Pernullo?

Pernullo.
Das heißt wohl, ich soll gehen; denn gegenwärtig stehe ich still.

Astolf.
Wie dein Verstand zuweilen.

Pernullo.
Das macht ihn zum Verstand, daß er steht;
Wenn er ginge, würde es ein Vergang seyn.

oder S. 98.

König.
Meine Meynung ist, meine Meynung nicht zu sagen.

Pernullo.
Dagegen läßt sich nichts vorbringen.

König.
Du sollst auch nichts vorbringen, bringe lieber etwas hervor.

Pernullo.
Dieß wäre eine Antwort für einen Recensenten.

König.

Du bist ein Narr, das ist gleichviel.

oder endlich S. 121.

Astolf.

Und von meiner Schönen, Pernullo? hast du noch keine Nachrichten von ihr eingezogen?

Pernullo.

Eingezogen ist sie ohne Zweifel; denn Niemand weiß von ihr.

Astolf.

Aber wohin kann sie verschwunden seyn?

Pernullo.

Wenn man wüßt wohin, so wäre es kein Verschwinden.

Astolf.

Das gilt mir gleich.

Pernullo.

Mir auch.

Astolf.

So rathe wenigstens, was wir anfangen sollen?

Pernullo.

Aller Anfang ist schwer.

Astolf.

Sage nur, wie man der Verlornen auf die Spur kommen kann?

Pernullo.

Durch Spürhunde.

In dem gereimten historischen Anhang zu dem gläsernen Pantoffel findet sich auf wenigen Seiten mehr Trauriges und Scherzhaftes als auf den 168 vorhergehenden Seiten.

Die Comödie „Berengar" endlich wird, obgleich die Verwicklung eine abgenützte genannt werden muß, wegen des raschen Ganges und des leichten Dialogs, sowohl beym Leser, wie auf der Bühne nicht ohne gefällige Wirkung seyn. X.

Unterhaltungs-Literatur.

Reginald Dalton. By the Author of „Valerius" and „Adam Blair." 3 vols. Edinburgh, Blackwood. 1823. 8.

Der Verf. von Valerius und Adam Blair ist ein in den literarischen Kreisen zu Edinburgh gar wohl bekannter Gelehrter, geschätzt seiner Talente wegen und geliebt um seiner persönlichen Eigenschaften willen. Dem großen Glücke, welches die Waverley-Novellen machten, ist es zuzuschreiben, daß so viele Männer von ausgezeichnetem Talent ihre Feder in den lezten Jahren Werken der Einbildungskraft weihten; denn vor ungefähr fünfzehn Jahren war den Namen der bekanntesten Novellisten ein Mrs. oder Miß vorgesezt, als da sind Miß Edgewarth, Miß Austen, Miß Benger, Miß Owenson, die zwey Misses Porter, Mrs. West, Mrs. Opie, u. s. w. Mit Ausnahme der geistvollen Lady Morgan sind jedoch in unserer Zeit fast alle Ladies von dem nämlichen Geschlecht aus dem Felde der Dichtung verdrängt worden. Den ernstesten Ausfall und resp. Einfall hat der wohlbekannte „Unbekannte" zu Edinburgh gemacht und den Weg gezeigt: ihm folgten (wenn unsere Nachrichten nicht täuschen) Professor Wilson, Lockhart, Galt und Hogg im Vortrab: Irland schickte Maturin in das Feld, Amerika einen Washington Irving, Brown und Cooper. Durch diesen Wechsel des romantischen Kriegsglückes mußte auch der Charakter der neuern Dichtwerke ein anderer werden. Der Ton des Gefühls wurde männlicher und kräftiger: die matte, schwächliche Empfindsamkeit, die uns so oft einschläferte oder langweilte, und von der selbst Beyspiele in den Werken der Miß Radcliffe vorliegen, verschwand fast gänzlich: es zeigte sich mehr ächter Lebensgeist, Weltkenntniß, und ein gehalteneres Darstellen von Charakteren und Sitten, aus der Natur gegriffen: auch das Humoristische wurde lebendiger erfaßt, kühner dargestellt. Miß Edgewarth ist die einzige Schriftstellerin, welche mit einigem Glück sich im Komischen versuchte.

Reginald Dalton trägt die Spuren eines *männlichen*, kräftigen Geistes an sich. Der Verf. ist mit eben so viel Geschmack und Phantasie als tiefem Gefühl begabt. Er schreibt con amore und mahlt reich, warm und leidenschaftlich ergreifend: hie und da höchst jovialisch. Die Scene spielt größtentheils zu Oxford; das Sitten- und Charakter-Gemälde der dortigen Studenten ist lebendig, wahr und anziehend. Von der Fabel des Romans wollen wir nicht mehr verrathen (weil er gewiß übersezt wird — was wird jezt nicht übersezt?), als daß Berge von Schwierigkeiten sich zwischen den Helden und die Heldin legen, welche der Verf. nach altem Brauch der Romanschreiber endlich mit der Feder ebnet, und seine Leutchen in die Seeligkeit des Brautstandes versezt. Der Held ist einer aus der Walter Scott'schen Schule: er macht nicht viel Ansprüche, man müßte denn die auf ein ganz hübsches Aeußere und auf ein bedeutendes Talent, Schulden zu machen, abrechnen: lezteres hat für ihn und für seinen guten Vater manches Unangenehme, um so mehr, als dieser dadurch gänzlich zu Grund gerichtet wird. Nach dem Gesagten mögen die Leser selbst urtheilen, ob der Held gehängt oder verheirathet zu werden verdient. Die Heldin, Ellen benannt, ist eine viel anziehendere Person. Die andern actores fabulæ übergehen wir aus Mangel an Raum. Schlüßlich bemerken wir, daß ein allenfalsiger deutscher Uebersetzer die so behaglich breit ausgemahlten Freuden der Tafel etwas zusammenziehen, wenn nicht ganz abschneiden möge; ferner, daß der „Rudelsheimer" in „Rüdesheimer" und der ami du maison in einen ami de la maison umgetauft werden muß.

Druckfehler.

In der Rec. der Wiener allg. musik. Zeitung No. 68, S. 277, Sp. 2, Z. 16, soll das verirrte Thema ein variirtes seyn.

Nr. 78.

Literatur-Blatt.

Samstag, den 1. Oktober 1825.

Die erste Ausgabe von Hamlet.

(Beschluß.)

Die Scene im Gemach der Königin ist sehr interessant in unserer Ausgabe. Wir heben einige bemerkenswerthe Stellen aus:

Look you nowe here is your husband
With a face like Vulcan
A looke fit for a murder and a rape,
A dull dead henging looke, and a hell-bred eie
To affright children and amase the world. etc. q)

Enter the Ghost in his Night-gowne.

Ham. Save me, save me, you grecious
Powers above etc. r)

Nach dem Abgang des Geistes sagt die Königin:

Alas it is the weakenesse of thy braine
Which makes thy tongue to blazon thy heart's griefe;
But as I have a soule, I sweare by heauen,
I neuer new of this most horride murder:
But Hamlet, this is onlie fantasie,
And for my love forget this idle fits.
Ham. Idle, no mother, my pulse doth beate like yours,
It is no madnesse that possesseth Hamlet.
O mother, if euer you did my deare father love
Forbeare the adulterous bed to-night
And win yourself by little as you may
In time it may be you will lothe him quite
And mother, but assist me in revenge
And in his death your infamy shall die.
Queene. Hamlet, I vow by that maiestie
That knowes our thoughts, and lookes into our hearts
I will conceale, consent and do my best,
What stratagem soe're you shall devise.
Ham. It is enough, mother good night. s)

Der Einfachheit und ungeschmückten Schönheit wegen setzen wir folgendes aus dem alten Abdruck her:

Enter Ofelia pleying on a Lute and her haire downe singing.

Ofelia. How should I your true loue know
From another man?
By his cockle hatte, and his staffe,
And his sandal shoone.

---

q) Nun sehet, hier ist Euer Gatte,
Ein Gesicht wie das des Vulkan,
Ein Blick, für Mord und Raub gemacht,
Ein schlaffer, todter Blick, ein höllisch Auge,
Das Kindern bang macht, und die Welt erschreckt u. s. w.

Der Geist im Schlafrock tritt auf.

Ham. Schirmt mich, schirmt mich, ihr hohen
Gewalten droben.

s) Ach, nur die Schwäche deines Hirnes ist's,
Die deines Herzens Kummer Sprache leiht;
Doch, bey dem Himmel schwör' ich dir, bey meiner Seele,
Ich wußte nie von diesem grausen Mord:
Doch Hamlet, dieses ist nur Einbildung,
Laß, mir zu Lieb, von diesen leeren Träumen.
Ham. Leer? Mutter, nein, mein Puls schlägt wie der Eurige,
Es ist nicht Wahnwitz, was Hamlet erfüllt.
O Mutter, liebtet je Ihr meinen theuern Vater,
So meidet heut das ehebrecherische Bett;
Gewinnet es allmählig über Euch,
Die Zeit kömmt wohl, wo Ihr ihn ganz verabscheut.
Und, Mutter, steht mir bey nur in der Rache,
So soll mit ihm auch Eure Schande sterben.
Königin. Hamlet, ich schwöre bey der Majestät,
Die die Gedanken kennt, in's Herz uns schaut,
Daß ich verschweige, helfe und mein Bestes thue,
Welch eine That du auch ersinnen magst.
Ham. Es ist genug! Gute Nacht, Mutter.

t) Ofelia mit einer Laute, niederhängendem Haar, singend:

Ofelia. Wie soll ich dein Treu-Lieb erkennen
Vor andern nun?
An seinem Muschelhut und seinem Stab
Und seinen Sandelschuhn.

White his shrowde as mountaine snowe,
Larded with sweete flowers,
That bewept to the graue did not goe
With true louers showers:
He is dead and gone Lady, he is dead and gone,
At his head a grasse greene turffe,
At his heeles a stone.
King. How i'st with you sweete Ofelia?
Ofelia. Well god yeeld you,
It grieues me to see now they laid him in the cold ground,
I could not chuse but weepe:
And will he not come againe?
And will he not come againe?
No, no, hee's gone, and we cast away mone,
And he neuer will come againe.
His beard as white as snowe:
All flaxen was his pole,
He is dead, he is gone,
And we cast away moane:
God a mercy on his soule.
And of all christen soules I pray God.
God be with you Ladies, God be with you. exit Ofelia.
King. A pretty wretch! this is a change indeede:
O Time, how swiftly runnes our ioyes away?
Content on earth was neuer certaine bred,
To day we laugh and liue, to morrow dead. t)

Weiß sein Gewand wie Alpenschnee zu sehn,
Geziert mit Blumensegen,
i) Das unbethränt zum Grab mußt' gehn,
Von Liebesregen.
Todt und dahin, todt und dahin ist der Liebste dein,
An seinem Haupte grasgrüner Rasen,
Zu seinen Füßen ein Stein.
König. Wie ist's mit Euch, liebliche Ofelia?
Ofelia. Gut, Gott lohn' Euch;
Es schmerzt mich zu sehr wie in den kühlen Grund sie ihn legten,
Ich konnte nichts als weinen:
Und wird er nicht wieder kommen?
Und wird er nicht wieder kommen?
Nein, nein, er ist dahin und wir klagen um ihn
Und er wird nimmer wieder kommen.
Sein Kinn war weiß wie Schnee
Und flachsen sein Haar.
Er ist todt, er ist dahin,
Und wir klagen um ihn.
Gott erbarme sich seiner Seele,
Und aller Christen-Seelen, bitt' ich Gott.
Gott mit Euch, Frau'n, Gott sey mit Euch. Ofelia ab.
König. Die schöne Unglückliche! Welcher Wechsel!
O Zeit, wie schnell entfliehen unsre Freuden!
Ein sichres Glück erblüht uns nicht allhier,
Heut leben, lachen, morgen sterben wir.

Alle folgenden Stellen widersprechen dem Text von Johnson und Steevens und sind großentheils für die Lesarten in den alten Quartausgaben eine Autorität mehr.

1. Shark'd up a sight of lawless Resolutes.

„Lawless" ist dem „landless," das man nur gezwungen mit „heimathlos" übersetzen kann, vorzuziehen.

2. Grapple them to thee with a hoope of steel.

Die alten Ausgaben haben alle „Grapple them unto thy soul with hoops of steel (Klammre sie an deine Seele mit Ringen von Stahl), wofür Steevens hooks (Haken) sezte.

3. Than the fat weed which rootes itself in ease
On Lethe wharffe.

Das ist die Lesart der ersten und aller folgenden Quartausgaben. Die Folioausgabe liest rot, das die neuern Herausgeber ohne Noth nachschrieben.

4. By heauen, it is as proper for our age to cast
Beyond ourselues etc.

Die Folioausgabe, der Johnson und Steevens folgten, hat „it seems," was uns zu zahm scheint; Polonius spricht bestimmt und will sich nachdrücklich rechtfertigen.

5. Lord Hamlet is a prince out of your star.

Weil die zweyte Folioausgabe statt star „sphere" sezte, so folgten ihr Johnson und Steevens, obgleich alle frühern Abdrücke star hatten. „Sphere" ist ein gewöhnlicherer Ausdruck, was, wie schon bemerkt, bey Sh. keine Empfehlung ist.

Folgende Stellen sind unbedingte Verbesserungen des Textes.

But you must think your father lost a father,
That father dead, lost his: and so shall he, etc.

Know und lost sind die angenommene Lesart, die Pope zu verbessern suchte, obgleich er keine so scharfsinnige Aenderung traf, wie wir nun zu lesen berechtigt sind.

That if you be fair and honest,
Your beauty should admit no discourse to your honesty —

bestätigt von Johnson vorgeschlagene Lesart. Er und Theobald haben auch in folgendem, das sich nur in der ersten Ausgabe findet, während alle andern „so you mistake your husbands" lesen, am besten gerathen:

Ofelia. Still better and worse.
Ham. So you must take your husbands, begon.

Die rechte Lesart von „he keeps them like an ape in the corner of his jaw, first mouthed to be last swallowed“ zeigt sich in der vor uns liegenden Ausgabe: „as an ape doth nuts in the corner of his jaw.“

„Wilt drink up vessels, eate a crocodile? dieß ist in den Folio- und Quart-Ausgaben „Esill,“ das zu erklären manchen Commentator bittere Schweißtropfen kostete: einige wollten „Yssel“ lesen, der nicht ganz nahe bey Dänemark fließt; andere „eisel“ (Essig). Stevens kam der Sache am nächsten; er meint, der Dichter habe die „Weissel, einen beträchtlichen Fluß, der in das Baltische Meer fällt und keinem Prinzen von Dänemark ganz unbekannt seyn konnte“, gemeint. „Vessel“ kömmt der Weser, die wohl hier gedacht wird, am nächsten.

Somit glauben wir, das Bemerkenswertheste aus diesem interessanten alten Buche angedeutet zu haben. Bey einer Bearbeitung des Hamlet für die deutsche Bühne dürfte diese älteste Ausgabe vor Allem berücksichtigt werden müssen.

X. Y. Z.

Religiöse Literatur.

Défense du Christianisme ou Conférences sur la Religion par Mr. D. Frayssinous, Evêque d'Hermopolis, etc.

Unter den vielfachen Bestrebungen der Restauration in Frankreich, das Alte zurückzurufen, scheinen die Arbeiten der Kirche, wie sie am angestrengtesten betrieben werden, so auch die am weitesten geförderten zu seyn. Die Ehen werden, statt vor Gericht, wieder vor dem Altar geschlossen, die Jungen werden zum Christenthum erzogen, die Alten dazu bekehrt, die Glaubigen versammelt, geweiht und geweidet, die Unglaubigen ausgestoßen, verflucht und verfolgt: die guten Hirten stimmen das Tedeum an, die Heerde singt freudig mit, die philosophischen Wölfe ziehn sich betrübt zurück in die Wälder und heulen vor Schmerz; aber keinem fällt es ein, den Schaafstall selbst zu besichtigen, das neugebaute alte Kirchengebäude zu untersuchen, in und außer welchem jenes vielstimmige Concert erschallt. Wir, die wir von den verschiedenen Gemüthsbewegungen der Concertisten nicht mit ergriffen sind, aus Mangel an Gemüth, und weder die Freude der einen, noch den Schmerz der andern theilen, glaubten uns zu dieser Betrachtung berufen, und finden, nachdem wir dieselbe angestellt, — nichts Anderes, als was jede Betrachtung streitender Partheyen findet und immer gefunden hat, sobald sie sich von dem Streite auf den Gegenstand desselben wandte: daß beyde Theile gleich unrecht haben, daß der Sieg, über den das Tedeum angestimmt worden, noch nicht erfochten ist — die Wölfe heulen, wie gute Hunde, nur zu der Musik, nicht über Schläge; — daß man die alten Formen wohl wiederhergestellt hat, daß aber der neue Geist in dieselben mit eingezogen ist. Es ist den Restauratoren bey ihrer Zerstörung der Tempel des philosophischen Unglaubens ergangen, wie jenem Bauer, der seine Scheuer anzündete, um einen muthwilligen Plagegeist loszuwerden, der in derselben seinen Sitz hatte. Er führte zuvor sein Getreide heraus, und als er eben mit dem letzten Fuder lustig aus dem Thor fuhr, hatte der Geist sich unvermerkt hinter ihn mit aufgesezt und rief: das haben wir klug gemacht! das haben wir klug gemacht! Wir sind gerade noch hinausgekommen, ehe die alte Scheune zusammengefallen ist.

Einer der ausgezeichnetsten unter den Werkmeistern des neuen Tempels und den Wächtern der römisch-gallicanischen Zionsburg ist der ehrwürdige Bischof von Hermopolis, Frayssinous, erster Almosenier des Königs, von dem so eben das oben angezeigte Werk erschienen ist.

„Es sind zwey und zwanzig Jahre, schreibt unser Pariser Correspondent, seit Herr Frayssinous zuerst an der Kirche zu St. Sulpice zu Paris eine Reihe von Vorträgen über die Religion eröffnete, worin er sich vorsezte, die Grundprincipe derselben darzulegen, und zu zeigen, daß ihre Sprache, die so laut zu dem Gefühl der Völker spricht, auch vor der Kritik und Vernunft derselben nichts zu fürchten hat. Dieß war — in Frankreich — in gewissem Betracht eine Revolution in der Kanzelberedtsamkeit, durch welche sie von der Höhe ihrer Belehrungen und ihrer drohenden Gewalt herabstieg, um sich vor die Schranken des gesunden Menschenverstandes zu stellen, und ihre Sache vor der Autorität derselben zu vertheidigen. Der neue Apostel des Christenthums stellte sich dem christlichen Frankreich dadurch auf dieselbe Weise gegenüber, wie einst dem heidnischen Rom Tertullianus in seiner kühnen Apologie, und die Zeit, in welcher diese Vorträge gehalten wurden, bezeichnet deutlich genug die Gründe, welche diese ungewöhnliche Form nothwendig machten. Man trat eben heraus aus einem Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung, der nichts verschont hatte und am wenigsten die Religion. Der Priester war begraben worden unter den Trümmern des Altars; die meisten religiösen Gebräuche waren momentaner Unterbrechung oder Verstümmelung

unterworfen gewesen, und die National-Versammlung hatte, um mich des titanischen Ausdruckes eines ihrer Mitglieder zu bedienen, ihre Beschlüsse gegen Gott selbst ergehen lassen. Nur in den Gemüthern war die Erinnerung an einen Cultus erhalten, dessen Feyerlichkeiten verboten und dessen Gesänge verstummt waren. Kaum, daß die ersten öffentlichen Schritte versucht waren, um die Nation zu ihrem alten Glauben zurückzuführen; die Gräber selbst waren nicht wiederhergestellt, und noch war der gesetzliche Raub, begangen an der heiligen Nacht der Grabmäler von St. Denis, nicht gesühnt. Da trat Frayssinous auf und übernahm die Anwaltschaft der Religion; und kaum waren einige Säulen des Tempels in der Eil wieder aufgerichtet worden, als er auf den Stufen desselben seine Stimme mit der alten Gewalt erhob. Die Wirkung derselben war um so tiefer, je neuer sie erschien und je ungewohnter der Generation, an die er sie richtete.

Wie der heil. Paulus den heidnischen Athenern den unbekannten Gott verkündigte, indem er den Aberglauben derselben zu wahrem Glauben zu verklären suchte; so suchte Frayssinous, umgeben von einer neuen Generation, die erzogen war auf den Trümmern der Throne und Altäre, in derselben jenen religiösen Instinkt wieder zu beleben, der in dem Herzen der Menschen nie ganz verlischt, und ihm jene Richtung zu geben, welche einst die Väter vor demselben Cultus auf die Knie geworfen hatte.

Aber wenn die ältern Theologen und der große Bossuet selbst mehr den gebieterischen Befehl: Du sollst glauben, ergehen ließen, als die Gründe, welche uns dazu bewegen müssen, auseinandersetzte, und der leztere nicht weniger für die Entscheidungen seines eigenen Genies, als für die der Kirche unbedingten und sclavischen Gehorsam verlangte; so führt Frayssinous alle Glaubenslehren der geoffenbarten Religion auf unwiderlegbare Thatsachen, oder schlagende Vernunftgründe zurück, und stellte so als die bindende Gewalt derselben nicht das Gebot und den Willen der Kirche, sondern ihre innere Wahrheit und Wahrscheinlichkeit dar. (Die Philosophie selbst, welche die Religion bekämpft hatte, wurde ihre Vertheidigerinn; und indem man eine Unterscheidung machte, zwischen Sätzen, welche der Vernunft begreiflich sind, und solchen, welche ihr immer unzugänglich bleiben müssen, war der Willkür ein weites Feld eröffnet, welche den einen Theil der Religion in seiner Form den Zeitbedürfnissen anschmiegte, und dagegen für den andern die kleine Gefälligkeit verlangte, daß man ihn unverändert mit in den Kauf nehmen möchte.)

Im Jahr 1814, als diese Reden über die Religion vor einer zahlreichen Versammlung von Zuhörern wiederholt wurden, fährt unser Corr. fort, fanden sie den ungetheiltesten Beyfall und erregten einen Enthusiasmus, dem auch ich nicht fremd blieb; vor einigen Monaten endlich hat Herr Frayssinous dieselben durch den Druck bekannt gemacht, und ich habe nun dieselben Stellen wiedergelesen, die ich einst mit der begeistertsten Theilnahme anhörte. Aber, sey es, daß die Form dieser Vorlesungen weniger passend ist für ein Buch, indem jede derselben nicht sowohl einen Theil eines Ganzen, als vielmehr ein Ganzes für sich ausmacht, oder daß der mündliche Vortrag Wiederholungen gestattet, welche den Leser eines gedruckten Werkes stören; der Eindruck, welchen dieselben damals auf mich gemacht hatten, wurde in mir nicht wieder erweckt, und ich fand nichts, was den Forderungen meiner Erinnerungen entsprochen hätte. Einer genaueren Prüfung, die sich mehr in das Einzelne einlassen kann, bleibt es überlassen, zu zeigen, ob Herr Frayssinous mehr gethan hat, als die meisten der Beweise, welche schon Massillon und Fenelon für die Sache der Religion gegeben haben, in schwächerer und matterer Gestalt wieder vorzubringen."

Für uns ist der Geist, in welchem der ehrwürdige Bischof und unstreitig mit ihm der bedeutendste Theil seiner Amtsgenossen — die Gallicanische Kirche aus ihren Trümmern, die das neue Gebäude noch immer weit überragen, wiederherzustellen strebt, und den auch die eben beurtheilten geistlichen Vorträge nicht verhehlen, wichtiger als der rednerische oder philosophische Werth der leztern selbst; und da können wir denn nicht umhin, zu gestehen, daß Herr Frayssinous mit seinem ganzen Streben sehr an einen Reiter gemahnt, der rückwärts zu Pferde sizt und, indem er dasselbe mit Sporen und Schenkeln zum Laufe antreibt, baldigst dort anzukommen hofft, wohin er sieht. — Indem er die Verirrungen der Zeit, wie er die Fortschritte derselben nennt, bekämpfen will, vergißt er, daß er selbst in diesen Verirrungen befangen ist; und indem er die Religion mit den Waffen der Philosophie gegen die Philosophie vertheidigen will, führt er — ohne daran zu denken — die Religion selbst in das Lager des Feindes hinüber. Er unterscheidet in seiner Glaubenslehre zwischen Sätzen, die bewiesen werden können, und solchen, die nicht bewiesen werden können, und bedenkt nicht, daß er, indem er sich dem Beweise der erstern unterzieht, zugleich die leztern für falsch erklärt.

Nr. 79.

Literatur-Blatt.

Mittwoch, den 5. Oktober 1825.

Religiöse Poesie.

Lieder und Hymnen zur Gottesverehrung des Christen von J. H. von Wessenberg. Constanz, bey W. Wallis. 1825. 192 S. 12.

Diese neue Sammlung von etwa achtzig kleinen Dichtungen für den durch die Aufschrift bezeichneten Zweck reiht sich den älteren religiösen Gedichten des berühmten Verfassers würdig an, und die zarte, sinnige Muse seiner lebendigen Frömmigkeit hat nochmals ihre Aufgabe, die christliche Sittlichkeit und die Klarheit religiöser Ansichten in der Christengemeinde zu verbreiten, rühmlich erfüllt. Der Dichterruhm jedoch, nach welchem Ignaz Heinrich von Wessenberg strebt, ist anders nichts als das Verdienst, durch kunstloser Lieder und Gesänge anziehende Kraft die Gemüther zu veredeln, die Herzen zu reinigen und ächtes Christenthum zu befördern: was Gellert und Lavater einer früheren Zeit gewesen sind, das ist der Bisthumsverweser von Constanz der seinigen, und wie die Religionsgesänge der leztgenannten Männer von allen Glaubensbekenntnissen freudig und mit Liebe aufgenommen wurden, so ist hinwieder in Wessenbergs Hymnen auf die Feste und Gebräuche der katholischen Kirche nichts vorhanden, das die Glieder der übrigen Bekenntnisse sie mit Erbauung und Vergnügen zu lesen abhalten könnte. Der Glaube, die Liebe und die Hoffnung, wie sie in diesen Liedern weben, sind der ungetrübte Geist des Christenbundes. Man mag sich davon durch eines der Lieder und durch der Hymnen eine überzeugen, die wir den zwey Abtheilungen des kleinen Buches entheben wollen.

Schein und Seyn.

Die Hülle nicht, der Geist entscheidet;
Vom Himmel kommt der Geist.
Der Prunk, womit der Stolz sich kleidet,
Ist Staub, so sehr er gleißt.
Der Geist, der Geist entschwingt dem Staube;
Er adelt Herz und That.
Wer schäzet wohl nach seinem Laube
Den Baum, der Früchte hat?

Hinweg aus reiner Seelen Mitte,
Die sich vor andern dünkt,
Weil sie nach Pharisäer-Sitte
Mit Frömmigkeit sich schminkt!
Gleich einer übertünchten Leiche,
Des Lebens Lüge nur
Spukt sie hervor vom Todtenreiche,
Ein Abscheu der Natur.

Unselig, die beständig wanken
Dem Schilf im Winde gleich,
Getrieben jezt von Erdgedanken
Und jezt von Gottes Reich!
Nicht zween Herren kann man dienen;
Um Gottes Freund zu seyn,
Muß man sein Herz, nicht seine Mienen
Dem Herzenskenner weih'n.

Weh' dem, der nicht von ganzer Seele,
Was er geredet, ist;
Der wähnt, daß er sich Gott empfehle,
Spricht er: ich bin ein Christ!
Der Herr wird ihn dereinst nicht fragen:
Wie fromm sein Wandel schien;
Ins Buch des Lebens eingetragen
Steht nur der fromme Sinn!

Frühgottesdienst und Abendandacht.

I.

Schon bey des Tages Aufgang laßt
Uns kindlich nahen unserm Gott,
Daß er mit seiner Weisheit Strahl
Den Pfad uns helle, den wir gehn!

Kein Glied beleidige den Herrn!
Nichts Eitles denke der Verstand.
Den Mund beherrsche Wahrheit nur,
Nur reine Liebe das Gemüth.

Von dir allein kommt Licht und Kraft!
Stärk uns, o Herr! mit deinem Geist!
Dann trübt kein Sturmgewölk das Herz,
Und die Verführung lockt umsonst.

Der Wandel jedes Tages sey
Ein unbefleckter Gottesdienst.
Was wir mit dir beginnen, Herr!
Laß uns vollbringen auch mit dir.

In des Bedrängten Trauerkelch
Gieß unsre Liebe sanften Trost!
Des Armen Thräne trockne mild
Des Reichen segenvolle Hand!

Der Sinne frechen Uebermuth
Bezähme Zucht und Mäßigkeit!
Nicht unterjochen mög' in uns
Den ew'gen Geist — was sterblich ist!

2.

O du, in dessen Lichtgemach
Nicht dringt der Blick des Erdensohns,
Vor dem die Heil'gen zitternd steh'n,
Sein Antlitz scheu der Seraph hüllt!

In tiefen Nächten schmachten wir
Nach Licht, nach deinem Licht, o Gott!
Urquell des Lichts: du kannst allein
Um uns zerstreu'n des Wahnes Nacht!

Die Sonn' ist schwaches Sinnbild nur
Des Tag's, den einst herauf du führst.
Doch warum säumt so lang der Tag? —
Erst sinken muß das Erdgewand!

Wenn, seiner Bande ledig, einst
Der Geist zu dir sich schwingt, o Gott!
Dann wird in ew'gem Licht dich schau'n,
Dich preisen, lieben dich der Geist!

Gleich den übrigen durch den Buchhändler Wallis in Constanz verlegten von Wessenberg'schen Schriften ist auch die vorliegende auf treffliches Papier schön gedruckt. Gleichzeitig ward von ihm die vierte verbesserte Auflage der Wessenberg'schen „Bergpredigt unsers Herrn und Erlösers," so wie die zweyte sehr vermehrte Ausgabe der im vorigen Jahr in unsern Blättern gewürdigten „Denkschrift über den sittlichen Einfluß der Schaubühne" ausgegeben, und unter der Presse befindet sich eine Arbeit, auf die der Verfasser vieljährige Aufmerksamkeit und Sorgfalt verwendet hat: „die christlichen Bilder als Beförderungsmittel des christlichen Sinnes," die mit zahlreichen Kupfern und Vignetten geschmückt wird.

Dramatische Literatur.

Der Paria. Trauerspiel in fünf Aufzügen mit Chören, aus dem Französischen des Herrn Casimir Delavigne von J. F. von Mosel. Leipzig b. Brockhaus. 1823. 108 S. 8.

Von dem französischen Original ist schon im Lit. Bl. Nr. 34. des Jahrganges 1822. S. 136. die Rede gewesen, und die Meynung des Pariser Correspondenten, welcher dort darüber schreibt, ist nur allzugegründet: „das Produkt ist nichts weniger, als eine Tragödie; denn es ist weder der Held, noch sein Geschick und sein Untergang erhaben." Der Held ist ein Feldherr, (Idamor) der in der geächteten und verabscheuten Kaste der Paria's geboren ist, und sich durch seine Siege in ein solches Ansehen bey dem Volke gesezt hat, daß der Oberpriester ihn als einen Rival scheut, und deßhalb seine Tochter Neala mit ihm vermählen will. Das kommt zwar beyden sehr erwünscht; denn sie lieben einander, und da sie bis dahin ohne vernünftige Hoffnung liebten, weil Neala die Priesterbinde trug, die der Vater seines Heirathsplanes wegen ihr abnimmt auf angebliches Geheiß von oben; so macht die Verlobung eine péripétie de mal en bien, die insoferne ganz zweckmäßig wirkt, als der Zuschauer fürchten muß, das Glück der Liebenden durch die Enthüllung des Geheimnisses von Idamors Geburt wieder zerstört zu sehen. Je sorgfältiger der Held dieses Geheimniß zu verbergen suchte, um so höher würde diese Furcht vor Unglück steigen; aber das thut er keineswegs. Einem kriegsgefangenen Portugiesen, der sein Freund geworden ist, und hier die Rolle des Vertrauten spielt, muß er es freylich wohl der Exposition wegen entdecken, wenigstens nach dem gewöhnlichen, französischen Tragödien-Zuschnitte; aber er läßt es dabey nicht bewenden, er enthüllt es auch sans trop de raison der Geliebten, die sich, nach einigem Kampfe der Vernunft und der Liebe mit dem Aberglauben, darüber hinwegsezt, und auf diese Art die Furcht des Zuschauers vor Unglück, zur Hälfte wenigstens, wiederum beruhiget. Nun kommt aber der Vater Idamor's aus seiner Wüstenev in die Hauptstadt. Er hat seinen geliebten Sohn gesucht, der ihm entflohen ist aus Drang, die Welt und das Leben der beglückteren Kasten kennen zu lernen. Der Name des berühmten Feldherrn hat ihn geleitet, der Name, den der Held doch wohl hätte verändern sollen, wenn er nicht als Paria verrathen werden wollte: eine Unvorsichtigkeit, die nicht geringer ist, als die des Oberpriesters, der ihm die Tochter verlobt, ohne nur mit einer Sylbe nach seiner Herkunft zu fragen. Daß so etwas geschehen könne unter einem Volke, wo es so streng geschiedene Geburts-Kasten gibt, und daß man überhaupt in Hindostan Feldherr werden könne, ohne nach der Herkunft gefragt zu werden, ist an sich so unwahrscheinlich, daß der Tragöd billig ein halbes Dutzend Verse hätte daran wenden mögen, um dem Zuschauer zu sagen, für wen sich Idamor unter den Braminen bis dahin ausgegeben habe. Daran hat er nicht gedacht, obwohl er es nöthig gefunden hat, zu erklären, wie der Vater des Helden bis in die Hauptstadt hat gelangen können, ohne als Paria an der Kleidung erkannt zu werden: er hat sich nämlich in irgend einer Stadt (nach S. 94. Vers 1.) eine andere Kleidung im Dunkeln erstehlt. Genug der Vater ist da, beschwört den Sohn, dessen glückliche Lage er um

den Preiß der Verschweigung seiner Abkunft theilen könnte, ihm wieder in seine Wüstenev zu folgen, und der Sohn ist ein so guter Sohn, daß er es thun will, sobald er nur erst vermählt seyn wird mit der Geliebten, die ihm dann folgen will, da sie einmal die abergläubige Paria-Scheu überwunden hat. Aber unglücklicher Weise wird der Vater Paria in dem heiligen Haine entdeckt, den ein Paria nicht durch seine Gegenwart entweihen darf. Er soll umgebracht werden, und jezt entdeckt sich Idamor vor den Priestern und dem Volke als Sohn. Im fünften Akte wird ihm, jedoch außer der Scene, oder eigentlich im Zwischenakte, der Proceß gemacht. Der Verfasser hat hier den interessantesten Theil der Handlung mit einem kaum begreiflichen dramaturgischen Ungeschicke den Zuschauern entzogen, und en récit gesezt. Der Oberpriester mußte fürchten, seine Tochter verbannen zu müssen, wenn sie wissentlich mit einem Paria sich verlobte, und wenn dies kund wurde. Er sprach Idamor insgeheim, um ihn darüber auszuforschen. Dieser hätte seine Rettung fordern können als Preiß des Schweigens; aber er forderte, was der Oberpriester lieber gewährte, die Rettung seines Vaters. — Warum nicht beydes zugleich? Die Erzählung S. 145. gibt darüber keine Auskunft. Genug Idamor eilt in das Gericht, fordert den Tod für sich und das Leben für den Vater, und der Oberpriester, der — seltsam genug — noch immer den Nebenbuhler (um die Herrschaft) in Idamor fürchtet, erhebt sich und verkündiget, daß die Götter dem Vater verzeihen, aber den Sohn dem Tode zu weihen gebieten. So wird er verurtheilt, ist verurtheilt, als der lezte Akt beginnt. Hier nimmt er vom Vater, der nichts von dem Urtheile weiß, räthselhaften Abschied, (ungefähr wie Hugo von Valeros) sein Freund, der Portugiese, folgt ihm zum Tode, und — wie bald darauf ein Priester erzählt — beyde werden gesteiniget. Neala erscheint, sie hat ihre Mitwissenschaft um Idamors Herkunft bekannt, zwingt ihren Vater sie zu ächten, und schickt sich an, dem Vater des todten Bräutigams in seine wüste Heimath zu folgen.

Betrübt, rührend ist dieser Ausgang zur Gnüge, aber ohne alle gemüthherhebende, tragische Kraft. Er geht lediglich aus der Hartnäckigkeit hervor, womit der alte Zares (der Vater von Idamor) auf die Heimkehr des Sohnes dringt, und die er für Kindesliebe ausgibt. Eine wunderliche, absurde Liebe, welche den Besitz des Sohnes dem Glücke desselben vorzieht. Von einer erhabenen Grundidee ist nichts zu spüren, es wäre denn etwa die Unüberwindlichkeit des Kastenvorurtheils; die aber, wie groß sie auch sich zeige, niemals eine tragische Größe werden kann, weil die Größe menschlicher Thorheit mit dem Begriffe der Erhabenheit im Widerspruche steht. Als Mittel zur Erregung großer Leidenschaften und furchtbarer Kämpfe ist sie in der Tragödie zu gebrauchen, aber als Hauptgedanke des Drama kann sie nie dem Geist und dem Gemüth' imponiren. Das ist, wenn wir nicht irren, in diesen Blättern schon vor mehreren Jahren auseinandergesezt worden bey Gelegenheit von Herrn L. Roberts Trauerspiele, die Macht der Verhältnisse.

Die Uebersetzung ist in Jamben, in technischer Hinsicht leidlich, aber ohne eigenthümliche Reproduction der fremden Gedanken verfaßt, und daher im Ganzen nicht besser, als die bekannten Hell'schen Fabrikarbeiten für die deutschen Bühnendirectionen. Wir erinnern uns gelesen zu haben, daß es noch eine andere von Biedenfeld gibt, und daß man in Berlin den Paria nach einer Bearbeitung von Herrn Michael Beer aufgeführt hat; haben aber weder diese noch jene gelesen oder gesehen, und können daher keine Vergleichung anstellen.

Geschichte.

Gallerie aller Regenten, welche einem gewaltsamen Tode geopfert wurden, oder die Hauptbegebenheiten aus dem Leben der Fürsten, welche durch Meuchelmord, in Schlachten, und auf andere gewaltsame Art geendiget haben. Nach dem Französischen bearbeitet, mit Berichtigungen und Ergänzungen. Erster Theil. Regenten von 1300 vor, bis 500 nach Chr. Geburt. Ilmenau bey Voigt. 1824. XVI und 694 S. 8.

Das hier bearbeitete Original führt den (hier abschmeckend genug ausgedehnten) Titel: Biographie universelle des Souverains qui ont péri de mort violente. (Paris 1820.) Da die Lesewelt Mordgeschichten liebt, so kann sie hier ihre Neigung mit Nutzen befriedigen, indem die Lectüre des Buches zugleich die Dienste einer Repetition der Geschichte leistet. Auch ist das Buch den zahlreichen deutschen Tragöden zu empfehlen, da ein gewaltsam umkommender Regent immer ein schwer zu ersetzendes Hauptrequisit des Trauerspiels bleibt. Vor allen aber werden es die Improvisatoren sehr gut brauchen können; denn es ist mit einem alphabetischen Register versehen, nach welchem sie den Helden eines aufgegebenen tragischen Stoffes aus der Geschichte schnell auffinden, und mit den wesentlichsten Umständen seiner Katastrophe in der Kürze sich bekannt machen oder dieselben im Gedächtnisse auffrischen können, daferne man ihnen nur ein Paar Minuten Abwesenheit vergönnt. Denn in der That haben die meisten Artikel das Verdienst der Gedrängtheit, und

sind fast überall mit Rücksicht auf die moralischen Elemente der Handlung und auf den Gang eines vergeltenden Verhältnisses bearbeitet. Dafür, daß man nicht leicht vergebens suchen dürfte, wenn das Werk ganz vorliegen wird, bürgt die Anzahl der Artikel, die sich bis zu dem, auf den Titel genannten Zeitpunkte auf 300 beläuft. Gegen 40. sind Ergänzungen des Bearbeiters, der den wohlgeschriebenen, auf die moralische Seite des Werkes hindeutenden Vorbericht mit F. S. unterzeichnet hat. Der Druck ist für das Auge bequem, auch im Durchschnitte ziemlich correct, und der Styl weit besser, als ihn der Titel vermuthen läßt.

Ein Vorschlag in Betreff encyklopädischer Wörterbücher.

Die im Lit. Bl. Nr. 58. S. 231. ausgesprochene Hoffnung, daß die große Ersch-Gruber'sche Encyklopädie mit ihrem 14ten Theile in den Buchstaben C eintreten würde, ist schnell in Erfüllung gegangen. Dieser Theil, gehaltreich wie seine Vorgänger, ist erschienen, und schließt mit dem erloschenen venetianischen Orden del Calza (Stiefel-Orden). Aber auch die Vermuthung, daß das Pierer'sche Encyklopädische Wörterbuch jenes bald überholen würde, ist eingetroffen. Von dieser zwar viel minder ausführlichen, aber artikelreicheren und für ein größeres, gemischtes Publikum brauchbaren Encyklopädie ist die zweyte Abtheilung des vierten Bandes erschienen, und ungefähr um 1000 Artikel weiter vorgerückt, gerade bis zum Artikel Cardimolech, dem Lebensprincip des Doläus. Ein günstiges omen!

Sollt' es denn aber für das große Halle'sche Unternehmen nicht möglich seyn, dem Altenburgischen Schnellläufer auch wieder einen Vorsprung abzugewinnen? Sollte nicht überhaupt ein encyklopädisches Wörterbuch dergestalt redigirt werden können, daß man das Alphabet in 2, 3, oder mehrere Theile abtheilte, und diese Theile gleichzeitig (oder vielmehr: in der Zeit neben einander) bearbeitete? Ein Wörterbuch von A bis I, neben einem von K bis R, und neben einem von S bis Z, welche am Ende zu einem Totalwörterbuche von A bis Z zusammenwüchsen? Groß möchten die Schwierigkeiten wohl seyn; aber die größte wäre doch nur die, daß man die Concurrenz vollständiger Abhandlungen von einer und derselben Materie unter verschiedenen Wörtern vermiede. Diese Schwierigkeit scheint mir jedoch nicht unüberwindlich; und gesezt auch, daß mehrere Mitarbeiter, aus verschiedenen alphabetischen Sectionen, die nämliche Materie behandelten, und daß man keine dieser Arbeiten zurückweisen könnte; so würden dergleichen Duplikate doch immer ein geringeres Uebel seyn, als das allzulangsame Fortrücken von A bis Z. Da ich inzwischen so viel wie nichts von den Künsten der Presse verstehe, die vielleicht weit größere Schwierigkeiten entgegen zu setzen haben, als die Redigir-Kunst; so gebe ich das bloß für einen flüchtigen Gedanken. Mich hat auf den Einfall die bekannte Methode gebracht, deren sich die Manuscripten-Diebe zu bedienen pflegen, wenn sie einer voluminösen Handschrift nur auf kurze Zeit habhaft werden können. Sie theilen das Volumen in mehrere Lagen von ungefähr gleichem Umfange, und setzen für jede Lage einen besonderen Abschreiber nieder.

Müllner.

Pädagogik.

Herr Dietrich Wilken hat bey Schaub in Düsseldorf einen Kaufmann wie er seyn soll und kann herausgegeben (1824. 144 S. 8.), in Form eines väterlichen Rathes an seinen Sohn. Herr W. ist offenbar ein Mann von gebildetem Geiste, der wohl eben so gut für die Presse zu schreiben versteht, als das rüstige Heer unserer schönen Geister, und der Styl seiner väterlichen Briefe ist im Ganzen so untadelhaft, daß wir kein Bedenken tragen, es dem Setzer zur Last zu legen, wenn er S. 48. den Vater vom Stiele des Sohnes reden läßt. Wir empfehlen daher diesem Setzer, nicht Herrn W., über den Unterschied zwischen Styl und Stiel Müllner's Theaterlexikon (Vermischte Schr. Bd. I. S. 231 ff.) nachzulesen. Dagegen empfehlen wir der jungen Kaufmannschaft, nicht bloß nachzulesen, sondern wo möglich auswendig zu lernen, was Herr W. S. 68. über das wahre vornehme Leben schreibt, worunter er den Umgang mit Leuten von ausgezeichneter Sitten- und Geistes-Bildung versteht. „Freylich (schreibt er) wird oft etwas anderes dafür ausgegeben. Du wirst Gelegenheit finden, Leute unter dem Kaufmannsstande kennen zu lernen, die sich durch den ersten Schnitt der Mode, durch Prunk in Geschmeiden, durch eine angenommene fremde Mundart, durch den Genuß der feinsten Speisen und Getränke, durch ihre Equipagen, und Gott weiß durch welches Spiel- und Blendwerk als vornehm angeben wollen; und doch steckt hinter dieser Larve oft ein gemeiner Klotz. Sie gleichen dem Esel unter der Löwenhaut. Wer sich seiner kleinen Figur bewußt ist, geht auf Stelzen, damit er groß erscheine; aber er täuschet nur, die von Ferne schauen.“ Der Titel ließ uns übrigens vermuthen, es werde hier auch die wichtige Frage erörtert werden: in wie weit ein Kaufmann streng moralisch handeln kann, wenn er bestehen oder gar reich werden will; aber so tief ist der Verf. nicht in die Materie eingegangen.

Nr. 80.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 7. Oktober 1825.

A Shakespeare-conjecture.

Schmutzflecke auf einem alten Gemälde aufzusuchen, mag eine recht angenehme Beschäftigung seyn, doch wer dasselbe am Shakespeare versucht, der sehe sich vor, daß ihn selbst nicht der Fliegenwedel trifft.

Als ich die erste Lieferung der Benda'schen Shakespeare-Uebersetzung erhielt, war das erste, daß ich darin Romeo und Julie aufschlug; darauf, obgleich in meiner Erwartung schon sehr getäuscht, um nicht ungerecht zu seyn, den Sturm, — die lustigen Weiber von Windsor, — zulezt endlich den Kaufmann von Venedig, im 4ten Band. Daß ich außer dem lezten eins dieser Stücke in der neuen Uebersetzung ganz durchgelesen, will ich zwar nicht behaupten, aber auch keinem, der den Shakespeare liest und liebt, zumuthen. Um dieß strenge Urtheil gerecht zu finden, vergleiche man drey Scenen (Aufz. I. Scene 5; Aufz. II. Sc. 2; Aufz. III. Sc. 5.) aus Romeo und Julie mit dem Shakespeare, oder auch nur mit der Schlegelschen Uebertragung.

Doch nicht die Uebersetzung ist es, mit der wir es hier zu thun haben, sondern das Urtheil, das der Uebersetzer sich über den Dichter erlaubt. In der „Abhandlung über das Schauspiel: der Kaufmann von Venedig," heißt es nach mehreren Lobpreisungen des ganzen Schauspiels im Allgemeinen und des Juden oder Staatsbürgers Shylok im Besondern, S. 163: „Einen trefflichen Gegensatz zu ihm (Shylok) bildet der schwermüthige, sich selbst verleugnende Antonio. Bey aller Herrlichkeit und Wahrheit seiner Darstellung (!) ist er doch nicht in der (selben) Consequenz, als Shylok geschildert. Er gibt sich einer edlen, seiner ganz würdigen (?) Freundschaft hin. Er opfert sich mit der innigsten Liebe und mit männlicher Geduld seinem Unstern; aber man begreift doch nicht, wie der edle Mensch, der selbst dem ihm fremden Hülflosen beyspringt, der so uneigennützig nie sein eignes, nur das Wohl seiner Nebenmenschen beachtet, seinem Freunde die Folterqual wünschen kann, ein Zeuge des Todes zu seyn, den er für ihn erduldet; und eben so wenig ist es erklärlich, wie er mit höchster Intoleranz dem Juden ein Urtheil spricht, das bey weitem härter war, als das schon vom Gericht (!) ausgesprochene;" und was im Folgenden noch darüber gesagt ist. Shakespeare den Vorwurf der Inconsequenz zu machen, ist immer etwas Bedenkliches, wie viel mehr aber in der Darstellung eines Charakters, wie Antonio's, grade desjenigen, den er vielleicht am meisten aus der eignen Seele geschöpft hat. — Ein edles Gemüth, den Blick von dem Unwesentlichen, Wandelbaren auf das Ewige und Bleibende gerichtet, und ganz diesem tiefsinnigen Streben hingegeben, tritt als Kern seines Charakters überall unverkennbar in ihm hervor.

Er ist Kaufmann, weil er Venetianer ist; aber er verschmäht kleinlichen Gewinn, nur auf das Große gehen seine Pläne. Seine Galeeren bedecken die Meere; sein sämmtlich Gut ist auf der See; aber kein Gedanke erinnert ihn an die Gefahr, der es ausgesezt ist. Sein Vermögen und sein Kredit steht seinem Freund und jedem Bedrängten zu Gebot, aber er weiß es nicht, daß er sich dieß zum Verdienst anrechnen könnte; er ist stolz gegen seinen Gläubiger, aber nie gegen seine Schuldner. — Aber er steht mit seiner Tiefe allein; die Welt gilt ihm als ein Schauplatz, ein Spiel, dem er kein Interesse abgewinnen kann, und seine Rolle darin ist nur die eines untheilnehmenden, traurigen Zuschauers. Die Menschen um ihn her mit ihrer niedern Gewinnsucht, ihren eitlen Bestrebungen und ihrem thörichten Bemühen um Sinnenlust, mit ihrer Schlechtheit, ihren Verbrechen, ihrem Leichtsinn und ihrer Leichtfertigkeit sind ihm verhaßt oder verächtlich. Nur zu einem zieht ihn sein Herz, zu Bassanio; er lebt nur im Gefühl seiner Freundschaft für Bassanio, nur seinetwegen liebt er die Welt:

> Der theu'rste Freund, der liebevollste Mensch,
> Das unermüdet willigste Gemüth
> Zu Dienstleistungen, und ein Mann, an dem
> Die alte Römer-Ehre mehr erscheint,
> Als sonst an wem, der in Italien lebt.

Und dieser Bassanio, den er so innig liebt, ist wenig mehr, als einer von den andern verständig und edel durch Antonio, unbesonnen, verschwenderisch und lebenslustig

in der Gesellschaft anderer, er liebt Antonio, aber eben so sehr das Vergnügen, und nicht eher verläßt ihn sein Leichtsinn, als bis der edelste Freund, dem er sein ganzes Glück verdankt, im Begriff steht, für ihn und zum Theil durch seine Schuld sein Leben zu opfern.

Daß Antonio dieß fühlte, ist nicht gesagt; aber Shakespeare läßt statt seiner das Leben selbst reden. Im ersten Akt tritt Antonio traurig auf, ohne bestimmte äußere Veranlassung; die Scherze der Venetianischen Edeln, die sich bemühen ihn zu erheitern, sind ihm zuwider; der Liebe glaubt er sein Herz verschlossen, weil es ganz die Liebe zu Bassanio fühlt. Schweigsam und verschlossen gegen alle andere, öffnet er nur gegen den Freund sein edles Gemüth. Diesem zu dienen bricht er seinen Grundsatz und leiht auf Zins, von dem jüdischen Wucherer, den er haßt, und steht nicht an, sein Leben zum Pfand zu setzen. — Der gräßliche Schuldschein ist (im dritten Akt) verfallen, Shylok wezt das Messer auf Antonio's Brust; kein Wort des Unmuths, keine Klage! Nur einen Wunsch noch hegt er:

Pray God, Bassanio come
To see me pay his debt, and then I care not!

(Gebe Gott, daß Bassanio komme und sehe mich seine Schuld bezahlen; dann sorg' ich nichts.)

Er schreibt an ihn, theilt ihm kurz die Unglücksfälle mit, die ihn verhindert haben, die Verschreibung einzulösen, und spricht den Wunsch aus, ihn bey seinem Tode zu sehn; doch nur wenn freye Liebe ihn bewegt, nicht überredet durch seinen Brief.

Hierin einen Widerspruch mit Antonio's Charakter zu sehen, vermag ich nicht. Rein verständige Großmuth, weichliche Empfindsamkeit würden vielleicht dem Freunde den schmerzlichen Anblick, wie man es verlangt, erspart haben; schwerlich die Liebe, die, wenn sie auch die reinste und edelste ist, für geliebten Gegenstand zwar keine Aufopferung scheut, aber auch den Lohn nicht von sich weist. Antonio hat sich aufgeopfert für den Freund, der ihm mehr, als alles ist; und er fühlt, daß dieser seine Liebe jezt erkennen und erwiedern muß, nicht mehr mit jener flüchtigen Neigung, die man gewöhnlich Freundschaft nennt, sondern mit der vollen ungetheilten Glut der Seele, die ihn selbst durchflammt. Und diesen Moment, in dem er die Gewißheit der Liebe Bassanio's erhalten muß, soll er versäumen, um diesem einen Schmerz zu ersparen, der den Freund später doch treffen muß und der durch ihn selbst und durch den Anblick der Ergebenheit, mit der er den Tod leidet, gemildert, gewiß nicht wesentlicher geschärft werden kann. Auch Kindern muß der Anblick eines Vaters auf dem Todbette sehr schmerzlich seyn, und doch versagt sich der Sterbende den Trost nicht, seine Lieben in den lezten Augenblicken um sich versammelt zu sehen. Und weiß man nicht von Freunden, die einander auf das Blutgerüst begleitet haben? — Aber die Liebe ist auch grausam; und wenn sie dem Geliebten kein andres Zeichen ihrer Glut geben kann, so erregt sie ihm lieber Schmerz, als sie den Gedanken, vergessen zu seyn, erträgt. Denke an Rousseaus Banddiebstahl und Verläumdung, wer sein eignes Herz nicht kennt!

Mit Recht weisen wir also hier den Vorwurf der Inconsequenz zurück, der Shakespeare nur dann treffen würde, wenn sein Antonio nur in einem jener gewöhnlichen lauen Freundschaftsverhältnisse zu Bassanio stünde und nicht ihm verbunden wäre durch die Bande der zartesten Neigung. Oder gibt es etwa wahre Liebe nicht außer der ehelichen? Ist es nicht Liebe, wenn Antonio, da Bassanio von ihm scheidet, ihn bittet, jener Schuld zu vergessen und die Gedanken ganz auf die Bemerkung um die Braut zu wenden? wenn dabey seine Augen sich mit Thränen füllen und er abgewandt, um seine Rührung zu verbergen, ihm stumm die Hand drückt?

Daß nun, nachdem Bassanio erschienen ist, *in der* Gerichtsversammlung oder vor derselben keine zärtliche Scene folgt — wer wird die von Antonio's festem männlichen Sinn erwarten? Er stirbt für seinen Freund und durch das Gesetz Venedig's; daß dieß um seinetwillen und zur Gefährde des Staats gebeugt werde, verlangt er nicht; er sezt Ruhe und Geduld der Wuth des Juden entgegen. Nur eine Bitte richtet er an Bassanio:

Empfehlt mich eurem edlen Weib, erzählt ihr
Den Hergang von Antonio's Ende, sagt,
Wie ich euch liebte, rühmt im Tode mich,
Und wenn ihr's ausgezählt, heißt sie entscheiden,
Ob nicht Bassanio einst geliebt ist worden.

Und nachdem eine unverhoffte Wendung der Sache Antonio gerettet, den Juden ihm in die Hände gegeben hat; jezt erst soll Antonio seiner unwürdig handeln, mit dem Gut des Elenden sich bereichern und mit bitterm Hohn die Gnade schmälern, die das Gericht ihm bereits erwiesen hat. Der Herzog hat die eine Hälfte der Buße, die ihm zugefallen war, Shylok erlassen; Antonio, aufgefordert, die Gnade zu bestimmen, die er ihm angedeihen lassen will, antwortet:

So please my lord the duke, and all the court,
To quit the fine for one half of his goods;
I am contend so he will let me have
The other half in use — to render it,
Upon his death, unto the gentleman,
That lately stole his daughter. etc.
Beliebt mein gnäd'ger Herr und das Gericht
Die Buße seines halben Guts zu schenken;
So bin ich es zufrieden, wenn er mir
Die andre Hälfte zum Gebrauche läßt,
Nach seinem Tod dem Mann sie zu erstatten,
Der kürzlich seine Tochter stahl.

Noch zweyerley beding ich: daß er gleich
Für diese Gunst das Christenthum bekenne.
Zum andern, stell er eine Schenkung aus,
Hier vor Gericht, von allem, was er nachläßt,
An seinen Schwiegersohn und seine Tochter.

Aber diese Stelle, die Shakespeare noch mehr, als seinem „Königlichen Kaufmann" zur Unehre gereichen würde, ist sehr verdächtig und in ihrer jetzigen Gestalt gewiß verderbt. Selbst Johnson, mit seinen Bärentatzen, hat dieß gefühlt; er schlägt vor, anstatt upon his death zu lesen upon my death (nach meinem Tod); dadurch wird aber wenig gebessert.

Denn zuvörderst scheint der ganze Satz: So please my lord; — I am content, so he will let durch seine unkorrecte Construktion Shakespeare's nicht würdig. Die Wiederholung des so (Wenn es dem Herzog beliebt; — so bin ich zufrieden — wenn) ist matt; und das he in dem zweyten Bedingungssatz könnte eben so gut auf den Herzog als auf den Juden bezogen werden: eine Ungenauigkeit, die Shakespeare leicht hätte vermeiden können.

Und dann, welchen Sinn gibt die ganze Stelle an und für sich? Wenn der Herzog ihm die eine Hälfte der Buße schenkt; so bin ich zufrieden, — nicht auch meinerseits ihm die andere Hälfte zu erlassen, wie man erwarten sollte — sondern: wenn er mir von der andern den Nießbrauch lassen will. Freylich auch ein Geschenk; wenigstens verliert der Jude nun das Capital nicht! — ein ächt Jüdisches Geschenk. Und den Nießbrauch wie lange? bis zu meinem Tode? — keineswegs! Bis zum Tode des Juden! Fürwahr ein seltenes Geschenk, um sowohl den Geber, als den Begabten zur Verzweiflung zu bringen. Jener kommt an den Bettelstab, sobald die Schenkung vollzogen wird — was bey Shylocks hohem Alter nicht lange anstehen kann; — dieser erhält seine Güter zurück, wenn er — begraben worden ist!

Und für diese Gunst (for this favour!), daß Antonio, so lange Shylok lebt, die Einkünfte seines Vermögens verzehrt und ihm das Vergnügen des Zusehens läßt; sobald er aber gestorben ist, es den ärgsten Feinden desselben übergeben will; für eine so ausgezeichnete Gunst verlangt Antonio nichts weiter, als — daß der Jude ein Christ werde und sogleich aus christlicher Milde die Verfügung treffe, daß nach seinem Tode auch die andere Hälfte seines Vermögens an seine ungerathene Tochter, die ihn bestohlen hat, und an den Verführer derselben falle.

Und solcher Abgeschmacktheit kann man Shakespeare fähig halten? Ich wenigstens nicht; denn ich finde im englischen Text statt derselben nichts, als einen Schreib- oder Druckfehler, den man nur zu korrigiren braucht, um Alles klar und vernünftig zu machen. Man schreibe, statt: I am content, so he will let me have mit einer unbedeutenden Veränderung in drey leicht verwechselten Wörtlein:

I am content and I will let him have etc.

Wenn es meinem Herrn, dem Herzog und dem Hof beliebt, die Buße für die eine Hälfte seiner Güter ihm zu erlassen; so bin auch ich dasselbe zufrieden und will ihm den Nießbrauch der andern Hälfte überlassen, doch unter der Bedingung — und nun steht es Antonio allerdings zu, Bedingungen zu setzen, — daß sie nach seinem Tode an den Edelmann zurückfällt, der seine Tochter entführt hat.

Hierin liegt nichts, das mit Antonio's Edelmuth im Widerspruch stünde; er denkt nicht einmal daran, seine Hände nach des Juden Gut auszustrecken; er vergißt den grimmigen Haß, dessen Wuth er eben erst entrissen worden ist, überläßt den Theil des verfallenen Vermögens, der ihm zuerkannt worden, seinem Feind und geht arm davon. Daß er nur den Nießbrauch dem Juden überläßt, ist seine Pflicht; denn er nähme Theil an der Ungerechtigkeit des Juden, wenn er diesem zuließe, da es in seiner Macht steht, ihm zu wehren, seiner Tochter ihr rechtmäßiges Erbe zu entziehen.

Aber er begnügt sich damit nicht; er verlangt auch noch, daß Shylok das Christenthum annehme und auch die andere Hälfte seines Vermögens nach seinem Tode auf seine Tochter und ihren Mann vererbe. Das scheint allerdings grausam; aber nicht dem Römersinn Antonio's. Er übt keine Rache, aber auch nicht weichliche Großmuth auf Kosten der Gerechtigkeit. Der Tochter kommt das Erbe ihres Vaters nach seinem Tode zu, ihr muß es erhalten werden. — Der Jude hat bisher die Christen mit tödtlichem Haß verfolgt, nicht aus fanatischer Ueberzeugung von der Vorzüglichkeit seiner Religion vor der christlichen, sondern weil er in der Grausamkeit der Christen gegen die Juden eine Beschönigung seiner eignen Unmenschlichkeit fand. Nicht das Christenthum ist ihm verhaßt, sondern die christliche Liebe, die Heucheley, die eben so schlecht handelt als er, und durch ihren gleissenden Schein ihm seinen Gewinn verderbt.

Wie sieht er einem falschen Zöllner gleich!

ruft er aus, als Antonio kommt,

Ich haß ihn, weil er von den Christen ist.

Daß Antonio, nachdem er durch seinen Edelmuth den Juden widerlegt hat, von ihm verlangt, daß er seinen Haß gegen die Christen ablege, für den er jezt keine Gründe mehr anführen kann, ist doch wahrlich nicht unbillig; daß er seinen Uebertritt zum Christenthum verlangt, eine nothwendige Folge — die einzige Gewähr, die Shylok für das erste geben kann, und damit zugleich auch seine Versöhnung mit der Tochter eingeleitet.

Unsre Conjectur, die so viele innere Gründe für sich hat, indem sie den einzigen Flecken aus Antonio's Cha-

rakter tilgt, wird übrigens auch äußerlich dadurch gestüzt, daß Antonio in der That arm den Gerichtshof verläßt; was doch keinesweges der Fall war, wenn er den Nießbrauch der Hälfte von dem bedeutenden Vermögen Shyloks behielt.

Ihr gabt mir Leben, Theure, und zu leben,
(Sweet lady, you have given me life and living),

ruft er aus, als Portia zu Belmont ihm Nachricht gibt, daß seine Schiffe sicher im Hafen eingelaufen sind.

Mehr kann man zur Bestätigung einer Conjectur, wie diese, kaum verlangen; und es bleibt nur wunderbar, daß keiner der englischen Commentatoren, so wenig als der deutsche Uebersetzer, sie nicht schon längst gemacht hat.

Dr. Hermes.

Pädagogik.

Pädagogische Anekdoten und Erzählungen, gesammelt von einem praktischen Schulmann. Berlin bey Enslin. 1825.

Die Idee dieses Werks ist sehr glücklich. Seltsamkeit der Lehrer und Naivetät der Kinder machen die Schule oft genug zu einem komischen Theater der originellsten Art. Pedanterey und Ueberspanntheit führen hier ewig den kleinen Krieg mit Unverstand und Mutterwitz, und der Zufall übt seine wunderlichen Launen. Jeder erinnert sich aus seiner eigenen Jugend mit Vergnügen an die Anekdoten seiner Schuljahre, und eine Zusammenstellung von Späßen dieser Art wird immer aufgelegte Leser finden. Außerdem kann sie auch noch einen höheren Werth in sich tragen, und die Psychologie bereichern. In den Aeußerungen der Kinder liegt oft ein tiefer Sinn verborgen, der dem Forscher der menschlichen Seele zu reicher Betrachtung Anlaß gibt.

Die vorliegende Sammlung enthält viel Lächerliches und viel psychologisch Merkwürdiges, und wenn sie im Verhältniß zum Stoff wohl etwas zu klein genannt werden darf, so wird doch dadurch dem Gegebenen sein Werth nicht abgesprochen. Wir geben einiges zur Probe:

„Ein Greis, der vom Weintrinken eine rothe Nase hatte, sagte zu seinem jungen Enkel bey Tisch: Du mußt Brod essen, Brod macht die Wangen roth! Da hast Du wohl viel Brod geschnupft? fragte der Knabe. — Man bemerkte einer Krämersfrau, daß ihre Kinder so betrübt aussehen. Ach versezte sie, wir schlagen sie genug, daß sie lustig werden sollen. — Ein Knabe wollte Zuckerbäcker werden, um seinem Vater das Alter zu versüßen. — Ein Knabe, der eben vom Wassertode gerettet worden war, äußerte sich, er habe sich über nichts mehr geängstigt, als daß er so nackend vor dem lieben Gott erscheinen sollte. — Ein Mädchen, das den heiligen Petrus mit dem Himmelsschlüssel im Bilde gesehen hatte, sah unverwandt zum Himmel, und suchte das Schlüsselloch. — Ein Schüler übersezte den Satz: Praesenti medico nihil nocet, Präsente schaden einem Arzte nichts. — Ein Pfarrer zeigte den Kindern die runde Gestalt der Erde an seiner runden Dose; da er aber des Sonntags eine viereckige Dose trug, so antworteten die Kinder, als ein dritter sie frug, „wie die Erde geformt sey? sie sey am Werkeltage rund, am Sonntag aber vierkantig. — Ein Professor erzählte in seinen Vorlesungen über die Mathematik: als Pythagoras seinen berühmten Lehrsatz erfunden hatte, war er darüber so erfreut, daß er den Göttern eine Hekatombe (von hundert Ochsen) opferte. Daraus läßt sich erklären, wie noch immer alle Ochsen bey der Entdeckung einer neuen Wahrheit zittern."

Literarische Rechtsfrage.

In einer norddeutschen Zeitschrift No. 19. v. J. 1824. S. 76. steht ein ganz verständiges Raisonnement über und wider die Censur im Allgemeinen, und darunter wörtlich folgende

„Anmerkung des Censors: der Artikel Censur kann gedruckt werden, wenn gleich darunter gesezt wird: Mit Erlaubniß der Censur gedruckt, als ein Probestück der schiefen Urtheile, welche über sie ausgesprochen werden."

Daß ein Censor streichen kann, was er will, ist eine bekannte Sache; aber ist er denn auch berechtiget, auf eine anmaßende und absprechende Art öffentlich drein zu reden? Ist er berechtiget, das Imprimatur von der Bedingung abhängig zu machen, daß seine unfertige oder unmotivirte Meynung über die Sache gleich auch mit abgedruckt werde? *) Und darf überhaupt ein verständiger Censor Bedenken tragen, einen trockenen Vortrag der gegen die Censur im Allgemeinen statt findenden Gründe abdrucken zu lassen? Hat man doch noch nicht gehört, daß Schriften gegen das Institut der Douane in den Zollämtern angehalten würden. Ich bin nicht gegen die Censur; ich glaube, daß sie bey dem Mangel einer guten positiven Gesetzgebung über die Preßvergehen unentbehrlich ist; ja ich fürchte sogar, daß eine völlige Preßfreyheit die Schriftsteller aus dem Regen unter die Traufe bringen, und dieselben unendlichen, Zeit, Geld und Ruhe raubenden Proceßplagen preisgeben würde: aber ich meine, das Recht eines Censors dürfe durchaus nicht über das stillschweigende Passirenlassen oder Streichen hinausgeben. Sonst werden die Censoren am Ende Recensenten, die gleich in calce die Schriften kritisiren. **)

Y.

*) Warum nicht? Das ist Sache zwischen ihm und der Redaction. Läßt sie seine Glossen mit drucken, so ist er vel quasi als Mitarbeiter zu betrachten, und dagegen wäre nicht viel mehr zu sagen, als daß solchenfalls etwas gedruckt wird, was niemand censirt hat, als derjenige, der es schrieb.

Müllner.

**) Wenn sie Verstand und Kenntniß des Gegenstandes besitzen, so wäre das eben nicht so übel. Sie könnten sich dadurch oft noch nützlicher machen, als wenn sie, nach dem Vorschlage von Goethe in Kunst und Alterthum Bd. 2. Heft 2. S. 184 bey dem Censiren der Aushängebogen dem Unwesen der Druckfehler zu steuern suchten. In der That wird ein Censor von Kopf sich oft in dem Falle sehen, wo er durch eine kurze Marginalwiderlegung des Autors für Reinhaltung der öffentlichen Meynung besser wirken könnte, als durch Unterdrückung fremder Ansichten, die am Ende doch ihren Weg in das Publikum finden.

M.

Nr. 81.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 11. Oktober 1825.

Reise-Literatur.

Italien und die Italiener im neunzehnten Jahrhundert. Nach dem Englischen des A. Vieusseux von Georg Lotz. Zwey Bändchen. Berlin, 1825. In der Vereinsbuchhandlung.

„Von seiner Jugend an mit der Sprache und den „Sitten der Italiener vertraut — unter Welschlands „mildem Himmelsstriche aufgewachsen — demselben aber „entzogen, bevor sich frühe Eindrücke zu Vorurtheilen „gestalten konnten, war von allen denen, welche bisher „über dies klassische Land schrieben, vielleicht niemand „dazu geeigneter, als der geistreiche Verfasser des vorliegenden Werks, der sich Jahre lang in mehreren der „interessantesten Länder Europa's aufhielt, nach dem letzten Frieden aber in das Land seiner Kindheit zurückkehrte, und nun mit einem unter der Sonne der Erfahrung gereiften Verstande Italien durchwanderte. Er „hat seine Schilderungen mit historischen Notizen, Charakterzügen und Anekdoten anmuthvoll durchwunden, „und so ein Gemählde aufgestellt, welches nicht nur den „ernsten Leser, sondern auch den nur Unterhaltung suchenden befriedigen wird." Diesem Vorwort des Uebersetzers stimmt Ref. vollkommen bey. Es ist ihm bisher noch keine so übersichtliche und doch im Detail so reiche Schilderung Italiens bekannt geworden. Besonders verdient die gefällige Gruppirung alle Auszeichnung. Wir finden uns in dem Reichthum der italienischen Welt sogleich durch zwey Brennpunkte orientirt, wodurch sie in zwey elliptisch verschlungene Sphären zerfällt, indem die Eigenthümlichkeiten des Nordens und Südens von Italien scharf gesondert werden. Ein Auszug dieser Charakteristik wird von dem Geiste des Werkes zeugen.

„Im Süden ist es, wo wir den eigentlich klassischen „Boden Italiens finden, — das Land der Alterthümer „und der erhabenen Erinnerungen — das Land der schönen Künste. Dem Süden besonders gehören die von „den Dichtern und Reisenden beschriebenen romantischen „Scenen an; — die herrlichen Mondscheinnächte — der „azurne Himmel, — das dunkelblaue Meer, — die purpurroth gefärbten Berge, — die Wälder von Orangen-, „Citronen- und Olivenbäumen. Da findet man Männer gesetzlos und ungestüm; und Frauenschönheit, mild „wie ihr Klima und sonnig wie ihr Himmel. — Da leben in der Natur die Originale der Landschaften Salvator Rosa's, der Madonnen Raphaels; da wurden „Pergolesi, Cimarosa und Paesiello begeistert. Die Wunder Michael Angelo's, St. Peter's Dom, das Collisenm, „das Pantheon, da werden sie gefunden! Es ist das „Land Dante's, Machiavelli's und Tasso's, — es war „das Geburtsland Scipio's und Cicero's.

„Nord-Italien dagegen ist das Land des Ueberflusses; „es ist weniger poetisch, aber besser angebaut. Auch ihm „fehlen indessen nicht Erinnerungen an ruhmvolle Thaten, an große Männer; gehören diese gleich einer späteren Zeit an, treten sie gleich weniger imposant hervor. Es gebar Doria, Titian, Correggio, Ariosto, Alfieri und Canova. Der Norden gab die besten Soldaten, der Süden die schlauesten Politiker. Die südlichen „Maler zeichneten sich aus durch das Genie der Erfindung, und durch Kühnheit der Zeichnung; die nördlichen „durch Zartheit und Wärme des Kolorits, und durch „sanfte Umrisse. Die Architektur des Südens ist colossal und imposant, die des Nordens ausgeführter, bequemer.

„Die Gegenden beyder Abtheilungen sind im gleichen Maaße verschieden; Nord-Italien ist größtentheils „eine fruchtbare, von vielen Flüssen bewässerte Ebene, „die in gut gebaute Felder und Gärten abgetheilt, mit „Städten und Dörfern angefüllt, und von einem zahlreichen fleißigen Menschengeschlecht bewohnt ist. Die „Landschaft ist üppig, aber einförmig; — man sieht nur „große, eben und grade hinlaufende Landstraßen, lange „endlose Alleen; die sich im fernen Nebel zeigenden Gipfel der Alpen und Apenninen bringen allein einige Abwechselung in das Monotone der Scene. In Süd-Italien dagegen verändert sich die Ansicht des Landes „fast alle zwanzig Meilen. Da gibt es entzückende, von

„himmelanstrebenden Bergen umschlossene Thäler; — „Ströme, die, zu einer Jahreszeit furchtbar angeschwollen, ihre schäumenden Wogen donnernd dahinrollen, zu „einer andern aber, zu unbedeutenden Bächen hinabgesunken, ihre leichten Wellen nur über felsiges Bette „hinspülen; Ebenen, weit und unangebauet, mit Trümmern vormaliger Größe angefüllt, bewohnt von wilden „Stieren und von noch wilderen Menschen; — in deren „Mitte die stolzeste Stadt der Welt ihr schwermüthiges „Haupt erhebt. — Weiterhin gewahrt man verfallene „Schlösser und Burgen, hoch oben auf fast unersteigbaren Höhen gelegen; und noch südlicher die reichen Ebenen von Campagna und Apulia, die lieblichen Ufer „von Parthenope, umgeben von den Apenninen, welche „immer höher und höher steigen, immer wilder und wilder werden, je mehr sie sich dem Süden nähern, bis sie „endlich, zwischen den beyden Meeren eingepreßt und „die ganze Breite der Halbinsel einnehmend, in der Provinz Kalabrien ihre schwarzen Gipfel auf einander thürmen. Dort, an der äußersten Grenze Italiens, leben „Menschen, dem übrigen Europa nur wenig bekannt, und „wild wie die Bewohner der gegenüber liegenden Küste „von Albanien, voll eines ungebildeten Genie's; unwissend, aber mit natürlichem Verstande begabt; muthig, „aber zügellos, treu gegen ihre Freunde, aber gränzenlos „rachsüchtig gegen ihre Feinde; der edelsten und der „schwärzesten Thaten fähig.

„Die Nord-Italiener haben weniger von den Eigenthümlichkeiten, welche die gefallenen Abkömmlinge „des alten Roms bezeichnen. Sie haben mehr Aehnlichkeit mit ihren Nachbarn, den Franzosen, Schweizern und Teutschen, mit denen sie seit langer Zeit schon „in Berührung waren, und von welchen sie Manches angenommen haben. Ihre Sitten sind milder; ihre Begriffe gleichen mehr denen des übrigen Europa's; sie „haben mehr das Gepräge einer modernen Nation; kurz „sie besitzen die guten und schlechten Eigenschaften des „civilisirten Europa's.

„Die Süd-Italiener dagegen sind, mit Ausnahme „der Bewohner Toskana's, in Rücksicht der modernen „Bildung und Verfeinerung noch weit zurück. Sie haben etwas Charakteristisches, das sie von andern Nationen unterscheidet; sie besitzen mehr die persönliche „Unabhängigkeit eines halbcivilisirten Volks, leben sie „gleich unter unumschränkten Regierungen; sie haben „stärkere Leidenschaften, aber auch mehr Enthusiasmus „für das Schöne, besonders im Betreff der Werke der „Kunst und der Musik. Süd-Italien ist das eigentliche „Vaterland der Malerey und des Gesanges. — In der „Mitte dieses Zauberlandes erheben sich drey große Städte, „die Sammelplätze der Reisenden; — alle drey schön und „berühmt, ist gleich jede von ihnen von den andern bey„den unendlich verschieden. Florenz, die Stadt italienischer Geselligkeit, italienischer Höflichkeit und Eleganz, so wie der Sitz der schönen Literatur. Rom, „die Stadt der Monumente, des religiösen Pompes, der „Tempel der Künste, der Aufenthalt einer gewissen feyerlichen Würde, der ihrem Namen und dem, was sie „einst war, gebührt. Neapel endlich, die Stadt der „Fröhlichkeit, des Leichtsinns und der Wollust, die Sirene Italiens, das verzogene Lieblingskind einer zu „gütigen Natur, das Land der Sinne, aber auch das „Land der Phantasie." —

Nach dieser Einleitung beginnt die detaillirte Schilderung, zuerst des Königreichs Neapel, dann Toskana's, der Lombardey, der Sardinischen Staaten, der westlichen Küsten, Sicilien's und der Inseln. Die einzelnen Gruppen werden durch die Reiseroute des Verfassers lose verbunden, ohne daß die Schilderungen dadurch fragmentarisch oder aphoristisch würden. Von jeder großen Landschaft wird uns ein eigenthümliches rundes Gemählde entworfen. An die geographische und pittoreske Ansicht der Gegenden schließen sich die besondern Beschreibungen der Hauptstädte und des Landes, des bürgerlichen Zustandes, der Sitten, der Kunst und Bildung. Ein besonderer Abschnitt im ersten Bande enthält die politische Geschichte Italiens unter der lezten Franzosenherrschaft, und ein anderer Abschnitt im zweyten Bande eine Uebersicht der italienischen Literatur, so daß sehr schicklich das Allgemeine, was bey den einzelnen Schilderungen nicht umfassend genug dargestellt werden könnte, aus dem Besondern herausgestellt wird. Dabey nimmt es vielleicht Wunder, daß in diesem interessanten Werke von Rom, dem Papst und der Kirche nur äußerst wenig die Rede ist. Damit scheint dieser Beschreibung gerade die Hauptsache, der edelste Stein in der Krone zu fehlen, und wenn man schon nicht in Rom seyn kann, ohne den Papst gesehen zu haben, wie kann man wohl gar in Italien Rom übersehen? Indeß hat der Verfasser Recht, wenn er sich damit entschuldigt, daß über Rom schon von Andern Alles gesagt worden ist, und wir müssen gestehen, daß die Schilderung des übrigen Italiens ausnehmend gewinnt, indem das Auge von dem glänzenden Rom abgezogen wird.

Dichtkunst.

Dernier chant du pélérinage de Childe Harold par de la Martine. Paris, 1825. 8.

Wie die Trümmer einer verfallenen Felsenburg, sie mögen über Saatfelder und grüne Wiesen von fern in's freundliche Thal zu uns hinüberschau'n, oder aus wildem Gesträuch und Waldesdunkel in schroffes Geklüft hinabdrohn, gleich düster, gewaltig, schroff und entgegen-

starren; so der Geist des Dichters, dessen Gemüth zerrissen ist, gleich finster, zornig, glühend in Liebe und Leid, in Lust oder Schmerz. Er mag die wilde Schlacht oder das Stillleben des Friedens, die einsame Hütte oder den stolzen Pallast darstellen, in brausendem Orgelsturm oder in süßem Flötenton sein Lied singen. — Ein Weheruf wird, eine schneidende Dissonanz, durch alle diese Töne hindurchdringen und jenes Mißbehagen in uns erwecken, welches jeder Widerspruch mit sich selbst in dem ruhigen Beobachter zurückläßt. Ein solcher Dichter war Lord Byron. Leben und Poesie waren ihm, wie jedem wahren Dichter eins; und wenn der Mißton, in welchen jede Production der leztern bey ihm ausgeht, in dem erstern durch seine Aufopferung für die heilige Sache der Freyheit und Menschheit gelöst erscheint, so wird dadurch auch das schmerzliche Gefühl gemildert und verklärt, das seine Gedichte erwecken, und der Leser verzeiht Menschenhaß und Verachtung dem Helden, der im Kampfe für Menschenwohl den Tod fand.

Von einer ähnlichen Ansicht scheint auch de la Martine ausgegangen zu seyn, als er an die Wanderungen des Childe Harold, die wir bey unsern Lesern wohl als bekannt voraussetzen dürfen, die lezte, ruhmvolle des Dichters selbst anknüpfte, und indem er ihn so mit seinem Helden identificirte, auf diesen die Bewunderung, mit der wir von dem Grabe des erstern scheiden, mit übertrug.

„Düster und schroff, wie Byron selbst, (schreibt unser Pariser Correspondent) trat Childe Harold uns entgegen, und das Interesse, das er unwillkürlich in uns erregte, galt eigentlich weniger ihm, als der Persönlichkeit des Dichters. — Das ist Byrons größte Kunst, daß er seinen Leser wider Willen an die eigenen Gemüthsbewegungen fesselt, sowohl an die, welche er ihm ganz enthüllt, als die, vor denen er den Schleyer nicht hebt; und nirgend mehr, als im Childe Harold, erhält er den Triumph, uns traurig zu machen ohne wirkliche Ursache der Traurigkeit und gleichsam allein durch den harmonischen Fall seiner Verse. Was ist es, das Childe Harold uns darbietet? Glänzende Schilderungen aus Griechenland, aus Italien, aus dem großherzigen Spanien, das alles, bis auf seine Jungfrauen Theil nehmen sieht an dem Vertilgungskampf gegen den ausländischen Unterdrücker. Diese Gemälde, in dem glänzendsten, aber auch im düstersten Ton gehalten, durch eine Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit, der nur dieß Versmaaß sich hingeben kann, belebt, folgen sich unter dem Pinsel des Meisters in so schneller Eil, daß sie kaum der Bewunderung Zeit lassen, darauf zu verweilen. In diesen lebensvollen Bildern, welche doch zugleich auf das treueste die Wirklichkeit wiedergeben, weht die lyrische Begeisterung der pindarischen Ode, und erhält sich durch vier Gesänge auf gleicher Höhe. Aber von allen Falten unserer Seele wird keine so sehr, als die Empfindsamkeit (sensibilité) berührt. Wir sind verstimmt, verwirrt; eine Art trauriger Neugierde bleibt uns beym Schluß des Gedichtes zurück. Und woran knüpft sich dieses sonderbare, unbeschreibliche Gefühl? An ein Paar Strophen, worin uns ein chimärisches Wesen von seinem Mißbehagen, von seinem Widerwillen spricht? an diese freywillige Verbannung, die er sich selbst auferlegt hat, fern von den Seinigen und dem Vaterlande, und in welche wir uns unwillkürlich selbst mit hineingezogen finden? Wahrlich dieser Childe Harold ist keine bloße poetische Fiction! Die Einbildungskraft würde, wenn sie allein ihn geschaffen hätte, für einen solchen Charakter schwerlich Gnade gefunden haben; aber wer möchte sein Mitleiden dieser Traurigkeit versagen, die so wahr ist und so tief gefühlt, diesem bittern Widerwillen gegen die Menschen und alle Dinge, den der Verf. selbst gewonnen hat, und gegen welchen er eine Zuflucht sucht in der Anstrengung des Denkens und in der Betrachtung der Meisterwerke der Natur. Man fühlt es nur zu sehr, daß dieser tiefe Eckel, dieß Mißbehagen, welches aus Allem athmet, nicht die Frucht eines Tages sind. Man fragt ihn mit Theilnahme, wie und unter welchen häuslichen Verhältnissen dieß Schicksal ihn getroffen habe; und wie der Schmerz in unsrer Brust immer einen natürlicheren und wahreren Wiederhall findet, als die Freude; so betrübt man sich über das Leiden des Menschen, indem man jene ausgezeichnete Organisation des Poeten bewundert, die ihn zu dem gefährlichsten Feind seiner Ruhe macht.“

„Dieß sind die Gefühle, welche Childe Harold in uns erweckt hat. Der französische Dichter, welcher den Faden, den Byron fallen gelassen, wieder aufnimmt, scheint dieselben zu theilen; aber er sieht für Childe Harold eine neue Bahn des Ruhmes und der Versöhnung sich öffnen. Er ist dem neuen Tyrtäos, dessen Lied — wenn es auch nicht den Sieg erzwingen kann — doch die feige Liebe zum Leben verscheucht, die gegen die Stimme des Ruhms taub macht, bis in das Feldlager der Griechen gefolgt; er zeigt ihn uns zulezt, ausgestreckt, in der Blüthe seines Alters, in der vollsten, ungeschwächtesten Kraft seines Geistes, auf dem Todesbett, wie er selbst die rührende Anrede verdient, die einst er an die Manen eines Freundes gerichtet: „Was hattest du gethan, daß du einen so dunkeln Tod mußtest sterben?“ Wie reich an Geist und Talent dieses Werk des Herrn de la Martine indessen auch ist; so zeigt er sich doch in demselben seinem Stoff nicht gewachsen. Seine Poesie, die sich durch Erhabenheit und schöne Harmonie auszeichnet, entbehrt dagegen des Lebens und der Beweglichkeit. Der langsame und feyerliche Schritt der Alexandriner, der sich so trefflich eignete für die contemplative Poesie des Herrn

de la Martine, ist für flüchtige, abgebrochene Schilderungen und Bilder in Byrons Art und mit einem Worte, für alles, was Leben und Bewegung verlangt, weniger günstig. Es gehörte ein unermeßliches Talent dazu, um in dieser Versgattung einen Reichthum an Ideen, die alle unabhängig von einander seyn müssen, zu zeigen, wie er hier gefordert wird. Dieß ist der Grund, weßhalb die Stärke unsrer größten Französischen Dichter in den Entwicklungen beruht. — Welche Verschiedenheit zwischen beyden Dichtern! Die leichte Spenserische Stanze wird unter Byrons Händen noch gewandter und biegsamer, als sie schon ihrer Anlage nach war; der Leser, wie von einem reissenden Strome fortgerissen, bemerkt kaum die doppelten Fesseln des Versmaßes und des Reims, in denen das Talent des Dichters sich frey bewegt. Aber wie viel fehlt zu gleicher Leichtigkeit Herrn de la Martine? Er selbst verwahrt sich zwar mit großem Bedacht gegen jede Vergleichung mit seinem Vorbild; aber diese Vorsicht kann ihn nicht entschuldigen. Er mußte sich, als er einen fünften Gesang des Childe Harold ankündigte, darauf gefaßt machen, daß der Leser von ihm Rechenschaft über das Interesse fordern würde, das die vier ersten Bände in ihm erregt hatten; und sein Gedicht gibt dieselbe in keiner Weise. Denn wenn auch manches Lobenswerthe in demselben enthalten seyn möchte; so trifft doch dieses Lob immer nur einzelne sinnvolle Verse, die aber selbst mehr, als alle andere Schwierigkeiten, die der französische Dichter nicht zu überwinden wußte, dazu beytragen, den Fortschritt der Handlung aufzuhalten und den Gesammteindruck zu schwächen. Diese Bearbeitung eines Stoffes, der freylich eine ganz andere Form verlangt hätte, wiederholt also alle Fehler, die man an den Méditations poétiques desselben Verf. getadelt hat, ohne uns dafür auch eben so oft durch die Schönheiten derselben schadlos zu halten, und es wird ihm für die Zukunft zu empfehlen seyn, bey der Wahl seiner Gegenstände, nicht aus der Bahn zu schreiten, in welcher seine Poesie sich ihrer Natur nach bewegt."

Gedichte von Karl Streckfuß. Neue verbesserte Ausgabe. Leipzig b. Brockhaus. 1823. 237 S. 8.

Die meisten dieser Gedichte sind in derjenigen Sammlung enthalten, welche unter dem nämlichen Titel i. J. 1811 bey Gerhard Fleischer dem jüngern erschienen ist, ohne daß das Publikum sonderliche Notiz davon genommen hätte. Zum Theil mag der Grund davon in den Zeitläuften gelegen haben, welche dieser Sammlung unmittelbar folgten; zum Theil aber auch in den Gedichten selbst, denen es an Kraft fehlt, an Kraft der Phantasie wie der Empfindung. „Ich bin mir bewußt," sagte damals der Verf. im Vorworte, „dem Schönen nachgestrebt zu haben, selbstständig, mit eigenem Herzen und Geiste." Das mag seyn; aber es ist nicht genug, um einer Sammlung einzelner Poesien Eingang bey der Nation und Wirkung auf dieselbe zu verschaffen. Dazu gehört, außer der Selbstständigkeit, auch Reichthum des Geistes und des Herzens, und zwar um so mehr, je gebildeter des Dichters Geschmack ist, und je mehr er die Sprache und die Verskunst in seiner Gewalt hat. Beydes ist bey Streckfuß der Fall, und die Kritik hat ihm beydes zugestanden, noch ehe er mit seiner Verdeutschung des Ariost gegen Gries in die Schranken trat. Aber jenen Reichthum hat sie vermißt, und wird ihn auch hier, in den neu hinzugekommenen Gedichten, nicht finden. Die Elegie, der Traum, den Manen der Geschwister Körner geweiht und i. J. 1815 gedichtet, ist ein Gelegenheitsgedicht, worinnen die Empfindungen, welche Theodor Körner's und seiner Schwester Tod in dem Dichter erregt hatte, viel zu lang ausgesponnen sind, als daß sie das große Publikum lebhaft ansprechen könnten. Ungleich besser ist die Romanze, Pipin der Kurze. Wir wollen in der Beschreibung, wie der Leu in die Schranken tritt:

Doch zweifelnd sieht sich der Löwe befreyn,
Und reckt in der Freyheit die Glieder,
Und schreitet getrost in die Schranken herein,
Und zeigt der Zähne gewaltige Reihn,
Laut gähnend, und streckt sich nieder.

keine Reminiscenz aus Schillers Handschuh suchen; aber den Zweifel des Löwen und das Wort getrost finden wir doch um so matter, je dringender wir durch den Moment selbst an den Löwengarten des Königs Franz gemahnt werden. Der Burggeist S. 108. erregt zu wenig romantischen Schauer, um die Schlüpfrigkeit der Schilderung S. 112. zu decken, und der Hauptinhalt selbst: die Erscheinung der Ahnfrau-Kindesmörderin, welche die Befleckung der Jungfrau hindert, ist in poetischer Hinsicht ein μιαρον. Die Legende vom Bischoffe zu Merseburg, von seinem Fräulein und seinem Kater, ist das freylich auch; dafür ist es aber auch eine Teufelsromanze, und diese Dichtgattung kann die Häßlichkeit der Hölle nicht entbehren. Endlich die Selbstgespräche, in Sonetten, sprechen eine ganz verständige, aber keinesweges dichterische Welt- und Lebens-Ansicht aus, und dem erhebenden Theile (vom 10ten Sonett an) fehlt der eigentliche Fittig, welcher den Leser tragen soll.

Wir beschränken uns hier billig auf die Anzeige der neuen Zuthaten dieser neuen Ausgabe. Die Verbesserungen der älteren Gedichte zu prüfen, scheint uns überflüssig, da sie den oben bemerkten Hauptmangel nicht heben konnten, den Mangel an poetischer Kraft. Die Erscheinung dieser neuen Ausgabe überhaupt sind wir geneigt für eine bibliopolitische zu halten, und es scheint uns wünschenswerth, daß der Sänger derjenigen Bahn getreu bleibe, in welcher er in der letzten Zeit sich einen achtungswerthen Namen gemacht hat: der Bahn der poetischen Uebersetzung. Hier kann er mit den Besten es aufnehmen.

Nr. 82.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 14. Oktober 1825.

Geschichte.

Mémoires sur la Convention et le Directoire, par A. C. Thibaudeau. Tome I. convention. Tome II. Directoire. Paris.

Die Zahl der Memoiren über die französische Revolution ist groß, und wird noch täglich vermehrt durch neue Beyträge zur nähern Kenntniß dieser, in ihren Ursachen, wie in ihren Folgen, unermeßlichen Periode. Indessen sind nicht alle Dunkelheiten zerstreut, die dem gründlichen Forscher gerade bey den wichtigsten Abschnitten jener Staatsumwälzung entgegen treten. Zwar fehlt es nicht an Männern, welche die vorhandenen Quellen mit Scharfsinn zu prüfen, und das große Drama mit historischer Würde, mit Unpartheylichkeit, so weit Anhänglichkeit an beliebte Doktrinen des Zeitalters gestattet, im Zusammenhange darzustellen versuchten. So hat Mignet, ein junger Mann von fast reifem Geiste, in seiner Geschichte der französischen Revolution mehrere Epochen derselben mit einer Tiefe und einer Besonnenheit aufgefaßt und dargestellt, welche an die Sphäre des künftigen Geschichtschreibers hinanreichen. Daher es schon jezt möglich zu seyn scheint, sich über die Leidenschaften und Vorurtheile zu erheben, das Interesse der Partheyen von jenem der Gesellschaft, die Träume der Wünsche von den Lehren der Erfahrung zu unterscheiden, und in dem allgemeinen Aufruhr jene Heilkräfte der Natur zu erkennen, welche in der furchtbaren Crisis sich offenbarten, — allen einseitigen Theorien zum Troz. Aber diese Höhe, von welcher der Horizont der Geschichte sich erweitert und erhellt, ist nur in der Begleitung eines Genius zu erreichen, welcher die Fesseln der Gegenwart abgeworfen und die Vorbereitungen der Zukunft verstanden hat. Der bloß gute Willen und das, wenn immer ausgezeichnete Talent in Rede und Schrift führen noch nicht aus den Thälern hinaus, in denen die Mittelmäßigkeit im Nebel wandelt. Daher sind viele Versuche, eine Geschichte der französischen, oder, vielleicht richtiger gesagt, der europäischen Revolution zu schreiben, mißlungen, und es ist wahr für die meisten Menschen, daß die Zeit noch nicht gekommen, in welcher eine solche Geschichte für sie verständlich wäre. Haben sie das Leben selbst nicht begriffen, wie könnte die Beschreibung es ihnen klar machen? Sie erwarten somit noch mehrere Geständnisse derjenigen, welche eine Rolle in den bedeutendsten Augenblicken gespielt haben. — Dieser Erwartung sucht man dann auch von allen Seiten zu entsprechen. Und so erklärt sich, daß wir in der Zeit der Memoiren leben, welche allerdings nicht bloß einer fruchtlosen Neugierde zur augenblicklichen Befriedigung dienen, sondern selbst künftig von dem Geschichtschreiber werden als Quellen benuzt werden. Solche Memoiren haben einen entschiedenen Werth, wenn der Verfasser durch Wahrheit, Liebe und Charakter sich auszeichnet und dadurch Vertrauen einflößt; wenn er die Begebenheiten, an denen er Theil nahm, mit Unbefangenheit schildert, und die Irrthümer seiner Zeit nicht verschweigt oder durch Sophistereyen entstellt. Ja, er wird um so mehr Glauben verdienen, wenn er den eigenen Irrthümern, die ihn in der Periode des Handelns leiteten, auch in späterer Zeit nicht entsagte, daher nichts zu beschönigen findet, sondern Alles, ohne Heucheley, mit einer gewissen Selbstgefälligkeit, der Welt vor Augen legt. Durch Aufrichtigkeit werden die Denkwürdigkeiten zu einer wahren Geschichtsquelle, in welcher sich die Vergangenheit spiegelt; während andere, in der Absicht zu täuschen, gefertigte Memoiren nur ein ephemeres Daseyn haben, weil es offenbar ist, daß deren Verfasser sich dem Dienst der gegenwärtigen Partheyen verkauften, und ihre schriftstellerischen Gaben mißbrauchten, in der Absicht, die historischen Quellen, wo möglich, zu verfälschen, und der Nachwelt ein Urtheil aufzubürden, das nur einmal dienen konnte, kurzsichtige Zeitgenossen zum Vortheil der Factionen zu blenden. Diese frivolen oder niedrigen Memoirenschreiber mögen sich mit dem Lohn begnügen, den sie in der Gegenwart sich erschleichen; die Nachwelt wird sich ihrer nur erinnern, um ihrem Namen den Stempel der Verachtung aufzudrücken. In einem civilisirten Zeitalter läßt die Geschichte sich keine Mährchen oder Romane als Wahrheit aufbürden. — Das Verdienst der Aufrichtigkeit und

Redlichkeit gebührt in einem vorzüglichen Grade den Memoiren des Grafen Thibaudeau, welche uns Anlaß zu obigen Bemerkungen gaben; sie sind nicht zum Vortheil einer auf der Bühne noch kämpfenden Parthey geschrieben; sie verrathen vielmehr Vorliebe für eine längst verlorne Sache — für die Republik; sie stellen um so treuer jene Zeit dar, wo Hoffnung auf den Bestand der Republik die Handelnden leitete; sie können somit selbst noch für diejenigen belehrend seyn, welche begriffen haben, daß die Republik in Frankreich unmöglich war. Dieselben Gesinnungen, zu denen sich der Herr Graf von Thibaudeau noch gegenwärtig bekennt, gehörten den entschiedensten Patrioten an, deren Wirksamkeit und Kämpfe den Inhalt der Periode ausmachen, in welcher die Franzosen mit Gewalt in Republikaner verwandelt werden sollten. Jene Gesinnungen muß man kennen, will man diese Zeit verstehen. — Hr. Thibaudeau berichtet in ungekünstelter, treuherziger Schreibart, was er, während der Herrschaft des Convents und des Direktoriums, gefühlt, gedacht und gethan hat. Er versezt dadurch den Leser lebhaft in jene Tage, die einen großen, bedeutenden Abschnitt der Revolution umfassen, dessen Kenntniß nicht von der Hand zu weisen ist, wenn auch eine nachfolgende unendlich größere Periode ihn verdunkelte. Wir wollen wissen, wie die Schreckenszeit möglich war, und wie nachher die Direktorialregierung, obgleich der beste unter allen von den Franzosen gemachten Versuchen, eine republikanische Verfassung zu begründen, dennoch ins Verderben führen mußte? Die Beantwortung dieser Fragen ist es, was den Denkwürdigkeiten über den Convent und das Direktorium das größte Interesse leihen muß. Ueber das Schreckensystem gibt jedoch Hr. Thibaudeau wenig Aufschluß, worüber wir ihn eher entschuldigen als anklagen möchten. Es macht seinem Charakter Ehre, daß er sich von den Blutmenschen entfernt hielt, und in ihre Geheimnisse nicht eingeweiht war. Indessen ist es gerade das Ungeheure jener tyrannischen Anarchie, was sich dem Verstande als eine zu lösende Aufgabe darstellt. Es soll begreiflich werden, wie ein Mann von so gewöhnlichen mittelmäßigen Talenten, als Robespierre allgemein geschildert wird, eine dem Anschein nach sinnlose Herrschaft über Männer ausüben konnte, die ihm weit an Geist und Charakter überlegen waren; und wie eine Nation, die sich so eben erst frey gekämpft zu haben glaubte, sich im Angesicht der Guillotine von einem blutdürstigen Schwärmer fesseln ließ? Vielleicht würde sich, bey genauerer Untersuchung ergeben, daß Robespierre allerdings ein mittelmäßiger Kopf, aber ein aufrichtiger Anhänger der Republik und ein wahrhaft patriotisch gesinnter Franzose war, der durch die Umstände und durch die Fehler seiner und Frankreichs Gegner in die Höhe gehoben und in den Mittelpunkt der Macht gestellt wurde, wo er dann, gerade in der Gemeinheit seiner Talente, kein anderes Mittel der Rettung Frankreichs sah, als in einer blutigen Verfolgung aller Feinde. Nur das überlegene Genie ist großmüthig. Die Mittelmäßigkeit wird überall um so leichter grausam, wenn sie für eine große Sache kämpfen zu müssen glaubt, und nirgend Sicherheit sieht, als in der Vernichtung der Gegner. Jede Meynungsverschiedenheit erscheint ihr als ein Verbrechen, das den Staat in seinen Grundfesten erschüttert. Daher ihre große Rubrik der Verdächtigen, die in ihren Augen schon dem Tode heimgefallen sind. An diesen Zeichen erkennt man den gemeinen Kopf und den kleinen Charakter. Streitende Partheyen zu versöhnen versteht nur der wahre große Mann, die kleinen Mächtlinge, die das Glück emporhebt, haben keine Ahnung davon, — ein Schreckenssystem ist alles, was sie erfinden können. — Hr. v. Thibaudeau spricht seinen Abscheu des Systems aus, aber er erklärt das Phänomen nicht. Bailleul, der während der Robespierre'schen Periode im Gefängniß saß, dringt in seiner Critik des Werks der Frau von Stael *) offenbar tiefer in das innere Wesen dieses Systems, als Hr. v. Thibaudeau, der seiner Freyheit nicht beraubt war, also Gelegenheit zum Beobachten hätte haben können. Doch, wenn Hr. v. Thibaudeau den Schleyer von dieser Epoche nicht hinwegzieht, so ist er um desto belehrender und reicher an Angaben und Beobachtungen in den Capiteln, wo er von der Zeit nach dem Sturze Robespierre's handelt, und vorzüglich wo er die Direktorialregierung schildert. Der Leser sieht hier klar über Theilung, Schattirungen und Umtriebe der Partheyen und Factionen; er erfährt, welche Grundsätze in ihren Doctrinen sie leiteten, und welche Menschen sich zur Ausführung der damals beliebten Staatstheorien hinzudrängten — nicht um etwas Bleibendes zu Stande zu bringen, sondern die Zeit für sich zu benutzen. Besonders glücklich ist der Verfasser in Schilderung mehrerer am Ruder der Geschäfte stehender Charaktere aus dieser Zeit. Tallien, Barras und die andern Direktoren sieht man in leibhafter Gestalt. Sehr interessant sind die Nachrichten von der kurzen Dictatur Tallien's und des Barras; es springt in die Augen, daß eine Dictatur das erste Bedürfniß Frankreichs war, wenn gleich schon damals die liberale Parthey sich völlig unfähig zeigte, dieses Bedürfniß anzuerkennen und ihm abzuhelfen. Daß bey den innern Krämpfen der Nation und bey den äussern theils öffentlichen, theils heimlichen, weit gefährlicheren, Angriffen, die Vielherrschaft nur Anarchie erzeugen konnte, leuchtet aus jeder Seite dieser Schrift

*) Ins Deutsche übersezt, Tübingen und Stuttgart in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

hervor. Hr. Thibaudeau befand sich einmal als Conventskommissär bey der Armee an den Küsten von la Rochelle. „Es währte nicht lange, sagt er, so mußte ich „bemerken, daß mit den getroffenen Maaßregeln der „Krieg nicht geendet werden könne. Es gab keine Ein„heit im Commando; im Kriegsrathe wurde zu viel „überlegt, es fehlte an Uebereinstimmung in den An„sichten und in den Entschlüssen. Zwanzig Volksreprä„sentanten, welche vereint hätten handeln sollen, waren „durch Meynung getheilt und konnten sich nicht verstän„digen. Wir standen dem Feinde, der mit sich selbst „durchaus einig war, gegenüber, und diese Volksreprä„sentanten verpflanzten unter die Truppen alle jene un„glücklichen Zwiste, die den Convent zerrissen. Die Ar„mee litt bey diesen Spaltungen; die Generale verklag„ten sich unter einander; der Soldat entsagte mit jedem „Tage mehr der unerläßlichen Zucht, und Unwissenheit „oder Feigheit schrieen unaufhörlich über Verrath.“ Diese Worte können für eine Geschichte der französischen Republik bis zum Consulat gelten. Und dennoch erklärten die damaligen Staatskünstler den Verein der Staatsgewalten für eine Tyranney, und duldeten lieber die Anarchie; dennoch sahen sie in einer weise organisirten, der Zucht unterworfenen Armee nur ein pouvoir des bajonettes; dennoch glaubten sie an Möglichkeit der Republik. Hr. v. Thibaudeau selbst bekennt sich zu diesem Glauben, aber sein ganzes Buch ist ein fortlaufender Beweis, daß die Republik in Frankreich unmöglich war. — Eine andere Stelle, in der Schilderung der Vorbereitung des 18ten Fructidor, ist gleich charakteristisch. „Wir „bekämpfen uns, wie Kranke, die in lezten Zügen liegen. „Die Auflösung ist da, sie dringt auf uns ein, sie er„drückt uns, und wir können ihr nicht entgehen. Auf „der Tribüne hält man schöne Reden, gefällt sich in gro„ßen Versicherungen; im Geheim versammelt man sich, „um sich zu verständigen, sich anzugreifen oder zu ver„theidigen. Dieß ist seit drey Monaten der jämmerliche „Zustand, in welchem sich die Gesetzgeber der ersten Na„tion der Welt befinden. Täglich versinken sie tiefer in „Erniedrigung. Indessen schreitet das Direktorium mit „Kühnheit vorwärts; es naht sich der Usurpation, ist „taub gegen alle Eröffnungen, unempfindlich bey dem „Schicksal der Republik, bey seiner eigenen Gefahr. Es „hat seine Kräfte versucht, es wird nicht zurücktreten; „es weiß nur zu gut, wie groß unsere Schwäche ist, daß „wir kein Mittel haben, ihm zu widerstehen, daß wir „seiner Willkür anheim gegeben sind, ꝛc. — Als die Gesetzgeber der großen Nation von der Gefahr, die das Direktorium ihnen bereitete, Nachricht erhielten, was thaten sie, den Sturm zu beschwören? Viele suchten sich durch die Flucht zu sichern, andere unterwarfen sich den Direktoren, einige gingen nach Hause und stellten moralische Betrachtungen an. — Hr. Thibaudeau, der mit großer Aufrichtigkeit die in der Direktorialperiode sich schnell folgenden Revolutionen schildert, hat seiner Schrift dadurch einen historischen Werth gegeben. Sie ist zugleich eine anziehende Lectüre, reich an interessanten charakteristischen Anecdoten und Scenen aus einer alles erklärenden Periode der Republik. Ueber Moreau, Pichegrü, Bernadotte, Lanjuinais, Frau von Stael, Benjamin Constant ꝛc., über das Geschwätz der gesetzgebenden Versammlungen, über diplomatische Verhandlungen und Intriguen, über die Wahlumtriebe des Direktoriums, über plötzliche Frömmigkeit einiger Revolutionäre, über das Wesen repräsentativer Verfassung, kurz über die Menschen und Sachen dieser Epoche wird der denkende Leser in diesen empfehlenswürdigen Denkwürdigkeiten die nützlichsten Belehrungen finden. Der edle Antheil, den Hr. v. Thibaudeau an den Anstalten des öffentlichen Unterrichts und namentlich an Vervollkommnung des botanischen Gartens genommen, wird von den Gelehrten mit aufrichtigem Danke anerkannt werden.

Critische Emendation.

Nürnberger's Uebersetzung der Oden des Horaz (Stuttgart, 1823; zwey zierliche, höchst correct gedruckte Bändchen, texte en regard) hat in der dießjährigen Nr. 41. dieser Blätter eine, namentlich durch die einschränkenden Bemerkungen der Redaktion, überaus ehrende Recension erfahren. Um die Leser in dem, dadurch für dieselbe erregten günstigen Vorurtheile zu bestärken, geben wir hier von den vielen, gelungenen Oden noch eine zur Probe. Es ist die dritte des ersten Buches,

An das Schiff, auf welchem Virgil nach Athen reiste:

So mag denn Cypris schützend dich begleiten,
Der Winde starker Gott begünst'ge deinen Lauf,
Der Tyndariden Flamme mag dich leiten,
Und nur des Japyx Hauch bläh' deine Seegel auf!
Kennst du den Schatz, den ich dir übergeben?
Es ist Virgil, — o bring' ihn sicher nach Athen,
Es ist Virgil, — es ist mein halbes Leben,
Du bürgst für ihn, — o Schiff! hör' mein inbrünstig Flehn! —
Der hatt' ein Herz, hart wie von eichnem Holze,
Die Brust von Stahl, der sich zuerst ein Schiff erbaut,
Und sich mit dreistem, selbstvergeßnem Stolze,
Auf einem schwachen Brett dem grausen Meer vertraut;
Den das Gebrüll zwey Kampf-begriffner Stürme,
Den Hyas Wolkennacht, die keine Sonn' erhellt,
Nicht schrecken, nicht der Wolken schäum'ge Thürme,
Nicht Notus, der die Fluth bald glättet und bald schwellt;
Der, festen Blickes, in den zahn'gen Rachen
Des Haifisch's schau'te, der ihn zu verschlingen kam,
Ja! unverzagt das donnergleiche Krachen,
Womit das Meer sich am Ceraunus bricht, vernahm. —
Was hilft's, Neptun! daß du durch deine Wogen

Das Land vom Land getrennt, — kommt nicht in keckem Lauf
Das frev'le Schiff doch durch die Fluth gezogen,
Und sucht, troz deines Meer's, verbot'ne Küsten auf?
Zu welchem Frevel, welchem Wagestücke,
Lieh' nicht der Sterbliche anjezt die dreiste Hand,
Wohin erhob' er nicht die gier'gen Blicke,
Seitdem Prometheus List des Himmels Gluth entwandt!
Ein fremdes Heer pestilential'scher Seuchen
Kam mit der neuen Kunst auf uns're Erd' herab,
Und der sonst träge Tod streckt seine Leichen,
Jezt, eh' sie reif sind, schon in das stets off'ne Grab.
Auf Flügeln, die uns die Natur versagte,
Erhob sich Dädalus verwegen in die Luft,
Und Herkul'n, der sich gar zum Orkus wagte,
Erschreckte selber nicht des Acheron's gift'ger Duft.
Wo, Sterbliche! gedenkt ihr noch zu enden?
Ihr stürmet den Olymp, — erschöpft ist Zeus Geduld,
Legt er den Bliz nicht mehr aus seinen Händen,
Der Zornige, so sind nur eure Laster Schuld.

D i c h t k u n s t.

Morgenstunden meiner Muse. Von Karl Kühnel. Erstes Bändchen. Leipzig, J. G. Mittler. 1824. VIII und 181 S. 8.

Ernst und Scherz halten sich in diesen Gedichten, womit ein junger Poet zum ersten Male öffentlich auftritt, der Quantität nach, ziemlich die Wage. Dem Werthe nach betrachtet, scheint es dem Referenten, als ob der Scherz überwiegend sey. Und das ist eine erfreuliche Erscheinung schon an sich selbst, wie sich, ebenfalls von selbst, versteht; aber besonders auch wegen der traurigen Idiosynkrasie der Deutschen Natur in neuerer Zeit, die gar nichts Lustiges mehr hervorbringen will, als höchstens einmal ein höhnisches Lächeln, das doch niemand eben sehr lustig finden wird: so daß der Scherz bey uns fast nur als e r o t i s c h e Pflanze noch anzutreffen ist, die bekanntlich außer ihrem heimathlichen Boden niemals recht fortkommt. Also unsren Dank Herrn Kühnel, daß er uns komische Gedichte gegeben hat, durch die man, wenn der Kopf sonst frey ist, in jene behaglich heitere Stimmung versezt wird, die als Probe angesehen werden darf, ob es gemeiner S p a ß, oder poetisch-komischer S c h e r z gewesen, was man gelesen hat. Damit wollen wir nun nicht etwa sagen, daß Sächelchen, wie S. 145:

„Im Karzer saß ein fideles Haus,
Wegen Holzung einer Polise." u. s. w.

von uns für komisch oder poetisch gehalten würden. Dergleichen Auswüchse sind aber doch nur selten, und so ungestaltet, wie der eben belobte, nicht ein einziger weiter vorhanden. Als Probe des besseren Geistes der Mehrzahl setzen wir eines, freylich nicht gerade der allervorzüglichsten, aber doch der kürzesten jener scherzhaften Gedichte S. 149 her:

D e r b e d e u t u n g s v o l l e T r a u m.

Vor kurzem träumte Staren,
Er thät — zum Zeitvertreib —
Sich mit dem Teufel baxen.
Recht tapfer um sein Weib.

Star faßte — ohne Zweifel
War dieß des Bösen Plan —
Den streitgeübten Teufel
An seinen Hörnern an.

Der aber ließ die Hörner
Und floh mit Starens Frau.
Herr Star behielt die Hörner,
Herr Urian die Frau.

Doch auch die erste, ernstere Hälfte der Morgenstunden der Kühnel'schen Muse darf des ihr gebührenden Lobes nicht entbehren. Auch sie enthält des Guten, Vielversprechenden Vieles, des schon Erfüllenden gar Manches. Auch aus diesem Kranze bieten wir dem Leser eine Blume, S. 20:

D i e W e i h e d e s G e b e t s.

Sonntag war's und fromme Lieder
Hallten in der Kirche wieder,
Und auf hoher Kanzel stand
Still der Priester, sah voll Wehmuth
Auf das Volk, bis er in Demuth
Zum Gebet die Worte fand.

„Gott und Vater, Herr der Milde,
Der du uns mit festem Schilde
Deckst und führst mit Hülf und Rath;
Herr, die trocknen Halme knicken,
Ach, kein Regen will erquicken
Und es welkt die frische Saat!

Laß die Wasserbäche fallen
Und gib deinen Kindern allen,
Gib uns Hoffnung, Trost und Brot:
Daß der Landmann nicht verzage,
Wenn nach heißer Arbeit Plage
Ihm der Mißwachs Elend droht."

Und er sprach's; er schwieg, und Alle
Knieten stumm; die weite Halle
Ruhte still, wie Mitternacht.
Horch! Da rieselt's auf den Steinen:
Ja, der Vater hilft den Seinen!
Und das Leben ist erwacht.

Das, als Schulaufgabe angekündigte Lateinische Gedicht S. 45: D i e R a c h e d e s M a r s, ist — eine Schulaufgabe. Einigen in beyden Hälften zerstreuten, bisweilen mit Versen vermischten, prosaischen Aufsätzen haben wir keinen rechten Geschmack abgewinnen können. Sie sind größtentheils in Jean Pauls Manier geschrieben, und so vortrefflich auch diese Manier an sich ist: so redet doch ein Jeder am besten, wenn er spricht, wie ihm — Verzeihung dem Ausdrucke! — der Schnabel gewachsen ist.

Im Ganzen das vorliegende Werk betrachtet, so ist nicht zu verkennen, daß es das Erzeugniß eines reichen Geistes ist, von dem des Guten und Vortrefflichen gewiß noch Vieles zu h o f f e n steht, vorausgesezt, daß er für jezt noch überzeugt ist, es d e r m a l e n n o c h n i c h t g e g e b e n zu haben.

Nr. 83.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 18. Oktober 1825.

Literatur-Geschichte.

Geschichte der italienischen Literatur seit der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Von Camillo Ugoni, Präfecten des Lyzeums und Präsidenten des Athenäums zu Brescia. Aus dem Italienischen. Nebst dem Bildnisse des Verfassers. Erster Theil. Zürich, bey Orell, Füßli und Comp. 1825. XXVI u. 394 S. 8.

An die, wenn auch in ungleichem Maaß doch, alle sehr ehrenwerthen Vorgänger Andres, Tiraboschi, Ginguené, Bouterweck, Sismondi und Corniani, reihet sich die gegenwärtige Arbeit des Hrn. Ugoni auf eine sehr würdige Weise an. Der vielseitig gebildete, durch Geist und Herz aufs vortheilhafteste ausgezeichnete Verfasser ist mit den wissenschaftlichen Fortschritten anderer Völker sattsam vertraut, um mit großer Unbefangenheit die Mängel wie die Vorzüge des vaterländischen Verdienstes zu würdigen; eben diese Unbefangenheit eines höheren Standpunkts hat ihn auch in den Stand gesezt, jeden Schriftsteller, den er zu würdigen unternahm, in seiner Zeit und Eigenthümlichkeit aufzufassen und darzustellen, und damit die erste Pflicht des Geschichtschreibers zu erfüllen. Die recht gut gerathene Uebersetzung besizt Vorzüge vor der Urschrift, durch zahlreiche Berichtigungen und Zusätze, die der Verf. während seines längeren Aufenthalts in Zürich (gegenwärtig hält er sich in Paris auf) dazu geliefert hat.

Zunächst schließt sich das Werk des Hrn. Ugoni an dasjenige von Giambatista Corniani (Secoli della letteratura italiana) an, dessen zweyte Ausgabe (Brescia, 1818) von jenem bereits auch besorgt und mit einer Denkschrift über Corniani's Leben und Schriften begleitet ward. Mit Ablauf der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, bis wohin Corniani seine Arbeit ungefähr geführt hatte, begann die Literatur einen neuen Charakter anzunehmen. „Die speculative Philosophie, welche von jener Epoche an so bedeutende Fortschritte machte (sagt Hr. Ugoni), verbreitete sich über alle Theile des Wissens; einige Schriftsteller, die sich von dem Streben ihres Jahrhunderts und dem Beyspiele der übrigen Nationen fortreißen ließen, bemühten sich, dieselbe auf den bejahrten Baum der italienischen Literatur zu impfen. Allein viele andere, die ihn lange gepflegt hatten, und nicht gewahr wurden, wie entblättert und unfruchtbar er geworden, wie selbst die wenigen Früchte, die er noch trug, ihre ursprüngliche Schmackhaftigkeit verloren hatten, widersezten sich mit aller Anstrengung jenem Versuche. Von da an trennten sich die italienischen Schriftsteller in zwey Partheyen. Die eine wollte das Alterthum fortsetzen, die andere behauptete, es sey nunmehr die Zeit der Mündigkeit gekommen. Die erstere hegte die Meynung, wenn es irgend einer neuern Nation zustehe, den Geist und die Formen der alten Literatur zu bewahren, so sey es die italienische; denn diese weile auf der nämlichen Flur, werde von derselben Sonne erwärmt, die einst die Römer bestrahlt habe. Diejenigen hingegen, welche das Wesen der jetzigen Literatur erneuern wollten, behaupteten, der Einfluß des Himmelstriches beschränke sich bey allen Völkern darauf, einige physische Anlagen zu bestimmen, welche, wie alles Uebrige in der Natur des Menschen, die Grundlage andrer geistigen Anlagen bilden; und auch eingeräumt, diese lezteren seyen stets dieselben geblieben, so hänge es doch wesentlich von den Staatsverfassungen, der Geistesbildung und Religion ab, sie so mannigfaltig zu entwickeln, daß aus ihrem ursprünglichen Stamme Keime hervorsprossen, die von den frühern durchaus verschieden seyn können. Hieraus schlossen sie, der Geist der Literatur sey dem geringern Theile nach ein Ergebniß des Klima's, weitaus dem größern nach gehe er aus dem gesellschaftlichen Zustande hervor. Ueberdieß thaten sie die Nachtheile einer ganze Jahrhunderte fortgeführten Nachahmung dar, und bemerkten, dieß Verfahren pflanze einen knechtischen Sinn und entnerve die Geister, indem es ihnen doch nur vergönne, das Kolorit und die äußern Formen der großen Schöpfungen des Alterthums zu copiren, so daß weder ihre Begeisterung, noch ihr Leben und wahrer Werth in die neuen

übergehe. Nur die Nachahmung der Natur soll man sich zum Ziele machen; in der Natur aber sind alle Gestaltungen des gesellschaftlichen Zustandes mit inbegriffen, da auch dieser ein Erzeugniß der Natur ist; somit ist die Natur stets ein Abbild des gesellschaftlichen Zustandes eines Volks."

Umständlicher sollen die vorstehenden Andeutungen am Schlusse des Werks erörtert, und alsdann damit zugleich eine Schilderung der wirklichen Lage der italienischen Literatur geliefert werden, die gleichsam das Schlußgemälde der Gallerie biographischer Schilderungen seyn wird, aus denen diese Literaturgeschichte besteht. Die Ordnung der Biographien ist chronologisch, jeder Band befaßt deren acht bis zehn, und im ersten sind etliche enthalten, die auch noch der ersten Hälfte vom achtzehnten Jahrhundert angehören, aber in Corniani's Werk übergangen waren. Jede einzelne Biographie zerfällt auf eine nicht unangenehme und manchen Vortheil gewährende Weise in drey Abschnitte, deren erster summarisch die Lebensumstände und bedeutsameren Schicksale des Schriftstellers meldet, der zweyte seine Arbeiten umständlich würdigt, und der dritte, mit der Aufschrift „Charakter" auf einem oder zwey Blättern, das Schöne und Eigenthümliche im geistigen und sittlichen Streben des Geschilderten darlegt, ohne seine Mängel und Fehler zu verhehlen. Noch lebende Schriftsteller sind nicht aufgenommen, weil das Werk weder Lobreden enthalten, noch eine polemische Tendenz annehmen sollte. „Da für unser Vaterland (sagt der edle Verfasser) nichts verderblicher wird als die Entmuthigung und Gleichgültigkeit gegen alles Gute, so schwebte uns auch der Zweck vor, den Wetteifer unsrer Mitbürger dadurch anzuspornen, daß wir die Lebensumstände und die gewinnvollen friedlichen Bestrebungen der berühmtesten unserer Väter zusammenstellten. Selten liest man die Schilderung des Thuns und Bestrebens edler Thaten, ohne sich zur Nacheiferung getrieben zu fühlen. Die Betrachtung, auf welchem Pfade sie zu solcher Trefflichkeit gelangten, welche Hindernisse sie übersteigen mußten, wie sie ihnen eine feste Brust entgegensetzten, erhöht das Zutrauen in die Stärke des Menschen, ein Gefühl, das unerläßlich ist, um uns von niedrigen Gewohnheiten loszureißen, und von der Unthätigkeit zu ermannen und zu gemeinnützigen großen Unternehmungen zu ermuntern. Erhabene Geisteswerke sind vor Allem geeignet, uns eine lebhafte Zuneigung zu ihren Urhebern einzuflößen; und von dieser Zuneigung zu großen Männern ist der Schritt zur Verachtung aller Gemeinheit kurz; ohne diese Verachtung aber sah man nimmer einen höhern Geist sich unverdorben zum Nutzen der Menschheit bewahren, noch die Menschen je wahrhafter Glückseligkeit theilhaft werden.

Die zehn Lebensgemälde des ersten Bandes (der zweyte und dritte werden in etlichen Monaten ausgegeben) sind folgende: I. Der große und bescheidene Tonkünstler Giuseppe Tartini, der auch ein sehr edler Mensch war; geb. 1692, gest. 1770. II. Ruggero Giuseppe Boscovich, der gelehrte, berühmte, aber nichts weniger als bescheidene Jesuite; geb. 1711, gest. 1787. III. Francesco Algarotti, durch Friedrich den Großen und durch Voltaire verherrlicht, im Leben berühmter als nach dem Tode; geb. 1712, gest. 1764. „Das größte Verdienst Algarotti's, der einen ziemlichen Firniß von Wissen an sich hatte, war, durch seine mündlichen Mittheilungen und Schriftchen in den vornehmen Kreisen eine gewisse Art schimmernder und duftender Geistesbildung zu verbreiten, welche, wenn sie nur nicht zu Eitelkeit und Anmaßung verleitet, nicht eben zu verschmähen ist. Man könnte ihn deßhalb mit Pomponius Atticus und Fontenelle vergleichen, von deren Lippe die schönen Wissenschaften und die Philosophie auch in das bürgerliche Gesammtleben hinübergingen, mit Hülfe der Anmuth, die über alles den Reiz der Leichtigkeit zu verbreiten weiß. Manche nützlichen Kenntnisse haben diesen sanften Philosophen die nämliche Verpflichtung, wie die Religion dem trefflichen Fenelon: durch sie für die Masse anziehend geworden zu seyn, indem sie ihnen von der herben Strenge entkleidet dargeboten wurden, die nicht zu ihrem Wesen gehört, sondern ihnen nur von düstern Schulweisen aufgedrungen wird." IV. Antonio Genovesi; geb. 1712, gest. 1769. „Dieser Edle (so eröffnet Ugoni das mit hoher Achtung und Liebe von ihm gezeichnete Bild), dieser Edle, welcher mit tiefem Geist, mit gründlichem und sehr ausgedehntem Wissen begabt, sich eifrigst bemühte, im Königreiche Neapel eine gesundere Philosophie und das Studium der Staatswirthschaft einzuführen; der während seines ganzen Lebens die thätigste Tugend mit dem Bestreben verband, die ihm anvertraute Jugend geistig und sittlich zu bilden, gelangte dennoch in Italien nicht zu dem Rufe, den der süßliche Höfling Algarotti besaß. Wir wollen trachten, so viel in unsern Kräften steht, diese Ungerechtigkeit wieder gut zu machen." V. Gasparo Gozzi, der geistreiche Dichter und Sittenlehrer; geb. 1713, gest. 1786. Ein biederer Mann, voll Munterkeit und attischen Salzes, von dem hinwieder aber bezeugt werden mußte: „Höchst fahrlässig in Allem, was häusliche Angelegenheiten betrifft, gewesen zu seyn und durch seine Gleichgültigkeit das väterliche Vermögen zu Grunde gebracht, und deßhalb den größern Theil seines Lebens in vielfachen Verlegenheiten zugebracht zu haben, die ihn oft von seinen Studien abführten." VI. Gian-Carlo Passeroni, geb. 1713, gest. 1803; der fruchtbare und glückliche Dichter, welcher das längste aller Gedichte (den Cicerone) in sechs Bänden und sieben Bände äsopischer Fabeln, auch

der zweytausend Verse auf das Lob seines Hahnes geschrieben, bey dem aber hinwieder auch der sittliche Mensch den Schriftsteller veredelt hat. „Wenige verstanden dem Sittlichen einen solchen Reiz zu verleihen, wie Passeroni; wenige verstanden so, die Liebe zur Rechtschaffenheit, zu einem tugendhaften Wandel und zur Religiosität einzuflößen. Schwerlich wird man sich von der Lesung seiner Werke trennen können, ohne sich besser zu fühlen, und schon um dieses einen Grundes willen müßte uns der Name Passeroni's ehrwürdig bleiben, wenn seine dichterischen Arbeiten auch keine andern Vorzüge aufzuweisen hätten.“ VII. Giuseppe Baretti, der länder- und menschenkundige Reisende (geb. 1719, gest. 1789), dessen Name selbst durch seine Fehler und durch seine Feinde nur an Ruf gewann. VIII. Appiano Buonafede, General vom Cölestiner-Orden (geb. 1716, gest. 1793), der lange und eifrig nach dem Purpur gestrebt hat und durch seine Ergebenheit gegen die Päpste und Optimaten Roms sowohl, als durch den Inhalt seiner Werke, dem Ziel nahe gerückt schien, ohne es jedoch zu erreichen. Dieser Mönch hatte sich's zur Aufgabe gemacht, alle Philosophien der Theologie zum Brandopfer zu bringen. „Während seiner langen literarischen Laufbahn hatte Buonafede sein ganzes Studium auf die Erforschung des Lebens, der Meynungen und der Lehren der Weltweisen aller Zeitalter gerichtet, und man kann seine Werke als die Frucht alles Wissens betrachten, welches er über diesen Gegenstand gesammelt hat. Indeß faßte er die Philosophen und ihre Systeme in Komödien, in poetischen Portraits, in Abhandlungen, und endlich in einer bändereichen Geschichte zusammen. Es scheint, daß er in all' diesen Werken es sich zum Zweck gesezt, das lächerlich und verächtlich zu machen, was zu jeder Zeit ein Gegenstand der Verehrung für die Welt gewesen ist und wahrscheinlich auch in Zukunft bleiben wird. Die Künste und Wissenschaften, die Moral und Philosophie erheben den Menschen mehr, als alles andere, über die Sphäre der unvernünftigen Thiere, und jeder Verständige muß es mißbilligen, wenn Buonafede sich rücksichtlos seiner guten Laune überläßt, um oberflächlich über Alles zu lachen, ohne Schonung dessen, was wirklich erhaben in der Menschennatur und nicht gemein oder irdisch ist.“ IX. Prospero Manara, eines von jenen schriftstellerischen Glückskindern, das mit einer kleinen Arbeit und noch dazu einer Uebersetzung (von Virgils Hirtengedichten) Celebrität in Italien erlangt hat; geb. 1714, gest. 1800. X. Paolo Gagliardi (geb. 1675, gest. 1742.) Dieser berühmte und gelehrte Alterthumsforscher hätte eigentlich das Werk eröffnen, nicht den ersten Band desselben beschließen sollen, denn er gehört der ersten Hälfte des Jahrhunderts an und war ein Vorläufer der Literatur der zweyten Hälfte; dort strebte man im Allgemeinen nach antiker Gelehrsamkeit und historischer Kritik; hier fing man an, den Blick auf den guten Geschmack, die Philosophie, Staatswirthschaft, Physik und Naturgeschichte zu richten. „Die Schriftsteller in der erstern Hälfte, unbekümmert um Gegenwart und Zukunft, blicken einzig nur in die Vergangenheit, deren Kenntniß alle ihre Geistesthätigkeiten verschlang. Das unbedeutendste Ding, ein Sonett, oder ein elender Brief, nahm ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, wenn es nur alt war. Es schien, als könnten sie nur unter der Herrschaft der Vergangenheit denken; daher oft eine Sache, nur weil sie geschehen war, eine unumstößliche Wichtigkeit bey ihnen begründete. Liest man die vielen aus jener Zeit hinterlassenen Schriften, so kreist das Blut langsamer in den Adern und man glaubt seinen Lebensstrom gehemmt; es ist die Empfindung fast, die man hat, wenn man in die Grabmäler der Todten hinabsteigt. Die bessern Schriftsteller jedoch aus jener ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wußten schon, ohne von der allgemeinen Richtung der damaligen Studien, welches die Vergangenheit war, abzuweichen, — die Fackel der Philosophie und gesunden Kritik in dieselben hineinzutragen. Unter diesen ragten Muratori und Maffei über die andern hervor und wurden die Führer des Jahrhunderts. Ihnen folgte auf der gelehrten Bahn Gagliardi; seine Bekanntschaft mit den alten Sprachen und den griechischen und römischen Klassikern, die Strenge seiner Forschungen und die Reife und feine Schärfe seines Urtheils sezten ihn in den Stand, manchen Punkt der Geschichte mit kritischem Scharfsinn zu beleuchten.“

Es dürften wohl die wenigen in dieser Uebersicht der zehn Biographien ausgehobenen Stellen sattsame Belege des belobenden Urtheils darbieten, das wir gleich anfangs von dem Buche aussprachen. Des Verfassers sehr ähnliches Bild, von Lips in Zürich nach der Natur gezeichnet und gestochen, dient der Uebersetzung zum Schmucke.

Reise-Literatur.

Romantische Seereise von Genua nach Neapel, von Friedrich Lehne. Mainz, 1825. In der Simon Müller'schen Buchhandlung. 192 S. 8.

Die Reise ward schon 1797 gemacht, und ist in gleichzeitigen Briefen geschildert. Wenn wir bedenken, daß in Italien während dieses Zeitraums Natur und Kunst sich gleich geblieben, so mögen wir an dem Alter des Reiseberichts keinen Anstand nehmen.

Der Reisende gesteht, daß ihn nur eine unbestimmte Sehnsucht nach dem romantischen Süden über die Alpen gelockt, eine Art Zugvogeltrieb, der die Deutschen von jeher auszeichnete. Darum ist er auch auf der ganzen Reise

Enthusiast für die Natur und den klassischen Boden. Zwar fehlt ihm wie die glühende Leidenschaft, so die hohe Bildung unseres Kephalides, und wenn es dieselbe Neigung war, die beyde nach Italien gezogen, so erscheint Herr Lehne in jeder Hinsicht jünger und minder vorbereitet für den Reichthum der italienischen Welt; doch verbreitet wieder das jugendliche, durchaus gesunde Gefühl des Verfassers über den ganzen Reisebericht eine wohlthuende Heiterkeit, und wenn er nicht immer die Farben findet, um prachtvolle Scenen lebendig zu schildern, so müssen wir doch die Empfindung ehren, deren Ausdruck ihm immer gelingt, weil sie wahr und rein ist; und wenn er uns über die Alterthümer keine neuen Kommentare zu geben weiß, so bemerkt man doch mit Vergnügen, wie würdig er den Contrast der verschwundenen Römerzeit und der Gegenwart auffaßt.

Der Reisende verflicht in seinen Bericht eine interessante Episode, die romanhafte Geschichte eines Griechen, den er unterwegs auf dem Schiffe kennen lernt. Bey dieser Gelegenheit wird der Freyheitshoffnungen des griechischen Volkes, wie sie damals schon im Schwange gingen, mit Ausführlichkeit und Vorliebe gedacht; es werden Aussichten angedeutet, und die gegenwärtige Entwicklung der politischen Verhältnisse Griechenlands gewissermaßen prophezeit. Auf entgegengesetzte Weise spricht aber der Reisende den Italienern ihrer moralischen Versunkenheit wegen im Voraus die Möglichkeit einer würdigen Restauration ab. Sollte dem Verfasser während seiner Reise und bey der ersten Abfassung seiner Briefe vielleicht nicht alles so deutlich vorgeschwebt haben, als bey der späten Revision derselben zum Druck, so muß doch die Art und Weise, wie er einen verjährten Reisebericht dem Interesse der Gegenwart zu vermitteln sucht, vollkommen gebilligt werden.

Unterhaltungs-Literatur.

Des Mainottenfürsten Tertullian Sarvathy und des deutschen Freyherrn von Maltitz Waffenthaten im heiligen Freyheitskampfe der Hellenen, dann deren anderweitige seltsame Abentheuer und Schicksale zu Wasser und zu Lande; nebst Grundzügen eines neuen taktisch-strategischen Triangel-Systems. Romantisches Original-Nachtstück von Adolph v. Schaden. Erster Bd. mit Arabellas Portrait. XII u. 242 S. Zweyter Bd. mit Maltitzens Portrait, 196 S. Leipzig, 1824. bey Chr. F. Kollmann.

Das heißt ein Titel! Wenn das Buch im Verhältniß so gut, als der Titel lang ist, so ist es gewiß gut. Allein von der Güte des Buches läßt sich nicht viel Gutes sagen. Damit soll nicht etwa geradezu der Stab gebrochen, aber doch angedeutet werden, das Ganze sey ein ziemlich loses und wunderlich zusammengehaltenes Gewebe. Es ist eine Fortsetzung der Theodora, der Leipziger Jungemagd, aus welcher eine Mainottenfürstin ward. Indessen läßt es sich auch verdauen, wenn man mit dieser nicht bekannt ist. Maltitz, aus altem Stamme, war gar ein unruhiger Kopf. Er ging aus einem Lande in das andere, kämpfte für und gegen Napoleon, und kam endlich nach Griechenland, die Freyheit, die er über Alles schätzte, zu vertheidigen. Eine schöne Angelika war ihm in London ein böser Engel geworden. Die schönen 1813 gefaßten Hoffnungen hatte er in Seifenblasen aufgehen sehen! Er kämpft die Schlachten der Griechen mit Maurokordatos und den andern Edeln der Hellenen vereint, und steht ihnen mit Rath bey, wenn guter Rath theuer ist. Namentlich empfiehlt er ihnen dreyseitige Colonnen (den macedonischen Phalanx?) zu bilden. Sie werden aber von den türkischen Kanonen bald in ein Chaos verwandelt. Da gibt es Streit mit dem Mainottenfürsten Sarvathy, seinem Freunde. Im Zweykampf verwundet ihn dieser. Jetzt werden wir auf die See versetzt. Wir erfahren ein Pröbchen von Bobelina's Heldenthaten. Sie und ihre Amazonen sind mit üppiger Phantasie geschildert, die kein wahres Wort übrig läßt. Sarvathy geht nach Konstantinopel, die dort stattfindende Verschwörung der Griechen zu leiten und den Sultan selbst zu ermorden. Kaum kann er sich aber, als beydes mißlingt, selbst retten, wozu noch der Herr Mag. Krummstiefel aus Leipzig, der beym Lord Cowardice in Dienste getreten ist, das Meiste beyträgt. Am Ende verräth ihn dieser aber auch, und nur die Geliebte des Lords, Arabella, wird sein Schutzengel. Da gibts wieder üppige Scenen. Der Lord, der etwas merkt, muß unter Arabella's Dolche bluten. Sarvathy und sie fliehen nach Morea. Aber Arabella ist — Angelika, die Maltitz zur Verzweiflung brachte. Sie sinkt unter seinem Dolche. Beym Sturm auf Tripolitza rettet ein Deutscher, Selimar, dem Mainottenfürsten das Leben. Das war sehr gut, denn nun kann dieser die Mutter von Maltitz retten, die sonst in der Burg verbrannt wäre. Sie war nach Morea gegangen, den verlornen Sohn aufzusuchen. — Den zweyten Theil beginnt eine Novelle höchst schauerlichen Inhalts, eine Episode, die am Rheine spielt. Sie scheint eine Art Seitenstück zum 24sten und 29sten Februar und soll laut einer Note bald als Drama glänzen. Das Opfer des Fluches, der auf den Grafen von Hogen lastet, der junge Schildroth, ging ebenfalls nach Griechenland. Es war der Selimar, der Sarvathy rettete. Unruhen im Innern des Mainottenstaates scheinen diesen stürzen zu müssen. Sarvathy und Theodora fallen als Opfer davon. Schildroth und Maltitz gehen in's Vaterland zurück und — in's Kloster. So viel vom Inhalt in flüchtigem Umrisse. Die Darstellung ist lebendig; die Sprache könnte edler seyn. Wer bloß Unterhaltung sucht, weiß nun hoffentlich, wie er hierbey seine Rechnung finden wird.

Nr. 84.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 21. Oktober 1825.

Aesthetik.

Charinomos, Beyträge zur allgemeinen Theorie und Geschichte der schönen Künste von Carl Seidel. Erster Band. Magdeburg 1825. Ferdinand Rubach.

Wir müssen nachfolgende, recensirende Anzeige mit dem Geständniß eröffnen, daß wir uns gänzlich zu einem Urtheil bekennen, welches Fichte in seiner Schrift über das Wesen des Gelehrten ausgesprochen hat, daß nämlich alle Gelehrsamkeit nur in so fern Werth habe, als sie zu einer immer klareren Entwickelung der Idee diene. Was dort Fichte von der Gelehrsamkeit behauptet, dehnen wir auf alle wissenschaftlich-literarische Thätigkeit aus, die eben nur, so fern sie Ideen entweder neu gebiert, oder in helleres Licht stellt, zu schätzen ist. In klaren Ideen erfüllt alle Wissenschaft ihren eignen Zweck und wirkt zugleich befruchtend auf's Leben zurück. Da wir zu solchen Ansichten uns bekennen, mußten wir von obgenanntem Werke auf mannichfache Weise angezogen werden. Es stellt aller Kunst denselben höchsten Zweck für sie selbst und somit für das Leben. Durchdrungen soll sie seyn von der Idee des Schönen, ein schönes Geistige darstellen in der Erscheinung, und somit das Ihrige beytragen zu immer höherer Verschönung und Veredelung des gesammten menschlichen Daseyns. Aber es ist nicht eigentlich die begründete Darstellung dieser Idee das Ziel des Buches. Vielmehr hat der Verf. den besondern Zweck, die Tanzkunst und Pantomimik als selbstständige Künste zu rechtfertigen, indem er sie philosophisch und historisch charakterisirt, und ihre freye Verbindung mit allen übrigen Künsten, hauptsächlich aber ihr Verhältniß zur Poesie und Musik, zur Malerey und Bildnerey und endlich zur Schauspielkunst nachzuweisen beabsichtiget. In diesem ersten Bande des Charinomos nun ist freylich erst näher von dem Wesen der Tanzkunst und Pantomimik die Rede, und nur im Allgemeinen wird auf die mit ihnen verwandten Künste angespielt; ihre innige Verknüpfung aber mit der Poesie und Musik schon stark genug angedeutet in der (VIII.) Abhandlung über das Hyporchema, welches als die erste geistig äußere, kunstmäßige Lebensäußerung Tanz, Musik und Poesie, Leib, Seele und Geist vereinigt darstelle.

Mit dieser Darstellung ist der erste Band in seiner Ausführung dahin zurückgekehrt, wovon er in den einleitenden Abschnitten ausging. Er bildet demnach ein abgeschlossenes Ganzes, welches nur die Keime eines nachfolgenden, verwandten Organism enthält, und eben deßwegen glauben wir unsern Lesern den deutlichsten Begriff von dem, was der Charinomos geleistet hat und leisten wird, zu geben, wenn wir hauptsächlich den allgemeinen Theil des gegenwärtigen ersten Bandes, den Prototyp des ganzen organischen Gewächses, näher in's Auge fassen.

Von dem ersten Abschnitt, welchen der Verf. „Ziel der Muse" überschrieben hat, haben wir nichts zu berichten, da er eigentlich nur das oben schon angegebene Vorhaben des Verfassers darlegt, und vorläufig nur zwey wahre, freye Künste statuirt: 1) Poesie oder Kunst des Geistes, 2) Mimik oder Kunst des Leibes; Musik gilt ihm nur, so fern sie einer von beyden Künsten dient.

Den zweyten Abschnitt über „Schönheit und Kunst" könnten wir gleicherweise nur obenhin berühren, da er nach des Verfassers eigenem Ausspruch (S. 35.) in der That nichts als „eine das Wesen des Schönen nicht weiter bestimmende Lobrede" ist. Allein es kommen darin einige Dinge schon zur Sprache und „freyen Beschauung," welche zu manchen Irrthümern des folgenden Abschnittes nicht minder Anlaß gegeben zu haben scheinen, als der Umstand, daß Manches übersehen worden ist.

Wir haben nichts dagegen einzuwenden, daß die höchste Schönheit in Gott gesezt wird, und der Verfasser nach Platonischem Ausspruch alles Schöne, was der Mensch zu fassen und darzustellen vermag, nur eine Erinnerung an jene heilige Urschönheit seyn läßt. Auch dawider ist nichts zu sagen, daß ferner alle Qualitäten des Schönen entweder dem männlichen oder weiblichen Princip zu- und untergeordnet werden; wohl aber, daß dieses Doppelprincip blos an den Menschen geknüpft und von ihm her-

geleitet wird, während es ja doch Doppelprincip des geschaffenen Weltall's überhaupt ist, und in der ewigen Wechselwirkung positiver und negativer Kräfte hervortritt. Der hiemit gerügte Fehler ist kein andrer, als der einer zu engen Begränzung der Künste auf die subjective Erscheinung des Menschen. Der Verfasser nimmt in seiner Deduction dem Menschen und somit der Kunst die Objectenwelt, und so stehen beyde da, wie eine Statue, ohne umgebende Halle oder ohne Hain, im Blauen, wie ein Vorgrund ohne Hintergrund. Darum hat er aber auch die Aufgabe dieses Abschnittes, das Verhältniß der Kunst zur Schönheit und namentlich zu zeigen, wie die Erinnerung des Menschen an das Urschöne in Gott zur Kunstgestaltung hervorbreche, durchaus ungelöset gelassen. Er spricht zwar in einer Note von einem magischen Bande zwischen Liebe und Kunst, und verheißt, ein eignes Werk „Pygmalion" darüber zu schreiben; allein, wenn er selbst hier die Liebe etwa, wie schon die Alten, Schöpferin der schönen Künste hätte seyn lassen wollen, so würde dennoch der Kreis der Kunst sich sehr eng auf das Verhältniß des Menschen zu einander beschränkt haben müssen, denn das Verhältniß zu Gott würde nach der Theorie des Verfassers nicht viel erzeugende Kraft gehabt haben, weil er den geschaffenen Gott in der Welt zu wenig hervorhebt und fast nur von einem göttlichen abstractum redet. Dieß geschieht besonders, wo er das monotheistische Schönheitsprincip der christlichen Kunst preiset. Bey dieser Gelegenheit geht er so weit, daß er, seinem eigenen Schema der Schönheits-Qualitäten entgegen, als höchstes Kunstideal ein geschlechtloses Wesen, den Begriff „Mensch" sezt. Durch einen unbewußten Mißgriff gibt der Verf. durch das gewählte Beyspiel uns einen Begriff, welch' ein ästhetischer Wechselbalg dieses Kunstideal sey. Er meint nämlich, „Mignon" im Wilhelm Meister sey es, und nennt sie ein naives und zugleich erhabenes Himmelskind und Meistergebild. — Ist denn die Theilnahme, welche uns Mignon einflößt, etwas anderes, als schmerzliches Bedauern, daß sie durch Menschenmanipulation um ihr gesundes Geschlechtsgefühl gebracht ist, das endlich in krampf- und fieberhafte Zuckungen ausbrechen und in dem nächtlichen Besuch, den sie Wilhelm Meistern abstattet, den Gipfelpunkt erreichen muß? — Viele Beyspiele von ächtem, gesunden Schönheitsgefühl, die wir im Charinomos zerstreut finden, beweisen, daß der Verfasser sich hier blos theoretisch verirrt hat. Der Grund dieser Verirrung liegt in der obgedachten abstracten Auffassung Gottes, dessen Abbild auf Erden ein abstracter Mensch seyn muß und dazu der Kunst die Mannichfaltigkeit der Gegenstände entzieht. Selbst der leztgenannte Fehler hat seinen Grund, darin nämlich, daß der Verf. den besonderen Zweck seines Buches, Darstellung leiblicher Künste des Menschen, die nur an seinem Subject, erscheinen, zu unverwandt im Auge behält, obgleich er eben dadurch mit der ganzen, umfassenden Anlage seines Werkes in graden Gegensatz tritt. Der folgende Abschnitt, dessen Ueberschrift eine „neue Eintheilung der Künste" verheißt, wird uns noch deutlicher diese und andere Widersprüche zeigen, in die der Verfasser mit sich selbst geräth.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte.

Memoirs of Jeanne d'Arc, surnamed la Pucelle d'Orleans, with the Historie of her Times. 2. Vol. London 1824.

Diese historische Schrift hat insoferne Interesse für ein großes Publikum, als der Verfasser, mit Scharfsinn und gründlichen Kenntnissen gerüstet, eine Behauptung vertheidiget, die zuerst der Mercure galant vom Monat Nov. 1683 ausgesprochen hat: daß Jeanne d'Arc am 30sten Mai 1431 zu Rouen nicht auf dem Scheiterhaufen gestorben, sondern den Engländern unterschlagen worden sey, und später einen Lothringischen Edelmann Robert des Harmoises geheirathet habe. So abentheuerlich auch diese Behauptung klingt; so sprechen doch dafür sehr starke, historische Gründe, womit wir unsere gemüthlichen Leser, die schon in dem Schiller'schen Drama die edle Jungfrau gewiß lieber gerettet, als an ihren ehrenvollen Wunden sterben sähen, bekannt machen wollen. Die Haupturkunde ist die vom Pater Vignier aufgefundene Chronik von Metz vom Jahre 1436, welche berichtet, daß in diesem Jahre Jeanne la Pucelle de France zu la Grange aux Hormes angekommen, und von ihren zwey Brüdern Peter und Klein Johann, welche dieselbe für verbrannt gehalten, als Schwester anerkannt worden sey. Dieses Zeugniß wird unterstüzt von den Entdeckungen, die später Polluche in den alten Registern des Stadthauses zu Orleans gemacht hat. Er fand in den Rechnungen der Jahre 1435 und 1436 Ausgaben für Briefe und Boten von Jehanne la Pucelle, ja sogar, unterm 18ten October 1436, eine Zahlung an Cueur de Lils, der auf einer Reise zu „la Pucelle" begriffen war, um Depeschen von ihr an den König nach Loiches zu besorgen. Endlich, unter den 28sten, 29sten und 30sten Juli 1439 fand er Ausgaben für Erfrischungen, die der Frau Jehanne des Armoises bey ihrem Besuche in Orleans dargereicht, und 210 Livres für ein Dongratuit, welches ihr am 1sten Aug. dict. ai. nach vorgängigem Senats-Decrete verehrt worden „für die Dienste, welche sie der Stadt bey deren Belagerung geleistet." Ueberdieß will der Pater Vignier unter den Papieren der Familie des Armoises den Heirathscontract der la Pucelle de France gesehen, und es soll sich ein Kaufcontract vom

7ten Nov. 1436 gefunden haben, den Ritter Robert des Armoises seiner Ehegenossin Jeanne du Lis, la Pucelle de France, über einige Grundbesitzungen zu Haraucourt ausgestellt hat.

Diese schriftlichen Zeugnisse für den Umstand, daß Jeanne d'Arc ihre Verbrennung zu Rouen überlebt habe, lassen sich nun allenfalls wohl vereinigen mit dem, was die Geschichte von jenem scheußlichen Glaubensacte der Nachwelt überliefert hat. Der Henker nämlich soll den beyden Geistlichen, welche der Hinrichtung beygewohnt hatten, seinen Schmerz darüber ausgedrückt haben, daß er das Leiden der Unglücklichen verlängert; er soll sich damit zu entschuldigen gesucht haben: man hätte das Schaffot von Backsteinen so hoch aufgebaut, daß er sich der Leidenden nicht hätte nähern können. Nimmt man mit dem Verf. an, daß der Bischof von Beauvais, dessen Benehmen in dem Processe der Jungfrau allerdings doppeldeutig erscheint, nur die Rolle des glaubenseifrigen Verfolgers gespielt habe, um die Engländer zu täuschen; daß er vor den weltlichen Richtern nur kirchliche Verbrechen zur Sprache brachte, um das Schicksal der Gefangenen auf rechtsförmlichem Wege in seine geistliche Hand zu bekommen; daß er dabey den listigen Plan hatte, die politisch wichtige Person der Jungfrau den Engländern zu unterschlagen; daß sein Plan von dem Todesurtheile des weltlichen Gerichtes zwar durchkreuzt, aber nicht vernichtet wurde, weil man der geistlichen Gerichtsbarkeit die Vollstreckung überließ; und daß ihm nun nichts übrig blieb, den Plan durchzuführen, als das Wagniß einer Scheinverbrennung: so läßt sich die Sache ganz leidlich erklären durch ein hohes, backsteinernes Schaffot, in dessen Bauche die lebendige Jungfrau Zuflucht finden konnte, während die Flammen eine leblose verzehrten. Freylich konnte die Verwechselung nicht früher geschehen, als nach angezündetem Scheiterhaufen, und das Gelingen war höchst problematisch; aber die Möglichkeit der Sache läßt sich nicht läugnen, und man muß entweder an die Wirklichkeit derselben glauben, oder die Chronik von Metz, die Stadtregister von Orleans und die Urkunden der Familie des Armoises Lügen strafen, von denen jedoch schwerlich die Originale noch existiren möchten.

Die Geschichtsforscher mögen diesen Knäuel auseinander wirren, so gut sie können; aber für die Poeten, für die Theaterpoeten zumal, ist diese Rettungs-Geschichte ein so unbezahlbarer Fund, daß man kaum begreift, wie er seit der Erscheinung des Mercure galant von 1683 hat unbenutzt bleiben können. Schiller hat eine Jungfrau von Orleans gedichtet, die auf dem Bette der Ehre bleibt; der verstorbene Wetzel eine andere, die wirklich verbrannt wird. (Sie ist vor 8 — 10 Jahren ey Brockhaus erschienen.) Beyde haben zwar die weichen Gemüther der Leser durch eine Apotheose ihres tragischen Opfers zu beschwichtigen gesucht: Schiller ließ einen rosenrothen Verklärungsschein über der Sterbenden aufgehen, und Wetzel (wenn unser Gedächtniß nicht trügt) ließ sie in Gestalt einer Taube aus dem flammenden Scheiterhaufen aufsteigen. Aber für das deutsche Theaterpublikum, wie es dermalen ist, sind das unzureichende Maßregeln. Es will keine Tragödien mehr, sondern Rühr- und Rettungs-Dramen. Warum gibt man ihm nicht eine Jeanne d'Arc nach dem Mercure galant? Warum nicht, außer dem Krönungszuge, auch noch einen Inquisitions-Prozeß, eine Verbrennung, und dann eine Auferstehung von den Todten, eine abenteuerliche Rettungs-Geschichte, eine Agnition, und eine glückliche Heirath? Freylich ist es ein unpoetischer Umstand in der Geschichte, daß der Gemahl der Johanna ein Herr von Beifuß (Armoise) gewesen seyn soll. Aber das französische Wörterbuch bietet ein Mittel dar, den Namen poetischer zu machen. Beifuß heißt in der Volkssprache (vulgairement) auch l'herbe de la St. Jean (Johannis-Gras). Welch eine schöne Gelegenheit bietet das zu dem poetischen Spiele mit Namen! Welcher Fund für ein Schicksals-Drama! „Du wirst im Mai verbrannt werden; aber Sanct Johannes wird dich in das Himmelreich einführen!" So lautet das Orakel, der Schicksals-Spruch. Er ängstiget die fromme Heldin, sie fürchtet, vom Mai an bis zum Johannisfeste im Fegefeuer braten zu müssen; aber buchstäblich geht er in die erfreulichste Erfüllung: Ritter Robert de la St. Jean führt sie in die Brautkammer. Setzt der Poet diesen Ritter von Beifuß an die Stelle des Labire; so wird er einen großen Theil von Schiller's Jungfrau zu seiner neuen gebrauchen können.

Müllner.

Unterhaltungs-Literatur.

Anekdoten-Almanach auf das Jahr 1826, gesammelt und herausgegeben von Carl Müchler. Berlin bey Dunker und Humblot.

Anstatt einer Beurtheilung dieser längst bekannten Anekdoten-Sammlungen, welche ein zu weitläufiges in's Detail Gehen verlangen würde, glauben wir unsere Anzeige derselben darauf beschränken zu können, daß wir einige dieser Anekdoten hier selbst ausziehen, wobey wir noch bemerken, daß eine Menge geschichtlicher Anekdoten und interessanter Charakterzüge die diesjährige Sammlung besonders empfehlenswerth mache.

* * *

Der Prinz von Conti hatte einen kleinen Höcker. Auf einem Maskenball hatte sich Jemand eben so ver-

mummt wie der Prinz, und auch den Buckel eben so ausgestopft.

Er hatte die Unverschämtheit, sich immer in der Nähe des Prinzen zu zeigen.

Endlich fragte ihn der Letztere:

„Wer sind Sie? Maske!"

Das sehen Sie doch wohl? der Prinz von Conti!

Der Prinz nahm seine Larve vom Gesicht und erwiederte mit einer seltnen Ruhe:

„Wie man sich doch irren kann. Schon über zwanzig Jahre hab' ich immer geglaubt, ich wär' es."

* * *

Herr S***, ein junger Mann, war dem Minister von Z*** empfohlen worden, wodurch er mit diesem in nahe Berührung kam.

Der Minister, der allgemein den Ruf eines edlen, menschenfreundlichen Herzens besaß, und dabey ein Mann von großem und sehr hellem Verstande war, prüfte den Empfohlenen selbst in einer sehr langen Unterredung, und zeigte sich mit dessen Kenntnissen und Talenten äußerst zufrieden.

Endlich fragte er ihn: was er wohl in einem kritischen Fall, den er ihm genau auseinander sezte, thun würde?

S*** gab mit funkelnden Augen eine Antwort, welche die kühnste Entschlossenheit zeigte.

„Sehr gut!" sagte der Minister mit vieler Ruhe; „morgen sollen Sie meine bestimmte Erklärung wegen der Stelle erhalten."

Am folgenden Tage bekam er ein Schreiben von dem Minister, worin dieser ihm zu erkennen gab, daß er auf diese Anstellung nicht rechnen könne.

Der Gönner des jungen Mannes, der ihn dem Minister empfohlen hatte, erkundigte sich mit einiger Empfindlichkeit nach der Ursache dieses abschlägigen Bescheides.

Sind Ew. Excellenz mit seinen Talenten nicht zufrieden?

„Er hat mehr, als er zu dieser Stelle braucht."

Mit seinem Charakter?

„Er scheint mir einen sehr wackern und energischen zu besitzen.

Und doch —

„Eben deßhalb kann er die Stelle nicht erhalten. In untergeordneten Verhältnissen richten Menschen von großer Energie und Selbstständigkeit nur Verwirrung an. Sie wollen immer ihren eigenen Weg gehen, und wir brauchen nur solche, die uns auf dem unsrigen folgen. Glauben Sie mir, ich kenne Manchen, den ich mit Freuden zu einem Präsidenten oder Chef einer Behörde machen würde, und dem ich doch keine untergeordnete bedeutende Stelle anvertrauen möchte. Mir fällt immer der Vers umgekehrt ein:

Tel brille au premier rang, qui s'éclipse au second.

Der Feldmarschall Laudon verließ den Russischen Dienst, weil er ein untauglicher Subaltern-Officier war; als Feldherr füllte er Europa mit seinem Ruhme.""

* * *

Der bekannte Methodisten-Prediger Whitefield verglich einst in einer Predigt mit vielem Pathos die arge Welt mit einem Schiffe, das der Hölle gerade zueile.

„Zum Henker!" rief ein Matrose treuherzig: „kann man denn nicht geschwinde das lange Boot aussetzen, um wenigstens die Mannschaft zu retten?"

* * *

Der Buchhändler Heidegger zu Zürich kündigte Arndt's wahres Christenthum auf folgende Weise an:

„Da bey dem Buchhändler Bürkli das wahre Christenthum nicht mehr zu finden ist, so kann man es bey mir haben."

* * *

Auf den Französischen Marschall, Herzog von Biron, kam ein satyrisches Gedicht in Umlauf, das aber eher den Namen eines Pasquills als einer Satyre verdiente. Er erhielt davon Kunde und zugleich aus sicherer Quelle die Nachricht, daß ihr Verfasser der Herzog von A... sey, der sich gegen ihn stets scheinbar freundschaftlich gesinnt bewiesen hatte.

Mit einer Abschrift dieses Schmähgedichts in der Tasche ging er zu dem Herzog von A..., als dieser eine zahlreiche Gesellschaft von den vornehmsten Herren und Damen zu sich geladen hatte.

Bey'm Eintritt in den Saal, wandte er sich an den Wirth und sagte zu ihm mit sehr lauter Stimme:

„Ich bedarf Ihres Beystandes, lieber Herzog! Ein Ungenannter hat auf mich recht hämische Verse gemacht. Ich bin nicht Dichter, und weiß nur die Waffen zu führen, die sich für meinen Stand schicken. Sie aber, mein Bester, wissen die Feder eben so gut zu führen, als den Degen. Erweisen Sie mir die Gefälligkeit, dieses elende Machwerk zu beantworten. Hier ist es." —

Er reichte das Pamphlet dem Herzog von A... hin. Nachdem dieser zum Schein es flüchtig überblickt, als wenn er es läse, fragte er:

Was soll ich denn darauf antworten?

„Freund! Antworten Sie dem Verfasser, daß ein Mensch, der sich genöthigt sieht, sich zu verbergen, um einen ehrlichen Mann ungestraft zu beleidigen, ein Schuft ist. Daß er dafür hundert Hiebe mit der Hetzpeitsche verdient und daß er sie von mir gewiß erhalten soll, sobald ich ihn erkundschaftet habe. Bringen Sie das in Prosa oder in Versen, wie Sie's am angemessensten finden. Keinen bessern Händen kann ich dieß anvertrauen, als den Ihrigen, lieber Herzog. Ich empfehle mich!"

Biron verließ bey diesen Worten die Gesellschaft, und der Herzog von A... war nicht im Stande, trotz aller Anstrengung, seine Verlegenheit ganz zu verbergen, zumal da er auf den Gesichtern vieler seiner Gäste deutlich las, daß auch sie ihn für den Verfasser des Pasquills hielten, worüber sich der Herzog von Biron so derb geäußert hatte.

Nr. 85.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 25. Oktober 1825.

Aesthetik.

Charinomos, Beyträge zur allgemeinen Theorie und Geschichte der schönen Künste von Carl Seidel. Erster Band. Magdeburg 1825. Ferdinand Rubach.

(Beschluß.)

Gleich zu Anfang dieses dritten Abschnittes nennt er mit Platon die künstlerische Begeisterung eine Art von Besessenheit, und erkennt gleich darauf dem Künstler Freyheit, jedem Kunstwerk „unbedingteste Absolutheit“ zu. Hier sollte man glauben, dieser Selbstzweck, welcher damit der Kunst, wie dem Künstler, gestattet worden, werde von ihnen gegen die äußere Welt und das Leben behauptet werden dürfen, während sie grade durch die göttlichen Ideen und Ideale nothwendigen, ewigen Gesetzen unterworfen würden; aber nein, troß der unbedingtesten Absolutheit sind (S. 37.) schöne Künste nur solche, welche das Daseyn verschönen, veredlen. Genau betrachtet, heißt dieß aber weiter nichts als: Schöne Künste sind nur die, welche schön sind; denn eben dadurch, daß sie schön sind, werden sie allein im Stande seyn das Daseyn zu verschönen. Wenn auch der Verfasser sich auf einen ähnlichen Ausspruch Herders stützt, so ist diese Definition der Kunst (nach ihrer Wirkung) dennoch keine, weil die Wirkung eine außerhalb der Kunst gelegene Nebensache ist.

Ein Kunstwerk wird ewig und immer schön bleiben, gleichviel, ob es gesehen und empfunden wird oder nicht. Aber grade aus dieser nichtigen Definition der schönen Kunst entlehnt der Verfasser die Aufforderung, eine neue Eintheilung der Künste zu versuchen, und trifft wunderbarer Weise und in der That näher zum Ziele, als viele seiner Vorgänger. Er stellt nämlich als obersten Eintheilungsgrund die Gesammtnatur des Menschen auf, so fern dieselbe sich in lebendiger Thätigkeit des Geistes, der Seele und des Leibes äußert. Allein auch hier bleibt, wie im obigen Abschnitt, alle Kunst im Subject stecken, und so gewönnen wir nur lyrische Gedichte, Klänge und Sprünge des Menschen in und mit sich selbst, oder in so fern derselbe schon nach Platon in zwey Theile zerfallen, der beyden Hälften mit und gegen einander. Mag dieß auch ursprünglich der Fall gewesen seyn und mag wirklich der Anfang aller Kunst in jedem Künstler auch noch solche subjective Lebensäußerung seyn, so kann man in einer allgemeinen Theorie doch nicht dabey stehen bleiben und diesem historisch ersten Moment für alle Kunst den höchsten Werth beymessen. Auch glaubten wir, der Verfasser werde selbst seinen Kreis erweitern, indem er der endlich nachfolgenden Eintheilung der Künste folgendes Schema:

	Gott	
Kraft	—	Materie
Zeit	—	Raum
Geist	—	Körper
Leben	—	Tod
Bewegung	—	Ruhe
	Schöpfung	
	(Mensch)	

voran- und somit den Menschen mitten in die Schöpfung, in die Objectenwelt stellte. Es geschieht aber nicht. Nach Obigem hätte man ferner erwarten sollen, der Verfasser werde den Geist des Menschen als die schaffende Kraft für alle Kunst bezeichnen und der Kunst, in so fern sie eben Geist in sich trägt, reellen Werth beylegen, wie er auch anderwärts gethan. Auch diese Erwartung erfüllt er nicht, sondern setzt mit durchaus willkürlicher Anführung der bekannten Stelle aus Platons Phaidros, wo die *αὐτοκίνησις* als entscheidendes Moment für die Unsterblichkeit der Seele aufgestellt wird, die **Bewegung** als oberstes Princip für alle wahrhaft schöne Kunst. Das Resultat dieser Annahme spricht sich am deutlichsten in folgendem Schema aus S. 76 und 77.

A.

Ausbildende Künste

oder

Künste der Bewegung, des lebendigen Seyns.

Dazu gehörten:

Poesie und Musik. Künste der schönen Geistes- und Seelenbildung.

Gymnastik und Orchestik. Künste der schönen Körperbildung.

Schauspielkunst. Höchste, allumfassende Bildungskunst.

B.

Nachbildende Künste
oder
Künste der Ruhe, des todten Scheins.
Malerey und Bildnerey.

C.

Verschönende Künste
oder
der Verschönerung fähige Künste.

Rhetorik; verwandt den inneren Bildungskünsten.

Kosmetik; verwandt den Künsten zur Ausbildung der körperlichen Schönheit.

Architektur; verwandt der Bildnerey.

Gartenkunst; verwandt der Malerey.

Wir sehen in diesem Schema nicht nur, sondern auch in dem Raisonnement, welches der Verfasser demselben voraus- und nachgeschickt hat, Malerey und Bildnerey und noch mehr die Architektur sehr in Hintergrund gestellt. Freylich kann kein Tempel umherwandeln, Arme ausstrecken und Beine einziehen. Es ist aber eben so lächerlich, in der Bewegung allein die vollkommenste Schönheit, als etwa nur den rauschenden Fluß, den stürzenden Bach, nicht aber den klaren, ruhigen Spiegel des Sees schön finden zu wollen. In der Ruhe spiegelt sich auf Erden die Unwandelbarkeit im ewigen Wechsel, der erhabenste Gedanke. Die Idee dieser erhabenen Ruhe, mit welcher die Gottheit durch alle, in gewaltigem Umschwung bewegte Welten herrscht, in ihnen wohnt, wird dargestellt in allen ächten Tempelgebäuden. Gott hat es selbst nicht verschmäht, in Felsen- und Waldgebirgen sich erhabene Tempel zu erbauen, und grade die feste, sichere, ruhigthronende Macht, die sie verkünden, ist das Erhebende an ihnen. Sie eben bieten, wie Alles in der Natur der Kunst Ideen verleiht, der Baukunst die höchsten Ideen dar. Wie der Herr Verfasser daher als leitende Ideen der Baukunst Brauchbarkeit (von Getraidemagazinen) und Zweckmäßigkeit (S. 72) (von Fabrikgebäuden) hat nennen können, ist nur aus der Versteinerung zu begreifen, in die er überall versezt wird, wo er sein höchstes Princip, die Bewegung, nicht in Anwendung bringen kann.

So hat er ja auch die Malerey und Bildnerey unter die Künste zweyter Classe geschoben, weil ihr höchstes Verdienst darin bestehen soll, in ihrer Ruhe, in ihrem eigentlichen Tode, die Bewegung, das Leben täuschend nachzuäffen. Freylich liegt ein hoher Zauber dieser Künste in der scheinbaren Lebendigkeit ihrer Darstellungen; aber nicht aller, nicht der höchste. Empfindungen, Situationen, erhabene Seelenmomente, große, bezaubernde Ideen sind es, die auch hier, wie überall, den wahren Kunstwerth in sich schließen. Der Verfasser spricht dasselbe an vielen Orten seines Buches aus, und gesteht selbst den eigentlichen Künsten der Bewegung nur in so fern den Namen schöner Künste zu, als sie ein inneres, geistiges Seyn in der Erscheinung aussprechen. Allein er hatte nun einmal in dem allzudirekten Lossteuern auf das besondere Ziel seiner Darstellung den höchsten Gesichtspunkt und mit ihm die nöthige Umsicht verloren, um sich nicht in einen Wald von Widersprüchen zu verirren. So wie in den drey näher betrachteten Abschnitten, so finden wir denn auch durch den ganzen ersten Band des Charinomos, consequentermaßen eine Menge vortrefflicher Ideen neben ganz absurden Meynungen ausgesprochen. Zu jenen rechnen wir unbedingt die österes wiederkehrende, daß die einzig würdige Frucht aller, zu immer größerer Blüthenfülle zu steigernden Künste ein wahrhaft schönes, allseitig durchgebildetes harmonisches Leben sey; — diese scheinen uns, außer den oben schon angeführten Gründen der Widersprüche, noch ihren Grund in der Ueberfülle von Citaten und Allegaten zu haben, welche fast das ganze Buch wie ein Kettenpanzer überzogen und belastet haben. Dennoch besteht grade in diesem Hauptfehler auch ein Hauptvorzug des Buches. Denn wenn uns bey Entwickelung von Theorien der Philosoph, welcher sein System auf Citate gründet und damit ausfüllt, vorkommt, wie ein Ritter, der, statt um sich zu hauen, seiner Vorfahren und andrer Helden Thaten und Fechtkunst rühmt, so würde umgekehrt der Berichterstatter großer Kämpfe, wenn er, statt zu erzählen, das Schwert zöge und um sich hiebe, lächerlich werden. Darum, meynen wir eigentlich hiemit, sind die Citate des Herrn Verfassers, wo sie Thatsachen betreffen, ganz vortrefflich, und der Vorzug seines Buchs besteht eben in einer Masse höchst schätzbarer, gewissenhaft beglaubigter, Notizen zur Geschichte der Künste, während die Theorie der Kunst im Ganzen wenig in's Klare gesezt worden ist und die dahin abzielenden Notizen eher einer Geschichte der Kunsttheorie als dieser dienen. In derselben Rücksicht ist der 9te Abschnitt gegenwärtigen Bandes des Charinomos, welcher ziemlich vollständige Beyträge zur Bücherkunde der allgemeinen Kunstlehre enthält, eine äußerst dankenswerthe Zugabe.

Außer der allgemeinen Charakteristik, die wir in den bisherigen Andeutungen unsern Lesern vom Charinomos zu geben versucht, möge noch Folgendes über den restirenden Inhalt gegenwärtigen, ersten Bandes eine Stelle finden.

Der vierte Abschnitt handelt von der Schönheit

der Bewegung. Hier wird ausführlich, aber, bey den vielen Reminiscenzen, welche der Verf. oft erleidet, auch mit vielen Abschweifungen von der Bedeutung und dem Wesen des Rhythmus, und wie er der eigentliche Moderator aller bewegten Lebens- und Kunstäußerung sey, geredet. In diesem Abschnitt stellt der Verfasser in der That manche eigenthümliche Ansichten, die er selbständig durchführt, auf, und bekämpft unter andern, nicht mit Unglück, die etwas mechanische und rein formelle Theorie der G. Herrmannischen Metrik.

Von den übrigen Abschnitten, in welchen von der Pantomimik und Orchestik und endlich von dem, Poesie, Musik und Tanz in sich vereinigenden Hyporchema die Rede ist, dürfte sich gleicher Weise im Allgemeinen wiederholen lassen, was schon bey den drey ersten Abschnitten über den Verfasser geurtheilt worden; inzwischen ist er hier als auf seinem Lieblingsgebiete mehr zu Hause und wegen der vielen thatsächlichen Notizen äußerst belehrend, oft unterhaltend. Ja wir müssen seinem, bey seiner Citirwuth nur selten gelingenden, Streben einer organischen Entwickelung und allseitigen Durchdringung seines Gegenstandes volle Gerechtigkeit und Anerkennung zu Theil werden lassen. Und so ist es ihm denn auch völlig gelungen, Pantomimik und Orchestik als selbständige, ebenbürtige schöne Künste zu rechtfertigen, wie wenig auch jene bey uns ausgebildet, wie sehr diese ausgeartet seyn mag. Ein Beweis, wie sehr es ihm mit der Veredelung dieser beyden Künste Ernst ist, liefern die Proben von pantomimischen Dramen, deren der Verf. drey entworfen hat. Ihr Charakter ist durchaus dem jedesmaligen Ort, Gegenstand und Zeit der Handlung angemessen, die Handlung sinnreich und zu einem harmonischen Ende durchgeführt; nur eine gewisse Monotonie scheint allen drey Dramen eigen, wie verschieden sie auch in ihrem Gegenstande seyn mögen. Von äußerst komischem Effect müßte das zweyte Drama: der alte Amor, ein komisches Tanzspiel, seyn, wenn es zur Aufführung gebracht werden könnte. Nicht so glücklich ist der Verfasser in den, bey Gelegenheit des Hyporchema theils gewählten, theils selbst gegebenen Beyspielen von Tanzliedern gewesen.

Wir hätten noch gar Manches lobend oder tadelnd zu erwähnen; inzwischen, um es genügend thun zu können, müßten wir ein Buch über das Buch schreiben. Wir schließen daher unsere Anzeige mit der Versicherung, daß der Charinomos trotz seiner vielen Mängel, zu denen sich dazu noch ein affectirt altclassischer, oft in Hexametertakt fallender, Styl gesellt, dennoch ein Buch ist, das jedem Aesthetiker großes Interesse abzugewinnen im Stande ist, so fern es ihm eine reiche Notizensammlung über manche, bisher wenig berücksichtigte, Kunstgegenstände darbietet und das Nachdenken über dieselben und über Aesthetik im Allgemeinen in lebhafte Thätigkeit sezt.

Reise-Literatur.

Lokalumrisse kleiner Reisen von Friedrich Krug, von Nidda. Halle, bey Eduard Anton. 1825. 8.

Daß Herr Krug von Nidda das Gebiet der Romantik, auf dem er sich bisher allerdings etwas ungeschickt benahm, endlich geräumt und sich in die gangbareren Regionen wirklicher „Localität" zurückgezogen hat, ist ein so erfreuliches Ereigniß für ihn und seine etwaigen Leser, daß wir uns veranlaßt sehen, beyden unsern aufrichtigsten Glückwunsch abzustatten. Auch die schlechteste Reisebeschreibung, wie deren Herr Kr. in vorliegendem Büchlein gleich fünf auf einmal gibt, ist denn doch immer noch mehr werth, als die „Erzeugnisse neuerer Romantik," deren der Verf. in seinem Vorwort erwähnt. Es wäre nur zu wünschen, daß der gute, etwas schwatzhafte sächsische Veteran sich nicht dennoch gar zu oft noch hätte vom poetischen Haber stechen lassen; denn die Sprünge, die er bey solchen Gelegenheiten macht, sind zwar für uns, die wir den alten Herrn kennen, ergötzlich genug, möchten aber von weniger theilnehmenden Seelen schwerlich mit gleicher Gutmüthigkeit belächelt werden. Daß Herr Kr. seine Fehler selbst einzusehen anfängt, läßt Besserung hoffen; nur darf er nicht zu sehr auf die Geduld seiner Leser rechnen, wie er S. 71 naiv zu verstehen gibt:

„Verzeihung, ruft er auf der Schneekoppe im Riesengebirge nach einem Seitensprung der angedeuteten Art reuig aus, Verzeihung dieser kurzen phantastischen Crise! Der Leser kennt ja mein erregbares Herz, hier durch die Spur (?) der höchsten Schöpfungskräfte, die dieß Gebirg so wunderbar erhöht (!), als wunderbar zerklüftet und zerrissen, gewiß leicht erklärbar (?) und verzeihlich."

Rührend ist der Sächsische Patriotismus, den der ehrliche alte Krieger hier und da zu erkennen gibt. Wir heben eine dieser Stellen, die zugleich am besten geeignet ist, als Musterprobe von der Darstellungsweise des Verf. zu dienen, zur Belustigung des Publikums heraus, und erinnern unsere Leser nur noch, daß die Scene in Schlesien ist, wo der Berliner und Märker doch seine Preussische National-Physiognomie selten wieder erkennen will.

„Kein Transitus, sagt dagegen der Verf. S. 27 f., dünkte mir stets frappanter, als der von sächsischer auf

preussischer (sic!) Erde; jede Hütte gewinnt eine andere Phisiognomie (sic!), und der preussische Nationalgeist spricht sich in tausend Eigenthümlichkeiten aus, die meistentheils an's Martialische streifen. So fielen mir zum Beyspiel (?) an dem ersten Hause, das ich auf preussischem Territorio sah, die weiß und schwarz kantirten Balkenlagen, Schwellen (?) und Fensterbekleidungen auf, — die man in Sachsen immer (?) ungefärbt zu sehen gewohnt ist, sie auch, also verziert, am Ende schon deßhalb häßlich finden würde, weil sie an eine Wappenfarbe mahnen (?), die der Raute zu nachtheilig gewirkt, ihr anders, als mit Terreur zu begegnen." (!!)

Wenn der Verf. sich künftig bemüht, ein etwas besseres Deutsch zu schreiben und gar zu grobe Verstöße vermeiden will, (wie S. 40, wo er die Dreysteine, eine isolirte Felsengruppe auf dem Kamm des Riesengebirgs, zu einem Berg: „der Dreystein" macht, oder S. 111, wo er auf den Weg von Bunzlau nach Benatek ein ganzes Sandmeer wirft, das sich doch nur auf eine kurze Strecke: ½ St. von der erstern Stadt, beschränkt); so wird ein zweytes Bändchen seiner Localumrisse, das dem Schmutztitel nach zu erwarten steht, — wenn nicht ein ernsthaftes, doch ein lachlustiges Publikum finden, welches wir dem ersten wünschen, aber nicht versprechen.

Unterhaltungs-Literatur.

Orangenblüten von Carl Borromäus von Miltitz. IIIte Sammlung. Leipzig bey Cnobloch. 1825. 354 S.

Die beyden ersten Bände dieser Sammlung sind in No. 20. 1823 angezeigt. Ihr Beurtheiler hat das Talent des Vfs. nicht verkannt, aber nach des Ref. Dafürhalten nicht deutlich genug charakterisirt. Hr. v. M. ist kein gemeiner Erzählungs-Schmied. Er besitzt, was hauptsächlich den Dichter macht, lebendige Anschauung und regsames Gemüth. Aber er vernachlässiget die poetische Gestaltung seiner Stoffe; und darum unterhält er zwar, aber ohne zu ergötzen, ohne den Kunstsinn zu befriedigen, welches man von einer Erzählung in ungebundener Rede eben sowohl fordern kann, als von einem Epos oder einem Drama. Die Befriedigung des Kunstsinnes hängt wesentlich davon ab, daß alle Darstellungsmittel zur Erreichung eines poetischen Zweckes zusammenwirken, der bey Dichtungen, welche Handlung enthalten, nicht bloß die Darstellung selbst seyn darf, sondern die Veranschaulichung moralischer Ideen. Der Verf. erschöpft seine Kraft meistentheils in Schilderungen, sey es von Landschaften und climatischen Naturansichten, oder von Nationalsitten und Charakteren. Die Handlung, die Hauptsache in der Erzählung, benuzt er größtentheils nur als Anziehungsmittel, zur Reitzung und Spannung der Aufmerksamkeit, unbekümmert um den Totaleindruck. Am sichtbarsten ist das der Fall in dem ersten Aufsatze, die Venetianerin. Die zweyte, die Nacht in Terracina, und die dritte, so lohnt die Welt, machen zwar einen gewissen Totaleindruck, aber er ist weder erfreulich noch tragisch. Von den gehäuften Unwahrscheinlichkeiten ist die S. 115, daß ein als Nationalgardist dienendes Mädchen eine brennende Bombe mit einem Eimer Wasser auslöscht, eine der auffallendsten. Der Verf. scheint die Beschaffenheit der Bomben nicht zu kennen. Die beste Erzählung dieses Bandes ist die lezte: Jacob Stainer (der berühmte Geigenmacher), sie ist reich an Blicken in das menschliche Herz, und an poetischen Offenbarungen über die innere Natur des musikalischen Talents.

Der Styl ist leicht und angenehm. Aber warum mischt der Verfasser ohne Noth die Sprachen untereinander? wie z. B. S. 34: „Der Wind führte balsamische Düfte aus den Acazienbüschen der giardini publici uns zu," und S. 38: „Dazwischen werden Lanterne magiche herumgetragen."

Ref. schließt hier gleich die Anzeige einer gleichzeitigen Schrift von demselben Verfasser, und bey demselben Verleger an, welche den ungesuchten Titel: Gesammelte Erzählungen führt.

Die sieben Geschichten, welche dieselbe enthält, unterscheiden sich von den Orangenblüten dadurch zu ihrem Vortheil, daß der Verf. hier, vermöge der gewählten Schauplätze, sich nicht veranlaßt gesehen hat, nach der Glut des südlichen Colorits zu trachten, welches dort eine große Eintönigkeit in die Unterhaltung bringt. Warum der V. die Erzählung, der Dreykönigsabend, getrennt, und eine andere, poetisch bessere (die Grabschrift) dazwischen geschoben hat, davon hat Ref. den Grund nicht einsehen können. Das Zerstückeln ist zwar in periodischen Schriften an der Tagesordnung; aber da ist es ein nothwendiges Uebel; in einem und demselben Bande einer Sammlung eine Erzählung zu trennen, das kann nicht einmal den merkantilischen Zweck haben, daß die Neugier um der Fortsetzung einer Geschichte willen einen zweyten Band kaufen soll.

Mnr.

Nr. 86.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 28. Oktober 1825.

Musik-Literatur.

Zeichen der Zeit im Gebiete der Musik.
Von Hans Georg Nägeli.

In dem historischen Theil meiner nächstens erscheinenden „Vorlesungen über Musik“ habe ich besprochen, wie die Literatur der Tonkunst seit beynahe einem Jahrhundert das eigene Schicksal hatte, großentheils von Dilettanten gepflegt zu werden. Ich bestrebte mich dort mit historischer Treue darzuthun, welchen Einfluß eine solche Schriftstellerey auf Kunstwissenschaft und Kunstleben gehabt hat, und noch hat, und wie wissenschaftliche Kunstdarstellungen immer mangelhaft bleiben müssen, wenn eine so vielseitige und hoch cultivirte Kunst, wie heut zu Tage die Tonkunst, die ausschließlich ihren ganzen Mann fordert — wenn vollends der Entwickelungsgang dieser Kunst von Leuten abgehandelt wird, die sich aus einer solchen Schriftstellerey ein Nebengeschäft machen, und der dazu nöthigen Erudition ermangeln.

Diese Dilettanten-Schriftstellerey ist in der neulich erschienenen Schrift: „Ueber Reinheit der Tonkunst,“ so weit es möglich war, noch überboten worden.

Es ist daher hohe Zeit, einmal an einem Beyspiel umständlich nachzuweisen: wie solche Dilettanten mit der Kunstgeschichte umspringen, wie sie den Thatbestand der Zeit-Cultur darstellen, welche Anwendungen sie daraus ziehen, wie sie die Künstler selbst meistern, und über das Publikum zu Gericht sitzen. Der Mann vom Fach ist dieß der Cultur-Geschichte selbst schuldig, damit sie von dieser Seite vor Verfälschung verwahrt bleibe. Manche Rüge wird dabey freylich nothwendig, woran der Leser sich unmöglich erbauen kann. Leicht ist es aber, ihn durch interessante Züge aus der Kunstgeschichte dafür zu entschädigen. Sie ist daran reich, so wie an Bedeutungen für Geistesentwickelung und Menschenbildung; ja sie ist so reich und bedeutungsvoll, daß, wer sie ganz kennen lernt, die Kunst selbst doppelt lieb gewinnen muß.

Der Verfasser jener Schrift, zwar auf dem Titel nicht genannt, dennoch einer der Genanntesten und Bekanntesten in Süddeutschland, der durch Stiftung und Leitung eines Singvereins seit Jahren her eine gewisse Celebrität erlangt, und durch Anlegung einer nicht unbedeutenden Bibliothek von Kirchenmusik sich wichtig gemacht hat, tritt nun mit noch größerem Gewicht als musikalischer Schriftsteller auf. Er will die allerwichtigsten und zeitgemäßesten Dinge berathen: die Kirchenmusik und ihren Vorhof, die Singvereine. Er hat uns dabey viel Neues, wiewohl über Altes, zu sagen.

Zur Bekräftigung seiner Kunstwahrheiten schlägt er von den zwey Hauptwegen, dem philosophischen und dem historischen, den leztern ein, so ausschließend, daß er ehrlich eingesteht: „ich wüßte mit Worten und Theorien nicht viel anzufangen.“ Dagegen rühmt er sich der erworbenen Bildung durch „classische Muster.“ Auf diese weiset er, als auf das Höchste, wornach seine theils ungebildeten, theils mißbildeten Zeitgenossen sich zu bilden haben, hin. Auf solche Weise macht der wohlbekannte Ungenannte, auch ungenannt, dennoch, als literarische Person, Autoritäts-Ansprüche, indem er für gewisse Kunstwerke und Kunstgattungen Anerkennung der Classicität fordert, die er im Theoriewort nicht darzuthun vermag, ja nicht einmal darzuthun versucht. Es wird daher auch Niemand durch die scheinbare, in einer Einleitungs-Phrase enthaltene Anspruchslosigkeit: „ich hoffe, daß meine Bemerkungen zum Guten Einiges mitwirken können.“ sich haben täuschen lassen. Offenbar hat jene Phrase von vorne herein das anspruchsvolle Auftreten nur mildern sollen, damit desto kühnere Ansprüche für den Gegenstand selbst gemacht werden können, die denn wirklich auf S. 5. des Vorworts schon laut werden: „Weise Kirchenvorsteher mögen entscheiden, was und wie viel ihrer Gemeine zuträglich ist.“ Also nicht einmal mehr einer Prüfung darf seine Wahrheit unterworfen werden; nur über das Was und Wie der Anwendung, das heißt hier, der Einführung seiner classischen Musik in die Kirche, will er, mit Umgehung der Männer vom Fach, die Kirchenvorsteher entscheiden lassen.

Er sezt in der Schrift den „Verfall“ der Tonkunst überhaupt ganz unerwiesen voraus. Was ohne Gründe

behauptet wird, ist eigentlich auch keiner Widerlegung werth; bemerkt muß einzig werden, daß auf solche Weise nicht historisch gesprochen wird. Einzig über den angeblichen Verfall der Kirchenmusik führt er einige Gründe an, worauf näher eingegangen werden muß.

„Die Welt hat überhaupt das Große nie lange ertragen können. Wie das Gefühl abgestumpft wird, so „sinnt man auf Neuheiten." Meint er hier, das Gefühl werde gerade durch das Große abgestumpft? Da hat er fürwahr eine eigene Weltansicht, und keine große Idee von Kunstgröße. Oder ist das nur Sprachverwirrung? Jenes Große, die ächte Kirchenmusik, soll indeß wirklich schon zweymal dagewesen seyn, zum ersten Mal „in den ersten fünfhundert Jahren nach Christus," zum zweyten im 15ten und 16ten Jahrhundert. So hätte denn doch die Welt, „die das Große nie lange hat ertragen können," das Kunstgroße der Kirchenmusik zum ersten Mal fünf Jahrhunderte lang nach einander, zum zweyten Mal zwey Jahrhunderte lang ertragen können. Desto niederschlagender müßte die historische Nachweisung seyn, wie es gekommen sey, daß die Welt nun bereits seit drey Jahrhunderten dieses Große nicht mehr hat ertragen mögen, da sie doch seither so viel anderes Großes auf ihre breiten Schultern genommen hat, und es immer höher hinanträgt. Uns aber, seinen musikalischen Zeitgenossen, hätte der Verf. noch besonders nachzuweisen, „wie unser Gefühl abgestumpft" worden sey.

Er hält uns leider für Weltkinder; wir sind in Ungeschmack versunken, und unsere Versunkenheit ist nicht bloß eine musikalische. Die Erklärung macht er sich leicht. Er sucht den Verfall der Musik nicht aus ihrem Entwickelungsgang zu erklären, sondern aus allerley außermusikalischen Dingen. Solchen räumt er nicht etwa bloß mitwirkenden Einfluß ein, den sie allerdings haben und gehabt haben können, sondern entscheidenden. Er behauptet nämlich in einer, zwar in Fragform gestellten, Ausrufung: „Wohin ist man jezt gekommen, nachdem alle „Stände durch Luxus, leichte Sitten, Romanenleserey, „Tanzwuth, und die weltliche Musik, welche man überall „in Kirchen, Opern und Concerten zu hören bekommt, „so unruhig, üppig und nervenschwach geworden sind, „daß die, welche die volle Weihe der neuern Kunst empfangen haben, das Große der alten Zeit weder fassen „noch halten können!" Diesen Vorwurf der Verfallenheit wirft er aber nicht bloß auf das Publikum im Allgemeinen, sondern noch ausdrücklich auf den Künstlerstand: „Unsere Organisten fühlen dieß recht gut, und „nehmen daher, dem Volk zu Liebe, selbst in ihre Choral-„Melodien die Opernmusik oft mit auf, und treiben „durch ihre abgeschmackten Zwischenspiele opernartige Narreyen."

Nebst den außermusikalischen Ursachen wäre es also überhaupt die weltliche Musik, die das Gefühl für die geistliche abgestumpft, und so deren Verfall herbeygeführt hätte. Zur weltlichen Musik zählt aber der Verf. auch gänzlich die Instrumentalmusik. Dieser scheint er alle Selbstständigkeit absprechen und nur eine untergeordnete Mitständigkeit einräumen zu wollen, indem er, statt vom Werth der Instrumentalmusik zu sprechen, bloß vom Werth der Instrumente spricht: „Kein Vernünftiger wird in Abrede stellen, daß die Instrumente „ihren eignen hohen Werth haben, weil sie nämlich viel „mehr mit Leichtigkeit behandelt werden können, als die „menschliche Stimme, einen viel größern Tonumfang ha„ben, und insofern dazu beytragen, daß man im Stande „ist, die musikalische Mannigfaltigkeit in's Unendliche zu „vervielfältigen." Aber auch diese scheinbare Anerkennung „des eigenen hohen Werths der Instrumente" wird dann gleich wieder sehr beschränkt, und in Beziehung auf die Kirchenmusik in Unwerth verwandelt: „Unsere „bessern Tempel sind groß, weit gebaut, und können auf „eine würdige Art nur mit Tönen ausgefüllt werden, „welche Rundheit, Fülle und Prallkraft haben. Diese „fehlt aber in der Regel allen Instrumenten, wenige „Blasinstrumente, besonders die Posaune, ausgenommen"— „die Saiten-Instrumente sind für die Kirche viel zu „dünn und ebenso die Flöten." Diese also reducirte Brauchbarkeit der Instrumente zur Kirchenmusik wird späterhin auf völlige Nichtigkeit, gänzliche Zweckwidrigkeit zurückgeführt: „Wenn von Andacht, Demuth und dieser bescheidenen innern Freude und Herrlichkeit die „Rede ist, welche allein dem Tempel angehört, so soll „man die Herzen sich nur durch die menschliche Stimme „ergießen lassen." Endlich folgert er aus diesem Allem: „Die große alte Kirchenmusik war gewiß mit vollem Recht bloß für Singstimmen gesezt."

Solche Dinge sagt und behauptet ein Mann, der uns versichert, die Musik „historisch studirt" zu haben. So leer ist wohl beym Studium der Instrumentalmusik noch Keiner ausgegangen, und so gedankenleer hat noch Keiner davon gesprochen, wie dieser, der ungeachtet ihrer „in's Unendliche gehenden Mannigfaltigkeit" daran nichts Eigenthümliches zu entdecken vermocht hat, als die materielle Verschiedenheit der Instrumente und deren ästhetische Anwendung — wie er meint — zu einer sogenannten „musikalischen Malerey" in dem bekannten Todtenmarsch in Händel's „Saul." Indem er auf eine so auffallende Weise die Schwachheit seiner Urtheilskraft verräth, berechtiget er dadurch wenigstens zu der Gegenbehauptung: Wer das eigenthümliche Wesen der Instrumentalmusik nicht begreift, der kann auch unmöglich verstehen, wie die Instrumentalmusik mit der Vocalmusik künstlerisch verbunden werde — kann eben so wenig

verstehen, durch welcherley Kunstmittel jene mit dieser unkünstlerisch, oder ächtkünstlerisch verbunden werden möge. Eine solche Unfähigkeit legt auch unser Verf. in einem eigenen Aufsatz „Ueber das Instrumentiren“ wirklich an den Tag. Daher ist ihm in einer Vocal-Composition mit Orchester-Begleitung das Instrumentale wirklich nur Begleitung, nur Zuthat zum Vocale, die allenfalls, wenn die Hauptsache fertig ist, noch hinterdrein gemacht werden kann; daher nennt er auch hier das Componiren nur „Instrumentiren,“ hält eine reiche, vielfache Instrumentirung für eine eben so vielfache Ausschweifung, und spottet darüber mit folgenden Worten: „es sey eine Art Lieblingsgedanke geworden, man müsse „immer allen Instrumenten zu thun geben.“

Die Ansicht von dem wahren Wesen einer instrumentirten Vocal-Composition, worin alle vernünftigen Leute, gebildete Dilettanten sowohl als Künstler, zusammentreffen, besteht zunächst in Folgendem: Gleichwie an jedem ächten Kunstwerk Alles wesentlich ist, so ist auch hier der Instrumental-Gehalt eben so wesentlich, wie der Vocal-Gehalt; es ist daran Alles zusammenerfunden und zusammenverbunden; die Spieltöne sind mit den Singtönen in buchstäblichem Sinne „componirt;“ Alles, was daran ist, macht, nach der neuern Kunstsprache, einen und ebendenselben untheilbaren Organismus aus. Will der Tonkünstler, als Componist, schöpferisch seinem Höchsten aufbieten, so muß er eine Vocal-Composition mit Orchester schaffen. Freylich hat, wie der Verf. sagt, „kein Instrument den seelenvollen „Ausdruck der Menschenstimme;“ es kann aber einen andern haben, einen lebenvollern, spielvollern, einen feinern, wie die Harfe, einen stärkern, wie die Orgel, einen klingendern, wie die Violinen, einen schallendern, wie die Blech-Instrumente. Diese vielen und vielerley andere Töne können, als Spieltöne mit den Singtönen verbunden, ja durchgehends verflochten und verschmolzen, das Kunstwerk wesentlich verschönern, indem sie es zugleich bereichern; und weil die vielen, heut zu Tage bey einer vollen Orchestermusik üblichen Instrumente im Tonmaterial unter einander sehr verschieden sind, so macht eben diese Verschiedenheit ein großes Kunstwerk in seiner reichen Formgestalt klarer, anschaulicher, theilweise unterscheidbarer. Dieß, die Klarmachung einer kunstvoll gegliederten Formgestalt, ist die große Hauptsache; und daß diese Klarmachung mit mancherley akustischem Reiz der verschiedenen Instrumente materiell begleitet ist, bleibt ein, zwar auch die Kunstergötzung vermehrender, jedoch untergeordneter Vorzug des Orchesterwesens. Gegen eine solche Wirkungsfülle unsers modernen Orchesterwesens ist auch in der That die Einwendung sehr schwach; es passen die Instrumente von dünnerem Ton, wie die Violine und die Flöte, nicht in ein großes Local, also nicht in die Kirche; sie ist vollends nichtig im Munde derjenigen, welche Unterordnung des Instrumentalwesens unter das Vocalwesen verlangen, denen es daher eben recht seyn sollte, wenn im Tutti die Tonmasse der Stimmen über die Tonmasse der Instrumente vorherrscht, und im Solo die feinern Instrumente die Stimmen bloß umspielen, ohne sie zu decken; wozu auch jederzeit die Violine, und oft die Flöte von den Componisten gebraucht wird. So weit aber, wie unser Verf. hat es noch Niemand getrieben; er verwirft nicht bloß die Violinen bey der Kirchenmusik, nicht bloß die hohen Saitentöne, als „viel zu dünn,“ sondern alle Saiten-Instrumente. Dabey hat er das Capital-Instrument, ohne welches heut zu Tage wohl Niemand eine große Kirchenmusik würde aufführen wollen, ganz vergessen: den Contrabaß.

Bey einer solchen Leerheit der Kunstansicht kann es nicht befremden, wenn ebenderselbe Kunstmann, der im Gebiete der Instrumentalmusik gar keine Kunst-Ideale kennt, und eine reichlich instrumentirte Vocal-Composition für ein unächtes Kunstwerk hält, vollends in dem vergleichungsweise engern Gebiete des bloßen Vocalwesens eine Beschränktheit verräth, die gerade das Ideellste von sich stößt. Eben so begreiflich ist es, daß er dagegen — was kleinen Seelen, wenn sie sich zu etwas Großem erheben wollen, gewöhnlich widerfährt — sein Kunstgroßes überschätzt. Der ächte Styl der Vocalmusik soll sich von dem Capella-Styl, den er nach den Italiänern „Palestrina-Styl“ nennt, auf vielerley Wegen, die ihm lauter Abwege scheinen, himmelweit entfernt haben. Und doch soll dieser Styl der allein kirchliche; ja Palestrina, „ein Engel unter den Tonkünstlern,“ soll der Haupt-Repräsentant dieses Styls seyn.

Hier wird zunächst gefragt werden dürfen: Was repräsentirt denn dieser Engel hier unter uns Menschen, was für eine Sphärenmusik hat er uns hernieder gebracht? Allerwenigstens sollte der Verfasser, „so wenig „er auch mit Worten und Theorien anzufangen weiß,“ uns irgendwelche wesentliche Merkmale dieses allein ächten Styls angeben können. Unter Styl versteht man ja in allen Künsten, man mag von „Schulen“ oder einzelnen Kunstwerken sprechen, die besondere Art und Weise der Gestaltung, die specielle Form eines Kunstwerkes. Dergestalt muß auch ein Palestrina-Styl-Stück, sey es noch so englisch, eine bestimmte, menschlichen Schönheitsgesetzen entsprechende Form haben, muß vermöge dieser Bestimmtheit sogar seine technischen Kennzeichen haben, worüber zunächst historische Notification, sodann theoretische Verständigung möglich seyn muß. Zu Letzterem ist der Historiker nicht geradezu verpflichtet; unterläßt er es aber, so ist er Ersteres schuldig. Weil wir eine Technik haben; weil diese Technik, die Harmonie

und Compositions-Lehre, schon zu Palestrina's Zeiten vorhanden war; weil schon er nach dieser Technik, woraus allmählig eine erweiterte Formbildung entstand, componirte; weil endlich eben diese Technik eine conventionelle Kunstsprache herbeyführte: so war unser Verf. verpflichtet, uns, der Jeztwelt, welcher der Palestrina-Styl ganz fremd seyn soll, denselben in der üblichen Kunstsprache zu beschreiben. Die Mittheilungen von Vernunft an Vernunft sind immer zuverlässiger, als die von Gefühl an Gefühl. Gehen jene, wie billig, voraus, so mögen sie diesen wohl auch Eingang verschaffen. Winkelmann, der eben auch die Herrlichkeiten der italiänischen Kunst unter den Deutschen zur Anerkennung bringen wollte, fand für seine begeisterte Sprache offene Herzen, weil er zugleich auf Belehrung denkender Köpfe ausging. Er vermochte es, weil er auch die Technik seiner Kunst gehörig studirt hatte. Offenbar ist unserm Dilettanten unsere technische Kunstsprache fremd. Wäre er aber nur damit vertraut, wären ihm die Begriffe selbst, die man mit den Kunstwörtern zu verbinden pflegt, wo von Aufgaben und Kunstformen der „canonischen Schreibart" und von den vielerley Setzarten des „doppelten" und „mehrdoppelten Contrapunkts" und der Fuge die Rede ist, ganz geläufig, so hätte er befürchten müssen, durch Beschreibung des hochgelobten Palestrina-Styls die Kenner alle zurückzuscheuchen, denen er gar nichts Neues zu sagen, gar nichts Eigenthümliches nachzuweisen gehabt haben würde, weil alle technischen Kunststücke, die in Palestrina's Werken vorkommen, und damals für neu gelten konnten, seither längst und in künstlichern Wendungen erschöpft sind; und weil der menschliche Erfindungsgeist seither auch in dieses Gebiet einen solchen Ideenreichthum und eine solche Stylgröße hineingebracht hat, daß, damit verglichen, die Produkte des Palestrina-Styls sehr einförmig und ungestaltig erscheinen müssen; so wie denn auch die Werke aller andern Componisten dieses Styls eine zu große Aehnlichkeit unter einander haben, und haben müssen, weil in so engen Schranken der Erfindungsgeist noch nicht genug Spielraum hatte. Nichts ist leichter, als die Geringfügigkeit dieser Produkte, vermittelst der technischen Besprechung ihres Formgehalts, darzuthun. Auch Dilettanten dürfte die Sache mit Folgendem hinlänglich klar gemacht werden.

Jene Kunstformen der Chor-Composition — für Solo war sie damals noch nicht ausgebildet, nicht individualisirt — theilen sich ein in fugirte und nichtfugirte; leztere werden auch „homophonische," erstere „polyphonische" genannt. Muster der nichtfugirten sind in Deutschland Vielen bekannt. Sie wurden es unter andern durch die vor geraumer Zeit in Leipzig im Drucke erschienene „Musica sacra," welche jährlich in der Charwoche in der Sixtinischen Capelle in Rom gesungen wird. Viele griffen nach dieser angeblichen Wundermusik, worauf die Neugierde von Zeit zu Zeit durch Schilderungen reisender Dilettanten, die ob der Wunderwirkung kaum zur Sprache kommen konnten, hoch gespannt war. Und was erhielt die deutsche Kunstwelt an diesem so hochgepriesenen Kunstgeschenke? — Eine kunstlose Zusammenstellung von musikalischen Sätzen, die melodisch dürftig, rhythmisch bedeutungslos, ja stellenweise ohne allen Rhythmus bloß metrisch fortschreitend, fast aus lauter consonirenden Accorden bestehen. Das einzige Besondere in Hinsicht des Dissonanzen-Wesens hat schon Knecht bemerkt, daß nämlich auch bey Palestrina schon das Intervall der „Terzdecima" nach der Regel des „reinen Satzes" vorkomme. Die übrige Welt, zumal die Künstlerwelt, konnte eben, gleichwie der Kaiser Joseph nach jener bekannten Anecdote, die der Verf. nacherzählt, „nichts daran finden;" denn sie kann nur da etwas finden, wo sie Erfindung findet; keineswegs aber kann sie es als eigentliche Kunsterfindung anerkennen, wo sie etwa einmal einige Accorde auf eine seltsame Weise zusammengestellt findet. Unser Verf. bedient sich nun aber der nämlichen Ausflucht, deren sich der Papst rückantwortlich gegen den Kaiser Joseph bediente: „Man werde die Stücke in Wien wohl nicht „zu singen wissen." Er will die Wirkung solcher Gesänge überhaupt von der Vortragskunst abhängig machen: „Es kommt auf deren lautere Darstellung Alles an." — „Sie erfordern ein, man möchte sagen, überirdisches „Tragen, Wachsen, Abnehmen und Schweben der Stim„me." Von dieser Vortragskunst weiß er uns aber wieder nichts Näheres zu sagen; sie ist ja so viel als „über„irdisch!" Auch wird dazu „eine Menge ausgezeichneter „Sänger erfordert." Es ist also von der Vortragskunst im Chorgesange die Rede. Um so mehr darf behauptet werden: Wo eine solche Composition erst von einer besondern Vortragskunst ihre Schönheitswirkung erhalten muß, da ist entweder eben „nichts daran," oder sie ist manierirt. Wie es sich mit deren Absingung in der Päpstlichen Capelle verhalte, läßt sich leicht errathen: Das Singen wird manierirt seyn. Aber auch unmanierirt können Sänger mit schönen Stimmen (und solche sind in der Päpstlichen Capelle ohne Zweifel ausgesucht schön, da man doch wohl nur etwas Ausgesuchtes so zart pflegt, wie dort die Discantisten und Altisten frühzeitig gepflegt werden müssen, um immer hoch zu bleiben), sobald sie einen Gesang auch nur rein und richtig ausführen, vermöge der Wirkung ihres schönen Tonmaterials und der Wirkung der vierstimmigen Harmonie, Wohlgefallen erwecken, und vollends entzücken, wo es unter schönen Umgebungen, der ästhetischen Mitwirkung anderer Künste, an feyerlichem Orte, bey festlichem Anlaß geschieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 87.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 1. November 1825.

Musik-Literatur.

Zeichen der Zeit im Gebiete der Musik. Von Hans Georg Nägeli.

(Fortsetzung.)

Wie deutsche Kunst-Enthusiasten die Römischen Sänger bewundern, so haben hier in der Schweiz schon oft Engländer unsere Kuhreigen-Virtuosen bewundert, so wenig auch vom Standpunkt der Kunst und des Kunstgeschmackes nur daran zu finden ist. Eins bleibt unter solchen Umständen wahr: So lange man uns von dem Gehalt, und der aus diesem Gehalt nach psychologisch nothwendigen Gesetzen hervorgehenden Wirkungsart jener Kunstart nichts zu sagen weiß, uns keinerley Criterium dafür an die Hand gibt, so sind solche Anpreisungen nichts als leere Declamationen.

So geringe Ausbeute uns aber auch die nichtfugirten Compositionen des Palestrina-Styls geben können, so frägt es sich doch noch, was uns die fugirten darbieten. Hier meint der Verf., wir, namentlich der deutsche Künstlerstand, seyen so unwissend, der alten Musik so ganz und gar entfremdet, daß uns auch der belobte Palestrina-Styl ganz fremd geblieben sey. Siehe da das Fatum des Historikers! Der gelehrte Mann verräth damit selber die Unzulänglichkeit seines Wissens. Hier folgen die Belege, deren nöthigenfalls noch mehrere angeführt werden können.

Im Jahr 1777 veranstaltete die Prinzessin Amalia von Preußen, selbst eine gelehrte Kunstkennerin und gründliche Componistin, wie die in Kirnberger's „Kunst des reinen Satzes" als Muster dieses Satzes aufgenommenen Proben beweisen, eine neue Ausgabe des im Jahr 1607 zum ersten Mal in Nürnberg im Druck erschienenen Psalmenwerks von Hans Leo Haßler. Dieses im Breitkopfischen Verlag neuaufgelegte, fünfundsiebenzig Foliobogen starke Werk steht jezt nicht mehr im neuesten Katalog dieser Verlagshandlung. Es muß also vergriffen seyn, und die Exemplare befinden sich ohne Zweifel theils in öffentlichen Bibliotheken, theils in den Händen der Musiker. Diese alle kennen aus diesem Psalmenwerk den Palestrina-Styl zur Genüge. Kirnberger sagt davon in der Vorrede, es enthalte den Kern der Musik. Als solche Kernmusik, worin mancherley Gattungen des Canons und des Contrapunkts schon vorkommen, kann man auch jene von Palestrina gelten lassen, und dennoch behaupten, sie enthalte nichts Großes, sofern man nicht Länge eines Musiksatzes für Größe nimmt. Allerdings war Palestrina für seine Zeit groß. Heut zu Tage aber kann eine musikalische Composition nur groß heißen, woran Alles wesentlich erscheint; an jenen bloß langen erscheint aber nicht Alles wesentlich; darum sind sie auch nicht groß. Folgende Erörterung mag hinreichen.

In fugirten Sätzen laufen bekanntlich die verschiedenen Stimmen mannigfaltig durcheinander; darum heißen sie auch fugirt, einander ausweichend. Auf solche Weise werden sie für den Hörer unterscheidbarer, wie die neuere Kunstsprache sagt, anschaulich. Bey'm vierstimmigen Satz, also bey der Chor-Composition, ist die Aufgabe, die vier Stimmen so durcheinander laufen zu lassen, daß das Kunstwerk unverwirrt, faßlich, anschaulich bleibt, ja eben durch die Anschaulichkeit, Klarheit der Tonverbindungen, eine große ästhetische Wirkung gewinnt. Die Stimmen können auf zweyerley Weise so durcheinander laufen, melodisch, indem da, wo eine steigt, eine andere fällt, was in der Kunstsprache „Gegenbewegung" heißt, rhythmisch, indem eine Stimme im Verhältniß zu einer andern langsamer oder geschwinder fortschreitet. Diese beyden Fortschreitungsarten können im Kunstwerk in den vier verschiedenen Stimmen theilweise verbunden, theilweise getrennt gehalten werden. Dadurch wird die Vieltönigkeit gewonnen, die in unserer Kunstsprache „Polyphonie" heißt. Sie ist also theils eine melodische Vieltönigkeit, theils eine rhythmische; leztere sollte eigentlich Polyrhythmie heißen. Durch diese gewinnt jede fugirte Composition reichern Gehalt und größere Wirkung; weil sie organisch gegliedert, und vielgliedrig ist, wirkt sie auch lebendig und ergreifend. Die Grundgesetze der Fuge, welche unsere Methodisten

sich von den Kunstwerken abstrahirt haben, schreiben alle diese Polyrhythmie vor, wie schon der Wortsinn der wichtigsten Kunstwörter „Augmentation, Diminution, Eng„führung, Repercussion" es andeutet.

Hier, in der großen Hauptsache, läßt die Unzulänglichkeit, ja die Unächtheit des Palestrina-Styls sich ganz unwidersprechlich nachweisen. Bey oft wiederholtem Durchblättern mehrerer Foliobände von Palestrina fand ich immer, was sich bey unserm Haßler eben so, ja haargleich findet, daß da, wo der Componist stellenweise auf Steigerung der Polyphonie ausgeht, die Melodien die Rhythmen verwischen. So oft in diesen Compositionen, die bekanntlich fast durchgehends aus „ganzen" und „halben" Noten bestehen, kleinere Tonreihen von Viertelnoten vorkommen, so sind dieß meistens diatonische Scala-Schritte von vier bis acht Noten, also schon melodisch ohne alle künstliche Form, und nicht einmal im eigentlichen Sinne rhythmisch, sondern, als Aufeinanderfolge von Noten gleicher Gattung, bloß metrisch. Die Unform besteht aber darin, daß diese geschwindestea Tonreihen nicht stellenweise in den verschiedenen fugirten Stimmen miteinander zum Behuf einer das Ganze höher gestaltenden Eurhythmie correspondiren, wie die Kunstsprache sagt, einander „antworten," sondern nur als Nothbehelfe der Stimmführung eingestreut sind, zur Vermeidung eines unsangbaren Sprungwesens. Von solcher Unform sind unter den figurirtern Sätzen Palestrina's nur mitunter die kürzern frey, daher vergleichungsweise diese kürzern eigentlich größere Kunstwerke sind, als die längern.

Es soll indeß nicht behauptet werden, daß alle größern, das heißt hier bloß längern, Kunstwerke der ältern italiänischen Contrapunktisten jene Mißgestalt tragen. Dann aber sind sie nicht Palestrinisch. Es sind Früchte späterer Kunstentwickelung, und höherer Kunstgestaltung, wo man den bey Palestrina noch so sehr dürftigen und unförmlichen Figural-Styl nicht nur erweiterte, wo man nicht bloß anfing, durch freyern und öftern Gebrauch der sogenannten „Verhalts-, Wechsel- und Durch„gangsnoten" reichlicher zu „figuriren," sondern, was eben die Hauptsache ist, die rhythmisch-melodischen Figuren in das Tonstück organisch verwob, wo man sie durchfugirte. Dieß geschah auch in Italien nach und nach, und so kam die ächte Kirchenmusik von Palestrina an bis auf Marcello, in dem Zeitraum, wo sie nach des Verfs. Meynung allmählig in Verfall gerieth, allmählig zu etwelchem Aufblühen; und ihre frischern Blüthen finden sich bey noch spätern Componisten, namentlich Fioroni, Jomelli, Sarti, sofern sie sich nicht als Contrapunktisten hervorthun wollten, sondern in ihren oberflächlich fugirten Sätzen ihre schönen Melodien mit lebendigen Rhythmen verbanden, wie z. B. Jomelli in dem vor 25 Jahren in Wien gedruckten, noch im Kunsthandel vorhandenen Offertorium. Diese fünfstimmige Composition ist in der That nicht so schwerfällig, wie die mehr als vierstimmigen Gesangsachen der Italiäner früherer Zeit meistens sind, welche mehr durch Harmonie, zusammenklingende Volltönigkeit, als durch Melodie und Rhythmus, zu wirken streben; wozu sie auch, wenn sie Großes bloß für Singstimmen schaffen wollten, sich hinneigen mußten, als die Figuralkunst noch so unausgebildet war. So wie aber in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Instrumental-Composition, und mit ihr auch die Figuralkunst in der Vocal-Composition sehr erweitert wurde: so fanden auch die größten Kunsterfinder in der Vierstimmigkeit genug Spielraum für ihre Schöpferkraft, und beschränkten sich in der Chor-Composition auch gewöhnlich auf die vier Stimmen, wie sie der Menschheit in dem organischen Gegensatz der weiblichen und männlichen Kopf- und Brustsiimmen eingeboren sind. So componirte gewöhnlich Händel. Er figurirte und melismatisirte seine Chöre häufig so reich, daß man manche davon Bravour-Chöre nennen kann. Schon dadurch unterscheidet er sich von den Italiänern so sehr, daß es bloße Bequemlichkeit des Verfs. ist, ihn, als Chorsiylisten, Jenen anzureihen. Wie gewagt dieß sey, scheint er übrigens gefühlt zu haben, und dieß trieb ihn denn weiter auf ein neues Wagniß, nämlich den Ausspruch: „Händels Oratorien „seyen nicht im Kirchenstyl geschrieben."

Daß Oratorien, wie der allbekannte „Messias," nicht im Kirchenstyl geschrieben seyen, bedarf keiner Widerlegung; hingegen bedarf einer Erläuterung, was beyläufig behauptet wird: „Händel habe den A. Scarletti, so wie Graun den Durante, nachgeahmt. Damit will der Verf. seine Erudition und zugleich seine Ueberlegenheit über unsere „Virtuosen, Tonsetzer und Musiklehrer" beurkunden, welche „von den Werken, die über 50 Jahre alt sind, in der Regel nichts kennen." Aber wie? wenn sich bey näherer Untersuchung zeigen würde, daß dasjenige, was sich hier als Erudition geltend machen möchte, geeade den Mangel an Erudition verräth? Die Untersuchung ist leicht zu machen. Die Erfindung einfacher Fugen-Thema's ist erschöpflich. Soll ein solches Thema so beschaffen seyn, daß es die „Engführung" zuläßt, wie die Regel der „strengen Fuge" es vorschreibt, so beruhet dasselbe harmonisch nur auf dem Alterniren der zwey Grund-Accorde der „Tonika" und der „Dominante;" mithin können solche Thema's einander nicht harmonisch, sondern nur melodisch und rhythmisch unähnlich seyn; und groß kann auch hierin die Unähnlichkeit nur seyn, sofern sie reichlich figurirt (künstlich melodisirt und rhythmisirt) sind. Wer Fugenwerke, auch

Spielfugen, studirt, findet in den einfachern Thema's häufig jene Aehnlichkeit. Die Componisten treffen darin zusammen, ohne einander nachzuahmen, ja ohne einander zu kennen. Dieß ist sogar bey mindereinfachen Moll-Thema's der Fall. So findet sich zum Beyspiel das Thema, worin die Töne a, b, cis-d (man denke sich Töne der eingestrichenen Octave) als Accenttöne vorkommen, das in Händels „Messias" in dem F-moll-Chor „durch seine Wunden sind wir geheilet" vorkommt, auch in einer Messe von J. S. Bach, in einer Messe von Stölzel, in Jomelli's „Passion," in Sarti's „Miserere" und bey Andern mehr.

Unser Verf. vergißt, indem er uns deutschen Musikern gänzliche Unbekanntschaft mit der ältern Musik und den ältern Componisten vorwirft, daß man Musik, die Eigenthümlichkeit eines Autors, Styls, Zeitalters, einer Nation auch kennen lernen kann, ohne die Musik selbst gesungen, gespielt oder gehört zu haben. Er selber will uns ja durch das Mittel der Schrift von solchen Dingen Kunde geben, will uns sogar darüber belehren. Zum Glück haben wir auch sonst eine musikalische Literatur; wir finden uns durch Forkel's allgemeine Geschichte der Musik, durch des Abt Gerbert's historia de musica sacra, durch Walther's und Gerber's Tonkünstler-Lexikon, und endlich durch viele Biographen reichlich berathen. Ueberdieß schließt dem Manne vom Fach Forkel's „Literatur der Musik" eine Menge Quellen auf, woraus auch Mancher schöpft. Von diesem Allem will der Verf. nichts wissen; er sagt dagegen: „Sie schreiben sich lieber aus eigenem Kopf ihre Bibel, ohne alle gründliche Vorbildung, mit voller Seichtigkeit und Anmaßung." Was hier der im Herzen von Deutschland wohnende Dilettant sich herausnimmt, indem er den Künstlerstand in solchen Anklagestand versezt, muß nothwendig die Leser in Ost- und Norddeutschland glauben machen, es sehe in Süddeutschland auch gar zu elend aus. Allein auch hier bewährt sich der schöne Charakterzug des Deutschen, der nie einseitig aus sich selber schöpft, auch nie Culturschätze bloß sammeln will, um sie für sich zu besitzen und zu genießen, sondern mit unermüdlichem Sammlergeist und Sammlerfleiß von dieser Seite seiner Nation die Erhaltung der Cultur sichert. Es ziemt sich daher, von den vielen gründlichen und erudirten Musikern, welche in den Umgebungen des Verf. leben, diejenigen Sammler zu nennen, die eine öffentliche Stellung haben: André in Offenbach, Rink in Darmstadt, Schelble in Frankfurt, Schmittbauer in Carlsruhe, Zulehner in Mainz. Diese kunstgelehrten Männer sind Besitzer köstlicher Bibliotheken; der erst- und leztgenannte besizt sogar eine dreyfache, in ungedruckten Vocal- und Instrumentalwerken und in musikalischen Schriften bestehend. Aus dieser Notiz ergibt sich nichts Geringeres, als daß der Verf., welcher die durch Bildung und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Künstler seiner nähern Umgebungen nicht einmal kennt, noch viel weniger wissen wird, wie es um die Künstlerschaft im fernen Osten und Norden steht, welche Bildungsmittel dieselbe besizt, und welchen Einfluß sie ausübt.

Der Verf. scheint übrigens während der Ausarbeitung seiner Schrift wohl gefühlt zu haben, daß er die Vorzüglichkeit seiner alten Kirchenmusik nicht aus ihrem innern Wesen darzuthun vermag. Daher nimmt er seine Zuflucht zu dem negativen Mittel, über die Verwerflichkeit der modernen Musik loszuziehen. Indem er vom „Fortschreiten mit dem Geist der Zeit" spricht, stellt er an die Componisten die Frage, „wo die Kunst, den „Mittelstimmen Selbstständigkeit zu verschaffen, geblieben sey." Er sezt mit dieser Fragstellung, nachdem er schon den Verfall der Kunst im Allgemeinen ohne Erweis vorausgesezt hat, nun noch näher den Verfall der Chor-Composition voraus; denn die Componisten, welche die Kunst, den Mittelstimmen Selbstständigkeit zu verschaffen, nicht in ihrer Gewalt haben, sind auch nicht im Stande, contrapunktische Chorgesänge zu setzen; und hätten wir unter den sehr zahlreichen Componisten unserer Zeit keine, die Jenes vermöchten, so wäre das ein bedenkliches Zeichen des Verfalls, zwar nicht der Tonkunst überhaupt, aber doch eines wichtigen Zweiges dieser Kunst. Allein, je mehr er in übeln Nachreden gegen den Künstlerstand sich erschöpft, desto mehr beweiset er seine Vermessenheit und wird dadurch nur sein eigener Ankläger. Unter den vielen Chor-Componisten, die seit zehn Jahren größere Vocal-Werke herausgegeben haben, sind schon diejenigen zahlreich, welche Fugenchöre gesezt haben. Sie heißen: André, Aybler, Berens, Bergt, Danzi, Diabelli, Eberwein, Gänsbacher, Heßlinger, Hummel, Klein, Krommer, Krufft, Leidesdorf, Neubronn, Riem, Rink, Romberg, Schicht, Schneider, Sörenser, Stadler, Stunz, Tomaschek, Carl Maria von Weber, Gottfried Weber, Winter. Alle diese Componisten behaupten die Selbstständigkeit der Stimmführung, ohne welche der vierstimmige Fugensatz unmöglich ist, auch in den Mittelstimmen. Ayblers Messe enthält lauter kunstvolle canonische Sätze von ganz zwangloser Stimmführung, Sätze, die im Fache der canonischen Schreibart alle classisch zu nennen sind. A. Romberg hat in seiner „Psalmodie" ein vierchöriges Werk, und in diesem eine Fuge für vier „Subjekte," die sich mit jedem andern Werk gesteigerter Combinations-Kunst (diejenigen von Joh. Sebastian Bach und Stölzel ausgenommen), wo nicht in der harmonischen, doch in der polyrhythmischen Vielstimmigkeit mißt. An

den Fugen von Hummel und Stadler wäre viel Treffliches nachzuweisen; andere Werke haben Stylvorzüge anderer Art. So hat André in seiner Messe das „Pleni sunt coeli et terra" mit dem „Osanna in excelsis" auf eine Weise contrapunktisch verbunden, durch welche die Wirkung der Stimmen durch den Instrumental-Satz unendlich erhöht wird. Nebst diesen modernen Kunstleistungen beurkundet die Herausgabe großer Kirchenwerke theils längst, theils erst in diesem Jahrhundert verstorbener Kirchen-Componisten: Johann Michael Bach, Johann Christoph Bach, Johann Sebastian Bach, Carl Philipp Emanuel Bach, Händel, Stölzel, Fux, Zelenka, Joseph Haydn, Michael Haydn, Mozart, Vogler, Naumann, die höhere Richtung der Zeitcultur in so reicherem Maße und auf eine so glänzendere Weise, als in den lezten drey Quinquennien des alten Jahrhunderts fast gar keine Kirchenwerke, nicht einmal kleinere, gedruckt wurden. Damals durften die Verleger, welche jederzeit ihr Publikum kennen müssen, die Herausgabe solcher Werke nicht wagen. Jezt, bey der gestiegenen Cultur und der für das Höhere erwachten Theilnahme, haben sie ohne Wagniß davon mancherley Prachtausgaben, und von manchen Doppel-, sogar Tripel-Ausgaben, in Partitur, Clavierauszug und Stimmenblättern, veranstaltet; (so wie auch die Pariser Verleger mancherley altitaliänische Kirchenwerke neu aufgelegt haben, die im Kunsthandel auch nach Deutschland gekommen sind.)

Mit obiger Fragstellung hat der Verf. doch wenigstens den Ton der Bescheidenheit noch nicht bey Seite gesezt, indem er bloß fragt, und so bloß als Zweifler auftritt. Dieser Zweifel bezieht sich auch allein auf den Gehalt der Kunstwerke. Desto absprechender stellt er das Kunstleben dar, ja mitunter in so unanständigen Ausdrücken, daß man davon für gebildete Leser nur so viel ausziehen darf, als nöthig ist, um den Endzweck der Schrift klar zu machen. Er spricht von der „Unendlichkeit des jezt herrschenden Ungeschmacks." — „Es thut noth, daß man die abgestumpften musikalischen Fresser und Säufer auf die Fasten sezt, daß man ihren erschlafften musikalischen Nerven gehörige Spannkraft verschafft." — „Wir arbeiten für die Fertigkeit der Finger mit brennendem Eifer, und die, welche ganz ergründet haben, wie man die Hände über einander schlagen, und die Finger zwischen die Finger schieben kann, setzen auch wohl einen Theil ihrer körperlichen und geistigen Gesundheit zu, um das Unglaubliche durch die That glaublich zu machen" — „wenn man die Befriedigung der Eitelkeit oder Gemeinheit abrechnet, wenig Trost und Freude; daher auch unsere guten Mädchen, wenn sie einen eigenen Heerd gewonnen haben, alle erlernten sogenannten Kunstsachen mit freudigem Herzen in den Wind zu schlagen pflegen." Sollen diese Declamationen zunächst gegen Süddeutschland gerichtet seyn, so mögen sie schon durch die Notiz entkräftet werden, daß hier, und vorzüglich in Württemberg, die Musik schon von unten herauf, in Schulen und Erziehungsanstalten, ernst und gründlich gelehrt und geübt wird; daß mancher süddeutsche Staat, wo nicht jeder, auch der kleinere, in seinen Seminarien zur Kunstbildung und Kunstverbreitung den Grund legt; und daß in solchen Seminarien auf höhere Bildung zum Figuralgesang und selbst zur Instrumentalmusik mit so größerem Erfolg hingearbeitet wird, als Männer an der Spitze stehen, welche, wie Frech in Eßlingen, Silcher in Tübingen, Gersbach in Carlsruhe, mit großen künstlerischen Hülfsmitteln und großem Personal auch große Wirkungen hervorbringen. In gleichem Sinne wirken auch die weiblichen Erziehungsanstalten, wie zum Beyspiel das „Catharinen-Stift" in Stuttgart unter Kübler's Leitung. Für Privatbildung, namentlich des weiblichen Geschlechts, wird allerwärts eben so viel und mit eben so gutem Erfolg geleistet. Der vor wenigen Jahren in Carlsruhe verstorbene Clavierlehrer Bils hat allein eine bedeutende Anzahl starker Clavierspielerinnen herangezogen; und es werden in Carlsruhe, so wie in andern, auch den kleinern Städten Süddeutschlands, auf den vielen Hundert Flügel-Pianoforte's, die schon allein die Dieudonne-Schiedmeyer'sche Fabrik in Stuttgart gefertiget hat, die kunstvollen Clavier-Compositionen der neuesten Meister, gleichwie der ältern, so fleißig und fertig wie anderwärts, von Frauenzimmern jedes Alters und Standes gespielt; und häufig spielen die Mütter mit ihren Töchtern die vierhändige Musik, die sie als ein so schönes Bildungsmittel häuslicher Kunstgeselligkeit mit aller Sorgsamkeit pflegen. Von diesem Allem scheint unser Verf. nur so viel zu wissen, „man arbeite eifrig für die Fertigkeit der Finger." Wirklich! auch das Uebereinanderschlagen der Hände wird häufig geübt. Meint er, das sey eine müßige „Seiltänzerkunst?" — Es ist Johann Sebastian Bach selber, der sie eingeführt hat. Auch unsere süddeutschen Clavierspielerinnen studiren ihn; und man könnte solche in den Umgebungen des Verf. nennen, die das „wohltemperirte Clavier" als Handbuch immer bey der Hand haben. Diese dürfen sich wohl etwas darauf zu gut thun, wenn sie Bachs bekannte B-dur-Gigue in No. 1. der sogenannten „französischen Suiten," worin die Hände gar vielmal übereinander geschlagen werden, fertig spielen können: denn damit befähigen sie sich auch zur Ausführung vieler andern Meisterstücke der modernen Clavierspielkunst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 88.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 4. November 1825.

Musik-Literatur.

Zeichen der Zeit im Gebiete der Musik. Von Hans Georg Nägeli.

(Fortsetzung.)

Unsere Dilettanten sollen aber nicht nur unwissende Lehrer und geschmackverderbende Spielmusik haben, sondern auch schlechte Vorbilder an den reisenden Virtuosen. Diesen redet er nach, „daß sie im Durchfluge das Sicherste wählen, fast unbedingt nur ihr Aeußerstes und „sonst nichts sehen lassen;" und dem Publikum wirft er vor, „daß es in der Regel lieber mag, wenn ein Seil„tänzer auf dem Kopfe steht, als wenn er in schönen, „leichten Bewegungen das Ideal der lieblichsten Formen „darzustellen sucht." So macht er in seinem verkehrten Sinn selber einen possirlichen Gaukelsprung: er mißt das künstlerische Bestreben, das andere Leute dem Virtuosen bermessen, umgekehrt dem Seiltänzer bey. Uebrigens ist das Losziehen gegen die Virtuosen ganz consequent; um seine Chor-Musik einseitig über alle andere zu erheben, muß er das Solo-Wesen herabwürdigen. Dabey begreift er aber nicht, wie er der Cultur seines Zeitalters Hohn spricht, welches, die Solo-Musik eben so vielseitig, wie die Ensemble-Musik, pflegend und ausbildend, uns die Früchte der Individual-Bildung in zahlreichen ächten und großen Virtuosen personifizirt darstellt; und vollends unfähig ist er, in Culturhinsicht die würdevolle Bedeutung des Virtuosen, als eines Menschwesens zu erkennen, in welchem die Tugend (virtùs) als Schönheit erscheint.

So grell übrigens sein Urtheil über die Virtuosen lautet, so anerkennt er doch ihr Daseyn; er läßt sie wenigstens leben; er hat sich sogar einmal im Concert so weit herabgelassen, Einem zu sagen: „er habe „Schlechtes unvergleichlich gespielt." Allein dagegen verschweigt er die Namen der meisten und vorzüglichsten deutschen Vocal- und Kirchen-Componisten, die seit einem halben Jahrhundert geblühet haben; ja er verschweigt sogar die berühmten Namen der Zeitgenossen Joh. Sebastian Bach's und Händel's, wie zum Beyspiel Stölzel, Telemann und andere, die für Deutsche deutsche Texte componirt haben. Daneben widmet er ein eigenes Capitel der „Verdorbenheit der Texte." Bey dieser Ueberschrift hat gewiß jeder sachverständige Leser erwartet, der Verf. werde etwa die schlechte Wahl der Texte tadeln, was z. B. an Joseph Haydn, selbst von Verehrern dieses großen Mannes, oft mit Bedauern gerügt worden ist. Um so mehr erstaunt man, zu sehen, wie er nur von mißrathenen Text-Unterlegungen unter lateinische Vocal-Werke spricht, als wenn wir keine guten Compositionen zu guten deutschen geistlichen und kirchlichen Gedichten aller Art hätten. Und gegen wen ist sein Hauptangriff gerichtet? — Gegen Klopstock. Dieser soll „den „Textverderbern mit einem bösen Beyspiele vorangegan„gen" seyn; und in seiner Uebersetzung des „Stabat ma„ter," die zwar großentheils zu Pergolese's Composition passe, soll bloß Amen durch Amen treu wiedergegeben seyn. Der „ungetreue Textverderber" findet sich zufälliger Weise in einer fast gleichzeitig erschienenen Zeitschrift (Mohnike, Kirchen- und literar historische Studien und Mittheilungen) gerechtfertigt: „Um der Per„golesischen Musik eine Unterlage zum Gesange für „deutsche Protestanten zu geben, verfertigte Klopstock „seine Nachbildung. Als Uebersetzung ist sie ganz und „gar nicht zu betrachten, und selbst als Nachbildung, „oder vielmehr Parodie, wie sie auch oft genannt wird, „ist sie so frey, daß von dem Original nur hie und da „einige Klänge durchscheinen. Alles Katholische ist ganz „verschwunden." — Der gleiche Vorwurf, den der Verf. dem deutschen Textunterleger zu Beethoven's Messe macht, ist auf gleiche Weise zu beseitigen. Dort findet sich der für protestantische Kirchen bestimmte Text sogar überschrieben „Drey Hymnen."

Zweifelt man noch, ob der Verf. mit einem solchen Verfahren das deutsche Textwesen zu Gunsten des lateinischen, und so die deutsche Kirchenmusik zu Gunsten der lateinischen habe herabwürdigen wollen, so findet man diese Absicht durch Folgendes außer allen Zweifel gesezt: „Die alten Kirchensachen haben alle einen lateinischen,

„einfachen, erhabenen Text. Keine deutsche Sprache ist im „Stande, das Große, Volltönende, Ernste dieser lateini„schen Worte wiederzugeben. Man soll auch Die, welche „das Lateinische nicht verstehen, so viel als möglich das „Lateinische singen lassen, ihnen aber den Text von Wort „zu Wort erklären, damit sie mit voller Seele singen kön„nen." — Was die Worterklärung betrifft, so möchte man fragen: Soll den jungen Mädchen in unsern Singvereinen wirklich wörtlich aus dem „Te deum" erklärt werden „non abhorruisti virginis uterum," oder aus dem „Salve regina": „fructum ventris tui ostende." —? Die Worte selbst aber, woraus die „Missa," das „Te deum," das „Magnificat," das „Dies irae," das Stabat mater" zusammengesezt sind, kann nur schön, nur singbar finden, wer ein hartes Ohr hat, wenn er nicht sonst verblendet ist. Gerade umgekehrt gehören sie stellenweise zu dem musikalisch Häßlichsten, Tonwidrigsten, was man in irgend einer Sprache zum Singen dargeboten findet. Hier folgen einige Beyspiele: aus der Messe „visibilium „omnium et invisibilium" (in einer Phrase von 15 Sylben kein a und kein o, dagegen 10 i) — ferner „catholicam apostolicam ecclesiam" (Anhäufung der Kehllaute) — aus dem „Te deum" „Judex crederis esse venturus" (Phrase von 10 Sylben ohne a und ohne o) — aus dem „Dies irae, dies illa" (schon in dieser Phrase die Vocalen-Folge i-e-i-ae-i-e-i) — ferner der dreyfache Reim auf urus, und auf ebit) — aus dem „Magnificat" „esurientes im„plevit bonis, et divites dimisit inanes" (Phrase von 20 Sylben, worin nur 1 a und nur 1 o enthalten ist, dagegen 9 i, und Anhäufung der Zischlaute.) — aus dem „Stabat mater" „Quae moerebat et dolebat, et tremebat, „dum videbat" (die e in den vier Zeitwörtern als Längen, die a als Kürzen, das Ganze eine garstige Kakophonie). Mit diesen Bemerkungen soll übrigens Niemand abgehalten werden, meisterhafte Tonweisen zu solchen unsingbaren Sylbenfügungen, wenn sie auch die Tonergießung hemmen und so die Schönheit des Gesanges trüben, mit Lust und Liebe zu singen, zumal wenn solche Sylben immerhin das Gewand schöner Poesie sind. Von den angeführten katholisch-kirchlichen Texten sind aber nur der „Dies irae" und „Stabat mater" wirkliche Gedichte. Der erstere ist jederzeit für ein treffliches gehalten worden, wird aber für uns Deutsche durch Friedrich Schlegels meisterhafte Uebersetzung entbehrlich gemacht. Das Leztere ist nur stellenweise poetisch; Anfang und Ende sind es nicht; die ganz prosaischen Worte „Stabat mater juxta crucem dum pendebat filius" werden durch die zwey den Reim bildenden Affektswörter „dolorosa" und „lacrymosa" nicht zur Poesie gesteigert. Eben so ist die lezte Strophe „Quando corpus morietur, „fac ut animae donetur paradisi gloria" eine so prosaisch, wie möglich, ausgedrückte Gebetsformel. Ueberdieß macht das in zehn verschiedenen Strophen vorkommende „fac" das Gedicht zu einem Gestück; und vollends im Chorgesange ist das vervielfachte „fac, fac, fac," eben so armselig und andachtstörend, wie in manchem veralteten Lutherischen Kirchenliede das „gieb, gieb, gieb." Wenn dennoch der Verf. solch eine Poesie eine „ge„waltige, ungeheure Dichtung" nennt, woran „jedes „Wort ist, wie schweres geläutertes Gold," so beweiset er damit nur, daß sein poetischer Sinn eben so ungeläutert ist, wie sein musikalischer. Würde er aber auch nicht so verkehrte Mittel wählen, um bey uns Deutschen das Lateinsingen beliebt zu machen, so käme er dennoch nicht bloß bey den deutschen Protestanten, sondern auch bey vielen aufgeklärten Katholiken zu spät, nachdem in unserm Jahrhundert in Wien, Salzburg, München und Augsburg viele deutsche Messen und Meßgesänge gedruckt, und in wohlfeilen Ausgaben allerwärts verbreitet sind, und nachdem der edle Wessenberg mit seinem so umsichtig als reichlich ausgestatteten „Christkatholischen Gesangbuch," das schon die vierte Auflage erlebte, einen noch wichtigern Schritt vorwärts gethan hat, indem er durch diese Volkswohlthat dem Unheil der stehenden Texte, wodurch mit dem religiösen Gefühl auch das ästhetische abgestumpft wird, und der Kunstsinn in's Stocken geräth, kräftig entgegenwirkt. Das Alles soll übrigens weder zu Gunsten des protestantischen noch des katholischen Kirchengesanges, wie beyde jezt rituell beschaffen sind, gesprochen seyn. Keinerley Confessionismus darf in unser Kunstgebiet störend eingreifen. Die Sänger, als solche, sollen nichts von einer Kirchentrennung wissen. Die religiöse Kunst ist ja eben das höhere, heilige Band, welches die durch Confession gesonderten Christen zusammenhält. Einzig das ist zu verhüten, daß man uns nicht lateinische Gesänge ohne Maaß und Wahl durch trügliche Mittel und täuschende Ueberredungskünste in unsere deutschen Singvereine einschwärze.

Es muß endlich auch noch eines seltsamen Kunstgriffes, den der Verf. sich erlaubt, Erwähnung geschehen. Er legt dem anerkannt größten deutschen Componisten, Joh. Sebastian Bach, die Ausrufungsformel in den Mund: „Der herrliche Caldara." Dieses einzige Wort wäre freylich aus Bach's Munde ein vielsagendes Zeugniß von der Herrlichkeit der italiänischen Kirchenmusik. Allein damit widerspricht der Verf. der Autorität seines Biographen, Forkel's, dessen Worte so lauten: „Bach hielt viel auf Fux, Händel, Cal„dara, Kayser, Hasse, beyde Graun, Tele„mann, Zelenka, Benda rc.;" woraus sich gerade umgekehrt ergibt, daß er viel mehr auf Deutsche hielt, als auf Italiäner. Der Verf. widerspricht aber unserm ersten, vornehmsten musikalischen Geschichtschreiber nicht

nur, sondern er citirt ihn auch falsch, indem er ihn, in Beziehung auf Händel, unbescheiden sagen läßt: „Forkel hat frey bekannt, daß von Händel's Arien jetzt keine einzige mehr genießbar sey," während Forkel (beyläufig in seiner Biographie Bach's) bescheiden sagt: „es möchten von Händel's Arien wenige mehr anzuhören seyn."

Das bisher Gesagte mag zur Widerlegung und Berichtigung des historischen Theils der Schrift hinreichen. Es bleibt nun noch übrig, auf die nähere Anwendung jener Ansichten und Angaben auf die Singvereine, welches der Verf. selber als den Endzweck seiner Schrift bezeichnet, näher einzugehen.

Er zieht aus seinen Erörterungen das Resultat: „Der Zweck eines Singvereins, der eine Kunstschule seyn soll, muß bloß auf das Classische gerichtet bleiben." Als dieses Classische bezeichnet er folgende vier Musikgattungen: „ächte Urchoräle der verschiedenen Kirchen, die Griechische mit eingeschlossen; größere Werke, welche zum reinen Kirchenstyl gehören; Oratorien und Motetten, also auch die vielen Kirchensachen, welche im lebendigen Styl geschrieben sind, ohne gemein zu werden; und endlich auserwählte alte National-Gesänge der verschiedenen Völker der Erde." Er stellt also ganz unbedingt an die jetzigen Singvereine die Forderung, sie sollen nur das Alte, nichts als Altes, singen. Händel's Musik scheint die neueste zu seyn, die er ihm zu singen erlauben will; denn nach seiner Behauptung hat schon Händel nicht mehr im „reinen" Kirchenstyl — den er dem „lebendigen" entgegensetzt, als ob das Lebendige unrein, oder unkirchlich wäre — geschrieben; und nach Händel ist Alles „gemein, weltlich, wild, verliebt, leidenschaftlich" geworden, und vollends „ausgeartet" sind Joseph Haydn und Mozart, die er als Kirchen-Componisten in den Bann thun will, obschon er einräumt, daß sie, so wie Gluck, „unvergleichliche Werke geschaffen haben." Gegen ihre Nachfolger geht er noch viel weiter: „Man soll unsere Musiker zwingen, statt ihrer eignen, mehrentheils zusammengeraubten Compositionen vorzugsweise die Werke anerkannt großer Meister zu geben." Ja er wirft den Musikdirektoren überhaupt vor, daß sie „zu Tausenden sich mit ihren eignen Compositionen breit machen, und da für alles Classische zu unterdrücken suchen;" er nennt solche Compositionen „magere, geistlose Exercitien, einen wahren Jammer," und setzt in Beziehung auf die Singvereine vollends hinzu: „Sehr zweckmäßig wäre es also, wenn man in jedem Singverein dem Direktor sagte: Thut, was ihr wollt, nur verschont uns mit euern eignen Werken." — Man möchte in der That einen Juristen fragen: ist es erlaubt, Männer, wie die Musikdirektoren und Vorsteher der Singvereine, Männer, die in Amt und Pflicht stehen, auf eine so rechtlose Weise zu gewissenlosen Culturverderbern zu machen; denn das sind sie insgesammt, wenn sie „alles Classische zu unterdrücken suchen." Aber auch abgesehen von dieser Rechtslosigkeit; welche Inhumanität ist es, die Mitglieder der Singvereine gegen ihre Direktoren, sofern sie Componisten sind, und als solche in ihrem Beruf wirken wollen, aufzuhetzen! Doch, wir wollen den Verf. auch hier lieber auf historischem Wege zurecht- und zurückweisen. Johann Sebastian Bach, Homilius, und viele andere Vocal-Componisten, vorzüglich in Sachsen, dem Vaterlande der Bache, waren Cantoren, und wurden als Chor-Componisten so groß, indem sie in einem so schönen Berufsverhältniß, künstlerisch und pädagogisch zugleich, für ihre Zöglinge, nach Maßgabe ihrer Anlagen und Fortschritte, so wie der kirchlichen Local-Verhältnisse, den Singstoff schufen, der nachher für die ganze musikalische Welt zum reichen Kunstsegen erwachsen ist. Als jene Componisten in der Ausübung ihres Berufs anfiengen zu componiren, waren sie noch nicht classisch, auch wenn sie gleich anfangs lauter Meisterstücke zu Stande gebracht hätten; denn zur Classicität werden ja die Geistesprodukte aller Art erst erhoben, nachdem sie die Zeitansicht überlebt, die Veränderungen des Zeitgeschmackes überstanden haben, und hierauf die Anerkennung ihrer Musterhaftigkeit sich zum National-Urtheil gesteigert hat. Und so ist es nichts Geringeres, als Verrath am Zeitalter, wenn man bey dem außerordentlich großen Einflusse, welchen die Tonkunst allerwärts behauptet, den Künstlerstand, dem Hunderttausende ihre Bildung und unzählige Kunstgenüsse verdanken, in seinen Bestrebungen so unwürdig, und in seinen Leistungen so unvermögend darstellt, daß man am Ende sogar folgern darf, es können heut zu Tage aus der Classe der Gesangdirektoren unmöglich mehr gute Componisten hervorgehen.

Wie groß die Vermessenheit ist, den Entwicklungsgang der Tonkunst des vorigen Jahrhunderts schon als einen allgemeinen Rückschritt, und den Culturstand des jetzigen als einen allgemeinen Verfall zu bezeichnen, wobey der Verfasser noch billig scheinen will, indem er vornehmgnädig versichert, „es habe ihn sehr gefreut, an einzelne Ausnahmen glauben zu dürfen," soll durch Folgendes, in Beziehung auf den Entwickelungsgang der Kirchenmusik, thatsächlich bewiesen werden.

Will man von Hauptperioden der ächten Kirchenmusik sprechen, und jene zwey vom Verf. bezeichneten, wovon die erste die ersten fünf Jahrhunderte der Christenheit, die zweyte das 15te und 16te Jahrhundert um-

faßt, als solche gelten lassen: so muß nichts desto weniger, ja nur um so mehr, anerkannt werden, daß die größte und wichtigste Hauptperiode durch die Reformation mittelbar herbeygeführt worden ist: Von dieser mittelbaren Herbeyführung ist Folgendes die Haupt-Ursache.

Die Componisten der katholischen Kirche hatten ihre stehenden Texte. Zwar wurden nach und nach viele geistliche Texte, nicht nur biblische, sondern mitunter auch freye Dichtungen, kirchlich sanctionirt, das heißt hier, stehend gemacht, woraus die sogenannten „Sequenzen" u. a. entstanden; und überdieß wählten die Componisten auch Texte aus dem „Missale" und dem „Brevier" zu den sogenannten „Gradualen" und „Offertorien"; auch fand in der Kirche selbst eine zweckmäßige Eintheilung solcher Texte nach den Jahreszeiten oder nach dem Jahreslauf statt; wozu schon im Jahr 1589 Palestrina in seinem großen Werk „Hymnos totius anni" ein Vorbild und Muster lieferte. Allein alle Componisten verwandten ihre meiste, ihre höchste und reichste Kunst auf diejenigen Texte, welche allgemein und oft wiederholt in jeder katholischen Kirche vorkommen müssen: die Messe, das „Requiem," das „Te deum" und das „Magnificat." Daher besteht weit die größere Hälfte aller Compositionen dieser Kirche in vervielfachten Betonungen ebendieser vier Texte; ja schon zu dem einzigen Meßtext existiren viele Tausend Compositionen. Wie sehr das Genie dadurch gehemmt wurde, und wie sehr es sich Gewalt anthun mußte, um zu den alten Worten immer wieder neue Betonungen zu erfinden, leuchtet ein. Künstlerische Ausschweifungen in Behandlung dieser stehenden Texte wurden, weil die spätern Componisten doch immer wieder neu seyn wollten, je länger je unvermeidlicher.

Von diesen Fesseln wurden die Lutherischen Componisten durch den Cultus ihrer Kirche sofern befreyt, als dieser einen sonntäglichen Cyclus von 52 vorgeschriebenen Predigt-Thema's constituirte, womit die Thema's des Gesanges übereinstimmen mußten. So entstanden die sogenannten „Domenika's, und aus deren kirchlich geordneten Reihenfolge die „Kirchenjahrgänge." So gewannen die Lutherischen Kirchen-Componisten, indem sie 52 verschiedene Cantaten, nebst den Festcantaten, zu componiren hatten, einen nambaft erweiterten Spielraum für ihre künstlerische Schöpfungskraft; ja sie begründeten auf diesem Wege die über alle Vergleichung große Hauptperiode der Kirchenmusik, worin zahlreiche und große deutsche Kirchen-Componisten Epoche machten, welche in ihre Kirchenjahrgänge Schätze von eben so gediegener, als hoher Kunst niederlegten, einer Kunst, die alle frühern an Größe, Reichthum und Umfang weit hinter sich zurückläßt. Die Haupt-Repräsentanten dieser Kunst sind: Johann Sebastian Bach, Stölzel, Telemann, Homilius. Um von Bach's allumfassenden Leistungen in der höhern Setzkunst hier nur Ein's auszuheben, so sind seine Cantus-Firmus-Chöre in ganz besonderm Sinne kirchenthümlich zu nennen; denn alles Volk, wie es sich in der Kirche gemischt beysammen findet, kann sich daran erbauen; der Mindergebildete hört seinen bekannten Cantus Firmus heraus, während der Kenner sich ergözt an den erfindungsreichen und kunstvollen Ausschmückungen der figurirten Singstimmen, die hinwieder mit einer zwanglos darein verwobenen Orchester-Begleitung ausgeschmückt sind. — Stölzel ist, wie Marpurg und Kirnberger bezeugen, und in ihren methodischen Werken mit Beyspielen belegen, einer der größten Contrapunktisten. Die sogenannte „canonische Schreibart" war ihm in ihrer höchsten Strenge ganz geläufig. Dennoch überschäzte er sie nicht. Er erkannte in ihr eine bloße Technik, und trat als Schriftsteller sogar polemisirend gegen die einseitigen Techniker seiner Zeit auf. In seinen Vocal-Compositionen ging er überall auf ästhetische Wirkungen aus, die er durch passende und sinnvolle Betonung seines Textes erzielte. Sein Wortausdruck ist einer der gediegensten, seine Stimmführung, selbst in „strengen" Fugen, die zwangloseste, die es geben kann. — Telemann behauptet, so fruchtbar und einflußreich er sich auch bewährt hat, nicht die Classicität der beyden erstern. Er macht sich aber durch einen dreystimmigen Kirchenjahrgang, wahrscheinlich den einzigen, der existirt, merkwürdig. Damit bezeichnet er eine eigne Culturstufe der Chor-Composition, deren Wichtigkeit eine nähere Erläuterung nothwendig macht. An den contrapunktisch durchgeführten Chören, worin immer alle vier Stimmen die gleichen Tonfiguren zu singen haben, haftet auch immer eine gewisse Schwerfälligkeit. Anhaltend langsamer Gesang ist den hohen Stimmen, fortgesezt geschwinder den tiefen unangemessen. Schon aus akustischen Gründen ist es dem Ohr behaglich, je zu Einem tiefen Ton mehrere hohe zu hören; und vollends bey'm Gesange erfordert schon die Naturanlage, vermöge welcher die weibliche Stimme in der Höhe, als Discant, mehr Kehlbeweglichkeit, und durch diese größeres Tonvermögen hat, als die männliche, Berücksichtigung. Unser Telemann hat dieß Alles gefühlt, vielleicht erkannt, und daher sich's nicht sauer werden lassen, einen ganzen Kirchenjahrgang für zwey weibliche Stimmen, eigentlich zwey Discante, die einander oft über- und unterschreiten, und eine männliche, einen öfters langsamer fortschreitenden, minder figurirten Baß, zu setzen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 89.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 8. November 1825.

Musik-Literatur.

Zeichen der Zeit im Gebiete der Musik.

Von Hans Georg Nägeli.

(Fortsetzung.)

Homilius hat, nebst einer kleinern Anzahl meisterhafter Singfugen, eine Menge nichtfugirter Chöre gesezt. Er hat den Styl des nichtfugirten, jedoch figurirten Chores so ausgeprägt, daß er hier als Haupt-Repräsentant der Kunstentwickelung und Kunstgestaltung geschichtlich dasteht. Er hat uns das Chorwesen, indem er zugleich auch als Fugen-Componist excellirte, in seinem höchsten Gegensatz, sowohl technisch als ästhetisch genommen, dargestellt. Der Chor ist nämlich theils eine auseinander gehaltene Viergestalt, theils eine aufgestufte Einheitsgestalt, die in der Oberstimme als in ihrem Gipfel ausläuft. Beydes ist er gleich nothwendig und gleich wesentlich; jenes vermöge der unserm Organismus anerschaffenen viererley Stimmen, dieser vermöge des der weiblichen Stimme angebornen höhern Tonvermögens. Darauf beruhen zwey eben so wesentliche Verbindungsarten des Tones mit dem Wort; dort wird es contrastirten Tonreihen beygesellt, hier in Tonmassen, accordweise, zusammengefaßt. Durch Lezteres gewinnen wir den sogenannten „declamatorischen" Gesang, worin die Stimmen in ihrer Verbundenheit das Wort mit verstärkter Kraft ausdrücken; wogegen im fugirten Gesange durch öftere Wiederholung der Wortausdruck vervielfacht wird. Die ästhetische Nothwendigkeit dieses höchsten Gegensatzes der Chorform ward freylich auch schon von den frühern Contrapunktisten gefühlt, daher sie ihren Fugen oft nichtfugirte Einleitungssätze vorhergehen ließen. Diese Einleitungssätze bestehen aber häufig in Accordenreihen, worin das concentrirte Wort wenig Ausdruck gewinnt, weil es in der Oberstimme nicht gehörig, oder falsch accentuirt ist. Stölzel ist auch hierin überlegen. Seine Einleitungssätze haben oft eine mächtige, man möchte sagen schlagende declamatorische Kraft. Im Allgemeinen aber haben bey ihm, wie bey andern Contrapunktisten, die declamatorischen Stellen oder Sätze, dem Styl nach, nicht so viel Gehalt und Gewicht, wie die fugirten; jene sind die bloße Einleitung, diese die eigentliche Ausführung.

Nachdem unsere deutschen Componisten einmal nichtfugirte Chöre durch Erweiterung der Figuralkunst, und andere Kunstmittel der „freyen Schreibart," deren Darlegung hier zu weitläufig wäre, als Kunstgattung geltend gemacht; nachdem Sie so einen neuen Chorstyl gewonnen, und dem Fugenstyl gegenüber gestellt hatten, so traf auch hier ein, was im Culturgange der Menschheit häufig eintrifft: Ein sorgsam gepflegtes Culturmittel führt ein anderes herbey. Hier war die Herbeyführung ganz unmittelbar; sie ergab sich von selbst. Bey der Fugen-Composition war eine oder zwey, auch nur kurze Textphrasen hinreichend, um einen Chorgesang durch „Nachahmung, Wiederholung und Zergliederung" hinlänglich in die Länge zu ziehen, „auszuarbeiten." Um hingegen einen nichtfugirten Chor ausführlich, lang genug, zu machen, muß man mehr Text haben. Man bedurfte der Poesie; bloße poetische Phrasen genügten nicht mehr; die Bibelstellen von passendem Inhalt reichten nicht hin; auch die Lutherischen Kirchen-Componisten, je zahlreicher und fruchtbarer sie waren, erschöpften sich endlich, gleichwie früher die katholischen, in häufigen Betonnungen ebenderselben Texte; zumal alles Wesentliche, was im Meßtext und im „Te deum" vorkommt, auch ihnen als christlichen Componisten unentbehrlich war, wie zum Beyspiel die „Advents-Chöre," welche nichts anders sind, als Varianten zum „Benedictus," so daß hierin alle Lutherischen Componisten auch mit allen katholischen concurrirten. Die Lutherischen Kirchenlieder, welche, mit Auswahl, für Poesie gelten konnten, waren strophenweise alle zu Cantus-Firmus-Chören verbraucht. Homilius war nicht so glücklich — was schon der Historiker Gerber bedauert hat — einen Dichter zu finden, der ihn in Stand gesezt hätte, in Einem großen Kunstwerk sein Höchstes zu leisten. Seine Chöre, mit Ausnahme der Motetten im engern Sinne, sind meistens auch nur wieder Bibelstellen, nothdürftig „in Reime gebracht." Dennoch gab ihm der größere Wortum-

sang, und der poetisch-rhythmische Zuschnitt schon hinlänglichen Spielraum zu reicherer Ausbreitung und höherer musikalischer Eurhythmie. — Unsers Homilius glücklicherer Nachfolger war Rolle. Niemeyer (auch Pazko) lieferte ihm in seinen religiösen Drama's bessere Strophentexte für die Chor-Composition. Waren einst diese Drama's wirklich im Ganzen mehr für den Concertsaal als für die Kirche geeignet, so wurden desto öfter einzelne Chöre ausgehoben und der Kirche einverleibt, wie die im protestantischen Deutschland altbekannten und allbeliebten Gesänge „Lobt den Herrn" aus dem „Tod Abel's" und „Wiedersehn" aus „Lazarus." Hier darf auch die Kunstgeschichte die persönliche Verbindung Rolle's mit Niemeyer nicht übersehen. In solch persönlicher Verbrüderung lag und liegt zugleich die innige Verschwisterung zweyer Künste, eine Erscheinung, die damals und seither Deutschland zu seinem großen Cultursegen mehrmals erlebt hat. So war früher Graun mit Rammler, später Wolf mit Herder, noch später Schulz mit Voß und Kunzen mit Cramer verbunden. Ja dieß hat nicht bloß eine culturgeschichtliche, sondern gewissermaßen eine symbolische Bedeutung. Dieses künstlerische Zusammenwirken stellt uns die höhere, früher unerreichte, Dichtungs- und Gesangseinheit dar, wodurch ewig die wahre Gesangbildung und der reine Kunstgenuß bedingt ist; und wenn wir von National-Werken sprechen wollen, so haben wir zuerst den „Tod Jesu" von Rammler und Graun, die Ostercantate von Herder und Wolf, und die Hymne von Schoß und Schulz zu nennen; obwohl diese Componisten an die ersten Contrapunktisten unter ihren Vorgängern, und an die ersten Instrumentatoren unter ihren Zeitgenossen und Nachfolgern nicht hinreichen. Sie bleiben dennoch, nebst Georg Benda, Reichardt und Naumann, die geschichtswürdigen Veredler des deutschen Chorstyls, und die Hauptbegründer des deutschen Chorgesanges, sofern man Poesie, und nicht bloß Phrasen gesungen haben will; sofern man einräumt, es sey eine sogenannte „homophonische" Composition, auch ohne alle Kunststücke des „doppelten Contrapunkts," schon ein ächtes Kunstwerk, und sie sey in dem Maße ein großes, in welchem sie passenden, treffenden, kräftigen Wortausdruck enthält; dessen Macht, auf abweichendem Wege, nämlich im Gebiet der dramatischen Kunst, Gluck auch bey andern Nationen so siegreich bewährt hat.

Wäre man hier nicht zu der Frage berechtigt, wie es denn auch kommen könne, daß diese ursprünglich deutsche Kunstleistung, die von deutschen Künstlern auch zu nordischen Völkern, von Schulz und Kunzen nach Dänemark, wie schon früher von Naumann nach Schweden, getragen worden ist, von einem Deutschen, der Deutsche über deutsche Kunst und Kunstbildung, und zwar vom Standpunkt der Geschichte aus, belehren will, gänzlich weggeläugnet, oder historisch übersprungen werden darf? — Allein er ist ohne Zweifel unschuldig; sofern Unwissenheit entschuldiget. Den Graun und Homilius kennt er zwar, und doch weiß er nichts von dieser ihrer Styleigenthümlichkeit. Hier, wo das Wort den Kern des Kunstwerks bildet, haben wir ja die geistigere Seite der Tonkunst; und daß er für das Geistigere, das Feinere, keinen Sinn hat, beweiset er schon durch seine geistlose Ansicht der Instrumentalmusik. Er liebt offenbar das Massive, welches er das Colossale nennt, zum Beyspiel, „12 tüchtige Chorstimmen, die „50 Instrumente niederschlagen." Nur das scheint ihm allzu stark, daß in dem bekannten „Preussischen Volksgesang" von Spontini ein dreyfaches Forte steht. Daher führt er dieß als Beyspiel vermuthlich an, um die Singvereine vor „tollen Uebertreibungen" zu warnen. Hier aber ist er nicht zu entschuldigen, denn er verfälscht das Faktum. Das Stück fängt zwar, wie er richtig sagt, mit gedämpften Trommeln an, aber es geht nicht im dritten Takt, wie er unrichtig sagt, in Fortissimo über, sondern erst im neunten, und nicht plötzlich, sondern nachdem erst die Trompete, dann andere Instrumente, forte eingetreten sind. Dieses Stück ist also nicht so ganz styllos, und auch sonst nicht so barbarisch, da es, als Militärmusik, bestimmt ist, unter freyem Himmel aufgeführt zu werden.

Uebrigens gebeut die historische Wahrhaftigkeit, auch dem unwahren Historiker die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß nicht er allein unter den Wortführern der musikalischen Literatur in diesem Gebiete ächtdeutscher Kunst nicht zu Hause ist. Vielen Andern, auch Musikern, und selbst Direktoren von Singvereinen, scheint sie ziemlich fremd zu seyn. Der Grund liegt darin, daß für Gesang, der dem Inhalt nach poetisch, der Betonung nach textgemäß ist, und so die Dichtungs- und Gesangseinheit in Vollendung darbietet, nur derjenige Sinn und Geschmack haben kann, der auch durch und für Poesie, und zwar die lyrische, hinlänglich gebildet ist. Daß diese Bildung nicht alle Musiker haben und haben können, ist um so begreiflicher, und um so eher zu entschuldigen, als schon das Studium der Harmonielehre und die Ausübung der Instrumentalmusik Zeit und Kräfte, leibliche und geistige, gar sehr in Anspruch nimmt. Dazu kommt noch ein wesentlicher, aus dem Entwickelungsgange der Kunst selbst zu schöpfender, also historischer Erklärungsgrund.

Jene Kunstschöpfer, Joh. Sebastian Bach und seine Zeitgenossen und Nachfolger, verbanden, vermöge ihrer Schöpfungskraft, mit der Vocal-Composition die

Instrumental-Composition so wesentlich, daß sie zum Ausdruck ihrer Ideen, und so zu einer reichen und großen Formbildung, auch die Instrumente auf jede erdenkliche Weise mit den Stimmen, ja das ganze volle Orchester mit dem vier- und mehrstimmigen Chor vereinigten. Je größer ihre Combinationsgabe, je reicher ihre Hülfsmittel der Instrumentirung waren, desto größere und reichere Produkte der vereinten Vocal- und Instrumental-Composition brachten sie zu Stande. Dazu kamen noch die Reizmittel der vielerley Instrumente von verschiedenem Tonmaterial. Ganz begreiflich ist es nun, daß Viele da, wo sie das Reichste fanden, auch das Höchste zu finden glaubten; um so mehr, als musikalische Geister erster Größe hier wirksam waren. Diese sind im Fache der Kirchenmusik vorzüglich: Joseph und Michael Haydn, wie auch Mozart und Vogler. Hatten die Messen Joseph Haydns bey ihrer Herausgabe nicht das Aufsehen erregt, das sie verdienten, so rührt dieß wohl daher, daß sie erst nach der Erscheinung der so überschwenglich reichen „Schöpfung" herauskamen. Die großen Compositionen Michael's wurden immer von Allen, die sie aus Abschriften oder Aufführungen kennen lernten, in ihrer Größe anerkannt. Der Historiker hat daran etwas Hochwichtiges auszuheben, das den Entwickelungsgang der Kunst selbst aufhellet. Dieser Haydnsche Styl ist eine reifere Frucht späterer Kunstbildung, etwas Höheres, als der Händelsche. Er ist es einerseits durch den freyern und reichern Instrumentalgehalt, anderseits durch die mannigfaltigere Verbindung des Solo mit dem Chor. Das Instrumentalwesen bringt nicht nur eine höhere Belebung, nicht nur durch materielle Verstärkung eine auch ästhetisch verstärkte Wirkung hinein: sondern die Vor-, Zwischen- und Nachspielkunst (die bey Händel noch nicht mannigfaltig erscheint) verleihet dem Kunstwerk eine höher gesteigerte Formgestalt durch erweiterte Eurhythmie. Dazu kommen die vielerley Wendungen und Ausdrucksarten der sogenannten „freyen Schreibart," wozu Händel erst als einer der Vorläufer die Bahn brechen half. Nur ein einziger solcher Vorzüge des Haydnschen Styls vor dem Händelschen ist von kaum zu berechnender Wichtigkeit und Wirksamkeit. Wenn Händels Styl es so mit sich bringt, daß die Instrumente die Stimmen meistens bloß „nachahmen," das heißt, wenn sie die nämlichen Tonfiguren zu spielen haben, die in den Stimmen vorkommen: so sind hingegen im Haydnschen Styl den Instrumenten häufig, ja ganze lange Sätze hindurch, ganz andere Tonfiguren zugetheilt, als den Stimmen. Dergestalt wird der Vocalgehalt mit dem Instrumentalgehalt, sowohl technisch als ästhetisch, contrastirt, und das Ganze ist um so wirksamer als eine zweyfache Tonschöpfung. In solchem Styl treten die Stimmen weit mehr hervor, und so sehr die Instrumente glänzen, so umglänzen sie die Stimmen doch nur, ohne sie zu verdunkeln. So gibt es in einer der Michael-Haydnschen Messen ein „Resurrexit," worin ein auf fünf verschiedenen Tonstufen „versezt" vorkommender „Unisono" so umspielt wird, daß die Stimmen eine unerhörte Wirkung thun. Dieser einzige Chor, neben irgend einem Händelschen Prachtchor aufgeführt, würde hinreichen, um die Vorzüglichkeit des Haydnschen Styls in's Klare zu setzen. Eben so gibt es in einer andern seiner Messen einen Chor, worin die Kunst der Verbindung das Solo mit dem Tutti weit über die Händelsche Kunst hinausreicht. Bey Händel erscheint das Solo zum Chor meistens bloß coryphäisch, wie im „Josua" in mehrern Chören die Rolle des Josua; der Chor „ahmt nach," oder wiederholt bloß, was das instrumentirte Solo vorgesungen hat. Ausnahmen kommen allerdings bey Händel vor, und er ist auch hier einer der Bahnbrecher; jene Ausnahmen kommen aber mit den Haydnschen Kunstleistungen in gar keine Vergleichung. In dem erwähnten Chor tritt zum Solo das Tutti, bald nach kleinern, bald in größern Pausen, mehr als dreyßigmal ein, und das Ganze bildet die schönste Einheit. Es ist nämlich das „Benedictus" mit dem „Osanna" so verbunden, daß jenes den Zuschnitt einer ausführlichen Discant-Aria hat, während der Chor dieses zwischen hinein singt. Daß nun ein solcher Chor mit künstlich untermengtem Solo ein größeres Kunstwerk sey, als ein Chor, worin das Tutti von Anfang bis zu Ende an Einem fort läuft, wird wohl Niemand bestreiten, da es ein anerkanntes Grundgesetz der ästhetischen Wirksamkeit ist, daß zu einem großen Ganzen menschlicher Kunstdarstellung die Vergegenseitigung und Wechselwirkung des Individuellen und Allgemeinen durchaus gehört. Eben so wird jeder Sachverständige es als einen Kunstgewinn, ja als eine unermeßliche Kunsterweiterung ansehen, daß die fixen Formen des Recitativs, der Aria, der Fuge seit Händel (der auch hier von Einer Seite, nämlich durch seine mannigfaltig zugeschnittenen „freyen Fugato's" die Bahn brechen half) durch den scenischen Styl der Neuern durchbrochen sind. Vermöge dieser errungenen Stylfreyheit werden nun alle jenen verschiedenen Formen in Einem ausführlichen Satz oft theilweise verbunden, wodurch denn solche Sätze unter einander eine desto größere Verschiedenheit gewinnen, und vollends durch alle zusammengenommen das Kunstgebiet überhaupt mit höherer Idealität bereichert wird. Daß auf diesem Wege das vielbesprochene Effektuiren an die Tagesordnung kam, und mancherley Stylunfug herbeyführte, ist nicht zu läugnen: aber eben so wahr ist es, daß wir auf ebendiesem Wege, schon durch Mozart's scenische Opernchöre, Wunderwirkungen dieser

Kunst erlebt haben. Hieher gehört auch in vollem Sinne die Scene in Joseph Haydn's „Schöpfung": „Von deiner Güt', o Herr! ist Erd' und Himmel voll." Welcher Chor ohne Solo hat je eine solche Wirkung erreicht?

Hatten die leztgenannten Componisten schon den Vorzug eines bessern, wirksamern Styls, so mußten sie vermöge des Reichthums an Erfindung, die sie in ihren zahlreichen Werken bewährt haben, um so mehr Einfluß gewinnen. Eine solche Erfindungsgabe bewährte auch Mozart in seinem „Requiem"; eben so Vogler in verschiedenen Werken, der übrigens für das Solo die Stylgewandtheit der drey andern nicht besaß. Auch der Historiker soll zur rechten Zeit sich und seine Leser an das „nil admirari" erinnern. So darf hier nicht verschwiegen werden, daß Joseph Haydn und Mozart das Wort im Einzelnen nicht gehörig behandelten, ja sich allzuoft dagegen arge Verstöße zu Schulden kommen ließen (obwohl die „Schöpfung" manchen Geniezug eines sinnvollen Wortausdrucks enthält); und daß sie die Instrumente häufig über die Stimmen vorherrschen ließen. So hat zum Beyspiel die Fuge in den „Jahreszeiten": „Uns sprießet Ueberfluß," so wie das „Quod olim Abrahae promisisti" im „Requiem" eine ganz verkehrte, den Stimmeffekt störende Instrumentirung. Daß sie die lateinischen Texte mitunter verkehrt behandelten, und Gebetweisen in rauschende oder glänzende Chorgesänge verwandelten, wie Mozart das „Kyrie" im „Requiem," und Haydn in der C-dur-Messe No. 2. das „Dona nobis," darf ihnen nicht strenge angerechnet werden, weil sie damit im Dienst ihrer Kirche standen, die ihnen so unmusikalische Texte darbot, und weil durch Bearbeitung eines solchen der Componist immer auf irgend einen Abweg geräth. Es bleibt immer ein Mißgriff, solche einfache Gebetsworte in ein langes Kunstwerk auszuspinnen, und weil diese Worte, wie das „Kyrie eleison," oder das aus drey gleichförmigen Trochäen (in drey zweysylbigen Wörtern) bestehende „Dona nobis pacem," so tonwidrig oder so unförmlich lauten, so mildert die Instrumentirung wenigstens ihren widerwärtigen Eindruck. Immerhin kann man solche Compositionen durch zweckmäßige Unterlegungen aus geschmacklosen in ächte und genießbare umwandeln, ohne dem Geist der Componisten zu nahe zu treten; denn sie waren ja nicht durch und für diese Texte begeistert, sonst hätten sie dieselben nicht so verkehrt componirt. Eine solche textwidrige Verkehrtheit findet sich übrigens seltener und in geringerem Maße bey Michael Haydn und Vogler.

Werfen wir nun einen historischen Ueberblick auf die Kirchen-Componisten, welche seit einem halben Jahrhundert das Gebiet der Kirchenmusik bereichert haben, und zwar einerseits als Declamatoren, durch treffliche Betonung poetischer Texte, anderseits als Instrumentatoren, durch ein kunstvolles, kunstvoll mit dem Gesange verbundenes Tonspiel; und bringen wir dabey in Anschlag, daß beyde durch mannigfaltige Verbindung des Solo mit dem Chor ästhetisch wirksamere Kunstformen zu Stande brachten: so haben wir daran einen zuverlässigen Thatbestand und einen überführenden Thatbeweis einer namhaften Kunstentwickelung in den Kunstwerken selbst.

Ob aber auch in unserm Kunstleben die Cultur gleich wesentlich vorwärts schreite, darüber können uns die im neuen Jahrhundert entstandenen Singvereine, wie sie leben und wirken, nicht wie der Verf. sie sich träumt, Aufschluß geben. Sind sie durch ihre Anzahl, ihren Umfang, die Größe ihres Personals, durch ihre Bestrebungen und ihre Kunstleistungen, wirklich eine geschichtswürdige Culturerscheinung?

Daß in Deutschland, vorzüglich in Mittel- und Norddeutschland, wie auch in der Schweiz, sehr viele Singvereine existiren, weiß Jedermann aus den vielfachen Notizen der Tagblätter. Selbst ein mit unserm Verf. gleichgesinnter, über deutsche Kunst gleich vermessen, jedoch ohne Gehässigkeit absprechender Dilettant, Herr Sievers, gab davon unlängst von Rom aus in der „Cäcilia" ein zwar tadelndes Zeugniß, das eigentlich ein lobendes ist: „In Deutschland ist fast jede Schneider-Tochter Mitglied eines Singvereins." Das ist in der Ordnung, daß den adelichen Fräuleins auch die Töchter des Mittelstandes, sofern sie den Organen nach wohlgeboren, und den Talenten, gleichwie den Sitten nach wohlerzogen sind, in einer Richtung sich anschließen, wo die Kunst nur durch Zusammensetzung der Kunstkräfte was Rechtes und Großes seyn und wirken kann. In der Schweiz sind sogar die Bauerntöchter häufig die Zierde der Singvereine. Ihre Stimmen lauten nicht nur völlig so hell, sondern auch völlig so gut, wie die der Städterinnen. Auch an Kunstsitten und Kunstgeselligkeit stehen sie diesen nicht nach. Der Fall kommt hier nicht vor, daß man des Guten fast zu viel hat, wie in dieser und jener deutschen Stadt, wo sogar zwey Singvereine existiren, und wo das, was großartig seyn könnte, kleinlich und kleinstädtisch erscheint, sofern die Sänger — was in sehr großen Städten durch vermehrte Singlust und dadurch vermehrtes Personal nothwendig geworden seyn kann — auch in kleinern sich in zwey Classen theilen; woraus am Ende wohl gar zwey Partheyen entstehen, deren jede in und außer dem Gebiete der Kunst die vornehmere seyn will; wobey denn das Publikum immer verliert, weil es die Ortstalente niemals vereint zu hören bekommt. Wenn aber auch solche Spaltungen hie und da, wie zum Beyspiel in dem musikalisch berühmten Heidelberg, vorkommen, so sind das doch nur die Ausnahmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 90.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 11. November 1825.

Musik-Literatur.

Zeichen der Zeit im Gebiete der Musik.

Von Hans Georg Nägeli.

(Fortsetzung.)

Gewöhnlich ist ein solcher Singverein zugleich das menschliche Vereinigungsband, das die kunstgebildeten Einwohner einer Stadt einander näher bringt, welche, an einen tüchtigen Künstler sich anschließend, und dessen Leitung sich unterordnend, der Kunst auf die edelste Weise Ansehen und Einfluß verschaffen, und so allmählig durch erweiterte Kunstgeselligkeit ein öffentliches Leben zu Stande bringen, das, als Kunstleben, unser Zeitalter für die Culturgeschichte selbst merkwürdig macht.

Fassen wir diese Singvereine nach ihrem innern Wesen und Wirken, nach Kunstgeschmack und Kunstausübung, in's Auge, so finden wir sie in zwey Haupt-Classen getheilt. Die Einen befassen sich mit Aufführung großer Kunstwerke des Chorgesanges, und zwar des contrapunktischen; Fugenchöre, wie die Händelschen, gehen ihnen über Alles. Die Andern lieben und üben das Lieder- und Rundgesangwesen; sie befassen sich auch mit kleinen, kurzen, leichten Chorgesängen; nichts ist ihnen zu gering, woran die Poesie ihren wesentlichen Antheil hat, und die Betonung textgemäß ist; ja diese Textgemäßheit geht ihnen über Alles.

Dieser ihr verschiedener Charakter entsprang aus ihrer Entstehungsart. Wo schon erwachsene, kunstgebildete Sänger sich zusammenthaten, da griffen sie natürlich gleich nach dem Großen, das ihren schon entwickelten Kunstkräften Nahrung und Uebung darbot. So entstanden die großen Sing-Academien in Berlin und Frankfurt. Man kann diese die artistischen nennen. Die andern heißen mit Recht die pädagogischen. Es war durch die Pestalozzische „Methode" angebahnt, betrieben und erprobt, daß auch in Volksschulen, und in großen Classen, die Jugend zum Figuralgesang leicht herangebildet werden könne; die einmal singfähige und singlustige Jugend sollte und wollte länger fortsingen, als die Schulzeit dauert; die Kunst wurde aus der Schule in's Leben hinüber genommen, und darin erhalten. So entstanden die Schweizerischen Singvereine, und nach deren Vorgang auch manche in Süddeutschland, den Rheingegenden, in Preußen und anderwärts; auf welchem Wege mancher Schulmann sich zum Gesang-Director erhoben hat, der, was ihm an artistischen Leistungen, zum Beyspiel denjenigen des Accompagnateurs, allenfalls abgeht, durch die pädagogischen, namentlich durch Behandlung des Organs und Wahl des Singstoffs, ersetzt.

Durch beyderley Institute ist unsere Gesangs-Cultur von zwey Hauptseiten gut und reichlich gepflegt, wenn auch das Höchste erst noch allgemeiner dadurch zu erreichen ist, daß die pädagogischen Singvereine noch mehr zu jenem Artistischen hinauf, die artistischen zum Pädagogischen herabsteigen, beyde aber die Individualbildung nicht verabsäumen, und daher das Solo-Wesen eben so sorgsam und eben so allseitig ausbilden, wie das Chorwesen. Wie das Alles zu verstehen und zu bewerkstelligen sey, glaube ich in meiner „Chorgesangschule" umständlich genug dargethan zu haben, und verweise vorzüglich auf die Capitel „Würdigung der verschiedenen Chorformen" und „der Singabend."

Zählen wir die bisherigen Früchte der auf diesen Wegen gewonnenen Gesangs-Cultur auch nur obenhin auf, so ergibt sich schon ein namhaftes Resultat. Die Zahl der gegenwärtigen Mitglieder der schweizerischen und deutschen Singvereine, die fast alle erst in dem gegenwärtigen Jahrhundert, und zwar seit dem zweyten Jahrzehend, entstanden, förmlich organisirt sind, und regelmäßig besucht werden, steigt auf gar viele tausend. Sie steigt schon in der Schweiz auf mehrere tausend. Der kleine Canton Appenzell zählt deren wenigstens fünfhundert, die alle musikalisch gründlich beschult sind, deren Gesang an Reinheit, Genauigkeit und Schwung, überhaupt an Vortrag, dem Kunstgesang der Großstädter nichts nachgibt; wie jüngst, bey Versammlung der „Schweizerischen Musikgesellschaft," im Dorfe

Speicher ein zweyhundertstimmiger Männerchor in Anwesenheit vieler fremden Kunstkenner bewiesen hat. Viele hundert Dilettanten und Dilettantinnen gibt es heut zu Tage, die ihre Fuge vom Blatt singen. Und diese verallgemeinerte Singfähigkeit hat auch mittelbar die colossalen, mit hundertstimmigem Chor besetzten Musikaufführungen möglich, ja leicht gemacht, wovon die deutsche Kunstgeschichte früherer Jahrhunderte nichts weiß, und wodurch Hunderttausende unserer Zeitgenossen unvergleichliche und unvergeßliche Eindrücke der Tonkunst in ihrer Hoheit und Pracht empfangen haben. Und nicht nur die Residenzen Wien und Berlin haben dieß unter Leitung eines Mosel und eines Zelter öfters erlebt, sondern auch kleinere Städte des zweyten und dritten Ranges.

Nach diesen historischen Erörterungen bleibt mir noch ein Nachwort übrig in Beziehung auf andere Schriftsteller im allgemeinen Kunstgebiete, welche auch in dem besondern Gebiete der Tonkunst Rath schaffen möchten — und dann noch ein leztes Wörtchen über die persönliche Stellung des Verfassers zum Publikum, so weit dieselbe aus seiner Schrift sich kund thut.

Es ist ein begreiflicher Irrthum, wenn Kunst-Enthusiasten, die in Dante und Ariost, in Raphael und Michel Angelo große Kunstschöpfer bewundern, auch im Gebiete der Tonkunst das Vorhandenseyn eben so großer Kunstschöpfer bey jener Nation voraussetzen, ohne dieselben eigentlich zu kennen, und ohne daß es ihnen historisch oder kritisch nachgewiesen ist. Allein die Hauptsache, die Schöpfungskraft, ist eben das, was erst nachgewiesen werden sollte, was noch Niemand nachgewiesen hat, noch jemals nachweisen kann, weil es nicht vorhanden ist. Sie bewährt sich vorzugsweise in der Instrumental-Composition; sie hätte sich auch bey den Italiänern bewährt haben müssen, wenn sie dieselbe besessen hätten. Den besten Beleg hiezu liefert uns Marpurg. Er war Besitzer einer reichen Fugen-Bibliothek; er rühmte sich dessen, und mit Recht. Er hat in seinem großen in den Jahren 1753 und 1754 in zwey Bänden herausgegebenen Werke „Abhandlung von der Fuge“ umsichtig und einsichtsvoll zusammengetragen, was als Beyspiel von erfindungsreichen Thema's und tiefsinnigen Combinationen sich bey Deutschen, Franzosen und Italiänern, auch andern Nationen, vorfand. Und was hat Marpurg, der gewiß zu wählen verstand, bey den Italiänern gefunden? Man sehe doch nach! (Das Werk ist vor einigen Jahren in Leipzig neu aufgelegt worden) Es sind darin mehr als 500 Beyspiele enthalten. Den 34 deutschen Componisten gegenüber kommen auch 9 Italiäner vor, worunter 7 Instrumental- und 2 Vocal-Componisten. Die Instrumental-Beyspiele beweisen alle ohne Ausnahme die Dürftigkeit der italiänischen Figuralkunst, sogar in der Instrumental-Composition; kein einziges Thema ist originell zu nennen, als allenfalls ein chromatisches von Frescobaldi. Schon hieraus könnte man ohne alle nähere Untersuchung auf die große Dürftigkeit der italiänischen Vocal-Composition, als der beschränktern Hauptgattung, schließen. Die Vocal-Beyspiele sind von Berardi und Lotti genommen. Die des erstern sind ganz gute Styl-übungen im „figurirten Cantus-Firmus;“ das „Christe eleison“ des leztern ist ein im „mehrdoppelten“ Contrapunkt ganz gut, jedoch kurz und nicht canonisch durchgeführter Satz. Bey jenem ist aber jedes Thema im Cantus-Firmus gegeben; bey diesem ist das Thema nicht im Mindesten originell, so daß beyde nicht Erfindungsgabe, sondern nur Combinationskunst bewähren, beyden also bloß das „inventis addere“ zusteht. Unter den Instrumental-Componisten kann man einzig dem Frescobaldi (so wie dem Domenico Scarlatti, den Marpurg ohne Zweifel nicht vorführt, weil er denselben in den Künsten des Contrapunkts zu oberflächlich fand) eine bedeutende Erfindungsgabe nicht absprechen. Die Italiäner nannten ihn „il mostro de' suoi tempi.“ Vielleicht wollten sie ihn damit eben als Erfinder bezeichnen; vielleicht waren ihnen seine Erfindungen auch nicht einmal recht, weil sie mehr am bloßen Genuß des Tones und der Tonergießung, am unmittelbaren Lautwerden des Gesanges, an fließender Melodie, und an ihrem sogenannten „Portamento“ hiengen, und noch hangen; weil ihnen überhaupt musikalisch versinnlichte Anmuth mehr werth ist, als geistige Kraft. Glaubt man etwa, es finde sich diese Anmuth in ihrer alten Kirchenmusik mit jener vermeinten Kunstgröße verbunden, so ist auch das ein großer Irrthum. Er erklärt sich so: Die frühere katholische Kirche hat den Chorgesang nie reinmenschlich, nie vollständig, nie in seiner ästhetischen Wesenhaftigkeit gehabt, weil das weibliche Geschlecht davon ausgeschlossen war. Ihr Gesang war also aus Knaben- und Männerstimmen zusammengesezt. Daher stehen auch in ihren Kirchen-Compositionen im Durchschnitt die Alte zu tief und die Discante nicht hoch genug, weil nämlich die Knabenstimme von Natur merklich tiefer, und in der Höhe schärfer, schneidender ist, als die weibliche. Die ästhetische Mangelhaftigkeit ist aber noch viel fühlbarer. Die Knabenstimme kann, wenn sie auch schon vor der Mutation gehörig ausgebildet wäre, ewig nie leisten, was aus weiblicher Brust und Kehle hervorquillet. Hier haben wir einen wesentlichen Erklärungsgrund, warum die italiänischen Kirchen-Componisten in ihren Chor-Compositionen den Figuralsaz so langsam und dürftig

ausbildeten, während sie ihn in der Solo-Composition in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts schon zur Bravour-Aria gesteigert hatten. Dort hatten sie für Chorknaben zu componiren, hier für reife, kehlfertige Sängerinnen. Daß Compositionen für diese späterhin besser gelangen als Kirchen-Compositionen, und daß überhaupt in den Kunstwerken und im Kunstleben der Italiäner der Sologesang nach und nach über den Chorgesang den Sieg davon trug, davon ist der Hauptgrund ein negativer: Ihre Componisten besaßen kein so großes Kunstvermögen, als für figurirte Chor-Compositionen erforderlich ist; immerhin aber besaßen sie so viel, als man zu einer schönen Aria, und allenfalls zu einem Duett bedarf; und da kam ihnen ihr feiner Sinn für schöne Melodie trefflich zu Statten. Im Duettenstyl hat jedoch unser Graun sie alle übertroffen; ja seine reichhaltige, von Kirnberger in den Jahren 1773 und 1774 herausgegebene Sammlung mehrstimmiger italiänischer Sologesänge ist ein historisch merkwürdiger Beweis, wie ein deutscher Componist den Vocal-Figural-Styl der Italiäner noch höher zu steigern vermochte, ohne die Cantabilität zu verletzen. Aber als Melodisten im engern Sinne, das heißt, für den einstimmigen Sologesang, behaupteten sie im ganzen vorigen Jahrhundert unter allen gebildeten Nationen Europa's den höchsten Rang; einen hohen behaupten sie noch bis auf den heutigen Tag.

(Der Beschluß folgt.)

Dichtkunst.

Volkslieder, gesammelt von J. G. v. Herder. Neue Ausgabe, eingeleitet von Johannes Falk. Leipzig, Weigand'sche Buchhandlung. 1825. Zwey Bändchen. 348 und 344 S. kl. 8.

Wer die Jubel-Ausgabe von Werthers Leiden kennt (von 1825), und unsere Anzeige derselben gelesen hat, *) der weiß bereits, daß in der Weigand'schen Buchhandlung das Wort einleiten soviel heißt, als eine Einleitung oder Vorrede zu einem Buche schreiben; und so wird er denn leicht aus obigem Titel abnehmen, daß er hier nichts anders zu suchen hat, als eine neue Ausgabe der geschätzten Herder'schen Sammlung inländischer und ausländischer Volkspoesien, mit einer Einleitung von dem geistreichen Johannes Falk versehen. Sie ist ziemlich lang, diese Einleitung, und wenn wir sie anders recht gefaßt haben, so läuft der langen Rede kurzer Sinn darauf hinaus, daß alles Heil des Volkes und der Poesie in dem Studium der Volkspoesie zu suchen ist. „Da schmilzt ein breites Geschichtsbuch — in ein Lied; da legt ein halbes Jahrhundert seine Trauer in eine Romanze, oder Ballade nieder: da verlieren sich plötzlich die dicken Bände einer Sittenlehre in einen Mark und Bein durchdringenden und durchklingenden Choral. Das ist die Aufgabe, die vor uns liegt! Selbst unsere leichtfertigen gallischen Nachbarn wissen recht gut, was sich durch einen (eine) Chanson im Volke wirken läßt. Wenn sich aber bey uns die Begeisterung dafür nicht selbst aus dem Volk erhebt: schwerlich wird der leipziger Meßkatalog diesem Bedürfniß abzuhelfen im Stande seyn! Aber es sind schon Zeichen da, daß Solches, über kurz oder lang, doch geschehen wird, wie sehr auch jezt die Verkehrtheit und gelehrte Willkür dawider eifert und angeht."

So hoch stellt Herder selbst dieses Studium nicht. „Es kann nicht der Zweck des Sammlers dieser Lieder seyn, sagt er S. 344. Bd. 1., regelmäßigere Gedichte, oder die künstlichere nachahmende Poesie gebildeter Völker zu verdrängen; denn dies wäre Thorheit, oder gar Unsinn; vielmehr, wenn er etwas zu verdrängen Lust hätte, wär's die neue Romanzenmacher- und Volksdichterey, die mit der alten meistens so viel Gleichheit hat, als der Affe mit dem Menschen. Das Leben, die Seele ihres Urbildes, fehlt ihr ja, nämlich: Wahrheit, treue Zeichnung der Leidenschaft, der Zeit, der Sitten; sie ist ein müßiger Stutzer, in einen ehrwürdigen Barden, oder einen zerrissenen blinden Bettler verkleidet, und mich dünkt, die Maskerade ist nicht der Rede werth."

Hierin ist es, wie uns dünkt, weit klarer, als in der Falk'schen Einleitung ausgedrückt, wozu das Studium der älteren Volkslieder nützen soll. Ein Volkslied bedeutet nicht sowohl ein für das Volk gedichtetes Lied, als vielmehr ein solches, welches das Volk wirklich in sich aufnimmt, und so zu sagen durch seinen Mund der Nachwelt überliefert. Ein ganz neues Volkslied kann es daher eigentlich gar nicht geben, und wer ein Lied dichten will, welches alt werde im Gedächtniß und in dem Munde des Volkes, der wird immer wohl thun, wenn er mit dem Geiste der alten Volkslieder sich vertraut macht. Aber Geist und Form sind zweyerley Dinge; und die Form alter Volkslieder nachzuahmen hat seine großen Bedenklichkeiten. Es kann kaum fehlen, daß sie nicht zur Nachwelt eine Form mitbringen sollten, welche dem fortgebildeten Geschmacke Genüge zu leisten aufgehört hat. Da nun der Widerspruch einer Form mit dem Geschmacke des Volkes das Eindringen eines Liedes in das Volk erschwert, und da ein Lied, welches durch den Volksmund auf die Nachwelt kommen will, nothwendig erst in dem Munde der Mitwelt Posto fassen muß; so scheint zu fol-

*) Nr. 93. 1824.

gen, daß nur diejenigen populären Dichter, welche in der Form sich dem Geschmacke der Mitwelt bequemen, gegründete Hoffnung fassen können, daß ihre Lieder dereinst zu Volksliedern werden, vorausgesezt, daß **in der Form** der **rechte Geist**, der Geist der Klarheit und Einfachheit steckt. Würden wohl Bürger und Hölty eingedrungen seyn in das Gedächtniß des Volkes, wenn sie in den holprigen und übellautenden Versen des Mittelalters gedichtet hätten?

Herder wollte den **Geist** der ältern Volkspoesie wieder auferwecken; aber die Dichterlinge (mitunter auch wohl **wirkliche** Poeten) wußten ihn von der **Form** nicht zu scheiden; und so entstand statt der Volkspoesie eine — Almanachs-Poesie, in welcher dasjenige, was vor Jahrhunderten freye **Natur** gewesen war, wieder auflebte als forcirte **Manier**. Herder theilte u. a. das **Thüringer Bauernlied** aus Spangenbergs Mansfeldscher Chronik mit:

Aber so woll'n wir's heben an,
Wie sich's hat angesponnen.
Es ist in unser Herrn Land also gestalt,
Daß der Herren Räthe treib'n groß' Gewalt,
Drauf haben sie gesonnen.

Wo der Geier auf dem Gatter sizt,
Da gedeihen die Küchlein selten;
Es dünkt mich ein seltsam Narrenspiel,
Welcher Herr sein'n Räthen gehorcht so viel,
Muß mancher armer Mann entgelten.

Wo das gut Geld im Land umfährt,
Das hab'n die Pfaffen und Juden.
Es ist dem reichen Mann Alles unterthan,
Die den Wucher mit den Juden ha'n,
Man vergleicht sie einem Stockruthen.

Hat einer dann der Pfennige nicht,
Er muß sie wahrlich schicken.
Der reiche Mann, der hat's daheim in seinem Haus,
Er sieht gleich wie eine Steineule heraus,
So geschieht manchem Armen oft und dicke.

In solchen **Knittel**versen haben seit der Zeit unzählige Dichterlinge ihre Lieder für das Volk abgefaßt; aber die **Dichter**, z. B. Uhland, Schwab rc., haben es bleiben lassen. (S. Lit. Bl. 1821. Nr. 23.)

Wir sind weit entfernt, die Schuld dieses Rückfalles in einen veralteten Volksgeschmack auf Herder's Schultern legen zu wollen. Seine Sammlung, besonders seine darin enthaltenen Verdeutschungen ausländischer Volkslieder, bleiben immer von großem Werthe, und wir halten es daher für löblich, daß die Buchhandlung dieselbe auf ihrem Lager nicht hat wollen ausgehen lassen, zumal da es mit Sorgfalt und Geschmack geschehen ist. Aber wir haben geglaubt, die Gelegenheit benutzen zu müssen, um auf den rechten Gebrauch aufmerksam zu machen. Der erste Theil ist mit einem wohlgelungenen Bildnisse Herder's geziert.

Aesthetik.

Ueber die Würdigung dichterischer Erzeugnisse. Bruchstück aus einer italienischen Handschrift vom Jahr 1594. Von Carl Müchler. Berlin 1825. Bey H. Ph. Petri.

Wir müssen unsere Leser vor dem Aushängeschild dieses Schriftchens warnen, denn wenn demselben wirklich ein Bruchstück einer italienischen Handschrift zu Grunde liegt, woran zu zweifeln wir nicht berechtigt sind, so muß selbige doch äußerst unleserlich seyn, da kaum ein Hauch des italienischen Geistes auf ihre Uebertragung in's Deutsche gekommen ist. Selbst die novellenartige Form, in welcher ästhetische Ansichten vorgetragen werden, wie es jezt ein nicht verwerflicher Ton mit sich bringt, ist ungemein dürr und hölzern ausgefallen. Was nun wirklich zur Würdigung dichterischer Erzeugnisse beygebracht wird, ist uns um so fader und nichtssagender erschienen, als es dem Torquato Tasso poetischer Weise in den Mund gelegt wird. Dieser ästhetisirende Torquato Tasso würde sich nicht übel als Professor der Aesthetik ausnehmen; wenigstens hat er den Kathederton unserer philosophischen Aesthetiker nicht übel getroffen, indem er, obwohl nicht ganz so logisch, aber doch gerade so viel wie sie gesagt hat, wenn er fertig ist, nämlich nichts, oder höchstens, was bey Beurtheilung dieses oder jenes Gegenstandes aufgefaßt werden müßte, ohne es jedoch selbst aufzufassen oder durchzuführen. So sezt zum Beyspiel gegenwärtiger Professor Tasso als höchstes Kriterium für den poetischen Geist eines Dichters und Gedichtes die Begeisterung und Phantasie. Die Beschaffenheit dieser Begeisterung und Phantasie lasse sich aber, meint er, besser fühlen als sonst näher bestimmen. Wir haben nichts dagegen, behaupten aber, daß bey so bewandten Umständen es besser gewesen wäre, zu schweigen. Bemerkenswerth ist noch eine von Herrn Müchler in einer Note beygefügte, höchst elegischprosaische Schilderung der göttlichen Natur eines Dichters, und wie diese in besseren Zeiten gewürdigt worden, so daß ein Dichter überall ein willkommner Gast gewesen sey. Aber ach, tönt durch die ganze Elegie, ohne daß es ausgesprochen ist, wie selten wird heut zu Tage einem Dichter gebührende Ehre und Gastfreundschaft erwiesen!

Ablehnung.

Daß die seltsame „kritische — besser: autokritische — Emendation" in Betreff des Nürnbergerschen Horaz, im Lit. Bl. Nr. 82. S. 327, ohne **mein** Zuthun dahin befördert worden ist, bemerke ich hiermit für Nichtunterrichtete. So weit bin ich nicht zurück in der Verskunst, daß ich metrische Produkte, in welchen **Unaussprechlichkeiten** wie „Des **Haifisch's** schau'te" (Z. 4 v. u.), und Hemistichen wie „pestilential'scher (◡ — ◡ — ◡) Seuchen" vorkommen, für „**gelungen**" ausgeben könnte.

Müllner.

Nr. 91.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 15. November 1825.

Musik-Literatur.

Zeichen der Zeit im Gebiete der Musik. Von Hans Georg Nägeli.

(Beschluß.)

Im vorigen Jahrhundert wußten unsere ersten deutschen Vocal-Componisten für das Solo, Händel, Graun, Hasse, Gluck, Naumann, gar wohl, warum sie nach Italien wanderten, und was sie dort zu lernen und in der Wirkung zu beobachten hatten: nicht die Chor-Composition, sondern die Solo-Composition. Sie würden ohne Zweifel auch heut zu Tage, wenn sie verjüngt wiederkämen, von Rossini dieß und jenes zu lernen wissen. Dagegen erleben wir jezt nicht selten, daß unsere Kunstberather an der italienischen Musik gerade das empfehlen, wovon sie abrathen sollten, und umgekehrt. Wo dieß etwa in Romanen oder Gedichten geschieht, da ist es unschädlich; es kann auf einem Umwege sogar ergötzlich seyn. Wenn ein Tieck der Göttin Tonkunst die höchsten Huldigungen darzubringen glaubt, indem er, mit Verläugnung deutscher Kunst und Verkennung ihrer Heroen, den Palestrina, Marcello und Pergolesi besingt, so können wir uns beym Lesen der schönen Gedichte allenfalls Bach, Händel und Stölzel denken, ohne uns dadurch täuschen zu lassen, daß der herrliche Idealist, indem er hier gerade das musikalisch Ideenlose idealisirt, in seiner glühenden Phantasie sich selber täuscht. Und wenn er in jener allerliebsten Novelle die Heldin mit einem Chor von Palestrina ihre Eroberung machen läßt, so hindert solch ein unerhörtes Wunder einer vielstimmigen Einstimmigkeit nicht, alles Uebrige wohlmotivirt, sinnvollschön und ächtpoetisch zu finden, sofern man es liefet, wie einen Roman, wo sich nichts als eigentliches Kunsturtheil, vielweniger als Geschichte aufdringt. Ein solcher musikalischer Schriftsteller kann immerhin die Liebe zur Kunst heilsam befördern, obwohl er die Einsicht in ihr Wesen um kein Haar vermehrt. Nur das finden wir Musiker unerbaulich, wenn solche Dilettanten über unsere Kunst aus dem Standpunkt der Geschichte oder der Philosophie aburtheilen wollen, wie unlängst einer in der „Cäcilia" (wo übrigens, solchen Absprechern gegenüber, auch ehrenwerthe Verehrer und Verfechter der modernen Tonkunst ihre Stimme würdig erheben) den Ausspruch thun durfte, wir haben das Zeitalter des Perikles musikalisch mit Mozart erlebt und überlebt; oder wie (in der Leipziger musikal. Zeitung) der Philosoph Wagner, der mit seiner bekannten philosophischen Vierfaltigkeit unser erweitertes Tonreich wieder auf den Umfang von vier Octaven zurück führen will; wo denn beyläufig seine philosophische Deduktion und Reduktion sich in praktischer Beziehung in die Verwünschung auflöset, die Claviermusik sey „vermaledeyte Musik." Aehnliche Beyspiele könnten noch mancherley angeführt werden. Alle diese Erscheinungen lassen sich aber erklären, und ihre Erklärung gehört mit zur Geschichte der Tonkunst, weil es den Zustand ihrer Literatur aufhellet. Sie wollen schriftstellern, und haben nicht genug Stoff; sie wollen sich Ansehen geben, und haben nichts Eigenthümliches; sie wollen Kunstrichter seyn, und haben keine Criterien; unvermögend zu überzeugen, suchen sie zu überreden; sie werden schwatzhaft, brechen in Lob und Tadel aus; und weil, wer tadelt, eher den Schein hat, als verstehe er es besser, so ist ihr Tadel auch häufiger, als ihr Lob; und weil endlich, einmal aufgeregt, der Geist ohne Wissenschaft sich nicht wohl regen kann, so regt sich das Temperament.

Von solchen Temperaments-Ausbrüchen wimmelt es denn auch in der Schrift unsers Verfassers, bis er endlich auf der vorlezten Seite sich so weit vergißt, daß er die eigentliche Quelle aller jener Ausbrüche selber verräth, indem er örtliche Klatschereyen, selber mitklatschend, vor das gebildete Publikum bringt: „Die guten „Freunde und Freundinnen, welche nichts verstehen, der „Seichtigkeit, als ihrem Classischen, huldigen, und schon „an sich einer ehrenwerthen Verbindung, wozu sie nicht „gehören können und dürfen, durch unnütze Plauderey „und Lügerey mit großer Sorgfalt zu schaden suchen, „pflegen zwar viel Erbauliches gegen eine solche angeb-

„liche Partheylichkeit“ (für die angeblich classische Musik) „zu predigen. Auf der einen Seite wird die kluge Enthaltsamkeit in Haß und Widerwillen verwandelt, und „auf der andern Seite wird vorgespiegelt, daß ein solcher Verein zu Trübsinn und Kopfhängerey führe.“

Da haben wir's! Er findet sich in seiner ohnehin kleinen Umgebung noch von einer Gegenparthey eingeengt. Die hohe Idee, die er von seiner selbsteigenen Kunstperson hegt, läßt ihn aber in dieser kleinen Umgebung, deren Centrum er ist, oder seyn möchte, die Abspiegelung alles dessen erblicken, was in der ganzen großen musikalischen Welt vorgeht. Daraus erklären sich die in der Schrift herrschenden Widersprüche; es erklärt sich, warum er so oft und mit so vielerley Wendungen sagt, man kenne seine classische Musik nicht — und eben so oft sagt, man finde sie „langweilig und ermüdend.“ Beydes muß, auf ebendiese Umgebungen bezogen, wahr seyn. Einige werden seinen Singverein verlassen haben, weil sie seine classische Musik langweilig und ermüdend fanden; Andere werden sich an anderer, kurzweiliger Musik ergötzen, und daher die seinige, als langweilig erprobte, nicht kennen lernen wollen. Er sagt ja selber, diese seine classische Musik erfordre eine „unermüdliche Anstrengung.“ Damit verräth er zugleich, wie es um seinen Singverein steht. Gute Choristen können allerwärts mit voller Stimme aus vollem Herzen singen, ohne alle Anstrengung. Wer mit Anstrengung so singt, daß er sich ermüdet, der hat entweder nicht die rechte Art, oder nicht den rechten Singstoff. Lezteres kann Ersteres herbeyführen. Schlechter Singstoff macht am Ende schlecht singen. Das bewirken unvermeidlich jene plumpen, schwerfälligen, meistens langsam einherschreitenden altitaliänischen Kirchensachen. Die Sänger, oft damit herumgeplagt, werden endlich in ihren Organen abgeschwächt; dazu kommt noch die ästhetische Abschwächung, wo nur Worte, und zwar häufig schlecht lautende, und eben so häufig verkehrt betonte Worte dargeboten werden, statt Poesie. Alle diese schlechten Eigenschaften will ich an dem angeblich colossalen Kunstwerk, „Missa Papae Marcello“ von Palestrina, in Notenbeyspielen nachzuweisen mich anheischig machen. Einstweilen verweise ich auf das neulich in Berlin im Druck erschienene „Magnificat“ von Durante. Man merke sich, nebst der Fadheit und Flachheit des Styls, wie er sich aus dem trivialen Gebrauch der „Versetzungskunst“ und der sogenannten „Progression“ ergibt, folgende Absurditäten: im Wortausdruck das ungeheure Melisma zu dem Wort „inanes“; in der Figuralkunst das Passage von zwölf diatonisch absteigenden Sechszehntheilnoten bey dem Wort „dispersit“; in der Stimmführung die vielen Octaven-Sprünge, und sogar den Sprung der „kleinen None“ in Achtelbewegung, überhaupt den Satz der Baßstimme im ersten Stück, der eigentlich ein Orgel- oder Baßgegensatz ist, und aus der Ungeschicklichkeit des Componisten, einen Cantus-Firmus-Chor, zu der kirchlichen „Intonation des „Magnificat,“ in allen Stimmen im „mehrdoppelten“ Contrapunkt durchzuführen, herrührt; daher er zu einem „figurirten,“ nachher „versezten“ Baßthema seine Zuflucht nahm. Dieses nennt unser Verfasser „Continuo,“ und beweiset damit, daß er nicht einmal weiß, was ein Continuo, und was „Versetzung“ heißt; welches keinem Elementarschüler der Compositionslehre fremd ist. Ohne Zweifel gibt es auch am Wohnort des Verf. Leute, zum Beyspiel die Organisten, die solche Dinge besser verstehen, und den kenntnißlosen Dilettanten, der sich das Ansehen eines Kunstgelehrten geben möchte, durch Vorwürfe der Unwissenheit in verdienten Mißcredit bringen können; wogegen er sich wohl am allerwenigsten durch das wortreiche Selbstlob verwahrt: wie er, „ohne Musiker von Profession zu seyn“ — was zu versichern ganz überflüssig war — „sich der Tonkunst „mit ganzer Kraft gewidmet habe,“ wie er „ernst und „kräftig geredet habe, ohne etwas vorstellen zu wollen,“ und bey alle dem, wie er „nie etwas für die Eitelkeit „gethan habe.“ Hätte er doch die Eitelkeit gehabt, als Schriftsteller im Gebiete des Schönen, wenigstens anständig und anmuthig erscheinen zu wollen, so würden wir nicht so gemeine und übel angebrachte Witzworte zu lesen bekommen haben: „will man den lieben Gott an„pauken und anpfeifen, als ob er der lustigen Gesell„schaft nichts zu sagen habe“ — „wobey noch dazu Chri„stus ganz leer ausgeht;“ oder hätte er die Ehrbegierde gehabt, nach Ton und Styl dem geehrtesten und gebildetesten aller dieser Dilettanten, dem edeln Rochlitz, gleichen zu wollen, so würde er sich solch eine literarische Selbstentehrung haben ersparen können. Auch Andere von seinem Schlag könnten nichts bessers thun, als sich Jenen zum Vorbild zu wählen, der da, wo er sich den Künstlern und Lehrern der Kunstwissenschaft gegenüber stellt, die Bescheidenheit nie verlezt, seltener richtend von den Kunstwerken, desto öfter ermunternd vom Kunstleben spricht, und immer mit einem Geiste, der das Kunstschöne unter jeder Form anerkennt, und mit einem Herzen, das den ganzen Künstlerstand mit voller Liebe umfaßt. Gegen solche Dilettanten müssen und werden auch hinwieder die Künstler alle Hochachtung hegen, ja sie werden sich von Herzen freuen, wenn dieselben durch gründliches Studium sich immer mehr befähigen, in den wichtigsten Kunstangelegenheiten mitzusprechen und mitzuwirken.

* * *

Es wird manchem Freunde der Tonkunst, der hier von verschiedenen deutschen Kirchen-Componisten ersten Ranges gelesen hat, die er nicht näher kennt, weil deren Werke nicht gedruckt existiren, angenehm seyn, zu vernehmen, daß ich gegenwärtig eine auf das höhere Bedürfniß der deutschen Singvereine berechnete Ausgabe der vortrefflichsten Chorgesänge veranstalte, und mit den Stölzelschen den Anfang mache, die sich längst in unsern Singvereinen in Lenzburg und Zürich eben so bildend als ergötzlich bewährt haben, und den Kunstkenner eben so wohl, als den Freund eines leichten, lebendigen und schwungvollen Fugengesanges befriedigen. Ueber das Ganze der Unternehmung, wozu auch die vor geraumer Zeit angekündigte große Messe von Johann Sebastian Bach gehört, soll eine nähere Ankündigung folgen.

Geschichte.

Histoire des Cantabres, ou des premiers colons de toute l'Europe, avec celle des Basques, leurs descendants directs, qui existent encore, et leur langue Asiatique-basque, traduite et réduite aux principes de la langue Française. Par l'abbé D'Iharce de Bidassouet, maître de pension. Tome premier. Paris, chez Jules Didot ainé. 1825. 8.

Wer etwa noch keinen Begriff von einer literarischen Gasconnade en gros hat, lese die angeführte Schrift, worin der Verf., nicht zufrieden den Ursprung der Basken auf die Arche Noä zurückgeführt zu haben, uns allen Ernstes glauben machen will, daß seine Landsleute die einzige in ursprünglicher und unvermischter Reinheit bestehende Nation in der Welt und durch ihre Sprache und Verfassung sowohl, als an Geist und Kraft, Talent und Genialität allen andern eben so weit überlegen wären, als die 5000jährige Baskische Geschichte an Zeitdauer dem kurzen Zeitraum, den die übrigen Völker in den Jahrbüchern der Menschheit einnehmen.

„Was ist aus jenem colossalen Reiche der Assyrier geworden? fragt der Verf. seine Leser; Was ist aus der stolzen Republik des Lycurgus, was aus jener Verfassung geworden, deren Weisheit das ganze Alterthum so hoch erhebt? Was ist aus den vier Monarchien geworden, von denen der Prophet Daniel (C. 2) sagt: sie bedrohten die ganze Welt und ihr Scepter wäre von Gold, von Silber, von Bronce und von Eisen? — Was ist aus jenen großen Republiken, aus Carthago und Rom geworden? Was endlich aus jenen wilden barbarischen Horden, die der Norden und der Mittag ausgespien: den Sueven, Westgothen, Ostgothen, die alle, so oft Sieger, dennoch durch die Escualdenac (Basken) besiegt und vertrieben worden sind? — Man weiß nur noch, daß sie bestanden haben, und liest ihre Namen nur noch in den Blättern der Geschichte." „Die Basken allein haben sich erhalten, ihre ursprüngliche Eigenthümlichkeit, als kluge Piloten, durch alle Stürme gerettet, und bewähren dadurch allein schon ihre Ueberlegenheit über alle diese Völker."

Aeußerst originell ist auch der Beweis, den der gelehrte Verf. für die Einwanderung der Basken aus dem Osten gibt. Nachdem er die Straße, welche die Basken von der Wüste Senaar (Senaar, baskisch, Gemahl. mari S. 216) aus gezogen sind, äußerst scharfsinnig und genau bestimmt, und die Spuren derselben in den Namen aller Länder zwischen dem Nordcap und dem Archipel nachgewiesen hat, indem sich dieselben nur aus dem Baskischen erklären lassen (z. B. Norwegen aus: Norberegia, baskisch: partagé par qui? S. 11.); so fährt er fort: „Aber auch abgesehen von diesen sichern Spuren ihrer Wanderung von Osten nach Westen, würde ich mich keinen Augenblick bedenken, diesen Weg als den zu bezeichnen, den sie nehmen mußten; denn er ist ja kein anderer, als die allgemeine Richtung, welcher alle Gattungen der Thiere folgen. Vierfüßige Thiere, Vögel, selbst die Fische im Meer, alle wandern von Osten nach Westen; und die Rotation der Erdkugel ist die vermuthliche Ursache dieser allgemeinen Bewegung."

Höchstwahrscheinlich war es auch nur die Rotation der Erde, was die Russischen Armeen in den Jahren 1812 bis 1814 aus ihren Asiatischen Steppen auf die Boulevards von Paris führte; und es ist daher sehr zu bedauern, daß der Graf Ségur bey seiner Geschichte der großen Armee noch keinen Gebrauch von dieser wichtigen Entdeckung machen konnte, die ihm vermuthlich seine eigene sinnreiche Hypothese zur Erklärung dieses Spaziergangs erspart hätte.

Wir bedauern, daß der Raum dieser Blätter uns nicht gestattet, auch die übrigen Entdeckungen des gelehrten Abbé's, die alle von gleicher Wichtigkeit sind, unserm wißbegierigen Publikum mitzutheilen; doch können wir uns nicht enthalten, wenigstens auf ein Paar derselben aufmerksam zu machen, das uns vor allen andern geeignet scheint, die tiefe Verehrung gegen die Baskische Nation, welche der Verf. mit Recht fordert, allgemein zu verbreiten.

Aus den fünf Vocalen a, e, i, o, u (s. S. 285 — 292) und aus dem Baskischen Gruß: Yaincoac digula

egun on (der gute Gott gebe uns einen guten Morgen) und Yaincoac digula gau on (der gute Gott gebe uns einen guten Abend) geht nämlich, wie der Verf. S. 73. unwiderleglich beweist, hervor, daß die Basken Christen gewesen sind vor Christi Geburt (— leur langue, qui sans cesse annoncoit l'évangile, les avoit en quelque sorte christianisé avant même, que le Sauveur du monde n'arrivât), daß sie folglich die einzigen Menschen sind, welche ohne Erbsünde geboren werden; — Kein Wunder also, daß sie alle übrigen an Tugend so sehr übertreffen. Ueberdieß aber, und was mehr sagen will, sind sie insgesammt, ohne Ausnahme, geborene Edelleute; wie der Verf. S. 85. erweist. Denn

1) „sind sie niemals besiegt worden, weder durch die Aegypter, noch durch die Phönicier, noch durch die Griechen, noch durch die Römer (im Text durch einen Druckfehler Rhodiens), noch durch die Gothen; folglich sind sie Edelleute von Natur (nobles par nature).“

2) „sind sie Edelleute, weil weder das Adelsdiplom, das ihnen Julius Cäsar ertheilt hat, (leider hat der Verf. nicht angegeben, wo er diese wichtige Urkunde gefunden habe), noch das Römische Bürgerrecht, das Kaiser Caracalla ihnen gegeben, bisher so wenig auf dem Wege des Rechts, als durch Gewalt der Waffen ihnen entrissen worden ist.“

Der König von Frankreich, dem Herr D'Iharce de Bidassouet sein Werk gewidmet hat, wird sich, allem Erwarten nach, beeilen, die Rechte seiner treuen Baskischen Unterthanen durch Erneuung dieses uralten Adelsbriefes anzuerkennen; und der Französische und Spanische Adel hat demnach, durch diesen Act der Gerechtigkeit, eine Verstärkung von 800,000 Seelen zu erwarten, die ihm in diesen kritischen Zeiten nicht anders, als erwünscht seyn kann. Zwar gibt es unter den Basken selbst noch einen besondern Adel, d. h. Familien, die sich nobles und gentilshommes nennen; aber dieser ist, wie der Verf. S. 89 ff. nachweist, ein bloß von außen eingedrängter (wie der jezt aufgehobene in Norwegen), vom Baskischen Volk niemals anerkannter, und hat in den innern Verhältnissen desselben, in ihrer allgemeinen persönlichen Würde und Gleichheit nichts geändert, (— ce titre — ne changea rien à l'état habituel des choses chez les Basques, ni à leur sentiment général de dignité personnelle et d'égalité). In den Nationalversammlungen der 3 Baskischen Lande erschienen immer nur die Besitzer gewisser durch das Gesetz bestimmter Häuser, nie ihrer Persönlichkeit nach bevorrechtete Individuen. Zu dem Besitz jener Häuser war aber jeder Baske gleich berechtigt; und man hat selbst Fremde von dem niedrigsten Herkommen Häuser, an denen dieß Vorrecht haftete, kaufen und dem gemäß in der Versammlung der Baskischen Staaten erscheinen sehen. (S. 93.)

Nur die Familien der Infanzones, die aber größtentheils arme Bauern waren, genossen vor der Revolution einer erblichen Auszeichnung, auch sie mehr in der Meynung ihrer Landsleute, als durch persönliche Bevorrechtung; denn diese beschränkte sich — auf den Besitz eines besondern Kirchenstuhls in einigen Kirchen. (S. 95.) Dennoch hat selbst der vornehmste Spanische Adel, sogar Granden von Spanien, es sich stets zur Ehre geschäzt, wenn sie ihre Genealogie auf diese Familien zurückführen konnten. (S. 96.)

In der neuern Geschichte der Basken (S. 97 — 146) und in der geographischen Beschreibung ihres Landes (S. 147 — 211) hatte der Verf. leider weniger Gelegenheit, neue Entdeckungen zu machen, — was diesen Theil seines Werkes indessen für den Gelehrten nicht weniger interessant machen wird; — dafür hält er uns vollkommen schadlos in seiner historisch-critischen Abhandlung über die Grundsätze, welche die Ursprünglichkeit, das höhere Alterthum (l'antiquiorité!), die größere Allgemeinheit und Vollkommenheit einer Sprache bestimmen (S. 212 — 284): ein wahrer Schatz von unerhörten Behauptungen.

Nur in dem philosophischen Theil seiner S. 285 — 405 folgenden Baskischen Grammatik konnte der Verf. durch Kühnheit und Neuheit der Ideen sich noch über diese Abhandlung, ja über sich selbst erheben; wie z. B. in der Theorie der Vocale a, e, i, o, u, welche den Basken, nach der unübertrefflichen Auslegung des Verf., lange vor Moses die mosaische Schöpfungsgeschichte erzählt haben. (Car A, qui signifie en basque al, ala, le pouvoir, représente la cause primaire, c'est-à dire le Père éternel disant aux autres personnes divines: eloü, faisons l'homme etc. S. 286).

Möchte der gelehrte Verf. doch in dem 2ten Theil dieses Werks, der ein Baskisches Wörterbuch und Volkslieder (chansons vulgaires qui datent, d'après M. le baron de Humboldt, du temps des Romains, S. XVII) enthalten soll, alles in das Gebiet der Speculation Einschlagende lieber vorläufig noch zurückhalten, um seine erhabenen Ideen uns nicht wieder so grausam zerstückt und zerstreut, wie die Glieder des Absyrtos, sondern einst als ein wohlgeordnetes Ganze systematisch vorzutragen, was sie so sehr verdienen!

H.

Nr. 92

Literatur-Blatt.

Freitag, den 13. November 1825.

Kriegsgeschichte.

Napoleon und die große Armee in Rußland oder kritische Beleuchtung des von dem Herrn Grafen von Ségur herausgegebenen Werkes. Von dem General Gourgaud, ehemaligem ersten Ordonnanzoffizier und Adjutanten des Kaisers Napoleon. In zwey Abtheilungen. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1825. 8.

Daß der historische Roman des Grafen von Ségur, gegen welchen das angezeigte Werk gerichtet ist, in Frankreich großen Beyfall finden mußte, war bey der Stellung des Verf. zu der vornehmen Gesellschaft, die dort den Ton angibt, nicht anders zu erwarten; befremdlicher würde es seyn, daß dieser Beyfall auch in Deutschland ein so enthusiastisches Echo gefunden, wenn unser gutes Vaterland nicht von alten Zeiten her gewohnt wäre, seine Stimme eben nur als Echo einer fremden zu brauchen. Ist nicht auch die des Berichterstatters nur ein Wiederhall des wackern Gourgaud! — Wir wollen sehen!

Jene leichte, selbstgenügliche Bildung, die nur den flüchtigen Champagnerschaum Esprit von den Wogen des Lebens und der Wissenschaft nippen will, und der die Revolution und Napoleon in den höhern Classen Frankreichs vergebens ein Ende zu machen gesucht hat; eine glänzende Phantasie, die durch die Irrgänge der Diplomatik eben so leicht, als durch den düstern Dampf der Geschütze ihre Bahn zu finden, und aus den vereinzeltsten Punkten, die in der Erinnerung haften, ohne Mühe ein vollständiges Bild zusammenzusetzen weiß, weniger um die Wahrheit, als um den Schein derselben besorgt; der Zutritt zu den Vorzimmern und in die Gemächer von Männern, die um die geheimsten Gründe der Begebenheiten einer großen Zeit wußten, oder zu wissen schienen, und das Vertrauen einiger derselben, die ihre Meynungen über das, was geschehen war, dem Grafen nicht vorenthielten: dieß waren die Mittel, die den Grafen Ségur in den Stand sezten, allen Anforderungen der Pariser Salons zu genügen. Eine Reihe schimmernder Bilder, gewählt aus den Ereignissen der größten Begebenheit der neuern Zeit, zusammengehalten durch oberflächliche Raisonnements und seichte Ansichten, die eben ihrer Seichtigkeit wegen jedem Leser leicht als seine eigenen, hier nur klarer ausgesprochenen anmuthen mußten, gewidmet den Veteranen der großen Armee, in welcher der Mittelpunkt jener Ereignisse lag, wie es schien, von einem Kameraden derselben; ein solches Werk hätte der angedeuteten Hebel kaum bedurft, um ein ausgezeichnetes Glück zu machen.

Da tritt einer jener Veteranen in die Schranken, und beweist: daß Graf Ségur auf jene Kameradschaft, als friedlicher Palastbeamter (Maréchal-des-logis du Palais) keinen Anspruch machen kann; daß er, der sich nur des Vorrechts bedienen will, „zu sagen, was er selbst sah," wenig oder gar nichts von dem gesehen haben kann, was er sagt; daß die Geschichten, die er erzählt, aus den trübsten Quellen geschöpft und ohne alle Kritik aufgetischt sind.

Dieß ist der Inhalt der angezeigten Gourgaud'schen Schrift.

Ohne uns auf eine Herzählung aller der einzelnen Fabeln und Erdichtungen einzulassen, die Gourgaud dem Herrn Grafen von Ségur nachweist, wollen wir nur zur Probe auf einige der auffallendsten aufmerksam machen, wie z. B. gleich zu Anfang (3. Cap.) die von der glänzenden Aufnahme eines Türkischen Gesandten, im Jahr 1807, den er mit dem Persischen verwechselt hat, (Gourgaud 1. S. 30 ff.); — die Geschichte von dem Untergang einer Schwadron der polnischen Garde, die Ségur beym Uebergang über die Wilia ertrinken läßt, mit einem Heldenmuth, der die ganze Armee in Entsetzen und Bewunderung versezt haben soll, während in der That nur ein einziger Chévaurlegers-Lancier, den Gourgaud mit Namen nennt, dabey umkam (S. 90, 91); — oder die, wie der König von Neapel an der Spitze eines Regiments polnischer Lanzenreiter, wider seinen Willen „fortgerissen durch die Polen, die ihre Lanzen eingelegt

hatten und hinter ihm geschlossen waren," (also aus blo: ßer Furcht, von seinen eignen Leuten gespießt zu werden!) in's Handgemenge geräth (S. 113); — ferner, wie gleichfalls der König von Neapel einen französischen Obersten beym Kragen nimmt und gegen den Feind führt (S. 193) und Aehnliches. — Lächerlich ist es, wenn neben Murat als Befehlshaber der Reiterey — drey Husarenofficiere genannt werden, weil sie nachmals unter den Bourbons Generale geworden sind (S. 113); — oder wenn General Jomini Wege durch die litthauischen Wälder entdeckt, die doch auf jeder Landkarte verzeichnet sind (II. S. 133); — während dagegen Napoleon mit dem Finger auf der Karte herumirren muß, um einen Uebergangspunkt über die Beresina zu finden, und endlich bey diesen Bemühungen — nach Pultawa geräth, 120 Stunden von seinem damaligen Standpunct! (S. 145). — Mehr als lächerlich, wenn Ségur die Stärke der großen Armee, die sich nach den Berichten bey Gourgaud in der That nur auf 325,900 M. belief, einmal auf 445,200 M. angibt, dann auf 400,000 und zuletzt auf 600,000 M. Von diesen 600,000 M. kommen, nach Ségur, nur 6600 bis an die Weichsel, wo aus ihnen die — (gleichfalls nach S.) 35000 M. starke Besatzung von Danzig gebildet wird!! (S. 208 — 9.)

Alles dieß sind freylich nur Einzelheiten, vielleicht Uebereilungen, die ja gerade den genialen Schriftstellern am häufigsten begegnen sollen; aber aus solchen Uebereilungen ist, wie Gourgaud beweist, das ganze Werk zusammengesetzt. Und überdieß können wir demselben diesen Ruhm der Genialität, den es in Anspruch nimmt, d. h. hier doch wohl, einer geistreichen, tief eindringenden Auffassung der Begebenheiten, nicht einmal zugestehen. Die einzige Idee, die consequent durch das Ganze durchgeführt wird, ist die absurde Hypothese von der Kränklichkeit Napoleons, die alles Unglück und alle Unfälle der großen Armee erklären solle, und die doch schon durch die Thatsache widerlegt wird, daß Napoleon die Beschwerden eines solchen Feldzuges überstehen konnte. (Vergl. außerdem die Gegenbemerkungen Gourgaud's S. 87 ff. 106. 160. 195. 209. 215.) Aber freylich für Ségur war diese Hypothese unentbehrlich. Denn wer hätte ihm, ohne dieselbe, geglaubt, wenn er erzählt: wie Napoleon sich mit seinen Dienern herumzankt, die ihm überall die heftigsten Vorwürfe machen, beym Hinausgehen aus seinem Zimmer die Thür hinter sich zuwerfen, sich weigern seine Befehle zu respectiren (vergl. G. I. S. 68. S. 103. II. S. 39. 84) — freylich mit Recht, da sie insgesammt viel klüger sind, als er selbst. Denn derselbe Napoleon, der alles berechnet bis auf seinen Zorn (vergl. G. 74. II.), berechnet doch nicht einmal, was zur Erhaltung seiner Armee erforderlich ist, und wird eifersüchtig auf einen Marschall, der statt seiner diese Sorge übernimmt (I. S. 78). Derselbe große Geist, der mit einer Armee von 400,000 Mann so umspringt, wie mit einem Regiment, indem er sie ein Bataillon carré bilden läßt, dessen Feuer sich von allen Seiten kreuzen (!), weiß doch schon beym Einrücken in Rußland keine Befehle mehr zu ertheilen, außer dem lächerlichen, die Belagerung einer Festung mit der Reiterey zu unternehmen (I. S. 121. 2). Er treibt seine Armee zweck- und planlos auf der Landstraße vor sich her, und weiß so wenig, was er eigentlich mit diesem Spaziergang beabsichtigt, daß er denselben überall, wo er einmal Halt macht, für beengt hält. In Witepsk angekommen, wirft er seinen Degen auf den Tisch; „hier will ich einstweilen bleiben, mich umsehen und besinnen, meine Armee sammeln und ausruhen lassen und Polen organisiren; der Feldzug von 1812 ist zu Ende!" (I. S. 119). Bald wird ihm indessen in Witepsk die Zeit zu lang, und er marschirt nach Smolensk, um — dort eine ähnliche Scene zu wiederholen (S. 142). — In der Schlacht an der Moskwa gibt er durch seine Geberden eine traurige Resignation zu erkennen, und hält sich weit von dem Kampfplatz entfernt, während seine Feldherrn den Sieg erkämpfen; aber Gourgaud beweist, daß alle Anordnungen, die den Sieg herbeyführten, von Napoleon selbst getroffen worden waren, und an einer andern Stelle erzählt Ségur selbst, daß die Kanonenkugeln zu Napoleons Füßen niedergefallen wären. (S. 192 ff.) — Bey Malojaroslawetz meldet der Marschall Bessières, den der Kaiser beauftragt hat, die Stellung der Russen zu recognosciren: „sie sey unangreifbar". — „O Himmel! (läßt Ségur auf diese Botschaft Napoleon ausrufen, indem er die Hände (über dem Kopf?) zusammenschlägt) o Himmel! haben Sie recht gesehen? ist es auch wahr? stehen Sie mir dafür?" — Der Marschall wiederholt seine Aussage, Napoleon verzweifelt und — die Russen fliehen, um diese unangreifbare Stellung nicht etwa vertheidigen zu müssen. (II. S. 61 ff.) — Daß Napoleon unter solchen Umständen auf dem Rückzug völlig den Kopf verliert, darf uns nun nicht mehr befremden: „wie früher Moskau, ist jezt Paris allein sein Ziel!" (II. S. 71). Ohne das geringste wegen des Rückzugs der Armee zu befehlen, sucht er, nach Ségur, nur seine Person zu retten, aber Gourgaud beweist, daß das Unglück, welches die Armee betroffen seit dem Uebergang über die Beresina, nicht Napoleons Indolenz, sondern der schlechten Befolgung seiner Befehle durch Murat zugeschrieben werden muß. (II. S. 194. 201.) — In eben so ungünstigem Licht, als der kranke Napoleon, ist auch — wie Gourgaud Schritt für Schritt nachweist — die große Armee geschildert, deren Waffenbruder sich der Graf Ségur nennt. Wenn man diesem Glauben beymessen dürfte, so hätte sie schon auf dem Marsch von Smolensk nach Moskau zwey Drittheile Nachzügler gehabt, und es ist dabey

nur zu verwundern, daß Napoleon einen Mann bis Moskau gebracht hat; was die Armee bewegte, ihm zu folgen, war nur die Aussicht Beute zu machen und zu plündern (Vergl. I. S. 80. 100. 181. II. S. 27). — Nur der Ruf der Russen bleibt unter allen diesen Gräueln „groß und rein," (II. S. 41). (Ueberhaupt scheint seine Verbindung mit dem Grafen Rostopschin, „diesem edlen Abkömmling eines der ersten Eroberer Asiens," den Herrn Grafen Ségur gänzlich für Rußland gewonnen zu haben, das er bey jeder Gelegenheit rühmt und preißt, z. B. I. S. 84. 102. 147. II. S. 9. 33. 47. 59. 209.) —

Ein ganz anderes und viel wahreres Bild von Napoleon, und, wenn nicht von den Leiden und Nöthen der großen Armee, doch von dem Geist, der sie beseelte, gibt Gourgaud in seiner Streitschrift, die er daher mit Recht, dem Titel zufolge, auch als ein selbständiges Werk betrachtet wissen will. Die äußerst interessanten einzelnen Züge, die er gelegentlich von Napoleon und seinen Feldherren berichtet, (z. B. I; 109; 153; 183. II; 65; 137.), so wie die trefflichen Schlachtbeschreibungen, die er den verworrnen Ségur'schen entgegenstellt (Valontina I. 144, Moskwa I. 173 — 209, Wiazma II. 87) u. s. w. müssen wir unsern Lesern überlassen, bey ihm selbst nachzulesen. Unpartheyisch ist Gourgaud so wenig, als Ségur; aber er bemüht sich auch nicht, dieß zu scheinen. Wenn er Napoleons Verfahren überall vertheidigt, so thut er dieß nur, indem er — eben im unbedingten Glauben an seine Unübertrefflichkeit — offen ihre wahren Motive auseinandersezt. — Der größte Fehler Napoleons war seiner Stellung nach unstreitig sein Streben nach Legitimität; jeder Schritt, den er von den Principien der Revolution ablenkte, brachte ihn seinem Untergang näher. Nur das Erbe der Revolution war es, was so lange seinen Glanz erhielt. Der Geist der Republik, der Frankreich verlassen hatte, beseelte noch die französische Armee. Nur dem Kaiser waren alle unterworfen: kein Marschall konnte einen Officier absetzen, kein Officier durfte der Ehre eines Soldaten zu nahe treten. Diese selbst gaben bey der Vertheilung von Ehrenbezeignungen ihre Stimme; die Officiere, die der Kaiser ernannte, wurden von diesem selbst ihnen vorgestellt. Jeder einzelne nahm Theil an der Ehre, die alle erfochten; und da es jedem frey stand, in seinem Kreise die zweckmäßigsten Anordnungen zu treffen oder sie auf die zweckmäßigste Weise auszuführen: so erhielt jeder auch Gelegenheit, sich noch besonders auszuzeichnen, und dadurch ein persönliches Interesse an dem Auszang des Kampfes. —

Von diesem Geist zeigt sich auch Gourgaud durchdrungen, und obgleich er sein Werk nicht den Veteranen der großen Armee gewidmet hat, wird doch keiner derselben läugnen, daß hier eine Stimme aus ihrer Mitte laut geworden ist.

Almanachs-Literatur für 1826.

Das Wendtische Vergnügen

ist zum Philippi'schen Vergnügen geworden, das will sagen: das bey Gleditzsch in Leipzig erscheinende Taschenbuch zum geselligen Vergnügen wird nicht mehr vom Amadeus Wendt, sondern von Ferdinand Philippi redigirt. Der neue Herausgeber hat eine Erzählung, die Begegnung in der Ferne, hineingegeben. Die habe ich durchgelesen: und die Kunst bewundert, womit der Verfasser es vermieden hat, irgend etwas ohne Kunst zu sagen. Die ganze Novelle ist mir vorgekommen, wie eine Schrift mit Gold- und Silbersand abgesandelt. Daß sie dadurch trocken geworden, will ich nicht behaupten; aber alle Einfachheit und Natürlichkeit ist daraus verschwunden. Nicht nur der Erzähler spricht allenthalben in Bildern und Anspielungen; auch die handelnden Personen trachten darnach, in jedem Athemzuge geistreich und witzig zu seyn, und überspannen zu dem Behuf sowohl ihre Gefühle, als ihre Phantasie. Und doch ist der Stoff höchst einfach. Ein preußischer Oberster bürgerlicher Herkunft hat in Spanien gegen die Franzosen gefochten, und in der Schlacht von Vittoria das Bildniß einer schönen Dame erbeutet. In der Schweiz findet er das altadelige Original dazu, die junge Wittwe eines in jener Schlacht gefallenen französischen Officiers, und heirathet dasselbe, nachdem es ihn auf eine etwas bizarre Art geprüft hat. Es gehört unstreitig Geist dazu, so bilder- und witzreich zu schreiben, wie der Verf. hier gethan hat; warum hat er denselben nicht lieber auf die Handhabung des fruchtbaren Stoffes verwendet?

Zwey andere Erzählungen, von Sophie May und Leopold Schiefer, sind, die eine historisch und ernst, die andere kindlich und gemüthlich. Unter den Gedichten hat mir die Seefarth von Balbamus am meisten gefallen, und das Blutgerüst von L. Robert am wenigsten. Warum das Leztere? Des Stoffes wegen. Ein König hat seinen rebellischen Bruder zum Tode verurtheilt. Da erscheint ihm seiner Mutter Geist, und verkündiget ihm, daß er ein Bastard, der Bruder aber legitim geboren ist, worauf der König dem Rebellen statt des Blutgerüstes einen Thron errichten läßt, und in das heilige Land schifft. Diese Fabel ist unpolitisch, sie verwirrt den Begriff der Legitimität, sie stößt ihn von seiner sicheren Basis herab: Pater est quem nuptiae demonstrant. Die Kupfer sind zahl- und effectreich. Walter Scott's Wohnsitz ist hier von zwey Seiten zu schauen. In der zweyten Ansicht sizt ein Pfau davor, auf einem englischen Ackerbau-Instrumente. Den Einfall könnte der große unbekannte Romanendichter übel nehmen. Im übrigen ist das Taschenbuch der elegantesten eines, und der Druck ohne Gefahr für die Augen zu lesen.

Orphea.

Prächtig eingebunden, Kupfer aus der Zauberflöte, acht Stück, alle wohlgerathen; zwey Gedichte von Lang-

dein auf Mozart, und fünf Erzählungen in Prosa. Zwey davon hab' ich Wort für Wort gelesen: das Mährchen von F. Kind, der dienstbare Geist, und die Novelle von Ernst Raupach, der Proselyt. Jenes hat mich erheitert, diese wieder ernsthaft gestimmt. Sie führt den Satz aus, daß es meistentheils große, moralische Verirrungen sind, welche die Protestanten in den Schooß der alleinseeligmachenden Kirche führen. Sie belegt denselben mit dem höchst interessanten und vortrefflich erzählten Liebesabenteuer eines jungen Grafen und einer jungen Aebtissin, die einander beyde bekehren wollten, und einander beyde in die Schlingen der Sünde führten. Die Bekehrerin stirbt vor Gram darüber, und erreicht erst nach ihrem Tode den Hauptzweck: ihr Verführer wird Mönch. Der Verf. hat tiefe Blicke in das menschliche Herz geworfen, und seine Erzählung läßt einen mächtigen Eindruck zurück, welcher glaubenseifrigen Frauen nicht anders als heilsam seyn kann.

Huldigung den Frauen,

von Castelli, Leipzig im Industriecomptoir; artige Kupfer und artiger Inhalt; für meine Augen zu kleiner Druck. Vom Inhalt haben mir Carl Lappe's hochnordische Bilder, Castelli's bezauberte Schürze, und das Schauspiel der verst. Luise Brachmann, Eigensinn und Liebe, am besten gefallen. Wie mag der Herausgeber zu dem leztgenannten gelangt seyn? Das hätt' er billig sagen sollen, da jezt eben der verstorbenen Dichterin Werke gesammelt erscheinen. und dieser ungedruckte Nachlaß dem Rechte nach wohl dem Erben gehört hätte. Das kleine Stück ist von Werth, wenn schon nicht für die Bühne; in der gedachten Sammlung, die jezt Methus. Müller fortsezt, wird es hoffentlich nicht fehlen.

Alpenrosen.

ein Schweizer-Taschenbuch, herausgegeben von Kuhn, Wyß u. a. Bern b. Burgdorfer, Leipzig b. Schmid. Es steht den eleganten deutschen Taschenbüchern nur darin nach, daß es keinen goldenen Schnitt hat. Die Kupfer sind weit besser, als die meisten in jenen, und der Inhalt, der poetische zumal, zieht an durch seine Einfachheit, wie der Kuhreigen. Eine Romanze von G. Schwab. Ida von Toggenburg; ein Mährchen, die Nachteule; eine Legende, Augustinus, von Gengenbach; der Osterspaziergang der Landleute und der Städter; ein Schützenlied für Schweizerknaben (dessen Verf. spaßhafterweise Fehlmann heißt), und die alterthümliche Erzählung aus dem Burgundischen Kriege, Viel Noth und viel Hülf, von Wyß d. j., sind dasjenige, was mich am meisten angesprochen hat. Am wenigsten der Aufsatz, die Inseln, von Herrn Rückstuhl. In dem Gedichte, der Spätherbst, von J. J. L...n, nimmt sich der Baselbieter-Dialect um so ergötzlicher aus, da er im antiken, sapphischen Versmaaße auftritt. Ueberhaupt ist dieses Gedicht ganz in Hebel's Geiste ausgeführt.

Dichtkunst.

Eidgenössische Lieder. Zweyte vermehrte Auflage. Basel in der Schweighäuser'schen Buchhandlung, 1825. 243 S. 8.

In der Vorrede dieser 2ten Auflage hält der Herausgeber (E. Münch), naiv genug, alle, die sein Werkchen mißbilligen, für unrechtlich und unpatriotisch, und diese Aeußerung, mit dem barbarischen Inhalt mancher Lieder selbst zusammengehalten, dürfte dem Kritiker einigen Schauer einjagen, wenn es nicht wahrscheinlich wäre, daß sich dem Verfasser in dieser Vorrede nur ein speculativer Gedanke in einen patriotischen verirrt, wie bey der Herausgabe selbst etwa ein patriotischer speculativ geworden.

Die Liedersammlung ist zunächst für schweizerische Studenten bestimmt, ein auf Helvetien gepfropftes deutsches Kommers- und Burschenliederbuch. Wir finden daher auch eine große Menge von bekannten deutschen Kriegs-, Wein- und Turnliedern hier wieder abgedruckt, und vermengt mit schweizerischen Originalen, in deutscher Sprache vorzüglich von E Münch, in französischer von Monnard, durchgängig schwache Nachahmung. Wenn wir den Werth der aufgenommenen Lieder von Stollberg, Schlegel, Novalis, Körner, Follen, Arndt keineswegs in Abrede stellen, so scheint es uns doch wunderbar, wie sie hieher kommen, und wir müssen es dem Herausgeber zum Troz ernstlich mißbilligen, daß er so viele von der höchsten Leydenschaft erfüllte Freyheits- und Kriegslieder, die nur in den Begeisterungs-Jahren des lezten deutschen Freyheitskriegs ihre Bedeutung wie ihren Ursprung gefunden, auf das friedliche Daseyn schweizerischer Jünglinge angewendet wissen will. Noch mehr aber müssen wir erstaunen, wenn wir mit diesem intellectuellen Mißgriff einen noch derberen ästhetischen verbunden finden. Herr Professor Münch genirt sich nicht, unter der Firma „nach Stollberg, nach Körner, nach Arndt" u. s. w. die trefflichen Gedichte dieser Sänger von seiner eigenen Hand verstümmelt abdrucken zu lassen. Was sich darin auf Deutschland bezieht, schneidet er keck heraus, und ersezt es mit Flickereyen, die sich auf die Schweiz beziehen. Um nur ein Beyspiel zu geben, so finden wir Körner's berühmten Aufruf: „Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen," hier mit der Ueberschrift: Die Unterwaldner beym Einfall der Franzosen. Im Liede selbst wird nur der Name der Deutschen mit dem der Schweizer vertauscht. Ist denn aber Herr Münch in seinem Vaterlande so wenig orientirt, daß er von Leyern im Lande Unterwalden träumt, da er den Vers stehen läßt: „Laßt die Leyer still, den Webstuhl ruhig stehen!" und kennt er die Geschichte jenes edlen Kampfs der Alpenhirten so wenig, daß er nicht mehr weiß, wie viele Weiber und Mädchen von Unterwalden sich heldenmüthig mit den Franzosen herumgeschlagen, da er den Vers stehen läßt: „Was weint ihr Mädchen, warum klagt ihr Weiber, für die der Herr die Schwerdter nicht gestählt, u.s.w."

Recensent scheut sich, die Absurditäten dieser Art, wovon das Buch wimmelt, weiter zu verfolgen, und schließt mit dem Trost, daß den verstümmelten deutschen Dichtern weniger Schmach angethan ist, als dem Verstümmler und seinen Landsleuten, die, an Freyheit und Helden reich genug, sie für den Gesang im fremden Norden stehlen.

Nr. 93.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 22. November 1825.

Ueberblick der englischen Literatur.
VIII.

Erd- und Völkerkunde. Die Ueberreste des alten Hasses zwischen den Engländern und den Bewohnern ihrer ehemaligen Kolonien in Nord-Amerika sind besonders in den Reiseberichten auffallend, die wir aus England erhalten. John Bull geht gewöhnlich mit all seinen Vorurtheilen gegen Bruder Jonathan und mit dem stolzen Gefühle seiner Ueberlegenheit über das atlantische Meer, und nachdem er sich geärgert hat, daß es ihm in den amerikanischen Wirthshäusern nicht ganz behaglich gewesen ist, oder daß er wohl gar mit andern Reisenden in einem Bette hat schlafen müssen, daß die leidige Freyheit und Gleichheit dort zu unverschämten Annäherungen führt, daß es den Yankees an der gepriesenen Einrichtung einer herrschenden Kirche, an einer Aristokratie, an dem Erstgeburtsrecht u. s. w. fehlt, kommt er gewöhnlich mit all seinen Vorurtheilen wieder heim. Prüft man die meisten, von Engländern geschriebenen Reiseberichte, so findet man, daß der Eindruck, den sie machen, den Amerikanern ungünstig ist, und obgleich man, mit wenigen Ausnahmen, keinem jener Reisenden absichtliche Verletzung der Wahrheit vorwerfen kann, so ermangeln sie doch fast alle der Unbefangenheit. Die Amerikaner haben, besonders durch ihren geschickten Wortführer, das North American Review, oft bittere Klagen über diese untreuen Schilderungen geführt, und so sind auf beyden Seiten Mißverständnisse entstanden. Offenbar liegt die Schuld dieser Irrungen weit mehr an den Engländern als an ihren Stammgenossen, wenigstens sind von jenen, und besonders von den unredlichen Beurtheilern im Quarterly Review, die Angriffe ausgegangen, worauf Amerikaner mit unnöthiger Erbitterung und unpassenden Gegenbeschuldigungen geantwortet haben. Die besten Waffen hat dagegen ein Ungenannter in seinem: John Bull in America, or the new Munchhausen (London 1825. 12.) geführt. Er lacht darüber. Er führt einen ächten Repräsentanten der gewöhnlichen reiselustigen Engländer durch eine Reihe ergötzlicher Abenteuer, die Gelegenheit geben, die Vorurtheile zu verspotten, welche jene mitzubringen pflegen. Für den Verfasser hält man Paulding, Irvings Mitarbeiter an Salmagundi, der früher schon in einer kleinen Schrift: John Bull and Brother Jonathan eine humoristische, im Styl der Bücher der Chronika geschriebene Erzählung von den Zänkereyen zwischen seinen Landsleuten und den Engländern gegeben hat. — Zu diesen allgemeinen Bemerkungen über den Charakter englischer Reiseberichte geben auch die neuern Werke einigen Anlaß, die sonst schätzbare Beyträge zur Kunde des großen Freystaats sind. Das erste heißt: Lettres from North America, written during a tour in the United States and Canada. By Adam Hodgson. 2 Bände in 8. London 1824. Der Verfasser ist ein Kaufmann aus Liverpool, ein Mann nicht ohne allgemeine literarische Bildung, wiewohl in politischen Kenntnissen wenig bewandert, allen heimathlichen Einrichtungen vom Könige und dem Parliament bis herab auf den Stadtrath in Liverpool eifrig ergeben, in Glaubensansichten nicht eben freysinnig, sonst ein redlicher und verständiger Beobachter, der offenbar die Absicht hatte, unpartheyisch zu seyn, und, wo er irrt, durch mangelhafte Kenntniß der Verfassung entschuldigt werden muß. Der Verfasser scheint in diesen Briefen, wie er vorgibt, wirklich seinen Angehörigen die edlen Eindrücke geschildert zu haben, die er auf seiner Reise empfangen hatte. War auch er nicht ganz frey von dem gewöhnlichen Vorurtheile der Engländer, der Erwartung, von einem unfeinen und ungebildeten Volke unhöflich empfangen zu werden, so gab er dagegen, nachdem er während einer Zeit von 16 Monaten über 7000 englische Meilen, theils zu Pferde, theils in Dampfböten und Landkutschen zurückgelegt, und mit Menschen verschiedener Art Verkehr gehabt hatte, das Zeugniß, daß er die Amerikaner eben so höflich, ja zuweilen noch gefälliger als seine Landsleute gefunden habe. Er fand die Sitten unter den gebildetern Klassen zwar minder fein und förmlich oder steif, aber im Ganzen waren sie wenigstens eben so gut mit allgemeinen Kenntnissen ausgestattet, obgleich weniger wissenschaftlich gebildet. Von den Frauen spricht er mit großem Lobe.

Sie sind lebhaft und unbefangen, munter und gesellig, aber dabey strenge in der Beobachtung aller Gesetze der weiblichen Zucht und Sitte. Kurz, man findet Häuslichkeit, Geschmack an Geistesbildung, Gutmüthigkeit und Sitteneinfalt bey ihnen vereint. Die Volksklasse, die er die geringere nennt und die der Klasse der kleinen Landgutbesitzer, der geringern Gastwirthe, Krämer, Handwerker und Dienstboten in England entspricht, zeichnet sich vor diesen durch Scharfsinn und Verstand, eifrige Neigung zum Lesen, umfassendere Ansichten, und größere Freyheit von Vorurtheilen, von Kleinstädterey und von Gemeinheit aus. Die allgemeine Verbreitung von Kenntnissen, die alle unbefangenen Reisenden rühmen, bestätigt auch Hodgson. Wir haben in Europa keinen Begriff von einer so kenntnißreichen Volksmasse, als man in Amerika findet, und mehr als alle Vortheile des Klima's, des Bodens, der politischen Einrichtungen, gibt dieß dem Amerikaner ein so großes Uebergewicht über seine Nachbarn, die Bewohner Canada's, so wie der ehemaligen spanischen Kolonien. Diese Erscheinung zu erklären, braucht man sich nur an die Umstände zu erinnern, welchen die meisten englischen Ansiedlungen in Nord-Amerika ihre Entstehung zu danken hatten: Männer, meist durch Glaubenszwiste und politische Parthenungen aus Großbritannien vertrieben, fanden hier eine ruhige Zuflucht, und wie ihre Ansichten von Glaubensfreyheit der Geist der dort gebildeten kirchlichen Gemeinden wurden, so trug auch die, mit diesem Geiste verwandte Achtung für Jugendbildung in dem neuen Wohnsitze überall gute Früchte. Wie ganz anders in den spanischen Kolonien, welchen das Stiefmutterland Pfaffenthum und Inquisition gab! So wie in frühern Zeiten, sieht man noch jezt in dem Gebiete der Vereinigten Staaten, sobald eine neue Ansiedlung, selbst in den entlegensten Gränzgegenden, gegründet ist, Schulen, Akademien, Kirchen, Gerichtshöfe, wie durch einen Zauberschlag entstehen. Selbst in den entferntesten Gebieten, Wabasch, Illinois, Missuri, findet man die Bildung, die Künste, die Civilisation der Europäer als fröhlich gedeihende Pflanzen. Wir verweilen einen Augenblick bey dieser wichtigen Grundlage der Gesittung in jenen Ländern, und wollen einige Angaben über den Zustand des öffentlichen Unterrichts, die theils Hodgson liefert, theils andere Quellen darbieten, hier mittheilen. „Man rechnet, sagte vor einiger Zeit Webster, ein ausgezeichnetes Mitglied des Kongresses in einer Rede: daß in England nur 1 Kind unter 15 die Mittel hat, Lesen und Schreiben zu lernen, in Walis nur 1 unter 20, in Frankreich, bis in die neusten Zeiten, nur 1 unter 35. In Neu-England aber, darf man wohl sagen, hat jedes Kind diese Mittel. Was man anderswo dem Zufalle oder der Mildthätigkeit überläßt, ist bey uns durch Gesetze gesichert. Jeder Bürger muß zum Behufe des öffentlichen Unterrichtes nach Verhältniß seines Besitzthums beysteuern, und wir sehen nicht darauf, ob er Kinder habe, oder nicht, die von den Unterrichtsmitteln, wozu er beytragen muß, Vortheil ziehen können." In Connecticut betrug das zum Behuf der Volkserziehung zurückgelegte Vermögen im Jahr 1821 über 1,800,000 Dollars. Die neu angelegten Staaten haben demselben Zwecke ansehnliche Ländereyen gewidmet, die zwar jezt keinen großen Werth haben, aber bey dem schnell steigenden Werthe des Eigenthums bald reichliche Mittel für Unterrichtsanstalten geben werden. Unter den ältern Staaten liefert besonders New-York die erfreulichsten Ergebnisse der Sorgfalt für die Volksbildung. Im J. 1823 gab es in 7382 Schulbezirken eben so viele Gemeindeschulen, und es wurden in diesen Bezirken überhaupt gegen 400,000 Kinder unterrichtet. Die Schulkasse wendete in jenem Jahre für die Gemeindeschulen 182,802 Dollars auf, und man rechnete, daß während jener Zeit von Einzelnen über 850,000 Dollars den Unterrichtsanstalten gewidmet wurden. Ueberdieß wurden im Staate New-York in 36 inkorporirten sogenannten Akademien oder Kostschulen gegen 2700, in den drey akademischen Collegien (Columbia, Union und Hamilton) über 460, und in zwey Arzneyschulen gegen 300 Zöglinge gebildet. In keinem andern Staat genießt daher ein so ansehnlicher Theil der Volksmenge Unterricht als in New-York. Das Schulvermögen fließt aus Quellen, die eine allmählige Zunahme sichern, und der Gesammtbetrag wurde im vorigen Jahr auf 1,637,003 berechnet. In allen sogenannten military bounty lands werden zwey Loose, jedes von 640 Acres, für Kirche und Schule inne behalten, die man verkauft oder verpachtet. Akademische Collegien zählt man in den gesammten Staaten 26, worunter, außer den oben genannten in New-York, Harvand zu Cambridge in Massachusetts (das älteste, gestiftet 1638), Yale zu New-Haven in Connecticut (gest. 1700), Brown-University zu Providence in Rhode Island (gest. 1764), North-Caroline zu Chapel Hill (gest. 1789), Darmouth zu Hanover in New-Hampsire (gest. 1769), Franklin zu Athen in Georgia (gest. 1785) zu den bedeutendsten gehören und Columbian im District Columbia (gest. 1821) die jüngste ist. Die Zahl der Graduirten beträgt gewöhnlich ¼ der Studenten, und die Gesammtzahl beyder konnte 1822 — 23 auf 3200 geschäzt werden, woraus sich das Verhältniß von 1 zu 3000 der Volksmenge ergibt, wiewohl dieses Verhältniß nicht in allen Staaten gleich ist. Außer jenen Anstalten gibt es noch einige theologische Schulen: das von den Presbyterianern gestiftete allgemeine theolog. Seminarium zu Princetow in New-Persey; das von den Congregationalisten gegründete allgemeine theolog. Seminarium zu Andover bey Boston, und

das vor Kurzem errichtete allgemeine Seminarium der protestantischen bischöflichen Kirche in New-York, wo der Cursus 3 Jahre dauert. Die Folge dieser in allen Staaten herrschenden Sorgfalt ist dann auch darin sichtbar, daß jeder Bürger lesen kann, daß selbst Dörfer Büchersammlungen besitzen und allgemeine Leselust verbreitet ist. Hodgson gibt davon mehrere merkwürdige Beyspiele. In einer Dorfschenke fand er z. B. Young's Nachtgedanken, Blain's Vorlesungen, Darwin's Pflanzengarten, Paley's Moralphilosophie, ein englisches Wörterbuch, Walter Scott's Gedichte, in einem Wirthshause in Tenessee, unter anderen Homer, Ovid, Cicero, Adam Smith, Freguson's Astronomie, die Encyclopädie von Rees, die dem Sohne des Wirthes gehörten; in dem Hause eines Landmanns in Georgia, dessen Frau eine halb gebildete Tschirokesinn war und dessen Kinder gut erzogen waren, Robertson's America, den Zuschauer und mehrere Zeitschriften. Bey seinem Wirthe in Alabama fand er Nicholson's Encyclopädie nebst der Bibel und — dem Koran. Gewöhnlich, sezt er hinzu, sieht man in den ländlichen Schenkstuben nützliche Bücher liegen, die sich oft nur aus der, in des Wirthes Schlafkammer aufgestellten, gar nicht zu verachtenden Sammlung verirrt haben. Dieses Streben nach Bildung findet man selbst in kaum entwilderten Gegenden. S. z. B. unter den Creek-Indianern, deren einige thätige Missionarien sich angenommen haben. Unter den drey Bezirken, worein die 15 bis 20000 Seelen dieses Volksstammes getheilt sind, hat einer sein Jahrgeld von 2000 Dollars, das die Vereinigten Staaten für abgetretene Ländereyen zahlen, auf 17 Jahre den Schulen gewidmet; ein anderer die Regierung gebeten, die Einfuhr von Schießbedarf zu verbieten, und die Jäger zur Feldarbeit zu nöthigen, und das Jahrgeld in landwirthschaftlichen Werkzeugen zu erhalten gewünscht. — Der sittliche Zustand ist in den verschiedenen Staaten so verschieden, daß keine, auf das Ganze passende Schilderung davon gegeben werden kann. Trunkliebe ist ziemlich allgemein herrschend, und in den mittlen und noch mehr in den südlichen Staaten geht sie in Ausschweifung über. Ausschweifungen des Geschlechtstriebes findet man von Boston, wo mehr als englische Puritanerstrenge, und New-Orleans, wo mehr als französische Ueppigkeit herrscht, in allen Abstufungen. Diebereyen, Straßenraub, Mord sind weit seltener als in England, Zweykämpfe, außer in den östlichen Staaten, häufiger und weit grausamer. Ueber den unseligen schwarzen Fleck, der das sonst so erfreuliche Gemählde der Gesittung in Nord-Amerika verunstaltet, über die Sklaverey, bringt H. einige merkwürdige Thatsachen bey, die mit den Angaben zusammenstimmen, die früher nach Faux (Lit. Bl. 1824. No. 30.) mitgetheilt wurden. Man schaudert mit ihm, wenn man hört, wie ein Pflanzer, der für einen achtbaren Mann galt, bey Tische gleichgültig erzählt, er habe auf einen entlaufenen Sklaven geschossen, in der Absicht ihn zu tödten, zu einer andern Zeit seine Freunde zu dem „Spaß" eingeladen, zwey in seine Pflanzung geflüchtete Sklaven zu jagen, und als man Geräusch im Schilfe vernommen, habe man auf das „Wild" geschossen. Auf der andern Seite verschweigt er auch nicht, daß viele Sklaven, wie er glaubte, gut gehalten werden, obgleich er nicht viele in den Pflanzungen beobachten konnte. Die Heiterkeit und Einsicht der Haussklaven überraschten ihn, und er fand sie in ihrem Benehmen überhaupt den untersten Volksklassen in England überlegen. Die Dienstboten in den Wirthshäusern der südlichen Staaten sind gewöhnlich Sklaven. Ueber das Sklavensystem im Gegensatze freyer Arbeiter, macht er verständige Bemerkungen, und zeigt, welche unvermeidliche Nachtheile der Pflanzer hat, wenn die durch Sklaven gewonnenen Erzeugnisse im Preise fallen. Auf seiner Reise durch das Gebiet der Indianer fand er Gelegenheit zu interessanten Bemerkungen, und untersuchte aufmerksam den Zustand der Missionen unter den Wilden, deren Bemühungen glücklichen Erfolg haben sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungs-Literatur.

Lord Byron's Reise nach Corsica und Sardinien während des Sommers und Herbstes 1821. Aus dem Französischen übersezt. Leipzig bey J. Müller. 1826. 56 S. gr. 8.

Das Original ist in Paris 1825 erschienen, und der Uebersezer ist zweifelhaft, ob es nicht bloß sein Original gewesen, und eine Uebertragung aus dem Englischen sey. Den Inhalt charakterisirt er sehr richtig als einen unterhaltenden Beytrag zu dem Leben und zur Charakteristik des berühmten Mannes. Nicht Byron selbst beschreibt hier seine Reise, die eigentlich nur eine in Gesellschaft von Freunden und Freundinnen unternommene Lustreise war. Einer seiner Gesellschafter erzählt die Begebenheiten der Fahrt, und läßt uns den Lord anschauen in seinem Benehmen sowohl bey gewöhnlichen als bey gefährlichen Ereignissen. In leztgedachter Hinsicht ist das 3te Capitel, worinnen ein Sturm beschrieben wird, das interessanteste. Byron benahm sich dabey wie ein Mann von großer Seele. Als die Gefahr, an einer Klippe zu scheitern, unvermeidlich schien, rieth er den Männern seiner Begleitung die Kleider anzulegen. „Ich weiß recht wohl, sagte er, daß

die Hoffnung nicht groß ist, mit einem so tobenden Meere zu kämpfen; aber so wie die Kinder, wenn sie des Weinens müde sind, nur desto ruhiger sind und leichter einschlafen; so werden wir auch, durch unsere Anstrengungen erschöpft, den Tod minder beschwerlich finden. In wenig Augenblicken werden wir, durch Gottes Gnade, im Schoße der Ruhe seyn." Die Uebersetzung lies't sich angenehm. Die Capitel-Ueberschriften versprechen bisweilen mehr, als die Capitel enthalten. So z. B. heißt es in dem Index des achten unter andern: „Merkwürdige Anecdote von Nelson." Es steht aber von Nelson kein Wort weiter darinne, als: „Der Hauptmann F*** zeigte uns den Felsen, auf welchen der damalige Capitain Nelson im Jahre 1794 während der Belagerung eine Batterie hatte aufpflanzen lassen. Hier war es, wo dieser tüchtige Seemann ein Auge verlor." Wer weiß diese Merkwürdigkeit nicht? Das vielbesprochene geheimnißvolle Kästchen S. 25 und 54, von welchem der Lord sich nicht zu trennen pflegte, reizt ebenfalls die Neugier, ohne sie zu befriedigen. Merkwürdiger, als Nelsons verlornes Auge und dieses Kästchen ist die Art, wie Byron seinen skeptischen Freund Shelley widerlegte. „Wenn es kein zukünftiges Leben gibt, werde ich, einmal gestorben, eben so gut als Sie, todt seyn, der mich überreden will, es gäbe keines. Im Gegentheile, wenn es eins gibt, woran ich nicht zweifle: so habe ich dann einen wirklichen Vortheil vor Ihnen, und Sie werden, denke ich, doch zugeben, daß die Mühe zu glauben, weniger schwer als die zu zweifeln, und überhaupt angenehmer ist. In den Tagen der Trübsal ist die Hoffnung der Verzweiflung vorzuziehen." Von seiner Wohlthätigkeit finden sich hier schöne Beyspiele, und er scheint nach S. 44 darin sein höchstes Glück gefunden zu haben.

Zeitgeschichte.

Die Verschwörung gegen den Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen-Cassel, nach ihrer Geschichte und Strafwürdigkeit dargestellt, nebst einer erneuerten Untersuchung über Hochverrath und Majestätsverbrechen u. s. w. Von Johann von Horn. Ilmenau bey Voigt. 1824. VIII. u. 416 S. 8.

Dieses Buch, welches in der Ostermesse d. J. (1824) erschien, ist um eine Messe zu früh herausgekommen. Hätte der Verf. die Michaelismesse abgewartet; so würd' er durch die öffentlichen Zeitungen erfahren haben, daß die ganze Verschwörung, die er hier „nach ihrer Geschichte" darstellt, nichts als eine Spiegelfechterey gewesen, welche von dem Oberpolizeydirektor selbst ausgegangen: von dem nämlichen Oberpolizeydirektor, dessen Rechtschaffenheit und Geschicklichkeit er hier wiederholt rühmt, und von dessen Thätigkeit er die völlige Aufklärung der fraglichen Verschwörungsgeschichte hoffte. Herr v. H. befindet sich also nun, als Geschichtschreiber betrachtet, ungefähr in der Lage jenes Naturforschers, der einen Folianten über höchstmerkwürdige Versteinerungen schrieb, die er gefunden hatte, und endlich erfuhr, daß der Steinmetz sie verfertiget und der Muthwille dahin gelegt hatte, wo der Naturforscher darnach zu suchen pflegte. Inzwischen sind die rechtswissenschaftlichen Betrachtungen, die er bey Gelegenheit dieser vorgespiegelten Verschwörung über die Begriffe von Hochverrath, Majestätsverbrechen, Verbrechen beleidigter Ehrfurcht, Umtriebe u. s. f. angestellt hat, nicht ohne practischen Werth, obwohl es dem Verf. an demjenigen philosophischen Scharfsinne zu fehlen scheint, von welchem die schwierige Theorie der politischen Verbrechen ihr Heil erwarten muß. Auch wollen wir der Schrift ihre Bedeutsamkeit für die Zeitgeschichte nicht absprechen, insoferne darin — zwar nicht die Geschichte der Verschwörung — wohl aber die Geschichte der Untersuchungen, Verhaftungen und Sicherheitsmaßregeln erzählt wird, zu welchen jene Scheinverschwörung Veranlassung gegeben haben soll. Freylich kommt dabey alles auf die Frage an, ob die erzählten Thatsachen wahr sind, und wir entsinnen uns, daß, ungefähr im April 1824, die Zeitung von Cassel die Horn'schen Nachrichten „beinah alle" für grundlos erklärte; aber damals stand ja wohl der Poet der fraglichen Verschwörung noch an der Spitze der kurhessischen Polizey, und konnte die Cassel'schen Zeitungen sagen lassen, was er wollte. Die Kritik hat also keinen Grund, Herrn v. H. für unglaubwürdig zu halten. Seine Weitschweifigkeit hingegen setzt sie billig auf Rechnung des Umstandes, daß er über eine Sache schrieb, die noch nicht im Klaren war. Jezt, da ein überraschendes Licht in das Anfangs undurchdringliche Dunkel gefallen ist, kann diese merkwürdige Geschichte viel kürzer erzählt werden, und wird unfehlbar ein weit lebhafteres Interesse erregen, als vorher. Auch kann eine gründliche, aus den Acten gezogene historische Darstellung der Verwickelung und Katastrophe dieses politischen Intriguenstückes von großem Nutzen seyn für die laufende Zeit, und wenn Herr v. H. diese zu liefern im Stande ist, so hat er eine schöne Gelegenheit, seine literarische Präcipitation wieder gut zu machen.

Nr. 94.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 25. November 1825.

Ueberblick der englischen Literatur.
VIII.

(Fortsetzung.)

Was er über Canada mittheilt, ist schätzbar, besonders in Beziehung auf die Ansiedlungen, welche die brittische Regierung, wie auch Hodgson es empfiehlt, zwar begünstigt, die aber durch die Gebühren-Erpressung von Seiten der Beamten so sehr erschwert werden, daß man mehr Vortheil hat, wenn man Ländereyen kauft, als wenn man sie von der Regierung zum Geschenke erhält. — Ueber die Staatsverfassung und die öffentliche Verwaltung der vereinigten Staaten weiß uns der Kaufmann aus Liverpool bey seinem beschränkten politischen Blicke zwar nicht viel Bedeutendes zu sagen, gibt aber doch Zeugniß, daß hier von dem angeblichen Einflusse auf die Wahlen gar nicht die Rede, und das unbeschränkte Wahlsystem nicht so unausführbar und verderblich ist, als es das Quarterly Review gescholten hat. Was er über den Zustand des Religionswesens sagt, wird man mit Vorsicht lesen, wenn man hört, daß er den Mangel einer herrschenden Kirche und einer bischöflichen Hierarchie für ein großes Unglück hält.

Von einem ungenannten Reisenden, der in Eton und Cambridge erzogen ward und einen großen Theil von Europa gesehen hat, hätte man über die politischen Verhältnisse wohl eine gründlichere Belehrung erwarten können, aber sein Buch: An Excursion through the United States and Canada, during the years 1822 — 23. By an English Gentleman (London 1824. 8.) gibt uns gerade über die Wirksamkeit der repräsentativen Verfassung weit weniger, als man wünscht, und überhaupt auf seinen 511 Seiten nicht so viel gute Nachrichten als Hodgson, wiewohl des Verfassers Mittheilungen über diejenigen Gegenstände, wo sein Zeugniß nicht durch religiöse und politische Vorurtheile geschwächt wird, nicht ohne Verdienst sind. In den Hauptpunkten sind die Ergebnisse der Beobachtungen beyder Reisenden ziemlich gleich, und sie bestätigen sich gegenseitig in ihren Angaben über die Sitten des Volkes und den Zustand des Landes. So kommen beyde, um nur eines zu erwähnen, in Beziehung auf die Verhältnisse der Auswanderer in der Behauptung überein, daß Amerika das Canaan nicht des Kapitalisten, wohl aber der arbeitenden Klasse ist, die überall im Gedeihen zu seyn scheint. Unter anderm bemerkt der Gentleman, er habe in keinem Theile der vereinigten Staaten einen Bettler gesehen, und sey nur einmal um Almosen angesprochen worden, aber von einem Irländer.

Ein anderer Ungenannter gibt in: A summary View of America: comprising a description of the face of the country, and of several of the principal cities, and remarks on the social, moral, and political character of the people, being the result of observations and enquiries during a journey in the United States. By an Englishman (London 1824. 8.) in 33 Abschnitten ein ziemlich umfassendes Gemälde des Landes. Er bereiste (1822 — 23) nur die Staaten Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut, New-York, New-Jersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland, Virginien und Nord-Carolina. Wie Hodgson nicht ohne Ueberraschung hörte, daß ein Major oder ein Oberst ein Wirthshaus an der Straße hielt, bis er sich an diese „Phänomene der bürgerlichen Gleichheit" gewöhnt, so war auch unserm Ungenannten manche Sitte in den Wirthshäusern eben so ärgerlich und anstößig, als der „viehische Gedanke" (beastly idea), Schweine in New-York herumlaufen zu lassen, um die Gassen von ausgeworfenem Unrathe zu reinigen. Wenn er uns erzählt, wie er in einer Dorfschenke sich an ein Handtuch trocknen soll, das schon einem Dutzend anderer Reisenden gedient hat, oder ihm angesonnen wird, einen wohlgekleideten reinlichen jungen Zimmermann zum Bettgenossen zu wählen, und er lieber aufbleiben, als sich zu ihm legen will, bis ihm der Wirth, verwundert über diese Weigerung, endlich ein besonderes Bett gibt, so sehen wir, daß der Spötter Paulding die Verlegenheiten des wandernden John Bull gut beobachtet hat. Er gewöhnte sich jedoch klüglich an diese Dinge und fand bey weitem in den meisten Wirthshäusern sonst alle Bequemlichkeit und höfliche Bedienung. Das Rauchen und Kauen des Tabacks und

die daraus entstandenen „Entfärbungen" der Fußteppiche, Stühle und Treppen waren freylich Anstößigkeiten, womit er sich nicht versöhnen konnte. Die arbeitende Klasse, die andere Reisende als grob schildern, ist nach unserem Ungenannten im Allgemeinen höflich, wiewohl nicht kriechend. Von den Sitten der Frauen, ihrer Liebenswürdigkeit, ihren häuslichen Tugenden entwirft auch er ein schönes Bild. So zurückhaltend im Benehmen und in Reden sie an öffentlichen Orten sind, so offen, gesprächig und anmuthig sind sie im häuslichen Kreise. Unter der ärmern Volksklasse werden die Weiber weit sittsamer erzogen, als unter derselben Klasse in Europa. — Der Verfasser gibt einige schätzbare Nachrichten über die religiösen Verhältnisse. Fast alle christliche Glaubensparteyen leben einträchtig neben einander. Keine dieser Gemeinden kann die kirchliche Anstalt reich ausstatten; und da die Einkünfte der Geistlichen fast in allen Fällen von ihren Pfarrkindern aufgebracht werden, so ist wenig gesellschaftliche Ungleichheit zu bemerken, und selbst in der Kleidung unterscheidet sich der Geistliche von dem Laien nicht viel anders, als daß er gewöhnlich schwarz gekleidet ist. Die Nachbarschaft der verschiedenen Glaubensparteyen bringt so wenig irgend eine Reibung hervor, daß vielmehr eine anständige Beobachtung der religiösen Gebräuche die Folge davon zu seyn scheint. In wenig Ländern wird der Gottesdienst häufiger besucht als in Amerika. Erklärter Deismus sey selten, sagt der Verfasser, wiewohl er meint, daß in deistischen Ansichten die Ursache des Widerstands gegen Missionsgesellschaften zu suchen sey. Aber er gesteht auch, daß diese Gesellschaften oft Menschen zur Bekehrung des Heiden bestimmt haben, die zu ihrem Berufe so wenig tauglich gewesen seyen, als Robespierre zur Gründung der Freyheit. Ueber die protestantische bischöfliche Kirche, eine Tochter der englischen Kirche, kommen mehrere Nachrichten vor. In jedem bischöflichen Sprengel wird jährlich eine Versammlung gehalten, und von drey zu drey Jahren findet eine allgemeine Kirchenversammlung statt. Die Bischöfe bilden das Oberhaus, die geistlichen und weltlichen Abgeordneten der verschiedenen Sprengel das Unterhaus. Die Tochter ist der alten Sitte treuer geblieben, als die englische Kirche, die seit 1665 eine ganz ähnliche Einrichtung hatte, welche aber seit der Thronbesteigung des Hauses Hannover in Abnahme kam. Die amerikanische Kirche hat bloß Bischöfe, von welchen der älteste einen Ehrenrang, aber keine geistliche Obergewalt über die andern hat. In der Liturgie hat man einige Abweichungen von dem englischen Vorbilde gemacht, besonders darin, daß die ganze Gemeine die Responsen sagt, statt daß in England der Küster mit schleppendem Tone sie spricht. Die **Katholiken** bilden nach dem Verfasser nicht $\frac{1}{10}$ der gesammten Volksmenge der vereinten Staaten. Am zahlreichsten sind sie in Maryland, das zuerst von ihnen angebaut ward. Die Hierarchie ist hier nicht sehr mächtig. Der Bischof von Philadelphia, erzählt der Verf., hatte einen Priester einstweilen von seinem Amte entfernt, aber obgleich der Erzbischof und selbst der römische Hof den Ausspruch bestätigten, so unterstützte die Gemeine dennoch ihren Pfarrer. Von der Gesellschaft der Freunde oder den Quäckern spricht der Reisende nicht günstig, und obgleich sie in Amerika zahlreicher als in England sind, so haben sie doch weniger Einfluß auf die Gesellschaft und sind weniger gebildet. Den **Methodisten** von Wesley's System hingegen gibt der Verfasser ein günstigeres Zeugniß, und er glaubt, daß sie mit der Zeit, wenigstens der Zahl nach, die bedeutendste Glaubenspartey in Amerika seyn werden. Zu ihrer Ehre wird erwähnt, daß sie die einzigen sind, die sich des religiösen Unterrichts der Sklaven angenommen haben, und fast alle christlichen Sklaven gehören zu ihrer Gemeinde. — Ueber die Sklaverey hat der Ungenannte viele Nachrichten eingesammelt, woraus hervorgeht, daß die verderblichen Wirkungen derselben sich nicht auf die unglücklichen Opfer beschränken, sondern sich auf die ganze Gesellschaft erstrecken. Dem Kongreß der vereinten Staaten gebührt die Ehre, zur Abschaffung des afrikanischen Sklavenhandels die erste Anregung gegeben zu *haben*, aber zur Hemmung des **Sklavenhandels im Innern** ist noch nichts Wirksames geschehen. In Maryland und Virginia zieht man Sklaven für die Märkte in den südlichen und westlichen Staaten, wie man Vieh zieht. Die Landgutbesitzer wünschen nichts weniger als die Abschaffung der Sklaverey, und in beynahe allen Staaten, welche dieselbe dulden, hat die gesetzgebende Versammlung die Fortdauer dieser Schmach zu sichern gesucht. Merkwürdig ist, was noch im vorigen Jahre im Staate **Illinois** geschah. Die gesetzgebende Versammlung rieth mit einer Mehrheit von zwey Drittheilen der Stimmführer dem Volke zu einer Abänderung der Verfassung, d. h. zur Abschaffung des Artikels, der — wie in allen Verfassungen der neuen Staaten — die Sklaverey verbietet. Bey öffentlichen Gastmahlen, die man bey dieser Gelegenheit gab, wurden (nach dem Reiseberichte des English Gentleman) die Trinksprüche ausgebracht: „Man gebe uns Neger in Fülle! — Eine neu, **rein republikanische** (!!) Verfassung, die dem Volke den ungestörten Genuß **jeder Art des Eigenthums** sichere!" Aus einer bey der Gelegenheit in Amerika erschienenen Flugschrift: An impartial appeal to the reason, interest and patriotism of the people of Illinois, on the injurious effects of slave labour — sehen wir, in welcher Art die Sklaverey in den lezten 30 Jahren in den vereinten Staaten zugenommen hat. Im J. 1790 zählte man 676,696, 1800 schon 894,444, 1810 aber 1,191,364 und

1820 gar 1,531,431 Sklaven. Zwischen dem freyen Amerikaner und seinem Sklaven ist gar kein gemeinsames Gefühl. Verachtung der Schwarzen ist Nationalsünde. Wunderte sich doch selbst Professor Silliman, als er in London ein wohlgekleidetes Mädchen Arm in Arm mit einem Neger gehen sah. Auffallend ist der Unterschied zwischen den Staaten, wo Sklaven sind, und denjenigen, wo Sklaverey nicht geduldet wird. In Hinsicht auf Bevölkerung, auf Wohlstand und Lebensbequemlichkeiten, auf Veredlung im bürgerlichen und häuslichen Leben, auf Sitten und Lebensweise der mittlern und arbeitenden Volksklasse findet gar keine Vergleichung statt. Selbst in demselben Staate ist dieser Unterschied in den Theilen sichtbar, wo es viele Sklaven gibt. Wie Sklavenarbeit den Boden verschlechtert, hat man besonders in Virginien erfahren, wo der durch Sklaven getriebene Tabacksbau ganze Bezirke unfruchtbar gemacht hat. Viele zu Grunde gerichtete Landbauer sind hier nun Sklavenzüchter (Slave Growers) geworden, weil der zunehmende Begehr im Innern diesen Handel vortheilhaft gemacht hat. Sklaven die Stapelwaare eines Landes!! Wohl muß man mit dem Verfasser des Summary View (S. 289) unwillig ausrufen: „Was für eine Freyheit ist das? Und wie ließe sich das virginische Gesetz entschuldigen, das einem, dem Namen nach freyen Schwarzen eine Steuer auflegt, bloß weil er ein Schwarzer ist?"

(Der Beschluß folgt.)

Rechtswissenschaft.

Der Büchernachdruck nach Römischem Recht betrachtet von Dr. Leopold Joseph Neustetel, Advokaten und Prokurator bey dem Kurfürstlich Hessischen Obergerichte zu Hanau. Heidelberg. Neue Akademische Buchhandlung von Carl Groos. 84 S. 8.

Der Verfasser, ein durch mehrere ausgezeichnete civilistische Abhandlungen rühmlichst bekannter Rechtsgelehrter, beschenkt hier das deutsche Publikum mit einer neuen Schrift, welche sowohl durch ihren Gegenstand als durch die Weise, wie er behandelt ist, die Aufmerksamkeit aller wissenschaftlichen Deutschen verdient. Während nämlich die frühern Bestrebungen meistens dahin gingen, der künftigen Legislation über den Nachdruck vorzuarbeiten, und Meynungen für und gegen denselben abzugeben, hat sich der Verfasser die praktischere Aufgabe gesetzt, das positive Recht über den Nachdruck zu befragen, und namentlich das jus Romanum von dem Vorwurfe zu reinigen, als entbehre dasselbe, „das in der unermeßlichen Hauptstadt der alten Welt „mitten in der entwickeltsten Sittenverderbniß, in Kenntniß aller Laster und Verbrechen und im Kampf mit „derselben groß geworden ist," (S. 3) eines Rechtsmittels gegen diese Plage der Schriftsteller und Verleger. Wie diese Ausführung dem Verfasser gelungen ist, wird sich am besten in einer genauen Anzeige der Schrift darthun lassen.

Zuvörderst betrachtet der Verfasser, was Andere über den Nachdruck gedacht haben. Die Meisten haben sich dafür ausgesprochen, daß dem Schriftsteller ein Eigenthum an seinem Geisteswerke zustehe, weswegen der Nachdruck bald als Diebstahl (furtum), bald als Fälschung, bald auch nur als einfache privatrechtliche Störung im Eigenthums-Genusse betrachtet worden, wobey man indessen eine Art von Verjährung, als Verlust, wegen Nichtgebrauchs anzunehmen, nicht umhin konnte (S. 4). Aber die Begriffe von Eigenthum und Verjährung in ihrer Anwendung auf Gedankenerzeugnisse sind dem gemeinen Rechte durchaus fremd, es würde vielmehr verwirrend seyn, diese Begriffe so weit auszudehnen (S. 5). Deswegen haben Andre, wie z. B. Fries, der die Schriftstellerey zu einem „regelmäßigen bürgerlichen Gewerbe," zu einem geistigen Handwerk herabwürdigt, das Eigenthum an Geisteswerken, auf eine, als Gewohnheit festgestellte Rechtsansicht des deutschen Volkes gründen wollen. (Es ist ja leider seit einigen Jahren Mode geworden, wenn man keinen Vorrath an Gedanken mehr hat, in dem Worte Deutsch ein Surrogat dafür zu finden.) Der Begriff des Eigenthums an Geisteswerken scheint aber dem Verfasser überhaupt, auch ohne Beziehung auf das geltende Recht, nicht möglich zu seyn, denn das Eigenthum setzt ausschließliche Einwirkung des Eigenthümers voraus, die aber bey Gedanken, die eben das absolut Freye und Herrenlose sind, undenkbar wird. Die Formirung der Gedanken zu einem Buche kann dieses Princip nicht ändern (S. 8 — 12). Der Behauptung, die man auch als Rechtssatz aufzustellen gewagt hat, daß Niemand von des Anderen Mühe zu seinem Vortheil und zu jenes Nachtheil Gebrauch machen dürfe, widerspricht die ganze Geschichte, welche eben das ist, daß das Eine das Andre vorbereite (S. 12 — 15). Eben so wenig aber, wie aus dem Gesichtspunkt der Eigenthumsverletzung, kann der Nachdruck aus dem eines obligatorischen Verhältnisses be-

trachtet werden. Der Verlagscontract ist für dritte nicht mitcontrahirende Personen unverbindlich, die Annahme eines stillschweigenden Vorbehalts beym Verkaufe eines Buchs, daß es nämlich der Käufer nicht soll nachdrucken dürfen, oder selbst das Vordrucken dieses Vorbehalts, würde bloß eine verbindliche Norm (lex venditionis) für die vom Verfasser oder Verleger Kaufenden abgeben, aber auf die folgenden Käufer nicht übergehen. Die Meynung Kants, daß der Nachdrucker ausführe, was nur der Person des Schriftstellers vorzunehmen zukommt, enthalte allerdings die Lösung der Frage, aber statt auf die Persönlichkeit des Schriftstellers überhaupt hinzuweisen, beziehe Kant alles auf die Belohnung, ein Punkt, der den Nachdrucker zum negotiorum gestor des Schriftstellers macht, was erst ein zu erweisendes ausschließliches Recht des Autors voraussetzt (S. 15 — 20). Der Verfasser entwickelt nun seine eigene Ansicht. Der Nachdruck ist weder Betrug noch falsum, denn der Nachdrucker gibt seine Waare für das, was sie ist, es liegt vielmehr in der Natur seines Vergehens die Anmaßung, welche sich auf ein Dürfen und Erlaubtseyn beruft. Nun wird Keiner das Erlaubtseyn der Abschrift in Abrede stellen, das Unrecht des Nachdrucks muß daher in der Verschiedenheit der Abschrift und des Drucks überhaupt begründet seyn. Diese Verschiedenheit, in so fern sie eine rechtliche ist, kann nicht bloß in der äußerlichen Vervielfältigung liegen; die der Druck gewährt, sie hat vielmehr den innerlichen Charakter, daß ein Anderer wie der Autor sich anmaßt, eine Verbreitung zu besorgen, die der Autor nur diesem Bestimmten übertragen wollte. Der Nachdrucker verlezt daher die Persönlichkeit des Verfassers, gegen welche Verletzung die Römischen Bestimmungen über injuria Schutz gewähren (S. 20 — 27). S. 27 — 43 entwickelt der Verfasser den Begriff der Römischen injuria. So höchst schätzbar dieser Theil der Abhandlung auch ist, so erlaubt der beschränkte Raum doch nur eine Angabe des Resultats. Injuria ist die Anmaßung, welche eines Anderen Persönlichkeit aus Uebermuth (ὕβρις) antastet, sey diese nun, eine Mißhandlung der Grundbedingungen der Rechtsfähigkeit, Körper und Seele, Freyheit oder Civität, ein Eingreifen in des Andern freyes Wirken auf erlaubtem Wege, die Störung eines Anderen im rechtlichen Verhältnisse zu seinen Sachen, oder Ehrverletzung, (Injuria im engeren Sinne). Auf den Nachdruck angewandt, kommen Alle darin überein, ihn eine anmaßende, verwerfliche Handlung zu nennen, denn es ist ein unbestreitbares Recht der Person, ihre Gedanken überhaupt zu äußern und mitzutheilen (S. 46), wozu auch unbedingt die freye ausschließliche Wahl des Weges dieser Aeußerung gehört. Bey vorübergehenden Aeußerungen bestimmt die Sitte und Sittlichkeit die Gränze, bey Aeußerungen, die eine bleibende Existenz haben sollen, kommt es darauf an, ob ein Zusammenhang mit der Person des Urhebers erhalten ist, oder nicht; bey Geisteswerken besteht dieser Zusammenhang; das eigenmächtige Bekanntmachen durch Andere gefährdet daher die Freyheit der Aeußerung und die Rechte des Schriftstellers, der vielleicht sein Werk grade eben aus dem Buchhandel herausziehen will, u. s. w. Der Verfasser erläutert dieses durch mehrere sehr passende Beyspiele, namentlich durch das der Collegienhefte. Preßzwang und Nachdrucklicenz sind daher die entgegengesezten Pole desselben Unrechts, nämlich des Vergehens an der Freyheit der Aeußerung, sagt der Verfasser überaus treffend, und es ist zu bemerken, daß beyde in der Regel verbunden sich vorfinden (S. 61).

Die Klage gegen den Nachdrucker ist daher die actio injuriarum, und zwar die prätorische. Kläger ist allein der Verfasser, nicht der Verleger, auf die Erben geht die Klage nicht über, es sey denn Litiscontestation erfolgt, die Klage geht gegen den Nachdrucker, aber nicht gegen seine Erben, Gegenstände dieses Rechtsschutzes sind die Druckwerke oder Manuscripte, auch Musikalien; einheimische Werke sind von ausländischen nicht unterschieden, die Klage ist die actio aestimatoria, eine andere Entschädigungs-Klage gewährt das Römische Recht nicht.*)

Referent muß noch einmal sein Bedauern mittheilen, hier nur ein schwaches Bild einer der wohlgelungensten juridischen Abhandlungen über den Nachdruck gegeben zu haben, um so mehr, als die Ausführungen des Verfassers, in so weit sie das Römische Recht betreffen, ganz mit seinen Gedanken übereinstimmen. Aber theils ist es nur der Zweck der Anzeige, auf die Schrift aufmerksam zu machen, theils bürgt der Name des Verfassers dafür, daß auch ohne dieselbe sehr viele, die der Gegenstand anzieht, sich von einem so geistreichen und vielseitig gebildeten Manne, wie der Verfasser ist, gern werden belehren lassen.

---

*) Wie ist es mit gedruckten Dramen, welche die Theater ohne Bewilligung des Autors geben. Sollte das nicht auch Injuria seyn?

Anmerk. des Setzers.

Nr. 95.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 29. November 1825.

Ueberblick der englischen Literatur.

VIII.

(Beschluß.)

In der Stadt Norfolk soll sogar jeder freye Schwarze, der sich nach 8 Uhr Abends im Winter und nach 9 Uhr im Sommer auf der Straße sehen läßt, geprügelt werden, und es wird zu jenen Stunden ein warnendes Zeichen mit einer Glocke gegeben. Selbst in den Staaten, wo die Sklaverey abgeschafft ist, herrscht Ungleichheit der Rechte. So kann in New-York der freye Schwarze nur, wenn er Landeigenthümer ist, in den Wahlversammlungen stimmen, während man Weiße gar nicht an solche Bedingungen gebunden hat. Das unbezwingliche Vorurtheil der Weißen gegen die Schwarzen hat Anlaß zur Stiftung einer Gesellschaft zur Beförderung von Neger-Ansiedlungen an der Küste von Afrika gegeben, (Colonisation Society) über deren Plane und Zwecke der Verfasser ausführlich spricht.

Es ist früher (Lit. Bl. 1824. Nr. 66.) von Moore's auch in's Deutsche übersetzten Memoirs of Captain Rock die Rede gewesen, worin der Verfasser eine lebendige Schilderung der Bedrückungen, die Irland seit Jahrhunderten erlitten, und des unglücklichen Zustandes der Bewohner gibt. So wahr in den Hauptzügen und so geistreich ausgeführt sein Gemälde ist, so kann doch der Reiz der Darstellung den Leser leicht verführen, der einseitigen Ansicht zu huldigen, welche Moore überall verräth, wenn er die Quelle des Uebels aufsucht. Was er darüber sagt, steht in so naher Beziehung mit der großen Frage, welche in der lezten Sitzung des Parliaments verhandelt wurde, daß eine Schrift nicht übersehen werden darf, die seine Grundansicht bestreitet: Captain Rock detected, or the origin and character of the recent disturbances, and the causes, both moral and political, of the present alarming condition of the South and West of Ireland, fully and fairly considered and exposed. By a Munster Farmer. London 1824. 8. Der Uebergang vom Kriege zum Frieden und der davon abhängende Fall der hohen Preise der Dinge hatte auch in Irland nachtheilige Folgen und erweckte Unzufriedenheit, und es konnte weniger als andere Theile des Reiches diesen Wechsel ertragen. Der irländische Landadel war in seinen Unternehmungen unvorsichtig gewesen, als ob der Krieg ewig dauern müßte, und man hatte sich in Verbindlichkeiten eingelassen, die man nicht erfüllen konnte. Die niedrigste Klasse, auf die roheste Nahrung angewiesen, konnte nicht noch tiefer herabgehen, ohne zu verhungern. Daher Bankerotte unter der höhern Klasse, Hungersnoth unter der niedern, und hier hatte Hauptmann Rock seinen Ursprung. Das Buch des Ungenannten ist nicht bloß eine Widerlegung der Ansichten Moore's; der Verfasser faßt seinen Gegenstand aus einem allgemeinen Gesichtspunkte auf, er geht bis auf die Wurzel des Uebels zurück, die Anmaßungen und Vorurtheile der Reichen, die ihre Einkünfte außerhalb Irland verzehren, unbekümmert, wer der Sündenbock sey. Sein Hauptsatz ist, daß die Habsucht der irländischen Gutsherren die wahre Ursache des Elendes der geringeren Volksklasse sey. Dieses Elend beschränkt sich lediglich auf die ackerbauende Klasse. Die Bewohner der Städte befinden sich wohl, und selbst die ärmern Fabrikarbeiter sind seit der Zunahme der Gewerbsamkeit gegen das Landvolk glücklich. Der Bauer allein erliegt unter dem Drucke der Noth, und er kann den Hunger als Entschuldigung anführen, wenn die Unzufriedenheit ihn zu Unordnungen hinreißt. Die Quelle des Elends liegt zu Tage, wenn man einen Blick auf das verderbliche Verhältniß der Gutsherren zu ihren Hintersassen wirft. Was der Verfasser darüber sagt, wird durch die Zeugnisse bestätigt, die in der lezten Parliamentssitzung vor dem, zur Untersuchung der Lage Irlands angeordneten Ausschusse abgegeben wurden. In den Theilen des Landes, wo Unruhen am häufigsten gewesen sind, ist die Bevölkerung sehr dicht. Das Eigenthum zerfällt in viele Unterabtheilungen und der Zustand der untersten Klassen ist unbeschreiblich elend. Zwischen dem Gutsherrn und seinen Pachtern und Hintersassen stehen mehrere Mittelspersonen, die ihren Vortheil aus der unverhältnißmäßigen Steigerung der Pachtzinsen ziehen. Die große

Zunahme der Volksmenge macht in Gegenden, wo es keine Manufakturen gibt, Pachtung von Ländereyen zum einzigen Unterhaltmittel, und die Pachtzinsen sind dadurch zu einer so übertriebenen Höhe gestiegen, daß der Landbauer unmöglich die Mittel zu einem anständigen Unterhalte gewinnen kann. Von dem gebauten Getreide, von seinen Schweinen, seinen Eyern und Hühnern bezahlt der unglückliche Ackersmann seinen Zins, und die Meisten haben das ganze Jahr hindurch weder ein Stück Brot noch Milch, und Kartoffeln sind ihre einzige Nahrung. Selten haben sie etwas anders als ein Strohlager, und die ganze Familie liegt oft, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, unter einander. Die Mittelspersonen, die dem Gutsherrn zunächst seine Einkünfte liefern, und die dagegen ihren Unterhalt und Vortheil allein aus der, bis in's Kleinste gehenden Vertheilung der Ländereyen ziehen, wissen die Rente dieser Ländereyen, deren Werth sie kennen, genau zu bestimmen, und dennoch werden sie zur Pachtung ausgeboten. Die Folge davon ist, daß der Bauer nie zu dem Agenten des Gutsherrn kommt, ohne Bestechungen zu versuchen, und daß die meisten Geschäftsführer sich bereichern. In ihren Händen allein liegt das Schicksal der armen Ackerbauer, da ein großer, vielleicht der größte Theil der Gutsherren nie in der Mitte der Pachter, sondern außer Lands lebt. Dieses unglückliche Verhältniß, die sogenannte Abwesenschaft (Absenteeship) ist nach dem Verfasser der wahre Fluch des Landes. Wer hat je, sagt er, einen Haufen irländischer Bauern gesehen, ohne ihre Verlassenheit zu beklagen? Wann wird das Volk von dem Drucke und den Erpressungen erlöset werden, wodurch es böse und elend geworden ist, wodurch es der Verzweiflung preis gegeben und jede Verbesserung erschwert wird? Selbst die Bemühungen der besseren Gutsbesitzer müssen bey der in Irland herrschenden verderblichen Weise, die Ländereyen zu verpachten, fruchtlos werden, so lange zwischen ihnen und den eigentlichen Landbauern Menschen stehen, die ihren Vortheil darin suchen müssen, von dem Schweiße der Heloten zu leben. Wie ganz anders sind dagegen die Verhältnisse in England geordnet. Hier sind gerade auf den Gütern der reichsten Eigenthümer die Pachtzinsen unverhältnißmäßig niedrig; der Gutsherr, obgleich er nur wenige Monate jährlich unter seinen Pachtern lebt, steht ihnen nahe, nimmt Antheil an ihrem Wohl und wirkt durch Belehrung und Beyspiel auf sie, wogegen die Pachter, welche Aufmunterung zur Verbesserung ihrer Ländereyen haben und ihren Lohn dabey finden, und den Mittelpunkt der ländlichen Gesellschaft bilden, aus welchem Sittlichkeit unter die ärmere Klasse der Landleute sich verbreitet. Der Verfasser zeigt, wie die angedeuteten unglücklichen Verhältnisse in Irland die Hauptursache der Unzufriedenheit des armen Landbauers sind. Der Wunsch, sich in einen bessern Zustand zu setzen, kann in ihm nicht erwachen, so lange man ihm keine Hoffnung gibt, sich Genuß dadurch zu verschaffen, und die neulich gestifteten Gesellschaften zu Verbesserung der Landeskultur können ihn nicht zur Thätigkeit aufregen, so lange der Gutsherr und seine Geschäftführer durch die Forderung unerschwinglicher Zinsen ihm andeuten, daß alle Verbesserungen nur ihnen allein Vortheil bringen sollen. Der Verfasser thut mit siegenden Gründen dar, daß die Parteysucht diese Ursachen des unglücklichen Zustandes der armen Volksklasse unredlich verhehlt, und die Quelle des Uebels einseitig in den kirchlichen Verhältnissen gesucht hat. Auch in den lezten Parliamentsverhandlungen hat sich diese Einseitigkeit häufig offenbart. Gewiß wird jener Volksklasse nicht zunächst dadurch aufgeholfen werden können, wenn der katholische Irländer Sitz im Parliament, und zu den ihm bis jezt noch verschlossenen Staatsämtern Zutritt erhält. Selbst durch die Aufhebung der geistlichen Zehnten würde, wie der Verfasser zeigt, den armen Afterpachtern keine Erleichterung gegeben werden, da der Druck derselben nicht auf ihnen liegt. Die Gutsherren aber können, behauptet er, diese Belastungen nicht zum Grunde einer Beschwerde machen, da der Anspruch auf die Zehnten, wie die Geschichte beweise, in den meisten Fällen älter sey, als irgend ein Anspruch der weltlichen Besitzer der Ländereyen, die während der unglücklichen Zerrüttungen und Umwälzungen in den verflossenen Jahrhunderten aus einer Hand in die andere übergingen. „Unglückliches Irland, ruft er aus, wann werden deine Kinder aufhören, die Quelle deiner Leiden zu verbergen, damit diese Unkunde Waffen zu unwürdigen Feindseligkeiten leihe? Wann werden Menschen, deren Namen der Wahrheit ein Gewicht geben könnte, die Versuche aufgeben, die öffentliche Meynung irre zu leiten, und redlich und vollständig aussprechen, was, wie sie wissen, die Ursache deines Unglücks ist?" Viele schätzbare Nachrichten findet man in der späteren Schrift eines Ungenannten: Letters from the Irish Highlands. London 1825. 12. Diese von verschiedenen Verfassern herrührenden Briefe suchen die irrigen Ansichten zu berichtigen, die man in England über den Zustand der Irländer hat. Der Charakter des Volkes wird treu geschildert, wie man ihn in Gegenden findet, die selten von Reisenden besucht werden, und überall zeigt sich die wohlwollende Absicht, durch lebendige Darstellung der Noth der irländischen Landleute, auf die Mittel zur Verbesserung ihres Zustandes aufmerksam zu machen.

Biographie.

Lebensbeschreibung Abraham Gottlob Werners von D. Samuel Gottlob Frisch. Nebst zwey Abhandlungen über Werners Verdienste um Oryktognosie von Christian Samuel Weiß. Leipzig, Brockhaus.

Das Leben eines jeden ausgezeichneten Mannes enthält so viel Belehrendes und Interessantes, daß ein Jeder es kennen zu lernen wünscht und selbst vereinzelten Notizen über dasselbe seine Aufmerksamkeit zuwendet. Wenn nun erst das Leben eines Mannes, auf den eine neue Gestaltung der Mineralogie und der Naturwissenschaft überhaupt zurückgeführt werden wird, in Frage kommt, so wird eine Beschreibung seines Lebens um so willkommner seyn, je mehr sie sich bemüht, dasselbe und in ihm den Mann von allen Seiten darzustellen. Dieses Bemühen ist der Vorzug der gegenwärtigen Lebensbeschreibung Werners. Herr D. Frisch, der Verfasser derselben, stand mit Werner drey und zwanzig Jahre lang in vertrautem Umgange, so wie ihn sein Aufenthalt in Freyberg gleichfalls in mannichfache Berührung mit Schülern und Freunden Werners brachte. Hierdurch und durch eifriges Studium der Werner'schen Schriften, durch vielfache Gespräche mit Sachverständigen über diese und jene wissenschaftlichen Leistungen überhaupt, war der Verfasser mehr als mancher andere zu der Darstellung des Werner'schen Wirkens und Lebens geeignet. Aufgefordert fand er sich dazu durch die Liebe und Achtung, von denen er gegen den Verewigten erfüllt ist.

Wir erhalten über Werners Vorfahren, Kindheit, früheste Bildung, Studien genaue Auskunft. Aus einer Familie stammend, die seit drittehalb hundert Jahren dem Berg- und Hüttenwesen treu geblieben ist, sehen wir ihn zum Bergmann fast prädestinirt und durch die frühe Betrachtung ihm von seinem Vater nur zur Ergötzung vorgezeigter Fossilien seine Aufmerksamkeit auf die anorganische Natur besonders hingeleitet, welche noch durch ein frühes Leben in gebirgigten Gegenden genährt wird. Aber freylich werden all diese begünstigenden Umstände erst wirksam durch den angebornen Sinn des Knaben, durch jene unübertreffliche Gabe scharf und mit allen Sinnen zu beobachten und aus den lebhaft sich einprägenden Beobachtungen fast unwillkürlich sich darbietende Combinationen zu machen, rc. Dieser Theil der Schrift veranlaßt den Psychologen, Pädagogen, jeden Nachdenkenden zu äußerst lehrreichen aufklärenden Betrachtungen über die immer natürlich sich entwickelnde Thätigkeit eines eminenten Talentes, ja den Geschichtsphilosophen bietet er fruchtbare Bemerkungen dar über die unscheinbare Art, wie Epoche machende Veränderungen in Wissenschaft, Kunst und Leben treten. Ohne alle, ausgenommen die eigne angeborne, Methode sammelt sich Werner eine Menge mineralogischer Kenntnisse gleichsam nur zum Zeitvertreib, und eben dadurch wird er Schöpfer der mineralogischen Wissenschaft in ihrer heutigen, sich immer mehr vervollkommnenden Gestalt. Wen mehr, als Gelegenheit zu solchen Betrachtungen, zu erfahren interessirt, wodurch Werners Wirken als Lehrer an der Akademie Freyberg, als Oberbergamts-Mitglied daselbst, als wissenschaftlicher Mann, ausgezeichnet ist, der findet in dieser Lebensbeschreibung über alles dieses bündige und genügende Auskunft. Der Verfasser hat namentlich in der wissenschaftlichen Charakteristik Werners wenig zu wünschen übrig gelassen. Werners Oryktognosie und Geognosie sind diejenigen Doctrinen, welche sich als die Entscheidendsten für die Neugestaltung der Mineralogie, der Naturwissenschaft überhaupt herausstellen. Zuerst wird aus seinen und seiner Schüler Schriften Werners oryktognostisches System dargestellt, und Nachricht ertheilt, welche Angriffe dasselbe sowohl mit Recht als mit Unrecht erlitten habe. Es wird der Mangel an Einheit im Princip zugestanden, weil er aus den frühsten Zeiten seiner Bildung mit Vorliebe bey der Classifikation der Fossilien nach den äußeren Kennzeichen stehen geblieben sey, und der chemischen Composition nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, und dennoch sich genöthigt gesehen habe, sie beym Mangel der gehörig unterscheidenden Merkmale zu Hülfe zu rufen. Doch wird dieser Widerspruch, diese Inconsequenz gegen sein oberstes Classifikationsprincip, als nur scheinbar dargethan, weil Werner selbst zugegeben, daß alle äußeren Merkmale in Gestalt, Farbe, Geruch, Härte rc. der Fossile eben in deren chemischer Composition ihren Grund haben rc. Es wird ferner nachgewiesen, daß er zum Theil aus pädagogischer Rücksicht bey seiner Methode beharrt sey, weil sie offenbar die leichteste, populärste, für Anregung zu mineralogischen Forschungen diensamste wäre, nach dem richtigen Grundsatze des Aufsteigens vom Leichteren zum Schwereren, von der sinnlichen Auffassung der Idee, welche Werner nirgends, wohl aber das nutzlose Herumtreiben im Abstrakten verschmäht habe. Hierauf kommt eine Würdigung der Wernerischen Leistungen im Verhältniß zu dem Zustande der Oryktognosie vor seinem Auftreten, und es ergibt sich daraus, daß er diese Doctrine aus dem Chaos der Unwissenschaftlichkeit an's Licht gehoben, daß eben seine Methode ihren Zweck vollkommen erfüllt habe, indem seit ihm das Studium der Mineralogie über ganz Europa und die Erde in seinem Namen ungemein belebt und erweitert worden sey.

Eben so wird seine Geognosie charakterisirt, wie sie sich nach und nach in ihm gebildet, welche Schriften er

darüber verfaßt, in welchen Kampf er als entschiedener Neptunist mit den französischen Vulcanisten gerathen sey, und welche Verdienste er sich um die Geognosie erworben habe. In lezterer Rücksicht wird er in der Abhandlung des Prof. Weiß geradezu und mit Recht als ihr Schöpfer dargestellt, wenn ihm auch gleichzeitige Bestrebungen eines de Saussure und anderer geholfen hätten. Diese Anerkennung zollt ihm Herr Prof. Weiß aus voller Ueberzeugung, wenn er ihn im Verhältniß zu seinen Vorgängern, den hypothesenreichen Geologen, betrachtet, unter welchen Büffon vor Allen ausgezeichnet zu werden verdient. Dagegen warnt er mit Recht bey ihm stehen zu bleiben, wenn man ihm auch die jetzigen Fortschritte in der Geognosie zum größten Theil zu danken habe. Wie sich nämlich aus der oben angeführten Darstellung des äußerst interessanten Streites der Neptunisten und Vulcanisten ergibt, so ist Werner auch in der Geognosie sich selbst treu geblieben, und ist darin, wie in der Oryktognosie bey den äußeren Kennzeichen, bey der Betrachtung der Erdoberfläche, so weit sie uns bekannt werden kann, stehen geblieben, und hat, weil er es nicht beobachten konnte, ein Schaffen der Erde von innen heraus nicht anerkannt. Wir müssen darüber bemerken, daß er darin eben so sehr recht und unrecht hat, als diejenigen, die von innen heraus construiren, so fern er und sie nur die eine von beyden Verfahrungsarten gelten lassen wollen. Die Wissenschaft wird nur durch Anwendung beyder wahrhaft gefördert.

Außer diesen allgemein interessanten Dingen wird noch von Werners Verdiensten um den Bergbau, von seinem Lehrvortrag und Umgang mit seinen Schülern, von seinen Leistungen in mehreren Wissenschaften, von seiner Bibliothek, seinem Mineraliencabinet, die er der Freyberger Academie vermacht, von seiner Anerkennung im In- und Auslande, von seinen häuslichen Umständen, von seinem persönlichen Charakter und endlich von seinem Tod und Leichenbegängniß Nachricht gegeben.

So viel glaubten wir über gegenwärtige Lebensbeschreibung referiren zu müssen, deren Anzeige wir mit einer kurzen Betrachtung schließen wollen, welche sich während der Lesung unwillkürlich dargeboten hat. Werners Leben und Wirken liefert unter vielen interessanten Zügen und Veranlassungen zu wiederholtem Nachdenken auch den klarsten Beweis dafür, daß alle Wissenschaft und Kunst immer am meisten gewinnt, wenn sie auf die Natur sich gründet und auf das Leben zurückwirkt. So nur hat und schafft sie Leben, so nur trinkt und nährt sie aus unerschöpflichem Born.

Almanachs-Literatur für 1826.

Cornelia,

redigirt von Aloys Schreiber und verlegt von J. Engelmann in Heidelberg, ist mit einem schönen Titelkupfer geschmückt. Es ist eine heilige Jungfrau. Auch die übrigen 6 Kupfer, nach Zeichnungen von Oritz, sind wohlgelungen. Sie gehören zu den Rheinischen Sagen von Carl Geib, die — bis auf einige kleine Flecken — sehr gut versificirt sind; und der Windhund auf dem vorlezten Bilde ist keine willkürliche Zuthat à la Ramberg, sondern ein nach dem Inhalte der Romanze nothwendiger Hund. Die erste Sage, Ritter Staufenberg, hat uns die beste geschienen. Aber die Wasserfey, welche S. VII am E. den ihr angetrauten Ritter mit den Worten entläßt:

> Nur wolle, bis dich gute Sterne schenken
> Uns wieder, mein und deines Kindes denken!

thut der Wortfolge einen peinlichen Zwang an, und ihr Gemahl sollte S. IX a. E. nicht die heil'ge Worte brechen, sondern die heil'gen Worte. Das Wort Beweisedgabe S. XX hat der Rabe geschmiedet, der darauf reimt. Von den fünf Erzählungen sind drey aus Frauenfedern geflossen. Wie Amalie Schoppe und Fanny Tarnow erzählen, wissen die Almanachsleser, und daß ihnen Elise Nächler geb. Ehrhardt nicht nachsteht, werden sie hier erfahren. Aber warum haben die beyden Herren, der Herausgeber und Herr Friedrich Jacobs, den drey Damen nicht den Vortritt gelassen? Warum stehen ihre beyden Erzählungen voran? Zwischen den Erzählungen sind Gedichte eingestreut, meistens kurze Waare von F. Haug, Geib, Hofmann v. Fallersleben (Allemannische Lieder) und Schreiber. Der Wiener Prater von Aug. Schumacher ist ein ergözliches Gemälde der bunten, lustwandelnden Welt, nach Art des Spazierganges in Goethe's Faust; aber freylich sind die Pinselstriche nicht so kräftig wie dort. Den Schluß macht — von S. 278 bis 283 — Hero, eine dramatische Scene von Schreiber. Ohne die Musik, welche der Dichter sich unfehlbar hinzugedacht hat, bleibt sie unwirksam; die Poesie darin ist nicht stark genug, um für sich allein das Gemüth zu bewegen. Das Aeußere des Büchleins ist geschmackvoll. Einige Verse von Geib, hinter dem Titelblatte, erklären nicht nur die Umschlags-Vignette, sondern auch die Vignette des Futterals. In der That ist die Verzierung des Futterals so nett, daß man noch ein Futteral wünschen möchte, um das Futteral hineinzustecken, damit die Muse mit dem Kranz in der Hand, und die Hebe, welche die Tauben Aphroditens tränkt, nicht beschmuzt oder abgerieben werden.

Nr. 96.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 2. December 1825.

Religionsgeschichte.

1) Scenen zu Rom während der Jubelfeyer von 1825.

2) Umherschweifungen in dem Labyrinth schwärmerischer und mystischer Frauen. Beyde in der Rein'schen Buchhandlung zu Leipzig 1823.

Diese beyden kleinen Schriften wollen durch ganz verschiedene Mittel auf dasselbe Ziel hinwirken. No. 1. geht in's Allgemeine, den Zweck der Darstellung unterordnend; der Verfasser von No. 2. ist sich einer ernstern Absicht bewußt und thut mit Treu und Glauben, was er für zweckmäßig hält, sie zu erreichen. Beyde haben eingesehen, daß die äußeren Formen kirchlicher Frömmigkeit keine religiösen Gesinnungen erzeugen, und haben den ihnen zunächst liegenden frommen Unfug aufgefaßt, um ihre Ansichten anschaulich zu machen.

No. 1. ist wahrscheinlich das Werk eines unserer jungen Landsleute, wie sie jezt so zahlreich nach der „ew'gen Roma" eilen, um den Staub auf deutschen Universitäten gesammelter, todter Gelehrsamkeit abzustreifen; etwa wie das Küchlein die Eyerschale, die ihm bey seinem ersten Gang aus dem Nest noch anhängt. Es ist zum Erstaunen, wie unsere Landsleute an einer und derselben Quelle zweyerley ganz verschiedene Räusche trinken! Die Einen gerathen dort in die Unfrömmigkeit hinein, machen sich von allen anerkannten Denk- und Sittenregeln frey, und da sie die klare Erkenntniß noch nicht besaßen, welche allein einen festen Standpunkt im Leben, und gegen die Angriffe des Lebens gibt, erheben sie sich wie die Raketen gar leuchtend und prasselnd über die gemeinen Menschenkinder und gehen dann mit der Raketen Schicksal auch unter. Ob das auch unserm aufgeklärten Landsmann, der die Jubelfeyer in Rom dargestellt hat, geschehen werde, wollen wir keineswegs gesagt haben; allein mit recht unbekümmertem Geiste hat er ihr beygewohnt, und ohne irgend einen höhern Standpunkt die Gegenstände wie in einem Guckkasten vor seinen Augen vorübergehen lassen. So kann ich auch das Büchlein durchaus nur als einen Guckkasten betrachten, worin uns die Bilder Darstellungen aus ein und derselben Stadt zeigen, die aber eines auf das andere kaum eine entfernte Beziehung haben. Der Maler der Jubelfeyer beweist uns in den buntesten Auftritten, daß die Jubelfeyer in Rom sich vom Carnaval nur durch andere Art Aufzüge unterscheidet, Beschaulichkeit und Nachdenken aber von beyden gleich abwesend sind. In dieser Absicht führt uns der Verfasser in dialogisirten Abschnitten Courtisanen, Dichter, deutsche Kunstjünger, aufgeklärte Reisende, Banditen, Mönche, Weinwirthe, römische Gurlis, deutsche Fräulein von hoher Bildung redend, in den verschiedensten Oertlichkeiten, aber ohne alles zusammenhängende Interesse, auf; sie beginnen ohne Anfang, und werden abgebrochen durch ein Glockengeläut, einen geistlichen Umgang, einen Chorgesang u. dergl. Durch diese Dekorationen wird der Leser an die Jubelfeyer erinnert, und zugleich das bewegliche Gemüth der Italiener, welche von dem regellosesten Treiben des gemeinen Lebens unmittelbar zur kirchlichen Andacht übergehen können, anschaulich gemacht. Daß mir dabey der Jahrmarkt von Plundersweiler einfiel, scheint mir ein Lob auf den aufgeklärten Landsmann zu seyn; es beweist, daß sich bey seinem Guckkasten etwas denken läßt — und der größte Theil seiner Leser wird das nicht einmal thun, sondern sich mit dem Anblick von dessen grell gemalten Bildern begnügen. Ich glaube nicht, daß die Wirkung derselben vermindert worden wäre, wenn der Verfasser die lateinischen und italienischen Floskeln aus dem Dialog entfernt hätte. Daß die Italiener in ihrem Lande unter solchen Umständen italienisch sprechen werden, kann doch jeder Leser sich denken, ohne daß es ihm von Zeit zu Zeit mit einigen Worten bewiesen wird; der Verf. bedurfte nicht uns solches durch diese Sprüchelchen zu bedeuten. Versteht sie der Leser nicht und es lohnt doch der Mühe, so ist es Unrecht ihm deren Sinn zu entziehen; sind sie unwichtig, so sind sie eine lästige Pedanterey

(denn die Pedanterey ist heut zu Tage zu der Losigkeit und Frömmeley übergegangen; unsere wackren roués und himmlischen Bekehrten haben jezt ihre Innungsflöskelchen, wie zu Gottsched's Zeiten die Magister', oder verbirgt unser Landsmann unter ihnen Einfälle, welche der Mehrzahl der Leser nicht zu verstehen geziemt? — damit würden der Geschmack und die feinen Sitten verlezt.

Dieses Guckkästchen ist sehr hübsch ausgeziert, hübsches Papier, hübscher Druck, Einband mit Vignetten; die Rein'sche Buchhandlung beschämt durch diese anständige Außenseite ihrer schönwissenschaftlichen Verlagsartikel viele ihrer Colleginnen, und eignet dadurch diese Jubelfeyer zu einem Tolletten-Geschenk aufgeklärter Jünglinge an aufgeklärte Fräulein.

Gleich neben dieser Jubelfeyer in Rom stelle ich No. 2. auf, deren Verfasser auch aufgeklärt ist; allein er hat einen ernstern Gesichtspunkt gefaßt und auch einen uns näher liegenden Gegenstand zum Augenmerk genommen — denn mit so einem Jubeljahr hat es gute Wege — bis zum nächsten werden wir ja sehen, wie die Sachen stehen — die Beschreibung unsers Landsmanns kann alsdann sehr im Werth gestiegen seyn. Der Mann, von dem ich jezt spreche, zieht gegen den Mysticismus zu Felde, der jezt sonderbare Vorgänge unter unsern Mitlebenden veranlaßt. Er thut es sehr lobenswürdig, ohne die Gerichtswage zu halten, ohne mit Super-Aufklärung zu prangen, und mit redlicher Ueberzeugung. Um seine Absicht zu erreichen, tritt er mit unbedingter Verwerfung aller mystischen Frömmigkeit, und alles Glaubens an den übernatürlichen Zustand der Verzückten, auf. Zum Beweise erörtert er die Lebensgeschichte von einem Dutzend Schwärmerinnen der christlichen Kirche aus früheren Jahrhunderten und Mystikerinnen der neuern Zeit. Von der Voraussetzung ausgehend, daß sie Betrügerinnen und Betrogne waren, hebt er aus ihrem Leben die Punkte aus, wo ihr Anhang übernatürliche Kräfte wirksam wähnte, oder sie selbst sich von solchen belebt glaubten, und belegt sie mit Anklage und Spott. — Für wen aber schreibt denn der Verfasser? — doch nicht für die Leser, welche seine Ansichten theilen; denn diese bedürfen seines Buches nicht, und werden, wenn sie sich von dem Gegenstand unterrichten wollen, mit Hülfe einiger physischer Kenntnisse und Seelenkunde, in den Legenden und frommen Traktätlein viel mehr lernen. Will er aber solche, die noch im Irrthum befangen sind, auf einen lichtern Weg leiten, so ist sein Standpunkt gegen sie übel gewählt, denn er zeigt sich ihnen als spottender Gegner, nicht als theilnehmender Lehrer. Voltaire's Beyspiel muß ihn nicht irre machen, es paßt nicht auf unsre Zeit. Voltaire kämpfte gegen das Pfaffenthum und, durch dessen Sturz, für Freyheit und Recht; der Mysticismus unsrer Zeit ist aber keine alte Herrschaft über den Geist, sondern ein neues Bedürfniß des Geistes, eine Herrschaft zu finden. Man hat den Unmündigen ihren Vormund genommen, statt ihnen bessere Lehrer zu geben; sie bedürfen keinen Spott, sondern eine bessere Lehre. Sie können nicht zu ihren alten Schulmeistern zurückgedrängt, noch können sie emancipirt werden.

Der Menge ihre Götzen zertrümmern, taugt wohl überhaupt nicht. Lieber bringe man sie ihrem Gott näher, indem man ihnen statt unverständlicher Geheimnisse ihre Pflichten für's Leben, und Anwartschaft über das Leben hinaus, lehrt — dann fallen die Götzen von selbst. Ich setze den Fall, ich habe einen Freund, dem zu trauen ich von Vater und Mutter gelehrt ward, er ist aber meines Vertrauens unwerth und verleitet mich zu Irrthum — kommt nun Jemand und schmähet, höhnet den Freund, so stellt er sich in feindliche Stellung gegen mich und ich bereite mich zur Gegenwehr; lehrt er mich aber durch bessere Erkenntniß des falschen Freundes Trug entdecken, so gebe ich ihn endlich auf, so weh es mir thut. Für den Zweck scheint mir also der Weg, welchen der Verf. gewählt hat, nicht der rechte. Solchen Lesern aber, die zum Nachdenken Lust und Muße haben, gibt diese Behandlung der Legenden (einerley, ob einer heiligen Clara oder Jane Southcott) kein Genüge. Der wohlmeinende Verf. erzählt abwechselnd die eignen Worte derselben oder ihrer Lebensbeschreiber, und unterbricht sie, zuversichtlichen Unglauben mit trivialem Spott vermengend, doch ohne eine Nachforschung über den Seelenzustand der Schwärmerinn, ohne den Irrthum oder Betrug begreiflich zu machen. Was er thut, könnte höchstens nur dann gelingen, wenn der Leichtgläubige, statt an die Visionen seiner Seherinn, nur an den Vernunftausspruch des Verfassers glaubte. Damit wäre denn wenig gewonnen, da der Zweck alles Unterrichts Selbstdenken, nicht Glauben seyn soll. Betrug ist wohl überhaupt nicht die Beschuldigung, welche Glauben und Aberglauben zerstört; denn um Betrug zu entdecken, muß ich untersuchen, Glauben aber schließt die Untersuchung aus. Du sagst: „dein Glauben hat dich betrogen." — Der Gläubige sagt: „du lügst." Dann stehen beyde wieder da, wo sie standen. Der einzige eindringende Angriff bey des Unterrichts fähigen Menschen wäre wohl eine Beleuchtung ihrer Heil'gen und Seher durch geschichtliche, ärztliche und seelenkundliche Kenntnisse, bey der jede Beschuldigung vermieden und dem Irrenden der Lohn des Glaubens nicht streitig gemacht würde. Die lezte Zeit hat uns durch die Erscheinungen des Magnetismus eine fast allein hinreichende Erklärung des

Wunder herbeyführenden Seelenzustandes der Schwärmer gegeben. Diese noch bey weitem nicht in ihrem Umfang und ihren Wirkungen erkannte Naturkraft scheint von je her thätig gewesen zu seyn, der Kindheits-Zustand der Naturkunde hatte nur nicht Mittel gefunden, ihren Platz unter den Kenntnissen zu bestimmen. Eine solche Erklärung der Wunder und Entzückungen hätte auch wieder den wechselseitigen Vortheil, den Mißbrauch und die falsche Ansicht des Magnetismus zu verhindern — denn es ist ein rechter Beweis von der fehlerhaften Neigung im Menschen, daß er eine natürliche Erkenntniß (den Magnetismus), die ihn von so vielem Glaubensvorurtheil zu befreyen gemacht ist, zu einer neuen Quelle des Aberglaubens gemacht hat.

Vielleicht hat der Verfasser dieser Umherschweifungen den Weg zu einer bessern Behandlung des gleichen Gegenstandes gezeigt. Interessant ist die Nebeneinanderstellung katholischer Legenden der Vorzeit, und protestantischer Schwärmergeschichten des jetzigen Jahrhunderts, aber nicht zum Vortheil der lezten. In jenen sind die Elemente sehr einfach; eine Virtuosität des Glaubens, ein Ringen der Unwissenheit mit dem Durst nach dem Unbegreiflichen. Die Heiligen, welche der Verf. anführt, und viele andre „sezten das Leben ein, um das Leben zu gewinnen." — Mir däucht, das leidet keinen Spott. Bey den protestantischen Schwärmern hat die Spitzfindeley der theologischen Gelehrsamkeit einen großen Antheil, roher Hochmuth und Sinnenkitzel keinen geringern. Als Lesebuch betrachtet, wird dieses Buch bey aufgeklärten Protestanten unfehlbar Beyfall finden. Einmal, weil der, dem Verf. gleich denkende, sich gar gerne klüger wie die nicht Klugen dünkt, und weil die gewöhnlichen, wirklichen Legenden ihnen ziemlich fremd sind — denn die empfindsam maskirten Legenden unsrer Dichter geben gar keinen Begriff von dieser Gattung, die für das Volk, von Pfaffengehässigkeit gereinigt, eine recht gute Volkslectüre geben könnte. Da der Plan des Verfassers eben so gut zwey und drey, wie dieser einen Band, gestattet, und er Belesenheit und Mittel zur Belehrung zu besitzen scheint, würde er seinem Publikum recht nützlich seyn, wenn er neuerer Schwärmerinnen Geschichten im Zusammenhang erzählte. Schwerlich wird er sich scheuen, Menschen zu nennen und Dinge zu erzählen, die viele Augenzeugen gehabt haben, indeß der Zusammenhang der Vorgänge, da das Publikum sie nur durch die Tageblätter erfuhr, nie recht deutlich geworden ist.

Th. H.

Die Evangelische Brüdergemeine. Geschichtlich dargestellt von Ludwig Schaaf. Prediger zu Schönebeck bey Magdeburg. Leipzig bey Johann Friedrich Gleditsch. 1825.

Vorstehende historische Darstellung des Entstehens, Fortganges und gegenwärtigen Bestandes der evangelischen Brüdergemeinde ist in mannichfacher Beziehung sowohl lesens, als empfehlenswerth. Lesenswerth ist sie schon deßwegen, weil sie grade so viel mittheilt, als einem Jeden nöthig ist, der das Denken und Thun der, in vielen hundert Kolonien, Societäten und Missionen, über den Erdkreis verbreiteten, Herrnhuter genauer kennen lernen will, als ihm dieß bey der, im gewöhnlichen Leben oft wiederkehrenden, aber selten wohl unterrichteten, lobenden oder tadelnden Erwähnung derselben gelingen kann. Besonders wichtig wird die genauere Kenntniß des Herrnhutianismus für jeden, dem das religiöse, kirchliche und unkirchliche Streben überhaupt und besonders für unsere Zeit nicht unwichtig erscheint. Wir wissen ja alle genug von dem gegenwärtigen Treiben der Pietisten und Mystiker, die man gewöhnlich ohne Weiteres für Herrnhuter, wenigstens für heimliche zu erklären sich berechtigt hält. Was wahr und was falsch an diesem oberflächlichen Urtheil ist, wird man leicht aus dieser Schrift ersehen, welche wir besonders deßwegen auch „empfehlenswerth" genannt haben, weil sie mit wissenschaftlicher Genauigkeit, die kein Factum unbeglaubigt läßt, eine verständig geordnete und populäre Darstellung verknüpfet. Sie besteht aus drey Hauptabtheilungen. Die erste derselben gibt Nachricht von der Geschichte und kirchlichen Verfassung der böhmischen (mährischen) Brüder. Dieß war nothwendig, weil die herrnhutische Brüdergemeinde das Meiste ihrer äußeren Verfassung sammt einem großen Theil ihrer ersten Mitglieder der böhmischen oder mährischen Brüderunität verdankt. Hierauf folgt denn, in einer zweyten Hauptabtheilung, die Geschichte der Brüderunität (augsburgischer Confession) in zwey Zeiträumen, a) von ihrem ersten Entstehen 1727 bis zu ihrer öffentlichen Anerkennung 1754, und b) bis auf die gegenwärtige Zeit. Diese beyden Hauptabtheilungen finden sich schon abgedruckt, die erste im 11ten, die zweyte im dreyzehnten Theile der von Ersch und Gruber herausgegebenen allgemeinen Encyclopädie.

Die dritte Hauptabtheilung „Zinzendorf und sein Herrnhutianismus" ist gleichfalls für die genannte Encyclopädie bestimmt, dürfte aber nicht sobald dort zu lesen stehen, was denn auch der Verfasser selbst nicht mehr zu erleben glaubt. Sie ist unstreitig die wichtigste

ür die Einsicht in das wahre Wesen des Herrnhutianismus, der im Grunde noch heute derselbe ist, als welcher er in Zinzendorf sich individualisirt und darum am lebendigsten, eindringlichsten ausgesprochen hat. Inzwischen stehen alle drey Hauptabtheilungen in genauer Verknüpfung, und deßwegen ist es zu loben, daß ihr Verfasser sie zusammen hat abdrucken lassen, damit der Totaleindruck, auf den es doch am Meisten ankommt, leichter gewonnen werde. Worin wir ihn gefunden zu haben glauben, wollen wir in der Kürze andeuten.

Der wahre Herrnhutianismus ist durchaus von der heut zu Tage um sich greifenden Pietisterey zu unterscheiden. Er eifert und verdammt nicht, er ist nicht bekehrungswüthig, er verlangt durchaus keinen Separatismus, ja er haßt sogar alle eigentliche Sectirerey; auch äußert er sich nicht in einer Entnervung und Erschlaffung für ein vernünftiges, werkthätiges Leben. Er will ja vielmehr die in alle christlichen Confessionen zerspaltene, im Geist einige, unsichtbare Kirche darstellen. Wenn dagegen Herrnhuter jene Merkmale der jezt grassirenden Pietisterey an sich tragen, so müssen sie von den ächten Herrnhutern als ausgeartete betrachtet werden. Dieß geht eben so aus dem Charakter des Grafen Zinzendorf und seiner Lehre, als aus der historischen Entwickelung des Herrnhutianismus mit, zwischen und neben allen Confessionen hervor, wenn er auch, vorzugsweise mit der augsburgischen Confession übereinzustimmen, bekennt. Von besonderem Interesse wird einem jeden Leser die Betrachtung der historischen Entwicklung seyn, und namentlich ist daraus zu ersehen, wie strenge Kirchenzucht und innerster Herzensglaube, die ursprünglichen Motive zu allen Reformations-Bestrebungen, sich am Ende derselben im Herrnhutianismus vereinigen, nachdem die erste ihre Ausbildung in dem Läuterungsfeuer zweyhundertjähriger Verfolgungen bey den mährischen Brüdern, der zweyte frisches Leben, im Gegensatz gegen die erschlaffte, schale Zeit nach dem westphälischen Frieden, gewonnen hat. Freylich wird aus dem Kampf, aus der Unterdrückung, aus dem Gegensatz, aus welchen beyde Elemente des Herrnhutianismus geboren worden, klar, wie so manches Ueberspannte sich damit in Verbindung setzen mußte. Eben diese Umstände aber sind es zugleich, welche das Räthsel lösen, daß mit dem süßlichen, liebelnden Glauben der Herrnhuter große Arbeitsamkeit und, wie ihre Missionen seit einem Jahrhundert beweisen, die reinste Aufopferungsfähigkeit verbunden ist.

Periodische Literatur.

Orpheus.

Diese vom Herrn D. Weichselbaumer herausgegebene Monatsschrift, deren 1. Heft das Lit. Bl. bereits im Jahr 1824. No. 5. angezeigt hat, ist bis zum 4ten Hefte (Nürnberg bey Riegel und Wießner 1825. 171 S. 8.) vorgeschritten. Das zweyte und das dritte enthielten unter anderm eine Abhandlung von Herrn G. C. Braun über den Oedipus Tyrannus, die auch schon als Anhang eines seiner Dramen gedruckt ist, und zum Beweis dient, daß Herr B. hier nicht in seiner Sphäre ist; Studien über die Opern-Poesie von Auerbach, die von einer lichtvollen Einsicht in das Wesen der Kunst und Afterkunst zeugen; und ein Roman von Herrn Carlson, den man insoferne einen musikalischen nennen könnte, als die Kapitel-Ueberschriften aus Musiknoten bestehen, welche Passagen aus dem Freyschützen, Don Juan u. s. f. ausdrücken. Der vorliegende 4te Heft zeichnet sich aus durch eine Dichtung Fouqué's, der Schottlandsbarden Untergang, und einen Aufsatz Auerbachs, der Dichter und der Tonkünstler, der auf obgedachte Studien Bezug hat. Auch was Herr C. Panse beygetragen hat, ist lesenswerth: sein Abbé Grosneur ist nicht ohne satyrischen Humor. In der ausführlichen Biographie Müllners S. 135 — 171, die ihren Stoff nicht bloß trocken geschichtlich, sondern pädagogisch und psychologisch behandelt, finden sich sehr interessante Bemerkungen, die von eigner Anschauung inneren Künstlerwesens, und von vieler Lebens- und Menschenkenntniß zeugen; auch ist dieselbe in einem meisterhaften Style geschrieben. Wenn aber der Verfasser wirklich jemals mit Müllner in so vertraulichen Verhältnissen gestanden hat, als er behauptet, und als er gestanden haben müßte, wenn alles Erzählte genau wahr seyn sollte; so ist nicht wohl abzusehen, womit derselbe es bey dem noch lebenden Gegenstande seiner Erzählung rechtfertigen will, Anecdoten aus Müllners Leben, und aus seinen Verhältnissen mit Buchhändlern, Theater-Directionen, Ministern, Regierungen, Ortsobrigkeiten, Maurerlogen, und Krähwinkler-Dramen (m. s. S. 164. 165. 167. 168 und 169) berührt zu haben, von denen er S. 167. selbst gestehen muß, daß M's Benehmen dabey nicht ganz mit Unrecht übel ausgelegt worden. Solche Dinge pflegt ein ächt freundschaftlicher Biograph lieber zu übergehen, wenn sie nicht gerade wesentlich zur Sache gehören.

Nr. 97.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 6. December 1825.

Musik-Literatur.

Die Schrift: über Reinheit der Tonkunst, vertheidigt von deren Verfasser.

In der Apostelgeschichte 19. V. 23 — 28. steht geschrieben: „Es erhob sich aber um dieselbe Zeit nicht eine kleine Bewegung. Denn Einer, mit Namen Demetrius, ein Goldschmidt, der machte der Diana silberne Tempel, und wendete denen vom Handwerk nicht geringen Gewinnst zu. Dieselben versammelte er, und die Beyarbeiter desselben Handwerks, und sprach: liebe Männer, ihr wisset, daß wir großen Zugang von diesem Handwerk haben; und ihr sehet und höret, daß nicht allein zu Ephesus, sondern auch fast in ganz Asien, dieser Paulus vieles Volk abfällig macht, überredet, und spricht: es sind nicht Götter, welche von Händen gemacht sind. Aber es will nicht allein unser Handel dahin gerathen, daß er nichts gelte, sondern auch der Tempel der großen Göttin Diana wird für nichts geachtet, und wird dazu ihre Majestät untergehen, welcher doch ganz Asien und der Weltkreis Gottesdienst erzeigt. Als sie das hörten, wurden sie voll Zorns, schrieen und sprachen: groß ist die Diana der Epheser."

Diese lehrreiche Geschichte hat mir in den lezten Tagen nicht aus dem Sinn kommen wollen, nachdem ich es endlich über mich vermocht hatte, die Weitläufigkeiten, welche der Musikalienhändler und Musiker *Hans Georg Nägeli* in Beziehung auf meine kleine Schrift über Reinheit der Tonkunst in diesen Blättern der eleganten Welt aufgebürdet hat, mit der nöthigen Geduld durchzulesen. Fast bey jeder Zeile mußte ich an den Goldschmidt Demetrius denken, und oft auch an den großen Goliath. Denn wahrlich, Herr N. benimmt sich gegen mich, wie jener Held des alten Testaments gegen den kleinen David; aber er vergißt, wie sein Mitbruder, daß ich noch wohl einige tüchtige Kiesel für meine Schleuder in der Tasche führen könnte. Damit muß ich ihm denn andienen; doch will ich, dem neuen Testamente angehörend, etwas säuberlicher mit ihm umgehen, als David mit Goliath. Denn ich habe, als guter Lutheraner, ein sehr versöhnliches Herz nebst großer Langmuth; und ich müßte unbarmherzig seyn, wenn ich nicht mit einer Art von Freundlichkeit den Zorn meines Gegners als etwas höchst Menschliches betrachten wollte. Ist nämlich das, was ich gesagt habe, als wahr anerkannt; bemüht man sich allenthalben, eine historische musikalische Bildung zu bekommen, und zieht man viele vergessene Meisterwerke an das Tageslicht, so muß es freylich mit vielen anderen Dingen dahin kommen, *daß sie nichts gelten*. Der Buchladen des Herrn N. wird immer mehr Ladenhüter bekommen; seine musikalische Lesegesellschaft, aus der ich, zu seinem Mißfallen, wegen gänzlicher Nichtbefriedigung längst austreten mußte, wird immer mehr schwinden; seine geistlichen Compositionen werden höchstens für die, welche nichts Besseres haben, in Gebrauch bleiben; und vor allen Dingen werden seine musikalischen Lehrsätze wenig Gehör finden, z. B. die Behauptungen in seiner Chorgesangschule: „daß der Choral eine veraltete Kunstgattung sey, die nicht nur für unsere neue Kunstwelt den ästhetischen Reitz verloren habe, sondern den erkannten Gesetzen ächter Singkunst von Grund aus widerstreite; daß die Singkunst, indem sie immer *spielender* werde, sich zum Himmelsjubel und der triumphirenden Kirche erhebe; daß der Mollton nur die Ausnahme mache; und daß unter den speciellen Individual-Leistungen die Duette zwischen Alt und Tenor einen vorzüglichen Werth haben, weil darin eine Art *Kunstvermählung der Geschlechter* liege, welche nichts zu wünschen übrig lasse." Also, wie gesagt, den Zorn und die Säuerlichkeit meines Gegners muß ich menschlicher Weise begreifen, und entschuldigen. Allein schweigen kann ich hier nicht, weil es eine gute Sache gilt; doch mögen meine Leser verzeihen, wenn ich auf die Form dießmal keine Mühe wende, und tausend kleine Sticheleyen, Verdrehungen und Wortklaubereyen nicht berührend, in Beziehung auf das Wesentliche bloß Folgendes hervorhebe.

1) Herr N. beginnt den Feldzug mit einer Jeremiade über das Unheil, welches die leidigen Dilettanten der Musik gebracht haben sollen. Dagegen behaupte ich

aber nach wie vor, daß grade die Mehrzahl der sogenannten Meister uns dem Untergange nahe brachte; dieses Heer unwissender, geschmackloser Menschen, welche uns mit geistlosen, verzerrten, krankhaften Sachen überschütteten, im Ueberwinden gehaltlose Schwierigkeiten das Wesen der Kunst suchten, und alles Classische in Vergessenheit zu bringen bemüht waren. Hätte nicht der reine Sinn tüchtiger Dilettanten, und einzelner weniger edler Meister, welche sich desselben Sinns erfreuten, der Kunst zur Seite gestanden, so würden selbst Händels Werke längst untergegangen seyn.

Und überhaupt: was will denn dieß Gerede über die Pracht der Meisterschaft sagen? Es gibt in der Musik keine Tonsur, und keine Ausgießung des musikalischen Geistes aus dem Grunde, weil man den Titel eines Musikers angenommen hat. Wer etwas weiß, der weiß etwas, und wer Kraft und Talent besizt, dem wird es auch möglich werden, neben einem bürgerlichen Beruf für die Kunst etwas Tüchtiges zu leisten. Massuvius Sabinus war einer der größten Juristen, und doch wußte er, nach dem Zeugniß des Athenäus, mit zwey Instrumenten gut umzugehen. Friedrich der Große war Meister im Flötenspiel, obgleich er gewiß mehr Königliche Sorgen hatte, als mein dictatorischer Gegner. Wenn ich nun seit einer guten Reihe von Jahren mit Erfolg bemüht gewesen bin, aus Deutschland, Italien, Frankreich und England viele classische musikalische Werke aller Perioden zusammenzubringen, und in dieser Zeit, aus Liebe zur Kunst, fast alle Gesellschaften meidend, meine sämmtlichen Erholungsstunden mit unermüdlichem Eifer dem Studio jener Werke widmete: warum sollte ich nun genöthigt seyn, vor dem Zürcher Meister zu verstummen, vor ihm, der von der Geschichte der Musik vielfach nichts weiß! Das Lezte kann ich mit gutem Gewissen behaupten. Mehrmals habe ich mich vor einigen Jahren mit Herrn N. mündlich unterhalten, und dabey seine wahrhaft trostlose Halbgelehrtheit kennen gelernt. Von den tausend Meisterwerken, welche vor S. Bach in drey Jahrhunderten, so wie neben und bald nach demselben in Italien erschienen, hat er fast nichts gesehen. Selbst Händels Werke sind von ihm nie vollständig studirt. Bloß von den wenigen, in deutschen, meistentheils unlautern Ausgaben erschienenen Händelschen Oratorien wußte er mir etwas Genaues zu sagen, und daß die in Wien erschienene Ausgabe des Samson eine unverantwortliche Verfälschung des Original-Werkes sey, mußte er erst von mir lernen. Daher weiß er auch in seiner Chorgesangschule (S. 41) über alles, was vor S. Bach geschaffen ward, fast nichts zu sagen, und hilft sich bloß mit der unerhörten Behauptung: „im Allgemeinen hätte, nach kritischer Ansicht (d. h. wenn man über Dinge spricht, von denen man nichts Rechtes weiß), was von einem dieser Classiker desselben Zeitalters herrührt, ein andrer eben sowohl gemacht haben können"!!!

In der That! der Hochmuth der musikalischen Zunftgenossen ist oft ganz lächerlich. Hat ein junger Mensch in einigen Jahren das Nothdürftigste gelernt, wird dieß Wenige von ihm für Geld Andern beygebracht, und sind nach einem gewissen Leisten einige geistlose Stücke componirt, so ist gleich der sogenannte Musiker da, auch wenn nicht ein einziges classisches Werk begriffen ist, und nicht einmal eine gemeine vierstimmige Partitur in den gewöhnlichen vier Schlüsseln gespielt werden kann. Werden aber gar einige Dutzend größere neuere Werke eingeübt, und in Beziehung darauf einige theoretische Lehrsätze ersonnen, so verlangt der vollendete Meister die volle Anbetung. Warum sollte nun der sogenannte Dilettant in schönen freyen Stunden nicht auch sein musikalisches Talent gut entwickeln können? Während Herr N. in ganz Süddeutschland umhergereist ist, um seine Leihbibliothek zu empfehlen, und einige Hefte über Musik für die Gebühr abzulesen, während dessen habe ich unter Leitung eines ehrwürdigen Schülers des Abt Vogler in aller Emsigkeit meine lezten Abendstunden angewandt, um mich des Generalbasses ganz zu bemächtigen. Warum sollte ich nun in diesem Umgange nicht mehr gelernt haben, als Herr N. auf seinen musikalischen Wanderungen? Es soll indeß mit diesem Allen dem guten Herrn die schuldige Achtung nicht versagt seyn. Mehrere seiner früheren Lieder werde ich immer recht in Ehren halten, und sein eifriges Streben für Gutes und Gemeinnütziges stets mit Freude anerkennen. Allein die gehörige historisch-classische Bildung, und ein reifes, nur daher entstehendes Urtheil muß ich ihm absprechen, also auch dagegen protestiren, wenn er mich aus meiner historischen Dilettantschaft vertreiben und zu seiner vielfach unhistorischen Meisterschaft hinüber locken will. Mir wird dabey zufällig folgender artige Fall erinnerlich: der Kaiser Carl VI. war ein tüchtiger Clavierspieler. Als er eines Abends bey einer Aufführung gut begleitet hatte, rief der, hinter ihm stehende, Kapellmeister Fux aus: „Schade, daß Ew. Majestät kein Virtuose geworden sind." Der Kaiser erwiederte lächelnd: „hat nichts zu sagen, hab's halter so besser."

2) Meine kurzen Bemerkungen über Instrumentiren und Nicht-Instrumentiren haben Herrn N. zu den bittersten Aeußerungen verleitet. Ich soll seyn: „gedankenleer; von schwacher Urtheilskraft; unfähig; ohne Sinn für das Gesteigerte und Feine; ein Liebhaber des Massiven" u. s. w. Wegen meines innigen Wunsches, daß Jedermann stets wenigstens den gemeinen Anstand beobachten möge, hat mir dieß zwar recht wehe gethan;

aber im Uebrigen blieb ich guten Muthes, und werde es bleiben.

Ich habe in meiner Schrift die Instrumental-Musik keineswegs verworfen, sondern wegen ihrer eigenthümlichen Vorzüge in hohen Ehren gehalten, dabey aber bemerkt, daß die dünnen Instrumente, namentlich die Saiten-Instrumente, in großen Tempeln nicht klingen, und daß auch überhaupt menschliche Stimmen, wegen ihres besonders seelenvollen Ausdrucks, am besten im Stande sind, die einfachen, erhabenen, zarten Sachen, welche vorzüglich der Kirche angehören, würdig darzustellen. Was nun den Hauptpunkt des Klingens betrifft, so ist damit offenbar gegen die Vorzüge des Instrumentirens nichts gesagt, sondern nur eine nothwendige Grenze angedeutet, weil unsere Ohren nun einmal sind, wie sie sind. Das Forte-Piano hat einen hohen Werth, und kann, mit Feinheit und Zartheit behandelt, im Zimmer bey der Begleitung ganz zauberhaft werden. Allein wie klingt es im Garten oder im Walde? Setzt in einen Wald hundert solcher Instrumente, so habt ihr damit nicht ein Hunderttheil dessen, was zwey gute Waldhörner machen können. Eben so die Saiten-Instrumente in der Kirche, insofern sie hier nicht zur Unterstützung schlechter Stimmen als Lückenbüßer mitlaufen müssen, also insofern tüchtig von tüchtigen Chorstimmen gesungen wird. Ich habe in einer Kathedrale von 60 — 80 kräftigen Sängern ein Magnificat gehört, dessen Herrlichkeit über Alles ging. Wie kindisch und jämmerlich würde es gelautet haben, wenn sich daneben auch Saiten-Instrumente, oder Flöten hätten hören lassen? Dasselbe gilt denn auch offenbar, wenn feine, tiefsinnige, zarte Sachen in der Kirche durch engelreine Stimmen mit vollendeter Meisterschaft vorgetragen werden. Ich rede aber immer nur von wahrhaft frommen, gleichsam dieser Welt nicht angehörenden, uns in eine höhere Welt versetzenden Sachen, daher ich mir auch durchaus nicht denken kann, daß im Himmel die Lobgesänge der Engel durch Violinen begleitet werden. Will man in der Kirche alles in Allem haben, will man auch ein Bißchen lustig, behaglich, aufgeregt seyn, unvermerkt an die Oper erinnert werden, oder an eine Feldschlacht, oder an die liebe Liebe: so mag die Unersättlichkeit thun, was sie will; aber man soll einem solchen Mischmasch nicht den Namen idealer Kirchenmusik geben. Ich habe auch für meine Ansicht so gute Auctoritäten, daß ich Herrn N. wie Cicero sagen kann: ich will lieber mit Plato irren, als mit dir recht haben.

Der päpstlichen Kapelle sind seit vielen Jahrhunderten die ersten Meister vorgestanden. Dem guten Neuen war diese Kapelle nie unzugänglich, wie selbst Allegri und Baj, dann auch der, oft in die Irre geführte Jomelli, und jezt wieder Baini erfahren hat. Dennoch blieb hier das Instrumental stets ausgeschlossen, und nie habe ich gehört, daß gebildete Zuhörer dabey etwas vermißten. Im Gegentheil war immer nur Eine Stimme darüber, daß die Aufführungen in jener Kapelle ganz einzig, himmlisch und unübertrefflich sind. Eben so die Russische Kirche. Durch die Gesänge in der kaiserlichen Kapelle ist bisher alle Welt entzückt worden, und selbst Virtuosen waren davon ganz bezaubert. Auch auf Händel und Michael Haydn kann ich mich hier berufen. Die Oratorien des ersten sind zwar im Ganzen nicht im Kirchenstyl geschrieben, d. h. sie passen nicht zu großen, ernsten Kirchenhandlungen, obgleich sie das Fromme oft auf die geistreichste Weise darstellen. Dennoch läßt Händel oft, wo ein Stück dem Kirchlichen ganz gleicht, die Instrumente schweigen, und eben dieß macht eine unendlich herrliche Wirkung. So beginnt z. B. im Dettinger Te Deum der Chor: We therefore pray thee, mit aller Lebendigkeit und Fülle; aber wie die Worte kommen: „die wir erkauft sind durch dein theures Blut,“ so schweigen alle Instrumente, und zwey Soprane lassen in einfachen Tönen die Engel in ganzer Einfalt hervortreten. Eben so schweigen in dem Chor des Messias: „wie durch Einen der Tod“ alle Instrumente, wo der Text tiefsinnig ist; und welcher Fühlende hat es wohl je ohne Rührung gehört, wenn nach der zweyten Strophe bey den Worten: „und wir durch Adam alle starben,“ die sämmtlichen Instrumente zurücktreten, und den Singstimmen Alles allein überlassen? Auch Michael Haydn (dieser ehrwürdige Meister, welcher aber doch nach meiner Ueberzeugung nicht, wie Händel, einem Adler verglichen werden kann) hat in seinen Werken genug angedeutet, daß ihm für das Kirchliche der feinere Sinn nicht fehlte, obgleich er durch den Geist seiner Zeit und die Forderungen seines Publikums vielfach beengt ward. In seinen Gradualien hat er nämlich überall obligate Instrumente, wo ihn der Text zu einer Art von Jovialität und Behaglichkeit leitet, namentlich in den vielen Stücken, wo Halleluja vorkommt. Allein zwingt ihn sein Text zu Gedanken, welche durchaus der Kirche angehören, so verschwinden alle obligaten Instrumente, und er gestattet bloß zur Unterstützung schwacher Sänger die Begleitung im Unisono, welche denn doch wahrlich nur als Krücke, aber nicht als eine Stufe vermehrter Kunst gelten kann, und von jedem tüchtigen Sänger in der päpstlichen Kapelle als Beleidigung aufgenommen werden würde, etwa wie es gute Sänger mit Recht ungern sehen, wenn man ihnen durch Mitspielen im Recitativ zu erkennen gibt, daß man ihrer Kraft nicht trauet. Leider scheinen aber meinem heftigen Gegner auch in dieser Beziehung die tieferen Grundsätze der Musik ein Geheimniß zu seyn. Das Behagliche, Stutzige, Spielende, Himmelanschreyende ist sein Ideal und darnach

muß sich alles biegen. So findet sich z. B. in seiner Chorgesangschule Nr. XI. der Psalm: erhebet den Herrn: allein wie? Vier Stimmen singen so ziemlich bieder und natürlich ihren Salm nach oben; aber während dessen benimmt sich der Clavierspieler fast wie ein Rasender, und rollt mit Sechzehntheil-Triolen über das ganze Clavier hinauf und herunter, so daß ihm die Sänger, wenn sie Gefühl haben, zurufen müssen: laßt doch die Possen bleiben! Hätte hier Herr N. vollständig instrumentirt, so würden die Sänger aus Angst ganz davon laufen müssen. Und dieß soll nun Geschmack oder ächte Kunst heißen, und gegen dergleichen Mißbräuche soll man nichts sagen dürfen! Schon Vogler (über den sich Herr N. wohl nicht erheben möchte) hat den Unsinn des Instrumentirens, und das Zurücksetzen der Singstimme lebhaft beklagt, indem er (in den Betrachtungen der Mannheimer Tonschule vom J. 1778) auf's Bitterste jenen (später noch unendlich gestiegenen) Unsinn rügt, und dann hinzusezt: „nur wo Gesang vorleuchtet, dort ist der himmlische Wohnsitz des göttlichen Apollo, dort, wo vereinte Gesänge Eintracht stiften, dort, wo Mannigfaltigkeit in besondern Gesängen, edle Einheit im Ganzen herrscht."

3) Viele ältere, fast überall in Deutschland vernachlässigte Meisterwerke sind von mir dringend empfohlen, weil sie eine gediegene Genialität, Fülle, Tiefe und Reinheit des Gemüths offenbaren. Darüber werde ich nun von Herrn N. zur strengen Verantwortung gezogen. Ich soll beschreiben, wo das Ding denn eigentlich sizt, recht schulgerecht in lieben Kunstausdrücken reden, und mich überhaupt so benehmen, wie sich ein dressirter Musiker zu benehmen hat.

Folgendes wird von meiner Seite zur Antwort genügen. Das Ideale und ästhetisch Vollendete läßt sich in Ansehung seines wahren Geistes durch Worte nie klar machen. Man rede so viel, wie man will, über einen Engelskopf; man spreche von der Feinheit der Nase, der Farbe der Augen, der Wölbung der Stirne u. s. w., immer muß erst der Engel besehen seyn, wenn man ihn eigentlich kennen lernen will. Ueber Händels Messias kann man mit denen, welche dieß Meisterstück kennen, viel Gutes reden; aber denen, welche nichts davon sahen und hörten, würde ich kein klares Bild desselben durch Worte geben können. Die Wortmalereyen führen in solchen Fällen zur Schaalheit, oder zum Bombast, und beydes habe ich stets zu vermeiden gesucht, zum Theil auch durch warnende Beyspiele abgeschreckt, zu denen ich die Chorgesangschule des Herrn N. ebenfalls rechnen muß. Welcher Wortschwall fast auf jeder Seite, und doch, wie wenig Licht! So sind z. B. S. 64. 65. acht Stufen der Musik gemacht, und dabey heißt es unter andern so: „Dritte Stufe. Sie bringt in der Motette, indem sie den poetischen und mystischen Bibelstellen eine sinnlich" geistige Hülle leihet, und so die Anschauung belebt, das Wort Gottes dem Geist und Herzen des Menschen näher, und ist so, als ein fortleuchtendes symbolisches Licht, eine stete Nährerin des Glaubens. Vierte Stufe. Sie erhebt sich in ihrem Culturgange allmählig zur kirchlichen Autorität. Autorität hat, was auf die unmittelbarste Weise von einem Autor, Urheber stammt, oder, unverkennbar geistigen Ursprungs, auf einen solchen hinweiset. So werden uns die Dogmen und Symbole in Wort und Bild zur Autorität, indem sie uns, Göttliches offenbarend, auf Gott hinweisen. So wird uns auch das Kunsterzeugniß zur Autorität, wenn das Autorschaftliche, Urhebliche an demselben, aus Begeisterung entquollen, von einer höher liegenden Urquelle zeugt." Dergleichen Dinge sind nun aber baarer musikalischer Mysticismus, und dagegen habe ich immer gerechten Widerwillen gehabt.

Ob eine Sache gewissen Kunstregeln gemäß sey, oder nicht, das läßt sich mit Worten ausführen; aber in Betreff des Besten, des Genialen und Idealen, entscheidet immer etwas Höheres, welches durch Regeln nicht umfaßt werden kann. Wir haben sehr mittelmäßige Gedichte in meisterhaften Hexametern, und andere, welche, ungeachtet vieler Verstöße gegen den Versbau, wegen ihrer Genialität und Reinheit über alles Lob erhaben sind. Die Schulmeisterey, welche nirgend in den Kern dringt, pflegt sich nun zwar in solchen Fällen recht breit zu machen; allein dergleichen Dinge gefallen auch nur den Schulmeistern. Shakespeare wird unsterblich bleiben, auch wenn ihm noch so oft vorgeworfen wird, daß er einmal ein Seeschiff an der Böhmischen Grenze stranden läßt.

Mit Beschreibungen kann man also die musikalischen Meisterwerke nicht charakterisiren; sie müssen studirt, und gleichsam lebendig in die lebendige Seele aufgenommen werden. Trügen alle ältern Sachen denselben Stempel, wie Herr N. gern glauben möchte, um auf wohlfeile Art eine schneidende Theorie bekommen zu können, so wäre ihm freylich etwas geholfen. Allein man muß dürftig ausgestattet seyn, wenn man so etwas behaupten kann. Was wahr an der Sache ist, besteht darin, daß die Musiker Anfangs nur für die Kirche arbeiteten (sofern sie keine Uebungsstücke sezten, deren es viele gibt) aber nun auch das Kirchliche, ohne allen weltlichen Schmuck, rein und mächtig darzustellen suchten. Eine absolute Monotonie des Styls kann ihnen dabey im Ganzen nicht vorgeworfen werden, wenn man nicht das Kirchliche als solches zum Fehler anrechnen will. Ueberall sind Verschiedenheiten; bald choralmäßige, dann fugirte, figurirte, imitirende Sätze; dann ein Auflösen, ein Hinzukommen der Stimme, ein durchliegender Choral, neben bewegten Stimmen u. s. w. Hätte Herr N. bisher

rische Hülfsmittel, so würde ich ihn bitten, mit Meisterwerken der älteren Flamänder anzufangen, dann besonders die Werke von Lasso, Seeffel und Palestrina fleißig durchzugehen, und zunächst eine Weile bey den Werken des Spaniers Vittoria stehen zu bleiben, welcher lezte mit einer Zartheit und einem Feuer geschrieben hat, daß man davon hingerissen werden muß. Dann müßte aber weiter durchgeprüft werden, wie der reine Styl sehr bald in Italien wankend geworden, aber doch keineswegs vertilgt ist. Hier beginnt nun, etwa von Foggia an, eine Mannigfaltigkeit, welche sehr groß ist, und es wird in der Kirche für alle Arten der Formen gesorgt. Die Freunde des Weltlichen, Mittelmäßigen oder Schlechten, also der stutzigen, bellenden, polternden, verliebten Musik, welche neuerlich so vielfach auf den Thron gesezt ward, können in hundert und hundert Werken eine reichliche Nahrung finden, z. B. in den Werken von Cannuciari, Casali, Melani, Casciolini, Pittoni, Contanzi, Jomelli, Feo und Porgora. Allein andre, wie Lotti, Caldara, A. Scarlotti, Durante und selbst L. Leo entsagten dem großen ernsten Style nie ganz, und wenn sie auch in allen Formen Mannigfaltigkeit zu schaffen suchten, so sieht man doch überall, daß sie die Kunst in allen Stylen nur weiter fördern, aber das vorhandene Gute nicht vertilgen wollten. Durante hat in einem achtstimmigen, höchst genievollen Requiem alle Formen versucht, aber er hat auch Messen gesezt, welche dem Kirchlichen ganz anpassend sind, und nie, selbst nicht in den freysten und belebtesten Stellen, der Andacht störend werden. Auch ist bey den alten Sachen nie zu vergessen, daß die Meister den nöthigen Ausdruck nirgend angeben, daß man hier mit dem nöthigen Geschmack nachhelfen muß, und daß so die unvergleichlichsten Sachen allen Reiz verlieren, wenn man sie mechanisch ableyert, oder jedem Singenden das Recht läßt, seiner Stimmung zu folgen, und damit dem zu widerstreiten, was die zufällige Stimmung Andrer geben möchte. — Unter den verschiedenen Stylen verstehe ich übrigens auch das Recitativ. Die meisterschaftliche Unwissenheit hat mich zwar mehrmals merken lassen, daß das Recitativ von der neuern Cultur ausgegangen sey. Allein bloß Caldara (geboren 1668) hat deren mehrere hundert gesezt, aus denen man viel mehr, als aus vielen neueren Arbeiten lernen kann. Und selbst von diesem Caldara, dem reichhaltigen, in allen Formen gerechten, durchaus geistvollen, belebten Meister weiß Herr N. nichts zu sagen, als daß er unter den zehn Meistern, welche nach Forkels Angabe S. Bach geliebt habe, der allereinzigste Italiener sey; daß also Bachs Liebe doch auf neue Deutsche falle. Weil Herr N. auf diese Weise mir artig ausgewichen ist, so will ich ihm, auf meine musikalischen Acten gestüzt, eine Wette darauf anbieten, daß S. Bach einen andern italienischen Meister sogar positiv nachgeahmt, und daß Händel ein pax in terra von Lotti bald abgeschrieben hat.

Hätte nun Herr N. mich auf würdige Art beschämen wollen, so hätte er Beweise beybringen müssen, daß das, was ich verehre, nichts sey, und diese Beweise hätten aus der Fülle genommen werden müssen, weil ich selbst (und vielleicht mehr als irgend Jemand) zugestanden habe, daß auch den größten Meistern, namentlich Palestrina und Händel, vieles nicht gelungen sey, welches in der Musik sehr erklärbar ist, weil der Meister in der Natur zur Nachbildung nichts außer sich hat, und Alles rein originell aus seiner Seele schaffen muß. Allein was ist nun geschehen? Von den großen Patriarchen der Flamändschen und Altdeutschen Schule wird so gut wie ganz geschwiegen, selbst von Lasso. In Beziehung auf Palestrina, welcher wenigstens 40 Folianten geschrieben hat, erwähnt Herr N. (doch wohl etwas zu vornehm), daß er bey dem wiederholten Durchblättern mehrerer Folianten von Palestrina die fatalen langen Noten gefunden habe. Zum Ueberfluß verweiset er dann noch auf die Psalmen des Römisch-Kaiserlichen Hofdieners Hanns Leo Haßler (Leipz. 1777.), als treue Darstellung des Styls von Palestrina, obgleich in jenem Werke von dem Geist, und auch oft von dem Kirchen-Styl des lezten wahrlich nichts zu finden ist. Nicht einmal auf Goudimel wird ein Seitenblick geworfen, obgleich derselbe Palestrina's Lehrer war, berühmte Messen und Motetten gesezt hat, und schon als Verfasser der herrlichen calvinischen Choräle der Unsterblichkeit würdig ist. Lotti und Alessandro Scarlatti werden auch nur mit einer Rückweisung auf eine Aeußerung von Marpurg abgethan, während man doch weiß, daß unser in allen Stylen geübter Hasse den lezten, seinen eigenen Lehrer, für den größten Meister Italiens erklärte, und dann im J. 1727, nach dem Zeugniß von Gerber, den ersten, als er ihn in Venedig kennen gelernt hatte, zu seinem Helden erkor, namentlich auch bey Anhörung einer Messe von Lotti ausrief: „welcher Ausdruck, welche Mannichfaltigkeit in demselben, und welche Richtigkeit in seinen Ideen!" Auch Durante muß sich kärglich abfinden lassen, und nur ein Glücksstern hat dabey geholfen. Denn zufällig ist jezt ein Magnificat von Durante in den Buchläden gedruckt zu haben, und so erlaubt sich denn Herr N. allerley kleine Kritteleyen gegen dieses feurige und mächtige Stück, welches doch Zelter viele Jahre in seiner Singakademie als die Arbeit eines tüchtigen Meisters benuzte. Daran schließt sich bald das ungeheure (schon durch den einzigen sechzehnstimmigen Psalm: Dixit Dominus von P. Pisari entkräftete) Urtheil, daß die Italiener für figurirte

Chorcompositionen die erforderliche Kraft nicht gehabt hätten, und daß sie sogar Graun in seinen Duetten alle übertroffen habe. Wer möchte nun aber behaupten, daß Graun durch seine Correctheit (welche ich jenen, mir sehr genau bekannten, Duetten gern zugestehe) die unendlich geistvollen Duetten von Marcello übertroffen habe, oder die herrlichen Duette von Durante? Selbst von den lezten schweigt Herr N., während die Geschichte erzählt, daß Sacchini diese Duette jedesmal küßte, wenn er sie las, oder singen hörte; und so ist es ganz natürlich, daß er auch über die Duette von Lotti und Steffani schweigt.

Dagegen tritt nun Herr N. mit einer Reihe späterer, mir auch bekannter, und zum Theil von mir mit größter Ehrerbietung erwähnter deutscher Meister in aller Breitheit hervor. Er rühmt hier nun höchlich die Fortschritte in der Kunst, und bringt Alles unter allerley Regeln und Terminologien, wogegen ich nie etwas gesagt habe. Ich wollte ja nicht dogmatisiren, keine Regeln des Gesanges und Instrumentirens aufstellen, sondern bloß in gemeinverständlicher Sprache die Freunde des Schönen ermuntern, sich den Genuß vieler herrlicher Sachen zu verschaffen, welche so vielfach ganz vergessen sind, und die, allenthalben eingerissene Ueberkünstelung zu vermeiden. Dieß habe ich mit Wärme ausgesprochen, und diese Wärme wird mir nie zur Schande gereichen, weil sie, durch das Edle veranlaßt, das Edle bezweckte. Die neueren Fortschritte im Technischen habe ich selbst zugestanden. Aber ich bleibe dabey: man kann regelmäßig, und doch geistloser, unkräftiger und hölzerner seyn, als die weniger geschulten Künstler. Hillers Motettensammlung enthält viele Motetten verschiedener, von Herrn N. hochgerühmter Meister, und doch möchte ich sie, wenige abgerechnet, in Beziehung auf Geist und Genialität nicht zu den musterhaften zählen. Dasselbe gilt von vielen Mustern, welche Latrobe in der Sacred music gegeben hat. Ich kann und mag aber über diesen, an sich so klaren Punkt nicht weitläufiger seyn, und will Herr N. nur noch fragen, ob er durch die Masse seiner Kunstregeln und Kunstwerke befähigt gewesen wäre, den Messias von Händel, oder auch nur das Halleluja dieses Oratorii zu schreiben; und ob die wundervoll herrliche Sprache des alten Luther durch die Muster unsers neuern Grammatikers Adelung übertroffen wird? Ich kann dieß Alles auch um so leichter auf sich beruhen lassen, da Herr N. meinen hauptsächlichsten Klagen über den Verfall der Kirchenmusik insofern selbst beystimmt, als er von Mozart und J. Haydn sagt, daß sie in ihren Messen „Gebetweisen in glänzende und rauschende Chorgesänge verwandelten." Es wird zwar damit entschuldigt: „sie waren ja nicht durch und für diese Texte begeistert;" allein welche Kirche kann diese unpoetische, ich muß sagen, diese ganz unwürdige Entschuldigung gelten lassen?

Solche Aeußerungen führen mich nun auf das, was wohl den Schlüssel zu vielen Andern gibt. Herr N. gehört nämlich zu den Tausenden, welche dem Gemeinverständlichen nachstreben, weil ihnen das Höchste fremdartig ist, und nach ewiger Abwechselung haschen, weil sie den dauernden Ernst einer großen Seele nicht begreifen. Die Miserere von Allegri und Baj, welche in der Sixtinischen Capelle in der Charwoche gesungen werden, waren stets die Bewunderung Aller, welche in Rom der Aufführung beywohnten, wenigstens immer wegen des Eindrucks, den sie machen. Diese Stücke kennt nun Herr N. aus der Leipziger (in Ansehung ihrer Treue keinesweges zu verbürgenden) Ausgabe, verwirft sie aber mit wenig Worten, weil ihnen der Rhythmus fehle, und weil sie nur aus consonirenden Accorden bestehen. Sollte man glauben, daß Meisterwerke, welche mit einer der höchsten Ideen zusammenhängen, so kahl abgefertigt werden könnten! Diese Idee ist nämlich, daß das völlig Ungespannte, das Gleichmäßige, stets Wiederkehrende und Bleibende in Augenblicken der Demuth und Seligkeit oft allein einer gefühlvollen Seele zusagt. Noch nie hat ein veredelter Mensch, welcher der untergehenden Sonne in ernsten Betrachtungen folgte, oder am Frühlingsabend im Walde durch den Gesang der Nachtigallen und das Säuseln der Winde zu Ahnungen und tieferen Betrachtungen gestimmt ward, über Monotonie geklagt, und sich eine künstlerische Erfrischung herbey gewünscht. Grade nach jener großen Idee sind nun jene Miserere gearbeitet, ganz würdig eines: Herr Gott erbarme dich, wobey der Mensch in Ernst und Demuth versunken seyn soll. Es wird also darin nicht der angeblichen Kunst zu Liebe auf wechselnden Effect hingearbeitet, sondern in choralmäßigen, stets wiederkehrenden reinen, einfachen Wechselgesängen entwickelt sich das Ganze, und bloß feine, den herrschenden Charakter nie aufhebende Abwechselungen schließen sich an den Zustand frommer Seelen an, welche sich bewegt, aber nicht beunruhigt fühlen. Warum will man denn in der Musik jezt gar nichts mehr von dem Jelängerjelieber wissen? Ich besitze aus der Bibliothek des Conservatorii in Paris 20 Cantus populi in processione palmarum von Lasso, ganz in jenem Styl gearbeitet, welche mit Reinheit von einem, durch Frömmigkeit begeisterten Chor gesungen, den tiefsten Eindruck machen müssen, eben weil sie in reinen Dreyklängen geschrieben sind, überall die feinste Beweglichkeit enthalten, und doch ewig bey demselben Hauptgefühl verweilen.

Es muß dahin kommen, daß diese Ideen wieder gewürdigt werden, und es sind dazu auch schon von einer andern Seite Versuche gemacht, welche zeigen, daß sich die gute Natur nicht unterdrücken läßt. Die Balladen und ähnlichen Sachen haben nämlich in den neuern Zeiten an der Sünde ewiger musikalischer Malerey und Effectmacherey Theil nehmen müssen, obgleich die alten Minnesänger, welche halb Europa entzückten, die Liederstrophen nach gleichen Weisen sangen. Zelter und Reichard haben dieß neuerlich erkannt, jener z. B. in seinem Taucher, dieser in seinem Erlkönig. Ueberall die gleiche Melodie, bloß mit einiger Abwechselung zwischen Dur und Moll. Mir hat dieß gleich ganz eingeleuchtet, bevor ich über Musik nachgedacht hatte, und ich hoffe, daß die Geschichte dieses neuen Versuchs der Rückkehr zum Alten immer mit besonderer Achtung gedenken wird.

4) In meiner Schrift habe ich von den schönen alten

Kirchensachen gesagt: „sie sind wie ein heller Spiegel, den ein einziger Hauch blind machen kann." Aus dieser und mancher andern ähnlichen Aeußerung folgert nun Herr N. ganz einfach: also muß an jenen Sachen nichts, oder sie müssen manirirt seyn.

Meine kurze Antwort ist diese: das ästhetisch Vollendete trägt als solches den höchsten Charakter der Reinheit und Unbeirrbarkeit an sich, welcher Charakter gerade aller Gemeinheit widerstreitet. Mit dem Alltäglichen kann man es machen, wie man will; aber das Ideale ist heilig und unverletzbar. Ein gemeiner Mensch kann auch einmal eine Fratze, oder einen leichtsinnigen Sprung machen; aber Christus und die Mutter Maria lassen sich ohne unbedingten Anstand gar nicht denken. So kann denn ein vollendetes Vere languores von Palestrina und Totti, gleichsam von Engeln für Engel geschaffen, auch nur von engelreinen Stimmen würdig gesungen werden. Selbst die edeln Werke im belebten Styl verlangen durchaus eine edle Darstellung! Wer den ersten Chor im Messias nur etwas zu schnell und leichtsinnig nimmt, der läßt den erhabenen geharnischten Ritter tanzen, und daraus entsteht eine Widerwärtigkeit, welche freylich nie Statt finden wird, wenn die Mittelmäßigkeit sich dieß und jenes herausnimmt. Mit Herrn N. ist aber hierüber kaum zu reden. Muster hat er schaffen wollen. Allein wie prosaisch sind seine dreystimmigen Gesänge, und die hinter seiner Chorgesangschule angehängten Stücke! Noch nie habe ich einen Menschen gefunden, den diese Stücke begeistert hätten, obgleich ich gern einräume, daß sie einer Schule gute Dienste thun können, wenn man die (unglückliche) Idee hat, daß an nicht-genialen Sachen der Lehrling eingeübt werden muß. Allein wie viel weiter haben Andere die Sache getrieben? Vor einigen Jahren besuchte mich ein ehrwürdiger, historisch sehr gebildeter Berliner Meister. Ich saß eben am Clavier, und bat den Eintretenden, mir nach seinem Gefühl zu dem, was ich spiele, schickliche Worte zu singen. Ich spielte, und er sang: Liebchen komm in meinen Arm. Als er darauf die Noten ansah, fand sich ein: „o Lamm Gottes das du trägest die Sünden der Welt," und eben dieß Stück war von einem der Meister, welche Herr N. hoch belobt. Solche, und tausend ähnliche gangbare Compositionen kann man nun freylich so oder so singen, ohne daß viel daran verloren ist: allein dann muß man auch ihre Verehrer mit der Müllertochter bey Göthe hinzusetzen lassen: ich liebe mir den Müllerknecht, an dem ist nichts zu verderben.

Nur dieß Wenige will ich hier noch beyfügen. Ich halte mich auf's Innigste überzeugt, daß gerade da, wo Herr N. am meisten lobt, am meisten zu tadeln ist, wenn man für die etwas früheren Zeiten vorzüglich Händel und S. Bach ausnimmt. Nur zu oft findet man bey den deutschen Meistern der vorletzten Periode, wenn sie sich recht schön benehmen wollen, zwar die reine Regelmäßigkeit, aber nicht viel mehr Geschmack, als wenn ein Regiment gute Evolutionen macht, oder der galante Herr mit Degen und Haarbeutel, und die Dame im Fischbeinrock sich nach den Kunstregeln meisterhaft bewegt. Mozart mit seinem Genie schlägt sehr vieles davon todt, und ich würde — mit Erlaubniß zu sagen — dem Künstler allen Sinn für Genialität absprechen müssen, welcher nach dem Studio der unsterblichen Mozartschen Opern im Stande wäre, die Graunschen Opern-Arien und Duette als etwas Köstliches zu nennen. Zum grammatischen Unterricht mögen sie freylich die besten Dienste thun. Allein geistvolle Menschen werden sich doch immer nach etwas sehnen, was über die Regel hinaus ist, und in dieser Beziehung würde ihnen Herr N. schwerlich als guter Wegweiser dienen.

5) Auch das, was ich von den alten lateinischen kirchlichen Hymnen gesagt habe, muß durch Herrn N. vielen Widerspruch leiden. Meine Behauptungen über die musikalische Großartigkeit der lateinischen Sprache an sich werden nicht gewürdigt, sondern einzelne Kleinigkeiten werden hervorgehoben, und dann noch einige Fragen darüber hinzugefügt, wie man z. B. in einem Singvereine die Worte: fructum ventris tui ostende und dergl. einem jungen Mädchen übersetzen wolle? Auf das Letzte antworte ich: mit dem Erklären habe ich mich in solchen Fällen nie abgegeben, aber bey dem treuen Uebersetzen durch biblische Worte habe ich meinen musikalischen Freundinnen immer zugetraut, daß das: „dem Reinen ist alles rein" auch auf sie passe; und dieses Vertrauen ist mir bey meinen Singübungen immer belohnt, selbst vielen edeln jungen Männern gegenüber, unter denen es nie einen einzigen Kopfhänger gab. Aber Erklärungen habe ich immer vermieden, und auch völlig treue Uebersetzungen, wenn ich fürchten mußte, daß Jemand bey dem Abgange biblischer Worte in der neueren Sprache eine neuere poetische Unreinheit hätte finden können. Ich habe überhaupt immer die Idee gehabt, daß in einer veredelten Singgesellschaft das Kirchliche rein und kräftig genommen werden muß, wie in der Kirche selbst; und wenn in der letzten das Natürliche ohne Unschicklichkeit einfach ausgesprochen wird, so erscheint jeder verächtlich, welcher dabey lächeln, oder seine ungezogenen Nebengedanken haben wollte. Könnte man ja am Ende die Worte: Vater, Mutter, Sohn und Tochter auch nicht mehr aussprechen, wenn man darauf Rücksicht nehmen wollte, was sie in der vollen Verdeutlichung sagen. Den hohen Werth jener Hymnen brauche ich aber wahrlich nicht zu rechtfertigen, nachdem sich ein Herder so lebhaft dafür erklärt hat, und jetzt auch wieder einer unserer tüchtigsten protestantischen Theologen (Augusti in seiner christlichen Archäologie). Als Protestant würde ich zwar viele derselben, andrer äußerer Gründe wegen, nicht in meiner Kirche einführen; auch mag man sie für das Volk durch deutsche Uebersetzungen populärer zu machen suchen. Allein es wäre eines Singvereines gebildeter Menschen ganz unwürdig, wenn man hier die erhabenen Schöpfungen ehrwürdiger Vorfahren nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt völlig rein genießen wollte, oder wenn hier Protestanten sich als solche von den katholischen Gesängen (in denen noch dazu in der Regel nichts Sectenhaftes ist) zurückzögen. Wahre Toleranz führt alle in dem Höchsten, worauf es doch am Ende allein ankommt, freundlich zusammen, und auch in dem Religiösen gibt es ein nachbarliches Wohlwollen, und eine brüderliche Theilnahme, welche es unnöthig macht, sich durch Wall und Graben Sicherheit zu verschaffen.

6) Meine Klagen über Virtuosen- und Organisten-Unfug, über Kläglichkeit der Concerte, über Künsteley, und meine Warnung gegen ungeschickte Bildung der Singvereine, haben meinen eifrigen Bußprediger auch in die größte Entrüstung gebracht. Fast die ganze musikalische Welt (sogar die todten Meister mit eingerechnet) ruft er gegen mich auf, obgleich ich hier unschuldig bin, wie ein neugebornes Kind. Alle Welt klagt ja über den Jammer, und selbst in den musikalischen Zeitungen bricht der Unmuth von allen Seiten hervor; also habe ich nur dafür

Streiche zu leiden, daß ich in kindlicher Unschuld ein ganzes Büchlein über diesen Jammer herauszugeben mich erdreistete. Ich habe sogar gleichzeitig, in einer Recension, mich selbst öffentlich mit größter Demuth benommen, indem ich die Organisten im Ganzen tadelnd, Ett, Rinck und Apel als höchst ehrenwerthe Meister erwähnte, und dann in Betreff der vielen schlechten Organisten hinzusezte: „Genie haben sie auch nicht mehr, als wie Andere, mithin in der Regel nichts davon." Kann man rücksichtsloser gegen sich selbst verfahren! Auch habe ich ja mehrmals ausdrücklich gesagt, daß ich in allen Hinsichten die Statt findenden Ausnahmen mit großem Vergnügen anerkenne. Was ich also namentlich in Beziehung auf Singvereine tadelnd angedeutet habe, das gilt nur für die, welche es trifft. Wie könnte es mir nur auf hundert Meilen eingefallen seyn, die Zeltersche Sing-Akademie, oder die Thomasschule in Leipzig anzugreifen? Aber ich wußte vieles über die musikalischen Verhältnisse in ganz Deutschland, und da ließ ich manches fallen, was möglicher Weise ein Wort zu seiner Zeit seyn konnte. So wußte ich (ich muß hinzusetzen: nicht aus nahen Umgebungen), daß z. B. an einem Orte ein junger Meister vielen unschuldigen Seelen seine schlechten Schöpfungen aufzudrängen bemüht war; daß an einem andern Orte die Mehrzahl der Mitglieder eines Vereines der Minderzahl das Singen eines Stücks des alten Zeuges (d. h. des Messias von Händel) nachgegeben hatte, wenn zuvor ein ganzer Abend abgedroschenen Opern-Arien gewidmet sey; und daß an einem dritten Orte lebenslustige Damen schon am zweyten Abend an der Probe des fatalen Judas Maccabäus nicht haben Theil nehmen wollen, weil man die alten Geschichten gleich müde werde. Darum dachte ich: ein gedrucktes Wort hat Zauberkraft, und so schrieb ich für den Druck. Daß mein Wort da und dort gut gewirkt hat, kann ich versichern, so wie, daß ich mir dabey nicht das geringste Verdienst zuschreibe. Meine ganze Schrift hat ja überhaupt nur den Charakter eines begeisterten, sorgenlosen Menschen. Wollt ihr kommen, und mit mir das Herrliche freudig genießen, so könnte ich euch tausend Opfer bringen; wollt ihr es nicht, so laßt es bleiben, und dann will ich ruhig umsonst gesprochen haben, weil man ja in dieser Welt das Höchste und Beste nur zu oft allein genießen muß. Auf das Grollen der Halbmeister und andrer leidenschaftlicher Zionswächter war ich gleich gefaßt. Denn wenn man, wie ich, so frisch in das Wespennest stößt, und dem Kalbe in beyde Augen schlägt, so ist das Aergerniß gar zu groß, und da sind die bittern Herzenserleichterungen durchaus nicht abzuwenden.

7) Was Herr N. zuletzt im vollen Ingrimme des beleidigten Künstlerstolzes über einen gewissen langweiligen Singverein, mit einem höchst ehrenrührigen Anhange, gesagt hat, das ist zum Theil so beschaffen, daß ein Ehrenmann darauf zu antworten unmöglich irgend eine Versuchung haben kann. Nur über jenen Verein will ich, als Wohlunterrichteter, dieß sagen. Seit 14 Jahren besteht dieser Verein, etwa aus 30 — 40 Personen aller Stände und Confessionen zusammengesezt, bloß als Uebungsschule für classische Vocal-Musik in allen Stylen, die Oper ausgeschlossen. Die Langweiligkeit des Vereins besteht bloß darin, daß er nur sittliche, gebildete, für das Veredelte empfängliche Menschen aufnimmt, sich in Ansehung der Zahl, auch des Locals wegen, beschränkt, und in der Regel keine Zuhörer duldet, damit recht frey und ohne Aengstlichkeit die Uebung ganz das sey, was sie seyn muß. Schwach waren die Kräfte des Vereins immer, besonders da in einer kleinen Academie-Stadt die männlichen Sänger fast von Jahr zu Jahr mit andern vertauscht werden müssen, aber der Eifer aller Mitglieder war in der Regel musterhaft. Dessen sind unlängst auch die Herren Gottfried Weber und Rink Zeugen gewesen, an die mich Herr N. zu verweisen nicht nöthig hatte. Die Uebungsstücke der Gesellschaft brauchen das Licht nicht zu scheuen. Es waren: ächte Urchoräle aller verschiedenen Kirchen, besonders Hussitische, Lutherische und Calvinische; Meisterwerke von Seeffel, Lasso und Palestrina an bis auf die neueste Zeit, auch zur geschichtlichen Bildung die besten geistlichen Sachen von Gluck, J. Haydn, Mozart, Cherubini, und ausgezeichnete Sachen lebender deutscher Meister, vorzüglich aber mehr als 20 Oratorien von Händel, fast alle nach Original-Ausgaben mit untergelegtem deutschen Text; und endlich auserwählte National-Gesänge der mehrsten Völker der Erde, insbesondere Indische, Italienische, Walisische, Irrländische, Schottische, Dänische, Schwedische und Russische. Für den belebten Styl geschah immer bey weitem mehr, als für den ernsten, gemessenen, und keinesweges (wie Herr N. glauben machen will) ward bloß für den Chorgesang gesorgt, sondern häufig auch für Solo-Stücke, Duette und Terzette. Das Einüben dieser mannigfaltigen Sachen erforderte natürlich eine unermüdliche Anstrengung; aber an keinem Abend ward zu lange gesungen, weil die physische Kraft auch hier ihre Grenzen hat, wenigstens so lang die (wahrscheinlich selbst in Zürich nicht viel zu findenden) Stentoren zu den seltenen Ausnahmen gehören, und weil nur gar zu leicht die ganze Gesundheit verloren geht, wenn das Singen zu lange ausgedehnt wird. Ist es also eines guten Schweizers würdig, wenn Herr N. bey seinen Sticheleyen gegen jenen, ich darf sagen mit reinster Liebe und Uneigennützigkeit geförderten Verein, auch meinen Ausdruck: „unermüdliche Anstrengung" unter sein schartiges Messer nimmt, und darüber bemerkt: „damit verräth er, wie es um seinen Singverein steht. Gute Choristen können allerwärts mit voller Stimme aus vollem Herzen singen. Wer mit Anstrengung so singt, daß er sich ermüdet, der hat entweder nicht die rechte Art, oder den rechten Singstoff. Lezteres kann Ersteres herbeyführen. Schlechter Singstoff macht am Ende schlecht singen. Das bewirken unvermeidlich jene plumpen, schwerfälligen, meistens langsam einherschreitenden italienischen Sachen." Wie viel schöner klingt es doch, wenn Luther in der Vorrede zu seinen Begräbnißgesängen, wo er gegen katholische Worte lebhaft eifert, mit ehrwürdiger Wahrhaftigkeit sagt: „Zu dem haben wir auch zum guten Exempel die schönen Musica oder Gesänge, so im Papstthum in Vigilien, Selmessen und Begräbniß gebraucht sind, genommen, der etliche in dieß Büchlein drucken lassen, und wollen mit der Zeit derselben mehr nehmen. — Der Gesang und die Noten sind köstlich; schade wär' es, wenn sie sollten untergehen."

Doch genug, und für die, welche reines Sinnes sind, wahrscheinlich mehr als genug! Der Belehrung werde ich immer ein offenes Ohr darbieten, weil ich weiß, wie unendlich viel mir fehlt, aber einem plumpen, halbgebildeten musikalischen Despoten werde ich nie das Feld räumen, und meinen Weg, wie bisher, verfolgend, noch oft mit Luther sagen: „die Musik ist eine schöne und herrliche Gabe Gottes. Ich wollte mich meiner geringen Musik nicht um was Großes verzeihen."

Nr. 98.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 9. December 1825.

Dramatische Literatur.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele, herausgegeben von Carl von Holtei. Fünfter Jahrgang, für 1826. Berlin in der Vereins-Buchhandlung.

Es ist gar kein Wunder, daß man jezt so frühe alt wird, da die Almanache uns alle Jahre um 4 oder 5 Monate vorausrücken. Das macht zulezt ein hübsches Sümmchen! aber daß die Taschenbüchlein, die doch größtentheils dem schönen Geschlechte zu eigen sind, so ungalant sind, dasselbe stets früher zu erinnern, wenn der Zeiger ihrer Lebensuhr um ein Jahr vorspringt. Das ist doch etwas ganz unmanierlich! Da sieht man doch gleich die galanten Herren Clauren und Castelli! Die „Huldigung" und „Vergißmeinnicht" sind noch nicht da, während die Urania schon in allen Strickbeuteln ist, die Minerva an allen Buchhandlungsthüren ihre Weisheit predigt, die Penelope ihre Freyer anlächelt, u. s. w. Auch die „schöne Wienerin," die „Aglaja" ist mir noch nicht zu Angesicht gekommen, oder ist diese Wienerin zu starker Aufsätze halber etwa im übrigen Deutschland mit Damnatur belegt? schwerlich! doch, ich wollte ja Holtei's Bühnenspiele besprechen, und ich muß mit Hrn. von H. sogleich zanken, einem Recensenten sein bißchen Kleyenbrod so vor dem Munde wegzuschnappen! selbst eine Recension dem Buche vorauszuschicken! mir die Kritikwiese vor der Nase abzumähen! „verwildere zum Tieger lammherzige Geduld!" Die große Lesebühne ist keine Schaubühne, und die Recensionen in den Fließ- und Löschpapieren (wenn Hr. Müllner mir erlaubt sie noch so zu nennen) über die Darstellung gehen den Druck nichts an. Was geht das die große Lesewelt an, ob Carl Unzelmann und Dlle. Bauer gut oder schlecht spielten, wir sind ja jezt nicht im Parterre! Was soll das heißen, daß Hr. Holtei „die Ueberbildeten" in einer literarischen Gesellschaft vorgelesen und sie sehr gefallen haben? soll das ein Schreckschuß oder ein Bestechmittelchen seyn? wozu alle diese Vorwehen und Geburtsschmerzen? Die Bühnenspiele liegen nun auf dem Tische und jeder qui nasum habet, wird die Trümpfe schon von den Vorschiebblättern zu sondern wissen; daß doch der Deutsche nie aufhört die Lesewand erst mit dem glatten Oelbohrer anzubohren, bevor er seinen literarischen Nagel hineinschlägt! Warum müssen wir erst erfahren, daß Hr. v. Angely's „meisterhafte (oui, schneidermeisterhafte) Bearbeitung" der „Schneider" und Sticker „Mam'sells" die „undankbarste Verkennung (!) erlebt haben? Daß „das Ehepaar aus der alten Welt" von ditto Hrn. Angely eine „wahrhaft klassische Uebertragung" ist? Wenn Hr. v. H. dem Hrn. A. ein Kompliment und einen Kratzfuß machen will, so thue er es hübsch in seinem Zimmer, muß ganz Deutschland den Katzenbuckel mitmachen? heißt das nicht: weil man eben vom Schießen spricht, muß ich Sie versichern, mein Schneider macht herrliche Beinkleider!

Nach dieser überflüssigen Vorkritik des überflüssigen Vorworts komme ich zur Kritik der Bühnenspiele selbst. Ich will mit meiner Schreibehand auf das 5 Stücke enthaltende Büchlein zeigen, also mit jedem Finger auf ein anderes. Aber welches ist der erste Finger an der Hand? ist es der kleine oder der Daumfinger? ich fange mit dem Daumen an und das steht mir frey, denn ich zeige damit auf die „eigne Wahl" von Carl Schall. Dieses zweyaktige Lustspiel habe ich mit Vergnügen auf der Bühne hier gesehen und mit erhöhtem Vergnügen nun gelesen. Ein Mädchen, das bloß aus eigener Wahl heirathen will, sich mit eigener Wahl in einen Unwürdigen verliebt, von einem Onkel eines Bessern belehrt, nun aus eigner Wahl die eigne Wahl verwirft, ist die Grundidee, die, wenn sie auch nicht ganz an Neuheit laborirt, doch gefällig und verständig in komischer Situation gehüllt ist. Die Diction ist kernig, der Dialog fließend, witzig und voll Laune. Daß es ihrem Liebhaber eben so geht, daß er auch bloß aus eigner Wahl heirathen will, sie ausschlägt und sich doch in sie verliebt, macht das Ganze noch trefflicher. Einer der vielen guten Witze ist folgender: Klatz: ist das Bild getroffen?

Geheimrath: zum Widersprechen!

Die Namenswitze: Klatz und Sinnig sind des Verfassers, der einen so reichen Schatz von gutem Witz zu

eigen hat, weniger würdig. Mein kritischer Zeigefinger winkt nun dem kleinen „Vielliebchen," Spiel in Versen in 1 Akte „von C. Lebrun." Es ist für ein empfindsames Herz etwas empfindlich, einem Vielliebchen dieser neuen Butter-Grazie in der Schäferey der Romantik nicht freundlich winken zu können, aber sollte ich auch von allen Knackmandel-Schönheiten darob gehaßt werden, ich muß es sagen, dieses Vielliebchen gewinnt mir die Wette nicht ab. Hr. Lebrun hat zwar, wie er sagt, das Verdienst, die Idee zu diesem Versspiel nicht erfunden zu haben, allein das entschuldigt noch nicht, daß er diese allbereits zu verschiedenen Schüsseln ausgebrachte Idee einer Idee noch einmal auf den dramatischen Heerd brachte, und an der Lauheit schwacher Verse frisch abgesotten. Warum heißt es „Vielliebchen?" Es könnte eben so gut „der Vetter," „die Tante," „der Schlüssel," „der Schrank" oder wie immer heißen. Auf einen Theaterzettel mag man immerhin die bunten Titelstäbe setzen, um die Theaterlust dem Publikum an dieser Tränke heiß zu halten, aber im Druck wozu eine Uniform, die nicht paßt? Das Stück ist poetisch, d. h. gereimt, aber so matt und seicht, daß man sich kaum durchwinden kann. Z. B. sp.

Frau:

O Zeus! wie hast du die Männer erschaffen.
Sie ringen mit uns um den Pfau.
Und in den Augen der Modeaffen
Nimmt's keine mit dem Schwur genau;
Wenn sich die Herrn im Spiegel betrachten
Und übersliegen die holde Gestalt,
Dann heißt's: die soll auf Ehre verschmachten —
Die ist, auf Seele, in meiner Gewalt!"

Was schlägt die Glocke? „ringen um den Pfau?" „auf Ehre! auf Seele!" oder

Frau:

— Drum ohne Sorgen
Entschlummern ruhig Sie im Park. (?)
Ich habe keine Mörder verborgen,
Wie dort (!) die Königin von Dännemark. —

Ja wir entschlummern ruhig! und nun die französisch deutschen Reime, citirt, molestirt, Philister und Triffer, d. h. mehr Triff, trauriger, nun das französische Beywort mit einem deutschen Comparativ ist „jolier" als so. Hr. Lebrun hat uns schon so viel artiges geliefert, daß ich mit Recht etwas strenge seyn konnte. Ich verlasse dich mein „Wenigliebchen," und rufe mit dem Mittelfinger „die Berliner in Wien" von C. v. Holtei. Wenn mir Hr. v. H. auch in der Vorrede nicht gezeigt hätte, daß selbst ein sehr verständiger Mann erbärmliche Produkte wie die eines Angely zu gewissen Zeiten gut finden kann, so müßte ich diese Liedergasse doch gut finden, und zwar aus dem Grunde, weil sie wirklich gut ist. Sie entspricht dem, was sie seyn soll, vortrefflich, sie ist heiter, ergötzlich. Einzelne gute Einfälle als Rumpf- und artige Liederchen als Schwungfedern heben den Spaßvogel leicht und angenehm in die Region dieser Gattung. Daß die „Wiener in Berlin" besser sind, ist ein Vortheil für jene, ohne für diese Nachtheil zu seyn. Daß Sie Anfeindungen fand, daraus macht sich weder ein „Berliner in Wien" noch ein „Wiener in Berlin" etwas. „Man küsse uns, man reiße uns, nur daß man eins nicht thu!" Recht sehr freue ich mich schon zu sagen, daß mein Goldfinger für das ächte Gold von L. Roberts „Ueberbildeten" bestimmt ist! Es thut mir ordentlich wohl, wenn ich in der großen, deutschen, dürren Reimwüste auf eine solche frische Rose stoße. Ich möchte wie ein Kameel mir den Lesemagen mit diesem Labetrunk anfüllen, um ihn durch die andern Sandstrecken mitzunehmen. Moliere's „Précieuses ridicules" sind nicht nur über-, sondern auch höher gesezt worden. Mit humoristischer Gewandtheit hat Hr. R. diese alte Rolle französischer Satyre dem an Ueberbeinen und Höckern reichen Zeitgeist unsers Decenniums anzupassen und zurechtzumachen gewußt. Jeder Leser wird den Reichthum an tiefdringender Ironie der jetzigen Schraubbaumbildung mit Vergnügen darin erkennen. Da ich nicht alle Verse anführen kann, so kann ich auch keine herausheben, um zu zeigen, daß Hr. R. einer der ersten Verskünstler der launigen Gattung ist; um desto weniger brauche ich ihn gegen den Kritiker im Abendblatte zu vertreten, nur so viel weiß ich, daß die Nachlässigkeit der Robert'schen Verse mir angenehmer ist, als die Schweißtropfen der sogenannten fleißigen. — Wenn ich Hr. Robert gewesen, hätte ich die beyden Mädchen doch besser aus der Affaire kommen lassen, eine kleine Strafe haben Sie wohl verdient, doch wahrlich nicht den Staupbesen! Ich denke, es ließe sich besser anschauen wenigstens, wenn das Schwesterpaar nach einem kleinen Beschämungsfegefeuer doch in den Himmel unserer Gunst wäre aufgenommen worden, es gibt nicht nur eine tragische, es gibt auch eine heitere Gerechtigkeit! — Der „kleine Finger" soll nun noch nach dem kleinen Lustspiel „Mondscheinbekanntschaften" von W. Martell hindeuten. Es ist ein kleiner niedlicher Intriguentanz en quatre, zwey Pärchen machen „die Chaine" im Mondschein, dann Mouliné, zuletzt Rondeau, man reicht sich die Hände! Im Mondschein nimmt es sich recht elfenhaft aus, und gefällt, eine sehr beleuchtende Sonne würde manches abstreifen, doch es ist ja eine Mondscheinbekanntschaft! Nun schließe ich die fünf Finger zur Faust, und behaupte kraft des kritischen Faustrechtes, dieses Jahrbuch unterscheidet sich vortheilhaft von vielen andern, es wird jedem Leser Zerstreuung schaffen. Aeußeres, Druckpapier u. s. w. ist gefällig und gut. Der Herausgeber strebt mit sichtlichem Erfolg das Büchlein besser und besser auszustatten, und so dürfte die Lesewelt in der Zu-

kunft gewiß noch Vorzüglicheres erwarten, und dem Jahrbuche doch das Gedeihen werden, das ihm von Tadlern und Grämlern abgesprochen wurde.

Saphir.

Biographie.

Erinnerungen an Friedrich August Wolf. Ein Beytrag zu seiner Lebensgeschichte mit angefügten Belegen und literarischen Nachweisungen von Professor Hanhart, Rector des Gymnasiums in Basel. — Basel in der Schweighauserschen Buchhandlung. 1825. VIII, 115 S.

Dieser Beytrag zu der Lebensgeschichte des an Genie größten Philologen unseres Jahrhunderts hat nicht allein Interesse für den Philologen und Gelehrten vom Fach, sondern er verdient eben so, wie die neulich von uns angezeigte Lebensbeschreibung Abraham Gottlob Werners, die Aufmerksamkeit eines jeden Gebildeten. Was nämlich A. G. Werner für die Mineralogie, ist F. A. Wolf für die Philologie gewesen. Wie Werner jene, so hat Wolf diese erst zur wahren Wissenschaft erhoben, zum Selbstbewußtseyn gebracht. Daß wir beyde, so heterogenen Wissenschaften angehörige Männer einander gegenüberstellen, geschieht nicht nach einer zufälligen, gedächtnißmäßigen Ideenassociation, auch nicht aus absichtlichem Haschen nach auffallenden Vergleichpunkten, vielmehr vermöge einer nahen Geistesverwandtschaft, in welcher jene Männer stehen und durch welche ein jeder von ihnen das Aehnliche für seine Wissenschaft geleistet hat. Einer wie der andere hat nämlich durch Genie gewirkt, die Schranken des Herkömmlichen, Hingerosteten durchbrochen, neue Bahnen gefunden und zu wandeln genöthigt. Wie Werner's Genie, obgleich es hauptsächlich nur für Mineralogie und Bergwerkkunde thätig seyn wollte, dennoch alles in seinen Umkreis zog, das scheinbar Entlegenste verknüpfte, sich mit gleicher Liebe auf historische und Sprachstudien warf, ja sogar Gemmen- und Münzkunde, selbst etymologische Versuche nicht verschmähte, so wendete Wolf's Genie, von Sprachstudien ausgehend, den Flammenblick der Mathematik zu und berührte sich mit Wernern unwillkürlich in manchem Zweige der Naturwissenschaft. Wolf's wie Werner's Genie wußte sich gleicherweise eine große Fülle von Gelehrsamkeit zum Dienste zu bereiten, für seine besondere Wissenschaft sich eine neue Methode und eine freye Schule zu schaffen. Beyde Männer liebten es, durch Lehre zu wirken auf ihre Schüler, durch diese für Förderung ihrer und jeder Wissenschaft und somit auch zu höherer Entwickelung des Lebens selbst. Wir könnten die Vergleichung in's Unendliche fortspinnen, denn Geister sind in ihrem innersten Kern einander gleich, an der Oberfläche zufälliger Lebensverhältnisse nur verschieden, wie es die Betrachtung der wahren Genie's aller Zeiten und Zonen lehrt; wir wollen aber jezt Fr. A. Wolf, von dem es sich hier eigentlich handelt, näher in's Auge fassen. Wir sehen ihn in diesem kurzen Abriß seines Lebens und Wirkens, als Göttinger Studenten schon gegen Heyne und seinen Anhang in Opposition und seinen eignen Weg wandeln, bis er endlich allen bornirten, nur in Exclamationen zum Leben erwachenden Anbetern des Alterthums nicht minder, als den spitzfindig wortklauberischen Philologen gegenüber, als ein Mann auftrat, welcher zeigte, wie man mit selbständigem Geiste die classischen Studien treiben, den Werth der alten Autoren erkennen, das Leben der alten Völker würdigen und so das in seiner Art unendlich Hohe und Schöne aus Ueberzeugung bewundern könne und müsse. Hiemit aber und durch seinen philosophischen Geist, mit welchem er seine Studien trieb, verschiedene Gebiete der classischen Alterthumskunde durchdrang und Leben einathmete, so daß alte Sprachen, Geschichte ꝛc. ihm wenigstens eben so viel verdanken, als er von ihnen gewonnen — durch diesen philosophischen Geist hat Wolf die Alterthumskunde zu einer Wissenschaft erhoben, welche in sich, wie jede wahre Wissenschaft, eine unendliche Mannichfaltigkeit vereinigt, und als solcher ihr eine feste Stelle in aller Wissenschaft gewonnen, von der sie nimmer verdrängt, an der sie von Niemandem, sogar von sich selbst fortan weder überschäzt noch geringschäzt werden kann. Auf Wolf sind daher namentlich die einseitig-philologischen und antiphilologischen Pädagogen zu verweisen, freylich mit dem Bemerken, daß sie nicht einzelne Aeußerungen des großen Mannes für sich oder wider einander benutzen, sondern aus seinem ganzen Wirken ihn zu begreifen suchen mögen.

Hiezu werden auch gegenwärtige Erinnerungen an Fr. A. Wolf förderlich seyn, die leider freylich nicht mehr sind, als der Titel verheißt, ein Beytrag nämlich zur Lebensgeschichte Wolf's. Inzwischen ist auch dieser schon dankenswerth. Für den, welcher nicht für Gelehrtengeschichte an sich ein besonderes Interesse hat, werden die auf zwey Bogen zusammengedrängten Notizen über Wolf's Leben und Wirken ziemlich hinreichen, um ein würdiges und lebendiges Bild von ihm sich gestalten zu können. Wir müssen in dieser Rücksicht die gute, lebendige Darstellung loben, in welcher diese Notizen gegeben sind und welche warme Verehrung ausspricht, ohne in den Panegyrikerton zu fallen. Die beygegebenen Belege und literarischen Nachweisungen wird der Gelehrte, besonders der Philolog gern gefunden haben, obgleich sie seine Wißbegierde mehr reizen als befriedigen. Für diese und auch für das größere, gebildete Publikum müssen wir dasselbe wünschen, was Herr Professor Hanhart in einer Zuschrift an den Herrn Prof. Ochsner in Zürich und in der Vorrede äußert: daß bald Freunde und

Schüler Wolf's mittheilen mögen, was ihnen zur vollkommneren Würdigung und Charakteristik desselben Geeignetes historisch bekannt ist.

Wir bemerken schließlich noch, daß gegenwärtiger Beytrag uns darauf aufmerksam gemacht hat, wie Wolf, ein Heros unter den Philologen, seine schwächeren Genossen an schriftstellerischer Fruchtbarkeit, wenigstens der Masse nach, nicht erreicht hat. Allein ein Heldenkind ist von größerem Werth als hundert und aber hundert Liliputaner. —

Satyre.

Der Mann im Mond, oder der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme, von H. Clauren. Stuttgart, bey Fr. Franckh, 1826, zwey Bändchen. 8.

Ein nambafter Belletrist, durch welchen Ref. die erste Nachricht von dem räthselhaften Mondbewohner erhielt, bezeichnete denselben als das beste, was der berühmte H. Clauren bisher geschrieben. Dieß Urtheil ward ihm von mehreren Seiten her bestätigt, und als er das Buch selbst in die Hand nahm, fand er in der That alle die bekannten Reize Claurens, den leichten Tanzschritt seiner Prosa, die gefällige Verknüpfung seiner Gruppen, die naive Coketterie seines Dialogs, das durchsichtige Negligé seiner Portraits nicht nur wieder, sondern übertreffen. Nur etwas fiel ihm auf, nämlich alles, daß Clauren sich selbst sollte übertroffen haben, da doch kein Vogel über sich hinausfliegen kann; daß Clauren in einen ihm ganz unnatürlichen Humor, in eine Selbstpersiflage verfällt und am Schluß des Werkes sich als komischer Familienvater mitten unter seine salomonischen Weiber versezt und hier die Mimili, dort die Elsi, hier die Fanni, da die Molli, rechts die Doralice, links die Clementine, jezt die Rose, dann das Röschen, dann die Rosamunde, nun die Pina, endlich die Emmeline, Magdalis, Clotilde und — die lieblichen Vergißmeinnichtchen alle von Herzen streichelt und koset als ein einziger Harlekin unter hundert Colombinen; daß ferner einige schwäbische Sprachformen (Fehler?) im Buche stehen, die originell sind, da doch die schweizerischen in Mimili nur auf eine reizende Weise schlecht copirt sind, und jedermann weiß, wie Clauren zwar oft schwabbelt, aber nicht schwäbelt; daß endlich, wenn Clauren wirklich nicht der Verfasser seyn sollte, ein andrer Sterblicher ihn so lebendig aus dem Spiegel gestohlen haben könnte.

Aus dem Labyrinth dieser Räthsel wurden wir endlich erlöst durch den offnen Zeitungsbericht des Berliner H. Clauren, daß ihn die beleidigte Muse wider Willen zum Stiefvater des Mondmannes gemacht, und durch die Privatnachricht, daß der wahre Verfasser D. Wilhelm Hauf von Stuttgart sey, dem auch die Memoiren des Satan zugeschrieben werden. Da erkannte denn männiglich, daß der Mann im Monde nichts als die feinste Persiflage jener Manier Claurens sey, die zur Mode geworden, durch Seichtigkeit und liederliche Moral, Kopf und Herzen gleich verderblich wird. Die kleine Schrift ist also eben so interessant durch den kritischen und zeitgemäßen Zweck, als durch die bewundernswürdige Kunst der in der Nachbildung versteckten Persiflage.

Clauren scheint über diesen Zufall, dergleichen berühmte Männer doch stets gewärtig seyn sollten, äußerst betreten, so daß er die witzige Feder wegwirft, den Schreibefinger krümmt und am Arm der weltlichen Gerechtigkeit eine drohende Faust macht. Der von ihm eingeleitete Proceß dürfte seiner Seltsamkeit wegen das Publikum interessiren, und Ref. erlaubt sich deßfalls noch eine Bemerkung. Wäre irgend ein Grund vorhanden, die Herausgabe jener Schrift als eine Buchhändlerspeculation auf Geld berechnet zu betrachten, so müßte sie als ein literarischer Diebstahl angesehen werden, und wenn die bürgerlichen Gesetze dem Pseudonymen auch keine Genugthuung gewähren können, da sich Ref. z. B. Jean Paul unterzeichnen könnte, ohne daß Fr. Richter in Baireuth sich beklagen dürfte, so würde doch die Verachtung des Publikums das Unternehmen brandmarken. Ist aber mehr Grund vorhanden, jenes Werk als Satyre und den ganzen Fall von der Seite des Witzes zu betrachten, ist das Werk so geistvoll geschrieben, daß es nicht durch irgend einen Namen geehrt wird, sondern diesen selber ehrt, und daß Claurens Name keineswegs einer Geistesarmuth zum Schilde, vielmehr einer Persiflage zur Folie dient, so wird D. Hauf ohne Zweifel wie das poetische Recht, so die Lacher auf seiner Seite behalten.

In Nr. 71 des Literaturblatts zum Morgenblatt, welches mir erst gegenwärtig zu Gesicht kommt, ist in einer Recension des Kreuzes an der Ostsee eine an mich gerichtete Aufforderung des Herrn Hofraths Dr. Müllner begriffen, dem Publikum dasjenige, was sich nach meines Freundes Zacharias Werner Tode von seinem zweyten Theile des Kreuzes ꝛc. vorgefunden, nicht vorzuenthalten. Gern entspräche ich diesem Wunsche, wenn ich, wie dort vorausgesezt wird, noch Depositar der Wernerschen Manuscripte wäre; aber nach einer in meinen Händen befindlichen Quittung des bey der hiesigen Oesterreichisch Kaiserlichen Gesandtschaft angestellten wirklichen Legations-Raths, Freyherrn von Werner, vom 8ten Juli 1823, habe ich demselben sämmtliche bey mir deponirte Wernersche Papiere, und unter diesen auch die Materialien zum zweyten Theil des Kreuzes ꝛc. für den Haupterben des Verstorbenen, den General-Vikar der Congregation der Redemptoristen in Wien, Pater Joseph Passerat, ausgeliefert, und wünsche selbst sehnlich, daß derselbe, in Verbindung mit dem Herrn Buchhändler Wallishausser, dem Werner in seinem Testament die Manuscripte seiner frühesten zu Wien gehaltenen Predigten und geistlichen Uebungen legirt hat, dessen sämmtlichen literärischen Nachlaß baldigst herausgeben möge.

Berlin im November 1825.

Der Verfasser von Werners Biographie.

Nr. 99.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 13. December 1825.

Der neueste Meßkatalog.

Die Leipziger Michaelismesse hat uns unter einigen tausend Büchern auch wieder ein wichtigstes geschenkt, nämlich den Katalog derselben. Da an ihm die Autoren insgesammt arbeiten, während jedes andre Buch nur einen und oft den schlechtesten hat, da sogar nur das beste von allen Werken, der Titel, hier in einen Honigstock gesammelt wird, so kann ich keine angenehmere Lectüre denken, als die ich eben vor mir habe. Wenn ich ferner bedenke, daß ein berühmter Recensent einmal der Wahrheit die Ehre gegeben und freymüthig bekannt hat, kein Buch sey besser und unpartheyischer zu recensiren, als das man gar nicht liest, so habe ich es noch leichter mit Büchern, die ich gar nicht lesen kann, weil der Titel zwar oft mehr als ein Buch, aber kein Buch ist.

Gewöhnlich umfaßt der Meßkatalog gegen drey Viertheile Bücher, die fertig geworden, und ein Viertheil, die künftig erscheinen sollen. Fertige finden sich dießmal auf 202 Seiten, also ungefähr dritthalb tausend, eins ausgenommen, das, wie Ref. als Autor wissen muß, zwar angezeigt, aber noch nicht geschrieben ist. Rechnet man noch etwa 300 Schriften in fremden Sprachen ab, so ist die Ausbeute der lezten Messe ungewöhnlich gering, um mehr als 1000 deutsche Bücher geringer als die der Ostermesse. Was wir wenig nennen, ist indeß immer noch zu viel, und die Menge der abgeschmackten Titel bestätigt hinlänglich den alten Erfahrungssatz, daß unter 3000 Schriftstellern, die in derselben Stunde schrieben, nicht alle zugleich Genies sind.

Es ist bemerkenswerth, daß die periodischen Schriften, praktischen Handbücher und Unterhaltungsschriften für Volk und Jugend mehr als je die Ueberzahl ausmachen. Dieß beweist, wie sehr wir allmählich streben, die strengen Wissenschaften dem Volke zugänglich zu machen und den Gewinn gelehrter Forschungen im praktischen Gebrauch wuchern zu lassen. Es beweist ferner, wie man allmählich aus der gelehrten Hieroglyphensprache sich zu befreyen trachtet, denn eine Wissenschaft, die man für das Volk zuschneidet, muß doch zuvor in die Volkssprache übersezt werden, und dieß übt ohne Zweifel eine wohlthätige Rückwirkung auf die Gelehrsamkeit selbst. Indeß ist nicht zu läugnen, daß die periodischen und populären Schriften auch der Trivialität Thür und Thor öffnen. Für Tagblätter und für's Volk meynt am Ende jeder gut genug schreiben zu können, und der ökonomische Vortheil verbindet sich mit dem Ehrgeitz, um jene Eifersucht zu erzeugen, in welcher jezt jede bedeutende Stadt und Lehranstalt ihre eignen Journale und Compendien producirt und verbreitet, wodurch dann die einzelnen besten nothwendig in Schatten gestellt werden. Wir sind allerdings auf gutem Wege, allseitige Bildung zu verbreiten und die Nation in einen Takt zu bringen, wie ihn Franzosen und Engländer schon besitzen; noch schwankt aber der Takt bey den Tonangebern selbst und die Autoren verwirren und verdunkeln noch immer eben so viel, als sie aufklären.

Wir wollen auf die strengen Wissenschaften nur einige Blicke werfen. Der Katalog bringt uns gegen 300 theologische Schriften, darunter ein Drittheil katholische. Predigten und Andachtsbücher, bilden wie gewöhnlich die Mehrzahl, kritische und historische Werke die Minderzahl. Journale finden sich über zwanzig, für alle Zweige der Theologie. Von augenblicklichem Interesse sind einige Schriften über das Kirchenrecht, vorzüglich in Bezug auf die Preußische Agende, sodann über den Pietismus, vorzüglich der Momiers zu Genf. Merkwürdig sind zwey Schriften, welche vom religiösen Standpunkt aus gegen den unsittlichen Einfluß der Theater eifern, eine katholische von Wessenberg und eine pietistische aus Berlin. Vom verstorbenen Zacharias Werner finden wir eine berühmte Predigt: Posaune des Weltgerichts. Kloß rechtfertigt seinen Uebertritt zur protestantischen Kirche, und ein protestantischer Prediger seinen Uebertritt zur katholischen. Man hätte sie billig zusammendrucken sollen. Von Luthers Werken erscheint eine neue Auswahl. Sechs Schriften beschäftigen sich allein mit den Ceremonien des katholischen Cultus.

Staatswissenschaften werden in etwa hundert Schriften abgehandelt, woraus man ersieht, daß die Deutschen sich noch immer dreymal mehr um den Himmel bekümmern, als um die leidige Politik. Von Verfassungen und Ständen verlautet äußerst wenig, desto mehr von Edikten und deren Commentaren. Vielen Werken über das römische Recht steht nur ein einziges über öffentliche Gerichtspflege gegenüber. Etwa zehn Bücher beschäftigen sich mit Statistik. Nach eigentlicher Politik darf man sich in Deutschland bekanntlich nicht umsehen. Einige Zeitungen und Uebersetzungen berichten, was die Fremden denken. Das dürre Brachfeld der deutschen Politik hat dagegen kaum einige ärmliche Hälmchen getragen, unter denen Briefe über die Demagogie wie im Altenweibersommer herumfliegen. Doch ist Dans Werk über den künftigen Zustand von Amerika zum zweyten Mal aufgelegt worden.

Historische Werke finden wir ebenfalls an hundert, doch größtentheils nur für Schulen oder zur Unterhaltung für die Jugend. Unter diesen zeichnet sich eine fünfte Auflage von Bredows alter Geschichte aus. Beckers Weltgeschichte und Schmidts deutsche Geschichte werden fortgesezt. Johannes Müllers Werke werden neu aufgelegt, ebenso Feßlers Geschichte von Ungarn. Von Huttens Werken erscheint der lezte Theil, von Prof. Münch besorgt, und derselbe gibt die Geschichte des Franz von Sickingen und die Schriften Wilibald Pirkheimers heraus. Merkwürdig sind die Uebersetzungen von Gourgauds Schrift gegen Ségur und von Thiers Geschichte der französischen Revolution, eine sehr interessante Schrift des gelehrten Hüllmann über das Städtewesen des Mittelalters, eine Bildungsgeschichte der Germanen vom verstorbenen Radloff, eine Geschichte der Musik, der Birmanen u. s. w.

Auch die biographische Literatur bietet manches Anziehende dar, die Fortsetzung der Memoiren der Frau von Genlis und Casanovas, eine neue Auflage der Anecdoten von Napoleon und der schweizerischen Amazone, Memoiren der Madame Du Hausset, des Grafen von Ségur, Anecdoten der Frau von Campan, Biographien des berühmten Musikers Haydn, Peters des Großen, der Königin Louise von Preußen, der Sängerin Catalani, der schönen Henriette Wilson, endlich biographische Denkmale von Varnhagen von Ense und die Fortsetzung der Zeitgenossen.

Die reine Philosophie scheint sehr aus der Mode zu kommen. Charakteristisch ist dagegen das Uebermiegen der praktischen Naturwissenschaften, denen dießmal mit Inbegriff der Heilkunde und der Technik über vierhundert Werke gewidmet sind. Es muß auffallen, daß wir in diesem kleinen Katalog nicht weniger als dreyzehn astronomische, drey und zwanzig botanische neue Werke verzeichnet finden. Dieß gibt uns ein Maaß für die Mannigfaltigkeit des Uebrigen. Die medicinischen Wissenschaften haben insbesondere zahlreiche Bearbeiter gefunden, und es zeigt sich auch hier wieder ein deutliches Streben nach Verallgemeynerung und Popularität. Wir finden hauptsächlich viele medicinische und pharmaceutische Journale und eine große Menge ärztlicher Hülfsbücher für den Hausbedarf. Sieben Schriften über mineralische Quellen beweisen, wie sehr in unserer Zeit die Bäder in Flor kommen.

Die geographische, topographische und Reiseliteratur, so wie die Landcharten bieten manches Gute dar, und es ist zu erwarten, daß Kunst und Wissenschaft der Geographie immer mehr gewinnen werden, je allgemeiner das physikalische natürliche Princip über das zufällige historisch-statistische den Sieg davon tragen wird.

In genauer Verbindung mit diesen Studien steht dasjenige der Mathematik, und es ist höchst erfreulich, zu vernehmen, wie viel Fleiß in der neuesten Zeit darauf verwendet wird. Der Meßkatalog bringt gegen vierzig mathematische Werke, ungerechnet die vielen arithmetischen Lehrbücher für Schulen. Auch die angewandte Physik und Mechanik hat viele Berücksichtigung erfahren und bewährt, daß wir dem Beyspiel der Engländer in der Sorge für materielle Cultur eifrigst folgen. Wir finden mehrere Schriften über Dampfmaschinen, Gasbeleuchtung, Bergbau, Wasserbau, Eisenbahnen und verschiedene Maschinen, acht architektonische und zwölf Schriften über das Militärwesen. Nicht minder sind dem Ackerbau über dreyßig, dem Forstwesen, der Gartenkunst, der Schafzucht und der Pferdezucht eine verhältnißmäßig große Menge praktischer Anweisungen, Handbücher und Journale gewidmet, und gleichfalls zahlreich sind die Werke über Handel, Geldwesen, Industrie, einzelne Künste und Handwerke, Haus und Hof, Küche und Keller. Diese Erscheinungen der Literatur sind für jezt wie die zahlreichsten, so auch wohl die am meisten wirksamsten. Auf's Praktische und auf die Erfahrung gegründet und wieder darauf berechnet, bleiben sie den Verirrungen der Gelehrsamkeit, Speculation und Phantasie wesentlich fremd, und dienen durch die materielle Vervollkommnung auch für die intellectuelle und moralische.

Das Erziehungs- und Schulwesen bleibt wie bisher einer der wichtigsten Gegenstände der Literatur. Wir finden wieder etwa dreyßig pädagogische und einige hundert Lehrbücher in allen Fächern für jedes Jugendalter. Die Schulmänner bringen allmählich immer mehr nicht nur die widerstreitenden Principien und Methoden, son-

dern auch die Compendiensucht von den Universitäten zu den niedern Schulen mit. Unter vierzig grammatikalischen Schriften sind zwey Untersuchungen über die Hieroglyphen, eine über die Sanscrit, eine über die syrische Sprache und drey arabische Werke merkwürdig. Einige Schriften behandeln die Symbolik der alten Völker, Archäologie und Antiken, und wir finden gegen siebzig neue Ausgaben der griechischen und römischen Clasiker, darunter Aratus, Berosus, Aristides, Eusthatius und die erotischen Dichter der Griechen als seltene Erscheinungen ausgezeichnet werden müssen.

Die schöne Kunst und deren Kritik umfaßt dießmal nur einige über zweyhundert Werke. Auffallend wenig verlautet über Aesthetik und Kunstgeschichte, und die Philosophie der Kunst, so wie die bildenden Künste treten gänzlich zurück hinter die Romane, Gedichte und Schauspiele.

(Der Beschluß folgt.)

Dichtkunst.

Blumen auf das Grab der Schauspielerin Louise von Holtei, geborne Rogée. In der Vereinsbuchhandlung. Berlin 1825.

Dieses Buch, dessen Inhalt der Titel genügend andeutet, ist bereits in mehreren Zeitschriften erwähnt worden; und sogar mit Wohlwollenheit. Allein das ist auch alles, was dafür geschahe, was dafür zu thun man denn doch für schicklich erachtete. Hundert und aber hundert Journal-Durchblätterer werden kaum darauf geachtet haben; und so ist denn auch die Sammlung dieser Gedichte, kaum daß sie erschien, bereits von dem immer rascher, höher und breiter sich aufschichtenden Büchergerüll verschüttet. Die neueste belletristische Mode unseres deutschen Vaterlandes sind ja Halb-Romane, Novellen genannt; und so wie jeder Almanachs-Leser, der nur einigermaßen weiß, was die ästhetische Glocke geschlagen, sobald er abgebrochene Zeilen und große Buchstaben am Anfange derselben erblickt, „Ach schon wieder Verse!“ ausruft, und dieselben überschlägt; eben so degoutirt sind unsere Kritiker von allem, wo Reim und Rhythmus ihnen entgegenglänzt, und sie machen, wenn sie sich nicht darüber lustig machen können, die Sache so kurz ab als möglich. Wie recht in den meisten Fällen Leser und Kritiker haben, ist zu allgemein anerkannt, als daß es hier bedürfte wiederholt zu werden; wie traurig es aber ist, daß jene Ehren-Männer unsrer Nation, die, ihrem Alter nach, zwey Epochen unsrer schönen Literatur angehören, die mit hellem Blicke vor- und zurückschauen, die Gelehrte sind und Künstler zugleich, und auf deren Kunst-Urtheil belehrunghoffende Jünger und das irrgeschriebene Volk harren — wie traurig es ist, daß solche Männer, solche Autoritäten, uns nur von dem erzählen, was in England, Frankreich und Italien Altes und Neues erscheint, über die deutschen Dichtwerke der Gegenwart aber ein tiefes und prämeditirtes Schweigen beobachten, das mußte einmal mit wehmüthigem Unmuthe gesagt werden — nicht von mir, von einem namenlosen Kritiker, in uneindringlicher Prosa; aber von einem unsrer jüngern Dichter in rührendem prosaischen Klagegesang. Er würde nicht leicht einen reicheren elegischen Stoff finden und der sich so sehr zu einer lyrischen und doch objectiven Bearbeitung eignete. Die Meister der alten Zeit soll der junge Künstler studiren; sie sollen ihm Ur- und Vorbilder seyn; aber wenn ihm immer wieder ein Homer und ein Sophokles, ein Shakespear und Calderon, ein Petrarca und Tasso entgegengehalten werden, so werden diese Namen zur Waffe, zum Haupte der Gorgone, das ihn entseelt. Wie rührend hierob, dem eisernen Antonio gegenüber, Torquato selbst sich beklagt, ist zu bekannt und zu tief gefühlt worden, als daß es hier brauchte wiederholt zu werden. Was kann denn der glücklichste Jünger der deutschen Dichtkunst in unserm apathischen Vaterlande erwarten, welche andre Aufmunterung, welche andre Auszeichnung, welch andern Ehrensold, als daß der gewichtigsten Männer Einer das Werk des jungen Künstlers in Augenschein nimmt, und durch ein öffentlich ausgesprochenes kritisches Wort das Publikum auf dasselbe aufmerksam macht, oder, wenn dieß schon geschehen ist, das schwankende Urtheil der Menge berichtigt und festigt? Aber sie schwelgen über Alles, was die heimathliche Kunst hervorbringt! Ist denn Alles, Alles so ganz unter aller Kritik? Und, wenn dem so wäre, sollte nicht auch dieses gründlich und belehrend ausgesprochen werden? Wo hat Einer der Senioren, Einer der Heroen unsrer Literatur ein bedeutsam kritisches Wort gesagt über die Werke eines Müllners, eines Grillparzers, eines Houwalds, eines Raupachs, eines Uhlands oder Rückerts? Tiefes Schweigen; während doch Alles im Lande diese neuen Namen nennt! Man verspottet die Zeiten Gleims, in welchen die Dichter sich gegenseitig durch Lobgesänge ehrten; man verspottet in demselben Sinne einen neuern Dichterkreis. Sey es, daß solche gegenseitige Komplimentenschneiderey zuletzt in nüchterne Mattherzigkeit ausartet, so bleibt dagegen ein nicht achtendes Schweigen hartherzig. Wer soll denn den lebenden Künstler, ja die Kunst selbst ehren, wenn die anerkannt Besten recht geflissentlich von nichts, was in der Gegenwart geleistet wird, Notiz nehmen. „Ein Volk bleibt immer kindisch,“ die Kleinen ahmen immer den Großen nach, und so findet man von

Neuem wieder kein deutsches Dichtwerk, weder im Zimmer des Fürsten, noch in dem des Sekretärs, weder auf der Toilette der bildungsbeflissenen Dame, noch in den Händen der ehrsam deutschen Hausfrau; und doch sind die leztern Werke des großen Unbekannten nicht um ein Haar besser, als die gewöhnlichsten unsrer Romane. Wir haben, Gott sey gedankt, noch große Männer in Deutschland; aber ein durchaus objectiv-kritischer und von sich selbst abstrahirender fleißiger Lessing fehlt uns heut zu Tage; und so geht vielleicht Manches in der Kunst unter, worauf Er aufmerksam gemacht hätte. Darin sind unsre westlichen Nachbarn glücklicher, ihre Kritiker fleißiger, ihre Männer von Gewicht weniger schweigsam und zuthunlicher. Kaum daß heute ein Talent, eine Kunstfertigkeit, ja nur eine kleine anmuthige Geschicklichkeit aus der Masse auftaucht, so weiß schon in den nächsten Tagen Europa davon. Nicht nur die Méséniennes des Delavigne, die Méditations des De Lamartine (und es dürfte sich Neues und ähnlich Gutes in Deutscher Zunge nachweisen lassen) sind weltbekannt geworden, sondern auch die Scribe die Mazères und wie sie Alle heißen mögen, die unsre Bühnen mit vaudevilles überschwemmen, sind als erste Sterne der Europäischen Dichtkunst anerkannt. Und hier kann nun füglich an das oben angezeigte Deutsche Buch angeknüpft werden. Was dessen zweyten Theil betrifft: die Freundesgaben, die von verschiedenen Dichtern herrühren, so mögen sie, wie manches artiges Gedicht sich auch hier findet, unbeachtet bleiben, indem mancher bessere Almanach, manche Sammlung Aehnliches darbietet. Ueber den ersten Theil aber, der von dem Herrn von Holtei allein herrührt und der aus 51 Gedichten besteht, die er Anklänge aus Leben, Liebe und Tod nennt, sey nur Folgendes gesagt.

Hätte ein junger französischer Theaterdichter, z. B. Herr Bonjour, eine Schauspielerin zur Gattin gehabt, so schön, so liebenswerth, so tugendreich, und in so vielen bedeutenden Rollen mit solchem Rechte bewundert, als Luise von Holtei, wäre diese in der Blüthe ihrer Jugend, ihrer Kunst, und ihres Rufes gestorben, und hätte der Herr Bonjour alsdann eine Reihe von Gedichten herausgegeben, die uns theils ihr schönes Leben: als Bettlerkind, als Künstlerin, als Geliebte, Gattin und Mutter vorführen, theils rührende und eines Petrarka würdige Klagen über ihren allzufrühzeitigen Tod enthalten; wären diese Gedichte in einer natürlichen, vom Herzen kommenden und doch kunstreichen Sprache geschrieben, und bildeten sie ein schönes, cyklisches Kunstwerk; so würden alle französischen Kritiker und die gewichtigsten Kunstkenner im Lande kein Ende des Lobes haben; das Büchlein hätte wer weiß wie viele Auflagen schon erlebt; in Deutschen und Englischen Journalen wären schon Proben davon gegeben, und die vaterländische Gräfin wie ihre Kammerjungfer würden sich schämen, es nicht gelesen zu haben. So aber starb Frau von Holtei, so aber hat Herr von Holtei diese Petrarkischen Lieder geschrieben, beyde sind Deutsche; und also . . . . Der geneigte Leser möge selbst diese Phrase endigen, die leider! keine Phrase ist.

Unterhaltungs-Literatur.

Mathilde aus den Zeiten der Kreuzzüge, nach Madame Cottin erzählt von Dr. Gottfried Renda. Köln im Comptoir für Kunst und Literatur. 1825. 398 S. 8.

Geschichtskundige Leser wissen, daß während des dritten Kreuzzuges zwischen Saladin und Richard Löwenherz ein Friede unterhandelt wurde, den die Vermählung Malek Adhels, des Bruders von Saladin, mit der Schwester Richards befestigen sollte; daß aber aus diesem Frieden bloß ein Waffenstillstand, und aus der Heirath, wegen des Unterschiedes der Religionen und der Anhänglichkeit beyder Theile an den angebornen Glauben, gar nichts wurde. Wo die Geschichte einen solchen Fehler gegen die Regeln der Romantik gemacht hat, da gebührt es den Romandichtern, ihn zu verbessern. Das that in diesem Falle Mme. Cottin, sie brachte die Heirath in einem Romane zu Stande, obschon auf eine ziemlich tragische Weise: denn nicht eher, als im Sterben, wird der edle Sarazenen-Held getauft und auf dem Kampfplatze, wo er gefallen, mit der geliebten Mathilde von England getraut. Die Charaktere sind nach der Geschichte geschildert; die Begebenheiten, welche die Handlung des Romans bewegen, sind mit den Begebenheiten, welche die Geschichte jenes Kreuzzuges ausmachen, geschickt verflochten; und so erhebt sich, wie in den meisten Romanen unserer Benedicte Naubert (die wir, beyläufig gesagt, um die Erzeugnisse der ausländischen Fabrik von Walter Scott et Comp. zu früh vergessen haben) auf dem historischen Grunde einer romantisch bewegten Zeit ein anziehendes und rührendes Gemälde der Liebe, der Glaubenstreue, der Frömmigkeit, des Edelmuths und der Tapferkeit, welches der deutsche Bearbeiter mit Kunstsinn und Liebe copirt hat. Da der Edinburgische Abgott aller deutschen Toiletten eben auch einen Kreuzzug in die Zeiten der Kämpfe um das heilige Grab eröffnet hat; so läßt sich hoffen, daß die deutschen Frauen, deren Phantasie nun einmal in diese Region geführt ist, auch auf Herrn Renda's Arbeit ihre lesenden Blicke werfen werden.

Nr. 100.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 16. December 1825.

Der neueste Meßkatalog.

(Beschluß.)

Die Romanenliteratur hat ihr Idol an Walter Scott gefunden. Sein Glanz überstrahlt Alles. Die deutschen Buchhändler bringen nicht nur immer neue Ausgaben desselben in Uebersetzungen, sondern auch im Original. Kaum hat einer den schwindelnden, doch, wenn er gelingt, fruchtbaren Plan verkündigt, jeden Band des berühmten Britten für das Spottgeld von 18 Kreuzern herauszugeben, so sticht ihn schon ein andrer mit noch besserm Trumpf ab und bietet dasselbe für die Hälfte des Preises. Noch nie hat ein Schriftsteller, geschweige ein Deutscher in Deutschland solche Gunst erfahren, und es steht zu erwarten, daß man ihn nächstens in Stereotypen druckt. Vielleicht deutet aber grade die Uebertreibung auf baldigen Wechsel der Mode. Im Gefolge Walter Scott's erscheinen auch die Romane von Cooper zum Theil in doppelten Ausgaben übersezt, und nicht minder sein großer Rival, Lord Byron. Auch Yoriks empfindsame Reisen und Goldsmiths Landpriester von Wakefield sind neu übersezt worden, und Alles zeigt an, daß die brittische Flagge wie in der halben Welt, so auch auf dem deutschen Parnaß weht. Indeß haben sich doch auch einige ältere deutsche Dichter einer wohlverdienten Anerkennung durch neue Ausgaben zu erfreuen, Schiller, Wieland, Bürger. Auch die einst mit Recht so beliebten Volksmährchen von Musäus werden wieder aufgelegt. Unter den Neuern zeichnen sich in der Romanenliteratur vorzüglich die aus den Taschenbüchern allgemein bekannten und beliebten Namen Louise Brachmann, Fanny Tarnow, Johanna Schopenhauer, Houwald, Clauren, Fouqué, Laun, Mosengeil, Rellstab ꝛc. aus. Friedrich Rückert, der sich neuerdings eifrig auf orientalische Studien gelegt, gibt einen arabischen Roman, Abu Said. Indeß ist die Zahl der absurden Ritter- und Geisterromane, wenn gleich verringert, doch noch lange nicht auf Null reducirt. Auch in diesem Semester finden wir wieder Titel, die uns Schauder einjagen, z. B.: Ulrich von Löwenrode oder das Blutbad in der Todtenschlucht, der Nebenbuhler oder die Schrecken im Schaudergewölbe ꝛc. Grimm und von der Hagen geben wieder Mährchen. Fabeln, Anecdoten und Witzspiele sind in Menge vorhanden.

Unter den Gedichten bemerken wir neue Auflagen von Voß, Kleist, Ramler und von dem niederdeutschen Reinecke Fuchs, sodann Liebesbriefe der Maria Stuart, eine Uebersetzung des Lamartine von Gustav Schwab, Amarillis, ein ländliches Gedicht von Friedrich Rückert. Auffallend und dankenswerth ist das Interesse, welches man, von Herders Geist beseelt, den Nationalgesängen widmet. Wir finden zwey Sammlungen Neugriechischer Gedichte, Igor, ein altslavisches Heldenepos, orientalische, ungrische, russische, litthauische Volksgesänge und irländische Mährchen (von Grimm), auch eine Sammlung von Volksliedern aus dem Schlesierthal.

Wie Walter Scott die Romane, so beherrscht Shakespear die dramatische Literatur, doch eine so alte Vorliebe für den größten nordischen Dichter ist erhaben über jene Sucht, die nach dem Neuen greift. Voß fährt fort, den Shakespear zu übersetzen, Ludwig Tiek vollendet das treffliche Werk seines Freundes Schlegel, und will uns zugleich mit seinen inhaltreichen Studien zum Shakespear beschenken. Benda hat es versucht, neben Schlegel als Uebersetzer aufzutreten, und ein Speculant, Mayer in Gotha, sucht über das erbärmliche Flickwerk seiner s. g. freyen Uebersetzung dadurch zu trösten, daß er sie wohlfeil, wie den Walter Scott, herausgibt. Auch andern Fremden ist die verdiente Anerkennung geworden. Die edlen Sänger, Calderon und Alfieri, erscheinen Beyde in doppelten Ausgaben, einfach Corneille und Racine. Auch Lessings Minna von Barnhelm ist wieder aufgelegt und von Kotzebues Kleinstädtern erhalten wir gleichfalls eine neue Ausgabe, zur Bestätigung der alten Erfahrung, daß die Nachwelt in der Regel ziemlich richtig urtheilt und aus dem Schlechten das Bessere hervorzuheben weiß. Die neueste Dramaturgie bietet, troz der Namen Houwald und Immermann, nichts Unsterbliches dar.

Die poetischen Taschenbücher vermehren sich wie der Kartoffelbau, und nicht ohne Bedeutung und tief geheimnißvollen Grund reifen die amerikanischen Knollen und die ästhetischen Duodezmännlein zu gleicher Zeit. Ihre Zahl ist in diesem Jahr auf dreyßig gestiegen. Das Beckersche Taschenbuch und der Gothaische Taschenkalender sind ein durch alten Adel und Alterschwäche gleich ehrwürdiges Paar. Die Wiener Aglaja behauptet den Ruhm der äußersten Eleganz und spielt die Königin des Festes, Claurens Vergißmeinnicht ist die begünstigte Soubrette, die übrigen machen alle den Tanz mit und suchen auf's Beste zu gefallen und anzulocken; nur die Urania macht sich einsam und nimmt eine interessante Miene an, und eine junge Moosrose sucht sich mit frischen Reizen und im Grün verborgnen Stacheln den erschlafften Liebhabern pikant zu machen. Auch diese vielen Taschenbücher, deren Zahl nach der bisherigen Progression immer zunehmen muß, beweisen unsern Hang nach periodischer Literatur, und da die Lesewelt einmal den raschen Genuß des Augenblicks liebt, und jede Lekture nicht mehr wie ein architektonisches, für die Ewigkeit gegründetes Kunstwerk, sondern nur wie das flüchtige Spiel des Mimen eine Stunde lang sich ergötzen lassen will, so ist es billig, die ephemere Bestimmung auch schon auf dem Titel zu bezeichnen, und es klar auszusprechen, daß man nicht für die Ewigkeit, sondern nur für das Jahr 1826 schreibt.

Die periodische Literatur umfaßt alle Fächer. Der Katalog nennt uns 231 Jahrs-, Quartals-, Monats-, Wochen- und Tagblätter, ungerechnet die localen Zeitungs- und Anzeigeblätter, die nicht in das Verzeichniß kommen. Jede Wissenschaft hat ihre Journale. Von allgemeinem Interesse sind die politischen, belletristischen und diejenigen kritischen, die sich an kein besonderes Fach binden.

Die politischen Zeitungen in Deutschland können denen in England und Frankreich nicht gleich kommen, weil das öffentliche Leben fehlt. Ein unpartheyisches, rein historisches Archiv, das möglichst vollständig die am Jahrhundert ablaufenden Thatsachen verzeichnet, im Sinn der Allgemeinen Zeitung, bleibt das Einzige, was erstrebt und erreicht werden kann.

Die belletristischen Blätter theilen die Mängel der Taschenbücher. Sie verwandeln die Göttin zuweilen allzu auffallend in die Milchkuh und jedes will dem andern den Rang ablaufen. Das Morgenblatt und die Abendzeitung genießen das meiste Ansehen, die Berliner haben ihre Kraft zu sehr zersplittert. Wenn das Publikum einen gewissen leichten und trivialen Ton nicht begünstigte, die Geistesanstrengung nicht allzusehr abwiese, die belletristische Lektüre nicht allzusehr zur bloßen Verdauung oder zum Einwiegen in den Schlaf verbrauchen wollte, und eben darum unberufenen, leichten Köpfen es leicht machte, sich zu Tonangebern zu erheben, wenn die bessern nicht theils durch das Interesse der Buchhändler, theils durch das der eignen Eitelkeit isolirt würden, so ließe sich wohl mehr als bisher auf diesem Felde leisten.

Die Kritik hat sich ganz in das ephemere Daseyn verflüchtiget und ist wie Wasser im Löschpapier der Tagblätter versiegt. Wir leben in dieser Hinsicht wieder in einer Zeit des Faustrechts, und es dürfte auch hier niemals ein festes Reichsregiment zu Stande kommen. Jede nur irgend bedeutende Stadt hat ihren eignen kritischen Schöppenstuhl und Galgen, und überall ziehen recensirende Raubritter umher und sengen und brennen die papiernen Saaten und Waarenlager. Während wir allerdings die Kräfte besäßen, geschieht doch nichts so Großartiges für Kritik als in England und Frankreich. Wenn dort wenige Journale durch den Zusammentritt vieler geistreicher Männer des Inlandes und sogar des Auslandes zu einer innern Gediegenheit und äußern Wirksamkeit gelangen, die sie zu wahrhaft nationellen und historischen Instituten macht, zersplittern wir Deutsche die Kraft in hundert kleinen unbedeutenden Blättern. Die gelehrten Literatur-Zeitungen erheben sich kaum über den langweiligen alterthümlichen Ton und das einseitige Interesse der Fakultäten, und sie stehen mit dem ganzen Apparat der Gelehrsamkeit getrennt von den übrigen kritischen Blättern, die sich mit freyerm Sinn und Ton den schönen Künsten und dem praktischen Leben widmen. Durch diese Trennung entbehren jene des Geschmacks und der Popularität, diese der Würde und Strenge. Unter den leztern hat sich neuerdings das Conversationsblatt zwar durch Schnelligkeit und Mannigfaltigkeit der Berichte vor allen ausgezeichnet, es fehlt aber die Consequenz des Urtheils, der durchgreifende Geist einer tüchtigen Redaction, die Einheit und Originalität der Tendenz. Um eine solche zu erzielen, isoliren sich einige Kritiker und geben besondre Blätter heraus. Wird aber Müllner in seinem Mitternachtsblatt nicht das taghelle Licht eines Lessing, Saphir in seiner Schnellpost nicht die feste Ruhe eines Herder geltend machen, so dürften ihre Tendenzen uns nicht dafür entschädigen, daß sie in ihrer isolirten Stellung an Reichthum des Stoffs unfehlbar hinter den großen kritischen Instituten des Auslands zurückbleiben müssen. Es ist zu bedauern, daß wir Deutsche, im ästhetischen Urtheil gereifter, als irgend eine andre Nation, die Mittel immer verfehlen, es auf eine zusammenhängende und große Weise auszusprechen.

Almanachs-Literatur für 1826.

Moosrosen, herausgegeben von Wolfgang Menzel, mit Ludwig Uhlands Bilde. Stuttgart, bey Metzler.

Dieses neue Taschenbuch scheint sich mehr durch den Inhalt, als durch äußeren Schmuck empfehlen zu wollen. Wir finden keine Kupfer, außer vor dem Titel das wohlgetroffene Bild des edlen Uhland, gem. von Morf, gest. von Schwertgeburt, und damit ist dem Spielbedürfniß der gewöhnlichen Leser und Leserinnen schwerlich gedient. Oder verlangt dieses Bildniß etwa nicht ein langes inniges Anschauen, ehe man die stille, heilige Glut gefunden hat, welche des Dichters Angesicht wie seine Dichtungen durchleuchtet und verklärt? Bey beyden kann man nicht an vereinzelten Kleinigkeiten Gefallen oder Mißfallen haben, und aus einem Allerley von Bemerkungen einen Totaleindruck sich combiniren. Man muß beyde in ihrem Mittelpunkt, in ihrer Seele erfassen, um sie zu verstehen. Dieß führt uns zu der Charakteristik Uhlands selbst, womit das Taschenbuch eröffnet wird. Wir erkennen vollkommen an, daß ihr Verfasser, Gustav Schwab, mit allem Fleiß nach gerechter Würdigung des trefflichen Dichters gerungen, und im Einzelnen tief Gedachtes und Empfundenes über seine Dichtungen ausgesprochen, daß er überhaupt bey weitem mit größerem Nachdruck, als bisher geschehen ist, auf Uhlands stille Größe aufmerksam gemacht hat. Allein wir vermissen in der ganzen Charakteristik jenen Blick, der sicher und ungebrochen in das Centrum einer genialen Natur dringt, und von da aus sie zu deuten unternimmt. Dem lyrischen Dichter und dem Freunde wird die Unbefangenheit, die dazu erforderlich ist, selten zu Theil. Ein solcher Blick hätte die Widersprüche unmöglich gemacht, in welche der Verfasser mit sich selbst gerathen ist, indem er vielleicht zu ängstlich mit dem Verstande nach Tadel suchte, um das Lob, dessen sein Herz voll war, zu mildern. So glaubt er z. B. einem Dichter in dem Maaße die Kraft der Phantasie absprechen zu müssen, in welchem er ihm Tiefe des Gemüthes zugesteht. Dieß ist an sich falsch, und auch in Anwendung auf Uhland. Wenn Herr Schwab selbst bey Uhland einzig ein tiefes Gemüth vorwalten läßt, und S. 5 mit Bedauern folgert, daß er nur geringe Phantasiekraft besitze, so zwingt ihn die gewissenhafte Betrachtung Uhlandischer Gedichte S. 13 und 32, demselben wieder volle, ja ausgezeichnete Phantasiekraft zuzusprechen.

Friedrich Rückert schenkt dem Leser einen zierlichen Kranz leicht an einander gereihter Frühlings-Liebes-Lieder. Wen das süße, immer dasselbe Thema wiederholende Scherzen einwiegt, wird schnell wieder zu lebendiger Geistesthätigkeit erweckt werden durch das nachfolgende Drama.

Der Popanz, ein Lustspiel vom Herausgeber, ist wahre Poesie. Die Welt — Staat, Wissenschaft und Leben in ihren bedeutungsvollsten Erscheinungen — wird hier abgespiegelt in dem klaren Zaubersee der Poesie, der die Wirklichkeit nicht zeigt, wie sie dem matten irdischen Auge erscheint, sondern wie sie dem hellen, durchdringenden Blick des Geistes sich darstellt, der die Schranken des gemeinen Daseyns durchbrochen und zu dem ewigen, unwandelbaren Ideal erhoben hat.

Jedes Lustspiel, dessen Wesen es ist, die lächerliche Seite des Lebens aufzufassen, muß doch hinter dem Scherz immer den Ernst durchblicken lassen, und nachdem es das hohle Scheinwesen in seiner Nichtigkeit gezeigt hat, auch die Würde des Ideals anerkennen. Nichts ist erbärmlicher, als unsere gewöhnlichen Lustspiele, die, ohne Ahnung einer dem Ganzen zu Grunde liegenden Idee, in einem bloßen Aneinanderreihen von Narrheiten bestehen. Aber auch diese Farcen können nicht völlig der idealen Auflösung ihres Knotens entbehren. Sie bedürfen alle der Liebe, sey es auch nur in dem niedern Sinn jenes israelitischen Gentleman, der die Frage: „Worin besteht doch der Unterschied zwischen einer Komödie und einer Tragödie eigentlich?“ naiv genug beantwortete: „Ey, in der Komödie kriegt er's Mädel, und in der Tragödie kriegt er's nicht.“

Die Liebe ist das Band zwischen Natur und Geist, zwischen der irdischen vergänglichen Welt des Scheines und der himmlischen ewigen des Seyns; durch die Liebe wird die Erscheinung zum Ideal gesteigert, die hohlen todten Formen des Alltagslebens selbst von göttlicher Sonnenglut erwärmt, durch die Liebe allein alle Prosa in Poesie verwandelt, d. h. aus dem Daseyn lügenden Nichts in das wahre Seyn erhoben.

Dieß ist die Idee, welche das vorliegende Lustspiel in der geistreichsten Verknüpfung höchst individueller, mit ächter Dichterkraft aus dem Leben gegriffener Scenen durchführt; und diese Idee ist die größte, die ein Dichter auffassen kann.

Die drey Akte, aus denen es besteht, feyern in dreyfacher Steigerung die Verklärung des Sängerlebens durch eine Liebe, die von dem ersten ahnungsvollen Begegnen an durch alle Stadien der glühendsten Leidenschaft bis zu der höchsten, uneigennützigen Aufopferung emporsteigt, und neben dieser Erhebung des Würdigen zu seinem Ideale schreitet in gleichfalls dreyfacher Entwicklung und Selbstüberbietung die Zerstörung der gewöhnlichen, gemeinen Lebens-Verhältnisse durch ihre eigene Gehaltlosigkeit, so wie der Sänger sich über dieselben immer höher hinausschwingt, ebenmäßig bis zu ihrer völligen Auflösung in das Nichts fort, in der sie dann zuletzt von

der Liebe mit ergriffen und gleichsam in einer neuen Schöpfung wiedergeboren wird.

Das Staatsleben in seiner tiefsten Entwürdigung eröffnet den ersten Akt, als die Basis, auf der die ganze Handlung sich entwickelt, die Scene: ein Bild, das mit der Wahrheit und Kraft eines Tacitus gezeichnet, in der That auch in manchen Einzelnheiten dem Römischen Kaiserthum entlehnt schiene — wenigstens erinnert uns der fliegenklatschende Sultan, von seinen knechtischen Hofschranzen umgeben, an Domitianus; — wenn nicht der phantastische Schwung des Ganzen auf seiner idealen Höhe jeden Unterschied von Raum und Zeit vernichtete, und daher jede Beziehung auf irgend eine bestimmte Zeit nothwendig von sich abwiese.

Das Volk ist so erbärmlich, als seine Regenten; und wenn der wurmstichige Thron bey seinem Umsturz, der durch die bloße Drohung des Zeitgeist-Popanzes, ihn umzustürzen, erfolgt, — nur Staub macht, um die übereilte Flucht des Hofes zu verbergen, so macht dagegen das revoltirende und raisonnirende Volk nur den nöthigen Wind, um sich jenen Staub in die Augen zu wehen.

Die Philosophie wird in den Kreis des Dramas gezogen in der Person des Naturforschers und Naturphilosophen — Professor Hütchen, einer köstlichen Karikatur, die ein ganzes Narrenhaus von Gelehrten und Weisen unter dem großen Hut verbirgt.

Die neueste Demagogie wird als ein Wolf personificirt; überall vertrieben, verfolgt und gehezt, liegt er müde und matt unter einem Baum, aber auch hier, in dem erbärmlichsten Zustand, muß er wenigstens den großen Denker Hütchen in seinen Betrachtungen über die Natur und im philosophischen Zweifel über sein Daseyn stören:

Pr. Hütchen: „Wer gähnt da? — He da, ein wegmüder Wandersmann! Was stört Er mich in meinen Betrachtungen? wer ist Er? was macht Er da?"

Der Wolf: „Einen Spaziergang nach Syrakus."

Pr. Hütchen: „Er sieht ja ganz verboten aus, und wenn ich ihn näher betrachte, so kommt Er mir just wie ein Wolf vor."

Der Wolf: „Ach mein Herr, Sie irren nicht. Ich bin wirklich nur ein Thier, ein Wolf, aber ein sehr verehrlicher, der berühmte isländische Wolf, der mit dem hochtheuren Helden Thiodolf seine Tölpeljahre durchgemacht hat. Sobald ich indeß in die Jahre des Verstandes getreten war, konnt' ich es im Herrendienst nicht länger aushalten. Der Naturtrieb trieb mich hinaus. Ich bekam Lust Schaafe zu fressen, mich der bürgerlichen Ordnung zu widersetzen. Ich ward, wie alle Wölfe, ein Freyheitsheld, und wegen meines Umhertreibens, das man demagogische Umtriebe nannte, gewaltig verfolgt, bekam Prügel, mußte aus einem Wald in den andern flüchten; Wind und Wetter leiden, hungern und mich härmen, und so sehen Sie mich jezt in einem ziemlich miserablen Zustand."

Pr. Hütchen: „Er thut mir leid, aber ich kann ihm nicht helfen. Warum läßt er aber auch die Schaafe nicht in Ruh, geht nicht lieber unter die Hunde und befleißigt sich eines sittlichen und manierlichen Lebenswandels?" —

Wir wollen uns nicht wundern, wenn der Dichter mit seinem subjectiven Ich dem objectiven in die Komödie folgt; und es darf uns nicht befremden, daß der erstere sich in die Geliebte des leztern, Marie, mit verliebt, — daß der Dichter die Aphrodite, die seine Phantasie selbst geschaffen hat, wie Pygmalion umarmt und belebt, daß er nicht nur an die Wahrheit der poetischen Welt, die er selbst gemacht hat, selbst mitglaubt, sondern auch selbst darin handelt.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Nachricht.

Da mein Redactionsgeschäft bey'm Lit. Bl. mit dem Jahre 1825 contractmäßig zu Ende geht; so bitte ich höflichst, mit ferneren Mittheilungen für dieses Blatt, mit Beyschlüssen für das Morgenblatt, und mit allen Zurechnungen des Inhalts von jenem mich zu verschonen.

Weissenfels, den 6. Nov. 1825.

Müllner.

Da wir es für räthlich hielten, die Redaktion des Literaturblattes mit dem Jahre 1826 einem andern, verdienten, Gelehrten zu übertragen, so bitten wir Alles, was für dasselbige bestimmt ist, unter unserer Adresse wie die Beyträge zum Morgenblatt, und zwar, wem Leipzig näher liegt, durch Beyschluß an Hrn. Buchhändler Kummer in Leipzig, zu übersenden.

Stuttgart, den 15. November 1825.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Berichtigung folgender Druckfehler in Nr. 97. des Literatur-Blatts.

S. 386 Sp. 1 Z. 19 v. o: Massurius statt: Massuvius.
— 387 — 2 — 26 — : wie statt: wir
— 389 — 1 — 3 — : Senffel statt: Seeffel.
— — — 1 — 21 — : Scarlatti statt: Scarlotti.
— — — 1 — 3 v. u: neun statt: neue.
— — — 2 — 10 — : Marpurg statt: Margurp.
— 390 — 1 — 13 — : Kunstwerte statt: Kunstwerke.
— 391 — 1 — 16 v. o: Lotti statt: Totti.
— 392 — 1 — 8 u. 9 — : wir Andere statt: wie Andre.
— — — 2 — 11 — : Senffel statt: Seeffel.

Nr. 101.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 20. December 1825.

Almanachs-Literatur für 1826.

Moosrosen, herausgegeben von Wolfgang Menzel, mit Ludwig Uhlands Bilde. Stuttgart, bey Metzler.

(Beschluß.)

„Wo Liebe quillt aus unerschöpflicher Quelle des Gemüths, sagt er selbst, und ganz und völlig uns erfüllt und über alle Schranken strömt, was ist da noch zu überlegen, zu zweifeln, zu zittern, wie ein Narr im Hintergrunde zu stehen? nein, nein! Die poetische Welt ist aufgeblüht in festen, lebenswarmen Formen. Hier ist Wahrheit oder nirgends. Was verlohnte sich wahr zu seyn, das du nicht wärest?"

Im zweyten Akt ist die Revolution, die im ersten nur hereingedroht hatte, wirklich ausgebrochen, der Hahn auf dem Kirchthurm kräht sie aus den Betten, alles Volk strömt auf die Gassen.

Der Dichter bleibt diesem Unfug fern. Während der Popanz sich als Gesetz konstituirt und ergötzlich genug alle Philosophen und Poeten zum Lande hinaus escortiren läßt, schmückt und verschönt des Dichters Zauber den Garten der Geliebten, deren Gegenliebe ihm doch keine Zaubermacht je gewinnen kann. Auch hier wird der Grundgedanke des Ganzen klar: Liebe ist die Seele des Lebens und Poesie die wahrste und würdigste Auffassung derselben; jede Abweichung von ihrem Wege führt zu Wahnsinn und Lüge. Wie anders gestaltet dem Blick des Dichters und seiner Geliebten sich die Natur, als jenem ausgetrockneten Beobachter und dem tollen Bewunderer im ersten Akt?

Aber nicht irdische Liebe ist es, in welcher der Dichter innere Befriedigung suchen soll; seine Brust erfüllt das ewige, von keiner Erscheinung je erreichte Ideal himmlischer Schönheit. Irdische Liebe gehört irdischem Leben an, der Dichter steht über beyden. Und nicht er daher, nicht sein Innerstes Ich ist es, das die süße Braut gewinnt, sondern der Schatten desselben, das objectivirte Ich, sein Doppeltgänger Wolf. Vergebens versucht ihn der Schmerz über diesen scheinbaren Verlust: wie der Blitz jener schönen Sage nach den Lorbeerbaum nicht trifft, sondern unschädlich von ihm abgleitet, so berührt Verzweiflung nur die Locken des geweihten Dichterhauptes, ohne es zu versehren. — Vergebens steigen aus den Weinflaschen, bey denen er sich Raths erholen will, da der eigene ihm auszugehen anfängt, statt der Weingeister die Schatten des jungen Werther, des Räubers Moor, des unglückseligen Ferdinand aus Kabale und Liebe und Hugo Derindurs aus Müllners Schuld auf, um ihn zu bereden, ihrem Beyspiel zu folgen. Sie werden derb kritisirt und verschwinden. Orlando Furioso wird unter die Leser geschickt; der fromme Ritter von Toggenburg aufrichtig bedauert; da steigt aus der lezten Flasche der Geist Petrarka's auf:

Erkenne mich, ich bin Petrarka!
Verschmäht, verachtet von den ird'schen Schönen,
Erhob mein heilig Lieben,
Das tief und ewig glühte, wie die Sterne,
Zum Himmel sich und trug, die mich verschmähte,
Im Sternenkranze göttlicher Sonnette,
Ein ewig Sternbild kühn empor.
Die Schönheit ist's, die in der tiefsten Brust
Aufweckt die Quelle göttlicher Gesänge;
Die Sänger sind's, die mit dem Strahlenglanze
Des ew'gen Himmels ihre Schönen schmücken.
So schmückt' ich Laura mit der Heil'genkrone
Und nahm, zu meinem Lohne,
Nur ihres Namens Abglanz mir hinweg;
Denn ewig bin genannt ich Laureatus.

Jezt erst ist dem Dichter das heilige Geheimniß aufgeschlossen, das er stets geahnt, und er geht, von nun an durch diesen Talisman beschützt, siegreich aus jedem äußern Kampf hervor, nachdem er den schwersten, mit sich selbst, bestanden.

Der dritte Akt führt uns hinaus auf die offene See, wo in zwey Schiffen die verbannten Poeten und Philosophen schweben; aber während die erstern mit der Flamme der Begeisterung Tau und Takelwerk anzünden, und sich selbst, zusammt dem Schiff, verbrennen, brechen

die Metaphysiker, denen die Schranken ihres Daseyns zu eng werden, mit gewaltigem Hammern ihre Schiffsborde auseinander und ersaufen in der See. Nur Wolf und der Naturphilosoph Hütchen, die auf den Mastkörben der beyden Schiffe sitzen, werden gerettet, indem jenen, wie Arion, ein Delphin aufnimmt, da er aus dem brennenden Schiff hinab in's Meer springt, dieser sich in seinen großen Hut sezt und auf demselben fortschwimmt. Sie landen beyde zu ihrer nicht geringen Verwunderung — am Eiland der Circe! Durch das Kraut Moli, das Wolf von dem Gott Merkurius empfängt, Hütchen bey einer botanischen Excursion selbst entdeckt, werden sie vor der bekannten Verwandlung bewahrt, der andere berühmte Männer nicht so glücklich entgangen sind. — Wolf zerreißt, treu der Geliebten, alle Schlingen, die Circe ihm legt, um ihn an sich zu locken, und endlich fliegt er in einem Luftballon, den Prof. Hütchen mit den fixen Ideen eines gewissen phantastischen Drama's, — der Popanz betitelt, — gefüllt hat, mit demselben auf und davon.

Auf dem Pic von Teneriffa steigt Wolf aus, und eilt in die Heimath zurück, indeß Professor Hütchen, als ächter Repräsentant naturphilosophischer Mondsucht, auffährt zum Mond, um der Mann im Monde zu werden. Ueber Deutschland schwebend hält er still und stellt bey einer Pfeife Taback moralische Betrachtungen an, die einen Schatz von Humor enthalten.

Vor Mariens Hütte trifft der Dichter, der von ihr Abschied nehmen und sich zu ihrem Sänger weihen lassen will, mit Wolf zusammen, der, von heißer Sehnsucht getrieben, nicht achtend der Gefahr, zu der Geliebten zurückkehrt. Jeder erkennt in dem andern sein eigenes Bild; und vor Schreck erstarrt, vom grausen Zweifel befangen, welcher von ihnen das wahre Ich sey, stehen sie einander gegenüber, bis Marie hinaustritt, und, indem sie sich sogleich ihrem Wolf in die Arme wirft, beyde trennt und den Streit entscheidet. — Der Dichter kommt zur Besinnung, erkennt den Wolf, als eins mit sich, nur außer sich gedacht, und verläßt das liebende Paar.

Indem er fortgeht und durch die Menge schreitet, hört er das Wehklagen des fliehenden Volkes, das der Popanz ergreift und verschlingt; er beschließt, sich seiner zu erbarmen, geht auf das Ungeheuer mit Feder und Tintenfaß in der Hand los, drängt ihn in das leztere hinein und stößt, als er ihn darin hat, den Stöpsel drauf; der sterbende Popanz hält eine höchst erbauliche Armesünderrede; das befreyte Volk jauchzt und ruft seinen Retter dankbar zum König aus.

Dieser erringt jezt den lezten und schönsten Sieg über die Versuchung der äußern oder vielmehr seiner eignen dramatischen Welt; er entsagt, wie der Geliebten, so auch jezt der Krone, indem er die Ritter, die ihm dieselbe bieten, in Mariens Garten weist, dort ihre Königin zu krönen, — der Marschall, der das königliche Gefolge führt, beugt vor Wolf, indem er den Dichter sieht, das Knie und bringt ihm die Krone. Wolf aber schmückt damit allein Marien, die Königin der Schönen.

Mit der Hochzeitfeyer der Beglückten im Himmel oben schließt sich das Ganze harmonisch ab. Der Dichter bleibt einsam zurück in Hütchens Luftschiff, und sinkt damit wieder zur Erde hinab.

Auf das Drama folgen vermischte Romanzen, darunter die erste, der Tod des Propheten, vom Herausgeber, eine serbische Sage, und einige treffliche Müllerlieder des liebenswürdigen Adalbert von Chamisso hervorgehoben werden müssen. — Die Schilderungen aus einem Spaziergang in der Schweiz werden für jeden von Interesse seyn, welcher dieses Wunderland kennt und liebt. Man befindet sich meistentheils auf dem Rigi, in dem weiten Ringe der gewaltigen Berge des Hochlands, über schönen Seen, tiefen Thälern und Schluchten, wie zu Hause. Schilderungen jener erhabenen Natur, in einer höchst lebendigen und geistreichen Auffassung, wechseln mit Scenen dort erlebter, geselliger Freuden; die Sitten der Landesbewohner treten in lebhaften Kontrast mit denen der Reisenden, welche aller Enden zusammenströmen; die Gegenwart erweckt wehmüthige und freudige Erinnerungen der Vergangenheit; der Geist jener alten Geschichte der Schweiz wird in seinem geheimnißvollen Zusammenhange mit der riesenhaften Freyheit und milden Schönheit der Natur auf's sinnigste gedeutet.

Faustinianus, eine aus der ungedruckten Kaiserchronik entlehnte Legende, dürfte ihres alterthümlichen Tones und tiefsinnigen Inhalts wegen den gewöhnlichen Almanachslesern nicht gefallen. Aber der Herausgeber scheint bey der Composition des seinigen nur solche Leser vor Augen gehabt zu haben, die für Alles einen gewissen Ernst und gebildetes Urtheil mitbringen, und selbst in spielender Form noch einen Sinn, Gedanken und Idee suchen. Für solche eignen sich auch nur die folgenden Gedichte von Carl Hermes. Ein feuriger, starker, zürnender Charakter ist in allen, der, wenn er mild wird, uns bezaubert. Das tiefste Gefühl und den tiefsten Gedanken spricht ein Lied von der Aeolsharfe aus, davon wir die lezten Strophen hier mittheilen.

Und durch die Saiten tönt so tiefes Klagen,
Als ob Natur in einem Wehelaute
All ihren Schmerz wollt', all ihr Leiden sagen,
All ihre Thränen diesem Ton vertraute;
Und in geheimnißvollem Geisterschauer
Verstummt der eigne Schmerz, die eigne Trauer.

Kennt auch die Geisterwelt dieß dunkle Sehnen,
Das von Beginn des Menschen Brust erfüllte?
Und fließt jenseit derselbe Strom von Thränen,
Der hier so manches Aug in Nacht verhüllte?
Ist nie gestilltes Streben die Verpflichtung,
Dann sey gegrüßt, willkommene Vernichtung.

Nach allem Bisherigen können wir keinen Augenblick im Zweifel stehen, wie wir die folgenden Scenen aus dem wirklichen Leben aufzufassen und zu beurtheilen haben. Es ziehen sich durch diese ganze Erzählung jene widerlichen Wahlverwandtschafts-Situationen, vor denen das moralische Gefühl sich empört, selbst wenn wir sie von Goethe, selbst wenn wir sie vom zarten Geschlecht selbst, von Caroline Pichler oder Johanna Schopenhauer, geschildert finden. Die hier von Dr. Paur mitgetheilten Scenen enthalten wirklich, wie der Titel sagt, keine Dichtung, sondern eine schauderhafte Wahrheit aus dem Leben, und die Zusammenstellung dieser Prosa mit den übrigen poetischen Gaben des Taschenbuchs läßt den polemischen Zweck des Herausgebers nicht mißkennen, nach welchem er die Gräber denen, die sie so gern übertünchen, im Spiegel der Wahrheit zeigt, und für sein Taschenbuch den lebhaften Contrast von Poesie und Unpoesie erzeugt. Referent begreift nicht, wie das Conversationsblatt neulich vor dieser Erzählung im Ernst hat warnen können, da sie gerade gleich einer Criminalgeschichte Moral predigt, alle Nacheiferer geradezu abschreckt, und jene Ueppigkeit vollkommen tödtet, die nur durch Geschichten, wie sie in Claurens Vergißmeinnicht vorgetragen werden, erregt wird, und vor denen zu warnen noch Niemand eingefallen ist.

Das Taschenbuch schließt mit vermischten Gedichten und einer Anzahl Aphorismen von der Art, wie die Streckverse, davon W. Menzel vor einigen Jahren einen Band herausgegeben hat.

Dichtkunst.

Vier Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlands. Von Wilhelm Waiblinger. Ludwigsburg b. Naſt jun. 1826. 210 S. 8.

Erzählungen will die Lesewelt; aber sie lasse sich durch diesen Titel nicht locken! Diese vier Erzählungen sind Gedichte, und zwar Gedichte, die nicht bloß in Versen geschrieben sind, sondern auch dergestalt voll Poesie stecken, daß der Erzählungsstoff beynahe davon erdrückt wird. Der Verfasser erzählt nicht, wie unsere Almanachs-Novellisten: plan, bequem und gemüthlich. Er charakterisirt und beschreibt nicht die Menschen und die Natur wie Walter Scott: breit, umständlich, aller Welt begreiflich. Er macht es im Gegentheil ungefähr, wie Lord Byron: er singt und malt Empfindungen und Anschauungen, und läßt den Erzählungsstoff, der dieselben in ihm erregte, nur stückweise und gleichsam beyläufig durch die Oeffnungen hervorblicken, welche zufällig bey der Bewegung des lyrischen Prachtgewandes zu entstehen scheinen. Und zum Unglück für die Novellen-Liebhaber hat er auch eine Byron'sche Weltansicht, eine schwarze Phantasie bey dunkelrother Sinnenglut, eine Vorliebe für tragisch-schwere, niederdrückende Gegenstände, mit einem Worte, eine Unsentimentalität, die ihn, da er denn doch nun einmal kein Aus- und Engländer ist, bey der deutschen Lesewelt unmöglich empfehlen kann.

Das mag ich daher auch nicht thun; aber ich kann es, zu meiner Beschämung, nicht läugnen, daß seine erste und zweyte Erzählung mich stark angezogen und festgehalten haben. Die erste heißt Kalomasore. Der Held derselben ist ein junger Philhellene (vielleicht der Verf. selbst), der die Griechin Kalomasore, Gattin eines Albanesen, feurig liebt, durch den Tod sie verliert, von dem Albanesen angegriffen wird, ihn im Kampf erlegt, und heimkehrt mit dem Gefühl seiner Schuld, seines Unglücks, und eines Lebensmuthes, den er S. 39 und 40 mit den erhebenden Worten ausspricht:

Und sterben sollt' ich, wenn er mit mir kämpft,
Der Arm des unerbittlichen Geschicks?
Ich sollte diesen Stolz in meiner Brust,
Dieß Unbesiegte, diesen Gott sollt' ich
Der fremden Macht in Demuth unterwerfen?
Ich kenne keine Demuth, kenne nicht
Die Hingebung in einen andern Willen,
Ich kenne nur die seelenlose Noth,
Und nur ein Etwas in mir, das ihr trozt.
Als ich noch glücklich war, da wünscht' ich oft
Im schönen Rausch der Freude zu vergehen.
Da ich nicht glücklich bin, so will ich leben.

Die zweyte Erzählung heißt Ykelula. Der Vater der so benannten türkischen Jungfrau ist zugleich der Vormund ihrer Freundin, der reichen Christin Rafaele, die den Rava Hellonara liebt. Um sich der Erstattung ihrer Schätze zu entschlagen, die er zur Ausstattung der Tochter verwendet hat, will er die Mündel — versteht sich nach ihrem Uebertritt zum Koran — mit seinem Sohne vermählen, und da sie sich weigert, beschließt er sie im Dunkeln auf ihrem Lager zu erwürgen. Er vollzieht den Entschluß, und erwürgt — seine Tochter Ykelula, die mit der Freundin das Lager gewechselt hat. Hellonara verschwindet, wie Schillers Thekla, und Rafaele bleibt in stillem Wahnsinn am Grabe der Freundin zurück. Das Gedicht ist so reich an Schönheiten, daß ich die beste nicht herausfinden kann, und nur eine der geringsten zum Besten geben will. Der alte Türke, von Gewissensbissen über die Verschwendung der Mündel-Schätze gequält, spricht S. 78:

Silberhaare nennt die Thorheit
Dieses Grau auf meinem Schädel,
Und es ist nur Staub und Asche,
Die Verzweiflung drauf gestreut.
O dieß fürchterliche Silber!

Das ist freylich nur ein poetisches Sandkörnchen; aber es ist Goldsand, wenn ich nicht irre.

Es fehlt daran auch in den beyden folgenden Gedichten, Euphrosyne und die Rose von Farsistan, nicht; aber er muß aus dem Triebsande herausgewaschen werden, wozu ich hier keinen Raum habe. Nur von der Rose will ich eine Vermuthung aussprechen, warum sie wohl ein wenig mißgewachsen seyn mag. Der Stoff ist Pouqueville's Anecdote von der schönen Türkin, die zu Anfange dieses Jahrhunderts in Janina gesteiniget wurde, weil sie einen Christen liebte, der für sie seinen Glauben nicht abschwören wollte. „Diese Geschichte — sagt Herr W. im Vorberichte — wollte schon Lord Byron bearbeiten, hielt aber doch Nikebes Ende beynahe für zu gräßlich und empörend, als daß nicht alles menschliche Gefühl dadurch im Innersten beleidigt, und somit das reine Leben der Poesie, der allerdings das Widernatürliche, Scheußliche, Greuliche ewig fremd ist, gestört, ja zernichtet werden sollte. Wir finden aber in den ewigen Mustern der Kunst, den antiken Tragödien, Situationen genug, die, noch dazu unverschleyert und nackt gehalten, Gefühl und Geschmack gewiß mehr beleidigen, als die furchtbare Steinigung der reizenden Türkin, im Fall alles Eckelhafte, Blutige, das scheußliche Bild des einst so schönen, zerquetschten, aus der Erde vorsehenden Lockenkopfes entfernt wird. Ich nenne nur Philoktet, Oedipus und Heracles, und zwar alle drey, wie sie — in Sophokles erscheinen."

„Es ist allerdings eine schwere Aufgabe, wenigstens das Ende Nikebes zu schildern, ohne den in unserer Zeit ohnedieß so süß verzärtelten und verhätschelten Geschmack zu kränken, wie denn schon der ganze mit geronnenem Blut bedeckte Boden, auf dem Ali Tebelen's Lebenstragödie spielt, als Barbarey und Greueldespotismus an sich die Poesie freylich ausschließt. Wenn aber so große Kräfte darin walten, wie Ali's Geist, wenn das Schicksal so ungewöhnlich in ihr Wirken hineinspielt, dann ist es dem Dichter wohl erlaubt, auch das Grausigste darzustellen; nur hat er die Pflicht zu mildern, zu verschönern, und wenn er selbst gegen die Geschichte anstoßen sollte."

„Dieses war auch hier meine Absicht, einen düstern verzaubernden Trauerflor sollte die Muse über dieses Bild hinbreiten, und ich glaube wenigstens, wenn auch nicht jeden Anspruch erfüllt, doch das Gefühl nicht beleidigt zu haben. Daß es Lord Byron besser gemacht haben würde, konnte für mich kein Grund seyn, der mich von der Bearbeitung dieses Stoffes abhielt."

Herr W. irrt sich in Bezug auf die antiken Tragödien. Die Muster darunter enthalten nichts, was bloß gräßlich wäre, und die es enthalten, wie z. B. Atreus und Thyest des Seneca, sind keine Muster. Es kann aber in der Tragödie eine gräßliche That oder Begebenheit vorkommen, ohne daß darum die Fabel gräßlich und folglich unpoetisch werde. Nur ist es dann nicht mit der Milderung der gräßlichen That, mit matter Darstellung derselben, mit ihrer Verlegung hinter die Scene und dergleichen gethan. Es muß der Fabel eine erhabene Moral entlockt werden, welche das Empörende einer einzelnen That deckt. Der Trauerflor, den Herrn Ws. Muse darüber breiten wollte, so breit er auch gerathen ist, reicht dazu nicht hin; er ist viel zu durchsichtig, als daß man nicht wahrnehmen sollte, es liege keine moralische Idee darunter, sondern bloß eine Abbildung von empörender Barbarey. Inzwischen diesen Fehler hat unter andern auch Byrons Djaur, noch mehr aber Herrn Michael Beers Paria; und wenn bey Herrn W. S. 192 der Geliebte der Gesteinigten spricht:

Warum dieß blutig, gräßlich blut'ge Ende,
Warum hieltst du die mordbegier'gen Hände
Nicht fest, du ewige Gerechtigkeit,
Der man nur höhnend diesen Namen leiht?
Es tödtet sich das niedere Geschlecht,
Das seinen Schandfleck in sich selber rächt,
Wie Stein so hart und seelenlos, mit Steinen.
Ich möchte lachen, Vater, möchte weinen!
Nur Steine, Steine, drunter sie, nur Steine,
O Weltfluch ist die Thräne, die ich weine! —

so wiegt das wenigstens auf der poetischen Wage schwerer, als das ganze, leztgedachte Drama.

Angehängt ist noch ein Gedicht, der sterbende Korsar, welches den übrigen an Werthe weit nachsteht. Von Unklarheiten, technischen und sprachlichen Mängeln, müssigen Beschreibungen und vorliebigem Gebrauche von Fremdwörtern, die das orientalische Costüm bezeichnen sollen, ließen sich viele Beyspiele anführen. Aber das langweilt die Leser, und ist für Herrn W. nicht nöthig. Wenn ich diese Dichtungen mit seinem Phaëton und seinen Griechenliedern (s. Lit. Bl. 1823. Nr. 83.) vergleiche; so scheint er mir ein in schnellem Wachsthume stehendes Talent zu seyn, das, wie ein gesunder Baum, seine schiefen Auswüchse schon selbst verwachsen wird.

Müllner.

Nr. 102.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 23. December 1825.

Alterthumswissenschaft.

Einleitung in das Studium der griechischen Mythologie von E. R. Lange, (Privatdocenten an der Univ. zu Berlin.) Berlin bey Duncker und Humblot. 1825. 8.

Die bisherigen kritischen Bemühungen des Verf. ließen, wenn nicht gründliche Forschungen, doch logische Schärfe und Bestimmtheit erwarten; die vorliegende kleine Schrift zeigt ihn indessen, leider, noch in derselben Gedankenverworrenheit begriffen, an der die meisten Erscheinungen unserer neuesten Literatur kranken, und die wir freylich auf der einen Seite durch die Vernachlässigung, auf der andern durch die verkehrte Richtung unsers Studiums der Philosophie hinlänglich erklärt finden.

Der Verf. beginnt seine Einleitung mit einem Aufsatz über Quellenkritik, und diesen kühn genug durch den Ausspruch, daß „die Darstellung der Mythologie, als einer historischen Wissenschaft, in nichts von dem subjectiven Meynen und Wähnen des Forschenden, sondern nur von dem Ergebniß der Quellen abhängig seyn kann.“ Auf derselben S. sieht er sich jedoch genöthigt, einen Theil dieses Satzes zurückzunehmen, weil „der Mytholog nach einem festen, geistigen Princip sich an die Verarbeitung des (gegebenen) Stoffes machen muß.“ Aber (S. 2) „dieß Princip selbst muß aus dem vorliegenden Stoff entnommen und — in den allgemeinen Gesetzen menschlicher Natur begründet seyn.“ Folglich hätte dennoch das subjective Meynen keinen Antheil an der Darstellung der Mythologie; wenn nicht leider jener Stoff selbst: „die Quellen der Mythologie wahrhaft belehrend nur für die wären, welche mit Verstand sie befragen;“ denn „für Andere sind sie mißtönige (?), oder gar stumme (??) Orakel.“ Dieser Verstand, der erfordert wird für das Studium der Mythologie, scheint doch wohl nur etwas sehr subjectives zu seyn; da aller Verstand den „Andern“ doch auch nicht abzusprechen seyn dürfte. Auf zwey Seiten vier Sätze, von denen einer den andern aufhebt! Als Endresultat bleibt, wenn wir diese einander widersprechenden Sätze von einander abziehen, wenig mehr übrig, als die etwas altbackene Behauptung, daß zur Erforschung der Mythologie vor allem — gründliches Quellenstudium erforderlich sey. Das wird dem Verf. schwerlich bestritten werden, wenn man ihm auch nicht zugeben möchte, daß die Mythologie in dem Sinne, wie er dieß nimmt, eine rein historische Wissenschaft sey.

Der Verf. unterscheidet nämlich eben so richtig, aber eben so wenig neu „im Leben der Völker, wie der Individuen, also auch in jeder Erscheinung dieses Lebens ein stetiges (soll heißen: ewiges, unveränderliches) und ein wandelbares Element;“ so in der Religion „die Substanz, d. i. den Glauben an das Göttliche, als das Unveränderliche, in allen Religionen Wiederkehrende und die Accidenz, d. i. die Einkleidung des Göttlichen in irgend eine beliebige (?) Form.“ Jenes unwandelbare Element kann keine Geschichte haben; dieß dagegen, „weil es überall ungleich und zu allen Zeiten verändert ist,“ hat nothwendig eine Geschichte. „Die Mythologie ist Geschichte der Religion. Ihr Gegenstand ist daher das Accidentielle, nicht aber das Substantielle.“ Sehr richtig geschlossen; wenn nur das, was keine Geschichte haben kann, darum nothwendig auch selbst kein Gegenstand für die Geschichte seyn könnte! Und wenn das Accidentielle, wie der nüchterne Verstand des Verf. es sich denkt, möglicher Weise so ganz von dem Substantiellen geschieden werden könnte! Aber das Accidentielle ist ja nur die Erscheinung, die zeitliche Form des Substantiellen, dieses selbst aus seiner Unwandelbarkeit in das Gebiet der Veränderlichkeit hineingezogen; und wir werden daher, um die Veränderungen des Accidentiellen auffassen zu können, vor allem erst das Substantielle und das Verhältniß jener Veränderungen zu dem Bleibenden in demselben begriffen haben müssen. Folglich ist auch das Substantielle Gegenstand der Mythologie; und eben weil dieß bis jetzt noch nicht erkannt worden

ist, haben wir noch keine wissenschaftliche Mythologie erhalten, und kann uns auch der Verf., ungeachtet aller seiner Versprechungen, keine Mythologie geben.

Ueberhaupt aber scheint er sich hier auf einem Felde zu befinden, auf dem wenig Lorbeern für ihn zu erwarten sind. Ein kleines Pröbchen seines Scharfsinns ist die Behauptung, daß „der Grieche in seinen besten (?) Epochen keine Sonderung von Subject und Object, von Ideellem und Realem gekannt" habe (!); worauf er seine Widerlegung der allegorischen Erklärungsweise der Mythologie baut.

Nicht weniger ergötzlich ist es, zu sehen, wie er darauf sich bemüht, die „Ableitung der griechischen Religion aus dem Orient" zu bestreiten. — Daß die Uebereinstimmung in gewissen Grundideen keinen genügenden innern Beweis für jene Ableitung gebe, wollen wir dem Verf. und seiner Parthey zugeben; denn ähnliche Bedingungen können allerdings ähnliche Erscheinungen hervorrufen, wie in der Religion, so in Sitte, Lebensart und Sprache. Wo aber diese Uebereinstimmung so weit geht, daß sie nicht bloß das Allgemeine, sondern auch das Besonderste, Individuellste trifft; wo wir sehen, daß Sprache, Religion und Sitte gewisser Völker zusammen einen Gegensatz bilden gegen alle andern; daß nicht nur die Gesetze, nach denen dieselben sich entwickeln, die gleichen sind, sondern daß selbst zufällige Erscheinungen in ihnen auf übereinstimmende Weise sich zeigen; und daß eine Reihenfolge sich bildet, in der die Sprachen und Religionen der Völker, wie Glieder einer Kette, aneinanderhängen, und daß der Schlußring derselben den Schlüssel zu allen übrigen enthält; so wäre eine Verwandtschaft und Ableitung derselben aus gemeinschaftlicher Quelle zu läugnen, Uebermuth. — Wie die Grammatik des Sanskrit unerklärlich scheinende Anomalien in der ältesten Deutschen, in der Griechischen und Lateinischen Sprache erklärt und mit denselben durch das Persische u. s. w. zusammenhängt; so weist schon die geographische Lage dieser Völker auf eine große Wanderung hin, von der wir in den Wanderungen der Germanen und der Slaven noch die lezten Spuren historisch beglaubigt finden. Statt aller Widerlegung seines vorgeblichen Systems können wir daher dem Verf. einfach die Frage vorlegen, ob er im Stande ist, die Uebereinstimmung der Indischen, Griechischen und Scandinavischen Mythologie — wie sie folgende Tabelle andeutet — zu läugnen, oder auf irgend eine andere Weise zu erklären, als durch Emanation aus einem und demselben Born. Diese Tabelle stehe hier zugleich als crux philologorum, und wir fordern keck alle Mythologen heraus, das Räthsel zu lösen, das wir in derselben niedergelegt haben und das den Schlüssel aller Mythologie enthält:

Urseyn.	Parabrama.	Uranos.	Buri.
|	|	|	|
Daseyn.	Babavani.	Kronos.	Bör.
Einsseyn; Andersseyn; Vereintseyn.	Brama; Wischnu; Schiwa.	Zeus; Poseidon; Hades.	Odin; Vili (Hainr. Mierd); Ve (Loki).

Die Probe einer künftigen Darstellung und Behandlung des Einzelnen der Griechischen Mythologie, die Herr Lange in einem Anhang „über die Schicksalsmacht der altgriechischen Zeit" gegeben hat, leistet wo möglich noch weniger, als die Einleitung erwarten ließ. Mit einer Sammlung von Beynamen (Epitheten) des Zeus aus der Ilias und Odyssee ist uns wenig gedient! Und der Beweis, auf den es hier hauptsächlich ankam: „daß die Schicksalsmacht im Homerischen Zeitalter mit Zeus identisch gedacht worden sey," ist so kläglich ausgefallen, als die meisten übrigen Beweise des Verfs. — Poetische Epithete können hier nichts beweisen; so wenig als gegen seine Allmacht etwa Il. XXI, v. 401.

Αἰγίδα — ὀμερδαλέην, ἣν οὐδὲ Διὸς δάμνησι κεραυνός. Aber wie will der Verf. mit unbeschränkter Machtvollkommenheit des Zeus die (hier ganz übergangene!) Sage (Il IV. 399 ff.) vereinigen, wie die Götter einst ihn fesseln wollten und nur Thetis ihn rettete? — Daß Zeus den Göttern ihre Aemter und Würden angewiesen habe, wird bestimmt widerlegt durch Il. XV. v. 187 ff., wonach er mit Poseidon und Aidoneus um die Herrschaft der Welt losen mußte (vergl. Il. XVI. v. 298.); und erwiesen sehr schlecht durch das Beyspiel des untergeordneten Aiolos. Hesiodos Vorstellung paßt um so weniger hier herein; da die angeführte Theogonie noch dazu wahrscheinlich sehr jung, gewiß nachhesiodisch ist.

Wenn Zeus, im Sinn des Homeros, das Schicksal unbedingt in seiner Hand hat, wie kann er Il. XVI. v. 431 sich beklagen: daß es sein Schicksal sey, den Sarpedon zu verlieren? Wenn die *Αἶσα* das Schicksal als Faden spinnt (Il. XX. v. 127 sq.); wie soll Zeus dieß Gespinnst wenden? Schon die Personification der Schicksalsgöttinnen — wenn man dieselbe nicht als leere poetische Floskel nehmen will, spricht gegen eine unumschränkte Lenkung derselben von Seiten des Gottes. Die Keren gehen und bringen den Tod (Il. II. v. 302); zurückhalten oder beschleunigen können sie die Götter, und Zeus allerdings, als der mächtigere, mehr, als andere. Aber unabwendbar ist, was ihr Faden einmal bestimmt; haben doch die Moiren selbst den Göttern das duldende (*τλητὸν*) Gemüth gegeben (Il. XXIV. v. 49.)

Anders ist auch das Verhältniß der nordischen Schicksalsgöttinnen (Nornen) zu den Asen nicht: Odin gewährt Sieg und Glück; aber seinen Sohn Balder vermag er selbst und alle Götter gegen das Geschick nicht zu retten.

Almanachs-Literatur für 1826.

Urania.

Die Himmelskönigin zeigt seit Kurzem ein löbliches Bestreben, den ihrem Namen angemessenen Rang über ihren irdischen Schwestern zu behaupten, und will uns statt der Nebelbilder zuweilen wirklich Sterne geben. Einer wenigstens leuchtet uns hier glänzend entgegen, Ludwig Tieck, der die Urania dießmal mit seiner neuesten Novelle „Dichterleben" beschenkt hat. Auch läßt das einfache und geschmackvolle Titelkupfer, ein Portrait des sechzigjährigen Jean Paul, gez. von Vogel, gest. von Schwertgeburth, einen ausgewählten Inhalt erwarten, da das Bildniß dieses edlen Greises würdig nur auf Gold geprägt werden kann. Leider folgen aber sogleich drey ärmliche, äußerst verzeichnete historische Kupfer. Ref. kann nicht begreifen, wie selbst Kupferstecher von Talent sich hergeben können, die verziertesten Figuren und Gruppen, die geistlosesten Compositionen für Taschenbücher nachzustechen. Wie kann, wer irgend des Nachruhms würdige Werke zu schaffen weiß, die edle Kraft an solche Tändeleyen verschwenden und in jene bunten Duodezwerkchen einsargen, die nur für ein ephemeres Daseyn geschaffen sind. Was anders ist ein Almanach, als ein glänzender Schuh, darin heute die Prinzessin tanzt, und morgen ein alter Pantoffel, ein süßes Bonbon, doch einmal genossen nur noch ein buntes Papier. Jene Küpferchen werden aber mit jedem Jahre fast nothwendig schlechter, da die Situationen mit dem Inhalt, den sie darstellen, sich endlos wiederholen und erschöpfen und die Concurrenz mit der Menge der Taschenbücher steigt. Darum hat sich sogar Ramberg, an Phantasie so reich wie Fouqué, doch überlebt und das Publikum übersättigt, und seine zahlreichen Nachahmer haben die mangelnde Originalität mit einem bejammernswürdigen Manieriren und Carrikiren ersetzen müssen.

Tiecks Novelle verdient unsre ganze Aufmerksamkeit, denn sie trägt mit dem Namen ihres Autors das Siegel der Unsterblichkeit auf der Stirn. Wir müssen sie an den Kranz jener trefflichen Novellen reihen, mit welchen der Dichter uns von Jahr zu Jahr zu beschenken pflegt, und deren Eigenthümlichkeit es ist, daß uns in jeder eine Richtung des Lebens oder der Kunst und die damit zusammenhängenden Charaktere in einer poetisch abgeschlossenen kleinen Welt geschildert werden. Immer finden wir in diesen Novellen eine Gruppe von Menschen, die äußerlich durch eine leichte Intrigue, weit mehr aber innerlich durch die Beziehung auf einen sie alle interessirenden Gegenstand verbunden werden. Die höchst originellen Charaktere jener Menschen werden durch die Wirkung bestimmt, die der Gegenstand ihres Interesses auf ihre verschiedenen Naturen äußern muß. So sehen wir in einer der schönsten frühern Novellen „musikalische Leiden und Freuden," eine Gruppe von Musikfreunden, davon jeder einzelne je nach dem Maaße seiner Natur, seines Temperaments, seines Talentes, seiner Nationalität und seiner Geistesbildung eine besondre Wirkung der Musik darstellt. In dieser Form gewinnt der Dichter sonach alle Freyheit, den Gegenstand, den er hervorzuheben trachtet, auch unbemerkt im Gespräch didaktisch zu behandeln, und Lehrbuch und Roman, Theorie und Leben anmuthig zu verschmelzen.

Jenes Dichterleben stellt uns die Poesie in demselben Verhältniß dar, wie die frühere Novelle die Musik. Mit bewunderungswürdigem Tiefsinn und Scharfblick hat Tieck uns hier drey Charaktere geschildert, deren Gegenüberstellung uns jedes Geheimniß und jeden Widerstreit im Gemüth und Leben der Dichter überraschend klar offenbart. Er versezt die Scene nach England und in die Jugendzeit Shakespeares. Da treffen Green und Marlow, die Lieblingsdichter der Nation, mit dem bescheidenen jungen Shakespeare zusammen, den sie nicht kennen und für einen Schreiber halten. In Green ist mit tiefer Wahrheit die eine einseitige Richtung und Wirkung der poetischen Kraft geschildert, die überwiegende Sinnlichkeit und regellose Phantasie, die so manchen Dichter über alle Schranken führt, ihn unstät durch die Welt und ihre Genüsse treibt, ihn weichlich und grausam, der Menschen Gunst immer bedürftig und doch immer gegen sie undankbar macht, ihn die Seinigen verlassen, ihr Glück zerstören und zulezt sich selbst in Verzweiflung stürzen und elend endigen läßt. Ihm zur Seite steht Marlow, den eine eben so einseitige, aber nicht minder tief aus dem Dichterleben gegriffene Eigenthümlichkeit charakterisirt. In ihm überwiegt der ethische Stolz und Aufschwung, der so viele Dichter wieder auf andere Weise über die Schranken führt, sie übermüthig sich selbst und ihre Kraft überschätzen und nach Glanz und Nachruhm mit jenem Feuer jagen läßt, das immer eine Begeisterung voraussezt, die den Sieg zu erringen hoffen darf, aber nicht jenes sichre Bewußtseyn der Kraft, die den Sieg wirklich an sich fesselt. In diesem fruchtlosen Ringen muß auch Marlow untergehen, wie Phaeton und Ikarus. Es wäre zu wünschen, daß manche junge Dichter an diesen trefflichen Bildern Tiecks sich spiegelten, denn wie viele sind nicht Green's ähnlich, und wohl noch mehrere haben etwas von Marlow. Beyden entgegen steht der junge, anfangs unscheinbare Shakespeare, mit jener wunderbaren Seelenruhe, die nur den größten Genies eigen ist und die hier Green's Weichlich-

keit gegenüber in diamantner Klarheit und Festigkeit, Marlows Unduldsamkeit gegenübee in der mildesten Humanität einen höchst lebhaften Contrast bildet. Die Ruhe geht aus der reinen Harmonie der Seele hervor und aus dem glücklichen Bewußtseyn einer innern Kraft, die eben so wenig etwas zu verlieren als etwas nicht zu erringen fürchten darf. Der ächte Dichtee wird nicht unstät durch die Welt geteieben, wie ein Fremdling, noch stürmt er gegen ihre Ordnung titanenhaft, wie ein Feind, sondern er begreift die Welt in ihrer ewigen Harmonie und beherrscht sie, indem er sie begreift. Wenn wir indeß die tiefe Wahrheit jenes poetischen Charaktees, den Tieck uns unter Shakesreaces Bild und Namen vorüberführt, vollkommen anerkennen, so zweifeln wie doch, ob das Porteait selbst in Bezug auf sein Oeiginal gelungen sey. Wir dürften dieß nicht verlangen, da die Absicht Tiecks nicht die Portraitirung eines bestimmten Dichters, sondern die Charakterisirung eines Genies überhaupt war; bey unserer Mißbilligung des Portraits aber, wie es ist, stützen wir uns auf ein Gemeingefühl, das uns der erste Blick in Shakespeares Werke mittheilt. Mit diesem können wir jene kleine Beymischung kritischer Coketteeie, die uns hier in den Reden des jungen Britten entgegentritt, auf keine Weise veeeinigen. Wir sollen die Alten sehen, wie sie jung waren, und werden nur zu oft an die Neuern erinnert, wie sie alt werden.

Die übrigen Erzählungen und Gedichte des Taschenbuchs werden durch die Namen Johanna Schopenhauer, Gustav Schwab, Wilhelm Müller, Blumenhagen rc. hinreichend qualificirt.

Dramatische Dichtkunst.

Die Schauspiele des berühmten Castilianischen Dichters Don Pedro Calderon de la Barca, metrisch treu für die deutsche Bühne übersezt von G. N. Bärmann, d. W. W. Doctor, und C. Richard, Major. 1stes, 2tes, 3tes und 4tes Bändchen in 12mo, Zwickau im Verl. der Gebrüder Schumann. 1824.

Der Titel klingt ungefähr, wie einer aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. „Des berühmten Castilianischen Dichters!“ Nun das wissen wir, Gott sey Dank, und zu allem Ueberfluß steht's auch im Conversations-Lexikon. „Metrisch treu?“ Da fragen wir billig, ob nicht auch poetisch teeu? Und endlich: „für die deutsche Bühne!“ Was soll denn die mit einem treu übersezten Calderon anfangen? Sie, die kaum irgend ein deutsches Originaldrama treu darzustellen weiß, wie sollte sie jemals sich entschließen, ein ausländisches, Jahrhundeete altes, anders als in einer theatermäßigen Zurechtmachung aufzuführen?

Doch wir wollen unseren Uebersetzer — nur einer, Herr Bärmann, ist in den vorliegenden 4 Bändchen aufgetreten — mit dem Titel nicht chicaniren. Wir haben es bereits im Lit. Bl. 1821. Nr. 82, wo seine Ueberesetzung von Calderons Haus mit zwey Thüren angezeigt wurde, gelesen, daß er unter die besseren Uebeesetzer des Calderon gehöet, und dieses Urtheil finden wir hier vollkommen bestätiget. Da diese 4 Bändchen die Beücke von Mantible, das Leben ist ein Teaum, den Magus (hiee Schwarzkünstler) und die Mariamne enthalten; so steht Herr B. sowohl gegen Schlegel als gegen Gries in den Schranken, und zeigt sich im Durchschnitte beyden gewachsen. Und wo er hinter ihnen zurückbleibt, sey es in der Nachbildung des Metrum oder im poetischen Ausdrucke, da ist er doch immer neben West, Zadlhas, Mämminger, Malsbueg und Jeitteles ein Stern erster Größe neben Nachtlichteen. Mit einigen dieser Herren hat er es gar nachdrücklich zu thun in der Vorrede zum zweyten Bändchen. Zwar überschäzt er, wie Uebersetzer con amore gewöhnlich thun, sein Original; er schreibt namentlich dem Calderon eine Klarheit, Einfachheit und Kindlichkeit zu, die durchaus nicht im Charakter dieses Dichters liegen; er ist blind gegen dessen Hauptfehler, als da sind dee Bombast einzelner Bilder, die Ehrienhaftigkeit in iheer Ausführung, die dialectische Spitzfindigkeit, und vor allen die Selbstwiederholung. Aber er versteht Calderon den Dichter, und gibt ihn wieder meistens ohne peinlichen Zwang. Wir geben zur Probe eine kurze Stelle aus: das Leben ist ein Traum, S 132. Bd. 2, welche die Leser, wenn sie Gries zur Hand haben, Bd. 1. S. 295 nachschlagen und veegleichen mögen.

Der König.

Wer hat, Astolf, dem zügellosen Rosse,
Wenn's wild dahin rennt, Mäß'gung je gelehrt? *)
Wer wohl des Bergstroms wüthendem Geschosse,
Das nach dem Meere zielt, den Lauf gewehrt?
Wer der Lauine, die vom Felskolosse
Zur Tiefe braust, entgegen sich gekehrt?
Doch ist dies Alles leichter zu vollbringen,
Als wilden Völkeraufruhr zu bezwingen.

Laut kündet sich's im Sturme der Partheyen,
Es widerhallt's der Berggeklüfte Schlund,
Und Echo mit sich selber zu entzweyen,
Ruft's bald Astolf, bald wieder Sigismund.
Es wollen alte Gräuel sich erneuen,
Furchtbar erschüttern dieses Thrones Grund,
Und durch des Schicksals Trauerspielsgewalten
Zu einem Schreckensschauplatz ihn gestalten.

In der ersten Stanze hat er Gries erreicht, in der zweyten übertroffen. Das Leztere ist auch der Fall in der ersten Scene des Magus (Bd. 3), wo er mit außerordentlicher Gewandtheit, statt der trochäischen Assonanz in a — e, eine volltönende spondäische in a — a glücklich und zwanglos durchgeführt hat. Freylich sind wir auch an anderen Orten auf Flecken gestoßen, z. B. S. 10. Bd. 1. auf den Reim: hat er und Krater, doch ubi plura nitent —

Schließlich ist noch zu bemerken, daß diese 4 Bände Bärmann-Calderon zugleich die Nummern 106, 107, 108 und 109 der Zwickau'schen Taschenbibliothek der ausländ. Klassiker in neuen Verdeutschungen ausmachen, die immerfort wächst, obschon sie keine Taschenbiblotdek in klassischen Verdeutschungen ist. Wenn der Herr Major den Caldeeon nicht schlechter übersezt, als der Herr Doctor d. W. W.; so hat sie dießmal einen guten Kauf gemacht.

---

*) Die Construction des Zeitwortes lehren mit dem Dativ hat zwar die logische Grammatik für, aber den Gebrauch gegen sich. Bürger vertheidigte sie, gab sie aber bekanntlich in der Folge wieder auf.

Müllner.

Nr. 103.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 27. December 1825.

Dramatische Literatur.

Neuestes theatralisches Quodlibet, oder dramatische Beyträge für die Leopoldstädter Schaubühne. Von Carl Meisl. Erster Band. Wien bey Mörschner und Jasper. 1824. Zweyter Band, ebendaselbst. Ohne fortlaufende Seitenzahlen. gr. 8.

Die dramatischen Localspiele der Wiener Vorstädte pflegen von der dramaturgischen Kritik gleichsam über die Achsel angesehen zu werden; und doch muß sie am Ende einräumen, daß die hochgepriesenen Lustspiele des Aristofanes nichts anderes sind, als atheniensische Localspiele. Ja, sie muß eingestehen, daß Localität und Personalität die eigentliche Stärke dieser antiken Dramen ausmachen, und mehr als Ein Mal hat sie darüber geklagt, daß mit der Freyheit der griechischen Bühne, die Thorheit nicht nur in abstracto, sondern auch in concreto zu geißeln und so zu sagen den Leuten die Röcke an den Leibern auszuklopfen, auch das ächte Lustspiel gesunken und einer äußerlichen conventionellen Civilisation zum Opfer gefallen sey. Da nun die gedachten Wiener Localspiele so ziemlich das einzige sind, was noch eine entfernte Aehnlichkeit mit jener freyen Komik der Alten hat, und da man seit einigen Jahren in Berlin viel und mancherley von einem Volkstheater gesprochen hat, welches auf ähnliche Localspiele sich einrichten würde; so möcht' es wohl an der Zeit seyn, diese Gattung mehr in kritische Betrachtung zu ziehen, als bisher geschehen ist. Herr Meisl bietet uns hierzu wenn nicht die beste, doch die erste Gelegenheit, und wir wollen unsere Leser mit diesem Aristofanes der Wiener Vorstädte ein wenig näher bekannt machen.

Das erste Stück dieser zwey Bände, die Dichter, gibt sich für ein Seitenstück zu Vogels Lustspiel, die Schauspieler, und ist, wie dieses, eine nothdürftig localisirte Nachbildung von dem französischen Lustspiele des Delavigne, les Comédiens, welches im Lit. Bl. v. J. 1821. Nr. 103. beurtheilt worden ist. Der Hauptspaß besteht darin, daß ein norddeutscher Belletrist Allweiß, der in Wien den theaterkritischen Aristarchen spielt, seine eignen Kleider dazu hergeben muß, um den Triumph des Theaterdichters Freywald zu sichern, der ein gegen ihn gerichtetes satyrisches Lustspiel geschrieben hat. Die Zofe aus dem Hause von der Geliebten des Theaterdichters wird angestellt, ihm ein Rendevous zu geben, wobey ihm so heiß wird, daß er, nach ihrem Rathe, den Rock auszieht, und nun, auf eintretende Störung, ohne Rock in ein Behältniß unter der Stiege sich einsperren läßt. In diesem Rocke spielt der Acteur die Rolle, welche Freywald auf Allweiß gemünzt hat. Das Stück triumphirt, und da die belletristische Mutter Emiliens (der Geliebten Freywalds) von diesem Triumphe die Heirath abhängig gemacht hatte, so endiget die Posse wie die meisten Lustspiele, mit der Verlobung; jedoch hat Freywald bey dieser Gelegenheit das Theater-Unwesen von einer Seite kennen gelernt, die ihn geneigt macht, die angetretene Laufbahn eines Theaterdichters aufzugeben: denn um die erste Liebhaberin zum Spiel ihrer Rolle zu bewegen, hat er ihr einen Fußfall thun müssen; der Paukenschläger des Theaters hat ihm den Vorwurf gemacht, daß sein Stück zu lang sey, und ihn hindere, vor 10 Uhr nach Hause zu kommen; der Theater-Bierwirth hat daran getadelt, daß es nur zwey Aufzüge habe, und folglich den Zuschauern nicht Gelegenheit genug zum Trinken gebe; und ein Schauspieler hat mit Ungestüm ein Paar lärmende Abgänge von ihm gefordert. In einem Nachspiele, die Recensionen, feyert nun auch Allweiß seinen Triumph der Rache, die er durch hämische Theaterkritiken in mehreren Tageblättern ausgeübt hat, wird aber dafür, sammt seinem quasiliterarischen Bedienten Johann, von Emiliens Vater unsanft zur Thür hinausgewiesen. Inzwischen macht diese kritische Rache des Allweiß in Freywald den Entschluß völlig reif, nie wieder solcher Unbill' sich auszusetzen, und er wirft ein neues, halbvollendetes Lustspiel in das Feuer.

Wir müssen Herrn Meisl's Hauptabsicht loben, welche unstreitig dahin ging, die Umtriebe und Anmaaßun-

gen der tagblättelnden Theaterrecensenten zu strafen. Wir können es auch nicht mißbilligen, daß er es, allem Anscheine nach, mit aristofanischer Personalität gethan hat, wenn er ein Original zu seinem Allweiß fand; aber das attische Salz des Aristofanes fehlt, die satyrische Geißel ist nicht knotig genug geflochten, des Allweiß unwürdiges Treiben wird nicht lächerlich genug gemacht, und sogar seiner Anmaaßung wird in dem Umstande, daß er selbst würdige und beyfällig aufgenommene Werke für das Theater geschrieben haben soll, noch eine Art von Entschuldigung geliehen. Das zeugt nicht von großem Geschicke; Aristofanes wußte in den Wolken den Socrates und in den Fröschen den Euripides satyrisch zu züchtigen wegen der Gebrechen ihrer Werke, ohne das Lächerliche, was er auf sie warf, durch eine Mahnung an ihre Verdienste zu mildern.

Loben müssen wir auch die Nebenabsicht des Vf., das eigentliche Schauspieler-Unwesen vor sein Satyrgericht zu ziehen; aber in diesem Punkte bleibt er weit hinter Delavigne zurück.

Er hätte sowohl für die Hauptabsicht, als für die Nebenabsicht ungleich mehr thun können, wenn er es gewagt hätte, im eigentlichsten Verstande das Theater auf das Theater zu bringen, in seinem Stück die Hauptscenen von Freywalds Lustspiele wirklich spielen, uns den copirten Allweiß auf den Bretern sehen, und an der Wirkung dieser Mystification auf das supponirte Publikum das wirkliche unmittelbar Theil nehmen zu lassen, ungefähr wie Shakespeare im Sommernachtstraume.

Wir übergehen das zweyte Stück, die Wittwe aus Ungarn, welches der Brockmann'schen Wittwe von Ketskemet frey nachgebildet seyn soll, weil wir das Original nicht kennen, und wenden uns zum zweyten Bande, welcher mit einem „phantastischen Zeitgemälde:" 1723. 1823. 1923, anhebt. Ein biederer Kaufmann von 1723 erhält im ersten Akte für seine Wohlthätigkeit und Menschenliebe die Belohnung von der Göttin der Vergeltung, seine Nachkommen von 1823 und 1923 zu sehen und unter ihnen zu leben. Durch diese wohlfeile Erfindung führt uns im zweyten Akte der Verf. mit seinem Helden in die, mit der Vergangenheit contrastirende Gegenwart, und im dritten in eine phantastische Zukunft. Nur der dritte, wobey der Verf., wenn nicht Merciers Traum, doch einen neueren, in der Zukunft spielenden Roman von Julius v. Voß benuzt zu haben scheint, ist von komischer Kraft, welche ihren Sitz in der Vorstellung eines übertriebenen Culturzustandes hat. Der aus hundertjährigem Schlummer erwachende Held (Rumpler) stößt zuerst, vor den Linien Wiens, auf einen Bauer, welcher französisch spricht, ohne Zugvieh mit einem Dampf-Pfluge ackert, und auf demselben ein Buch über die Regierungskunst studirt. Statt der Fiaker findet er Luftschiffer, statt der Reiter Leute, die mit der Degen'schen Maschine fliegen, und statt der Kaffeehäuser Luft-Cur-Anstalten. Die Wachtparade zieht über die Bühne in Gestalt einer Maschine mit Flinten und Kanonen, in welcher der Marsch gespielt wird, und man erklärt ihm, daß jezt die Kriege lediglich mit solchen Maschinen geführt werden. In dem Comptoir der Wittwe seines Ur-Ur-Enkels findet er Automaten als Copisten angestellt, und allenthalben stößt er auch auf hypercultivirte Sitten, welche ihn am Ende zu der Bitte an die Göttin der Vergeltung bewegen, die Zukunft von ihm zu nehmen und ihm die Gegenwart, als das glückliche Mittel zwischen zwey Extremen zu lassen.

Einfälle dieser Art, mit guter Opermaschinerie auf den Bretern versinnlichet, können, obschon sie eben nicht neu sind, auch gebildete Zuschauer wohl ergötzen, und der Gedanke, das satyrische Lustspiel in der Zukunft spielen zu lassen, ist einer vielseitigen Ausbildung und Anwendung fähig.

Das vierte Stück, das Gespenst im Prater, ist eine „Fortsetzung des Gespenstes auf der Bastey." Da wir dieses nicht kennen, so ist uns das vorliegende nicht ganz verständlich gewesen, und es sind uns viele Züge sehr abgeschmackt vorgekommen, die es vielleicht nicht sind in Verbindung mit jenem früheren Stücke. Dahin gehört unter anderen auch die Rolle des Geistes der Sappho, welche offenbar nur eingeflochten ist, das bekannte Trauerspiel Sappho und namentlich den Charakter der Heldin desselben, zu persifliren. Derber und witziger, als hier, ist das bereits in der Schadenschen Parodie, die moderne Sappho, geschehen.

Das lezte Stück endlich: Er ist mein Mann, beruht auf einer Edelmuths-Anecdote aus den Zeiten der französischen Revolution, und ist eben so unbedeutend als kurz. Ein republikanisch gesinntes Mädchen rettet einen royalistischen Officier, indem sie ihn in ein Bett steckt, für ihren kranken Mann ausgibt, und auf dieser Nothlüge beharrt ungeachtet der Gefahr, ihren Geliebten dadurch zu verlieren. In der Handlung liegt durchaus nichts Komisches, außer was eine alte Magd und ein furchtsamer Bedienter etwa hineintragen. Das Stück scheint eine Uebersetzung aus dem Französischen zu seyn, und wir mögen daher nach demselben nicht über die Frage aburtheilen, ob das Talent des Herrn Meisl über die Localfarce hinausreiche oder nicht.

In leztgenannter Gattung unterstüzt ihn ein geschickter Gebrauch des Wiener Jargon besser, als der Wortwitz, der ziemlich dürftig ist. Für diese Dürftigkeit zeugt unter andern der Doppelgebrauch der Arie, worin die Welt mit dem Billard verglichen wird, im ersten Stück des zweyten Bandes S. 27. und im zweyten des ersten Bandes S. 10. In dieser Arie wird übrigens

Marqueur auf à la guerre gereimt, und die Schreibung: coléo (collé) gesetzet, ein Duplée (doublé) und à qui (acquit) lassen auf eine sehr mangelhafte Kenntniß der Sprache schließen, aus welcher diese Kunstausdrücke genommen sind.

Roman-Literatur.

Rosaline de Vere. London 1824.

Dieser englische Roman, dessen Verfasser (der irländische Lord Dillon) seit geraumer Zeit in Florenz lebt, kann vor vielen anderen seines Gleichen, die in der Flut des großen Unbekannten gar nicht zur näheren Kenntniß der Lesewelt auftauchen können, Anspruch auf die Aufmerksamkeit der Deutschen machen. Der Verfasser ist nämlich ganz Kantianer und legt alles, was er von Kantischer Philosophie in englisches Fleisch und Blut verwandelt hat, seiner Heldin in den Mund. Schwerlich möchte sich in diese, trotz aller ihrer transcendentalen Vollkommenheiten, irgend Jemand verlieben, aber ihren metaphysischen cant abgerechnet, liest sich dieser geniale Roman mit vielem Interesse bis an's Ende, und die Excentrität der Weltansichten des Verfassers steigert das Interesse mit jedem Briefe. Hier ist keine Treibhaus-Begeisterung von selbstgemachter italienischer Wärme, sondern man sieht es dem Buche auf jeder Seite an, daß der Verfasser wirklich unter italienischem Himmel lebt und schreibt, indem er die Leidenschaften mit den glühenden Farben des südlichen Himmels malt, und überall die Selbstanschauung seines florentinischen Aufenthalts verräth. Dieß ist auch der Fall bey einem anderen rein politischen Romane des Verfassers (Sir Maltravers) einiger Maßen der Fall, ohne daß hiedurch diese durchgehends die englische Verfassung durchgeißelnde Satyre zur größeren Verbreitung als Roman (worauf es der Verfasser doch eigentlich berechnet zu haben scheint) geeignet würde. So wenig sich Sir Maltravers zum Lesen oder zur Uebersetzung in Deutschland empfiehlt, eben so sehr empfiehlt sich hiezu Rosaline de Vere. Der Verfasser dieser Anzeige ist nicht in dem Fall, sich mit der Uebersetzung selbst beschäftigen zu können, noch ist es seine Absicht, hier den Faden des Romanes kritisch auszuspinnen, sondern er begnügt sich denselben Uebersetzern und Lesern anzuempfehlen, und hebt bloß aus einem Briefe einer gelehrten Freundin der Heldin (II. Theil Seite 169) die folgende der Heldin selbst in den Mund gelegte Stelle aus, welche wenigstens in so weit für jeden Deutschen eine erfreuliche Erscheinung ist, als dieselbe einen Beleg abgibt, daß Kant in dem Maaße in England gewürdigt zu werden beginnt, in welchem er in Deutschland vergessen zu werden anfängt.

Sie (Rosaline) schloß mit folgendem Ausruf: „Und nun Heil deinem Andenken, unsterblicher Emanuel Kant! der du in deiner Kritik der reinen Vernunft die wahre Wissenschaft des menschlichen Geistes auf die untrüglichste Feste gegründet, der du die finsteren Wolken, worin Unwissenheit, Stolz, Thorheit und Selbstsucht von Jahrhunderten diese große Wissenschaft einhüllten, verjagt, der du uns allein über Gott, die Seele und die Unsterblichkeit vernünftig belehret hast; du bist allein der wahre Gesetzgeber der Sitte, du allein der Begründer des wahren freyen Willens; du hast uns aus unserem Gefängniß von Zeit und Raum, in welches uns andere Systeme trotz ihrer paradoxen Unsterblichkeit einsperren wollten, den Ausweg gezeigt, du hast den Pfad des Lichts dem Kinde so leicht gemacht als sein A, b, c; — wäre deine göttliche Mittheilung allgemein angenommen, würde dieselbe das Licht der Vernunft eben so allgemein über unseren Häuptern ausgießen als das Sonnenlicht und profane Irrthümer verbannen, sie würde die Hälfte der politischen und bürgerlichen Gesetzbücher reformiren und die Menschen näher mit der Gottheit verbinden. Heil euch Germaniens Söhnen! Schreitet vorwärts, ihr Pioniere der Wissenschaft, ihr werdet einen herrlichen Damm ziehen durch den finsteren Wald irriger Meynungen; Wir werden nicht mehr durch die Wildnisse zurückgeschreckt uns in Erforschung des wahren Pfades verlieren, wir werden nicht mehr durch das Reisig- und Dornengebüsch von Zänkereyen und irrigen Controversen zerrissen werden. Kant hat die Bahn gebrochen. Der unsterbliche Kant leitet uns zu dem Tempel der reinen Vernunft: — des Tempels Dom tragen die korinthischen Säulen von Freyheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit! — Seine Grundfeste ist Wahrheit! — Auf dem Felsen der Wahrheit ist er erbauet!!!" Sie (Rosaline) fuhr dann im schnellen Fluß der Rede fort: „Mein prioristisches Princip ist das absolute Lebensprincip, von dem ich Anhänglichkeit (adhesion) und Antrieb (impulse) ableite. Dieß ist mein philosophisches System. Und alles dieses geht mir vollkommen leicht in den Kopf, weil ich keinen großen Namen anstaune, weil mich keine Autorität unterjocht, weil ich keine Ehrfurcht vor Meynungen habe, es sey denn, daß sie Ueberzeugung der Wahrheit mit sich führen — und weil ich von Jugend auf immer Alles zu analisiren gewohnt war. Hielt ich eine Kerze in meiner Hand, so untersuchte ich ihre Bestandtheile — wie und von wem sie zusammengesetzt, wovon sie entzündet ward. Immer trennte ich die Eigenschaften der Dinge von den Dingen selbst und jedes Ding faßte ich unter den zwey Formen, der subjectiven und objectiven, auf, so daß ich alle äußere Erscheinungen als diesen beyden Formen untergeordnet betrachte. Setze ich nun zu diesen Gründen

„weiter hinzu, daß wir die objectiven Formen in uns „selbst sehen, d. i. daß sie in uns reflectirt ihre Gestalt „nur von unseren Gefühlswahrnehmungen empfangen; — „ein Blinder kann keinen Begriff von Farbe haben, deß„halb liegt die Farbe nur in dem Auge des sie Beschauen„den. — Wenn ich dieß erwäge, bin ich noch mehr von „der Wahrheit dieses Systems durchdrungen, daß das „Objective nur die sichtbare und fühlbare Beweisführung „des Subjectiven, daß das Subjective das Princip a „priori ist, und ich falle dem Kant, dem unsterblichen „Kant, bey, daß die Gesetze der Natur nur in dem „menschlichen Geiste gefunden werden können."

Unterhaltungs-Literatur.

Launen meiner Muse in ernsten und heiteren Aufsätzen von Pause. Leipzig in der Weigand'schen Buchhandlung. 1826. 362 S. 8.

Wenn des Verfs. Muse Launen hat; so mag der Grund wohl darin liegen, daß sie noch nicht weiß, wie sie mit ihrem Liebhaber dran ist. Er schreibt einen meistentheils correcten und blühenden Styl, er erzählt rasch und stellt lebendig dar, er hat die Weltansicht und das Anschauungsvermögen eines Dichters; kurz, es scheint ihm nichts zu fehlen, um die Muse in die Brautkammer zu führen, und Kinder mit ihr zu zeugen von rechter Art. Warum tändelt er bloß mit ihr? Warum macht er nicht Ernst? Das gebiert in der Schönen Launen, sie bietet ihm anziehende Stoffe, lockt ihn zu ihrer Gestaltung, wobey sie ihm zu helfen verspricht, und läßt ihn vor ihrer Vollendung im Stiche. Am Schlimmsten hat sie das mit ihm getrieben bey dem lezten der hier mitgetheilten 14 Aufsätze, der die Residenz auf dem Lande heißt. Nach den Anstrengungen, die sie ihn hier machen läßt, humoristisch zu schreiben, und ausgelassen witzig zu seyn, erwartet man einen komischen Ausgang. Auf einmal läuft die scherzende Muse davon, und der verlassene Poet gibt der possierlichen Verwickelung eine tragische Katastrophe. Das ist ziemlich das Widerspiel von dem Verfahren der Theaterdirectionen, welche an die Tragödien erfreuliche Ausgänge anstoßen; aber es ist nicht besser.

Ueberhaupt möchten wir dem Verf. nicht rathen, dem Humor nachzujagen. In seiner Weltansicht herrscht der Ernst vor, und wo er diesem treu bleibt, ist er weit glücklicher im Schaffen. Die wunderbare Harfe, das Findelkind, sind dafür sichere Belege. Die beyden historischen Aufsätze, die Ungarnschlacht bey Merseburg und der Untergang des thüringischen Königreichs, sind in ästhetischer Hinsicht meisterhaft ausgeführt. Wir beschränken das Lob auf die ästhetische Seite, weil der Verf. weniger aus den historischen Quellen geschöpft, als frühere Dichtungen benuzt zu haben scheint, vielleicht bey der erstgenannten Darstellung das Drama Kruas von Nidda, Kaiser Heinrich (oder wie sonst der Titel ist), bey der zweyten Wetzels Hermanfried, den er auch vorher gelesen zu haben versichert. Als Beleg für seinen Beruf zu solchen künstlerischen Behandlungen historischer Stoffe mag hier die Rede stehen, welche S. 60 ff. Kaiser Heinrich an seine Truppen hält.

„Krieger! jezt steht es bey Euch, ob Eure Weiber und Kinder freye Männer umarmen sollen, wenn Ihr zurückkehrt, oder ob Ihr ihre Schande und Verstümmelung sehen wollt, wenn Ihr feig ein Leben voll Qual und Knechtschaft einigen Augenblicken vorzieht, die in den Willen des Todes gegeben sind. Was sag' ich? Hier ist's ein Moment, und ein Moment führt Euch vom Felde der Ehre in die Versammlung Eurer heldenmüthigen Väter, dort werden es Monate, Jahre, Lebensalter seyn, wenn Ihr flieht, wo jede Bewegung des Lebens vom Tode bewacht wird. Hier sterbt Ihr einmal, dort in der Sclaverey sterbt Ihr so oft, als sich der Himmel röthet. Krieger! sendet Eure Blicke in die Nacht, vor Euch, hinter Euch steigen Feuerbrände zum Himmel hinanf! Eure Kinder sind's, die jezt unter den rauchenden Trümmern aushauchen; Eure Weiber sind's, die an den blutigen Flammenaltären um die Frucht ihres Leibes winseln; die Euch fluchen werden, wenn ihr die Rache verschiebt; die Euch segnen werden, wenn Ihr ihnen Freyheit und Sicherheit mitbringt. Seht, dort glüht der Himmel blutroth! Eure Habe ist's, die jezt auflodert, Eure Wünsche, Eure Hoffnungen sind's, die jezt in die Luft fliegen, Eure Väter sind's, die ohne Obdach die greisen Häupter den Elementen preis geben müssen. Was sucht Ihr, wenn Ihr umkehrt und flieht? Eure Hütten? Sie liegen in Asche! Eure Weiber? Sie sind geschändet! Eure Kinder? Leichname sprechen nicht mehr! Euren Gott? Seine Altäre sind umgestürzt, und seine Tempel, wo die Schande betet, bewohnt er nicht mehr! Krieger! der Tag der Vergeltung ist gekommen, seyd Männer, und betet zu Dem dort oben, der Hülfe sendet in der Stunde der Noth."

Inzwischen ist kein Grund vorhanden, daß wir Herrn P. rathen sollten, auf die ästhetische Darstellung historischer Stoffe sich zu beschränken. Nur, welchen Stoff er wähle, denk' er an Schillers Worte:

— Es spanne sich des Fleißes Nerve
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.

Nr. 104.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 30. December 1825.

Periodische Literatur.

Journal Asiatique, ou Recueil de mémoires, d'extraits et de notices relatifs à l'Histoire, à la Philosophie, aux Sciences etc. des Peuples Orientaux. Publié par la Société Asiatique. Année 1825. Janvier — Août Paris. 8.

Diese neuen Hefte des Journal Asiatique zeichnen sich, wie die frühern in diesem Lit. Bl. angezeigten, durch den Reichthum des Materials, das Interesse, und die Mannigfaltigkeit der behandelten Gegenstände und die Gründlichkeit der Forschungen aus, welche dieses gelehrte Institut seit seiner Begründung charakterisirt haben. Wir freuen uns, zu sehen, daß unsere deutschen Orientalisten diese Anstalt mittelbar und unmittelbar mit dem lobenswerthesten Eifer unterstützen, und daß einige der gediegensten Aufsätze in dem neuen Jahrgange Früchte deutschen Fleißes sind.

Burnouf, Sohn, eröffnet diese Hefte mit einer Abhandlung über das Bhumikhandam (Beschreibung der Erde), einer Abtheilung aus dem Padmapurana, nach Langlès das Lob der heiligen Lotospflanze und die Geschichte der Göttin Lakschmi, so wie eine Beschreibung der Erde enthaltend. Die historische Treue dieser Bücher, in welchen die Geschichte der vierzehn großen Perioden und die berühmter Familien enthalten ist, bezweifelt der Verf. „Vielleicht, sagt er S. 4., konnte das Genie des Indiers, so poetisch und so religiös, eingenommen durch die glänzenden Fabeln einer reichen und fruchtbaren Mythologie oder in der Betrachtung philosophischer, unter einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Symbolen versteckter Ideen, sich in keiner Periode seiner Entwicklung von der Mythologie los sagen und die Geschichte der Götter für die der Menschen verlassen. Der gesellige Zustand Indiens reichte allein hin, die vielleicht zu gewisse Nichteristenz historischer Werke zu erklären. Die Priesterkaste mußte besorgter seyn, die Veränderungen, welche die philosophischen und religiösen Ideen erlitten, zu überliefern, als die politischen Umwälzungen aufzuzeichnen, welche die andern Kasten bewegten, ohne die ihrige je zu erschüttern. Allein, findet man auch nicht in Indien die eigentliche Geschichte, so wird man doch die des menschlichen Geistes der frühesten Epochen finden, und in dieser Hinsicht gibt es vielleicht wenige so wichtige Bücher wie die Puranas."

Was H. B. mittheilt, steht mit dem Titel des Werkes in keiner Verbindung; statt einer Beschreibung der Erde, welche die Ueberschrift zu versprechen scheint, finden wir mythologische Erzählungen und philosophische Gespräche (über die Verbindung der Seele mit dem Körper und über die Nothwendigkeit und die Mittel, jene von den Fesseln, in welche sie eingezwängt ist, zu befreyen, u. a.); die wechselnden Erzählungen sind ohne innern Zusammenhang an einander gereiht, und dienen fast bloß zur Erläuterung metaphysischer und moralischer Wahrheiten." (P. 103.) Bemerkenswerth ist das in diesen Büchern sich aussprechende Uebergewicht der Moral über das Dogma: weit über die materielle Beobachtung der Form, welcher die Priesterkaste die größte religiöse Wichtigkeit geben mußte, stehen kindliche Liebe und eheliche Treue; der liebende Sohn, die treue Gattin werden oft dem Brahmanen, der sein ganzes Leben dem schwierigsten Kultus geweiht hat, gleich gesezt und über ihn erhoben.

Aus Rasmussen's Aufsaz über Handel und Verkehr der Araber und Perser mit Rußland und Skandinavien ist das Interessantere bereits durch Frähn in Petersburg bey uns bekannt geworden.

S. 257 begegnen wir einer interessanten Abhandlung über Djamy (den Verf. von Jusuf und Zuleikha, durch eine deutsche, und von Medjnun und Leila, durch die französische Uebersetzung des H. v. Chezy bekannt) und sein Beharistan (Wohnung des Frühlings), von Grangeret de Lagrange. Dieser Dichter ist einer der gelehrtesten, fruchtbarsten und geistreichsten Schriftsteller Persiens (geb. 1414 zu Djam in Khorasan). Man hat gegen 50 größere und kleinere Werke, in gebundener und ungebundener Rede, von ihm. Unter den leztern sind

Commentarien zu Arabischen und Persischen Dichtern, Abhandlungen über Musik, Poesie und Briefstyl, über Moral, muselmanische Theologie und besonders über die Lehre der Sofis. Seine zwey oben genannten Gedichte sind das Entzücken der Perser: anmuthige Bilder, Gedanken voller Zartheit, Natur und Gefühl, Sanftheit und Harmonie der Sprache reihen sie den besten persischen Gedichten an die Seite.

Der Beharistan gehört zu den vorzüglichsten moralischen Schriften Djamy's; er ist eine Sammlung von Sentenzen, Lehren, Anekdoten und Fabeln, in 8 Kapitel, Riadhs (Gärten) genannt, abgetheilt und in Prosa und Versen geschrieben, — Form und Inhalt nach mit Sady's Gulistan zu vergleichen, obschon Djamy Sady's Erhabenheit der Gedanken und Gefühlswärme nicht erreicht. Wir entlehnen ein Paar Proben aus dem Beharistan nach Lagrange's Uebertragung.

„Drey Weise, ein Grieche, ein Indier und ein Perser wurden gefragt, was am qualvollsten sey, das man erdulden könne? Der Grieche sagte: Alter, Schwäche und Elend. Der Indier: Krankheit mit niederdrückendem Kummer. Als die Reihe an den Perser kam, sagte er: der Tod, der naht, um ein Leben voller Ruchlosigkeiten zu endigen."

„Ein Blinder trug eine Lampe in der Hand und einen Krug auf dem Rücken, und wandelte während der Nacht seinen Weg. Ein Muthwilliger begegnete ihm und sagte: Thor, was soll dir das Licht, da dein Auge weder Helle noch Finsterniß unterscheidet? Der Blinde lachte und sprach: die Lampe ist nicht für mich; ich trage sie nur, um alle, die wie du seelenblind und ohne Verstand sind, aufmerksam zu machen, daß sie mich nicht stoßen und meinen Krug herabwerfen."

Nicht ohne Interesse wird man des fleißigen Forschers J. v. Hammer's Aufsatz über den Aufenthalt des Bruders von Bayazid II. in der Provence (s. Märzheft) lesen. Die Auszüge, welche der Verf. aus den Annalen des Ottomanischen Reiches gibt, sind im Allgemeinen, hauptsächlich aber mancher historischer Data wegen für die französischen Geschichtforscher sehr anziehend. Das angehängte Gazel nimmt keinen hohen Flug; es ist ein leichtes und lebendiges Ausströmen eines fröhlich behaglichen Gefühls.

Ueber die Verehrung der Geister bey den Tonkinesen von St. Thecle. (Ebendas.) Die Geister erster Ordnung bey den Tonkinesen heißen Thuong-Dang; unter ihnen sind die berühmtesten Buadac und Buatrem. Aus den von St. Thecle mitgetheilten Notizen scheint hervorzugehen, daß beyde Geister im Kriege eine bedeutende Rolle spielen und als kriegerische Genien verehrt werden. In der mittäglichen Provinz wird eine berühmte Frau, Ba-chuo-Lio hang, die einst, unzüchtige Lieder singend, von einigen Eifersüchtigen getödtet und in den Fluß geworfen worden, unter die Geister gerechnet und auf eine Weise verehrt, die an griechischen Kultus erinnert. In ihrem Tempel dienen zwey junge Mädchen, welche sie selbst, oder der Dämon in ihrem Namen erwählt; wenn eine dieser Priesterin ihre Stelle verläßt, wählt man ein anderes Mädchen an deren Stelle und reicht der Abgehenden eine kleine Summe Geldes zu ihrem Unterhalt. — Es fehlt nicht an Schutzgeistern aller Arten; die Künstler und Handwerker verehren den Tiensu; er ist als Greis auf einem Stück Papier abgemalt, das an einem bestimmten Orte ihrer Wohnungen liegt, den man als Altar betrachtet. Andere Geister stehen den Fluren, den Wohnungen vor; die Frauen verehren vorzüglich den Geist, der der Küche vorsteht und Vua-Bep heißt. Es hat mit ihm folgende Bewandtniß: Ein Mann, Namens Trao-cao, entzweyte sich mit seiner Frau, Thi-nhi, wegen der Güter, die sie sich erworben hatten, und die jedes seinem Fleiße zuschrieb. Der Mann schlug seine Frau; voller Unwillen überließ diese alle Güter dem Manne, schnitt sich die Haare ab und nahm ihre Wohnung fern auf einer Brücke, wo drey Flüsse sich vereinigten. Ein Mann, Pham-lang genannt, fand sie da, nahm sie zum Weib und wurde in der Folge sehr reich. Der erste Gatte hatte Unglück; Unfälle machten ihn arm, und das Schicksal wollte es, daß er bey seiner ersten Frau, ohne sie zu erkennen, Almosen forderte. Sie erkannte ihn wohl, und fragte, da ihr Gatte abwesend war, über sein Schicksal: seine Erzählung weckte ihr Mitleid; sie brachte ihm zu essen und zu trinken, so, daß er fast taumelnd zu Bett ging und einschlief. Die Frau, welche von ihrem rückkehrenden Gatten überrascht zu werden fürchtete, ließ den Schläfer durch ihre Leute auf einen Strohhaufen legen, und ihn mit Stroh bedecken, damit er erwachend seinen Weg fortsetze. Aber Pham-lang war von der Jagd mit einem Hirsch zurückgekommen und legte Feuer unter den Strohhaufen, um seinen Hirsch zu rösten. Trao cao erstickte in dem Feuer; Thi-nhi, trostlos, warf sich in die Flammen und starb; dieser Anblick brachte Pham-lang zur Verzweiflung; er sprang auch in das Feuer, das ihn verzehrte. Der blinde Haufe nahm Gelegenheit, diese drey Personen unter dem Namen „König der Küche" anzubeten: sie werden durch drey Backsteine, welche auf dem Heerde liegen, vorgestellt: ein vierter Backstein stellt die Dienerin der Eheleute dar. Am ersten Tage des Jahres hängt man in der Küche ein neu gekauftes Blatt Papier auf, auf welchem die Figuren der vier Personen gemalt sind; man bereitet ihnen diesen und die zwey folgenden Tage einen Tisch

mit Gerichten, zündet Wohlgerüche an, und bittet um ihren Beystand, damit die Nahrung der Familie das Jahr hindurch wohlgekocht und schmackhaft werde. Auch die Braut betet, in das Haus des Bräutigams tretend, Vua-Bey an und bittet um seinen Beystand. — Auch Berg- und Baumgeister erfreuen sich der Verehrung des schönen Geschlechts.

Der Name Klaproth's fehlt in keinem Bande unseres Journals. Wir verdanken dieses Mal seinem unermüdlichen Sammlerfleiß einen Auszug aus der Geschichte von Kaschmir, welche Wilson aus dem Sanskrit übersezt hat und in dem fünfzehnten Bande der Asiatic Researches geben wird. Wilson hatte Hrn. Klaproth einen Auszug aus dieser Geschichte mitgetheilt, welchen dieser excerpirte und so hier mittheilt. Da dieses Werk als das einzige unter allen bisher bekannt gewordenen Sanskrit-Schriften anzusehen ist, das ein historisches genannt werden kann, so ist die Aufmerksamkeit der Gelehrten mit Recht darauf gespannt. Sein Titel ist Râdhâ Taringin'i, und was Hr. Klaproth mittheilt, läßt die baldige Erscheinung der Uebersetzung Wilson's sehr wünschen, da die Geschichte Indiens vor der Eroberung der Muselmänner noch in dem tiefsten Dunkel liegt.

Unter den kritischen Beyträgen zeichnet sich Burnouf's Anzeige von Bopp's Lehrgebäude der Sanscrita-Sprache aus. Der Verf. legt die Grundsätze unseres gelehrten Landsmanns mit Klarheit und Einfachheit dar, und läßt seiner Gelehrsamkeit wie seinem Scharfsinn selbst da Gerechtigkeit widerfahren, wo er anderer Meynung ist.

Ueber einen Beytrag des H. Prof. Schulz, eine persische Uebersetzung des Mahabbarata betreffend, werden wir bey der Anzeige der folgenden Hefte berichten, da der Aufsatz im achten Hefte abgebrochen ist.

D. A.

Almanachs-Literatur für 1826.

Der Kotzebue'sche Almanach dramatischer Spiele, der bey Kummer in Leipzig erscheint, enthält dießmal 5 kleine Dramen von Deinhardstein, Lebrün, Halirsch, Costenoble und einem Ungenannten. Der Ungenannte scheint nicht gewußt zu haben, daß das Duodram, welches er unter dem Titel: Wie du mir so ich dir, aus dem Französischen übersezt hat, bereits vor 21 Jahren übersezt worden ist (Scherz und Ernst von Stoll, Berlin b. Unger 1804), und zwar nicht in ungereimten, sondern in gereimten Versen. Es hat durch die neue Verdeutschung nicht gewonnen. Die übrigen Stücke sind für Privatbühnen brauchbar. Das Beste ist unstreitig das von Costenoble: Der Unschuld Sieg. Die Rolle der Florine, eines streng erzogenen, zu unbedingter Folgsamkeit gewöhnten jungen Mädchens, ist sehr anziehend; die Verse fließend, der Dialog geistreich, die Verwickelung spaßhaft und die Lösung gemüthlich. Der Hans Sachs von Halirsch ist ein Künstlerdrama, in dem man mehr Lustigkeit erwartet, da Til Eulenspiegel mitspielt. Die Posse von Lebrün, Die Verstorbenen, Fortsetzung einer früheren Posse, betitelt No. 777, ist ohne die Leztere nicht recht genießbar. Deinhardsteins diamantenes Kreuz hat wenig komische Kraft. Die Hauptperson, der Eifersüchtige, wirkt nicht gehörig auf das Zwerchfell, weil er das Sittlichkeitsgefühl beleidiget durch seine ultra-frivole Nichtachtung der ehelichen Treue. Der Verf. ist in den nämlichen Fehler gefallen, den man an Kotzebue's Rehbock oft so bitter getadelt hat.

M.

Dramatische Literatur.

The dramatic Works of Shakspeare printed from the text of Samoel Johnson, George Stevens and Isaac Reed. Complete in one Volume. Leipsic: printed for Ernst Fleischer. 1824. (Subscriptionspreis: 2 Thlr. 16 Gr. Convent. Geld.)

In Einem Bande? Der ganze Shakspeare gleichsam in einer Nuß? Allerdings. Freylich ist's keine Haselnuß, sondern eine tüchtige Cocusnuß: klein Folio, oder wenn man lieber will Colossal-Octav mit gespaltenen Seiten; aber man sollte meynen, auch das müßte einen faßdicken Fallstaff von einem Bande geben. Nun können wir zwar noch zur Zeit seine Corpulenz nicht mathematisch genau angeben, denn wir haben nur die erste Lieferung vor uns, welche 240 Seiten enthält. Indessen finden wir auf diesen 240 Seiten: The tempest, Two gentlemen of Verona, Merry Wives of Windsor, What you will, Measure for Measure, Much ado about nothing, Midsummer-night's dream, Love's labour's lost, Merchant of Venice, As you like it, All's well that ends well, Taming of the shrew und Winter's tale bis zum zweyten Akte, also über 12 Dramen; und es läßt sich mithin voraussehen, daß die Cocusnuß keineswegs unförmlich dick werden wird. Es bleiben also nur noch zwey Fragen übrig: Ist der Druck ohne Mikroscop zu lesen? und ist er gelesen?

Wir können in Hinsicht der ersten Frage versichern, daß unsere Augen von zwey ganzen Bogen, die wir ungefähr hintereinander weggelesen haben mögen, nicht halb so sehr angegriffen worden sind, als von einer halben Seite des beliebten Conversations-Lexikons zu geschehen pflegt. Er ist wenigstens noch einmal so groß, als im Rabenhorst'schen Dictionnaire de poche, und dabey eben so reinlich als scharf.

Wichtiger ist die zweyte Frage. Wohlfeile Ausgaben klassischer Schriftsteller sind zwar höchst verdienstliche Unternehmungen der Presse, weil sie die geistige Cultur ausbreiten unter der Nation; aber sie sind es fürwahr nur unter der Bedingung eines sorgfältig gelesenen, möglichst correcten, und wenigstens bock- und hummelfreyen (bourdon-freyen) Druckes, zumal bey klassischen Schriftstellern in fremden Sprachen, wo Druckfehler eine Qual der Anfänger sind, und leicht ihre Grammatik verwirren. Selbst bey einheimischen Klassikern, die auf Schulen gelesen werden, sind sie ein großer Uebelstand, auch die kleinen, sogar die Interpunctions-Böcke nicht ausgenommen: denn sie verderben die Orthographie der Schüler, und äußern bisweilen sogar einen nachtheiligen Einfluß auf ihren Styl. Wie weit wir Deutschen in dieser Hinsicht hinter den Franzosen mit ihren stereotypirten Klassikern, und auch hinter den Engländern zurück sind, ist bekannt, und läßt sich zum Theil daraus erklären, daß unsere legitimen Druckherren und Setzer an Schnelligkeit und Wohlfeilheit der Arbeit mit dem Diebesgezücht der Nachdrucker wetteifern müssen, und oft an den Setz- und Correcturkosten einen Theil von demjenigen zu ersparen suchen müssen, was jene Freybeuter an Honorar, Censurgebühren, Freyexemplaren u. s. f. ipso jure et summa injuria ersparen.

Wir haben es daher mit dem Unternehmer dieses Shakspeare à bon marché so genau genommen, als unsere Zeit und unsere Geduld nur irgend erlauben wollten; und wir haben ihn, dem Himmel sey Dank, preiswürdig gefunden mit Hülfe des calcul des probabilités. Wenn unter den vorliegenden 240 Seiten 10 sind, welche Druckfehler haben und man schlägt Eine Seite blindlings auf und liest sie durch; so läßt sich nach Laplace 1 gegen 24 wetten, daß man eine fehlerhafte treffen werde, weil die Wahrscheinlichkeit $= \frac{10}{240} = \frac{1}{24}$ ist. Wir haben aber, die obgedachten hintereinander weggelesenen Bogen ungerechnet, nicht 1, sondern 23 Seiten blindlings aufgeschlagen und wie ein guter Corrector gelesen; haben aber keinen Fehler bemerkt, der irgend störend gewesen wäre. Dadurch glauben wir einen Wahrscheinlichkeitsgrad von $\frac{23}{24}$ für die Voraussetzung erlangt zu haben, daß, wenn es hier überhaupt Seiten mit Druckfehlern gibt, deren weniger als 10 sind, und das ist für ein in Deutschland gedrucktes Buch von 240 Seiten schon außerordentlich viel, oder vielmehr wenig. Den 24sten Wurf haben wir unterlassen: denn hätten wir auch damit keine fehlerhafte Seite getroffen, so wäre obige Wahrscheinlichkeit $= \frac{24}{24} = 1 =$ der Gewißheit geworden, und hätte die ganze Wahrscheinlichkeits-Rechenkunst in Verwirrung setzen können. Thut ihn nun aber ein Leser, der Lust hat auf einen möglichst correcten Shakspeare zu subscribiren, und trifft er ebenfalls eine fehlerfreye Seite; so kann er — wenn er nicht etwa eine von unseren 23 Seiten trifft, welches nur $\frac{23}{240}$ wahrscheinlich ist — kecklich 1 gegen 10 wetten, daß gar kein Druckfehler in dieser ersten Lieferung ist: und wenn er die Anzahl der künftigen Lieferungen weiß; so wird er mit Hülfe des, in unserm Lit. Bl. 1821. Nr. 68. angezeigten Werkes von Laplace auf das genaueste berechnen können, wie viel er darauf wetten kann, daß er für den Spottpreis von 2 Thlr. 16 Gr. einen ganzen correcten Shakspeare (soweit er nämlich dramatisch ist) in one volume bekommen werde.

Berichtigung.

Im Lit. Bl. des Morg. Bl. 1825. Nr. 29. S. 116. wird von einem Romane, der 1799 unter dem Titel:

Incest oder der Schutzgeist von Avignon. Ein Beytrag zur Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes und Herzens. 2 Thle. 8. (Preis 1 Thlr. 8 Gr.)

in unserem Verlage erschienen ist, gelegentlich geäußert, „daß er viele Spuren von Genie an sich trage, und wahrscheinlich das Jugendwerk eines wahren Dichters sey, der vor erlangter Reife verstorben.“ Wir können versichern, daß der lezte Theil dieser Vermuthung ungegründet ist. Der Verfasser des genannten Romans, den wir freylich nicht nennen dürfen ohne seine Erlaubniß, ist noch am Leben, und sein Genie ist so vollkommen zur Reife gelangt, daß seine spätern Dichtungen in alle lebenden Sprachen übersezt sind, und sein Name als Dichter und Aesthetiker nicht nur in Europa, sondern auch in Amerika bekannt ist.

Greiz, am 23. Oct. 1825.

C. H. Henning.

Druckfehler.

Im Lit. Bl. S. 371. Sp. 2. lezte Z. Nr. 93. steht: die Kleider anzulegen, wo gerade das Gegentheil stehen muß: die Kleider abzulegen.

Nro. 1.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Biblische Geschichten. Für die Jugend bearbeitet von Dr. J. P. Hebel. 8. 2 Bdchn. Neue Auflage. Druckpapier 1 fl. 12 kr.

(Von der ersten Auflage sind noch Exemplare auf Schreibpapier brochirt für 1 fl. 45 kr. zu haben.)

Ein Recensent in dem theolog. Literaturblatt zur allgemeinen Kirchenzeitung sagt darüber: „Nicht blos die Jugend, sondern auch alle bessern Menschen, welche in den reiferen Jahren des Lebens ein jugendliches, d. h. unverdorbenes, frommes, lebensreiches und kräftiges Gemüth in sich zu bewahren verstanden haben — und solcher Menschen gibt es, Gottlob! viele — werden sich an dieser neuen Gabe des von allen Freunden ländlicher Natur und Sitten hochgefeyerten Dichters erquicken, in welcher der reiche und wundervolle Glanz des Morgenlandes mit der stillen Einfalt des Abendlandes auf eine besondere liebliche Weise vereinigt ist."

In der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

G. Mollinus

Reise nach Columbia.

Aus dem Französischen

von Dr. G. W. Becker.

Zwey Abtheilungen. Preis 1 Rthlr. 16 gr.

Alle englischen und französischen Blätter machten schon früh auf diese wichtige Reise aufmerksam, und das mit Recht; seit Humboldt, d. h. seit 20 Jahren, ist kein Reisender nach Columbia gekommen. Wie viel hat sich seitdem geändert! — Die Freyheit hat dort ihre Fahne zuerst aufgepflanzt, und alles ist zu neuem Leben gestaltet. Das Ganze ist übrigens so lebendig und unterhaltend geschrieben, wie es von einem Manne zu erwarten stand, der bereits in Afrika und so manchen andern Ländern gewesen war.

Früher erschien in derselben Verlagshandlung:

Südamerika wie es war und jezt ist, oder Ursprung und Fortgang der Revolution daselbst bis 1819. Preis 1 Rthlr. 12 gr.

Folgende Bücher sind in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Neues Gothaisches Kochbuch oder allgemeiner Küchenwirthschafter. Enthaltend eine vollständige Anweisung von Zubereitung vielerley Speisen, Bäckerey, Conditorey, Einmachung und Aufbewahrung allerhand Obstes und anderer Früchte und Gewächse, Gefrornen ꝛc., herausgegeben von einem practicirenden Koch. 2 Bände. Neue Aufl. 1 Thlr. 8 gr.

Seit dem ersten Erscheinen dieses Werkes hat fast jede ansehnliche Stadt Deutschlands ihr eigenes Kochbuch geliefert, und die Anzahl derselben ist nicht gering. Indessen können wir uns schmeicheln, an dem unsrigen ein sehr gehaltreiches Buch zu besitzen, welches in keiner Haushaltung fehlen sollte, indem es von einem in seinem Fache excellirenden Koch verfaßt und für alle Stände berechnet ist. Mehrere neue Auflagen sprechen deutlich für die günstige Aufnahme desselben.

Der practische Pferdearzt. Ein nützliches Handbuch für Pferdebesitzer. Neue Auflage. 2 Thle. 18 gr.

Gegenwärtiges Werk in zwey Theilen, wovon der erste die innerlichen, der andere die äußerlichen Krankheiten des Pferdes behandelt, empfiehlt sich durch Zweckmäßigkeit und Kürze des Vortrags, so daß es besonders für Oeconomen und Kurschmiede, überhaupt aber jedem Pferdebesitzer in Ermangelung eines Thierarztes als treuer Rathgeber dienen wird.

Der Zauberkünstler, oder Magie zum Unterricht und geselligen Vergnügen. 4 Bde. Neue Aufl. 2 Thlr.

Beym herannahenden Weihnachtsfeste glauben wir nichts Eiligeres thun zu können, als die eben erschienene neue Auflage obiger Schrift anzuzeigen, deren mannichfaltiger Inhalt für Kinder und junge Leute gewiß das angenehmste Geschenk zur Verkürzung der langen Winterabende seyn wird. Taschenspielerkünste, physikalische Experimente, arithmetische Belustigungen sind unter vielen andern das, was wir besonders herausheben, und wenn wir vorhin das Werkchen für junge Leute geeignet fanden, so müssen wir es überdieß noch für das gesellige Vergnügen erwachsener Personen empfehlen, und nach Einsicht desselben wird man seine Zweckmäßigkeit zur Unterhaltung jedes Alters bewährt finden.

Tägliches Taschenbuch für alle Stände auf das Jahr 1825. Mit 1 Karte. In rothes Leder geb. 20 gr.

Dieses Taschenbuch ist bereits seit so vielen Jahren den Reisenden als unentbehrlich bekannt, daß wir zu dessen Empfehlung nichts hinzuzufügen haben, und blos dessen Erscheinen hier anzeigen, mit der Bemerkung, daß alle Postcourse von Neuem durchgesehen, und dasselbe durch die Aufnahme der Eilwagencourse bedeutend an Interesse gewonnen hat.

Gotha, den 1. Nov. 1824.

Ettinger'sche Buchhandlung.

Neue Musikalien

des Verlags von H. A. Probst in Leipzig.

Durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen.

Kreutzer, Conradin, Lieder und Romanzen von Uhland mit Begleitung der Guitarre. Op. 60.
1ste Folge der Frühlings- und Wanderlieder. 16 gr.

Berbiguier, T., Trois grands Trios concert. pour trois Flûtes. Op. 70. N. 2 und 3. à 16 gr.

Lindpaintner, P., Concerto pour la Flûte avec Accomp. de Pianoforte. Op. 46. 2 Rthlr. 16 gr.

Bochsa, N. C., „My Lodging is on the col Ground," Melodie favorite variée Harpe ou Pianoforte. 10 gr.
Kalkbrenner, F., Sonate, (la main gauche principale) p. le Pianoforte. Op. 42. 20 gr.
— — „La Chasse," Rondeau pour le Pianoforte à 4 mains. 16 gr.
Moscheles, J., Deux Rondeaux, les motifs tirés au Ballet: „les Portraits," p. le Pianoforte. 16 gr.
Pixis, J. P., „Souvenir de Paris," Rondino pour le Pianoforte. Op. 75. 12 gr.
Ries, F., Rondeau brillant sur un Thème de Bishop p. le Pianoforte. Op. 104. N. 3. 8 gr.
Hummel, J. N., Rondeau brillant. Op. 56. arrangé p. le Pianof. à 4 mains par F. Mockwitz. 1 Rthlr. 8 gr.
Kuhlau, F., „Deh calma o ciel." Thème de l'Opera: Otello de Rossini variée p. le Pianoforte à 4 mains. Op. 58. 16 gr.
Onslow, G., Grande Sonate p. le Pianoforte à 4 mains. Op. 22. 1 Rthlr. 8 gr.

M. Joh. Friedr. Jac. Reichenbachs
allgemeines
griechisch-deutsches
Handwörterbuch.

Zweyte ganz umgearbeitete, vermehrte u. verbess. Auflage.
Zwey Theile. gr. 8. Lexiconformat (115 Bogen).
Ladenpreis Rthlr. 6 ordinär.
Parthie-Preis für 6 Expl. Rthlr. 24 netto.
Parthie-Preis für 13 Expl. Rthlr. 48 netto.

ist so eben fertig geworden und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Es ist diese neue Bearbeitung eines schon in der ersten Ausgabe von den achtbarsten Schulmännern als sehr brauchbar und zweckmäßig anerkannten Buches, wie schon Druckeinrichtung und Bogenzahl beweisen, eigentlich ein ganz neues Werk zu nennen, und darf sich ähnlichen vorhandenen wohl zur Seite stellen, da der Verfasser auf das sorgfältigste bemüht war, allen Ansprüchen zu genügen, die der jetzige Stand der griechischen Sprachwissenschaft irgend zu machen berechtiget ist.

Die etwas länger, als früher versprochen wurde, verzögerte Erscheinung dieser neuen Ausgabe konnte dem Ganzen nur wesentlich vortheilhaft werden, und mag der sicherste Bürge dafür seyn, daß dem wackern Herrn Verfasser alles daran lag, durch keine Uebereilung der guten Sache Eintrag zu thun.

Durch die für eine so bedeutende Bogenzahl wohl sehr billigen Preisbestimmungen glaube ich meinerseits die Einführung in öffentlichen Anstalten und die Anschaffung selbst für den Unbemitteltsten nach Kräften erleichtert zu haben, und schmeichle mir, recht ansehnlichen Aufträgen entgegensehen zu dürfen, die ich auf's Prompteste auszuführen nicht ermangeln werde.

Joh. Ambrosius Barth in Leipzig.

Uebersetzungs-Anzeige.

Von
Timkoffski's Reise durch China in 3 Thln.
erscheint in meinem Verlage eine Uebersetzung, wovon der erste Band bereits unter der Presse ist.

Gerhard Fleischer, Buchhändler in Leipzig.

Zu empfehlende Zeitschriften und Flug-Blätter.

1.
Central-Blatt
zur Belehrung, Unterhaltung und Bekanntmachung ꝛc.

2.
Christlicher Hausschatz
zur Beförderung religiöser Lebensweisheit für Alle, die Gott fürchten und Recht thun wollen: Ein Trost-, Bet- und Erbauungsblatt, besonders in der Einsamkeit und im häuslichen Kreise ꝛc.

3.
Proteus,
oder allgemeiner Zeit- und Lebens-Spiegel. Analekten, den Geist der Zeit und die Hauptverhältnisse des Lebens beachtend.

4.
Allgemeines Welt-Theater.
Collektaneen aus der physisch-historisch-geographischen Welt, zum bessern Verständniß der Zeitgeschichte so wie zur Erweiterung der Natur und Weltkunde überhaupt ꝛc.

5.
Alona.
Kleine Handbibliothek für die elegante Welt.

6.
Jöcher's gemeinnützige Magie,
oder neuer Wissenschafts-, Kunst-, Gewerbs- und Wirthschafts-Schatz. Zur Bekanntmachung und Verbreitung von allerley physikalisch-, ökonomisch-, chemisch-, technisch-, medizinischer ꝛc. Abhandlungen, Anweisungen, Beobachtungen, Entdeckungen, Erfahrungen, Erfindungen, Geheimnissen, Hülfsmitteln, Kunststücken, Recepten ꝛc., Erwerbs- und Hülfshefte für den Nährstand ꝛc.

7.
Der deutsche Sokrates ꝛc.
in einzelnen Mittheilungen an Alle, denen es um Wahrheit und Recht und daraus einzig und allein kommendes Menschenwohl zu thun ist.

Ausführlichere Anzeigen ꝛc. davon findet man in den allgemeinen Kunst- und Literatur-Avisen ꝛc., welche bey uns unentgeldlich zu haben sind.

Das literar. Central-Comptoir
in Leipzig.

Literarische Anzeige.

In unserm Verlage ist so eben der erste Band der
Geschichte der Deutschen
von Wolfgang Menzel
erschienen. Er umfaßt die älteste Geschichte bis auf Karl den Großen, diesen mit eingeschlossen. Die beyden anderen Bände werden, der zweyte zur Ostermesse, der dritte zur Michaelismesse des Jahres 1825 die Presse verlassen.

Es wird mit diesem Werke einem längst gefühlten Bedürfniß begegnet, eine klare Uebersicht und lebendige Schilderung der Begebenheiten, welche die Gestalt unseres heutigen Deutschlands gebildet haben, zu besitzen. Alle bisherigen deutschen Geschichten sind entweder reich an einer Masse übelgeordneter Begebenheiten, oder sie

geben statt der Thatsachen Räsonnement, oder sie sind Kompendien, und als solche für den Bildung suchenden Leser unverständliches Fachwerk, oder sie sind endlich Produkte übelverstandenen Patriotismus, einseitig in ihren Urtheilen, manieriert in ihrem Styl, ohne durch klare, übersichtliche Darstellung Einsicht in das Wesen deutscher Nation und Geschichte zu gewähren. Lezteres ist gerade ein Hauptvorzug dieses neuen Werkes. Die Thatsachen sprechen sich in ihrer Art durch sich selbst aus und finden ihre Erklärung durch eine mit Meisterhand entworfene Charakteristik der politischen und religiösen Zustände in ihrer fortschreitenden Entwicklung. In Aufführung der Begebenheiten ist die strengste Auswahl getroffen, so daß nur die bedeutenden, die Geschichte weiter führenden, ausführlichere Behandlung erfahren. Die Gründe, warum der Herr Verfasser, was bisher noch nie auf eine so fruchtbare Weise geschehen, die nordische Geschichte bis zu dem Sieg des Christenthums und bis zur Gestaltung des Reichs, der älteren deutschen Geschichte einverleibt hat, hat derselbe in einer Vorrede so dargethan, daß sein Verfahren sich als ein nothwendiges ergibt. Uebrigens ist diese Geschichte darauf berechnet, in oberen Schulklassen historischen Vorträgen zu Grunde gelegt zu werden, wie auch der erwachsneren Jugend und dem gesammten gebildeten Publikum zum Selbstunterricht zu dienen. Darum ist der Herr Verfasser bemüht gewesen, mit Klarheit der Uebersicht und Anordnung des Ganzen Leichtigkeit, Faßlichkeit und Lebendigkeit der sprachlichen Darstellung zu verknüpfen.

Vom ersten Bande, und eben so vom zweyten und dritten, kostet das Exemplar auf schön weißem Druckpapier 1 Rthlr., oder 1 fl. 48 kr.

Auf ordinärem Druckpapier 20 ggr., oder 1 fl. 30 kr.

Auf sechs Exemplare wird das siebente freygegeben.

Geßner'sche Buchhandlung in Zürich.

Uebersetzungs-Anzeige.

Im Laufe des Monats Januar 1825 wird von den

Memoires de Madame Duhaussel, femme de chambre de Mad. Pompadour

eine deutsche Uebersetzung versendet.

Stuttgart, den 25. Dec. 1824.

Friedr. Franckh.

Zur Nachricht für Journal- und Zeitungs-Cirkel, Lese-Institute rc.

Im Verlage des Unterzeichneten erscheinen für 1825 folgende Zeitschriften:

I. **Literarisches Conversationsblatt.** Gr. 4.

Diese Zeitschrift, die gegenwärtig zu den geachtetsten und gelesensten Deutschlands gehört, hat zum Zweck, das Publikum mit den wichtigsten und interessantesten Erscheinungen im Gebiete der Literatur, Wissenschaft und Kunst des In- und Auslandes auf eine leichte, Belehrung mit angenehmer Unterhaltung verbindende, Weise bekannt zu machen. Es erscheinen davon jährlich, außer den Beylagen, 300 Nummern, und ist der Preis für den ganzen Jahrgang 10 Thlr., für das halbe Jahr 5 Thlr. 12 Gr., und für das Vierteljahr 3 Thlr.

II. **Isis, oder encyklopädische Zeitschrift.** Herausgegeben von Oken. Gr. 4. Mit Kupfern.

Von dieser encyklopädischen, jedoch zunächst den Naturwissenschaften in ihrem weitesten Umfange gewidmeten Zeitschrift erscheint monatlich ein Heft von etwa acht Bogen und einer oder mehrern Kupfertafeln. Der Jahrgang kostet 8 Thlr.

III. **Kritische Annalen der Medicin als Wissenschaft und Kunst vom dritten Jahrzehend des 19ten Jahrhunderts an.** Herausgegeben von Dr. J. F. Pierer und Dr. L. Choulant. Gr. 4.

Von dieser wichtigen, bereits seit 1798 ununterbrochen bestehenden und allen wissenschaftlichen Aerzten unentbehrlichen Zeitschrift erscheint monatlich ein Heft von neun Bogen, und kostet der Jahrgang 6 Thlr. 16 Gr.

Zu den drey hier genannten Zeitschriften erscheint für Bekanntmachungen aller Art fast wöchentlich ein

Literarischer Anzeiger,

der jeder derselben beygelegt oder beygeheftet wird. Dieser Anzeiger wird zu mehrern Tausend Exemplaren abgedruckt und kommen durch ihn Anzeigen zur allgemeinen Kenntniß des gebildeten und wissenschaftlichen Publikums. Für die gespaltene Zeile berechne ich 2 Gr. Auch lege ich besonders gedruckte Anzeigen jeder dieser Zeitschriften gegen eine billige Vergütung bey.

IV. **Hermes, oder kritisches Jahrbuch der Literatur.** Redigirt von Dr. K. E. Schmid in Jena. Gr. 8.

Diese Vierteljahrschrift beschäftigt sich blos mit den wichtigsten, in die Zeit oder Wissenschaft bedeutend eingreifenden literarischen Erscheinungen. Der Preis eines Jahrgangs von vier Stücken, die an 100 Bogen engen Drucks auf feinem französischen Druckpapier enthalten, ist 10 Thlr.; ein einzelnes Stück kostet 3 Thlr.

Von dem Jahrgang 1824 dieser Zeitschrift ist zwar erst ein Stück erschienen; es wird aber dafür gesorgt werden, daß die fehlenden Stücke bald nachfolgen; das zweyte erscheint noch in diesem Jahre.

V. **Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken.** Neue Reihe. Nr. XVI, XVII. und folg. Gr. 8.

Diese Zeitschrift beschäftigt sich mit biographisch-charakteristischen Darstellungen der wichtigsten Personen unserer Zeit, insofern ihr Leben der Oeffentlichkeit angehört. Die Erscheinung derselben ist an keine bestimmte Zeit gebunden, jedoch darf man annehmen, daß jährlich vier Hefte, jedes zu 12 Bogen, ausgegeben werden. Die nächsten Hefte werden unter anderm Biographieen von Lord Byron, Canova, Carnot, Dohm, Garve, Mohammed Ali von Aegypten, A. G. Werner enthalten. — Der Preis jedes Hefts ist auf Druckpapier 1 Thlr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen auf die fünf hier genannten Zeitschriften an. Haupt-Expeditionen in lezterer Beziehung haben 1) die königl. sächs. Zeitungs-Expedition in Leipzig, 2) das kön. preuß. Grenz-Postamt in Erfurt, 3) das königl. preuß. Grenz-Postamt in Halle, und 4) das fürstl. Thurn- und Taxische Postamt in Altenburg übernommen.

Leipzig, den 1. Dec. 1824.

F. A. Brockhaus.

Nro. 2.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Um Collision zu vermeiden, zeigt die Unterzeichnete an, daß in ihrem Verlage eine Uebersetzung des Werkes:

Principles of Warming etc. by Thomas Tredgold. London 1824, oder Grundsätze der Erwärmung und Lüftung öffentlicher und Privatgebäude,

erscheinen wird.

Stuttgart, den 11. Jan. 1824.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen sind im Laufe des Jahres 1824 nachstehende Werke erschienen:

Almanach des Dames, pour l'an 1825. 3 fl.

André, C. C., National-Kalender für die deutschen Bundesstaaten 1825. 3r Jahrg. gr. 4. 2 fl.

Annalen, neue allgemeine politische. 13r—15r Band. 12 Hefte. gr. 8. broch. 9 fl.

Ansichten, Risse und einzelne Theile des Doms von Köln, mit Ergänzungen nach dem Entwurf des Meisters, nebst Untersuchungen über die alte Kirchenbaukunst und vergleichenden Tafeln ihrer vorzüglichsten Denkmale. Von Sulpiz Boisserée. In 5 Lieferungen. 2e Lfrg. gr. Fol. 1e Ausgabe 60 fl.
2e — — 120 fl.
3e — — 150 fl.

Antommarchi, planches anatom. du corps humain, publ. p. Lasteyrie. Livraison III. et IV.
illum.
schwarz.

Archives diplomatiques pour l'histoire du temps et des états. Tom. IV. gr. 8. 5 fl. 24 kr.

Bartholdy, J. L. S., Züge aus dem Leben des Cardinals Hercules Consalvi. Mit dessen Bildnisse. gr. 8. 24 kr.

Ciceronis orationum pro Scauro, pro Tullio et in Clodium fragmenta inedita, pro Cluentio, pro Caelio, pro Caecina variantes lectiones. Orationem pro T. A. Milone a lammis restitutum ex membr. palimprestis biblioth. R. Taurinensis Athenaei, ed. et cum Ambrosianis parium orat. fragm. compos. cura A. Peyron. 4. 6 fl. 36 kr.

Correspondenzblatt des Würtembergischen Landwirthschaftlichen Vereins 1824. 12 Hefte. 8. broch. 3 fl.

Denkmale der christlichen Religion, oder Sammlung der ältesten christlichen Kirchen oder Basiliken Roms, vom 4ten bis 13ten Jahrhundert aufgenommen und herausg. von Gutensohn und Knapp. 2s, 3s und 4s Heft. gr. Fol. 15 fl.

Dorow, Denkmale aus den altgermanischen und römischen Zeiten in den rhein. westphäl. Provinzen; 1r Bd. gr. Fol 12 fl. 36 kr.

Einleitung in die Entomologie: oder Elemente der Naturgeschichte der Insecten. Von Kirby und Spence. Mit Abbildungen. 2r Theil. gr. 8. 4 fl.

Fain, Freyherr von, Manuscript von 1813, enthaltend den Abriß der politischen und militärischen Begebenheiten dieses Jahres. Zur Erläuterung der Geschichte der Regierung Napoleons. 1r Bd. gr. 8. 2 fl. 30 kr.

Forum romanum, das, und die Via sacra, nebst den umliegenden Monumenten, nach den neuesten archäologischen Untersuchungen. Nach dem Italienischen von Dr. Müller. gr. 8. 1 fl. 12 kr.

Gau, F. C., neu entdeckte Denkmäler von Nubien an den Ufern des Nils von der ersten bis zur zweyten Katarakte, gezeichnet und vermessen im Jahr 1819; als Fortsetzung des grossen Werkes über Egypten. 10s 11s Heft. gr. Fol. Velinpapier 36 fl. Fein Papier 18 fl.

Gespräche mit Lord Byron. Ein Tagebuch geführt während eines Aufenthaltes zu Pisa in den Jahren 1821 und 1822, von Thomas Medwin. Aus dem Engl. 8. br. 2 fl. 45 kr.

Goethe, von, über Kunst und Alterthum. 5r Band 2s Heft. 8. br. 2 fl. 24 kr.

— — Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie. 2r Bd. 2s Heft mit 3 Kupfern. gr. 8. broch. 2 fl.

Hall, Basil, Auszug aus einem Tagebuche, geschrieben auf den Küsten von Chili, Peru und Mexico in den Jahren 1820 bis 1822. 1r Bd. gr. 8. br. 2 fl. 24 kr.

Hebel, J. P., allem. Gedichte. Hochdeutsch von Adrian. 8. 1 fl. 36 kr.

— — biblische Geschichten. Für die Jugend bearbeitet. 2 Bde. 8. Druckpapier 1 fl. 12 kr.
Schreibpap. 1 fl. 36 kr.

Hesperus, encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausg. von C. C. André. Jahrg. 1824. gr. 4. 16 fl.

Hoffmann, K. F., Höhenkarte oder bildlich vergleichende Uebersicht der vorzüglichsten Erhebungen im Lande der Deutschen. 24 kr.

— — Karte des Berner Oberlandes oder der höchste Theil der deutschen Alpen. 15 kr.

Jahrbücher, würtembergische, für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgeg. v. Memminger. Jahrg. 1824. 1s Heft. Mit 1 Tabelle und 5 lithograph. Bildern. 8. Subscrpt.-Preis 1 fl. 12 kr.

Journal, polytechnisches, eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Manufakturen rc. Herausgeg. von J. G. Dingler. Jahrg. 1824. gr. 8. br. 16 fl.

Justiz-, Kameral- und Polizey-Fama, allgem. deutsche. Herausg. von Th. Hartleben. Jahrg. 1824. gr. 4. 9 fl.

Karte von Norddeutschland, nach den besten astronomischen und trigonometrischen Hülfsmitteln bearbeitet von Green. No. 3. 8. 11. 12. als Fortsetzung von Coulon's Charte von Süddeutschland. 36 Blätter. 30 fl.

Kunstblatt. Jahrgang 1824. gr. 4. 6 fl.

Linné, C. a., Mantissa in volumen secundum systematis vegetabilium. Ex edit. Roemer et Schultes. Curante Schultes. 8maj. 5 fl. 12 kr.

Literaturblatt. Jahrg. 1824. gr. 4. 6 fl.

Memminger, Beschreibung des Königreichs Würtemberg. 1s Heft. Reutlingen. gr. 8. 1 fl. 12 kr.

Mohl, D., Bundes-Staatsrecht der Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1e Abth. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

Morgenblatt für gebildete Stände. Jahrg. 1824. gr. 4. 20 fl.

Mozin, Abbé, Dictionnaire français-allemand, et allem. franç. T. II. gr. 4. 4 Vol. 18 fl.

Müllner, vermischte Schriften. 1r Bd. 8. 2 fl. 24 kr.

Pestalozzi, sämmtl. Schriften; 4e Liefrg. oder 10r bis 12r Bd. gr. 8. Subscr.-Preis 6 fl. 8 kr.

Poesie der Kriegskunst, oder Feldzug der Franzosen in Egypten in den Jahren 1798, 1799 und 1800. A. d. Franz. übersezt und mit Anmerkungen versehen von Prof. Dr. Lebret, mit strategischen Bemerkungen bereichert vom General Grafen von Bismark. Mit 4 Planen und 1 Karte von Egypten. gr. 8. 5 fl. 24 kr.

Regnault-Warin, Memoiren oder Beyträge zur Lebensgeschichte des Generals Lafayette und zur Geschichte der konstituirenden Versammlung. Aus dem Franz. übersezt. 2 Bde. gr. 8. broch. 5 fl.

Rengger, A., Beyträge zur Geognosie, besonders zu derjenigen der Schweiz und ihrer Umgebungen. 1r Band 1ste Lieferung. gr. 8. 2 fl. 45 kr.

Schillers Kampf mit dem Drachen, in 16 Umrissen von Retzsch. Mit einigen Andeutungen. gr. 4. in Futteral 4 fl.

— — sämmtliche Werke. Taschen-Ausgabe. 4te Lieferung oder 10r—12r Band. Pränum.-Preis für 18 Bände 8 fl. 24 kr.

Schwefelquelle, die, zu Boll im Königreich Würtemberg. Eine Darstellung der Eigenschaften des Mineralwassers, der zu seiner Benutzung vorhandenen Einrichtungen und des Merkwürdigen der Umgegend. Mit Karte, Kupf. und Vignette. gr. 8. dr. Schreibpap. 1 fl. 36 kr. Druckpap. 1 fl. 12 kr.

Steudel, Dr. E., Nomenclator botanicus, enumerans ordine alphabet. nomina atque synonyma tum generica tum specifica a Linneo et recent. de re botanica scriptoribus plantis imposita. Cryptogamia. 8. maj. 5 fl.

Taschenbuch des verständigen Gärtners. A. d. Franz. übersezt von J. F. Lippold. Nebst bedeutenden Zusätzen und Verbesserungen von den bekannten Kunst- und Handelsgärtnern Gebrüder Baumann. 2 Bände mit 31 lithogr. Tafeln. gr. 8. 6 fl. 36 kr.

Tausend, Der, und Einen Nacht noch nicht übersezte Mährchen, Erzählungen und Anekdoten, zum Erstenmale aus dem Arabischen ins Franz. übersezt von J. v. Hammer und aus dem Franz. ins Deutsche von Zinserling. 2r und 3r Bd. gr. 8. 5 fl. 21 kr.

Uebersicht über die Versteinerungen Würtembergs nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Petrefaktenkunde. Mit 9 lithogr. Blättern und einer Tabelle. Aus dem Correspondenzblatt des Würtemb. landwirthsch. Vereins besonders abgedruckt. gr. 8. 45 kr.

Vitalis, Färbebuch, a. d. Franz. übersezt und mit vielen Zusätzen v. Dingler und Kurrer. Mit 3 Kupfern. gr. 8. 2 fl. 45 kr.

Weinbrenner, F., architectonisches Lehrbuch. IIr Theil. 5s—6s Heft. Practische perspectivische Zeichnungslehre. Mit lithogr. Zeichnungen. Tab. X—LXIII. gr. Fol. 9 fl. 36 kr.

Zeitung, allgemeine, Jahrg. 1824 gr. 4. 16 fl.

— — — — 1823. Register. 30 kr.

Zeller, C. A., Grundriß der Strafanstalt, die als Erziehungsanstalt bessern will. Mit einer Einleitung über die Ausscheidung sowohl der leichten als schweren Verbrecher. gr. 8. 1 fl. 24 kr.

---

zeigend, feinste Sorte 220 à 300 fl. Mit Musik, jede Stunde ein Stück spielend, 150 fl. Mit springenden Sekunden für Aerzte, ganz schwere 220 fl.

Zweygehäusige englische mit 2 goldenen Gehäusen auf Glocken schlagend, Datum zeigend 132 fl.

NB. Um häufigen Anfragen zu begegnen, finde ich mich veranlaßt, hiermit bekannt zu machen, daß die im vorigen Jahre in diesen Blättern, Beylage der Allgemeinen Zeitung No. 186, 203 Morgenblatt-Intelligenzblatt No. 34 angekündigte Kunst-Uhr längst verkauft sey; dahingegen findet sich gegenwärtig von dem nämlichen Pariser Meister vorräthig: eine goldne Schnupftabaksdose, zwey Stücke spielend, mit darin angebrachter Repetir-Uhr, von selbst jede Stunde ein Stück spielend, welche nicht unter 550 fl. bestellt werden kann, die aber für Rechnung des Künstlers zu 400 fl. abgegeben wird.

Stock- und Pendul-Uhren.

In Holzkasten mit Bronze und Alabaster verziert, Stunden und halbe auf Federn schlagend, 30 Stunden gehend, von 28 à 40 fl. Dieselbe Stunden und Viertel schlagend, oder 8 Tage gehend, eine Vermehrung von 20 fl.

Pariser mit Sturzglas und Sockel.

Sämmtlich Stunden und halbe auf Glocke schlagend und 14 Tage gehend. In Alabaster mit feinen neuesten Verzierungen 60 fl., ganz große von 70 bis 84 fl., mit 4 Säulen von 80 à 110 fl.

In Akazienholz, in Form eines Quarré oder einer Leyer mit feinem Bronze verziert 100 fl., mit 4 Säulen schwarz gebeizt in Ebenholz, neueste Façon 110 fl.

In feinem Pariser Bronze, kleinste Sorte, nur 8 Tage gehend, 46 fl., ganz feine mittlerer Größe mit 1 und 2 Figuren 90 à 100 fl. Ganz große 110, 120, 140, 150, 160, 180 à 240 fl. Eine solche mit 4 Stück Musik kostet mehr 80 fl.

Wand-Uhren in vergoldetem Rahmen, mit gutem Oelgemälde, 36 Stunden oder 8 Tage gehend, Stunden und halbe, auch Viertel schlagend, von 60 à 80 fl., mit täglich dreymaligem Geläute kostet mehr 30 fl., mit zwey Stück Musik, jede Stunde von selbst ein Stück spielend, kostet mehr 20 fl., Pracht-Gemälde auf Blech, Stunde und Viertel schlagend, mit täglich dreymaligem Geläute, jede Stunde ein Stück spielend, 274 fl.

In ganz vergoldetem Rahmen, eine Sonne vorstellend, neueste Façon, Stunden und Viertel schlagend, Datum zeigend 60 fl.

Uhrwerke zu Stock-, Pendul- und Gemälde-Uhren.

Zu Gemälde, 36 Stunden gehend, Stunden und halbe schlagend, 18 fl., Viertel schlagend 36 fl., 8 Tage gehend 40 fl., dieselbe ein Viertel schlagend 54 fl., Geläute mit 6 Hämmer 22 fl.

Zu Stock-Uhren, mit Zifferblatt, Reif und Glas eine Vermehrung auf obigen Preisen von 2, 4 à 6 fl. das Stück. Ein Wecker eine Vermehrung von 8 fl.

Gegenstände mit Stahl-Harmonika-Musik.

Dosen in Blech, 2 Stücke spielend, 13, 16 und 18, dieselben in fein lackirtem Blech, als fertige Rauchtabaksdosen, 25 à 30 fl., Schnupftabaksdosen in Schildkrott 20 à 33 fl., in Silber mit 20karatigem Golde plattirt 70 fl. In Gold von 120 à 200 fl.

Damen-Arbeits-Kistchen mit Spiegel, Scheere ꝛc. ordinaire und mittelfeine von 22 à 36 fl. Ganz feine Pracht-Arbeit 40 à 60 fl.

Pettschafte in Silber mit Gold plattirt, ein Stück spielend, 16 fl., Uhrschlüssel in Gold, ganz schwer, ein Stück spielend, 27 à 31 fl.

Große Musik in Holz, in Möbel oder Pendul-Uhren einzupassen, 3 Stücke spielend, 44 à 50, 4 Stücke 54 à 60, 12 Stücke spielend, Meisterwerk 200 fl.

Sämmtliche obige Uhren werden auch auf Bestellung abgezogen und richtig gehend geliefert, und kosten alsdann eine Vermehrung von 1½ für gewöhnliche Taschen-Uhren, für Repetir-, Schlag- und Wecker-Uhren 2 fl. Pendul- und Gemälde-Uhren 2 fl. 42 kr. Der vollständige Preis-Courant von allen obigen Gegenständen wird von Unterzeichnetem gratis ausgegeben. Nur bey Abnahme von Parthieen und Dutzenden wird Nachlaß gestattet, sonst sind alle Preise fest (prix fixe).

Briefe und Gelder werden portofrey erbeten.

Frankfurt a. M. im Oktober 1824.

Sigmund Geisenheimer.
Schnurgasse Lit H. No. 53.

In der Buchhandlung des Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt:

Frohberg, Regina, die Rückkehr. Ein Roman. 2 Bände. 8. geh. 2 Rthlr. 6 gr., oder 4 fl. 3 kr.

Die dem Publikum bereits durch ihre frühere Schriften rühmlichst bekannte Verfasserin übergibt demselben hiermit abermals ein Gemälde, von dem man voraussetzen darf, daß es nicht minder sinnig zu dem Gemüthe des Lesers sprechen wird. Die Charactere sind aus einem reichen Gefühlleben gegriffen, und ziehen uns mit Liebe bis zur Entwicklung nach sich hin, so daß die neue Bekanntschaft, in welche die Verfasserin den Leser einführt, ihm eine freundlich willkommene seyn wird.

Frankfurt am Main, im Okt. 1824.

Heinrich Wilmans.

Neue Musikalien, welche bey B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind.

Appold. Die Sängerin mit Pfte. Begleitung. 40 kr.
Auber. Der Schnee. Oper in vier Acten. Vollständiger Klavier-Auszug. 9 fl. 36 kr.
Daraus sind auch alle Piecen einzeln mit Pfte. Begleitung zu haben.
— — Ouverture derselben Oper f. Pfte. arrang. 36 kr.
Baake Grofse Variat. f. Pfte. 1 fl. 24 kr.
Dauprat. Methode de Cor Alto et Cor Basso, premier et second Cor, en trois grandes parties 35 fl.
Franzl. 3 concertante Duetten f. 2 Violinen. 3 fl. 36 kr.
Gans. Concertantes Duo f. Violine et Viello. Op 6. 48 kr.
Kuffner. Polonoise favorite f. Pfte. Nr. 29. 8 kr.
— — 13tes Potpourri aus Gazzaladra f. Guit., Flöte oder Violine et Viola. Op. 152. 1 fl. 36 kr.
Mangold. 3 Duetten f. 2 Sopran mit Pfte. Op. 6. 48 kr.
— — 3 ital. Canzonetten mit Pfte. 36 kr.
Mozart. Ausgewählte Stücke aus der Entführung f. Pfte. ohne Gesang arrang. 1 fl. 30 kr.

Orlandi. Cantate f. Sopran mit Pfte. 42 kr.
Roux. Trinklied mit Guit. „Glaubt Freunde mir mein Rath ist gut.“ 16 kr.
Schmitt, Alois. Leichte Sonate f. Pfte. Op. 52. Nr. 7. 48 kr.
— — Desgleichen. Nr. 8, 9 et 10 jede 36 kr.
Winter. Ouvert. Der Sänger und Schneider. f. Orchstr. 2 fl. 24 kr.

In allen Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben:

Die Kunst
sich geschmackvoll zu kleiden,
oder
guter Rath für junge Herren
sich durch ihr Aeußeres angenehm und beliebt zu machen.

Nebst Anweisung zur Verschönerung und Erhaltung ihres Körpers, und zur Bildung eines feinen Geschmackes. Sauber geheftet 6 gr.

Aus folgendem Inhalte dieses unterhaltend geschriebenen Toilettenkunst wird man die Reichhaltigkeit und Nützlichkeit des Büchleins leicht einsehen; Kap. 1. Schönheit der männlichen Figur. 2. Conservation des Körpers. 3. Ueber die einzelnen Gliedmaaßen und Theile des Körpers. 4. Physiognomie. 5. Von dem Zwecke und den Eigenschaften der Kleidung im Allgemeinen. 6. Von der Mode. 7. Feiner Geschmack, Eleganz vornehmer Kleidung. 8. Detail der Garderobe. 9. Ensemble der Kleidung überhaupt; Berücksichtigungen der Personen. 10 Wechsel und Conservation der Garderobe.

Leipzig.

Rein'sche Buchhandlung.

Bey Joh. Friedr. Leich in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen von wieder zu beziehen:

Pindaros Siegshymnen. Metrisch übersetzt von M. Gottfr. Fähse. 2 Bde. Neue unveränd. Ausg. 8. Preis 2 Rthlr. 8 gr. oder 4 fl. 12 kr. rhein.

Diese noch nicht übertroffene Uebersetzung war seit einigen Jahren dem Buchhandel entzogen, es bedarf also nur gegenwärtiger Anzeige, um das philolog. Publikum von Neuem darauf aufmerksam zu machen.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen und in allen übrigen Buchhandlungen zu haben:

Stundenblumen.
Eine Sammlung von Erzählungen und Novellen
von
Helmina von Chezy.
Zweytes Bändchen. 8. Wien 1825.
In Umschlag cartonnirt 1 Rthlr. 4 gr.

Die besonders gute Aufnahme, welcher der erste Band dieser Sammlung sich zu erfreuen hatte, ermunterte die Frau Verfasserin, einen zweyten folgen zu lassen, in welchem das, was der gute Genius Neues brachte, die und da zerstreuten Werken zugesellt erscheint.

Dieser zweyte Band enthält: Angelica Seite 1 — Haugwitz und Contarini, Novelle Seite 101 — Dinah und die persische Erzählung nach Dschamy Seite 163 — die schöne Sclavinn Seite 183 — die Ameise und die Nachtigall Seite 191 — Idally Seite 197 — Männerthum und Frauensitte Seite 225 — die unschuldigen Verbrecher Seite 269 — 302.

Niederrheinisch-Westphälische Monatschrift
für Erziehung und Volksunterricht, im Vereine mit mehreren Lehrern und Erziehern herausgegeben
von
J. P. Rossel.
Gymnasial-Lehrer in Aachen, und wirklichem Mitgliede der Gesellschaft für teutsche Sprache in Berlin.
1825, zweyter Jahrgang.

Preis für 12 Hefte à 5 bis 5½ Bogen in monatlicher Sendung jährlich 3 Thlr. Pr. Cour. — Bestellung nehmen alle gute Buchhandlungen an.

Diese Zeitschrift, welche seit Anfange 1824 erscheint, und im Rheinlande, in Westphalen und im Herzogthume Nassau so allgemein verbreitet ist, daß das Unterschriften-Verzeichniß 44 Seiten gr. 8. füllet, kommt auch im Jahre 1825 heraus, und die Redaction hofft, daß ihr eifriges Bestreben zur möglichsten Vervollkommnung dieser Schrift, auch durch angemessene Verbreitung derselben in den übrigen Gegenden Teutschlands erfreut werde.

Die Monatschrift umfaßt das Erziehungs- und Volksschulwesen im Allgemeinen, und giebt im Besondern ein getreues Bild von den unterrichtlichen Bestrebungen am Nieder- und Mittel-Rheine und in Westphalen. Jedes Heft enthält in seinem ersten und wesentlichsten Theile: wissenschaftliche und practische Aufsätze und Beurtheilungen; in der angefügten Schulzeitung aber, außer einer möglichst vollständigen Uebersicht der neuen Literatur, mancherley Nachrichten über die wichtigsten Bestrebungen und Ereignisse im Schul- und Erziehungsfache.

Diese Schrift ist daher für alle Diejenigen bestimmt, welche lehrend und leitend Antheil an der Erziehung und Volksbildung nehmen, und hat auch, nach dem sich immer mehr erweiternden Kreise ihres Wirkens und den Urtheilen in öffentlichen Blättern, ihre Aufgabe bisher treulich zu lösen gesucht. Ihr möglichst zu entsprechen, wird die angenehmste Pflicht der Redaction seyn.

Bey Breitkopf und Härtel in Leipzig ist erschienen:

G. H. J. Stöckhardts italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Taschenwörterbuch. In 16. 626 Seiten, broschirt. Preis 1 Thlr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

W. Schmidthammer, Rector in Alsleben an der Saale, Gedichte. 88 Seiten. 8. 1825. 8 gr.

Nro. 3.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hertha,

Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Besorgt von Berghaus und Hoffmann. Erster Band, erster Heft.

Inhalt.

Vorwort der Herausgeber. — Barometrisches Nivellement während einer geognostischen Reise durch Lothringen, Elsaß, Baden und Würtemberg in den Monaten Juli bis November 1823 angestellt von C. v. Oeynhausen, H. v. Laroche und H. v. Dechen. — Ueber Landesvermessungen vorzüglich für die Zwecke eines neuen Steuerkatasters; von den Herren v. Maillard, v. Schwitzen, v. Wiebeking, v. Schlieben, Grävell und Benzenberg; mit einer geschichtlichen Einleitung von v. Liechtenstern. — Statistik des Freystaates Krakau in zehn Uebersichts-Tabellen, für das Jahr 1819. — Kurze Beschreibung von Mexico, nebst einem historischen Blicke auf die dortigen Ereignisse seit 1810; von dem Hrn. v. Larenaudière. — Nachrichten über Colombia, und den Zustand dieser Republik im Jahr 1823. Nach dem offiziellen Berichte des Ministers des Innern, J. Manuel Restrepo. — Ueber den Zustand des Ackerbaues und des Handels in der Kolonie von Neu-Süd-Wales; nach einem Berichte des Regierungs-Kommissarius Hrn. Bigge. — Die Entdeckungen der Portugiesen im Innern von Afrika, zwischen Angola und Mozambique, aus Original-Manuscripten mitgetheilt von Hrn. Bowdich. — Versuch einer Bestimmung der absoluten Höhe von Berlin, aus barometrischen Beobachtungen hergeleitet von Berghaus. — Bode's astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1827. — Geographische Zeitung; 1825. Erste Abtheil. Nr. 1 — 185.

Zu diesem Hefte gehören: Profil vom Bodensee durch den Schwarzwald und die Vogesen bis Paris. — Karte von der Küste und dem Innern Kongo's, Angola's und Benguela's. — Skizze von dem Innern Afrika's zwischen Mozambique und Angola.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen:

Anweisung
zum zweckmäßigen und innern Gebrauche des Badner Schwefelwassers.

12. Wien 1825, broschirt 5 gr.

Der durch seine früheren Werke über das Badner Bad rühmlichst bekannte Herr Verfasser hat in vorgenannter Abhandlung eine überaus faßliche und lehrreiche Anweisung zum innern Gebrauche des Badner Schwefelwassers ertheilt, und dadurch einem wichtigen Bedürfnisse der Zeit abgeholfen. Es sind nicht allein die Fälle aufgezählt, in welchen dieser Gebrauch von heilsamen, ja beynahe wunderbaren Wirkungen ist, sondern auch zweckmäßige Verhaltungsregeln vorgeschrieben und die Beweise durch Mittheilung mehrerer Krankheiten beygebracht. Wir glauben daher die Abhandlung selbst, ihrer grossen Gemeinnützigkeit wegen, im Allgemeinen und der Hülfsbedürftigen insbesondere, mit allem Rechte empfehlen zu können.

Durch alle Buchhandlungen ist jetzt von Joh. Friedr. Leich in Leipzig zu beziehen:

Dante Alighieri, la divina Commedia, 3 Vol. in 4. Penig 1804. Prachtausg. auf geglättetem Schweizerpap. Preis 10 Rthlr. oder 18 fl. rheinl.

— — dasselbe Werk. 3 Vol. in 8. auf Velinpap. Preis 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. rheinl.

Beyde Ausgaben zeichnen sich bekanntlich durch die vorzüglichste Correktheit und den saubersten Druck höchst vortheilhaft aus und sind, bey dem sehr verminderten Preise, allen Liebhabern der ital. Sprache mit vollem Rechte zu empfehlen.

Allen Freunden der englischen Literatur zeigen wir die so eben erschienene Uebersetzung eines neuen Werkes des berühmten Washington Irving an.

Die Handschrift
Diedrich Knickerbokers
des Jüngern.

Preis geheftet. 12 gr.

Wir können diese interessante Schrift, die den frühern Arbeiten des Verfassers würdig zur Seite steht, Allen mit Recht empfehlen.

Rein'sche Buchhandlung.

Neue Reisen.

T. F. M. Richter's Reisen zu Wasser und zu Lande, in den Jahren 1805 — 1817. Für die reifere Jugend zur Belehrung und zur Unterhaltung für Jedermann, 5ter Band,

unter dem Titel:

Reise von England nach China, 8. Velinp.

ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu Tübingen und Stuttgart für 1 Thlr. zu bekommen.

Die ersten 4 Theile kosten roh 4 Thlr. 4 Gr. und eingebunden 4 Thlr. 8 Gr.

Dresden, im Novbr. 1824.

Arnold'sche Buchhandlung.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater und Mode.*)

Indem wir mit dem Anbeginn des neuen Jahrgangs dieser Zeitschrift dem stets erweiterten Kreis ihrer Leser für die fortdauernde Aufmerksamkeit und Theilnahme Dank sagen, wird es überflüssig seyn, von unserm unablässigen Bestreben, auf dem angefangenen Wege muthig fortzuschreiten, das Angenehme mit dem Nützlichen vereinend, noch etwas zu erwähnen, da sich eben durch die zunehmende Zahl der Leser und ihrer fortdauernden Theilnahme die Anerkennung unserer Thätigkeit und des nicht ganz verfehlten Zweckes zu deutlich ausspricht. Vom Anfang dieses Unternehmens war unser Augenmerk weniger auf Vermehrung der Theilnehmer, als auf die Befriedigung der bereits vorhandenen gerichtet, und wir finden unsern schönsten Lohn darin, mit diesem zugleich das Andere erreicht zu haben; so wie es uns auch immer mehr um zweckmäßige, der Tendenz des Instituts entsprechende Auswahl, als um bunte Mannigfaltigkeit zu thun war. In diesem Geist erklären wir uns fernerhin geneigt, beurtheilende Anzeigen von neu erscheinenden belletristischen und artistischen Werken gegen frankirte Einsendungen eines Exemplares unentgeltlich liefern zu wollen.

Auf gleiche Art werden wir bedacht seyn, um die von dem Costum-Director der k. k. Hoftheater, Hrn. von Stubenrauch entworfenen und von Hrn. Franz Stöber ausgeführten Modebilder. — die nöthigen Falls zur Erleichterung der Nachahmung von zwey Ansichten dargestellt werden sollen, — immer einer steigenden Vervollkommnung entgegen zu führen. Bürge dafür sind die Namen der beyden Künstler, deren bisherige Arbeiten, nach dem Urtheile aller Kenner, hinter keiner der Forderungen zurückbleiben, die Engländer und Franzosen an die ihrigen dieser Art machen.

Die Wiener Zeitschrift erscheint wöchentlich drey Mal, nämlich Dienstag, Donnerstag (mit dem colorirten Modebilde) und Sonnabend, in groß Octav auf Velinpapier. Jeder Jahrgang besteht aus vier Heften oder Bänden, und ist mit Titelblatt, Register und Umschlag versehen.

Die Pränumeration beträgt mit den Modebildern in Wien halbjährig 12, und jährlich 24 fl. C. M. Augsb. Ct.; ohne Modebilder (doch aber mit allen außerordentlichen Kupfer- und Musik-Beylagen) halbjährig 7 fl. 30 kr. und jährlich 15 fl. C. M. Um diesen Preis wird die Zeitschrift in Wien am Erscheinenstage ausgegeben und von den löblichen Buchhandlungen abgelassen. Auswärtige, welche die Zeitschrift blattweise zu erhalten wünschen, wollen sich mit Bestellungen an die hiesige k. k. Oberhofpostamts-Hauptzeitungs-Expedition, oder an die ihnen zunächst gelegenen Postämter wenden, und zahlen bis an die kaiserl. österr. Gränzen frankirt halbjährig 13 fl. 12 kr. und jährlich 26 fl. 24 kr. C. M. im 20 fl. Fuß oder Augsb. Ct. Die königl. Hauptpostamts-Zeitungs-Expedition in Stuttgart nimmt auf diese Zeitschrift halbjährige Bestellungen um 16 fl. und ganzjährige um 32 fl. im 20 fl. Fuß. an, wofür sie postläglich geliefert wird.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift nur ganzjährig mit und ohne Modebilder um die oben bestimmten Preise durch die Buchhandlung des Herrn Carl Gerold in Wien zu beziehen.

Noch sind einige vollständige Exemplare des diesjährigen und der bisherigen Jahrgänge um die bemerkten Preise auf allen angeführten Bezugswegen zu haben.

Einsendungen aller Art von Beyträgen, wovon die aufgenommenen mit fünfzehn Thaler Sächs. Conv. für unsern Druckbogen honorirt werden, geschehen unter der Aufschrift:

An das Bureau der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Wien, am 25. December 1824.

*) Wir haben in Nr. 36. 1824 bereits unsre Meynung über den ganz vorzüglichen Werth dieser Zeitschrift, in Absicht auf consequente Verfolgung des eigenthümlich sich vorgesetzten Zwecks, ausgesprochen und haben keine Ursache, auch zu Anfangs 1825 ungünstiger über sie zu urtheilen. Vielmehr liegt vor Augen, daß sie auch in Absicht äußerer Eleganz und den niedlichen Modekupfern allen ihren Schwestern in und außer Deutschland den Rang ablaufen dürfte.

Der Herausgeber des Hesperus.

Auction
eines
bedeutenden Münz-, Naturalien- und Kunst-Kabinets.

Am 1sten März und den folgenden Tagen des Jahrs 1825 wird das sehr gehaltreiche und größtentheils gut erhaltene Münz-, Naturalien- und Kunst-Kabinet, des vormals Churkölnischen hochfürstlich Münsterschen Vicekanzlers und Geheimen-Rathsherrn von und Zwimühlen, in der Wohnung des Herrn Notars Cl. A. Hülsebert, Kirchherren-Gasse Nro. 188 in Münster in Westphalen, durchs Meistgebot verkauft werden. Das Nähere ist aus dem 25 Bogen starken Verzeichnisse, welches durch alle Buch- und Kunsthandlungen Deutschlands und des Auslandes zu beziehen ist, zu ersehen, und wovon namentlich bey nachstehend Benannten Exemplare niedergelegt sind:

in Berlin bey Dümmler; Cassel bey Krieger; Dresden bey Hilscher; Frankfurt bey Hermann; Hamburg bey Herold jun.; Leipzig bey Jm. Müller; Prag bey Calve; Wien bey Gerold; Pesth bey Kilian; Amsterdam bey Müller und Compagnie; London bey Bohn; Paris bey Leclerc; St. Petersburg bey Gräff.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen:

Ueber die Vortheile
der
Erbauung einer Eisenbahn
zwischen der Moldau und Donau
von
Franz Anton Ritter v. Gerstner,
Professor am k. k. polytechnischen Institute zu Wien.
In Umschlag broschirt 18 gr.

Nachdem Sr. k. k. Majestät mit Allerhöchster Entschließung vom 7ten September d. J. dem Herrn Verfasser ein fünfzigjähriges ausschließendes Privilegium für die Erbauung einer Holz- oder Eisenbahn zwischen der Moldau und Donau zu verleihen geruhten, und die Aus-

führung dieser wichtigen Unternehmung bereits seit einigen Monaten begonnen hat, so leuchtet die Wichtigkeit der Erscheinung des obigen Werks Jedermann von selbst ein.

Im Verlage von Joh. Friedr. Leich in Leipzig ist neu erschienen:

Murhard, Fr., Gemälde von Konstantinopel. 2 Bde. mit Kpfrn. Der zweyten verbess. Aufl. neue u. wohlfeilere Ausgabe. 8. Preis 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Bey dem Interesse, das die jetzigen Ereignisse im Oriente erregen, ist vorstehendes treffliche Werk allen denen mit vollem Rechte zu empfehlen, welche sich ein treues und anziehendes Gemälde von jener paradiesischen Landschaft verschaffen wollen.

Neue schöngeistige Schriften.

Von

W. A. Lindau

ist die Uebersetzung des 6ten und lezten Bandes vom

Herz von Mid-Lothian, von W. Scott,

erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. zu haben.

Alle 6 Bände kosten 6 Thlr. — Außer diesem sind noch zwey der besten Romane von W. Scott, übersezt von W. A. Lindau, nämlich:

Die Braut, von W. Scott, in 3 Theilen, 2te verbesserte Auflage 3 Thlr, und

Eduard, von W. Scott, in 4 Theilen zu 4 Thlr. 18 Gr.

bey uns erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen.

Dresden, im Novbr. 1824.

Arnold'sche Buchhandlung.

Periodische Werke,

welche für das Jahr 1825 in August Oswald's Universitäts-Buchhandlung in Heidelberg erscheinen oder fortgesezt werden.

Jahrbücher, Heidelberger, der Literatur unter der Redaction der Professoren G. Kirchenr. Dr. H. E. G. Paulus. Geh. Kirchenr. Dr. F. H. C. Schwarz. Geh. Hofr. C. S. Zachariä. C. F. Walch. Geh. Hofr. Friedrich Tiedemann. Geh. Hofr. Fr. Creuzer. Hofrath Wilhelm Muncke. Geh. Hofr. F. C. Schlosser. Geh. Rath Ritter K. C. v. Leonhard. Hofrath C. H. Rau.

Achtzehnter Jahrgang, oder Neue Folge fünfter Jahrgang. Pränumerationspreis 12 fl. 36 kr. rheinisch oder 7 Rtlr. 12 gr.

Zeitschrift für Physiologie, Untersuchungen über die Natur der Thiere und der Pflanzen, in Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Friedrich Tiedemann, Gottfried Reinhold Treviranus und Ludolph Christian Treviranus, 4. m. Abbildungen.

Sophronizon, oder unpartheyisch freymüthige Beyträge zur neuern Geschichte, Gesetzgebung und Statistik der Staaten und Kirchen, herausgegeben v. Geh. Kirchenrathe Dr. H. E. G. Paulus. Siebenter Jahrgang.

Denkglaubige, der, eine allgemeine theologische Jahresschrift von Dr. H. E. G. Paulus gr. 8.

Conservatorium, theologisch-exegetisch, oder Auswahl aufbewahrungswerther Aufsätze und zerstreuter Bemerkungen über die alt- und neutestamentlichen Religionsurkunden. 3te Lfeg.

Eranien zum deutschen Privatrechte, mit Urkunden von Dr. Carl Friedrich von Dalwigk, Präsidenten des herzogl. Nassau'schen Oberappellationsgerichts, ꝛc.

Jahrbücher, der allgemeinen deutschen Volksschulen herausgeg. von Dr. F. H. C. Schwarz, Dr. Fr. L. Wagner, A. H. d'Autel, Dr. C. A. Schellenberg. Fünfter Jahrgang.

Für Geschichtsforscher und Geschichtsfreunde.

So eben ist in der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen:

Geschichte der Republik Venedig

vom

Grafen Daru

Nach dem Französischen bearbeitet

von

Dr. Heinrich Bolzenthal.

2 Thle. Preis 2 Thlr. 12 gr.

Daru's Geschichte Venedigs nimmt unter den neuern historischen Arbeiten einen ehrenvollen Platz ein, und allgemein ist eine Verdeutschung desselben gewünscht worden. Endlich haben wir eine davon, die das Werk des Franzosen treu und geschmackvoll im Auszuge wiedergiebt. Venedigs Geschichte war vorher noch nie nach Urkunden bearbeitet, denn der mißtrauische Senat verschloß jedes seiner Archive. Erst Daru öffnete sie sich unter Napoleons Herrschaft über die Inselstadt. So groß darum der Werth des Werkes ist, so anziehend ist das gigantische, oft ans Wunderbare gränzende Geschick jenes Staates selbst, das alle Phantasie aufregt, wie die Geschichte keines noch so großen Volkes.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen:

Gedichte

vom

Grafen Johann Mailáth.

12. Wien 1825. broschirt 12 gr.

Die Verlagshandlung kann diese, aus einer reichen Sammlung gewählten, werthvollen Gedichte dem Publikum um so zuversichtlicher empfehlen, als der Name des Verfassers der beste Bürge für ihre Trefflichkeit ist, und die elegante Ausstattung, verbunden mit dem äußerst billigen Preis, es zu einer passenden freundlichen Neujahrsgabe für jeden gemüthvollen Leser machen.

Samuel Saphir, Poesien. 8. Wien, 1825. in Umschlag broschirt 12 gr.

Bey unterzeichnetem Verleger, so wie in allen Buchhandlungen ist eine Subscription eröffnet auf:

Heinrich Luden's
Geschichte des teutschen Volkes.
In zehn Bänden,

wovon die beyden ersten Bände (die Geschichte bis zur Gründung des Frankenreiches enthaltend) im Ablauf dieses Jahres erscheinen. Von diesem Werke, das der teutschen Nation zu vorzüglicher Ehre gereichen wird, werden vier Ausgaben veranstaltet:

No. 1. Ausgabe auf starkem Schreibpapier in groß-Real-Octav mit breitem Rande — für Bibliotheken, eigentliche Historiker und alle Gelehrte, die Raum zu Anmerkungen zu haben wünschen.

No. 2. Pracht-Ausgabe auf dem schönsten geglätteten Velinpapier, ebenfalls in groß-Real-Octav mit breitem Rande.

No. 3. Mittlere Ausgabe auf feinem Druck-Velinpapier in groß-Octav.

No. 4. Gewöhnliche Ausgabe auf schönem, ganz weißen und feinen Druckpapier in groß-Octav.

Mit dem 1. Mai dieses Jahres wird die Subscription auf die Ausgaben No. 1. und 2. bestimmt geschlossen, weil mit diesem Tage der Druck beginnt, und von diesen Ausgaben durchaus nur die bestellte Anzahl abgezogen wird.

Für die Ausgaben No. 3. und 4. wird ebenfalls zu genauerer Bestimmung der Auflage gewünscht, daß die Anmeldungen zur Subscription vor dem 1. Mai geschehen möchten; doch bleibt zum Besten derer, denen die gegenwärtige Ankündigung später zu Gesicht kommen sollte, die Subscription bis zur Vollendung des Druckes, im September d. J., offen.

Die Namen der Subscribenten werden vorgedruckt.

Der Subscriptions-Preis wird bey ungefährer Stärke von 40 Druckbogen nicht mehr als 2 Rthlr. (3 fl. 36 kr.) für den Band der Ausgabe No. 4., und für die übrigen Ausgaben in verhältnißmäßiger Erhöhung betragen.

Privatpersonen, die sich der Mühe des Sammelns unterziehen, erhalten auf sechs Exemplare das siebente frey, was jedoch von andern Handlungen, als der meinigen nicht verlangt werden kann. Auf einzelne Exemplare findet gar kein Nachlaß statt.

Gotha, am 2. Januar 1825.

Justus Perthes.

Bey Friedrich Franckh in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten:

Anekdoten-Tagebuch
der
Frau von Campan,

Herausgegeben von Maigné. Nebst einer Sammlung bisher ungedruckter Briefe. Aus dem Französischen übersezt von Friedr. Ritter.

gr. 8. broschirt Preis 1 fl. 36 kr.

In mehr als einer Rücksicht verdient dieses Tagebuch auch der deutschen Lesewelt empfohlen zu werden. Dasselbe enthält nicht nur eine Sammlung interessanter Anekdoten, Charakterzüge und Bemerkungen, aus einer ewig denkwürdigen Periode, welche das Gedächtniß einer Frau aufbewahrte, die sowohl durch ihre früheren Verhältnisse am Hofe der unglücklichen Königin von Frankreich, und durch die Hochachtung, welche Napoleon und dessen Familie ihr bewiesen, als durch die Herausgabe ihrer Denkwürdigkeiten, zu welchem gegenwärtiges Werkchen als Fortsetzung und Schluß zu betrachten ist, einen ehrenvollen Namen sich erworben hat, und deren Urtheile über Menschen und Dinge überall eine große Reife des Geistes beurkunden.

Nachricht an die Pränumeranten auf Krafts d. lat. Lexikon.

Der 2te Theil, 80 Bogen stark, ist, und somit das Ganze, Ende vorigen Jahres vollendet. Von heute an wird der Reihe nach an die 2600 Pränumeranten expedirt.

Der Prän.-Preis hat nun aufgehört und es ist der Ladenpreis von Sechs Thlr. oder 10 fl. 48 kr. von jezt an eingetreten.

Ausführliche Anzeigen und Proben erhält man in allen Buchhandlungen und bey mir.

Leipzig, den 3ten Januar 1825.

Ernst Klein.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen:

Chr. Kuffner
Spaziergang im Labyrinth der Geschichte.
In Briefen an Dümoustier's Emilie.
Zweyter Band.
1. Die Wunder der Schöpfung.
2. Die Lichtgestalten der heiligen Vorwelt.
8. Wien 1825. broschirt 20 gr.

Das 3te Bändchen, die Geschichte der ersten Menschenbildung und der Erfindungen enthaltend, erscheint in einigen Monaten.

Es ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ariost's fünf Gesänge, übersezt von K. Streckfuß. Anhang zum rasenden Roland, und als dessen 6ter Band. 8. Halle, Schwetschke. Preis 20 ggr. Schreibp. 1 Rthlr., die ersten 5 Bände kosten 5 Rthlr. 20 ggr. auf Schreibp. 6 Rthlr. 20 ggr.

Am 5. April u. f. T. d. J. wird in der königl. Bibliothek zu Berlin eine abermalige Versteigerung von Doubletten, worunter auch viele wichtige und seltene mathematische und physikalische Werke aus der Bibl. des verst. Prof. Tralles befindlich sind, abgehalten werden. Das Verzeichniß ist zu haben: in Berlin bey dem königl. Auct. Comm. Hrn. Bratring dem Buchh. Hrn. Dümmler u. den Herren Bücher-Commissionären Jury, Guin, Fernbach, Rummel, Schneider und Violet, in Hamburg bey den Herren Perthes und Besser, in Mannheim bey Hrn. Artaria u. Fontaine, in Wien bey Hrn. Gerold, in Paris bey den Buchh. Gebr. Tilliard u. Mad. Huzard, in London bey Th. u. Geo. Underwood, u. Harding Triphork u. Lepard, in Kopenhagen bey Gyldendal, in Mailand bey Brizzolara, in Utrecht bey Altheer und in mehreren andern Buchhandlungen Deutschlands. Die obgenannten Herren Commissionäre sind die, in portofreyen Briefen an sie gelangenden, Aufträge zu besorgen erbötig.

Nro. 4.

Intelligenz = Blatt.

1825.

Ankündigung.

Kleine Beschreibung, oder Geographie und Geschichte von Würtemberg, nebst einer Einleitung in die allgemeine Erdkunde. Von J. D. G. Memminger.

Von dieser Schrift wird in unserem Verlage demnächst eine neue, verbesserte Ausgabe erscheinen. Mit derselben wird auch die schon früher verheißene Karte von Würtemberg ausgegeben werden. Der Preis der Schrift wird 24 kr und mit der Karte 48 kr. Bey größern Bestellungen wird das 10te Exemplar frey gegeben werden. Den Abnehmern der ersten Ausgabe, welche dafür 48 kr. bezahlt und somit Ansprüche auf die Karte haben, wird, je nachdem sie es verlangen, entweder die Karte nachgeliefert, oder aber die neue Ausgabe nebst Karte zu 24 kr. erlassen werden.

Eine weitere Empfehlung der Schrift glauben wir uns unter der Bemerkung enthalten zu dürfen, daß schon die erste Ausgabe von den Behörden zur Einführung in den Schulen empfohlen worden ist, und diese neue Ausgabe von demselben Verfasser nach dem neuesten Zustande umgearbeitet erscheinen wird.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Würtembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. D. G. Memminger. Jahrgang 1824. Zweytes Heft. Mit 8 Zeichnungen von Höhlen. Ladenpreis 1 fl. 45 kr. Subscriptionspreis 1 fl. 12 kr.

Inhalt.

Chronik. (Fortsetzung.) Hof- und Hofdomänenkammer. — Staatsverwaltung: Rechtspflege (folgt im nächsten Hefte). — Auswärtige Angelegenheiten. — Verwaltung des Innern. — Verwaltung des Kirchen- und Schulwesens. — Kriegsdepartement. — Finanzverwaltung. — Kunst, Gewerbe und Handel. — Aufsätze, Abhandlungen 2c. Betrachtungen über die Geschichte Würtembergs. Von Herrn Prälat von Haab. (Schluß.) — Die Römerstraße von Vindonissa nach Reginum. Von Herrn General-Vikariatsrath Jaumann in Rottenburg. — Ueber die Höhlen der würtembergischen Alp, in Verbindung mit Beobachtungen über die Basaltformationen dieser Gebirgskette. Von Herrn Prof. Dr. Schübler. — Beytrag zur Geschichte der ältesten Grafen von Würtemberg. Von Herrn Regierungsrath und geh. Archivar Scheffer. — Stiftungsgeschichte von Buchau. Von Herrn Dekan Ströbele in Riedlingen. — Ein Briefchen von Herzog Friedrich I. an den Hofkaplan Dr. Osiander, worin er sich über die unhöflichen und hochtrabenden Hofprediger beschwert, und Antwort Osianders. — Ueber den Heidengraben bey Grabenstetten. Von Herrn Pfarrer M. Gratianus in Hengen. — Beylage: 8 Durchschnittszeichnungen von Höhlen.

Hertha,

Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Besorgt von Berghaus in Berlin und Hoffmann in Stuttgart. Erster Jahrgang. Ersten Bandes erster Heft. 3 Hefte mit Kupfern und Karten 8 fl.

Förderung und Verbreitung der Erd-, Völker- und Staatenkunde, Bereicherung und Berichtigung des geographischen Wissens und Aufbewahrung dessen, was zerstreut so oft auf lange verloren bleibt, ist der Hauptzweck dieser Zeitschrift. Abhandlungen über alle Zweige der Erd-, Völker- und Staatenbeschreibung. Anzeigen der bedeutendsten Werke, sowohl Bücher, als Karten, durch welche die Wissenschaft gefördert wird, oder das Fortschreiten derselben aufgehalten werden könnte, so wie Auszüge aus den vorzüglichsten geographischen, ethnographischen und statistischen Werken fremder Zungen bilden den Hauptinhalt der Hertha, an welche sich eine geographische Zeitung anschließt, die kurze Notizen aufnehmen und minder bedeutende Erzeugnisse der Literatur anzeigen wird.

Der erste Heft enthält, außer dem Vorwort der Herausgeber, an Abhandlungen:

I. Barometrisches Nivellement während einer geognostischen Reise durch Lothringen, Elsaß, Baden und Würtemberg in den Monaten Juli bis November 1823 angestellt von C. v. Oeynhausen, H. v. Laroche und H. v. Dechen;

II. Ueber Landesvermessungen vorzüglich für die Zwecke eines neuen Steuerkatasters; von den Herren v. Maillard, v. Schwitzen, v. Wirbeking, v. Schlieben, Grävell und Benzenberg; mit einer geschichtlichen Einleitung von v. Liechtenstern;

III. Statistik des Freystaates Krakau in zehn Uebersichts-Tabellen, für das Jahr 1819;

IV. Kurze Beschreibung von Mexico, nebst einem historischen Blick auf die dortigen Ereignisse seit 1810; von dem Hrn. v. Larenaudière;

V. Nachrichten über Colombia, und den Zustand dieser Republik im Jahr 1823. Nach dem offiziellen Berichte des Ministers des Innern, J. Manuel Restrepo;

VI. Ueber den Zustand des Ackerbaues und des Handels in der Kolonie von Neu-Süd-Wales; nach einem Berichte des Regierungs-Kommissarius Hrn. Bigge;

VII. Die Entdeckungen der Portugiesen im Innern von Afrika, zwischen Angola und Mozambique, aus Original-Manuscripten mitgetheilt von Hrn. Bowdich;

VIII. Versuch einer Bestimmung der absoluten Höhe von Berlin, aus barometrischen Beobachtungen hergeleitet von Berghaus;

IX. Bode's astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1827 und

die erste Abtheilung der geographischen Zeitung für das Jahr 1825, welche in 185 Nummern unter den Ru-

briken: Reisen, — Europa — pyrenäische Halbinsel, Frankreich, Großbritannien und Irland, Deutschland, österreichische und preußische Monarchie, Helvetien, Italien, Niederlande, Schweden, Norwegen und Dänemark, Rußland und Polen, Asia, Afrika, Amerika, Australien, die interessantesten neuen geographischen, ethnographischen und statistischen Entdeckungen, Nachrichten, Berichtigungen und Notizen giebt.

Ein Profil vom Bodensee durch den Schwarzwald und die Vogesen bis Paris und 2 Karten (Karte von der Küste und dem Innern von Kongo, Angola und Benguela und Skizze von dem Innern Afrika's zwischen Mozambique und Benguela) gehören, außer 12 Seiten Tabellen in 4., zu diesem ersten Hefte.

Der zweyte Heft ist im Drucke beträchtlich vorgerückt und wird gegen die Mitte des Februars ausgegeben. Da der erste Heft, aus Folge kleiner Handschriften der Herausgeber, etwas über die gewöhnliche Stärke, welche die Hefte erhalten sollen, hinausgerückt ist, zeigen wir dieses hiedurch an, um möglichen Irrthümern darüber bey Zeiten zu begegnen und bemerken zugleich, daß die Hefte in der Regel zwischen 12 und 16 Bogen stark seyn sollen, so, daß 3 einen nicht zu starken Band bilden, welcher außerdem noch ein Register erhält. 4 Bände (oder 12 Hefte) erscheinen in jedem Jahre.

Da diese Zeitschrift einerseits die meisten der vorzüglichsten Erdkundigen Europa's zu ihren Mitarbeitern zählt und die Herausgeber fortwährend bemüht sind, sich alle wünschenswerthe Hülfe für dieselbe noch zu verschaffen, andrerseits die Verlagshandlung sich angelegen sein läßt, in jeder Hinsicht den Wünschen der Herausgeber zu entsprechen und ihnen zu diesem Unternehmen förderlich zu sein; ist zu hoffen, daß Hertha, als Repertorium und Archiv für Erd-, Völker- und Staatenbeschreibung der Wissenschaft von Nutzen und dem Publikum von Interesse seyn werde.

Stuttgart d. 27. Januar 1825.

M. Joh. Friedr. Jac. Reichenbachs
allgemeines
griechisch-deutsches
Handwörterbuch.

Zweyte ganz umgearbeitete, vermehrte u. verbess. Auflage. Zwey Theile. gr. 8. Lexiconformat (115 Bogen).
Ladenpreis Rthlr. 6 ordinär.
Parthie-Preis für 6 Expl. Rthlr. 24 netto.
Parthie-Preis für 13 Expl. Rthlr. 48 netto.

ist so eben fertig geworden und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Es ist diese neue Bearbeitung eines schon in der ersten Ausgabe von den achtbarsten Schulmännern als sehr brauchbar und zweckmäßig anerkannten Buches, wie schon Druckeinrichtung und Bogenzahl beweisen, eigentlich ein ganz neues Werk zu nennen, und darf sich ähnlichen vorhandenen wohl zur Seite stellen, da der Verfasser auf das sorgfältigste bemüht war, allen Ansprüchen zu genügen, die der jetzige Stand der griechischen Sprachwissenschaft irgend zu machen berechtiget ist.

Die etwas länger, als früher versprochen wurde, verzögerte Erscheinung dieser neuen Ausgabe konnte dem Ganzen nur wesentlich vortheilhaft werden, und mag der sicherste Bürge dafür seyn, daß dem wackern Herrn Verfasser Alles daran lag, durch keine Uebereilung der guten Sache Eintrag zu thun.

Durch die für eine so bedeutende Bogenzahl wohl sehr billigen Preisbestimmungen glaube ich meinerseits die Einführung in öffentlichen Anstalten und die Anschaffung selbst für den Unbemitteltsten nach Kräften erleichtert zu haben, und schmeichle mir, recht ansehnlichen Aufträgen entgegensehen zu dürfen, die ich auf's Prompteste auszuführen nicht ermangeln werde.

Joh. Ambrosius Barth in Leipzig.

So eben ist fertig geworden und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bibliothek
classischer Romane und Novellen
des
Auslandes.
Erster bis vierter Band.
Enthält:
Der sinnreiche Junker
Don Quixote von la Mancha,
von
Miguel de Cervantes Saavedra.
Neu übersetzt
von
Dietrich Wilhelm Soltau.
Mit einer Lebensbeschreibung des Cervantes.
Vier Theile.

In Duodez, auf gutem weißem Druckpapier, und geheftet. Preis der ersten vier Bände 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 fl. 30 kr. Rhein.

Ueber den Plan dieser Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes belehrt eine ausführliche Anzeige, die in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten, und auch den gelesensten Zeitschriften beygelegt ist. Unsere Bibliothek wird nur Uebersetzungen von anerkannt tüchtigen Schriftstellern enthalten, und im Laufe des Jahres 1825 werden noch 3 bis 4 Lieferungen, die unter Andern das Dekameron von Boccaccio, Gil Blas von Le Sage, Tom Jones von Fielding und Peregrine Pickle von Smollet enthalten sollen, erscheinen. Jedem Schriftsteller wird bey seiner Einführung eine kurze Lebensbeschreibung oder Charakteristik seiner Werke beygefügt.

Jede Lieferung ist auch einzeln unter besonderm Titel zu erhalten, einzelne Bände können aber nicht abgegeben werden.

Durch den ungemein billigen Preis von $2\frac{1}{2}$ Thlr. für vier starke Bändchen, auf gutem weißem Druckpapier und geheftet, glauben wir die Anschaffung dieser Bibliothek auch für Minderbegüterte möglich gemacht zu haben. Der Preis der folgenden Lieferungen wird nach Verhältniß eben so billig gestellt werden.

Leipzig, d. 3. Januar 1825.

F. A. Brockhaus'sche Buchhandlung.

Der Gil-Blas der französischen Revolution, oder Begebenheiten des Abenteurers Lorenz Giffard; von L. B. Picard, deutsch bearbeitet von Fr. Gleich. 1ster Band. Magdeburg, bey Rubach u. 8. fein Papier. 1 Rthlr. —

Der Leser findet in diesem Werke, wie in einem Panorama, alle merkwürdige Ereignisse der denkwürdigen Pe-

riode der Revolution von ihrem allerersten Beginn an bis zum Schluß in dem bunten Lichte einer optischen Darstellung, als historischen Hintergrund gleichsam, auf welchem sich die Figuren der Erzählung bewegen, die zum Theil geschichtlich sind, zum Theil mit glücklicher Ironie von dem Verf. als Repräsentanten einzelner Stände und ihrer Bestrebungen, gezeichnet wurden. So ist z. B. der Hauptheld, Lorenz Giffard, ein sehr getreues Bild der verworrenen und schwankenden Masse der niederen Classen, wie man sie in großen Städten — vornehmlich in Paris — findet und dabey doch eine durch Originalität eben so, wie durch seine höchst wechselvollen Schicksale interessirende Person, an der man unwillkürlich den lebhaftesten Antheil nimmt. In seinen Gönnern, dem Marquis Minville, und dem General Verigny, ist aber der alte und der von Bonaparte geschaffene Militär-Adel in treffenden Gegensätzen gezeichnet rc., also daß man mit Recht sagen kann, daß dieses Werk auf dem Wege einer leichten, angenehmen Unterhaltung, der treueste Spiegel des Thuns und Treibens in der Zeit von 1789 bis jezt ist; wie dieß auch schon im Lit. Conv. Blatte, woselbst ein Paar Proben aus gegenwärtiger Uebertragung gegeben wurden, ausführlich rühmlich erwähnt worden ist. Im Originale hat dieses neueste Werk des genialen Verfs. einen großen ganz ungemeinen Beyfall erhalten, und der deutsche Leser wird finden, daß es, bearbeitet von einem bekannten und beliebten Schriftsteller, diesen Beyfall auch unter uns verdient, und das Buch sicher nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Anzeige
für
Journalleser, Lesezirkel und Leihbibliotheken.

Das von mir herausgegebene und verlegte neue Museum des Witzes, der Laune und der Satyre, in zwanglosen Heften, wird auch im folgenden Jahre erscheinen, jedoch sowohl in Hinsicht des Inhalts, als der äußern Form Abänderungen erleiden.

Bleibt gleich die Tendenz im Ganzen die nämliche, durch Scherz und eine harmlose Satyre dem gebildeten Publikum in den Stunden der Muße eine aufheiternde Lectüre zu gewähren, so wird doch, unterstützt durch die Theilnahme mehrerer, als geistreich und witzig rühmlichst bekannter Schriftsteller, für größere Mannigfaltigkeit gesorgt und mehr auf die auffallenden Erscheinungen in der bürgerlichen und literarischen Welt Rücksicht genommen werden. An Stoff wird es nicht fehlen, und es ist vielleicht nicht ganz unverdienstlich, manchen Erscheinungen, die den zur Hypochondrie Geneigten noch trüber stimmen, die heitere Seite abzugewinnen und die Ansprüche des Unmuths durch dieß Schellengetön des Jocusstabes zum Schweigen zu bringen.

Was die äußere Form betrifft, so erscheinen vom Jahre 1825 an 104 Nummern oder halbe Bogen, auf weißem Papier, sauber gedruckt, in groß Octav, und zwar, da es für eine neue Zeitschrift gelten kann, unter dem Titel: „Museum des Witzes, der Laune, des Scherzes und der Satyre," und werden nicht nur, wie zeither, Karrikaturkupfer, sondern auch Compositionen heiterer Lieder u. dgl geliefert werden. Der Preis des Jahrgangs ist 5 Rthlr. Beyträge unter der Adresse „an die Redaktion des Museums des Witzes, der Laune, des Scherzes und der Satyre" werden, wenn sie sich zur Aufnahme eignen, darin, so viel es der Raum gestattet, aufgenommen, und, wenn es verlangt wird, honorirt werden. Anonyme oder pseudonyme Aufsätze, wenn sich der Verfasser der Redaktion nicht namenkundig macht, können aber darin keinen Platz finden, denn Leztere wird sich nie dazu verstehen, zu Persönlichkeiten auch nur mittelbar Vorschub zu leisten, und die von der Sittlichkeit vorgeschriebenen Gränzen der Satyre überschreiten und verletzen zu lassen.

Wenn übrigens der Unterzeichnete der verantwortliche Redakteur dieses Museums ist, so wird der Herr Kriegsrath Müchler an solcher als Mitherausgeber thätigen Antheil nehmen.

H. Phil. Petri.

Vorstehende Zeitschrift kann durch alle resp. Buchhandlungen, Zeitungsexpeditionen und Postämter bezogen werden.

Berlin, im December 1824.

H. Phil. Petri's
Neue Berlinische Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Literarische Annalen
der
gesammten Heilkunde.
In Verbindung
mit
den Herren: Geh. Rath Gräfe u. Prof. Wagner in Berlin, Medic. Rath von Walther in Bonn, Prof. Lichtenstädt in Breslau, Dr. Köhler in Dorpat, Dr. Ammon, Prof. Carus, Hofr. Erdmann, Hof- u. Medic. Rath Kreysig, Prof. Reichenbach, Dr. Schilling und Hofrath Seiler in Dresden, Prof. Sachs in Königsberg, Medic. Rath Sachse in Ludwigslust, Dr. Haindorf u. Reg. Arzt Wutzer in Münster, Medic. Rath Steffen in Stettin, u. m. a.
herausgegeben
von
Dr. Justus Friedr. Carl Hecker,
Professor der Heilkunde an der Universität Berlin. Mitglied der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Berlin und der medicinischen Gesellschaften zu Berlin und Philadelphia.
Erster Jahrgang. 1825. Januar.
Berlin und Landsberg a. d. W.
im Verlage
von Theod. Christ. Friedr. Enslin.
Preis des Jahrgangs 8 Rthlr.

Anzeige.

Von den allgemein günstig aufgenommenen Handzeichnungen von Karl Kärcher zu seiner Mythologie und Archäologie des klassischen Alterthums ist nun der Schluß versendet, bestehend aus dem 4ten und 5ten Hefte, nebst Taf. 14. zum 2ten Heft.

Das ganze Werk enthält nun: 1) Mythologie in 13 Tafeln, 2) Kriegs-, Schiffahrts- und Fuhrwesen in 14 Tafeln, 3) Hauswesen in 11 Tafeln, 4) Bauwesen in 12 Tafeln, 5) Festliche Spiele, Vergnügungen öffentliche Uebungen, Opfer und Priester, nebst einem Anhang aus der Münzkunde in 12 Tafeln. zusammen 62 Tafeln. Der Text dazu, bey 20 eng gedruckte Bogen, folgt zur Ostermesse 1825 bestimmt als Rest nach.

Obgleich sowohl in Zeichnungen als Text mehr geliefert wird, als versprochen worden, so berechnet der Verleger doch keinen Nachtrag auf die Pränumerationen. Der bisherige Pränumerations-Preis soll im Gegentheil noch bis 30. April 1825 fortbestehen mit 4 Thlr. sächs. oder 7 fl. 12 kr. rhein. für 1 vollständiges Exempl. mit dem Text auf ord. Papier und 4 Thlr. 12 gr. od. 8 fl. 6 kr. mit dem Text auf fein Papier.

Vom 1. Mai 1825 an muß aber das Werk, um die lithographirten Platten für reine Abdrücke stets erneuern zu können, zu 5 Thlr. sächs. oder 9 fl. rhein. berechnet werden, was aber immer noch höchst billig ist, indem eine Zeichnung in Folio mit 12 bis 20 Figuren und auf Velinpapier nicht einmal auf 8 kr. kommt, überdieß erhalten die Abnehmer vollständiger Exemplare vom 1. Mai 1825 an die Vergünstigung, daß ihnen der Text auf fein Papier beygegeben wird, so lange es davon Vorrath gibt.

Karlsruhe, den 20. Januar 1825.

G. Braun.

Literar. Anzeige.

Bey Fl. Kupferberg in Mainz erscheint im nächsten Frühjahr auf Subscription:

Nachklänge der Erinnerung aus einem erfahrungsreichen Leben, oder über Genuß und Vergänglichkeit. Ein Beytrag zur Begründung der Harmonie zwischen unserm endlichen Hierseyn und unserer unendlichen Zukunft. Von J. Neus. Mit 12 Musikbeylagen.

In gebundener und ungebundener Rede spricht sich der würdige Verfasser über die verschiedenen Stufen des Genusses aus, von den sinnlichen Vergnügungen an, bis zur Wonne der höchsten Glückseligkeit, der Vereinigung in Gott. Alle Feyerlichkeiten, welche der Umkreis eines Jahrs in der Geselligkeit, Natur und Religion darbietet, sind hier wie eine Schnur Perlen, an einander gereiht in sinnreicher, wenn gleich einfacher Verbindung. Manche Sitte, die unsere Eltern zur Freude vereinte, ist aus der unverdienten Vergessenheit hervorgezogen, und Familienhäupter finden hier eine neue Kunst, mit den Ihrigen fröhlich zu seyn, in höherm Sinne, als die vielen ephemeren Hülfsbüchlein für gesellige Kreise sie lehren.

Die Musikbeylagen sind ein unfehlbares Mittel, die vortreffliche Tendenz des Buches glücklich zu unterstützen.

Die Namen Sterkel, Kreußer, Gottfried Weber, Frei, v. Klein und Ganz verbürgen die Güte der Gesänge.

Der Subscriptionspreis ist 2 fl. 42 kr., und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands wird Subscription angenommen. Papier und Druck werden dem schönen Inhalt entsprechen. Was die Druckkosten an der Einnahme übrig lassen, bestimmt der edle Verfasser, den die allgemeine Hochachtung seit Jahren an die Spitze der musterhaften Armenanstalten der Stadt Mainz gestellt hat, dem dahin gehörigen Fonds.

Kunst-Anzeige.

Ich habe die Absicht, eine Reihe berühmt gewordener Männer, entweder nach dem Leben oder doch nach den besten Kopieen gezeichnet, in der lithographischen Kreidemanier in meiner Anstalt erscheinen zu lassen. Ich habe zu den erstern unsern verehrten Hofrath Trommsdorff, Carl Maria v. Weber und den Kapellmeister Hummel in Weimar gewählt. Diese drei Köpfe, in mehr als halber Lebensgröße, sind fertig und, nach dem Urtheile von Kunstverständigen, sehr ähnlich. Das Exemplar kostet 20 Sgr. oder 16 ggr. Pr. Courant. Die resp. Buch-, Kunst- und Musikhandlungen wenden sich an die Keysersche Buchhandlung oder an die Musikhandlung des Hrn. Suppus in Erfurt. Diejenigen, die sich in portofreien Briefen unmittelbar an mich wenden, erhalten einen angemessenen Rabatt. Diesen drei folgen zunächst der Conzertmeister Fischer und der Kapellmeister Spohr.

Zugleich bearbeite ich eine Reihe Ansichten von Erfurt und der Umgegend, die in meinem Verlage erscheinen sollen. Diese werden nicht nur unsere in der Geschichte so berühmt gewordene Vaterstadt, wie sie jetzt ist, darstellen, sondern auch getreue Abbildungen aus den frühern Jahrhunderten, auf historische Wahrheit gegründet, liefern. Sie werden in drei verschiedenen Ausgaben, nämlich: in schwarzem Kreidedruck, in Kreidedruck mit Thonplatten und nach der Natur kolorirt, erscheinen.

Erfurt, im Januar 1825.

J. J. Ackermann.

So eben ist bey Friedrich Fleischer in Leipzig erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben:

Die großen Stürme und Ueberschwemmungen in Deutschland, Rußland, England, Frankreich und andern Ländern Europa's im Jahre 1824.

Erzählung der wichtigsten Thatsachen nebst Betrachtungen über die Ursachen und Folgen dieser, und kurzen Nachrichten von ähnlichen Naturereignissen alter und neuer Zeit.

Preis 16 gGr. oder 20 Sgr. oder 1 fl. 12 kr. Rhein.

Mit dem Motto:

„Das ist der Tag, da aufbrachen alle Brunnen der Erde und thäten sich auf die Fenster des Himmels und kam ein Regen auf Erden 40 Tage und 40 Nächte.“ 1 Buch Mos. VII. 11. 12.

Eine mit historischer Genauigkeit gemachte Sammlung der in unzähligen Zeitschriften zerstreuten Erzählungen dieser wichtigen Ereignisse muß jedem Gebildeten interessant und erwünscht seyn, und noch mehr wird er sich von den, aus Vergleichen mit ähnlichen Ereignissen früherer Zeit und den Grundgesetzen des Weltalls geschöpften Schlüssen und Vermuthungen über die Ursachen und Folgen so höchst merkwürdiger Begebenheiten angezogen fühlen.

Die unterzeichnete Buchhandlung beabsichtigt eine deutsche Uebersetzung der so eben erschienenen

Memoires du Comte de Ségur, 2 Volumes

zu liefern, welches sie hiemit zur Vermeidung von Collisionen bekannt macht.

Darmstadt d. 28. Jan. 1825.

W. Leske.

Nro. 5.

Intelligenz = Blatt.

1825.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist unter der Presse:

Der Zustand des Königreiches Baiern, dargestellt von Dr. Ignatz Rudhard, königlich bairischem Regierungsdirector und ordentlichem Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu München. 1ster Band.

Inhalt.

I. **Gränzen des Königreiches Baiern.** — Länge derselben überhaupt und gegen jeden einzelnen Nachbarstaat besonders. — Flächen-Inhalt des Königreichs, der einzelnen Kreise und Gerichts-Bezirke. — Betrachtungen über die Gränzen und den Flächenraum.

II. **Bevölkerung.** Allmähliger Zuwachs derselben seit dem Regierungsantritte Seiner Majestät des Königes. — Verschiedene offizielle Angaben über den gegenwärtigen Stand der Bevölkerung, nach Kreisen und einzelnen Bezirken. — Höchste, tiefste, mittlere Bevölkerung. — Vergleichung mit jener anderer Staaten. — Untersuchung über den Grad der Bevölkerung. — Geburtslisten. — Ursachen des geringen Grades der Bevölkerung des Königreiches Baiern. — Uneheliche Geburten und Ursachen ihrer Vermehrung. — Mittel zur Beförderung legitimer Bevölkerung.

III. Sterblichkeit. — Anstalten für die Gesundheit. — Mineralquellen. — Aerztliches Personale. — Aerztliche Schulen. — Blattern-Impfung. — Irrenanstalten.

IV. Vertheilung der Bevölkerung. — Anzahl der Gemeinden, Städte, Flecken und Dörfer. — Wohnungen. — Ursprung und Wachsthum der Brandversicherungs-Anstalt. — Beyläufige Zahl und Werth sämmtlicher Gebäude im Königreiche. — Ungegründeter Tadel der Allgemeinheit der Brandversicherungs-Anstalt.

V. Unterscheidung der Bevölkerung nach Ständen. — Adel. — Zahl der adelichen Familien und ihrer Besitzungen. — Ueber die politische Bedeutung des Adels. — Ursachen der Verarmung vieler adelicher Familien. — Adelsprivilegien. — Staatsdiener-Privilegien. — Anzahl und Besoldungen derselben. — Geistlichkeit.

VI. Unterscheidung der Bevölkerung nach der Religion. — Religions- und Kirchen-Verhältnisse überhaupt. — Katholicismus. — Protestantismus. — Sogenannter Kirchenstaat. — Ursache des Mangels an katholischen Geistlichen. — Moralität. — Uebersicht der abgeurtheilten Verbrechen und Vergehen. — Zustand der religiösen Aufklärung. — Bemerkungen über die katholische und protestantische Kirchenverfassung in Baiern.

VII. Ueber die Verhältnisse der Juden. — Zustand derselben im Königreiche Baiern überhaupt. — Gesetze in Ansehung derselben. — Anzahl und Beschäftigungen der Juden. — Hausirhandel. — Nachtheile und Vortheile desselben. — Häusliche und bürgerliche Eigenschaften, geistiger, religiöser und moralischer Bestand der Juden. — Ursachen des Zustandes der Juden. — Mittel zur bürgerlichen Verbesserung derselben.

VIII. Unterricht, Erziehung und Bildung. — Leistungen der früheren Regierungen für Volksschulen. — Verordnungen der gegenwärtigen Regierung über diesen Gegenstand. — Zustand des Elementar-Unterrichtes. — Uebersicht des Staats der Volksschulen. — Zahl der Schulkinder, Schulorte, Schulgebäude und Lehrer. — Darstellung der Mittel für die Volksschulen. — Studienanstalten. — Ihre Anzahl und Unterricht an denselben. — Neueste Einschreitung gegen den Zudrang zu denselben. — Universitäten. — Ueber die Verdächtigung derselben. — Ueber die Akademie der Wissenschaften und über die ihr gemachten Vorwürfe.

IX. Die Landeskultur. — Uebersicht der Arten der Bebauung des Landes. — Mittel zur Beförderung des Anbaues öden Landes. — Waldungen. — Flächen-Inhalt derselben überhaupt und im Verhältnisse zum bebauten Lande. — Ihr Einfluß auf die Landeskultur. — Beyläufiger Material- und Geld-Ertrag aller Waldungen. — Holzpreise. — Holzhandel. — Staatswaldungen. — Ihre Zweckmäßigkeit als Domäne. — Versuchsweise Ausmittlung des Werthes des Grundvermögens im Königreiche.

X. Saamen-Erträgniß. — Jährliche Getreide-Produktion und Getreideschrannen-Verkehr, besonders in den verflossenen Nothjahren. — Getreidepreise. — Münchner Schrannenpreislisten aus 73 Jahren. — Steigen und Fallen der Getreidepreise in den Theuerjahren 1816 und 1817, dann in den Jahren 1817—1820. — Zwanzigjährige Durchschnitts-Getreidepreise in sämmtlichen Kreisen des Königreiches. — Einige Ursachen des gegenwärtigen Unwerthes des Getreides. — Aussicht für die Zukunft.

XI. Anbau von Gewerbs- und Handelsgewächsen. — Weinbau. — Weinhandel. — Ein- und Ausfuhr. — Hopfenbau. — Zunahme desselben. — Beyläufiger Hopfenbedarf. — Ein- und Ausfuhr. — Flachs- und Hanfbau. — Nachtheilige Handelsbilanz in Ansehung dieses Produktes. — Bemühungen und Leistungen zur Verbesserung des Flachs- und Hanfbaues und der Spinnereyen. — Tabakbau. — Ein- und Ausfuhr. — Anbau der Oelgewächse. — Hindernisse desselben. — Wiederaufnahme der Seidenzucht. — Versuche und Mißgriffe unter der Regierung Carl Theodors. — Versuche in der neuesten Zeit und Erfolg. — Obstbaumzucht. — Anbau von Farbepflanzen und anderer Handelsgewächse.

XII. Von der Viehzucht. — Uebersicht des Standes des Rindviehs in den sämmtlichen Kreisen. — Unzulänglichkeit desselben. — Schaafzucht.

XIII. Pferdezucht. Anzahl der Pferde im Königreiche. — Race und Brauchbarkeit der inländischen Pferde zum Kriegsdienste. — Landgestüte. — Ursprung und gegenwärtiger Zustand desselben. — Armeegestüte. — Ursprung, Fortgang, Umfang und Leistungen dieser Anstalt. — Vorschläge in Ansehung des Landgestütes und des Armeegestütes.

XIV. Vertheilung des Grundbesitzes. — Einfluß derselben überhaupt. — Uebersicht der Vertheilung des Grundbesitzes in den sämmtlichen Rentämtern der ältern Kreise. — Nachweisung aus den Wahllisten für die Ständeversammlung. — Höchster Steuerwerth der Güter. — Vortheil der Vertheilung des Landes in viele kleine Besitzungen. — Von Güterzertrümmerungen. —

Abtheilung des Eigenthums in Ober-Eigenthum und nutzbares Eigenthum. — Verschiedene Arten des Ober-Eigenthums in Baiern. — Beiläufige Verhältnißzahl zu den freyeigenen Gütern. — Folgen für die Nationalwirthschaft. — Antheil des Adels und des Staats an den Obereigenthums-Rechten.

XV. Ueber die Ursachen des gegenwärtigen Zustandes der Landwirthschaft und Mittel zur Verbesserung derselben.

XVI. Der Entwurf zum Kulturgesetze. — Inhalt und Geist desselben. — Vorschlag einer neuen Redaktion mit Erläuterungen.

Ein und vierzig Beylagen enthalten: Die Gränzkarte des Königreichs Baiern. — Spezifische Nachweisung der Länge der Gränze des Königreiches. — Uebersicht der Abweichungen unter verschiedenen offiziellen Angaben über den Flächen-Inhalt des Königreiches Baiern. — Uebersicht des Flächen-Inhalts der einzelnen Kreise und Gerichts-Bezirke des Königreiches Baiern. — Uebersicht der Gebiets-Veränderungen Baierns durch die Verträge vom Jahre 1801—1819. — Uebersicht der Bevölkerung des Königreiches Baiern, nach den, der Eintheilung desselben in 8 Kreise i. J. 1817 zu Grunde gelegten, Angaben. — Die Bevölkerung des Königreiches Baiern mit Ausschluß des Rheinkreises, wie dieselbe i. J. 1821 der Klassifikation der Rentämter zu Grund gelegt worden ist. — Uebersicht der Gemeinden des Königreiches Baiern, der Bevölkerung und ihrer Vertheilung nach Gemeinden, der Anzahl der zur Ständeversammlung wählbaren Grundbesitzer sowohl in den Städten als auf dem Lande und der Anzahl der Wahlmänner und Abgeordneten. — Uebersicht der Ein- und Ausfuhr landwirthschaftlicher Erzeugnisse in den Jahren 1819/20, 1820/1, 1821/22. — Geburts- und Sterbelisten. — Uebersicht der Ein- und Auswanderungen im Obermainkreise. — Beyspiele über das Verhältniß der ehelichen Geburten zu den unehelichen aus den J. 1810/1—1816/7. — Uebersicht des Ergebnisses der Bevölkerung für die Conscription zum Militärdienste in den Jahren 1818—1821, oder aus den Altersklassen 1796—1800. — Verzeichniß der vorzüglicheren Mineralquellen im Königreiche Baiern. — Uebersicht des Staatsaufwandes für Gesundheits-Anstalten im Königreiche Baiern in den Jahren 1818/9, 1819/10, 1820/1. — Summarische Uebersicht sämmtlicher Gemeinden im Königreiche und der Vertheilung der Bevölkerung. — Uebersicht der Städte, Flecken, Dörfer und einzelnen Höfe im Königreiche Baiern. — Uebersicht der Anzahl sämmtlicher Wohnhäuser im Königreiche Baiern. — Uebersicht des Wachsthumes und Standes der Brandversicherungs-Anstalt im Königreiche Baiern von ihrem Ursprunge bis zum Jahre 1822/3. — Uebersicht der mit Gerichtsbarkeit versehenen adelichen Besitzungen, ohne jene der Reichsräthe. — Uebersicht des Betrages der Besoldungen sämmtlicher Staatsdiener im Königreiche Baiern. — Uebersicht der Anzahl der katholischen und protestantischen Einwohner und der katholischen und protestantischen Pfarreyen im Königreiche Baiern. — Uebersichten der abgeurtheilten Untersuchungen über Verbrechen und Vergehen. — Uebersicht der Verhältnisse der Juden in den 8 Kreisen des Königreiches Baiern. — Allgemeine tabellarische Uebersicht über den Stand der Volksschulen im Königreiche Baiern i. J. 1820/1, nach den der Ständeversammlung gemachten, aber nach der Erläuterung des Ministeriums berichtigten, Mittheilungen. — Zusammenstellung des Flächenraums der 8 Kreise des Königreiches Baiern nach der Art der Bebauung. — Forststatistik des Königreiches Baiern. — Verzeichniß der Güter-Mittelwerthe in sämmtlichen Rentämtern der 6 ältern Kreise des Königreiches Baiern. — Generalkonspekt über die im Königreiche Baiern bestehenden Bierbrauereyen und über den Betrag des in denselben i. J. 1807/8 verbrannten Malzes. — Durchschnitt der Münchner mittleren Schrannenpreise aus den Jahren 1747—1820. — Zusammenstellung der Getreidepreise auf den Schrannen zu München in den Jahren 1816, 1817, 1818 und 1820, der in den lezteren beyden Jahren verkauften Quantitäten aller Getreidegattungen nebst dem Geldbetrage. — Zusammenstellung der Durchschnittspreise der Getreide aus den J. 1799—1820 einschließlich im Königreiche Baiern mit Ausschluß der beiden Theurungsjahre 1816/7 und 1817/8. — Uebersicht des Standes der Viehzucht im Königreiche Baiern. — Uebersicht der Anzahl der Grundbesitzungen und der Grundbesitzer in sämmtlichen Rentämtern der 6 ältern Kreise des Königreiches Baiern. — Uebersicht der höchsten Steuer-Beträge der Grund-Besitzer ohne Gerichtsbarkeit im Isar-, Regen-, Unterdonau- und Rezatkreise.

Theatralische Schriften zu sehr herabgesezten Preisen.

Dramatische Dichtungen

von Matthäus von Collin. Erster Band: Friedrich der Streitbare; der Eid. — Zweyter Band: Marius; Calthon und Colmal. — Dritter Band: Belas Krieg mit dem Vater; die feindlichen Brüder; der Tod Heinrich des Grausamen. — Vierter Band: Bianca; der Streit am Grabe; die Kuenringer. — Alle vier Bände mit sehr schönen Kupfern. Statt 5 Rthlr. 8 gr. um 2 Rthlr. 16 gr.

Meisl's theatralisches Quodlibet

oder dessen sämmtliche Beyträge
für die Leopoldstädter Schaubühne in Wien.
Sechs Bände, über 100 Druckbogen.
8. 1820. Statt des bisherigen Ladenpreises von 6 Rthlr. um 2 Rthlr. 16 gr.

Unter den 25 hierin enthaltenen Stücken befinden sich die überall mit größtem Beyfall aufgenommenen Parodien und Possen, als: die Entführung der Prinzessin Europa. — Orpheus u. Euridice: — der Kirchtag in Petersdorf. — Altdeutsch und neumodisch. — Das Gespenst auf der Bastey. — Die travestirte Zauberflöte. — Die Frau Ahndel. — Der lustige Fritz u. s. w.

Die That, Trauerspiel in 5 Akten.

Der Schuld von Adolf Müllner erster Theil. Von Therese von Artner. 2te verbess. Aufl. 8. Velinpap. 1818. Statt 1 Rthlr. um 8 gr.

Die Gründung Prags.

Ein historisch-romantisches Drama von Clemens Brentano. Mit prächtigem Kupf. 27 Bogen in gr. 8. Statt 2 Rthlr. 12 gr. um 20 gr.

Obige Werke sind durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu dem nämlichen Preise gegen Bestellungen zu haben.

Herabgesezte Bücherpreise.

Horatii, Q., Flacci opera, ad mss. codd. Vaticanos, Chisianos, Angelicos, Bar-

berinos, Gregorianos, Vallicellanos aliosque plurimis in locis emendavit notisque illustravit, praesertim in iis, quae Rom. Antiquitates spectant, Carolus Fea et bibl. Chisianae et Rom. antiquit. præf. Denuo recens. adhibitisq. novissimis subsidiis curavit F. H. Bothe. D. phil. etc. II. Vol. 8. maj. Editio post Principem et Romanam Tertia.

Ladenpreis 8 fl. rhein. 5 Rthlr. 4 ggr. sächs.

Die vielfältige kritische Anerkennung dieser Ausgabe hat von mehreren Seiten den Wunsch rege gemacht, die Anwendung durch einen wohlfeilern Preis zu erleichtern, und ich komme diesem entgegen; indem ich von Neujahr bis zu Johannis 1825 den im Anfang bestandenen Pränumerationspreis von

5 fl. 30 kr. rhein. 3 Rthlr. 18 ggr. sächs.

gestatte; auch bey directer Einsendung des Betrags für 6 Exemplare ein Freyexemplar beyzufügen verspreche.

Say, J. B., Darstellung der Nationalökonomie oder der Staatswirthschaft: enthaltend eine einfache Entwickelung, wie die Reichthümer des Privatmanns, der Völker und Regierungen erzeugt, vertheilt und consumirt werden. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. C. E. Morstadt. 2 Bde. gr. 8.

Ladenpreis 9 fl. rhein. 5 Rthlr. 18 ggr. sächs.

Die Nationalökonomie bleibt fortwährend einer der wichtigsten Gegenstände des Nachdenkens für alle Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, und es ist allgemein anerkannt, in welcher Ausdehnung das Werk von Say dieselbe für jeden faßlich erschöpfe. Um die Verbreitung zu erleichtern, stelle ich von Neujahr bis Johannis 1825 den Pränumerationspreis von 5 fl. 30 kr. rhein. oder 3 Rthlr. 18 ggr. sächs. her und füge bey der directen Einsendung des Betrags für 6 Exempl. ein Freyexemplar bey.

Heidelberg im Januar 1825.

August Oßwald.

In der Sinnerschen Buchhandlung in Coburg ist so eben erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen:

Sanguin, J. F., französisches Lesebuch, in Erzählungen, Gesprächen, Briefen, unterhaltenden historischen und philosophischen Aufsätzen aus Voltaire's Schriften. Preis 16 gr. sächs. oder 1 fl. 12 gr. rheinl.

Herr Sanguin hat in diesem französischen Lesebuch eine Anzahl der unterhaltendsten Aufsätze aus Voltaire's Schriften ausgehoben, und dieselben von allem gereinigt, was etwa in Hinsicht auf Religion und gute Sitten anstößig zu seyn schien, so, daß es ohne Bedenken Lesern von jedem Alter und Geschlecht, als Uebungsbuch in der franz. Sprache in die Hand gegeben werden kann. Zum Besten derer, die für sich selbst diese Sprache studiren, oder sich durch Zurückübersetzen aus dem Deutschen ins Französische in dem französischen Styl üben wollen, wird auch nächstens davon in einem zweyten Theile eine Uebersetzung mit einer großen Menge grammatikalischer und anderer Bemerkungen erscheinen, und unter dem Titel: Uebungen in der Voltaire'schen Schreibart, für Französisch-Lernende zu haben seyn.

Anzeige für alle Freunde der schönen Literatur.

Da die Rheinblüthen für das Jahr 1825 so günstig aufgenommen worden, daß die Auflage bis auf wenige Exemplare abgegangen ist, so möchte es Vielen willkommen seyn, zu wissen, daß des hochgefeyerten Malers Müller in Rom:

Chares und Fatime,

welcher Roman den prosaischen Theil jenes Taschenbuchs ausschließend füllt, auch als ein für sich bestehendes Werk unter diesem Titel gedruckt und in allen Buchhandlungen für 1 Rthlr. 12 gr. sächsisch oder 2 fl. 42 kr. rheinisch zu erhalten ist

Karlsruhe 20 Jan. 1825.

G. Braun.

Sehr verminderter Preis.
von 10 Rthlr. auf $3\frac{1}{2}$ Rthlr. baar
für
Bertuchs Uebersetzung des Don Quixotte de la Mancha, von Cervantes 6 Bände auf Schreibpapier, mit 6 Titelvignetten und 30 Kupfern, nach D. Chodowiecky, gestochen von D. Berger.

Da die, in der Abendzeitung kürzlich als musterhaft ausgeführt erwähnten Platten noch vollkommen gut erhalten sind, so wird es den Liebhabern von Kupferstichen willkommen seyn, diese anziehende Gallerie von 30 Kupfern und 6 Vignetten für den überaus geringen Preis von $2\frac{1}{2}$ statt 5 Rthlr. auch apart erhalten zu können, so wie die 6 Bände des Textes mit Vignetten, auf Schreibpap. statt 5 zu $1\frac{1}{2}$ Rthlr. und auf Druckpapier ohne Vignetten statt 3 Rthlr. zu 1 Rthlr ebenfalls besonders gegeben werden.

Hahn'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Die Preise folgender Werke unsers Verlages werden hiemit von Neujahr 1825 an herabgesetzt:

1) Cornelius Nepos; zum Gebrauch für Schulen; mit Anmerkungen und Wortregistern versehen v. J. R. Mickels (Prof. in Oldenburg) 8. ($25\frac{1}{2}$ B.) Von 16 ggr. zu 12 ggr.
2) Saalfeld, F. (Prof. in Göttingen) Geschichte der Universität Göttingen in dem Zeitraume von 1788 bis 1820 — auch als dritter Theil des Versuchs einer academischen Gelehrten-Geschichte von Pütter — gr. 8. (42 Bogen) Von 3 Rthlr. 16 ggr. zu 2 Rthlr.
3) Westrumb, A. H. L. Dr. de Helminthibus acanthocephalis. Commentatio historico – anatomica adnexo recensu animalium, in Museo Vindibonensi circa Helminthes dissectorum, et singularum specierum harum in illis repertarum. Cum 3 tabulis a Zeuner et Sebmeier del. et a Mansfeld aere incisis. fol. ($23\frac{1}{2}$ B.) Von 2 Rthlr. 20 ggr. zu 1 Rthlr. 16 ggr.
4) Peal, J. (Prof. d. Thierarzny. zu Dublin) practische Beobachtungen über einige der gewöhnlichen Pferdekrankheiten; nebst Bemerkungen über allgemeine Vorschrift-

ten der Diät und gewöhnlichen Stallbehandlung dieses Thiers. gr. 8. (24½ B.) Von 1 Rthlr. 16 ggr. zu 1 Rthlr.

Ueber den Werth der drey ersten Werke verweisen wir auf die darüber in den Göttingischen gel. Anzeigen, Okens Isis etc. gefällten überaus günstigen Urtheile, wovon wir uns hinsichtlich des dritten insbesondere hiemit erinnerlich machen: daß durch selbiges die Naturgeschichte der Kratzer als vollständig betrachtet werden müsse.

Ueber Paels Beobachtungen von Pferdekrankheiten, — Nr. 4 — spricht sich die Leipziger Literaturzeitung folgendermaßen aus: Wir zeigen diese Schrift noch immer nicht zu spät an, um die Thierärzte auf dieses viele Nützliche und Gute enthaltende Buch aufmerksam zu machen.

D. 18. Decbr. 1824.

Helwingsche Hof-Buchhandlung
in Hannover.

(Zu haben in allen reellen Buchhandlungen.)

F. K. Kraft's
Deutsch-lateinisches Lexikon.

Zwey Bände, 160 Bogen größtes Lexikonformat.
Zweyte, stark vermehrte und fast ganz umgearbeitete Ausgabe.
Leipzig, in Ernst Kleins Comptoir.

Indem ich mich freue, dem philologischen Publikum mit dem nun beendigten 2ten Theil ein lang entbehrtes und ersehntes Werk wieder vollständig zu übergeben, versichere ich, daß der Hr. Verf. und ich es werden unsere Sorge seyn lassen, daß dieß Werk den gelehrten Anstalten nie wieder so lange fehle, wenn auch die jetzige Auflage sich wieder vergreift, was zwar zu hoffen, jedoch nicht so bald wahrscheinlich ist, da sie stärker als die erste (auch beträchtliche) gemacht wurde.

Diese war 3 Jahre nach Erscheinen des 1sten Theils und nur 1½ Jahr nach dem des Ganzen schon durch die Vorzüge des Werks vor allen andern vergriffen.

Zu allgemein hat sich der Beyfall des Publikums (welcher sich auch bey der 2ten Aufl. wieder durch 2600 Pränumeranten bewährt hat), die Stimme der gründlichen und unpartheiischen Kritik, die Billigung der höchsten Behörden (z. B. ordnete das Königl. Preuß. Ministerium die Einführung an) über die Vorzüge des Werks, durch welche es in Ausarbeitung, Classicität und Umfang alle seine Vorgänger weit übertrifft, ausgesprochen, als daß es nöthig wäre, diese Vorzüge noch weiter zu rühmen.

Bey einem Werke, das in der Literatur einmal diesen Standpunkt erreicht hat, ist es nur nöthig, daß es denselben durch Verbesserung der etwanigen Mängel und durch fortwährend größtmöglichste Vollendung behaupte, den gesteigerten Ansprüchen der fortschreitenden Wissenschaft genüge, und allen etwanigen Nebenbuhlern voraneile. Daß dieß dem würdigen, unermüdlichen Verf., welcher jede Stunde Zeit, jede gründliche Kritik, jeden Beytrag schätzbarer Gelehrten weislich benutzt hat, bey der neuen Ausgabe gelungen ist, bezeugen die competentesten Richter.

Dieß ist also nicht blos eine verbesserte, sondern eine fast ganz umgearbeitete und bedeutend vermehrte Ausgabe, wie der erste Anblick zeigt. Die deutschen Artikel (deren schon die erste Ausgabe 4000 mehr als Schellers und Bauers deutsch-lateinische Wörterbücher enthielt) sind fast um eben so viel wieder vermehrt, ihre Bedeutung genauer geordnet und erklärt. Durch ansehnliche Bereicherung der lateinischen Phraseologie, mit sorgfältiger Rücksicht auf lateinische Synonymik, vorzüglich aber durch die vollständigere Angabe der Autorität werden die Wünsche aller Philologen hinlänglich befriedigt.

Daher hat sich der Inhalt etwa um den dritten Theil und, ungeachtet möglichster Ersparung im Satze (jede Spalte enthält eine Zeile mehr) und zweckmäßiger Abkürzungen, der Umfang um 24 Bogen, von 136 auf 160 Bogen, vermehrt. Diese sind in größtem Lexikonformat auf gleicherem, besserem und viel weißerem Papier als die erste Aufl., in sauberem Druck mit ganz neuen deutschen Lettern und mit der größt-möglichsten Correctheit geliefert.

Dessen ungeachtet und obschon mein Gewinn bey der ersten Aufl. bey den so sehr billigen Pränumerationspreisen höchst unbedeutend war, suche ich doch, um mich des von höhern Behörden und Kritikern ertheilten Lobes der Uneigennützigkeit und Billigkeit würdig zu machen, die Anschaffung durch die billigsten Bedingungen zu erleichtern. Zwar haben die bis zum Erscheinen gegoltenen höchst billigen Pränumerationspreise von 4 Thlr. u. 5 Thlr. mit dem Erscheinen aufgehört. Theils bin ich Festhalten an diesem Grundsatz den Pränumeranten schuldig, welche mir durch die Vorausbezahlung die Unternehmung erleichtert und mit Vertrauen gewartet haben — um so mehr als leider namhafte Buchhandlungen ein entgegengesetztes Verfahren beobachten. Theils ist mein Gewinn — zumal ich bey dem ersten Prän. Preise (wie auch bey der ersten Aufl. ungeachtet der sehr beträchtlichen Vermehrung) dem vorbehaltenen Nachschuß entsagte — besonders bey den Pränumerationspreisen unbedeutend, bey den außerordentlichen Kosten und Bemühungen, die ich vielleicht mehr als andere Buchhändler angewendet habe.

Mit der vollständigen Ausgabe dieses Werks im Buchhandel (im neuen Jahre 1825) ist auch der neue Ladenpreis dieser zweyten Ausgabe eingetreten. Er ist:

6 Thlr. oder 10 Fl. 48 Kr. Rh.;

8 Thlr. (14 fl. 24 kr.) Schreibp.; 10 Thlr. Velinp. u. Schreibp. mit breitem Rande.

Allein um die Einführung auch da, wo selbige noch nicht geschehen ist, oder die Nachschaffung für neue Mitglieder möglichst zu erleichtern, offerire ich den Lehrern und Lehranstalten, welche sich direct mit baarer Zahlung an mich wenden, bedeutende Freyexemplare. Nämlich ⅙ Rabatt (oder 4 gr. vom Thaler), so daß das Exemplar nur 5 Thlr. kommt; beträgt die Bestellung über 25 Thlr. im eingesandten Netto-Betrag, so ist je das fünfte Exemplar frey, also kostet dann jedes Exemplar nur 4 Thlr. 19 gr.; bey größern Partheien über 75 Thlr. Netto-Betrag zur Erleichterung und Einführung allemal auf jede drey bezahlte das vierte Exemplar frey, so daß jedes nur 4½ Thlr. kostet. Dabey gewähre ich, sobald der Netto-Betrag über 50 Thlr. steigt, den Lehrer oder Sammlern eines der Exemplare auf Schreibpapier (so weit diese reichen); steigt der Netto-Betrag über 100 Thlr. aber noch 1 Exemplar extra gratis.

Bey andern Buchhandlungen erhält man nicht so hohe, jedoch einige Vortheile.

Exemplare und Proben findet man in allen soliden Buchhandlungen.

Nro. 6.

Intelligenz-Blatt.

1825.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist unter der Presse:

Wächter, Dr. Karl, K. Würt. Ober-Justiz-Assessor, Staatsrecht des Königreiches Würtemberg.

Wer darauf unterzeichnet, erhält es ein Viertel wohlfeiler als der Ladenpreis.

Im Verlag der Unterzeichneten erscheint bis zur Michaelis-Messe 1825 das schon vor einiger Zeit vorläufig angekündigte Werk:

Franz von Sickingens Thaten, Plane, Freunde und Ausgang.

Aus den besten Quellen geschildert von Dr. Ernst Münch, Professor zu Freyburg im Br. in zwey Bänden mit Kupfern und Urkunden.

Franz von Sickingen stellt sich uns nicht nur als ein schon an und für sich höchst merkwürdiger historischer Charakter dar, der hundert Ritterromane durch den Reichthum und die Großartigkeit seines Lebens in Schatten stellt und vergessen macht, sondern sein politisches Treiben und Wirken ist zugleich ein von allen Geschichtschreibern anerkannter, vervollständigender Theil der Reformationshistorie. — An vielen der wichtigsten Begebenheiten in Kirche und Staat hat er bedeutenden Antheil genommen, und obgleich ein simpler Edler, an weltgeschichtlichen Ereignissen, wie z. B. zu Karls V. Kaiserwahl, zur Beschützung Luthers und Ausbreitung der Reformation, wesentlich mitgewirkt. Seine Stellung überdieß, als lezter kräftiger Repräsentant des untergehenden Ritterthums und seine Tendenz in veredelter Gestalt dasselbe aufrecht zu erhalten und mit der Aufklärung des Zeitalters in Einklang zu bringen, ferner seine nachdrücklichen Bestrebungen für Teutschlands politisch-religiöse Erhebung mittelst gewaltsamer Durchführung der lutherischen Grundsätze und Verbindung des Adels mit den Städten zu diesem Zwecke, bieten dem Geschichtforscher eine Menge der interessantesten Themate dar. Eine kritische Bearbeitung der Biographie oder Geschichte F. v. Sickingens somit gehörte bisher zu den gewiß nicht überflüssigen frommen Wünschen des gebildetern teutschen Publikums, da alle seither erschienenen Versuche zu einzeln, zu abgerissen und unvollständig waren, und den Meisten urkundliche Quellen fehlten. Der Herausgeber der Werke Ulrichs von Hutten hat es sich schon vor längerer Zeit zur Aufgabe gemacht, diesem Bedürfniß zu entsprechen und den Geistesbruder des edlen Ulrichs auf eine den strengern Forderungen der Geschichtsforschung genügende Weise wieder vor die Augen des Publikums zu führen. Er beschäftigte sich seit vier Jahren bereits, neben ersterer und andern Arbeiten, mit Sammlung der erforderlichen Materialien hiezu, und sah sich, von patriotischen Staatsmännern, Gelehrten und Bibliothekaren in mehr als einem teutschen Lande und von jeder Confession in den Stand gesezt, endlich, nach vielmaliger Umarbeitung des Ganzen sein Werk ankündigen zu können.

In zwey Bänden gr. 8. somit erscheint dasselbe, und zwar enthält der 1ste folgende Rubriken: Kap. 1. Ursprung und Schicksale des Geschlechtes der Sickinger bis zu Ende des 15. Jahrhunderts. — 2. Die Jugend und frühesten Schicksale Franz von Sickingens bis zum J. 1514. — 3. Fehde mit der Reichsstadt Worms und Belagerung derselben. — 4. Fortsetzung; die Reichsacht wider F. v. S. — 5. Ausgang der Fehde mit Worms, Franzens Versöhnung mit dem Kaiser — 1518. — 6. Fehde mit Lothringen und Metz. — 7. Fehde mit Hessen, Belagerung von Darmstadt, Ausgang durch Vertrag und dessen Inhalt. — 8. Fehde mit der Stadt Frankfurt a. Main. — 9. F. v. Sickingens Theilnahme am Krieg des schwäb. Bundes wider Herzog Ulrich von Würtemberg; erneuerte Fehde mit Frankfurt. — 10. F. v. Ss. Freundschaft mit Götz v. Berlichingen, Ulrich v. Hutten und Joh. Reuchlin, Beschützung des Leztern und Theilnahme an den Epistol. obsc. virorum. — 11. Sickingens Verhältnisse zu König Franz I. von Frankreich und Bemühungen für Karls V. Kaiserwahl; sein Empfang zu Aachen, Addresse an den Kaiser, Dienstanstellung als kaiserl. Oberst, Raths- und Kammerherr u. s. f. — 12. Beschützung der Gelehrten, Bemühungen für Luther, Anstrengungen für den Sieg der Lehre des Leztern; Hartmuth v. Kronberg, Dieterich v. Handschuchsheim, Aquila, Oecolampad, Bucer, Schwebel, Verhältniß mit Dr. Joh. Faust und Neigung zur Magie u. s. f. — 13. F. v. Sickingen als kaiserlicher Feldherr in Frankreich, 1521, und Belagerung von Mezieres. — 14. Der Konvent zu Landau und Sickingen an der Spitze eines mächtigen Bundes von Rittern u. s. f. Zwecke und Folgen dieser Verbindung. — 15. Kriegsrüstungen wider Trier. — 16. Manifest an den deutschen Adel. — 17. Eroberung von St. Wendel u. s. f.; Belagerung von Trier und Rückzug. — 18. Trier, Hessen und Pfalz wider Sickingen und seine Eidgenossen; Politik Albrechts von Mainz; Reichsacht gegen Franz und seine Anhänger. — 19. Der Ausgang Hartmuths von Kronberg. — 20. Belagerung von Landstuhl, Verwundung und Tod Franz von Sickingens. — 21. Seine Charakteristik. — 22. Ein Blick auf das Schicksal seiner Besitzungen, seiner Söhne und seines Geschlechts.

Der 2te Band enthält den Codex diplomaticus zu vorstehender Geschichte. Außer sämmtlichen schon gedruckten Briefen Sickingens und Urkunden, ihn betreffend, befinden sich dabey über 100 ungedruckte Urkunden über die Wormser- und Triererfehden getreu nach Originalprotokollen und aus bisher ganz unzugänglichen Archiven, die der Verfasser auf Verwendung oben gedachter Geschichtsfreunde erhielt. Viele davon geben über manchen der wichtigsten Punkte aus jener Zeit, über bisher ganz unbekannte Kabinetsvorfälle und politische Intriguen, über Privatverhältnisse der Hauptmänner der Reformation, über das innere Leben und Licht- und Schattenseiten des deutschen Adels, über die Umtriebe desselben un-

ter dem Bürger- und Bauernstand zu Verfolgung seiner politischen Zwecke und über den Zusammenhang dieser Umtriebe mit den Bewegungen der Landleute höchst interessante Aufschlüsse und man hat durch ihren Abdruck den Leser selbst in Stand setzen wollen, Alles gehörig zu vergleichen.

Die Bearbeitung mehrerer der im 1sten Buche begriffenen Rubriken*, zu welchen der Verfasser seitdem häufig neue Materialien gefunden, im Hesperus, Teutsch. Museum u. s. w., ist daher blos als unvollständige Skizze zu betrachten, und manche der bisher gegoltenen Ansichten über einzelne Momente aus Sickingens Leben sind durch urkundliche Belege in ein ganz anderes Licht gestellt.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Am 5. April u. f. T. d. J. wird in der königl. Bibliothek zu Berlin eine abermalige Versteigerung von Doubletten, worunter auch viele wichtige und seltene mathematische und physikalische Werke aus der Bibl. des verst. Prof. Tralles befindlich sind, abgehalten werden. Das Verzeichniß ist zu haben: in Berlin bey dem königl. Auct. Comm. Hr. Brateing, dem Buchh. Hrn. Dümmler u. den Herren Bücher-Commissionären Jury, Suin, Fernbach, Rummel, Schneider und Violet, in Hamburg bey den Herren Perthes und Besser, in Mannheim bey Hrn. Artaria u. Fontaine, in Wien bey Hrn. Gerold, in Paris bey den Buchh. Gebr. Tillard u. Mad. Huzard, in London bey Th. u. Geo. Underwood, u. Harding Triphook u. Lepard, in Kopenhagen bey Gyldendal, in Mailand bey Brizzolara, in Utrecht bey Altheer und in mehreren andern Buchhandlungen Deutschlands. Die obgenannten Herren Commissionäre sind die, in portofreyen Briefen an sie gelangenden Aufträge zu besorgen erbötig.

Neue Bücher des Industrie-Comptoirs, welche so eben an alle Buchhandlungen versandt worden sind:

Zanina,

oder Amerika's goldnes Leben. Von Julie Baronin von Richthofen. 8. br. 1 Thlr. 8 gr.

Wir überreichen hier dem Publiko ein romantisches Gemälde, welches sich durch den blühendsten Styl, und durch die sich in lieblichen Bildern bewegende zarte Dichtung berechtigt, kühn unter die besten Erzeugnisse der neuern unterhaltenden Literatur rechnen darf. Chateaubriants Athala wurde von ganz Frankreich bewundert und sie erhielt auch in Deutschland einen ungetheilten Beyfall. Zanina, das liebliche Naturkind, tritt jezt neben Athala, um mit ihr um den Preis zu ringen. Mit glühenden Farben hat die geschäzte Herausgeberin von Hellas und Hellanor, Amerika's üppige Natur geschildert. Gerade jezt, wo die amerikanische Literatur so sehr an der Tagesordnung ist, wird ein deutsches Original-Werk, welches die Leser nach Brasiliens üppigen Gestaden versezt, auch den Modegeschmack, den es jedoch weit überleben wird, ganz willkommen seyn. —

Oeuvres inédites de Florian,

recueillies par R. C. G. de Pixérécourt. 8. br. 1 Thlr. 8 gr.

Herr von Pixérécourt hat sich um die französische Literatur, durch das Aufsuchen und die Zusammenstellung der im obigen Bande befindlichen, bis jezt noch unbekannten Schriften von Florians unsterblichem Genie, ein hohes Verdienst erworben. Lehrern und Erziehern empfehlen wir denselben als Lesebuch für ihre Zöglinge: wie in allen Werken Florians, findet man hier seine Leichtigkeit und Eleganz im Styl wieder. Druck und Format schließt sich ganz an den bey Herrn Gerhard Fleischer allhier erschienenen Oeuvres complettes de Florian an, was wir den Besitzern dieser Ausgabe bemerken. —

Leichenrede

bey der Beerdigung Sr. Majestät des hochmächtigsten Fürsten Ludwig's XVIII., Königs von Frankreich, gehalten am 25. October 1824 von dem Bischof von Hermopolis, erstem Hofgeistlichen des Königs, in der königlichen Kirche zu St. Denis. Aus dem Französischen übersezt von Auguste von F., geborne von K. 8. 4 gr.

Diese Rede kann als ein Muster von Beredsamkeit aufgestellt werden, für den Kanzelredner ist sie deßhalb äusserst empfehlungswerth; das hohe geschichtliche Interesse jedoch, welches sie in Hinsicht auf Frankreich und jenen großen Monarchen einschließt, macht sie für Jedermann anziehend.

Das Schloß Montillo.

Roman in zwey Theilen. Frey nach dem Englischen. Von F. X. Habats. 2r Theil. 8. br. 1 Thlr. 8 gr.

Wir liefern hier den lezten Theil eines Romans, der dazu geeignet ist, einen eifrigen Leser so zu fesseln, daß er denselben nicht eher wegzulegen vermag, als bis er ihn bis zur lezten Seite durchgelesen hat. Der Ungläubige überzeuge sich durch die Probe von der Wahrheit unserer Worte.

Anekdoten von Napoleon,

zur Erläuterung seiner Denk- und Gemüthsart und seiner Thaten. Nach dem Englischen des Herrn W. H. Irelands, so wie nach vielen andern französischen und englischen Schriftstellern bearbeitet. 10s und 11s Heft. Mit 1 Kpfr. kl. 8. br. à 9 gr.

Most, G. F. Dr., moderner Todtentanz, oder die Schnürbrüste, auch Corsetts; ein Mittel zur Begründung einer dauerhaften Gesundheit und zur Verlängerung des menschlichen Lebens. gr. 8. Hannover, im Verlage der Helwing'schen Hof-Buchhandlung 1824. 10 ggr.

Diese höchst wichtige Schrift zeigt in hellen Farben die schrecklichen Nachtheile, welche das Schnüren des Leibes und der Brust auf die Gesundheit des schönen Geschlechts gegenwärtig so häufig äußert. Auf wenigen Bogen ist es dem als Volksschriftsteller rühmlichst bekannten Verfasser, der sich besonders durch seine zahlreichen und glücklichen Curen der Epilepsie, auch eine über diese Krankheit Anno 1822 erschienene Schrift, nicht unbedeutendes Verdienst erworben hat, gelungen, die bedauernswürdigen Leiden, die so häufig gerade jezt die blühendsten Töchter Deutschlands ein Opfer des frühen Todes werden

lassen, als Bluthusten, Schwindsucht, Ohnmachten, Krämpfe aller Art, Magenblutungen, Adergeschwülste, Brustkrebs, unglückliche schwere Geburten rc., ihrer Quelle, nach zu erforschen, wornach die Hauptursache in jener verderblichen Mode liegt. Allen so wie jedem erwachsenen Frauenzimmer kann daher diese kleine Schrift zur Belehrung und Warnung überaus willkommen seyn.

D. 18. Decbr. 1824.

Helwing'sche Hof-Buchhandlung in Hannover.

(Zu haben in allen reellen Buchhandlungen.)

So eben ist erschienen:

Allgemeine Encyclopädie, der Wisssenschaften und Künste,

herausgegeben von

Ersch und Gruber.

gr. 4. Leipzig, bey J. F. Gleditsch.

13ter Theil, mit 6 Kupfern und Landkarten.

Preis:

5 Thlr. 8 gr. auf Druckpap., 6 Thlr. 16 gr. Velinpap.

Dieser Preis tritt allemal unmittelbar nach der Erscheinung ein, und ist der Subscriptions-Preis von 7 Thlr. 16 gr. Druckpap. und 10 Thlr. Velinpap. für jedesmal zwey Theile, welche zusammen eine Lieferung ausmachen, nur bey gehöriger Vorausbezahlung, zu erlangen.

Leipzig im Jan. 1825

Neue Musikalien des Verlags von H. A. Probst in Leipzig.

Danzi, F. Gesänge der Hellenen für vier Männerstimmen mit willkürl. Begl. des Pianoforte. Op. 72. 1 Rthlr. 12 gr.

Berbiguier, T. Fantaisie sur la Cavatine de la Gazza laura de Rossini p. la Flûte avec Pianoforte. Op. 65. 16 gr.

Kuhlau, F. Trois grands Solos p. la Flûte avec Accomp. de Pianoforte ad libitum. Op. 57. Nro. 2 u. 3. à 1 Rthlr.

Pixis, J. P. Divertissement sur des Motifs de l'Opéra: l'Alcade de la Véga de G. Onslow concertant. p. Pianoforte et Violon. Op. 74. 20 gr.

Cramer, J. B. „Les tems heureux.“ Fantaisie p. le Pianoforte. Op. 68. 12 gr.

—, Six petites Pièces ou Sonatines p. le Pianoforte, faisant la continuation du livre d'instruction. Suite I. 1 Rthlr.

Kalkbrenner, F. Grande Sonate p. de Pianoforte. Op. 13. 20 gr.

—, „Din, din,“ Introduction et Rondeau sur le Duo favori des Noces de Figaro de Mozart p. le Pianoforte. Op. 57. 16 gr.

Moscheles, J. Variations sur un thème de l'Opera: „Une folie,“ p. le Pianoforte. Op. 2. Nouvelle Edition, revue et corrigée par l'Auteur. 16 gr.

Kreutzer, Conr. Sonatine ou Fantaisie p. le Pianoforte à 4 mains. Op. 61. 1 Rthlr. 4 gr.

Mayer, Charles. Nouveau Nocturne Nro. 3. arrangé p. le Pianoforte à 4 mains par Fr. Mockwitz. 8 gr.

Onslow, G. Quintetto Op. 24. arrangé p. le Pianoforte à 4 mains par Fr. Mockwitz. 1 Rthlr. 4 gr.

Vielfältig aufgefordert die Jahrgänge des Taschenbuchs:

Penelope,

mit Kupfern zu Schillers Gedichten

den Freunden einer nicht veraltenden, gehaltvollen Lectüre und den Besitzern des Schiller zugänglicher zu machen, haben wir auch die 4 Jahrgänge 1821. 22. 23 u. 24 im Preise über die Hälfte ermäßigt und erlassen sie gebunden mit Goldschnitt zusammen mit 3 Rthlr. — Die Jahrgänge 1822. 23 u. 24 aber jeden zu 1 Rthlr. — denn von 1821 können wir einzeln keinen mehr abgeben. — Die frühern 9 Jahrgänge 1811 bis 1820 (auf 1814 konnte keins erscheinen) bleiben ferner zu 6 Rthlr. 18 gr. herabgesetzt. Wir dürfen unter allen den schätzbaren Beyträgen wohl nur Namen wie: van der Velde, H. Clauren, E. von Houwald nennen, um diejenigen, die dieses Taschenbuch noch nicht kennen, hierauf aufmerksam zu machen.

Auch von der Schillers Gallerie Lieferg. 1 bis 5 sind noch eine kleine Anzahl erste Abdrücke in 8. zu allen Ausgaben vom Schiller passend vorhanden, jede Liefrg. zu 1 Rthlr.

Leipzig, im Januar 1325.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Subscriptions-Anzeige.

F. K. Kraft's neues deutsch-lateinisches

Hand-Wörterbuch.

Zweckmäßig nach dessen grösserem Werke bearbeitet.

Schon nach Vollendung der ersten Aufl. des größern Werks in 2 Bänden fühlte der würdige Herr Verf. die Nothwendigkeit eines kleinern und deßhalb wohlfeilern Hand-Wörterbuchs; für höchst wünschenswerth erklärten dieß die Aufforderungen mehrerer einsichtsvoller Gymnasial-Directoren und Lehrer, sowohl an den Verf. als an mich, zur Bearbeitung und Herausgabe eines solchen. Die Ausführung dieses Unternehmens wurde indeß durch die, wegen des beyspiellosen schnellen Absatzes des grössern Werks, dringend nöthig gewordene Bearbeitung desselben bis vor mehreren Monaten verzögert.

Jetzt aber ist bereits fast die Hälfte des Manuscripts fertig; daher kann ich um so gewisser versichern, daß die erste Abtheilung im März oder Anfang April dieses Jahres 1825, die zweyte zu oder bald nach Johannis desselben Jahres erscheint, als ich die ausführliche Ankündigung so lange verschoben habe, bis ich durch diesen Vorrath des Manuscripts durch angefangenen Druck und feste Lieferungscontracte mit der Druckerey das Erscheinen sicher bestimmen konnte.

Was die Einrichtung dieses neuen kleinen deutsch-lateinischen Lexikons betrifft, so kann versichert werden: Lange mit Sorgfalt vorbereitet, vielseitig erwogen, mit Benutzung des guten Raths competenter Richter, wird es gewiß den Erwartungen und Wünschen entsprechen, welche man hegt und hegen kann von einem Philologen und erfahrnen Schulmanne, dessen Beruf zur Lexikographie

so allgemein und rühmlich anerkannt ist, und dem überdieß ein aus trefflicher Schule hervorgegangener, im Mittelpunkt der Gelehrsamkeit lebender und an zwey berühmten Anstalten lehrender, eben so geschickter als eifriger Philolog (Herr M. Forbiger) bey dieser Arbeit zur Seite steht. Es wird die Bedürfnisse der mittlern und untern Classen oder der nicht bemittelten Gymnasiasten befriedigen, welche in ihrer spätern Laufbahn die umfassende Kenntniß der lateinischen Sprache nicht so unumgänglich nöthig zu haben glauben; oder es wird auch für den Gebrauch des größern ausführlichen Werkes, welches keineswegs dadurch überflüssig wird, zweckmäßig vorbereiten.

Daher wird die Zahl der deutschen Artikel zweckmäßig gestellt und manche in das Gebiet der Gymnasialbildung nicht eigentlich gehörende Ausdrücke ausgeschlossen werden. Ausführlichere Erklärungen der deutschen Artikel werden meist nur zur Unterscheidung der einzelnen Begriffe deutscher Wörter gegeben. Die lateinische Phraseologie wird mit Auswahl des Zweckmäßigen gegeben und auch die abgekürzte Autorität beygefügt. Auf Synonymik der lateinischen Ausdrücke wird möglichste Rücksicht genommen und eine sorgfältige Wahl bey Aufnahme der Latinität beobachtet.

So viel man jezt berechnen kann, wird der Umfang des Werkes die Hälfte des größern, also circa 80 Bogen größtes Lexikonformat (eher mehr als weniger) in einem Bande, jedoch in 2 Abtheilungen ausgegeben, enthalten. Dafür eröffne ich

einen Subscriptionspreis
von 1 Thlr., 20 gr. sächs. (3 fl. 18 kr. Rh.);
auf Schreibpapier 2 Thlr. 12 gr. (4 fl. 30 kr. Rh.)

welcher nicht einmal voraus, sondern erst bey Ablieferung der ersten Abtheilung (der ungefähren Hälfte des Werks) bezahlt zu werden braucht. Nach Erscheinung derselben wird dieser Preis, wann er noch gilt, sogleich erlegt.

Um die Einführung in Gymnasien und lateinischen Schulen noch mehr zu erleichtern, gewähre ich, wenn man sich direct an mich wendet, auf 5 Exemplare das 6te frey, bey stärkerer Anzahl wird wegen leichterer Berechnung jedes Exemplar nur zu 1⅓ Thlr. gerechnet (bey 13 bis 19 gebe ich auch eines der Exemplare auf Schreibpapier), bey 20 und mehr Exemplaren sogar jedes nur zu 1 Thlr. 9 gr., gebe auch bey 25 und mehr den Directoren oder Sammlern noch eines auf Schreibpapier extra gratis. Bey andern Buchhandlungen kann man zwar nicht so hohe, indeß bey Parthien doch einige Vortheile erhalten.

Der Ladenpreis tritt sogleich nach Beendigung des ganzen Werkes ein und könnte, bey wahrscheinlich größerer als oben versprochener Stärke, leicht über die Hälfte mehr als dieser billige Subscriptionspreis betragen.

In allen Buchhandlungen wird die Probe der Ausführung geliefert. Die geehrten Subscribenten werden dem Werke vorgedruckt.

Leipzig, den 1. Januar 1825.

Ernst Klein.

So eben ist bey Unterzeichnetem erschienen:

Beyspiele zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Lateinische, nach der Grammatik von Dr. C. G. Zumpt gesammelt und geordnet von Dr. Ernst Dronke. Zweyte, verbesserte und vermehrte Auflage. 1825. (231 S.)

Der Herr Verfasser hat in dieser zweyten Auflage nicht nur die Beyspiele zu den einzelnen Paragraphen und Nummern an sehr vielen Stellen vermehrt; sondern er hat auch größere Aufgaben hinzugefügt, um den längern Gebrauch des Buches zu bewirken. Auch die grammatischen Anmerkungen, durch welche Zugabe sich diese Beyspielsammlung vor anderen auszeichnet, sind zum Theil verbessert und vermehrt, obschon manches dagegen weggefallen ist. Ferner ist die Sammlung so eingerichtet worden, daß sie neben dem Auszuge und der größern Grammatik des Hrn. Prof. Zumpt gebraucht werden kann.

Den Preis habe ich bey der vermehrten Bogenzahl auf 12 gGr. gesezt; um jedoch die Einführung des Buches auf Schulen zu erleichtern, bin ich erbötig, bey directer Bestellung von Parthien, diesen Preis noch zu vermindern, so daß ich auf 25 Exemplare 4, auf 50 Ex. 9 und auf 100 Ex. 20 Freyexemplare gebe, welche Vortheile aber natürlich andere Buchhandlungen nicht gewähren können.

Coblenz, im Januar 1825.

J. Hölscher.

Anzeige.

Die von dem Verein Concordia zur Unterstützung der leidenden Menschheit im vorigen Jahre unter dem Titel:

Ceres

herausgegebene Zeitschrift wird auch in diesem Jahre regelmäßig fortgesezt werden.

Der Zweck dieser Schrift ist, dem wohlthätigen Vereine eine größere Ausbreitung zu verschaffen und Rechenschaft zu geben von dem, was derselbe leistet, und außerdem noch der gebildeten Welt eine angenehme Lectüre zu verschaffen, weßhalb sie auch Gedichte, Erzählungen, dramatische Spiele, Charaden, und andere zur Unterhaltung eignende Gegenstände aufnimmt.

Die Zahl der Mitglieder und Mitarbeiter, die sich auf's thätigste für die edeln Absichten des Vereins interessiren, beläuft sich schon auf ein und zwanzig, und es steht zu erwarten, daß sich kein Edeldenkender ausschließen wird, seine gelungensten Geistesproducte auf den Altar der Liebe niederzulegen.

Die Redaction.

Monatlich erscheint ein Heft von 3 bis 4 Bogen in einem saubern Umschlag. Der Preis des ganzen Jahrgangs von 12 Heften ist 3 Rthlr., wofür es durch jede Buchhandlung, und im Königreich Sachsen durch die königl. sächs. Zeitungs-Expedition zu Leipzig bezogen werden kann.

Leipzig, im Januar 1825.

Carl Cnobloch.

In meinem Verlage erscheint nächstens eine deutsche Uebersetzung von dem Werke des Florentiners Bienffeur:

Italy and the Italians in the 19th century; a view of the civil, political and moral state of that country, with a treatise on modern italian Literature. London 1824. 2 vol.

welches zur Vermeidung aller Collissionen hiemit anzeigt

Sattler, Buchhändler.

Intelligenz = Blatt.

1825.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Geschichte Napoleons und der großen Armee während des Jahrs 1812. Von dem General Grafen von Ségür. Aus dem Französischen übersezt von General J. v. Theobald. Erster Band. gr. 8. 3 fl.

Jahrbücher der Baukunde, herausgegeben von Heinrich Freyherrn von Pechmann. Mit 6 lithographirten Tafeln. 1s Heft. gr. 4. 2 fl.

Inhalt.

I. Der frühere und der gegenwärtige Zustand des Wasser- und Straßenbaues im Königreich Bayern. Ein Versuch zur Beantwortung der Frage: Was hat Bayern für Herstellung und Vervollkommnung seiner Land- und Wasserstraßen bis jezt gethan, und was ist ihm dafür noch zu thun übrig?

II. Geschichte der Austrocknung und der Kultur des Donaumooses in Bayern.

III. Die neue Donaubrücke bey Passau.

IV. Beschreibung der in Bayern eingeführten Bogenhängwerksbrücken.

V. Ueber Bauten an reißenden Bergströmen.

VI. Beschreibung der an den südlichen Salinen Bayerns befindlichen Grundablässe mit Spiegeln.

Ankündigung.

Bey Unterzeichnetem erscheint in einigen Wochen eine deutsche Uebersetzung von:

Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant l'année 1812, par M. le général Comte de Ségur. 2 Tom. Paris, 1824.

Es ist dieß durch des Verfassers Stellung zu Napoleon, als durch die schöne Sprache ausgezeichnete Buch anerkannt als das beste, was noch über Napoleon selbst, und namentlich über den merkwürdigen Feldzug in Rußland erschienen ist, weßhalb auch die erste Auflage in Paris binnen einigen Wochen vergriffen wurde. Eine dem Originale gleich gute Uebersetzung, verbunden mit einem billigen Preise, wird daher dem deutschen Publikum gewiß höchst angenehm seyn.

Berlin, den 22. Januar 1825.

E. S. Mittler.

Veränderte Adreß-Anzeige.

Als Commissionär des seit mehreren Jahren sehr berühmten kurativen Mittels gegen die Brustkrankheit, Schwind- und Lungensucht, Schwäche und Abmagerung des Körpers 2c. zeige ich dem geehrten Publico hiermit an, daß ich meine Wohnung verändert habe, und daß meine Adresse jezt untenstehende ist. Alle an oben benannten Krankheiten Leidende, so wie auch diejenigen, welche durch eigenes Verschulden geschwächt und entnervt sind 2c., erhalten auf ganz Portofreye Briefe, eine ausführlich belehrende gedruckte Nachricht zur Selbsthülfe, unentgeldlich.

F. Winther, Notar und Commissionär,
auf dem Schulterblatt Nro. 463 zu Hamburg.

Herabgesezter Preis.

Rheinisches Taschenbuch für das Jahr 1822.

Mit Beyträgen von Adrian, Luise Brachmann, E. T. A. Hoffmann, E. Hufnagel, A. Kirchner, J. Krug von Nidda und H. Zschokke.

Mit 10 Kupfern und Vignetten.

Herabgesezter Preis bis Ende Juni d. J.
1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Die in diesem Jahrgange befindliche Erzählung: „der Narr des neunzehnten Jahrhunderts" von H. Zschokke wurde durch eine Uebersetzung im dießjährigen „Forget me not" in England eingeführt, und daselbst mit ungetheiltem Beyfalle aufgenommen. Dadurch sowohl, als auch durch die Berichtigung im Wegweiser zur Abendzeitung Nro. 7 vom 22. Januar d. J. entstanden häufige Anforderungen, den Preis dieses Jahrgangs herabzusetzen, denen ich hiermit bis Ende Juni d. J. bereitwillig entspreche.

J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

Byroniana!

Bey Friedr. Franckh in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Lord Byron's
Briefwechsel
mit einem Freunde und seiner Mutter in den Jahren 1809—1811, nebst Erinnerungen und Beobachtungen von R. C. Dallas. Mit Lord Byron's Bildniß und dessen Familiensitz Newstead-Abtey.
Aus dem Französischen ins Teutsche übertragen
von
G. Mayer.
Erste Abtheilung.
gr. 8. broschirt Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 gr. sächs.

Diese Briefe erstrecken sich über die frühere Lebensperiode des Dichters und bilden auf diese Weise eine höchst nothwendige und willkommene Ergänzung zu den allbekannten „Unterhaltungen mit Lord Byron, von Medwin."

Das Werk wurde in London sogleich bey seinem Erscheinen, auf Verlangen von Byrons Verwandten von

der englischen Regierung unterdrückt, und ist nun so eben in Paris erschienen, wo es das größte Aufsehen erregt. In diesen Briefen, welche nach Byrons Absicht nicht zur Bekanntmachung bestimmt waren, zeichnet sich derselbe ganz wie er ist. Er entfaltet darin freysinnig seine kühnen Meinungen über die Gesellschaft, über Religion, Sittlichkeit und Politik, und die ganze Kraft seiner Seele, die ganze Wärme seiner Poesie ist in demselben anzutreffen.

Sachse, Dr. C. (Prof. an der Ritterakademie zu Lüneburg), Geschichte und Beschreibung der alten Stadt Rom, ein histor. topograph. Handbuch zu Förderung eines gründlichen Studiums der römischen Schriftsteller. Mit Grundrissen und Planen. Hannover im Verlage der Helwing'schen Hof-Buchhandlung. 1ster Band. gr. 8. 2 Rthlr. 12 ggr.

Dieß Werk, entstanden durch sorgfältige Zusammenstellung und Aufklärung der Stellen bey den Alten und fleißiger Benutzung alles dessen, was die Neuern, bis auf Fea und Nibby herab, über Beginnen, Wachsthum, Blühen und Versinken der alten ewigen Stadt die verschiedenen Epochen hindurch herausgebracht haben, hilft einem großen Bedürfniß ab, das selbst Adlers Beschreibung von Rom, außer mehreren andern die Merkwürdigkeiten des alten und neuen Roms zusammenstellenden Werken, noch immer übrig gelassen hatten. Der erste Theil umfaßt die Geschichte der alten Stadt Rom von ihrem Ursprunge bis auf die Schlacht bey Actium, und schließt mit einer topographischen Uebersicht der Stadt, wie sie vor Augusts Periode war. Der zweyte und letzte unverzüglich nachfolgende Theil wird die Geschichte Roms unter den Kaisern bis auf Theodosius d. Gr. begreifen; nebst genauerer Beschreibung der verschiedenen öffentlichen Gebäude, als: Theater, Amphitheater, Circus, Thermen, Aquäducte, Land- und Heerstraßen, Brücken, u. s. w. Den Beschluß macht Roms Geschichte, bis auf Belisarius und Narses Zeiten herab. Grundrisse, Plane, theils lithographirt, theils in Kupfer gestochen, erläutern überall das Nöthige und wird ein genaues Register über das Ganze angehängt.

D. 18. Decbr. 1824.

Helwing'sche Hof-Buchhandlung
in Hannover.

(Zu haben in allen reellen Buchhandlungen.)

In der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Prof. K. H. L. Pölitz Grundriß für encyclopädische Vorträge über die gesammten Staatswissenschaften. gr. 8. 1825. (20½ Bog.) 1 Rthlr. 4 gr.

Dieß Compendium verhält sich zu dem größeren Systeme (die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit, 5 Thle. gr. 8. 1823 u. 24) wie die kleine Weltgeschichte zu der größern in 4 Theilen, so daß man nach erhaltener Uebersicht über das Gesammt-Gebiet der St. W. zu der nähern Bekanntschaft mit dem größern Werke übergehen, oder nach dem Durchlesen des Letztern die wesentlichsten Theile und Gegenstände des Systems in einem kurzen Umrisse wiederholen kann. Die Literatur ist auch hierin sehr vollständig aufgenommen.

Für Freunde einer ernsten Lectüre.

Die fünf Bücher tuskulanischer Untersuchungen des M. T. Cicero, oder die philosophischen Abhandlungen desselben, übersezt von H. D. A. Sonne, Altona, bey J. F. Hammerich. 1824. 25½ Bogen. gr. 8.

Schon die gehaltreiche Vorrede zu diesem Werke, in welcher der gelehrte Herr Direktor Sonne sich nicht nur über die Schwierigkeit und Nützlichkeit guter Uebersetzungen aus dem klassischen Alterthume für Lehrer und Schüler, wie über die gerechten Forderungen an Arbeiten dieser Art, sondern auch über die Gründe, warum? und über die Ordnung, in welcher Cicero's philosophische Schriften in gelehrten Schulen zu lesen sind, auf eine beachtungswürdige Weise ausspricht, nimmt sehr für den Verfasser ein. Liest man vollends die Uebersetzung dieser Abhandlungen: vom Tode und von der Unsterblichkeit, von der Ertragung körperlicher Schmerzen, von der Beherrschung der Leidenschaften und von dem Glücke, welches die Tugend gewährt, selbst, mit dem Original nach der zweyten Wolfischen Ausgabe in der Hand, so wird man bald überzeugt, wie wahr und treu jene diesem, sowohl in Absicht auf Form als auf Inhalt, nachgebildet sey.

Referent nimmt daher keinen Anstand, die vorliegende Schrift der allgemeinen Aufmerksamkeit, besonders jedoch der studirenden Jugend, vorzüglich auch darum zu empfehlen, weil jedem Buche eine genaue Inhaltsanzeige vorgesetzt ist, welche das Verständniß des Einzelnen, wie die Uebersicht des Ganzen ausnehmend erleichtert. Aber nicht blos der studirenden Jugend, auch jedem, wenn auch nicht klassisch gebildeten Manne kann die Lectüre dieser Uebersetzung von einem Werke der grauen Vorzeit, welches Einige der theuersten Interessen der Menschheit behandelt, im hohen Grade lehrreich werden. Denkt er nämlich von der Philosophie der Griechen und Römer allzugeringfügig: so wird ihm die Lesung dieser Schrift Achtung gegen dieselben einflößen. Ueberschätzt er aber ihre Leistungen auf Kosten des Christenthums: so wird diese Lectüre ihm bey unpartheyischer Vergleichung den Vorzug des Letztern im hellen Lichte darstellen. Möchte es daher dem Hrn. Verfasser gefallen, das Publikum bald mit Gaben ähnlicher Art zu erfreuen.

Ankündigung einer Ausgabe
von
Luthers Werken,
in einer das Bedürfniß der Zeit berücksichtigenden Auswahl.
10 Bändchen in Sedez.

Indem ich eine Ausgabe von Luthers Werken anzeige, begnüge ich mich folgende Worte des Herausgebers aus einer ausführlichen Ankündigung, welche nächstens in allen Buchhandlungen zu bekommen seyn wird, anzuführen.

„Achtung dem göttlichen Worte!“, wer „diesen Hauptgrundsatz Luthers zu dem seinigen macht, „wird vermögen, in einer Auswahl aus seinen Werken

„dasjenige darzureichen, was der große Mann selbst von „unserer Zeit beachtet zu sehen wünschen würde, falls „er hinschauete auf das Thun und Treiben in derselben, „wobey das edelste Streben so leicht irre geführt werden „kann.

„Luther, erkennend den Jammer seiner Zeit, strebte „in Demuth, in unablässigem Gebete, nach höherer „Erleuchtung. Zu seinem Werke trieb ihn diese Sehnsucht, und nichts anders wollte er damit, als dem „freyen Walten des göttlichen Geistes durch das in der „Bibel geoffenbarte Wort, Raum, Eingang, Aufnahme „und Folgsamkeit verschaffen, bey den Menschen, die, „irregeleitet, demselben entfremdet waren. — —

„Mit Beseitigung und Uebergehung alles dessen, was „nur seiner Zeit angehörte, was persönlich-polemisch. „persönlich-beziehend, lokal und temporell von ihm da„mals geredet, jetzt höchstens nur historischen Werth hat, „habe ich mich der Ausgabe einer Auswahl aus den „Schriften Luthers unterzogen, die für unsere Zeiten „eben so schätzbar sind, als sie bey ihrem Entstehen wa„ren, und hinreichen, seinen demüthigen christlichen „Sinn kennen zu lehren, zu wecken denselben auch in „unserer Zeit, und durch denselben im Glauben an die „göttliche Wahrheit die Gemüther zu stärken."

* * *

Diese Ausgabe in zehn Bändchen wird das Wichtigste enthalten, sowohl aus seinen Schriften über Bibelerklärung, als aus den Erbauungsschriften und Predigten, wie auch aus seinen Briefen, geisterhebenden Liedern, Unterredungen mit seinen Freunden u. s. w. — Sie wird in Sedez gedruckt, (gleich Wielands Werken bey Göschen). — Pränumeration wird nicht verlangt; aber bey Ablieferung der ersten fünf Bändchen wird für alle zehn bezahlt. Die Subscription bleibt bis September dieses Jahres offen. Im nächsten December wird Band 1 bis 5 geliefert; im Juny nächsten Jahrs Band 6 bis 10. Auf pünktliches Halten dieser Angabe darf man sich verlassen.

Der Preis ist auf 3 Thaler (oder 5 fl. 24 kr.) für alle 10 Bändchen, die 100 bis 120 Bogen enthalten werden, bestimmt. Lebhafte Theilnahme des Publikums, folglich eine beträchtliche Stärke der Auflage, kann bewirken, daß der Preis noch niedriger werde.

Die Buchhandlungen nehmen Subscription an. Privat-Sammler erhalten auf 10 Exemplare das eilfte frey.

Januar, 1825.

Friedr. Perthes, Buchhändler in Hamburg.
(Der Zeit wohnhaft in Gotha.)

Grundriß der Vernunfttheologie. Ein Prodromus zu seinem Entwurf einer Apologetik der christlichen Religion von D. G. S. Franke, ordentlicher Professor der Theologie in Kiel. Altona bey J. F. Hammerich 1824. Preis 12 gr.

Wenn gleich dieser Prodromus zu einem schon vor sieben Jahren erschienenen Werke etwas spät zu kommen scheint, so soll er uns deßhalb nicht minder willkommen seyn, da, was er uns mitbringt, aller Aufmerksamkeit und alles Dankes werth, auch recht wohl dazu geeignet ist, diejenigen auf den rechten Standpunkt zu stellen, die sich durch den gegenwärtig herrschenden Wirrwarr der über den Vernunft- und über den Offenbarungsglauben kämpfenden Partheyen hindurch finden wollen. Hat dieser Grundriß es seiner Natur und Bestimmung nach zwar nur mit dem ersten zu thun, und berührt er dagegen das Gebiet des leztern nur in einigen leisen Andeutungen, so kommt doch auch von diesem genug vor, um die freundliche Zusammenstimmung beyder wahrnehmen zu lassen, und den nur einigermaaßen aufmerksamen Leser zu überzeugen, daß weder die Vernunfttheologie sich dem Offenbarungsglauben, wie man uns wohl hie und da bereden möchte, feindlich gegenüber stelle, noch der Offenbarungsglaube die Wahrheiten, die auch schon die Vernunft zu finden vermag, ausschließe, und am allerwenigsten darauf ausgehe, der Vernunft das ihr unläugbar zukommende Stimmenrecht zu verweigern. Lesern, denen es darum zu thun ist, sich über die wichtigsten, hier in Betrachtung kommenden Punkte zu orientiren, können wir diesen Grundriß, der in der Kürze das Wesentliche giebt, mit Ueberzeugung empfehlen, so wie wir der unter der Anleitung des verdienten und berühmten Verfs. studirenden Jugend recht sehr Glück wünschen, in Herrn Dr. Fr. einen Führer zu haben, der mit gründlicher Einsicht und edler Unpartheilichkeit zu Werke geht. Da es nicht dieses Orts ist, auf speciellere Untersuchungen einzugehen, und das dem Büchlein vorgesezte Inhaltsverzeichniß uns der Mühe überhebt, hier eine allgemeine Uebersicht von eben diesem Inhalt zu geben, so fügen wir nur noch den Wunsch hinzu, daß diese Schrift recht bald in den Händen vieler Leser sich finden, und zur Förderung eines — vernünftigen Glaubens segensreich wirken möge. K.

Uebersetzungs-Anzeige.

Von folgenden Werken:

1) Histoire impartial de Revolution de France par L. Prudhomme père 12 Vol.
2) Des Ministres et de la Charte, du même auteur 6 Vol.

erscheinen in unserm Verlage deutsche Uebersetzungen. Wir haben solche Veranstaltungen getroffen, daß besonders letzteres Werk in der Uebersetzung fast gleichzeitig mit dem Original erscheinen wird. Beyde Werke werden splendide gedruckt, und in wohlfeilen Preisen, fast eben so wohlfeil wie unsere Ausgabe der Tausend und Einen Nacht, geliefert.

Breslau, den 28sten Januar 1825.

Buchhandlung Josef Max und Comp.

In der Löffler'schen Buchhandlung in Stralsund hat folgendes wichtige Werk so eben die Presse verlassen und ist in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

A Glossary; or collection, of words, phrases, names, and allusions to customs, proverbs, etc. which have been thought to require illustration in the works of english authors particulary Shakespeare and his contemparies by Robert Nares, A. M., F. R. S., F. A. S., Archdeacon of Strafford etc. 58 Bogen. gr. 8. cartonnirt 7 Rthlr.

Es gab bisher keine so vollständige und gründliche Anleitung zum Verstehen der Englischen Classiker, als die

in diesem Werke dargebotenen; und namentlich ist Schakespeare, besonders in seinen dunkeln Stellen, nirgends so vollkommen erklärt worden, als hier, wo der gelehrte und ungewöhnlich belesene Verfasser neben den Forschungen früherer Commentatoren die reichen Früchte seines 20jährigen Studiums, in einer für den Gebrauch so bequemen alphabetischen Anordnung, niedergelegt hat. Alle Freunde Schakespeare's werden es der Verlagshandlung Dank wissen, daß sie ihnen dieses in England so kostspielige Werk, welches zugleich dem Mangel der Noten bey den neueren Ausgaben abhilft, für obigen sehr billigen Preis zugänglich gemacht hat. Druck und Papier sind vorzüglich und steht überhaupt das Aeußere dieser Ausgabe der englischen um nichts nach.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Dr. M. Luthers Vorreden

zu den Büchern der heiligen Schrift besonders gedruckt als eine Einleitung zum Lesen der Bibel. gr. 8. 167 Seiten 9 ggr. oder 40 kr.

Maurerische Ansichten.

Herausgegeben vom Hofrath von Schütz 1s 2s Heft. 8. 12 ggr. oder 54 kr.

Schreckensnächte

eines Reisenden auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Eine aus dessen Tagebuche entlehnte wahre Geschichte neuerer Zeit. Herausgegeben von C. F. W. Bock. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Cathinka

oder das Duell zum Glück. Eine wahre tragi-komische Begebenheit aus St. Petersburg und Moskau. Herausgegeben von C. F. W. Bock. 8. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Trudchen.

Eine Erzählung von Charl. Pfeiffer, K. B. Hofschauspielerin. 2 Bde. 8. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

In Beziehung auf mein ergebenstes Circulär vom 22. July v. J. nebst Verzeichnisse von französischen Werken, welche sowohl in Original als auch in Abdrücken von den gediegensten in Paris erschienenen literarischen Produktionen, in Belgien herausgekommen, habe ich die Ehre, meine werthen Handelsfreunde in Deutschland vorläufig zu benachrichtigen, daß ich binnen einigen Wochen mit einem fortgesezten Verzeichnisse der wichtigsten seit Monat July v. J. hierlands erschienenen Werke aufzuwarten.

Ich bin so frey, meine resp. Herren Korrespondenten in Deutschland nochmals auf den Inhalt meines ersten Verzeichnisses aufmerksam zu machen. Ueberzeugt, sie werden darin meistens gehaltvolle Werke finden, darf ich auch hoffen, mit bedeutenden Aufträgen beehrt zu werden.

Unsere Geschäftsverbindungen können um so leichter zu gegenseitigem Nutzen führen, als ich von vielen der verehrlichen Herrn Verlegern, deren Artikel mir conveniren, im Laufe des Jahres manches in Gegenrechnung gebrauchen kann, welche Artikel ich aber vorher auswählen muß, und unverlangt durchaus nicht annehmen kann.

Ich wiederhole, daß ich die Bestellungen von jenen den resp. Handlungen, deren Artikel nicht in meinen diesigen Wirkungskreis passen, und deßwegen in keiner laufenden Rechnung mit ihnen stehe, nur gegen baare Zahlung ausführen werde.

Brüssel, den 24. Febr. 1825.

J. Frank.

So eben ist bey August Oßwald in Heidelberg und Speyer erschienen:

Vor- und Nachschule des geographischen Unterrichts für die Jugend und zur Wiederholung für Erwachsene von M. Desaga.

8. 24 kr. rhein. 6 ggr. sächs.

Wir dürfen auf die ausgedehnte Anerkennung der von dem Herrn Verfasser herausgegebenen teutschen Sprachlehre, von welcher in kurzer Zeitfrist vier Auflagen erschienen sind, seiner Anleitung zum Kopfrechnen und zum schriftlichen Rechnen bauen, indem wir das Publikum mit diesem neuen Geschenk seiner Feder bekannt machen, und dürfen auch für diesen viel bearbeiteten und zum allgemeinsten Bedürfniß gewordenen Zweig des menschlichen Wissens seinem Büchlein den Vorzug versprechen, welchen die faßliche Darstellung und Gründlichkeit seinen übrigen verschafft haben. Der Preis ist so billig gesezt, daß auch der wenigst Bemittelte ihn leicht erschwingen kann, und dennoch werden wir bey direkten Bestellungen von wenigstens 12 Exemplaren noch besondere Erleichterungen eintreten lassen.

Ein Contra-Bassist, und ein zweyter Clarinettist werden gesucht.

Zur Fürstlich Oehringischen Hofkapelle wird ein guter Contra-Bassist gesucht, und besonders angenehm wäre es, wenn derselbe zugleich die Fähigkeit besäße, bey einem Quartett das Violoncell zu übernehmen, — ferner ein tüchtiger, und musikalisch gebildeter zweyter Clarinettist, von dem man hauptsächlich verlangt, daß seine Intonation in den Mitteltönen rein, und er die schwierigsten Passagen mit Leichtigkeit zu überwinden im Stande sey, gesucht. Diejenigen, welche die genannten Stellen zu übernehmen gesonnen sind, haben sich deßhalb in portofreyen Briefen an Herrn Schmitt, Fürstlichen Kapellmeister zu Oehringen, zu wenden.

Von

John Walkers critical Pronouncing Dictionary of the English Language

wird in meinem Verlag eine mit dem Londoner Original wetteifernde Ausgabe veranstaltet, und im Lauf des nächsten Sommers beendet seyn.

Leipzig, 24. Febr. 1825.

Ernst Fleischer.

Nro. 8.

Intelligenz - Blatt.

1 8 2 5.

Wir ersuchen unsre verehrlichen Herren Correspondenten, uns, bey dem so sehr erhöhten Briefporto, das sich sehr streng nach dem Gewicht richtet, auf möglichst feinem Papier zu schreiben und keine besondern Umschläge über die Briefe machen zu wollen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag sind so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Klinische Denkwürdigkeiten.

Von

Dr. Ignatz Rudolph Bischoff,

k. k. öffentlichem ordentlichem Professor der medicinischen Klinik und praktischen Heilkunde für Wundärzte an der Karl-Ferdinands-Universität; Primararzte im k. k. allgemeinen Krankenhause und Arzte des Gebärhauses zu Prag.

Dieses Werk enthält folgende zwey Schriften, welche auch, für sich bestehend, einzeln zu haben sind:

1. Darstellung der Heilungsmethode in der medicinischen Klinik für Wundärzte, im k. k. allgemeinen Krankenhause zu Prag. Im Jahre 1823. gr. 8. 1825. — 22 Bogen stark. Preis geheftet 1 Rthlr. 20 gr.
2. Klinisches Jahrbuch über das Heilverfahren in der medicinisch-praktischen Schule für Wundärzte zu Prag. Im Jahre 1824. gr. 8. 1825. — 10 Bogen stark. Preis 20 gr.

Der Verfasser, als praktischer Lehrer und vieljähriger Spitalarzt eines großen Krankenhauses, dem ärztlichen Publikum bereits bekannt, liefert hier eine Schilderung der in dieser praktischen Schule angewandten Heilungsmethode, in einer der Natur getreuen und einfachen Darstellung der am Krankenbette gesammelten Erfahrungen, nebst beygefügten praktischen Bemerkungen. — Bey der zunehmenden Anzahl von Schriften, welche sich durch kühne Hypothesen und glänzende Theorien zu übertreffen suchen, dürfte ein unbefangener Blick in das Reich der Erfahrung, sowohl dem angehenden Arzte als Wegweiser willkommen, als auch dem ausgebildeten Praktiker als Vergleichungspunkt der Behandlungsweise nicht uninteressant seyn. — Auf Reinheit und Correktheit des Druckes ist mit großer Sorgfalt Rücksicht genommen worden.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Grundsätze der praktischen Heilkunde durch Krankheitsfälle erläutert. gr. 8. Prag, 1823. Erster Band: Die Fieber. Zweyter Band: Die Entzündungen der Brust und des Unterleibes. (Der dritte Band ist unter der Presse.)

In August Oßwald's Buchhandlung ist so eben erschienen:

Muster und Uebungsblätter zur Bildung des Ausdrucks und Geschmacks.

Mit einer Methodik als Anhang von

Carl Schücklein,

Professor am Lyceum zu Speier.

gr. 8. 23 Bog. 1 fl. 45 kr. rhn. 1 Thlr. sächs.

Nicht eine der gewöhnlichen und so häufigen Anthologien, Deklamations-Uebungen und Theorien wird dem Publikum hier geboten; sondern eine durch den seltensten Geschmack und Scharfsinn und durch eine überraschende Fülle von Belesenheit ausgezeichnete Mustersammlung dessen, was vom Alterthum und aus der neuesten Gegenwart zu kennen, zu bewahren und zu nützen wünschenswerth und zuträglich ist für's Leben in seiner bessern Richtung. Jede Stufe der Empfindung, und jedes einzelne Gefühl finden darin einen erhebenden Anklang; doch wird nicht eine weichliche Nährung der Empfindsamkeit, sondern zugleich eine die Kräfte des Geistes und die Seele entwickelnde und stärkende Ausbildung von Urtheil und Geschmack um so sicherer der Erfolg seyn; als die Regel sich aus dem Genuß entwickelt, und pedantische Abstraktion gänzlich fern gehalten ist. Die gewonnene Bekanntschaft wird noch besonders in sofern lohnen, als so manchmal bey dem Genuß guter Gedichte und Lesestücke die Kenntniß ihrer Schöpfer eben so ungerne vermißt, als dieser Genuß durch den Mangel an gehöriger Vorbildung und richtiger Anleitung verkürzt und verkümmert wird. Für Jung und Alt, für den Greis, der sich die Welt im Rückblick auf das eigene Leben gerne beschaut; für den Mann, der von den Eindrücken des Augenblicks gefaßt und gestört, oft eine Berichtigung seiner Ansichten bedarf; für die Jugend, die für so manche in der Brust erwachende Empfindung den Ausdruck sucht, für heranwachsende Knaben und Mädchen selbst, in denen der emporkeimende Trieb nach dem Höheren seine Richtung erhalten soll, ist das Buch nach unserer vollen Ueberzeugung eine reiche Quelle des Genusses, der Belehrung und Erhebung, und wir empfehlen es daher ebensowohl für die Schule als für das Leben; besonders auch als eine angemessene Festgabe, mit dem Wunsche, daß unsere Ueberzeugung sich recht vielseitig verbreiten möge.

Literarische Anzeige.

Contes offerts aux Enfans de France. Par J. N. Bouilly. Paris 1825.

erscheinen in einer deutschen Bearbeitung bey

Ernst Fleischer.

Leipzig, 19. Febr. 1825.

Bey F. Kupferberg in Mainz hat so eben die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Kultur und Barbarey oder Andeutungen aus und zu der Geschichte der Menschheit, mit steter Beziehung auf unsere Zeit von J. G. Reinwald. 25½ Bogen in 8. geheftet 1 Rthlr. 6 ggr. oder 2 fl. 15 kr.

Wir glauben diese Schrift mit einigen Worten empfehlen zu müssen. Ein aufgeklärter Geschäftsmann, der in der gelehrten und politischen Welt jeder Aeußerung steigender Kultur und jedem Zurückschreiten zur Barbarey aufmerksam nachgeforscht hat, äußert sich hierin über die wichtigsten Gegenstände des Gesprächs und des Streits in der gegenwärtigen Zeit. Seine auf Geschichte und Philosophie gegründeten Ansichten und Belehrungen über Religion, Reformation, Jugendbildung, Staatsweisheit, Wissenschaft und Kunst werden dem gebildeten Leser unstreitig willkommen seyn; und derjenige besonders wird sie zu schätzen wissen, dem die besonnene klare Rede mehr werth ist, als leidenschaftliche Worte, und scharfes Denken höher steht, als schimmernder Mystizism. Mit Recht kann deßhalb der Verfasser am Schluß seiner Betrachtungen sich selbst das Zeugniß geben: „er sey sich bewußt, in der partheybewegten Gegenwart mit möglichster Unbefangenheit geredet zu haben."

In der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Das Schaf und die Wolle, deren Geschichte, Erzeugung, Wartung, Veredlung und Beurtheilung; mit Bezug auf die großen Vortheile, welche die Wolle, besonders aber der Handel mit derselben, nicht nur den städtischen Gewerben, sondern auch der landwirthschaftlichen Betriebsamkeit in Deutschland gewährt.

Dargestellt
von
J. C. Ribbe,
Professor und Lehrer der Vetrinär-Wissenschaft bey der Leipziger Universität, der ökonomischen Gesellschaft im Königreiche Sachsen, so wie der märkisch-ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam Ehren- und der Leipziger ökonomischen Societät wirklichem Mitgliede.

gr. 8. 18 Bogen stark. Preis 1 Rthlr. 8 gr.

So mancherley, zum Theil sehr vortreffliche Schriften über die, für Teutschland seit einiger Zeit so äußerst wichtig gewordene veredelte Schafzucht, auch bisher erschienen seyn mögen: so fehlte es dennoch bis diesen Augenblick an einem Werke, welches alles dahin Gehörige vollständig und in einer nicht blos für den Oekonomen vom Fach, sondern auch für jeden Wollhändler und Fabrikanten, überhaupt für jeden Gebildeten, der den großen Weltverkehr mit seinen Blicken verfolgt, leicht faßlichen Darstellung vorträgt. Die Verlagshandlung darf sich schmeicheln, durch die Herausgabe des oben angezeigten Werkes eines in diesem Zweige der Landwirthschaft nicht blos theoretisch, sondern auch praktisch bewanderten Mannes, jenem Bedürfnisse abgeholfen zu haben. In keinem andern Werke findet sich alles Wissenswürdige über die Naturgeschichte des Schafes, besonders der spanischen Merinos und der von ihnen abstammenden sächsischen Electoral-Schafe, über die Wartung und Pflege derselben, über die Geschichte ihrer Einführung in den verschiedenen Staaten Europa's, über die Eigenschaften der feinen Wolle, die Verhältnisse des Handels mit derselben u. dgl. m. in einer so gedrängten Kürze vorgetragen, wie in diesem neuesten Werke des Hrn. Prof. Ribbe.

Auction eines bedeutenden Münz-, Naturalien- und Kunstkabinets.

Die auf den 1. März dieses Jahres angekündigt gewesene Auction des Münz-, Naturalien- und Kunstkabinets des vormaligen Vicekanzlers und Geheimen Raths Herrn von und Zurmühlen zu Münster in Westphalen, wird eingetretener Hindernisse wegen erst am 18. April ihren Anfang nehmen.

Ein neuer Musen-Almanach.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und bey uns, so wie in allen Buchhandlungen, für 1 Thlr. zu haben:

Musen-Almanach für das Jahr 1826.
Herausgegeben von Julius Curtius.

Gedichte von verschiedenen Verfassern und in der mannigfachsten Form und mehr als 500 Xenien bilden den Inhalt. Die lezteren haben die politischen, religiösen, literarischen und theatralischen Verkehrtheiten und Beziehungen zu ihrem hauptsächlichsten Ziel erwählt, lassen fast keinen bekannten Namen, kein Institut und keine Richtung unserer Zeit ungeneckt, und eignen dieses erste Taschenbuch für 1826 zu einer höchst pikanten Unterhaltung.

Noch bemerken wir, daß in allen Buchhandlungen ausführliche Anzeigen gratis ausgegeben werden über die auf Subscription erscheinenden Werke:

1) Uebersicht der gesammten direkten und indirekten Besteuerung in den preußischen Staaten als Grundlage und im Vergleich zu den verschiedenen Steuersystemen, welche an den lang ausgedehnten Gränzen in Berührung kommen, als Rußland, Oestreich, Sachsen, Bayern, Frankreich u. s. w. Mit Anmerkungen und Vorschlägen, den ausübenden Steuerdienst betreffend, von C. W. Schmidt, Königl. Steuer-Offiziant, ordentliches Mitglied der märkisch-ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam, Verfasser der „mechanischen Technologie" u. s. w. (Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 12 Gr.; nachheriger Preis: 4 Thlr.)

2) Bernhardt Wanschaff's „Neueste mathematisch-constructionelle Entdeckungen. (Subscriptions-Preis: 1 Thlr. 12 Gr.; nachheriger Preis: 2 Thlr. 12 Gr.)

Berlin, im Januar 1825.

Vereins-Buchhandlung.

Literarische Nachricht für Gutsbesitzer, Landwirthe und Forstmänner.

Im Verlage der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag erscheint, und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands wird Pränumeration angenommen auf nachfolgende gemeinnützige und interessante Zeitschrift:

Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen.

Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Hauswirthschaft, des Forst- und Jagdwesens im Oesterreichischen Kaiserthum und dem ganzen Teutschland.

Herausgegeben von Chr. C. André.

15ter Jahrgang für 1825.

(Nr. 1 bis 4 sind in allen Buchhandlungen gratis zu bekommen.)

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 2 Bände in Median-Quart-Format, deren jeder 48 Bogen Text mit den dazu nöthigen Kupfern und Tabellen enthält. Der Pränumerations-Preis ist wie bisher für den Jahrgang 6 Rthlr. Der Preis der frühern Jahrgänge 1811 bis 1824, 28 Bände mit vielen Kupfern und Tabellen gr. 4. ist bey completer Abnahme 38 Rthlr. Mit Ausnahme des eben vollendeten Jahrgangs 1824 ist jeder Jahrgang zu dem herabgesezten Preis von 4 Rthlr. zu haben. Nur die Jahrgänge 1815 u. 1816 können einzeln nicht mehr gegeben werden. Einzelne Hefte kosten 12 gr.

Die Vortrefflichkeit dieser bereits seit dem Jahr 1811 bestehenden Zeitschrift ist eben so sehr durch die stets anwachsende Zahl der Abnehmer, als durch wiederholte günstige Urtheile der berühmtesten kritischen Institute, nämlich der Allgemeinen Literatur-Zeitungen von Jena, Halle und Leipzig, der Göttinger Gelehrten Anzeigen, des Beck'schen Allgemeinen Repertoriums der Literatur beurkundet worden. Keine der jezt bestehenden landwirthschaftlichen Zeitschriften kann sich, sowohl was die Quantität als die Qualität betrifft, den Oekonomischen Neuigkeiten gleich stellen; keine vermag einen solchen Schatz von Erfahrungen, von anziehenden Verhandlungen über die wichtigsten Gegenstände der Landwirthschaft aufzuweisen, keine vermeidet so sehr die Wiederholung des schon früher Gesagten durch Hinweisungen auf den Inhalt der frühern Jahrgänge; durch keine wird so sehr eine wahrhaft wissenschaftliche Ansicht aller zum Gebiete der Landwirthschaft gehörigen Gegenstände möglich gemacht und so zu sagen eine vollständige Encyklopädie der Landwirthschaftslehre geliefert.

Der Hauptplan der Oekonomischen Neuigkeiten, nach welchem eigentliche Landwirthschaft (Feld- und Gartenbau, Weinbau, Viehzucht rc.) und Forstwesen, die zwey grossen Hauptrubriken ihres Inhaltes bilden, ist, wie die lezten Jahrgänge zeigen, nicht nur unverändert beybehalten, sondern auch in mehreren einzelnen Theilen noch ansehnlich erweitert worden. Das ökonomische Publikum findet nämlich:

I. Verhandlungen und Debatten, als weites und fruchtbares Feld für die zum Theil noch sehr unbearbeitete und doch so wichtige ökonomische Kritik; zur Beleuchtung und Prüfung des bisher als allgemein gültig Betrachteten; zur Aufdeckung scheinbarer oder wirklicher Blößen, aber auch zur Widerlegung und Vertheidigung mit aller möglichen Freymüthigkeit innerhalb der Gränzen des Anstandes. Ganz besonders reich ist in dieser Hinsicht die für den deutschen National-Reichthum in unsern Tagen so wichtig gewordene Rubrik der Schafzucht bedacht worden. Die dahin gehörigen gediegenen, zahlreichen Aufsätze des durch seine ökonomischen Schriften so rühmlich bekannten Hrn. Inspektors und Mitredakteurs dieser Zeitschrift, Rudolph André, gereichen derselben zur besondern Zierde, und wägen für sich allein ganze bändereiche Werke auf, so daß die Verlagshandlung schon von mehrern Seiten aufgefordert worden ist, diese Aufsätze, nebst den übrigen vorzüglichsten Verhandlungen über die Schafzucht, wie sie sich in den frühern Jahrgängen finden, als besonderes Werk abdrucken zu lassen. Nicht minder wichtig ist die unter dieser Rubrik im so eben beendigten Jahrgange 1824 mitgetheilte, vom Hrn. Hofrath André selbst verfaßte und mit kritischen Anmerkungen begleitete Uebersetzung des vor Kurzem in Paris erschienenen Werkes: Nouveau traité sur la laine et sur les moutons, von dem HH. Perrault de Jotemps, Fabry und Girold.

II. Lehren, Meinungen und Erfahrungen praktischer Oekonomen und Forstmänner über das Ganze, so wie über einzelne Theile ihres reichen Gebietes, nach eigenthümlichen Ansichten, mit Voraussetzung des Bekannten, aber Lezteres nur in gedrängten, erschöpfenden Zusammenstellungen.

III. Neuigkeiten, d. h. Nachrichten von neuen Erfindungen und Entdeckungen, angestellten Versuchen, denkwürdigen Ereignissen von den Verhandlungen und Arbeiten ökonomischer Gesellschaften u. dgl. Sehr anziehend sind in dieser Hinsicht die Rubriken der Landwirthschaftlichen Berichte und des Landwirthschaftlichen Handels, welche Leztere seit dem Jahrgange 1823 noch durch zahlreiche und vollständige Mittheilungen der Wollpreise auf den Londoner, Frankfurter, Breslauer und Berliner Märkten, so wie durch eine, sehr reichen Stoff zu Vergleichungen und staatswirthschaftlichen Betrachtungen darbietende monatliche tabellarische Uebersicht der Getraide-Preise aus fast allen Gegenden Deutschlands und insbesondere der östreichischen Monarchie, Alles auf Nieder-Oestreicher Metzen und Conventions-Münze reducirt, vermehrt worden ist. Auch gehört hieher die

IV. Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der Landwirthschaftlichen Literatur. Unter dieser Rubrik liefert der Hr. Herausgeber theils Auszüge, theils Beurtheilungen der neuesten ökonomischen Schriften, sowohl des In- als des Auslandes, namentlich der in Frankreich und England erscheinenden Werke, so daß sie dem Leser nicht nur als Leitfaden bey der Anschaffung neuer, sondern auch zum Theil als Ersatz für größere, kostspieligere Werke dienen können.

Neue Musikalien, welche bey B. Schott Söhne in Mainz erschienen sind.

Auber, der Schnee für 2 Violinen arrang. von F. Heroux. 2 fl. 30 kr.

Dotzauer, J. J. F., Violoncelle-Schule. 7 fl. 12 kr.

Gail, la Barcarole „Opescator dell onda“ ein- oder dreystimmig mit Pfte. oder Guit. Begleitung. 8 kr.

Gugel, H., 12 Etuden für Horn Cah. 2. 1 fl. 24 kr.

Haydn, Michl., Missa solemnis in C. sub titulo Jubilaei.

Für 4 Stimmen, 2 Violinen, 2 Violas, 2 Hautbois, 2 Horn, 2 Trompeten et Orgel. 5 fl. 24 kr.
Haydn, Dieselbe Messe im Clav. Auszug. 5 fl. 24 kr.
Lindpaintner, 2te concertante Sinfonie f. Flöte, Hautbois, Clarinette, Horn et Fagott mit Orchester-Begleitung. Op. 44. 4 fl. 36 kr.
Musikalische Visiten-Karten, das Dutzend 24 kr.
Rossini, 2ter Favorit-Walzer aus dem Barbier von Sevilla f. Pft. Nr. 237. 8 kr.
— — Semiramis, als Harmonie für Flöte, 2 Clarinetten, 2 Horn et 2 Fagott von J. P. Heuschkel arrang. 3 fl. 36 kr.
v. Weber, Euryanthe, als Harmonie für dieselben Instrumente von Heuschkel arrang. 2 fl. 30 kr.
Roy, Schule für das Klappen-Flügel-Horn. 2 fl.

Von P. v. Winters großen Singschule sind die 4 Theile nun auch einzeln abgedruckt worden und in allen Buch- und Musikhandlungen zu haben.

Mainz, den 10. Febr. 1825.

B. Schott Söhne,
G. H. Hofmusik-Handlung.

Zur Vermeidung von Collisionen wird hiermit angezeigt, daß von folgenden Werken Uebersetzungen unter der Presse sind:

Les derniers des Beaumanoir. Par M. Kèratry.
Le Tasse ou Génie et Malheur. Par M. Masse.
Rélation from the expedition of Lord Byron to Greece.
L'honnête homme, ou le Niais. Par M. Picard.

Mignet, Geschichte der französischen Revolution von 1789 bis 1814. Aus dem Franz. übers. v. A. Wagner. Mit einer chronologischen Uebersicht und einem Steindruck. 41 Bogen auf fein franz. Druckpapier in gr. 8. Jena, Frommann. Preis 2 Rthlr. 18 gr.

Frankreich hat dieß Werk als das Beste unter den vielen Aehnlichen anerkannt, ein geachtetes kritisches Blatt in England nennt es „the admirable work of Mignet" und so wird diese so eben erschienene Uebertragung, für deren Güte der Name des Herrn Uebersetzers bürgt, gewiß auch in Deutschland den verdienten Beyfall finden. Es ist weder eine trockene Zusammenstellung der Begebenheiten, noch eine unter der Maske der Geschichte auftretende Partheyschrift, sondern eine genetische Entwicklung des ganzen Kreislaufs dieser großen Weltbegebenheit, mit Bezeichnung des Charakters der verschiedenen Perioden, der wirkenden Ursachen bey den Hauptwendepunkten derselben und der vorzüglichsten Männer, die darin handelnd auftreten. Die ganze Darstellung, beruhend auf gründlichem Studium der Quellen, auch einiger bisher unbenutzten, bewegt sich in gedrängtem, aber doch klarem Vortrage und läßt überall die Tiefe, den Geist und reine Gesinnung des Verfassers erkennen.

So wird die ältere Generation unter uns hier gern im Zusammenhange und mit manchen neuen Aufschlüssen und gehaltreichen Andeutungen wieder finden, was sie zum Theil selbst erlebt, die jüngern aber in kräftigen und bestimmten Umrissen ein Bild erhalten von den Begebenheiten, die auf unsre Zeit einen so ungeheuren Einfluß gehabt haben. Allen wird die chronologische Uebersicht als das zweckmäßigste Register willkommen seyn.

Bey K. F. Koehler in Leipzig ist so eben fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Weberś, D. A. D., systematische Entwicklung der Lehre von der natürlichen Verbindlichkeit und deren gerichtlichen Wirkung, mit einer vorläufigen Berichtigung der gewöhnlichen Theorie der Verbindlichkeit überhaupt. 5te verbesserte Auflage. gr. 8. 2 Rthlr.

Ferner verdienen bestens empfohlen zu werden:

Rädels, M. K. C. G., Worte eines Vaters an seine Söhne, am Tage ihrer öffentlichen Confirmation. gr. 8. gleich broch. 4 gr.
— — Desselben Worte an seine Tochter am Tage ihrer öffentlichen Confirmation. 8. brochirt 4 gr.
— — Abendmals- und Confirmations-Worte. 4 Theile in 8. 2 Rthlr. 21 gr.
— — Desselben 5r Theil (unter der Presse).
— — Tauf- und Traureden. 3 Thle. 8. 1 Rthlr. 20 gr.
— — — — 4r Bd. (unter der Presse.)

Uebersetzungs-Anzeige.

Von folgenden Werken wird am 1sten und 15ten April eine deutsche Uebersetzung versandt:

Memoirs of Miss Wilson.
Situation de l'Europe en 1825.
The modern Receipt Book, or Arcana of the Arts; arranged bey Jame Cochrane.
A Visit to Greece in 1823 and 1824, by Waddington.
Des Herzogs von Rovigo Denkwürdigkeiten, den Tod Pichegrü's, des Capitän Wright, Oberst Bathurst und anderer betreffend.

welches, um Collisionen zu vermeiden, hiermit angezeigt wird. Stuttgart den 10. März 1825.

Friedrich Franckh.

So eben ist erschienen:

Abbildungen zu Heinr. Meyers Geschichte der bildenden Künste bey den Griechen von ihrem Ursprung an bis zum höchsten Flor. Folio. 1ste Lieferung, Subscriptions-Preis für alle 5 Lieferungen 4 Rthlr.

Bis zur Ostermesse erlassen wir den Text und die Kupfer zusammen noch um den Subscriptions-Preis von 5 Rthlr. 12 gr., nachher tritt der Ladenpreis von 8 Rthlr. ein.

Die 2te Lieferung erscheint Anfangs April, die 3te im Juni, so daß vor Schluß des Jahres die sämmtlichen 5 Lieferungen in den Händen des Publikums seyn werden.

Dresden, im Febr. 1825.

Walther'sche Buchhandlung.

Nro. 9.

Intelligenz = Blatt.

1825.

Neueste Ansichten über Wolle und Schafzucht.

Von dem Vicomte Perrault de Jotemps, (vordem Officier bey der Marine, Correspondenten des allgemeinen Ackerbaurathes, Mitglieds der Aufmunterungsgesellschaft für National-Industrie, der Ackerbaugesellschaft zu Carlsruhe ꝛc.)
Fabry, Sohn, (vormals Unter-Präfekt, Mitglied der Genfer und mehrerer anderer Ackerbaugesellschaften.)
F. Girod (vom Ain-Officier der höhern Abtheilung beym königl. Generalstab, der Ehrenlegion und Ritter des Ludwigs-Ordens ꝛc.)
Alle drey Miteigenthümer der Nazer Heerde.
Erster Theil.
Uebersezt und mit Anmerkungen begleitet von Christian Carl André,
Königl. Würtemb. Hofrath, Herausgeber der Oekonomischen Neuigkeiten ꝛc. und Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften.
(Aus den Oekonomischen Neuigkeiten 1824 besonders abgedruckt.)
gr. 4. Prag. 1825. Preis broschirt 18 gr.

Die höhere Schafzucht und der Handel mit veredelter Wolle sind seit längerer Zeit Gegenstände von großer Bedeutung für die Nationalwohlfahrt des gesammten Teutschlands, insbesondere aber Oestreichs, Preußens und Sachsens geworden, in welchen Ländern jährlich so große Vorräthe veredelter Wolle producirt und auf den Markt gebracht werden. Wie mancherley irrige Begriffe über jene Gegenstände noch obwalten, weiß Jeder, der sich mit höherer Schafzucht oder Wollhandel beschäftigt, und mit den neuesten Verhandlungen darüber, namentlich in den allgemein geschätzten Oekonomischen Neuigkeiten des Hrn. Hofrath André zu Stuttgart, nicht unbekannt geblieben ist. Der würdige Herr Herausgeber dieser Zeitschrift hat die Zahl seiner ohnehin schon sehr bedeutenden Verdienste um die teutsche Landwirthschaft noch dadurch vermehrt, daß er die neueste Schrift der HH. Perrault de Jotemps, Fabry und Girod, (alle drey Miteigenthümer der so berühmten Nazer Heerde) welche erst 1824 zu Paris unter dem Titel erschienen ist: Nouveau Traité sur la laine et sur les Moutons, ins Teutsche übersezte, mit sehr schätzbaren erläuternden und ergänzenden Anmerkungen begleitete und diese Uebersetzung in dem Jahrgange 1824 der Oekonomischen Neuigkeiten mittheilte. Die Wichtigkeit dieser Schrift aber verdiente wohl einen besondern Abdruck auch für die Nichtleser jener Zeitschrift. Der Herr Uebersetzer glaubt, wie er in der Vorrede bemerkt, durch diese Arbeit „unsern Schafzüchtern und der „Förderung der Schafzucht einen wesentlichen Dienst ge„leistet zu haben. Denn so viel Eigenes, Neues, Rich„tiges, ist über diesen Gegenstand nirgends gesagt wor„den. Wenige Eigenthümlichkeiten abgerechnet, die nur „für Frankreichs Verhältnisse passen, werden unsere „teutschen Schafzüchter, auch höhern Rangs, viel dar„aus lernen können und ich werde glauben, ihnen Glück „wünschen zu müssen, wenn sie die Grundsätze der Verfas„ser befolgen, welche nicht blos lehren, sondern auch vie„jährig gehandelt und ein seltenes Ziel (als sichern Bür„gen des von ihnen eingeschlagenen Weges) darin erreicht „haben, daß unter allen französischen Wollen die ihrige „fortwährend den höchsten Preis erhielt."

Bey W. Engelmann in Leipzig ist erschienen:
Petiscus, C. W., Erzählungen. 2 Bde. 8. 47 Bogen. Preis 3 Rthlr. 12 gr.

Ein wackerer Mann giebt hier wackere Erzählungen, anmuthig für jung und alt; die junge Welt belehrend, die ältere unterhaltend. Wer sie zur Hand nimmt, wird es nicht bereuen, und wer sie nicht liest, einen großen Genuß entbehren; darum werde ihnen freundliche Aufnahme bey allen, denen die Tugend theuer ist, wenn sie auch in Gestalt einer erheiternden Freundin erscheint.

Herabgesezte Preise.

Um die Hälfte im Preis herabgesezt sind die von nun an folgende zwey Werke zu haben:

E. A. W. von Zimmermann's Taschenbuch der Reisen, oder unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts, in Rücksicht der Länder-, Menschen- und Produktenkunde. Für jede Klasse von Lesern. 1r bis 14r Jahrgang in 18 Bänden. Mit 203 Kupfern und 11 Charten. Leipzig, bey Gerhard Fleischer. Sonst 36 Thlr. — Jezt 18 Thlr.

Minerva. Taschenbuch für 1809 bis 1820 oder 1r bis 12r Jahrgang, mit 111 Kupfern zu Schillers Gedichten und dramatischen Werken. Ebendaselbst. Sonst 14 Thlr. — Jezt 12 Thlr.

Dasselbe für 1811 bis 1824 oder 13r bis 16r Jahrgang mit 36 Kupfern zu Goethe's Gedichten und dramatischen Werken. Ebendaselbst. Sonst 8 Thlr. — Jezt 4 Thlr.

Die Beyträge in der Minerva sind von C. Pichler, E. A. W. von Zimmermann, Tiedge, Langbein, F. Kind, Ehrenberg, Klopstock, Th. Huber, H. Voß, F. H. Jacobi, G. Schilling, E. Raupach, van der Velde, Fr. Jacobs, Seume, Kähler, A. Lafontaine, Pedhei, Fouqué, Bredow, Blumenhagen, Böttiger, Th. Hell und Andern.

Man hat nicht nöthig, diese Werke gleich vollständig zu nehmen, sondern kann so viel Bände, als man wünscht,

erhalten, in welchem Fall der Preis gleichfalls unverändert und für jedes Bändchen 1 Thlr. bleibt.

Durch jede Buchhandlung sind obige Werke zu erhalten.

Sammler, welche sich bey baarer Einsendung des Betrags direkte an mich wenden, erhalten auf 5 Exemplare das 6te gratis.

An alle Buchhandlungen ist von K. F. Koehler versandt worden:

C. Julii Caesaris Commentariorum de Bello Gallico Libri VIII. Grammatisch und historisch erklärt von M. Ch. G. Herzog, Conrektor an der Fürstl. Landesschule zu Gera. gr. 8. Leipzig bey Karl Franz Köhler. 1825. Preis 2 Thlr. 12 ggr.

Der Herausgeber hat vorzüglich nach dem Muster von Bremi versucht, einen vielgelesenen Schriftsteller des classischen Alterthums zur Grundlage eines allgemeinen und gründlichen grammatischen Studiums zu setzen, und auch dem historischen Theile desselben eine bis jezt noch in dem gewünschten Umfange fehlende Erläuterung gegeben. Wir glauben diese Ausgabe sowohl öffentlichen Schulanstalten, als auch zum Privatgebrauche empfehlen zu dürfen.

Leipzig, December 1824.

Der Verleger.

Neue Verlagsartikel von Joh. Fr. Gleditsch in Leipzig.

Für Schulen und Privatunterricht.

Bergmann, A., allgemein nützliches Taschen-Etui in der Schönschreibekunst, Deutsche, Englische, Italienische, Französische, Russische, Polnische, Griechische und Ebräische Vorschriften nebst Signaturen 50 Blatt 18 Gr.

— — Vorschriften, deutsche Canzley und lateinische, zweyte verb. Auflage. Querfolio 4 Hefte à 14 Gr. 2 Thlr. 8 Gr.

Guthsmuths, J. C. F., Abriß der Erdbeschreibung. Als Leitfaden und Methodenbuch für gelehrte und für Bürgerschulen. Zweyte Aufl. gr. 8. 1 Thlr. Parthie-Preis für Schulen 24 Exempl. 16 Thle.

Niesch, P. F. A., kurzer Entwurf der alten Geographie. Neunte verb. Aufl. aufs neue verb. herausgegeben von Mannert. 8. 16 Gr.

Hübner, Joh., zweymal zwey und funfzig auserlesene bibl. Historien, aufs neue revidirt von J. G. Fleck. 87ste Originalausgabe. 8. 8 gr.

„Die Biene."

Original-Zeitschrift für Literatur und Kunst redigirt von F. J. Haeselinger d. j., B. Wolff Dr.

Von dieser Hamburgischen Zeitschrift, deren Tendenz es ist, durch poetische und prosaische Original-Beyträge aus dem Gebiete der Literatur und Kunst, den gebildeten Ständen Unterhaltung zu gewähren, sind so eben die Monatshefte Januar und Februar 1825 erschienen. Der Jahrgang kostet auf den Posten und im Buchhandel 15 Mk. Hamb. Cour. oder 5 Rthlr. Sächs.; wofür wöchentlich zwey Bogen gr. 8. geliefert werden. Alle löbl. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an; leztere wenden sich gefälligst an

Hoffmann und Campe in Hamburg.

Anzeige.

Garten- und Blumenfreunden sind folgende zwey anerkannte gute Schriften zu empfehlen:

C. F. Schmidt, vollständiger und gründlicher Gartenunterricht, oder Anweisung für den Obst-, Küchen- und Blumengarten, mit drey Anhängen vom Aufbewahren und Erhalten der Früchte und Gewächse, vom Obstwein und Obstessig und mit einem Monatsgärtner versehen. 9te verbesserte, mit vielen Zusätzen bereicherte Auflage. Leipzig bey Gerhard Fleischer 1823. Gebunden 1 Thlr. 4 Gr.

J. Riem und Werner, der praktische Bienenvater in allerley Gegenden, oder allgemeines Hülfsbüchlein für Stadt- und Landvolk, zur Bienenwartung in Körben, Kästen und Klotzbeulen, mit Anwendung der neuesten Erfindungen, Beobachtungen und Handgriffe. 5te Auflage mit einem Holzschnitte. Ebendas. 1825. Geb. 20 Gr.

Obige Bücher sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover sind erschienen:

Falkmann, Ch. F., (Fürstl. Lipp. Rath und Lehrer in Detmold) stylistisches Elementarbuch oder erster Cursus der Stylübungen, enthaltend eine kurze Anleitung zum guten Styl, eine große Anzahl Aufgaben sowohl zu einzelnen Uebungen als auch zu Beschreibungen, Erzählungen, Abhandlungen, Briefen und Geschäftsaufsätzen aller Art, nebst einer Reihe Beylagen über Grammatik, Titulaturen rc. für Anfänger im schriftlichen Vortrage und zur Selbstbelehrung bestimmt. gr. 8. 1825. 18 Bogen. 12 ggr.

Dessen Hülfsbuch der deutschen Stylübungen; für die Schüler der mittlern und höhern Classen bey dem öffentlichen und beym Privat-Unterrichte. gr. 8. (37 Bogen.) 1822. 1 Rthlr. 12 ggr.

Dessen Methodik der deutschen Stylübungen. Zweyte, gänzlich umgearbeitete und bedeutend vermehrte Aufl. gr. 8. ($41\frac{1}{2}$ Bogen.) 1823. 2 Rthlr.

Obige drey mit vielem Beyfall aufgenommene Schriften haben die nächste Bestimmung, Uebung in der Muttersprache, vorzüglich in schriftlichen Aufsätzen, zu befördern, und die entferntere, einen Geist der Ordnung, Klarheit, Gründlichkeit und Vielseitigkeit im Bildungsbestreben überhaupt zu verbreiten. Für die Schüler

sind das Elementarbuch und das Hülfsbuch. Jenes soll den Anfängern, dieses den Weitergekommenen dienen; aber beyde sind auch noch in andern Hinsichten verschieden.

Das Elementarbuch, bestimmt für Bürgerschulen und für die untern Classen der Gymnasien, enthält Alles, was der Schüler auf dieser Stufe zu seinen Arbeiten — eine Sprachlehre ausgenommen — bedarf, nämlich: Hinweisungen auf die Grammatik, das Wichtigste aus der Lehre vom Style, Bemerkungen über das Aeußere der verschiedenen Aufsätze, und 300 einzelne Aufgaben zu solchen. Die Hälfte der Aufgaben bezieht sich auf Briefe und Geschäftsarbeiten, und fast jedes Thema ist von einer, ausdrücklich zu diesem Zwecke geschriebenen, Musterarbeit begleitet.

Das Hülfsbuch, bestimmt für die obern Klassen sowohl gelehrter als nicht gelehrter Schulen, sezt einen regelmäßigern Unterricht in den Sprachwissenschaften voraus, und liefert in Beziehung auf diesen eine Reihe von 350, mehr oder weniger mit helfender Anweisung versehenen Aufgaben aus den verschiedensten Fächern des Wissens, und auf die mannichfaltigste Art unter einander verknüpft. Hauptgesichtspunkte des Verfassers sind hier gewesen: Weckung der Geistesthätigkeit, Veranlassung angestrengten Arbeitens, Bildung des moralischen und ästhetischen Gefühls.

Für den Lehrer ist die Methodik. Kürzlich in einer neuen, durchaus veränderten Auflage erschienen, legt sie die Ansichten des Verfassers vom Umfange, von der Bedeutung und der Behandlungsart seines Gegenstandes, als Ergebniß zwanzigjährigen Unterrichts darin, dem Leser vor Augen, und enthält, wie es bey jedem Buche dieser Art seyn muß, in der einzelnen Anwendung zugleich den ganzen Geist der Lehrkunst überhaupt.

Jedes dieser Werke kann auch mit eben dem Nutzen beym Privat-Unterrichte und zur Selbstbelehrung gebraucht werden.

So eben ist von mir versandt worden:

H. Luden's allgemeine Geschichte der Völker und Staaten, 3r Bd.,

womit diese neue Auflage vollständig ist. Alle 3 Theile kosten jezt 8 Rthlr.

Der erste Theil, die Geschichte des Alterthums, kostet 2 Rthlr. 16 gr.; der zweyte und dritte Theil, die Geschichte des Mittelalters, kosten 5 Rthlr. 8 gr.

Dem anerkannten Werthe des Buchs ist die äußere Ausstattung durch Papier und Druck vollkommen angemessen.

Jena, im Februar 1825.

Friedrich Frommann.

Ich habe ein kleines Lustspiel, die Wetten genannt, fertig. Das Stück spielt ungefähr $\frac{1}{2}$ Stunden, und eignet sich recht gut auch für Privat-Bühnen. Theater-Direktionen, die es zu lesen wünschen, belieben mir Nachricht zu ertheilen. Auch ein Trauerspiel Albina, nach einer Erzählung von Franz Maria Nell, ist zur Disposition bereit. Zingst bey Querfurth d. 9. Febr. 1825.

Frh. von Seckendorff.

Anzeige für Theater-Direktionen.

Von der Bearbeitung der Dame Kobold des Calderon, so wie sie auf der Königstädtischen Bühne zu Berlin gegeben wird, können Abschriften durch die Trautwein'sche Buch- und Musikhandlung daselbst auf portofreye Bestellung bezogen werden.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Vierhundert Stammbuchaufsätze aus den vorzüglichsten Dichtern gesammelt. Zweyte Sammlung. 12. Geheftet $7\frac{1}{2}$ Sgr. oder 6 gr. oder 27 kr.

Diese zweyte Sammlung enthält 300 deutsche, 50 französische und 50 lateinische Stammbuchaufsätze.

Von der ersten Sammlung, 200 Aufsätze enthaltend, sind ebenfalls noch Exemplare zu haben.

Uebersetzungs-Anzeige.

Von Picards, binnen Kurzem in Paris erscheinenden, neuesten Roman:

l'honnete Homme, ou le Nigaud,

wird bey uns ziemlich gleichzeitig mit dem Originale, eine deutsche Bearbeitung vom Hrn. Dr. Fr. Gleich herauskommen. Leipzig, den 9. März 1825.

Dyk'sche Buchhandlung.

Ankündigung.

Unter dem Titel:

Ueberlieferungen zur Geschichte, Literatur und Kunst der Vor- und Mitwelt, herausgegeben vom Bibliothekar F. A. Ebert zu Dresden,

wird von der Mitte dieses Jahres an eine Zeitschrift erscheinen, welche, ohne sich aller wissenschaftlichen Beziehung zu begeben, sich bestreben wird, Altes und Neues in einer Mannichfaltigkeit, nach einer Auswahl und in einer Form zu geben, welche den Bedürfnissen höherer Unterhaltung und den Forderungen des gebildeteren Freundes der Literatur entspreche. Nicht nur auf alle Systemsgelehrsamkeit, sondern auch auf Politik und Theater Verzicht leistend, hofft sie sich dennoch in einem hinreichend großen und zugleich auch desto harmlosern und friedlicheren Kreise der Mittheilung zu bewegen. Das Alte würde in Originalaufsätzen über Leben, Sitte und Kunst der Vorzeit, in Mittheilungen von allgemeinem Interesse aus den handschriftlichen Schätzen der Bibliotheken zu Dresden und Wolfenbüttel, in ungedruckten Briefen interessanter und ausgezeichneter Menschen (von denen hier nur Voltaire, Fontenelle, Reaumur, Aurora von Königsmark, F. A. Wolf und der Geheime Justizrath Heyne in Göttingen genannt werden mögen) in unbekannten Anekdoten und Charakterzügen von namhaften Personen und in Auszügen aus interessanten, aber vergeßnen alten Werken bestehen. Das Neuere würde sich vorzüglich auf Biographien solcher Zeitgenossen, über welche der Herausgeber Originalnachrichten in Händen hat (nie aber lebender) und auf einen vierteljährigen Bericht der neuesten Erscheinungen in der Literatur be-

zirben. Auf diesen Bericht wird der Herausgeber besondern Fleiß verwenden, um durch ihn den Gebildeten aller Stände eine wahrhaft unpartheyische und lesbare Uebersicht dessen vorzulegen, was von einem Quartal zum andern im Inlande wie im Auslande für die Literatur in ihren mannichfaltigen Beziehungen geschehen ist. Er wird dabey nicht recensirend, sondern eigentlich berichtend verfahren, und er hofft, bey den Vortheilen, welche ihm die in ihrer Art und durch ihre gleichförmige Beziehung auf Wissenschaft und Leben einzige Dresdner Bibliothek durch die Vollständigkeit der wichtigsten in- und ausländischen Journale bietet, bey der Unbefangenheit, welche im Geiste seines amtlichen Berufes liegt, und bey der ihm gewordenen Gelegenheit, selbst zu bemerken, was der dem regeren literarischen Verkehr entfernter Stehende am schmerzlichsten entbehrt, den Ton und das Maß zu treffen, durch welche eine solche Uebersicht ein wesentliches Interesse erhält. Namentlich aber wird er sich dabey zum Gesetz machen, unbeschadet einer anständigen Freymüthigkeit sich von den Reibungen und Zwisten des Tages und insbesondere von bitterer und unlauterer Polemik fern zu halten.

* * *

Den Verlag von vorstehender Zeitschrift des Herrn Bibliothekar Ebert haben wir übernommen. Für guten Druck auf schönes Papier werden wir Sorge tragen, damit dem Publikum auch von unserer Seite nichts zu wünschen übrig bleiben soll. Jedes Heft von 10 bis 12 Bogen in gr. 8. erscheint in einem geschmackvollen Umschlag broschirt. Der Preis eines jeden Bandes von 3 Heften, zusammen aus 34 bis 36 Bogen bestehend, ist 2 Rthlr. 16 gr. Das erste Heft wird im nächsten Juni versandt.

Dresden, im März 1825.

Walther'sche Buchhandlung.

Anzeige für die Besitzer der Taschenausgabe von Schillers Werken und den dazu erschienenen Supplementbänden.

Um die beygesetzten Pränumerations-Preise sind noch in allen Buchhandlungen zu haben:

Achtzehn Titelkupfer zur wohlfeilen Taschenausgabe von Schillers Werken in 18 Bändchen. Leipzig, bey Gerhard Fleischer. Pränumerations-Preis 1 Thlr. 8 gr. Sächs. oder 2 fl. 24 kr. Rhein.

Sechs Titelkupfer zu den 6 Supplementbänden der wohlfeilen Taschenausgabe von Schillers Werken in 18 Bänden. Leipzig, bey Gerhard Fleischer. Pränumerations-Preis 12 gr. Sächs. oder 54 kr. Rhein.

Neue Musikalien des Verlags von H. A. Probst in Leipzig.

Lindpaintner, P., Concertino p. le Violon avec Accomp. d'Orchestre. Op. 42. 2 Rthlr. 12 gr.

Hus-Desforges, 3 Duos faciles p. deux Violoncelles. Op. 47. 1 Rthlr.

Kuhlau, F., 3 gr. Solos p. la Flûte. Op. 57. Nr. 1, 2, 3. 1 Rthlr. 8 gr.

Cramer, J. B., grande Sonate p. Pianoforte et Flûte (ou Violon) dédiée à Mr. Moscheles. Op. 69. 1 Rthlr.

Czerny, Carl, Introduction, Variationen und Finale f. Pianoforte über den Bayerischen Volksgesang von Spontini. Op. 86. 20 gr.

Danzi, F., 6 Pièces faciles p. le Pianoforte à l'usage des commençans. Op. 73. 18 gr.

Kalkbrenner, F., Sonate p. le Pianoforte dédiée à Mr. Cherubini. Op. 48 20 gr.

— — 6 Walses p. le Pianoforte. 8 gr.

Pixis, J. P., Caprice p. le Pianoforte sur des Motifs de l'Opéra: Les deux journées. Op. 76. 16 gr.

Szymanowska, Marie, 12 Exercices p. le Pianoforte. Liv. I. 16 gr.

— — Danse polonaise p. le Pianoforte. 3 gr.

Onslow, George, Ouverture de l'Alcade de la Véga p. le Pianoforte à 4 mains. 12 gr.

Bey T. Loeffler in Mannheim sind folgende sehr empfehlungswerthe Romane kürzlich erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Hugo von Wulferdingen, oder die Zerstörung der Teufelsburg. Eine Rittergeschichte aus d. Zeiten der Kreuzzüge. 8. 1 fl. 30 kr. — Adolph von Bomsen und seine treue Ida. Ein Roman aus den Zeiten der heil. Vehme. 8. 1 fl. 30 kr. — Friedrich, C. F., Ortrilino der große Räuberhauptmann, Italiens Furcht und Schrecken. Eine romant. Geschichte. 2 Bde. 8. 3 fl. 36 kr. — La Roche, Sophie v., moralische Erzählungen. 2 Bde. m. K. 3te verb. Aufl. 8. 2 fl. 45 kr. — Ritter Raimunds Fahrten, Abentheuer und Schicksale, oder der heilige Bund im Felsthale. Eine Rittergeschichte a. d. Zeiten König Artus und der Tafelrunde. 8. 1 fl. 30 kr. — Der isländische Schwarzkünstler und die Giftmischerin. Ein Roman a. d. Engl. 2 Thlr. 8. 3 fl. 36 kr. — Stilling, Heinrich, Geschichte Florentins von Fahlendorn. 3 Thle. Neueste Orig. Ausg. 8. 2 fl. — Stilling, Heinrich, Leben der Theodore von der Linden, 2 Thle. Neue Orig. Aufl. 8. 2 fl. — Ufo von Freysingen, oder die durch Zauberkraft blank gewordene Rüstung. Eine Ritter- und Geistergeschichte a. d. Zeiten der Kreuzzüge. Vom Verf. Hugos von Wulferdingen, Adolphs von Bomsen ꝛc. 8. 1 fl. 30 kr.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Ueber Ballenstedts Urwelt. Ein Wort freymüthiger Prüfung und versuchter Ehrenrettung der ältesten biblischen Urkunden von einem Preußisch-Sächsischen Landprediger. 8. Preis 15 Sgr. oder 12 gr. oder 48 kr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Menken, G., Versuch einer Anleitung zum Unterrichte in den Wahrheiten der heiligen Schrift. 2te viel vermehrte Auflage. gr. 8. 1 Rthlr. 8 ggr.

Wanderbilder gesammelt auf einer Reise von Wien über Dresden, Leipzig und Cassel nach Hamburg. Broschirt in eleg. Umschlag 12 ggr.

Wilhelm Kaiser, in Bremen.

Nro. 10.

Intelligenz-Blatt.

1825.

In unserm Verlag erscheint eine Uebersetzung von:

Gay-Lussac's und Arrago's physikalisch-chemisches Wörterbuch

von einem sachkundigen Gelehrten welches wir zur Vermeidung von Collisionen hiemit anzeigen.

Stuttgart, den 31. März 1825.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Ciceronis orationum pro Scauro, pro Tullio et in Clodium fragmenta inedita, pro Cluentio, pro Cælio, pro Cæcina etc. variantes lectiones. Orationem pro T. A. Milone a lacunis restitutam ex membr. palimpsestis biblioth. R. Taurinensis Athenæi ed. et cum Ambrosianis parium orat fragm. compos. A. Peyron. 4. 6 fl. 36 kr.

Der Inhalt dieses Werkes gehört, nach dem Urtheil von Kennern, zu den wichtigsten Entdeckungen im Gebiete der römischen Literatur, und schließt sich auf eine würdige Art an diejenigen an, welche man dem rastlos thätigen Mai und dem gelehrten Nirbuhr in dem gleichen Fach zu danken hat.

Ueber Kunst und Alterthum, von Goethe. Fünften Bandes zweytes Heft. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1825. Mit dem Profil des Herausgebers von Schwerdgeburt.

Inhalt.

Venetianische Gemälde, ältere, neuere und Restaurationen, betrachtet 1791. — Die Ausmauerung Scutari's. Serbisches Lied übers. v. Grimm. — Ueber serbische Lieder. — Des Prinzen Mujo Krankheit, Serbisch. — Bildende Kunst. Lithographie zu München. — Rahl, nach Fra Bartolomeo. — Brüggemanns Altar von Bödudel. — Lithographie in Berlin. — Bildniß Lord Byrons. — Galerie de Madame la Duchesse de Berry. — Museum Worsleyanum. — A Selection of ancient Coins. — Horner Bilder des griechischen Alterthums. - Galeria Riccardi. — Die Sammler für Kunst und Alterthum in Nürnberg. — Goethe an Schiller. Briefe von 1802. Einzelnes. — Bildende Kunst, Nachtrag.

Das Thierreich eingetheilt nach dem Bau der Thiere als Grundlage ihrer Naturgeschichte und der vergleichenden Anatomie von dem Herrn Ritter von Cuvier, vierter Band. Aus dem Französischen übersezt von H. R. Schinz, Med. Dr.

Dieser vierte und lezte Band ist mit sehr zahlreichen Noten versehen, welche die noch etwas dunkle Geschichte der Zoophyten, mit welchen dieser Band sich besonders beschäftigt, etwas mehr zu erhellen den Zweck haben, als es der kurze Urtext thut. Besonders ist über die Corallen das seither erschienene vortreffliche Werk von Lamouroux benüzt worden, durch welches die zahlreichen Gattungen und Arten dieser merkwürdigen Seegeschöpfe mehr auseinandergesezt und entwickelt werden. Das Verzeichniß der Säugethiere wurde vervollständigt und die neuentdeckten Arten angeführt, eben so die neuentdeckten europäischen Vögel, so daß diese Verzeichnisse nun die vollständigsten sind, welche bis jezt aufgestellt wurden. Zur leichtern Uebersicht des Ganzen wurde eine Synonimik der Gattungen beygefügt und endlich die Literatur ansehnlich vermehrt, so daß dadurch dieser vierte Band beynahe um das Doppelte stärker geworden ist, als das Original. Dieses Werk ist daher wirklich für Jeden, der sich mit dem gegenwärtigen Stand der Zoologie bekannt machen will, unentbehrlich, und gibt den vorzüglichsten Leitfaden zum Studium des Thierreichs in der Vorwelt und Jeztwelt, da auch die fossilen Arten mit aufgenommen worden sind. Dieser Band darf daher, wie seine Vorgänger, eine gute Aufnahme im literarischen Publikum hoffen.

Anzeige.

Mit der, für Gartenfreunde erfreulichen Frühlings-Zeit dürfte nicht unpassend zugleich die Anzeige eines Buches erscheinen und deren Berücksichtigung empfohlen werden, das sicherlich verdient, den vorzüglichsten Werken über Gartenkunst an die Seite gestellt zu werden; indem es sowohl seines Inhaltes als seiner Bearbeitung wegen entschiedene Vorzüge besizt.

Taschenbuch des verständigen Gärtners. Aus dem Französischen übersezt von J. F. Lippold. Nebst bedeutenden Zusätzen und Verbesserungen von den bekannten Kunst- und Handelsgärtnern, Gebrüder Baumann zu Bollweiler im Dept. Oberrhein. 2 Bände in gr. 8. Mit 31 lithographirten Tafeln. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1824. Preis 6 fl. 36 kr.

Dieß Werk vereinigt mit der möglichsten Kürze eines Almanachs alle Vollständigkeit eines Lexikons. Es enthält nämlich, nebst einigen Anzeigen mehrerer interessanten Werke über Botanik und Gärtnerey, so wie über die in Europa vielleicht einzigen Pflanzungen der Gebrüder Baumann in Bollweiler, nachstehende Abschnitte:

1) Wettervorbedeutungen. — 2) Hauptgrundsätze der Vegetation. — 3) Pariser und deutscher Gartenkalender. — 4) Mittel gegen schädliche Insekten und andere Pflanzenfeinde. — 5) Beschreibung der nöthigen Gartenwerkzeuge und Geräthschaften. — 6) Erklärendes Wörterbuch der Kunstsprache der Gärtnerey und Botanik. — 7) Vergleichende Tafel der neuen und alten Pariser Maße und Gewichte. — 8) Uebersicht und Erklärung der künstlichen und natürlichen Pflanzensysteme Tournefort's, Linné's, Thunberg's, Jussieu's und Decandolle's. —

9) Vorkenntnisse der Gärtnerey überhaupt und der Pflanzenphysiologie insbesondere — 10 Deutsche, lateinische, französische und englische ˋnennung nebst Beschreibung und Behandlung:

a) der Gemüs- oder Küchenkräuter, — b) der Gewürzpflanzen, — c) der Futterkräuter, — d) der Getreidearten, — e) der Oel- und andern Gewächse für den Haus- und Kunstgebrauch, — f) der Obstbäume und Sträuche, — g) der Blumenzwiebeln, Knollen- und Klauengewächse, — h) der übrigen Zierpflanzen und Stauden, — i) der Zierbäume und Sträuche, — (jeden dieser Abschnitte alphabetisch geordnet). —

11) Allerneueste Nachträge und Zusätze. — 12) Kurzes Wörterbuch der morgenländischen Blumensprache. — 13) Erklärung der lithographirten Tafeln. — 14) Vollständiges Sachregister. — 15) Genaues Namenregister der Pflanzengattungen in den oben gedachten 4 Sprachen. — Endlich 16) die lithographirten Zeichnungen, welche die verschiedenen Formen der wichtigsten Pflanzentheile, die mannigfaltigen Methoden der Pflanzenvermehrung durch Pfropfen, Okuliren, Stecklinge, Ableger und Anhänge, den alten und neuen Spalierzug, alte und neu erfundene Acker- und Gartenwerkzeuge, auch Mistbeete und Gewächshäuser einfach und deutlich vorstellen. — Ueberhaupt aber sind mehr als 2000 Pflanzenarten nebst etwa 1300 Spiel- und Abarten derselben, ohne die zahllosen Varietäten der Hyacinthen, Narzissen, Tulpen, Anemonen, Schwertlilien, Aurikeln u. s. w., mit ihrer Behandlung in diesem Werke beschrieben. —

Wie zweckmäßig übrigens Theorie und Praxis der Gärtnerey in diesem Werke verbunden sey, erhellt theils aus der Thatsache, daß das französische Original seit 1754 fast ununterbrochen alle Jahre, neu aufgelegt, vermehrt und verbessert, unter dem Titel, Almanac du bon jardinier erschienen ist und noch jährlich neu erscheint; theils aus dem durch mehr als 20jährige Erfahrung bewährten Zeugnisse der Gebrüder Baumann in ihrem Preiskataloge von 1823, welches wörtlich also lautet:

„Die in diesem Werke gegebenen Anweisungen zeigen, wie aufgeklärt, kenntnißreich und erfahren die „Verfasser in allem dem sind, was den Gartenbau an„geht, ihre Grundsätze, Erklärungen und Verfahrungs„arten sind so interessant, daß die geschicktesten Gärtner „einem so wichtigen Werke huldigen müssen. — Demnach „halten es die Gebrüder Baumann für überflüssig, mehr „darüber zu sagen und laden die Gartenliebhaber nur ein, „die lehrreichen Vorschriften dieser berühmten Agrono„men (Vilmorin, Noisette, Féburier u. a.) in „Allem, was den Gartenbau betrifft, zu befolgen, sicher „wird sich jeder dadurch befriedigt fühlen." —

Daß endlich das französische Original durch die vorliegende Uebersetzung an Gemeinnützigkeit, namentlich durch die Zusätze und Verbesserungen der Hrn. Gebrüder Baumann, gewonnen habe, davon kann sich leicht jeder Kenner selbst überzeugen. — Auch hat die Verlagshandlung durch Deutlichkeit des Druckes, Güte des Papiers und möglichste Wohlfeilheit des Preises nach Kräften dafür gesorgt, dieses Gartenbuch allen, selbst den weniger bemittelten Gärtnern und Gartenliebhabern bestens zu empfehlen. — Der Subscriptions-Preis war 5 fl.

Wer jezt dieses Werk bey der unterzeichneten Buchhandlung direkt bezieht, erhält von 4 Ex. das 5te gratis.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Kunst- und Geographischen Bureau in Braunschweig ist so eben erschienen, und in allen soliden Buch- und Kunsthandlungen Deutschlands zu haben:

Spehr, Fr. Wilh., Universal-Atlas der neuern Geographie für höhere und niedere Schulen und jeden Freund der Erdkunde. 5te Lieferung, enthaltend a) Berg- und Fluß-Charte von Deutschland. b) Spanien. c) England. d) Schottland. e) Schleswig. f) Der Freystaat Mexiko. kl. Royal-Fol. Subscriptions-Preis 1 Rthlr. sächs. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Dieses so gemeinnützliche Werk, welches in vierteljährigen Lieferungen, eine jede von 6 Blatt, erscheint, und 90 Charten enthalten wird, hatte sich seither einer allgemein höchst günstigen Aufnahme zu erfreuen, weßwegen die Verlagshandlung sich bewogen findet, zur fernern Verbreitung desselben den billigen Subscriptions-Preis von 1 Rthlr. sächs. pro jede Liefrg. für einige Zeit noch fortbestehen zu lassen; der nachherige Ladenpreis wird bedeutend erhöht werden. Der Hr. Verfasser hat die zuverlässigsten Quellen benuzt, um ein dem jetzigen Zustande der Geographie angemessenes Resultat liefern zu können, und die Verlagshandlung keine Kosten gespart, um demselben durch Stich, Druck und Papier ein schönes Aeußeres zu geben.

Die ersten vier Lieferungen enthalten:

I. a) Die östliche und westliche Halbkugel. b) Die beyden Halbkugeln der Erde, stereograph. auf die Ebene des Meridians projicirt, welcher 90 Grad vom ersten absteht. c) Die beyden Halbkugeln der Erde, auf die Ebene des Aequators projicirt. d) Europa. e) Asien. f) Afrika.

II. a) Amerika. b) Australien. c) Darstellung der Sonnensysteme und der sphaera armillaris. d) Darstellung des Copernicanischen Sonnensystems. e) Darstellung des Laufes der Erde um die Sonne, des Mondes um die Erde u. s. w. f) Stereographischer Entwurf des gestirnten Himmels.

III. a) Die Schweiz. b) Deutschland. c) Die europäische Türkey. d) Italien. e) Frankreich. f) Dänemark.

IV. a) Der Kirchenstaat, Toskana, Parma, Modena und Lucca. b) Das Königreich beyder Sicilien. c) Holstein und Lauenburg. d) Mecklenburg-Schwerin und Strelitz. e) Das europäische Rußland. f) Großbritannien.

Sämmtliche Charten sind auch einzeln zu verschiedenen Preisen zu haben.

Braunschweig im März 1825.

Tübingen, bey H. Laupp ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Autenrieth (Dr. J. H. F v., Kanzler) über den Menschen und seine Hoffnung einer Fortdauer, vom Standpunkte des Naturforschers aus. Einige akademische Reden mit einem Anhang. gr. 8. 1 fl.

Berzelius (J.) Jahresbericht über die Fortschritte der physischen Wissenschaften, aus dem Schwedischen übers. von Dr. F. Wöhler, 4r. Jahrgang. gr. 8. 2 fl. 15 kr.

Gmelin (Dr. C. G.) Versuche über die Wirkungen des Baryts, Strontians, Chroms, Molybdäns, Wolframs, Tellurs, Titans, Osmiums, Platins, Iridiums, Rhodiums, Palladiums, Nickels, Kobalts, Urans, Ceriums, Eisen und Mangans, auf den thierischen Organismus. gr. 8. geheftet 54 kr.

Hundeshagen (J. C.) Beyträge zur gesammten Forstwissenschaft, 1r Band 2s Heft. gr. 8. geheftet 2 fl.
Rapp (G.) geistliche Lieder für Künstler, 8. geheftet 15 kr.
Rechnungsaufgaben zunächst für die würtembergischen Schulen, 1s Heft. gr. 8. 36 kr.
Weber (von, Vicedirektor) über das Studium der Rechtswissenschaft, und insbesondere der Strafrechtswissenschaft. gr. 8. 54 kr.

Literarische Anzeige.

So eben hat die Presse verlassen:

Rheinisches
Conversations-Lexikon
oder
encyclopädisches Handwörterbuch
für
gebildete Stände.
Herausgegeben
von
einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten.
Fünfter Band.
F — G.

Preisbedingnisse.

1) 12 Thlr. Berl. Cour. in Vorausbezahlung für alle 12 Bände in gr. 8. jeder Band von 50 Bogen (800 Seiten) mit 54 Zeilen auf jeder Seite.
2) 7 Thlr. für die sechs ersten Bände bey Verpflichtung, das ganze Werk zu nehmen.
3) 1 Thlr. 7 und ½ Sgr. bandweise, bey Abnahme in obiger Verpflichtung (mithin für die bereits erschienenen 5 Bände 6 Thlr. 7 und ½ Sgr.)

Wer den Pränumerationsbetrag Nro. 1 und 2 für 6 Exemplare einsendet, hat 10 pCt. in Abzug zu bringen. Briefe und Gelder werden franko erbeten. Die Versendung geschieht auf Kosten des Bestellers.

Ungeachtet der mannichfachen Anfechtungen, welche dieses Unternehmen von Seiten der Verlagsbuchhandlung des Leipziger Lexikons hat erleben müssen, freuen sich die Unternehmer, jene Probe rühmlichst bestanden zu haben. Jeder Unbefangene wird wohl jezt den Zweifel fahren lassen, als ob der vollständigen Erscheinung dieses Werkes Hindernisse im Wege ständen, wenn man erwägt: daß das Unternehmen durch circa 8000 Subscribenten in pecuniärer Hinsicht gedeckt ist, daß sich die Real-Encyclopädie des ungetheiltesten Beyfalls der gebildeten Stände der christlichen Confessionen erfreut, und mit Genehmigung des königlichen hohen Polizey-Ministerii, und des rheinischen Oberpräsidii, erscheint.

Da die ersten fünf Bände dieses Rh. Lexikons sich nun allem Anscheine nach bald vergreifen und eine neue unveränderte Auflage Erforderniß wird, so glauben wir jezt um so mehr den Anforderungen des literarischen Publikums entsprechen zu können, wenn wir nebst der gewöhnlichen Ausgabe auf schönem weißen Druckpapier noch eine elegantere Ausgabe des

Rheinischen
Conversations-Lexikons

auf feinem englischen Median Velinpapier, wobey jede Seite mit einem zwey Finger breitem weißen Rande versehen seyn wird, so daß sich dasselbe beym Binden zu einem kl. 4to Format gestaltet, veranstalten.

Zur äußern Zierde wird von der geübten Hand des Hrn. C. Schülgen Bettendorf in Bonn ein in Kupfer gestochenes Titelblatt jedem Bande beygegeben. Uebrigens werden wir auf diese Ausgabe eine Sorgfalt wenden, daß dieselbe jene der Brockhausischen von 45 Thlr. berl. Court. pränumerationsweise weit übertreffen wird.

Preisbedingnisse.

1) Für die Ausgabe des Rheinischen Conversations-Lexikons auf engl. Velinpapier in 12 gr. Median 8vo Bänden mit eben so viel sauber gestochnen Titelkupfern in Vorausbezahlung mit 24 Thlr. berl. Cour.
2) Für die ersten 6 Bände in Vorausbezahlung mit 15 Thlr. berl. Court., mit Verpflichtung das ganze Werk zu nehmen, und
3) für die bandweise Bezahlung bey Ablieferung mit 2 Thlr. 15 Sgr. mit vorhergehender Verpflichtung.

Probebogen hievon sind in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

Diejenigen, welche die Gefälligkeit haben, Subscribenten zu sammeln, erhalten das 10te Exemplar frey.

Da aber von dieser Prachtausgabe nicht mehr Exemplare abgedruckt werden, als bis zur Erscheinung des 6ten Bandes Abonnenten sich vorfinden werden, so ersuchen wir die resp. Literaturfreunde, uns ihre Bestellungen baldigst zugehend zu machen.

Auch zu mehrerer Vollständigkeit dieses anerkannten gemeinnützigen Werkes hat sich die Verlagshandlung entschlossen, die Biographieen der noch lebenden ausgezeichneten Personen, die sowohl unter einem besondern Titel in vier Bänden in alphabetischer Ordnung, als auch des 13ten bis 16ten Bandes des Rheinischen Conversations-Lexikons herauszugeben, wobey es den resp. Abonnenten anheim gestellt bleibt, sich diese Fortsetzung anzuschaffen oder nicht.

Ein ausführlicher Plan über dieses Unternehmen erfolgt in einer besondern Ankündigung später.

Cöln, im März 1825.

Comptoir für Kunst und Literatur.

Uebersetzungs-Anzeige.

Um Collision zu vermeiden, zeige ich hiermit an, daß eine Uebersetzung von Bonstetten's neuestem Werke:

L'homme du midi et l'homme du nord,

besorgt von Herrn Dr. F. Gleich, bey mir erscheinen wird und bereits unter der Presse ist. Leipzig im März 1825.

W. Zirges.

Bey Neukirch, Buchhändler in Basel, ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Ueber die Entbehrlichkeit
des
Lateinlernens für Nichtstudirende
von Prof. C. Bernoulli.
Geheftet à 30 kr.

Ob die alten Sprachen auch nach den großen Veränderungen aller gesellschaftlichen und Culturverhältnisse noch immer als ein nothwendiges und daher billig privilegirtes Bildungsmittel für alle höhere Schulanstalten angesehen werden dürfen, wird je mehr und mehr bezweifelt und bestritten. Die Ansichten eines Mannes, der auch als erfahrener Schulmann eine Stimme haben dürfte, mögen

daher für jeden, dem die hohe Wichtigkeit einer zweck- und zeitgemäßen Einrichtung der Schulen am Herzen liegt, eine erfreuliche Erscheinung seyn.

Bey F. L. Herbig in Leipzig ist erschienen:

Cooper, des Amerikaners Lionel Lincoln, oder die Belagerung von Boston. Aus dem Englischen übersezt von C. F. Michaelis, 1 Thlr. Preis für alle 3 Thle. 3 Thlr.

Der 2te und 3te Theil werden binnen 3 Wochen als Rest nachgeliefert.

Leipzig, am 6. April 1825.

In Berlin bey F. A. Herbig erscheinen zu Michaelis d. J.:

Christ. Ew. v. Kleist's
sämmtliche Werke.
Herausgegeben mit des Dichters Leben von Dr. W. Körte, von Neuem durchgesehene
Original-Ausgabe in Taschenformat.
2 Bände, mit dem Bildniß des Verfassers.

Diese neue Ausgabe von des allbeliebten Kleist's sämmtlichen Werken schließt sich der Sammlung der Taschenausgaben deutscher Klassiker an und wird im Preise möglichst billig, höchstens zu 16 gr. für beyde Bände, geliefert werden. Der Druck beginnt bereits im Mai, Bestellungen, welche alle Buchhandlungen annehmen, werden daher schleunigst zu machen seyn. Die Ablieferung erfolgt unfehlbar zu Michaelis.

Kleist ist Einer der Lieblings-Dichter Deutschlands, der zugleich auch im Auslande Verehrer fand, wie die zahlreich vorhandenen Uebersetzungen bestätigen. Wie theuer und werth er namentlich den Weisen unseres Volks war, davon mögen hier nur Herders Worte zeugen: („Briefe zur Beförderung der Humanität" 8te Sammlung.)

„Kleist's Herz lebt in seinen Gedichten; den edlen „Geist, das patriotisch-menschliche Gemüth, das mitten „unter Kriegs-Scenen in diese Gedichte wie in ein „Asylum floh, und jezt darin, wie in einer zerstückten „Urne, sein ewiges Denkmal findet, wollen wir werth „halten und lieben."

Gegenerklärung.

In einem „Dikäos" unterzeichneten Aufsatz der Zeitung für die elegante Welt werde ich hart darüber angelassen, daß ich auf die Girardet'sche frühere Uebersetzung von Hebels allemannischen Gedichten bey meiner Beurtheilung von Adrians Uebertragung derselben keine Rücksicht genommen habe. Ich versichere hiemit feyerlich, daß ich jene Uebersetzung selbst nicht dem Titel nach gekannt habe. Mag mir darüber ein Vorwurf gemacht werden können, so hat doch meine mit strenger Wahrheitsliebe, ohne Partheylichkeit geschriebne Anzeige eine so bittre und mißtrauische Rüge nicht verdient. Nach dieser Erklärung glaube ich auf weitere Angriffe schweigen zu dürfen.

Der Recensent der Adrian'schen Uebersetzung im Literaturblatt.

Bey uns ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die erwerbende Verjährung, dargestellt von F. F. Weichsel. gr. 8. 16 gr. Court.

Dem ausdrücklichen Wunsche des Herrn Verfassers zufolge enthalten wir uns aller und jeder Empfehlung dieses Buches, dem nur eine ernste, unpartheyische Prüfung gewünscht wird.

Magdeburg, im März 1825.

Heinrichshofen's Buchhandlung.

Shakespears dramatische Werke, 1–8. Band, übersezt von Benda.

werden in der Jubilate-Messe d. J., wie versprochen, geliefert. Diese 8 Bände enthalten die sämmtlichen Lustspiele und zwey Trauerspiele. Die übrigen Bände werden zu Michaelis geliefert. Die Uebersetzung ist sehr treu, welches bey Shakespear ein großes Verdienst ist, da seine schönen Worte seit 200 Jahren immer schön geblieben sind, und schön bleiben werden, bis ans Ende der Welt. Vor Verbesserungen und Umschreibungen hat sich Herr Benda sehr gehütet und nur das deutsche Wort gesucht, welches das englische am besten ausdrückt. Behauptungen gelten nicht; Beyspiele müssen entscheiden. Folgende Stelle mag das Publikum prüfen:

Schlegel's Uebersetzung von Romeo und Julie. Anfang der Abschieds-Scene zwischen Romeo und Julie.

Julie.

Willst du schon geh'n? Der Tag ist ja noch fern.
Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,
Die eben jezt dein banges Ohr durchdrang;
Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort,
Glaub', Lieber mir, es war die Nachtigall.

Romeo.

Die Lerche war's, die Tagverkünderin,
Nicht Philomele; sieh den neid'schen Streif,
Der dort im Ost der Frühe Wolken säumt.
Die Nacht hat ihre Kerzen ausgebrannt,
Der muntre Tag erklimmt die duft'gen Höh'n,
Nur Eile rettet mich, Verzug ist Tod.

* * *

Benda'sche Uebersetzung.

Julie.

Du willst schon fort? — Noch ist der Tag nicht nah!
Es war die Nachtigall, die Lerche nicht,
Die deines Ohrs furchtvolle Höhle traf,
Auf dem Granatbaum singt sie jede Nacht,
Glaub' immer mir, es war die Nachtigall.

Romeo.

Der Morgenherold war's, die Lerche, — nicht
Die Nachtigall. Geliebte, sieh, wie dort
Im Ost der neid'sche Streifen säumet das
Sich trennende Gewölk! Die Kerzen sind
Schon ausgebrannt der Nacht; der heit're Tag
Hebt auf den Zehen sich aus Nebeln, auf
Der Berge Höhen. — Soll ich gehen, fort
Und leben, oder bleiben hier und sterben?

Leipzig, im April 1825.

G. J. Göschen.

Nro. 11.

Intelligenz = Blatt.

1825.

Ouvrages français et allemands, destinés à l'étude des deux langues, par l'Abbé Mozin.

Französische und deutsche, zur Erlernung beyder Sprachen bestimmten Werke, von Abbé Mozin.

1) **Nouveau Dictionnaire complet**, à l'usage des Allemands et des Français, composé d'après les meilleurs Dictionnaires de langues, d'arts ou de sciences qui ont paru jusqu'à ce jour, contenant une explication des mots, la prononciation de ceux qui peuvent offrir quelque difficulté, un choix d'exemples propres à en faire connaître l'emploi et les différentes acceptions; les principaux synonymes, les monnaies, poids, mesures des divers Etats; les noms de personnes, villes, fleuves, etc. 2e édition, entièrement refondue et augmentée de plus de 20 mille termes ou articles. 4 tomes in-4°.

Neues vollständiges, zum Gebrauche der Teutschen und der Franzosen bestimmtes Wörterbuch, welches, nach den besten, bis jezt über Sprachen, Künste und Wissenschaften erschienenen Werken verfaßt, die Erklärung der Wörter, nebst der Aussprache der schwersten, und einer Auswahl von Beyspielen zur Erläuterung ihres Gebrauchs und ihrer verschiedenen Bedeutungen enthält; ferner die Hauptsynonymen, die Münzen, Gewichte und Maße der verschiedenen Staaten, die Eigennamen von Personen, Städten, Flüssen rc., 4 Bände in gr. 4. 2te ganz umgearbeitete, mit mehr als zwanzigtausend Artikeln vermehrte Ausgabe.

On peut avoir, à notre Librairie et chez les principaux libraires, les deux tomes qui composent la partie allemande. Le premier tome français paraitra dans un terme de six mois, et le dernier six mois plus tard.

Le prix de souscription reste fixé à 14 florins jusqu'à la publication prochaine du 3e tome. Après ce terme, le prix de Librairie sera de 18 flor.

Die zwey ersten Bände, welche den deutschen Theil ausmachen, sind so wohl in unserer als in allen Buchhandlungen zu haben. Der erste Band des französischen Theiles erscheint in 6 bis 8 Monaten und der lezte nach einer gleichen Frist.

Der Subscriptionspreis bleibt, bis zur nächsten Erscheinung des dritten Bandes, zu 14 fl. bestimmt; nachher tritt der Ladenpreis von 18 fl. ein.

2) Nouveau Dictionnaire de poche Allemand-Français et Français-Allemand, contenant les mots reçus dans les Dictionnaires modernes de langues ou de sciences, la prononciation de ceux qui peuvent offrir quelque difficulté, quantité de phrases etc. propres à en indiquer les diverses acceptions ou à empêcher de les confondre; les noms propres de personnes, de pays, villes, fleuves etc., qui diffèrent dans l'une ou l'autre des deux langues. 2 tomes in 16. prix 4 fl. 30 kr.

Neues Teutsch-französisches und Französisch-teutsches Taschen-Wörterbuch, welches die in den neueren Wörterbüchern über Sprachen und Wissenschaften aufgenommenen Wörter, die Aussprache der schwierigeren, viele die verschiedenen Bedeutungen derselben anzeigende und der Verwechselung vorbeugende Sätze und Erklärungen, wie auch diejenigen Eigennamen der Personen, Länder, Städte, Flüsse rc., die in beyden Sprachen nicht gleich lauten, enthält. 2 Bände in 16. Preis 4 fl. 30 kr.

Cet ouvrage l'emporte de beaucoup sur tous ceux qui ont paru jusqu'à ce jour; il est non seulement le plus complet, mais aussi le guide le plus sûr; les diverses significations des mots y sont indiquées soigneusement et éclaircies par des exemples. Voyez *Allgemeiner Anzeiger*, Nr. 7. (1823); les suppléments à l'*Allgemeine Zeitung*, Nr. 121. (1824), au *Morgenblatt*, Nr. 100. (1824), et de l'*Hespérus*, Nr. 101. (1824).

Es übertrifft um vieles alle vorhandenen Werke dieser Art, und ist nicht nur das vollständigste, sondern auch der sicherste Führer, indem die verschiedenen Bedeutungen sorgfältig angegeben und durch besondere Sätze beleuchtet werden. Man sehe den Allgemeinen Anzeiger der Deutschen, Nr. 7. (1823), die Beylage der Allgemeinen Zeitung, Nr. 121. (1824), des Morgenblattes, Nr. 100. (1824), und des Hesperus Nr. 101. (1824.)

3) Nouvel ABC allemand et français à la portée de l'enfance, contenant les diverses méthodes d'enseigner à épeler et à lire, avec divers tableaux composés de mots la plupart communs aux deux langues, et un choix de lectures, entretiens, fables, histoires également amusantes et instructives, et augmenté d'un traité succinct des premiers éléments de la langue française, à l'usage de l'âge tendre, des écoles réales et autres instituts des deux sexes. 5e édit., refondue, corrigée et considérablement aug-

mentée. Ou: Neues französisches und deutsches, der Fassungskraft der Kinder angemessenes ABC, welches außer den verschiedenen Methoden, beym Sillabiren und Lesen, mehrere, meistens aus gleichen Wörtern in beyden Sprachen zusammengesezte Tafeln, nebst einer Auswahl leichter, angenehmer und lehrreicher Leseübungen, Fabeln, Unterhaltungen, Geschichten enthält. Mit einer neuen Abhandlung über die Grundelemente der französischen Sprache, zum Gebrauche des zarten Alters, der Realschulen und andern Lehranstalten beyderlei Geschlechtes. 5te umgearbeitete, verbesserte und beträchtlich vermehrte Ausgabe.

Un choix d'entretiens faciles, de fables, historiettes etc., où les enfants ont l'avantage de trouver une lecture graduée, amusante, instructive et à leur portée, font de cet ouvrage un des livres les plus propres à l'enseignement élémentaire des deux langues.

Eine Auswahl von Gesprächen, Fabeln, Geschichtchen ꝛc., welche einen stufenweise fortschreitenden, unterhaltenden, lehrreichen und der Fassungskraft der Kinder angemessenen Lesestoff darbieten, eignen dieses Werk zu einem der brauchbarsten Hülfsmittel für den ersten Unterricht in beyden Sprachen.

4) Petit Cadeau destiné aux Enfants, ou Nouvel ABC français à leur portée, in 8. Prix 20 kr.

Ce petit Cadeau contient les mêmes matières que le Nouvel ABC ci-dessus, mais seulement en français.

Dieses kleine Geschenk für Kinder enthält dieselben Materien, wie das oben erwähnte ABC, aber blos in französischer Sprache.

5) Premier ABC de l'Enfance, petit 8. de 57 pages. Prix 9 kr.

Ce premier ABC français est destiné à rendre sensibles aux enfants les lettres muettes de la langue françaises; elles sont distinguées par de plus petits caractères.

Dieses erste französische ABC ist dazu bestimmt, den Kindern die stummen Buchstaben der französischen Sprache anschaulich zu machen, welche daher durch kleinere Schrift ausgezeichnet sind.

6) Choix d'entretiens ou Dialogues allemands et français, précédés d'un recueil des mots les plus nécessaires. 5e édit., considérablement augmentée; 8. de 202 pages. Prix 30 kr. Oder: Auswahl französischer und teutscher Gespräche, nebst einer Sammlung der unentbehrlichsten Wörter. 5te beträchtlich vermehrte Ausgabe. 8. 202 Seiten stark. Preis 30 kr.

Ces dialogues, au nombre de cent cinquante, embrassent des objets très-variés, relatifs aux besoins ordinaires de la vie; ils sont précédés d'un recueil des mots les plus nécessaires aux commençants.

Diese Gespräche, beynahe 150 an der Zahl, umfassen die mannigfaltigsten Gegenstände, welche sich auf das gemeine Leben beziehen; es ist denselben eine Sammlung der für die Anfänger nöthigsten Wörter vorangeschickt.

7) Kurzgefaßtes praktisches Elementarbuch der französischen Sprache, für mittlere Lateinische Lehranstalten und Real-Schulen, sowohl als Fortsetzung des Deutschen und Französischen ABC, als zur Grundlage der größeren Sprachlehre bearbeitet. 8. 198 Seiten stark. Preis 36 kr.

Dans ce petit ouvrage élémentaire, on s'est rapproché de la marche des grammaires latines, en quoi il se recommande aux susdites écoles réales et en général aux commençants; on se borne à le faire connaître aux instituteurs, qu'il ne peut manquer d'intéresser, autant par la méthode que par la richesse et la variété des objets: aussi a-t-elle été introduite, dès la publication, dans l'école réale de Stuttgart.

In diesem, 198 Seiten starken, Elementarbuch nähert sich die Lehrart der Lateinischen Grammatik; es dürfte deßwegen in den obengenannten Lehranstalten, so wie überhaupt bey Anfängern, mit gutem Erfolge benützt werden; man begnügt sich dasselbe den Lehrern bekannt zu machen, in der Ueberzeugung, daß es sich durch die Formen und durch den reichen und mannigfaltigen Inhalt selbst empfehlen werde; auch wurde es sogleich, bey seiner Erscheinung, in der königlichen Realschule in Stuttgart eingeführt.

8) Abrégé complet de la Grammaire Française. 3e édition, augmentée d'un recueil de dialogues. 8. de 555 pages. Prix 1 fl. 12 kr. Vollständiger Auszug der französischen Sprachlehre, oder: neue und leichte Art Französisch zu lernen, durch Unterredungen in beyden Sprachen, über die wesentlichen Theile der französischen Sprache, nebst vielen Uebungen, besonders für Schulen und Damen bestimmt. Dritte, mit einer Auswahl von Gesprächen vermehrte Ausgabe. Preis 1 fl. 12 kr.

Cet ouvrage est particulièrement destiné à la jeunesse allemande et aux écoles. Toutes les parties du discours étant traitées dans les deux langues, les écoliers ont l'avantage de se familiariser avec les termes particuliers à la grammaire

Dieses Werk ist insbesondere für die teutsche Jugend und für die Schulen bestimmt. Da alle Redetheile in beyden Sprachen abgehandelt sind, so haben die Schüler den Vortheil, daß sie sich mit den beyderseitigen Kunstausdrücken der Sprachlehre bekannt machen können.

9) Grammaire française à l'usage des Allemands. 9e édit. 8. de 514 pages et 134 de dialogues Prix 1 fl. 24 kr. Oder: Französische Sprachlehre in einer neuen und faßlichen Darstellung der auf

die einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln, durch viele Beyspiele erläutert, sowohl für Anfänger, als für solche, welche schon Fortschritte in der französischen Sprache gemacht haben, und sich darin vervollkommnen wollen. 9te Ausgabe. Preis 1 fl. 24 kr.

Cette grammaire, outre les détails qui ne pouvaient entrer dans la précédente, a un chapitre particulier sur la versification française. Outre diverses améliorations exécutées dans la nouvelle ou 9e édit., les pages 486 — 514 offrent un certain nombre de pensées choisies, et d'exercices ou anecdotes également propres à la traduction ou à exercer la mémoire; suivies de lettres familières, ou mercantiles, et d'un recueil de 13, pages de mots les plus nécessaires et de dialogues dans les deux langues.

Diese Sprachlehre enthält, außer der Ausführlichkeit, welche man dem vorhin genannten Auszuge nicht geben konnte, einen besondern Abschnitt über den franz. Versbau. Außer vielen in der neuen oder 9ten Ausgabe vorgenommenen Verbesserungen, enthalten die Seiten 481 — 514, eine Auswahl von lehrreichen Gedanken oder Sittensprüchen und von französischen und teutschen Anekdoten oder Geschichtchen, die sich sowohl zum Uebersetzen als zur Uebung des Gedächtnisses eignen, worauf mehrere vertraute und kaufmännische Briefe, nebst einer Sammlung der nöthigsten Wörter und von Gesprächen in beyden Sprachen folgen.

10) Anecdotes françaises et allemandes, destinées à traduire dans les deux langues, avec des notes ou renvois aux règles de la Grammaire et de l'Abrégé, 3e édit. 8. de 488 pages. Prix 1 fl. 30 kr.

Ce volume, également propre à l'étude des deux langues, contient outre une comédie française et une allemande, plus de 500 anecdotes accompagnées de notes ou mots destinés à en faciliter la traduction aux écoliers, ou à rappeler les règles de la Grammaire. Ces anecdotes contiennent tantôt une saillie, un bon mot; tantôt elles peignent un trait de générosité, de bienfaisance etc., et sont très-propres à exercer les élèves à parler ou à raconter.

Dieses zur Erlernung beyder Sprachen gleichfalls sehr taugliche Buch begreift, außer einem französischen und einem teutschen Lustspiele, mehr als 500 mit Noten versehene Anekdoten, welche den Schülern die Uebersetzung derselben erleichtern, oder ihnen die Regeln der Sprachlehre wieder ins Gedächtniß zurückrufen. Diese Anekdoten enthalten bald einen witzigen oder lustigen Einfall, bald stellen sie einen Zug des Edelmuths, der Wohlthätigkeit rc. dar, und eignen sich vorzüglich dazu, den Schüler im Sprechen und Erzählen zu üben.

11) Auswahl französischer und teutscher Uebungsstücke, welche sich nicht nur zum Uebersetzen in beyde Sprachen eignen, sondern auch den Lehrern einen reichen und sehr mannigfaltigen Stoff darbieten, die Schüler im Lesen, Sprechen und Erzählen zu üben. 5te verbesserte und beträchtlich vermehrte Ausgabe, 8. 447 Seiten stark; Preis 1 fl. 30 kr.

Ce volume rend en allemand et en français les anecdotes françaises et allemandes du précédent, mais avec peu de notes, pour des classes plus avancées; les pages 120 - 198 contiennent, outre les notices de Schiller, Wieland et Goethe, une suite de nouveaux exercices, d'histoires et de dialogues très intéressants; il en est de même des pages allemandes 357 - 389.

Dieser Band liefert die teutsche und französische Uebersetzung der im vorgenannten Buche enthaltenen Anekdoten, jedoch für höhere Classen mit wenig oder gar keinen Noten. Die Seiten 120 — 198 enthalten außer den Notizen Schillers, Wielands und Goethes, eine Reihe von neuen anziehenden Uebungen, Geschichten und Gesprächen; ebenso im deutschen Theil die Seiten 357 — 389.

12) Neue Sammlung französischer und teutscher, neuer und aus den besten französischen und teutschen Briefstellern ausgewählter Handlungsbriefe, zum Uebersetzen in beyde Sprachen. Vierte Ausgabe, 8. 551 Seiten stark. Preis 1 fl. 45 kr. Ou: Recueil de lettres de commerce, allemandes et françaises, extraites des meilleurs ouvrages des deux nations. 4e édit., 8. de 551 pages; Prix 1 fl. 45 kr.

Ce Recueil est précédé d'un vocabulaire des termes consacrés au commerce, et de règles sur le style mercantile: aucun ouvrage de ce genre n'offre une aussi grande variété de modèles choisis, également propres à former le style des jeunes négociants et à apprendre les deux langues.

Man hat dieser Sammlung ein erklärendes Verzeichniß der dem Handel eigenen Ausdrücke, so wie auch Vorschriften über die Schreibart in Handelsbriefen, vorangeschickt. Kein Werk dieser Art gibt so mannigfaltige und gut ausgewählte Muster zur Bildung des Styls der jungen Leute, und zur Erlernung beyder Sprachen.

13) Traduction des lettres de commerce etc., 2e édition in-8. de 460 pages; Prix 1 fl. 30 kr.

Ce volume est une traduction du précédent.

Dieser Band ist eine Uebersetzung des vorhergehenden.

14) La *Correspondance des Négociants*, ou Recueil de lettres françaises sur le commerce, originales, ou extraites des meilleurs épistolaires français et allemands, précédé d'un Vocabulaire des termes consacrés au Commerce, de l'Usance des principales places de l'Europe, et de Règles sur le style mercantile; suivi d'une série de lettres sur le Change et de Modèles en usage dans les transactions Commerciales; à l'usage des jeunes gens qui se destinent

au commerce, in-8. de 460 pages, 2e édition, revue, corrigée, augmentée, et mise en harmonie avec le code de commerce. Paris, à la Librairie du commerce, chez Renard. Prix 3 fl.

Ce volume, particulièrement destiné aux jeunes négociants français ou autres qui entendent cette langue, contient, outre plusieurs nouvelles correspondances, les lettres françaises des deux ouvrages précedents, classées par ordre des matières. On y trouve plus de 500 lettres sur des sujets très-variés, relatifs aux affaires de commerce, et propres à former le style des jeunes gens qui embrassent cette carrière.

Dieses, besonders für die jungen französischen Kaufleute bestimmte Buch, enthält, außer mehreren neuen, sämmtliche in den beyden vorstehenden Werken begriffene französische Briefe, nach Materien geordnet. Es begreift mehr als 500 Briefe über sehr mannigfaltige Handelsgegenstände, welche geschickt sind, den Styl der diesem Fache sich widmenden jungen Leute zu bilden.

15) La *Correspondance familière*, ou Choix de lettres assorties aux diverses situations de la vie, extraites de 80 des meilleurs auteurs anciens ou modernes, nationaux ou étrangers, in-8. de 600 pages, très-belle édit. Prix 1 fl. 36 kr.

Cet ouvrage est précédé d'une introduction aux lettres familières, billets etc., et de règles sur le style et sur le cérémonial; il est partagé en 20 paragraphes, qui contiennent des modèles sur autant de sujets différents et des observations particulières à chacun de ces genres. Aucun autre ouvrage ne réunit autant de lettres choisies sur toutes les parties de la correspondance familière, et classées avec plus d'ordre.

Dieses Werk beginnt mit einer Einleitung über die vertrauten Briefe, kleine Handbriefe ꝛc. und über die, den Styl und die Höflichkeitsformeln ꝛc. betreffenden, Regeln. Es ist in 20 Abschnitte getheilt, welche Briefmuster über eben so viele verschiedene Gegenstände, und Bemerkungen über jede besondere Briefgattung enthalten. Kein Werk dieser Art enthält eine so reiche und so wohl geordnete Sammlung auserlesener Briefe über alle Zweige des vertrauten Briefwechsels.

16) Nouvelle Grammaire *Allemande-française*, contenant, dans les deux langues, les règles de la *langue Allemande* accompagnées d'exemples et d'exercices, et terminée par divers fragments des meilleurs poètes de la nation. 2e édition, in-8. de 482 pages. Prix 1 fl. 36 kr.

Cet ouvrage, destiné à la jeunesse française, a obtenu le suffrage de plusieurs savants de l'Allemagne. Toutes les parties de la langue y sont traitées et développées avec méthode, précision et clarté. Il est terminé par un chapitre sur la poésie, destiné à donner à la nation française une idée des beautés, des richesses et des ressources de la poésie allemande.

Dieses für die französische Jugend bestimmte Werk hat den Beyfall verschiedener teutschen Gelehrten erhalten. Alle Theile der Sprache sind darin methodisch bestimmt und klar abgehandelt. Es schließt mit einem Abschnitt über die Dichtkunst, welcher der französischen Nation einen Begriff von den Schönheiten, dem Reichthum und den Hülfsquellen der deutschen Dichtkunst geben soll.

17) Bibliothèque française et allemande, à l'usage des Instituts des deux sexes. 12 petits volumes in-16.

Elle contient les morceaux les plus intéressants des auteurs allemands ou français qui ont le mieux écrit pour la jeunesse, les uns extraits ou traduits de l'allemand, et les autres du français. Chaque volume séparement 36 kr. Les 12 volumes ensemble 5 flor. 12 kr. La partie allemande, qui fait un ouvrage à part, paraitra dans la suite.

Librairie de J. G. Cotta.

Diese Bibliothek enthält die anziehendsten Stücke der geschätztesten teutschen und französischen Schriftsteller, welche am zweckmäßigsten für die Jugend geschrieben haben, aus dem Teutschen oder aus dem Französischen übersetzt oder ausgezogen. Einzeln kostet jeder Band 36 kr. Wer aber 12 Bände zusammen nimmt, erhält sie für 5 fl. 12 kr. Der teutsche Theil, welcher ein besonderes Werk ausmacht, wird später erscheinen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neue Musikalien, welche bey B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind.

Anthes Frühlingsfeyer. 6 Lieder für 2 Sopran und 2 Männerstimmen oder auch für eine Stimme mit Clav. Begleitung. 48 kr.
Auber, Ouvert. a. d. Schnee für 4 Hände arrang. 1 fl.
Fränzel, Ouvert. f. Orchstr. op. 19. 4 fl. 30 kr.
Gugel, 1stes Concert f. Horn mit Orch. Begl. 3 fl. 30 kr.
Heuschkel, Lied, Der Abschied mit Guit. Begl. 8 kr.
Dessen Auswahl von Harmon. Stücken für Flöte, 2 Clarinetten, 2 Horn, 2 Fagott. 1stes Heft aus Rossini's Semiramis 3 fl. 36 kr.
Dessen — — 2. 1stes Heft aus Semiramis und Webers Euryanthe, 3 fl.
Dessen — — 3. 1stes Heft aus Euryanthe — 2 fl. 30 kr
Mangold, 3 ital. Canzonetten mit Pfte. op. 6. Nro. 1. 36 kr.
Dessen 3 Sonatinen für Pfte. op. 7. 1 fl. 36 kr.
Mazas, 3 Trios f. 2 Violinen u. Bass. op. 18. 2 fl. 42 kr.
Molique, concert. Duos f. 2 Violinen 2 fl. 24 kr.
Orlandi, Terzett ital. u. deutsch mit Pfte. 49 kr.
Dessen Singübung für 3 Soprane. 48 kr.
Rieff, Liederkranz, enth. 5 Gesänge mit Pfte. op. 24. 48 kr.
Rossini, Barbier von Sevilla für 2 Violinen, Alt u. Vcllo. arrang. von Hüffner. 7 fl. 12 kr.
— Dieselbe Oper für Flöte, Violine, Alt u. Vcllo. 7 fl. 12 kr.
Schlösser, 3 characteristische Märsche f. Pfte op. 10. 49 kr.
— Favorit-Walzer für Pfte. Nro. 235. und 236 jeden 8 kr.
Spontini, Portrait. 48 kr.
Stecher, 8 Fugen für Orgel oder Pfte. op 7. 1 fl. 24 kr.
v. Weber, alphabetisches Wort- und Sachregister zu dessen Theorie der Tonkunst 2ter Auflage von M. H. 39 kr.

Nro. 12.

Intelligenz-Blatt.

1825.

Ankündigung einer neuen Zeitschrift.

Allgemeine kritische Annalen der Verhafts-, Straf- und Besserungsanstalten der körperlichen und geistigen Heilungs-Institute, der Wohlthätigkeits-Anstalten und Vereine so wie der Elementar-, Industrie- und Polytechnischen Schulen

Nach des Hrn. Appert zu Paris neuem Journal des Prisons, Hospices, Ecoles primaires et Etablissements de Bienfaisance. In größerer Ausdehnung, mit vielen Zusätzen und Bemerkungen frey bearbeitet von dem Herausgeber der allgemeinen deutschen Justiz-, Kameral- und Polizey-Fama.

Von dieser Zeitschrift wird in Zukunft im Verlag des Unterzeichneten regelmäßig alle 2 Monate 1 Heft von 9 Bogen in gr. 8. Format, geheftet in farbigem Umschlag, erscheinen, wovon das 1ste im Laufe des künftigen Monats Mai ausgegeben wird. 3 Hefte bilden einen Band, der einen besondern Titel erhält. Der Preis eines jeden Bandes ist 4 fl. oder 2 Rthlr. 6 gr. Einzelne Hefte werden nicht abgegeben. Bestellungen werden von allen soliden Buchhandlungen so wie auch von den Postämtern angenommen

Basel, den 20. April 1825.

J. G. Neukirch, Buchhändler.

Bilder des Pabstthums.

So eben sind bey Leopold Voß in Leipzig erschienen:

Rom, wie es ist, oder Sitten, Gebräuche, Ceremonien, Religion und Regierung in Rom.

A. d. Frz. des Santo-Domingo, von *r. 8. geh. Mit einer Ansicht des Forum Romanum. 1 Thlr.

Recht feiste Pfaffen treten hier mit Füßen
Des Cato Grab, die Asche des Emil.
Der Altar ward zum Thron, und unbedingtes Müssen
Läßt Weihrauchfaß und Scepter einer Hand zum Spiel!

Voltaire.

„Indem wir die Anmaßungen des Vatikans und die lächerlichen oder gar empörenden Mißbräuche des römischen Hofes aufzeichnen, erklären wir auch zugleich, daß wir, weit entfernt, einen Angriff gegen die wahre Religion zu beabsichtigen, nur gemeint haben, dieser einen Beweis unserer Achtung zu geben. Die hier angegriffenen Sätze sind offenbar denen des göttlichen Erlösers entgegengesetzt. Wir dürfen also nicht fürchten, in den Verdacht irreligiöser Absichten zu kommen. Sollte dieß geschehen können weil wir das Evangelium den Lehreen, die es verdrehen, und die Dornenkrone einer dreyfachen diamantenen vorziehen?“

Geschichte der Beichtväter von Kaisern, Königen und andern Fürsten.

Aus dem Französischen des Gregoire, ehemaligen Bischofs zu Blois u. s. w. Von *r. Zwey Theile. 8. 1 Thlr. 18 gr.

„Wer Pfaffenthum, Hand in Hand gehend mit weltlicher Despotie, will kennen lernen, oder auch sehen will, wie Vernunft und Wahrheit und Recht, mochten sie im weltlichen oder geistlichen Gewande auftauchen, immer ihre entschiedensten Gegner da fanden, wo eigentlich Gerechtigkeit und Frömmigkeit heimisch seyn sollten, der lese diese höchst interessante Schrift.“

Ungewöhnlich geringe Preise und vortheilhafte Anerbietungen zum Ankauf vorzüglicher lateinischer und griechischer Wörterbücher.

1) Schellers latein-deutsch und deutsch-latein. Handlexikon, 5te neu verbesserte Auflage vom Dr. Lünemann in Göttingen. 180 Bogen in groß Lexikon-Format, auf gutem starken Papier mit neuen Lettern. 2 Bände (welche nicht vereinzelt werden). Ladenpreis 4½ Rthlr. (also der Bogen ungefähr 7 pf.)

2) latein-deutsch und deutsch-latein. Schul-Wörterbuch von Dr. Rubkopf und Professor Kärcher in Carlsruhe. 2 Thle. gr. Lex. Format. 54½ Bogen. Ladenpreis 1 Rthlr. 16 ggr. (wonach der Bogen ungefähr 8 pf. kostet.), der 1ste oder latein-deutsche Theil apart 16 ggr., der 2te oder deutsch-latein. Theil 1 Rthlr.

3) Schneiders großes griechisch-deutsches Wörterbuch, beym Lesen der profanen Scribenten zu gebrauchen. 2 Bde. 3te Auflage, in groß 4to nebst einem Supplementbande. 226 Bogen. Auf weiß Druckpapier mit neuen Schriften. Preis 8½ Rthlr. (wonach der Bogen zu 10 pf. berechnet ist)

Das Schellersche Handlexikon hat durch seine anerkannte Brauchbarkeit, durch die ununterbrochen auf dessen möglichste Vervollkommnung gewandte thätige Sorgfalt und gründliche Gelehrsamkeit des rühmlichst bekannten Herrn Dr. Lünemann, so wie durch die zweckmäßigste typographische Ausstattung seinen wohlverdienten Ruf in den schnell wiederholten Auflagen zu allgemein behauptet, als daß es nöthig befunden wäre, bey dem dadurch schon auf das Aeußerste ermäßigten Preise, durch Subscription

oder Pränumeration Käufer anzuziehen, wobey ohnedem oft manche Beschwerlichkeiten durch verfehlte Termine, zurückbleibende Theile u. fürs Publicum statt zu finden pflegen.

Auch bey der obigen 3ten Auflage des Schneiderschen griech. Wörterbuches ist sowohl für die innere Vollständigkeit und Gediegenheit, als auch für ein angemessenes Aeußeres das Möglichste geschehen und die, ähnliche Werke nach Verhältniß der Bogenzahl und des compressen Drucks in groß 4to übertreffende Wohlfeilheit des Ladenpreises dieses unentbehrlichen Hülfsmittels beym fortschreitenden tiefern Studium der griech. Sprache, macht dasselbe auch Minderbegüterten so leicht zugänglich, daß diese die vorherige anscheinend billigere Anschaffung ähnlicher, weniger umfassender Werke zum Anfange vermeiden können.

Das Rudkopf-Kärchersche Schul-Wörterbuch ist seinem Zwecke gemäß namentlich durch die Sorgfalt des Herrn Professor Kärcher auf das passendste bearbeitet und durch die Vereinzelung der 2 Theile auch für den ersten Anfänger oder Minderbegüterten leicht zu erstehen.

Um nun ungeachtet der äußersten Preise der 3 obigen Werke den Ankauf auch für den einzelnen Schüler zu erleichtern, wenn mehrere derselben sich dazu vereinigen, bewilligen wir auf einige Zeit auf 10 Exemplare, jedes dieser 3 Lexika, das 11te, von 18 — 2 Exempl., von 28 — 4 Exempl. gratis, sobald der Betrag an die zunächst gelegene Buchhandlung franco eingesandt wird, und geschieht dieses an uns direct, so werden wir auf 5 Exempl. — 1 Exempl., auf 10 — 2 Exempl. und auf 20 — 5 gratis beylegen.

Leipzig, im März 1825.

Hahn'sche Verlagsbuchhandlung.

Im Verlage der Dyk'schen Buchhandlung in Leipzig erschien so eben folgendes interessante Werkchen:

des Lords Byron Lebensbeschreibung, nebst Analyse und Beurtheilung seiner Schriften.

Aus dem Englischen, mit dem Bildnisse.

Preis 1 Thlr.

In Basel bey Neukirch ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte der sogenannten Momiers, einer in einigen Schweizer-Cantonen sich ausbreitenden Sekte.

Aus sichern Quellen geschöpft.

Erstes Heft.

Die Geschichte der Momiers des Cantons Genf enthaltend.

8. Preis geheftet 1 fl.

Die religiöse Verbrüderung mit dem Namen der Momiers belegt, erregt seit einiger Zeit allgemeine Aufmerksamkeit; man hört so manches und so manches Widersprechende von ihnen, daß auch der gleichgültigste Beobachter am Ende den Wunsch in sich fühlt, nähere und umständlichere Nachrichten von ihnen zu erhalten.

Diese glaubt der Verfasser der hier angekündigten Schrift, welcher — was er in der Vorrede feyerlich versichert — den Momiers nicht angehört, aber längere Zeit in der Gesellschaft mehrerer Mitglieder dieser Sekte gelebt, ihr Thun und Lassen, ihre Schwächen und Tugenden beobachtet hat und ihre Grundsätze kennen lernte, im Stande zu seyn mit reiner Unpartheylichkeit zu liefern, um so mehr als er sich authentische Beweise über alles, was er in seinem Werke sagt, zu verschaffen wußte.

Von

Washington Irwing

ist so eben in unserm Verlage erschienen:

Skizzenbuch von Gottfried Crayon, übersetzt von S. H. Spiker. 1r Band. gr. 12. Preis beyder Bände, geh. 3 Rthlr.

Der 2te Band wird in Kurzem nachgeliefert. Dieß ist das erste Werk W. Irwings, welches er in England herausgab und was dort seinen Ruf entschied, so wie ihn bey uns sein Bracebridge-Hall, das zuerst übersetzte, begründet hat. Seine übrigen Schriften, von Hrn. Dr. Spiker übersetzt, sind in folgender Ordnung in gleichförmiger Ausgabe in unserm Verlage erschienen.

Bracebridge-Hall, oder die Charaktere, 2 Bände. 1824. 3 Rthlr.

Jonathan Oldstyle's Briefe. 1824. 12 gr.

Erzählungen eines Reisenden. 2 Bände. 1825. 3 Rthlr.

Letzteres Werk, das neueste dieses Verf., ist zum Theil während seines Aufenthalts in Deutschland geschrieben, wie die von Mainz datirte Vorrede zeigt.

Duncker und Humblot in Berlin.

Englische Literatur.

Des Amerikaners Cooper Romane, welche sich denen von Walter Scott wohl an die Seite stellen dürfen, finden nicht allein in dessen Vaterlande, sondern auch in England, Frankreich und Deutschland, gerechten und verdienten Beyfall!

Wir glauben daher den Wünschen der — jetzt so zahlreichen — Freunde der englischen Literatur durch die Anzeige zu begegnen, daß wir davon eine mit dem Original an correktem Druck und elegantem Aeußeren wetteifernde, im Preise aber bedeutend wohlfeilere Ausgabe veranstalteten, wovon

„le Spy, 3 Vol."

so eben erschienen, und sauber broschirt für 3 Thlr. 12 gr. in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Leipzig, im März 1825.

Heinsius'sche Buchhandlung.

Zur Vermeidung von Collisionen wird bekannt gemacht, daß Herr Dr. Gondela von folgendem Werke eine Uebersetzung in meinem Verlag liefert:

Memoiren of the Life of J. R. Kemble.

Heidelberg, den 22. April.

J. Engelmann.

Im Verlage von Imman. Müller in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der
lustige Reisegesellschafter,
eine Sammlung von 168 spaßhafter Anekdoten zur Vertreibung der langweiligen Stunden auf Reisen. Dritte, vermehrte Auflage. 1825. geheftet 9 gr.

Diese Anekdoten werden gewiß zum Lachen reizen, doch nie auf Kosten der Sittlichkeit. Sie sind kurzweilig, ohne irgend einen Stand lächerlich zu machen, und werden den durch böses Wetter oder andere Unannehmlichkeiten verstimmten Reisenden und Badebesuchenden augenblicklich in eine heitere Laune versetzen. Wer kennt nicht die wohlthätigen Wirkungen des Lachens? Hier erhält man für weniges Geld eine herrliche Arzney!

Die in unserem Verlage erschienenen
Klassischen Romane der Frau Benedicte Naubert
bestehend aus 55 Bänden, welche bisher 62 Rthlr. 11 gr. kosteten, haben wir, den Wünschen des Publikums zu entsprechen, auf Ein Jahr, nämlich von Ostern 1825 bis Ostern 1826, auf den Preis von 25 Rthlr. für die ganze Sammlung herabgesezt, wofür sie in allen Buchhandlungen zu haben ist. Eine ausführliche Anzeige von diesen Werken, von welchen wir hier nur Herrmann von Unna, Thekla von Thurn, Neue Volksmährchen der Deutschen 4 Bde., und Walter von Montbarry namentlich aufführen wollen, ist in jeder Buchhandlung unentgeldlich zu bekommen.

Leipzig, im April 1825.

Weygandsche Buchhandlung.

Nachricht für die Subscribenten und Pränumeranten auf
Fr. K. Krafts
neues (kleines) deutsch-lateinisches
Handwörterbuch
und
Handbuch der Geschichte von Altgriechenland.
Zum Uebersetzen a. d. D. ins Lat.

So eben ist von ersterm die erste Abtheilung und lezteres fertig geworden. Beyde werden jezt versandt. Von ersterm Werk von 84—86 Bogen gilt der billige Pränum. Preis von 1 Rthlr. 20 gr. bis Erscheinen der zweyten Abtheil.; lezteres kostet 18 gr. In Partheien erhält man in der Verlagsbdlg. Frey-Exemplare, so wie ausführliche Anzeigen und Proben wie auch, nebst Expl., in allen Buchhandlungen.

Leipziger Ostermesse 1825.

Ernst Kleins Comptoir.

So eben ist bey uns erschienen:

Encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, bearbeitet von mehrern Gelehrten und herausgegeben von H. A. Pierer. Vierten Bandes erste Abtheilung. Subscriptionspreis des Bandes von 2 Abtheilungen auf Druckpapier 2 Rthlr. und auf Schreibpapier 2 Rthlr. 16 gr.

Diese Abtheilung enthält in 4659 Artikeln 6576 einzelne Gegenstände, so daß die Zahl der in den erschienenen 7 Abtheilungen bereits gelieferten Artikel 40,710 und der einzelnen Gegenstände 54,883 beträgt. Die allgemeine günstige Aufnahme, deren dieses Werk sich zu erfreuen hatte, überhebt uns jeder weitern anpreisenden Anzeige. Altenburg, den 31. März 1825.

Literatur-Comptoir.

Bey A. Wienbrack in Leipzig ist so eben fertig geworden und an alle Buchhandlungen versandt:

Coopers Werke,
10r, 11r und 12r Band.
Auch unter dem Titel:
Lionel Lincoln oder die Belagerung von Boston.
Aus dem Englischen von *r.

— Fürchtet die Zwietracht. Wecket nicht den Streit
Aus seiner Höhle, wo er schläft. Einmal erwacht,
Bezähmt er spät sich wieder!

Schiller.

3 Theile. 8. Schreibp. 2 Rthlr. 18 gr. Velinp. 3 Rthlr. 12 gr.

Es ist dieß der vierte Roman des berühmten Amerikaners Cooper, der mit den drey frühern: „der Ansiedler, der Lootse und der Spion" an originellen Charakteren, wunderbaren Ereignissen und erschütternden Auftritten wetteifert. Der Kampf um Boston, die Belagerung dieser Stadt gaben dazu Stoff in Menge. Daß der allgemein bekannte Uebersetzer, der Deutschland zuerst mit Cooper befreundete, keine Schönheit des Originals fallen ließ, darf wohl nicht erst versichert werden.

Ankündigung
einer wichtigen und unentbehrlichen Schrift für Aerzte und Wundärzte, für Candidaten der Arzneikunst und Zöglinge in medicinischen Lehranstalten.

Von
D. K. G. Schmalz,
Versuch einer medicinisch-chirurgischen Diagnostik
in Tabellen,
oder Erkenntniß und Unterscheidung der innern und äußern Krankheiten, mittelst Nebeneinanderstellung der ähnlichen Formen.

Vierte von neuem stark vermehrte und verbesserte Auflage in Folio auf Velinpapier, ist nun die erste Abtheilung erschienen und in allen Buchhandlungen zum Ansehen zu erhalten.

Hoffentlich wird Jedermann das schöne Aeußere, verbunden mit der Billigkeit des Preises, dem Innern des Werkes angemessen finden.

Bis zum Ausgange der Ostermesse soll die Vorausbezahlung für das Ganze (über 70 Bogen Tabellen) von 4 Thlr. 12 gr. und 1 Freyexemplar bey 10 Exemplaren noch bestehen. Von Pfingsten an bis Michael ein Preis von 5 Thlr., jedoch ohne Freyexemplare statt finden, dann aber unabänderlich der volle Ladenpreis von 6 Thlr. eintreten.

Alle Buchhandlungen nehmen Bezahlung gegen Auslieferung der ersten Lieferung, ohne weitern Nachschuß von Porto rc. an. Das ganze Werk erscheint zu Michael.

Dresden, den 15. April 1825.

Arnoldische Buchhandlung.

Literarische Anzeige.

So eben ist fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Annuaire diplomatique pour 1825.

Contenant:

1. Les dates des naissances et mariages des souverains de l'Europe.
2. Les noms des ministres à portefeuille.
3. Les noms des agens diplomatiques et consulaires.
4. Le personel du corps diplomatique, d'après l'ordre alphabétique, des résidences.
5. Nécrologie des souverains, princes et princesses, et premiers fonctionnaires civils et militaires morts depuis le 1er mars 1824 – 1er avril 1825.

Troisième année.

12. Geh. 1 Thlr., oder 1 fl. 48 kr. Rhein.

Paris et Leipsic: F. A. Brockhaus.

Neue Musikalien im Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Für Orchester.

Lindpaintner, P., Ouvert. de l'Op. der Bergkönig, à grand Orchestre. Op. 50. 2 Thlr.

Maurer, L., Ouv. de l'Opéra-Vaudeville: Le nouveau Paris, à gr. Orch. Oeuv. 33. 1 Thlr. 12 Gr.

Onslow, G., Ouvert. de l'Opéra: L'Alcade de la Vega, à grand Orchestre. 1 Thlr. 12 Gr.

Pilz, V. A., 24 neue Tänze, 1 Polon., 2 Men., 3 Walzer, 2 geschw. Walzer, 1 Cotillon, 2 Ecoss. und 1 Quadrille. L. 1. vollst. 1 Thlr. 8 Gr.

Zimmermann, J. W., 12 Walzer und 6 Ecoss. vollst. 1 Thlr.

Für Bogeninstrumente.

Bruni, 6 Sonates pour Violon. Op. 38. et posthume 4me Livr. 2e Part. 1 Thlr.

Giorgetti, F., Duos d'Etude pour 2 Violons, Liv. 1. 2. Op. 15. à 18 Gr.

Köhler, H., Pot-Pourri av. Var. d'une exécution facile pour 2 Violons. Oeuv. 149. 12 Gr.

Lafont, C. P., Souvenirs d'Edelmone et Otello. Fantasie et Var. p. Violon avec Pianof. P. 1. 12 Gr.

— Fantaisie et Variations sur des motifs de la Cenerentola et de la Gazza ladra pour Violon avec Pianoforte. P. 2. 12 Gr.

Maurer, L., Variat. pour 2 Viol. princip. avec Orchestre. Op. 30. 1 Thlr. 8 Gr.

— Capriccio et Polacca pour Violon avec Orchestre. Op. 31. 16 Gr.

Onslow, G., Quintetto (No. IX.) pour 2 Violons Alte, Vlle et Basse. Op. 25. 2 Thlr.

Hus-Desforges, 3 Duos pour 2 Violoncelles. Op. 47. 4me Liv. de Duos. 1 Thlr.

Für Blasinstrumente.

Berbiguier, T., 36 petits Duos méthodiques faciles et chantans pour 2 Flûtes. Oeuv. 72. Part. 1 et 2. à 16 Gr.

Gabrielski, W., Divertissement pour la Flûte. Op. 69. 8 Gr.

— Variat. sur un thème de l'Op. Otello pour la Flûte. Op. 70. 8 Gr.

— Adagio et Variat pour la Flûte sur un thème de Carafa. Op. 71. 8 Gr.

— 3 Duos concert. p. 2 Flûtes. Op. 72. 1 Thlr. 12 Gr.

— grand Duo pour Flûte et Violon. Op. 73. 20 Gr.

— Airs var. p. la Flûte avec 2 Violons, Alto et Basse. Op. 74. 12 Gr.

— 3me Concerto pour Flûte avec Orchestre. Op. 75. 1 Thlr. 16 Gr.

— Adagio et Variat. p. la Flûte sur un thème de Rossini, avec Orchestre. Op. 76. 1 Thlr. 12 Gr.

Molino, F., 1r Nocturne p. Flûte ou Viol. et Guit. Op. 37. 8 Gr.

Vogel, L., Variations sur un thème de Rossini „Bell' alme generose". pour la Flûte. 6 Gr.

— grand Solo pour la Flûte. 8 Gr.

Weiss, C. N., Etude pour la Flûte cont. un choix de pièces mélodieuses brillantes et instructives, publ. par Gabrielski. 16 Gr.

Bärmann, H., Concertino p. Clarinette avec Orch. Op. 27. 1 Thlr. 16 Gr.

— Andante avec. Variations pour la Clarinette av. accomp. de l'Orchestre. Op. 29. 16 Gr.

Müller, Fr., Etudes pour la Clarinette. 16 Gr.

Braun, J. F., 24 Exercices pour Hautbois dans les tons les plus difficiles avec Pianof. Ouvr. posthume. 1 Thlr.

Backofen, H., 2me Concerto pour le Cor avec Orchestre. Op. 30. 1 Thlr. 16 Gr.

Kurpinsky, C., Nocturne pour Cor, Basson et Viola. Op. 16. 8 Gr.

— Paysage musical, Pot-Pourri pour Cor et Basson. Op. 18. 6 Gr.

Lindpaintner, P., Romance et Rondeau p. le Cor de Chasse avec accomp. de l'Orchestre. Oeuv. 48. 1 Thlr. 12 Gr.

Human, A., Polonoise pour le Basson obl. avec Orchestre. 1 Thlr. 16 Gr.

Anzeige für Forstmänner.

Bey Imman. Müller in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

C. M. Schilling
über
das Roden der Stöcke
oder
Erörterungen über die Frage: ob das Ausgraben abgebauener Stöcke, oder das Ausdrücken ganzer Bäume sammt Stock und Wurzel der Waldkultur zuträglich sey? Eine forstwirthschaftliche Abhandlung.

Zweyte, wohlfeilere Ausgabe. 1825. 6 gr.

Nro. 13.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung zeigt, um Collision zu vermeiden, an, daß in ihrem Verlag eine Uebersetzung von dem sehr interessanten Werk:

Storia dell' Italia del 1789 al 1814. Scritta du Carlo Botta. Italia 1824.

erscheinen wird.

Stuttgart, d. 28. Mai 1825.

Der Dom von Köln.

Um vielfach wiederholten Aufforderungen zu entsprechen, hat sich die unterzeichnete Buchhandlung entschlossen, aus dem Prachtwerk von Dr. Sulpiz Boisseree über den Dom von Köln folgende drey Blätter einzeln zu verkaufen:

1) Die Ansicht der Stadt Köln; — gezeichnet von Schinkel, gestochen von Haldenwang und Schnell — zu 8 fl.
2) Die Ansicht der Domkirche in ihrem gegenwärtigen Zustande; — gezeichnet von Angelo Quaglio, gestochen von Darnstedt — zu 22 fl.
3) Der Seiten-Aufriß der Domkirche, wie sie hat vollendet werden sollen; — gezeichnet von Fuchs, gestochen von Duttenhofer — zu 22 fl.

Einige wenige für das Werk überzählig gezogene Abdrücke vor der Schrift auf Velin=Papier können —

Nr 1 zu 16 fl., Nr. 2 und 3 zu 44 fl.

und auf Chinesischem Papier

Nr. 1 zu 20 fl., Nr. 2 und 3 zu 55 fl.

überlassen werden.

Man kann bey allen soliden Kunst- und Buchhandlungen Bestellung auf diese Blätter machen.

Die unterzeichnete Buchhandlung verbindet hiermit die Anzeige, daß die Kupferstecher für die Fortsetzung des Werks thätig beschäftigt sind.

Stuttgart, im Mai 1825.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Unterzeichnete Buchhandlung hat eine Sammlung vermischter Schriften von Hrn. Dekan Epth in Dormettingen in Verlag genommen, welche noch im Laufe dieses Jahres unter der Aufschrift:

„Zerstreute Blätter von einem kath. Geistlichen"

in zwey Bänden erscheinen werden. Zu diesem Behufe wird eine Subscription eröffnet, wofür bis zum 1sten Jannar 1826 Raum gegeben wird. Die Namen der Subscribenten werden dem Werke vorgedruckt, und sie erhalten beyde Bände für 2 fl. 24 kr.

Zur Empfehlung dieser Schriften brauchen wir nur Weniges zu sagen. Der Verfasser ist bereits bey der kath. Geistlichkeit durch interessante Arbeiten, die er in periodische Blätter lieferte, bekannt. Sein Werk hat das Eigenthümliche, der Styl ist einfach, nicht durch irgend eine Schulsprache verunreinigt, der Inhalt abwechselnd, ungefähr wie in Plutarchs moralischen Schriften, die Ansichten des Verfassers mit dem Geiste seiner Kirche im Einklang, ohne jenen blinden Eifer, womit man sonst auch oft Mißbräuche in Schutz nimmt, die neuesten Erscheinungen im Gebiete der Kirche berücksichtigt, seine polemischen Betrachtungen, wobey man sich sonst allzusehr in gemeinen Ausbrüchen gefällt, mit Ruhe gehalten und nicht in Bitterkeit getaucht.

Stuttgart, den 20. Mai 1825.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Florae Germaniae Helvetiaeque Compendium.

angekündigt und den Botanikern Deutschlands und der Schweiz zu mitwirkender Theilnahme empfohlen.

Es könnte vielleicht scheinen, daß diejenigen ein überflüssiges Werk beginnen, welche eine Flora von Deutschland und der Schweiz bearbeiten und dem botanischen Publikum zur Theilnahme empfehlen wollen, da zwey der würdigsten Priester in Flora's Tempel mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit, mit sorgfältiger Kritik, und mit ächt wissenschaftlichem Sinne den Anfang eines umfassenden Werks über ein nur wenig beschränkteres Feld bereits dargeboten und dessen möglichst raschen Fortgang versprochen haben. Ein Werk wie die (zuerst von Röhling herausgegebene) durch die Herren Martens und Koch neu bearbeitete Flora von Deutschland, wird in seinem ganzen Werthe von uns dankbar anerkannt. Wir glauben aber, daß neben demselben eine Flora, wie wir sie zu bearbeiten unternommen haben, nicht nur wohl bestehen, sondern auch eine freundliche Aufnahme sich versprechen könne, da Plan, Zweck und Umfang von anderer Art sind, und unsere Arbeit ein dringendes, von vielen Seiten her laut ausgesprochenes Bedürfniß befriedigen soll. Wir wollen nämlich kein ausführliches bändereiches Werk geben, sondern ein Handbuch, welches zwar auf der einen Seite vollständig und dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft angepaßt, aber auf der andern Seite in compendiöser bequemer äußern Form die deutschen und verwandten Schweizer Pflanzen beschreibend aufzählen soll. Wir wünschen den Botanikern dieser Gegenden einen Wegweiser durch das Gebiet ihrer Flora in die Hände zu geben, welcher sie in ihren Untersuchungen leiten, auf ihren Wanderungen begleiten und so selten als möglich verlassen solle, und haben dabey zwar vorzüglich die angehenden Jünger der Flora im Auge, welchen mit allzuausführlichen Werken weniger gedient ist, hoffen aber auch, daß der erfahrene Botaniker unsere Arbeit nicht unbefriedigt zur Hand nehmen werde.

Wir glauben auf folgende Art diesen Zweck am sichersten erreichen zu können. Wir wählen die lateinische Sprache, weil sie größere Gedrängtheit erlaubt, und wir befolgen in der Anordnung die natürliche Methode, weil

sie schneller als die künstliche über einzelne Haupt-Formen des Gewächsreiches einen Ueberblick gewährt und vor Einseitigkeit bewahrt; aber wir schicken eine Uebersicht der Gattungen nach dem Sexualsystem voran, um Anfängern die Untersuchung zu erleichtern. Wir werden die einzelnen Familien so scharf und bestimmt, als es die von der Natur nur leicht gezogenen Linien erlauben, zu begründen suchen und in ihre Charakteristik alle wesentliche Merkmale aufnehmen. Auch die Gattungen sollen mit Benützung aller Kennzeichen, welche ihr Auffinden erleichtern können, jedoch mit Entfernung alles überflüssigen Wortschwalls bestimmt werden, während die Diagnose der Arten, so viel nur immer in unsrer Macht stehen wird, nur nach der sorgfältigsten Vergleichung aller einheimischen Arten an uns gestellt werden wird, um die Fehler zu vermeiden, welche so leicht dann entstehen, wenn die vorhandenen, von den ersten Entdeckern oder andern Bearbeitern botanischer Werke ohne Rücksicht auf die weitern später aufgefundenen Arten entworfene Diagnosen unverändert wiedergegeben werden. Uebrigens werden wir überall bemüht seyn, die charakteristischen Ausdrücke der ersten Entdecker, besonders aber die präcisen Worte Linné's beyzubehalten und wo möglich mehr durch Hinzufügen weiterer Merkmale, als durch gänzliche Veränderung die Diagnose, näher bestimmen. Bey zweifelhaften, oder von uns nicht untersuchten Arten werden wir als bloße Referenten handeln, bey solchen neu aufgestellten Arten aber, welche uns auf zu seichten und variabeln Merkmalen gegründet scheinen, entweder vereinigen, wenn wir zufolge genauer Beobachtung dieses thun zu müssen glauben, oder doch unsere Zweifel vorlegen. Wir werden daher auch, so oft es uns nöthig scheint, den Arten noch außer der Diagnose eine kurze Beschreibung anfügen, in welcher die nicht in die Diagnose passenden, aber dennoch bezeichnenden Unterschiede von den verwandten Arten noch stärker gehoben werden sollen. In diesen Beschreibungen sollen besonders auch die Abweichungen berücksichtiget werden, welche wir nur alsdann bestimmt als Varietäten bezeichnen zu dürfen glauben, wenn ein sonst standhaftes Kennzeichen mit einiger Constanz abweichend sich zeigt. Standorte werden nach Boden und Klima im Allgemeinen, bey weniger weit verbreiteten Arten aber speciell angegeben werden. Neben Blüthezeit und Dauer werden wir auch diejenigen Pflanzen gewissenhaft bezeichnen, welche nicht wirklich von uns untersucht werden konnten. Da unsere Flora die Pflanzen in der Natur nicht in den Schriftstellern finden und kennen lernen soll, so wird, wenn wir gleich Literatur vollständig benützen, im Buche selbst davon so wenig als möglich angeführt werden, nur auf gute Abbildungen, welche zur Bestätigung einer vorgenommenen Untersuchung dienen können, soll immer verwiesen werden. Synonyme bleiben daher fast ganz hinweg, nur der erste Entdecker der Pflanze (bis auf Linné's Zeitalter zurück) wird bey jeder Art genannt. In einem ausführlichen Register aber sollen die bedeutendsten Synonymen mit aufgeführt und auf die im Werke selbst beschriebenen Arten reducirt werden.

Was die äußere Form betrifft, so wird mäßiges Octav, kleine Schrift und compacter Druck gewählt, dabey aber auf möglichste Deutlichkeit vollständige Rücksicht genommen werden. Nach angestellten Berechnungen ist es entschieden, daß Phanerogamen und Cryptogamen nicht mehr als je einen Band zu 30 – 36 Bogen erfordern werden, so daß ein Preis erzielt wird, welcher dem Werke allgemeinen Zugang verschaffen kann.

Daß ein nach diesem Plane ausgeführtes Werk sich des Beyfalls und des Danks des botanischen Publikums zu erfreuen haben werde, daran glauben wir kaum zweifeln zu dürfen, vorausgesezt, daß den Bearbeitern auf der einen Seite hinlängliche Gelegenheit zu Beobachtungen in der Natur, so wie auf der andern innige Vertrautheit mit dem Umfange des zu bearbeitenden Materials, vereinigt mit kritischem ordnenden Sinne, zu Theil geworden ist. Was den ersten Umstand betrifft, so sind es wenigstens nicht die unfruchtbaren und uninteressanten Gegenstände, welche mehr oder minder speciell von uns unmittelbar untersucht worden sind, namentlich von Oestreich, Mähren, Baiern, Tyrol, Würtemberg, der Schweiz. Wo uns aber selbst in der freyen Natur zu beobachten nicht gestattet war, da stehen uns Sammlungen aus allen Gegenden zu Gebot, und von vielen Seiten her vereinigten sich Freunde, uns das Fehlende mitzutheilen. Zugleich werden wir nicht versäumen, uns die Beobachtungen, welche andre auf so mannigfache, zum Theil nicht zu verbessernde Art bereits hier oder dort niedergelegt haben, so zuzueignen, daß die Masse der vorhandenen Beobachtungen und Entdeckungen der ältern und neuesten Zeit zu einem möglichst vollständigen und wohlgeordneten Ganzen vereinigt dargestellt werde.

Damit aber von unsrer Seite nichts versäumt werde, was zur Erreichung dieses Zwecks führen kann, so erlauben wir uns an alle bekannten und unbekannten Freunde von uns und der Wissenschaft in Deutschland und der Schweiz die freundliche Bitte, uns durch Mittheilung von Beobachtungen, belegt mit den Gegenständen derselben, besonders wenn solche noch der Bestätigung und Berichtigung bedürfen, zu unterstützen. Wir sehen in dieser Hinsicht gefälligen Beyträgen entgegen, und versprechen für jede Art von Mittheilung uns so viel möglich den Wünschen der Einsender gemäß dankbar zu bezeugen. Es dürfte auf solche Art unsre Flora der Weg werden, auf welchem neuere Entdeckungen über Pflanzen desjenigen Gebiets, welches wir bearbeiten, sehr bald vereinigt und verglichen mit anderweitigen Beobachtungen zur Kenntniß des Publikums gelangen können.

Ellwangen und Eßlingen, im Februar 1825.

Fröhlich,
Hochstetter,
Steudel.

Anmerkung zu vorstehender Anzeige. — In dem Augenblicke, da wir vorstehende Anzeige bekannt machen wollten, kam uns die Nachricht von dem, durch die Herren Bluff und Fingerhuth bearbeiteten Compendium Floræ Germaniæ zu, und nun liegt auch der erste Theil desselben vollendet vor uns. Wenn auch die Erscheinung dieses Werks unser Unternehmen als minder begründet in dem Bedürfnisse der Zeit darstellen könnte, so glauben wir dennoch nach sorgfältiger Erwägung der Verhältnisse uns nicht bestimmen lassen zu dürfen, unsre in einzelnen Theilen schon vor vielen Jahren begonnene, im Ganzen schon weit vorgerückte Arbeit aufzugeben; da ungeachtet der Aehnlichkeit des Gegenstandes eine bedeutende Verschiedenheit im Plan, Art der Bearbeitung und Umfang beyder Werke stattfindet, und durch vielseitige Versuche, denselben Gegenstand zu erhellen, die Wissenschaft nur gewinnen kann. Im Gegentheil werden wir uns um so sorgfältiger bestreben, daß unserm Werke nicht zum Vorwurf gemacht werden könne, einem andern von ähnlichem Inhalte zu bald nachgefolgt zu seyn, und wir werden uns um so weniger

übereilen, als das dringendste Bedürfniß einer Flora von Deutschland vor der Hand befriedigt erscheint. Und wenn nun gleich von vielen Seiten her uns wirksame Theilnahme bereits versprochen worden ist, wir auch schon jezt manchem wackern Freunde uns dankbar verbunden fühlen, so glauben wir noch immer, um unsern Zweck den Foderungen und Wünschen des Publikums gemäß sicher erreichen zu können, unsre Bitte an alle Freunde der Flora von Deutschland und der Schweiz wiederholen zu dürfen, uns ihre zur Förderung unserer Arbeit führenden Beyträge und Bemerkungen gefälligst zukommen zu lassen.

Den Verlag des obigen Werkes haben wir unternommen, und werden für schönen Druck und Papier und besonders für die pünktlichste Correktur besorgt seyn.

Stuttgart, d. 28. Mai 1825.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

So eben ist fertig geworden und an alle Buchhandlungen versandt:

Joh. Friedr. August Krug, Direktor an der Friedrich-August-Schule in Dresden. Der Denkschüler oder Anregungen für Kopf und Herz, durch die nothwendigsten Grundbegriffe von der Natur und dem Wesen der Menschen. Ein Lehr- und Lesebuch für den Haus-, Schul- und Selbstunterricht, zu Begründung einer geordneten Geistesbildung, 18 Bogen enger Druck in 8. Leipzig bei A. Wienbrack. Preis 10 gr. und in Parthien 8 gr.

Durch dieses Buch hat der rühmlichst bekannte Verfasser die Reihe der von ihm bearbeiteten Bücher für den Elementarunterricht vervollständigt, und durch sorgfältige Anordnung in der Aufeinanderfolge des Lehr- und Lesestoffes, so wie durch die Wahl der Ausdrücke, ist überall dahin gearbeitet, daß der Lehrling ohne Schwierigkeit den Sinn der Worte verstehen, seine bedeutungsvolle Muttersprache nach ihrem hohen Werthe kennen, und überhaupt sowohl Verstand, als Herz auf das Sicherste veredeln lerne.

Im Verlage der Hahn'schen Hof-Buchhandlung in Hannover ist so eben erschienen:

Heyse, D. J. Ch. A., (Schuldirektor in Magdeburg) kurzgefaßtes Fremd-Wörterbuch oder Handbuch zum Verstehen und Vermeiden der in unserer Sprache mehr oder minder gebräuchlichen fremden Ausdrücke, mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung, und der nöthigsten Erklärung, 4te rechtmäßige, sehr vermehrte und verbesserte Aufl. gr. 8. (47½ Bogen) ord. Druckpr. 1 Rthlr. 16 ggr., fein Druckp. 1 Rthlr. 20 ggr.

Schon bey dem Erscheinen der 3ten Ausgabe dieses Werks war das Urtheil eines sachkundigen Gelehrten, des Hrn. Prof. Schulze in Gotha (allgem. Anz. der Deutschen 1819. Nro 72.) Folgendes darüber:

„Herrlich geeignet ist dieses Werk — die Frucht eines mühevollen Nachdenkens und ausdauernden Fleißes — um die fremden Wörter, die in unsere Sprache eingedrungen sind, deutlich zu verstehen, richtig zu schreiben und immer mehr zu vermeiden. Es verbindet Vollständigkeit mit Richtigkeit, Kürze mit Genauigkeit in den angegebenen Erklärungen. Daher werden nicht blos Ungelehrte zum Verständniß jener Fremdlinge, sondern auch Schriftsteller zur Vermeidung derselben dieses Werk mit Nutzen gebrauchen. Besonders kann ich es Lehrenden und Lernenden empfehlen, da sie daraus befriedigende Erläuterung der sogenannten Kunstausdrücke schöpfen können, die so häufig bey Erklärung der Redner und Dichter vorkommen.“

Die neue Ausgabe dieses Werks muß nun wohl jenes Urtheil in einem sehr hohen Grade bewähren, da der, auch durch seine übrigen Schriften, besonders durch seine Sprachlehren so rühmlichst bekannte, thätige Herr Verfasser, unter freundlicher Theilnahme mehrerer einsichtsvoller Gelehrten, dieses, jedem Gebildeten unentbehrliche Handbuch nicht nur um 5000 Fremdwörter, nebst deren Verdeutschung und Erklärung vermehrt hat, sondern auch von der Verlags-Handlung, ungeachtet der jetzigen größern Bogenzahl, durch den sehr geringen Preis und durch einen ausgezeichnet correcten und saubern Druck auf gutem Papiere das Aeußerste für die Zweckmäßigkeit und leichtere Anschaffung dieses beliebten Werks geleistet worden ist.

Bey uns ist so eben erschienen:

Praktische Weinlehre, oder: der vollkommene Kellermeister. Den Weinteinkern zur Belehrung — den Weinhändlern zur Beherzigung empfohlen. 8. 12 gr.

Statt aller Empfehlung geben wir das Inhaltsverzeichniß:

1) Weingährung. 2) Theorie der Wein- und Essiggährung. 3) Von selbst erfolgte Veränderung des Weins. Essiggährung. 4) Keller. 5) Gefäße. 6) Lager. 7) Umstech- oder Umziehgeräthe. 8) Kellergeräthe im Allgem. zur Bereitung der Weine. 9) Schwefeln. 10) Das An- und Auffüllen der Weine. 11) Schöne. 12) Krankheiten der Weine. Mittel. 13) Vom Einkauf junger Weine. 14) Die Verfälschung der Weine, und Mittel solche zu entdecken.

Leipzig, im April, 1825.

Weygand'sche Buchhandlung.

Neue Musikalien im Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Für Pianoforte.

Dussek, J. L. Rondeau (tiré du Conc. pour deux Pianofortés) arr. pour le Pianoforté à 4 mains. 1 Thlr.

Kloss, C 3. Marches pour le Pianoforté 8 Gr.

Köhler, H. introd. et Variat. pour Pianof. avec Flûte obl. Op. 148 12 Gr.

— E. Introduction et Variations pour le Pianof. sur un thème du Ballet Nina, à 4 mains. Op. 10. 20 Gr.

Latour, T. La Gasconne, Air varie p. le Pianof. avec accomp. de Flûte (ad libitum) No. 51. 12 Gr.

— Les trois Sœurs, Divertissement pour le Pianof. à 4 mains. No. 25. 12 Gr.

Lobe, J. C. 3 Amusemens pour le Pianof. Op. 7. 16 Gr.
Maurer, L. Ouvert. de l'Op. le nouveau Paris, à 4 mains 16 Gr.
Molino, F. 1er Nocturne pour Pianof. et Guitare. Op. 36. 12 Gr.
Moscheles, J. grands Variat. sur une Marche fav. (Alexander Marsch) p. Pianof. avec 2 Violons, Alto et Vlle. Op. 32. arr. à 4 mains par Mockwitz. 1 Thlr. 8 Gr.
Onslow, G. Quintetto (No. IX.) arr. pour le Pianoforte à 4 mains. Op. 25. 1 Thlr. 8 Gr.
— Trio pour Pianof. Viola et Violonc. Op. 26. 2 Thlr.
— do. do. do. Op. 27. 1 Thlr. 12 Gr.
— Thème Anglais varié p. le Pianof. Op. 28. 12 Gr.
— Ouvert. de l'Opéra: L'Alcade de la Vega pour le Pianoforte avec Violon (ad libitum) 12 Gr.
— Ouvert. du même Opera pour le Pianoforte à 4 mains. 12 Gr.
— Entr'actes du même Opéra pour le Pianoforte à 4 mains. 12 Gr.
Schwenke, C. 6 Divertissemens p. Pf. Liv. 1. 1 Thlr.
— — — — 2. 1 Thlr.
Sörgel, F. W. grand Quatuor pour Pianoforte, Violon, Viola et Basse. Op. 20. 1 Thlr. 16 Gr.
Szymanowska, Marie, 12 Exercices p. le Pf. 1 Thlr.
Zimmermann, J. W. 12 Walses et 6 Eccossoises pour Pianoforte. Liv. 1. 12 Gr.

Für die Orgel.

Kegel, C. C. 10 Vor- und Nachspiele für die Orgel 8 Gr.

Für Guitarre.

Drexel, F. 12 Marches pour la Guitare. Op. 12. 12 Gr.
— Recueil pour la Guitare. Op. 31. 16 Gr.
— 6 Cotillons pour Guitare av. Pianof. Op. 28. 6 Gr.
Molino, F. Le plaisir de tous les goûts, ou 30 Var. pour la Guitare. Op. 35. 12 Gr.

Für Gesang.

Breidenstein, K. Motetto: „Wenn ich ihn nur habe." Op. 1, 6 Gr.
— 6 Gesänge für 4 Männerstimmen Op. 2 1 Thlr 12 Gr.
Drexel, F. 20 Gesänge mit Begleitung der Guitarre, für Anfänger. Op. 32. 20 Gr.
Kittan, F. 6 Lieder mit Begleit. des Pianoforte. 12 Gr.
Kloss, C. Berliner Liedertafel für 4 Männerstimmen. Op. 21. 1 Thlr.
Neukomm, S. 7 Gesänge für eine Singstimme. mit Begleitung des Pianoforte. Op. 43. 20 Gr.
Wöhler, W. Die Dur-Scala mit 80 zwey- und dreystimmigen harmonischen Veränderungen. 16 Gr.

In den nächsten Wochen erscheinen noch nebst mehrern andern Werken folgende:

Lindpaintner, Ouverture de la Traged. Paria. Op. 51. 1 Thlr. 16 Gr.
Dotzauer, 3 Duos pour 2 Violoncelles (d'une difficulté progressive). Oeuv. 75. 1 Thlr. 16 Gr.
Fürstenau, A. B. Concerto pour la Flûte avec Orch. Op. 33. 2 Thlr.
— do. do. avec acc. de Pianoforté. 20 Gr.
— Var. brillantes sur un Thème de Preciosa, pour la Flûte avec Orchestre. Oeuv. 34.
Bärmann, H. Concerto p. Clarinette avec Orch. Op. 28. 2 Thlr. 12 Gr.
— Exercices amusans pour la Clarinette. Op. 30. 1 Thlr.
Rossini, Variat. p. Clarinette avec Orch. 1 Thlr.
— do. do. avec acc. de Pianof. 12 Gr.
Onslow, G. Quintetto (No. VIII.) Op. 24. arr. p. le Pianof. à 4 mains par Hüttner. 1 Thlr.
— Der Alcade von Vega. Oper, im Klavier-Auszug, mit französ. und deutschem Texte. 2 Thlr. 12 Gr.

So eben hat die Presse verlassen:

Mittheilungen
aus der
Geschichte und Dichtung der Neugriechen.

1r Band 8. cartonnirt 1 Rthlr. 10 ggr.

Zur Kenntniß des wahren innern Lebens eines Volkes tragen viel die Lieder bey, die es singt, und in denen seine Sitten, sein Geist, sein ganzes Streben sich unverhohlen aussprechen. Es war daher ein sehr glücklicher Gedanke des Hrn. Fauriel, daß er in einem Zeitpunkte, wo ein seit mehreren Jahrhunderten durch barbarische Sieger tief in den Staub niedergebeugtes, fast ganz unbekanntes, ja verkanntes Volk den verzweifeltsten Kampf für seine Wiederherstellung kämpft, die Lieder dieses Volkes gesammelt und bekannt gemacht hat. Der Werth der Fauriel'schen Sammlung ist von den bewährtesten Richtern, von Goethe, von Böttiger u. a. hinreichend anerkannt worden, und die vorliegende Uebersetzung wird jene Anerkennung rechtfertigen und verbreiten. Die Einleitung — Inhalt des 1sten Theiles — ist sowohl durch ihre anziehende Darstellung, als durch eine höchst unterhaltende Zusammenstellung interessanter Züge aus dem neugriechischen Volksleben ausgezeichnet. Die Herren Uebersetzer (zwey in der literarischen Welt eubmlichst bekannte Männer) haben versucht, und ich darf kühn hinzusetzen: mit Glück, den Ton des Originals treu wiederzugeben, und durch Hinzufügung der in der Urschrift angezogenen, aber nicht mitgetheilten Stellen aus altgriechischen Dichtern das Ganze anschaulicher und die Uebereinstimmung zwischen alt und neu unverkennbar zu machen.

Der 2te Theil, die Lieder, griechisch und deutsch, mit erläuternder Einleitung enthaltend, ist bereits ausgedruckt, und wird binnen 14 Tagen nachgeliefert werden.

Coblenz, D. M. 1825. J. Hölscher.

Bey Joseph Stenz in Mainz sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Creizenach, Dr. M. Französisches Lesebuch zum Gebrauch der Bürgerschulen, enthaltend: Sentenzen, Erzählungen und eine Uebersicht der griechischen Alterthümer. Nebst einem Wörterbuch. 8. 1825. 45 kr.
Emele, Dr. J. Beschreibung römischer und deutscher Alterthümer in dem Gebiete der Provinz Rheinhessen zu Tage gefördert; mit 34 lithographirten Tafeln und 493 Abbildungen. quer 4. 1825. 3 fl. 12 kr.
Frank, Kampf der Liebe und Freyheit. Ein Trauerspiel in 4 Aufzügen in Versen. 8. 1825. geh. 27 kr.
—, der Mann zweyer Weiber oder Liebenswürdigkeit und Macht weiblicher Tugend. Ein interessantes, meistens historisches moralisches Familiengemälde in 5 Akten. 8. 1825. geh. 27 kr.
Müller, L., Leichtfaßliche deutsche Sprachlehre für Anfänger in den untern Volksschulen. 2te Aufl. 8. 1824. 40 kr.

Nro. 14.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Von der so schönen als billigen Ausgabe der sämmtlichen

Schriften von C. F. van der Velde,
herausgegeben von
C. A. Böttiger und Th. Hell,

ist die zweyte Lieferung, oder der 5te bis 8te Band, enthaltend: die Eroberung von Mexiko, 3 Theile, und der Malteser, erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen.

Das Ganze besteht aus 25 Bänden in 6 Lieferungen, und man kann entweder 20 Thlr. auf alle 25 Bände, ohne weitern Nachschuß, oder 10 Thlr. 12 gr. auf die ersten 3 Lieferungen bezahlen. Der Ladenpreis ist dagegen 30 Thlr.

Zu Johannis erscheint die 3te Lieferung, welche die Lichtensteiner, die Wiedertäufer, die Patrizier und Guido enthalten wird.

Dresden, den 15. April 1825.

Arnoldische Buchhandlung.

Für Architekten, Mühlen- und Maschinen-Baumeister, Mechaniker, wie auch Vorsteher von Manufakturen und Fabriken.

Bey F. A. Herbig in Berlin unter den Linden Nr. 55 erschien so eben:

Robertson Buchanan, Civil-Ingenieur,
Praktische Beyträge zur Mühlen- und Maschinen-Baukunst;
nach der zweyten von J. Tredgold, Civil-Ingenieur, verbesserten Ausgabe, aus dem Englischen von M. H. Jacoby, K. Regier. Conducteur. Mit 246 Abbildungen auf 26 Kupfert. gr. 8. 3 Rthlr. 16 gr.

Literarische Anzeige.

So eben hat die Presse verlassen und ist in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Kleine deutsche Sprachlehre für Frauenzimmer und Nichtgelehrte, oder kurze und faßliche Anweisung, unsere Muttersprache nach ihren Hauptregeln richtig sprechen und schreiben zu lernen, herausgegeben von Dr. Wilhelm Bruns. Minden 1825. In Commission der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo. kl. 8. 9 ggr. auf Schreibpap. 11 ggr.

Die vielen Sprachfehler, die von so vielen, dem Anscheine nach gebildeten, Deutschen gemacht werden, und die für jeden Sachverständigen wahre Dissonanzen sind, haben den Verfasser veranlaßt, diese Anweisung zum richtigen Sprechen und Schreiben der deutschen Sprache für Frauenzimmer und Nichtgelehrte herauszugeben. Zu dem Ende hat er sich bemüht, um auch für diejenigen verständlich zu seyn, die ohne Hülfe eines Lehrers durch dieses Buch ihre Sprache berichtigen wollen, die vielen grammatikalischen Kunstausdrücke, die in andern deutschen Sprachlehren vorkommen, zu vermeiden. Das Buch eignet sich aber nicht nur zum Selbstunterricht sondern auch zum Schulgebrauch in Mädchen- und höheren Bürgerschulen, und auch in dieser Beziehung glaubt der Verfasser sich der nöthigen Deutlichkeit beflissen zu haben. Der Plan, nach welchem das Buch bearbeitet ist, ist neu, obgleich der Verfasser selbst schon beynahe zehn Jahre mit dem glücklichsten Erfolg nach seinem Manuscripte die weibliche Jugend unterrichtet hat.

Bey J. La Ruelle, Sohn, in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Begebenheiten Telemach's,
Sohn des Ulysses,
verfaßt von F. v. Salignak, de la Motte Fenelon,
übersezt und mit Anmerkungen versehen
von Joh. Wild. Meigen.
brosch. 1 Thaler.

Die Begebenheiten des Telemach's (les aventures de Telemaque) von dem berühmten und vortrefflichen Fenelon, Erzbischof von Cambray, sind, seit ihrer ersten Erscheinung, sowohl in Frankreich als von allen civilisirten Nationen Europens als ein klassisches Werk betrachtet worden, sowohl wegen der Reinheit und Schönheit des Styls, als auch der vortrefflichen moralischen Grundsätze, die es enthält. Es wurde daher auch schon lange in Deutschland als Lesebuch bey dem Unterrichte in der französischen Sprache mit vielem Nutzen gebraucht. Mehrere deutsche Uebersetzungen sind davon nach und nach erschienen, die freylich von sehr verschiedenem Werthe sind, und deren Styl nach dem damals herrschenden Geschmack beurtheilt werden muß.

Die Verlagshandlung der gegenwärtigen Ausgabe glaubte indessen, daß eine neue treue, doch aber eben nicht wörtliche Uebersetzung dieses klassischen Werkes ins Deutsche, die zum Gebrauche derjenigen eingerichtet wäre, welche sich schon einigermaßen mit der französischen Sprache bekannt gemacht haben, und zur fernern Uebung einen französischen Klassiker wieder in seine Ursprache übersetzen wollen, nicht überflüssig seyn würde. Auch jungen Franzosen, die das Bedürfniß fühlen, sich mit der deutschen Sprache vertrauter zu machen, wird ein Werk dieser Art gewiß sehr willkommen und nützlich seyn.

Damit dieses Werk den beabsichtigten Zweck um so eher erreiche, hat die Verlagshandlung den Preis so billig als möglich gestellt, und erbietet sich überdieß, an Schulanstalten, welche zwölf Exemplare auf einmal nehmen, ein dreyzehntes unentgeldlich zu bewilligen.

Bey uns ist so eben erschienen:

Der Briefsteller für Mädchen. Ein Hand- und Hülfsbuch für die gebildete weibliche Ju-

gend und für Lehrer beym Unterricht in obern Mädchenklassen der Bürgerschulen von M. C. Hiersche. 8. Sauber geheftet 16 gr.

Auch unter dem Titel:

Ideen zu Stylübungen, mit Andeutungen zum Gebrauch derselben beym Unterricht in obern Mädchenklassen der Bürgerschulen u. s. w. Dritte Sammlung.

Wir dürfen, ohne anderen Lehrbüchern zu nahe treten zu wollen, mit Recht behaupten, daß der Verfasser, der seinen Beruf als Schulmann bewährt hat, mit dieser Schrift einem Bedürfnisse unserer Zeit abhilft, indem es uns bis jezt noch an einem Hand- und Hülfsbuch in dieser Gestalt fehlte.

Eine Anweisung, Briefe und Aufsätze in Dingen und Verhältnissen des bürgerlichen Lebens zu schreiben, so wie eine Gewandtheit im Ausdruck, bedarf auch das Mädchen und die angehende Hausfrau jezt um so mehr, da auch im häuslichen Leben so viel von dem Mädchen und der Frau gefordert wird.

Lehrer und Lehrerinnen, Vorsteher von Lehranstalten und insbesondere geistreiche Mütter finden dasjenige, was sie im Einzelnen mühsam vortrugen, hier in ausgewählter Zusammenstellung.

Leipzig, im April, 1825.

Weygandsche Buchhandlung.

Bey Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Harl, Dr. J. P., Entwurf eines rationellen und allgemeinen Armen-Versorgungs-Systems, mit Armenerziehungs- und Armenbeschäftigungs-Anstalten, als den einzigen Mitteln zur Verbannung und Verhütung der, die allgemeine Sicherheit bedrohenden Armuth und zur Abstellung des gemeinschädlichen Bettelwesens, oder: Darstellung der durch die Erfahrung bewährtesten, überall anwendbaren und für das Armenwesen unserer Zeit dringend nothwendigen Einrichtungen in Ansehung der armen Kinder sowohl, als auch der erwachsenen Armen. gr. 8. 1825. geheftet 12 gr. oder 54 kr.

Wenn auch nicht schon der, im In- und Auslande berühmte Name des Hrn. Verfassers den ausgezeichneten Werth dieser zeitgemäßen und allgemein wichtigen Schrift verbürgte; so wäre dieses in der That klassische Werk doch dadurch beurkundet und vollkommen bewährt: daß Ihro Majestät die Russische Kaiserin Elisabeth; Ihro K. K. apostol. Majestät die Kaiserin von Oestreich; und Se. Majestät der König von Preußen, eine skizzirte Darstellung dieses für die öffentliche und Privat-Sicherheit berechneten Armenversorgungs-, Armenverminderungs- und Verarmungsverhütungs-System; und zwar durch allergnädigste Begnadigungen, mit einem kostbaren Brillantringe, mit einem auf allerhöchsten Befehl erlassenen sehr anerkennenden und ehrenvollen Schreiben; mit einer goldenen Medaille zu würdigen geruhten. Dieses eben so vollständige als gründliche Armenversorgungs-System, zu dessen allgemeiner Bekanntmachung der Verfasser von mehreren erleuchteten Staatsmännern und Armenfreunden nachdrücklich aufgefodert wurde, ist besonders allen resp. Armenverpflegungs-Behörden und Anstalten, milden Stiftungen und andern wohlthätigen Vereinen Deutschlands vorzugsweise zu empfehlen.

In der Imman. Müller'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der Liebe Lust und Weh.

Sechs Bilder nach dem Leben.

Von

Heinrich Baron von Hohenlinden.

Diese in einem edlen Style und mit Phantasie geschriebenen Erzählungen verdienen die Aufmerksamkeit der eleganten Welt. Sie dürfen in keiner gut eingerichteten Leihbibliothek fehlen. Preis 1 Rthlr. 4 gr.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Rodwood,

ein amerikanischer Roman von Cooper. 4 Thle. 8. 1825. 3 Rthlr. 18 gr. oder 6 fl. 45 kr.

Graf Ernst von Mannsfeld

und seine Zeitgenossen. Seitenstück zu Friedrich V. König von Böhmen und Churfürsten von der Pfalz. Von W. v. Gersdorf. 8. 1825. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr.

Cathinka,

oder das Duell zum Glück. Wahre, merkwürdige, tragikomische Begebenheit aus St. Petersburg und Moskau, herausgegeben von C. F. W. Bork, Russ. Kaiserl. Hofschauspieler. 8. 1825. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändlern in Wien, ist erschienen:

Andreas Fay,

Originelle Fabeln und Aphorismen.

Aus dem Ungrischen übersezt von

L. Petz.

Mit Titelkupfer. 8. in Umschlag broschirt 18 gr.

Die hohe Originalität und der treffliche Witz, welche diese Fabeln bey ihrer Erscheinung in ungrischer Sprache auszeichneten, ließen von allen Seiten den Wunsch, sie ins Deutsche übertragen zu sehen, entstehen, welche Aufgabe der obige Herr Uebersetzer gewiß zu Jedermanns Zufriedenheit gelöst haben wird.

Schefer's Novellen.

So eben ist bey Leopold Voß in Leipzig erschienen:

Novellen von Leopold Schefer. Erster Band. Palmerio. Der Zwerg. 8. 1 Rthlr. 18 Gr.

Zu Berlin bey F. A. Herbig erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben die (zu Geschenken und für Privat-Bibliotheken, Preis und Format nach, besonders geeignete)

Zweyte wohlfeile Ausgabe des

Walladmor

frey nach dem Englischen des Walter Scott, mit einem Titelblatt, vorstellend die Ruinen des Klosters Griffith oz Gauvon. 3 Bände geh. Preis 2 Rthlr. 18 gr.

Der Name W. Scott bleibt auch auf der englischen und französischen Uebersetzung, so daß auch die Verlagsbuchhandlung es für zweckmäßig gefunden, die 2te Aufl. dieses Romans der Gieditsch'schen Taschenausgabe der W. Scott'schen Romane anzureihen.

Vorläufige Anzeige eines Auszugs aus Rosenmülleri, Dr. E. F. C.,

Scholia in Vetus Testamentum.

Mannigfachen Anfragen und etwaigen Collisionen zu begegnen, mache ich hiermit bekannt, daß Dr. und Prof. F. C. Rosenmüller mit der Bearbeitung eines zweckmäßigen Auszugs seiner

Scholia in Vetus Testamentum

beschäftigt ist, und daß das Nähere dieses, die Folgereihe der bis jezt erschienenen alttestamentlichen Bücher beybehaltenden, Werkes in Kurzem durch einen Prospektus zur Kenntniß des Publikums gebracht werden soll. Verfasser und Verleger glauben dadurch allen Wünschen zu begegnen, die seit längerer Zeit an sie ergangen sind, und werden nicht verfehlen, bey der Einrichtung des Ganzen die möglichste Gemeinnützigkeit streng im Auge zu behalten.

Leipzig, im März 1825.

Joh. Ambr. Barth.

Für Leihbibliotheken.

Um die Anschaffung der rühmlichst bekannten dramatischen Werke von Reinbeck, welche wohl in keiner guten Leihbibliothek fehlen dürften, für diese zu erleichtern, habe ich mich entschlossen, diese gehaltvollen Schauspiele bis Ende dieses Jahres im Preise bedeutend herabzusetzen, wofür solche durch alle Buchhandlungen bezogen werden können.

Reinbeck's dramatische Werke 1r Band, sonst 1 Rthlr. 16 gr., jezt zu 22 gr.

— — 2r und 3r Band, jeder sonst 1 Rthlr. 12 gr., jezt zu 20 gr.

— — 4r und 5r Band, jeder sonst 1 Rthlr. 16 gr., jezt zu 22 gr.

— — 6r Band, sonst 2 Rthlr. 8 gr., jezt zu 1 Rthlr. 4 gr.

Alle 6 Bände zusammen, sonst zu 9 Rthlr. 12 gr., jezt zu 4 Rthlr. 20 gr.

Ferner erlasse ich:

Ritter's Possen und Lustspiele, sonst 18 gr., jezt zu 10 gr.

Sammlung von Erzählungen rc. von Rhenano, sonst 14 gr., jezt zu 8 gr.

Senlis Scenen aus dem Leben Ludwigs XIII., sonst 1 Rthlr. 12 gr., jezt zu 20 gr.

Smets poet. Fragmente, sonst 12 gr., jezt zu 5 gr.

— Blutbraut, Trauerspiel, sonst 16 gr., jezt zu 8 gr.

Coblenz, J. M. 1825.

J. Hölscher.

Subscriptions-Anzeige.

Unter dem Titel:

Ernst und Scherz

ist Unterzeichneter gesonnen, eine Sammlung seiner Erzählungen, die theils schon in verschiedenen Unterhaltungsblättern erschienen, theils noch ungedruckt sind, längstens bis künftigen Michaelis auf dem Wege der Subscription herauszugeben. Das Werkchen wird 12 bis 15 Druckbogen ausmachen und auf schönes weißes Papier gedruckt werden. Der Subscriptionspreis ist auf 48 kr. angesezt; das 10te Exemplar wird den Hrn. Sammlern von Subscribenten frey gegeben. Nach dem Schlusse der Subscription nimmt Hr. Buchdrucker Spindler jun. in Kulmbach das Werkchen in Commission, und dann tritt ein höherer Ladenpreis ein.

Bamberg, am 21. März 1825.

Georg Wilhelm Zimmermann,
Lieutenant im K. B. 9ten Lin. Inf. Regiment
(Herzog Max.)

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist so eben erschienen:

Karl X., König von Frankreich.

Aus dem Französischen. Mit dem Portrait des Königs. 8. geheftet 20 Sgr.

Jezt, wo die Krönung dieses Monarchen stattfindet, möchte wohl seine Lebensbeschreibung für Jedermann von besonderem Interesse seyn.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändlern in Wien, ist erschienen und zu haben:

Der junge Mann in der Welt. Eine freundliche Anleitung, leicht, glücklich und angenehm mit Menschen aus allen Ständen zu leben. Zunächst zum Besten junger Leute verfaßt von Ebersberg. Wien 1825. 206 Seiten stark. 8. Umschlag broschirt 16 gr.

Dieses Werk, mit einer durchdringenden Menschenkenntniß und für die jetzigen Zeiten ganz passend geschrieben, ist nicht nur allen jungen Leuten, sondern auch dem höheren Alter mit voller Beruhigung anzuempfehlen. Der Umgang mit Männern, mit den Frauen, und mit dem Gelde, die Art, Menschen, wie sie leider oft sind, zu behandeln; die Standeswahl, das Aeußere und die Schönheit des Mannes sammt den Mitteln, sie zu erlangen und zu erhalten; die häufigsten Fehler junger Leute und die Art, wie sie meisten Theils für sich, für ihr Glück und für die Welt zu Grunde gehen, nebst einer Menge der gewichtigsten Klugheitslehren und Regeln, in der Welt festen Fuß zu fassen und sein Glück zu machen, sind auf eine so gediegene und ausführliche Weise behandelt, daß Niemand dieses nützliche Werk ohne lebhaftes Vergnügen, ohne merkbare Veredlung

seines Selbst und ohne bedeutenden Vortheil durchlesen wird. Es ist ein wohlwollender und theilnehmender Rathgeber, Lehrmeister und ein väterlicher Freund für alle diejenigen, welche in der Welt leben und in dieser ihr Glück machen wollen.

Zurechtweisung und Warnung.

Ein Anonymus (27) berichtete in einer angeblich „reingeschichtlichen Darstellung" in Nr. 9 des Literar. Conversat. Blattes d. J, zu dem, von Frankfurt a. M. aus an Hofr. Creuzer gesendeten, Becher hätten „mittelst Subscription beygetragen „— namentlich: die Brüder Schlosser, der Bibelverdreher „v. Meyer und der romantische Papist Carové." — Der Unterzeichnete nannte in einer Tags darauf abgesendeten Zurechtweisung die ihm beygelegten Epitheta — albern, weil sie in Beziehung auf ihn keinen Sinn haben können), den Anonymus — als solchen — feige, den Bericht, hinsichtlich der den Unterzeichneten betreffenden Thatsache, eine Lüge, da die Absicht zu schaden zu Tage lag, (wenn auch das Entgegengesezte dadurch bewirkt werden konnte) — und die Lüge selbst unentschuldigbar, weil der Bericht sich selbst für einen reingeschichtlichen ausgab. — Nach Ablauf eines Monats erneuerte er das Gesuch um Einrückung der eingesendeten Zurechtweisung, und fügte die Bemerkung bey, daß, nach zuverlässiger Quelle, der Bericht auch hinsichtlich der drey andern obengenannten unwahr sey.

Nun erst erschien jene Zurechtweisung in Nr. 54, jedoch von der Nachbemerkung begleitet, daß die Redaktion den Berichterstatter (27) zur Rechtfertigung auffordere, mit dieser aber „die Debatten für geschlossen" erkläre. — Ein Rechtfertigungsversuch erschien in Nr. 91, welcher jene „Lügenerklärung" eine „Injurie nennt, und, nach fast zwey Spalten durch sich hinwindenden; und sich selbst verurtheilenden rabulistischen Krümmungen, mit der schlechten Insinuation schließt: Dr. C. habe „nur gegen das Mitunterschriebenhaben „protestirt," — während „die reingesch. Darstellung von Beyträgen zur Subscription" gesprochen. — Da nun zugleich für die angebliche „Injurie" — „Verzeihung „angeboten" wurde, die Insinuation aber selbst einen neuen oder doch geschärften Angriff enthält, — so wird kein Richtigfühlender und vollends kein Rechtsverständiger dafür halten, daß die Debatten dem zuerst und wiederholt Angegriffenen verschlossen werden dürften. — In dieser Voraussetzung wurde unter'm 21sten d. M. „eine abermalige Zurechtweisung" des Anonymus (27) an die Redaktion des Lit. Conv. Blattes gesendet, worin jene angebotene Verzeihung verworfen, dagegen ein Zuredestehen — vor Gericht angeboten, zugleich aber erklärt wurde, daß die Lügenerklärung nicht nur auf das Mitunterschriebenhaben, sondern, dem unverdrehten Wortsinne nach, auch auf das Beygetragenhaben sich bezogen. —

Gegen Erwarten versagte die Redaktion die Aufnahme dieser, doch ursprünglich durch sie veranlaßten, Erklärung. — jedoch mit dem gefälligen Bemerken, daß sie dieselbe in dem Literar. Anzeiger abdrucken wolle, „wenn die Insertionsgebühren, 2 gr. für die Zeile, vergütet würden und die Censur den Abdruck gestatte." — Es darf nun zwar nicht bezweifelt werden, daß die Censurbehörde den Abdruck einer abgedrungenen Selbstvertheidigung gestatten werde, da sie den ersten und zweyten Angriff zugelassen, und das Nichtgestatten jener ein allgemein anerkanntes Natur-Recht verletzen würde; — da aber die Redaktion des Lit. Conv. Blattes dieses Natur-Recht nicht anerkennt, — so kann und mag der Unterzeichnete nicht weiter mit ihr verkehren, und wählt daher einen andern sicheren Weg, um sowohl dieser Redaktion als ihrem (schlecht verkappten) Berichterstatter durch bloße Erzählung der Thatsache die gebührende Zurechtweisung angedeihen zu lassen. — Hochschätzung der Wahrheit und des Rechtes, und der Gedanke, daß die gemachte Erfahrung auch Anderen als Warnung ersprießlich seyn könne, überwanden den Widerwillen gegen übrigens inhaltsloses Gekrittel, — und was auch kommen möge, so soll doch dieß die lezte Zurechtweisung anonymer, und, als solcher, schon verächtlicher Angriffe seyn und bleiben.

Frankfurt, am 28. April 1825.

F. W. Carové.

Nro. 15.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung zeigt, um Collision zu vermeiden, an, daß in ihrem Verlag eine Uebersetzung von dem sehr interessanten Werk:

Memoirs of the Margravine of Anspach

erscheinen wird.

Stuttgart, den 15. Juni 1825.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Bemerkungen über die Geschichte und Behandlung der Venerischen Krankheiten von V. A. Huber. Dr. M. Preis 45 kr.

Diese Schrift enthält in der ersten Abtheilung eine kurze Uebersicht der Geschichte der Venerischen Krankheiten, einen Versuch, das Verhältniß der eigentlichen Lustseuche des 15ten Jahrhunderts zu ähnlichen Krankheiten der früheren und folgenden Zeiten zu bestimmen, und eine möglichst vollständige Widerlegung des Amerikanischen Ursprungs der Lustseuche. Die zweyte Abtheilung enthält eine Uebersicht der in England und einigen andern Ländern gebräuchlichen Behandlung der Venerischen Krankheiten ohne Merkur, nebst den Resultaten, welche sich aus dieser Behandlung für die Praxis und über das Wesen dieser Krankheiten und den vorgeblichen Unterschied der syphilitischen und syphiloidischen Krankheiten ergeben.

Ueber den rechtlichen Werth der Lehenhofs-Observanzen; über die Rechts-Regel: femina semel exclusa, semper exclusa; über Sammtbelehnung und über einen merkwürdigen ein und dreyßigjährigen, noch nicht beendigten Lehens-Proceß von dem Consulenten Dr. Ludwig Friedrich Griesinger.

Die Unterzeichnete erlaubt sich um so mehr auf dieses demnächst in ihrem Verlage erscheinende Buch aufmerksam zu machen, als der Name des als Rechts-Gelehrten und Schriftstellers in der gelehrten Welt rühmlichst bekannten Herrn Verfassers schon im Voraus für eine erschöpfende und gediegene Behandlung der angezeigten Materie bürgt.

So sehr auch unsere Zeit bemüht gewesen ist, alle Einrichtungen und Institute aufzulösen, welche dem Lehens-System und seinen rechtlichen Folgen Ursprung und Namen verdanken, so kann sie doch weder Geschichte noch Herkommen vergangener Jahrhunderte ungeschehen machen. Noch hängt Vermögen und Bestehen ganzer Familien von der Auslegung des Lehen-Rechtes, den Observanzen der Lehenhöfe und ihrer Anwendung auf das Jezt ab; noch können dieselben also auch nicht unter die Antiquitäten gezählt werden, und noch ist ihre Kenntniß von practischem Interesse, wie in dem vorliegenden Falle. Zwar mögen der Fälle immer weniger werden, aber sie werden darum nicht minder wichtig seyn, und wenn das Wort unsers großen Dichters:

Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ewige Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage,
Weh dir, daß du ein Enkel bist!

recht eigentlich für die bey diesen Fällen Betheiligten gilt, so kann eine wissenschaftliche Beleuchtung der Sache, welche dieselbe vor das Forum der juridischen Welt zieht, nur gemeinnützig und für die Wissenschaft förderlich seyn.

Wir schließen mit der Bemerkung, daß die angezeigte Schrift nicht allein für den Feudisten und Publicisten, sondern auch für den Civilisten recht viel Wichtiges und Neues enthalte, und nicht allein in Schwaben, wo dieser Proceß einige Celebrität erlangt hat, sondern gewiß auch im Auslande, von dem gelehrten Publicum mit Vergnügen aufgenommen werden wird.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bey J. Hölscher in Coblenz ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Codex diplomaticus Rheno-Mosellanus.

Urkunden-Sammlung zur Geschichte der Rhein- und Mosellande, der Nahe- und Ahrgegend und des Hundsrückens, des Meinfeldes und der Eifel; von Wilhelm Günther, Archivar zu Coblenz; 3ter Theil, zweyte Abtheilung (Urkunden von 1350 — 1400. Preis 2 Rthlr.

Atlas von Europa nebst den Kolonien,

für Geschäftsmänner, Zeitungsleser und Besitzer des Conversations-Lexikons, in einer Folge von ungefähr 200 lithographirten Charten in gewöhnlich 4 Schreibebogen-Format, nebst einem tabellarisch-alphabetisch eingerichteten Texte.

Dieses im November vorigen Jahres von mir angekündigte geographische Werk des Herrn Kammerraths von Schlieben, nach dem Plane des in Frankreich so allgemein beliebten Atlas national de la France, ist nun so weit gediehen, daß ich dasselbe ausführlicher anzeigen kann.

Jede Charte enthält einige Provinzen, Departements, Kantone ꝛc. eines Staates, wie sie geographisch an einander passen, dergestalt, daß eine ganze Ländermasse, wie Frankreich, England ꝛc. nur nach einer Projection aufgetragen sind, und zusammengepaßt, nur eine Charte bilden. Von jedem Staate ist noch eine besondere Generalcharte beygefügt. — Die Schrift ist möglichst groß und deutlich gehalten worden, um sowohl schwachen Augen, als auch beym Aufsuchen der Namen bey Lichte nicht be-

schwerlich zu fassen. Die Ortsnamen sind nach ihrer mehr oder mindern Wichtigkeit durch Anwendung verschiedener Schriftarten ausgedrückt. — Die Bergdarstellung konnte sich nur, um die Arbeit in der Lithographie nicht zu erschweren und im Preise zu erhöhen, auf die Angabe der wichtigsten Höhen beschränken.

Was den Text anbelangt, so sind die vorzüglichsten auf Statistik und Topographie sich beziehenden Momente der Länder möglichst gedrängt und, wie der Titel besagt, in tabellarischer Form aufgeführt und das Ganze so bearbeitet, daß Geschäftsleute jeden wichtigen Ort, Fluß, See, Berg, leicht auffinden können und die Merkwürdigkeiten desselben erfahren, weil man solche nur im alphabetischen Text aufsuchen darf, und dieser auf die Charte hinweiset, worauf diese Gegenstände zu finden sind.

Um den Ankauf dieses Werks möglichst zu erleichtern, wird es in einzelnen Heften, deren jedes ein einzelnes Land oder einige Länder enthält, geliefert. Alle drey Monate kann bestimmt einem solchen Hefte, das 18 bis 30 Charten enthält, je nachdem das darzustellende Land, wegen seiner Kulturverhältnisse, eines größern oder kleinern Maßstabes in der Darstellung bedarf, entgegen gesehen werden. Es werden folglich zuweilen mehr, zuweilen weniger als zwanzig Charten gegeben, doch werden im Ganzen auf jede Lieferung 20 Charten inclusive des Textes gerechnet, wofür man bey der Ablieferung 18 Gr. Sächs., also für die Charte 10⅘ Pfennige bezahlt. Wer illuminirte Exemplare zu haben wünscht, bezahlt für die Lieferung 1 Thlr. 4 Gr. Ich verlange keine Vorausbezahlung, sondern erbitte mir nur Bestellung und die Zahlung beym Empfang.

Der wohlfeile Preis dieser Charten gilt nur für die Exemplare, welche bis zum August voraus bestellt werden; hernach tritt ein Ladenpreis ein, welcher den Kosten dieser Unternehmung angemessen ist.

Die erste Lieferung, die das Königreich Frankreich enthält, wird den ersten August bey mir ausgegeben. Für die Folge werden diejenigen Länder zunächst genommen, auf die in politischer Hinsicht die Aufmerksamkeit gerichtet ist, und daher im zweyten Hefte Griechenland mit erscheinen. — Jede Buchhandlung nimmt die Bestellung an, wo man auch eine Probecharte ansehen kann.

Leipzig, im April 1825.

G. J. Göschen.

So eben erschien und wurde an alle solide Buchhandlungen versandt:

Meusel, J. G., das gelehrte Teutschland, oder Lexikon der jezt lebenden teutschen Schriftsteller. 5te durchaus vermehrte und verbesserte Ausgabe. 20ster Band. 2 Rthlr. 12 ggr.

Zugleich bemerken wir, daß der herabgesezte Preis folgender Bücher noch einige Zeit, so weit der Vorrath reicht, fortwährt:

Meusel, J. G., das gelehrte Teutschland, oder Lexikon der jezt lebenden teutschen Schriftsteller, 4te Aufl. 1r bis 4r Thl. nebst 13 Nachträgen, sonst 30 Rthlr. 12 ggr., jezt — 15 Rthlr. 6 ggr.

desselben Werkes fünfte stark vermehrte Auflage, 1r bis 16r Bd. sonst 30 Rthlr. 12 ggr., jezt — 15 Rthlr. 6 ggr.

Meusel, J. G., das gelehrte Teutschland, oder Lexikon der teutschen Schriftsteller im 19ten Jahrhundert, nebst Supplementen zur 5ten Aufl. desjenigen im 18ten, 1r bis 4r Bd. sonst 7 Rthlr., jezt — 3 Rthlr. 12 ggr.

Lemgo, im April 1825.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

Bey mir ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Thomas Erskine Esq. Advocat, Bemerkungen über die innern Gründe der Wahrheit der geoffenbarten Religion, nach der fünften Ausgabe aus dem Englischen übersezt von G. W. Leonhardi, K. S. Artilleriemajor ꝛc. 8. cartonnirt. Schreibpapier 1 Thlr. Velinpapier 1 Thlr. 12 gr.

Das lebhafte Interesse, welches vorstehende Schrift nicht allein in England, sondern auch bey vielen deutschen Gelehrten, denen sie im Original oder in der französischen Uebersetzung zugänglich war, erregt hat, schien hinreichende Aufforderung zur Uebertragung derselben in unsere Sprache. — Während mehrere der Englischen Apologeten sich mit dem historischen Beweis für die Wahrheit des Christenthums begnügten, war es dem Verfasser obiger Schrift Bedürfniß, den Inhalt der Bibel, ohne Rücksicht auf die Art ihrer Ueberlieferung, einer strengen und sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen. Obgleich er das Resultat seiner Forschung nun mit ganzer Seele festhält, so kann man ihm doch nicht den Vorwurf machen, daß bey der Untersuchung selbst der Kopf unter der Leitung des Herzens gestanden habe, und jeder Freund der Wahrheit wird es ihm Dank wissen, daß er die Nüchternheit und den Scharfsinn, die ihn vor den Schranken des Schottischen Gerichtshofs auszeichneten, auch da walten ließ, wo es das unsichtbare Reich Gottes und die höchsten Angelegenheiten des Menschen galt.

Leipzig, im Mai 1825.

Karl Tauchnitz.

Bey Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Fischer, Chr. Aug., Cabinetsstücke eines Gefangenen, 2 Bändchen. 1s Bändchen, auch unter dem Titel: die Liebe im Kerker; 2s Bändchen unter dem Titel: Arabesken. 8. geheftet 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Unter dem Haupttitel: **Die Liebe im Kerker**, enthält das erste Bändchen fünf Erzählungen; eben so viele das zweyte, unter dem Titel: **Arabesken**. Der berühmte Herr Verfasser der Reiseabenteuer, der Reise nach Madrid und anderer geistreichen Reisescenen, stellt in diesen Erzählungen, im feinsten Blick des Menschenkenners, eine Reihe von Gemälden aus, welche die Fantasie, Herz und Gemüth des Lesers aufs mannigfaltigste anziehen und durch treffende Schilderungen wunderbarer Abenteuer, von Seite zu Seite, immer stärker festhalten. Die blühende Schreibart des Herrn Verfassers, von Schwulst und Gedehntheit gleich weit entfernt, die nur gleichsam in Crayons-Manier und musterhafter Kürze hingeworfenen Charaktere und Begebenheiten, die dessen un-

geachtet nichts zu wünschen noch zu errathen übrig lassen; verleihen diesen Erzählungen immer neue Reize, und es wird so leicht kein Leser dieser Cabinetsstücke sie ermüdet aus der Hand legen.

Bey Ludwig Herbig in Leipzig ist erschienen:

Cooper, des Amerikaners Lionel Lincoln oder die Belagerung von Boston. Aus dem Englischen von C. F. Michaelis, 3 Theile compl. Preis 3 Rthlr.

(In Wien zu haben: bey Gerold, Mörschner und Jasper, Tendler und v. Manstein.)

Leipzig, am 27. Mai 1825.

L. Herbig.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Dramatische Possen

von C. F. Solbeig. I. Die Dorfschule. Eine charakter. Posse in 1 Akt. II. Die Judenschaft in der Klemme. Eine Posse in 1 Akt. Seitenstück zu Unser Verkehr. Zweyte verb. und verm. Auflage. 8. 1825. geheftet 12 ggr. oder 54 kr.

Diese Possen sind als eine sehr erheiternde und Lachen erregende Lektüre zu empfehlen.

Der glückliche Pharospieler,

oder das Pharospiel von allen Seiten beleuchtet, nebst einer neuen, sichern und sehr vortheilhaften, durch angehängte Probespiele erläuterten Spielmethode. Von W. Th. Hausdorf, Prof. d. Mathemat. 8. 1825. geheftet 14 ggr. oder 1 fl. 3 kr.

Im Verlage von Imman. Müller in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Neue

Jugend-Bibliothek,

eine Sammlung ausgewählter Erzählungen, Auszüge aus Reisebeschreibungen, Biographien und merkwürdiger Begebenheiten.

Zur Belehrung und sittlichen Unterhaltung für die Jugend.

Herausgegeben von Ludwig Mildenberg.

Erstes Bändchen, 1825. geheftet. Druckpap. 16 gr. Velinpap. 21 gr.

Nicht durch trockene Moral sucht der Herausgeber dieses Buches den Sinn für Sittlichkeit in der Jugend zu erwecken und zu beleben — nein, indem er die Phantasie der jungen Lesewelt durch seine angenehme Darstellungsgabe beschäftigt, zeigt er zugleich, wie der Mensch denken und handeln muß, um mit Gott und der Welt in Frieden zu leben.

Aeltern und Erzieher können dieses Familienbuch ihren Söhnen und Töchtern unbesorgt in die Hände geben. Durch die nach und nach erscheinenden Bände kommt die Jugend in den Besitz einer kleinen Büchersammlung, auf der ihr Blick noch im spätern Alter mit Freude verweilen, und sich der vergnügten Stunden, die ihnen das Lesen der Erzählungen schuf, erinnern wird.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändlern in Wien, ist erschienen und zu haben:

Lebensklugheit in Haselnüssen.

Eine Sammlung von tausend Sprichwörtern in ein neues Gewand gehüllt

von J. F. Castelli.

Broschirt mit gestochenem Titel und Vignette 20 gr. steif geb. in Futteral 1 Rthlr. 4 gr.

Es ist dieß ein Büchlein für Alle, denn es enthält die kürzesten allgemeinsten Lehren und Maßregeln für das Leben in allen Tagen und bey allen Umständen. Wer du auch bist, was du auch thust oder denkst, du findest in diesem Werkchen einen allgemeinen Satz, der dir zu deinem besonderen passen wird. Die meisten der Sprichwörter sind humoristisch vorgetragen, alle sind zu Motto's, Devisen, Erinnerungstafeln, Anspielungen u. s. w. dienlich. Sie sind sehr leicht im Gedächtnisse zu behalten, da nur wenige mehr als zweyzeilig sind. — Seines Formats und seiner äußern Ausstellung wegen eignet sich das Büchlein auch zu einem Neujahrsgeschenke.

Die Klugheit, kurz aufgetischt, ist das Beste,
Es finden sich dazu viel leichter Gäste.

Bey Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Charaktere aus dem häuslichen Leben, ein Lesebuch für Kinder von reiferem Alter. Von der Verfasserin der Sammlung kleiner Erzählungen für Sophie, Maria und Friedrich von ihrer Mutter. kl. 8. 1825. geheftet 18 gr. oder 1 fl. 21 kr.

Die würdige Verfasserin dieser interessanten Gemälde aus dem häuslichen Leben gibt hier den schon mehr erwachsenen und im Nachdenken geübteren Kindern, sowohl Knaben als Mädchen, ein Lesebuch in die Hände, welches, in lehrreichen Geschichtchen und Erzählungen abgefaßt, dadurch vor vielen andern Lesebüchern sich auszeichnet, daß es, in rein kindlich-verständiger Sprache, durch alle gegebene Beyspiele lehrt: Fromm, gut, und tugendhaft zu werden und den Eltern zu gefallen.

So eben erschien und ward an alle solide Buchhandlungen versandt:

Krüger, Fr. C. Der betende Hohepriester Jesus Christus, oder Betrachtungen über Joh. 17. — 1 Rthlr.
Sprütten, R., arithmetisches Exempelbuch für Volksschulen — 6 ggr.
Der Tönsberg. Ein Gedicht. — 2 ggr.
Weihe, Dr. A. Deutsche Gräser, für Botaniker und Oekonomen getrocknet und herausgegeben, 12te Samml. von 25 Arten. — 1 Rthlr.

Meyer'sche Hofbuchhandlung
in Lemgo.

Neue Musikalien bey A. Wienbrack in Leipzig, die durch alle Buch- und Musikhandlungen zu bekommen sind.

Rondo Capriccio sur une Danse nationale Suédoise avec Introduction p. le Pianoforte, composé p. J. B. Struve. 12 gr.
Neuf Variations sur la nouvelle Chanson nationale Suédoise p. la Flûte p. J. Müller. 8 gr.
Sei Canconette, con accompagnemento di Pianoforte composte da C. A. P. Braun. 16 gr.
Quatuor pour deux Violons Alto et Basse composé p. J. Berwald. 18 gr.
Rondo di Calatrava. 4 gr.
Six Laendlers pour la Guitare, composé p. C. de Gaertner. 4 gr.
Variations sur la Chansion nationale Française: Vive Henry Quatre. Pour deux Flûtes, composées p. L. Drouet. 4 gr.

Ueber den Gebrauch der Mineralwasser.

So eben ist folgende höchst interessante Schrift bey mir erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Ueber
den Gebrauch
der
natürlichen und künstlichen
Mineralwasser
von
Karlsbad, Embs, Marienbad, Eger, Pyrmont und Spaa.
Von
Dr. Friedrich Ludwig Kreyßig.
8. 17½ Bogen auf feinem Schreibpapier. 1 Thlr. 6 Gr.
Leipzig, den 25. Mai 1825.
F. A. Brockhaus.

Neue Musikalien, welche bey B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind.

Auber. Leocadia. Oper in 3 Akten französ. und deutsch in Klavier-Auszug. 7 fl. 36 kr.
— Ouvert. derselben Oper für Pfte. 40 kr.
— alle einzelnen Stücke aus derselben Oper für Gesang und Pfte.
Beck. Lieder für 3 Kinderstimmen. 4tes Heft. 48 kr.
Camus. 3 Concertante Duetten für 2 Flöten Op. 11. 2 fl. 24 kr.
Ernst. Arie aus Rossini's Cenerentola für Guitarre und Flöte. 36 kr.
— — Boieldieus Johann von Paris f. dito 36 kr.
— — Carafas Solitaire f. dito 36 kr.
— — Rossini's Barb. von Sevilla f. dito 36 kr.
— Cavatine. Carafas Adelaide f. dito 36 kr.
— — Rossini's Ital. in Algier f. dito 36 kr.
— Chor Mozarts Zauberflöte. „Das klinget so herrlich," varirt und gesungen von Catalani für Guit. und Flöte arrang. 36. kr.
Forcith Staberls Walzer für's Pfte. Nro. 247. 248. 249. jeder 8 kr.
Favorit-Hopp-Ländler der oester. Regiments-Musik in Mainz f. Pfte. 8 kr.
Favorit-Walzer aus Aubers Leocadia 8. kr.
Grimm. Potpourri für Horn mit 2 Violinen Alt und Violcllo. 1 fl.
Grosheim. 3 Lieder für Schulen und häusl. Zirkel. 1tes Heft. 16 kr.
Kuffner Potpourri f. Guit. und Pfte. Op. 157. 1 fl. 12 kr.
— Serenade f. Flöte oder Violine und Guit. Op. 158. 1 fl. 12. kr.
— Ouvert. für Milit. Musik Op. 160. 3 fl. 18 kr.
— Parade-Märsche fürs Pfte. No. 12. 13. 14. jeder 8 kr.
Rossini Air la Calomnie de l'Opera: Le Barbier de Seville av. Pfte. 32 kr.
Rummel. Fantas. über Themas aus Rossini's Conradino für 4 Hände. 1 fl. 48 kr.
Schubert G. Sonate f. Pfte. Liv. 1. 1 fl.
Seiff, J. Favt.-Walzer von München f. Pfte. No. 240. 241. jeder 8 kr.
Weber. Gottfr. 3 Gesänge für Sopran, Alt, Tenor und Bass. 1tes Heft. Op. 41. in ausgesezten Stimmen, nebst Directions-Stimme. 1 fl.
Werner, J. G. Orgelschule. 3 fl.

Neue und ausführliche Volksnaturlehre, dem jetzigen Standpunkte der Physik gemäß, sowohl zum Selbstunterricht für denkende Bürger, Landleute und andere Liebhaber, als auch zum Gebrauch in Schulen bearbeitet, von Dr. J. H. M. Poppe, Hofrath und ord. Prof. der Technologie in Tübingen ꝛc. bey Osiander. Mit 12 Steintafeln gr. 18. 1825. 4 fl. 30 kr.

Dieses Buch, welches ganz geeignet ist, eine große Summe der nützlichsten Kenntnisse unter der zahlreichsten Classe von Menschen zu verbreiten, wird gewiß eine bedeutende Lücke in unserer Literatur ausfüllen. Es gab bisher keine solche Volksnaturlehre, welche die gesammte Physik mit der ganzen Fülle von Beobachtungen und Versuchen nicht blos populär, sondern auch in einer anziehenden bündigen Sprache gründlich, dem jetzigen Standpunkte dieser Wissenschaft gemäß, in völlig zusammenhängendem geordneten Vortrage und so abhandelte, daß jeder nicht ganz verwahrloste Mensch den größten Nutzen daraus schöpfen kann. Bürgern, Landleuten und jedem Ungelehrten überhaupt wird dieses Buch die angenehmste Belehrung gewähren. Es wird ihren Geist so aufhellen, daß sie dann mit größerer Bewunderung auf Gottes Werke blicken; sie werden dann Kenntnisse von Sachen bekommen, die ihnen vorher entweder unerklärbar waren, oder wovon sie unrichtige, oft sogar abergläubische Ansichten hatten. Gar Vieles daraus werden sie auch zum Nutzen des gemeinen Lebens anwenden können. Lehrer in Schulen machen wir noch besonders aufmerksam auf dieses Buch; es wird ihnen den reichhaltigsten und interessantesten Stoff für ihren Unterricht geben; und jeder gebildete Dilettant überhaupt wird es gewiß mit Nutzen und Vergnügen lesen.

Der Preis dieses Buchs ist billig, wie man ihn nur erwarten konnte. Es besteht aus 45 sehr eng und dicht, aber doch gefällig gedruckten Bogen in größtem Oktavformat, und die 12 großen Steindrucktafeln enthalten sehr viele Zeichnungen.

Nro. 16.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Memminger, Professor, Beschreibung des Oberamts Münsingen. Mit einer Karte des Oberamts, zwey lithographirten Blättern und mit Tabellen. Herausgegeben aus Auftrag der Regierung.

Dieses, aus Gründen, worüber sich das Vorwort erklärt, etwas verspätete, zweyte Heft eines von der Regierung angeordneten und von dem K. Ministerium des Innern durch das Reg. Blatt Nr. 145. 1824 zur Anschaffung empfohlenen vaterländischen Werks, welches von dem Publikum mit so vieler Theilnahme aufgenommen worden ist, ist nun in der oben angezeigten Buchhandlung erschienen. Die Beylagen stellen die Burg Schilzburg im Lauterthale und die Sontheimer Höhle dar. Das Oberamt Münsingen ist vielleicht das größte des Königreichs und vereinigt die mannigfaltigsten Interessen der Natur und Geschichte wie der statist. Verhältnisse in sich. Aus diesem Grunde hat auch nicht nur die Karte die doppelte Größe von dem gewöhnlichen Durchschnitt, sondern es ist auch die Beschreibung mit den Tabellen bis auf 17 Bogen angewachsen. Dessen ungeachtet wird das Heft in dem festgesetzten Preis erlassen werden, nämlich: das Heft sammt allen Beylagen broschirt zu 1 fl., ohne Karte 36 kr. und broschirt 42 kr. Die Karte allein kostet 36 kr. Bey 10 Ex. wird 1 Frey=Ex. gegeben.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändlern in Wien, ist erschienen und zu haben:

Novellen

von Franz Maria Nell.

Zweyter Band, 325 Seiten stark; für die Nichtbesitzer des ersten Bandes auch unter dem besondern Titel:

Nachtfalter,

Novellen von Franz Maria Nell.

Auf schönem Velinpapier in 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Der Herr Verfasser gegenwärtiger Novellen hat bereits durch den ersten Band sein glückliches Talent und seine herrliche Behandlungsart dieser geistigen Produkte so klar an den Tag gelegt, daß es über sein literarisches Verdienst nur eine Stimme gibt, welche laut zu seinem Lobe spricht; die Nachtfalter überflügeln ihre Vorgänger vielleicht noch an Kühnheit, Wahrheit und wahrem innern Witze, mit tiefer Umsicht und voller Kenntniß des menschlichen Gemüthes sind alle Situationen gezeichnet, und schaffen dieses Buch zu einem schönen Ganzen, welches den gegründeten Ruhm des Hrn. Verfassers erhöhen und der Lesewelt viele schöne Stunden gewähren wird.

Auch sind in obiger Buchhandlung noch Exemplare des ersten Bandes im Preise von 1 Rthlr. in gleicher schöner Ausgabe vorhanden.

Anzeige.

Das seit Anfang dieses Jahres im Verlag des Unterzeichneten erscheinende:

Unterhaltungsblatt für gebildete Stände,

hat sich im Laufe dieses halben Jahres bestrebt, sich der guten Aufnahme gebildeter Leser durch eine, jeden Geschmack und jedes Bedürfniß treffende Auswahl von Erzählungen und Biographien und durch das Reichhaltige seiner, größtentheils historischen Mannigfaltigkeiten würdig zu empfehlen. Es wird auf dieselbe Weise, im nächsten halben Jahre, unermüdet fortfahren, die Achtung des Publicums immer mehr zu verdienen.

Die Redaktion, überzeugt, diesem Blatte durch Auszüge aus den neuesten Reisebeschreibungen, besonders aus der, im Verlag des Unterzeichneten nächstens erscheinenden: Denkwürdigkeiten Indiens, von Wallace, mehreren Werth zu geben, glaubt Freunde der Länder= und Völkerkunde um so mehr aufmerksam machen zu müssen, da sie auch ununterbrochen fortfahren wird, andere neue merkwürdige Erscheinungen der ausländischen Literatur in gedrängter Kürze zur Kenntniß der verehrten Leser zu bringen.

Wöchentlich erscheinen drey halbe Bogen. Bestellungen auf das nächste halbe Jahr um den so äußerst wohlfeilen Preis von 2 fl. 24 kr.; so wie auch auf den ganzen Jahrgang, mit Nachlieferung des ersten Semesters, von dem nur noch wenige Exemplare vorräthig, zu 5 fl. 24 kr. erbittet man sich baldigst.

Frankfurt a. M., im Juni 1825.

Heinrich Wilmans.

In der C. G. Flittner'schen Verlags=Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Augustin, Dr. Fr. L., vollständige Uebersicht der Geschichte der Medicin, in tabellarischer Form entworfen. Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe. 4. 1 Thlr. 12 gr.

Barten, C. W., der Wanzen=, Motten=, Fliegen= und Mückenvertilger; eine gründliche, durch Erfahrung bewährte Anweisung, sich vor Insekten zu bewahren, sie zu tödten und mit sammt ihrer Brut auszurotten, nebst mehrern Mitteln, die Bremien und Stechfliegen von den Pferden abzuhalten. Siebzehnte verbesserte Auflage. 8. geheftet. 6 gr.

Campe, Ehregott, Mannigfaltigkeiten aus der Völker= und Thierkunde; nebst Beschreibung des Leuchtthurms zu Pharo's, der Perlenfischerey und der Gottheiten der alten Aegypter, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung der Jugend. Mit 156 illum. Abbildungen. gr. 8. geb. 2 Thlr. 16 gr.

Flittner, Dr. Chr. Gottfr., Schutz und Rettung in Todesgefahr. Eine Sammlung Königl. Preuß. Verordnungen über die Behandlung Erfrorner, Ertrunkener, Erwürgter, durch Dämpfe oder verschluckte Körper Erstickter, Vergifteter, vom Blitze oder Schlagflusse Ge=

troffener, durch Fall oder Sturz Lebloser, Fallsüchtiger, Ohnmächtiger, scheintodt Betrunkener, Verbrannter und Verbluteter, nebst Vorschriften über die Kennzeichen und die Behandlung der Hundswuth und Wasserscheu an Menschen und Thieren, über die Verhütung des Lebendigbegrabens durch Leichenhäuser, Familienbündnisse und Todtenschauärzte, über die Gefahr bey Leichenbegängnissen, bey ansteckenden Krankheiten, Gewittern und in andern Fällen. Ein Noth- und Hülfsbuch für Jedermann. gr. 8. geheftet. 14 gr.

Flora Berolinensis, sive descriptio plantarum phanerogamarum circa Berolinum sponte crescentium vel in agris cultarum, additis filicibus et charis. 12. 1 Thlr. 16 gr.

Funke, Ad. Jul. Theod., Bilderschauplatz merkwürdiger Gegenstände aus dem Gebiete der Natur, der Kunst und des Menschenlebens, zum Vergnügen und zur Belehrung der Jugend. Mit 20 illumin. Kupfern. gr. 8. geb. 2 Thlr.

Gebete für die kirchliche und häusliche Andacht. Nebst einer Geschichte des Leidens Jesu, der Zerstörung Jerusalems, der Reformation der Kirche und einer biblischen Haustafel. Als Anhang zu jedem christlichen Gesangbuche. 8. 12 gr.

Guthsmuths. Rosinus, Merkwürdigkeiten aus der Menschen- und Thierwelt und den übrigen Schöpfungen auf und in der Erde, nebst einigen Darstellungen aus der Geschichte, der Götterlehre und dem Gebiete der schönen Künste, für die angenehme Selbstbelehrung der Jugend bearbeitet. Mit 151 Abbildungen. gr. 8. geb. 2 Thlr. 12 gr.

Gynäologie, oder über Jungfrauschaft, Beyschlaf und Ehe. Ein Gemälde der Frauen in welt- und naturgeschichtlicher Hinsicht. Erstes und zweytes Bändchen. Mit Kupfern. 8. cartonnirt 4 Thlr. 12 gr.
roh 4 Thlr.

Heilquellen, Europa's wichtigste; oder in welches Bad sollen wir reisen? Eine Würdigung ihrer Heilkräfte und ihrer zweckmäßigen Anwendung, für Kranke und Nichtkranke. Zweyte unveränderte Ausgabe. gr. 8. geheftet. 1 Thlr. 16 gr.

Henriade, la, poëme par Voltaire. Avec des notes historiques, à l'usage des premières classes des colleges publié par I. G. Müchler. Septième édition corrigée et augmentée. 8. 6 gr.

Iffland, A. W., die Brautwahl. Lustspiel. Nebst einer Musikbeylage. Nach dem Verfasser verbesserte Ausgabe. 8. geh. 12 gr.

Kammerjäger, der wohlerfahrne, oder wie werden Ratten, Mäuse und Maulwürfe am sichersten durch innerlich tödtende Mittel, durch Fallen, Katzen und andere Thiere vertilgt? 8. Mit 1 Kupf. geheftet. 8 gr.

Kunst, die, lange zu leben und dabey gesund und froh zu bleiben. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Monarchie, die Preußische, unter Friedrich Wilhelm dem Dritten. Eine Darstellung der wichtigsten Staatsveränderungen und Kriegsereignisse von 1797 bis 1824. Den Freunden der vaterländischen Geschichte gewidmet. Mit drey Kupfern und einer Karte vom preußischen Staat. gr. 8. 2 Thlr. 12 gr.

Müchler. Karl. Klio. Historische Novellen, Skizzen und Anekdoten. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Stachelnüsse, epigrammatische, Hundert an der Zahl. Für die Freunde der Satyre und des Scherzes. 12. 8 gr.

Spieker, Dr. C. W., Christliche Gebete und Andachtsübungen. Als Anhang zu der Sammlung geistlicher Lieder für die öffentliche und häusliche Andacht herausgegeben. 8. 12 gr.

Desselben Gebete und fromme Betrachtungen für die öffentliche und häusliche Andacht. Als Anhang zu jedem christlichen Gesangbuch. 8. 12 gr.

Desselben Rede bey der Einweihung des neuen Schulgebäudes für die Oberschule und die damit verbundene Elementarschule zu Frankfurt a. d. O. am 26. November 1824 gehalten. Nebst geschichtlichen Nachrichten und Bemerkungen. gr. 8. geh. 8 gr.

Stechhardt, F. G., Handbuch der Destillirkunst und Liqueurfabrikation, oder praktische Anweisung, den gemeinen Branntwein zu veredeln und dem natürlichen Weinspiritus ähnlich zu machen, so wie nahe an 300 verschiedene Branntweine und Liqueure, namentlich Berliner, Danziger, Breslauer und Französische, zu fabriciren; mit einem Anhang über die Raffinerie des schwarzen Syrups. Nebst 2 Kupfertafeln. gr. 8. 20 gr.

Volksfreund, der, oder wie können Religion, Sittlichkeit und Wohlstand im Volke hervorgerufen, allgemein verbreitet und auf die Dauer gegründet werden? 8. geheftet. 1 Thlr. 8 gr.

Wer hat das Recht und die Verpflichtung, der evangelischen Landes-Gemeine eine gemeinschaftliche Agende zu geben? Geprüft und beantwortet von einem Preußischen Rechtsgelehrten. Mit Bezugnahme auf die Schrift des Pacificus Sincerus über diesen Gegenstand. gr. 8. geheftet. 10 gr.

Zeichen und Werth der verlezten und unverlezten Jungfrauschaft nach physiologischen, moralischen und National-begriffen. Vierte umgearbeitete Ausgabe. Mit 2 Kupfern. 8. cartonnirt 2 Thlr 6 gr.
roh 2 Thlr.

Höhere Gesichtspunkte
für
die endliche entscheidende und folgenreiche Würdigung der vollkommenen und durchaus von keiner Zeitbestimmung abhängigen Eigenthumsrechte der Schriftsteller und Verleger.
Oder
Beweise gegen die Rechtmäßigkeit und Zulässigkeit des in Zukunft allgemein gesetzlich zu verbietenden und zu bestrafenden Bücher-Nachdrucks und für die unbedingten Schrifteigenthumsrechte der Verfasser, welche auf die Verleger übergehen, so weit erstere solche dem lezteren übertragen.
Ein patriotischer Beytrag
zur
künftigen gesammtvaterländischen Legislation,
nach Anleitung der deutschen Bundes-Akte, durch deren Art 18 gleichförmige Verfügungen über die Preßfreyheit und Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck zugesichert sind.

Das seit dem Anfange dieses Jahres zu Frankfurt a. M. im Verlage von Heinrich Wilmans erscheinende Allgemeine Archiv für die gesammte Staatswissenschaft, Gesetzgebung und Staatsverwaltung, welches

durch alle Postämter und Zeitungsexpeditionen und durch sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden kann, lieferte bereits allgemein höchst interessante Originalabhandlungen von mehreren Staatsmännern, und zwar von Hrn. Staatsrath Frhrn. von Seusburg, von Hrn. Geheimenrath und Oberhofgerichts-Präsidenten Frhrn. von Drais (im 1sten und 5ten Heft), von Hrn Geheimenrath von Boddien, von Hrn. General-Kommissär Frhrn. von Aretin, dessen gediegene und äußerst gehaltreiche Abhandlung gegen Merkantilsystem und Krämerpolitik ein wahres Wort zu seiner Zeit ist! — Auch findet man im obigen Allgemeinen Archiv, nebst den fortlaufenden merkwürdigsten statistischen Nachrichten von deutschen und andern Staaten allgemein wichtige neue Gesetze und Verordnungen verschiedener Länder, Staats- und Handelsverträge, ferner kritische Anzeigen neuer staats- und gewerbswissenschaftlicher Schriften und darunter Kritiken des neuen Entwurfs des Strafgesetzbuches für Baiern und aller darüber, dagegen und dafür erschienenen Schriften, deren Zusammenstellung die gewünschte Uebersicht und reichhaltige Beyträge für Legislation und Gesetzgebungswissenschaft liefert. — Dieses Archiv, dessen 5tes Heft, außer einer klassischen Abhandlung des Hrn. Geheimenraths und Präsidenten von Drais über die allgemeinsten und wichtigsten nationalen und gesammtvaterländischen Interessen, ganz neue, sehr interessante Original-Briefe eines Deutschen in Brasilien enthält, wird nun auch höhere Gesichtspunkte in Ansehung des Bücher-Nachdrucks und der Schrifteigenthumsrechte der Verfasser und Verleger aufstellen, und dabey die bisherige Legislation nebst den Anträgen und Vorschlägen zur künftigen berücksichtigen. —

Sämmtliche Postämter und Zeitungsexpeditionen und auch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen auf dieses neue Allgemeine Archiv für die gesammte Staatswissenschaft, Gesetzgebung und Staatsverwaltung an, welches bey Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. erscheint.

Interessante Schrift.

So eben hat die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Denkwürdigkeiten
der
Miß Henriette Wilson,
Englands Ninon.
Aus dem Englischen.

1r Band. gr. 12. elegant broschirt 1 fl. 36 kr. oder 21 gr. sächs.

Wenn Casanova durch seine lebhaften Schilderungen, durch die Kühnheit, mit welcher er die Schatten eines vergangenen Jahrhunderts herauf beschwört, und sie in allen ihren Schwächen darstellt, indem er zugleich Auge und Ohr durch seine warmen lockenden Bilder ergötzt, nicht mit Unrecht den Beyfall von Europa sich sammelt, so glauben wir diese weibliche Casanova dem deutschen Publikum noch mehr empfehlen zu dürfen, da sie mit nicht weniger warmen Farben unsere Zeit, das rege Leben und Treiben des luxuriösen Londons schildert und uns die größten Staatsmänner, Redner und Helden jener Insel in ihren Fesseln schmachtend sehen läßt.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Schreibestunden für Schule und Haus in nach der Feder in Kupfer gestochenen Vorlege-Blättern, zum Gebrauch für die Jugend von Adolph Bergmann. 1r Cursus 15 gr. oder 1 fl. 8 kr. 2r Cursus 9 ggr. oder 41 kr. 3r Cursus 9 ggr. oder 41 kr.

Schreckensnächte eines Reisenden auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Eine aus dessen Tagebuche entlehnte wahre Geschichte neuerer Zeit. Herausgegeben von C. F. W. Borck, K. R. Hofschauspieler. 8. 1825. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

In Kurzem erscheinen:

Termitonia, das Buch der Geistereien. Vom Verfasser des Rinaldo Rinaldini. 8.

Kater Murr's Nachlaß, Fortsetzung der Lebensansichten von F. T. A. Hoffmann. 8.

Humoristische Tischreden von K. F. Solbrig. 8.

Die drei Johannis-Grade der großen National-Mutterloge zu den drey Weltkugeln. Nebst den Zöllner'schen Instructionen. 8.

Literarisches Handwörterbuch der verstorbenen deutschen Dichter und zur schönen Literatur gehör. Schriftsteller in 8 Zeitabschnitten von 1137 bis 1824. 1r Bd. gr. 8.

Gallerie aller juridischen Autoren, von den ältesten bis auf die jetzige Zeit, mit ihren vorzüglichsten Schriften, nach alphabet. Ordnung aufgestellt von J. H. Stepf. 4r Band gr. 8. 2 Rthlr. 16 ggr. oder 4 fl. 48 kr.

So eben ist bey Leopold Voß in Leipzig erschienen:

Receptirkunst.
Anleitung zur ärztlichen Receptirkunst, nebst einem systematischen Grundrisse der Arzneimittellehre. Als Leitfaden zu seinen Vorlesungen entworfen von Dr. Ludw. Choulant. gr. 8. 12 gr.

Tübingen. Bey C. F. Osiander ist so eben erschienen:

Geschichte der französischen Staatsumwälzung von A. Thiers. Uebersetzt von Prof Dr. R. Mohl in Tübingen. gr. 8. 1825. 1r. Bd. 1 fl. 45 kr.

Das Publikum erhält hier eine Uebertragung des einzigen vorzüglichen Geschichts-Werkes über die französische Revolution. Herr A. Thiers verdanken wir endlich eine geistreiche, unpartheyische und pragmatische Geschichte dieser merkwürdigen Begebenheit unserer Zeit, so wie wir sie schon lange vergebens wünschten. Kein Wunder, daß das Werk gleich bey seinem Erscheinen so großes Aufsehen machte. Wir glauben uns daher durch die Herausgabe einer getreuen, vollständigen und wohlfeilen Uebersetzung

ein Verdienst bey den [illegible]tschen Lesern erworben zu haben, und jedes Wort zur weitern Empfehlung sparen zu können. Von dem Originale sind bis jezt 4 Bände erschienen, 2 andere erscheinen nächstens.

Von der Uebersetzung geben wir heute den ersten Band aus, der zweyte ist unter der Presse, die übrigen folgen in kurzen Zwischenräumen, so daß das Ganze in diesem Jahre beendigt seyn kann.

Neu entdeckte Pflanzen,
ihre Charakteristik, Benutzung und Behandlung, hinsichtlich der Standörter, Fortpflanzung und Vermehrung, in alphabetischer Ordnung, 1ster Band Abelicea bis Bomarea.
Oder:
Dr. Fr. Gottl. Dietrichs neuer Nachtrag zu seinem vollständigen Lexikon der Gärtnerey und Botanik. 1r Band, 3 Rthlr. und für die Subscribenten 2¼ Rthlr.

Herr Prof. Dr. Dietrich hat den Nachträgen zu seinem klassischen Werke über Botanik und Gärtnerey, obigen ersten Titel hinzugefügt, damit diejenigen, welche nur auf die zahlreichen neuen Pflanzen ihr Augenmerk richten, damit anfangen können. Alle vorangegangenen 10 Bände Lexikon und 10 Bände des ersten Nachtrags kosten bey uns und in jeder guten Buchhandlung 60 Rthlr., oder im Subscriptionspreise 45 Rthlr. Einzelne Bände 3 Rthlr. oder 2¼ Rthlr.

Buchhändler Gebrüder Gädicke in Berlin.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändlern in Wien, ist erschienen:

Die Liebesharfe,
Gegensätze des Lebens und der Liebe in Erzählungen.
Von Wolfgang Adolph Gnele.
Zwey Bändchen in 8., jedes über 22 Druckbogen stark, elegant broschirt 2 Rthlr. 12 gr.

Herr Prof. Wolfg. A. Gnele hat sich durch seine trefflichen Leistungen im Gebiete der erzählenden Romantik und der modernen Novelle einen so ausgezeichneten Ruhm sowohl im In- wie auch im Auslande erworben, daß wir nur dieses Umstandes erwähnen dürfen, um auch seiner gegenwärtigen geistreichen Gabe allenthalben den besten Eingang zu verschaffen. Wirklich enthält auch die „Liebesharfe" eine solche mannigfaltige, schöne Auswahl, und einen so reichen unterhaltungsvollen Novellenschatz, daß wir sie zufolge dem Urtheile der competentesten Richter zu seinen interessantesten Schriften zählen können; das reine, innere, mannigfaltige Leben der Liebe in ihren verschiedenen Beziehungen und moralischen Anwendungen ist die Tendenz dieser anziehenden Erzählungen, welche bald in humoristischem Gewande, bald im ernsteren Charakter des höhern Lebens als schöne Erscheinungen an dem Auge des Lesers vorüberziehen und gewiß Niemand unbefriedigt lassen werden. Die Verlagshandlung hat keine Kosten gescheut und eine splendide Edition veranstaltet, welche die beliebte Ausgabe der „Stundenblumen" der Fr. v. Chezy an Eleganz leicht noch übertreffen dürfte, und schmeichelt sich daher wohl mit Recht, dem lesenden Publikum in diesen Erzählungen ein eben so anziehendes als schönes Buch um einen verhältnißmäßig sehr billigen Preis in die Hände zu geben.

So eben sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Suiten,
das sind Erzählungen der Suitiers von einem Suitier. Herausgegeben von Ov – v. 8. Zerbst 1825. geheftet. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

An die meisten Buchhandlungen habe ich jetzo versandt:

Rochlitz, Fr., für Freunde der Tonkunst. 2r Bd. Preis 2 Rthlr.

Alle öffentliche Blätter, die über den 1sten Bd. dieses Werks gesprochen haben, und das gesammte, der Tonkunst befreundete Publikum, wie weit ich dieses als Verleger abnehmen kann, haben dasselbe mit so vielem Interesse und Beyfall aufgenommen, daß ich mir keine Empfehlung dieses 2ten Bandes verstatte, außer der, daß dieser Band, wie der erste, drey Abtheilungen, in der 1sten Biographien, in der zweyten Abhandlungen, in der 3ten Dialogen, Scenen, kleine Erzählungen und Schilderungen ernsten oder scherzhaften Inhalts, enthält.

Leipzig, im Mai 1825.

Carl Cnobloch.

In der Schüppel'schen Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bürger's, G. A. Lehrbuch der Aesthetik. Herausgegeben v. Karl v. Reinhard. 2 Bde. gr. 8. 3 Rthlr.

Dieß schätzbare Werk enthält die noch gar nicht gedruckten Vorlesungen, welche der sel. Bürger 10 Jahre hindurch auf der Universität zu Göttingen mit ungetheiltem Beyfall gehalten, die er immerfort berichtigt und erweitert, und zulezt noch fast ganz umgearbeitet hat. Wenn das wahrhaft Gute und Schöne nie veraltet, so kann auch dieses Werk in der Zeit seit Bürger's Tode nichts von seinem Werthe verloren haben; jedenfalls darf es als eine der interessantesten Erscheinungen in der neueren Literatur empfohlen werden, da es das erste und einzige Buch ist, in welchem ein anerkannt großer Dichter seine Kunst in ihrem ganzen Umfange theoretisch und systematisch behandelt hat.

Neue Romane.

Fouqué, Fr., Bar. d. l. Motte, Sophie Ariele. Novelle. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Laun, Fr. die Nacht in der Hölle. Roman. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Voß, Jul. v., die ungleichen Brüder. Ein komischer Roman. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Derselbe, die Moden der guten alten Zeit. Ein launiges Sittengemälde a. d. Jahre 1750. 8. 1 Rthlr. 6 gr.

Nro. 17.
Intelligenz = Blatt.
1825.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Ueber den Zustand des Königreichs Baiern nach amtlichen Quellen von Dr. Ignaz Rudhart. 1r Band. gr. 8. Mit 1 Gränz-Charte von Baiern.

Den in unserer frühern Anzeige bestimmten Ladenpreis von 5 fl. haben wir in 4 fl. abgeändert, da die Bogenzahl früher noch nicht genau angegeben werden konnte.

Bey Carl Cnobloch in Leipzig ist jetzo fertig geden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sternberg, Dr. J., neuer deutscher Briefsteller in einer großen Menge Briefmuster für die vornehmsten Vorfälle des Lebens. Nebst einer Anleitung zum Briefschreiben, Bemerkungen über die Einrichtung und die Form der Briefe, die Verschiedenheit derselben nach ihrem Inhalt, Titulatur u. s. w. und einem Anhang von Formularen, zu Schuldverschreibungen, Wechseln, Anweisungen, Kauf-, Mieth-, Bau-, Lehn- und andern Verträgen, Ehebeeredungen, Testamenten, Vormundschafts- und andern Rechnungen, Quittungen, Empfangscheinen, Zeugnissen, Heirathsi, Geburts- und Todesanzeigen für öffentliche Blätter, 8. 500 Seiten. 1 Rthlr.

Daß sich dieser Briefsteller durch seine Brauchbarkeit und Vollständigkeit vor vielen der bereits erschienenen sehr vortheilhaft auszeichnet, wird ein jeder bey näherer Prüfung leicht finden. Denn die Anleitung zum Briefschreiben ist kurz und deutlich, die Titulaturen sind möglichst vollständig, und bey den Briefen wie bey den übrigen Aufsätzen ist auf die meisten Vorfälle im menschlichen Leben Rücksicht genommen worden.

Leipzig, im Mai 1825.

Literarische Anzeige.

Bey dem Unterzeichneten erscheinen Lord Byron's sämmtliche poetische Werke genau und correct nach der besten Londner Originalausgabe abgedruckt in einem gr. 8.-Band, (The Works of Lord Byron, complete in one volume.) wozu die Subscription seit dem 15. April eröffnet ist. Inhaltsübersicht, Preisbedingungen und Druckprobe sind sowohl bey dem Unterzeichneten, als in allen Buchhandlungen Deutschlands einzusehen und zu erhalten. Jeder Freund der englischen Literatur, jeder Beförderer deutschen Kunstfleißes wird sich nach Ansicht de Druck-, Papier- und Form-Probe überzeugen, daß hier Ungewöhnliches geleistet werden soll und es Niemanden gereuen wird, auf einen so reichhaltigen, correct und elegant gedruckten und dabey doch wohlfeilen Band zu unterzeichnen.

Der Preis — 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr. rheinisch für die Ausgabe auf weißes Druckpapier und 5 Rthlr. 12 gr. oder 9 fl. 54 kr. für die auf Velinpapier — ist nicht das Viertheil dessen, was die billigsten Londner und Pariser Ausgaben der sämmtlichen poetischen Werke Byron's kosten.

Frankfurt a. M., den 1. Mai 1825.

Heinr. Ludw. Brönner.

Ankündigung einer Geschichte der Stadt Ratolphzell.

Als ich voriges Jahr die Geschichte der Stadt Pfullendorf dem Druck übergab, hatte ich bereits den Entschluß gefaßt, auch jene der Stadt Ratolphzell zu bearbeiten. Während eines dreyzehnjährigen Aufenthalts daselbst hatte ich Gelegenheit mir vielerley Notizen über diese Stadt sowohl, als die Umgegend zu verschaffen, und erkannte bald, daß dieselbe sowohl ihres Alters und ihrer Lage, als ihrer mannigfaltigen Schicksale wegen für den Geschichtsfreund ein vielseitiges Interesse haben müßte, wenn Jemand sich der Arbeit unterzöge, die zerstreuten Bruchstücke der Geschichte zu sammeln, und in ein chronologisch geordnetes Ganzes zu verbinden. Damals war ich jedoch keineswegs in dem Falle, mich dem Unternehmen zu unterziehen. Weder mein Amt, noch meine sehr leidende Gesundheit gestatteten dieses. Allein nachdem ich in den Pensions-Stand versezt worden, und hieher gezogen bin, in der Hoffnung, durch diese temporäre Zurückgezogenheit von den Geschäften wieder ganz hergestellt zu werden; so nahm ich die Ausführung meiner Idee, die Geschichte der Stadt Ratolphzell zu schreiben, wieder vor, und brachte seitdem mit Hülfe ungedruckter und gedruckter Hülfsmittel (worunter das Archiv der Stadt Ratolphzell oben an steht) und durch fleißiges, ununterbrochenes Fortarbeiten so viel zuwege, daß ich nun die unternommene Arbeit vollständig beendigt habe. Dieselbe begreift in sieben Büchern, mit gehörigen Abtheilungen in Kapitel, den Zeitraum von der ältesten Geschichte der Gegend bis auf unsere Zeit nach folgenden Abschnitten.

I. Buch. Urgeschichte. Ansiedelung Pirmins in der Reichenau, Ratolds zu Ratolphzell. Entstehung eines Kollegiatstiftes. Wie der Ort Stadt ward. Erster Freyheitsbrief vom Jahre 1267. Die Stadt wird östreichisch. Münze daselbst. Bau eines Spitals 1386.

II. Buch. Das XV. Jahrhundert. Ein geistlicher Betrug wird entdeckt und bestraft. Die Zeit des Conciliums zu Konstanz. Flucht Papsts Johann XXIII. Aechtung des Herzogs Friedrich von Oestreich. Die Stadt wird Reichsstadt. Papsts Johann wird nach Ratolphzell gebracht, und ihm dort sein Absetzungs-Urtheil verkündet. Fehde der Stadt mit Conrad Blaarer zu Güttingen. Zug der Reichsstädte in das Hegau und Bündniß der Stadt mit denselben. Sie erwirbt hiebey verschiedene Begünstigungen. Zwiespaltige Bischofswahl zu Konstanz. Ludwig von Freiberg zieht mit seinem An-

hang nach Ratolphzell. Der Schwabenkrieg. Allgemeiner Umriß desselben. Nähere Beschreibung in Beziehung auf Ratolphzell und die Umgegend. Erster Zug der Eidgenossen in das Hegau. Zweyter Zug. Innere Verfassung der Stadt während dieses Zeitraumes. Verschiedene polizeyliche und andere Vorschriften.

III. Buch. Das XVI. Jahrhundert. Kaiser Maximilians I. Halsgerichtsordnung für die Stadt. Der Landtag von 1518. Herzog Ulrich zu Hohentwiel. Der Aufstand der Bauern. Ursachen desselben. Allgemeine Verbreitung am See. Ratolphzell wird von den Bauern belagert. Aufhebung der Belagerung, wiederholte Niederlagen der Aufrührer, ihre Unterwerfung.

IV. Buch. Folgen des Bauernkriegs. Verträge von Hilzingen ddo. 25. Juli 1525 und von Ratolphzell vom 24. Jänner 1526 und zu Waldshut. Entschädigung der Stadt, der Freyherren von Bodmann und von Homburg. Prozeß mit der Gemeinde Liptingen, der Entschädigung wegen. Endliche Regulirung der Entschädigungssache. Unangenehmer Handel mit dem Landvogt von Landau zu Stockach. Die Stadt wird von dem Kaiser ihrer Treue und Tapferkeit wegen besonders ausgezeichnet. Abt und Convent zu Stein kommen nach Ratolphzell. Die Reformation zu Konstanz. Anton Pirata, die geistliche Regierung und auch das Domkapitel kommen nach Ratolphzell. Unruhen wegen des Schlosses Staufen. Landtag zu Weingarten. Türkenhülfe. Vertrag mit Reichenau und Erwerbungen.

V. Buch. Die Zeiten des schmalkaldischen Bundes bis zum Ende des XVIten Jahrhunderts. Konferenzen der Städte, der Ritterschaft. Gemeinsame Maßregeln. Albert Völkers von Knörringen, Ritters, Hansen Ellins, Hauptmanns Mundi und anderer, welche unter dem Heere des schmalkaldischen Bundes waren, Prozeß und Untersuchung zu Ratolphzell. Mißlungener Ueberfall der Stadt Konstanz durch die Spanier. Endliche Einnahme der Stadt und Verlust ihrer Reichsunmittelbarkeit. Verschiedene Polizey-Anstalten, um Ordnung und Sicherheit zu handhaben. Die Universität Freiburg wandert zum Theil nach Ratolphzell aus. Reformation unter dem Clerus zu Ratolphzell.

VI. Buch. Das XVIIte Jahrhundert. Zustand Teutschlands und Schwabens zu Anfange dieses Jahrhunderts. Der Rappenkrieg. Der Schwedenkrieg. Herzog Julius Friedrich von Würtemberg besezt einen Theil der östreichischen Vorlande. Die Stahringer Schanze geht verloren. Ratolphzell kapitulirt. Mißlungener Versuch, die Stadt wieder in östreichische Hände zu spielen. Wie die Capuciner nach Ratolphzell gekommen. Weitere Schicksale der Stadt und Gegend bis zur Nördlinger Schlacht. Trauriges Loos des Fleckens Allensbach. Restauration des Capuciner-Klosters. Die Ritterschaft erwirbt ein eigenes Haus zu Ratolphzell. Weitere Ereignisse bis zum Jahre 1700.

VII. Buch. Der spanische Successionskrieg. Der östreichische Erbfolgekrieg. Ratolphzell erhält französische Garnison, und huldigt Kaiser Karl VII. Die Zeit Marien Theresiens. Kaiser Joseph II. Seine Reformen. Steuer-Regulirung. Raths-Organisation. Neuer Vertrag mit der Ritterschaft. Oestreich will die Reichsvogtey wieder an sich ziehen. Die Stadt vergleicht sich, und erwirbt dieselbe mit vollem Eigenthum. Weitere Ereignisse des lezten Viertels des 18ten und des ersten des 19ten Jahrhunderts. Der französische Krieg. Der Lüneviller Friede. Der Preßburger Friede. Nellenburg mit Ratolphzell wird würtembergisch. Feldzug von 1809. Vorarlbergische Insurgenten. Friede von Schönbrunn. Ratolphzell wird badisch.

Ein doppelter Anhang enthält:

Nachträge und Ergänzungen, wozu der Stoff erst nach bereits vollendeter Geschichte nachgeliefert wurde.

Beschreibung der Stadt und ihres Besitzes, so wie ihrer religiösen und polizeylichen Anstalten.

Angehängt sind endlich noch folgende Urkunden:

I. Freyheitsbrief von 1267.

II. Stelle aus Johannes Nyder formicarius zum II. Cap. des II. Buches gehörig.

III. Hansen Oemlins, des Sondersiechen, Urgicht.

IV. Kaiser Maximilian I. Halsgerichtsordnung.

V. Verabredung des Kriegszuges gegen die aufrührischen Bauern des Grafen von Lupfen vom 3. Herbstmonat 1524.

VI. Hilzinger Vertrag mit den Bauern des Bischofs von Konstanz in den Aemtern Bohlingen und Gaienhofen vom 25. Juli 1525.

VII. Vertrag mit den Bauern zu Ratolphzell, abgeschossen im Jänner 1526.

VIII. Schreiben des Bauern-Obersten Hans Maurer von Müllhausen an die im Lager zu Sernatingen befindlichen Bundeshauptleute und Städte-Deputirten.

IX. Kapitulation der Stadt Ratolphzell vom Jahre 1632.

Der größte Theil dieser Geschichte ist nach ungedruckten Quellen bearbeitet. Es ist dieses besonders bey der Bearbeitung des XV., XVI. und XVII. Jahrhunderts geschehen, wie ich es überall an Ort und Stelle nach Gebühr bemerkt habe. Da wo gedruckte Vorarbeiten vorhanden waren, benüzte ich die zuverlässigsten derselben, was mir bey dem gestatteten Gebrauche der hiesigen Universitäts-Bibliothek sehr erleichtert wurde. Daß übrigens die Geschichte der Stadt Ratolphzell gewissermaaßen auch jene des gesammten Hegau's seyn müsse, wird jedem klar und einleuchtend, der einmal bedenkt, daß diese Stadt seit dem 13ten Jahrhundert die einzige feste Stadt jener Gegend gewesen, wohin bey gefährlicher Zeit Edle und Gemeine sich oder ihre Habe flüchteten. Von da aus wirkte daher auch in militärischer Beziehung die Regierung auf das Hegau eben so stark, als von Stockach aus in gerichtlicher und polizeylicher. Daher ehemals die vielen adelichen Familien in der Stadt, deren ehemaliges Daseyn zum Theil noch durch die Wappen an den Häusern beurkundet wird, welche sie bewohnten. Ich glaubte daher nicht zu fehlen, wenn ich nebst den allgemeinen Umrissen der Geschichte eines jeden Jahrhunderts besonders auch die für Ratolphzells Umgebungen wichtigen Ereignisse so ausführlich als möglich berührte. Denn wohl schwerlich wird jener schöne Strich unseres Vaterlandes, welcher so manche große Erinnerung weckt, seinen eigenen Geschichtschreiber so bald finden.

Das Manuscript dieser Geschichte, welches Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog unterthänigst zugeeignet ist, wird mit Einschluß der Vorrede, Inhaltsanzeige, Nachtrag und Urkunden zwischen 18 — 20 Druckbogen geben, und soll bis längstens Michaelis d. J. erscheinen, wenn sich eine hinreichende Anzahl von Subscribenten dazu meldet.

Der Termin zur Subscription bleibt 3 Monate lang von jezt an offen, und das Verzeichniß der HH. Subscribenten wird dem Werke beygedruckt werden. Der Preis für ein Exemplar wird auf 1 fl. 48 kr. festgesezt, und das Exemplar gegen Bezahlung des baaren Betrages an die Ab-

nehmer abgegeben oder versendet werden. Wer sich der Sammlung von Subscribenten unterzieht, erhält das 10te Exemplar frey für seine Bemühung. Unmittelbare Bestellungen bey mir erbitte ich mir in frankirten Briefen.

Freiburg im Breisgau, am 23. März 1825.

K. Walchner, Oberamtmann.

Der Ertrag der Subscription auf diese Geschichte ist nun nach Abzug der Druckkosten etc. für die unglücklichen Abgebrannten zu Radolfzell bestimmt.

So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jaspis, D. L. S., die fromme Feier des Abendmahls. Ein Erbauungsbuch für denkende Christen. 8. mit 1 Kupf. geb. 18 gr.

In dieser Schrift herrscht, wie in des rühmlichst bekannten Verfassers frühern Arbeiten der Art, ein rein christlicher und biblischer Sinn, ohne mystische Schwärmerey und ohne Einmischung dogmatischer Zänkereyen, daher sie auch allen frommen Abendmahls-Genossen wahre Erbauung gewähren wird.

Leipzig, im Mai 1825.

Carl Cnobloch.

So eben ist bey Leopold Voß in Leipzig erschienen:

Operative Chirurgie.
Handbuch der chirurgischen Operationen, worin die neuen Operations-Methoden von Lisfranc beschrieben sind von Dr. J. Coster. Aus dem Französ. übersezt und mit einigen Zusätzen herausgegeben von Dr. J. C. W. Walther. Mit einem Steindrucke. 12. cartonnirt. 1 Rthlr. 12 gr.

Neue Verlagswerke von Joseph Engelmann in Heidelberg, welche bey ihm, so wie in allen soliden Buchhandlungen zu haben sind:

Characteristik der Felsarten. Von Karl Cäsar Ritter v. Leonhard, Geh. Rathe und Professor an der Universität zu Heidelberg. Für akademische Vorlesungen und zum Selbststudium. Mit dem Bildnisse des Verfassers. gr. 8. 12 fl. oder 8 Thlr.

Naturgeschichte des Mineralreichs. Ein Lehrbuch für öffentliche Vorträge, besonders in Gymnasien und Realschulen, so wie zum Selbststudium, bearbeitet von Karl Cäsar Ritter v. Leonhard, Geheimenrathe und Professor an der Universität zu Heidelberg. Mit einer schwarzen und einer illuminirten Kupfertafel, als unentgeldliche Beylagen. gr. 8. 3 fl. 15 kr. oder 2 Thlr. 4 gr.

Mittermaier (Geh. Hofrath und Professor in Heidelberg). Ueber den gegenwärtigen Zustand der Criminal-Gesetzgebung in Deutschland, mit Prüfung des neuesten Sächsischen und Hannöverischen Entwurfs. Mit einem Anhange, enthaltend Bemerkungen über Criminalgesetzgebung, von Stübel. gr. 8.
(Unter der Presse.)

D. F. C. Gensler's, weil. Geh. Justizraths und ordentl. öffentl. Lehrers der Rechte zu Heidelberg, Anleitung zur gerichtl. Praxis in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten: verbunden mit theoretischen Darstellungen und Bemerkungen. Zweyter, specieller Theil, herausgegeben vom Professor D. Carl Eduard Morstadt, beyder Rechte und der Staatswirthschaft Hochschul-Lehrer in Heidelberg. 1 fl. 24 kr. oder 22 gr.

Gebete und Erweckungen zum Gebet. Ein Andachtsbuch für Familien. Herausgegeben von Dr. J. B. Engelmann. In allegorischem Umschlage. 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 14 gr.

The Life of Lorenzo de' Medici, called the Magnificent. By William Roscoe. 3 Vols. 66 Bogen. Auf milchweiss Druck-Velin, br. 7 fl. oder 4 Rthlr. 16 gr. — Auf geglättet Druck-Velin, cartonn. 9 fl. 36 kr. oder 6 Rthlr. 6 gr.

Reise von Moskau nach Wien, über Kiow, Odessa, Konstantinopel, einen Theil des schwarzen Meeres, bis Varna, Silistria etc. etc. In Briefen an Julius Griffiths, vom Grafen de la Garde. Aus dem Französischen mit Anmerkungen von Therese Huber. 3 fl. oder 2 Thlr.

Aachen, Spaa und Burtscheid. Handbuch für Fremde, Einheimische und Kurgäste. Von Aloys Schreiber, Großherzogl. Bad. Hofrathe und Historiographen. Nebst einer Abhandlung des Herrn Dr. Höpfner: „Aachen und Burtscheid als Brunnenorte näher beleuchtet, und Anleitung zum wirksamen Gebrauche ihrer Heilquellen." Sammt einem Anhange. Mit 1 Titelkupfer und 1 Karte. Schön gebunden 3 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 8 gr.

Handbuch für Reisende in den Neckargegenden von Cannstadt bis Heidelberg, und in dem Odenwalde. Mit dem Abstecher von Cannstadt nach Stuttgart, und einem Anhange von Sagen des Neckars und des Odenwaldes. Von Karl Jäger, Pfarrer in Burg bey Heilbronn. Mit Ansichten. 8 br. 3 fl. oder 2 Thlr.

Heidelbergs alte und neue Zeit: Stadt, Universität, Bibliothek, Schloß und Umgebungen. Von Dr. J. B. Engelmann. 8. brosch. 1 fl. 45 kr. oder 1 Thlr. 4 gr.

Malerische Reise nach Heidelberg. Zehn Blätter. Gezeichnet nach der Natur von Joh. Jacob Meyer (von Zürich), gestochen von Hegy, J. J. Meyer, C. Metzelt und C. Rordorf, und sorgfältig ausgemalt nach Angabe und unter Aufsicht des Zeichners. Nebst dem Verzeichniß und einer kurzen Erklärung der zehn Ansichten und dem nöthigen Text. Groß Fol. In Portefeuille. Ladenpreis: 66 fl. oder 41 Thlr. 6 gr. Pränumerationspreis gegen baare Zahlung bey dem Verleger selbst 55 fl. oder 34 Thlr. 8 gr. Das Blatt einzeln 6 fl. oder 3 Thlr. 18 gr.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändlern in Wien, ist erschienen:

Ig. Freyh. von Pöck
humoristisches Lustwäldchen.
8. In Umschlag broschirt 1 Rthlr.

Dem Freunde des heitern Humors, des Witzes, der anständigen Satyre und launiger Gedankenspiele aller Art ist hier ein früh grünendes, würzig duftendes Wäldchen angepflanzt, zu erquicklicher Zerstreuung und mannigfachem Genuß. Hätte der Herr Verf. seine in Zeitschriften abgedruckten kleinen Aufsätze mit seinem Namen

unterzeichnet, so würde die Lesewelt gleich bey Erblickung des obigen Titels gewiß das günstigste Vorurtheil hegen, so unverkennbar ist dessen Ruf für das komische Fach. Reich und neu an Formen, wie der Herr Verf ist, bietet auch das gegenwärtige Buch eine Fülle von Mannigfaltigkeiten dar; es liefert Erzählungen, Gespräche, Modescenen, Reflexionen, ein satyrisches Wörterbuch unter dem Titel Grillenlexikon u. s. w. und eignet sich in jeder Hinsicht zu einem freundlichen erheiternden Gesellschafter, besonders auch in verstimmten Augenblicken.

Im dem Verlage des Unterzeichneten wird gegenwärtig die Herausgabe einer vollständigen Kupfer-Gallerie in Umrissen zu Shakspeare's sämmtlichen dramatischen Werken lieferungsweise vorbereitet, und hierauf das kunstliebende Publikum vorläufig aufmerksam gemacht.

Gallerie
zu
Shakspeare's dramatischen Werken.
In Umrissen.
Erfunden und gestochen
von
Moritz Retzsch.
Mit den deutschen, englischen und französischen Text-Stellen der Scenen versehen.

Das Format ist mit jenem der bereits von demselben Herausgeber bearbeiteten Umrisse zu Goethe's Faust, Schillers Gang nach dem Eisenhammer und dessen Kampf mit dem Drachen übereinstimmend; der ersten Lieferung, welche den Hamlet enthält und noch dieses Jahr erscheint, wird eine ausführliche Bekanntmachung des ganzen Unternehmens, so wie der näheren Bedingungen einer zu eröffnenden Subscription, vorangehen.

Leipzig, den 16. Mai 1825.

Ernst Fleischer.

Bey Ch. G. Kayser in Leipzig ist erschienen:

Christ. Niemeyer
Das Buch der Tugenden
in Beyspielen aus der neuern und neuesten Geschichte. gr. 8. mit 32 Bildnissen. Preis der 2ten Ausg. geh. 1 Rthlr. 8 gr.

Der ehrwürdige Herr Verfasser beginnt seine Gallerie der Tugend in seinem beliebten Erzählungstone mit der Lebensgeschichte (11) edler Frauen, die kein gefühlvoller Leser und Leserin ohne angenehme Rührung aus der Hand legen wird. Er führt uns hierauf in die ernste Versammlung (10) gerechter Fürsten, und zeigt an trefflichen Beyspielen, wie leicht sich mächtige Hoheit und sanftmüthige Herablassung auch auf dem Throne zum Schwesterbunde einen. In der 3ten Abtheilung stellt er den Leser in einen Kreis von Patrioten und Helden, deren Edelmuth das gefühlvolle Herz jedes denkenden Lesers in angenehme Stimmung versetzen muß; in der 4ten Abtheilung endlich geleitet er in die Gesellschaft gefeyerter Gelehrten und Künstler, und stellt in anziehenden Lebensbeschreibungen die Vereinigung der Tugend, Gelehrsamkeit und Kunst trefflich dar.

Von der ersten Ausg. zu 2 Rthlr. — und Vel. Pap. 4 Rthlr. — sind noch einige wenige Expl. vorräthig.

Bey mir ist jetzo fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Choix des plus jolis contes arabes tirés des mille et une nuit, par M. A. Henri. Nouvelle édition augmentée d'un vocabulaire par J. F. Sanguin. 2 Vol. av. 2 figures, cartonné. 2 Rthlr.

Diese Auswahl aus den herrlichen Erzählungen der Tausend und einer Nacht wurde schon bey seiner ersten Erscheinung mit vielem Beyfall aufgenommen, da sie mit vieler Sorgfalt gemacht, und alles das, was Eltern und Erzieher ihren Kindern und Zöglingen vorenthalten würden, weggelassen ist. Diese neue Auflage wird noch willkommener seyn, da sie Hr. Sanguin mit einem vollständigen Wörterbuche bereichert hat.

Leipzig, im Mai 1824.

Carl Cnobloch.

Bey Neukirch in Basel ist nun erschienen und durch alle solide Buchhandlungen und Postämter zu erhalten:

Allgemeine kritische Annalen
der
Verhaft-, Straf- und Besserungs-Anstalten,
der körperlichen und geistigen Heilungs-Institute, der Wohlthätigkeits-Anstalten und Vereine, so wie der Elementar-, Industrie- und Polytechnischen Schulen. Nach des Hrn. Appert zu Paris neuem (in Frankreich die größte Aufmerksamkeit erregenden) Journal des Prisons etc. etc. in größerer Ausdehnung, mit vielen Zusätzen und Bemerkungen frey bearbeitet,
von dem Herausgeber
der allgemeinen deutschen Justiz-, Kameral- und Polizeyfama.
1sten Bandes 1s Heft.

Den reichhaltigen Inhalt dieses 1sten Heftes hier mitzutheilen, wäre zu weitläufig, zudem kann es aus den Buchhandlungen zur Einsicht bezogen werden. Alle 2 Monate wird regelmäßig 1 Heft von 9 Bogen in gr. Octav-Format erscheinen. 3 Hefte bilden einen Band und 6 einen Jahrgang, welcher 8 fl. oder 4 Rthlr. 12 gr. kostet. Man muß für diesen abonniren, da einzelne Hefte nicht abgegeben werden.

Durch die Herausgabe dieser Zeitschrift wird übrigens ein allgemeiner, kürzlich noch durch das literarische Conversationsblatt ausgesprochener Wunsch befriedigt. Daß zu einer so schwierigen Unternehmung ein gelehrter erfahrner Geschäftsmann wie der Herausgeber der Polizeyfama, Hr. Geheimer Regierungsrath Hartleben, vorzüglich geeignet ist, kann um so weniger in Zweifel gezogen werden, als es vor 20 Jahren schon durch eine von ihm in Verbindung mit Hrn. v. Gruner herausgegebenen ähnlichen Zeitschrift beurkundet worden, die ungetheilten Beyfall fand und nur durch Dienst- und Geschäftsverhältnisse unterbrochen wurde. Zudem sind die Annalen als eine periodische Ergänzungsschrift der Polizeyfama anzusehen, indem in die Eine nichts aufgenommen wird, was die Andere enthält.

Nro. 18.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Anzeige.

In der Kummer'schen Buchhandlung zu Leipzig ist so eben erschienen:

Beyträge zur Kenntniß des Innern von Rußland, von Dr. Joh. Friedrich Erdmann. Zweyten Theiles erste Hälfte,

auch unter dem Titel:

Erdmann's Reisen im Innern Rußlands. Erste Hälfte, mit 12 lithogr. Zeichnungen, 2 Charten und mehreren Musikbeylagen. Preis 3 Rthlr. 12 gr.

Der Verfasser gibt in dieser Schrift die Fortsetzung der von ihm im Innern Rußlands gesammelten, auf Länder= und Völkerkunde Bezug habenden interessanten Notizen, und zwar beschreibt er in diesem Bande die von ihm durch das Simbirskische, Saratowsche und Astrachanische, so wie einen Theil des Ufaschen Gouvernements gemachten Reisen kurz und bündig, knüpft daran eine skizzirte Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der erwähnten Provinzen und ihrer Bewohner, so wie über manche der Beachtung besonders werthe Gegenstände ausführlichere Abhandlungen in den Beylagen.

Der Beyfall, mit welchem der erste Theil dieses Werks, der blos eine Schilderung des Kasanischen Gouvernements enthielt, in Deutschland *), Rußland **) und Frankreich ***) aufgenommen wurde, muß für den zweyten ein um so günstigeres Vorurtheil erwecken, je mannigfaltiger die darinnen abgehandelten Gegenstände sind, und je mehr Berichtigungen unsere geographischen und statistischen Kenntnisse von Rußland dadurch erfahren.

Die zweyte Hälfte dieses Theiles, welche die Reisen durch das Wiatkasche, Permsche und Tobolskische Gouvernement enthält, wird nebst den erläuternden Zeichnungen und Charten in der nächsten Michaelismesse erscheinen, und das Ganze beschließen.

Bey dieser Gelegenheit sollen denn auch noch die zur Erklärung der in den Steppen beobachteten Lufterscheinungen nöthigen Zeichnungen nebst dem Plane von Astrachan und ein Verzeichniß der eingeschlichenen Druckfehler nachgeliefert werden.

---

*) S. das allgem. Repertor. der neuesten in= und ausländischen Liter. 1822. No. 13. p. 21 sq. — Die Leipziger Lit. Zeitung. 1822. No. 239. — Die Hallesche allgem. Lit. Zeit. 1822. No. 282 sq. — Die allgem. medic. Annalen. 1822. Aug. p. 1044. — Die Salzb. med. chir. Zeit. 1823. No. 54.

**) S. den Zuschauer 1822. August. — Die Rigaischen Stadtblätter 1822. No. 40.

***) S. d. Revue encyclopédique. Paris 1822. Dec. Tom. XVI. p. 564 sq.

Leipzig, den 17. Juni 1825.

P. G. Kummer.

Neue Verlagsbücher von C. F. Amelang in Berlin, welche durch alle Buchhandlungen zu haben sind:

Petiscus, A. H., (Prof.) Der Olymp, oder Mythologie der Aegypter, Griechen und Römer. Zum Selbstunterrichte für die erwachsene Jugend und angehende Künstler. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 40 Kupfern von L. Meyer. 8. geh. 1 Thlr.

Preuß, J. D. E., Siona. Herzenserhebungen in Morgen= und Abendandachten der vorzüglichsten deutschen Dichter. 8. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Titelkupfer und Vignette. Sauber geheftet. 1 Thlr. 12 gr.

Wilmsen, F. P., Eugenia oder das Leben des Glaubens und der Liebe. Ein Seelengemälde für die Gefühlvollen des weiblichen Geschlechts. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Mit drey Kupfern. geh. 1 Thlr. 18 gr.

— **Die glücklichen Familien in Friedheim.** Ein unterhaltendes und belehrendes Lesebuch für Knaben und Mädchen von 10 bis 14 Jahren. Zweyte vermehrte Auflage, mit 10 neuen illuminirten Kupfern, gezeichnet von L. Wolf, gestochen von Lud. Meyer jun. 8. Sauber gebunden 1 Thlr. 18 gr.

— **Heldengemälde aus Roms, Deutschlands und Schwedens Vorzeit,** der Jugend zur Erweckung aufgestellt. 8. Dritte vermehrte Auflage, mit drey Kupfern, gezeichnet von L. Wolf, gestochen von M. Haas. Sauber geb. 1 Thlr. 6 gr.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Episch = dramatische Blumenlese für höhere Schulklassen, Kunstfreunde und häusliche Cirkel, oder: Bardenhain für Deutschlands edle Söhne und Töchter, vierter Theil. Von Th. Heinsius. Berlin und Posen bey Ernst, Siegfried Mittler 1825. In elegantem Umschlage broschirt. 1 Rthlr. 12 gr.

Unter diesem Doppeltitel gibt der Verf. eine schon längst gewünschte Fortsetzung seines so günstig aufgenommenen, dreymal aufgelegten Bardenhains, und zugleich eine bis jezt noch vermißte Sammlung des Besten aus den epischen und dramatischen Dichtern der Deutschen. Sein Zweck ist, sowohl dem Lehrer der deutschen Literatur = Geschichte die Proben zu seinen Vorträgen an die Hand zu geben, als auch den Kunstfreunden und den sich fortbildenden Familien angemessenen Stoff zu Abendunterhaltungen darzubieten. Die Auswahl gibt das Vollendetste aus Klopstock's Messias, Zachariä's Phaeton, Vossen's Luise, Goethe's Herrmann und Dorothea, Lessing's Emilia Galotti, Goethe's Iphigenia, Torquato Tasso und Egmont, Schiller's Wallenstein, Kabale und Liebe, Braut von Messina, und Müllner's Schuld; alles nach strengen Grundsätzen gewählt, daß nirgend das Heilige und Würdige verlezt, wohl aber ein edles Gefühl kräftig und lebendig erregt wird. Die Bruchstücke sind durch fortlaufende Erzählung mit einander verbunden, so daß der unkundige Leser sich sogleich in den Zusammenhang versetzen kann. Der Verf. betrachtet die Dicht

kunst als Würze des Lebens. In dieser Beziehung verwandelt sie uns, wie Jean Paul sagt, gleich dem jüngsten Tage, und verklärt uns, ohne uns zu verwunden.

Berlin, den 11. Juni 1825.

Ernst Rittler.

So eben ist bey Friedrich Franckh in Stuttgart erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Voß
und die Symbolik.

Eine Betrachtung von Dr. Wolfgang Menzel. gr. 8. broschirt. 45 kr.

Es genügt uns die einfache Anzeige dieser höchst interessanten Schrift, um die vielen Theilnehmer an diesem merkwürdigen Streit auf dieselbe aufmerksam zu machen. Erhaben über die Partheyen behandelt der so geistreiche als gelehrte Herr Verfasser diese Sache auf eine ganz originelle populäre und dennoch treffende Art.

In Berlin bey F. A. Herbig erschien so eben und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Die
Rechenkunst in ihrer Vereinfachung,

oder Anweisung, alle, selbst die schwierigsten Aufgaben, sogar oft vier-, fünf- und mehrere auf einmal, nach ein und derselben Regel leicht und sicher auszurechnen. In zwey Abtheilungen. 1ste. Die Vereinfachung aller in der Arithmetik vorkommenden Aufgaben: Wechsel-, Interessen-, Rabatt-, Gesellschafts-, Allegations-Rechnungen 2c. 2te. Die Buchstabenrechnung, von den Potenzen, den Logarithmen, Progressionen und Graden der Gleichungen. Mit einer Vorrede von Dr. Meyer Hirsch, herausgegeben von J. A. Friedländer. 22 Bogen 8. 1825. — 1 Rthlr. 6 gr.

Einladung zur Subscription auf eine neue wohlfeile Ausgabe von:

THE
WORKS
OF
Thomas Moore Esq.
ACCURATELY PRINTED FROM THE LAST ORIGINAL EDITIONS.
WITH ADDITIONAL NOTES.
Complete in one Volume.

Roy. 8. Cartonnirt. Subscriptions-Preis 2 Rthlr. 4 gr. Conv. M. oder 3 Gulden 54 kr. Rhein.

Durch seine „*Lalla Rookh,*“ „*The Loves of the Angels,*“ „*Irish Melodies*“ und eine grofse Zahl der trefflichsten Gesänge, Balladen, Oden und anderer Gedichte vermischten Inhalts, auch eine komische Oper „*M. P., or the Blue-Stocking,*“ betitelt, hat sich *Thomas Moore* unsterblichen Ruhm erworben, und ein nie verlöschendes Denkmal in Englands Dichterliteratur gegründet. Seine sämmtlichen Werke erscheinen hier zum Erstenmale gesammelt in einer vollständigen, correcten Ausgabe, die auch in typographischer Hinsicht keinen Anspruch unbefriedigt lassen wird, und unsern deutschen, jezt so häufigen Verehrern brittischer Klassiker bey der ungemeinen Billigkeit des Preises um so erfreulicher werden dürfte. Ich mache mich anheischig, dessen ganze Werke nebst einer bedeutenden Anzahl hinzugefügter Noten in einem Grofs-octav-Band für den äuſserst niedrigen Preis von 2 Rthlr. 4 gr. zu liefern. Der Druck wird mit neuen englischen Lettern auf schönes Velinpapier gewiſs zur allgemeinsten Befriedigung ausgeführt werden und bis Monat September dieses Jahres beendigt seyn. — Subscription nehmen alle Buchhandlungen an.

Die in meinem Verlag mit Beyfall erschienenen Ausgaben von: SHAKSPEARE'S *Works, complete in one Volume* (Subscriptions-Preis 2 Rthlr. 16 gr.) und SHERIDAN'S *Works, complete in one Volume* (Subscriptions-Preis 1 Rthlr. 8 gr.) sind beyde noch für beygesezte Preise zu bekommen.

Leipzig, 29. März 1825.

Ernst Fleischer.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändlern in Wien, ist erschienen:

Die allgemeine Terrain-Lehre,

von dem k. k. Oberstlieutenant von Ignaz Mirker von Mackerfeld, Commandant des ersten Pionniers-Bataillons. gr. 8. mit 4 Kupfertafeln 1825. Preis 3 Rthlr.

Das Werk beginnt mit einer Einleitung, worin die wahrscheinlichsten Hypothesen über die Bildung und den ursprünglichen Bau des Weltkörpers, den wir bewohnen, vorgetragen werden, schickt dann einige nöthige Vorbegriffe aus der Naturlehre voraus, und geht dann erst in die eigentliche Terrainlehre über. Diese beschreibt in 3 Theilen die Gewässer, das Land, und die Bedeckungen auf der Oberfläche des Weltkörpers, nebst Allem, was darin merkwürdig, oder von Einfluß auf die militairische oder ökonomische Benutzung ist. Ein Anhang über die verschiedenen Arten Gränzen und Gränzbezeichnungen ist dem Werke beygefügt, weil sich dieser Gegenstand am besten dazu anreiht.

Die österreichische militärische und die unter dem Namen Geist der Zeit herauskommende Zeitschrift geben in einem ihrer nächsten Hefte über den Zweck und die Bearbeitung dieses Werkes näheren Aufschluß.

Neugriechische Literatur.

Bey Leopold Voſs in Leipzig sind so eben erschienen:

Neugriechische Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben von C. Fauriel. Uebersezt und mit des französischen Herausgebers und eigenen Erläuterungen versehen von Wilhelm Müller. Zwey Theile. gr. 8. 2 Rthlr.

So eben sind bey mir erschienen und zu den beygesezten Preisen in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Dante, Die göttliche Komödie. Uebersezt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer.

Zweyte sehr veränderte Auflage. Drey Theile. Mit einem Titelkupfer und geometrischen Plänen der Hölle und des Paradieses. gr. 8. 60¼ Bogen auf dem feinsten franz. Druckpapier. 6 Thlr.

Der Uebersetzer hat die alte Auflage gänzlich umgearbeitet und gibt in dieser zweyten gleichsam ein völlig neues Werk. Durch Einleitungen und Commentare, die der frühern Auflage fehlten, hat er das Verständniß des großen Dichters für das gebildete Publikum zu erleichtern gesucht. Das Bildniß Dante's nach einer Todtenmaske von Prof. Siegert in Breslau gezeichnet, und von Roßmäsler in Dresden gestochen, und die lithographirten geometrischen Pläne der Hölle und des Paradieses, werden jedem Käufer willkommene Zugaben seyn. Druck und Papier ist ausgezeichnet zu nennen und dabey der Preis des ganzen Werkes sehr billig.

Zedlitz, Baron von, Frankreich als Militärstaat unter Ludwig XVIII. zehn Jahre nach dem Pariser Frieden. gr. 8. 37⅞ Bogen und 4 Tabellen auf gutem weißen Druckpapier. 2 Thlr. 16 gr.

Leipzig, den 10. Juni 1825.

F. A. Brockhaus.

Verlagsbericht
für 1825 von
Ernst Fleischer in Leipzig.

Bouilly's, J. N., neue Erzählungen für das frühere Jugendalter. Frey nach dem Französischen bearbeitet von W. A. Lindau. Mit acht illuminirten Kupfern von W. Jury. 8. Gebunden.
— mit schwarzen Kupfern. Gebunden.
— ohne Kupfer. Broschirt. 20 Gr.

Brande's, W., Handbuch der Arzneymittellehre in alphabetischer Ordnung. Aus dem Englischen übersezt von Albert Braune. gr. 8.

Calderon, Pedro, de la Barca, Comedias, cotejadas con las mejores ediciones hasta ahora publicadas y corregidas. En 4 Tomos. 8. may.

Cook's, James, first Voyage round the World with a brief account of his Life previous that period. By A. Kippis. Adopted to the use of schools and self-study by an english-german phraseology. Auch unter dem Titel: Englisches Lesebuch, James Cook's erste Reise um die Welt enthaltend. Mit einer englisch-deutschen Phraseologie zur Erleichterung des Uebersetzens bey dem Schul- und Privatgebrauch versehen von C. Lübger. 8. Broschirt.

Faber, Friedrich, Ueber das Leben der hochnordischen Vögel. 1s Heft. gr. 8. Broschirt 20 Gr.

Miltoni, Joannis, Angli, de Doctrina Christiana libri duo posthumi, nunc primum typis mandati, edente C. R. Sumner. 8. maj.

Moore's Thomas, Works. Accurately printed from the last original editions. With additional notes. Complete in one Volume. Roy. 8vo. Cartonnirt. 2 Rthlr. 4 Gr.

Naumann's, Joh. Andr., Naturgeschichte der Vögel Deutschlands, nach eigenen Erfahrungen entworfen. Durchaus umgearbeitet, systematisch geordnet, sehr vermehrt, vervollständigt, und mit getreu nach der Natur eigenhändig gezeichneten und gestochenen Abbildungen aller deutschen Vögel, nebst ihren Hauptverschiedenheiten, aufs Neue herausgegeben von dessen Sohne Johann Friedrich Naumann, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Mit vielen colorirten Kupfern. Lexikonoktav. Fünfter Theil. 1s bis 3s Heft.

Orphea, Taschenbuch für 1826. Dritter Jahrgang. Mit acht Kupfern nach Heinrich Ramberg zu Mozarts Zauberflöte. Taschenformat. Gewöhnliche Ausgabe. 2 Rthlr.
— Mittlere Ausgabe mit ersten Abdrücken und vergoldeten Decken. 3 Rthlr.
— Prachtausgabe mit gewählten Abdrücken. 4 Rthlr.

Parnasso italiano ovvero i quattro poeti celeberrimi italiani: „L'Orlando furioso di Lodovico Ariosto." „La divina Commedia di Dante Alighieri." „La Gerusalemme liberata di Torquato Tasso." Le Rime di Francesco Petrarca." Edizione formata sopra i testi antichi più accreditati e accompagnata con note istoriche et le lezioni varianti. Compiuto in un volume. Ornata di quattro Ritratti secondo Raffaello Morghen. gr. 8vo. Broschirt. Subscriptions-Preis 2 Rthlr. 20 Gr. Conv.

Retzsch, Moritz, Gallerie zu Shakspeare's dramatischen Werken. In Umrissen. Erfunden und gestochen (von Moritz Retzsch.) Mit den deutschen, englischen und französischen Text-Stellen der Scenen versehen. Erste Lieferung. Hamlet. 4.

Schmidt, P. R. M., Bildereien und Geschichten für kleine Kinder. Zweyte bericht. Auflage. Mit illuminirten Kupfern. 8. Gebunden. 12 Gr.

Schreiber, Aloys, Teutschland und die Teutschen, von den ältesten Zeiten bis zum Tode Karls des Großen. 3s und 4s Heft, mit 12 Kupfern von J. M. Mettenleiter. 4. 4 Rthlr.

Shakspeare's Dramatic Works etc. (An Appendix to) Contents: The Life of the Author by Aug. Skottowe; His Miscellaneous Poems; A critical Glossary compiled after I Nares, Ayscough, Hazlitt, Douce and others. With Shakspeare's Portrait taken from the best Originals and engraved by one of our first Artists. Roy. 8vo. Subscriptions-Preis 16 gr. Conv.
— The tragicall Historie of Hamlet Prince of Denmarke, as it hath beene diuerse times acted by his Highnesse Seruants in the Cittie of London: as also in the two Vniuersities of Cambridge and Oxford, and else-where At London printed for N. L. and John Trundell. 1603. This first edition verbally reprinted. 8. 12 Gr.
— sämmtliche vermischte Gedichte: Venus und Adonis; Tarquin und Lucretia; der Liebenden Klage; den verliebten Pilger und die Sonetten enthaltend. Im Versmaaße des Originals übersezt von Karl Richter. Taschenformat. Broschirt. Subscriptions-Preis.
— dramatische Werke. Erster Supplementband (zu Göschen's Taschenausgabe in 16 Bänden.) Shakspeare's Leben von Aug. Skottowe enthaltend. Mit Shakspeare's Bildniß. Taschenformat. Subscriptions-Preis 9 Gr.
— dieselben. Zweyter Supplementband Shakspeare's sämmtliche vermischte Gedichte enthaltend. Taschenformat. Subscriptions-Preis.

Shakspeareana. A Supplement to every edition of Shakspeare's Dramatic Works; containing a series of those commonly called „Old Plays" wich are to be

attributed to this eminent genius by principles of the higher critics. Now first completely arranged, critically explained, and enlarged with several Plays never before printed, by Lewis Tieck, Esq. 8vo.

Spotorno, Giambatt., Christoph Colombo und seine Entdeckungen. Deutsch bearbeitet von Adolph Wagner. Mit Colombo's Bildniß und einem Holzschnitt. 8. Brosch. 16 Gr.

Thomson's, A. T., vereinigte Pharmacopoeen der Londoner, Edinburgher und Dubliner Medicinal-Collegien. Nach der fünften englischen Original-Ausgabe deutsch bearbeitet von Albert Braune. 8.

Walker, John, a critical Pronouncing Dictionary and Expositor of the English Language, in which not only the meaning of every word is clearly explained, and the sound of every syllable distinctly shown, but, where words are subject to different pronunciations, the authorities of our best pronouncing dictionaries are fully exhibited, the reasons for each are at large displayed, and the preferable pronunciation is pointed out. To which are prefixed, Principles of the English Pronunciation, etc. Critically reprinted from the 17th London edition. Roy. 8vo. 2 Rthlr.

Zwey Titelkupfer zu der „Neuen Folge des Conversations-Lexikons" (11r und 12r Band.) Die Bildnisse von Christoph Colombo und James Cook, den berühmten Entdeckern zweyer neuen Welttheile, enthaltend.

No. 1. Im Format der gewöhnlichen Ausgabe. Subscriptions-Preis 6 Gr. Conv.
No. 2. In Groß-Octav: 8 Gr. Conv.
No. 3. In Quart: 10 Gr. Conv.

Privat- und Lesebibliotheken

mache ich auf folgende kürzlich bey mir erschienene schönwissenschaftliche Schriften aufmerksam, da sie unstreitig mit unter die besten Erzeugnisse der letzten Ostermesse gehören:

v. Miltitz Orangenblüthen 3te Samml. 6 Erzählungen enthaltend. geb. 1 Rthlr. 16 gr.

Der Preis aller 3 Bde. 4 Rthlr.

— — gesammelte Erzählungen, 2 Bde. geb. 3 Rthlr.

Raupach, D. E., die Freunde, ein Trauerspiel in 5 Acten. geb. 1 Rthlr.

Druck und Papier sind schön und der Einband geschmackvoll, daher sich diese Bücher auch zu einem angenehmen Geschenke eignen.

Leipzig, im Mai 1825.

Carl Cnobloch.

Im Verlage der Buchhandlung von C. Fr. Amelang in Berlin (Brüderstraße No. 11) verließen so eben nachstehende zwey empfehlungswürdige Werke die Presse:

Johannes oder der Vatersegen. Jünglingen gebildeter Stände gewidmet von A. H. Petiscus, Professor. Verfasser des Andachtsbuches: „Gott mit dir!" 471 Seiten in 8. Engl. Velindruckpap. Sauber geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Cäcilie oder der Muttersegen. Töchtern gebildeter Stände gewidmet. Von demselben Verfasser. 440 Seiten in 8. Engl. Velindruckpap. Sauber geheftet. 1 Thlr. 15 Sgr.

Vatersegen — Muttersegen! welcher Sinn bliebe kalt, welches Herz gefühllos bey der geheiligten Bedeutung dieser Worte! Was können Jünglinge und Jungfrauen sich Köstlicheres verdienen, Schöneres erstreben, als Vatersegen, Muttersegen!

Hier wird zu ihrer Unterhaltung und Belehrung, Erweckung und Veredlung eine gemüthvolle Gabe dargeboten. Mögen sie lesen, prüfen und wohl bewahren, was der redliche Wunsch: ihnen nützlich zu seyn, in diesen Blättern erfahrungs- und liebreich für sie niederlegte.

Jünglinge, welche diesem Johannes, Jungfrauen, welche dieser Cäcilie gleichen, werden dereinst gleich würdig seyn, Vater- und Muttersegen zu empfangen, als zu ertheilen.

Berichtigung.

In meiner, bey R. Landgraf in Nordhausen erschienenen, kleinen Schrift:

„Ueber Prädeterminism und Willensfreyheit"

ist Seite 44, wo der Irrthum der von Herrn Superint. Märtens behaupteten Meinung, „daß alles ohnfehlbar Gewisse auch jederzeit nothwendig seyn müsse," bewiesen werden soll, ein zur Beweisführung wesentlich nothwendiger Satz durch Versehen des Setzers im Druck weggelassen worden. Ich bitte daher die Käufer, wie die Recensenten dieser Schrift, den hierdurch entstandenen Defect der Beweisführung auf gedachter Seite nach Zeile 13 von oben, in nachstehenden Worten zu ergänzen:

„Mich dünkt, es läßt sich an einem sehr einfachen „Beyspiele zeigen, daß in vorstehender Argumentation „ein Irrthum liegt. Ich sehe mit unfehlbarer Gewißheit „vorher, daß Morgen um die zwölfte Stunde des Tages „die Sonne in den Meridian meines Wohnortes treten wird, „und das ist freylich nothwendig, denn es hat seinen Grund „in einem Naturgesetz."

Allein ich sehe auch u. s. w.

Rosla, im Mai 1825.

Zöllich.

Französisches Theater für Schulen.

So eben ist erschienen (Leipzig bey Leopold Vofs):

Choix du théâtre français. A l'usage des écoles. Volume Ier. (L'Avare par Molière.) 8. 4 Gr., in Partien 3 Gr.

Diese Ausgabe empfiehlt sich durch grofse Correctheit und Schönheit des Drucks, ungeachtet des so billigen Preises. Es sollen nach und nach die für den Schulgebrauch zweckmäfsigsten französ. Theaterstücke erscheinen, und der Verleger wird hierbey gern die ihm zukommenden Wünsche einzelner Schulmänner berücksichtigen.

Nro. 19.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Zur Vermeidung von Collisionen zeigen wir hiemit an, daß bey uns eine Uebersetzung von dem in Frankreich so eben erschienenen Werke:

Gourgaud — Napoleon et la grande armée en Russie ou examenoritique de l'Ouvrage de Monsieur le comte de Ségur

von einem Sachkundigen bearbeitet, nächstens herauskommen wird.

Stuttgart, den 18. Juli 1825.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

P. Cerutti.
Der unterrichtende
Oekonom
oder
Beyträge für Haus-, Land- und Gartenwirthschaft.
Mit 2 Kpfrn. brosch. 9 gr.

F. W. Franke.
Gründliche Anweisung zur Verbesserung des
Ackerbaues
durch Vertilgung des
Unkrautes.
Nebst einer kurzen Beschreibung der meisten Unkrautarten. brosch. 6 gr.

Der Fußreisende,
oder
was hat man zu thun, um angenehm, nützlich und bequem zu Fuße reisen zu können.
Aus eigener Erfahrung zusammengetragen.
Mit 1 illum. Kupfer. brosch. 12 gr.

Modell- und Reißbuch
für Tischler und Zimmerleute,
enthält: Thüren, Brücken, Balkons, Gartenvermachungen, alle Arten Geländer, Gartensitze, Lauben und Gartenhäuschen in Lattenwerk und unbehauenem Holze, Pilaster, Säulen u. s. w.,
nach dem neuesten englischen Geschmack.
Herausgegeben von Middeleton. 6 Hefte.
Mit Kpfrn. brosch. Jedes Heft 1 Thlr.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist so eben erschienen:

Boclo, L., (Rector in Rinteln) Lehrbuch der deutschen Geschichte für höhere Schulanstalten und für Freunde der Wissenschaft. 40½ Bogen in gr. 8. 1825. Preis 1 Rthlr. 12 ggr.

Es ist eine oft ausgesprochene Bemerkung, daß das Studium der Geschichte überhaupt und besonders der vaterländischen sich einer vorzüglichen Theilnahme in unsern Tagen zu erfreuen habe; einen neuen Beweis dafür liefert das obige Werk.

Der Herr Verfasser spricht sich in der Vorrede sehr bestimmt und warm über seine Ansicht von Geschichte und der wünschenswerthen Behandlung derselben aus. Sie ist ihm „nächst dem Christenthume die größte Offenbarung Gottes, auf deren ewigem Altare das heilige Feuer der Wahrheit und der Belehrung nie erlöschen wird." Wer mit solcher Würdigung und so vieler Vorliebe einen so wichtigen Gegenstand behandelt, wird gewiß den Forderungen der Lehrer und Freunde der Geschichte Genüge leisten, und das ist sehr sichtbar hier geschehen. Außer den eigentlich geschichtlichen Angaben enthält das Buch in der Einleitung eine Schilderung der nationalen Eigenthümlichkeiten des deutschen Volkes und seiner Heimath in allen, dabey in Betracht kommenden Hauptpunkten; auch im Fortgange der Zeiten und Ereignisse ist der Zustand der Cultur in Wissenschaft und Kunst immer berücksichtigt und im Einzelnen näher bezeichnet. Diese Zugaben, in denen oft die feinsten und sprechendsten Züge der Volks- und jedesmaligen Zeitphysiognomie so wesentlich hervortreten, und die dennoch in manchem, sonst schätzbaren historischen Handbuche wenig oder gar keine Andeutung finden, geben diesem Lehrbuche einen besondern Reiz; wie auch der lebendige, angenehme Vortrag, welchen sich der Herr Verfasser für das Ganze zu einer Hauptregel machte, in jedem gebildeten, empfänglichen Leser unstreitig höhere Theilnahme wecken wird. Die Verlagshandlung hat den Preis des starken Octavbandes von 008 Seiten nur zu 1 Rthlr. 12 ggr. bestimmt und dadurch ihrerseits zur leichtern Verbreitung des Buchs gewiß wesentlich beygetragen.

Bey Tendler und v. Mannstein, Buchhändlern in Wien, ist neu erschienen und für 12 gr. zu haben:

Der Ehemann auf Schleichwegen
oder
das verhängnißvolle Rendezvous,
Lustspiel in 3 Akten nach Casimir Bonjours: le Mari a bonnes fortunes, von Lembert.

Das Original dieses Lustspiels hat in Paris ungewöhnliches Glück gemacht, und wir dürfen versichern, daß es durch die Bearbeitung des, durch mehrere ähnliche Uebertragungen rühmlich bekannten Herrn Lembert nichts von seinem ursprünglichen Werth verloren hat. Da es sich außerdem auch zur leichten Darstellung sowohl auf stehende Bühnen, als auch in geselligen Cirkeln vorzüglich

eignet, so glauben wir selbes allen Jenen empfehlen zu dürfen, die sich gern an den heitern Erzeugnissen der komischen Muse ergötzen.

Bey Tendler und v. Mannstein, Buchhändlern im Wien, ist neu erschienen und zu haben:

Die Schwefelquellen von Baden in Nieder-Oestreich.

Ein Handbuch enthaltend die Untersuchung der physisch-chemischen Bestandtheile, der Wirkungen und des Gebrauches der Badner Schwefelquellen, nebst einer kurzen topographisch-historischen Beschreibung der Stadt Baden und ihren Umgebungen, von

Carl Schenk,

K. K. Societäts-Rathe, der Arzneykunde Doktor, Badearzte zu Baden und der medicin. Gesellschaft in Göttingen corresp. Mitgliede.

Zweyte durchaus verbesserte und mit Zusätzen vermehrte Auflage, 315 Seiten in 8., auf schönem Druckpapier elegant broschirt 1 Rthlr. 8 gr.

Ein Werk, dessen erste Ausgabe bereits ganz vergriffen, neuerdings zum Bedürfnisse geworden, braucht wohl keiner andern Empfehlung, als einer Hindeutung auf den reichen Inhalt desselben, welcher eine der segensreichsten Heilquellen der österreichischen Monarchie zum Gegenstande hat.

Sowohl der topographische Theil des Werkes, als auch jener, welcher die physischen und chemischen Eigenschaften der Schwefelwasser, die Wirkungen und den verschiedenen äußern und innern Gebrauch derselben, die Zufälle und Heilmittel der Badenden sammt der nothwendigen Diät behandelt ist mit einem Eifer für die Sache der leidenden Menschheit bearbeitet und verdient somit der rühmlichsten Anempfehlung.

So eben erschien in der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig:

Das Gesammtgebiet der teutschen Sprache, nach Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit, theoretisch und praktisch dargestellt von Karl Heinrich Ludwig Pölitz in 4 Bänden gr. 8. (1825. 6 Rthlr.) über 100 Bogen. Erster Band: Philosophie der Sprache. Zweyter Band: Sprache der Prosa.

Dieses Werk hat die Bestimmung, die teutsche Sprache philosophisch zu begründen, aus dem Wesen des menschlichen Geistes das Gesetz der stylistischen Form abzuleiten, die gesammten untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit und Schönheit der Form zu entwickeln, und nach den drey geistigen Vermögen, die selbstständigen Sprachen der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit aufzustellen. Diese Gegenstände versteht der Verfasser unter der Philosophie der Sprache, die er im ersten Bande durchführt, und alle einzelne Grundsätze und Lehren derselben mit Beyspielen aus teutschen Schriftstellern belegt und erläutert. Voraus geht dieser Philosophie der Sprache ein Umriß der Geschichte der teutschen Sprache. — In den drey folgenden Bänden behandelt der Verfasser im Einzelnen das Gesammtgebiet der teutschen Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit, und namentlich in dem bereits erschienenen zweyten Bande: das Gesammtgebiet der Sprache der Prosa, die bisher im Verhältnisse zur Dichtkunst fast noch gar nicht theoretisch entwickelt und durchgebildet worden war. Der Verfasser stellt das Gebiet der Prosa dar nach den vier Abtheilungen: des Lehrstyls, des geschichtlichen Styls, des Briefstyls und des Geschäftsstyls. Durchgehends ist auch hier nach der allgemeinen Bestimmung dieses Werkes die Praxis mit der Theorie verbunden. Der dritte und vierte Band, welche das Gesammtgebiet der Sprache der Dichtkunst und Beredsamkeit theoretisch und praktisch umschließen, erscheinen bis September, und beendigen dieses in sich abgeschlossene Werk über die teutsche Sprache in ihrer gegenwärtigen Gestalt. — Bey den gewählten Beyspielen aus teutschen Schriftstellern herrschen, wie es sich von selbst versteht, die teutschen Classiker vor; doch sind auch einzelne Beyspiele aus den Schriften der virorum obscurorum als Warnungstafeln ausgehoben, durchgehends aber im zweyten, dritten und vierten Theile — in chronologischer Folge — die ältern und mittlern teutschen Schriftsteller seit dem fünfzehnten Jahrhundert angeführt worden, an welche die Classiker des 18ten und 19ten Jahrhunderts sich anschließen. Wie reich und bedeutend die Zahl der angeführten Schriftsteller sey, erhellt aus folgender Angabe der 138 bereits in den beyden ersten Bänden vorkommenden Namen: Thom. Abbt, v. Ammon, Fr. Ancillon; Blankenburg, Christ. Dan. Beck, Blumauer, Aug. Bosse, Jac. Böhme, Karl Aug. Böttiger, Seb. Brent, Bretschneider, Joh. Bugenhagen, Bürde, Bürger, Ant. Fr. Büsching; Matth. Claudius, Joh. Andr. Cramer, Chr. Aug. Crusius; Dolz; Joh. Aug. Eberhard, J. Gottf. Eichhorn, Engel; v. Feuerbach, Fichte, Fischert, Fr. Aug. Fischer, Seb. Frank, Friedrich, Friedrich 2, Geo. Förster; Geßler v. Kaisersberg, Gellert, Gittermann, Gleim, v. Goethe, Günther; v. Halem, v. Haller, Hasse, Hassel, Heeren, Heinse, v. Herder, Heydenreich, Heyne, v. Hippel, v. Hoffmannswaldau, Hölty, Chr. Wilh. Hufeland, Alex. v. Humboldt; Fr. Heinr. Jacobi, J. Geo. Jacobi, Fr. Jacobs, Jerusalem, Joseph 2; Kant, Kastendiek, Kästner, v. Klinger, Klopstock, Klotz, v. Knigge, Fr. Köppen, Kosegarten, Krug, Krummacher, Fr. Kuhn, Demois. Kulmus; Langbein, Lavater, Lessing, Lichtenberg, v. Lehnstein, Luden, Ludolf, Luther; Mahlmann, Manso, Mathesius, v. Matthisson, Megerle (Abraham a. Clara), Moses Mendelssohn, Menke, Just. Möser, Joh. v. Müller, Mahler-Müller, Müllner, Sebast. Münster; Benj. Neukirch, Aug. Herm. Niemeyer; Martin Opitz; Panse, Pantaleon, Pfeffel, Posselt; Rabener, Ramler, Fr. v. Raumer, Raupach, Franz Volkm. Reinhard, Jean Paul Fr. Richter, Jo. Geo. Rosenmüller; Salzmann, v. Schiller, Aug. Wilh. v. Schlegel, Jo. Geo. Schlosser, v. Schlözer, Schröckh, Schubert, Schuderoff, Ernst Schulze, v. Sonnenberg, v. Sonnenfels, Spalding, Phil. Jac. Spener, v. Spittler, J. v. Staupitz, Fr. Leop. Graf v. Stolberg, Sturz; Thibaut, Chr. Thomasius, Hans Tucher, Tzschirner; Voigtel, Voß; Wackler, Wedag, Weisser, Chr. Fel. Weiße, Wieland, Winkelmann, Pet. Phil. Wolf, v. Woltmann; Karl Sal. Zachariä, Fr. Wilh. Zachariä, v. Zimmermann, Zollikofer, Heinr. Zschokke, und mehrerer Ungenannten.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Anatomisch-pathologische Untersuchungen über das

Gehirn

und seine zugehörigen Theile.

Von F. Lallemand.

Aus dem Franz. übersezt von Dr. K. Weese.

2 Theile. 2 Thlr. 16 gr.

F. Lallemand.

Ueber Verengerungen der

Harnröhre

und deren Behandlung.

Aus dem Franz. übersezt. von A. W. Pestel.

Mit lithograph. Blättern. brosch. 1 Thlr.

In meinem Verlage ist so eben erschienen:

Dieterichs, J. F. C., Handbuch der Veterinär-Chirurgie, oder die Kunst, die äußeren Krankheiten der Pferde und anderer Hausthiere zu erkennen und zu heilen. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit zwey Kupfertafeln. gr. 8. 2 Thlr. 16 gr.

Obiges Werk ist für die Herren Thierärzte gewiß eine willkommene Erscheinung gewesen, da diese zweyte Auflage so bald nöthig geworden ist.

C. H. G. Christiani in Berlin.

Neueste Geographie und Statistik.

In der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Dr. C. G. D. Stein's, Prof. in Berlin,

Handbuch der Geographie und Statistik

nach den neuesten Ansichten, für die gebildeten Stände, Gymnasien und Schulen.

Fünfte verm. und verb. Aufl. 3 Bde. (rest. 3r bis November) 1824 und 25. an 170 Bogen in gr. 8., weiß Druckp. cpl. 5 Rthlr. 8 gr., Schreibpapier 7 Rthlr. 8 gr. Einzeln: 1r Band. (43½ B.) 1 Rthlr. 12 gr., 2r Bd. (63½ B.) 2 Rthlr. 12 gr.

Durch Benutzung der neuesten und besten Hülfsmittel steigert der rühmlichst bekannte Hr. Verf. mit unermüdetem Eifer den Werth jeder neuen Auflage dieses so geschätzten und seiner Zweckmäßigkeit und Vollständigkeit wegen allgemein verbreiteten Werkes. Zahllos sind die dankenswerthen Verbesserungen und Vermehrungen in dieser 5ten Aufl.; die neueste Literatur ist nachgetragen; der ohnehin schon reich ausgestatteten Statistik, die sich über Lage, Größe, Boden, Klima, Produkte, Einwohner, Lehranstalten, Handel, Staatsverfassung, Wappen, Orden, Militär rc. verbreitet, sind die neuesten Konstitutionen beygefügt, so wie die Topographie außerordentlich vermehrt und berichtigt ist. Kurz, dieß auch durch besondre Wohlfeilheit ausgezeichnete Werk verdient als wahres Handbuch für jeden Geschäftsmann die aufrichtigste Empfehlung und den großen Beyfall, der ihm bereits durch 4 starke Aufl. zu Theil geworden ist. Auch erschien kürzlich:

Dr. Stein's kleine Geographie

oder Abriß der mathematischen, physischen und besonders politischen Erdkunde, für Gymnasien, Schulen rc.

Vierzehnte verb. und verm. Aufl. gr. 8. 1825. (26 B.) und 1 Charte 16 gr.

An das Hand- und Lehrbuch, wie an des Verf. Zeitungs-, Post- und Comptoir-Lexikon in 8 Abtheil. und 2 Nachträgen bis 1824. 12 Rthlr. 2 gr. schließen sich an:

1) **Neuer Atlas der ganzen Welt,**

nach den neuesten Bestimmungen für Zeitungsleser, Kauf- und Geschäftsleute jeder Art, Schulen rc. Sechste verb. Aufl. mit 18 Charten und 7 neuen histor. statist. Tabellen und Erläuterungen. Fol. 1825. 3¼ Rthlr.

Fast in derselben Progression, wie die Werke Stein's an Vollständigkeit, Richtigkeit und Genauigkeit zunehmen, gewinnt auch dieser Atlas, dessen Blätter nicht allein immerfort revidirt und berichtigt, sondern auch oft mit neuen vorzüglichern vertauscht werden. Die 7 beygefügten Tabellen und Erläuterungen geben eine gewiß Allen, erwünschte, zweckmäßige und schnelle Uebersicht bey großer Vollständigkeit. Der Preis ist äußerst billig.

2) **Neuer kleiner Schulatlas,**

mit besonderer Rücksicht auf Dr. Stein's geograph. Lehrbücher rc.

Vierte berichtigte Aufl. in 18 Charten quer 4. 1825. 1 Rthlr. 6 gr. Partheypreis 12 Ex. 12 Rthlr. —

Dieser Schulatlas ist, wie schon sein Titel aussagt, für den ersten Unterricht bestimmt, und da wird das wohlfeile Werkchen gewiß alle Forderungen erfüllen, die man vernünftigerweise daran machen kann.

Neuigkeiten zur Ostermesse 1825 von Mörschner und Jasper, Buchhändler in Wien.

Cralgher, J. N., Empfindungen bey Gelegenheit des allerhöchsten Geburtsfestes Sr. Maj. des Kaisers. 8. geh. 8 gr.

Goro von Agyagfalva, Wanderungen durch Pompeji. Sr. kaiserl. Hoheit dem Erzherzoge Johann gewidmet, in Fol. Velinpap. mit 22 Kupfern und Vignetten. br. 9 Thlr.

Grundriß, allerneuester, der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien, und ihrer sämmtlichen Vorstädte. Mit Aufnahme aller bis Juni 1825 stattgefundenen Verschönerungen, Veränderungen, neuer Bauten, Anlagen, und der gegenwärtig bestehenden Häuser-Numerirung, u. s. w., in 4 groß Real-Blättern auf Velinp.

Schwarz 2 Thlr. 12 gr., Netto 1 Thlr. 21 gr.

Colorirt 3 Thlr. 8 gr., Netto 2 Thlr. 12 gr.

Heimathsklänge. Poetisches Taschenbuch für das Jahr 1825. Mit Kupfern und Musikbeylagen. geb. 1 Thlr. 16 gr.

Hofbauer, A., Allgemeines österreichisches, oder neuestes Wiener Kochbuch, in jeder Haushaltung brauchbar. Eine durch vieljährige Erfahrung bewährte Anleitung zur Bereitung aller Arten von Speisen, kalten und warmen Getränken, Beizen, Pöckeln und Räuchern u. m. a. Nebst Erklärung aller in die Sprache der Kochkunst aufgenommenen fremden Ausdrücke und provinziellen Benennungen. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Jäckel, J., Zimentirungs-Lexikon für alle Handels- und Gewerbsleute, welche nach Maaß und Gewicht kaufen und verkaufen; mit Beziehung auf die in Oesterreich erflossenen Zimentirungsvorschriften. 8. br. 1 Thlr.

Meisl, C., Neuestes theatralisches Quodlibet oder dramatische Beyträge für die Leopold- und Josephstädter Schaubühnen. 3. und 4. Band. Enthalten folgende Lustspiele: Aesculus der Weiberfeind. — Arsena die Männerfeindin. — Die Fee und der Ritter. — Das Gespenst in Krähwinkel. — Sechzig Minuten nach zwölf Uhr. gr. 8. br. 1 Thlr. 6 gr.

(Beyde Bände werden nicht getrennt.)

Pfeiffer, J., Lyrische und epigrammatische Bagatellen. 8. br. 16 gr.

Schauer, F., Poetische Versuche, heitern und ernsten Inhalts. 8. br. 20 gr.

Zolltarif, allgemeiner, für den österreichischen Kaiserstaat, zusammengestellt, durch drey Nachträge bis Ende März 1825 ergänzt, vervollständiget, von der k. k. Banco-Hofbuchhaltung geprüft, und mit Genehmigung der k. k. allgemeinen Hofkammer herausgegeben von F. W. Kienner. 4. br. 2 Thlr. 16 gr.

Bey Tendler und v. Mannstein, Buchhändlern in Wien, ist erschienen:

Darstellung des Steuerwesens,

von Aloys Sliv. Edlen von Kremer, der sämmtlichen Rechte und politischen Wissenschaften Doktor, 2 Theile. 31 Bogen in gr. 8. Neue wohlfeilere Ausgabe. 1 Rthlr. 8 gr.

Die Gründlichkeit, verbunden mit der größtmöglichsten Klarheit, womit dieses Werk, das einen so wichtigen Gegenstand behandelt, abgefaßt ist, hat dem Herrn Verfasser den Beyfall sachverständiger Männer zugezogen; die Verlagshandlung kann es daher mit Recht empfehlen, und hat bey dieser neuen Ausgabe den frühern Preis von 2 Rthlr. 20 gr. herabgesetzt, um Unbemittelten den Ankauf zu erleichtern.

Ferner ist in obiger Verlagshandlung erschienen:

Adam Kaldy,
Pfarrer zu Hanzenthal,
Unser Sonnen-System.
Nach mathematischen, physischen und chemischen Grundsätzen. Mit 2 großen Tafeln.
gr. 8. 1825. broschirt 1 Rthlr.

In der Buchhandlung von C. Fr. Amelang in Berlin erschien und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Allgemeines deutsches Kochbuch für bürgerliche Haushaltungen, oder gründliche Anweisung, wie man ohne Vorkenntnisse alle Arten von Speisen und Backwerk auf die wohlfeilste und schmackhafteste Art zubereiten kann. Ein unentbehrliches Handbuch für angehende Hausmütter, Haushälterinnen und Köchinnen. Von Sophie Wilhelmine Scheibler. 8. 42 Seiten. Mit einem neuen schönen Titelkupfer. Preis 1 Thlr. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage.

Unter der großen Anzahl von Kochbüchern erwarb sich wohl keines schneller einen vortheilhafteren Ruf als gegenwärtiges! Es verdankt diesen ungetheilten Beyfall sowohl der Vollständigkeit, als vorzüglich seiner bewährt gefundenen Brauchbarkeit, und kann deßhalb allen Hausfrauen mit Zuversicht empfohlen werden. Vorzüglich sollte dieses nützliche Werk bey keinem Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke oder bey der Ausstattung einer Tochter fehlen. — Die in wenigen Jahren nöthig gewordenen fünf Auflagen bestätigen das hier Gesagte hinreichend.

Schönheitsmittel der Fabrique Cosmetique in Paris.

Eau de Chine garantie, welches grauen Haaren so unfehlbar die verlorne Farbe wieder gibt, und roth schön braun färbt, daß die unfehlbare Wirksamkeit und Unschädlichkeit garantirt ist.

Baume Chinois, der graue Haare augenblicklich deckt und den Haarwuchs stärkt.

Peigne Chinois, hindert das Ausfallen und Ergrauen der Haare.

Epilatoire, vertreibt hautentstellende Haare.

Bandeau Ninon, glättet Stirnfalten.

Jeder Artikel kostet 1 Dukaten.

Eau Antique, das erste Waschwasser unserer Zeit, bleicht die Haut und tilgt jeden Flecken.

Eau Ninon, macht die Haut zart und jugendlich.

Eau Cendrillon, gegen Kröpfe, dicke und gelbe Hälse.

Huile d'élemy antique, Mittel, das Haar dauerhaft zu krausen und haltbar zu machen.

Poudre vermeille, das die Haut blendend weiß und roth kolorirt.

Poudre crinale, gegen das Ausfallen der Haare.

Beaume de la Mecque, gibt den Wangen zartes Roth und macht sie fleckenlos.

Jeder Artikel kostet 1 Thlr. 20 gr.

Recette de Toilette und Bulletin de Toilette, nach denen man sich die zur Erhaltung der Schönheit nöthigen Mittel selbst verfertigen kann.

Jedes 1 Thlr. 14 Gr.

Alle diese Artikel sind gegen frankirte Bezahlung und 4 gr. Emballage zu haben: Im Magazin für Industrie und Literatur zu Leipzig, Neuer Neumarkt. Nr. 14.

Mittheilungen aus der Geschichte und Dichtung der Neugriechen. 2r Band 1 Rthlr. 20 gr.

ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt.

Coblenz, den 30. Mai 1825.

J. Hölscher.

Nro. 20.

Intelligenz = Blatt.

1825.

Kleine Beschreibung oder Geographie und Statistik des Königreichs Würtemberg von Professor Memminger.

Um der mannigfaltigen Anfragen willen geben wir dem Publikum die Nachricht, daß die angekündigte neue Ausgabe dieser von dem K. Consistorium und dem K. kath. Kirchenrath in den Schulen eingeführten Schrift bisher noch durch die Karte aufgehalten worden ist, daß sie aber ohne Zweifel bis auf den Herbst erscheinen wird. Wir bemerken dabey noch, daß der kürzlich in Form einer Tabelle erschienene, äußerst mangelhafte, von Fehlern und Unrichtigkeiten wimmelnde und überdieß den Zustand des Landes, wie er vor 6 und mehr Jahren war und gekannt war, ohne alle Rücksicht auf die seitdem vorgefallenen bedeutenden Veränderungen und ohne Benutzung neuerer Schriften, darstellende Auszug aus der ersten Ausgabe der hier angekündigten Schrift keineswegs, wie von Manchem geglaubt wurde, von dem Verfasser der leztern herrührt. Der Subscriptionspreis der Schrift ist 24 kr., derselbe, den auch die Tabelle kostet.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg ist erschienen und in alle Buchhandlungen versandt:

Kleine Romane von Friederike Lohmann. 16 Bdch. enthaltend: die Wiesenburg; die Wünsche; der Wahrsager; der Komet. Preis 1½ Rthlr.

Der Name der Verfasserin bürgt dafür, daß diese Sammlung zu dem Vorzüglichsten deutscher Unterhaltungsschriften gezählt werden kann. Gründliche Erfindung des Stoffs, blühende Darstellung und hohe Sittlichkeit charakterisiren sie.

Von derselben Verfasserin erschienen früher und verdienen wiederholt die wärmste Empfehlung:

Geschichte zweyer Frauen aus dem Hause Blankenau. Erzählungen 1r Bd.
Leben und Dichtungen oder Erzählungen 2 Bde.
Neue Erzählungen,

und sind durch alle Buchhandlungen baldigst von uns zu bekommen.

In der Buchhandlung von C. F. Amelang in Berlin erschien und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Neuer gemeinnützlicher Briefsteller für das bürgerliche Geschäftsleben, enthaltend: eine vollständige Anweisung zum Briefschreiben durch auserlesene Beyspiele erläutert; eine alphabetisch geordnete Erklärung kaufmännischer, gerichtlicher und fremdartiger Ausdrücke; — Münzen-, Maaß- und Gewichts-Vergleichung; Meilenanzeiger, Nachrichten vom Postwesen; Vorschriften zu Wechseln, Assignationen, Obligationen, Verträgen rc. rc. Nebst einem Anhange von den Titulaturen an die Behörden in den Königl. Preuß. Staaten. Von J. C. Vollbeding. 8. Mit einem neuen und schönen Titelkupfer. 35 compresse Bogen. Preis 20 gr. Fünfte stark vermehrte und verbesserte Auflage.

Recensent kann bey dieser fünften Auflage nur sein bey der vierten Auflage gefälltes Urtheil mit voller Ueberzeugung wiederholen, welches also lautete:

„Die Reichhaltigkeit dieses wirklich gemeinnützlichen Buches erhellet sattsam aus dem obigen Titel desselben, der nicht ein leeres Aushängeschild, sondern in der Wirklichkeit gegründet ist. Es kann wohl nicht leicht im Menschen- und Geschäftsleben irgend einen Umstand geben, der einer schriftlichen Verhandlung bedarf, worüber man hier nicht Rath und Auskunft erhielte. Das Buch ist zwar zunächst für Ungeübte in der Feder geschrieben; allein bey der großen Mannigfaltigkeit des Inhalts wird auch der Geübtere und der Geschäftsmann überhaupt es vielfältig und zur Bequemlichkeit benutzen können. Der Verfasser, der sich schon in mehrern andern Schriften als einen trefflichen deutschen Sprachkenner und Forscher bewährte, hat mit Umsicht, Sachkenntniß, Geschmack und Deutlichkeit Alles erschöpft, was man in einem solchen Werke nur wünschen kann. Man lernt daraus nicht nur, wie man Briefe jeder Art einrichten und schreiben, auch Anzeigen jedes Inhalts anfertigen soll, sondern auch, wie man sich bey so vielen andern Gelegenheiten, z. B. bey Contrakten, Wechselgeschäften, Testamenten, gerichtlichen Verhandlungen u. s. w. vorsichtig zu benehmen hat. Mit einem Worte, dieses Werk ist ein wahres Noth- und Hülfsbuch für das bürgerliche Leben und der treueste Rathgeber für Hülfesuchende. Die nothwendig gewordenen wiederholten fünf Auflagen sind der sprechendste Beweis für die Brauchbarkeit desselben. Der Verf. hat das Ganze von Neuem überarbeitet und sehr wesentliche Verbesserungen und Zusätze hinzugefügt, so daß auch die Besitzer der vorigen Auflagen die gegenwärtige als ein Supplement mit Nutzen werden gebrauchen können."

Aus dieser neuen Auflage geht aber hervor, daß der Verf. bey dem ermunternden Beyfall, den sein Buch gefunden hat, von Neuem bemüht gewesen ist, demselben immer mehr Vollkommenheit zu geben, und ihm den Vorzug, den es vor allen andern zahlreichen Schriften dieser Art bisher rühmlich behauptet hat, auch für die Folge zu sichern. Der Verf. will aber die veränderte Gestalt, in welcher es jezt erscheint, nicht etwa aus der Umänderung seiner früher aufgestellten Grundsätze aufgestellt wissen; sondern diese haben sich vielmehr in seinem Verstande durch fortgesetztes Nachdenken immer mehr und mehr befestigt, und es war ihm daher äußerst daran gelegen, eine wo möglich noch lichtvollere Darstellung

derselben zu versuchen. Dieß ist auch in der That an der durchgängigen Ueberarbeitung so mannigfaltiger Gegenstände, sowohl im theoretischen als praktischen Theile dieses Briefstellers ganz offenbar ersichtlich, und so wird sich der anerkannte Werth desselben auch für die Zukunft unstreitig erhalten.

In der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Umherschweifungen
in den Labyrinthen
schwärmerischer und mystischer
Frauen,
und
Herzenserleichterungen eines Beobachters
der
excentrischen Frauenwelt.
Mit einem Portrait. Sauber geheftet 1 Rthlr.

Es ist Stimme der Zeit, daß man erwartungsvoll der Stimme eines Sprechers entgegen sieht, der ganz unpartheyisch, unbefangen, mit Umsicht und Einsicht in die Sache selbst, dem Mysticismus entgegen tönt, welcher jetzt einen großen Theil der waltenden und handelnden Frauen- und Männer-Welt abermals ergriffen hat, indem er so lange schon ganz verachtet in die Rüstkammer der Zionsgreiferei zurückgeworfen worden ist, und siehe da! dieser Zeitpunkt ist gekommen. Ganz offen und sinnig, erfahren und gewandt, kundig all' des mystischen Wesens, von seinem Beginnen her, tritt ein Forscher hier öffentlich auf, und erzählt der Lesewelt in einem ihr gefälligen Gewande der Erzählung und Rede, welches Unwesen stets von Mystikern, und besonders stets von mystisch organisirten oder durch den Mysticismus gestempelten Frauen getrieben, gelehrt und bekannt worden ist. Dieses ganz ostendirte Unheilwesen hat der Verfasser enthüllt, den mystischen Isisschleier gehoben, die Personagen dargestellt in ihrer natürlichen, wahren unverhegten, sich angemaßten, angelogenen Gestalt und das alles ganz kundig in dem Allen und unterhaltend erzählt. Selbst der geschichtlichen Belehrung wegen ist dieses Werkchen mit Theilnahme und Vergnügen zu lesen, der Unterhaltung und Belehrung wegen wird aber die Lesewelt aufgefordert, nach demselben als einer sehr unterhaltenden Lektüre zu greifen.

Bey C. W. Leske in Darmstadt erscheint unverzüglich eine deutsche Uebersetzung von folgendem, so eben in Paris erschienenem Werk:

Napoléon et la grande armée en Russie ou examen critique de l'ouvrage de Mr. le Vicomte de Ségur par le Général Gourgaud. 1 Vol. 8.

Dieselbe Verlagshandlung bringt hiermit zur Kenntniß des kunstliebenden Publikums, daß Hr. Ober-Baurath Dr. Moller sich mit der Herausgabe

Des Münsters zu Freiburg im Breisgau

beschäftigt, welcher als zum Cyclus der Denkmäler deutscher Baukunst gehörig, in gleichem Format und mit gleicher Eleganz wie die übrigen Hefte dieses anerkannt verdienstlichen Werks noch im Laufe dieses Jahres erscheinen wird. Eine ausführliche Ankündigung wird durch alle Buchhandlungen ausgegeben.

In unterzeichneter Buchhandlung ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch
der
gesammten Vermessungskunde,
die
neuesten Erfindungen und Entdeckungen
in derselben
zugleich enthaltend;
oder
vollständige Anleitung zur Meßkunst,
für
Offiziere, Forstbediente, Bergleute und Feldmesser.
Von
Dr. Friedrich Wilhelm Netto.

Zweyter und lezter Theil. 45¾ Bogen in 8. und 3 Bogen in Quarto. Mit 6 Kupfertafeln und einem Beyspiele der Anordnung und Berechnung eines trigonometrischen Dreiecksnetzes. 1825. Geheftet. Preis 3 Thlr. Der früher erschienene 1. Theil kostet 2 Thlr. Mithin compl. 5 Thlr.

Wir übergeben dem Publikum hiermit die längst erwartete Fortsetzung des mit so vielem Beyfall aufgenommenen ersten Theils der Vermessungskunde, über welchen nicht allein die geachtetsten literarischen Institute Deutschlands, sondern auch viele der gelehrtesten Schriftsteller dieser Wissenschaft folgende Urtheile fällten; Die Jen. Allgem. Lit. Zeit. vom Jahre 1821, April No. 73, sagt u. a.: „Es ist viel Gutes in der „Ausführung dieser Abschnitte enthalten, die Details der „Gegenstände sind mit Deutlichkeit verfolgt, und insbe„sondere die vorzüglichsten Schriftsteller des Fachs, na„mentlich Mayer und Benzenberg, so wie die „neuesten Erfindungen mit lobenswerther Auswahl be„nutzt worden."

Die Hall. Allgem. Lit. Zeit. vom Jahre 1822, April No. 86, sagt u. a.: „Der Gang des Vortrags ist „ganz der logischen Ordnung der Wissenschaft gemäß, in „einem anständig belehrenden Tone und nicht abspre„chend." Ferner: „Im Ganzen verdient diese Vermes„sungskunde alle nur mögliche Beachtung, und wird in den „Händen eines fleißigen und denkenden Geometers ein „sehr nützliches Buch seyn."

In des königl. sächsischen Plankammer-Direktors und Ober-Land-Feldmessers Herrn Hofrath von Schliebens Feldmessungs-Lexikon heißt es u. a. S. 312: „Zu den „vorzüglichern Handbüchern der gesammten Vermes„sungskunde ist das von F. W. Netto mit zu zählen."

Des königl. preuß. Hauptmanns, Herrn v. Streike, militärische Meßkunst empfiehlt in der Vorrede solche als dasjenige Werk, wo man allein die vollständigste Belehrung über die Meßwerkzeuge findet.

Die Urtheile mehrerer Zeitschriften und Schriftsteller erlaubt der Raum dieser Anzeige nicht, weiter anzuführen.

Hat der erste Theil dieses Werks schon so ein allgemeines günstiges Urtheil erlangt, in welchem doch nur die ersten Anfangsgründe der Wissenschaft enthalten waren, um wie viel mehr wird der so reichhaltig ausgestattete zweyte Theil

sich eines noch günstigeren Urtheils werth machen, welcher nicht allein Alles, was auf das militärische Aufnehmen ganzer Gegenden und das ökonomische Vermessen ganzer Feldmarken Bezug hat, nebst einer Beschreibung der Nivellirwerkzeuge und des Verfahrens beym Nivelliren, sondern auch außerdem die vollständigste Anleitung zum Höhenmessen, die Schallmessung, die Lehre von Theilen der Felder, alle zur Erlernung des trigonometrischen Triangulirens nöthigen Theorien der höheren Geodäsie, mit einem Beyspiele, welches das entworfene Netz einer Gegend bis in das kleinste Detail des Kalküls verfolgt, die Lehren der geographischen Ortsbestimmung, ferner die Geschichte und Resultate der verschiedenen Gradmessungen von den ältesten Versuchen an bis auf die neuere Zeit, die analytischen Untersuchungen über die Fehler und ihre Folgen bey Weiten- und Winkelbestimmungen, nebst vielen der wichtigsten Lehren und einer sehr großen Menge von Tafeln, auf mehr als 700 Seiten enthält.

Wir können daher wohl noch kürzlich anführen, daß keines der bis jezt erschienenen Hand- oder Lehrbücher dieser Wissenschaft einen so reichhaltigen und auf das praktische Bedürfniß berechneten Inhalt hat.

Die Buchhandlung C. Fr. Amelang
in Berlin.

Construirende Geometrie.

Bey Leopold Voß in Leipzig ist so eben erschienen:

Construirende Geometrie zur praktischen Anwendung geometrischer Raumgrößen ohne ausführliche Beweise für angehende Künstler, Baugewerken, Zeugarbeiter u. s. w., so wie als Handbuch zum Gebrauche in Bürger- und Industrie-Schulen entworfen vom Professor G. A. Fischer. gr. 8. Mit 13 Kupfertafeln in Folio. 2 Rthlr.

Walter Scott's Werke.

Neu und vollständig übersezt und mit historischen Anmerkungen versehen von B. J. F. v. Halem, K. L. M. Müller, Sophie May, Ad. Wagner u. a. m. Leipzig bey Joh. Friedr. Gleditsch.

Erste Lieferung; 1r bis 12r Theil, kl. 8. enthält: Waverley, Nigel's Schicksale, Peveril vom Gipfel, Kenilworth und Quentin Durward. Einzeln jeder Theil 1 Rthlr. — alle 12 Theile zusammen 9 Rthlr.

Zweyte Lieferung; 13. bis 24 Theil, enthält: der schwarze Zwerg, Ivanhoe, die Presbyterianer, St. Ronan's Brunnen, und Redgauntled. Einzeln jeder Theil 1 Rthlr. — alle 12 Theile zusammen 9 Rthlr.

Dritte Lieferung; 25. bis 36. Theil. enthält: Guy Mannering, der Sterndeuter. der Seeräuber, Erzählungen eines Kreuzfahrers, der Abt, das Kloster. Einzeln jeder Theil 1 Rthlr. 4 Gr. — zusammen alle 12 Theile 12 Rthlr. oder 26. bis 36. Theil sind unter der Presse, und schienen im Laufe dieses Jahres.

Das Pulikum wird wiederholt auf diese vollständige und sorgfältige Uebersetzung von W. Scott's prosaischen Werken aufmerksam gemacht, und in so fern die Verlagshandlung die Theile so stark wie möglich lieferte, wird diese Ausgabe 48 bis 50 Theile nicht überschreiten, welche zu dem Pränumerationspreis, 1. bis 36. Theil — um 27 Rthlr. sächs. oder 48 fl. 36 kr. rhein. durch alle Buchhandlungen, und namentlich

in Wien bey den Herren Beck, Gerold, Grunds Wittwe und Kuppitsch, Haas, Härter, Heubner, Kupfer, v. Mösle, Mörschner und Jasper, Schallbacher, C. Schaumburg und Comp., Tendler und v. Mannstein, Volke, J. B. Wallishauser, F. Wimmer;

in Prag bey den Herren Buchlers Wittwe und Stephani, Calve, Enders, Hartmann, Krauß, Kronberger und Weber, C. Widtmann;

in Brünn bey den Herren Gastl, in Grätz bey den Hrn. Ferstl;

in Pesth bey den Herren Kilian, Hartleben und Eggenberger. Preßburg und Kaschau bey den Herren Wigand zu haben seyn werden.

Bey demselben Verleger ist erschienen:

Gallerie zu Walter Scott's prosaischen Werken,

1. Lieferung mit 10 Blättern.

Nach den besten englischen Originalen von Leslie, Wortall rc. von Gruner, Haas, Meyer, Richter, Roßmäßler, gr. 8. erste Abdrücke 2 Rthlr. 12 gr. in 8. 1 Rthlr. 16 gr. Diese Kupfersammlung zu Scott's Werken wird mit 5 Lieferungen beendigt seyn.

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliotheca historico-geographica

oder Verzeichniß aller brauchbaren, in älterer und neuerer Zeit, besonders aber vom Jahre 1750 bis zur Mitte des Jahres 1824 in Deutschland erschienenen Bücher über Geschichte, Geographie, und deren Hülfswissenschaften, oder über Welt-, Völker-, Menschen-, Cultur-, Literatur-, Wissenschafts- und allgemeine Religionsgeschichte, Lebensbeschreibungen, politische und historische Erd-, Länder- und Städtebeschreibungen, Statistik, Reisebeschreibungen, Völker-, Alterthums- und allgemeine Bücherkunde, Mythologie, Chronologie, Numismatik, Genealogie, Heraldik und Diplomatik.

Nebst einem Materienregister. Preis 1 Rthlr. 4 gr.

Dieses Verzeichniß enthält über neuntausend Artikel und ist 26 Bogen im engsten Druck stark.

So eben sind nachstehende 2 Werkchen erschienen und von mir in alle Buchhandlungen versandt worden:

Menschenschicksale,
Ein Lesebuch
für
Jung und Alt.

Mit einem Steindrucke. 12 ggr. oder 54 kr. rhein.

Man darf nur den Inhalt dieses reichhaltigen Werkchens anführen, um seine Brauchbarkeit zu Geschenken für die Jugend, so wie zur Erheiterung und Ermuthigung für Erwachsene in manchen Verhältnissen des Lebens einzusehen: Dumont ist 35 Jahre in Afrika. —

Die Mannschaft der Fregatte Meduse muß Menschenfleisch essen. — Fualdes wird von seinen Verwandten geschlachtet. — Jakob von Molay, lezter Großmeister der Tempelherren, wird zu Paris verbrannt. — Constantin Paläologus wird unter den Trümmern von Konstantinopel begraben. — Der Leineweber, oder Gott lebt noch. — Gottfried von Bouillon erobert Jerusalem. — Der Acker der Edlen. —

Rezeptbuch
für das
häusliche und bürgerliche Leben.

Das Nöthige über Land- und Gartenbau, Viehzucht und Haushaltung, Fisch-, Vogelfang und Bienenzucht, Mittel gegen Insekten und schädliche Thiere, über Wein, Bier und Branntwein, Obstbäume, Baukunst, Malerei, Zeichen- und Schreibkunst, Firnisse, Kitte, Feuer, Wasser, Metalle, Gesundheitskunde und Schönheitsmittel, über Kochen, Braten und Einmachen enthaltend. 12 ggr. oder 54 kr. rhein.

Der Titel gibt den Inhalt dieses Werkchens hinlänglich an. Es enthält 357 Anweisungen, Rathschläge, Mittel und Rezepte, die leicht anzuwenden sind, einen bedeutenden Vortheil im häuslichen Leben gewähren, und welche die Erfahrung vollkommen bewähret hat, und unterscheidet sich hiedurch vor vielen andern Werken ähnlichen Inhalts.

Aachen.

J. La Ruelle, Sohn.

Ankündigung.

M. TULLII CICERONIS
OPERA
QUAE SUPERSUNT OMNIA
AC
DEPERDITORUM FRAGMENTA
RECOGNOVIT
SINGULA SCRIPTA EX OPTIMIS QUIBUSQUE RECENSIONIBUS CORRECTA CUM VARIETATE LAMBINIANA MDLXVI, ERNESTINA, SCHUEZIANA ET PRAESTANTIORUM CUIUSQUE LIBRI EDITIONUM INTEGRA, RELIQUAE VERO ACCURATISSIMO DELECTU, BREVIQUE NOTATIONE CRITICA
EDIDIT
IO. CASP. ORELLIUS
PROFESSOR TURICENSIS.
TURICI
TYPIS ORELLII, FUESSLINI ET SOCIORUM.

Das Hauptbestreben ist, endlich einen auf die Handschriften begründeten, von Willkürlichkeiten gereinigten, in jeder Beziehung diplomatisch genauen Text zu geben, welchen der Critiker seinen Forschungen mit Zuversicht zum Grunde legen könne. Namentlich soll den Philologen durch die vollständige Collation der ächten Lambiniana ein bedeutender Dienst geleistet werden. Möglichste Fehlerlosigkeit wird durch eine viermalige, von Verschiedenen besorgte Correktur gewährleistet, und die typographische Ausführung auch den Liebhaber befriedigen.

Diese vollständige Ausgabe von Cicero's Werken ist gegenwärtig bereits unter der Presse. Format, Schrift und die Bearbeitung derselben sind aus einer Probe zu ersehen, die sich in allen Buchhandlungen vorfindet und gratis zu haben ist. Sie wird aus vier gleich starken Bänden bestehen, davon der erste im Januar, der zweyte im Julius, der dritte zur Michaelis-Messe 1826, der vierte aber unfehlbar im Februar 1827 abgeliefert wird.

Bis zu Erscheinung des ersten Bandes bleibt die Subscription offen; die Namen der Beförderer des Werkes sollen dem ersten Bande vorgedruckt werden. Der höchst mäßige Subscriptionspreis ist

10 fl. rhein. für die Ausgabe auf weißes Druckpapier, und
18 fl. rhein. für die Ausgabe auf fein weißes Postpapier.

Die Zahlungsbedingnisse sind folgende: Bey Empfang des ersten Bandes zahlt man die Hälfte des Betrags, nämlich 5 Gulden für die Exemplare auf Druckpapier, und 9 Gulden für diejenigen auf Postpapier; die zweyte Hälfte aber bey Ablieferung des zweyten Bandes.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz nehmen hierauf Bestellungen an.

Zürich, im Juli 1825.

Orell, Füßli und Compagnie.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

K. F. Muhlert.
Paläographische, grammatische und isagogische
Beyträge
für
das Studium der hebräischen Sprache und Bibel.
Preis 1 Thlr.

Dr. Joh. Aloys. Schneider.
Gebet- und Erbauungsbuch
für
katholische Christen.
Fünfte vermehrte Auflage.
Mit 1 Kupfer und 1 Vignette.
Druckpap. 18 gr. Schreibpap. 1 Thlr. Velinpap. 1 Thlr. 8 gr.

Marie Antoinette
in der Conciergerie.
Ein im Sommer 1824 bekannt gemachtes historisches Fragment, von dem Grafen Fr. de Robiano zu Paris. Geheftet 4 gr.

Fanny Tarnow's neuester Roman.

In der Rein'schen Buchhandlung erschien so eben:

Sir Richard Falconnet und William.
Frey nach dem Englischen
von
Fanny Tarnow.
2 Theile. Preis 3 Rthlr. 8 gr.

Den frühern mit so großem Beyfall aufgenommenen Arbeiten dieser beliebten Schriftstellerin schließt sich dieser neue Roman würdig zur Seite an.

Intelligenz = Blatt.

1825.

SUBSCRIPTIONS-EROEFFNUNG
(*ohne Vorausbezahlung.*)

IL
PARNASSO ITALIANO,
OVVERO
I QUATTRO POETI CELEBERRIMI
ITALIANI.
L'Orlando furioso
di
Lodovico Ariosto.
La divina Commedia
di
Dante Alighieri.
La Gerusalemme liberata
di
Torquato Tasso.
Le Rime
di
Francesco Petrarca.
EDIZIONE
formata sopra i testi antichi più accreditati
e
accompagnata con note istoriche e le lezioni varianti.
COMPIUTO IN UN VOLUME.
Ornata di quattro Ritratti secondo Raffaelo Morghen.
Roy. 8vo. Subscriptions-Preis 2 Rthlr. 20 Gr. oder
5 Gulden 6 Kreutzer Rhein.

Vereinigt unter diesem gemeinschaftlichen Titel, erscheint bey mir eine neue, mit kritischen Noten begleitete Ausgabe der hohen Dichterwerke von Italiens vier gröfsten Meistersängern.

Dem sorgfältigen Abdruck des Textes, welchem die ältesten, zumeist beglaubigten Original-Ausgaben zum Grunde liegen, werden die wichtigsten Wort- und Sacherklärungen, nebst Verschiedenheiten der Lesart hinzugefügt, so wie dabey nicht minder allen Bedingungen der strengsten Correctheit sicher entsprochen wird. Mit der gewissenhaftesten Erfüllung dieser so wesentlichen, als unerläfslichen Puncte bey jeder, nur dann erst brauchbaren Ausgabe irgend eines fremden Klassikers, werde ich mich bemühen, nicht allein einen deutlichen, sondern auch sehr schönen Druck zu vereinen. Die Einrichtung des Letztern geschieht in gespaltenen Columnen, ähnlich denjenigen, welche ich bei meinen neuen, mit vielem Beyfall aufgenommenen Ausgaben von „*Shakspeare's Works, complete in one Volume* (Subscriptions-Preis 2 Rthlr. 16 gr.) und *Sheridan's Works, complete in one Volume* (Subscriptions-Preis 1 Rthlr. 8 gr.) getroffen habe. Es werden dazu ganz neu gegossene englische Lettern verwendet, die auf schönem weifsen Velinpapier ihre Wirkung nicht verfehlen können. Ein Octav-Blatt findet man als Probe in allen Buchhandlungen vor. Ueberdiefs werden die Bildnisse der vier Poeten nach den Meisterstichen des Raffaelo Morghen, von einem unserer tüchtigsten Künstler (C. A. Schwerdgeburth) gearbeitet, als Titelkupfer hinzugegeben. Trotz allen innern und äufsern Vorzügen dieses, mit grofsem Aufwand verknüpften Unternehmens, habe ich dennoch den Preis für die ganze, ungefähr 800 Seiten starke Ausgabe nur auf 2 Rthlr. 20 Gr. Conv. M. oder 5 Gulden 6 Kreutzer Rhein. festgesetzt und hoffe durch diese Gemeinnützigkeit unter den jetzt sehr zahlreichen Freunden der Italiänischen Literatur ein günstiges Interesse zu erwecken, da selbst Besitzer vom *Dante*, *Ariosto*, *Tasso*, oder *Petrarca* in einer oder der andern einzelnen Ausgabe, deren jede als Viertel des „Parnasso italiano" eben so viel und mehr wie hier das Ganze kosten dürfte, durch deren Ankauf kein eigentliches Opfer bringen. Der Druck wird bis nächstem December beendigt seyn, das Ganze aber in zwey Hälften geliefert, und die erste Abtheilung, welche den Ariost enthält, schon im Monat September versendet werden, bey deren Empfang die Subscribenten obigen Preis von 2 Tthlr. 20 Gr. Conv. M. erlegen. — Zu dem Verzeichnifs der Subscribenten, welches am Schlusse zu stehen kommt, ist eine genaue Angabe der Namen, Charactere und Wohnörter nothwendig. — Alle Buchhandlungen nehmen Subscriptionen an.

Leipzig, am 30. März 1825.

Ernst Fleischer.

An alle solide Buchhandlungen des In- und Auslandes wurde so eben versandt:

Der Gartenfreund.
Oder vollständiger, auf Theorie und Erfahrung gegründeter Unterricht über die Behandlung des Bodens und Erziehung der Gewächse im
Küchen-, Obst- und Blumengarten,
in Verbindung mit dem
Zimmer- und Fenstergarten.
Nebst einem Anhange über
den Hopfenbau.
Von J. C. L. Wredow,
Prediger in Parum bey Wittenburg in Meckl. Schwerin.
gr. 8. Mit einem allegorischen Titelkupfer und Vignette.
Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage.
Sauber geheftet. 2 Rthlr.
(Berlin bey Carl Friedrich Amelang.)

Schon bey der Erscheinung der ersten Auflage dieser nützlichen und treuunterrichtenden Schrift empfahl Rec. dieselbe aus wahrer Ueberzeugung allen Liebhabern der Gärtnerey als einen wahren Gartenfreund, mit der Versicherung, daß sie in allen Fällen einen erfahrnen und treuen Rathgeber an ihm finden würden. Mit Vergnügen ersieht er nun aus dieser, binnen wenigen Jahren nöthig gewordenen, zweyten Auflage, die mit Recht eine verbesserte und vermehrte genannt werden kann, daß seine Empfehlung gefruchtet hat, und ist überzeugt, daß Niemanden der Ankauf gereuet, und daß vielmehr Jeder seinen Zweck nach dieser Anweisung erreicht hat. Gewiß wird daher auch diese zweyte Auflage eine eben so freundliche Aufnahme finden, als

die erste. Der würdige Hr. Verf. hat hie und da Manches hinzugesezt, was er nach gemachten Versuchen brauchbar gefunden, und auch hier und da Manches berichtigt was er nach gemachten Erfahrungen für nöthig gehalten hat. So hat er unter Andern auch das Ringeln der Bäume, um sie zum Fruchttragen und größere und früher reifende Früchte hervorzubringen, zu zwingen, wovon auch Rec. im vorigen Jahre die wunderbarsten und auffallendsten Wirkungen in seinem Garten gesehen hat, nach eigen gemachter Erfahrung empfohlen, und auch in der Behandlung des Weinstocks manche Verbesserungen angegeben. Daß diese neue Auflage wirklich eine vermehrte zu nennen sey, ergibt sich schon aus der stärkern Bogenzahl derselben gegen die erste. Die Brauchbarkeit dieser Schrift ist noch durch Hinzufügung eines Registers der deutschen Namen sehr erhöhet worden.

Einladung zur Subscription
auf
Die Deutsche Liedertafel
in Verbindung mit mehren herausgegeben
von
Ch. G. Kayser,

auf schönes weißes Papier in 8. circa 36 Bogen, 1000 und mehr Lieder enthaltend. — Subscriptionspreis 1 Thlr.

Inhalt.

I. Ernste Lieder. II. Allgemeine gesellige Lieder. III. Patriotische Lieder. IV. Trinklieder. V. Liebeslieder. VI. Naturlieder. VII. Soldaten- und Kriegslieder. VIII. Jägerlieder. IX. Balladen und Romanzen. X. Arien aus den beliebtesten Opern. XI. Für Handwerker.

Die herrlichsten Blüten des deutschen schöpferischen Geistes, die vorher zerstreut auf mannigfaltigem Boden umherwucherten, sind hier auf einem Felde in regelmäßigen Reihen und schöner Ordnung zusammengepflanzt, und laden durch ihren Duft zu dem willkommsten und mannigfaltigsten Genusse ein. Die verschiedenartigsten Ansprüche werden hier ihre Befriedigung finden. Der stille Ernst, die sanfte Wehmuth, wie die heiterste Laune, können sich hier ihre Blume brechen. Für den weingefüllten Becher wartet hier die Rebe zum Kranze, dem Soldaten sproßt hier sein Lorbeer, dem Jäger sein frischer Buchenzweig, und der Vaterlandsfreund breche sich hier ein unverwelkliches Eichenblatt. Die stille Blume der Liebe athmet ihren Seelen Erquickung entgegen. Die Natur spiegelt ihren Glanz hundertfach in den geöffneten Kelchen.

Für alle Freunde des Gesanges ist in reichem Maaße gesorgt. Dem frohen Familienkreise, jeder heitern Gesellschaft, dem Studenten, dem Kaufmann wie dem Gelehrten bieten sich die mannigfaltigsten, zum Theil selbst weniger bekannten, Gesänge dar. Selbst für den Künstler und Handwerker fehlt es nicht an passenden und jeden besonders ansprechenden Liedern.

Die Auswahl ist bey aller Reichhaltigkeit mit rücksichtsvoller Sorgfalt auf innern Werth, wie auf Sittlichkeit und Anstand getroffen worden, so daß jeder Freund des Gesanges diese Liedertafel mit voller Befriedigung zur Hand nehmen, und sie bey den verschiedenartigsten Veranlassungen seine beständige Begleiterin seyn lassen wird. — Wegen Erscheinung eines Melodienbuchs zu Obigem behalte ich mir vor, seiner Zeit das Nähere bekannt zu machen.

Der Subscriptionspreis gilt bis Ende August d. J., mit dem 1. Sept. fängt der Druck des Werkchens an, und wird binnen 3 Monaten beendigt seyn. Man subscribirt in jeder soliden Buchhandlung.

Subscribentensammler erhalten auf 6 Expl. das 7te frey.

Leipzig, im Juni 1825.

Ch. G. Kayser, Buchhandlung.

Neue Musikalien, welche bey B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind.

Anthes, 6 Lieder mit leichter Clav. Beglt. Op. 5. 36 kr.
Auber, Ouvert. zu Leocadia für 4 Hände. 54 kr.
Berg, 3tes Divert. für Pfte. und Flöte oder Violine. Op. 17. 1 fl. 24 kr.
Brand, Frankftr. Favt. Walzer für Pfte. N. 251. 8 kr.
Cramer, J. B., Sonate für Pfte. Op. 47. 2te Auflage. 1 fl. 12 kr.
Ebers, 3 grosse concert. Duetten f. 2 Flöten. Op. 58. 2 fl. 21 kr.
Fauvel, Methode elementaire de Guit. ou Lyre. 1 fl. 30 kr.
Foreith, Favt. Walzer für Klapp-Trompete, f. Pfte. arrang. No. 245. bis 246. jeder 8 kr.
Gamme, für's englische Bass-Horn. 12 kr.
Koretzky, Rundo f. Guit. Op. 11. 16 kr.
Kuffner, Ouvertüre für Milit. Musik. Op. 161. 3 fl. 18 kr.
Mangold, 3 Solons für Pfte. mit Violine. Op. 8. 1 fl. 24 kr.
Schmitt, Jac., Sonate für Pfte. Op. 26. 48 kr.
Spaeth, Divert. für 4 Hände. Op. 92. 1 fl. 48 kr.
Wiener in Berlin, Auszug für Pfte. oder Guit. und Gesang. 1 fl. 48 kr.

Anzeige eines für Geschichte und Kunst wichtigen Werkes.

Es ist so eben erschienen bey Mörschner und Jasper, Buchhändler in Wien:

Wanderungen durch Pompeji
von
Ludwig Goro von Agyagfalva,
Hauptmann im k. k. österr. Genie-Corps und Ritter des königlich-sicilianisch-militärischen St.-Georg-Ordens der Wiedervereinigung.
Sr. kaiserlichen Hoheit
dem
Durchlauchtigsten Erzherzoge Johann von Oesterreich 2c. 2c. 2c.
gewidmet.

In Folio, auf Velin-Papier, mit 22 auf Kupfer und Stein schön gestochenen Zeichnungen und Vignetten. Wien, gedruckt bey Anton Strauß, 1825, in elegantem Umschlag geheftet. Preis 9 Thlr.

Dieses Werk ist eine archäologisch-historisch-architektonische getreue Schilderung der im Jahre 79 nach Christi Geburt durch einen vulkanischen Ausbruch des Vesuv verschütteten Stadt Pompeji, in drey Abschnitte getheilt, denen eine geschichtliche Nachricht über Campania felix und Pompeji als Einleitung vorangeht. Der erste Abschnitt handelt von der in die Stadt führenden Gräberstraße und den daran liegenden Grab-Monumenten; der zweyte von dem

Gassen und Privathäusern der Stadt; der dritte von den öffentlichen Plätzen und Gebäuden, als Forum, Tempel, Theater ꝛc. Die erste Tafel ist der topographische Plan der Stadt mit den neuesten Ausgrabungen bis 1725; die übrigen Tafeln stellen die merkwürdigsten Gegenstände der Architektur, Wandmalerei und Bildhauerei vor, die daselbst entdeckt worden, und worunter bis jezt manche nicht beschrieben waren.

Die Schilderung einer Stadt der Vorzeit, die seit achtzehn hundert Jahren durch vulcanische Asche verschüttet, tief im Schooße der Erde schlummerte, und nun, wie der Herr Verfasser sich in der Vorrede ausdrückt, mit ihren Grabmälern, Tempeln, Säulenhallen und Basiliken aus dumpfer Grabesnacht allmählig emporsteigt, muß für jeden Gebildeten um so mehr von höchstem Interesse seyn, als durch diese Entdeckung der Schleyer gelüftet wird, der viele unserer früheren Ansichten über Wesen und Art des ehrwürdigen Alterthums mit Dunkel bedeckte. Auch das häusliche Leben der alten Römer, dieser großen Nation der Vorwelt, ihre Bauart, Malerei und viele ihrer Sitten und Gebräuche, haben sich dadurch zu viel näherer Anschaulichkeit erhoben, als es bey zertrümmerten Monumenten anderer alten Städte, die nur der Forscherblick des Archäologen zu entziffern vermag, je der Fall seyn dürfte. Da im weiten Gebiete der deutschen Literatur noch kein Werk dieser Art erschienen ist, und auch in den bekanntlich eben so seltenen als äußerst kostspieligen Leistungen ausländischer Schriftsteller über diesen Gegenstand der bedeutenden Ausgrabungen seit 1817 nicht gedacht wird, so läßt uns dieser wichtige Umstand mit Zuversicht auf eine gütige Aufnahme dieses Werkes, als eines Resultats langer Studien und zweyjähriger mühevoller Untersuchungen des Herrn Verfassers an Ort und Stelle, hoffen.

Um der ehrenvollen Würdigung, welche der öffentlichen Erscheinung dieses Werkes sowohl in- als ausländischen literarischen Blättern vorangegangen *), nicht zu erwähnen, wollen wir nur einige Worte des neapolitanischen Architekten, Herrn Bonucci, aus der Vorrede seines eben erschienenen Taschenbuches über Pompeji anführen: „Dall' idea, che ho potuto formarmene leggendone il manoscritto sul Pompei (das schon früher in fünfzehn Exemplarien lithographirt war) del Cavalier Goro Capitano etc. credo che riuscirà del più grand' onore per quel paese. I rami che l'adornano rappresentano una squisita scelta de' più be monumenti pompeani, fin ora scoverti. La loro descriziono è piena di grazia, di esattezza e di dottrina. I fiori dello stile e dell' imaginazione vi temporano spesso l'aridità, che suol accompagnare una descrizione di simile natura etc. etc."

*) Siehe Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst vom 28. Juli 1824, No. 89 und 90; und vom 13. und 15. December 1824, No. 149 und 150;
und Il Sebeto, giornale letterario, 31 Marzo 1825, No. 1;
dann: Morgenblatt, Juni-Heft 1824.
auch: Kedveskedő, 1824. III. 41.

und anwenden können. Uebrigens entspricht dieses Werk seinem vorstehenden Titel vollkommen, und wird sich auch endlich durch seinen billigen Preis, bey einem sehr anständigen Aeußern, empfehlen.

In der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Conversations-Taschenbuch
oder Anleitung sich mit den nöthigsten Ausdrücken auf Reisen und bey den mannigfaltigen Vorfällen des menschlichen Lebens bekannt zu machen.
Nach Frau von Genlis und Andern.
In sechs Sprachen: Englisch, Teutsch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Russisch.
5te verb. Auflage. 12. (28½ Bog.) 1825. geb. 1 Rthlr. 12 gr.
Dasselbe in drey Sprachen: Englisch, Teutsch, Französisch, oder: Italienisch, Teutsch, Französisch.

Der Zweck dieses Buchs ist: den Reisenden, wie den eine fremde Sprache Erlernenden, auf die leichteste und schnellste Weise dahin zu bringen, daß er sich über die gewöhnlichen Gegenstände, in Geschäften und in Gesellschaft geläufig, richtig und präcis in der Sprache, deren er nicht kundig ist, ausdrücke. Ist man nun im Allgemeinen, wie des Werkes starker Abgang und die darüber laut gewordenen Urtheile gezeigt, darüber einig, daß selbes seinen Zweck, so weit solches möglich, erreiche, so wird diese neue, innerlich und äußerlich vor allen ausgezeichnete, mit neuen Gesprächen und Artikeln bereicherte und ganz umgestaltete Auflage sich gewiß der besten Aufnahme erfreuen.

Neue Verlagsbücher der Schweighauser'schen Buchhandlung in Basel, welche durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz bezogen werden können:

Commentarium in C. C. Salustium c. F. D. Gerlach. Fasciculus I. 4. 1 fl.

Die günstigen Recensionen des ersten Theils dieses Werkes, den Autoren selbst enthaltend, haben den Verfasser bewogen, die Ausbeute seiner Forschungen in den Bibliotheken Italiens, die Varianten betreffend, dem Publikum früher mitzutheilen, als der 2te Theil fertig seyn konnte, doch macht dieses Heft einen Theil dieses Bandes aus.

Gerlach, Fr. D. Verhältniß des Sprachunterrichts zu den übrigen Lehrgegenständen. 4. br. 20 kr.

Eine kurze Abhandlung über den von verschiedenen Seiten wieder angeregten Streit zwischen humanistischer und realistischer Bildung, hauptsächlich hervorgerufen durch eine über diesen Gegenstand kürzlich erschienene Meinung.

Hanhart, Prof. R. Lesebuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, zum Gebrauch der Stadt- und Landschulen. 4 Theile 8. 4 fl. 48 kr.

Dieses Werk eines erfahrnen Schulmannes, führt in vier Kursen den Schüler durch alle Theile der deutschen Prosodie und Poesie; die Theile werden nach dem Gebrauch getrennt; festes Papier und Wohlfeilheit empfehlen dasselbe ebenfalls allen Schulanstalten.

Desselben Erinnerung an Fried. August Wolf. Ein Beytrag zu seiner Lebensgeschichte mit angefügten Belegen und literarische Nachweisungen. br. 8. 1 fl.

Die erste Blume auf das Grab des verewigten Lehrers, von einem Schüler desselben, der den Anlaß einer Schulfeyerlichkeit ergriff, um durch eine kurze Aufzählung der Verdienste desselben um die Lehrmethode, auch von dieser Seite den Meister zu würdigen.

Eidgenössische Lieder von Münch. 2. Aufl., 8. br. 1 fl.

Der schnelle Absatz der ersten Auflage zu dieser Sammlung von Liedern für alle Stände, zur Erheiterung und Anregung von Vaterlandsliebe läßt die Verlagshandlung auch für diese 2te vermehrte Auflage eine günstige Aufnahme hoffen.

Ochs, Pet. Geschichte der Stadt und Landschaft Basel. 8 Theile gr. 8. 13 fl. 20 kr.

Dem Wunsch vieler Freunde vaterländischer Geschichte zu entsprechen, wurde dieses mit vielem Beyfall aufgenommene Werk herabgesezt.

Theodo's Gericht. Ein Trauerspiel v. L. K. Stuckert. 8. br. 1 fl.

Durch vielfache Aufforderung aufgemuntert, hat der Verfasser sich entschlossen, die Arbeit früherer Jahre dem Drucke zu übergeben.

Wissenschaftliche Zeitschrift, herausgegeben von Lehrern der Baseler Hochschule. 3ter Jahrgang, 4 Hefte, 8. br. 4 fl.

Die Herausgeber sind bemüht, die Fortsetzung dieser Zeitschrift immer ihrem Zweck entsprechender abzufassen, und im Laufe dieses Jahres hauptsächlich durch Aufnahme gehaltreicher Aufsätze aus allen Fächern sich immer mehr Leser zu gewinnen.

Bey Joseph Stenz in Mainz ist erschienen, und wurde an alle gute Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz versandt:

Orthosophisches Denkmal dem Napoleon Bonaparte nach Aussprüchen der Wissenschaft und der Gerechtigkeit und zum Heile der Menschheit gesezt von Pantaleon Metagoras Christian Mensch dem Orthosophen. 8. Mainz 1825. 2 fl. 30 kr.

Bey Enslin in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliotheca oeconomica,
oder Verzeichniß aller brauchbaren, in älterer und neuerer Zeit, bis zur Mitte des Jahres 1824 in Deutschland erschienenen Bücher über die Land- und Hauswirthschaft im Allgemeinen, und deren einzelne Zweige, nämlich den Feld- und Gartenbau, die Bienen-, Schaaf-, Rindvieh und Pferdezucht, Kochkunst u. s. w., so wie über die gewöhnlichen landwirthschaftlichen Gewerbe, als das Bierbrauen, Branntweinbrennen, Essigbrauen, Färben, Bleichen u. s. w.; nebst einem Materienregister. gr. 8. 8 ggr.

Nro. 22.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Correspondenzblatt des Würtemb. Landwirthschaftlichen Vereins. Achter Band. Julius 1825.

Hesperus, encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von Christian Karl André. Juli 1825.

Morgenblatt für gebildete Stände. Neunzehnter Jahrgang 1825. Juli.

Bey der Unterzeichneten ist fertig geworden und versandt:

Hertha,

Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Freyherrn Alexander v. Humboldt, besorgt von Berghaus in Berlin und Hoffmann in Stuttgart. Zweyten Bandes 2ter Heft. Mit 3 Karten.

Inhalt.

Beiträge zur Kenntniß von Bantam, dem westlichen Bezirk auf Java. Gesammelt auf einer Reise durch die südwestlichen Theile dieses Bezirks im Januar 1822 von Dr. C. L. Blume, auf Java. (Mitgetheilt vom Herrn Prof. Dr. Nees von Esenbeck.) — Bruchstücke aus dem Reise-Journal des Herrn Chromtschenko, geführt während einer Fahrt längs den Küsten der russischen Niederlassungen in Nordwest-Amerika. (Aus dem Russischen übersetzt.) Fortsetzung. — Beschreibung der Inseln Lieu-Khieu, ausgezogen aus mehreren sinesischen und japanischen Werken; vom Herrn J. Klaproth zu Paris. — Flüchtiger Blick auf die Fortschritte und den jetzigen Zustand der Entdeckungen im Innern von Afrika. Vom Herrn Jomard. — Nivellement von der Lippe bei Hamm über Münster, längs dem münsterschen Kanale und dem Vechte-Fluß zur Ems bei Rühle oberhalb Meppen, und von Münster über Horstmar an die vaterländische Gränze bei Gronau und Enschede. Von Heinrich Berghaus, in Berlin. — Bemerkungen über topographische Kunst vom Hauptmann Ernst Heinrich Michaelis. Fortsetzung. — Neueste Notizen über die brittische Kolonie am Vorgebirge der guten Hoffnung, (Aus den in der Kapstadt gedruckten Zeitungen und andern ähnlichen Quellen.) Von F. H. — Berichtigung der neuern geographischen Werke in Hinsicht des Fürstenthums Altenburg von G. F. Winkler. — An die Lehrer der Geographie von J. Lohse. — Stein's Handbuch der Geographie und Statistik. Erster und zweiter Band. (Fünfte Auflage.) — Ueber die Geographie, die Erzeugnisse, Industrie und Bevölkerung der Provinz Antioquia, in Neu-Granada (Colombia); ein Versuch von J. M. Restrepo. (Aus dem Spanischen übersetzt.) — Das campaner Thal von W. v. Lüdemann. — Höhenangabe einiger trigonometrisch bestimmten Punkte in der östlichen Hälfte der berner Alpen. — Geogr. Zeitung; 1825. Fünfte Abtheil. Nr. 283—308.

Zugleich glauben wir dem Publikum eine angenehme Nachricht mitzutheilen, wenn wir demselben die Mitwirkung des Herrn Alex. v. Humboldt an dieser Zeitschrift anzeigen. Die Redaktion bleibt, nach, wie vor, den Hrn. Professoren Berghaus und Hoffmann überlassen, aber Herr Alex. v. Humboldt hat uns das Versprechen gegeben, die Hertha durch eigene Aufsätze und durch den Schatz von Nachrichten zu bereichern, welche aus den entferntesten Ländern bey ihm zusammenströmen. Alles, was von diesem gelehrten Reisenden uns mitgetheilt wird, ist von ihm unterzeichnet.

Stuttgart den 3. August 1825.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bey Unterzeichnetem ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Dr. Martin Luther's

Gedanken über die Musik.

Zur
Beförderung des Kirchengesanges
aus
dessen Werken gesammelt
und mit Anmerkungen und Beylagen begleitet
von
Friedrich Adolf Beck.

(Ich wollte alle Künste, sonderlich die Musika, gern sehen im Dienste des, der sie gegeben und geschaffen hat. — Der schönsten und herrlichsten Gaben Gottes eine ist die Musik. Wer diese Kunst kann, der ist guter Art, zu Allem geschickt. Luther.)

Ladenpreis 12 gr. oder 54 kr.

Ernst Siegfried Mittler,
in Berlin Stechbahn Nr. 3., in Posen am Markt Nr. 90.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Denkwürdigkeiten, Rückerinnerungen und Anekdoten

aus dem Leben
des
Grafen von Ségur.
Erster Band.
Aus dem Französischen.
gr. 8. broschirt 3 fl. 20 kr. oder 2 Rthlr.

Wir glauben es uns zur besondern Ehre rechnen zu dürfen, den Grafen Ségur unserm Vaterlande vorzustellen. Die freudige Anerkennung seiner Nation hat ihm eine der ersten Stellen unter ihren Geistern angewiesen, gewiß ein seltenes Glück zu einer Zeit, wo große Männer und berühmte Frauen sich bemühen, in ihren Memoiren von sich und ihrer Zeit Rechenschaft zu geben. Sein Le-

ben gleicht einem Roman, worin allen großen Männern und Frauen seit den lezten siebenzig Jahren Rollen zugetheilt sind, und seine Nation hat ihn auch nicht Lügen gestraft. Wohlan! man lese ihn, man wird ihn bewundern und lieben.

Bey Enslin in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliotheca architectonica

oder Verzeichniß der in älterer und neuerer Zeit, bis zu Ende des Jahres 1824 in Deutschland erschienenen Bücher über alle Theile der bürgerlichen, schönen, Wasser- und Straßen-Baukunst; nebst einem Materienregister. gr. 8. geh. 4 ggr.

Bey Unterzeichnetem erscheint im Laufe des nächsten Jahres:

eine wohlfeile Taschenausgabe von

J. G. Seume's sämmtlichen Werken

in 12 Bänden,

ganz in dem Format, wie die Taschen-Ausgabe von Schillers, Wielands und Klopstocks Werken. Der Pränumerationspreis, der bis zu Anfang des nächsten Jahres fortbestehen soll, ist für alle 12 Bände auf gutem weißen Druckpapier 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 fl. 18 kr. Rhein. und die Ablieferung der ersten 6 Bände geschiehet Ostern 1826, der lezten 6 Bände aber nach Michaelis 1826, so daß also das Ganze noch vor Ablauf des nächsten Jahres bestimmt in den Händen der Pränumeranten seyn wird. Pränumeration nehmen alle Buchhandlungen an. Privatsammler, welche sich direct an mich postfrey wenden wollen, erhalten auf 6 Exemplare ein Freyexemplar.

Leipzig, im Juni 1825.

J. F. Hartknoch.

Bey W. Starke in Chemnitz sind in der Ostermesse erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Binni, K., Bildungsbriefe für die Jugend, als Uebung im Styl und zur angenehmen Unterhaltung. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 18 gr.

Die Inquirauer, eine Robinsonade; neu erzählt von J. C. L. Hacken. Neue Ausgabe mit 1 Viguette. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Textor, A., romantische Bilder der Vorzeit in bunter Reihe. 1r Band. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Diese Bilder der Vorzeit bilden eine sehr anziehende Gallerie, und werden durch Inhalt und Darstellung gewiß Jeden vergnügen und befriedigen, denn es Freude und Genuß gewährt, wichtige Ereignisse der Vergangenheit in anmuthiger lebendiger Frische sich vorgeführt zu sehen.

Zeisig, C. W., über Vertheilungsbescheide in Concursen; nach gemeinen und sächsischen Rechten. 8. 21 gr.

Schmetterlingskunde.

Freunden der Insekten- und insbesondere der Schmetterlingskunde wird es sehr angenehm seyn, hierdurch zu erfahren, daß so eben die 2te sehr vermehrte und ganz umgearbeitete Aufl. von

F. v. Tischers encyclopädischem Taschenbuche für Anfänger der deutschen Schmetterlingskunde,

und überhaupt für Freunde dieser Wissenschaft ꝛc. bey A. Wienbrack in Leipzig herausgekommen ist.

Schon vor 20 Jahren wurde dieses ganz praktische und instruktive Buch, als das Beste in seiner Art, von hochverständigen Beurtheilern empfohlen. Der Herr Verf. hat ihm jezt eine weit vollkommnere Gestalt gegeben, und so wird es als bequemer und zweckmäßiger Begleiter auf den Wanderungen höchst brauchbar seyn. Den Preis von 1 Rthlr. für 13 Bogen Text nebst einem illum. und 4 schwarzen Kupferstichen wird man gewiß billig finden, und dafür ist es in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

In der Palm'schen Verlagsbuchhandlung zu Erlangen ist erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 fl. zu haben;

Pöhlmann, Dr. J. P., der warnende und belehrende Volksfreund. Ein Exempelbuch für Geistliche und Schullehrer und ein Lesebuch für Jedermann; welches Standes, Alters und Glaubensbekenntnisses er sey. 2s Bändchen.

Die hohe Wichtigkeit des Zwecks dieses Werkes und seine allgemeine Brauchbarkeit haben öffentliche Blätter bereits anerkannt und gerühmt. Um so mehr darf die Verlagshandlung den Wunsch aussprechen, daß Gutsherrschaften, denen auch das leibliche Wohl ihrer Unterthanen am Herzen liegt, dieses Werk unter dieselben vertheilen, daß Polizeybehörden darauf Rücksicht nehmen, daß alle Familien, die jährlich einen kleinen Aufwand für Bücher machen, es mit in ihre Hausbibliothek aufnehmen möchten.

Allgemeine Modenzeitung.

Das zweyte Vierteljahr dieser beliebten Zeitschrift ist nunmehr in den Händen der resp. Abonnenten. Es enthält 26 Kupfer, 13 davon stellen in 38 illuminirten Figuren die neuesten Londner-, Pariser-, Damen-, Herren- und Kinder-Moden dar, (spätestens 14 Tage nach deren Erscheinen in den benannten Hauptstädten) die 13 andern enthalten die Portraits der Madame Stich und der Madame Milder, die Erstere Sängerin, die Leztere Schauspielerin zu Berlin, des Königs der Niederlande Wilhelm I. und seiner Gemahlin, des Generals Bolivar, desgl. das von Jean Paul, ferner englische Stickmuster, Abbildungen von Fenstervorhängen, von Meubles und Geräthschaften, eines Bettes in Gondelgestalt, von Pariser Damen-Hüten ꝛc., ferner eine Zeichnung der großen Isaakskirche zu St. Petersburg, und einen Nachtgesang für 2 Stimmen, betitelt: „Endymions Schlaf." Die eifrigsten Bemühungen der Redaktion der Modenzeitung werden dahin gehen, sowohl den Inhalt der Zeitschrift,

als auch die beygefügten Kupfer immer so neu und interessant als möglich zu liefern, schon sind eine Reihe höchst gelungener Abbildungen für die Folge wieder fertig. Man kann jezt für das 3te und 4te Quartal in allen Buchhandlungen, Zeitungsexpeditionen und Postämtern abonniren. Der Preis des Jahrgangs mit 52 Kupfern, nur die neuesten Moden enthaltend, ist 6 Thlr., mit 104 Kupfern, die Moden und die oben benannten Abbildungen enthaltend, ist 8 Thlr.

Industrie-Comptoir.

Bey Tobias Löffler in Mannheim ist so eben folgende höchst interessante Schrift erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Mittelrhein und Mannheim in hydrotechnischer Hinsicht von H. J. Freyherrn van der Wyck, gr. 8. brosch. 1 fl. 12 kr.

welche nicht nur für jeden Hydrauliker von großem Interesse seyn wird, sondern auch zunächst für alle Bewohner der Rheinlande von Wichtigkeit ist, indem sie so manches Beherzigungwerthes in Beziehung der jüngsten Ueberschwemmung und bevorstehenden Rectificationen des Rheinstroms enthält.

Pisteologie oder Glaube, Aberglaube und Unglaube sowohl an sich als im Verhältnisse zu Staat und Kirche betrachtet. Vom Prof. Krug in Leipzig. 1825. Preis 1 Thlr.

Bey der Richtung unsers Zeitalters auf Sachen des Glaubens, wobey, wie immer, auch der Aberglaube und der Unglaube ihre Rolle spielen, ist es gewiß für jeden Menschen, der an den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit Theil nimmt, ein dringendes Bedürfniß, über die Fragen ins Reine zu kommen: Was hat es eigentlich mit dem Glauben für eine Bewandniß? Wie verhalten sich zu ihm jene beyden Gegenfüßler, Aberglaube und Unglaube? Und was haben Staat und Kirche in Bezug auf Glaubenssachen zu thun? — Die hier angekündigte Schrift können wir zu diesem Behufe jedem gebildeten Leser empfehlen und im Voraus die Versicherung geben, daß er sie nicht unbefriedigt aus der Hand legen werde.

Magazin der Garten-Botanik, oder Abbildung und Beschreibung der für Gartencultur empfehlungswerthen Gewächse, nebst Angabe ihrer Erziehung von H. G. Ludwig Reichenbach, Doctor und Professor in Dresden, 16s Heft mit 6 illum. Kupfern. 1825. 4. broschirt 1 Thlr.

Auch dieses Heft bietet dem Liebhaber wiederum die sorgfältigsten Abbildungen 6 schöner und seltener Zier-Pflanzen dar. Es ist von uns alles gethan worden, um bey diesem Werke in jeder Rücksicht den höchsten Punkt der Vollendung zu erreichen. Papier, Kupferstich und Illumination sind mit der größten Auswahl und mit aller Aufopferung von uns besorgt worden und wir freuen uns der Anerkennung aller der Zeitschriften, die das Werk beurtheilt haben und welche behaupten, es neben die schönsten englischen Prachtwerke dieser Art stellen zu dürfen. Eine deutsche und lateinische Beschreibung ist einer jeden Pflanze beygefügt.

Inhalt.

Acacia dodonaeifolia Pers. — Viminaria denudata Sm. — Poinciana pulcherrima L. — Bromelia pallida Ker. — Ribes aureum, Pursch. — Dracocephalum altaiense L. —

Baumgärtner'sche Buchhandlung zu Leipzig. Peterstraße 112.

In der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Szenen zu Rom während der Jubelfeyer im Jahr 1825.

Mit einer Ansicht der Peterskirche. Sauber geheftet 18 gr.

Das jetzige Jubeljahr ist um so merkwürdiger, da man vor 25 Jahren keins in Rom wegen der Invasion Napoleons hat feyern können; das katolische Publikum muß sich freuen, daß es jezt hat geschehen können; das protestantische zugleich, wenigstens der Belehrungen wegen, welche es durch die Szenen erhalten wird. Der Verfasser erzählt und beschreibt die gewöhnlichen Feyerlichkeiten der geöffneten goldnen Pforte, die Züge der zum Jubelfest eilenden Pilgrimme und Pilgrinnen, das Treiben und Walten der herzugekommenen Volksmenge, bußfertiger Seelen, spekulativer Köpfe, Vortheile ziehend und hoffend aus der Zeit des Jubeljahres in Rom. — Es erscheinen also in den Szenen die Individuen der vornehmern und gemeinern dahin gekommenen Welt, welche der Verfasser ganz anschaulich und ergötzend vorgeführt hat; es giebt Szenen auf Promenaden, in und vor den Kirchen, in Tabernen, auf Kaffeehäusern, in Privatwohnungen ꝛc. der vornehmen, der bürgerlichen und der theatralischen Welt, man sieht wohl, daß der Verfasser in dem allen sehr unterrichtet und daheim gewesen ist; ganz unterhaltend hat er einen Roman dabey angelegt, dem nichts fehlt, als ein künftiges Erweitern und Fortspinnen, um denselben gefälligst zu endigen; besonders ist sehr viel Mühe auf die Charakterzeichnungen der sprechenden und handelnden Personen gewendet, welche in dieser bunten Jubiläumswelt auftreten. Es wird keinen gereuen dieses alles gelesen und beherzigt zu haben. Das Werkchen wird durch den Umschlag mit der äußerst sauber gearbeiteten Ansicht der St. Peterskirche noch mehr empfohlen.

Nachricht.

Wer Sammlungen von Unterschriften mit Siegeln berühmter Männer anlegt, und dergleichen noch aus dem 16ten Jahrhundert und dem 30jährigen Krieg sucht, melde sich in portofreyen Briefen an den Buchbinder Spieß in Neuwied; man findet bey demselben dergleichen vom Kaiser Karl V., Granvella, Kardinal Genga (jezt Pabst Leo XII), Moritz von Nassau, Tilli und den berühmtesten schwedischen Generalen des Königs Gustav Adolph. So auch eine zusammenhängende Korrespondenz über den Marsch, die Manövers und innern Einrichtungen eines Hannövrischen-Braunschweigischen Regiments mit

dem Churfürsten Ernst August und dem Chur-Prinzen Georg Ludwig von 1696 — 1699. nebst dazu gehörigen Erlassen der Herzoge von Holstein, Würtemberg, König Wilhelm u. s. w.

So eben ist erschienen:

Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste,

herausgegeben von

Ersch und Gruber.

gr. 4. Leipzig, bey J. F. Gleditsch.

14. Theil, mit 10 Kupfern und Landcharten.

Bulacan — Calza

Preis:

5 Thlr. 8 gr. auf Druckp., 6 Thlr. 16 Gr. Velinpapier.

Dieser Preis tritt allemal unmittelbar nach der Erscheinung ein, und ist der Subscriptions-Preis von 7 Thlr. 16 gr. Druckp. und 10 Thlr. Velinpapier für jedesmal zwey Theile, welche zusammen eine Lieferung ausmachen, nur bey gehöriger Vorausbezahlung, zu erlangen. Man wende sich deßhalb an jede gute Buchhandlung und namentlich:

in Wien bey den Herren Beck, Gerold, Grunds Wittwe und Kuppitsch, Haas, Härter, Heubner, Kupfer, v. Mösle, Mörschner und Jasper, Schallbacher, C. Schaumburg und Comp., Tendler und v. Mannstein, Volke, J. B. Wallishauser, F. Wimmer;
in Prag bey den Herren Buchlers Wittwe und Stephani, Calve, Enders, Hartmann, Krauß, Kronberger und Weber, C. Widtmann;
in Brünn bey den Herren Gastl, in Grätz bey den Hrn. Ferstl;
in Pesth bey den Herren Kilian, Hartleben und Eggenberger.
in Preßburg und Kaschau bey den Herren Wigand.

Wiesbaden betreffend.

Aerzten und Kurgästen, welche das Heilbad Wiesbaden verordnen oder besuchen, empfehle ich für diese Jahres-Kur das in meinem Verlage erschienene und mit verdientem ausgezeichneten Beyfalle aufgenommene Werk:

Wiesbadens Heilquellen, dargestellt von Dr. A. H. Peez, Herzogl. Nassauischem Medicinalrathe daselbst, gr. 8. broschirt 1 Rthlr. 4 ggr. oder 2 fl. 6 kr.

welches durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist.

Gießen, im Mai 1825.

Der Verleger
Georg Friedrich Heyer.

Bey Ludwig Herbig in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben: In Wien bey Tendler und v. Mannstein, Mörschner und Jasper, Gerold u. s. w.

Scott, W., Erzählungen von den Kreuzfahrern, enthält die Verlobten. 1r und 2r Thl. Aus dem Englischen von Sophie May. Preis 2 Rthlr. 16 gr.
— 3r und 4r Thl. Enthält Richard Löwenherz (König von England) in Palästina. Wird bestimmt in 14 Tagen geliefert.

Barth, Mehrjährige sorgfältig angestellte Beobachtungen über den Gesichtsschmerz. Denkenden Aerzten zur Prüfung und zum weitern Nachdenken, so wie Leidensgenossen zur Berathung und Belehrung übergeben. Mit einem Vorworte des Hr. Prof. Dzondi in Halle. Preis 14 gr.
Paies, Ueber Shakspeare's Hamlet. Preis 12 gr.

Zahnarzneyen.

Die beliebten Zahnmedicamente von Dr. Karl Schmidt sind in Leipzig nirgends anders ächt zu haben, als im Magazin für Industrie und Literatur Neuer-Neu-Markt Nr. 16.

Sie bestehen:

Lit. A. in einer Essenz wider das Bluten des Zahnfleisches und das Wackeln der Zähne. 16 gr.
Lit. B. in einer Tinktur, welche den Fortgang des Zahnkrebses und des Zahnbrandes hemmt, und ihnen kräftig widersteht. 16 gr.
Lit. C. in einem Zahnpulver zum Reinigen der Zähne. 8 gr.
Lit. D. in einem Spiritus gegen das Zahnweh. 8gr.
Lit. E. in einer Zahnkitte wider schmerzhafte hohle Zähne. 12 gr.

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reise durch Taurien im Jahre 1820.

von

Murawiew Apostol.

Aus dem Russischen übers. von W. v. Oertel, mit 5 Charten und Planen. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Bey G. D. Bädeker in Essen sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben;

Deegen, J. M. D. L., Jahrbüchlein der deutschen theologischen Literatur. Fünftes Bändchen, die Literatur des Jahres 1820 enthaltend. 1 Rthlr.
Engstfeld, C. F., kurze Beschreibung des Tonziffernsystems. Ein kleiner Beytrag zur Gesangbildung in Volksschulen. 6 ggr.
Dessen kleine praktische Gesangschule. Ein Uebungsbuch für Ziffernsänger. 6 ggr.
Hengstenberg, T., Psalterion oder Erhebung und Trost in heiligen Gesängen. ord. Ausg. 20 ggr.
Dasselbe auf Velinpapier 1 Rthlr. 6 ggr.
Krummacher, Dr. F. A., die christliche Volksschule im Bunde mit der Kirche. Zweyte verbesserte Auflage. 1 Rthlr. 8 ggr.
Natorp, B. C. L., Anleitung zur Unterweisung im Singen für Lehrer in Volksschulen. I Leitfaden für den ersten Cursus. Vierte verbesserte Auflage. 20 ggr.
Strack, C., kurze und leichte Anweisung zur praktischen Vermessung eines Gefäßes von 2 bis 120 Zoll Durchmesser. Mit 2 Steindrucktafeln. 12 ggr.
Volkhart, F. A., die Lehre vom griechischen Accent. Als Hülfsmittel für Anfänger beym Uebersetzen aus dem Deutschen ins Griechische. 5 ggr.

Nro. 23.

Intelligenz = Blatt.

1825.

Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung zeigt, um Collision zu vermeiden, an, daß in ihrem Verlag aus dem Englischen übersezt erscheinen wird:

Walter Scott Leben Napoleons. 4 Bde.
Walter Scott biographische Skizze Lord Byrons.

Beyde Werke werden beynahe gleichzeitig mit dem Original erscheinen.

Stuttgart den 8. August 1825.

Literarische Anzeige.

Im Verlage der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Die dritte vermehrte und verbesserte Auflage
von
Johann Gottfried Sommers
Neuestem wort- und sacherklärendem Verteutschungs-Wörterbuche aller jener aus fremden Sprachen entlehnten Wörter, Ausdrücke und Redensarten, welche die Teutschen bis jezt in Schriften und Büchern sowohl als in der Umgangssprache noch immer für unentbehrlich und unersetzlich gehalten haben. Ein Handbuch für Geschäftsmänner, Zeitungsleser und alle gebildete Menschen überhaupt.
Gr. 8. Prag 1825. Auf Druckpapier, steif gebunden 2 Rthlr. 12 gr. Auf Schreibpapier, gebunden 3 Rthlr.

Indem wir dieses Werk, dessen Werth bereits allgemein anerkannt ist, hier nicht weiter empfehlen wollen, begnügen wir uns, das verehrliche Publikum auf die Vorzüge aufmerksam zu machen, welche diese dritte Auflage vor den beyden ersten auszeichnen. Sie bestehen darin, daß 1. an ungefähr 600 neue Fremdwörter hinzugekommen sind, welche man in den vorigen Auflagen vermißte; 2. daß gleichwohl das Werk dadurch nicht sehr vergrößert worden, indem der Hr. Verf. alle in den beyden vorigen Auflagen befindlichen weniger bekannten teutschen Wörter jezt weggelassen hat; daß 3. bey jedem mehrsylbigen Fremdworte die Sylbe, welche den Ton hat, durch einen über den Selbstlauter gesezten Querstrich bezeichnet worden ist. Endlich hat der Hr. Verf. bey jedem französischen, italiänischen und englischen Worte auch die Aussprache, in einer besondern Einklammerung angegeben, so daß nunmehr Jeder, der keine Gelegenheit gehabt hat, diese Sprachen bey einem guten Sprachmeister zu erlernen, mit Hülfe dieses Verteutschungs-Wörterbuchs im Stande seyn wird, die hier vorkommenden Wörter richtig auszusprechen.

Zugleich erlauben wir uns, alle Jene, welchen es blos um die gewöhnlichsten, im gemeinen Leben oder in Schriften am häufigsten vorkommenden Fremdwörter zu thun, oder welchen der Preis dieses größern Wörterbuchs zu hoch ist, auf den vom Hrn. Verf. bereits 1822 aus demselben gelieferten Auszug aufmerksam zu machen, welcher in der nämlichen Verlagshandlung unter dem Titel:

Kleines Verteutschungs-Wörterbuch, oder Anleitung, die im Teutschen am häufigsten vorkommenden Wörter aus fremden Sprachen richtig aussprechen, verstehen und schreiben zu lernen. Ein Auszug aus des nämlichen Verfassers größerem Verteutschungs-Wörterbuche,

erschienen, in mehreren Zeitschriften, namentlich in Freyherr v. Hormayrs Archiv und in Seebodes Kritischer Bibliothek günstig beurtheilt worden ist, und sich ebenfalls durch Angabe der Betonung und Aussprache, so wie durch den gewiß sehr billigen, jezt auf 12 gr. herabgesezten Preis empfehlen wird.

In demselben Verlage sind erschienen und jezt im Preise bedeutend herabgesezt:

NOUVEAU MANUEL EPISTOLAIRE FRANÇAIS, renfermant les principales règles de l'Art épistolaire, des instructions générales et particulières sur les divers genres de Correspondance, des modèles de lettres sur différents sujets, des lettres choisies de Mmes. de Sévigné, de Maintenon, d'Epinay, de Pompadour etc. de Mrs. de Voltaire, J. J. Rousseau, la Motte, Bussi Rubutin, et d'autres écrivains célèbres, suivis d'un nouveau bouquet de famille ou Recueil de compliments à offrir dans différentes circonstances par L. Philipon-de-la-Madeleine, faisant suite au Cours théorique et pratique de langue française à, l'usage des Allemands par F. L. Rammstein
2 Theile. gr. 8. Prag 1821. Früherer Preis 2 Rthlr. 4 gr. Herabgesezter Preis 1 Rthlr. 16 gr.

COURS DE LITERATURE ET DE MORALE ou Recueil, en prose et en vers, des plus beaux Morceaux de la Langue française dans la Littérature des deux derniers siècles; ouvrage classique à l'usage de tous les Etablissements d'instruction, publics et particuliers, de l'un et de l'autre sexe; par M. M. Noël, et de la Place. Dixième édition, pour servir de suite au Cours théorique et practique de langue français à l'usage des Allemands par F. L. Rammstein.
2 Theile. gr. 8. Prag 1822 u. 1823. Früherer Preis 4 Rthlr. Herabgesezter Preis 2 Rthlr. 16 gr.

Beyde Werke sind für Jeden, der sich mit dem Studium der französischen Sprache beschäftigt, und im schriftlichen Ausdruck eine höhere Stufe erklimmen will, als

diejenigen, wohin so manche der gewöhnlichen Grammairen mit ihren läppischen, von Germanismen wimmelnden, Anekdoten ꝛc. führen können, ein unentbehrliches Bedürfniß. Das Manuel épistolaire enthält nicht nur eine vollständige Uebersicht der vornehmsten Regeln des französischen Briefstyls, sondern auch die reichhaltigste Beyspielsammlung klassischer Briefe in französischer Sprache, wie sie von den auf dem Titel genannten Personen aufbewahrt worden sind. Hier und da sind über einzelne Ausdrücke und Redensarten treffende Anmerkungen unter den Text gesetzt worden. Ueberdieß gewähren diese Briefe schon an sich, abgesehen vom stylistischen Gebrauche, die angenehmste Unterhaltung und mannichfache Beyträge zur Geschichte Frankreichs unter Ludwig XIV. und XV. Der Cours de Litérature etc. verschafft dem Sprachschüler, welcher sich keine förmliche französische Bibliothek anschaffen kann oder mag, eine hinreichende Kenntniß der vornehmsten Erzeugnisse der französischen Literatur und bietet ihm Gelegenheit dar, seinen Styl nach diesen Mustern, sowohl in der Prosa als in der Poesie, zu bilden. Um die Fülle dessen, was in diesen beyden Werken dargeboten wird, übersehen und würdigen zu können, wolle man nur das Inhalts-Verzeichniß derselben durchgehen, und man wird finden, daß der Herr Herausgeber dadurch eine Menge anderer, zum Theil sehr kostspieliger, Bücher entbehrlich gemacht hat.

Um nun beyde Artikel auch für Minderbegüterte zugänglich zu machen, hat die Verlagshandlung, wie man oben finden wird, die Preise beträchtlich herabgesezt.

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliotheca veterinaria,

oder Verzeichniß aller brauchbaren, in älterer und neuerer Zeit, bis zur Mitte des Jahres 1824 in Deutschland erschienenen Bücher über alle Theile der Thierheilkunde; nebst einem Materienregister. gr. 8. geh. 3 gr.

Bey mir ist jezt fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rockstroh's, D. H., Anweisung, wie Schmetterlinge gefangen, ausgebreitet, benennet, geordnet und vor Schaden bewahrt werden müssen. Mit einem Anhange, welcher lehrt, wie Schmetterlinge aus Raupen auferzogen werden. Zweyte umgearbeitete und vollständigere Auflage mit 5 colorirten Kupfern. 350 Seiten 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ich glaube behaupten zu können, daß dieses Buch in seiner neuen Beschaffenheit jedes andere, welches als Anweisung zur Kenntniß der Schmetterlinge Deutschlands und über Behandlung der Schmetterlinge, Raupen und Puppen, bis jezt für junge Leute erschienen ist, an Vollständigkeit und Brauchbarkeit übertrifft, und die 5 hinzugekommenen colorirten Kupfer sind von einem Künstler, der selbst Entomolog ist, so treu und mit so viel Fleiß angefertigt, daß sie auch großen Werken über Entomologie zur Zierde dienen können.

Leipzig, im Juli 1825.

Carl Cnobloch.

B I B L I O T E Ç A
DI PROSE ITALIANE.

C O L L E C T I O N
DE CHEFS-D'OEUVRE EN PROSE ITALIENNE,

Avec des Notices sur les auteurs, et de Remarques littéraires sur les ouvrages,

PAR A. BUTTURA.

10 vol. in 32, papier vélin, figures, imprimés par JULES DIDOT ainé.

Prix: 10 Rthlr. sæchs.

PARIS ET LEIPSIG,

BOSSANGE FRÈRES.

Unter vorstehendem Titel erscheint bey unterzeichneter Buchhandlung eine kleine, ausgewählte Sammlung der besten italiänischen Prosaiker in der Original-Sprache, und zwar in folgender Ordnung:

PREMIER AGE
(de 1200 à 1500.)

BOCCACCIO: Novelle scelte. . . . . . 1 vol.
Choix de Villani, Sacchelli et autres prosateurs anciens. 1

SECOND AGE
(de 1500 à 1700.)

MACHIAVELLI: Storia di Firenze 3
Il Principe. 1
I Discorsi. 2
Choix de Guicciardini, Davila, Galilei et autres prosateurs de cette époque. 1

TROISIÈME AGE
(de 1700 jusqu'à nous jours.)

Choix d'auteurs modernes. 2

Der Herausgeber dieser Sammlung hat sich bereits durch mehrere der Art bedeutende Arbeiten aus dem Felde der italiänischen Literatur einen zu vortheilhaften Ruf erworben, als, daß wir in dieser Hinsicht etwas zu Gunsten jener Ausgabe zu sagen hätten. Als erstes Erforderniß ist von unserer Seite dabey auf äußerste Correctheit gesehen worden. — Was weiter den Druck und das Papier betrifft, so erscheinen gewiß beyde einem jeden Käufer in solcher Vorzüglichkeit, daß er sich nur angenehm überrascht finden wird. Obgleich das Format ein kleinstes Taschenformat ist, und dadurch der Druck aus feiner Perlschrift gebildet werden mußte, so ist derselbe doch, in der berühmten Offizin des Herrn Didot, mit solcher Sauberkeit und Sorgfalt behandelt, daß er die Augen des Lesers nicht im Geringsten angreifen kann, da überdieß das feinste Velin-Papier die Schönheit und Deutlichkeit erhöht. —

Jedes Bändchen ist mit einem Kupfer geziert und geheftet ꝛc, daß die ganze Sammlung leicht in dem kleinsten Raum aufzubewahren ist.

Es erschien bereits:

Il Principe di Machiavelli. 1 Vol. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr. rhein.

Nächstens wird

Machiavelli Storia di Firenze. 3 Vol.

und im August

Novelle scelte di Boccaccio. 1 Vol.

die Presse verlassen, die ganze Sammlung aber noch im

Laufe dieses Jahres vollendet werden. Jedes Werk ist auch einzeln zu haben. Alle gute Buchhandlungen nehmen darauf Bestellungen an, und es sind bey mehreren Anzeigen und Probeblätter gratis zu erhalten.

Bossange Frères
(in Leipzig und Paris)

Bey L. Oehmigke in Berlin ist so eben erschienen:

Roquette, C. D., neue praktische französische Sprachlehre, in welcher die Regeln kurz und leicht faßlich dargestellt sind, jede derselben durch viele Beyspiele erläutert und mit französischen und deutschen Uebungsstücken begleitet, besonders auch die Conjugation nach einer neuen Methode sehr vereinfacht ist, nebst einer kurzen Anweisung für Lehrer. Zum Schulgebrauche und Selbstunterrichte bearbeitet. Zweyte vermehrte und sorgfältig verbesserte Ausgabe. XVI und 600 Seiten. Preis 18 gr. Schreibpapier 1 Thlr.

Ein Buch das in 3 Jahren bey einer so starken Auflage abgesezt worden, bedarf keiner weitern Anpreisung, und kann ohne Zweifel in dieser neuen Ausgabe, wodurch es noch bedeutend gewonnen hat, ebenfalls einer guten Aufnahme gewiß seyn, da die Einrichtung desselben, nach dem allgemeinen Urtheil, höchst zweckmäßig ist, und die gründliche Erlernung der französischen Sprache so sehr erleichtert wird. — Schulvorstehern steht zur nähern Prüfung auf Verlangen gern ein Exemplar zu Diensten.

In der Reinschen Buchhandlung in Leipzig erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Biblische Weisheit und menschliche Klugheit.
Ein
Hand- und Reisebüchlein durchs ganze Leben.
In Taschenformat sauber geheftet 12 gr.

Wenn die biblische Weisheit der menschlichen Klugheit zur Führerin dient, darf diese gewiß nicht zu straucheln fürchten, denn jene Führerin hat sich seit einigen Jahrtausenden bewährt. Sie tritt hier dem jungen Wanderer im Leben mit hundert und zehn Rathschlägen entgegen, und nicht einmal wird er seine Klugheit zu bereuen Ursache haben, wenn er jener Weisheit folgt; man kann es daher Jünglingen und Jungfrauen aufs angelegentlichste empfehlen.

Bey Ch. G. Kayser in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Oelsnitz, Eduard von der, der Unbekannte. Eine Novelle. 8. 21 gr.

Derselbe, Theobald's, des Dichters, Liebe, Leiden und Vollendung. 8. 18 gr.

Tiefe der Empfindung, Gedankenreichthum und großartiger Phantasieschwung bezeichnen den Geist dieser Werke. Die Sprache ist so rein und schön, wie sie nur bey den Klassikern der Nation angetroffen wird. Reiche Genüsse für Geist und Herz darf die gebildete Welt hier erwarten!

Berlin. Se. Majestät der König von Preußen haben dem Redakteur der allgemeinen Theaterzeitung und des Unterhaltungsblattes, für Kunst, Literatur und geselliges Leben, dann Theaterdichter zu Wien, Herren Adolph Bäuerle für das zum höchsten Geburtsfeste Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich veranlaßte und dem Könige unterthänigst überreichte Preisgedicht eine große goldene Medaille durch den Herrn Grafen von Brühl allergnädigst zustellen lassen.

Bey Joh. Friedr. Gleditsch in Leipzig ist erschienen:

Handbuch der Geographie,
zum Gebrauch für Lehrer beym Unterricht, sowohl in höhern und niedern Lehranstalten, als bey Privatunterricht und für Freunde der Geographie,
von
Joh. Christ. Fr. Guthsmuths.
Zweyte Abtheilung:
erste Hälfte: Asien und Afrika.
zweyte Hälfte: Amerika und Australien.
Zweyte, durchaus verbesserte Auflage.
Preis der zweyten Abtheilung 1 Rthlr. 3 gr.
ders. der ersten: Europa 2 Rthlr. 12 gr.

Bey den großen Veränderungen in der Kenntniß der außer Europäischen Erdtheile verdient diese zweyte, nach Quellen und den neuesten Hülfsmitteln durchaus verbesserte Auflage, die Aufmerksamkeit aller Freunde der Länderkunde. Der Abriß oder Auszug aus diesem Handbuch, für die niedern Klassen, ebenfalls einer zweyten verbesserten Auflage (32 Bogen engen Drucks) kostet 1 Rthlr., in Parthien von 12 Exempl. nur 16 gr.

Bey Unterzeichnetem ist nun erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Geschichte Napoleons
und
der großen Armee
im Jahre 1812
von
dem General Grafen von Ségur.
Aus dem Französischen.
2 Bände in Umschlag broschirt 3 Rthlr. 15 Sgr.

Es ist zu bekannt, welche Sensation dieses Buch bey seinem Erscheinen hervorgebracht hat, und daß es in wenigen Monaten in Paris vier Auflagen erlebte; beynahe in allen kritischen Blättern ist der Werth desselben erkannt, und ich erlaube mir nur den Anfang einer Beurtheilung hier anzuführen:

„Einer aus Napoleons nähern Umgebungen hat die Feder ergriffen, um ihn in einer der interessantesten Perioden seines Lebens, auf dem Wendepunkte seines Glückes zu schildern. Leichtigkeit und Eleganz der Rede, Gewandtheit des Styles, treffende und wahre Darstellungen

sind es, welche die Manier des Verfassers charakterisiren; er versteht die Momente herauszuheben, und seinem Vortrage, selbst bey schon bekannten Sachen, eine anziehende Lebendigkeit zu geben; der Leser wird gleichsam Zeuge der Ereignisse, und sieht sie zuerst in den Gedanken Napoleons keimen, und dann in den mannigfachen Verbindungen mit dem Zufalle und der Außenwelt sich zur Wirklichkeit gestalten."

„Der eigentliche Zweck des Verf. scheint zu seyn, Napoleon in den mannigfaltigen Lagen und Phasen zu schildern, in welche ihn die verschiedenen Zufälle seines Campagnelebens im Jahre 1812 versetzten, ihn handelnd und nach dem Leben zu zeichnen. So erblickt man ihn bald allein und in Nachdenken versunken, bald im Gespräch mit sich selbst begriffen, bald sich berathend mit seinen Vertrauten, Duroc, Daru, Lobau, Rapp, Lauriston, Berthier, Caulincourt und Ségur; und dann wieder öffentlich an seinem Hofe, bey der Armee, unter den Soldaten. Diesem anziehenden Gemälde dienen die Kriegsbegebenheiten beynahe nur als Folie, ohne jedoch dadurch an eigenem Interesse zu verlieren, da sie durch eine Menge aufklärender und ergänzender Nachrichten die Aufmerksamkeit in beständiger Spannung erhalten."

Die Uebersetzung ist treu wiedergegeben und durch Anmerkungen bereichert. —

E. S. Mittler,
in Berlin, Stechbahn Nr. 3,
in Posen am Markt Nr. 90.

Neue Musicalien,

welche im Bureau de Musique von C. F. Peters in Leipzig erschienen und in allen guten Buch- und Musikhandlungen zu haben sind:

Cramer, J. B., 8me Concert pour Pianoforte avec Orchestre. Op. 70. 3 Rthlr. 8 gr.
— — Supplement à sa célèbre Methode pour Pianoforte. Consistans en Morceaux expressement composés et arrangés d'une manière nouvelle, precedé chacun d'un petit prelude doigté. 1 Rthlr. 8 gr.
— — Tems heureux, petite Fantasie pour Pianoforte. 12 gr.
Czerny, C., 3me grande Sonate pour Pianoforte. Op. 57. 1 Rthlr. 12 gr.
— — Leggerezza e Bravura. Rondo brillant pour Pianoforte. Op. 58. 20 gr.
Hartknoch, Valses avec Coda à 4 mains. Op. 3. 1 Rthlr.
Hummel, J. N., Amusements en forme de Caprices pour Pianoforte. Op. 105. 1 Rthlr. 8 gr.
— — Rondo brillant, Op. 98. arrangé pour Pianoforte seul par Hummel 1 Rthlr. 8 gr.
Kalkbrenner, F., Effusive Musica. Grande Fantaisie pour Pianoforte. Op. 68. 1 Rthlr. 4 gr.
Moscheles, F., Walses pour Pianoforte. 12 gr.
Reissiger, C. G., Trio pour Pianoforte, Violon et Violoncelle. Op. 25. 1 Rthlr. 20 gr.
— — Variations instructives pour Pianof. Op. 28. 12 gr.
— — Danses brillantes pour Pianof. Op. 26. 12 gr.
Ries, F., Abschieds-Conzert von England für Pianoforte mit Orch. Op. 132. 5 Rthlr.
— — Dasselbe Concert für Pianof. allein. 2 Rthlr.
— — Grand Quatuor pour Pianoforte, Violon, Viola et Violoncelle. Op. 129. 2 Rthlr. 16 gr.
Romberg, H., (fils d'André Romberg) Sonate pour Pianoforte et Violon concert. Op. 1. 1 Rthlr. 4 gr.
Spohr, L., Double-Quatuor Op. 65. arrangé en Quintuor pour Pianoforte, 2 Violons, Viola et Violoncelle. 2 Rthlr.
— — F., 1ere Sonate à 4 mains, tirée d'un Quatuor de L. Spohr. 1 Rthlr. 8 gr.
Würfel, W. W., Rondo brillant pour Pianof. Op. 25. 12 gr.
— — 2 Polonaises pour Pianoforte. Op. 26. 8 gr.
— — 2 Polonaises pathetiques pour Pianof. Op. 27. 8 gr.

Für Saiten- und Blase-Instrumente.

Maurer, L., 5me Concert p. Violon av. Orch. 2 Rthlr. 20 gr.
— — Romance de l'Opera: Joseph pour 2 Violons et Violoncelle. av. Orch. Op. 25. 1 Rthlr. 12 gr.
Ries, F., 3 Quatuors pour 2 Violons, Viola et Violoncelle. Op. 126. Nr. 1. 2. 3. à 1 Rthlr. 12 gr. 4 Rthlr. 12 gr.
Romberg, Bernh., Divertimento pour Flûte, Violon, Viola et Violoncelle. Op. 40. 1 Rthlr.
— — Concertino p. 2 Cors av. Orch. Op. 41. 1 Rthlr. 16 gr.
— — 3 Trios d'une difficulté progressive pour Violoncelle, Viola et Basse. Op. 38. 2 Rthlr. 12 gr.
— — 9me Quatuor pour 2 Violons, Viola et Violoncelle. Op 39. 1 Rthlr. 20 gr.
Spohr, L., Potpourri de l'Opera: Jessonda, pour Violon et Violoncelle avec Orchestre. Op. 64. 2 Rthlr.
— — Double-Quatuor pour 4 Violons, 2 Violes et 2 Violoncelles Op. 56. 2 Rthlr. 12 gr.
— — l'Opera: Jessonda, arrangée en Harmonie complet. 4 Rthlr. 12 gr.
— — l'Ouverture en Harmonie. 2 Rthlr.
— — 10me Concert p. Violon av. Orch. Op. 62. 3 Rthlr. 8 gr.
Walch, J. H., Pièces d'Harmonie pour Musique militaire 7te Livr. 2 Rthlr. 16 gr.
— — Neue Tänze für Orchester. 7te Samml. 1 Rthlr. 8 gr.

Für Gesang.

Hummel, J. N., Mathilde von Guise. Oper mit italienischem und teustchem Texte im Klavierauszuge von Hummel. 6 Rthlr.
Kallenbach, C. E. G., 6 Lieder für 3 Männerstimmen. 1 Rthlr. 4 gr.
Keller, C., Der Blinde, mit Pianof. oder Guitarre. 10 gr.
— — Liebchens Blick und Sängers Klage für Pianoforte oder Guitarre. 12 gr.
— — Ariette mit Pianoforte oder Guitarre. 10 gr.
Matthaei, A., fröhliche Gesänge für 2 Soprane, Tenor und Bass. 19tes Werk. 1 Rthlr. 12 gr.

Nächstens werden fertig:

Müller, A. E., grosse Pianoforte-Schule, Achte Auflage mit vielen neuen Beyspielen und einem vollständigen Anhange vom Generalbasse versehen von Czerny. 4 Rthlr.
Spohr, L., Der Berggeist. Oper im Klavier-Auszuge.

Auf folgendes Werk kann man bis zum Oktober d. J. in jeder guten Buchhandlung mit 2 Rthlr. subscribiren:

Vollständiges Lehrbuch des Schachspiels, welches außer den allgemeinen und besondern Regeln noch andere beym Schachspielen nothwendig zu beachtende und in keinem andern Werke vorgetragene Vorschriften enthält, mit mehr als 500 Kupfertafeln.

Eine ausführliche Subscriptions-Anzeige ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

In dem Verlage der unterzeichneten Buchhandlung wird in einigen Wochen die Presse verlassen:

Ausführliche Erläuterung des Pfand- und Prioritätsgesetzes für das Königreich Würtemberg, von Karl August Friedrich Seeger, Rechtsconsulenten zu Stuttgart. Erster Theil.

Dieser Theil umfaßt den ersten und wichtigsten Titel des Unterpfandsgesetzes: „von dem Rechte der Unterpfänder.“ Nach dem Erscheinen der Instruktion wird auch der zweyte Theil möglich bald befördert werden.

Der Zweck dieser Arbeit geht dahin, dem Geschäftsmanne die Anwendung der neuen Gesetze durch deren vollständige Erläuterung, Vergleichung mit dem übrigen Rechtssysteme und Lösung einzelner wichtigen Fragen zu erleichtern.

Stuttgart, den 13. August 1825.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Katechismus der Homöopathie oder kurze und faßliche Darstellung der Grundsätze des homöopathischen Heilverfahrens für Aerzte und Nichtärzte von Dr. Carl Georg Christian Hartlaub, ausübendem Arzt in Leipzig. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Leipzig, 1825. geh. 16 Gr.

Baumgärtner'sche Buchhandlung zu Leipzig. Peterstraße 112.

Bey mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schlickeisens, W., französisches Elementarbuch zur leichtern und gründlichern Erlernung der französischen Sprache, mit besonderer Berücksichtigung der Aussprache, mit passenden Leseübungen, grammatischen Regeln und erklärenden Beyspielen, als Vorübung zu den größern Grammatiken von Wailly und Sanguin, für den ersten Unterricht entworfen. 8. 314 Seiten. 16 Gr.

Der Verfasser, der bey seinem vieljährigen Unterricht fand, daß fast alle Grammatiken der französischen Sprache über die ersten Anfangsgründe derselben zu schnell hinwegeilten, entschloß sich zu der Herausgabe dieses Elementarbuchs, welches eine ausführliche, durch passende Beyspiele und Leseübungen erläuterte Anweisung zur Aussprache, so wie leicht faßliche Regeln der Grammatik enthält, und hofft, daß dasselbe allen Lehrern der französischen Sprache, welche bey den Anfangsgründen derselben einen leichten und zugleich gründlichen Weg mit ihren Schülern einschlagen wollen, sowohl bey dem Schul- als bey dem Privatunterrichte sehr willkommen seyn wird.

Leipzig, im Juli 1825.

Carl Cnobloch.

Bey G. D. Bädeker in Essen ist so eben folgende höchst interessante kleine Schrift erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fliedner, Th., liturgische Mittheilungen aus Holland und England, mit Bezug auf die neue preußische Agende. gr. 8. br. 9 gGr.

Bey Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen für 4 Rthlr. 12 gr. oder 8 fl. 6 kr. geheftet zu haben:

Wahrsagerin, die. Eine Erzählung aus der Schottischen Zeitgeschichte, nebst einem Anhang von Noten und geschichtlichen Documenten aus den Zeiten Jakobs I. Aus dem Englischen des Verfassers der Pfarrannalen, Ringan Gilhaize u. s. w. In 3 Bänden. 8.

Der Verleger übergibt hiermit dem Publikum eines der interessantesten Werke der neuen englischen romantischen Literatur. Der Verfasser, indem er den Leser an die Quellen der Zwistigkeiten zurückführt, welche das Haus der Stuart'schen Königsfamilie theilten, entwirft in raschen und kühnen Pinselzügen, im romantischen Gewande, aber dennoch der Geschichte treu, die kurze Regierung und das verhängnißvolle Schicksal jenes unglücklichen Schottenkönigs. Von Begebenheit zu Begebenheit fortdrängend, ergreift er seine Charaktere mit überraschender Wahrheit, und die Zeichnungen des Königs, des Grafen von Athol, Grämo's des Königsmörders, der unglücklichen Herzogin von Albano, selbst jenes mystischen Wesens, das durch seine unheilbringenden Prophezeihungen eine so wichtige Rolle in dieser Geschichte spielt, wie die Schilderungen von Naturscenen, an denen er uns bisweilen im Vorüberfluge vorbeyführt, stellen sich kühn dem an die Seite, was je Schottlands großer Romantiker lieferte; während die beygefügten Noten dem Werke einen erhöhteren geschichtlichen Werth geben.

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

F. A. Hegenberg's

vollständige, auf die bekannten Elementarsätze von den geraden Linien und Winkeln gegründete

Theorie der Parallellinien

mit 1 Figurentafel. gr. 8. 8 gr.

In der Buchhandlung von C. Fr. Amelang in Berlin erschien und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Theodora. Moralische Erzählungen für die weibliche Jugend. Von F. P. Wilmsen. 8. Mit einem Titelkupfer, Vignette und Musikbeylage. Geheftet. Preis: 1 Thlr. 4 gr.

Inhalt.

I. Die Schule der Leiden.
II. Treue, Edelmuth und Liebe.
III. Weltsinn und Eitelkeit.
IV. Die Macht und die Rechte des Gemüths.
V. Elisens Jugendleben.
VI. Leichtsinn und leichter Sinn.

Der Recensent in der Jenaischen Allg. Lit. Zeit. (No. 113. Juni 1824) urtheilt über diese Erzählungen: „Sie gehören zu den besten der Gattung; sie belehren auf eine gefällige Weise, schärfen und erweitern den Blick, deuten auf den richtigen Gesichtspunkt hin, und machen keine übertriebene Forderungen an junge Seelen. Das Natürliche in der Darstellung der unausbleiblichen Folgen der Begehungs- und Unterlassungsfehler ist an dem Verfasser höchlich zu preisen, um so mehr, da in Schriften der Art das Gegentheil nur allzuoft zu bemerken ist. — Hier ermüdet die Sittenlehre nirgends; sie ist der Sache angemessen, gedrängt, und redet eine männliche, ungezierte, und doch gefühlvolle Sprache. Jede liebende sorgliche Mutter kann ohne Bedenken dieses Buch der aufblühenden Tochter in die Hände geben; der zur Jungfrau herangewachsenen wird keine zweckmäßigere Gabe gespendet werden können, als diese Theodora."

Neues deutsches Reimlexikon.

In allen Buchhandlungen sind ausführliche Anzeigen und Proben eines Werks zu erhalten, das im Verlage des Unterzeichneten unter folgendem Titel erscheinen wird:

Allgemeines
deutsches Reimlexikon.
Herausgegeben
von
Peregrinus Syntax.

Es wird zwey Bände von etwa 110—120 Bogen in groß Lexikonformat enthalten und auf einmal und ungetheilt in der Ostermesse 1826 ausgegeben werden. Der Subscriptionspreis ist für das ganze Werk auf 6 Thlr., oder 10 fl. 48 kr. Rhein., festgesezt worden; Vorausbezahlung wird nicht verlangt.

Leipzig, 15. Juli 1825.

F. A. Brockhaus.

In der Buch- und Musik-Handlung von Fr. Laue in Berlin ist erschienen:

Rellstab, Sagen und romantische Erzählungen. 1s Bändchen. Preis 1 Rthlr., elegant broschirt 1 Rthlr. 2 gr.

Das Talent des Verfassers ist schon vielfach öffentlich anerkannt, deßhalb empfehlen wir dieses Werk weiter nicht, sondern machen nur darauf aufmerksam, daß es unmittelbar nach seiner Erscheinung schon sehr vortheilhaft beurtheilt worden (siehe Berliner-Vossische-Zeitung, Abend- und Wiener Moden-Zeitung u. a. m.), und daß die Stimmung des Publikums dieses Urtheil rechtfertigt.

Dufour, Handbuch für die praktischen Arbeiten im Felde für die Offiziere aller Waffen. A. d. Fr. Mit Anmerkungen von C. V. Preis 2 Rthlr.

Lichtenstern, Frhr. v., Teutschlands Bundesstaaten in einer Tabelle. Preis 10 gr.

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Historische Bildergallerie
zur
Erheiterung, Belehrung und Unterhaltung
für alle Stände
von
Sam. Baur.
1r Theil. Preis 1 Rthlr. 16 gr.

Bey L. Oehmigke in Berlin ist so eben erschienen:

Colberg, Julius, Dr. und Prof. an der Universität zu Warschau, Anweisung den Inhalt ebener Flächen ohne Rechnung genau zu finden und die Theilung der Figuren zu erleichtern vermittelst eines neu erfundenen Instruments: „des Planimeters," zum Gebrauch für Feldmesser. Mit einer Vorrede vom Geh. Hofrath Dr. Grüson in Berlin. Nebst 4 Kupfern. gr. 8. geh. Preis 12 gr.

Die Instrumental-Arithmetik ist durch das erfundene Planimeter sehr bereichert worden. Bey eingeübtem Gebrauch und bey vorausgesezter genauer Ausführung muß das Planimeter dem Feldmesser besonders die Berechnungen der Charten nicht nur erleichtern, sondern ihm auch mehr Sicherheit der Resultate gewähren.

Nachstehende Werke sind so eben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Rost, Dr. V. Chr. Fr., Elementarwörterbuch der Griechischen Sprache, hauptsächlich zum Behuf des Auswendiglernens und zur Beförderung eines leicht faßlichen Ueberblicks der griechischen Wortfamilien in etymologischer Folge. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Schulen haben bey größern Bestellungen einen Parthie-Preis von jeder Buchhandlung zu erwarten.

Wörterbuch, Oekonomisch-technologisches, oder Unterricht in der Oekonomie, in der ökonomischen Technologie und in der ökonomischen Baukunst, nach alphabetischer Ordnung. Ein Handbuch für Gutsbesitzer, Landwirthe und Freunde der landwirthschaftlichen Kultur. Fortgesezt von J. G. G. Weise, 6r Band. gr. 8. Mit Kupfern. 3 Thlr.

Unger, Dr. E. S., Handbuch der mathematischen Analysis zum Gebrauch für Alle, die diese Wissenschaft zu erlernen und anzuwenden wünschen. 2r Band. gr. 8. mit Kupfern. 2 Thlr. 12 gr.

Auch unter dem Titel:

Die Lehre von den Gleichungen, Funktionen und Reihen, und ihre Anwendung.

Bildnisse der jezt in Gotha lebenden Philologen: Bretschneider, Döring, Galletti, Jacobs, Kries, Regel, Rost, Schulze, Ukert, Welker, Wüstemann. Gezeichnet und lithographirt von Emil Jacobs. 4. 2 Thlr.

Theater, Classisches, des Auslandes. Wohlfeile elegante Taschenausgabe, mit Kupfern. brosch. 6 Bändchen, à 4 gr.

Enthalten:

Alfieri's sämmtliche Schauspiele. 1s und 2s Bändchen.
Racine's sämmtliche Schauspiele. 1s und 2s Bändchen.
Calderon's sämmtliche Schauspiele. 1s Bändchen.
Corneille's sämmtliche Schauspiele. 1s Bändchen.

Erfurt und Gotha, im Juni 1825.

Hennings'sche Buchhandlung.

Pränumerations-Anzeige für Lehrer und Schüler der Mathematik.

F. A. Hegenberg's,
Königl. Preuß. Reg. Condukteur und Lehrer d. Mathematik,

Vollständiges Lehrbuch der reinen Elementar-Mathematik

zum Gebrauch für Lehrer,
besonders aber für Selbstlernende und Examinanden,
gr. 8. in Vier Theilen; Berlin bey Enslin.

1r Theil: Arithmetik und niedere Algebra. 502 S. 1821. 2 Rthlr. 6 gr.
2r Theil: die Epipedometrie oder ebene Geometrie. 690 S. mit 16 Kupf. in Folio. 1823. 4 Rthlr.
3r Theil: die Stereometrie oder körperliche Geometrie. 344 S. mit 6 Kupf. in Folio. 1823. 1 Rthlr. 18 gr.
4r Theil: die ebene und sphärische Trigonometrie und Polygonometrie, und deren Anwendung auf die Stereometrie, nebst Supplementen zu den drey ersten Theilen, 704 S. mit 6 Kupf. in Folio. 1825. 4 Rthlr.

Also complet im Ladenpreise 12 Rthlr. In dem noch geltenden Pränumerationspreise aber nur Acht Thaler.

Dieses Werk ist in den Heidelberger Jahrbüchern, in Seebodes kritischer Bibliothek und der Hallischen Literaturzeitung, so wie in mehreren andern kritischen Blättern, so günstig beurtheilt worden, als Verfasser und Verleger es nur wünschen können; die Hallische Lit. Zeitung bemerkt ausdrücklich: „daß es die meisten der gleichzeitigen ähnlichen Bücher überleben werde.“ Gleichwohl ist es noch lange nicht so verbreitet, als es zu seyn verdient. Viele haben mir die Besorgniß geäußert, es möchte ins Stocken gerathen, wie manche ähnliche Unternehmungen der neuern Zeit; diese ist aber nun gänzlich beseitigt, da das Werk vollständig fertig ist. Andere fürchteten den zu hohen Preis. — Nun habe ich zwar die Preise der einzelnen Theile so niedrig gesezt, daß sie Jedermann für höchst billig wird erkennen müssen, und ich kann sie im Einzelnen nicht herabsetzen, auch denen keinen Nachlaß bewilligen, welche meine frühern deßfallsigen Anzeigen unbeachtet gelassen haben. Gleichwohl möchte ich mich denen gefällig zeigen, deren Kräfte die Summe von zwölf Thalern übersteigt, und erbiete mich daher, den früher für diejenigen, welche das ganze Werk Voraus bezahlen wollten, festgesetzten Pränumerationspreis von Acht Thalern (14 fl. 24 kr. Rhein.) noch in diesem Jahre bestehen zu lassen, wofür man es durch alle Buchhandlungen beziehen kann. Auf diese Weise erleichtere ich den Ankauf so weit, als es mir bey den großen Kosten, die ein solches Werk erfordert, nur möglich ist, wogegen ich denn aber auch hoffe, daß meine gute Absicht nicht verkannt, und ich durch einen reichlichen Absatz werde entschädigt werden. — Sollte es in den Buchhandlungen nicht überall gleich vorräthig seyn sollte, sende ich auf Verlangen gern ein Exemplar zur Ansicht.

Berlin, den 1. Juli 1825.

Th. Chr. Fr. Enslin.

In August Oßwald's Buchhandlung in Heidelberg und Speyer ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Liederkrone.

Eine Auswahl
der
vorzüglichsten ältern geistlichen und erwecklichen
Lieder.
Herausgegeben
von
dem Verfasser von Wahl und Führung.

Preis bis zum 1. Okt. 1825. 54 kr. rhein. oder 12 ggr. sächs., später unabänderlich 1 fl. 12 kr. oder 16 ggr., gute Ausgabe auf Post-Velin 1 fl. 30 kr. oder 22 ggr.

Wir haben auf diesen Hausschatz für jeden Christen schon durch eine ausführliche Anzeige aufmerksam gemacht, und glauben nun durch die Bekanntmachung seiner Vollendung Predigern, Volkslehrern und jedem frommen Gemüth eine Freude zu bereiten. Was von der Sammlung unter den Händen des verdienstvollen und würdigen Herrn Verfassers zu erwarten sey, bedarf keiner weitern Erklärung von unsrer Seite, und wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß wir durch einen fast über allen Maaßstab billigen Preis dieses herrliche und reichhaltige Erbauungsbuch auch für den Unbemitteltsten zugänglich gemacht haben, und noch überdieß bereit sind, gesammelte Bestellungen dadurch zu unterstützen, daß wir bey directer und frankirter Einsendung des Betrags von 12 Exemplaren ein Freyexpl. beyfügen werden.

Von der Bestimmung des Ladenpreises können wir aber in keinem Fall abweichen.

Bey Neukirch, Buchhändler in Basel, ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu erhalten:

Betrachtungen über den wunderbaren Aufschwung der gesammten

Baumwollen-Fabrikation

nebst Beschreibung einiger der neuesten englischen Maschinen
von Dr. Christoph Bernoulli,
ord. Prof. an der Universität zu Basel.

1. Band in gr. 8. mit 5 Steindrucktafeln. Preis 2 fl.

Inhalt:

Betrachtungen über die neuesten Fortschritte der Baumwollenfabrikation überhaupt. — Fortschritte der

Spinnerei. — Fortschritte der Weberei. — Fortschritte der Kattundruckerei. — Anhang. Ueber die Dironsche und andere Flachmaschinen. Der Wattenroller oder die Wickelmaschine. — Beschreibung einer neuen Spreading- oder Wattenmaschine, des Batteur Etaleur. — Vom Kardiren und den Kardmaschinen. — Verfertigung der Kardenleder. — Schleifmaschine zum Abschleifen der Kratzdeckel. — Ueber die Verfertigung der gefurchten oder geriffelten Walzen. — Beschreibung einer englischen Vorspinn-Streckbank oder des Fiver-Rovings. — Bemerkungen über die Verfertigung einiger einzelnen Theile. — Die Watertwist- oder Drosselmaschine. — Drosselmaschine zum Zwirnen des Garns. — Von dem englischen und französischen Nummerotirsystem. — Beschreibung der englischen Zurüst- oder Schlichtmaschine. — Neuere Einrichtung der Laugeständen. — Neue Bereitung des Bleichkalkes.

Nro. 25.

Intelligenz-Blatt.

1825.

Ankündigung.

Der Beyfall, dessen sich das im Verlag der unterzeichneten Buchhandlung seit dem Jahre 1821 erscheinende

diplomatische Archiv

nun unter dem französischen Titel:

Archives diplomatiques

zu erfreuen hat, bürgt für die ununterbrochene Fortsetzung dieses reichhaltigen Handbuchs der Urkunden für die neueste Zeit- und Staatengeschichte.

Um dessen Anschaffung möglichst zu erleichtern, wird in Zukunft ein jeder Band nur die einen Staat oder Staatenbund betreffenden Urkunden enthalten, und folglich zwar ein mit dem ganzen Werke zusammenhängendes, aber doch für sich bestehendes Ganze bilden. Es ist daher der Abnehmer eines solchen einzelnen Bandes nicht gehalten, die bereits erschienenen oder künftig erscheinenden Bände anzuschaffen, sondern er kann sich nach eigener Wahl auf ein oder mehrere derselben beschränken. Zu dem Ende werden in Zukunft jedem Bande zweyerley Titel vorangedruckt werden, wovon der eine für die Abnehmer des ganzen Werkes, der andere für jene, welche nur einzelne Theile desselben abnehmen, bestimmt ist.

Der nächsterscheinende sechste Band wird Großbritannien unter der Regierung König Georg IV. bis in's gegenwärtige Jahr enthalten.

Da aber in der gegenwärtigen, an wichtigen Ereignissen so reichen Zeit das Bedürfniß immer mehr und mehr gefühlt wird, die auf solche bezügliche Urkunden und Aktenstücke so schnell als möglich vollständig und in einer ununterbrochenen Reihenfolge zu lesen, da viele derselben in einer Menge von öffentlichen Blättern und Zeitschriften aller Länder zerstreut, und manchmal nicht mit der erforderlichen Genauigkeit abgedruckt sind, und wohl manche Leser wünschen dürften, solche in getreuer deutscher Uebersetzung zu erhalten, die Archives diplomatiques aber ein gegenwärtig nur noch in französischer Sprache verfaßtes systematisches Handbuch bilden, welches immer nur einen Staat oder Staatenbund enthält, folglich die Urkunden anderer Staaten nicht mit der gewünschten Schnelligkeit liefern kann, so glaubt die unterzeichnete Buchhandlung einem ziemlich allgemeinen Wunsch zu entsprechen, indem sie eine neue Zeitschrift unter dem Titel:

Neueste Staatsakten und Urkunden

in monatlichen Heften herausgibt. Diese Zeitschrift enthält fortlaufend die neuesten und wichtigsten öffentlichen Urkunden aus allen europäischen und außereuropäischen Staaten bloß in deutscher Sprache. Die Urkunden werden zwar weder in systematischer noch in chronologischer Ordnung gegeben, weil dadurch deren Mittheilung verzögert würde; es wird aber am Ende eines jeden Bandes eine chronologische und systematische Uebersicht der in demselben enthaltenen Urkunden abgedruckt, und dadurch diesem Mangel abgeholfen werden. Für die größte Genauigkeit der Uebersetzung und des Abdruckes, für Vollständigkeit und schnelle Mittheilung der Urkunden ist zweckmäßig gesorgt.

Alle Monate erscheint ein Heft von 6 Bogen; Vier Hefte bilden einen Band. Der Preis des Jahrgangs ist: 4 Thlr. 16 gr. oder 8 fl.

Man überzeugt sich aus diesem mit wenigen Worten angezeigten Plan, daß diese Zeitschrift keine Uebersetzung der Archives diplomatiques, sondern ein für sich bestehendes Urkunden-Journal sey; daß so wie bey den Zeitabschnitten der Archives dipl. das Hauptaugenmerk nach dem bisher befolgten Plan, auf die seit dem Jahr 1820 entstandenen politischen Verwicklungen und Staatsverhältnisse gerichtet wird, in der hier angekündigten deutschen Zeitschrift immer das Interessante des Augenblicks berücksichtiget werde; daß die Archives ein systematisches nach einzelnen Staaten und Zeitabschnitten geordnetes Handbuch, diese Zeitschrift hingegen eine fortlaufende Sammlung der neuesten, alle Staaten betreffenden Urkunden seyn; daß also beyde literarische Unternehmungen von einander verschieden sind, und daß zwar das in französischer Sprache herauskommende diplomatische Archiv und diese in deutscher Sprache erscheinende Zeitschrift sich gegenseitig unterstützen, folglich sehr gut und zweckmäßig zugleich benützt werden können, daß es aber eben nicht nothwendig sey, beyde Werke zugleich anzuschaffen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bey uns ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Rthlr. 16 gr. zu haben:

Italien und die Italiener im neunzehnten Jahrhundert.

Nach dem Englischen des A. Vieusseux von Georg Lotz.
Zwey Bändchen.

Die Urtheile der englischen Zeitschriften, (Edinburg Review etc.) so wie der deutschen (wir erwähnen nur „das Morgenblatt" und das Conversationsblatt") stimmen darin überein, daß dieses Werk jedes andere über Italien weit übertrifft. Die Engländer selbst sagen: „das beliebte Buch von Moore ist dagegen armselig zu nennen." Der Verfasser, der in neunzehn Jahren nach und nach ganz Italien durchreisete, hat es in jeder Beziehung treffend geschildert. Nächstdem gibt er die interessante politische Geschichte Italiens (mit vielen bisher unbekannten Anekdoten durchwebt) vom ersten Anbeginn der französischen Revolution bis auf die neueste Zeit und eine Uebersicht der italiänischen Literatur. Bey so vielem Anlaß zur Unterhaltung und Belehrung dürfen wir nicht zweifeln, daß auch in Deutschland dieses Werk ein allgemeines Interesse erregen wird.

Berlin.

Vereinsbuchhandlung.

den Herren Kavallerie-Officieren der Preuß. Armee 250 Subscribenten dazu fanden.

Anzeige
eines nothwendigen Handbuchs für Banquiers und Kaufleute, Cassen- und Rechnungsbeamte, Rentiers, und jeden Geschäftsmann.
Ausführliche
Zinsen- und Disconto-Tabellen
zu 1 bis 12 pro Cent pro Anno
in Thalern zu 24 Groschen sowohl, als auch in der neuen preußischen Münze à 30 Silbergroschen, und zwar von 1 — 100,000 Thaler Capital für jede Zeit von 1 Tag bis 12 Monat;
Nebst Gebrauchs-Anweisung aller vorkommenden Sätze und Aufgaben hierzu, mit deren Anrechnungen nach den allgemeinen Regeln und Rechnungsarten, so wie auch mit Anführung sämmtlicher Regeln der Zinsberechnungen überhaupt,
und
einer Anweisung zum Gebrauch dieser Tabellen, auch für die Valuta sämmtlicher Handelsplätze, welche in andern Geldsorten rechnen.
Entworfen und herausgegeben
von
J. S. G. Otto,
Verfasser des Feinbuchs, und Herausgeber der 10ten und 11ten Auflage von Nelkenbrechers Taschenbuch.
Zweyte Ausgabe. Preis 1 Rthlr.
Berlin und Landsberg a. d. W. 1825.
Verlag von Theod. Christ. Friede. Enslin.

Dieses, jedem Geschäftsmann wirklich fast unentbehrliche Werk ist auf schönem weißen Papier mit scharfer Schrift, ganz frey von Druckfehlern, in Groß-Quart-Format anständig gedruckt, und geheftet, durch alle deutsche und auswärtige Buchhandlungen, für den obenangezeigten, äußerst billigen, Preis zu haben; die erste Auflage kostete 1⅔ Rthlr.; der gute Absatz derselben macht es aber möglich, eine solche Verminderung eintreten zu lassen, und die Anschaffung dadurch nun auch dem Minderbegüterten zu erleichtern. Da man sich für eine so geringe Summe kein ähnliches Werk verschaffen kann, so hofft der Verleger um so mehr, daß jeder, der sich das zeitraubende und mühsame eigene Rechnen ersparen oder sich von der Richtigkeit seiner eigenen Rechnung durch Vergleichung überzeugen will, und eine völlig zuverlässige Nachweisung verlangt, sich gewiß in dessen Besitz setzen werde.

Th. Chr. Fr. Enslin,
Breite-Straße No. 23. zu Berlin.

Höchst interessant sind jetzt folgende 2 große Charten deren erste wegen ihrer Brauchbarkeit in 1 Jahr 3000mal verkauft wurden, die 2te aber besonders zum Verständniß der griechischen Berichte ist.

Vollständiger Schauplatz von Griechenlands Wiedergeburt. Oder: Politisch-statistische Charte der europäischen Türkei und ganz Kleinasien, nebst den sieben Inseln, Siebenbürgen, Ungarn, Dalmatien und den russischen Provinzen am schwarzen und asowschen Meere. Gez. und gest. von Champion in Paris. Nach den Provinzen illum. 12 gr. Velinpap. 18 gr.

Generalcharte vom alten Griechenland, nebst den angränzenden Gegenden von Illyrien, Macedonien, Thracien und Kleinasien; nach den besten alten und neuern Autoren. Mit Hinzufügung der neuern Orts- und anderer Namen entworfen vom Prof. D. Fr. Kruse. 18 gr., Velin-Papier 1 Rthlr.

Ernst Kleins
geographisches Comptoir in Leipzig.

Bey H. Burchhardt in Berlin ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu bekommen:

Die Kunst zu lieben.
Systematisch und mit besonderer Rücksicht auf Ovid's ars amandi dargestellt.
Aus den Papieren des Grafen v. S.
8. sauber broschirt. Preis 12 gr.

Der Verfasser macht in diesem Werkchen drey Abtheilungen und zeigt in der ersten, wie ein junger Mann es anfangen muß, um ein Mädchen, das er wahrhaft liebt, sich geneigt zu machen; in der zweyten darauf die Anweisung, wie derselbe die gemachten Eroberungen zu behaupten hat, und in der dritten endlich wird jungen Mädchen eine lehrreiche und tief aus dem menschlichen Herzen geschöpfte Anleitung gegeben, wie sie — ohne Coquetterie — sich die Herzen der Männer geneigt machen können.

Das Werkchen wird sich durch sich selbst empfehlen, der Styl ist frey von jeder Zweydeutigkeit, leicht, fließend, und eignet es sich daher besonders zu Geschenken zwischen Freunden und Freundinnen; ganz besonders aber ist es noch jedem trostlosen Liebhaber zu empfehlen, der hier auf jeden Fall Trost und fröhliche Aussicht auf glänzenden Sieg gewinnt.

Folgende wichtige Schrift ist in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Briefe
über
die Demagogie.
Leipzig. Rein'sche Buchhandlung.
Preis 2 Rthlr.

Der schon durch mehrere Schriften bekannte Verfasser läßt sich auf eine höchst anziehende Weise über folgende interessante Zeitgegenstände in 12 Briefen an einen jungen Freund aus: über die neuen demagogischen Umtriebe, über die neuesten Revolutionen, besonders der griechischen und nordamerikanischen, über Preßfreyheit, Handelsbeschränkungen, große Massen stehender Heere, über die unvollständige Gewährung landständischer Konstitutionen, über die bürgerliche Freyheit, Streit der

Liberalen und Servilen, über die politischen Theorien der Zeit gewürdigt aus christlichem Standpunkte, über die finstere Quelle der Unzufriedenheit — Mangel am christlichen Glauben, und christlicher Lehre — Irrlehren und endlich über die Frage: was wir hoffen dürfen? —

Bey Enslin in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anweisung und sichere Leitung
zum
Englisiren der Pferde,
Ein Handbuch für diejenigen, welche diese Operation unternehmen, oder auch nur sich genau davon unterrichten wollen,
von
Andreas Politz,
Königlich-Preußischer Stallmeister.
Preis sauber broschirt 10 gr.

So eben erschien in meinem Verlage:

Karten und Pläne
zur allgemeinen Erdkunde;
herausgegeben von C. Ritter und F. A. O'Etzel.
1stes Heft.
Royalfolio in Umschlag. 1 Thlr. 12 gr.

Schon seit dem Erscheinen der ersten Auflage des klassischen Werkes: „die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen, oder allgemeine vergleichende Geographie ꝛc. ꝛc., von C. Ritter" — wurde bey dem geographischen Publiko der Wunsch rege, daß dieß ausgezeichnete Werk durch eine, zu seinem Studium so unumgänglich nothwendige Chartensammlung vervollständiget werden mögte.

Um diesem Bedürfnisse abzuhelfen, hat sich der Herr Verfasser des genannten Buches mit dem Herrn Rittmeister F. A. O'Etzel vom Generalstabe, zur Herausgabe von Karten, Ansichten und Durchschnitten für diesen Zweck vereinigt.

Die in verschiedenen Zweigen rühmlichst bekannten Namen der Herren Herausgeber verbürgen die sorgfältige Benutzung der ihnen zu Gebot stehenden, dem größeren Publiko meist unzugänglichen Materialien, so wie auch die zweckmäßige Anordnung und Bearbeitung des Werkes: als Verleger füge ich noch hinzu, daß zu dessen Ausstattung, hinsichtlich Sauberkeit und Klarheit des Stichs und Papiers, Alles aufgewandt wird, den geehrten Herren Abnehmern keine Wünsche übrig zu lassen.

Um den Ankauf zu erleichtern, erscheinen, möglichst schnell auf einander, zwanglose Hefte von 4 bis 6 Blatt. Das erste, jetzt eben fertig gewordene Heft, enthält:

Nr. 1. bis 3. Lauf des Nils von den Katarakten von Dulaa bis Cairo, wobey eine Ansicht und ein Grundriß des Felsentempels von Ebsambol, als Vignette auf dem 2ten Blatte.

Nr. 4. Plan der Gegend von Theben.

Nr. 5. Plan der Gegend vom Nildelta.

Nr. 6. Nilkatarakten von Syene.

Das 2te Heft ist bereits im Stich, und wird andere interessante Gegenden Afrika's enthalten.

C. G. Lüderitz, in Berlin.

Neues Theaterstück.

In der Unterzeichneten und allen Buchhandlungen ist zu haben:

Irmengard, die Mutter von zwölf Knaben. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Dr. v. Wagemann. Preis auf Schrbpr. 1 fl. Druckpr. 48 kr.

Ulm, J. Ebner'sche Buchhandlung.

Bey mir ist kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beudant, F. S., mineralogische und geognostische Reise durch Ungarn im Jahre 1818. Deutsch bearbeitet von C. Th. Kleinschrod. gr. 8. mit 3 Karten. 4 Thlr. 12 gr.

Mehrere ausgezeichnete Mineralogen wünschten schon längst, daß die Voyage mineralogique et géologique en Hongrie par F. S. Beudant, 3 Vol. in 4., welche mit trefflichen mineralogischen Beobachtungen ausgestattet, aber auch höchst weitläufig ist, da sie zugleich für die Naturkunde viel Unwesentliches enthält, dem Naturforscher vom Fache durch eine schickliche Zusammenziehung und Beschränkung auf das Wesentliche des Hauptzweckes der Reise zugänglicher gemacht werden möge. Herr Ob. Rth. Kleinschrod, ein sachkundiger Mineralog, hat sich dieser Bearbeitung unterzogen. Dieselbe gibt in der dargebotenen Form eine getreue wörtliche Uebersetzung des dritten Theiles des Originals, welcher das geognostische und mineralogische Resumé der Reise darstellt; das übrige Wesentliche von mineralogischem Interesse, was in den beyden ersten Bänden noch außer dem Resumé enthalten ist, findet sich bey den geeigneten Stellen der Uebersetzung zugleich auszugsweise in Anmerkungen beygefügt, so daß durch diese Bearbeitung nunmehr eine vollständige zusammenhängende Uebersicht der geognostischen und mineralogischen Beobachtungen des berühmten Verfassers über dieses merkwürdige Land gegeben ist. Die beygefügten Karten werden an treuer Uebereinstimmung mit den Originalen und Schönheit der Ausführung nichts zu wünschen übrig lassen.

Leipzig, im Juli 1825.

Carl Cnobloch.

Bemerkenswerthe Anzeige.

Wer das Sujet von der großen neuen Zauberoper Alcidor als Mährchen kennen lernen will, der findet das Letztere in dem sehr angenehmen Werke,

Hyacinthen
in meinem Kerker gezogen
von Chr. Aug. Fischer.
Frankfurt a. M. bey J. D. Sauerländer.
12. geheftet. Preis 1 Rthlr.

Auch wird man die übrigen Aufsätze, Erzählungen und Mährchen, wie z. B. der Epicuräer in Constantinopel, der (Liebes) Winter in Norwegen, der Paradiesvogel u. s. w. mit großem Vergnügen lesen. — Privat- und anderen Bühnen dürften auch die beyden allerliebsten Lustspiele, der kleine Brautwerber und die Männerfeindin, sehr willkommen seyn.

Nro. 26.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Berlin, im Verlage von Duncker und Humblot ist erschienen:

Lamartine le dernier Chant du pélerinage d'Harold; suivi du Chant du Sacre, ou la veille des armes. in 12. broché 25 Sgr. Pap. fin. 1 Rthlr.

In dem erstern der hier angezeigten Werke feyert der französische Dichter, unter der Fiktion eines Schlußgesanges zu dem berühmten Gedichte Lord Byrons (Childe Harold), in welchem dieser sich selbst vorgestellt hat, die lezten Schicksale des großen Brittischen Dichters. — In dem andern besingt er, mit dramatischer Bewegung und im höchsten lyrischen Schwunge, die im romantischen Geiste als eine ritterliche Ceremonie aufgefaßte Krönung Karl's X.

Diese Ausgabe schließt sich der in demselben Verlage in 2 Bänden erschienenen Ausgabe der früheren Gedichte des Verfassers (seiner Méditations u. s. w.) an, und gibt so in einer vollständigen Sammlung, die bis jezt fehlte, die Werke desjenigen neuern französischen Dichters, der in Deutschland am meisten Anerkennung gefunden.

So eben ist bey uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Comptoir-Hülfsbuch
zum
Berechnen der neuesten
Wechselcours-, Geld-, Maaß-
und
Gewichts-Verhältnisse von Europa.
Nebst
Anweisung zum Gebrauch der Decimal-Brüche in kaufmännischen Berechnungen, zum Behandeln der Wechselbriefe, und ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Ausdrücke in der Handlungscorrespondenz
von
D. Andriessen,
Handlungslehrer in Elberfeld.
16 ggr. — 1 fl. 12 kr. — 20 Silbergr.
Schönian'sche Buchhandlung in Elberfeld.

Avertissement.

Von dem berühmten Niederländer Meister Franz Floris wird ein ganz vorzüglich schönes Gemählde auf Holz vom Jahr 1560 zum Verkauf ausgeboten. Es stellt die heilige Familie, bestehend in 9 großen Figuren und 5 Kindern vor, und hält mit Einschluß einer hübschen vergoldeten Rahme 4 Fuß 6 Zoll in der Höhe, 6 Schuh 1 Zoll in der Länge, nach dem alten französischen Maß. Auf dieses schöne Gemählde ist bereits ein Anbot von 150 fl. vorhanden: da jedoch solches von Kunst-Kennern weit höher angeschlagen ist, so wird man es demjenigen Liebhaber desselben käuflich überlassen, der von jezt an bis lezten December 1825 das höchste Anbot dafür gemacht haben wird.

In dem Hause Lit. B. Nro. 174. in der Charlotten-Straße, 2 Stiegen hoch, kann dieses Gemählde täglich eingesehen werden. Uebrigens werden die Offerten von in- und auswärtigen Liebhabern, und zwar von leztern portofrey, nur schriftlich angenommen.

Stuttgart, d. 12. Aug. 1825.

Die Besitzer des Gemähldes,
Oberst-Lieutenant v. Wengische Erben.

Bey Friedrich Fleischer in Leipzig erschien so eben:

Der junge Feldjäger
in französischen und englischen Diensten
während
des spanischen Krieges von 1806 — 16
eingeführt
durch J. W. von Goethe.
2 Bändchen auf Velinpapier, sauber geheftet. Preis: 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr. rhein.

Goethe sagt unter andern in seiner Einleitung: „Leichtsinnig war diese kriegerische Laufbahn angetreten, leichtmüthig durchgeführt, und so findet man auch den Verlauf derselben leicht und froh niedergeschrieben. Mangel und Fülle, Glück und Unglück, Hohes und Niederes, Tod und Leben fließen gleichmäßig aus laufender Feder, das Büchlein macht daher einen sehr angenehmen Eindruck."

Bey Ludwig Herbig in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben; in Wien bey Gerold, Mörschner und Jasper, Tendler und v. Maunstein u. s. w.

Scott, Walter. Erzähl. v. d. Kreuzfahrern 1r, 2r Thl. Die Verlobten enthaltend. 2 Rthlr. 16 gr.
Desselben Werkes 3r, 4r Thl. Richard Löwenherz in Palästina enthaltend. 2 Rthlr. 16 gr.

So eben sind bey uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Verwaisten,
Roman von Amalie Schoppe, geb. Weise.
Verfasserin der: „Neuen Armida," „Eugenia," „Glück aus Leid" u. a. m. 2 Thle. Preis 1 Rthlr. 18 gr.

Die geistreiche Verfasserin, deren Schriften schon längst eine Lieblingslektüre des gebildeten Publikums sind, gibt auch in diesem neuen Werke ihrer Feder ein überaus anziehendes und treues Gemählde des menschlichen Herzens und des Familienlebens höherer Stände. — Der-

selben rein sittlichen Tendenz, wodurch alle ihre früheren Schriften sich auszeichnen, begegnet man auch in diesem neuen Romane, und er gehört dadurch zu der Klasse derjenigen, die jede Mutter ihren Töchtern unbedenklich in die Hand geben kann.

Leipzig, im Juli 1825.

Heinsius'sche Buchhandlung.

Von der bey uns erscheinenden neuen Zeitschrift:

Der Eremit in Deutschland. Eine Schrift über Sitten und Gebräuche des neunzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von Panse,

haben wir Prospekte, die über Inhalt und Behandlungsweise den klärsten Aufschluß geben, an alle deutsche Zeitungs-Expeditionen, Postämter und Buchhandlungen abgesandt; sie sind daselbst gratis zu erhalten.

Industrie-Comptoir zu Leipzig.
Petersstraße Nr. 112.

An Freunde englischer Literatur.

So eben ist erschienen:

Verzeichniß von Büchern in englischer und einigen andern Sprachen, welche zu haben sind bey Friedrich Fleischer, Buchhändler in Leipzig,

welches gratis ausgegeben wird und auch durch andere Buchhandlungen besorgt werden kann. Da dasselbe in kleinem Briefformat gedruckt ist, so kann es ohne große Kosten durch Post versandt werden. Man findet darin eine reiche Auswahl schöngedruckter und sehr wohlfeiler englischer Classiker.

Wohlfeile Schul-Ausgaben lateinischer Classiker.

Folgende in der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover kürzlich erschienene äußerst wohlfeile Schul-Ausgaben latein. Classiker empfehlen sich durch Correctheit, starkes Papier und guten Druck mit größeren, die Augen nicht angreifenden Lettern.

(Auf 10 Expl. wird das 11te gratis gegeben.)

Caesaris, C. J. Commentarius de bello gallico et civili. Accedunt libri de Bello Alexandrino, Africano et Hispaniensi. 8 maj. 12 ggr.

Cornelii Nepotis excellentium imperatorum vitæ. Scholarum in usum edidit Dr. H. Billerbeck. 4 ggr. Das Wörterbuch dazu 6 ggr.

Eutropii breviarium historiæ romanæ. Nach Tzschuckes letzter Textes-Revision und mit einem vollständ. Wörterbuche zum Selbstgebrauch. Herausg. v. Dr. G. Seebode, 2te verb. Aufl. gr. 8. 8 ggr. Der Text apart 4 ggr.

Horatii, Fl., opera; ex Döringii recensione. Editio ad scholarum usum acc. curante Dr. H. Billerbeck. 8. 8 ggr.

Phaedri, J., Augusti liberti, fabulae. Mit einem vollständigen Special-Wörterbuch für Schulen herausgegeben vom Dr. H. Billerbeck. 8. 8 ggr. Der Text apart 3 ggr.

Sallustii, C., bellum Catilinarium et Jugurthinum. Ad optim. edit. fidem scholarum in usum curavit Dr. G. H. Lünemann. 8 maj. 4 ggr.

Suetonii, G., Tranquilli, vitae XII. imperatorum. Ad optim. edit. fidem scholarum in usum cur. Dr. G. H. Lünemann. 8 maj. 10 ggr.

Publii Ovidii Nasonis Tristium Libri V. Ex recensione Jer. Jac. Oberlini. Lectionis varietatem enotavit textumque recognitum notis perpetuis in usum scholarum illustravit Fr. Th. Platz. 8 maj. 16 ggr.

— — Textum in tironum gratiam recognovit Fr. Th. Platz. 8 maj. 4 ggr.

Taciti, C. C. opera. Ad optim. edit. fidem scholarum in usum curavit Dr. G. H. Lünemann. II. Tom. (1r Th. die Annalen enthalt. 10 ggr., 2r Th. die übrigen Werke des Tac. 10 ggr.) 8 maj. 20 ggr.

Virgilii, P. M. opera, ex Heynii recensione; ed. Dr. H. Billerbeck. 8. 10 ggr.

Interessante griechische Schriften von Ernst Klein's Comptoir in Leipzig.

Der Freyheitskampf der Griechen gegen die Türken, in seinem Entstehen und Fortgehen. Historisch-politisch dargestellt. Nebst Schilderung der Griechen und Griechenlands, der Türken und der Türkey, so wie der Geschichte beyder Nationen. Bearbeitet von Fr. Gleich, v. Halem, Rüder und Andern. Herausgeg. von E. Klein. 2 Bände 6 Hefte 3 Thlr.

Neugriechischer Dolmetscher, nebst türkischem und albanesischem. Enthaltend: Alphabet, Anleitung zum Lesen, Decliniren und Conjugiren, Wörter und kurze Redensarten, mit überall beygefügter Aussprache, herausgeg. von M. Schmidt. geh 12 gr.

Der Freyheitskampf der Griechen gegen die Türken u. s. w. 2r Band in drey Heften. Ladenpreis 1 Thlr. 12 gr. Pränum. Preis bey gleich baarer Zahlung und mit dem ersten Bande zugleich 1 Thlr.

Der Kampf der Griechen um Freyheit. Nach den zuverlässigsten Quellen historisch dargestellt von Fr. Gleich. 1r Bd. die Ereignisse d. Jahres 1821. cartonn. 1 Thlr.

Die heldenmüthige Tochter. Griechische Novelle aus der gegenwärtigen Revolutionsperiode, von E. G**. Frey n. d. Franz. von B. J. F. von Halem. 1 Thlr.

Geschichte des Islam und seiner Bekenner, der Araber, Perser und Türken ꝛc. Nach den besten Quellen bearbeitet von Dr. Amad. Wießner. Nebst Ursprung und Ausbreitung der Sekte der Wechabiten, einem erklärenden Wortregister arabisch türkischer Benennungen ꝛc. 1 Rthlr. 4 gr.

Griechenland und die Griechen, in geographischer, statistischer, historischer, moralischer und politischer Hinsicht. Nebst einer Schilderung der Türken, Albaneser oder Arnauten und anderer Völkerschaften, so wie einer Darstellung der Lage der Griechen, unter der türkischen Zwingherrschaft und die Pflicht der Europäer gegen die Griechen. V. d. Verf. der Kriegsbibliothek. 1 Thlr.

Handbuch der Geschichte von Alt-Griechenland. Auch als Anleitung zum Uebers. aus dem Deutschen in's Lat., bearbeitet von E. Fr. Kraft. 3te verbesserte Aufl. 18 gr.

Der Kreuzzug nach Griechenland. Roman von

K. H. L. Reinhardt. 2 Bände, 1r Band: die Elfen; 2r Band: die Tempelritter. 2 Thlr. 8 gr.

Betrachtungen über die jetzige Crise des ottomannischen Reichs, ihre wirkenden Ursachen und wahrscheinlichen Folgen; von J. J. Paris, ehemal. Ober-Sekretär der franz. Regierung auf den jonischen Inseln. A. d. Franz. von B. J. F. v. Halem. 8. geh. 21 gr.

Das türkische Reich in Beziehung auf seine fernere Existenz und die Sache der Griechen. Erwogen in Darstellung seiner Verfassung und Verwaltung, so wie in Schilderung der 4 Hauptvölker der europäischen Türkei. Von F. A. Rüder. cartonn. 1 Thlr. 4 gr. *)

Schreckenstage der unglücklichen Elmira Hetikar, einer unglücklichen Griechin aus Jassy. Eine Schaudergeschichte aus der gegenwärtigen griechischen Kriegsepoche. Aus den Papieren eines ***schen Gesandtschafts-Sekretärs. Frey n. dem Engl. von D. C. M. Rittler. 1 Thlr.

---

*) Davon sagt die Jen. Lit. Z. 1825, Nr. 96: „Selten ist wohl ein Buch erschienen, das sogar nichts zu viel hat, ja dem man noch mehr wünschen möchte, und welches das, was es gibt, so geordnet und gut vorträgt. Wir finden überall scharfsinnige und wahre Bemerkungen ꝛc."

Kunst-Anzeige.

Bey der hier stattgefundenen günstigen Aufnahme des von mir in getuschter Manier gestochenen Bildes Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Sachsen-Weimer-Eisenach nehme ich jezt Gelegenheit, auch dem auswärtigen verehrlichen Publiko saubere Abdrücke zu offeriren, da das schönste und seltene Fest, dessen sich treue Unterthanen in der Fünfzigjährigen Feyer des Regierungsantritts ihres angebeteten Landesherren auf den 3ten Sept. d. J. erfreuen können, Ihres, als eines Beschützers der Künste und Wissenschaften schon in ganz Deutschland hochgefeyerten Fürsten Namen mit allgemeinem Jubel begrüßt.

Das Bild selbst 15¼ Zoll hoch, 12¼ Zoll breit, stellt Höchstdenselben in seiner prunklosen Häuslichkeit, in dem von ihm geschaffenen herrlichsten Park lustwandelnd, dar; das Tempelhaus im Hintergrund.

Verkaufspreis ist 2 Rthlr. conv.

Briefe und Gelder erbittet man sich portofrey.

Weimar, den 9. Aug. 1825.

C. A. Schwerdgeburth,
Großherzoglich Sächs. Hofkupferstecher.

Bey Eduard Anton in Halle ist so eben erschienen:

Krug von Nidda, Fr., Lokal-Umrisse kleiner Reisen. 8. 21 gr.

Diese Umrisse werden, bey dem anerkannten Talent dieses gefeyerten Dichters, recht viele Leser und daher eben so viele Freunde finden. Stoff und Darstellung sind nach dem Urtheile anerkannter Kritiker, höchst lebendig behandelt, und überhaupt erscheint das Ganze in dem lieblichsten Colorit. Sehr gern wird man dem Erzähler auf seinen Zügen folgen, und nur ungern von dem Bächelchen scheiden.

In unserm Verlage sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Die Vulkane auf Java
von F. S. Raffles;
Ueber den Monte-Somma
von L. A. Necker;
und über die
Vulkane in der Auvergne
von K. Daubeny.
Aus dem Engl. und Franz. übersezt und mit Anmerkungen begleitet von
Dr. J. Nöggerath und Dr. J. P. Pauls.
Mit 3 Karten und Gebirgs-Durchschnitten.
Auch unter dem Titel:
Sammlung von Arbeiten ausländischer Naturforscher über Feuerberge und verwandte Phänomene. Deutsch bearbeitet von Dr. J. Nöggerath und Dr. J. P. Pauls. 2r Band.
Preis 1 Rthlr. 20 Sgr. oder 3 fl.

Diese drey Abhandlungen, mit reichen Noten der Uebersetzer ausgestattet, tragen mindestens, wenn auch von andern wissenschaftlichen Seiten, eben so viel zur Bereicherung der Naturgeschichte der Feuerberge bey, als Monticelli's und Covelli's allgemein anerkanntes Werk, an welches sie sich durch den Sammlungstitel anschließen. Die berühmten Namen der Verf. und Uebersetzer verbürgen an sich schon hinreichend den Werth des Ganzen. Uebrigens sind die Raffles'schen Nachrichten sogar die ersten, welche einen anschaulichen Begriff von der Großartigkeit der vormaligen und jetzigen vulkanischen Kraftäußerungen Java's geben. Necker's Abhandl. stellt den mechanischen Bau der Vulkane in lichtvoller Klarheit dar, und Daubeny's Briefe über die Auvergne liefern ein schönes Bild der Feuergebilde dieser Provinz — Unter den drey Steintafeln zeichnet sich vorzüglich eine genaue und sauber gezeichnete Karte des Vesuv's und seiner Umgegend aus.

**Sammlungen
für die Heilkunde der Gemüthskrankheiten.**
Herausgegeben
von
Dr. Maximilian Jacobi.
Zweyter Band.
Preis 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

In dieser längst erwarteten und, wir dürfen sagen, vielseitig gewünschten Fortsetzung des mit verdienter Anerkennung aufgenommenen Werkes hat der Herr Verfasser, dem, wie bekannt, jezt die oberste Leitung der neuerrichteten Central-Irren-Heil-Anstalt zu Siegburg übertragen ist, die Resultate seiner vieljährigen Forschungen in diesem für die Menschheit so wichtigen Gebiete niedergelegt und seine Ansichten darin auf eine Weise entwickelt, die das Interesse des psychischen Arztes, des Seelsorgers und des denkenden Menschenfreundes in gleichem Grad in Anspruch nimmt.

Elberfeld, im Juni 1825.

Schönian'sche Buchhandlung.

Neue Musikalien, welche im Verlag von B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind.

Beethoven, Ariette. Ich war bey Cloen ganz allein, mit Pfte. 24 kr.
— — Dieselbe mit Guitarre-Begl. 16 kr.
Dessen Opferlied von Mathisson, für eine Singstimme mit Chor und Orchester-Begl. in Partitur. Op. 121. 42 kr.
— — Dasselbe in Sing- und Instrumentalstimmen 2 fl.
— — Dasselbe im Clav.-Auszug. 36 kr.
Dessen Bundeslied von Goethe für 2 Solo- und 3 Chor-Stimmen mit Begl. von 2 Clart. 2 Fagot und 2 Horn. Partitr. Op. 122. 42 kr.
Dasselbe in Sing- und Instrumentalstimmen. 2 fl. 24 kr.
Dasselbe im Clav.-Auszug. 49 kr.
Dessen Ouvert. Op. 124. von C. Czerny für's Pfte. arrang. 1 fl. 12 kr.
Dieselbe für 4 Hände von dem nämlichen arrang. 1 fl. 36 kr.
Dessen 6 Bagatellen f. Pfte. Op. 126. 1 fl. 24 kr.
Cramer, J. B, Sonate f. Pfte. Op. 48. neue Ausgabe 1 fl. 24 kr.
Fesca, Amo ich liebe. Lied mit Pfte. oder Guitarre-Begl. 8 kr.
Küffner, Potpourri als Quartt. f. Flöte, Violine, Alt et Guit. Op. 155. 1 fl. 24 kr.
Dessen Vart. für Pfte. über das Lied, Wenn ich ein Schätzchen schon möcht, Op. 162. 1 fl.
Miller, Julius, 6 Gesänge. für 2 Tenor und 2 Baſsstimmen. 1 fl. 12 kr.
Schmitt, Jacob, Vart. für 4 Hände. Op. 27. 36 kr.
Dessen Vart. für Do. Op. 28. 48 kr.
Schubert, Sonat f. Pfte. Liv. 2. 1 fl.

Obige Musicalien sind auch in der Zumsteeg'schen Musicalien-Handlung in Stuttgart zu haben.

Neue Musikalien im Verlag von Friedrich Hofmeister in Leipzig.

Richter, C. 18 Redoutentänze in vollstimmiger Musik. 6te Lief. 1 Rthlr. 12 gr.
Dieselben Tänze für das Pianoforte. 22 gr.
Rothe, F. W., 24 Leipziger Favorittänze in vollst. Musik. 4te Lief. 1 Rthlr. 12 gr.
Dieselben Tänze für das Pianoforte. 16 gr.

Die frühern Sammlungen der Tänze beyder Componisten sind die erklärten Lieblinge aller Bälle in Norddeutschland. Beyde neue Sammlungen werden es ohne Zweifel ebenfalls.

Mozart, Figaro, arrangirt für 4 Hände von C. F. Ebers. in 3 Lief. 6 Rthlr.
— — Titus, do. do. 3 Rthlr. 12 gr.
— — Cosi fantutte, do. do. in 2 Lief. 6 Rthlr.

Die Mozartschen Opern in Klavierauszügen für 4 Hände sind denen für eine Person weit vorzuziehen, da sie die verschiedenen Stimmen der Partitur beybehalten können, meistentheils in derselben Lage wie sie der Componist niederschrieb; sie geben also viel mehr, als das dürftige Scelet der Auszüge ohne Singstimmen für eine Person. Dabey sind sie leicht zu executiren, auch alle Figuren dem Instrumente analog gepaßt, ohne deren Eigenthümlichkeit aufzuopfern, daher allen Liebhabern des vierhändigen Spiels mit Grund zu empfehlen.

Solostücke für das Pianoforte.

Götze, C., la Gaieté, Sonate. Oe. 4. 16 gr.
Kalkbrenner, F., Gage d'amitié, gr. Rondeau. Oe. 66. 20 gr.
Marschner, H., 3 Sonatines. Oe. 33. No. 1. 2. 3. à 12 gr.
Moscheles, J., Sonatine. Oe. 6. Nouv. Edit. corr. 12 gr.
— — Fantasie heroique. Oe. 13. Nouv. Edit. corr. 16 gr.
— — 3 Divertissements. Oe. 4. Nouv. Edit. corr. 12 gr.
Reissiger, C. G., gr. Fantasie. Oe. 14. 20 gr.

Gesangstücke:

Boyneburgk, F. v., 6 Lieder für junge Frauenzimmer mit leichter Begleitung des Pfts. Op. 17. 12 gr.
Häser, Aug., 3 vierstimmige Gesänge für Männerstimmen ohne Begleitung. Op. 19. 10 gr.
Reissiger, C. G., deutsche Lieder mit Begleitung des Pianof. 5te Samml. Op. 25. 19 gr.
Theuss, Th., 4tes komisches Terzett, ein Schwank für eine Tenor- und 2 Baßstimmen mit Begleitung des Pfts. 10 gr.
— — Schwänke und Schnurren in mehrstimmigen Gesängen mit Begl. des Pfts. Oe. 40. Nro. 1. 2. à 16 gr.
Würfel, W., 3 Lieblingsgesänge aus der Oper Rübezahl im Klavierauszug. à 16 gr.
Weinlig, C. T., 36 kurze Singübungen für die Sopranstimme mit Begl. des Pfts., mit besonderer Rücksicht auf klare Anschauung der Intervalle zu Erreichung einer sichern und reinen Intonation. 1 Rthlr. 4 gr.

Musik für Blasinstrumente:

Flötenschule, praktische, oder leichte Arien und Romanzen für eine Flöte. 8tes und 9tes Heft à 10 gr.
Fürstenau, A. B., 7 Duos p. 2 Flûtes, Oe. 32. Liv. 1. 2. à 1 Rthlr.
Spohr, L., Quatuor brillant, Oe. 43. arr. p. Fl., Violon, Alt et Vcelle, par A. B. Fürstenau. 1 Rthlr. 4 gr.
Fuchs, H., 2e Concertino pour le Cor, av. Accomp. d'Orchestre. 2 Rthlr. 8 gr.
Koch, C., Potpourri p. Basson, av. Acc. d'Orch. sur des thèmes de Preciosa. Oe. 18. 1 Rthlr. 16 gr.
Theuss, Th., Potpourri militaire des Chansons et Danses russes p. 3 Clar., Fl., 2 Cors, 2 Bassons, 1 Tromp., 3 Trombones, 2 Caisses et Triangle. Oe. 41. 1 Rthlr. 12 gr.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Nachlaß des Katers Murr.

Eine Fortsetzung der Lebensansichten des Katers Murr von E. T. A. Hoffmann. 8. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Thermitonia.

Das Buch der Geistereien. Von dem Verfasser Rinaldo Rinaldini. 8. 1 Rthlr. 12 ggr. oder 2 fl. 42 kr.

Solbrig's Tischreden.

Eine Auswahl launiger Dichtungen, Anekdoten und Epigramme zur Unterhaltung für gesellschaftliche Cirkel. 1r Bd. 8. geh. 16 ggr. oder 1 fl. 12 kr. Der 2te Band, welcher eben so viel kostet, erscheint in 12 Tagen.

Prätiosa.

Ein Buch für Kinder gebildeter Eltern von A. Moser. 16. mit 8 color. Kupfern, sauber gebunden 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Nro. 27.

Intelligenz = Blatt.

1825.

Ankündigung.

Zur Ostermesse 1826 erscheint im Verlage der Unterzeichneten:

Der Bodensee und das Rheinthal, historisch und topographisch dargestellt von Gustav Schwab,

worauf wir die Verehrer des Herrn Verfassers und die Freunde jener schönen Gegenden im Voraus aufmerksam machen zu müssen geglaubt haben.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Auf die schon mehrfach geschehenen Anfragen zeigen wir hiemit an, daß die bereits angekündigte

Ausführliche Erläuterung des Prioritätsgesetzes für das Königreich Würtemberg von Karl August Friedrich Seeger, Rechts-Consulenten zu Stuttgart,

in 14 Tagen bis 3 Wochen die Presse verlassen wird.

Stuttgart, den 8. Sept. 1825.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Polytechnisches Journal,

eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft rc., herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten in Augsburg. Sechster Jahrgang, 1825. 8tes Heft.

So eben ist in Pesth erschienen und in Commission der Weygand'schen Buchhandlung in Leipzig, wie auch in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Iris,

Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben, für 1825. Juli bis December. 4. auf schönem weißen Papier. Mit Beylagen, Kupfern und lithograph. Blättern. Preis für den halben Jahrg. 2 Rthlr. 16 gr. sächs.

Der Zweck der Iris soll Belehrung und Unterhaltung seyn, sie soll aber, so viel als möglich, unterhalten, indem sie belehrt, und belehren, indem sie unterhält. Der Inhalt wird diesem Zwecke entsprechen, er ist: Geschichte, Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Sternkunde, Alterthumskunde, Handel und Gewerbe, Erfindungen, schöne Wissenschaften, Kritiken, Erzählungen, Gedichte, Reisebeschreibungen, Anekdoten, Wortspiele und vermischte Aufsätze.

Es erscheinen von dieser Zeitschrift wöchentlich 2 Nummern, doch kann sie, der weiten Entfernung wegen nur monatlich durch die Weygand'sche Buchhandlung bezogen werden. Auch ist die Iris durch alle k. k. Postämter in Ungarn, wie auch durch das k. k. Oberpostamt in Wien zu haben.

Leipzig, im Aug. 1825.

Die Theaterdirektionen können von dem Unterzeichneten folgende neue, noch handschriftliche Schauspiele des Baron Thumb beziehen:

1) Der Studiosus von Oxford, oder Riese und Zwerg, historisches Lustspiel in 3 Akten, aus den Zeiten der Königinn Elisabeth; von dem k. Hoftheater in Berlin bereits zur Darstellung angenommen.
2) Advokat, Doktor und Apotheker, Posse in 1 Akt, und
3) Die dicken Freunde, Lustspiel in 1 Akt, nach Scribe's Inséparables.

Stuttgart, im August 1825.

Hörz, Kanzellist.

In dem Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Der Sieg des Kreuzes, eine Zeitschrift für Religion und Kirchengeschichte. Herausgegeben von Bernh. Wagner. 1r Band in 4 Heften Preis 1 Rthlr. sächs. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Nach einer langen und trüben Nacht des Irrthums und der Verblendung, nach einem Jahrhundert, das nur Frivolitäten oder Gräuelthaten zu kennen schien, nach einer Zeit unbegreiflicher Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit für das einzig wahre Heil der Nationen wie des Einzelnen, sehen wir jezt die edelsten Geister sich wieder in die Tiefen heiliger Forschungen und Betrachtungen versenken und die friedlichen Eroberungen durch Liebe und Aufopferung im Reiche Gottes höher achten, als den Ruhm der Schlachtfelder; sehen wir die Völker sich reumüthig um die Altäre sammeln und die Großen der Erde sich demüthigen vor dem, der größer als sie alle. Es ist ein reger Geist der Theilnahme für alles, was das Reich Gottes, Religion und Kirche betrifft, wach geworden. Aus diesem Reiche, aus der Nähe und Ferne sollen in dieser Zeitschrift Nachrichten gesammelt und niedergelegt werden.

Dieselbe wird demnach enthalten:

1. Abhandlungen und Darstellungen religiöser Wahrheiten;
2. Nachrichten von Begebenheiten, Ereignissen und Vorfällen aus dem Gebiete der Kirchengeschichte;

3. Biographien und Nekrologe ausgezeichneter oder in kirchenhistorischer Beziehung merkwürdiger Personen; und
4. Miscellen.

Beyträge und Briefe können an den Herausgeber oder direkt an die Verlagshandlung adressirt werden, man erbittet sich jedoch alle Sendungen postfrey.

Von dieser Zeitschrift erscheint in diesem Jahre ein Band in 4 Heften, welcher durch alle Buchhandlungen für den Preis von 1 Rthlr. sächs. oder 1 fl. 48 kr. rhn. zu beziehen ist, und ich bemerke schließlich nur noch, daß ich diesen Band an alle solide Buchhandlungen versenden werde, damit Jeder Einsicht davon nehmen und das, was von dieser Zeitschrift zu erwarten steht, beurtheilen kann. Von dem nächsten Jahre an wird dieses Journal in monatlichen Lieferungen erscheinen.

Frankfurt am Main, im August 1825.

Wilh. Ludw. Wesché.

Bedeutend herabgesezte Bücherpreise.

Um dem Wunsche Vieler zu genügen, haben wir uns entschlossen folgende, bereits schon viele Jahre hindurch als sehr schätzbar anerkannte Bücher auf kurze Zeit zu den dabey bemerkten Preisen abzulassen:

Bibel des alten und neuen Testaments, mit vollständig erklärenden Anmerkungen von W. Fr. Hezel, nebst Anhang dazu: die Apocryphen des alten Testaments mit vollständig erklärenden Anmerkungen, 12 Theile complet, sonst 22 Rthlr., jetzt 11 Rthlr.

Kämpfer, E., Geschichte und Beschreibung von Japan, herausgegeben von Chr. W. von Dohm, mit vielen Kupfern, 2 Theile complet, sonst 10 Rthlr., jetzt 7 Rthlr.

Lemgo, den 1. August 1825.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Aurora.
Ein Taschenbuch
für
deutsche Töchter und Frauen edlern Sinnes,
von
Jakob Glatz.
Erster Jahrgang für das Jahr 1826.
Mit einem Titelkupfer.
Leipzig, bey Gerhard Fleischer.
Preis 1 Thlr. 8 gr.

Wir machen auf dieses neue Taschenbuch besonders alle diejenigen aufmerksam, die ihren Töchtern durch eine Geist und Herz veredelnde Lektüre einen angenehmen Genuß zu verschaffen, und zugleich auf ihren Verstand und ihr Gemüth wohlthätig einzuwirken wünschen. Belehrung und Unterhaltung sind darin aufs innigste verbunden und dabey alles auf das sorgfältigste vermieden, was das jungfräuliche Zartgefühl auch nur von weitem unangenehm berühren und verletzen könnte. Man kennt die Gewissenhaftigkeit, mit der Hr. Cons. Rath Glatz auch in dieser Beziehung seinen Gegenstand zu behandeln gewohnt ist; und daß man dieses Taschenbuch, was bey den meisten unsrer Taschenbücher nicht der Fall ist, gebildeteren und zartfühlenden Jungfrauen und Frauen ohne alles moralische Bedenken in die Hände geben und als ein nützliches, herzerfreuendes Geschenk darbringen dürfe, dafür bürgt schon der Name des Verfassers und das allgemeine Vertrauen, das er sich im In- und Auslande zu erwerben gewußt hat.

Geschenke für die Jugend.

Der kleine Jack. Eine Volksgeschichte. geb. 12 gr.
Geschichte des Prinzen Libu. geb. 14 gr.
Das blinde Kind. Eine Familiengeschichte. geb. 14 gr.
Das Schreibepult zu Buchenhayn. 3 Bändchen. geb. 1 Rthlr. 12 gr.
Der Besuch auf eine Woche. 2 Bändchen. geb. 1 Rthlr. 12 gr.
Ländliche Spaziergänge. 4 Bändchen, geb. 1 Rthlr. 16 gr.

Der aufblühenden Jugend werden diese, aus der Feder des stets unvergeßbaren Kinderfreundes Weiße geflossenen Uebersetzungen anerkannt guter englischer Urschriften die lehrreichste und angenehmste Unterhaltung gewähren. Wir besitzen unter der Anzahl von Kinder- und Jugendschriften wenige, die mit diesen zu vergleichen wären. Da man jezt so sehr die englischen Romane liebt, so werden gewiß auch diese Kinderromane aufs neue mit Vergnügen gelesen werden, um so mehr, da im nächsten Jahre von uns dankbaren Deutschen die Feyer seines 100jährigen Geburtsfestes begangen werden soll.

Vorstehende Bücher sind bey Wienbrack in Leipzig und in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Im Verlage bey C. H. Zeh in Nürnberg erscheinen und sind bereits die 3 ersten Hefte an alle guten Buchhandlungen Deutschlands versandt worden:

Annalen der Blumisterei,
für Blumenfreunde, Gartenbesitzer und Saamenhändler in Verbindung mit mehrern Blumenfreunden herausgegeben
von
Jakob Ernst von Reider,
Verfasser der Geheimnisse der Blumisterei 2c.

1ster Jahrg. v. 12 Heften, mit 24 nach der Natur gezeichneten und fein gemahlten Kupfertafeln. gr. 8. geh. (Subscript. Preis) 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 10 ggr.
Dasselbe Werk ohne Kupfer 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 10 ggr.

Die bereits erschienenen ersten 3 Hefte enthalten die gelungenen Abbildungen der Strelitzia reginæ, der Camellia japonica, der Aglaia pontica, des Cytrus myrthifolia, des Cheiranthus Cheiri, flore violaceo und der Lychnis fulgens.

Theils der ausgezeichnete Beyfall, den diese Hefte durch eine zahlreiche Subscription einerunteten, theils auch der Umstand, daß wir uns im Besitze von Zeichnungen der kostbarsten und seltensten Gewächse befinden, macht es uns möglich, von nun an mit der Herausgabe der übrigen Hefte fortzufahren.

Aus der Zahl der vielen Prachtgewächse, deren Beschreibung und Cultur in den folgenden Heften aufge-

führt werden soll, führen wir hier nur jene von Paeonia, Magnolia, Loddigeria, Elichryssum, Melia, Rhododendrum mit gefüllten Blumen, Chiranthodendrum, Gloxinia, Melastoma, Azalea, meistens gefüllt, einiger neuer Arten Passiflora, Exostema, Saracha, Lassiopetalum, Pancratium, Psoralea, Pittosporum, Banksia, Leptospermum, Eckebergia, Flemingia, Eucalyptus, Loisia, Protea, Daphne, Asclepias, Melaleuca, Diosma, Hibiscus, Nerium, Datura, Eulaxia, Crinum, Hackea, einiger 100 Arten Erica, neue englische und holländische Artikel, Nelken und Lilien, Cactus etc.

Blumenliebhaber werden in diesen Annalen eine vollkommene Befriedigung finden, da nichts gespart wird, was nur immer zur reichen Ausstattung derselben beytragen kann. Nur sehr günstige, örtliche Verhältnisse machen es möglich, ein Unternehmen, das so Vieles umfaßt, um einen solchen geringen Preis fortführen zu können.

In der Universitäts-Buchhandlung in Königsberg in Preußen ist erschienen:

Ostpreußens Schicksale in dem Jahre 1812 während des Krieges zwischen Frankreich und Rußland. Von dem Polizeypräsidenten Schmidt. gr. 8. 1 Rthlr. 4 ggr.

Pränumerations-Anzeige.

F. K. Kraft's
neues deutsch-lateinisches
Hand-Wörterbuch.

Zweckmäßig nach seinem größern Werke bearbeitet.

Nach Vollendung des größern Werks fühlte der H. Verf. die Nothwendigkeit eines kleinern wohlfeilern Hand-Wörterbuchs; für höchst wünschenswerth erklärten dieß die Aufforderungen mehrerer einsichtsvoller Gymnasial-Direktoren und Lehrer. Bey guten Grundlagen und Vorarbeiten, früherem Anfang des Herrn Mitarbeiters, und bey des Herrn Verf. schon erprobter Fähigkeit zu solchen Arbeiten, kann dieß Werk zwar in gewünschter Schnelle, jedoch ohne Uebereilung sehr brauchbar geliefert werden.

Im May ist bereits die erste Abtheilung, 28 Bogen stark, A—E und damit ein Drittheil des Ganzen enthaltend, erschienen.

Ueber die Proben urtheilten Direktoren und Lehrer-Collegia so günstig, daß sie das Werk vorläufig in Parthieen zu 40 und 75 Exemplaren bestellten; ja an einem Tage über 150. bestellt wurden. Das nun Erschienene hat diese gute Meinung bestätiget. Lange mit Sorgfalt vorbereitet, vielseitig erwogen, mit Benutzung des guten Raths competenter Richter, wird dieß Werk gewiß den Erwartungen und Wünschen entsprechen, welche man hegt und hegen kann von einem Philologen und erfahrnen Schulmanne, dessen Beruf zur Lexikographie so allgemein und rühmlich anerkannt ist, und dem überdieß ein aus trefflicher Schule hervorgegangener im Mittelpunkt der Gelehrsamkeit lebender und an zwey berühmten Anstalten lehrender, eben so geschickter als eifriger Philolog (Hr. M. Forbiger) bey dieser Arbeit zur Seite steht. Es wird die Bedürfnisse der mittleren und untern Classen, oder der nicht bemittelten Gymnasiasten befriedigen, welche in ihrer spätern Laufbahn die umfassende Kenntniß der lateinischen Sprache nicht so unumgänglich nöthig zu haben glauben; oder es wird auch für den Gebrauch des größern ausführlichen Werkes — welches keinesweges dadurch überflüssig wird — zweckmäßig vorbereiten.

Die Zahl der deutschen Artikel ist zweckmäßig gestellt, und manche in das Gebiet der Gymnasialbildung nicht eigentlich gehörende Ausdrücke sind ausgeschlossen worden. Ausführliche Erklärungen der deutschen Artikel sind meist nur zur Unterscheidung der einzelnen Begriffe deutscher Wörter gegeben. Die lateinische Phraseologie ist mit Auswahl des Zweckmäßigen gegeben und auch die abgekürzte Autorität beygefügt. Auf Synonymik der lateinischen Ausdrücke ist möglichste Rücksicht genommen und eine sorgfältige Wahl bey Aufnahme der Latinität beobachtet.

Der Umfang des Werkes beträgt über die Hälfte des größern, circa 85 Bogen größtes Lexikonsformat. Dafür gilt noch, jedoch nur bis zur Beendigung (die sicher im Oktober 1825 erfolgt): der billige Pränumerationspreis

von 1 Thlr. 20 gr. sächs. (3 fl. 18 kr. rh.),
auf Schreibpapier 2 Thlr. 12 gr. (4 fl. 30 kr. rh.)

bey Bestellung sogleich zahlbar; wobey zu bestimmen ist, ob die erste Abth. apart oder das Ganze erst zusammen soll gesandt werden.

Um die Einführung in Gymnasien und lateinischen Schulen noch mehr zu erleichtern, gewähre ich, wenn man sich direkt an mich wendet, auf 5 Exemplare das 6te frey, bey stärkerer Anzahl wird, wegen leichterer Berechnung jedes Exempl., gleich nur zu 1½ Thlr. gerechnet (bei 13 bis 19 gebe ich auch eines der Exempl. auf Schreibpapier), bey 20 und mehr Exemplaren sogar jedes nur zu 1 Thlr. 9 gr., gebe auch bey 25 und mehr den Direktoren oder Sammlern noch eines auf Schreib-Papier extra gratis. Bey andern Buchhandlungen kann man zwar nicht ... hohe, indeß bey Parthieen doch einige Vortheile erhalten.

Der Ladenpreis tritt sogleich mit Beendigung des ganzen Werkes ein und wird wahrscheinlich über die Hälfte höher. Die geehrten Subscribenten und Pränumeranten werden dem Werke vorgedruckt.

Ernst Klein,
Buch- und Kunsthändler in Leipzig.

Bey A. G. Liebeskind in Leipzig ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden der erste Band einer

Reise durch Deutschland
und einige südliche Provinzen Oesterreichs in den Jahren 1820, 1821 und 1822
von
Joh. Russel.
Aus dem Englischen.

Das Original hat in England so viel Aufsehen erregt und ist mit so viel Beyfall aufgenommen worden, daß bereits in kurzer Zeit eine zweyte Auflage desselben erschien. In der That haben sich auch mehrere berühmte Kritiker über seinen Inhalt in den gelesensten Blättern vortheilhaft ausgesprochen, weßhalb der als Gelehrter nicht unbekannte Uebersetzer ein verdienstliches Werk zu

übernehmen glaubte, wenn er es dem Publikum in deutschem Gewand mittheilte. Man findet hier treffende Urtheile über den Volkscharakter, die politische Verfassung, so wie über die gelehrten Anstalten mehrerer berühmten Städte, als Berlin, Cassel, Darmstadt, Frankfurt, Jena, Weimar, Wien u. a.; deßgleichen auch interessante Schilderungen berühmter Männer, als Wieland, Goethe und Schiller, und selbst gekrönter Häupter. Ueberall gibt sich der einsichtsvolle und vielseitig in mehreren Fächern der Künste und Wissenschaften bewanderte Reisende zu erkennen, welcher dabey mit einer Freymüthigkeit urtheilt, die nur der Wahrheitsscheue tadelswerth finden dürfte. Gewiß wird jeder Gebildete, und besonders der Gereiste dieß Werk als Erinnerungsblätter einer frohen Vergangenheit nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen, und wir bemerken nur noch, daß der 2te Band, womit das Werk geschlossen ist, in wenigen Wochen erscheinen wird. Preis beyder Theile 3 Rthlr. 12 gr.

Literarische Anzeige.

Bey L. W. Wittich in Berlin ist erschienen:

Geschichte der Europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien, von Fr. Buchholz. 1r Band. 16. geb. Preis 2 Rthlr.

Dieser Band enthält die Begebenheiten des Jahres 1823. Wenn der Verfasser den eben genannten Zeitraum durch die Ueberschrift: Von der Beendigung des Congresses zu Verona bis zur Befreyung Ferdinands des Siebenten aus den Händen der Cortes, bezeichnet hat, so scheint er sich dieß als die Hauptbegebenheit gedacht zu haben; denn von allem, was sonst noch im Jahre 1823 Merkwürdiges in der Europäischen Welt vorgefallen, ist nichts mit Stillschweigen übergangen worden. Man findet also das große Entwickelungs-Protokoll der Europäischen Gesellschaft hier abermals aufgeschlagen; und wenn wir nicht sehr irren, so werden viele Leser darüber erstaunen, wie in einem so kurzen Zeitraum so Vieles und so Großes habe geschehen können — wiewohl sie dieß alles selbst erlebt haben. Sollte die Europäische Staaten-Geschichte nach mehreren Jahren weniger annalistisch behandelt werden, so wird es noch immer von nicht geringer Erheblichkeit seyn, genau zu wissen, was jedem einzelnen Jahre angehört, und wie die Uebergänge erfolgt sind. Das unbestreitbare Verdienst des Verfassers ist, die Materialien zuerst gesammelt und chronologisch geordnet zu haben.

An alle Buchhandlungen ist wieder versandt:

G. C. Claudius und M. Klette allgemeiner Briefsteller, nebst einer Anweisung zu den nöthigsten schriftlichen Aufsätzen für das gemeine bürgerliche Geschäftsleben. Ein Handbuch zum Selbstunterricht für die mittlern und niedern Stände.

Auch unter dem Titel:

Nützliche, auf alle fast ordentliche Fälle eingerichtete Briefe u. s. w., nebst einer ausführlichen Anleitung zu verschiedenen andern schriftlichen Aufsätzen, als Bekanntmachung in öffentlichen Blättern, Wechselbriefen, Assignationen, Obligationen, Quittungen, Kontrakten, Vollmachten, Zeugnissen, u. s. w., 15te neu bearbeitete Aufl. 8. Leipzig bey Wienbrack. Preis für 38 Bogen 18 gr.

Wenn auch nicht schon der schnelle Absatz dieses, seinem Zwecke völlig entsprechenden, sehr gemeinnützigen und daher längst geschätzten Handbuches es empfähle, so würde dessen Wohlfeilheit dieses thun; denn es ist unter den vielen deutschen Briefstellern der wohlfeilste und auch unstreitig einer der vorzüglichsten, weil er alles leistet, was Geschäftsmänner sowohl, als auch Ungeübtere, für die er eigentlich bestimmt ist, von einem solchen Hülfsbuche fordern können. Eine Aufzählung seines reichhaltigen Inhalts kann hier nicht gegeben werden, es wird genug seyn zu bemerken, daß nicht nur 291 auf fast alle vorkommende Fälle eingerichtete Musterbriefe und mannigfaltige Schemen u. s. w., wie auch ausführliche Anweisung zu Titulaturen ꝛc. sich in ihm befinden.

In der Oster-Messe 1825 ist erschienen:

Krafts, F. K., Direktor, Handbuch der Geschichte von Altgriechenland. Auch als Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische. 18 gr. Schrpr. 1 Rthlr.

Für die Classicität dieses jetziger Zeit in doppelter Hinsicht interessanten Werkes zeugen die 3te Aufl. und ein Nachdruck, so wie die competentesten Urtheile, z. B. Jenaer Liter. Zeit. Erg. Bl. No. 28.

„Die Verbesserungen der 2ten Auflage bestehen vorzüglich in der lat. Phraseologie. Mit Recht wird man von dem gelehrten Verf. des Deutsch-latein. Wörterbuchs Genauigkeit und Alterthümlichkeit der untergesetzten latein. Phraseologie erwarten, und wir dürfen versichern, daß die Erwartung nicht täuscht. Das Buch steht mit Ehren neben dem bekannten Döringschen, und wird sich auch künftig als nützlich für Anfänger im Lateinschreiben bewähren, denen wir es hiemit aufs Neue bestens empfehlen wollen.“

Bey mir direkt auf 8 bezahlte 2 frey, auf 12 aber 4; bey Parthieen ist eins der Exemplare auf Schrbp., bey 25 noch 1 extra gratis.

Ernst Klein's
literarisches Comptoir in Leipzig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Adonis
Die klagende Venus
Venus Urania.
Eine Trilogie
vom
Maler Müller
in Rom.
Mit 4 Umrissen.
Leipzig, bey Gerhard Fleischer.
Preis carton. 2 Thlr.

Nro. 28.

Intelligenz = Blatt.

1825.

Bey Joh. Ambros. Barth in Leipzig ist erschienen:

Codicis Theodosiani libri V. priores recognovit additamentis insignibus a H. J. Clossio et Am. Peyron repertis aliisque auxit, notis subetaneis tum criticis, tum exegeticis nec non quadruplici appendice instruxit C. F. Ch. Wenck. 8maj. charta impr. 1 Rthlr. 20 gr. charta script. 2 Rthlr. 4 gr.

Der Herr Herausgeber fühlte das Bedürfniß eines neuen Abdrucks der ersten fünf Bücher des Theodosianischen Codex in der Gestalt, welche ihnen nun zu Theil geworden, seit längerer Zeit, insonderheit bey Abfassung seiner ausführlichen Anzeige von denen durch Peyron und Clossius gewonnenen Bereicherungen um so mehr, als von Peyrons Schrift nur sehr wenige Exemplare nach Deutschland gekommen sind. Die von ihm beygefügten Anmerkungen lassen die Sorgfalt und Umsicht, mit der er jedem irgend möglichen Anspruch entgegen zu kommen bemüht war, nicht verkennen und sichern ihm günstige Aufnahme seiner Arbeit, die zugleich als ein Anhang zu dem Jus civile Antejustinianeum betrachtet werden kann.

An die Besitzer der Taschenausgabe zu Wielands Werken.

Die

Kupfersammlung zu Wielands Werken

ist nun bis 48 Blätter vollständig erschienen, und fortwährend in guten Abdrücken zum Pränumerations-Preise von 4 Thaler zu erhalten; da jedoch diese Taschenausgabe aus 51 Bänden bestehen wird, so sind noch einige Kupfer nachzuliefern, diese sollen noch zu Michaelis d. J. nebst einem 52sten oder

Supplementbande zu Wielands Werken

geliefert werden. Derselbe wird eine sehr interessante Erklärung sämmtlicher Kupfer und eine Selbstschilderung Wielands, herausgegeben von seinem Freunde J. G. Gruber, enthalten. Eine ausführliche Anzeige davon ist in allen Buchhandlungen zu erhalten. Der Subscriptions-Preis ist

18 Groschen für den Band mit Kupfern und
12 Groschen für denselben ohne Kupfer.

Zugleich mache ich den Freunden meiner Kupfersammlungen die Anzeige, daß eben erschienen ist

Kupfersammlung zu deutschen Classikern

1s Heft. 6 Kupfer zu Bürgers Werken. 12 gr.

und diese hiermit begonnene Unternehmung nach und nach Kupfer zu den wohlfeilen Original-Ausgaben aller deutschen Classiker bringen wird.

Leipzig, im August 1825.

Friedrich Fleischer,
als Verleger.

Im Verlage von Immanuel Müller in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Lord Byrons Reise nach Corsica und Sardinien während des Sommers und Herbstes 1821. Aus dem Französischen übersezt, geheftet 9 gr.

Literarische Anzeige.

So eben haben die Presse verlassen und sind bey H. L. Brönner in Frankfurt und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Eduard Young's Nachtgedanken. Im Versmaaß der Urschrift übersezt von Ch. E. Grafen v. Bentzel-Sternau. X u. 495 S. 8. auf Druckpapier 3 fl., auf Velinpapier 5 fl. 24 kr.

Die Homerischen Hymnen, übersezt und mit Anmerkungen begleitet von Professor Dr. Konrad Schwenk. XII u. 346 S. 8. auf Druckpapier 3 fl., auf Velinpapier 4 fl. 30 kr.

Zwey Werke, die sich Kennern und Freunden des Schönen als eine wahre Bereicherung deutscher Uebersetzungsliteratur ausweisen werden.

Young, — den unser Klopstock seinen Lehrer nannte — der Homer fühlender Denker, mit Adlerblicken Nachtigalltöne vermählend, gibt uns in seinem philosophischen Epos das Sonnensystem der überirdischen Hoffnungen. Verdiente je ein Dichterwerk denen empfohlen zu werden, welche in andächtiger Erhebung des Gedankens Trost in den Stürmen des Lebens und Ruhe im Weltgetöse suchen, so sind es gewiß Young's Nächte, aus welchen das edelste aller Kleinode strahlt: innere Offenbarung. Daß die Uebertragung eine gelungene, den Geist der Urschrift treu bewahrende ist, wird sich bey vergleichender Prüfung auf's entschiedenste ergeben.

Die Homerischen Hymnen, ehrwürdige Reste einer dunkeln Vorzeit, „Traumbilder und Schattengestalten," die der Alterthumsforscher und überhaupt jeder nach classischer Bildung Strebende als heilige Bruchstücke hochschätzt, werden in der neuen Uebersetzung dem Verständnisse deutscher Leser zwar in antiker Form, aber dabey in der erreichbarsten Klarheit zugeführt.

Frankfurt, am 15. August 1825.

Anzeige.

Bey Joseph Engelmann in Heidelberg ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Ueber den neuesten Zustand der Criminalgesetzgebung in Deutschland. Mit Prüfung der neuen

Entwürfe für die Königreiche Hannover und Sachsen. Von Dr. C. J. A. Mittermaier, Geh. Hofrathe und Professor der Rechte in Heidelberg. Mit einem Anhange, enthaltend allgemeine Bemerkungen über den besondern Theil des Criminalgesetzbuchs von Verbrechen und Strafen, von Dr. Stübel, Königl. Sächs. Hof- und Justizrathe zu Dresden, Ritter des Sächs. Civilverdienstordens. Preis 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Die Wichtigkeit der von ausgezeichneten Juristen bearbeiteten Entwürfe neuer Criminal-Gesetzbücher für Hannover und Sachsen gibt schon jeder über dieselben gelieferten Kritik ein bedeutendes Interesse, welches noch dadurch erhöht wird, daß der Verfasser gegenwärtiger Schrift überall die wichtigsten Fragen der Criminallegislation geprüft, und vorzüglich die bey Gelegenheit der Prüfung des neuen Baierischen Entwurfes aufgestellten Ansichten einer genauen Beurtheilung unterworfen hat. Einen vorzüglichen Werth erhält noch diese Schrift durch die im Anhang abgedruckten Bemerkungen des Herrn Hofraths Stübel zu dem zweyten Theile des von ihm verfaßten Entwurfs des Criminal-Gesetzbuches für das Königreich Sachsen.

A. F. Vogel, griechisches Elementarbuch zum Schulgebrauche. 8. 1825. 9 gr. (25 Exempl. 6 Rthlr. baar.)

Der Herr Verf. fügt, Abwechselung aus mehrfachen Gründen für wesentlich nützlich haltend, in dieser Arbeit den schon vorhandenen ähnlichen Lehrbüchern ein neues hinzu. Seine Beyspiele sind sämmtlich aus klassischen Schriftstellern gewählt und in zehn Abschnitte getheilt, von denen die ersten drey den drey Deklinationen, der vierte der zusammengezogenen, der fünfte der unregelmäßigen Deklination, der sechste den Zahlwörtern, der siebente dem Pronomen, der achte dem Verbum in ω, der neunte den Verbis in μι, der zehnte den unregelmäßigen Zeitwörtern gehören. In den Anmerkungen ist häufig auch auf syntaktische Regeln hingewiesen und ein Wörterbuch beygegeben. Der Preis für 12½ enggedruckte Bogen wird gewiß billig gefunden werden.

Leipzig, im August 1825.

Johann Ambrosius Barth.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Besuch in Griechenland
in den Jahren 1823 und 1824.
von
Georg Waddington Esq.
Aus dem Englischen übersezt. Mit einem Vorwort
von
Dr. Schott.
gr. 12. broschirt. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

So Vieles und Schönes in den lezten Jahren über Griechenland geschrieben wurde, so wird doch Waddington eine der ersten Stellen, wo nicht die erste, unter diesen Schriften eingeräumt werden müssen. Man hatte bis jezt über die wichtigsten Jahre 1823 und 1824 wenige und unsichere Quellen-Nachrichten; durch Wattington ist Licht und Klarheit darüber verbreitet. Wie meisterhaft, mit wahrhaft romantischen Zügen, schildert er das Leben und die Umgebungen der griechischen Häuptlinge. Noch höhern Werth haben aber für jeden Geschichtsfreund überhaupt, für Freunde der griechischen Sache insbesondere die sehr wichtigen und ächten Aktenstücke über die Hetäria, welche er mittheilt. Wir glauben der Literatur zu diesem Werke Glück wünschen zu dürfen, und durch diese kurze Hindeutung auf seinen Inhalt hinlänglich empfohlen zu haben.

Die treffliche deutsche Uebersetzung ist von dem um die griechische Sache so hochverdienten Herrn Dr. Schott mit einem Vorwort, das alle Beherzigung verdient, begleitet.

H. F. Frankh.

Bey C. W. J. Krahn in Hirschberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Valentin Friedland Trotzendorf.
Dargestellt von Dr. Gustav Pinzger.
Mit Trotzendorf's Bildniß und dem Facsimile seiner Handschrift. Preis 15 Sgr. Cour.

Trotzendorf's große Verdienste um das deutsche Schulwesen haben sich die gerechtesten Ansprüche auf die Dankbarkeit der Nachwelt erworben. Der Versuch, das Andenken eines so gefeyerten Mannes zu erneuern, rechtfertigt sich gewiß schon dadurch, daß Trotzendorf einer der größten Pädagogen aller Zeiten war.

Im Verlage von Immanuel Müller in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Johann Arndt's
wahres Christenthum.
Eine sorgfältige Auswahl der kräftigsten Stellen dieses ächt evangelischen Erbauungsbuches. Zweyte wohlfeilere Ausgabe. 1825. Preis 6 gr.

Der Herausgeber, ein ächter Bekenner Christi, hat an der so kräftig zum Herzen gehenden Sprache des sel. Arndt's nichts geändert; und den Kern von Arndt's Christenthum rein und unverfälscht wiedergegeben.

* * *

In der Verlagshandlung von Graß, Barth und Comp. in Breslau ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Malerische Reise in einigen Provinzen des Osmanischen Reichs, aus dem Polnischen des Herrn Grafen Eduard Raczynski übersezt. Herausgegeben von Fr. Heinr. von der Hagen. Mit 2 Kupfern und 2 Steindrücken. gr. 8. cartonnirt. Preis 2 Rthlr. 12 gr.

Von diesem Werke erschien 1821 eine in groß Folio Format, auf schönem Papier mit mehr als 80 trefflichen

Kupfern und Karten reich gezierte Original-Ausgabe in polnischer Sprache; und im Jahr 1824 wurde von diesem Prachtwerke eine ganz treue deutsche Uebersetzung, welche der Original-Ausgabe an Form und Ausstattung ganz gleich ist, auf Kosten des Herrn Verfassers veranstaltet.

Da jedoch diesen beyden Pracht-Ausgaben, wegen ihres nothwendigerweise sehr hohen Preises, bey weitem nicht diejenige Verbreitung zu Theil geworden ist, welche das treffliche Werk so sehr verdient, so haben wir es unternommen, die deutsche Uebersetzung in einem Octavbande auf schönem Papier mit zwey sehr wohl gerathenen Kupfern und zwey Steindrücken auf unsre Kosten herauszugeben.

Nach dem verdienten Lobe, welches die Kritik dem in jeder Hinsicht ausgezeichneten Werke von mehreren Seiten gespendet hat, dürfen wir bey der Unternehmung dieser, auf den Wunsch des Herrn Grafen unternommenen, neuen Ausgabe wohl mit Recht auf Theilnahme und Beyfall rechnen. Der höchstgeschätzte Herr Verfasser, der sich mit ungemeiner Sorgfalt und Ausdauer zu jener Reise vorbereitete, hat in ihrer, durch eben so edle und gediegene, als anschaulich-einfache und kräftige Darstellung sich auszeichnenden Beschreibung eine Fülle von Belesenheit und gelehrten Kenntnissen niedergelegt. Der Landessprache mächtig, ist es ihm um so leichter geworden, durch eine treue und lebendige Schilderung der von ihm besuchten Provinzen höchst interessante und wichtige, und größtentheils neue Beyträge zur Kenntniß jener Länder zu liefern, auf welche der Blick und die Hoffnungen des freysinnigen und gebildeten Europa's fortwährend gerichtet sind.

Anzeige.

Die Hindernisse, welche sich bisher der vollständigen Befriedigung der Nachfrage nach der neuen Ausgabe von

Shakspeare's Werken,
übersezt
von Schlegel und Tieck,

entgegen stellten, sind gegenwärtig durch die endlich erfolgte Ablieferung des ersten Bandes von Seiten des Buchdruckers so weit gehoben, daß wenigstens die geringere Ausgabe der beyden ersten Bände hinreichend zu erhalten ist. Von den beyden bessern Ausgaben wird ein neuer Abdruck veranstaltet, und der erste Band derselben wird innerhalb drey Wochen, der zweyte aber zur Michaelis-Messe, und nach deren Ablauf auch der dritte Band ausgegeben werden. Der Subscriptionspreis von 4, 5 und 6⅔ Thlr. Conventionsgeld in den drey verschiedenen Ausgaben für das ganze Werk, aus 9 Bänden bestehend, bleibt nur noch bis Ende des Jahres offen; der alsdann eintretende Ladenpreis wird beträchtlich höher stehen.

Zugleich zeige ich an, daß in einigen Wochen die drey ersten Bände von

Joh. Müller's
Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft

ausgegeben werden, unter der Bemerkung, daß die wachsende Theilnahme für das Unternehmen mir gestattet hat, den bereits einmal ermäßigten Preis fernerweitig herab zu setzen, und für die Subscribenten auf 6, 8 und 10 Thlr. Conventionsgeld hinsichtlich der drey verschiedenen Ausgaben zu bestimmen.

Leipzig, im August 1825.

G. Reimer.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die drey St. Johannisgrade
der großen National-Mutterloge zu den drey Weltkugeln. 8. 1825. 1 Rthlr. 4 ggr. oder 2 fl. 6 kr.

Dieses, sowohl für Maurer als Nichtmaurer äußerst interessante Werk enthält nicht allein die Beschreibung der ceremoniellen Aufnahme und die Beförderung in den Graden, sondern auch die geistreichen Zöllnerschen Instructionen, welche als ein wahres Meisterstück von Kenntniß des alten Orients angesehen werden.

Magazin
der neuesten Erfindungen und Fortschritte in den vorzüglichsten technischen Gewerben und Künsten, besonders in der Mechanik. Zusammengetragen von einer Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern und herausgegeben von Dr. G. A. Ahner in London. 1s Heft mit Kpfrn. gr. 8. geh. 18 ggr. oder 1 fl. 21 kr.

Diese Zeitschrift, zusammengetragen von einer Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern in England, soll vorzüglich diejenigen neuen Erfindungen enthalten, welche das Wohl der deutschen Nation befördern können.

Maurerische Ansichten.
Herausgegeben vom Hofrath von Schütz. 4s Heft. 6 ggr. oder 27 kr. 4 Hefte oder 1r Bd. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Neuere Verlagsbücher der Steiner'schen Buchhandlung in Winterthur, welche durch jede Buchhandlung zu bekommen sind:

Blätter aus dem Tagebuch eines Frühvollendeten. (Sal. Müller.) Herausgegeben von C. E. Steiner. 8. 1823. 2 fl. 15 kr.

Geßners (Georg) christliche Unterhaltungen für Leidende und Kranke. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. 1825. 2 fl. 24 kr.

Desselben Passionsblätter zur Beförderung christlicher Festandacht. gr. 8. 1825. 36 kr.

Gesneri (Conr.) epistolarum medicinalium liber quartus, denuo recusus, adjecto ineditarum ejusdem epistolarum specimine, cura J. Hanharti. 8. 1825. 27 kr.

Hallers (Carl Ludw. von) Restauration der Staatswissenschaft, oder Theorie des natürlich-geselligen Zustandes der Chimäre des künstlich-bürgerlichen entgegengesezt. Sechster Band, für die Besitzer der ersten vermehrten und verbesserten Aufl. gr. 8. 1825. 4 fl. 48 kr.

— — Dasselbe Werk, 6r Band, für die Besitzer der zweyten Auflage. gr. 8. 1825. 4 fl. 48 kr.
(NB. der fünfte Band existirt noch in keiner Ausgabe, wird aber auch erscheinen und damit dann das ganze Werk beendigt seyn.)

Hanhart (Joh.) Conrad Geßner. Ein Beytrag zur Geschichte des wissenschaftlichen Strebens und der

Glaubensverbesserung im 16ten Jahrhundert; aus den Quellen geschöpft. 8. 1824. 2 fl. 42 kr.

Hanhart (Rudolph) Reden und Abhandlungen pädagogischen Inhalts. 8. 1824. 2 fl. 42 kr.

Derselbe über Veredlung des Handwerkstandes durch bessere Vorbildung, Ausbildung und Fortbildung. (Aus dem vorigen Werke besonders abgedruckt.) 8. 1824. 27 kr.

Desselben Blätter zur Belehrung und Erbauung für Jünglinge edlerer Erziehung. 8. 1823. 1 fl. 48 kr.

Heß (Joh. Jacob) die Hoffnungsinsel. Eine Parabel. Neue verbesserte Auflage. 12. 1823. 18 kr.

Derselbe die Reise. Zweyte Parabel. Neue verbesserte Auflage. 12. 1825. 27 kr.

Lesebuch (französisches) für Schulen. Mit einem vollständigen Wörterbuche. Zweyte verbesserte Auflage. gr. 8. 1824. 1 fl. 30 kr.

Müller (Joh. Georg) vom Glauben der Christen. 2 Bände. Zweyte mit nachgelassenen Zusätzen des sel. Hrn. Verfassers vermehrte Auflage. gr. 8. 1823. 6 fl. 18 kr.

Das in Verbindung mit mehreren berühmten Staatsmännern und Gelehrten von Hofrath Harl seit dem Anfange dieses Jahres herausgegebene

Archiv für die gesammte Staatswissenschaft, Gesetzgebung und Staatsverwaltung

beginnt in der deutschen Literatur Epoche zu machen, und zwar unter andern mit einer eben so gründlichen als vollständigen, mit allen Urkunden versehenen Originalabhandlung gegen den gemeinverderblichen und die höhere geistige Kultur untergrabenden Büchernachdruck. — Man findet in diesem allgemein beliebten Archiv, das in Zukunft als vollständiges Lehrbuch in Ansehung der Eigenthumsrechte der Schriftsteller und Buchhändler gebraucht werden kann, vollkommene Beweise für die unbedingten und von keiner Zeitbestimmung abhängigen Schrifteigenthumsrechte der Verfasser, welche, nach der hier aufgestellten Behauptung, auf die Verleger übergehen, so weit die erstern solche den leztern übertragen. Wie wichtig diese treffliche Lehre über die Eigenthumsrechte der Schriftsteller und Buchhändler — die hoffentlich endlich für ganz Deutschland ein allgemeines und unbeschränktes Verbot des Nachdrucks zur heilsamsten und allgemeinnützlichsten Folge haben wird! — sey, beweiset unter andern auch der gegenwärtige öffentliche und selbst vor Gericht anhängige Rechtsstreit zwischen den Buchhändlern Winter und Gros in Heidelberg über die Ausgabe von Genslers Diktaten zu Martins Lehrbuch des deutschen gemeinen bürgerlichen Prozesses. Der von dem Buchhändler Winter darüber gerichtlich belangte Buchhändler Gros führt nämlich zu seiner Vertheidigung an, daß nach dem Großherzoglich-Badischen Landrechte das Schrifteigenthum des Verfassers mit dem Tode desselben erlösche. — Außerdem liefert das obige neue staats- und gewerbswissenschaftliche Archiv auch andere höchst interessante Originalabhandlungen, und zwar über den neuesten Zustand und Umfang (nach Urquellen) der in vielfacher und selbst in staatswirthschaftlicher Beziehung so allgemein wichtigen und überaus nützlichen orthopädischen Heilanstalt in Würzburg, nebst der pragmatischen Biographie seines Gründers und Vorstandes Dr. Heine; dann über die Gemeindeverwaltung in Kurhessen, ferner über die radikale Verbesserung des Dienstbotenwesens, über die wahren Hindernisse und Beförderungsmittel des Ackerbaues, der Gewerbe und Fabriken und des Handels in Deutschland, über den Entwurf eines neuen Steuer-Gesetzes mit besonderer Rücksicht auf das Erwerbsteuersystem. — Ueberdieß enthält obiges allgemeine Archiv von berühmten Mitarbeitern auch kritische Anzeigen der neuesten staats- und gewerbswissenschaftlichen Schriften, z. B. auch schon von Herrn Kreis-Direktors Dr. Rudhart Schrift über Baierns gegenwärtigen Zustand, eine umfassende Darstellung von einem kompetenten Beurtheiler. — Auch findet man darin eine allgemein sehr interessante und ganz neue Originalabhandlung über das Entstehen und die Wirksamkeit der Leipziger ökonomischen Societät und der ökonomischen Gesellschaft im Königreiche Sachsen, und zwar nach Archivalquellen bearbeitet. Alle für dieses Archiv bestimmte Beyträge, deßgleichen neue staats- und gewerbswissenschaftliche Schriften, von welchen kritische Anzeigen gewünscht werden, sind unmittelbar an den Hofrath und Prof. der Staatswissenschaften, Dr. Harl in Erlangen, einzusenden. Obiges Archiv kann jederzeit durch alle Postämter und Buchhandlungen des Inn- und Auslandes bezogen werden.

So eben ist erschienen und versandt:

General Grafen von Ségurs Geschichte Napoleons und der großen Armee im Jahre 1812. Historisch und literarisch beleuchtet und mit Erläuterungen und Noten versehen von Alphons von Beauchamp. Aus dem Französischen von Georg Wolbrecht. Preis geheftet 10 gr.

Nicht leicht hat in allen Landen ein Werk so viel Aufsehen erregt und Beyfall erhalten als Ségurs, zu dem Obiges ein nöthiger und aufhellender Nachtrag ist. Es erläutert die Geschichte jener denkwürdigen Zeit und wird Jeden befriedigen.

Ernst Kleins
literar. Comptoir in Leipzig.

An alle Buchhandlungen ist versendet worden:

Hallers, (Carl Ludw. von,) Restauration der Staatswissenschaft, oder Theorie des natürlich-geselligen Zustandes der Chimäre des künstlich-bürgerlichen entgegengesezt. Sechster und lezter Band für die Besitzer der ersten Auflage. gr. 8. Winterthur in der Steiner'schen Buchhandlung. 1825. 4 fl. 48 kr.

Dasselbe Werk, 6ter Band, für die Besitzer der zweyten Auflage. gr. 8. Ebendas. 4 fl. 48 kr.

Der 5te Band existirt noch in keiner Ausgabe, wird aber auch nachfolgen und damit dann das ganze Werk vollendet seyn. Die Gründe, warum der sechste Band vor dem 5ten erscheint, sagt der Verfasser in der Vorrede zu jenem.

Nro. 29.

Intelligenz = Blatt.

1825.

Bey Joh. Friedr. Gleditsch in Leipzig ist erschienen:
Gallerie aus Walter Scott's Werken,
Erste Lieferung, 10 Blatt.
Nach Zeichnungen von Leslie, Wertall u. a. von Gruner, Haas, Meyer, Richter, Rosmaesler, u. a. gestochen.
gr. 8. erste Abdrücke 2 Rthlr. 12 gr.
8. gute Abdrücke 1 Rthlr. 16 gr.

Diese Gallerie wird in fünf Lieferungen 50 bis 60 Blatt liefern, und paßt im Formate außer zu der bey dem Verleger herausgekommenen neuen Ausgabe von Walter Scott's Romanen auch noch zu allen andern Ausgaben und Uebersetzungen dieses Dichters. Ohne die Herausgabe zu übereilen und schlechte Blätter zu liefern, können sie nicht in der Reihefolge gegeben werden, sondern wie solche aus der Hand der Künstler hervorgehen. Das zweyte Heft erscheint in der Oster-Messe 1826 u. s. f.

Für Leihbibliotheken.
Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:
Bruno von Löweneck und Clara von Hundsrück. Eine Rittergeschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge. 8. Preis 16 gr. — 20 Sgr. — 1 fl. 12 kr.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:
Reise nach China durch die Mongoley, in den Jahren 1820 und 1821 von G. Timkowski. Aus dem Russischen übersezt von M. J. A. E. Schmidt, öffentlichem Lehrer der russischen und neugriechischen Sprache an der Universität zu Leipzig. In 3 Theilen. 1r Theil (Reise von Kiachta nach Pekin,) mit 1 Kupfer, 1 Charte und 1 Plane. gr. 8. Leipzig, bey Gerhard Fleischer. 1825. Preis 2 Thlr.

China, das beynahe ein verbotenes Land für alle Europäer ist, ist nur Russen von der Landseite her zugänglich, die in Pekin fortdauernd eine Mission unterhalten. Um desto willkommener muß jedem Freunde der Länderkunde und überhaupt jedem gebildeten Leser die Erscheinung seyn, wenn ein kenntnißreicher Mann, wie der Verfasser dieser Reise, der die russische Mission 1820 nach Pekin geleitete, seine dabey gemachten Erfahrungen und Beobachtungen mittheilt, besonders da sein Weg durch die Mongoley ging, ein Land, das sonst nicht leicht der Fuß eines Europäers betritt. Die russische Regierung war mit des Verfassers Leistungen so zufrieden, daß sein Werk in Petersburg im Jahre 1824 auf kaiserlichen Befehl und auf Kosten der Schatzkammer gedruckt ward. Der 2te Theil, der dem ersten bald folgen wird, enthält des Verfassers Aufenthalt in Pekin, und der 3te die Rückreise mit der früher in Pekin gewesenen Mission nach Kiachta, eine Uebersicht der Mongoley, ꝛc. Der Uebersetzer hat durch hin und wieder beygefügte Anmerkungen sich bemüht, das Werk dem deutschen Leser noch deutlicher zu machen.

An alle Buchhandlungen ist versandt:
Das Fegefeuer des Dante Alighieri, übersezt und erläutert von Carl Streckfuß. gr. 8. Preis 2 Rthlr.
Von Ebendemselben erschien im vorigen Jahre:
Die Hölle des Dante Alighieri. Preis 2 Rthlr.
Halle, August 1825.
Hemmerde und Schwetschke.

Literarische Anzeige.
Bey uns ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:
Uebersicht der gesammten direkten und indirekten Besteuerung in den preußischen Staaten als Grundlage und im Vergleich zu den Steuer-Systemen, welche an der lang ausgedehnten Gränze Preußens mit Preußen in Berührung kommen, als: Rußland, Oestreich, Sachsen, Baiern, Baden, Frankreich, Dänemark u. s. w. Mit Anmerkungen und Vorschlägen, den ausübenden Steuerdienst betreffend, von Carl Wilhelm Schmidt, Königl. Preuß. Steuer-Rendant u. s. w. Zwey Bände. Druckp. 3 Rthlr. 12 gr., Schreibp. 4 Rthlr.

Es ist dieß das vollständigste Werk über diesen Gegenstand, und ein unentbehrliches Handbuch für Regierungs-Behörden, Magistrate, Landräthe, Kaufleute und überhaupt alle Geschäftsmänner, die mit dem allgemeinen Verkehr zu thun haben und sich ihre Geschäfte bedeutend erleichtern wollen.
Berlin.
Vereinsbuchhandlung.

Bey Unterzeichnetem ist erschienen und bereits in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben:
Cornelia. Taschenbuch für teutsche Frauen auf das Jahr 1826. Herausgegeben von Aloys Schreiber. Eilfter Jahrgang. Neue Folge. Dritter Jahrgang. Mit Kupfern, gezeichnet von Opitz und Zeller, und gestochen von Barth, Hofmann und Weber. Preis: in sehr elegantem Einbande, mit farbigen Umschlag-Vig-

netten und Vignetten auf dem Futterale, 4 fl. oder 2 Thlr. 8 gr. Feine Ausgabe, mit Goldvignetten und Kupfern des ersten Hunderts, 5 fl. 30 kr. oder 3 Thlr. 6 gr.

Dieses Taschenbuch wird auch dießmal durch reiche Ausstattung und ästhetische Vollendung den Forderungen seiner verehrten Leserinnen eben so sehr, und wohl noch mehr, als die vorigen Jahrgänge, entsprechen.

Heidelberg, am 25. August 1825.

Jos. Engelmann.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Ueber Prädeterminism und Willensfreyheit, ein Versuch, die logische Vereinbarkeit beyder Begriffe ins Licht zu stellen von C. F. Zöllich. gr. 8. geh. 6 gr. oder 7½ Sgr. od. 27 kr.

Bey Metzler in Stuttgart werden noch in diesem Jahre die ersten Lieferungen einer vollständigen metrischen Uebertragung von

Lord Byrons

sämmtlichen poetischen Werken,

durch Fr. Bardili, in Taschenformat, ausgegeben. Das erste Bändchen, Manfred und die Belagerung von Corinth enthaltend, erscheint als erste Probe im Oktober, und nachdem dadurch das Publikum über den Werth der Bearbeitung zu urtheilen in Stand gesezt ist, wird eine Subscription eröffnet, deren äußerst billige Bedingungen die allgemeinste Verbreitung möglich machen werden.

Bücher für das schöne Geschlecht.

Gesammelte Briefe von Julie. 4 Theile mit Kupfern. 3 Rthlr.

Briefe an Lina, v. S. v. La Roche. 3 Theile mit Kupfrn. 8. 2 Rthlr.

Elisa, oder das Weib wie es seyn sollte. 2 Theile mit Kupfern. 8. 1 Rthlr. 18 gr.

Henriette, oder das Weib wie es seyn kann, von S. Ludwig, mit 2 Holzschnitten v. Gubitz. 1 Rthlr. 8 gr.

Jede Frauenzimmerbibliothek sollte diese, als klassisch anerkannten, geschmackvollen, geistreichen und moralischen Bücher enthalten. Besonders sind diese Werke an Jungfrauen, Bräute und Neuverheirathete zu empfehlen, weil sie in ihnen den Grund ihrer künftigen Glückseligkeit finden.

Wienbrack.

So eben ist in der Unterzeichneten Verlagshandlung erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Frauentaschenbuch

für das Jahr 1826.

Herausgegeben von Georg Döring.

Mit 11 Kupfertafeln. Preis 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Dieses seit bereits eilf Jahren begründete, und während dieses Zeitraums von dem gebildeten Publikum mit ausgezeichneter Gunst aufgenommene, Taschenbuch wird auch unter veränderter Redaktion den Grundsätzen getreu bleiben, welche dessen erster Herausgeber im Auge gehabt. Mannigfaltigkeit und Gediegenheit der Beyträge, alle mögliche Zierlichkeit des äußern Schmucks — wobey immer auf sinnige und wirklich künstlerische Beziehungen geachtet werden wird — dürfen verbürgt werden, da die geachtetsten Schriftsteller und Künstler sich zu diesem Zwecke dem Institute angeschlossen haben. — Der Jahrgang 1826 ist dem edlen Frauenvereine zu Weinsperg gewidmet. Was die graue Sage von der Treue und Würdigkeit der Bewohnerinnen Weinspergs berichtet, das hat der Strom der Zeit nicht aus dem Gemüthsleben ihrer weiblichen Nachkommen vertilgen können. Damals veranlaßte eigene Noth einen treu zusammenhaltenden Verein; in neuerer Zeit ward durch fremde Noth der Enkelinnen Bund enger zusammengeschlossen. Wem blieb es unbekannt, wie in der Schreckenszeit des leztverflossenen Jahres, da die entfesselte Wasserfluth so manches häusliche Glück zertrümmerte, und das Elend eine reiche Ernte hielt im deutschen Lande, der treffliche Frauenverein zu Weinsperg mit treuer Sorgfalt die Thräne des Jammers getrocknet, dem fast unübersehbaren Unheile mit allem Aufwande an Kraft entgegengearbeitet? — Was den Inhalt des Taschenbuchs betrifft, so wird dieser durch die Namen der Dichter und Erzähler, welche beygetragen — Th. Hell, Fr. Kuhn, Mosengeil, Wilhelm Müller, W. v. Studnitz, L. Weisflog, dem Herausgeber u. a. m. — wohl hinlänglich verbürgt. Die Kupfer sind größtentheils von dem mit Recht geachteten L. Schnorr gezeichnet und von bewährten Meistern gestochen.

Joh. Leonh. Schrag.

So eben ist bey Buchhändler C. F. Nast jun. in Ludwigsburg erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vier Erzählungen

aus

der Geschichte des jetzigen Griechenlands.

Von

Wilhelm Waiblinger.

8., 210 Seiten, in elegantem Umschlag brosch., Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Die Erste, „Kalonasore", ist die Geschichte eines Philhellenen, der, von ungeheurem Geist und tragischen Schicksalen aus dem Vaterland getrieben, die verlorne Ruhe, den verlornen Lebenszweck im wildesten Befreyungskampf seines Sehnsuchtslands erstreiten, und, in Smyrna krank, lebenssatt, durch die entzückende Erscheinung eines Weibes auflebend, endlich auch diese mit unseligem Vampyrgeist zernichtend, sich durch die Liebe einer andern heilen will, sich wieder losreißt, und, vom Geist der Abgeschiedenen verfolgt, nach Rom zurückkehrt. Die zweyte, „Aleluia", stellt eine schaudervolle, wahre Begebenheit in der Gegend von Ephesus, das Spiel eines ungewöhnlichen Verhängnisses, mit den Flammenfarben des Orients dar. Die zwey folgenden, „Euphrosyne" und „die Rose von Farsistan", sind Gemählde aus der Nachtseite des Lebens, in der Fabel durch den Geist Ali Tebelens von Janina zusammenhängend. Das erste, jene

un'ückliche ehebrecherische Liebe seines Sohnes Muktar zu einer reizenden Christin; — das zweyte, die Geschichte des Neapolitaners Caretto und seiner gesteinigten Geliebten, ein Stoff, den schon Lord Byron bearbeiten wollte, alle vier, mit den Worten eines sterbenden Korsaren, in Einem Geist geschrieben mit griechischer und türkischer Nationalität, genau historisch, ins glühendste Colorit des Orients getaucht, in episch-lyrischer Form, wie die metrischen Gesänge der Britten, erwarten von jedem, der sich für Griechenland und orientalisches Leben, der sich für Poesie überhaupt interessirt, das Urtheil, wie weit der Dichter seine Ideen und Stoffe nach seiner Behandlungsweise in Darstellung, Sprache und nationaler Wahrheit erreichte.

Bey uns ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu haben:

Gedichte von A. Mahlmann. 8. brosch. 1 Thlr. — Velinpap. in Pappe geb. 1 Thlr. 16 ggr.

Volkslieder der Serben, metrisch übersezt und historisch eingeleitet von Talvj. gr. 8. brosch. 1 Thlr. 18 ggr.

Jedes dieser beyden Werke wird mit vollen Ehren, neben dem Vorzüglicheren, was unsre poetische Literatur aufzuweisen hat, seine Stelle einnehmen. — Auf das erste haben die zahlreichen Freunde von Mahlmanns Muse längst mit Verlangen gehofft; auf das zweyte hat Goethe bereits in Kunst und Alterthum, nach Ansicht des Manuscripts, als auf eine höchst interessante Erscheinung aufmerksam gemacht.

Renger'sche Buchhandlung in Halle.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Gottfr. August Bürger's sämmtliche Werke, herausgegeben von Karl von Reinhard. Vollendete rechtmäßige Ausgabe. Sieben Bände auf Velinpapier 5½ Rthlr. Dieselben auf Velinpapier in gr. 8. 8½ Rthlr.

Der achte und lezte Band, Bürger's Leben von Dr. Heinrich Döring herausgegeben, ist unter der Presse.

C. H. G. Christiani in Berlin.

Pränumerations-Anzeige
einer neuen Ausgabe
der

Oeuvres completes de M. de Florian.

Dieser klassische französische Schriftsteller bedarf keiner weitern Empfehlung, denn er ist einheimisch im deutschen Vaterlande geworden, welches er auch in jeder Hinsicht, sowohl seiner leichten und reinen Sprache, als seiner lieblichen und ganz sittlichen Darstellung wegen, mit Recht verdient, und in dieser Hinsicht auch der Jugend mit Nutzen und ohne Gefahr in die Hände gegeben werden kann.

Diese neue Ausgabe wird in acht Bänden, auf gutem Papier und mit deutlichen Lettern gedruckt, in meinem Verlage erscheinen, und enthält nicht nur die in den frühern Ausgaben enthaltenen Werke, als: Nouvelles, Numa Pompilius; Théâtre: Estelle, Eliëzer et Nepthaly, Gonzalve; de Cordove; Fables: Guillaume Tell, Don Quixotte, Galatée, et petites Pièces, sondern auch die erst neulich erschienenen Oeuvres inédites en 4 Volumes, so daß diese Ausgabe ganz vollständig wird.

Der Pränumerationspreis für alle acht Bände ist Fünf Thaler Preußisch Courant oder Neun Gulden Rheinisch.

Es ist die Einrichtung getroffen, daß zur nächsten Michaelis-Messe die ersten, und vor der Jubilate-Messe des nächsten Jahres sämmtliche Bände die Presse verlassen sollen.

Eine Probe zur genauern Beurtheilung des Ganzen ist in jeder Buchhandlung unentgeldlich zu haben. — Jede Buchhandlung nimmt Pränumeration an.

Im Juni 1815.

Gerhard Fleischer in Leipzig.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Ergötzliche Jägerschnurren, oder wirklich vorgefallene Weidmanns-Curiositäten. 12. brosch. Preis 6 gr. Alt-Courant, oder 7½ Sgr. oder 27 Kr.

Für Leihbibliotheken.

Die fünfte, mit deutschen Lettern gedruckte Auflage von

Rinaldo Rinaldini

ist im vorigen Jahre bey A. Wienbrack in Leipzig in 4 Bänden herausgekommen und mit Kupfern für 6 Rthlr. und ohne Kupfer zu 4 Rthlr. in allen Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen.

Dieser im In- und Auslande allgemein gelesene und mit großem Beyfall aufgenommene Roman bedarf wohl jezt keiner Lobpreisung mehr.

Daselbst ist auch zu haben:

Isidor's schwärmerische Nächte; oder romantische Darstellungen aus dem Gebiete der Phantasie und der Träume. Enthaltend: Alboina, Schutzgeist der gräflichen Familie von Wildenhorst. — Das Gelübde im Tode. — Die Prophezeihung. N. A. 8. Leipzig bey A. Wienbrack. 1 Rthlr.

Neue Musikalien, welche im Verlage von Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienen sind.

Lindpaintner. Ouverture de la Tragédie Paria pour gr. Orchestre Op 51. 1 Thlr. 16 gr.

Dotzauer, J. J. F., 3 Duos pour 2 Violoncelles. Oeuvr. 75. 1 Thlr. 16 gr.

Fürstenau, A. B., 2me Concerto pour la Flûte av. Acc. de l'Orch. Op. 33. 2 Thlr.

— — le même avec Acc. de Pianof. 20 gr.

— — Variat. brill. sur un thême du Melodrame: Pré-

ciosa, pour la Flûte avec Acc. de l'Orch. ou Pianoforte Op. 34. 2 Thlr. 12 gr.
Fürstenau, A. B., le même avec accomp. de Pianof. 20 gr.
Bärmann, H., Exercices amusants pour la Clarinette. Oeuvr. 30. 1 Thlr.
Rossini, J., Variations pour la Clarinette avec Acc. de l'Orch. (ou de Pianof.) 1 Thlr.
— — Variations pour la Clarinette avec Acc. de Pianof. 12 gr.
Müller, F., Etudes pour la Clarinette. L. 1. 12 gr.
Lindpaintner, P., Romance et Rondeau pour Chor de Chasse avec Acc. de l'Orchestre. Oeuvr. 48. 1 Thlr. 12 gr.
Onslow, G., Quintetto No. VIII. arr. p. Pianof. à 4 ms. par Mockwitz. Op. 24. 1 Thlr. 16 gr.
— — Sonate pour le Pianoforte à 4 ms. arrangée d'un Trio. Op. 27. 2 Thlr.
— — Sonate pour le Pianoforte à 4 ms. arrangée d'un Trio. Op. 27. 2 Thlr.
Bach, Joh. Seb., Fugue pour l'Orgue arrangée p. Pianof. à 4 ms. par C. C. Kegel. No. 1. 10 gr.
Bach, F. W., Fugue pour l'Orgue arrangée pour Pianof. à 4 ms. par C. C. Kegel. No. 1. 10 gr.
Gabrielsky, W., 8 deutsche Lieder, für 1 Singst. mit Begleitung des Pianof. Oeuvr. 77. 16 gr.
Angely, L., Sieben Mädchen in Uniform, Vaudeville im Klavierauszug von H. A. Präger. 2 Thlr.
Righini, V., Das befreyte Jerusalem (Gerusalemme liberata). Klavierauszug. Neue Ausgabe in Steindruck. 3 Thlr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Geographisch-statistische Darstellung der Staats-Kräfte,

von

den sämmtlichen zum deutschen Staaten-Bunde gehörigen Ländern.

Von

Dr. August Friedrich Wilhelm Crome,

G. H. Hessischer Geheimerath und Professor der Staatswissenschaften auf der Universität zu Gießen.

Zweyter Theil, enthaltend:

Die Großherzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, ferner das Churfürstenthum Hessen, das Großherzogthum Hessen, die Herzogthümer Holstein und Lauenburg, das Herzogthum Oldenburg, das Großherzogthum Luxemburg und das Herzogthum Nassau.

Leipzig, bey Gerhard Fleischer 1825.

Preis 2 Thlr. 16 gr. sächs. 4 fl. 48 kr. rhein.

Der ehrwürdige Verfasser hat diesen 2ten Band zwar etwas später erscheinen lassen, als man hoffte, (weil er zuvor ein statistisches Handbuch von dem G. H. Hessen-Darmstadt, nebst mehreren andern literarischen Arbeiten zu liefern veranlaßt war:) allein der Augenschein lehrt doch, daß er das vorliegende Buch in seinem 72sten Lebensjahre, mit eben dem jugendlichen Feuer ausgearbeitet hat, wie alle seine vorhergehenden Schriften. Auch hat er den staatswirthschaftlichen Gesichtspunkt dabey fest gehalten, und dadurch, (wie schon der sel. Prof. Voß in Halle, in dem lezten Heft seines Journals „die Zeiten" sich darüber ausspricht) seinem Werk einen unverkennbaren Vorzug vor den übrigen statistischen Beschreibungen unserer Staaten gegeben, in welchen dieser Alles belebende Geist nicht waltet.

Der dritte und lezte Theil dieses Werks, wird im nächsten Jahre unstreitig erscheinen, da von der Rüstigkeit, Thätigkeit und Lebendigkeit des Verfassers (wie derselbe auch in der Vorrede zu diesem 2ten Theil selbst bemerkt) noch mehrere literarische Werke erwartet werden dürfen.

Avertissement.

Von dem berühmten Niederländer Meister, Franz Floris, wird ein ganz vorzüglich schönes Gemählde auf Holz vom Jahr 1560 zum Verkauf angeboten. Es stellt die heilige Familie, bestehend in 9 großen Figuren und 5 Kindern vor, und hält mit Einschluß einer hübschen vergoldeten Rahme, 4 Fuß, 6 Zoll in der Höhe, 6 Schuh 1 Zoll in der Länge nach dem alten französischen Meß. Auf dieses schöne Gemählde ist bereits ein Anbot von 150 fl. vorhanden: da jedoch solches von Kunstkennern weit höher angeschlagen ist, so wird man es demjenigen Liebhaber desselben käuflich überlassen, der von jezt an bis lezten December 1825 das höchste Anbot dafür gemacht haben wird.

In dem Hause Lit. B. Nro. 174 in der Charlotten-Straße, 2 Stiegen hoch, kann dieses Gemählde täglich eingesehen werden. Uebrigens werden die Offerten von in- und auswärtigen Liebhabern, und zwar von leztern portofrey, nur schriftlich angenommen.

Stuttgart, den 12. Aug. 1825

Die Besitzer des Gemähldes,
Oberst-Lieutenant v. Wengische Erben.

Berichtigungen.

Im Morgenblatt S. 858. Sp. 2. Z. 5. (der Anmerkg.) v. o. lies Ringan st. Ringau. — ebend. Sp. 2. Z. 8. v. o. l. Bloody Clevers st. blooty Clavers. — ebend. Sp. 2. Z. 9. v. o. l. unknown st. unkuveon. — ebend. Sp. 2. Z. 11. v. o. l. diese st. dieß. — S. 859. Sp. 1. Z. 2. v. u. l. genteel st. genial. — ebend. (in der Anmerkg.) Z. 6. v. o. l. Ringan st. Ringau. — S. 862. Sp. 2. Z. 1. v. o. l. bedenklicher st. verdenklicher. — ebend. Z. 32. v. o. l. dann st. denn. — ebend. Z. 8. v. u. l. genteel st. genial. — S. 865. Sp. 1. Z. 7. v. o. l. school st. shool. — S. 866. Sp. 1. Z. 7. v. o. l. im Ganzen st. eingegangen. — S. 871. Sp. 2. Z. 5. v. o. l. Bridewell st. Brielewell. — ebend. Z. 11. st. nur — lies eben. In der Correspondenz aus London S. 872. Z. 28. v. o. heißt es Blamo Whito st. Blanco White. — S. 877. Sp. 2. Z. 4. v. o. l. Chiviot st. Chiriot. — ebend. Z. 11. v. o. l. Chiviot st. Chiriot. — S. 877. Sp. 1. Z. 10. v. o. l. Mucklewrath st. Mucklewarth. — ebend. Z. 12. v. u. l. steil st. still. — S. 878. Sp. 2. Z. 2. v. o. l. Leithroads st. Leithwads. — ebend. Z. 9. v. o. l. Inchkeith st. Juchkeith.

Nro. 30.

Intelligenz = Blatt.

1825.

Bey P. G. Kummer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande. Angefangen von A. v. Kotzebue, fortgesetzt von Mehreren. 24ster Jahrgang für 1826. Mit Kupfern. 1 Rthlr. 16 gr.

Erdmann, J. F., Beyträge zur Kenntniß des Innern von Rußland. 2r Theil, 1ste Hälfte. Auch unter dem Titel: Reisen im Innern Rußlands. 1ste Hälfte. Mit lithograph. Zeichnungen und Charten. gr. 8. 3 Rthlr. 12 gr.

Klose, Grundsätze der allgemeinen Diätetik. gr. 8. 1 Rthlr. 20 gr.

Handbuch der Befestigungskunst im Felde, darin die Grundsätze durch geschichtliche Beyspiele und Vorschläge erfahrener Feldherren und Ingenieurs erläutert sind. Mit 17 Planen gr. 8. 3 Rthlr. 16 gr.

Ungvalffy, M. A., Grundsätze der Feldcultur, oder gründliche Anleitung zum Ackerbau und zur Pflege der Wiesen und Weiden. 4 Thle. 8. 4 Rthlr.

Dessen Oeconomie der Landwirthschaft, oder Grundsätze zur Verwaltung der Landgüter. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. 16 gr.

Der Brief Pauli an die Römer, erklärt v. J. F. Flatt, aus seinem Nachlaß herausgegeben von C. D. F. Hoffmann. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Sörensen, J., neue Sammlung geistlicher Gesänge, Motetten, Oden und Lieder. 7r Theil, oder der geistlichen Lieder 11e Abtheilg. 4 Rthlr. 16 gr.

Im Verlag der Kesselring'schen Hofbuchhandlung zu Hildburghausen hat so eben die Presse verlassen und ist durch alle solide Buchhandlungen zu haben:

C. Cornelii Taciti de situ moribus et populis germaniæ libellus. Mit grammatischen, antiquarischen, geographischen, kritischen Anmerkungen von Fr. W. Altenburg, Tertius am Gymnasio zu Schleusingen. 8. 1825. 12 gr.

Ob wir gleich schon mehrere und gute Ausgaben dieses Classikers haben, so wird doch die hier angezeigte nicht überflüssig seyn, indem der Herr Herausgeber in den Anmerkungen auf die Grammatik, die Ideenfolge, den Zusammenhang und Sinn, auf die Geographie, Geschichte, Antiquitäten und Kritik Rücksicht genommen, diese Ausgabe also so ganz dem Bedürfniß des Schülers anzupassen gesucht hat.

Der Bibelfreund. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften von M. J. S. Grobe. 1r Band. 1s Heft. 8 gr.

Drey Hefte machen einen Band aus, wer sich bey Empfang des 1sten Heftes für den ganzen Band verbindlich macht, erhält das Heft für 6 gr.

Inhalt des 1sten Heftes. I. Abhandl. über den Werth der Bibel. II. Faßliche Einleitung in die biblischen Schriften. III. und VI. Lehrreiche Abschnitte der Bibel zur Erbauung praktisch bearbeitet. IV. Nachrichten von Bibelgesellschaften. V. Auszüge aus den Schriften der Kirchenlehrer.

Der Bibelfreund wird dem Prediger bey seinen Geschäften ein nützliches Hülfsmittel seyn und ihm zum Vorlesen in Betstunden ꝛc. passende Ausarbeitungen liefern. Der Schullehrer wird ihn bey seinem Unterricht mit Nutzen gebrauchen, vorzüglich wird aber das Buch jedem denkenden Christen, dem seine Bibel lieb ist, und der mit ihr immer vertrauter zu werden sucht, willkommen seyn, und ihm Belehrung und Erbauung gewähren.

Zweckmäßige Beyträge für den Bibelfreund, Nachrichten über die Ausbreitung des göttlichen Wortes, praktische Bearbeitungen wichtiger biblischer Stellen werden dankbar aufgenommen werden.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Minerva.
Taschenbuch
für
das Jahr 1826.
Achtzehnter Jahrgang.
Mit 9 Kupfern.
Leipzig, bey Gerhard Fleischer.
(Preis 2 Thlr., in Maroquin=Bd. 3 Thlr.)

Die Kupfer dieses Jahrganges bilden die 6te Fortsetzung der Gallerie zu Goethe's Werken. Sie sind sämmtlich von H. Ramberg gezeichnet und von Armann in Wien, Jury in Berlin und Schwerdgeburth in Weimar gestochen.

Die Aufsätze und Erzählungen sind von W. Blumenhagen, Bonstetten, O. von Haugwitz, Th. Hell, Fr. Jacobs, Fr. Rochlitz und Joh. Schopenhauer.

Für Prediger und Schullehrer.

Im vorigen Jahre wurde versandt:

Handbuch der Definitionen aller in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre vorkommenden Begriffe ꝛc. Aus den Schriften berühmter Theologen und Philosophen zusammengetragen von A. Wießner.

Daß mit dem Erscheinen dieses Handbuchs eine nicht selten gefühlte Lücke in unserer reichhaltigen theologischen Literatur auf eine befriedigende Weise ausgefüllt worden sey, das hat die Kritik bereits anerkannt, und die meisten Recensionen haben sich lobend über das Werk und dessen Vollendung ausgesprochen. Wie schon der die Hälfte der starken Auflage übersteigende Absatz beweist, hat sich das Unternehmen auch als wahrhaft nützlich und zeitgemäß bewährt. Um jedoch den vielen Aufforderun-

gen zu genügen und besonders den Predigern und Schullehrern den Ankauf dieser nützlichen Schrift fortwährend zu erleichtern, habe ich mich entschlossen, in Partbieen von 6 Exemplaren den frühern Subscriptionspreis von 3 Rthlr. 8 gr. für beyde Theile von 78 Bogen enger Druck in gr. 8. noch auf unbestimmte Zeit gelten zu lassen, und lade Freunde und Förderer des Nützlichen ein, sich entweder direkt an Unterzeichneten, oder an jede solide Buchhandlung zu wenden.

Leipzig, im August 1825.

A. Wienbrack.

Statt aller Anpreisung diene über folgendes Werk das Urtheil aus dem Hesperus 1823. No. 312.

„Recht viele Freundinnen wünschen wir einem eben erst erschienenen Roman der geschätzten Amalie Schoppe:

Lebensbilder, oder Franziska und Sophie. Roman in Briefen, besonders für Frauen und Jungfrauen. 2 Theile (2 Rthlr. 18 gr.)

Es sind hier wirklich zwey Bilder aus dem Leben ergriffen: weibliche Häuslichkeit und Herzensgüte, im Gegensatz der Eitelkeit und Sucht zu glänzen!"

Nach unpartheyischen Critiken: Uebersetzung des Romans des berühmt gewordenen Amerikaners Cooper,

Der Spion. Roman aus dem amerikanischen Revolutionskriege. Uebersezt von L. Hermann. 3 Bde. 3 Rthlr. 18 gr.

Die anziehendste und treueste Schilderung der Charaktere, Sitten und Gebräuche eines Volks in einem fremden Welttheile aus einer merkwürdigen Weltbegebenheit, die Auswählung der interessantesten Situationen, welche die Erwartung aufs Höchste spannen, findet sich in diesem Buch, das besonders alle Verehrer Walter Scott's anziehen wird, da der Verf. sich schon als Meister in ausgeführten Gemälden der Natur und des Lebens bewährt hat, wie Amerika, England und Frankreich und deren Kunstrichter rühmend anerkennen.

Ernst Kleins
literar. Comptoir in Leipzig.

Neueste Verlagsbücher, welche bey Joh. Fr. Gleditsch in Leipzig erschienen sind, oder im Laufe dieses Jahres erscheinen, und durch alle Buchhandlungen erlangt werden können. Im September 1825.

Ausfeld, J. C., Basis des Ganzen der Zeichenkunst. Ein praktisches Zeichenbuch zur Uebung des Verstandes, Bildung des Geschmacks und Veredlung des Herzens. Erste Abthl. Formforschung in 3 Heften mit 49 Platten in Folio, cart. 6 Thlr. 8 gr.

Bergmann, A., kleine Vorschriften in allen lebenden Sprachen, ein allgemein nützliches Taschen-Etuis der Schönschreibekunst. kl. 8. Neue Aufl. 18 gr.

Dessen deutsche Fractur, corrent und lateinische Vorschriften für Schulen und häuslichen Unterricht. Neue Aufl. 4 Hefte mit 72 Platten. 2 Thlr. 8 gr.

Bibel, besonderer Abdruck aus dem 10ten Theil der allgemeinen Encyclopädie der Künste und Wissenschaften, aller auf dieses Wort Bezug habenden Artikel, (verfaßt von W. Gesenius, H. A. Niemeyer und De Wette.) gr. 8. 1 Thlr.

Dictionnaire de poche, nouveau, Français-allemand et allemand-français, ouvrage complet, avec une Préface par M. A. Thibaut. 4me édition révue, corrigée et augmentée. 2 Vol. 8. 2 Thlr. Papier fin 2 Thlr. 12 gr.

Donnerkeil, in die Zeit geschmettert von Omikron. 8. geh 16 gr.

Encyclopädie, allgemeine, der Künste und Wissenschaften, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern verfaßt und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. gr. 4. 1r bis 14r Theil; der 15te erscheint im Laufe dieses Jahres, und der 16te zu Ostern 1826. Prän.-Preis 1r — 16r Theil mit den Supplement-Kupferheften 64 Thlr. 8 gr., 1r – 16t Theil mit dens. Velinp. 83 Thlr. 8 gr.

Fessler, Dr. J. A, die Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen. gr. 8. 10 Thle (550 Druckbogen). Velinpap. 66 Thlr. Druckpap. 46 Thlr.

Mit dem 10ten Theil ist das Werk geschlossen.

Hübners, J., Zeitungs- und Conversations-Lexicon. 31ste Aufl., von F. A. Rüder, mit 150 Bildnissen lebender Regenten und berühmter Männer. gr. 8. drey Theile. 1r und 2r A bis L, der 3te erscheint Anfang 1826. Prän.-Preis 6 Thlr. 8 gr.

Kayser, C. G., Bücherkunde oder Hand-Lexikon aller seit 1750 — 1823 in Deutschland erschienenen Bücher, mit Angabe des Formats, der Verleger und der Preise, mit einer Vorrede von F. A. Ebert, in zwey Theilen. gr. 8.

Lexicon novum manuale, graeco latinum et latino graecum. Primum a Benj. Hederico institutum post Sam. Patricii, J. A. Ernestii, C. C. Wendleri, T. Morelli, P. H. Larcheri, F. J. Bastii, C. J. Bloomfieldii, curas denuo castigavit, emendavit, auxit Gustavus Pinzger recognoscente Franco Passovio. Lex. Hedericiani ed. quinta. Subscript.-Preis 6 Thlr. 16 gr. fein Pap. 8 Thlr.

Lichtenberger, J. F., Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, zur Ehrenrettung Straßburgs und vollständiger Widerlegung der Sagen von Harlem. Nebst Guttenbergs Brustbild und 6 Abdrücken von Original-Holztafeln. gr. 8. 20 gr.

Lycurgs Rede wider Leocrates. Einleitung, Urschrift, Uebers. und Anmerk., größtentheils kritischen Inhalts, von G. Pinzger. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Lycurgi Oratio in Leocratem, ad optim. libr. fidem, recensuit et annotationem criticam adjecit Gustavus Pinzger. Editio scholarum potissimum usibus accomodata. 8. maj. 8 gr.

Meckel, J. F., Tabulae anatomico-pathologicae modos omnes quibus partium corporis humani omnium forma externa atque interna a norma recedit, exhibentes Fasc. IV. Herniae. Fol. maj. Fasc. I — III. 19 Thlr.

Dieser 4te Heft ist unter der Presse.

Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft, herausgegeben von J. G. Koppe, Fr. Schmalz, G. Schweitzer und Fr. Teichmann. 3 Theile mit ill. u schw. Kpfrn. gr. 8. 4 Thlr. 12 gr.

Nitsch, P. F. A., kurzer Entwurf der alten Geographie für Schüler. Neunte durchaus verbesserte und vermehrte Auflage, von Conr. Mannert. 8. 16 gr.

Natters, J., Predigten über die heilige Geschichte der Leiden, des Todes, der Auferstehung und der Himmelfahrt Jesu. 2te verb. Aufl. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Ritter, die, von Festenberg. Eine Geschichte aus den

Zeiten des heimlichen Gerichts und der Ritterbunde. Zweyte verbesserte Auflage. 8. 10 gr.

Röder, F. A., politische Schriften. gr. 8. 2 Thlr.

Scott's, Walter, sämmtliche (prosaische) Werke. Neu und vollständig übersetzt und mit historischen Anmerkungen versehen von G. A. F. v. Halem, K. L. M. Müller, Sophie May und Adolph Wagner. 1r bis 36r Theil. kl. 8. Prän.-Preis zusammengenommen 27 Thlr.

Bey einzelner Abnahme der Theile 38 Thlr.

Diese Ausgabe wird im kommenden Jahr beendigt. Die ersten 36 Theile enthalten: Waverley, 2 Th. Nigels Schicksale, 2 Th. Peveril, 3 Th. Kenilworth. Quentin Durward. Der schwarze Zwerg. Die Presbyterianer. Ivanhoe. St. Ronans Brunnen. Guy Mannering. Der Abt. Redgauntlet. Der Seeräuber. Erzählungen eines Kreuzfahrers. Das Kloster 2c.

Scott's, Walter, Gallerie. Scenen aus dessen Werken, nach den besten englischen Originalen gestochen. Erste Lieferung. 10 Blätter in gr. 8. Erste Abdrücke 2 Thlr. 12 gr. 1 Thlr. 16 gr.

Schaaf, L., die evangelischen Brüdergemeinen, geschichtlich dargestellt. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Schmalz, Friedr., Versuch einer Anleitung zum Bonitiren und Classificiren des Bodens. 8. 1 Thlr.

Dessen Erfahrungen aus dem Gebiet der Landwirthschaft. 6r Theil. Enthält: Beyträge zur Beantwortung der Frage: Was hat der Landwirth alles zu thun, um bey den niedrigen Getreidepreisen bestehen zu können. 8. 20 gr.

Schweighäuser, D. J. F., das Gebären nach der beobachteten Natur, und die Geburtshülfe nach dem Ergebniß der Erfahrung. Mit drey Abbildungen. gr. 8. 1 Thlr. 4 gr.

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1826. Mit k. sächs. allerg. Privil., und Beyträgen von Soph. May, Ferd. Philippi, L. Schefer, Ludw. Robert und 15 Kupfern von Rahl, Wagner, Walther, Roßmäßler, nach Zeichnungen von Näke, Petzsch u. a. 2 Thlr. 6 gr., feine Ausgabe 3 Thlr. 8 gr.

Tieze, Sollen und Wollen. 3 Vorlesungen. 8. 16 gr.

Wichmann, B. von, chronologische Uebersicht der russischen Geschichte von der Geburt Peter des Großen bis auf die neuesten Zeiten. 2r Theil. Nach dem Tode des Verfassers vollendet und herausgegeben von D. H. J. Eisenbach. 4.

A n z e i g e n.

Gemälde aus der neuesten Völkergeschichte, von der französischen Revolution an bis auf unsere Zeiten, für die Jugend, von Dr. G. L. Jerrer. Zwey Theile. Leipzig, bey Gerhard Fleischer. 1824. Gebunden. (Preis 3 Thlr. 8 gr.

Mit Recht bemerkt der Verfasser in der Vorrede dieses Werkes, daß seit Karln dem Großen kein Jahrhundert thatenreicher und merkwürdiger war, denn die letzten vier und dreißig Jahre von dem Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Zeiten. Die vornehmsten Ereignisse dieser denkwürdigen Jahre, die in den Lehrbüchern der Völkergeschichte meist nur kurz angedeutet sind, hat hier Hr. Jerrer in chronologischer Ordnung zu vollständigen Gemälden ausgeführt, in welchen sie sich dem Geiste seiner Leser weit tiefer als in magern Skizzen einprägen werden. Ueberall ist lebhafte Darstellung mit historischer Kürze vereint; allen gebildeten Jünglingen, denen daran gelegen ist, in der neuesten Zeitgeschichte keine Fremdlinge zu bleiben, kann daher dieses Buch zur Unterhaltung und Belehrung empfohlen werden.

Unterhaltende und abentheuerliche Reisen zu See und zu Lande. Ein Buch zur Beförderung der Menschen- und Völkerkunde für die Jugend. Von K. H. Andre. Leipzig, bey Gerhard Fleischer. 1824. Gebunden. (Preis 1 Thlr. 8 gr.

Dieses Bändchen, das eilf interessante Reisebeschreibungen enthält, ist von dem Verfasser für Jünglinge von zwölf bis sechszehn Jahren bearbeitet worden, wird aber auch jüngeren und älteren Lesern eine sehr angenehme und nützliche Selbstunterhaltung gewähren. Es ist eine bekannte Sache, daß von weitläufigen Reiseberichten oft kaum einzelne Blätter für die Jugend genießbar sind, weil der größte Theil davon mit wissenschaftlichen Beobachtungen oder Raisonnements angefüllt ist, die über ihr Alter sind. Der Verfasser hat sich daher bemüht, mit Uebergehung alles dessen, was ihm außer dem Ideenkreise der Leser, für die er arbeitete, zu liegen schien, aus mehreren guten Reisebeschreibungen nur das Verständlichste und Interessanteste auszuheben, wie z. B. die Schilderung der vornehmsten Abentheuer der Reisenden, ihre Gefahren, ihre Freuden und Leiden, ihre Nachrichten von den Sitten und Gebräuchen der Länder, die sie durchreiseten, ihre Gemälde großer Naturscenen, von denen sie Zeugen waren u. s. w. Alles ist in einem leichten und gefälligen Style vorgetragen und sehr geeignet, einzelne Erholungsstunden angenehm auszufüllen.

Gemälde aus dem Leben der Menschen zur Unterhaltung der reifern Jugend, von K. H. Andre. Leipzig, bey Gerhard Fleischer. 1824. Gebunden. (Preis 1 Thlr. 8 gr.)

In einer Reihe interessanter Darstellungen nicht erdichteter, sondern wahrer Begebenheiten aus dem Leben, schildert der Verfasser die Menschen, so wie sie wirklich sind, von ihrer guten und schlimmen Seite. Aeltern und Erziehern, denen daran gelegen ist, ihren Kindern und Zöglingen, statt herzverderbender Romane, andere bessere Unterhaltungsbücher in die Hände zu geben, werden den Werth dieser Schriften wie diese zu schätzen wissen.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und bereits an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vitæ excellentium Romanorum. Biographien berühmter Römer. Ein Lehr- und Lesebuch zur Begründung des ersten Cursus in Erlernung der lat. Sprache und der Geschichte des alten Roms nach Aurelius, Victor und Lamand bearbeitet und mit vollständigem Wortregister versehen von Dr. Ferd. Philippi.

Mit Vertrauen dürfen Lehrer gelehrter Schulen und Privatlehrer dieß Werk zum Unterricht benützen, denn

der Hr. Verfasser ist längst achtungswerth bekannt, und seine neueste philologische Schrift: Der erzählende Lateiner, hat, so viel Beyfall gefunden, daß im ersten Jahre eine zweyte Auflage nöthig ward.

Nürnberg, im September 1825.

Riegel und Wießner.

Folgende nützliche Schrift ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die vorzüglichsten Mittel zur Vertreibung der Hühneraugen, Fußschwielen, Warzen, übermäßigen Fußschweiß und dergleichen, wie auch erfrorne Glieder sicher und aus dem Grunde zu heilen, nebst Anleitung zur zweckmäßigen Pflege der Füße auf Fußreisen. Aus den Schriften vorzüglicher Aerzte gesammelt. 8. br. 8 gr.

Dieses Buch enthält die besten, bewährtesten und untrüglichsten Mittel gegen die angeführten Uebel, und ist allen denen, die daran leiden und davon befreyt seyn wollen, mit Sicherheit zu empfehlen.

Musikalien-Anzeige.

Ich habe eine vollständige Ausgabe der beliebten Fantasien für das Pianoforte von F. Kalkbrenner veranstaltet:

No. 1. Fantaisie sur l'air: Il pleut Bergère. Op. 5. 12 gr.
— 2. do. do.: Pria ch'io l'impegno. Op. 6. 12 gr.
— 3. do. suivie d'une Fugue, dediée à Mr. Hummel. Op. 8. 12 gr.
— 4. do. sur l'air des Folies d'Espagne. Op. 9. 12 gr.
— 5. do. do.: Femmes sensibles. Op. 12. 12 gr.
— 6. do. do: Robin Adair. Op. 21. 16 gr.
— 7. do. do. des trois Notes de Rousseau. Op. 22. 12 gr.
— 8. do. sur le Duo: La ci darem Op. 33. 12 gr.
— 9. do. sur l'air: Roys Wife. Op. 37. 12 gr.
— 10. do. do.: The last Rose. Op. 50. 12 gr.
— 11. do. do.: Rule Britannia. Op. 53. 12 gr.
— 12. do. do: W'ere a noddin. Op 60. 12 gr.
— 13. do. do.: Auld lang syne. Op. 64. 12 gr.

Sie sind in allen soliden Musikhandlungen vorräthig zu finden.

Leipzig, im September 1825.

H. A. Probst.

Zum Unterricht in der französischen Sprache können folgende Werke, die in vielen Schulen eingeführt sind, und in diesen, so wie bey dem Privatunterricht mit Nutzen gebraucht werden, bey denen zugleich Papier und Druck gut und die Preise billig sind, mit Recht empfohlen werden.

Sämmtliche Werke sind bey Gerhard Fleischer in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Französisch-Deutsches und Deutsch-Französisches Schul-Lexikon für den ersten Unterricht. 2 Bde. 8. 1811. Ladenpreis für beyde Bände (70 Bogen stark) 1 Thlr. Sächs. oder 1 48 kr. rhein.

Numa Pompilius, second roi de Rome par M. de Florian. Mit Erläuterungen und einem Wortregister für den Schulgebrauch. 5te Auflage. 1823. 8. (21 Bogen.) 10 gr.

Guillaume Tell ou la Suisse libre par M. de Florian. Mit Erläuterungen und einem Wortregister zum Behuf des Unterrichts. 3te Auflage. 8. 1823. 4 gr.

Florian Théâtre. Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wortregister, von J. F. Sanguin. 2te Auflage. 8. 1825. (26½ Bogen.) 16 gr.

Fables de Florian. Mit einem Wortregister zum Behuf des Unterrichts. 2te Auflage. 8. 1825. (14½ Bogen.) 8 gr.

Französische und deutsche Gespräche, zum Behuf des Unterrichts in der französischen Sprache. 8. 1813. (16½ Bogen.) 8 gr.

Fables de la Fontaine. In drey Theilen. Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wortregister, für Schulen. 8. (44 Bogen.) 1 Thlr.

Histoire de Charles XII. Roi de Suède, par Voltaire. Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wortregister. 2te Auflage. 8. 1825. (26 Bogen.) 16 gr.

La Henriade, poëme par Voltaire. Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wortregister von J. F. Sanguin. 8. 1824. (14 Bogen.) 8 gr.

Histoire de Pierre le Grand, par Voltaire. Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wortregister von J. F. Sanguin. 8. 1825. (27½ Bogen.) 16 gr.

Bey Friedrich Franckh in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Mittheilungen aus den Memoiren des Satan.
Herausgegeben von ****f.
8. elegant broschirt. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 21 gr.

Wir übergeben diese eben so originelle als interessante Schrift, die sich mit treffender Wahrheit, mit dem glänzendsten Witz, mit der feinsten Satyre über alles, was Politik und Literatur in unsern Tagen aufweist, verbreitet, mit großem Vergnügen dem Publikum; überzeugt, daß, wer gediegenes Urtheil über Literatur, interessante Bemerkungen über Politik, geistreiche Erzählung und einen reichen sprühenden Humor liebt, unsere satanischen Memoiren nicht unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Bey Joh. Friedr. Gleditsch in Leipzig erscheint in Kurzem eine vollständige und mit historischen Anmerkungen versehene Uebersetzung von Walter Scott's neuestem Romane:

Tales of the Crusaders, 4 Vol.

der erste und zweyte Theil aus der Feder des Herrn Hofraths K. L. M. Müller, der dritte und vierte durch Fräulein Sophie May, indem die erstern Theile eine von den letztern ganz getrennte Erzählung enthalten.

Der Preis dieser vier Theile wird seyn 4 Rthlr. sächs. oder 7 fl. 12 kr. rhein. Für die Subscribenten auf die sämmtlichen prosaischen Werke von Walter Scott, 1r bis 30r Theil, welche bey obigem Verleger erschienen sind, nur 3 Rthlr. sächs. oder 5 fl. 24 kr. rheinisch.

Nro. 31.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Bernhard von Weimar.

Als Weihe bey der zwiefachen Jubelfeyer Sr. Königl. Hoheit, des Großherzogs von S. Weimar, als Fürst und Gemahl, ist so eben in jeder Buchhandlung zu haben:

Dr. Karl Sondershausen, Bernhard von Weimar. Romantisches Trauerspiel in 5 Aufzügen. 1 fl. 18 kr., bessere Ausgabe 1 fl. 40 kr.

Gleichzeitig ist versendet worden:

Dr. Karl Sondershausens Euterpe. Enthält: 1) die zehn Jungfrauen, 2) Rübezahl. 1 fl. 9 kr., gute Ausgabe 1 fl. 18 kr.

Um bey recht vielen Freunden des Schönen und Guten Theilnahme zu finden, sind beyde für obige geringe Preise zu erhalten.

Merseburg, d. 1. Septbr. 1825.

J. T. J. Sonntag.

Der größern Gemeinnützigkeit wegen habe ich von nachstehenden Schulbüchern eine wohlfeilere Ausgabe veranstaltet:

Staufenau, C. P., das Erste und Nöthigste einer jeden Elementar-Classe, in Hinsicht auf Religion und Verstandesbildung. In Lectionen vertheilt und sokratisch bearbeitet; geh. 1826. Zweyte, wohlfeilere Ausgabe. 12½ Bogen in Octav. 9 gr.

Staufenau, C. P., allgemeinnützliches Rechnenbuch für das praktische Leben für Lehrer und Lernende. Zweyte, wohlfeilere Ausgabe. 1826. 8¼ Bogen in Octav. 6 gr.

In den kritischen Blättern wurden diese Bücher aufs vortheilhafteste recensirt. Exemplare sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten, so wie bey

Immanuel Müller, Buchhändler in Leipzig.

Auf eine äußerst wohlfeile und schön gedruckte Ausgabe der:

Geschichte der merkwürdigsten Völker der Erde, in einer Reihe geistvoll dargestellter, pragmatischer Uebersichten der speciellen Staatengeschichte, unter dem Titel:

Allgemeine historische Taschenbibliothek für Jedermann,

welche jetzt nur im Pränumerations-Preise für jede Lieferung à 10 Bändchen, das Bändchen zu 6 gr. — 2 Thlr. 12 gr., später im Ladenpreise aber 5 Thlr. kostet, wird auf die erste Lieferung von 10 Bändchen, enthaltend die Geschichte Frankreichs, Englands, Schottlands und Nord-Amerika's, 2 Thlr. 12 gr. Vorausbezahlung angenommen von Herrn Löflund in Stuttgart, woselbst auch eine ausführliche Ankündigung zu haben ist.

P. G. Hilscher'sche Buchhandlung in Dresden.

Die erste Lieferung von 10 Bändchen erscheint noch vor Weihnachten dieses Jahres.

Anzeige.

Das heilige Abendmahl vom Kirchenrathe Dr. Stephani, neue Ausgabe, gr. 8. Erlangen in der Palmischen Verlagshandlung. 1825. Preis 30 kr.

Diese Schrift, welche bey ihrer ersten Erscheinung manche Hindernisse zu allgemeiner Verbreitung erfahren mußte, verdient allen Christen empfohlen zu werden, welche bey den so ganz verschiedenen kirchlichen Erklärungsweisen mit sich selbst über die Frage ganz einig zu werden wünschen, welchen wahren und einfachen Sinn Christus mit seinem heiligen Mahle verband. Jedes redliche, unbefangene Gemüth wird hierüber volle Beruhigung finden.

Lesezirkeln als neu und interessant zu empfehlen:

Wintergrün auf 1826. Von Georg Lotz. (nächstens.)

Porter's Herzog Christian von Lüneburg. 2 Bde. 8. 3 Rthlr.

Kruse, das geheimnißvolle Haus. 2 Bde. 8. 2 Rthlr.

Cabri, oder die Brandruine bey Boza. 8. 20 gr.

Interessante politische Schrift!

Bey Friedrich Franckh in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Politik des Tags.
Zweyter Band.

Inhalt: Europa's politische Lage im Jahre 1825. Hinblick auf die Bestrebungen der Völker während der letzten fünf und zwanzig Jahre von J. C. L. Sismondi. Wahres System Europa's in Bezug auf Amerika und Griechenland. Von de Pradt.

Denkschrift des Herzogs von Rovigo, über den Tod Pichegru's u. s. w.

gr. 8. broschirt. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 21 gr.

Literarische Anzeige.

Bey uns sind erschienen und durch alle Buchhandlungen für 1 Rthlr. zu haben:

Blumen auf das Grab der Schauspielerin Luise von Holtei, geb. Rogée. Mit ihrem (sehr getroffenen und höchst lieblichen) Bildniß.

Als Erinnerung an eine gefeyerte Künstlerin und kindlich-biedere Frau schon ehrenwerth, ist dieses Buch noch in andrer Hinsicht eine höchst schätzbare Gabe, indem unter den zahlreichen Beyträgen nur wenige ausgezeichnete Dichter-Namen unserer Zeit fehlen, mithin hier

eine Gedicht-Sammlung dargeboten wird, die einen seltenen und selbstständigen Werth hat und sich über die erschütterndsten und erhabensten Empfindungen ausspricht.
Berlin.

Vereinsbuchhandlung.

Uebersetzungs-Anzeige.

Im Laufe dieses Jahres wird eine deutsche Uebersetzung von dem so eben in London erschienenen Werk:
Lameth and the Vatican; or Anecdotes of the Church of Rome, of the Reformed Churches, and of Sects and Sectaries. 3 Vols. 12mo. Knight and Lacy 1825.
die Presse verlassen wird.
Stuttgart 1825.

Friedrich Franckh.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:
Aufklärungen für Freymaurer oder die Einweihung in die ägyptischen Mysterien. Für forschende und denkende Brüder, von einem wahren und warmen Verehrer des Freymaurerthums, dem Bruder Z. — 8. broschirt mit allegorischem Umschlag. 8 gr. oder 10 Sgr. oder 36 kr.

Bey F. Chr. W. Vogel in Leipzig ist zu haben und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:
Versuch einer Darstellung des hungarischen Landtags. 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 fl. rhein.

Bey dem bevorstehenden hungarischen Landtag möchte diese Schrift denjenigen, die über die Verfassung und Verhältnisse dieses Reiches näher unterrichtet zu werden wünschen, ein besonderes Interesse gewähren.

Literarische Anzeige.

Bey uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen für 18 gr. zu haben:
Beyträge zu dem Bau der Deiche, Dünen, Dämme und Schutzmauern gegen Fluthen, so wie gewölbter, feuerfester und wasserdichter Decken in Gebäuden, nebst einer Anweisung zur Bereitung des Forsterschen Kalk-Mörtels. Mit Berechnungen und Zeichnungen im Holzschnitt und Steindruck. Von Karl Friedrich Holzer.
Berlin.

Vereinsbuchhandlung.

Kunst-Anzeige.
Bey L. W. Wittich in Berlin ist so eben erschienen:
1) Magazin von architektonischen Entwürfen zur Verschönerung der Gärten von C. A. Menzel. gr. Folio. Preis 2 Rthlr.
2) Sammlung architektonischer Entwürfe von Schinkel, enthaltend theils Werke, welche ausgeführt sind, theils Gegenstände, deren Ausführung beabsichtigt wurde, bearbeitet und herausgegeben von Schinkel, 6tes Heft. Pr. 3 fl.

Inhalt: 1) Perspektivische Ansicht des neuen Museums in Berlin, vom Standpunkt zwischen dem Zeughaus und der neuen Schloßbrücke. 2) Drey Grundrisse, vom Unterbau, vom ersten und zweyten Geschoß des Museums. 3) Façade der Hauptfronte des Museums. 4) Durchschnitt des Gebäudes und Verhältniß der Säulen in der Vorhalle des Museums. 5) Façade der Hinterfronte des Museums, Ansicht der Haupttreppe und Details. 6) Situationsplan aller durch den Bau des Museums herbeygeführten Veränderungen in der Stadt, und Details der inneren Säulenordnungen.

Da die bis jezt erschienenen Abbildungen des im Entstehen begriffenen Museums in den Verhältnissen durchaus unrichtig gezeichnet sind, so hat sich der Verleger dieser architektonischen Entwürfe dadurch veranlaßt gefunden, eine Anzahl Abdrücke der darin befindlichen, von dem Baumeister selbst gezeichneten, perspektivischen Ansicht des Museums, als der einzigen richtigen Abbildung desselben, sowohl in Sepia als auch in Farben austuschen zu lassen, wovon erstere zu 2 Rthlr. und leztere zu 2 Rthlr. 10 Sgr. zu haben sind.

In der Neuen Günterschen Buchhandlung in Glogau ist erschienen und in allen andern Buchhandlungen zu bekommen:

Anacreontea, quae dicuntur; secundum Levesquii collationem Codicis Palatini recensuit, strophis suis restituit, Stephani notis integris, aliorum selectis suisque illustravit Dr. Fr. Mehlhorn. Subjecti sunt duo excursus de imperfecti quodam usu et de activa vi adjectivorum verbalium in τος. 8 major. 1 Rthlr. 18 gr.

Bail, J. S., Sammlung christlicher Gebete in den wichtigsten Angelegenheiten und Vorfällen des menschlichen Lebens. 2 Thle. Neue wohlfeile Ausgabe. 8. geh. 12 gr.

Grebel, Dr. M. W., gedrängte, systematische Uebersicht der Differential- und Integral-Rechnung. 4. 1 Rthlr.

Köhler, D. L., Predigten und Reden bey besonderen Vorfällen, bey der Wahl, Weihe und Einführung zum Predigtamte, beym Antritt desselben, bey dem Begräbniß christlicher Prediger, dem Jubelfeste und der Beschlagnahme einer Kirche, bey dem Uebertritt eines Gemeinde-Gliedes zur katholischen Kirche, bey der Wahl städtischer Behörden und einigen andern Veranlassungen. gr. 8. 12 gr.

Wiede, C. W., die wichtigsten Begebenheiten aus der Weltgeschichte, in einer tabellarischen Uebersicht, als Hülfsmittel bey dem ersten geschichtlichen Unterrichte auf gelehrten Schulen. Folio. 10 gr.

— — tabellarische Uebersicht des Wissenswürdigsten aus der Schlesischen Geschichte. Auf 1 Tabelle. 2 gr.

Penelope,

Taschenbuch für 1826. 15r Jahrgang. Mit Beyträgen von Ludw. Tieck, W. Blumenhagen, Agn. Franz, Laun, v. Miltitz, H. v. Montenglaut, Weissflog u. A. nebst 5 Portraits und 4 historischen Kupfern nach Schnorr und Ramberg von Fz. Stöber, Dav. Weiß, Fleischmann, C. Mayer, Jury u. A. 12. Leipzig, Hinrichs. In Maroquin mit ersten Kupfer-Abdrücken 2 Rthlr. 12 gr., gewöhnliche Ausgabe 1 Rthlr. 16 gr.

Alle Urtheile, die uns bis jezt über diesen Jahrgang zugekommen sind, sprechen sich höchst beyfällig über Inhalt und äußere Zier desselben aus, wir dürfen es daher als Geschenk für Damen ganz besonders empfehlen.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Sechzehn

Titelkupfer

zu

Shakespear's dramatischen Werken

übersezt und erläutert

von

J. W. O. Benda

in 16 Bänden.

Leipzig, bey Gerhard Fleischer.

Prän.-Preis: 1 Rthlr.

Bey L. Oehmigke in Berlin ist erschienen:

Predigten über gewöhnliche Perikopen und freye Texte

von

C. L. Conard,

Prediger an St. Georg zu Berlin.

Zweyter Band. gr. 8. 1½ Rthlr.

Die so sehr günstige Aufnahme, welcher sich der erste Band zu erfreuen gehabt hat, und die die Herausgabe des zweyten veranlaßte, wird auch diesem ohne Zweifel zu Theil werden; er enthält 27 Predigten, beyde zusammen also 52. Der Preis des ganzen Werkes ist 3 Rthlr.

In der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Prof. K. H. L. Pölitz, — die Weltgeschichte, für gebildete Leser und Studierende dargestellt. Fünfte bericht., verm. und ergänzte Aufl. 4 Bde. 140 Bogen in gr. 8. 1825. Schreibpap. 7½ Rthlr., w. Druckpap. 5⅔ Rthlr., ord. Druckp. 4⅙ Rthlr.

Dieß Werk hat sich durch vielfältige Vorzüge vor ähnlichen einen so ungetheilten Beyfall erworben, daß die starke 4te Aufl. in weniger als einem Jahre vergriffen war, und bald eine neue zu veranstalten nöthig wurde. Es erscheint nun diese 5te Aufl. mit allen Verbesserungen der 4ten ausgestattet, noch namentlich im ersten und dritten Theile erweitert und im 4ten bis zur allerneuesten Zeit ergänzt, zu sehr billigen Ladenpreisen, damit der weitesten Verbreitung nichts entgegen stehe. (Wir haben deßhalb auch die 4 Titelkupfer weggelassen, die wir an Liebhaber besonders zu 12 gr. geben.) Vor einigen Monaten erschien das treffliche Compendium dazu:

Desselben kleine Weltgeschichte, oder gedrängte Darstellung der allgemeinen Geschichte für höhere Lehranstalten. Fünfte bericht., verm. und bis Ende 1824 fortgeführte Aufl. 32 Bog. gr. 8. 22 gr.,

welches ebenfalls in gelehrten Schulen und selbst auf Universitäten immer mehr Eingang findet. — Beyde Schriften sind auch ins Holländische, erstere von Witsen Geysbeek, leztere von Nyhof, so wie die kleine Weltgeschichte auch ins Schwedische übersezt worden.

Als ein würdiges Seitenstück zur größeren Weltgeschichte ist:

Das Gesammtgebiet der teutschen Sprache, nach Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit theoretisch und praktisch dargestellt (und durch zahlreiche Beyspiele aus teutschen Classikern aller Zeiten erläutert) von Prof. K. H. L. Pölitz. 4 Bde. in gr. 8. 1825. franz. Druckp. 6 Rthlr.

zu betrachten. — Für jedes Volk gibt es zwey Hauptgegenstände seiner Eigenthümlichkeit: seine Geschichte und seine Sprache, beyde setzen seine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit voraus. — Es dürfte daher dieses nach Anlage und Durchführung der drey Grundformen: der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit ganz neue Wer", für Lehrer sowohl, als den Kreis gebildeter Leser eben so interessant als belehrend, wie für die Freunde der Geschichtewerke des rühmlichst bekannten Verf. eine sehr erfreuliche Erscheinung seyn.

So eben ist erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte der Musik, für Freunde und Verehrer dieser Kunst. Nach dem Franz. der Frau von Bawr, frey bearb. von Aug. Lewald. Mit Kupfer und Musikblatt. 8. Nürnberg, Haubenstricker. Velindruckpr. geh. 1 fl. 48 kr.

In der Schmidt'schen Verlagshandlung ist so eben erschienen:

Maltitz, G. A. Frh. v., der Klosterkirchhof oder die Erbleiden der Familie v. S****. Ein Roman. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Berlin, den 6. Septbr. 1825.

Schmidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Bey Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schwartze, Dr. G. W., pharmakologische Tabellen oder systematische Arzneymittellehre in tabellarischer Form. Zum Gebrauche für Aerzte, Wundärzte, Physici, Apotheker und Chemiker;

wie auch zum Behufe akademischer Vorlesungen entworfen. 2r Band. 2r Abschnitt. XVI bis XX Abtheilung. Fol. Schreibpap. 70 Bogen. 4 Rthlr.

Der Herr Verf. übergiebt hiermit dem Publikum den zweyten und lezten Abschnitt des zweyten Bandes seines Werkes, dessen Bearbeitung seinen rastlosen Eifer zehn Jahre in Anspruch nahm, und darf wohl hoffen, daß derselbe sich eben so gütiger Aufnahme zu erfreuen haben wird, als den beyden schon erschienenen Abschnitten überaus ehrenvoll zu Theil ward. Die in der großen Reichhaltigkeit des Stoffes und den überhäuften Berufsarbeiten des Herrn Verf. sich begründende länger verzögerte Erscheinung ist dem Ganzen nur vortheilhaft gewesen, indem er mit immer größerer Strenge und sorgfältigerer Auswahl die sich ihm darbietenden Materien benuzte und durch stete fortschreitende Aufklärung und Erfahrung, so wie durch eigene Prüfung am Krankenbette in die Natur der Arzneymittel tiefer und tiefer einzudringen im Stande war. Die seit Erscheinung des ersten Bandes gemachten Entdeckungen dem Publikum zugleich mitzutheilen, hat er die interessantesten Notizen und Erfahrungen dem zweyten (deutschen) Register in fortlaufenden Noten beygefügt und somit dem Ganzen die möglichste Vollständigkeit gegeben. Diese Zusätze und Nachträge können zugleich als Repertorium des Neuesten und Wissenswürdigsten in diesem so wichtigen Theile der Arzneywissenschaft dienen und werden sicher jedem Käufer willkommen seyn.

Das ganze in zwey Bänden oder drey Abschnitten bestehende Werk (201 Bog.) kostet complet 11 Rthlr. 12 gr.

Anzeige.

In meinem Verlage erscheint in einigen Wochen eine deutsche Uebersetzung folgender interessanten Schrift:

Journal de Jean Migault, ou malheurs d'une famille protestante du Poitou, à l'époque de la révocation de l'édit de Nantes.

Leipzig, den 12. Septbr. 1825.

Gerhard Fleischer.

Literarische Anzeige.

An Freunde der englischen Literatur.

Die bey dem Unterzeichneten erscheinende Ausgabe von **Lord Byron's** sämmtlichen poetischen Werken — The Works of Lord Byron, complete in one volume — ist so weit vorgerückt, daß über die Hälfte der Bogen die Presse verlassen hat. Nach dem Urtheil von Sachverständigen läßt diese Ausgabe an Correctheit und Eleganz nichts zu wünschen übrig. Man darf dem Publikum die Versicherung geben, daß dreyfache von sprachkundigen Männern mit unermüdlicher Sorgfalt angewandte Correktur und Revision die Vermeidung der so oft auch in den splendidsten und theuersten Editionen von Byron's Werken den Genuß des Lesers störenden Druckfehler verbürgt. Die Ablieferung des ganzen Bandes erfolgt zuverlässig zu Anfang 1826. Der Subscriptionspreis von 7 fl. 12 kr. für die Ausgabe auf fein weiß Druckpapier und 9 fl. 54 kr. auf Velinpapier gilt noch bis Ende December dieses Jahres. Später tritt der erhöhte Ladenpreis ein. Prospektus und Druckproben sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Frankfurt a. M., im September 1825.

Heinr. Ludw. Brönner.

Durch alle Buchhandlungen ist zu haben:

Drey Erzählungen
von
Talvj.

(Elegant gebunden; Preis 1 Thlr. 8 ggr.)

Diese Erzählungen unter den Ueberschriften: 1) Die Rache, 2. menschliche Schwäche, und 3) verfehlte Bestimmung, dürften wohl einer mehr als gewöhnlichen Aufmerksamkeit werth seyn. Ein Recensent im Literar. Conversationsblatte für 1825 sagt in Nro. 7. S. 28 u. A. davon: „Wer gern von einer Lektüre mit einem tiefen, ernsten Eindrucke scheidet, gern die erhaltene geistige Anregung über die lezte Seite des Buches hinaus dauern und den im Gemüthe angeschlagenen Ton gern nachhallen sieht, dem können wir mit voller Ueberzeugung diese Novellen empfehlen!" „Das Aeußere ist würdig und anständig".

Buchhandlung von Friedr. Ruff in Halle.

Alle Buchhandlungen nehmen Unterzeichnung ohne Vorausbezahlung an auf die neue deutsche Uebersetzung und wohlfeilste elegante, mit deutscher Schrift gedruckte Ausgabe von:

Walter Scott's Romanen.

Monatlich erscheint ein sauber geheftetes Bändchen, welches 6 ggr. oder 7½ Sgr. kostet. — Eine ausführliche Anzeige und Probe des Drucks und der Uebersetzung wird in jeder Buchhandlung gratis ausgegeben. — In Städten, wo keine Buchhandlung ist, nehmen die löbl. Postämter Unterzeichnung an; Privatsammler erhalten auf sechs Exemplare das siebente frey. —

Danzig.

F. S. Gerhard.

Bey W. Engelmann in Leipzig ist erschienen:

Schau, Dr. F., über die chronischen Krankheiten des männlichen Alters, ihre Vorbeugung und Heilung. gr. 8. 21 Bogen auf gutem halbweißen Druckp. 1 Rthlr. 12 gr.

Der geschäzte Verfasser dieser Schrift hat durch seine Stellung als Arzt an einem der ersten Bäder Böhmens vornehmlich Gelegenheit, chronische Krankheiten zu beobachten, und da er sich die Behandlung dieser schon früher angelegen seyn ließ, so fand er in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise desto mehr Gelegenheit zu wirken. Die Resultate seines Nachdenkens, insofern sie die Perioden des Lebens betreffen, welche den chronischen Krankheiten am meisten unterworfen ist, hat er in dieser Schrift, welche jedem praktischen Arzt ein willkommener, unentbehrlicher Rathgeber seyn wird, niedergelegt.

Intelligenz = Blatt.

Herz, Gemüth, alle Sinne bezaubert — wer sollte sie nicht kennen? wir finden ihn ganz auch in diesem Buche wieder, ja wir möchten, wenn es möglich wäre, behaupten, er habe hier sich selbst übertroffen.

Für Jäger und Jagdliebhaber.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Deutliche Anweisung über den richtigen und zweckmäßigen Gebrauch der Jagdflinte, mit praktischen Beyspielen erläutert von G. Schild. 8. geh. 14 gr. — 17½ Sgr. — 1 fl.

Praktische Jägerschule für angehende Jäger, Jagdliebhaber, und überhaupt für diejenigen Verehrer der Diana, welche ihre Gunst spielend und leicht zu erlangen wünschen, von G. Schild. 8. geh. 14 gr. — 17½ Sgr. — 1 fl.

Ergötzliche Jägerschnurren, oder wirklich vorgefallene Weidmanns-Curiositäten. 12. geh. 6 gr. — 7½ Sgr. — 27 kr.

Englische Fabeln, nach dem Lateinischen des Gabriel Faerno; zur Erleichterung der Anfangs-Studien in der englischen Sprache mit grammatischen und erläuternden Anmerkungen herausgegeben vom Pastor J. C. J. Bethe. kl. 8. Hannover im Verlage der Helwing'schen Hof-Buchhandlung. 1824. 10 ggr.

Lehrer der engl. Sprache werden in diesen Fabeln Alles finden, was sie sich beym Unterrichte der Anfänger wünschen können, eine leichte, fließende, richtige Sprache, und einen Inhalt, der besonders für die Jugend überaus anziehend und belehrend ist. Faerno, einer der größten Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts, suchte die gehaltreichsten Fabeln des classischen Alterthums auf, und brachte sie in lateinische Verse. Lange waren sie ein überall auf Schulen gebrauchtes Buch, wurden in mehrere Sprachen übersezt, auch von einem gelehrten engl. Geistlichen in die englische. Die angehängten Anmerkungen werden den Schülern in mehrerer Hinsicht beym Präpariren und Repetiren willkommen seyn, da sie auf grammatische und historische Gegenstände sorgfältige Rücksicht nehmen. Es läßt sich mit Recht hoffen, daß dieß Buch in Privat- und öffentlichen Anstalten leicht Eingang finden werde, da auch der Preis überaus billig gestellt ist.

Bücheranzeige.

Cervantes sämmtliche Werke.
Taschenausgabe in 16 Bänden, mit Kupfern.
Bd. 1 — 8.
Don Quixote von der Mancha,
übersezt von
Hieron. Müller.
Subsc.-Preis 2 Thlr. 16 gr. roh, 3 Thlr. geheftet.
Zwickau 1825,
Im Verlage der Gebrüder Schumann.

Diese von dem, durch mehrere gelungene Verdeutschungen schon rühmlichst bekannten Herrn Hieron. Müller ganz im Geiste des unvergleichlichen Cervantes abgefaßte Uebersetzung zeichnet sich auch durch schönen, scharfen Druck auf das feinste Schweizer Velinpapier und durch nette Titelkupfer sehr vortheilhaft aus.

Die fertigen 8 Theile wurden im Monat Juni an alle Buchhandlungen versandt, und sind bey denselben für obigen billigen Subscriptionspreis zu erhalten.

Die noch fehlenden 8 Theile, welche die lehrreichen Novellen, die Drangsale des Persiles und der Sigismunda, das Trauerspiel Numantia, den Verkehr von Algier, und die Biographie des Cervantes enthalten werden, erscheinen im Laufe des nächsten Jahres, welches den bis jezt schon sehr zahlreichen Abnehmern der ersten 8 Theile zur Nachricht dient.—

Bey C. F. Amelang in Berlin, (Brüderstraße Nro. 11.) erschien so eben folgendes gemeinnützliche Werk, welches bereits an sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes versendet wurde:

Katechismus
der
Pferdezucht.
Oder:
vollständiger, leicht faßlicher
Unterricht
über die Zucht, Behandlung und Veredlung
der Pferde.
Eine Schrift, welcher von dem General-Comité des landwirthschaftlichen Vereins in Baiern der erste Preis zuerkannt worden ist.
Bearbeitet von
J. F. C. Dieterichs,
Ober-Thier-Arzte in Berlin, Lehrer der Thierheilkunde, correspondirendem Mitgliede der königl. französischen Central-Landwirthschafts-Gesellschaft zu Paris.
142 Seiten in gr. 8. auf weißem Druckpapier. Sauber geheftet 12 gr.

Zur Empfehlung dieses für jeden Landwirth, so wie für jeden Pferdeliebhaber nützlichen Buches genügt, daß ihm von einer der geachtetsten Landwirths-Gesellschaften der erste Preis zuerkannt worden ist; auch bürgt des Herrn Verfassers Name für den Gehalt dieses Werkes. Es ist in dem deutlichsten Style, sowohl für kleinere als größere Landwirthe, verständlich geschrieben; und bey einem anständigen Aeußern der Preis sehr billig gestellt worden.

Von demselben berühmten Herrn Verfasser erschien vor einigen Monaten in demselben Verlage:

Handbuch der allgemeinen und besondern, sowohl theoretischen, als praktischen Arzeneymittellehre für Thierärzte und Landwirthe. Oder: allgemein verständlicher Unterricht über die in der Thierheilkunde zu benutzenden Arzeneymittel, ihre Kennzeichen, Bestandtheile, Wirkungen und Bereitungsart; mit Bestimmung der Gabe und Form, in welcher die Heilmittel, gegen die verschiedenen Krankheiten, anzuwenden sind. gr. 8. 334 Seiten. Elegant geheftet 1 Thlr. 8 gr.

Bey Ernst Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Orphea.
Taschenbuch
für 1826.
Dritter Jahrgang.
Mit acht Kupfern nach Ramberg zu Mozarts Zauberflöte.

Taschenformat. Gebunden mit Goldschnitt, in Futteral. Preis: 2 Rthlr. Conv. oder 3 fl. 36 kr. rhein.

Inhalt: I Graf Hackelberg oder der Ritter mit der Sichel. Erzählung von Wilhelm Blumenhagen. — II. Der dienstbare Geist. Launige Erzählung von Friedrich Kind. — III. Der Proselyt. Erzählung von D. Ernst Raupach. — IV. Der Freundschaftsdienst. Erzählung von K. G. Prätzel. — V. Gedichte von A. F. E. Langbein. — VI. Die Entführung. Eine Begebenheit aus dem Carlsbade. Von Caroline Baronin de la Motte Fouqué, geb. von Briest.

Kupfer: Gallerie von acht Scenen aus der Zauberflöte nach Heinr. Ramberg, gestochen von Büscher, Jury, F. W. Meyer und Schwerdgeburth.

Die zwey ersten Jahrgänge dieses beliebten Taschenbuchs, welche Kupfer-Gallerien aus dem Freischütz und Don Juan lieferten, sind beyde noch, jeder für 2 Rthlr., durch alle Buchhandlungen zu bekommen.

In der Buch- und Musikhandlung von Fr. Laue in Berlin sind an Musikalien neu erschienen, und in allen Musik- und auch Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Arnold, C., 6 deutsche Lieder mit Pfte. Oe. 14. Pr. 14 gr.
Berger, Louis, (de Berlin) gr. Son. p. Pfte. Oe. 7. nouv. edit. Pr. 20 gr.
— — Air russe ac XII Var. Oe. 14. Pr. 20 gr.
— — Sonate a 4ms. Oe. 15. Pr. 1 Rthlr.
— — trois marches mil. en Partition. Oe. 16. Pr. 1 Rthlr. 18 gr.
— — les mêmes arr. à 4ms. par l'auteur. Oe. 16. Pr. 20 gr.
— — Son p. Pfte. über eine gegebene Figur. Oe. 18. Pr. 16 gr.
— — 9 deutsche Lieder mit Pfte. Oe. 17. Pr. 18 gr.
— — 8 deutsche Lieder mit Pfte. Oe. 19. Pr. 22 gr.
Mendelssohn-Barth., F., 3tes Quart. Oe. 3. Pr. 2 Rthlr. 12 gr.
— — Son p. Pfte. ac Violon. Oe. 4. Pr. 22 gr.
Mozart, Ouv. aus Don Juan, arr. p. le Pfte. par L. Berger (de Berlin) Pr. 10 gr.
Reichardt, G., die Pinzgauer Wallfahrt für eine, oder zwey Stimmen mit Begl. d. Pfte. od. Guit. arr. von Demselben. Pr. 4 gr.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Versuch über den Geist unsrer Zeit in Rücksicht auf Moralität und Religiosität. 8. brosch. 8 gr. — 10 Sgr. — 36 kr.

In der unterzeichneten Buchhandlung ist so eben erschienen und in Stuttgart in allen Buchhandlungen zu haben:

Herder, J. G. v., Volkslieder. Neue Ausgabe eingeleitet von Johannes Falk. 2 Bände. Im Format wie die Taschenausgaben von Schiller, Klopstock 2c. 2c. Mit Herders vorzüglich gut getroffenem Bildniß v. Schule. Ausgabe auf weißem Druckpap. eleg. broch. 2 Rthlr. Ausgabe auf Verl. Velinpap. elegant cartonn. 2 Rthlr. 12 gr.

Der Verkauf der ersten Ausgabe der Herderschen Volkslieder machte eine neue nöthig, welche von einem Manne des Volks, als welchen Johannes Falk sich bewährt, einleiten zu lassen am würdigsten schien. Die öftere Nachfrage war der Verlagshandlung Bürge für das Bedürfniß, oder die Freude an jenen Naturklängen und Tönen, welchen man wohl um so lieber lauscht, je klärer man darüber wird, daß alle wahre Poesie nicht ein grund- und bodenloses Luftgebilde sey, sondern ihren Boden in Geschichte, Sitte, Sinn und Wesen der Völker haben müsse, und daß dieß eben Volkspoesie sey, die demnach nicht blos, wegen gemeiner roher Form und Darstellung, Volkspoesie heißt, sondern weil sie das Wesentliche des Volks, sein tiefstes Seyn ausspricht. Wem also die Weisen eines frischen lebendigen Gefühls nicht fremd geworden, wer noch ansprechbar ist für die mannigfaltigen Regungen und Schwingungen des Lebens und dessen Wiederhall, für dem wird diese neue zierliche Taschenausgabe eine willkommene Erscheinung seyn, um so mehr, da der Mann, welcher sie einleitete, aus vieljährigem Umgange mit Herder, manches für dessen Charakteristik Bedeutende voraussendete.

Leipzig, im Septbr. 1825.

Weygand'sche Buchhandlung.

An alle Buchhandlungen des In- und Auslandes wurde so eben folgendes interessante Werk versandt:

Vacuna.
Erzählungen für Freystunden, vorzüglich der Jugend.
Von
A. F. E. Langbein.

8. Mit 4 schönen Kupfern nach Zeichnungen von H. Ramberg, gestochen von Ludw. Meyer jun. Engl. Velin-Druckpapier. Elegant geheftet 1 Thlr. 12 gr.
Berlin. Verlag der Buchhandlung von C. Fr. Amelang.

„Vacuna", die Göttin der Erholung und Muße, bietet hier allen freundlichen Lesern, besonders der „Jugend, zwanzig Erzählungen an, die nicht als Kunstwerke gelten wollen, sondern bloß mit der bescheidenen „Absicht auftreten, einfach und nützlich zu unterhalten. Jede „derselben bezielt gute Lehren, und der Vortrag ist „deutlich und klar, wie ihn die Jugend liebt und bedarf. Mit diesen Eigenschaften möge sich Vacuna „einer günstigen Aufnahme erfreuen."

Mit den vorstehenden Worten führt der wohlbekannte geistreiche Verfasser sein Büchelchen in das Publikum ein, und wir zweifeln nicht im Geringsten, daß sein Wunsch, eine günstige Aufnahme zu finden, in jeder Hinsicht werde erfüllt werden.

So anspruchlos die obigen Vorworte dieser Erzählungen sind; so unterhaltend sind die kurzen Erzählungen selbst. Eine reine, einfache und gefällige Sprache, Witz und heitere Laune sind Eigenschaften, die nicht nur die Jugend, sondern selbst ältere Leser, anziehen; daher

das Buch Allen und Jeden mit Recht empfohlen werden kann. Der nette Druck, das schöne Papier und 4 saubere Kupfer erhöhen noch den Werth des Buchs und sichern ihm gewiß allgemeinen Beyfall.

B — e.

Bey F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Urania.

Taschenbuch
auf
das Jahr 1826.
Mit Kupfern.

Preis 2 Thlr. 6 gr., oder 4 fl. 3 kr. rhein., in größerem Formate und mit Kupfern vor der Schrift 3 Thlr. 12 gr., oder 6 fl. 18 kr. rhein.

Inhalt: I. Dichterleben. Novelle von L. Tieck. II. Der Paria. Trauerspiel in einem Aufzuge von Mich. Beer. III. Frühlingskranz aus dem Plauenschen Grunde. Von Wilh. Müller. IV. Anton Solario. Eine Malergeschichte von Johanna Schopenhauer. V. Der Möringer. Schwäbische Sage in vier Romanzen von Gust. Schwab. VI. Der glückliche Tag. Erzählung von L. Kruse. VII. Fünf Sonette von Fr. Graf von Kalckreuth. VIII. Männertreue, oder so sind nicht Alle. Von W. Blumenhagen.

Die Gegenstände der Kupfer sind aus dem Inhalte gewählt und als Titelkupfer ziert das Bildniß des gefeyerten Jean Paul's das Ganze.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Gründliche Anweisung zur Abfassung aller Gattungen von schriftlichen Aufsätzen des gemeinen Lebens; für den Geschäftsmann, Hausvater und für die Jugend zum Selbstunterrichte; auch zum Leitfaden für Stadt- und Landschulen, von Dr. J. C. C. Rommerdt. Erster Theil. gr. 8. Preis 1 Rthlr. 8 gr. — 1 Rthlr. 10 Sgr. — 2 fl. 24 kr.

Inhalt: Vorkenntnisse. Die unentbehrlichsten Regeln der deutschen Sprache. Vorbereitende Begriffe und das Unentbehrlichste über Buchstaben, Sylben, Wörter und Eintheilung der leztern. Nähere Erklärung der verschiedenen Wörterarten, deren Veränderungen oder Biegungen, in Verbindung des Declinirens oder Conjugirens, der Rections- und Constructionslehre. Die Schreibregeln. Von der Schönschreibung selbst. Ueber die Werkzeuge, Materialien und Verbindungsmittel zum Schönschreiben. Von der Rechtschreibung und Orthographie.

Zur angenehmen Unterhaltung in den langen Winterabenden mache ich auf folgende bey mir erschienene sehr gehaltvolle Schriften aufmerksam.

Jacobs, Fr., Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten. 3 Thle. Auch unter dem Titel: Frauenspiegel. 5 Thlr. 16 gr.
— — die beyden Marien. 2 Thlr.
Laun, Fr., Romanesken aus Langermanns Pulte. 1 Thlr. 4 gr.
Lindau, W. A., Heldengemälde aus der Vorzeit der europäischen Völker. 1 Thlr.
v. Miltitz, C. B., gesammelte Erzählungen, 2 Bde. 3 Thlr.
— — Orangenblüthen, 3 Sammlungen. 4 Thlr.
Raupach, Dr. E., die Erdennacht, ein dramatisches Gedicht in 5 Abtheilungen. 1 Thlr.
— — die Gefesselten, dramatische Dichtung in 5 Abtheilungen. 1 Thlr.
— — die Königinnen, ein dramatisches Gedicht in 5 Akten. 1 Thlr.
— — der Liebe Zauberkreis, ein dramatisches Gedicht in 5 Akten. 21 gr.
— — die Freunde, ein Trauerspiel in 5 Akten. 1 Thlr.
— — erzählende Dichtungen. 1 Thlr. 8 gr.
Hirsemenzels, eines deutschen Schulmeisters Briefe aus und über Italien. Herausgegeben von Dr. E. Raupach. 1 Thlr. 12 gr.
Rochlitz, Fr., für Freunde der Tonkunst. 2 Thle. 4 Thlr.
— — jährliche Mittheilungen, herausgegeben in Verbindung mit Böttiger, Bührlen, Fouqué, Heinroth, Houwald, Jacobs, Miltitz und Raupach, 3 Bde. 3 Thlr. 12 gr.
Taschenbuch für Frauenzimmer zum Nutzen und Vergnügen mit Beyträgen von Böttiger, Bührlen, Fouqué, Jacobs, Miltitz, Naubert, Rochlitz, Fanny Tarnow und Wellentreter. Herausgeg. von Fr. Rochlitz, mit 25 Kupf. 4 Jahrg. 1817 — 20 2 Thlr.

Leipzig, im September 1825.

Carl Cnobloch.

Obige Artikel sind in allen Buchhandlungen zu haben.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die
Geschichte der Deutschen.
Für die reifere Jugend und zum Selbstunterricht faßlich beschrieben von
Dr. Wolfgang Menzel.

Zweyter Band. Das Mittelalter. gr. 8. 32 Bogen. Preis: ordin. Pap. 1 Rthlr. 3 ggr. oder 2 fl., weiß Papier 1 Rthlr. 8 ggr. oder 2 fl. 24 kr. Auf sechs Exemplare das siebente frey.

Geßner'sche Buchhandlung in Zürich.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Thermitonia.

Das Buch der Geistereien. Von dem Verfasser des Rinaldo Rinaldini. 8. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Musikalien.

Thomas, C., musikalischer Gesellschafter am Pianoforte, dem Hauptumfange nach für Deutschlands gebildete Jünglinge und Jungfrauen, fortgesezt von J. C. Vollbeding. II. Jahrg., 1ste, 2te Lieferung. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.
Vollbeding, J. C., sechs vierstimmige Gesänge für Sopran, Alt, Tenor und Baß. 12 ggr. oder 54 kr.

Nro. 33.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Nützliche Erfindung,
jedes Barbiermesser schnell und ohne Mühe scharf zu machen.

Mit diesem von einem Chemiker und Verfertiger englischer chirurgischer Instrumente erfundenen Fluido kann ein jeder Barbier, so wie ein jeder, der sich selbst rasirt, immer in der Geschwindigkeit sein Barbiermesser ohne Unterschied, es sey gut oder schlecht, alt oder neu, so scharf als das beste engl. Messer machen, ohne daß man nöthig hat, es jemals schleifen zu lassen, auf einem Steine zu wetzen oder auf einem Riemen abzuziehen. Von dieser Essenz kostet ein Fläschchen, welches für einen Mann, der sich selbst täglich barbiert oder barbieren läßt, auf ein volles Jahr hinlänglich ist, nebst gedrucktem Gebrauchszettel, 1 Thal. preuß. Cour.

NB. Auch Federmesser und alle chirurgischen Instrumente können in der Geschwindigkeit damit ganz scharf gemacht werden.

Wohlriechende Schönheits=Essenz,
sowohl zum Barbieren als auch, um sich damit zu waschen.

Durch die neuerfundene Essenz, welche statt der Seife zum Barbieren gebraucht wird, erhält man nicht nur einen schönen wohlriechenden Schaum, sondern das Messer schneidet auch viel leichter, als bey gewöhnlichem Seifenschaum. — Dabey hat diese Essenz die ganz vorzügliche Eigenschaft, daß sie eine zarte weiße Haut macht und überhaupt dem Gesichte ein schönes jugendliches Ansehen gibt, auch nach und nach alle Unreinigkeiten aus demselben wegnimmt, folglich als ein vorzügliches Schönheits-Mittel Damen und Herren besonders zu empfehlen ist.

Das Glas mit Gebrauchzettel kostet 10 Ggr. und ist, so wie obiges Fluidum, anjezt nur allein ächt in Commission zu bekommen: in der Expedition für Literatur und Oeconomie zu Hamburg, Schulterblatt No. 463.

Auswärtige haben bey ihren postfreyen Briefen noch einige Groschen mehr für Emballage und Absendungskosten beyzulegen.

Neu entdeckte Geheimnisse
für
Leder-Fabrikanten, Lohgärber, Schuhmacher, Sattler, Riemer und Liebhaber blanker Stiefel 2c.

enthaltend:

1) Eine ganz neue, sehr einfache, äußerst wohlfeile und sicher bewährt befundene Methode, die Leder=Häute in wenigen Tagen zu gärben und gar zu machen, so daß sie völlig zur Verarbeitung fertig und als Kaufmannsgut zu betrachten sind; so wie auch die Verfertigung eines dauerhaften wasserdichten Leders u. s. w.

2) Das ächte Oel zur Verfertigung des Russischen Juchten=Leders aus einheimischem Leder.

3) Auf eine leichte und wohlfeile Art einen sehr schönen elastischen Leder=Lack zu bereiten und damit alle Leder-Arbeit (sowohl der Sattler, Riemer, als der Schuhmacher), sie sey alt oder neu, sogleich aufs prächtigste zu lackiren.

4) Leder auf die geschwindeste und dauerhafteste Weise in allen Farben zu lackiren.

5) Aller Orten auf eine leichte und wohlfeile Art aus einheimischen Ledern den ächten, schönen, Türkischen Saffian in verschiedenen Farben zu verfertigen.

6) Mehrere Recepte zur leichten und wohlfeilen Anfertigung von Stiefelwichsen, welche dem Leder nicht nur ganz unschädlich sind, sondern womit man auch einen unübertrefflichen spiegelblanken Glanz mit leichter Mühe hervorbringen kann.

Herausgegeben von dem Deutschen Schuhmachermeister und berühmten Leder=Fabrikanten Werner zu Brüssel. (Mit einer noch besonders fein gezeichneten Abbildung, nebst Beschreibung für Schuh- und Stiefelmacher.)

NB. Um diese höchst wichtigen Geheimnisse so viel wie möglich gemeinnützlich zu machen, (besonders da der Ertrag derselben für eine schuldlos verunglückte Familie bestimmt ist) so hat der Herausgeber beschlossen, solche nur auf Pränumeration — (gegen portofreye Einsendung Eines vollwichtigen Holländischen Dukaten) herauszugeben und damit auch weit entfernte Liebhaber daran Theil nehmen können, so wird der Termin bis Martini, als den 10ten November d. J., festgesezt, worauf jedem auswärtigen Pränumeranten unabänderlich sein Exemplar zugeschickt wird. Nachher ist der Verkaufspreis um ein Ansehnliches höher.

Man addressirt sich deßhalb nur einzig und allein an die Expedition für Literatur und Oeconomie zu Hamburg, Schulterblatt No. 463.

Subscriptions=Anzeige und Eröffnung.

Die Berlenburger Bibel, — in 8 Fol. Bdn.
Neuaufgelegt von
Eberhard Friedrich Wolters,
Buchdrucker in Stuttgart.

1ste Lieferung	des	1. und 2.	Theils	Ende	Juni	1826	gegen 4 fl. 30 kr.
2te	"	3. und 4.	"	"	Dec.	1826	gegen 4 fl. 30 kr.
3te	"	5. und 9.	"	"	Jun.	1827	gegen 4 fl. 30 kr.
4te	"	7. und 8.	"	"	Dec.	1827	gegen 4 fl. 30 kr.

Also bekommt man in zwey Jahren vom Neujahr 1826 an diese ganze Bibel für 18 fl. in halbjährige Zahlungen vertheilt, wodurch die Subscription jedem Liebhaber erleichtert wird.

Hierüber ist bey dem Verleger eine gründliche Erklärung oder Ankündigung dieser neuen Auflage gratis zu haben, die jeder Bibelfreund mit Vergnügen lesen wird; welches zugleich den resp. Liebhabern dieser seltenen Bibel hiemit bekannt gemacht wird. Und, um die Aufmerksamkeit auf diese Bibel zu wecken, wird nur dieß einzige bemerkt, daß nich

nur ihre Wohlfeilheit ohne Beyspiel ist, indem der Bogen nicht ganz 4½ Heller kostet; sondern auch, daß ihre Texterklärung die Einzige ihrer Art ist, durch welche die Bibel als ein göttliches Gemeingut Aller erscheint, ohne Ausschliessung der einen oder andern kirchlichen Confession, und deßwegen die Gemüthsreligion auf die belebrendste Weise fördert und nährt. — Jedem Subscribenten wird seine Subscription durch einen besondern Subscriptionsschein gesichert.

Pränumerations-Anzeige.

Hellas

oder

geographisch-antiquarische Darstellung des alten Griechenlandes und seiner Colonien

mit steter Rücksicht auf die neuern Entdeckungen.

Von

D. Friedrich Carl Hermann Kruse,

Professor der Geschichte und Geographie auf der vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg, Secretär des Thüring. Sächs. Vereins zur Erforschung des vaterländischen Alterthums, der deutschen Gesellschaft zur Herausgabe der Quellenschriftsteller und mehrerer anderer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

Fünf Bände, mit einem Atlas von General- und Special-Charten und andern graphischen Darstellungen.

Welcher die Wissenschaften liebende Deutsche wird nicht an der Erscheinung eines Werkes den innigsten Antheil nehmen, welches uns das herrliche Land, in geistiger Hinsicht die Urheimath aller Gelehrten, ja aller Gebildeten, lehrt? Aus ihm kam zu uns das Licht der Wissenschaft näher kennen und der das Leben erheiternden Künste. Wie ein goldnes Band schlingt sich die Dichtung der Hellenen durch alle Zweige des gebildeten Lebens. Der Olymp mit seinen Götterwohnungen, der Helicon, der Sitz der freundlichen Musen, der Parnaß mit dem Orakel des Apollo, Athen, die glänzende Metropole, von Göttern und Heroen gegründet, das kriegerische Sparta, das reiche Corinth, das hochheilige Olympia — alle jene Städte, Berge, Flüsse, Quellen, alle Völker, unter denen die Götter einst wandelten, finden wir hier wieder.

Alle bisherigen Schriftsteller, welche sich mit der Geographie Griechenlands beschäftigten, haben wenig darauf Rücksicht genommen, was aus dem hellenischen Alterthume noch übrig ist; Alle haben sich damit begnügt, eine trockene, durch einige historische Notizen versüßte, Topographie des Landes zu liefern, welche nicht auf eine genaue Kenntniß des heutigen Zustandes der hellenischen Länder gegründet ist, wohl aber fast einzig und allein auf den oft mißverstandnen Stellen der alten Schriftsteller beruht. Wer aber unter Allen, welche den Zustand des alten Griechenlandes genauer kennen lernen möchten, hat Gelegenheit und Muße, neben den bisherigen Topographien alle Reisebeschreibungen zu vergleichen? Wem stehet die Masse der dazu gehörigen Materialien zu Gebote, welche selbst die vortrefflichen Bibliotheken zu Göttingen und Berlin nicht in ihrem ganzen Umfange besitzen, und welche dem Verfasser außer durch die genannten literarischen Schatzkammern, die Unterstützung mehrerer die Wissenschaften fördernden Gelehrten zu Theil wurde?

Wir bezeichnen hier als fleißig benutzte Hülfsmittel nur, außer den Historikern des Mittelalters, die Reisebeschreiber, Antiquare und Chartenzeichner: Belon, Kraus, Ortelius, Sandys, Meursius, Laurenberg, des Monceaux, Palmerius, Sanson, Vernon, Guillet, Spon, Wheler, Coronelli, Magni, Paciaudi, Cellarius, Meletios, Chishull, Tournefort, Fourmont, Stuart und Revett, Chandler, d'Anville, Riedesel, Chabert, Choiseul-Gouffier, Griffiths, L. Crawen, Sibthorp, Guys, Lechevalier, Barthelemy, Barbié du Bocage, Visconti, Faden, Morrit, Fauvel, Scrofani, Stephanopoli, Arrowsmith, die Schriftsteller über die Elgin'schen Antiken, Castellan, Saint-Sauveur, Dodwell, Gell, Squire, Hamilton, Leake, Wilkins, Bartholdy, Pouqueville, Chateaubriand, Vaudoncourt, Hobhouse, Cockerell, Holland, Hughes, Stanhope, Turner, Forbin, Gauttier, Quatremère de Quincy, Voutier &c.

Eine Menge anderer Werke und Monographien unserer deutschen Klassiker im Fache der Geographie und Alterthümer Griechenlands, wie z. B. von Heeren, Müller, Boeckh, Buttmann, Hirt &c. &c., können hier unmöglich alle genannt werden.

Nach einem durch alle Quellen unterstützten gründlichen Studium der alten Geographie hat der Verfasser mit der angestrengtesten Mühe und Sorgfalt alle diese Materialien verglichen, und auf diesem festen Boden seine umfassende und gründliche sowohl für Gelehrte als auch für Gebildete im Allgemeinen berechnete Darstellung Griechenlands gebaut, wie es in alten Zeiten beschaffen, was in der Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften noch vorhanden war, und was jezt von dem alten Glanze noch übrig ist.

Das Werk zerfällt in fünf Theile, als: I. Allgemeiner Theil, die Bekanntwerdung Griechenlands durch die Quellenschriftsteller, die Geschichte der Wiederentdeckung des Landes in seinen einzelnen Theilen durch die neuern Reisebeschreiber u. s. w., die mathematische, physische und historisch-politische Geographie von Hellas. II. Hellas im engern Sinne. III. Der Peloponnes. IV. Nordgriechenland und die Inseln. V. Die Colonien Griechenlands. Dazu kommt ein Atlas in Median-Format, von wenigstens 20 General- und Special-Charten, Plänen und andern graphischen Darstellungen.

Der erste Band des Textes ist so eben erschienen, der zweyte so wie die zwey ersten Lieferungen des Atlasses, welche:

Platte 1. Graphische Darstellungen zur mathematischen, physischen und historisch-politischen Geographie, in sechs Sectionen.

Platte 2. General-Charte von Hellas.

— 3. Charte von Attica und Megaris, mit Plänen von Sunium, Panacton, Oenoë und Phyle.

Platte 4. Drey Pläne von Athen und seinen Häfen.

— 5. Pläne von Eleusis mit der Umgegend, der Eleusinischen Tempel, der Propyläen von Athen, der Ebene von Marathon und der Jonischen Tetrapolis.

Platte 6. Charte von Böotien, Locris, Doris, und Phocis.
Platte 7. Charte von Aetolien und Acarnanien.
— 8. Charte von den Jonischen Inseln, nebst Plänen von mehrern merkwürdigen Orten und Gegenden, enthalten, erscheinen binnen hier und Ostern, bis zu welcher Zeit auch der für diese zwey Bände und zwey Lieferungen des Atlasses festgesetzte Pränumerations-Preis von 7 Rthlr. 8 gr. Preuß. Courant nur gültig ist.

Ueber die Erscheinung der lezten Bände werde ich seiner Zeit das Nähere bekannt machen.

Leipzig, den 1. Oktober 1825.

Leopold Voß.

Neue schöngeistige Schriften,

welche so eben in der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden erschienen und zu den beygesezten Preisen und in allen namhaften Buchhandlungen zu Stuttgart, Tübingen, Ludwigsburg, Ulm, Karlsruhe zu bekommen sind:

Gesammelte Blätter aus Wilhelms Papieren. 8. Velinpap. 16 gr.
A. Bronikowski, Hippolyt Boratynski. Erster und zweyter Theil. 8. Velinpap. 3 Thlr.

Auch unter dem allgemeinen Titel:

Schriften von A. Bronikowski. Erster und zweyter Band.
Elbblümchen, eine kleine anspruchlose Gedichtsammlung aus den lezten fünf Jahren, von d. W. 8. Velinpap. 16 gr.
Fr. Luna, Myrtenzweige. Zweyter Bd. 8. Velinp. 1 Thlr.
R. Roos, der silberne Storch und Sängers Angststunden. 8. Velinp. Zweyte verbesserte Auflage. 1 Thlr. 3 gr.
— Dietrich von Harras und der Präceptor. 8. Velinp. Zweyte verbess. Aufl. 1 Thlr. 3 gr.

Auch unter dem allgemeinen Titel:

R. Roos, Erzählungen. Zwey Bände. 2 Thlr. 6 gr.
Salvator Rosa und seine Zeit. Aus d. Engl. der Lady Morgan, v. Th. Hell. Dritter und lezter Band. 8. Velinp. 1 Thlr.
Die zwey ersten Bände kosten 2 Thlr. 6 gr., mithin das ganze Werk 3 Thlr. 6 gr.
C. F. van der Velde, das Horoscop. Zweyte verb. Aufl. 8. Velinp. 21 gr.
— — Die Gesandtschaft-Reise nach China. Zweyte verb. Aufl. 8. Velinp. 1 Thlr. 12 gr.

Auch unter dem allgemeinen Titel:

C. F. v. d. Velde Schriften 19r u. 20r Band.
Wittgens Raubschloß. Eine Sage. 8. Velinp. 1 Thlr. 6 gr.
E. Young, Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit. A. d. Engl. von H. Schmidt. 1r Theil. 8. Velinp. 1 Thlr.

Avertissement.

Von dem berühmten Niederländer Meister, Franz Floris, wird ein ganz vorzüglich schönes Gemählde auf Holz vom Jahr 1560 zum Verkauf ausgeboten. Es stellt die heilige Familie, bestehend in 9 großen Figuren und 5 Kindern vor, und hält mit Einschluß einer hübschen vergoldeten Rahme, 4 Fuß, 6 Zoll in der Höhe, 6 Schuh 1 Zoll in der Länge, nach dem alten französischen Meß. Auf dieses schöne Gemählde ist bereits ein Anbot von 150 fl. vorhanden: da jedoch solches von Kunstkennern weit höher angeschlagen ist, so wird man es demjenigen Liebhaber desselben käuflich überlassen, der von jezt an bis lezten December 1825 das höchste Anbot dafür gemacht haben wird.

In dem Hause Lit. B. Nro. 174 in der Charlotten-Straße, 2 Stiegen hoch, kann dieses Gemählde täglich eingesehen werden. Uebrigens werden die Offerten von in- und auswärtigen Liebhabern, und zwar von leztern portofrey, nur schriftlich angenommen.

Stuttgart, den 12. Aug. 1825.

Die Besitzer des Gemähldes,
Oberst-Lieutenant v. Wengische Erben.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Kurze Anweisung zum Anbau des Feldkümmels, als Handelsgewächs für den Landwirth, vom Verfasser des Landwirths in seinen monatlichen Beschäftigungen. Zweyte umgearbeitete Ausgabe. 8. geh. 4 gr. — 5 Sgr. — 18 kr.

Collisionen zu vermeiden zeige ich hiermit an, daß ich von dem in Kurzem in London erscheinenden

Sephora, description of the county of Palestina and of the manners and customs of de ancient Israelites. 2' Vol. 8.

eine deutsche Bearbeitung unter der Presse habe.

Leipzig, im Oktbr. 1825.

J. A. Barth.

Bücheranzeige.

Walter Scott's Romane.

Vollständige Taschenausgabe mit Kupfern.
Bd. 73 — 76.

Preis 1 Thlr. 8 gr. roh 1 Thlr. 12 gr. geheftet.

Diese so eben erschienenen 4 Theile sind in allen Buchhandlungen zu haben, und enthalten den in England mit so großem Beyfall aufgenommenen Roman: Redgauntlet, in einer treuen und mit Anmerkungen versehenen Verdeutschung, von M. C. Richter.

Der einzige noch in unserer Ausgabe fehlende, und erst kürzlich in Edinburgh erschienene Roman des genialen Schotten, unter dem Titel: „Erzählungen von den Kreuzfahrern," wird gegen Ende dieses Jahres in einer Uebersetzung von D. H. Döring bey uns herauskommen, worauf wir in Voraus die zahlreichen Abnehmer unserer Taschenausgabe aufmerksam machen.

Ausführliche Anzeigen über die frühern 72 Theile, 18 verschiedene Romane enthaltend, welche zur Erleichterung des Ankaufs auch einzeln für den äußerst billigen Subscriptionspreis von 8 gr. für das rohe, und 9 gr. für das geheftete Bändchen verkauft werden, kann man in allen Buchhandlungen erhalten.

Zwickau, im September 1825.

Gebrüder Schumann.

Folgende nützliche Schrift ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die vorzüglichsten Mittel zur Vertreibung der Hühneraugen, Fußschwielen, Warzen, übermäßigen Fußschweiß und dergleichen, wie auch erfrorne Glieder sicher und aus dem Grunde zu heilen, nebst Anleitung zur zweckmäßigen Pflege der Füße auf Fußreisen. Aus den Schriften vorzüglicher Aerzte gesammelt. 8. br. 8 gr.

Dieses Buch enthält die besten, bewährtesten und untrüglichsten Mittel gegen die angeführten Uebel, und ist allen denen, die daran leiden und davon befreyt seyn wollen, mit Sicherheit zu empfehlen.

In unserm Verlage ist kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu finden.

Die schweizerische Amazone,

Abentheuer, Reisen und Kriegszüge einer Schweizerinn, durch Frankreich, die Niederlande, Egypten, Spanien, Portugal und Deutschland, mit der französischen Armee unter Napoleon.

Von ihr selbst beschrieben, und herausgegeben von einer ihrer Anverwandten.

Zweyte verbesserte Auflage. Mit Steindruck. 8. St. Gallen 1825. geheftet 2 fl. 30 kr.

Dieses ist die zweyte Auflage des früher unter dem Titel: Lebensbeschreibung der Wittwe des Oberst Florian Engel, erschienenen Werkes, welches sich schnell vergriff.

Die Frau Oberst Engel hat Schicksale erlebt, welche unter die seltensten gehören, so einen Menschen betreffen können; schon ihre Jugendgeschichte gehört nicht unter die gewöhnlichen und zeigt zuerst ein schüchternes Mädchen, aus dem aber bald eine lebhafte, thätige und geschickte Tochter hervorgeht. In ihrem 18ten Jahre heirathet sie einen schweizerischen Werbofficier in französischen Diensten, der später zum Oberst emporrückt, begleitet ihn zum Regiment und auf allen Feldzügen der franz. Armee von 1763 bis 1813; geht mit Napoleon auf Elba, während den 30 Tagen mit ihm nach Frankreich zurück und gebiert auf ihren Zügen in 10 verschiedenen Ländern 21 Kinder, welche sie theils durch Krankheit, theils in Schlachten verliert, theils vermißt, in der Welt unbekannt wo umher zerstreut nicht mehr finden kann. In der Schlacht bey Waterloo focht sie persönlich, ihr Mann wurde getödtet und mit ihm verlor sie seine Ansprüche auf beträchtliche Rückstände, die sie vor Mangel geschützt haben würden, und welche sie vergebens in Paris auszuwirken suchte. Frau Engel lebt jezt im Alter von 64 Jahren in Dürftigkeit zurückgezogen auf dem Land, von guten Menschen unterstüzt, und vom Ertrage dieser ihrer Lebensbeschreibung, welche niemand ohne Theilnahme und Vergnügen lesen wird, und durch deren Ankauf jeder Menschenfreund ein Schärflein zur Milderung ihres herben Schicksals beyträgt.

St. Gallen, d. 1. Oktober 1825.

Huber und Comp.

Neue vorzügliche Schriften für Berg- und Forstmänner, Oekonomen 2c.

J. G. von Busse, bündige und reine Darstellung des wahrhaften Infinitesimal-Calculs, wie sie insbesondere auch für wissenschaftliche Practiker rathsam ist. Erster Band, die Differenzialrechnung. gr. 8. (Commission) 2 Thlr.

P. T. v. Busse, Formulae radii osculatoris quoad valores earum positivos ac negativos et ventilatae et diligentius quam fieri solet explicatae. Cum appendice quadruplici. gr. 8. Commission. 10 gr.

L. B. Francoeur, Elementar-Lehrbuch der Mechanik für den öffentlichen Unterricht. A d. Franz. nach der vierten Auflage mit Anmerkungen und Zusätzen von W. Opelt. Mit 8 Kupfertafeln. gr. 8. 1824. 3 Thlr.

K. L. Krutsch, Prof., geht der Borkenkäfer nur kranke oder geht er auch gesunde Bäume an? Eine Aufforderung an praktische Forstmänner, diese Streitfrage, wenn Gelegenheit sich darbietet, einer neuen und strengern Prüfung zu unterwerfen. gr. 8. 1825. brosch. 12 gr.

Dr. J. A. Reum, Prof., Forstbotanik. Zweyte sehr verbesserte und vermehrte Aufl. gr. 8. 1825. 2 Thlr. 12 gr.

Dr. F. A. Röder, Anleitung zum Weinbaue und zur Most- u. Weinbereitung. Nebst Beschreibung und Abbildung einer zum Abbeeren eingerichteten einfachen Traubenmühle. Mit 4 Kpfrn. 8. 1 Thlr.

welche in allen Buchhandlungen zu Ulm, Karlsruhe, Stuttgart, Tübingen, Ludwigsburg zu erhalten sind von der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden.

Taschenausgaben.

Bey R. Landgraf in Nordhausen sind folgende Werkchen in Taschenformat erschienen:

Neueste Blumensprache, eine Gabe der Liebe und Freundschaft geweiht. Zweyte vermehrte Auflage. 6 gr. — 7½ Sgr. — 27 kr.

Ergötzliche Jägerschnurren, oder wirklich vorgefallene Weidmanns-Curiositäten. 6 gr. — 7½ Sgr. — 27 kr.

Die Kunst in Pappe zu arbeiten. Nach Blasche. 4 gr. — 5 Sgr. — 18 kr.

Die Kunst zu walzen von C. G. Engelmann. 6 gr. — 7½ Sgr. — 27 kr.

Kurzer Abriß der Mythologie, für Anfänger und Freunde dieser Wissenschaft bearbeitet von G. Sengal. Mit 30 mythologischen Abbildungen in Kupfer. 10 gr. — 12½ Sgr. — 45 kr.

200 Stammbuchsaufsätze aus den besten Dichtern gesammelt. Erste Sammlung. 6 gr. — 7½ Sgr. — 27 kr.

400 Stammbuchsaufsätze aus den besten Dichtern gesammelt. Zweyte Sammlung. 6 gr. — 7½ Sgr. — 27 kr.

Bey Wilh. Zirges in Leipzig ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vierzig ungedruckte Briefe von Napoleon; gesammelt von L••• F••••. 8. In saubern Umschlag geheftet. 9 gr.

Intelligenz = Blatt.

1825.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Hesperus, encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von C. C. André. Oktbr. 1825.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist so eben erschienen:

Ueber das Wesen und die Erscheinung des Galvanismus, oder Theorien des Galvanismus und der geistigen Gährung, nebst Andeutungen über den materiellen Zusammenhang der Naturreiche. Von A. Koelle, Dr. der Phil. Preis 2 fl. 24 kr.

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, 1826.

Mit königl. Sächs. allerg. Privilegio.

Erzählungen:

Der Todesengel, v. Sophie May.
Die Osternacht, von Leop. Schefer.
Die Begegnung in der Ferne. Capriccio von Ferd. Philippi.
Gedichte, Charaden, Räthsel und Logogryphen von
Bachmann, Baldamus, Bohl, v. Deppen, A. G. Eberhard, Hold, Köhler, Krug v. Nidda, Kühnel, Manfred, Wilh. Müller, Philippi, Ludw. Robert, Rublack, Leop. Schefer u. a.

Mit 15 Kupfern und Vignetten.

Leipzig, bey Johann Friedr. Gleditsch.

Nachricht.

Dieses Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, zuerst vom Hofr. W. G. Becker, dann dem H. Hofr. Friedr. Kind, hierauf vom H. Hofr. A. Wendt, redigirt, wird vom Jahr 1826 durch H. Hofr. F. Philippi besorgt.

Die Jahrgänge sind zu einer solchen Reihe angewachsen, daß eine Ermäßigung des Preises Statt findet, um Freunden der Lectüre einen höchst unterhaltenden und mannichfaltigen Genuß billig zu verschaffen. Demnach kostet von jezt an ein vollständiges Exemplar, 35 Jahrgänge von 1791 bis 1825, wovon die erstern viermal neu aufgelegt wurden, mit mehr als 350 Kupfern, zusammen genommen, in einem übereinstimmenden neuen Einband, mit Goldschnitt 22 Rthlr. — oder 39 fl. 36 kr. rheinisch.

Die Jahrgänge 1821 — 1825 besonders, kosten dagegen, einzeln à 1 Rthlr. 20 gr., zusammen genommen ebenfalls im herabgesezten Preis 3 Rthlr. 8 gr. oder 6 fl. rheinisch.

Die ältern Jahrgänge einzeln genommen, sind, je nachdem der Vorrath groß ist, im Preise niedrig gestellt welches aber bey den allerneuesten einzeln nicht Statt findet.

Der gegenwärtige Jahrgang 1826 kosten wegen sehr vermehrter Bogenzahl und hinsichtlich der zahlreichen und guten Kupferblätter 2 Rthlr. 6 gr. Die feinere Ausgabe in Maroquin 3 Rthlr. 8 gr.

Leipzig, im Septbr. 1825.

Bey J. G. Heubner, Buchhändler in Wien am Bauernmarkt Nr. 590, ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Populäre Astronomie.

Von

J. J. Littrow,

Director der Sternwarte und Professor der Astronomie an der k. k. Universität in Wien, der kais. Russischen Akademie der Wissenschaften in Petersburg, der königl. Akademie der Wissenschaften in Prag, der Großbritannischen Gesellschaft in London u. m. a. Gesellschaften Mitglied.

Zwey Theile in 3 Abtheilungen.
(68 Bogen stark, in gr. 8.)
Mit neun lithographirten Tafeln.
Preis 5 Rthlr. 16 ggr., oder 10 fl. 12 kr. rhein.

Der Zweck dieses Werkes ist, eine der schönsten und erhabensten Wissenschaften, welche bisher nur als das Eigenthum einiger Wenigen betrachtet wurde, in einen größeren Kreis von Lesern einzuführen, und sie dadurch wahrhaft gemeinnützig zu machen. Gleich weit entfernt von dem kalten Ernste. der alle Unterhaltung streng zurückweist, und von der zwecklosen Tändeley, die unter der Würde der Wissenschaft ist, sucht der Verfasser eine vollständige Kenntniß derselben, mit der Entwicklung ihrer Gründe, mitzutheilen, und den Leser allmählig auf den Standpunkt zu führen, von welchem er nicht nur das Ganze übersehen, sondern auch selbstthätig mit eintreten kann in den Kreis der Arbeiten an dem großen Gebäude; in der Ueberzeugung, daß der wahre Genuß, welchen diese Wissenschaft gewährt, weder in der Lectüre einer poetischen Darstellung ihrer Wahrheiten, noch in dem gedankenleeren Anstaunen des gestirnten Himmels besteht, sondern in einer aufmerksamen Beobachtung der Phänomene, welche er uns darbietet, und in dem fortgesezten Nachdenken über die Ursachen und Geseze, welche jenen Erscheinungen zum Grunde liegen. Indem der Verfasser auf diese Weise das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden strebte, hofft er dadurch die Liebe zu dieser Wissenschaft allgemeiner zu machen, und ihr wahre Freunde zu gewinnen, welche, einmal von ihren Herzen angezogen, sie auch von ihrer ernsten Seite kennen zu lernen, und ihre Gränzen zu erweitern, Lust und Kraft in sich fühlen. Durchaus ist besonders darauf gesehen worden, dem Leser eine nähere Kenntniß der Mathematik nachzusehen, oder vielmehr durch den Vortrag selbst, vorzüglich durch die jedem Capitel angehängten Anmer-

kungen, ihn zu bewegen, sich diese Kenntnisse, deren Nothwendigkeit aus dem Werke selbst am deutlichsten hervorgehen wird, wenigstens nachträglich zu verschaffen, wenn es ihm anders nicht blos um eine augenblickliche Unterhaltung, sondern um einen wahren, dauernden Genuß und um die nähere Bekanntschaft mit denjenigen Wahrheiten zu thun ist, welche die Zierde und der Stolz des menschlichen Geistes sind.

Die zwey Theile zerfallen in vier Bücher. Das erste Buch enthält die vorzüglichsten Lehren der sogenannten sphärischen und theoretischen Astronomie; das zweyte die Entwicklungen aller Erscheinungen des Himmels aus dem Gesetze der allgemeinen Schwere oder die physische Astronomie; das dritte die Topographie des Himmels, oder die vorzüglich interessanten Entdeckungen, mit welchen Herschel, Schröter u. a. unsere Kenntnisse über die Natur der Planeten und Kometen, über den Bau und die innere Organisation des Weltalls, über dessen Ursprung, Dauer u. s. f. bereichert haben; das vierte Buch endlich enthält die praktische Astronomie in zwey Abtheilungen, deren die erste die Beschreibung und den Gebrauch der astronomischen Instrumente, und die zweyte die Methoden vorträgt, die vorzüglichsten Beobachtungen anzustellen und sie gehörig zu berechnen.

Erste vollständige, elegante und wohlfeilste
Taschenausgabe
von
W. Scott's sämmtlichen Romanen
in 85 Bändchen.

Preis für die ersten 16 Bändchen 2 Thlr. 16 Gr.
Zwickau,
im Verlage der Gebrüder Schumann.

Unsere allgemein bekannte und sehr verbreitete Taschenausgabe von Walter Scotts Romanen ist nun, den neuesten (Erzählungen der Kreuzfahrer, 6 Thle.) ausgenommen, ganz vollständig im Druck erschienen, und enthält in 79 Bänden 20 verschiedene Romane. Der Preis dafür (8 Gr. für das rohe, und 9 Gr. für das geheftete Bändchen) ist gewiß so äußerst billig, daß wohl keiner unserer zahlreichen Abnehmer ihn zu hoch gefunden haben wird. Dennoch wurden kürzlich zwey neue Taschenausgaben der sämmtlichen Romane W. Scott's angekündigt, und dem Publikum noch wohlfeiler, als die unsrige ist, angeboten.

Um diesen beyden Ausgaben, welche um so mehr ganz überflüssig sind, da fast alle Romane des ausgezeichneten Verfassers schon 4 bis 6 mal auf deutschem Grund und Boden verpflanzt wurden, zuvorzukommen, sehen wir uns genöthigt, eine im Preis erniedrigte, ganz wohlfeile Ausgabe für weniger Bemittelte zu veranstalten, von welcher das 2 bis 300 Seiten starke, auf das schönste Schweizer Velinpapier gedruckte Bändchen (jedoch roh und ohne Titelkupfer) nicht höher als Vier Groschen zu stehen kommt. Zur Erleichterung des Ankaufs findet dieser herabgesetzte Preis vorläufig blos für die ersten 16 Bändchen Statt, welche kürzlich in einer zweyten verbesserten Auflage erschienen und für

Zwey Thaler 16 Groschen

durch alle Buchhandlungen zu erhalten sind. Die Zahlung geschieht erst nach Empfang der Bücher.

Diese 16 Bändchen, welche nicht getrennt werden, enthalten den Sterndeuter, den schwarzen Zwerg, Ivanhoe, und den Seeräuber.

Eine gleiche Anzahl Bändchen unter denselben billigen Bedingungen wird zur Ostermesse nächsten Jahres ausgegeben, und so fortgefahren, daß man sehr bald auf eine bequeme, und beyspiellos wohlfeile Weise (für 14 Thlr. 4 Gr. erhält man 85 Bändchen!) in den Besitz einer sehr schönen Taschenausgabe der sämmtlichen Werke des unvergleichlichen, in ganz Europa so großes Aufsehen erregenden Mannes seyn wird.

Die erwähnten beyden neuen Ausgaben, wovon bis jetzt noch nichts fertig ist, sind auf circa 100 Bändchen berechnet, wovon monatlich eins erscheinen soll. Die darauf Reflektirenden haben also nicht nur mindestens 8 Jahre zu warten, ehe sie diese Ausgaben vollständig erhalten, sondern sie müssen solche auch noch weit theurer bezahlen.

Ueber den Werth unserer Ausgabe des Walter Scott haben sich fast alle kritische Journale schon so vortheilhaft ausgesprochen, daß eine fernere Anpreisung derselben überflüssig seyn würde.

Bey der Bestellung auf diese wohlfeile Ausgabe bemerke man den Buchhandlungen genau: „Schumann'sche Ausgabe ohne Kupfer," denn der Preis der bessern Ausgabe mit Kupfern und farbigen Umschlägen bleibt wie bisher 8 und 9 Gr. für's Bändchen.

Privatsammler, welche sich direkt an uns selbst wenden, erhalten, bey portofreyer Einsendung des Betrags, auf 5 Exemplare ein siebentes gratis.

Zwickau, den 20. Oktober 1825.

Gebrüder Schumann.

Im Verlage von J. K. G. Wagner in Neustadt a. d. Orla ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Auszüge aus den neuesten Reisebeschreibungen. Drittes Bändchen. 8. Preis 12 Gr.

Inhalts-Verzeichniß. I. Auszüge von größerem Umfange. Rückblicke auf die baskischen Provinzen. Geschichte der Bewohner dieser Provinzen. — Charakter der Basken. — Sprache der Basken. — II. Auszüge von kleinerem Umfange. Untergang des Schiffes St. Geran 1744, Veranlassung zu dem Romane: Paul und Virginie. Schilderungen und Bemerkungen aus den Reisen des Herrn C. von Montulé nach Italien, Sicilien, Aegypten u. s. w., in den Jahren 1816 – 19. a) Ruinen von Pompeji; b) Feyerlichkeiten in Messina, den 15. August, zu Ehren der heiligen Jungfrau; c) der Aetna; d) die Pyramiden bey Cairo; e) der Vogelbrunnen bey Memphis. — Duell unter den Wilden von Nordamerika. — Die Kanone des berühmten Aurengzeb. — Die Choctaws und die Chicasaws. — Der Schah von Persien, seine Armee und seine Residenzstadt Teheran. — Menschenfresser auf Neuseeland. — Versuch mit congrevischen Racketen beym Wallfischfange und Beschreibung dieser Racketen. — Gemeinschaftliche Abstammung der Insulaner des stillen Oceans. — Entdeckung einer neuen Insel im stillen Oceane. —

Neue Musikalien von Breitkopf und Härtel in Leipzig. Michaelismesse 1825.

Für Orchester.

Lindpaintner, P., Ouverture de la Tragédie Paria. Op. 51. 1 Thlr. 16 gr.

Maurer, L., God save the king, varié pour le Violon avec Orchestre. Op. 35. 1 Thlr.

— — Adagio et Rondeau p. Violon avec 2 Vlons, Alto, Flûte, Basse et Cor. Op. 34. 1 Thlr. 8 gr.

Für Bogeninstrumente.

Arnold, C., Quatuor pour 2 Violons, Viola et Violoncelle Op. 19. 1 Thlr. 8 gr.

de Chrzastowski, P., 3 Polon. pour Violon conc. avec Violoncelle, Alto et Basso. Op. 3. 12 gr.

Dotzauer, J. J. F., 3 Duos p. 2 Violoncelles (d'une difficulté progressive). Oeuv. 75. 1 Thlr. 16 gr.

Sörgel, F. W., 2 Quatuors p. 2 Violons, Viola et Violoncelle. Op. 21. Liv. 1. 1 Thlr. 4 gr.

— — Liv. 2. 20 gr.

Speyer, W. Quintetto p. 2 Viol., 2 Alto et Violoncelle. Op. 17.

Für Blasinstrumente.

Bärmann, H. Concarto p. Clarinette avec Orch. Op. 28. 2 Thlr.

— — Exercices amusans pour la Clarinette. Op. 30. 1 Thlr

Dotzauer, J. J. F., Concarto p. la Flûte avec Orch. Op. 76. 2 Thlr.

Fürstenau, A. B., Concerto pour la Flûte avec Orch. Op. 33. 2 Thlr.

— — le même avec acc. de Pianoforte. 20 gr.

— — Var. brillantes sur un Thème de Préciosa, p. la Flûte avec Orchestre. Op. 34. 2 Thlr.

— — le même avec acc. de Pianoforte. 20 gr.

Lindpaintner, P., Romance et Rondeau p. le Cor de Chasse av. acc. de l'Orch. Oeuv. 48. 1 Thlr. 12 gr.

— — Fantaisie, Var. et Rondeau pour 2 Cors de Chasse et Pianoforte. Oeuv. 49. 1 Thlr.

Müller, Fr., Etudes pour la Clarinette. L. 1. 12 gr.

Picchianti, Trio p. Flûte, Clarinette et Basson. 16 gr.

Rossini, J., Variat. p. Clarinette avec Orch. 1 Thlr.

— — les mêmes avec acc. de Pianof. 12 gr.

Tulou, 5e Concerto pour Flûte avec Orchestre. Oeuvr. 37. 2 Thlr. 16 gr.

Für Pianoforte.

Arnold, C., Gr. Sextuor pour Pianof. avec 2 Violons, Alto, Violoncelle et Contre-Basse. Op. 23. 2 Thlr. 8 gr.

— — Gr. Sextuor arr. en Sonate pour Pianoforte à 4 ms. par l'Auteur. 2 Thlr.

de Chrzastowski, Variations p. le Pianoforte. Op. 4. 12 gr.

— — Polonaise pour la Pianoforte. Op. 2. 4 gr.

Duvernoy, F. B., Polonaise brillante p. l. Pianoforte. No. 2. 12 gr.

Hartknoch, C. Ed., Exercice pour Pianoforte en double-touches (Doppelgriffe). Oeuv. 5. 6 gr.

— — Gr. Trio pour Pianoforte, Violon et Violoncelle, Oeuv. 4. 1 Thlr. 16 gr.

Köhler, H., Air favori: „O Pescator dell' onda" var. pour Pianoforte et Flûte. Op. 122. 12 gr.

Lobe, C., 2d. Quatuor pour Pianoforte, Violon, Viola et Violoncelle. Oeuv. 9. 1 Thlr. 12 gr.

Mozart, W. A., Quintuor, arr. en gr. Quatuor pour Pianoforte, Violon, Viola et Violoncelle par J. H. Clasing. 1 Thlr. 8 gr.

— — Gr. Trio p. Pianoforte, Violon et Violoncelle arr. d'après le Quatuor. Op. 35. par J. H. Clasing. 1 Thlr. 8 gr.

Onslow, G. Quintetto. (No. VIII.) Op. 24. arr. p. le Pianof. a 4 mains par Hüttner. 1 Thlr. 16 gr.

— — Quintetto (No. IX.) arr. pour le Pianoforte à 4 mains Op. 25. 1 Thlr. 12 gr.

— — Sonate pour la Pianoforte à 4 ms. arr. d'un Trio pour Pianoforte, Violon et Violoncelle. Op. 26. 2 Thlr.

— — do do. Oeuv. 27. 2 Thlr.

Richter, W., Divertissement pour le Pianoforte et Cor ou Violon. Oeuv. 6. 16 gr.

Schwenke, C., Sonate pour la Pianof. à 4 ms. Op. 10. 1 Thlr. 8 gr.

— — Sonatine pour le Pianof. à 4 ms. Op. 11. 16 gr.

— — Divertissement pour le Pianoforte à 4 ms. Op. 12. Liv. 2. 16 gr.

Siegel, D. S., Variat. p. le Pianof. sur une Cavatine de l'Opéra la Gazza ladra. Op. 38. 12 gr.

Sörgel, F. W., 6 Polonaises pour le Pianoforte à 4 mains. Oeuv. 22. 12 gr.

Aprile, D. G., Exercices pour la Vocalisation à l'usage du Conservatoire de Naples avec Acc. de Pianoforte de l'Auteur. 2 Thlr.

Bach, J. S., Fugue pour l'Orgue arr. p. Pianof. à 4 mains par C. Regel. No. 1. 10 gr.

— — F. W., Fugue pour l'Orgue arr. p. Pianof. à 4 mains par C. Regel. No. 1. 10 gr.

Für Gesang.

Angely, L., Sieben Mädchen in Uniform, Vaudeville in einem Aufzug, nach dem Französischen von Théaulon frey bearbeitet und mit bekannten Melodien versehen von L. Angely. Klavierauszug. 2 Thlr.

Berger, J., 6 Lieder mit Begl. des Pianoforte. 1 Thlr.

Gabrialsky, W., 8 deutsche Lieder für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung Op. 77. 16 gr.

Neithardt, 6 Gesänge für 4 Männerstimmen. 55stes Werk. 16 gr.

Onslow, G., Der Alcade von Vega, Oper, im Klavierauszug, mit französ. und deutschem Texte. 2 Thlr. 12 gr.

Otto, E. J., 3 Lieder für eine Sopranstimme mit Pianofortebegleitung. 1 Thlr.

Righini, V., Das befreyte Jerusalem (Gerusalemme liberata). Klavierauszug. Neue Ausg. 3 Rthlr.

Unter der Presse:

Händel, G. F., Athalia, geistl. Drama im Klavierauszuge von J. H. Clasing. 5 Thlr.

v. Beethoven, 5te und 6te Sinfonie, in Partitur.

Schriften von C. F. van der Velde.

C. F. v. d. Velde, Erzstufen, 8 Thle. Dritte verbesserte Auflage

— — Prinz Friedrich. Dritte verb. Auflage.

— — die Eroberung von Mexiko. 3 Theile, 3te verbesserte Auflage.

— — der Maltheser. Dritte verbesserte Aufl.

— — die Lichtensteiner. Dritte verb. Aufl.

— — die Wiedertäufer. Dritte verb. Aufl.

— — die Patrizier. Dritte verb. Aufl.

— — Guido. Dritte verbesserte Aufl.

Auch unter dem allgemeinen Titel:

Sämmtliche Schriften von C. F. van der Velde. Dritte

verbesserte und wohlfeilere Auflage in 25 Bänden, herausgegeben von C. A. Böttiger und Th. Hell. Erste, zweyte, dritte und vierte Lieferung, jede von vier Bänden, zu 3 Thlr. 12 gr. Vorausbezahlung.

Auf alle 25 Bde. ist die Vorausbezahlung nur 20 Thlr. Der spätere Ladenpreis wird 28 bis 30 Thlr. betragen.

In allen Buchhandlungen zu Tübingen, Ludwigsburg, Ulm, Karlsruhe, Stuttgart wird noch Vorausbezahlung darauf angenommen.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden.

Kupfer zu v. d. Velde Schriften, v. Rosmäsler. Erste Lieferung in 4 Blättern, 8. (Commission) 12 gr.

In Allem erscheinen 24 Blätter in 6 Lieferungen, jede zu 12 gr.

Bey J. J. Bohné in Cassel ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Weber, H. F. F. Abhandlungen über die Elemente der deutschen Currentschrift, für Lehrer rc. mit 4 lithographirten Tabellen. 8. brosch. 6 gr.

Sickler, J. C. L., Politisch historischer Schulatlas der alten Geographie in 16 lith. Blättern. gr. Qu. Folio. Illuminirt. 1. 2. Lfrg. Preis aller vier Lieferungen. 2 Rthlr.

Dessen Handbuch der alten Geographie mit 5 Chärtchen. gr. 8. 3 Rthlr. 12 gr.

Kühne, J. T., Dialogues for the use of young persons who learn to speak English. geh. 8. 16 gr.

Dessen Gallizismen. 8. 16 gr.

Bey Justus Perthes in Gotha und durch alle Buchhandlungen ist noch zum Subscriptions-Preis zu haben:

K. F. Lossius moralische Bilderbibel. Zweyte vom Prof. Schulze umgearbeitete Auflage. Fünf Bde. in gr. 8. mit 74 Kupfern. 1824. Subscript.-Preis: 17 Thlr. 12 gr. (31 fl. 30 kr.) für die bessere Ausgabe auf Schreibpap. — 12 Thlr. 12 gr. (22 fl. 30 kr.), für die wohlfeilere Ausgabe auf Druckpap.

Dieses anerkannt schöne Werk enthält die Geschichte der alten Welt bis zur Stiftung des Christenthums mit vorzüglicher Berücksichtigung der biblischen Geschichte. — An dieselbe schließt sich dann nach ähnlichem Plane bearbeitet an:

Chr. Ferd. Schulze's historischer Bildersaal. Isten bis IVten Bandes. 1ster u. 2ter Theil. gr. 8. mit 59 Kupfern. 1816 — 1822. Ladenpreis 20 Thlr. (36 fl.) für die bessere — 15 Thlr. (27 fl.) für die wohlfeilere Ausgabe.

Diese 4 Bände enthalten: I. die Periode von der Stiftung des Christenthums bis zur Auflösung des weströmischen Reiches; im II. — — bis zum Vergleich von Verdun; im III. — — bis zu den Kreuzzügen; im IV. (in 2 Theilen) — — bis zur Reformation. Der nächstens erscheinende Vte Band geht bis zur französischen Revolution.

In der Buch- und Musikhandlung von Fr. Laue in Berlin sind an Musikalien neu erschienen, und in allen Musik- und auch Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Arnold, C., 6 deutsche Lieder mit Pfte. Oe. 14. Pr. 14 gr.
Berger, Louis, (de Berlin) gr. Son. p. Pfte. Oe. 7. nouv. edit. Pr. 20 gr.
— — Air russe ac. XII Var. Oe. 14. Pr. 20 gr.
— — Sonate a 4ms. Oe. 15. Pr. 1 Rthlr.
— — trois marches mil. en Partition. Oe. 16. Pr. 1 Rthlr. 18 gr.
— — les mêmes arr. à 4ms. par l'auteur. Oe. 16. Pr. 20 gr.
— — Son p. Pfte. über eine gegebene Figur. Oe. 18. Pr. 16 gr.
— — 9 deutsche Lieder mit Pfte. Oe. 17. Pr. 18 gr.
— — 8 deutsche Lieder mit Pfte. Oe. 19. Pr. 22 gr.
Mendelssohn-Barth., F., 3tes Quart. Oe. 3 Pr. 2 Rthlr. 12 gr.
— — Son p. Pfte. ac Violon. Oe. 4. Pr. 22 gr.
Mozart, Ouv. aus Don Juan, arr. p. le Pfte. par L. Berger (de Berlin) Pr. 10 gr.
Reichardt, G., die Pinzgauer Wallfahrt für eine, oder zwey Stimmen mit Begl. d. Pfte. od. Guit. arr. von Demselben. Pr. 4 gr.

[illegible] . Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Ueber Ballenstedt's Urwelt. Ein Werk freymüthiger Peüfung und versuchter Ehrenrettung dee ältesten biblischen Urkunden von einem Preußisch-Sächsischen Landprediger. 8. Preis 12 gr. — 15 Sgr. — 48 kr.

Nothgedrungene Erklärung!

Wenn die unter dem Titel „Warnung" in vielen öffentlichen Blättern erschienene Anzeige, daß das bey Unterzeichnetem unter dem Titel „der Mann im Mond oder der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme von H. Clauren" erschienene Werk nicht von dem K. Preußischen Geheimen Hofrath Carl Heun verfaßt sey, von diesem selbst herrührt, so ist solche wohl eben so unbegreiflich, als die von demselben gegen den Unterzeichneten wegen angeblichen Betrugs bey dem K. Kriminalamt dahier anhängig gemachte Klage. Niemand kann ein Recht haben, ausschließlich einen erdichteten Namen zu gebrauchen; H. Clauren aber ist ein erdichteter Name. Selbst das preußische Land-Recht II. Theil. Tit. 20. §. 1440. a. b. untersagt lediglich den unbefugten Gebrauch eines fremden Familien-Namens oder Wappens. Noch seltsamer als eine solche Klage wäre es freylich, selbst zu erklären, daß man eine beißende Satyre auf sich selbst nicht selbst verfaßt habe. — Jeder denkende Leser aber wird „den Mann im Mond" auf den ersten Blick als Satyre erkennen, weil derselbe nicht nur alle Clauren'sche Ausdrücke, Wendungen, Schilderungen und Situationen in der höchsten Potenz wiedergibt, sondern weil auch am Schlusse des Werks in der Nachschrift H. Clauren selbst eingeführt wird, wie er mit allen Personen seiner Romane in einem Gasthause zusammentrifft und sich mit denselben vergnügt.

Ueber den Erfolg der gegen ihn angestellten Klage hofft der Unterzeichnete dem Publikum bald Nachricht geben, und solches mit einem neuen Werke des geist- und talentvollen Verfassers „des Manns im Mond" erfreuen zu können.

Stuttgart, den 2 November 1825.

Friedrich Franckh.

Nro. 35.

Intelligenz - Blatt.

1 8 2 5

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist so eben erschienen und bis Ende Novembers im Subscriptions-Preise zu 2 fl. 24 kr. zu haben:

Ausführliche Erläuterung des Pfand- und Prioritäts-Gesetzes für das Königreich Würtemberg von K. A. F. Seeger, Rechts-Consulenten. 1r Theil. 8. Der nachherige Ladenpreis ist 3 fl.

Ferner sind erschienen:

Neueste Staats-Akten und Urkunden in monatlichen Heften. Erster Band. Drittes Heft.

Inhalt.

Rußland. — Rede des Finanzministers, Herrn Cancrin, bey der gewöhnlichen jährlichen Vorlegung der Rechnungen in dem Conseil des Kreditwesens. 8. Aug. 1825. — Frankreich. — Gesetz über die öffentliche Schuld, und deren Tilgung. (Renten-Reduktion) 1. May 1825. — Frankreich. — Verordnung zur Vollziehung des vorstehenden Gesetzes über die Staatsschuld und Renten-Reduktion. 1. May 1825. — Frankreich. — Gesetz über die Heiligthums-Entweihung. (20. April 1825.) Frankreich. — Gesetz, die Sicherheit der Schiffahrt und des Seehandels betreffend. (12. April 1825.) — Großbritannien und Vereinigte Staaten von Nordamerika. — Jüngste diplomatische Verhandlungen zwischen diesen beyden Seemächten in Betreff des Sklavenhandels. — Spanien. Aktenstücke, den von dem General Bessieres erregten Aufstand betreffend. — Brasilien. — Aktenstücke, den Versuch zu Wiederherstellung der unbeschränkten Gewalt in Brasilien betreffend. May 1825. Peru. — Aktenstücke, die Kapitulation der spanischen Armee in Peru betreffend. Dezember 1824. — Merito. — Konvention zwischen den Kommandanten des Linienschiffs Asia. Lieutenant Don Jose Martinez, dessen Truppen und Schiffsmannschaft, und dem Gouverneur Don Luis Antonio Arguello, Rittmeister und Militär-Kommandanten des zu den Vereinigten Staaten von Meriko gehörigen Gebiets von Neu-Californien. — Griechisch-türkischer Krieg. — Deutschland. — Baiern. Aktenstücke, die Eröffnung und den Schluß der Stände-Versammlung des Königreichs im Jahre 1825 betreffend. — Deutschland. — Oldenburg. Uebereinkunft zwischen Sr. Durchl. dem Herzoge von Oldenburg und dem Herrn Grafen von Bentinck, die staatsrechtlichen Verhältnisse der Herrschaft Kniphausen betreffend; geschlossen zu Berlin den 8. Juni und ratifizirt zu Wiesbaden den 20. Juni 1825. — Deutschland. — Handels-Verhältnisse. — Deutschland. — Baden. Bekanntmachung, die bedingte Abzugsfreyheit mit Rußland betreffend. 20. May 1825. — Deutschland. — Baden. Erläuterung in Betreff der Abzugsfreyheit mit den kaiserlich österreichischen Staaten. 7. Jul. 1825.

Neue allgemeine politische Annalen. Siebzehnter Band. Drittes Heft.

Inhalt.

I. Verhandlungen der französischen Kammern in der Session von 1825 über die Entschädigung der Ausgewanderten. (Beschluß des Berichts des Herrn Pardessus.)
II. Ueber den gegenwärtigen Zustand des Sklavenhandels und die Maßregeln der europäischen Mächte ihn zu unterdrücken. (Fortsetzung.)
III. Geschichtliche Notizen über den Staatskredit in Frankreich. (Fortsetzung.)
IV. Literatur.

Polytechnisches Journal, eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft 2c., herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten in Augsburg. Sechster Jahrgang, 1825. 10tes Heft.

National-Kalender für die deutschen Bundesstaaten auf das Jahr 1826. Für Katholiken, Protestanten, Griechen, Russen, (nach dem Stuttgarter Meridian) zum Unterricht und Vergnügen für Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute faßlich eingerichtet von Christian Carl André, königl. würtembergischen Hofrathe und Herausgeber der Zeitschriften: Hesperus, encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser und der Oekonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen. Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Hauswirthschaft, des Forst- und Jagdwesens. Vierter Jahrgang. (Mit 7 Abbildungen.)

Inhalt.

Der eigentliche Kalender für die Länder, wo er zulässig ist. Das Gedenkbuch. Mannichfaltigkeiten. — Merkwürdigkeiten am Himmel. (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) Betrachtungen über das Weltgebäude. — Feste und Feyertage der Christen. (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) Die Fasten und Feste der Russen, besonders in Kasan. — Kalender-Bestimmungen. (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) 1. Was sind Epakten? 2. Jahres-Vergleichung. — Der arme Stephan. (Aus dem Leben des Schulmeisters Anton.) — Rufi und Clara. — Feyer der protestantischen Gemeinde zu Brünn in Mähren, bey der Trennung von ihrem verdienten Senior und Prediger Hochstetter, der dem Rufe als Professor am Schul-Seminarium zu Eßlingen in Würtemberg, seinem Vaterlande, folgte. — Baurede eines Zimmermanns. — Wohlfeile, feuersichere Häuser, die sich jeder selbst bauen kann. (Mit einer Abbildung.) — Merkwürdigkeiten aus dem Leben des Johannes von Jenzenstein.

— Pankraz und Servaz. — Legende. — Der weibliche Husar. — Vertrauen auf Gott. — Morgenlied eines Taglöhners. — Der Staat. — Drangsale und Gefahren einiger schiffbrüchigen Holländer. — Gesundheit und Krankheit. — Rath für Weiber. — Wie bewirkt man der Kuhpocken-Impfung allgemeinen Eingang? (Fortsetzung vom Kalender 1825.) — Der ein und zwanzigste Mai, oder die unglückliche Familie des Oberförsters Ehrhardt. Eine wahre Geschichte. — Der Wachtelschlag. (Mit Musik.) — Gute und böse, vernünftige und unvernünftige Menschen, Feinde und Wohlthäter des Menschengeschlechts. — (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) A. Die Edleren, Besseren und Vernünftigeren. 1. Das muthige, zwölfjährige Mädchen. 2. Die Lebensretterin in Tyrol. 3. Der Verzicht auf den Hochzeitsschmaus. 4. Der wackere Kriegsmann, Hauptmann von Berger in Würtemberg. 5. Noch ein wackerer Kriegsmann. 6. Das Jubelfest der Erziehung. B. Die Schlechtern, weniger Vernünftigern. 1. Der Mörder Datpheus, hingerichtet in Stuttgart im Februar 1825. 2. Der Doppelmörder. 3. Zwey junge Ungeheuer, in Frankreich gerichtet. 4) Freywilliger Tod aus Ehrgefühl. 5. Selbstmord aus Melancholie. 6. Gaunerstreich eines Spitzbuben. 7. Der niederträchtige Freund. 8. Der Mörder und Mordbrenner. 9. Die unnatürliche Mutter. 10. Eine empörende Grabverletzung. — Zwey Unglückliche. — Einige Vortheile in der Haushaltung. Verhütung und Vertilgung des gefährlichen Hausschwamms. — Der Tisch. (Nach einer wahren Begebenheit bey der großen Ueberschwemmung in Petersburg.) — Ein Handgriff für Rechner. — Belehrung über den Gebrauch der Brillen. (Fortsetzung des Kalenders von 1824.) — Die Martinsgans. — Georg Treumann und seine Familie. (Fortsetzung des Kalenders von 1824.) — Die Wochenstube. (Fortsetzung des Kalenders von 1824.) Gedenket der Armen. — Ludwig Roberts Wanderungen. (Fortsetzung von 1824.) Ein Finke entdeckt eine Mordthat. — Der Altenburger Bauer. — Cantor Herzmann. (Fortsetzung vom Kalender 1824. Nr. IV.) 3. Das Seminarium. — Voglers Konzert. — Das wohlfeilste und einfachste Brandmittel. — Vaterliebe. — Einige Vortheile in der Landwirthschaft (Fortsetzung.) 1. Kurze Anleitung zur Erkenntniß und Heilung des aufgeblähten Viehes. Von Schwab. Mit Abbildungen.) 2. Bereitung der thierischen Excremente zu und als Dünger. — Der glückliche Fährer. — Ein fürchterliches Hagelwetter in der Schweiz, am 30. Jul. 1824. — Verwüstungen einer Wind- und Wasserhose bey Bonn am 4. Aug. 1824. — Gespenster-Geschichten. (Fortsetzung.) Der spukende Bär in Friedrichshall. — Sicheres Mittel bald einen Mann zu bekommen. (Schluß vom vorigen Jahre.) — Türken-Grausamkeit gegen Christen noch in unsern Tagen. — Die Auswanderung nach Nordamerika. (Mit mehreren Abbildungen.) — Neuestes aus Brasilien. — Es klingt wie eine Lüge und ist doch keine. — Die berühmte Linth-Unternehmung in der Schweiz. (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) — Die bestrafte Hartherzigkeit. — Ein unterhaltendes Rechenspiel für junge Rechenschüler. — Gedanken etlicher Landleute. (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) — Moritz. — Eines jungen Mannes wichtige Fragen. — Gewitter-Gefahren. (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) 1. Der Blitzstrahl. 2. Merkwürdige, elektrische Erscheinung. 3–6. Vier Unglücksfälle durch Blitz. — Ueber Blitz und Blitzableiter. (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) Mit Abbildung.) — Feuersgefahren. (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) 1. Der Rauch erstickt drey Kinder. 2. Ein ganz ähnlicher Vorfall. 3. Durch entzündeten Flachs kommen zwey Menschen ums Leben. 4. Drey Geschwister ein Opfer der Flamme. 5. Leichtsinn eines Knaben. 6. Beschreibung des großen Brandes zu Hof. 7. Beyspiele von Selbst-Verbrennungen. — Maschinen, wodurch Menschen aus in Brand gerathenen Häusern gerettet werden können. — Der Muster-Landwirth Altrogge in Hessen. — Die furchtlosen Bursche. — Aberglaube und Vorurtheile. — Die Hexen in Grünberg in Schlesien. — Tordenskiold. — Außerordentliche Rettungsmethode. — Gesellschaftsspiel. — Wunderbare Rettung. — Unglücksfälle. (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) A. Durch Wasser, Eis und Schnee. B. Durch nicht gehörige Vorsicht bey schweren Arbeiten und Fuhrwerk. C. Durch Wahnsinn. D. Durch Thiere. E. Durch Gewehr. F. Durch verwegenes Klettern. G. Durch Gift. H. Durch böse Luft. — Belehrung des Hrn. v. Heintl in Wien über die Abwendung der Gefahr, welcher bey der weinichten Mostgährung die Menschen durch die kohlensaure Luft ausgesezt werden. — Vergleichung der in Deutschland, Frankreich und England gewöhnlichen Thermometer-Skalen und Anzeige der wichtigsten Temperatur-Grade. (Nebst einer lithographirten Tafel.) — Empfehlungswerthe Schriften. — Schlußwort.

---

und sich stets als ein brauchbares Hülfsbuch dem Diplomaten sowohl, wie dem Geschäfts-Mann jeder Art bewähre.

Die erste Hälfte des Almanachs enthält die Genealogie aller Souveräne von Europa und der ihnen zunächst stehenden vornehmsten fürstlichen und gräflichen Häuser.

Die andere Hälfte enthält: I. das diplomatische Jahrbuch, dessen erste Abtheilung ein vollständiges Verzeichniß der Europäischen Ministerien und obersten Verwaltungsbehörden, so wie der diplomatischen Agenten gibt; die zweyte ein für diesen Jahrgang zum Erstenmale sorgfältig zusammengetragenes Verzeichniß der Konsuln und Handels-Agenten; — II. eine genealogisch-diplomatische Uebersicht der außereuropäischen Staaten; — III. Chronologische und synchronistische Tafeln über die Geschichte von Erschaffung der Welt bis zum Jahr 1824; — IV. an letztere anschließend: die ausführlichere Chronik der historischen Begebenheiten vom 1. Jul. 1824 bis 30. Jun. 1825; — V. neun statistische Tabellen über Flächengehalt, Volksmenge u. s. w. aller Theile der Erde nach den neuesten bekannt gewordenen Angaben.

Die Kupfer stellen die Bildnisse der Herzoge von Hildburghausen und Meiningen dar, und liefern auf vier Doppelblättern die sauber colorirten Abbildungen von 32 Flaggen europäischer Seemächte.

Als Ergänzungstheil dieses Almanachs ist zugleich mit demselben herausgegeben worden:

Genealogisches Taschenbuch
der deutschen gräflichen Häuser auf 1826.
Zweyter Jahrgang. Preis 12 gr.

Dasselbe enthält die Genealogie von 143 gräflichen Familien.

An alle Buchhandlungen des In- und Auslandes wurde so eben folgendes gemeinnützliche Werk versandt:

Die besorgte Hausfrau
in
der Küche, Vorrathskammer und dem Küchengarten.
Ein Handbuch
für
angehende Hausfrauen und Wirthschafterinnen,
vorzüglich in mittleren und kleineren Städten und auf dem Lande.
Von
Caroline Eleonore Grebitz.
Zweyte verbesserte und stark vermehrte Auflage.
8. Zwey Theile. Zusammen 75 Bogen stark.
Preis 2 Thlr. complet.
Berlin. Verlag der Buchhandlung von C. Fr. Amelang.

Das Urtheil einer erfahrnen Hausfrau, welches Recensent bey der Anzeige der ersten Auflage dieses Buches dem dabey interessirten Publikum mittheilte, hat sich vollkommen bestätigt; indem seit dem ersten Erscheinen desselben kaum ein Jahr verflossen und bereits eine neue Auflage nöthig geworden ist. Nach diesem unpartheyischen Urtheile „gebührte dem angezeigten Werke unter den „bisher erschienenen und noch immer erscheinenden Wirth- „schafts- und Kochbüchern, seiner besondern Eigenthüm- „lichkeit wegen, ein ausgezeichneter Platz,“ und „sie war der Meinung: „daß Eltern ihren erwachsenen „Töchtern, und verlobte Männer ihren Bräuten, kein „nützlicheres und zweckmäßigeres Geschenk machen könnten, als „dieses Buch, das ihnen ihr ganzes Leben hindurch mehr frommen würde, als alle noch so elegante Taschenbücher und Almanache, sie mögen Namen haben, wie sie wollen.“

Da das Buch bereits in so vielen Händen ist; so ist es unnöthig, die bey der ersten Anzeige zur Rechtfertigung des obigen Urtheils gemachten Bemerkungen hier zu wiederholen. Wir wollen uns daher nur auf die Anzeige der wichtigen Verbesserungen und sehr willkommenen Zusätze, welche diese zweyte Auflage erhalten hat, beschränken.

Zum ersten Theile sind mehrere Vorerinnerungen neu hinzugekommen und die schon vorhandenen größtentheils erweitert worden. So sind z. B. gleich zu Anfange, nach den Angaben, nach welchen beym Einkauf und bey der Auswahl die Güte der verschiedenen Gemüse, Fleischarten, Fische und Gewürze zu beurtheilen ist, Bemerkungen über die Küchengefäße und einige Anfangsgründe der Kochkunst eingeschaltet, und dieß Alles unter der Ueberschrift: Allgemeine Vorerinnerungen, zum ersten Abschnitt gemacht worden. Die Zahl der Recepte ist durch 78 neu hinzugekommene auf 1200 vermehrt worden.

Einen noch bedeutendern Zuwachs hat der zweyte Theil erhalten, und zwar durch Hinzufügung mehrerer der Haus- und Landwirthschaft nützlicher Artikel, so wie durch Verbesserung und Erweiterung der schon Vorhandenen, wodurch er dem ersten Theile an Umfang gleichförmiger geworden ist. Es sind zu den 15 Abschnitten der ersten Auflage drey neue hinzugekommen und die Zahl der Nummern ist von 343 durch 127 neu hinzugefügte auf 470 vermehrt worden. Der Erste jener drey Abschnitte (der Fünfte im Buche) enthält eine Anweisung zu einer neuen Schnellräucherungsmethode; der Zweyte (der Neunte) handelt von der Behandlung und Aufbewahrung trockener Gemüse; und der Dritte (im Buche der Zehnte) beschreibt die Kennzeichen der Zeitigung und Reife des Obstes, wie auch das Abnehmen und Aufbewahren desselben. — Auch der Küchengarten, als ein gewissermaßen besonderer Wirkungskreis der Hausfrau, ist reichlicher ausgestattet und daher auf dem Titel dieser neuen Auflage besonders herausgehoben worden.

Nicht unbemerkt kann Rec. lassen, daß trotz einer Vermehrung der Bogenzahl von 58 bis zu 75 Bogen bey einem saubern und deutlichen Druck der Preis des Werkes nur um 5 Sgr. erhöhet worden ist, so daß gegenwärtige Auflage nicht mehr als 2 Thaler kostet.

„Walter Scott“ — sagt Lord Byron — „ist mit Recht der Liebling des lesenden Publikums aller Sprachen und Völker.“ — Alle Freunde der Lektüre werden demnach unsere Subscriptionseinladung auf die bey uns in einer neuen geistvollen Uebertragung von Meyer (dem genialen Bearbeiter Shakspeare's) erscheinenden höchst eleganten und dabey doch beyspiellos wohlfeilen deutschen Taschenausgabe der sämmtlichen Romane und Poesien Walter Scott's — freundlich willkommen heißen, deren erstes Bändchen (broschirt und mit einem schönen getroffenen Portrait Walter Scott's, nach West gestochen) an baldige Besteller für zwey Groschen sächsisch

oder neun Kreuzer rhein. erlassen wird. Nach dem Schlusse des Subscriptionstermins steigt der Ladenpreis (für Nichtsubscribenten) auf 8 Gr. oder 36 Kr. rhein. Jeden Monat erscheint ein Bändchen. — Man bestellt bey allen Buchhandlungen, wo eine ausführliche Ankündigung darüber, so wie über eine gleich wohlfeile englische Ausgabe Walter Scotts unentgeldlich zu haben ist.

Die Hennings'sche Buchhandlung in Gotha.

NB. Papier; Velin. — Zu jedem Bändchen ein schönes Kupfer. — Keine Vorausbezahlung. — Bey sieben Exemplaren eins gratis. —

Man bestelle: Meyers deutschen (oder englischen) Walter Scott.

Literarische Nachrichten.

Bey Buchhändler D. Knode in Aschaffenburg ist erschienen:

Forstliche Statistik des Spessarts,

von Dr. J. L. Klanprecht.

gr. 8. Preis 2 Thlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Inhalt.

1. Abtheilung.

Natürliche Beschaffenheit.

Lage und Gränzen. — Habituelle Form der Erdfläche. — Gewässer. — Gebirgeart und Boden. — Klima. — Vegetation.

2. Abtheilung.

Menschliche Beschaffenheit.

Volk und Volksthum. — Landesverfassung. — Besitzstand der Waldungen. — Gewerbe und Nahrungszweige. Berechtigungen.

3. Abtheilung.

Forstwesen.

a. Forstverfassung.

1) Tendenz und Verhältniß der Forstverfassung zu der des Landes.
2) Verhältniß der Waldeigenthümer zum Staate.
3) Forstverfassung.

b. Haushalt.

Einrichtung und Ordnung. — Effektiver Haushalt. — Controlle des Haushalts.

Sylvaneion.

Ein Conversationsblatt für unbefangen gebildete Forstmänner. Herausgegeben von J. L. Klanprecht, 1. Jahrgang in 12 Heften.

1. Heft.

Diese früher angekündigte Zeitschrift wurde durch verschiedene Umstände verzögert und erscheint nun ganz dem wissenschaftlichen Inhalte nach in derselben Tendenz der früheren Ankündigung in jährlichen 12 Heften von circa 70 bis 75 Druckbogen mit Titel und Register.

Der Preis des Jahrgangs ist 6 Thlr. sächs. oder 10 fl. 48 kr. rheinisch, wovon die Hälfte mit 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr. bey Empfang des 1. Heftes, die andere Hälfte bey Empfang des 6. Heftes bezahlt wird.

Inhalt des 1. Heftes.

1) Zweck und Tendenz der Zeitschrift.
2) Beyträge zur Kenntniß des Holzwuchses im freyen, lichten und geschlossenen Stande.
3) Beyträge zur Statistik des Harzes.
4) Ueber nachhaltige Benutzung der Schleswig-Holsteinischen Befriedigungs-Wälle.
5) Zürbelkiefern auf Weymouthkiefern gepfropft.
6) Hausmann über geologische Begründung der Land- und Forstwirthschaft.
7) Anzeigeblatt. Nr. 1. Literatur- und Merkantilnotizen.
8) Literaturblatt. Das 2te Heft, welches längstens in 6 Wochen ausgegeben wird, enthält:

1) Beyträge zur Kenntniß des Holzwuchses im freyen, lichten und geschlossenen Stande. Fortsetzung und Beschluß.
2) Forstpolizeygesetzgebung in Baiern und deßhalb erschienene Schriften.
3) Ueber die Verhältnisse des Krondurchmessers zum Brustdurchmesser der deutschen Holzpflanzen.
4) Holzconsumption großer Städte.
5) Belaubung der Holzpflanzen. — Erfahrung über den Ausbruch und Abfall der Blüthen und Blätter, so wie der Saamenreife bey verschiedenen Temperaturständen.
6) Specielle Betriebsregulirung in Baiern.
7) Anzeigeblatt.
8) Literatur.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1826.

Herausgegeben von Dr. Adrian. 17r Jahrgang mit 2 Vignetten und 8 Kupfern. In ordinärem Einband 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr. In Pariser Einband 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr. In Maroquin-Etuis mit ausgemalten Decken 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

J. D. Sauerländer.

Bildnisse

der berühmtesten Menschen aller Völker und Zeiten.

21. und 22. Suite. (No. 241 bis 264.)

Gestochen von:

Bolt, Bollinger, Buchhorn, Fleischmann, Eßlinger, Wachsmann rc.

Inhalt der 21. Suite: Ammon, Armfeld, Baggesen, Blanchard, Chodowiecki, Collin, Cook, Corneille, Crebillon, Mirabeau, Talleyrand, Zinzendorf.

Inhalt der 22. Suite: Abraham a St. Clara, Blumenbach, Bode, Boerhave, Eugen Beauharnois, Göckingk, Goldsmith, Herzberg, Klinger, Agnes Sorel, Virgilius, Max. v. Weber.

Diese beyden Lieferungen, deren jede 1 Thlr. 8 gr. im Subscriptions-Preis kostet, sind eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Der Preis der früher erschienenen 20 Suiten (240 Portraits), worüber vollständige Verzeichnisse gratis zu haben sind, beträgt 20 Thaler. Einzelne Suiten kosten 1 Thlr. 8 gr.; einzelne Portraits 6 gr.

Zwickau, im September 1825.

Gebrüder Schumann.

Nro. 36.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Anzeige.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist so eben erschienen und bereits versandt worden:

Gruppen des Lebens. Mit Arabesken von C. Lamoral, erklärt von J. E. Wargentin. Mit 6 Abbildungen, poetischem Text und gestochenem Titel. 4. Velinpapier. In farbigem Einband.

Dieses kleine Werk dürfen wir als Weihnachts= und Neujahrsgeschenk und überhaupt für die Bestimmung freundschaftlicher Gaben empfehlen. Jede Abbildung enthält den Umriß einer anmuthigen Familiengruppe aus den Sixtinischen Deckengemälden Michel = Angelo's; die umgebenden Arabesken deuten Beziehungen auf die edelsten Verhältnisse des menschlichen Lebens an, und in den beygegebenen Versen erklärt der Dichter jedes Bild mit eben so reinem als poetischem Gefühl. Die Ueberschriften sind folgende: 1. Ruhe und Ahnung. 2. Traumgaben. 3. Der Seligen Eiland. 4. Muttersorge. 5. Mutterverklärung. 6. Spiegel des Lebensstromes. — Auch durch die Eleganz des Drucks und des Aeußern wird sich das Werkchen für die oben erwähnte Bestimmung eignen. Es ist eine Anzahl Exemplare mit Abbildungen und Text in Bronze=Druck abgezogen worden, welcher durch seinen angenehmen Glanz vorzüglich gut ins Auge fällt. Preis der eben genannten mit Goldschnitt 3 fl. 36 kr., mit weißem Schnitt 3 fl. — Abbildungen und Text schwarz 2 fl.

Stuttgart, den 8. November 1825.

Anzeige von Kunstsachen, im Verlage von J. Engelmann in Heidelberg (und durch alle solide Buch= und Kunsthandlungen zu beziehen), welche sich auch ganz vorzüglich zu Weihnachts= und Neujahrs=Geschenken eignen:

Malerische Reise am Rhein, von den Vogesen bis zum Siebengebürge. Von A. Schreiber, Großherzogl. Bad. Hofrathe und Historiographen. Mit 40 von Professor Roux nach der Natur aufgenommenen und radirten Blättern. Folio. Gebunden, in Futteral. Preis 20 fl. oder 12 Thlr. 12 gr. Schön colorirt 55 fl. oder 34 Thlr. 12 gr.

Vollständiges Gemälde der Rheinlande von Schaffhausen bis Holland und den schönsten anliegenden Gegenden. Prachtausgabe des Handbuchs für Reisende am Rhein, von A. Schreiber, 3. Aufl. Mit 40 Kupfern, gezeichnet und gestochen von Prof. Roux. Auf geglättet Velinpapier. gr. 4. Preise: auf 1. Sorte Velinpapier 38 fl. oder 24 Thlr. Dito 2. Sorte 33 fl. od. 20 Thlr. 16 gr. Dito 3. Sorte 24 fl. od. 15 Thlr.

Malerische Reise an der Mosel von Coblenz bis Trier. Nebst der Mosella des Ausonius, übersezt von Carl Geib. In 12 Blättern, gezeichnet von Fries, Kunz, Rottmann, Xeller, und gestochen von Hegy, Kunz und Schnell. Quer=Folio. Mit Text. Preis: Vor der Schrift 24 fl. oder 15 Thlr. Mit der Schrift 12 fl. oder 7 Thlr. 12 gr. Mit ausgemalten Kupfern, Pracht=Exemplar 33 fl. oder 20 Thlr. 16 gr.

Auswahl von zwölf der schönsten Ansichten des Rheins. Gezeichnet von Fries, Kunz, Rottmann und Xeller, und gestochen von Kunz, Schnell und Seyffer. Mit einem kurzen Texte. Preis 12 fl. oder 7 Thlr. 12 gr. Colorirt 33 fl. oder 20 Thlr. 16 gr.

Das Hardtgebürge und die Gegend von Worms und Nierstein. In 9 Ansichten nach der Natur gezeichnet und radirt von Professor Roux. Mit einem kurzen Texte. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 20 gr. Colorirt 13 fl. 30 kr. oder 8 Thlr. 12 gr.

Der Rheingau bis Bingen. In sechs malerischen Ansichten, gezeichnet und radirt von Prof. Roux. Mit einem kurzen Texte. Preis 3 fl. oder 1 Thlr. 21 gr. Colorirt 9 fl. oder 5 Thlr. 12 gr.

Bingen, Creuznach, das Nahthal und der Donnersberg. In 6 Ansichten nach der Natur gezeichnet und radirt von Prof. Roux. Mit einem kurzen Texte. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 4 gr. Colorirt 9 fl. 30 kr. oder 5 Thlr. 20 gr.

Der Rhein von Bingen bis Coblenz. In 12 Ansichten nach der Natur gezeichnet und radirt von Prof. Roux. Mit einem kurzen Texte. Preis 6 fl. oder 3 Thlr. 18 gr. Colorirt 18 fl. oder 11 Thlr.

Die Bäder des Taunus. Dargestellt in 6 malerischen Ansichten. Gezeichnet von Fries, Kunz und Rottmann, und gestochen von Schnell und Geißler. Mit einem kurzen Text und einer poetischen Zugabe. Preis 6 fl. oder 3 Thlr. 18 gr. Color. 16 fl. 30 kr. oder 10 Thlr. 8 gr.

Der Rhein von Coblenz bis Bonn. In 9 Ansichten nach der Natur gezeichnet und radirt von Prof. Roux. Mit einem kurzen Texte. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 20 gr. Colorirt 13 fl. 30 kr. oder 8 Thlr. 12 gr.

Malerische Reise nach Heidelberg. Zehn Blätter. Gezeichnet nach der Natur von Joh. Jacob Meyer (von Zürich), gestochen von Hegy, J. J. Meyer, C. Meichelt und C. Rordorf, und sorgfältig ausgemalt nach Angabe und unter Aufsicht des Zeichners. Nebst dem Verzeichniß und einer kurzen Erklärung der 10 Ansichten, und dem nöthigen Text. — Groß Folio. In Portefeuille. Ladenpreis: 66 fl. oder 41 Thlr. 6 gr. Pränumerationspreis gegen baare Zahlung bey dem Verleger selbst 55 fl. oder 34 Thlr. 12 gr. Das Blatt einzeln 6 fl. oder 3 Thlr. 18 gr.

Sechs malerische Ansichten von Heidelberg und seinem Schlosse. Nach der Natur gezeichnet und radirt von Professor Roux. Mit beschreibendem Texte von Herrn Hofr. A. Schreiber. Preis 3 fl. oder 1 Thlr. 21 gr. Illuminirt 6 fl. oder 3 Thlr. 18 gr. Fein ausgemalt 9 fl. oder 5 Thlr. 16 gr. Preis der einzelnen Blätter: schwarz 30 kr. oder 8 gr. Illuminirt 1 fl. oder 16 gr. Fein ausgemalt 2 fl. oder 1 Thlr. 6 gr.

Zehn kleine Ansichten von Heidelberg, von seinem Schlosse und seinen Umgebungen. Gez. von J. J. Meyer und gestochen von Grape. 1 fl. oder 16 gr.

Neun malerische Ansichten von Baden bey Rastatt und dem Murgthale. Gezeichnet von Kunz und Prima=

vesi und geäzt von Primavesi. Schwarz 4 fl. oder 2 Thlr. 12 gr. Colorirt 8 fl. oder 5 Thlr.

Porträts.

Raphaels Bildniß, gestochen von Carl Barth in Rom. 3 fl. — 2 Thlr.

Porträt von K. C. Ritter v. Leonhard, Geheimenrathe und Professor der Mineralogie in Heidelberg. In Folio zum Einrahmen, Abdrücke des 1. Hunderts 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr. In 8. als Titelkupfer für die Lehrbücher des Herrn Verfassers. 36 kr. oder 9 gr.

Die Madonna mit dem Kinde, gemalt von Jul. Romano, gez. von Xeller, gest. von M. Eßlinger. Abdrücke mit feiner Schrift des ersten Hunderts. 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

Maria mit dem Kinde, gemalt von Luigi, gezeichnet von Xeller, gestochen von Eßlinger. Abdrücke mit feiner Schrift des ersten Hunderts 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

Die verewigte Königin Louise von Preußen. 48 kr. oder 12 gr.

Die verewigte Königin Katharina von Würtemberg. Vor der Schrift 1 fl. 24 kr. oder 22 gr. Mit der Schrift 48 kr. oder 12 gr.

Die Frau Erbgroßherzogin von Weimar. 48 kr. oder 12 gr.

Die Frau Erbgroßherzogin von Darmstadt. 48 kr. od. 12 gr.

Die Frau Erzherzogin Carl. 48 kr. od. 12 gr.

Pränumerations-Anzeige.

F. K. Kraft's neues deutsch-lateinisches Hand-Wörterbuch.

Zweckmäßig nach seinem größern Werke bearbeitet.

Nach Vollendung des größern Werks fühlte der Hr. Verf. die Nothwendigkeit eines kleinern wohlfeilern Hand-Wörterbuchs; für höchst wünschenswerth erklärten dieß die Aufforderungen mehrerer einsichtsvoller Gymnasial-Direktoren und Lehrer. Bey guten Grundlagen und Vorarbeiten, früherem Anfang des Herrn Mitarbeiters, und bey des Herrn Verf. schon erprobter Fähigkeit zu solchen Arbeiten, kann dieß Werk zwar in gewünschter Schnelle, jedoch ohne Uebereilung sehr brauchbar geliefert werden.

Im May ist bereits die erste Abtheilung, 28 Bogen stark, A — E und damit ein Drittheil des Ganzen enthaltend, erschienen.

Ueber die Proben urtheilten Direktoren und Lehrer-Collegia so günstig, daß sie das Werk vorläufig in Parthieen zu 40 und 75 Exemplaren bestellten; ja an einem Tage über 150 bestellt wurden. Das nun Erschienene hat diese gute Meinung bestätiget. Lange mit Sorgfalt vorbereitet, vielseitig erwogen, mit Benutzung des guten Raths competenter Richter, wird dieß Werk gewiß den Erwartungen und Wünschen entsprechen, welche man hegt und hegen kann von einem Philologen und erfahrnen Schulmanne, dessen Beruf zur Lexikographie so allgemein und rühmlich anerkannt ist, und dem überdieß ein aus trefflicher Schule hervorgegangener im Mittelpunkt der Gelehrsamkeit lebender und an zwey berühmten Anstalten lehrender, eben so geschickter als eifriger Philolog (Hr. M. Forbiger) bey dieser Arbeit zur Seite steht. Es wird die Bedürfnisse der mittleren und untern Classen, oder der nicht bemittelten Gymnasiasten befriedigen, welche in ihrer spätern Laufbahn die umfassende Kenntniß der lateinischen Sprache nicht so unumgänglich nöthig zu haben glauben; oder es wird auch für den Gebrauch des größern ausführlichen Werkes — welches keineswegs dadurch überflüssig wird — zweckmäßig vorbereiten.

Die Zahl der deutschen Artikel ist zweckmäßig gestellt, und manche in das Gebiet der Gymnasialbildung nicht eigentlich gehörende Ausdrücke sind ausgeschlossen worden. Ausführliche Erklärungen der deutschen Artikel sind meist nur zur Unterscheidung der einzelnen Begriffe deutscher Wörter gegeben. Die lateinische Phraseologie ist mit Auswahl des Zweckmäßigen gegeben und auch die abgekürzte Autorität beygefügt. Auf Synonymik der lateinischen Ausdrücke ist möglichste Rücksicht genommen und eine sorgfältige Wahl bey Aufnahme der Latinität beobachtet.

Der Umfang des Werkes beträgt über die Hälfte des größern, circa 85 Bogen größtes Lexikonsformat. Dafür gilt noch, jedoch nur bis zur Beendigung (die sicher im Oktober 1825 erfolgt): der billige Pränumerationspreis

von 1 Thlr. 20 gr. sächs. (3 fl. 18 kr. rh.),
auf Schreibpapier 2 Thlr. 12 gr. (4 fl. 30 kr. rh.)

bey Bestellung sogleich zahlbar; wobey zu bestimmen ist, ob die erste Abth. apart oder das Ganze erst zusammen soll gesandt werden.

Um die Einführung in Gymnasien und lateinischen Schulen noch mehr zu erleichtern, gewähre ich, wenn man sich direkt an mich wendet, auf 5 Exemplare das 6te frey, bey stärkerer Anzahl wird, wegen leichterer Berechnung, jedes Exempl. gleich nur zu 1⅔ Thlr. gerechnet (bei 13 bis 19 gebe ich auch eines der Exempl. auf Schreibpapier), bey 20 und mehr Exemplaren sogar jedes nur zu 1 Thlr. 9 gr., gebe auch bey 25 und mehr den Direktoren oder Sammlern noch eines auf Schreib-Papier extra gratis. Bey andern Buchhandlungen kann man zwar nicht so hohe, indeß bey Parthieen doch einige Vortheile erhalten.

Der Ladenpreis tritt sogleich mit Beendigung des ganzen Werkes ein und wird wahrscheinlich über die Hälfte höher. Die geehrten Subscribenten und Pränumeranten werden dem Werke vorgedruckt.

Ernst Klein,
Buch- und Kunsthändler in Leipzig.

In der Renger'schen Verlags-Buchhandlung zu Halle ist erschienen, und durch alle gute Buchhandlungen zu erhalten:

Jahrbuch der häuslichen Andacht und Erhebung des Herzens,

von E. v. d. Recke, Adler, Bretschneider, Fulda, Gebauer, Gittermann, Haug, Hesekiel, Hoffmann, Hundeiker, Justi, F. Kuhn, Marks, Neander, Rienäcker, Schuderoff, Starke, Strack, Veillodter, Weiß, Witschel, und dem Herausgeber, J. S. Vater,

für das Jahr 1826.

Mit Kupfer (von Heinrich Schmidt) und Musikbeylage. kl. 8. Preis 1 Thlr. 12 gGr. oder 2 fl. 42 kr. rhein. Elegant gebunden und mit vergoldetem Schnitt, 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr. rhein.

Mit Dank erkennt der Hr. Herausgeber, wie die Verlagshandlung, die immer erfreulichere Theilnahme, welche dieses Taschenbuch findet. Auch der jetzige Jahrgang wird, bey Freude und Schmerz, bey dem ernsten Blicke auf dieses und auf jenes Leben, zur andächtigen

Erhebung frommer Herzen beytragen, und einem reinen, religiösen Sinne eine sehr wohlthuende, erfreuliche Gabe seyn. Möge es daher in recht viele Hände gelangen! Den Weg zu den Herzen wird es dann schon von selbst finden.

So eben ist bey uns erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben:

Contes de ma mère Loye. Erzählungen der Mutter Gans. Französisch und Deutsch. Neue von J. D. Sander verbesserte Auflage mit zehn Blättern in Steindruck. Preis, sauber gebunden 1 Rthlr.

Wem sind Perraults Mährchen für Kinder, wem ist Rothkäppchen, Blaubart, der gestiefelte Kater, Aescherling, u. s. w. nicht bekannt? Wer wird, wenn er sie liest, sie lesen läßt, sie lesen hört, nicht wieder zum Kinde, zum fröhlichen, glücklichen Kinde? Nur eine achtzigjährige Frau von Genlis kann schreiben (Memoires T. VI. p. 156.): „Man hat es mir zu danken, daß das Lesen der Feenmährchen gänzlich abgeschafft ist, welches sonst zur Erziehung der Kindheit und ersten Jugend gehörte. Meine Veillées du Chateau haben sie vor 40 Jahren verdrängt.“ — Nein, Gottlob! nicht abgeschafft, nicht verdrängt. Die Veillées sind vergessen, die Contes werden wieder aufgelegt, und die Kinder ziehen die Mutter Gans der Großmutter Genlis vor, sogar königliche Kinder, denn gegenwärtige neue, verbesserte und mit Bilderchen versehene Auflage ist den Kindern des Königl. Bruders, Prinzen Wilhelm von Preußen, gewidmet, und von Ihren Königl. Hoheiten höchst gnädig aufgenommen worden.

Berlin, im Oktober 1825.

Sander'sche Buchhandlung.

Anzeige
für
gebildete Lesezirkel und Journalleser.

Allen Freunden einer angenehmen und mannigfaltigen Lektüre machen wir hierdurch bekannt, daß die in unserm Verlag wöchentlich erscheinende, sich immer mehr ausbreitende und beliebter werdende Zeitschrift:

Hebe
Zeitung für heitere und ernste Unterhaltung

auch im künftigen Jahr, und zwar von Seiten der Redaktion wie der Verlagshandlung mit erhöhter Sorgfalt gewartet, fortbestehen wird. Viele sehr beliebte und vorzügliche Schriftsteller Deutschlands haben bereits an ihr Theil genommen, eine noch größere Anzahl aber hat uns für's künftige Jahr Beyträge versprochen. So können wir denn mit Gewißheit versprechen, daß sich das Blatt durch die nur möglichste Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit auszeichnen wird. Alle Arten von Erzählungen (Novellen, Historien, Schwänke, Anekdoten, u. s. w.) wechseln mit mancherley witzigen und satyrischen Aufsätzen über diese und jene Gebrechen unserer Zeit in höhern und niedern Ständen, und mit kurzen und bündigen Nachrichten aus dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, und dem Welt- und Menschenleben überhaupt auf die mannigfaltigste und angenehmste Weise mit einander ab. Damit die resp. Leser eine kurze Uebersicht des Merkwürdigsten unter den Erscheinungen in der schönen Literatur erhalten, wird als Beylage der „Hebe“ ein kritischer Anzeiger von Zeit zu Zeit ausgegeben, der durch humoristische Recensionen sich interessant zu machen hoffen darf. Uebrigens wird auch ein bequemer Druck und ein nettes, gefälliges Format vom künftigen Jahr an unsere „Hebe“ besonders auszeichnen, damit sie von Jahr zu Jahr des Beyfalls immer würdiger werde, der ihr allgemein, und namentlich vom schönen Geschlecht, bereits zu Theil geworden ist. Probeblätter, zwar noch von diesem Jahr, aus denen man aber doch wenigstens ungefähr die innere Einrichtung des Blattes kennen lernen kann, sind in allen Buchhandlungen, wo man auch Bestellungen auf diese Zeitschrift macht, zu erhalten. In Städten, wo keine Buchhandlungen sind, nehmen die löbl. Post-Aemter und Zeitungs-expeditionen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Der Preis des Jahrgangs ist 6 Thlr. sächsisch oder 10 fl. 48 kr. rhein.

Leipzig, im Novbr. 1825.

Magazin für Industrie und Literatur.

Calderon's Schauspiele,
metrisch treu
für die deutsche Bühne übersezt
von
Dr. G. N. Bärmann und E. Richard.
Taschenausgabe mit Kupfern.
1. bis 8. Theil.
(Subscr. Pr. 2 Thlr. 16 gr. roh, 3 Thlr. geheftet.)

Ueber die ersten vier Theile dieser Ausgabe befindet sich im Hamburger Correspondenten 1825. Nr. 44 nachstehende günstige Beurtheilung:

„So wie dieser hier, mit vier wahrhaft vollendeten „Uebertragungen Calderon'scher Schauspiele, auftretende „Uebersetzer, hat es seit Schlegel selbst Gries nicht „vermocht, das Leben mit der Schule und den Genius „der spanischen mit dem der deutschen Sprache in seinen „Nachbildungen zu vermählen. Was nur irgend an „treuer Wiedergebung der Tiefe des Sinnes und der „Schönheit der Form, ohne die eine durch die andere zu „beeinträchtigen, hier zu erreichen stand, das hat Hr. „Doctor Bärmann mit dem feinsten poetischen Gefühl, „dem durchdringendsten Scharfsinn und der lebendigsten „Gewandtheit auf eine so verdienstvolle als glückliche Weise „geleistet rc.“

„Möge das deutsche Publikum den wackern Bearbeiter mit deutscher Erkenntlichkeit für den hohen Genuß „lohnen, den er ihm durch diese unvergleichliche Gabe „bereitet hat, und ihn ermuntern, das herrliche „Werk so rüstig, als er es begonnen hat, auch ununterbrochen fortzusetzen,“ rc.

Nicht minder günstige Beurtheilungen desselben Werks befinden sich im Conversations-Blatt 1825, Nr. 97, in der Leipziger Literatur-Zeitung 1825, Nr. 166, u. s. w.

Die erschienenen acht Theile enthalten folgende Schau-

spiele: 1) die Brücke von Mantible, 2) das Leben ist Traum, 3) der Schwarzkünstler, 3) Mariamne, 5) die große Zenobia, 6) Echo und Narziß, 7) der Stimme Verhängniß, 8) Heil und Unheil eines Namens.

Sie sind, wie alle unsere Taschenausgaben, auf ächtes Schweizer-Velinpapier correct und schön gedruckt, und für obige billige Preise durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Zwickau, im Oct. 1825.

Gebrüder Schumann.

Als passendes Weihnachtsgeschenk für Mädchen von 8 — 14 Jahren ist folgendes durch sein Aeußeres sich noch besonders auszeichnende Werkchen zu empfehlen:

Erzählungen für die weibliche Jugend von Caroline Stille.

Mit einem Vorworte von Therese Huber. 2 Theile mit 2 Kupfern schön gebunden 1 Rthlr. 16 gr.

und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

Der Name der Verfasserin bürgt für den guten Inhalt. Das treffliche Vorwort an Mütter und Erzieherinnen vermehrt den Werth des Werks bedeutend.

Rein.

Ankündigung.

Bey Carl Felßecker in Nürnberg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Nußwurm, H., Blüthen der Andacht, ein Kränzchen geistlicher Poesien zur Erhebung des Gemüths bey der Feyer der öffentlichen Gottesverehrung, bey der Beichte und Communion, an Festen des Jahres und in verschiedenen Verhältnissen des Lebens. 8. brosch. 1 fl. oder 16 gr. sächs.

Dieses Buch wird sich als Erbauungsbuch nicht blos bey der öffentlichen Gottesverehrung, sondern auch zum anderweitigen Gebrauche, wie dieß schon durch den Titel bezeichnet ist, vorzüglich für Studirende und Gebildete eignen, und in vielfacher Beziehung für sie zu empfehlen seyn. Auf gleiche Weise empfiehlt sich Druck und Papier, für dessen Schönheit die Verlagshandlung keine Kosten gespart hat.

Im Verlag des Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hertha. Mütterliche Belehrungen für erwachsene Töchter und junge Frauen. Ein Festgeschenk für Deutschlands edle Töchter. 2 Bändchen. 8. geheftet 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 fl. 9 kr.

Im reinsten moralischen Sinne verbreitet sich hier eine liebende, von reifer Erfahrung geleitete Mutter über die heiligsten und edelsten Pflichten des weiblichen Lebens. In der sittlichsten Gemüthsstimmung redet sie zu dem Herzen, wie zu dem Verstande ihrer Tochter. Alle Verhältnisse, Lagen, Sitten, Genüsse, Freuden, Leiden und Pflichten des jungfräulichen wie des ehelichen Standes, erhalten hier ihre wahre Würdigung; und da unsere Stammeltern mit Hertha, der Allmutter Erde ihre guten Gaben darbrachten: so glaubt der Verleger unter diesem Namen allen edlen Töchtern Deutschlands um so mehr dieses Lesebuch für die gebildeten Stände des weiblichen Geschlechts anempfehlen zu dürfen, da es sich sowohl durch den trefflichen Inhalt, als auch durch äußere Ausstattung aufs Vortheilhafteste vor vielen andern auszeichnet und sich besonders auch für Eltern zu einem Festgeschenk für ihre Töchter eignet.

Frankfurt a. M., im Nov. 1825.

Heinrich Wilmans.

Kunstanzeige.

Der innere Gehalt und Reichthum des

Museum Worsleyanum,

so wie sein hoher Preis haben die Unterzeichneten bewogen, eine möglichst wohlfeile Ausgabe desselben für Deutschland zu besorgen. Sie legen dabey die unter dem Titel: MUSEUM WORSLEYANUM, or a collection of antique basso-relievos, bustos, statues and gems, with views in the Levant, in London bey Prowett erscheinende Ausgabe zum Grunde, geben die Bilder unverändert und in Umrissen höchst sorgfältig wieder, und liefern den Text in deutscher Sprache. Das Werk wird aus 12 Lieferungen bestehen, jede 9 bis 10 Blätter enthalten und 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 8 gr. kosten. Der Text wird am Schluße des Ganzen in einem besonderen Bande und in gleichem Format mit den Bildern erscheinen, und zu dem billigsten Preise angeschlagen werden.

H. W. Eberhard. H. Schäfer.

Ich habe den Verlag dieses Kunstwerkes übernommen und hoffe das Ganze binnen Jahresfrist vollständig zu liefern.

Zugleich mit den ersten Heften dieses Werkes werde ich auch die erste Lieferung des von der Gesellschaft der Dillettandi in London unter dem Titel:

the uneditet Antiquities of Attica

erschienenen Werkes versenden, welches die architectonischen Ueberreste von Eleusis, Rhamnus, Sunium und Thoricus umfaßt und dem Stuart-Revettschen Werke zur Ergänzung dient. Dasselbe gehört zur Sammlung der Denkmähler der Baukunst, herausgegeben von H. W. Eberhard, und wird eben so sorgfältig theils in Umrissen, theils in ausgeführten Blättern erscheinen, wie Stuart's Alterthümer 2c. Jede Lieferung enthält zwölf Blätter und kostet auf fein Velinpapier 1 Thlr. 16 gr. oder 3 fl. — in der gewöhnlichen Ausgabe 1 Thlr. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr.; es wird immer eine Lieferung vorausbezahlt und dagegen die lezte gratis geliefert. Das ganze Werk besteht aus sechs Lieferungen. Alle Buch- und Kunsthandlungen nehmen Bestellungen auf beyde Werke an.

Darmstadt, 24. Oktober 1825.

C. W. Leske.

Nro. 37.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Stuttgart und Tübingen. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind im Laufe des Jahres 1825 erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Almanach des Dames pour l'an 1826. 3 fl.

Annalen, (Neue allg. politische) 13 — 15. Bd. 12 Hefte. 9 fl. 16 — 18. Bd. 9 fl.

Antomarchi, D. F., Memoiren, oder die lezten Augenblicke Napoleons. A. d. Franz. 2 Bde. gr. 8. brosch. 3 fl. 30 kr.

Archives diplomatiques, pour l'histoire du temps et des états. gr. 8. T. V. 8 fl. 48 kr.

Correspondenzblatt des Würtemb. Landwirthschaftl. Vereins. 1825. gr. 8. 12 Hefte. 3 fl.

Cuvier, das Thierreich. A. d. Franz. übersezt und mit Zusätzen vermehrt v. Dr. Schinz. 4r Bd. gr. 8. 6 fl. 30 kr.

Denkmale der christlichen Religion; oder Sammlung der ältesten christl. Kirchen oder Basiliken Roms, aufgenommen von Gutensohn und Knapp. gr. Fol. 4. 5tes Heft. 10 fl.

Diel, A. F. A., Versuch einer systemat. Beschreibung in Deutschland vorhandener Obstsorten. Mit 1 Abbild. illum. 3ter Heft. 8. 1 fl. 15 kr.

Douglas, Fortschritte der Gesellschaft. A. d. Engl. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

Dumas, M., Darstellung der milit. Begebenheiten, oder histor. Versuch über die Feldzüge von 1799 — 1814. A. d. Franz. übersezt von v. Kausler. 5r Bd. 3 fl. 36 kr.

Fain, Bar., Manuscript von 1813, oder kurze Darstellung der Begebenheiten jenes Jahres. A. d. Franz. 2 Bde. mit Charten. gr. 8. brosch. 5 fl. 30 kr.

Gagern, Frhr. v., Der Einsiedler, oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik. II. Bd. 1s Heft. gr. 8. 36 kr.

Genlis, Gräfin v., Denkwürdigkeiten. A. d. Franz. 1 — 4r Bd. gr. 8. Jeder Band 1 fl. 24 kr.

v. Goethe, Kunst und Alterthum. V. Bd. 2r. 8. brosch. 2 fl. 24 kr.

Gourgaud, General, Napoleon und die große Armee in Rußland oder krit. Beleuchtung des von dem Herrn Grafen von Ségur herausg. Werkes. 2 Abthl. a. d. F. gr. 8. 4 fl. 18 kr.

Hebel, bibl. Geschichten, für die cathol. Jugend. 2 Thle. 8. 48 kr.

Hall, Basil, Auszüge aus einem Tagebuch geschrieben auf der Küste von Chili, Peru und Mexiko in den Jahren 1820. 1821. 1822. A. d. Engl. 2 Bde. gr. 8. 4 fl. 24 kr.

Hertha, Zeitschrift für Erd=, Völker= und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Frhr. A. v. Humboldt, besorgt v. Berghaus und Hoffmann. gr. 8. mit Kpfrn. und Charten. 1r bis 3r Bd., jeder Band von 3 Heften 8 fl.

Hesperus, encyclopäd. Zeitschrift v. C. K. André. 1825. gr. 4. Der Jahrgang 16 fl.

Huber, Dr. V. A., Bemerkungen über die Geschichte und Behandlung der venerischen Krankheiten. 8. 45 kr.

Journal, polytechnisches. Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus= und Landwirthschaft u. s. w. Herausgegeben v. Dr. J. G. Dingler. gr. 8. mit Kpfrn. Der Jahrg. v. 12 Heften 16 fl.

Justiz=, Kameral= und Polizey=Fama, Allgemeine deutsche, v. Dr. Th. Hartleben. gr. 4. Der Jahrg. 9 fl.

Koelle, A., Ueber das Wesen und die Erscheinung des Galvanismus. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

Kunstblatt. red. v. Dr. Schorn. gr. 4. 1825. Der Jahrg. 6 fl.

Lamoral, E., Gruppen des Lebens. Mit Arabesken, erklärt von J. E. Wargentin. gr. 4. broch.
Mit goldner Schrift und Schnitt 5 fl. 36 kr.
— — — — . . . . 3 fl.
— schwarzer Schrift . . . 2 fl.

Literatur=Blatt. 1825. 4. Der Jahrg. 6 fl.

Mailath, Magyarische Gedichte. gr. 8. 2 fl. 15 kr.

Morgenblatt für gebildete Stände. Mit Kunst= und Literatur=Blatt. 1825. gr. 4. Der Jahrgang 20 fl.

Memminger, Beschreibung des Königreichs Würtemberg, mit Charten und Kpfrn. gr. 8. 2tes Heft. Oberamt Münsingen. 1 fl. 12 kr.

National=Kalender für die deutschen Bundesstaaten a. d. J. 1826. Für Katholiken, Protestanten, Griechen, Russen, zum Unterricht und Vergnügen für Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute faßlich eingerichtet von C. K. André. gr. 4. brosch. 1826 mit 7 Abbildungen. 2 fl.

v. Pechmann, H., Jahrbücher der Baukunde. 1s Heft. gr. 8. 2 fl.

Raoul Rochette, Geschichte der Schweizer Revolutionen im Jahr 1797 — 1808. A. d. Franz. gr. 8. 2 fl. 30 kr.

Rudhart, Dr. J., Ueber den Zustand des Königreichs Baiern nach amtlichen Quellen. Mit 1 Charte. 1r Thl. gr. 8. 4 fl.

Schubert, F. L., vermischte Schriften. 3r Bd. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

v. Schwerz, Anleitung zum praktischen Ackerbau. 2r Bd. gr. 8. 6 fl.

Seeger, K. A. F., ausführliche Erläuterungen des Pfand= und Prioritäts=Gesetzes für das Königreich Würtemberg. gr. 8. 1r Bd. 3 fl.

Ségur, Graf v., Geschichte Napoleons und der großen Armee, während des Jahres 1812. A. d. Franz. von v. Theobald. 2 Bde. gr. 8. 6 fl.

Staatsakten und Urkunden, Neueste. gr. 8. 3 Bde oder 12 Hefte. 8 fl.

Trummer, C., die Votif=Tafel, oder vermischte Gedichte im J. 1820. 8. 2 fl. 15 kr.

Weinbrenner F. v., architectonisches Lehrbuch. III. Theil 3s bis 5s Heft. Ueber die höhere Baukunst. gr. Fol. 9 fl. 36 kr.

Zeitung, allgemeine. gr. 4. 1825. Der Jahrg. 16 fl.

Charte von Norddeutschland, von Gren. Nr. 2. 4. 6. 7. 14. 17.

Charte, militair., von Deutschland in 25 Blättern auf dem topograph. Bureau des Königl. baierischen Generalstabs entworfen v. A. Klein. Nr. 1. 6. 17. 18. 19. 20. 23.

Bey Schwan und Götz in Mannheim ist erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt:

Schwezingen und seine Gartenanlagen, von Gartendirecktor Zeyher und J. G. Rieger. Mit 8 Ansichten und dem Plane des Gartens. Preis 4 fl. 30 kr. oder 3 fl.

In eleganter, äußerer Ausstattung dürfte dieses Kunstwerkchen mit den schönsten derartigen französischen und englischen Büchern wetteifern. Die acht neuen trefflichen, von Hrn. Hofmaler C. Kunz treu, und mit reicher Phantasie der Natur nach gebildeten, und von den berühmtesten Künstlern Deutschlands, einem Jury, Schnell, Veith, meisterhaft in Kupfer gestochenen, Ansichten: 1) den Felsen des Pan; 2) den Tempel der Minerva; 3) die Moschee; 4) den Merkurinstempel; 5) den Tempel der Waldbotanik; 6) die römische Wasserleitung; 7) den Tempel Apollo's und 8) das Badhaus vorstellend, so wie der große, von Fr. Wolf ebenfalls in Kupfer gestochene Plan des Gartens, dann der sehr geschmackvoll von letzterm Künstler (einem der ersten Schriftstecher) ausgeführte Haupttitel, womit das auf geglättetem Velin-Papier, mit vielen Vignetten von Gubitz, sehr sauber gedruckte, in Pariser Umschlag gebundene, Werkchen geschmückt ist, mögen von selbst darthun, wie weit das ausgesteckte Ziel erreicht wurde. Dessen Prachtausgabe, erste Kupferabdrücke auf chinesischem Papier, in Pariser Einband. 11 fl. oder 6 Rthlr. 16 gr.

Holzing, K. F. v., (Großherz. Bad. Hauptmann.) **Meine Gefangennehmung in Spanien, vierjährige Gefangenschaft und Rückkehr ins Vaterland, nebst Gedichten.** Geheftet. Preis 1 fl. 36 kr.

Für Baumeister und Landwirthe,

so wie für Alle, die trockene, warme, feuersichere und überaus wohlfeile Bauten auszuführen wünschen, erschien so eben folgendes wichtige Werk:

Anleitung zur Erd-Bau-Kunst, (Pisé-Bau); mit Anwendung auf alle Arten von Stadt- und Land-Bauten,

nebst einer

Vollständigen Lehre von der Konstruktion der Tonnen-, Kappen- und Kreuzgewölbe in reinem Lehm und von der Anfertigung feuersicherer Dächer ohne alles Holzwerk, auch einer Anweisung, die Fundamente bis auf den Baugrund in bloßem Lehm anzufertigen.

Ein

Handbuch für Baumeister und Landwirthe

und

für Alle, die trockene, warme, feuersichere und überaus wohlfeile Bauten auszuführen wünschen.

Von

S. Sachs,

Königl. Preuß. Regierungs-Bau-Inspektor.

gr. Octav. Mit 4 Kupfertafeln in Quer-Folio, gestochen von dem Professor E. Mare. Sauber geheftet. Verlag der Buchhandlung C. F. Amelang in Berlin. (Brüderstraße No. 11.) und eben daselbst; so wie in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes, für 2½ Thlr. zu haben.

Wiewohl der Titel dieses Werks den Haupt-Inhalt desselben im Allgemeinen angibt, so kann Referent doch nicht umhin, die in demselben beschriebene, vom Verfasser erfundene, neue Art Mauersteine, welche er Mörtelsteine nennt, wegen ihrer großen Wichtigkeit, besonders heraus zu heben, und das Publikum darauf aufmerksam zu machen! Durch diese Erfindung gewinnt die Erdbaukunst eine ganz neue Gestalt, wovon man bis jetzt keine Ahnung hatte. Vom Herabfallen des Putzes ist gar nicht mehr die Rede, da die Mörtelsteine selbst die Stelle des Putzes vertreten. Den Lehmgewölben, welche der Verfasser zuerst im Jahre 1822 bey dem Militair-Oeconomie-Gebäude auf dem Kasernenhof des Kaiser Alexander-Grenadier-Regiments, an den halbrunden Fensterstürzen daselbst, in Anwendung brachte, kann zu Decken in den Zimmern die eleganteste Form gegeben, und der Erdbau sogar zu Prachtgebäuden benuzt werden, indem die Thür- und Fenstergewände nicht mehr, wie bisher, aus hölzernen Zargen zu bestehen brauchen, sondern, wie bey jedem andern Gebäude, massiv seyn können. Auch sind dabey alle architectonische Verzierungen anzubringen, wie Referent aus den angehängten, sauber gestochenen Kupfern ersehen hat. Es ist demnach zwischen dieser Bauart und der mit gebrannten oder andern festen Steinen durchaus kein Unterschied mehr vorhanden. Außerdem enthält aber auch dieses Werk wichtige Aufschlüsse, über die Kunst zu wölben im Allgemeinen sowohl, als auch über die Wölbung in Lehm insbesondere. Von der innern Einrichtung der Stadt- und Landgebäude werden neue Ansichten mitgetheilt u. s. w. Es ist daher mit Sicherheit vorauszusehen, daß dieses in so vieler Hinsicht interessante Buch sich bald in den Händen eines großen Publikums befinden, und dieses dem Verfasser Dank wissen wird, daß er ihm die theuren und mitunter schlechten Backsteine zum Theil entbehrlich macht.

Verzeichniß der neuen Verlagsbücher von Florian Kupferberg in Mainz, für 1825, welche in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben sind.

Creizenach, Dr. M., Anleitung zur höhern Zinsrechnung nebst Logarithmentafeln der Zahlen von 1 bis 10,000 in sieben Decimalstellen. 8. 16 ggr. oder 1 fl. 12 kr.

Emma, oder das unbedachtsame Versprechen. Oper in drey Aufzügen, nach dem Franz. des Planard, von F. Ellmenreich, Musik von Auber. 8. 8 ggr. oder 36 kr.

Haupt, Th. v., Schauspiele. 2 Theile. 8. 2 Rthlr. 6 ggr. oder 4 fl.

Dieselben einzeln unter folgenden Titeln:

— — Die Abentheuernacht. Lustspiel in drey Aufzügen. 8. 10 ggr. oder 45 kr.

— — Ahasverus, der nie Ruhende. Romant. Schausp. in drey Aufzügen. 8. 6 ggr. oder 27 kr.

— — Ali-Pascha. Melodrama in drey Aufzügen. 8. 6 ggr. oder 27 kr.

— — Catharina von Curland. Romant. Schausp. in drey A. 8. 10 ggr. oder 45 kr.

— — Harlekins Tücke oder der geprellte Alte. Maskenspiel in einem Akt. 8. 6 ggr. oder 27 kr.

Haupt, Th., Der Retter wacht! Drama in drey Aufzügen. 8. 11 ggr. oder 50 kr.
— — Der Unbekannte. Drama in drey Aufzügen. 8. 8 ggr. oder 36 kr.
Hoffmann, J. J. J., populäre Darstellung der Grundlehren der niedern und höhern Algebra für Anfänger. 8. 1 Rthlr. 4 ggr. oder 2 fl. 6 kr.
— — der mathematische Jugendfreund, oder populäre Darstellung der Grundlehren der reinen und angewandten Mathematik. Erste Abtheilung, zweyter Band die Algebra. 8. gebunden 1 Rthlr. 8 ggr. oder 2 fl. 24 kr.
Horst, G. C., Zauberbibliothek oder von Zauberey, Theurgie und Mantik, Zauberern, Hexen und Hexenprozessen, Dämonen, Gespenstern und Geistererscheinungen. Zur Beförderung einer rein-geschichtlichen, von Aberglauben und Unglauben freyen Beurtheilung dieser Gegenstände mit Abbild. 5r Thl. gr. 8. 1 Rthlr. 20 ggr. oder 3 fl. 15 kr.
Der sechste und letzte Theil erscheint nächstens.
Lebrün, C., neue Bühnenspiele in Originallustspielen und Bearbeitungen. 1r Band. 8. 1 Rthlr. 8 ggr. oder 2 fl. 24 kr.
Dieselben einzeln unter folgenden Titeln:
— — eine Freundschaft ist der andern werth. Lustsp. in drey A. 8. 10 ggr. oder 45 kr.
— — humoristische Studien. Schwank in zwey Aufzügen. 8. 9 ggr. oder 40 kr.
— — und L. Kruse, die Wette oder: Jeder hat sein Plänchen. Lustspiel in vier Akten. 8. 15 ggr. oder 1 fl. 8 kr.
Lehr- und Lesebuch, erstes, oder Uebungen um richtig lesen und denken zu lernen für deutsche Volksschulen. 8. 4 ggr. oder 18 kr.
Leloup, P. J., Prolegomena in Isocratis philippicam seu commentatio isocratea secunda. 8.maj. 4 ggr. oder 18 kr.
Lenz, J. R., Schauspiele nach Walter Scott. 8. 1 Rthlr. 8 ggr. oder 2 fl. 24 kr.
Dieselben einzeln unter folgenden Titeln:
— — Die Flucht nach Kenilworth. Tragödie in fünf Akten nach Walter Scott's Roman: Kenilworth. 8. 18 ggr. oder 1 fl. 21 kr.
— — Das Gericht der Templer. Romantisches Schauspiel in drey Aufzügen nach W. Scott's Roman: Ivanhoe. 8. 16 ggr. oder 1 fl. 12 kr.
Leocadia. Lyrisches Drama in drey Akten. Nach dem Französischen des Scribé von F. Ellmenreich. Musik von Auber. 8. 8 ggr. oder 36 kr.
Müller, N., Beschreibung des Festes zum Andenken des Erfinders der Buchdruckerkunst, Johann Gensfleisch zum Guttenberg in Mainz. Mit dessen Bildniß und drey lithographirten Abbildungen. gr. 8. 8 ggr. od. 36 kr.
Naziamz, des heil. Gregorius von, Vertheidigungsrede. Für Priester und die es werden wollen, aus dem Griech. v. W. Arnoldi. gr. 8. 10 ggr. oder 45 kr.
Reuß, J., Nachklänge der Erinnerung aus einem erfahrungsreichen Leben über Genuß und Vergänglichkeit. Mit Musikbeylagen. gr. 8. 1 Rthlr. 16 ggr. oder 3 fl.
Päonien. Eine Sammlung von Erzählungen, Mährchen, Sagen und Legenden von Dr. Rauschnick. Zweyte Ausgabe. 2 Thle. 8. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.
Reinwald, J. G., Kultur und Barbarey, oder Andeutungen aus und zu der Geschichte der Menschheit, mit steter Beziehung auf unsere Zeit. 8. 1 Rthlr. 6 ggr. oder 2 fl. 15 kr.
Salve Regina, das, oder der Gruß der Gläubigen an Maria, die seligste Jungfrau und Gottesgebärerin. Aus den Schriften des heil. Bernard's 2c. 12. geheftet 6 kr.
Wandtafeln, achtzehn, für Volksschulen, nebst Anleitung zum Gebrauch derselben, nach der Lautmethode. gr. 8. 14 ggr. oder 1 fl.
Winckler, Dr. G. A. W., und Dr. K. G. W. Völker, griechische Schulgrammatik für die unteren Klassen. gr. 8. 8 ggr. oder 36 kr.

Allgemeiner unterhaltender Curiositäten-Almanach

auf alle Tage im Jahr. Herausgegeben von Chr. Aug. Fischer.

Erster Jahrgang 1826. gr. 12. gebunden 1 Rthlr. 12 ggr. oder 2 fl. 41 kr.

Es ist die Richtung des allgemeinen literarischen Bedürfnisses und Geschmackes, wodurch wir auf diese Unternehmung geleitet worden sind. Wenn wir nämlich die grosse Masse von Freunden der encyclopädischen Unterhaltung und Belehrung überhaupt betrachteten, dann die bedeutende Anzahl solcher Personen in Anschlag brachten, die nach neuen Ideen begierig, dennoch bey ihrer Lage und Stellung, blos fragmentarisch, gleichsam nur im Fluge zu lesen gezwungen sind, so schien uns allerdings ein solches tägliches Ideenmagazin ein eben so gefühltes Bedürfniß, als willkommenes Werk zu seyn. Wenn nun dieser Almanach die größte Mannigfaltigkeit mit der größten Auswahl und die Annehmlichkeit des Vortrages mit der Zierlichkeit des Aeußern und der Billigkeit des Preises verbindet, so schmeicheln wir uns vielleicht nicht zu viel, wenn wir hoffen, uns mit dem Beyfalle eines großen Publikums beehrt zu sehen.

So kündigte ich den vorigen Jahrgang für 1825 an. Allein die, allerdings nicht unbedeutende, Auflage ward durch einen unglücklichen Zufall zu spät versendet, und kam wegen der furchtbaren Ueberschwemmungen in mehreren Gegenden wohl gar nicht an. Dieß veranlaßt mich also, den Rest der Exemplare dem Publikum, unter obigem Titel, von neuem anzubieten, es aber für die frühern Besitzer hiermit ausdrücklich zu bemerken. Bey dem zweyten Jahrgange für 1827 wird dann ihnen, auf Verlangen, auch der neue Titel von 1826 mitgetheilt. Die vielen, und einstimmig günstigen Recensionen dieses Almanachs, von welchen ich nur den Eingang einer aus dem literarischen Conversations-Blatt vom 1. Januar 1825 hier anführe:

„Nach mehrjähriger Pause begrüßt einer der geistreichsten Erzähler der Deutschen mit diesem Almanache von Neuem das größere Publikum der gebildeten Stände. Wer die frühern Schriften des Verfassers kennt, weiß, wie viele geschichtliche, statistische und politische Kenntnisse der Verf. mit dem Reichthume der auf seinen Reisen eingesammelten Erfahrungen, und mit einer seltenen Leichtigkeit und Gewandtheit in der stylistischen Darstellung vereinigt. Alle diese Eigenschaften treten dem Leser in dem vorliegenden Almanache entgegen, der durch die Neuheit des dabey zum Grunde liegenden Gedankens eben so von seinen vielen Gebrüdern sich unterscheidet, wie er, durch die große Mannichfaltigkeit der behandelten Gegenstände, den unterhaltendsten der jährlich erscheinenden Almanache sich anschließt," sprechen übrigens hinlänglich dessen Werth und Brauchbarkeit aus.

Mehrere an mich ergangene Anforderungen, die Chronik des neunzehnten Jahrhunderts von Bredow und Venturini im Preis herabzusetzen, veranlassen mich zu folgender Erklärung:

Von dem 1. bis 5. Bande, welche die Geschichte

von 1801 bis 1808 enthalten, muß der bisherige Preis von 15 Rthlr. bleiben, weil der Vorrath sehr geringe ist. Dagegen will ich die folgenden 12 Bände von 1809 bis 1820, oder den 6ten bis 17ten Band, welche bisher 36 Rthlr. kosteten, wenn sie zusammen genommen werden, auf unbestimmte Zeit, auf 24 Rthlr. herabsetzen. Um aber auch denen gefällig zu seyn, denen nur einzelne Bände fehlen, werde ich jeden von diesen 12 Bänden einzeln um ¼ wohlfeiler lassen, als der Ladenpreis war, wofür sie durch jede solide Buchhandlung zu erhalten sind.

Altona, d. 1. Oktober 1825.

J. F. Hammerich.

An alle solide Buchhandlungen Deutschlands ist so eben nachstehendes sehr interessante Werk versandt worden:

Vesta.

Weihnachtsgabe für 1825,

in

Erzählungen und Gedichten

von

A. J. Büssel, M. von Freiberg, Friedrich Rückert, K. Weichselbaumer, G. Zimmermann und Anderen.

Gesammelt von

Dr. J. P. von Hornthal.

In einem elegant gedruckten Umschlag sauber gebunden in 8. Preis 1 Thlr. 8 gr. sächs. oder 2 fl. 24 kr. rh.

Bey dem herannahenden Weihnachtsfeste, wo man so gern seinen Theuern eine Gabe der Liebe und Freundschaft reicht, möchte die vorliegende Sammlung von höchst interessanten Erzählungen ein willkommner Gegenstand seyn, welche sich als Geschenk darum noch empfehlungswerth macht, da auch seine äußere Ausstattung dem innern Werthe so sehr entspricht.

Frankfurt a. M., im Oktober 1825.

W. L. Wesché.

Bey Bernh. Fr. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Cadet de Vaux, Dr. A. A., (prakt. Arzt zu Paris) neue spezifische Heilmethode der Gicht und des Rheumatismus durch praktische Erfahrungen bewährt. Nebst einer allgemein faßlichen Anweisung von J. H. Cloquet und E. Giraudy zur rationellen Behandlung dieser Krankheiten, um den Schmerz zu lindern und das Uebel zu heben. Aus dem Französischen bearbeitet von Dr. C. G. Köchy. 8. Pr. 16 ggr. oder 1 fl. 12 kr.

Verdient irgend eine Schrift dringend empfohlen zu werden, so ist es vorliegende, die dem Publikum um so willkommener seyn muß, da alle frühern Untersuchungen über Gicht und Rheumatismus nur schwankend waren, und keineswegs zu sichern Ergebnissen führten. Man findet hier die pathologische Natur dieser schrecklichen Krankheiten genau und vollständig nach ganz neuen Ansichten gewürdigt, und die rationellste Behandlung derselben so leicht und faßlich vorgetragen, daß Nothleidende auch ohne ärztliche Hülfe ihre Schmerzen lindern und sich von ihrem Uebel befreyen können. Kein Wunder, daß von der in diesem Jahr bey Louis Colas zu Paris erschienenen Schrift des Herrn Dr. Cadet de Vaux im kurzen Zeitraum von drey Monaten 25,000 Exemplare in Frankreich verkauft wurden; denn ein spezifisches Mittel gegen Gicht und Rheumatismus lehrend, das sich durch eine große Menge der gelungensten praktischen Versuche unwidersprechlich bewährt hat, ist sie unstreitig eine der interessantesten und wohlthätigsten Produktionen im Gebiete der neuern medizinischen Literatur. Nehme demnach dieses Werk der Kranke zur Hand, um sich selbst zu helfen, wenn er bey Andern vergebens Hülfe suchte! aber nehme es auch der denkende Arzt zur Hand, um seine Kenntniß zu bereichern, zu befestigen und zu vervollkommnen! Als unpartheyischer Beweis, wie sehr seit ihrer ganz kürzlichen Erscheinung auch die Uebersetzung sich selbst und das Mittel empfiehlt, diene folgender Auszug eines Schreibens des Hrn. Dr. medic. Fr. Siemerling in Stralsund an den — ihm übrigens gänzlich unbekannten — deutschen Herausgeber: „Ihre vortreffliche Uebersetzung des Cadet de Vaux ist seit drey Wochen in meinen Händen. Aus wahrer Hochachtung für Sie entspringen diese Zeilen. Kaum hatte ich die Schrift gelesen, als sich mir Gelegenheit darbot, das Mittel bey mehreren Leidenden mit dem ausgezeichnetsten Erfolg anzuwenden. Wie durch einen Zauberschlag verschwand nach dem Genusse von 12 Pott Wasser in 12 Stunden die Gicht bey zwey Podagristen. Täglich melden sich Arthritici, die mit demselben erstaunenden Erfolg behandelt werden. Leben Sie wohl, Sie haben Sich ein großes Verdienst um Deutschland erworben. Dieses Mittel wird bey uns Epoche machen. Heil Ihnen und Cadet de Vaux!!" Hr. Dr. Siemerling fand die Sache außerdem noch wichtig genug, um darüber eine kurze Belehrung auf seine Kosten drucken zu lassen und sie in seiner Nähe zu verbreiten. Zur Mittheilung vieler ganz ähnlicher, aus andern Städten eingegangener Zuschriften fehlt es uns hier an Raum.

Bey J. G. Heubner, Buchhändler, in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anleitung

zur

Methode der Redekunst.

Zur zweckmäßigen Erleichterung

des

Humanitätsstudiums.

Von

J. J. Pollack.

gr. 8. 1825. 16 ggr. oder 1 fl. 12 kr. rhein.

Eigentliche Theorien der Redekunst im weitern Sinne des Wortes haben wir mehrere; aber über die Methode des Humanitätsstudiums verbreiten sich nur wenige Werke; desto willkommener muß dem öffentlichen und Privatlehrer eine tief aus der Menschennatur geschöpfte, durchgängig auf die Bedürfnisse der Schüler berechnete, mit Umsicht auf die gesammte Literatur bearbeitete Anleitung zur Methode der Redekunst seyn. Der Verfasser nahm auf Stoff und Form rhetorischer und poetischer Produkte Rücksicht, beachtete die Erfindung, Anordnung und Darstellung, und hielt besonders den Stufengang vom Leichtern zum Schwerern im Auge. Ueberall dringt er auf das im wirklichen Leben Brauchbare, und auch selbst da, wo er einzelne Andeutungen und Winke gibt, wird der aufmerksame Leser den prüfenden Beobachter, den Selbstdenker erkennen. Vorliegendes Werkchen kann also mit fester Ueberzeugung allgemein empfohlen werden.

Nro. 38.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Ankündigung einer Taschen-Ausgabe von J. G. von Herder's Werken in 60 Bändchen.

Die Original-Ausgabe von Herder's Werken in Groß Oktav ist von einem so bedeutenden Preis, daß nur Wenige dieselbe kaufen können, und daß daher eine wohlfeile Ausgabe zur möglichsten Verbreitung dieses geistvollen Schriftstellers sehr förderlich und den zahlreichen Verehrern desselben gewiß sehr willkommen seyn wird.

Zwar hat Hr. Buchhändler Enslin in Berlin einen wohlgeordneten Auszug, der den Geist aus Herder's sämmtlichen Werken enthalten soll, in sechs Bändchen angekündigt, die 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. kosten sollen, allein es möchte doch besser seyn, wenn diejenigen, welche in Herder's Geist eindringen wollen, in den Stand gesezt werden, diesen selbst aus seinen Werken zu entnehmen, und wir haben uns daher auch aus diesem Grunde entschlossen, eine wohlfeile Taschen-Ausgabe von den sämmtlichen von dem verewigten Herder selbst für den Druck bestimmten Werken — nebst dessen Biographie in 60 Bändchen zu veranstalten.

Die Bedingungen der Subscription sind folgende:

1) Alle 60 Bändchen kosten für diejenigen, welche darauf bis zur Ostermesse 1826 unterzeichnen, nur 10 Rthlr. od. 18 fl.

2) Es wird keine Vorausbezahlung verlangt, sondern bey jeder Ablieferung von 6 Bdchn. ist nur der Subscriptions-Preis von 1 Rthlr. sächs. oder 1 fl. 48 kr. zu entrichten.

3) Die Lieferungen erfolgen von 3 zu 3 Monaten vom September an beginnend.

4) Subscribenten, die sich unmittelbar an die Verlagshandlung wenden, erhalten auf 6 Expl. das 7te frey.

Die Subscribenten werden dem lezten Theile vorgedruckt.

Stuttgart und Tübingen, den 29. Novbr. 1825.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Einladung zur Subscription. Geist aus J. G. v. Herder's sämmtlichen Werken, in seiner Auswahl des Schönsten und Gelungensten aus seinen Schriften. Nebst dessen Leben.

Sechs Bändchen in Taschenformat, jedes zu ungefähr 400 Seiten. = 25 Bogen.

Berlin, bey Th. Chr. Fr. Enslin. Breite Straße Nr. 23.

Herder's Werke sind in der neuesten Originalausgabe zu einer Reihe von 45 Groß-Oktav-Bänden angewachsen, und somit der Preis derselben, für die meisten, denen dieser geistreiche und originelle Mann, der mit gleichem Glücke im Felde der Dichtkunst, der Philosophie für das Leben, als Geschichtschreiber, Theolog, Philolog, Archäolog und Aesthetiker gewirkt hat, theuer und werth geworden ist, fast unerschwinglich geworden. Aber auch davon abgesehen, so ist gar keine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke im Original vollständig mehr zu haben. Es erscheint daher zeitgemäß, einen wohlgeordneten Auszug aus denselben zu geben, und so das Beste, aus ihnen noch mehr zu einem Gemeingute der Nation zu machen, damit auch alle die sich damit vertraut machen mögen, denen die Schätze dieses seltenen Geistes bis jezt nicht zugänglich gewesen sind. — Der Umfang dieses hiermit angekündigten Geistes aus Herder's sämmtlichen Werken erscheint zwar gegen die große Bändezahl derselben, im Aeußern nur gering, der Verleger kann aber versichern, daß der Hr. Herausgeber in seiner Auswahl dieser Blumenlese so umsichtig zu Werke gegangen ist, daß nichts vermißt werden wird, was zur Charakteristik dieses Schriftstellers und zur Kenntniß der vielseitigen Erzeugnisse seiner Thätigkeit führen kann. —

Im ersten Bändchen wird eine, aus den besten Quellen geschöpfte, Biographie Herder's mit enthalten seyn, da solche zum bessern Verständniß dieses Schriftstellers durchaus nothwendig erscheint.

Die Bedingungen der Subscription sind folgende:

1) Alle Sechs Bändchen kosten für diejenigen, welche bis zur Mitte Februars 1826 darauf subscribiren, nur 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. rhein.

2) Die Bezahlung geschieht in der Ostermesse 1826 bey Ablieferung der ersten 3 Theile, und die folgenden Theile werden zu Johannis als Rest nachgeliefert, auch beyde Termine pünktlich gehalten werden.

3) Subscribentensammler, die sich unmittelbar an den Verleger wenden, erhalten auf sechs Exemplare das siebente frey.

Die Subscribenten werden dem lezten Theile vorgedruckt. — Der spätere Ladenpreis kann noch nicht bestimmt werden. — Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Nachricht und Bitte an Geographie-freunde.

Unserm frühern Versprechen zu Folge haben wir die Ehre, das für Erd-, Völker- und Staatenkunde sich interessirende Publikum zu benachrichtigen, daß das allgemeine geographisch-statistische Wörterbuch, auf Veranlassung des Geh. Hofr. v. Cotta, im Verein mit einer großen Gesellschaft von genannten Gelehrten besorgt von K. F. V. Hoffmann, seiner Vollendung mehr und mehr sich nähert; daß es in Wörterbücher über die einzelnen Erdtheile abgetheilt, und im nächsten Jahre das Wörterbuch über Amerika gedruckt werden wird. Die Beiträge für Amerika werden bis Ostern 1826 erbeten. Für Europa und die übrigen Erdtheile ist die Annahme der Beiträge bis Ende des nächsten Jahres verlängert.

Alle Gelehrte des In- und Auslandes, welche Artikel

(wenn auch nur specielle Beschreibungen einzelner kleiner, ihnen genau bekannter, Landstriche, Gebirge, Gewässer oder Ortschaften) zu diesem Werke mitzutheilen geneigt sind, und deßhalb noch nicht mit uns in Verbindung getreten, werden hierdurch gebeten, uns baldigst davon in Kenntniß zu setzen, und ihre Nachricht und Bedingungen unter der Adresse: „Geographisches" für die Cotta'sche Buchhandlung an uns gelangen zu lassen. Den Plan und die verlangte Auskunft werden wir alsdann baldigst mittheilen.

Besonders lieb würden uns noch mehrere Mitarbeiter für Asia, Afrika und Australien, so wie für West- und Osteuropa, für die Niederlande, Kurhessen, die sächsischen Fürstenthümer, beyde Mecklenburg und Schlesien sein.

Stuttgart, den 10. November 1825.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Ankündigung einer neuen Zeitschrift für das Jahr 1826, unter dem Titel:

Berliner Schnellpost

für Literatur, Theater und Geselligkeit, sammt einem „Beywagen" für Kritik und Antikritik.

Die Schnelligkeit ist die Favoritsultanin des jetzigen Zeitgeistes. Freylich wird die Schwindsucht nicht lange ausbleiben, aber bis es dahin kömmt, wollen wir neben diesem Schnell-Läufer, auf Wagen, Rossen und Steckenpferden mit fort trottiren.

Man hat Schnellschreiber, Schnellredner, Schnelldichter, warum nicht auch einmal ein Schnelljournal?

Diese „Berliner Schnellpost" soll ein Herzblatt werden für das große Heer der jetzigen Schnell-Leser, besonders für das schöne Geschlecht, das so viel Gavot-Gallopp-Leserinnen in sich schließt. Die Erzählungen und heitern Beyträge sollen kurz seyn, damit man schnell die geliebte Endstation der Geschichte erreicht. Denn Zeitschrift-Erzählungen können, wie die Karpfen, nur dann gut schmecken, wenn Kopf und Ende nahe zusammen stoßen. Launige Gedichte, Epigramme, Sarkasmen, Witzspiele, und alle die farbreichen Blümchen der heitern und scherzhaften Muse, sollen in angemessenen Vertheilungen, dem Leser Zerstreuung, und dem, der zu finden weiß, vielleicht noch mehr darbieten.

Alle belletristischen und artistischen Erscheinungen Berlins und der Monarchie sollen so schnell als möglich mitgetheilt werden. Vorzüglich sollen die vereinigten Königlichen Hoftheater und das transspreanische Königstädter Theater unser Augenmerk seyn. Alle Erscheinungen der dramatischen, darstellenden und musikalischen Muse sollen mit wahrhafter Schnelligkeit und doch erschöpfend besprochen werden.

Unser Wahlspruch soll seyn: dem Verdienste seine Lorbeer-, dem Scheinverdienste seine Dornenkrone; dem Fertigen Strenge, dem Werdenden Nachsicht; der Bescheidenheit Würdigung, dem Dünkel Verachtung.

Alle Theaterartikel sollen in ein jokoses, heiteres Gewand gehüllt werden; sollen scherzhaft, nicht muthwillig; pikant, nicht verletzend; streng, nicht hart seyn.

Eine „Universal-Zeitschrifts-Controlie" soll als stehender Artikel erscheinen. Unter dieser Rubrik sollen alle Correspondenz-Nachrichten über Berlin und Berliner Kunst und Theaterleben, die sich in auswärtigen Blättern befinden, beleuchtet, und die oft unwürdige Manier, wie über einheimisches und vaterländisches Verdienst abgeurtheilt wird, strenge gerügt werden.

Der „Beywagen" ist der Kritik und Antikritik, dem Felde der literarischen Polemik gewidmet.

In einem „Handfelleisen" wird sich die Redaktion bestreben, alle interessanten Neuigkeiten des In- und Auslandes, in Kunst, Literatur, Erfindungen, geselligem Leben u. s. w. in kurzen Auszügen mitzutheilen. Für competente Korrespondenten in allen bedeutenden Orten Deutschlands ist gesorgt worden.

Zu Ende jedes Monats erscheint eine „Liste der Musenhalle," die den Erfolg der neuen Stücke, ihre Cursivität u. s. w. in einem kurzen Schema mittheilen soll, und so der Erfolg der Kritik zur Seite oder gegenüber gestellt werden. (Dieser Artikel soll späterhin alle deutsche Bühnen von Belang umfassen.)

Dieses kurze Programm wird dem Leser sagen, was er zu erwarten hat, und den respektiven Herren Mitarbeitern, die mich mit ihren Beyträgen zu beehren gedenken, die Tendenz und Art der Beyträge kund geben. Ueber das Honorar belieben sich die HH. Mitarbeiter mit der Redaktion privatim zu verständigen. (Briefe werden portofrey an die Redaktion zugesendet, größere Beyträge durch Buchhändlergelegenheit.)

Vom neuen Jahre 1826 erscheint alle Montag, Mittwoch und Sonnabend ein halber Bogen in Quart, auf Velin mit schönem Druck. Der Preis ist ganzjährig 6, halbjährig 3½, vierteljährig 2 Thlr. preuß. Pränumeration wird angenommen bey allen deutschen Postämtern, in jeder soliden Buchhandlung.

In Berlin pränumerirt man in der Krause'schen Buchhandlung, Adlerstraße No. 6., in der Buch- und Musikalienhandlung des Herrn Laue, Schloßfreyheit No. 7., und bey dem Unterzeichneten.

Berlin, im Oktober 1825.

M. G. Saphir,
Redakteur.
(Friedrichs-Straße No. 196.)

Literarische Anzeige.

In der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse.

Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Zugleich als fortlaufende Ergänzung zu Zimmermann's Taschenbuch der Reisen.

Herausgegeben von
Johann Gottfried Sommer,
Verfasser des Gemäldes der physischen Welt.
Vierter Jahrgang.

Mit 6 Kupfern. 12. Prag, 1826, stark 18¼ Bogen, sauber gebunden, mit Schuber. Preis: 2 Thaler.

Gleich den bisherigen drey Jahrgängen dieses, immer mehr Freunde gewinnenden Taschenbuches liefert auch der gegenwärtige vierte neue Beyträge zur Erweiterung unserer Kunde des Erdballs. Der Herr Verfasser hat,

der Erweiterung seines Planes gemäß, wieder zwey Beschreibungen größerer Städte, dießmal London und Astrachan, mitgetheilt. London ist nach der neuesten, erst in diesem Jahre erschienenen, Auflage von Leigh's Picture of London, bearbeitet, und die Leser erhalten hier, nebst 4 Kupfern, den Kern eines Werkes, das in London selbst 4 fl. 30 kr. C. M. kostet, und überdieß noch gar nicht ins Teutsche übersetzt worden ist. Molliens Columbia dürfte bey dem allgemeinen Interesse, das dieser neue Staat erregt, besondere Aufmerksamkeit verdienen. Endlich hat der Herr Verfasser auch eine Fortsetzung des im Jahrgange 1824 abgebrochenen Aufsatzes über die Länder am Nil geliefert.

Das Uebrige liefert das nachstehende

Inhaltsverzeichniß.

Kupfertafeln.

No. 1. Indier aus der Ebene von Bogota. No. 2. Eine Geflügelhändlerin, ein Bettler und ein Taglöhner. No. 3. Die St. Pauls-Kirche und die Westminster-Abtey zu London. No. 4. Der Tower zu London und das Hospital zu Greenwich. No. 5. Der Eskimoh Miákudlu, ein Eingeborner der Insel Southampton. No. 6. Grab eines Eskimoh.

Spanisches Lesebuch.

Bey mir ist erschienen:

Coleccion de varias piezas en prosa y en verso, sacadas de los mejores Autores Espannoles.

Spanisches Lesebuch
mit
einem erklärenden Wortregister
von
C. A. Schmidt.
Ladenpreis 2 Thlr.

Bey dem jetzigen vermehrten Studio der spanischen Sprache dürfte dieses Lesebuch von großem Nutzen seyn. Es ist mit dem Wortregister, außer fünf Druckfehlern, ganz fehlerfrey gedruckt und der Inhalt ist so mannichfaltig, daß für jedes Bedürfniß gesorgt ist. Unter andern befinden sich eine Anzahl merkantilischer Kaufmanns-Briefe aus spanischen Handlungs-Häusern in diesem Lesebuche mit abgedruckt, wodurch es dem Kaufmann willkommen seyn muß.

Sophocles Tragödien

griechisch mit deutschen Anmerkungen.
Von G. C. W. Schneider.
Drittes Bändchen. Ajas. 16 gr.
Viertes Bändchen. Philoctet. 16 gr.

sind von dieser Ausgabe erschienen. Bis Ostern 1826 sind diese Ausgabe vollendet seyn.

Decorationen für die Schaubühne

nebst einem
Vorworte über Theatermalerei
von F. Beuther.
Erste Lieferung
mit 2 color. und 2 schwarzen Kupfertafeln.
Preis 4 Thaler.

Von diesem Werke, dessen Fortsetzung Ostern 1826 erscheinen wird, habe ich den Debit übernommen. Man lese, was Böttiger in dem Notizenblatte der Abendzeitung und St. Schütze im Journal des Luxus und der Mode über dasselbe sagen.

Nachricht

für die Besitzer von Klopstock's Werken, Taschenausgabe.

Bey mir ist erschienen:

Klopstock's Werke.
Erster Supplementband.
Das Leben Klopstock's. Von D. Heinr. Döring.
Mit dem Portrait Klopstock's und einem fac simile.

Den Besitzern der Taschenausgabe ist dieser Supplementband unentbehrlich, weil viele Stellen der Oden, Lieder und selbst des Messias, dem Leser dunkel bleiben, der das Leben des Dichters nicht gelesen hat.

Diese Biographie ist bis jezt mit vieler Wärme aufgenommen und gelesen worden. Die Klopstock'sche Familie in Hamburg erkennt das Portrait für das ähnlichste, was bis jezt erschienen ist. Das fac simile ist ein Brief Klopstock's an Herder.

Bey Ende dieses Jahres erlasse ich dieses niedlich gedruckte und ausgestattete Bändchen noch zu dem äußerst wohlfeilen Subscriptionspreis von 12 gr. sächs. für 22 kleine Bogen; Exemplare auf Velinpapier für 18 gr. und in Oktav auf Schweizerpapier für 4 Thlr.

Für Liebhaber der italienischen Sprache.

ist bey mir erschienen:

Anleitung
wie die italienischen Verse richtig ausgesprochen, gelesen und gesungen werden sollen.
Für Liebhaber des italienischen Gesanges zum Selbstunterricht
bearbeitet
von Agostino de' Valenti.

Nebst einigen Canzonen, Sonetten und Madrigalen von Petrarca, verbunden mit einer deutschen metrischen Uebersetzung derselben. Preis 21 gr.

Weimar's Jubelfest.

Binnen 3 Wochen erscheint in meinem Verlage:

Weimar's Jubelfest
am 3. September 1825.
Mit 9 Kupfertafeln.

Außer der umfassenden Beschreibung dieses Jubelfestes mit dem Abdrucke sämmtlicher überreichten Gedichte und gehaltenen Reden; einer Aufzählung alles dessen, was zum Nutzen für die jetzige und künftige Zeit, als Denkstein dieses Festes geschaffen und hervorgerufen wurde; wird man in diesem Werke unter andern auch die Erklä-

rung des Bilderschmucks finden, welcher bey diesem Feste an dem Goethe'schen Hause prangte.

Die Kupfertafeln zeigen folgende Gegenstände:

Tab. 1. Abbildung der Jubelmünzen.
— 2. 3. Gemälde und Decorationen.
— 4. Goethe's Haus im Festschmucke.
— 5. 6. die 8 Bilder an demselben.
— 7. das neue Theater.
— 8. die neue Bürgerschule.
— 9. die Illumination der Erholung.

Das Werk wird 24 Bogen stark werden, mit schwarzen Kupfern circa 1 Thlr. 12 gr., mit illuminirten Kupfern etwa 2 Thlr. 12 gr. kosten und nur gegen Bestellung nach seinem Erscheinen in den Buchhandlungen zu haben seyn, weil ich es als eine locale Schrift, nicht als Neuigkeit versenden werde. In allen Buchhandlungen werden Bestellungen angenommen.

Schiller's Leben
von D. Heinr. Döring.
mit Schiller's Portrait und einem fac simile.

Auch unter dem Titel:

Fr. von Schiller's
sämmtliche Werke.
Supplementband.

Diese niedliche und geschmackvolle Taschenausgabe ist genau wie die sämmtlichen Werke gedruckt, und empfiehlt sich auch als für sich bestehend durch seinen gediegenen Werth, als die beste Biographie des verstorbenen Dichters. Seine Ausstattung ist sorgsam bedacht, denn Druck und Papier sind nett, und das Portrait das Aehnlichste, was wir nunmehr besitzen. Das fac simile, ein Brief Schiller's an Goethe, wird Jeden ansprechen, denn wer möchte wohl nicht die Handschrift dieses so gefeyerten Mannes kennen! Der Subscriptionspreis von 12 gr. für 24 kleine Bogen ist außerordentlich billig.

Wilhelm Hoffmann in Weimar.

In der neuen Günter'schen Buchhandlung zu Glogau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Ludwig Ariosto's Liebeskapitel,
metrisch übersetzt von H. G. Laube.
8. geh. 8 gr. oder 10 Sgr.

Ohne weitere Empfehlung dieser lieblichen Dichtungen Ariosto's führen wir nur Folgendes aus der Vorrede des Herrn Uebersetzers an: „So bekannt der Name des unvergleichlichen „Meister Ludwig" unter den Deutschen durch seinen rasenden Roland ist, nachdem dieses wundersame Werk durch meisterhafte Uebersetzungen auch dem der welschen Sprache Unkundigen zugänglich geworden, so wenig hat man doch bisher seine kleinern Gedichte beachtet. Unter diesen behaupten die Capitoli amorosi einen vorzüglichen Platz. Sie stellen sich Tibullus, Propertius und Goethe (Römische Elegien) würdig zur Seite und auch in ihnen offenbart sich der Reichthum des Geistes ihres unsterblichen Dichters, der übrigens auch hier, wie immer, seinen Stoff beherrscht und selbst, wo er sich von seiner Liebespein zu Boden gedrückt stellt, die innere Schalkhaftigkeit kaum verbergen kann."

So eben sind bey uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Liebesbriefe
der Königin Maria von Schottland
an Jacob Earl von Bothwell,
nebst ihren Liebessonetten, Ehekontrakten und anderen Urkunden.

Aus dem Englischen des Hugh. Campbell. Zwey Theile, mit dem Brustbilde der Königinn; sauber broschirt. Preis 2 Thlr. 8 ggr.

Länger als zwey Jahrhunderte schon ist Maria Stuart von der Bühne des Lebens abgetreten, aber noch immer lebt sie in dem Andenken der Nachwelt, und was über sie erscheint, wird mit Interesse gelesen. — Dieß dürfte besonders bey diesen Briefen der Fall seyn, welche einen tiefen Blick in das eigentliche Privatleben dieser so viel gehaßten und geliebten Königin gewähren, und die gewiß Niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Leipzig, im August 1825.

Heinsius'sche Buchhandlung.

Bey H. Burckhard in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Neuestes
berlinisches Kochbuch
für alle Stände;

oder gründliche Anweisung, ohne alle Vorkenntnisse die zur feinern Kochkunst gehörenden und auch alle in bürgerlichen Haushaltungen vorkommende Speisen, Backwerk und Getränke auf die schmackhafteste Art zuzubereiten.

Herausgegeben
von W. Schaeffler.
8. 31 Bogen. Preis gebunden 1 Rthlr.

Die Verlagshandlung dieses Werkes hatte sich vor länger als drey Jahren in den Besitz des Manuscripts gesetzt, doch nahm sie Anstand, dasselbe durch den Druck zu veröffentlichen, da die Zahl der Kochbücher sehr bedeutend ist. Bey einer näheren von Sachkundigen angestellten Vergleichung ergab es sich jedoch, daß die Bearbeitung des vorliegenden Werkes so eigenthümlich und überaus zweckmäßig ist, daß kein Anstand weiter obwaltete, das Manuscript, nachdem es von einer geübten Hand in Hinsicht des Styls sorgfältig verbessert worden war, dem Druck zu überliefern. Die sorgsame, gewandte Hausfrau wird hier gewiß auf die Zubereitung von Speisen aufmerksam gemacht, die sie früher nicht kannte, und wodurch sie von Neuem die Spenderin häuslicher Freuden wird. Die Jungfrau, wohl erwägend, wie sehr man an der künftigen Hausfrau Erfahrung in diesem Puncte ehren und lieben wird, findet hier einen faßlichen Leitfaden, denn vollständiger als irgend ein Kochbuch behandelt obiges die Grundbegriffe der Kochkunst in vielen Regeln und vorbereitenden Kenntnissen, deren richtiges Auffassen allein genügend ist, Speisen zusammen zu setzen und das Schmackhafteste zu bereiten. Ueberdieß empfiehlt sich dieses neueste berlinische Kochbuch vor vielen andern auch durch seinen ganz vorzüglich schönen und deutlichen Druck, namentlich durch seinen äußerst billigen Preis und insbesondere noch durch den Umstand, daß die Käufer es gleich gebunden erhalten.

Intelligenz-Blatt.

1825.

Literarische Anzeige.

Dingler's polytechnisches Journal erscheint künftig monatlich zweymal.

Das polytechnische Journal hat sein erstes Lustrum durchlebt, und während dieser Zeit beynahe um die Hälfte an Umfang und Absatz zugenommen, zum Beweise, daß die Bemühungen und die Aufforderungen des Herausgebers und Verlegers bey dieser dem Gedeihen des deutschen Gewerbfleißes gewidmeten Unternehmung von vielen Seiten gewürdigt wurden. Die Fabrik- und Gewerbsmänner unsers deutschen Vaterlandes sind durch das polytechnische Journal mit den Erfindungen des Auslandes (Englands, Frankreichs, Italiens, Amerika's rc.) mit einer Schnelligkeit und Genauigkeit bekannt gemacht worden, die, in Deutschland, bisher durch kein ähnliches Journal erreicht wurde. Man erfährt jezt durch dieses Journal, am Ende eines jeden Monats, was im Anfange desselben in England, Frankreich rc. im Fache des Fabrik- und Gewerbwesens neu war. Die dadurch für unsere Industrie erwachsenden Vortheile liegen am Tage, und das Publikum hat durch die jährlich vermehrte Anzahl der Abnehmer seine Anerkennung am Deutlichsten ausgesprochen. Es handelt sich aber im Fabrik- und Gewerbswesen hauptsächlich darum, neue Ideen baldmöglichst zur Erörterung zu bringen, wirkliche Erfindungen aber aufs Schnellste zu verbreiten. Nur zu oft ist, in technischer Hinsicht, der sonst an sich unbedeutende Umstand, daß man irgend etwas um einige Wochen früher erfährt, die Hauptbedingung eines zu erzielenden großen Vortheils. In England, wo der Grundsatz: „Zeit gewonnen, Alles gewonnen", in allen Verhältnissen des Handels und Kunstfleißes vorzüglich erwogen wird, erscheinen in neuester Zeit die technischen Journale, die zuvor in monatlichen Heften herausgegeben wurden, entweder monatlich zweymal, oder selbst wöchentlich. Diese technischen Zeitschriften der Engländer und Franzosen nehmen überdieß an Zahl und Umfang von Vierteljahr zu Vierteljahr so sehr zu, daß wir uns genöthigt sehen, zur Erreichung der wesentlichen Zwecke unserer Zeitschrift, auch den bisherigen Umfang derselben erweitern. Wir haben zwar schon in den beyden lezten Jahren ohne Erhöhung des Preises oft durch verengerten Druck und vermehrte Bogenzahl dem Bedürfnisse, alle Erfindungen des Auslandes zu umfassen, und diese unseren Landsleuten mit der gehörigen Schnelligkeit mitzutheilen, zu entsprechen gesucht; glauben aber jezo den dringenden Wunsch derjenigen unserer deutschen Fabrik- und Gewerbs-Besitzer, welche mit der Industrie des Auslandes noch früher bekannt werden wollen, nur durch folgende neue Einrichtung befriedigen zu können. Das polytechnische Journal wird vom 2. Jan. 1826 an, in demselben Formate wie bisher, monatlich zweymal in größerem Umfang ohne Preiserhöhung erscheinen, und kann durch alle Postämter und Buchhandlungen bezogen werden. Der Jahrespreis durch die Postämter ist 16 fl. Die auswärtigen Postämter haben sich an das königl. bayerische Oberpostamt Augsburg mit ihren Aufträgen zu wenden.

Obschon unser Journal zunächst der Bekanntmachung der Erfindungen des Auslandes gewidmet ist, so werden wir doch mit Vergnügen nützliche und erprobte Erfindungen und Entdeckungen unserer werthen deutschen Landsleute aufnehmen und honoriren. Auch sollen unsere Leser von dem wesentlichen Inhalte deutscher Zeitschriften und Werke in diesem Fach, von den Verhandlungen der Gewerbsvereine in verschiedenen deutschen Ländern u. s. w. Kenntniß erhalten.

Sehr erwünscht werden uns Beschreibungen deutscher größerer Fabriken, so wie Beyträge zu einer technischen Statistik einzelner Provinzen und Städte unseres deutschen Vaterlandes seyn, durch welche, insofern unser Journal auch im Auslande und über dem Meere Freunde zählt, die Industrie unseres Vaterlandes gewinnen kann.

Ueberhaupt steht unser Journal gegen die geringe Insertionsgebühr von 1 ggr. oder 4½ kr. für die gedruckte ganze Zeile, allen Fabrik- und Gewerbsbesitzern Deutschlands als polytechnisches Intelligenzblatt zur Förderung ihres wechselseitigen Verkehrs im Inlande, und ihres Kredites und Wohlstandes im Auslande offen; denn unser Blatt ist, wie wir seither kräftig erwiesen zu haben uns schmeicheln, lediglich der Aufnahme und dem Wohle der Industrie unseres deutschen Vaterlandes geweiht.

Augsburg, im November 1825.

Die Rheinisch-westphälische Monatschrift für Erziehung und Volksunterricht,

herausgegeben von J. P. Rossel,

von welcher seit zweyen Jahren monatlich 1 Heft von 5 Bog. in gr. 8. herausgegeben wurde und der Jahrgang 3 Pr. Thlr. kostet, (wofür sie von der Unterzeichneten durch alle guten Buchhandlungen bezogen werden kann), erscheint, wie bisher, auch im nächsten Jahr 1826.

Diese Zeitschrift, welche das gesammte teutsche Erziehungs- und Volksschulwesen umfaßt, ist in folgenden Blättern sehr günstig beurtheilt und besonders empfohlen worden: i. J. 1824: in der Jen. allg. Lit. Zeit. Nr. 212; im Wochenblatte f. Pred. u. Schullehrer N. 36; in der Frankf. Didascalia Num. 146; im Crefelder Rhein. Unterhaltungsblatte; N. 23; — sodann i. J. 1825: in der Hall. Lit. Zeit. N. 144; in dem allg. Repertorium, 16 Stück S. 50; im Rh. westphäl. Anzeiger N. 6.; in der Lit. Zeit. f. Teutschl. Volksschullehrer H. 2, S. 114; in der allgem. Schulzeitung N. 52 und im Wochenbl. f. Pred. und Schullehrer N. 21.

Unter den Herren Mitarbeitern sind bis jezo 22 bekannte pädagogische Schriftsteller, 7 Schul-Inspectoren, 6 Gymnasial-Lehrer, 2 Seminar-Lehrer, 4 Lehrer an Mittelschulen und 24 ausgezeichnete Lehrer an Elementar-Schulen.

Die rege und glückliche Thätigkeit der Herren Mitarbeiter, obige Empfehlungen und der geringe Preis ha-

ben dieser Zeitschrift einen starken Absatz, — gegen 2000 Ex. — in fast allen Gegenden Teutschlands verschafft und dadurch die Herausgeber verpflichtet, im nächsten Jahre alles Mögliche für dieses Unternehmen zu thun.

Aachen, im November 1825.

Expedition
der rheinisch-westph. Monatschrift.

Bey uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Mann mit der Zauberlaterne.
Ein unterhaltendes und belehrendes Bilderbuch für die Jugend; mit 42 kolorirten Abbildungen fremder Völker und einem Titelkupfer. Geschmackvoll gebunden, mit und ohne Fibel, Preis 12 gr.

Mit vollem Rechte können wir dieses Büchlein allen denen empfehlen, welche Kindern ein nützliches und angenehmes Geschenk machen wollen; denn es zeichnet sich vor vielen andern Büchern dieser Art durch einen lehrreichen und dabey höchst faßlichen Inhalt, ein elegantes Aeußere und einen sehr niedrigen Preis aus.

Leipzig, im December 1825.

Heinsius'sche Buchhandlung.

Von dem in England erscheinenden Werke:

A system of geology by Mac Culloch,

erscheint in der unterzeichneten Buchhandlung eine deutsche Bearbeitung, die der Hr. Professor Dr. Naumann allhier besorgen wird.

Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig.

Ankündigung einer neuen Zeitschrift.

Vom Anfange des Jahres 1826 an erscheint in meinem Verlage:

Mitternachtblatt
für
gebildete Stände,
herausgegeben von Müllner.

Eine ausführliche Anzeige, welche in allen Buchhandlungen zu haben ist, bezeichnet den Inhalt, und was das Publikum sonst noch zu erwarten hat.

Braunschweig, im November 1824.

Friedrich Vieweg.

Bey T. Löffler in Mannheim sind so eben folgende sehr interessante Romane erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Otto und Bertha; die beyden Freunde; Eduard und Emma; nebst fünf andern Erzählungen, von Fr. Woldmar. 8. 1 fl.

Ritterschlag, Ehrenwache und Fahrten Arnulf's von Baar oder der Ahnengeist in der Aulenburg. Ritter- und Geistergeschichte a. d. Zeiten der Kreuzzüge. Vom Verf. Adolphs von Bomsen. 2 Thle. 8. 3 fl.

Ulrich von Löwenrode, oder das Blutbad in der Todtenschlucht. Eine Ritter- und Geistergeschichte a. d. Mittelalter. Vom Verf. von Raimunds Fahrten. 8. 2 fl.

Weihnachts-Bücher.

Dem gebildeten Publikum können wir zur bevorstehenden Weihnachtszeit als elegante und zugleich wohlfeile Geschenke mit Recht empfehlen die bey uns herauskommenden

Taschenausgaben der Klassiker,
von welchen bis jezt
330 Bändchen
unter folgenden Haupttiteln erschienen sind:

I. Deutsche Anthologie, oder Blumenlese aus den Klassikern der Deutschen; herausgegeben von Fr. Raßmann. 24 Bändchen.

II. Taschenbibliothek der ausländischen Klassiker; in guten und treuen Verdeutschungen. 156 Bdchn. Inhalt: Alfieri, 10 Bändchen. Byron, 20 B. Calderon, 9 B. Cervantes, 8 B. Delille, 2 B. Guarini, 2 B. Moore, 2 B. W. Scott's poet. Werke, 6 B. W. Scott's Romane, 79 B. Shakspeare, 3 B. Tasso, 3 B. Thomson, 2 B. Virgil, 4 B. Voltaire, 5 B. Yorik, 1 B.

III. Pocket Library of English Classics. 127 Volumes.
Inhalt: Byron, 32 Vol. Moore, 4 Vol. W. Scott, 88 Vol. Shakspeare, 1 Vol. Southey, 2 Vol.

IV. Bibliotèque portative des Auteurs Classiques François, 8 Volumes.
Inhalt: Delille, 1 Vol. Marot, 2 Vol. Molière, 2 Vol. Voltaire, 3 Vol.

V. Biblioteca portatile dei Classici Italiani, 10 Vol.
Inhalt: Alfieri, 4 Vol. Guarini, 2 Vol. Parini, 1 Vol. Petrarca, 2 Vol. Tasso, 1 Vol.

VI. Biblioteca portatile de Clásicos Españoles. Calderon Comedias, 4 Vol.

* * *

Ausführliche Verzeichnisse dieser sämmtlichen Taschenausgaben sind in allen Buchhandlungen unentgeltlich zu erhalten, und wird gewiß jeder Gebildete unter dieser reichhaltigen Auswahl etwas für ihn Passendes finden.

Der sehr billige Preis eines jeden, auf schönes Schweizer-Velinpapier correkt gedruckten Bändchens mit einem Titelkupfer beträgt 8 Groschen für das rohe, und 9 Groschen für das sauber geheftete. Jedes Bändchen wird einzeln verkauft.

Zugleich machen wir auf das im vorigen Jahre bey uns erschienene

Taschenwörterbuch der Mythologie
von M. C. Richter

aufmerksam, welches ganz gleichförmig mit unsern Taschenausgaben gedruckt, und als ein nöthiger Anhang zu denselben zu betrachten ist. Der Preis für das cartonnirte Exemplar beträgt 18 Groschen.

Zwickau, den 18. Novbr. 1825.

Gebrüder Schumann.

Bey uns verließ die Presse und ist bey uns, wie durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Abällino der große Bandit.

8. Preis ⅓ Thlr.

Seltene Eigenschaften des Geistes werden oft, wenn sie eine falsche Richtung erhalten, eben so schädlich, als sie unter andern Verhältnissen wohlthätig gewesen wären. Aber immer bleibt es interessant, den Gang eines von der Natur ausgezeichneten Menschen auch auf seinen Irrwegen zu verfolgen, wenn solches mit dem Scharfsinn eines Seelenkundigen dargestellt wird. Zur Zahl dieser gehört unstreitig Abällino, benannt unter dem Namen des großen Banditen, und er ist hier in kräftigen Zügen in seiner ganzen Eigenthümlichkeit geschildert worden. Eine Einleitung in gedrängter Kürze macht den Leser mit der Entstehung und dem Thun und Treiben einer nur in Italien einheimischen Menschenklasse, die Banditen bekannt, die, abgesehen von ihrem historischen Werthe, auch dem Leser den richtigen Gesichtspunkt zeigt, woraus der Held dieser Geschichte zu beurtheilen ist.

Das Marmorbild. Tancred's Tod. Der Adept.

Drey Erzählungen von J. F. Schneider.
8. Preis ⅓ Thlr.

Diese drey Erzählungen, von welchen Tancred in zwey Gesängen, in sehr wohl klingenden Stanzen gedichtet ist, zeichnen sich durch Neuheit der Erfindung, durch eine sehr gelungene Schilderung der Charaktere, welche psychologischen Scharfsinn bekunden, durch eine blühende Diction vortheilhaft aus. Keiner wird sie daher unbefriedigt aus der Hand legen, weßhalb sie besonders in keiner Leihbibliothek fehlen dürften.

Emiliens Hochzeitsfeyer.

Von J. E. Scholz. 8. Geh. Preis ½ Thlr.

Eine Sammlung sinnreicher Polterabende, theils in Prosa, theils in Versen, entweder von einer Gesellschaft oder von einem Einzelnen bey solchen frohen Familienfesten darzustellen. Die Gegenstände sind entweder scherzhaft oder ernsthaft behandelt, so daß diejenigen, welche Stoff zu einem Polterabende bedürfen, darunter die Wahl haben.

Flittner'sche Verlags-Buchhandlung in Berlin, Jägerstraße No. 51.
Flittner'sche Buch- und Kunsthandlung in Frankfurt a. d. O.

Im Jahre 1825 sind nachstehende Bücher bey J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Aleman, W. v., Elemente der entwerfenden Geometrie, nebst einem Anhange von der Bestimmung der Schattenumrisse. Für jene bearbeitet, die sich dem Studium dieses Zweiges der mathematischen Wissenschaften widmen wollen. Mit 13 lithographirten Tafeln. gr. 8. 1825. 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 fl. rhein.

Bernt, I., Experimentorum docimasiam pulmonum hydrostaticam illustrantium. Centuria 1 Sect. 1. 2. 3. cum Tab. aen. 4 maj. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. rhein.

Dissertatio de Contemplatione Mundi physica, metaphysica, et morali, earumque ad Religionem habitu. 4 maj. 1825. 8 gr. oder 36 kr. rhein.

Flügel, K. J. J., Andachtsbuch für katholische Christen, mit einem Titelkpfr. 16. 1825. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. rh.
Dasselbe auf Velinpap. 21 gr. oder 1 fl. 36 kr. rhein.

Geist der Zeit. Ein Journal für Geschichte, Politik, Geographie, Staaten- und Kriegskunde und Literatur. 15ter Jahrgang. 1825. 12 Hefte. 8. 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr. rhein.

Hildenbrand, Val. Nob. ab, Institutiones practico-medicae, edidit, redegit, ac propriis lectionibus adcommodavit filius Fr. Nob. ab Hildenbrand. Tom. IVus. et ultimus. 8 maj. 1825. 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr. rhein.
Alle 4 Bände kosten zusammen 11 Rthlr. 8 gr. oder 20 fl. 24 kr. rhein. Der erste Band wird nicht mehr einzeln gegeben.

Isfordink, J. N., allgemeine militärische Gesundheits-Polizey. 2 Bde. gr. 8. 5 Rthlr. 16 gr. oder 9 fl. 12 kr. rh.

Littrow, J. J., populäre Astronomie. 2 Theile mit 9 lithographirten Tafeln. gr. 8. 1825. 5 Rthlr. 16 gr. oder 10 fl. 12 kr. rhein.

Palliardi, Beschreibung von 2 Decaden neuer oder wenig bekannter Carabicinen. Mit 4 Kupfertafeln, schwarz 18 gr. oder 1 fl. 21 kr. rhein.
Auf ausdrückliche Bestellung lasse ich die Tafeln auch nach der Natur ausmalen, und kostet ein Exemplar mit colorirten und schwarzen Kupfern. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr. rhein.

Petter's, Franz, theoretisch-praktisches Lehrbuch der kaufmännischen Buchhaltungs-Wissenschaft, oder; Gründliche und faßliche, auf praktischen Erfahrungen beruhende Anleitung, die Bücher zweckmäßig zu führen. Mit Schematen und Tab. gr. 8. Wien 1825. 2 Rthlr. 4 gr. oder 3 fl. 54 kr. rh.

Pollack, J. J., Anleitung zur Methode der Redekunst. Zur zweckmäßigen Erleichterung des Humanitätsstudiums. gr. 8. 1825. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. rhein.

Rainer, L., Vorschriften über die Pflichten und Verhaltungen des gemeinen Soldaten in der k. k. Oesterr. Cavallerie. In Fragen und Antworten. Polnisch und Deutsch. Taschenform. 1825. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. rh.

Schels, J. B., Geschichte der Länder des Oesterreichischen Kaiserstaates. 7ter Band. gr. 8. 1825. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. rhein.

Verhandlungen und Aufsätze der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Steyermark. 11tes bis 16tes Heft. 8. Grätz 1825. 3 Rthlr. 4 gr. oder 5 fl. 42 kr. rhein.

Weiß, Dr. A. A., neues Regulativ zur Wendung. (Geburtshülflich.) 8. 1825. 9 gr. oder 42 kr. rhein.

Winklers, G., praktische Anleitung zum graphischen und geometrischen Trianguliren mit dem Meßtische. Zunächst für solche Individuen, welche sich mit der Castastral-Vermessung befassen, so wie überhaupt für jeden, der geometrische Vermessungen mit dem Meßtische zu leiten oder selbst auszuführen hat. Mit 9 Steinabdrücken. 2te, verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. 1825. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. rhein.

Zeitschrift, österreichisch-militärische, Jahrgang 1825. 12 Hefte 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr. rhein.

Ferner sind eben daselbst im Jahre 1824 folgende erschienen:

Baumgartner, Dr. Andr., die Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande, mit Rücksicht auf mathematische Begründung. 3 Theile. Mit Kupfern. gr. 8. Wien. 4 Rthlr. 8 gr. oder 7 fl. 48 kr. rhein.

Commentatio historico-critica de Rhapsodis. 4 maj. 1824. 8 gr. oder 36 kr. rhein.

Pornasari, A. G., Nob. di Verce, Corso teorico practico della lingua tedesca. II. Partes. gr. 8. 1825. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr. rhein.

Geist der Zeit. Ein Journal für Geschichte, Politik, Geographie, Staaten- und Kriegskunde und Literatur. 14ter Jahrg. 1824. 12 Hefte. 8. 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr. rh.

Giftschütz, E., biblische Erzählungen aus dem alten Testamente, mit Anmerkungen und Sittenlehren für Kinder. Fünfte, verb. Aufl. 8. 1825. 12 gr. oder 54 kr. rh.

Graf, Dr. S., die Fieberrinden in botanischer, chemischer und pharmaceutischer Beziehung. gr. 8. 1824. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. rhein.

Karl, C. J., Anleitung, kranke Augen zu untersuchen, nebst Berücksichtigung ihrer consensuellen Verhältnisse. gr. 8. 1824. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. rhein.

Kollar, Vinc., Monographia Chlamydum. Cum tab. aen. color. fol. 1824. 4 Rthlr. 12 gr. oder 8 fl. 6 kr. rh.

Motenebbi, der größte arabische Dichter; zum erstenmale ganz übersetzt durch Joseph v. Hammer. gr. 8. 1823. Velinp. 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr. rhein.

— — dasselbe auf Druckp. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. rh.

Reinbold, Constanze, sechs Erzählungen. Ein Geschenk für die Jugend. Mit Kupfern. 12. 1825. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr. rhein.

Swoboda's, Mar., Zähmung und Abrichtung der Wildfänge. Ein Handbuch für den Reiter, 2 Thle. Mit 2 Kpfrn. gr. 12. 1824. br. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. rh.

Synodus botanica omnes familias, genera et species plantarum illustrans. Editore Leopold Trattinnick. Tom. Ius — IVus. Etiam sub titulo: Monographia Rosacearum. IV. Tomi. 8. 1823. 6 Rthlr. 16 gr. oder 12 fl. rh.

Winkler's, G., Lehrbuch der Geometrie. Zum öffentlichen Gebrauche für Individuen, welche sich dem Forstfache, der Meß- und Baukunst widmen, so wie zum Selbstunterrichte. 1ter Theil, theoretische Geometrie und Trigonometrie. Zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage. gr. 8. 1824. 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 fl. 12 kr. rhein.

Zeitschrift, österreichisch-militärische, Jahrgang 1824. 12 Hefte. 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr. rhein.

So eben ist erschienen:

die siebente, von Herrn Professor Theod. Heinsius neu durchgesehene, Auflage von folgendem für jeden, dem es darum zu thun ist, die deutsche Sprache rein und richtig schreiben zu lernen, äußerst nützlichen Werkchen:

Vom Unterschiede

des Accusativ's und Dativ's

oder

des mich und mir, Sie und Ihnen.

In Briefen

von Karl Philipp Moritz.

Preis 16 ggr. oder 20 Silbgr.

Wir brauchen nur darauf hinzuweisen, daß dieses Werkchen seit einer langen Reihe von Jahren den ersten Platz unter den Schriften ähnlichen Inhalts einnimmt, um auf's Neue die Liebhaber der deutschen Sprache darauf aufmerksam zu machen. Besonders werden, wie der berühmte Herr Herausgeber dieser neuen Auflage in der Vorrede bemerkt: „Denkende Künstler, Geschäftsmänner und Volksschullehrer, besonders solche, die eine in früher Jugend versäumte oder lückenhafte Sprachbildung in reifern Jahren durch eigenen Fleiß nachholen wollen," reiche Belehrung darin finden. Die angenehme Schreibart, welche dem Verfasser so besonders eigen gewesen ist, muß jedem Lernenden dieß Buch doppelt angenehm machen, und so hoffen wir, daß es auch in Zukunft eben so erfolgreich wirken wird, als bisher. Ergötzlich sind die angehängten Gespräche im berlinischen Dialekt!

Sander'sche Buchhandlung.

Bey Albrecht in Wolfenbüttel ist erschienen und in allen Buchhandlungen, Leipzig bey Carl Andrä zu haben:

Die Araber bey Tours. Ein Roman von A. Ugèwild. 8. 1825. Schrbpr. 21 gr.

Bey J. G. Heubner, Buchhändler, in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, ist so eben erschienen:

Praktische Anleitung

zum

graphischen und geometrischen

Trianguliren mit dem Meßtische,

zunächst für Individuen, die sich mit der Catastral-Vermessung befassen, so wie überhaupt für jeden, der geometrische Vermessungen mit dem Meßtische zu leiten, oder selbst auszuführen hat.

Von Georg Winkler,

Professor der Mathematik an der k. k. Forstlehranstalt zu Mariabrunn.

Zweyte, vermehrte Auflage mit 9 Steintafeln.

gr. 8. Wien 1825. Preis 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. rh.

Der schnelle Absatz der ersten Auflage dieses Werkes, so wie das günstige Urtheil competenter Richter darüber, dann der Gebrauch desselben bey der neuen Landesvermessung in mehreren Provinzen des Oesterreichischen Staates, beweisen hinlänglich die Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit desselben, welche noch bey gegenwärtiger zweyten Auflage durch mehrere Messungsvortheile, die der Verfasser einigen ausgezeichneten Männern zu verdanken hat, bedeutend erhöht wird.

Das ganze Werk ist in vier Hauptstücke eingetheilt. Das erste handelt von den Meß-Instrumenten, den dazu gehörigen Geräthschaften und ihrer Rectification vor dem Gebrauche, insbesondere von dem Gebrauche des Meßtisches bey den zur Triangulirung nöthigen Elementar-Aufgaben. — Das zweyte von dem graphischen Hauptnetze, und dem geometrischen oder Gemeinde-Netze. — Das dritte von der Vermessung des Details (der einzelnen Grundstücke oder Parzellen) und von der Prüfung derselben. — Das vierte von der Berechnung des Flächeninhaltes der aufgenommenen Parzellen, und von der Theilung der Flächen in gleiche oder verhältnißmäßige Theile, oder in einzelne Grundstücke.

Durch die noch hinzugekommenen zwey neuen Tafeln (die erste Auflage hatte deren nur 7) hat dieses Werk auch an Gemeinnützigkeit und Brauchbarkeit gewonnen.

Bey J. Hölscher ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nasse, das medizinische Klinikum zu Bonn. 36 Kr. Coblenz. M. M. 1825.

Nro. 40.

Intelligenz = Blatt.

1825.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist so eben erschienen:

Ueber das Wesen und die Erscheinung des Galvanismus, oder Theorie des Galvanismus und der geistigen Gährung, nebst Andeutungen über den materiellen Zusammenhang der Naturreiche. Von A. Koelle, Dr. der Philosophie. Preis 2 fl. 24 kr.

Man erwarte nicht, in dieser Schrift, wie es so häufig geschieht, ein Ragout von Andrer Schmaus zu finden, sondern gerade das, was der Titel besagt, eine durchgeführte Theorie des Galvanismus und der Gährung, und wirkliche Thatsachen über den materiellen Zusammenhang der Naturreiche. Jedem Physiker ist es bekannt, wie weit die wissenschaftliche Erkenntniß des Galvanismus hinter der Empirie zurückgeblieben ist; Volta's Theorie ist immer noch allgemein gültig, obgleich ihre Mangelhaftigkeit von Anfang an gefühlt und erkannt wurde. Das wahre Agens der Säule wurde gänzlich übersehen. In einem gleichen Zustande befand sich bisher die wissenschaftliche Erkenntniß der Gährung. Allgemeine Aeußerungen auf guten Glauben wurden gegeben und genommen — dabey blieb eine empfindliche Lücke in der Naturwissenschaft. Wie weit endlich unsere bisherige Kenntniß über den materiellen Zusammenhang der Naturreiche ging, zeigen die mancherley widersprechenden Ansichten über die Infusionsthiere und die generatio aequivoca. Sonach wird es nicht ungern gesehen werden, wenn von der bloßen Spekulation endlich zu Thatsachen übergeschritten wird. Daß der Verf. die bisherige Ahnung eines inneren Zusammenhangs zwischen organischer Erzeugung, Gährung und Galvanismus zu realisiren gesucht hat, zeigt der Gesammttitel der Schrift. Die Erweiterungen, welche sie für die Physik und Chemie enthält, mögen als Prüfstein ihrer innern Wahrheit angesehen werden.

Den Besitzern von

Humboldt Versuche über den politischen Zustand von Neuspanien. 5 Bände,

haben wir die Ehre anzuzeigen, daß von den, in der so eben in Paris erscheinenden zweyten französischen Ausgabe dieses Werks, aufgenommenen Zusätzen und Verbesserungen eine deutsche Uebersetzung als Supplement zu unserer Ausgabe bey uns erscheint.

Stuttgart im Novbr. 1825.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen sind erschienen:

Hesperus, encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von C. C. André. November 1825.

Correspondenzblatt des Würtembergischen Landwirthschaftlichen Vereins. Achter Band. Oktober 1825.

Inhalt.

Kartoffelbau. 1. Bemerkungen zu den Versuchen und Beobachtungen über den Kartoffelbau von Hrn. Dr. Mauz in Eßlingen. Vom Oekonomierath Pabst zu Hohenheim. 2. Einige Erfahrungen beym Kartoffelbau vom Pfarrer Mayer in Dürbheim. (Zum Besten der Armen.) — Noch einige Bemerkungen und Erfahrungen über den Tabakebau in Würtemberg. Von Dr. Steudel in Eßlingen. — Aeußere Kennzeichen von den wichtigsten Bestandtheilen eines Bodens, nebst einer Tabelle, worauf dieselben zusammengestellt und erläutert sind von Professor Zenneck in Hohenheim. — Königliche Preise. 1. Resultate über die Bewerbungen zu den von Sr. Majestät für das Jahr 1825 ausgesezt gewesenen. 2. Ausgesezte für das Jahr 1826. — Fortschritte der Landwirthschaft in einem Theile des Schwarzwalds. Königliche Auszeichnung des Pfarrers Seeger und des Schultheißen Maisenbacher in Altburg. — Belehrung des Medicinal-Kollegiums über die umlaufende Pferdeseuche. — Nachricht für die meteorologischen Beobachter Würtembergs. — Land- und forstwirthschaftliches Institut in Hohenheim. 1. Lehrcurs für 1826. 2. Kosten-Betrag. — Verkäufliche Sämereyen von Beck in Göppingen.

Hertha,

Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Freiherrn Alexander von Humboldt, besorgt von Berghaus in Berlin und Hoffmann in Stuttgart. Erster Jahrgang. Dritten Bandes zweiter Heft.

Inhalt.

Trigonometrische Vermessung des Oderstromes. Auf Befehl des königl. preuß. Ministeriums für den Handel, die Gewerbe und das Bauwesen, unter Leitung des Regierungs- und Bau-Rathes Vogel, ausgeführt von Assmann und Röhl. Vom Staatsminister Herrn Grafen von Bülow mitgetheilt. — Zusammenstellung der geognostischen Beobachtungen über das Schiefergebirge in den Niederlanden und am Niederreine. Von Karl von Oeynhausen und Heinrich von Dechen. Zweite Abtheilung. — Verhandlungen der geographischen Gesellschaft zu Paris. — Leopold's v. Buch und Kristian's Smith Wanderungen auf Madeira und den kanarischen Inseln im Jahre 1815. — Höhenmessungen auf den kanarischen Inseln. Im Jahr 1815 angestellt von Leopold von Buch. — Statistische Uebersicht der kanarischen Inseln von Leopold v. Buch. — Auszug aus den meteorologischen Beobachtungen auf der Universität zu Breslau angestellt i. J. 1824, nebst den Mittelzahlen für die Jahre 1812 bis 1824. Vom Prof. Dr. Jungnitz. — Die Entdeckungen der Portugalen im Innern von Afrika zwischen Angola und Mozambique. Von Bowdich. (Schluß.) — Ursprung, Fort-

schritte und Vernichtung der Pindarris. — Geographische Zeitung; 1825. Achte Abtheil. Nr. 369—404.

Zu diesem Hefte gehört: Netz zur Uebersicht der geographischen Special-Karte von Deutschland und den angränzenden Ländern.

Eine neue und wohlfeile Ausgabe von

Jean Pauls Geist,

oder Chrestomathie der vorzüglichsten, kräftigsten und gelungensten Stellen aus seinen sämmtlichen Schriften. Vier Bände in 8., in saubern Umschlag geheftet. Preis für 118 Bogen 3 Rthlr.

ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten und eignet sich zu einer zweckmäßigen Weihnachtsgabe für Gebildete.

Zur Vermeidung von Collision

macht Unterzeichneter bekannt, daß in Kurzem eine deutsche Bearbeitung folgenden interessanten Werks in seinem Verlage erscheint:

Singularités historiques contenant ce que l'histoire de Paris et de ses environs offre de plus piquant et de plus extraordinaire; par J. A. Dulaure. Paris 1825.

Heidelberg im December 1825.

Joseph Engelmann.

Lang, C., Raritätenbüreau für gute Knaben und Mädchen, worin sie den reichhaltigsten Stoff zu angenehmen Zeitverkürzungen und Belehrungen finden. 16 Bdchn. mit 96 illum. Kupfrn., geb. und in Futteral. Chemnitz. Starke. 3 Rthlr.

Welch freundliches willkommenes Weihnachtsgeschenk der Jugend dieß Raritätenbureau mit seinen 16 kleinen niedlichen Büchlein sey; wie sehr es ihr gereiche zur heitern Ergötzung, zum angenehmen Zeitvertreibe und zur anziehenden Belehrung, kann Recensent aus eigner Erfahrung, die er damit an seinen Kindern gemacht, bezeugen, und es allen den Eltern empfehlen, die ihren Lieblingen durch mehr als durch bloßes Spielwerk das schöne Fest zu einem Freudenfeste machen wollen. Um auch unbemittelten Eltern den Ankauf desselben zu erleichtern, hat der Verleger den Preis bis Ende Decembers 1825 auf 2 Rthlr. 8 gr. herabgesezt, wofür es in allen Buchhandlungen zu bekommen ist.

H — ch.

Bestellungen

auf die bekannte Zeitschrift:

Originalien

für 1826 bittet frühzeitig aufzugeben

die Herold'sche Buchhandlung in Hamburg.

Neue interessante Festgabe.

Bey uns ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen für 8 gr. zu haben:

Die Kunst

ernste und scherzhafte Glückwunsch-Gedichte

durch den Würfel zu verfertigen.

Ein Spiel von Dr. G. N. Bärmann.

Berlin. Vereinsbuchhandlung.

Weihnachtsgabe von Georg Lotz oder Erzählungen, Mährchen und Schwänke; geschmackvoll eingebunden und mit einem allegorischen Titelkupfer geziert, Preis 1 Rthlr. 12 gr.,

ist so eben bey uns erschienen. — Es bedarf wohl blos dieser kurzen Anzeige, um das gebildete Publikum auf das neueste Werk eines Schriftstellers aufmerksam zu machen, dem es schon so lange und ungetheilt seinen Beyfall schenkte!

Leipzig im Novbr. 1825.

Heinsius'sche Buchhandlung.

Weihnachtsgabe.

Friedr. Mosengeils Gottgeweihte

Morgen- und Abendstunden

in ländlicher Einsamkeit gefeyert.

Neue wohlfeile Ausgabe, 8. in geschmackvollen Umschlag gebunden 1 Rthlr.

hat im Verlag der Kesselring'schen Hofbuchhandlung in Hildburghausen die Presse verlassen und ist durch alle Buchhandlungen zu haben.

Damit dieses als vorzüglich bekannte Andachtsbuch auch in die Hände des Unbemittelten kommen und so allenthalben Erbauung, Trost, Erhebung gewähre, wurde der Preis von 1 Rthlr. 12 gr., bey dieser neuen Auflage, auf 1 Rthlr. herabgesezt.

Uebrigens ist der Name des Herrn Verfassers und eine neue Auflage die beste Empfehlung des Buchs.

Als ein paßliches Weihnachtsgeschenk ist zu empfehlen:

Knigge, Freyherr A. v., Ueber den Umgang mit Menschen. 4 Theile. (1r — 3r Theil. 10te Auflage nebst Biographie des Verfassers. 1822. 4r Theil von Wilmsen. 1824.) 8. Hannover. Mit 1 Titelkupfer nach Ramberg. 2 Rthlr. 16 ggr.

Herr Prediger Wilmsen in Berlin hat das obig geschätzte Knigge'sche Meisterwerk, worin Jünglinge und Jungfrauen die untrüglichsten Rathschläge für ihr Benehmen in jeder Lage und in jedem Verhältnisse des Lebens, und überhaupt die vielseitigste Anleitung zur Erwerbung der so höchst unentbehrlichen Menschenkenntniß finden, nicht allein mit Sorgfalt überarbeitet und mit einem Anhange:

„Regeln des Umgangs mit Kindern, praktisch dar„gestellt für Erzieher und Kinderfreunde. 8. (apart „12 ggr.)"
schon früher vermehrt, sondern auch jezt noch durch einen neuen 4ten Theil bereichert, der auch besonders zu haben ist unter dem Titel:

Wilmsen, F. P., Weltton und Weltsitte. Ein Rathgeber für junge Männer bey ihrem Eintritte in die große Welt. 1824. 16 ggr.

Nachdem in der Einleitung durch einen anziehenden Dialog die Nothwendigkeit eines weltklugen Benehmens dargethan ist, wird in 4 Vorlesungen der Neuling beym Eintritt in die Welt mit Bemerkungen, Regeln und Winken beschenkt, welche ihn vor Verletzung des Anstandes und der guten Sitte, vor Verlegenheiten und Kränkungen sichern, und zu einer freyen und unbefangenen Ansicht und Beurtheilung der großen Welt und ihrer Sitten, ihres Tons und ihrer Lebensweise leiten sollen. Höchst interessant ist es, dem verdienstvollen Verfasser in seiner Würdigung Alles dessen, was in der großen Welt als Sache von Wichtigkeit gefordert, hochgehalten, gefeyert wird, in der Prüfung ihrer conventionellen Gebräuche, Meinungen und Vorurtheile, in der Darstellung einer wahren, feinen und vollendeten Bildung, in der Verhaltung des Ideals eines Weltmanns Schritt vor Schritt zu folgen.

Hahn.

Zur Nachricht.

Bey Unterzeichnetem und in allen Buch- und Kunsthandlungen ist der ausführliche Prospektus folgenden vorzüglich schönen Kupferwerkes (das sich ganz besonders zu Weihnachts- und Neujahrsgeschenken eignet) zu haben, so wie auch Verzeichnisse seines andern Kunstverlags.

Malerische Ansichten des Rheins, der Mosel, der Haardt- und Taunusgebirge. In 72 Blättern

Gezeichnet von Fries, Kunz, Rottmann, Roux und Keller, und gestochen von Geißler, Hegi, Kunz, Roux, Schilbach und Schnell. Mit einem erläuternden Texte. Gros Folio. — In gestochenem allegorischen Umschlage — den Rhein und Neckar darstellend — gezeichnet von Keller, gestochen von Heß. Gebunden.

Pränumerations-Preise auf Ein Jahr:

1. Die Ausgabe vor der Schrift 54 fl. oder 33 Thlr. 18 gr.
2. Die Ausgabe mit der Schrift 36 fl. oder 22 Thlr. 13 gr.
3. Leztere Ausgabe, sehr schön colorirt 100 fl. oder 62 Thlr. 12 gr.

Die spätern Ladenpreise sind bedeutend höher.

Wer sich mit frankirten Briefen unmittelbar an den Verleger wendet, genießt noch besondere Vortheile.

Heidelberg, im November 1825.

J. Engelmann.

Atlantis,

Journal des Neuesten und Wissenswürdigsten aus dem Gebiete der Politik, Geschichte, Geographie, Statistik, Culturgeschichte und Literatur der nord- und süd-amerikanischen Reiche, mit Einschluß des westindischen Archipelagus. Herausgeg. von Eduard Florens Rivinus in Philadelphia. — Sobrie et vigilanter. —

Leipzig, 1826, in Commission der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung.

4 Quartalhefte von 12 — 14 Bogen. gr. 8.

Pränumerations-Preis 4 Rthlr.

Unter dieser Aufschrift erscheint mit dem Jahre 1826 eine Zeitschrift, welche ganz im Bedürfnisse der Zeit und vorzüglich für Deutschland berechnet ist. Der Herausgeber weiß genau, was gerade für dieses Land von den amerikanischen Angelegenheiten von Wichtigkeit ist; er ist selbst ein Deutscher, ein Sachse, Zögling der Universität Leipzig, ein zu seiner Zeit von seinen Lehrern Haubold, Pölitz rc. werthgeachteter Schüler, welcher aus freyem Triebe sich dem Dienste der nord-amerikanischen Staaten gewidmet hat, dermalen in Philadelphia lebt und durch glückliche Verbindungen die Auszeichnung erhalten hat, dem jezigen Präsidenten Quincy Adams persönlich bekannt gemacht zu werden, und bey dessen feyerlichen Eidesleistungen gegenwärtig zu seyn. Von seiner Tüchtigkeit im Gebiete der Staatswissenschaften hat die 1824 erschienene Schrift: histor. statist. Darstellung des nördl. Englands rc. ein sehr gültiges Zeugniß abgelegt, sie ist in den gelesensten kritischen Blättern als eine wirkliche Bereicherung der statistischen Literatur bezeichnet worden, und das schon unter der Presse befindliche erste Heft der Atlantis wird eine neue Bestätigung dieses Urtheils seyn. — Was sie bringen wird, ist aus den ersten Quellen geschöpft. — Sie wird in einem anständigen Gewande erscheinen, und, wenn sie Beyfall findet, nicht ohne Ausstattung von Karten, Portraits rc. bleiben. Eine genaue Darlegung des Plans ist in allen Buchhandlungen zu haben, durch die wir uns Bestellungen baldigst erbitten.

Leipzig im November 1825.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Bey Bernh. Fr. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die Lebens-Meß- und Rechnungskunst (Biomètrie)

oder die Kunst, durch verständige, genau berechnete Eintheilung und Benutzung der Zeit das menschliche Wohlbefinden zu begründen, sich und sein Glück hoch empor zu bringen, Gesundheit, innern Frieden, Kenntnisse und Reichthum zu erlangen und sich hohen und dauernden Lebensgenuß zu verschaffen. Ein unentbehrliches Taschenbuch für gebildete Personen aller Stände, für Staatsdiener, Geistliche, Offiziere, Aerzte, Rechtsgelehrte, Erzieher, Geschäftsmänner und Kaufleute jeder Gattung, Künstler, Oekonomen, Professionisten und gute Hausväter und Hausmütter. Nach M. A. Julliens Werken bearbei-

tet, mit einer Einleitung, vielen praktischen Regeln und einer ganz neuen, leichten, viel Raum und Zeit sparenden Methode der Geschwindschreibekunst (Stenographie), nach der man sich solche in einem Tage aneignen kann, so wie mit der Kunst, Handschriften schnell abzudrucken und durchsichtiges Copierpapier zu verfertigen, vermehrt, von Dr. Theodor Thon. Nebst einer Kupfertafel. 8. Preis geh. 12 gGr. oder 54 kr.

„Glücklich zu werden, (sagt der Verfasser in der Einleitung) ist der Wunsch Aller"! Wie sie es werden können, dazu giebt sein Buch den einfachsten und sichersten Weg an. Wer ihm treu folgt, wird es nicht bereuen und bald erkennen, daß der Titel nicht zu viel verspricht. Er wird darin die Möglichkeit bewiesen finden, das Leben wohl um das Doppelte zu verlängern, und daß jeder, der seinen Vorschriften einige Aufmerksamkeit schenkt, dieses hohe Ziel nicht leicht verfehlen wird. Das Aeußere dieser Schrift ist bey ausgezeichnet schönem Druck, weißem Papier und elegantem Hefte sehr zu empfehlen.

Bey uns verließ so eben folgende wichtige Schrift die Presse und ist bey uns, wie durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Pflichten und Rechte
der
Herrschaften und Dienenden.
Ein
Spiegel für Beyde.
Nebst der Preußischen Gesindeordnung.
8. Geheftet. Preis 10 Sgr.

Die Collisionen der Rechte und Pflichten, welche fast täglich in jeder Haushaltung zwischen Herrschaften und ihren Hausgehülfen vorkommen, haben die Entstehung dieser Schrift, die eine wahre Rathgeberin bey so mannichfaltigen Vorfällen und Verhältnissen beyder Partheyen seyn kann, veranlaßt.

Sie ist in wohlgeordneten Haushaltungen eben so nothwendig wie die Bürste für den Rock. —

Flittner'sche Verlags-Buchhandlung in Berlin, Jägerstraße No. 51.
Flittner'sche Buch- und Kunsthandlung in Frankfurt a. d. O.

Zur Vermeidung von Collisionen

mache ich bekannt, daß bey mir von dem so eben in Paris erschienenen, so großes Interesse erregendem Werk:

Biographie de tous les ministres dépuis 1791 jusqu'à nos jours. 8. Paris 1825

eine deutsche Uebersetzung unverzüglich die Presse verlassen wird.

Darmstadt d. 1. Novbr. 1825.

C. W. Leske.

Mittel gegen Brandstiftungen.

In allen Buchhandlungen Deutschlands und in Tübingen in der Laupp'schen Buchhandlung ist für 18 gr. Pr. Cour. zu haben:

Die wichtigste Angelegenheit für Feuerversicherungs-Anstalten, und Vorschläge zu Versicherungs-Controlen gegen die überhandnehmenden Brandstiftungen hauptsächlich auf dem Lande. Allen Herren Chef-Präsidenten der sämmtlichen Königl. Preuß. Regierungsbezirke gewidmet. 8. Berlin, bey Fr. Maurer. 1825.

So klein auch diese Schrift ist, so wichtig ist doch deren Inhalt, und es ist sehr zu wünschen, daß die darin gemachten Vorschläge beherzigt und in Ausführung gebracht werden mögen.

Neu aufgelegt ist so eben bey uns erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu erhalten:

Hannchen und die Küchlein, von A. G. Eberhard. 12. elegant gebunden, mit goldenem Schnitt. Preis 1 Thlr.

Der fortdauernde Beyfall, dessen dieses Gedicht sich erfreut, hat bereits diese dritte Auflage nöthig gemacht, an welcher ebenfalls hier und da die bessernde Feile des Verfassers sichtbar ist.

Renger'sche Verlags-Buchhandlung in Halle.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Meddlhammer, A. L. v., Handbuch der Italienischen Sprache oder Sammlung gewählter Stücke aus den klassischen Dichtern und Prosaisten Italiens, mit erklärenden Anmerkungen und einer Grammatik in Beyspielen. Für den Privat- und öffentlichen Unterricht. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

C. H. G. Christiani in Berlin.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und Oestreichs zu haben:

Das kleine schwarze Taschenbuch.
Gracians Ideen über Lebensweisheit.
Taschenformat geheftet 6 gr.

Dieß Büchlein ist für Leute bestimmt, welche die Wahrheit ohne Schminke vertragen, und in die Tiefe blicken können, ohne schwindlich zu werden. Nicht viel auf einmal darf man davon lesen, so wenig wie man von geistigen Getränken viel auf einmal genießen darf. Aber wer über die Art, in der Welt fortzukommen, die sichersten Maximen wissen, und, wie er sie anzuwenden, erfahren will, nehme es alle Tage zur Hand und sey des besten Erfolgs gewiß.

— r.

Nro. 41.
Intelligenz = Blatt.
1 8 2 5.

Subscriptions-Anzeige.

Veranlaßt durch die, wider mein Vermuthen so überaus günstige und willkommene Aufnahme, welche meine vermischten Gedichte Greifswalde bey Koch 1824) und namentlich unter ihnen meine episch-idyllischen Versuche gefunden haben, die unter andern in der Hallischen Literaturzeitung No. 155, Junius 1825 den besten Mustern dieser Gattung an die Seite gestellt werden, gehe ich damit um, ein romantisches Epos in 10 Gesängen und in der beliebten Form der ottava rima unter dem Titel: Otto, Bischof von Bamberg, oder die Kreuzfahrt nach Pommern, zu Ostern 1826 auf Subscription herauszugeben. Da es hier nicht der Ort ist, mich über die Wahl und Behandlung des Stoffes auszulassen, bemerke ich nur so viel, daß ich überall nur das reinpoetische oder einer poetischen Darstellung fähige hervorgehoben habe, und die grausen unermeßlichen Urwälder, durch welche der Zug des trefflichen Heidenbekehrers ging, die Zaubereien des Nordens, die seltsamen Idole der Pommer'schen Völker, ihre hartnäckige Widersetzlichkeit gegen das Christenthum, ihre Sitten und Gebräuche, zu denen mitunter sogar noch Menschenopfer gehörten, werden, wie ich mir schmeichle, kein uninteressantes Gemälde liefern, und an dem Charakter des Otto den schönen Gedanken versinnlichen, welchen der Apostel, 1 Corinth. 13. V. 7. so wahr und rührend ausspricht: Die Liebe verträget alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles. Darum ist auch ein Theil des Ertrages von dem Verf. hinwiederum zu Zwecken der Liebe bestimmt, (für die unglücklichen Waldenser), und um so mehr hat er Ursache zu erwarten, daß in unserer, an jedem Wohlthun so reichen Zeit, sein gutgemeintes Unternehmen die theilnehmendste Unterstützung finden werde.

In typographischer Beziehung wird noch bemerkt, daß das Werk mit Vorrede und Anmerkungen ungefähr 12 Bogen umfassen, und in anständigem Format erscheinen wird. Der niedrige Subscriptionspreis für ein Exemplar auf Druckpapier ist auf 1 Rthlr., und auf Velin auf 1 Rthlr. 10 gr. festgesezt worden. Da die Namen der Herren Beförderer dem Werke vorgedruckt werden sollen, so bittet man um eine recht deutliche Schreibung derselben, vor allen Dingen aber, die Theilnahme an diesem Unternehmen zu beschleunigen. Jede solide Buchhandlung Deutschlands und der Schweiz nimmt die Subscriptionsverzeichnisse an, welche ich mir entweder auf dem direkten Wege, oder durch die Buchhandlung von C. A. Koch in Greifswald erbitte. Sammlern sichre ich das eilfte als ein Freyexemplar zu, und bemerke schließlich noch, daß in den laufenden Jahrgängen der allgemeinen Kirchenzeitung, der Hamburger Originalien, der Wiener Zeitschrift für Kunst, Mode und Literatur, wie der Pommer'schen Provinzial-Blätter Proben aus dem Ganzen mitgetheilt sind.

Coserow auf Usedom in Pommern, den 25. O. 1825.

Wilhelm Meinhold.

Musik-Anzeige.
Siona,
Auswahl classischer Chorgesänge.

Das Entstehen und Gedeihen der Singvereine in vielen kleinern und größern Städten Deutschlands hat bekanntlich seit einigen Jahren den Verlegern die Herausgabe classischer Kirchenwerke möglich gemacht. So wichtig ihre Unternehmungen, namentlich die Herausgabe der Händel'schen Oratorien, Jenen seyn mußten, so glaube ich doch, es bleibe mir noch eine wesentliche, denselben nicht minder willkommene Leistung übrig. Es können und wollen nämlich die Vorsteher solcher Vereine nicht immer ganze Werke aufführen. Sie müssen sich also Chöre da und dort auswählen. Nicht Jeder hat hinlänglichen Vorrath; wohl aber wird Jeder den seinigen, so groß er auch ist, noch zu vermehren suchen. Denselben anerbiete ich hiermit aus meiner ansehnlichen Bibliothek meistens ungedruckter Kirchenwerke diejenigen

hundert Chorgesänge,

die ich für die besten halte, und deren vorzügliche Sangbarkeit und Schönheit ich in meinem Singverein und an meinem örtlichen Publikum selbst vielfach erprobt habe. Die Auswahl treffe ich nach folgenden Grundsätzen:

Um blos musikalische Schönheit, wie sie sich im vierstimmigen Satz und in den Künsten der Contrapunkte bewähren kann, ist es hier nicht allein zu thun, sondern die Composition muß noch dazu textgemäß seyn; es muß in einem schönen Wortausdruck das Geistreiche und Kunstvolle der Composition erst seine Vollendung finden. So wie nun der Wortausdruck zum Haupterforderniß erhoben ist, so fällt alles Massive, Schwerfällige, alle bloße Accordenmusik weg, und es gilt nur das Rhythmisch-bewegliche, Lebendige, Schwungvolle; wodurch die Sänger, im Singen belebt, auch einen lebendigen Vortrag gewinnen.

Hierauf beruhet die Aechtheit des Chorstyls im allgemeinen Sinne. Nun ist es noch in besonderm Sinne um die Aechtheit des Stimmstyls zu thun. Dabey ist einerseits das Organische, anderseits das Aesthetische zu beobachten. In Hinsicht auf das Organische ist der Tonumfang und das Tonvermögen der vier Stimmen zu berücksichtigen. Es darf kein Stück gewählt werden, wie es deren so viele gibt, wo der Alt zu tief, oder der Baß zu hoch steht; unter den Adagio-Sätzen keiner, wodurch die Sänger ermüdet werden; und unter den Moll-Chören keiner von schwieriger Intonation. In Hinsicht auf das Aesthetische müssen in der Sammlung öfters Chöre, oder einzelne Stellen vorkommen, wo die weiblichen Stimmen über die männlichen vorherrschen, erstens, weil deren vorzügliche Beweglichkeit auch einen Theil ihrer Schönheit ausmacht; zweytens, weil eine Composition, worin auf Einen tiefen Ton mehrere hohe fallen, schon aus akustischen Gründen wirksamer und schöner ist, als wenn die tiefen Stimmen gleich figurirt sind, wie die hohen. Es gehören also in diese Sammlung melismatische Gesänge oder einzelne Stellen, die zu den deklamatorischen den Contrast bilden, und gewissermaaßen die Instrumentation des Chorgesanges ausmachen, oder ersetzen.

Diese Grundsätze befolgend, kann ich auch den weit vorgerückten Singvereinen sowohl für Gesangbildung als Kunstgenuß besondere Vortheile versprechen. Dieselben befassen sich vorzüglich mit den Händel'schen Chören. Diese bringen, zum Hauptstoff eines Singvereins erhoben, demselben bey aller ihrer Vortrefflichkeit mancherley Nachtheil. Erstens sind sie, als unterlegt (aus dem Englischen übersezt) im Wortausdruck, wo nicht verfehlt, doch nicht so treffend und trefflich, wie Meisterstücke deutscher Original-Betonung; zweytens sind die tiefern Stimmen, mit sehr wenigen Ausnahmen, gleich figurirt, wie die höhern, welches in den melismatischen Sätzen einen um so widerwärtigern Eindruck macht, als selten ein Männer-Chorpersonal bravour-artige Stellen gut herausbringt; drittens stehen die Bässe (wie z. B. im „Judas Maccabäus" fast in allen Chören) zu hoch, ja so hoch, daß die Schönheit des Ganzen dadurch entstellt wird, und die Bassisten, welche sich oft damit befassen, unvermeidlich an ihren Organen Schaden leiden müssen. Diesem Uebelstand ist auch nicht abzuhelfen; denn wollte man die Chöre transponiren, dadurch befugt, daß zu Händel's Zeit die übliche Stimmung wenigstens um einen ganzen Ton tiefer stand, so käme der Alt tief zu stehen. (Zur Erläuterung dient hier, daß Händel, indem er die Bässe so hoch sezte, sich die Orgel mit Pedal hinzugedacht hat.)

Die erste Lieferung, die im Lauf des Winters erscheint, wird eine Auswahl der Stölzel'schen Fugetten und Fugen enthalten, lauter Meisterstücke des Fugenstyls, durch die Leichtigkeit der Stimmenführung zugleich auch für angehende Singvereine brauchbar, die sich im Fugengesang erst einüben wollen.

Das Ganze ist auf sechs Lieferungen berechnet. Jede wird, im Klavierauszug und in Stimmenblättern gedruckt, ungefähr dreyßig Musikbogen ausmachen. Stich und Papier werden vorzüglich schön seyn.

Der Subscriptions-Preis für jede Lieferung ist auf zwey Reichsthaler, zwölf Groschen sächs., der nachherige Ladenpreis, im Verhältniß der üblichen Musikpreise, auf fünf Reichsthaler festgesezt. Für Singvereine, die ihr ganzes Personal mit Stimmenblättern versehen wollen, tritt nach Maaßgabe der Größe ihrer Bestellung eine besondere Erleichterung ein. Discant-, Alt- und Tenorstimmen sind in beyden Schlüsseln zu haben. Jeder Singverein hat sich also zu erklären, in welchem Schlüssel er die Stimmen gedruckt haben will.

Die Namen der Subscribenten werden der zweyten Lieferung beygedruckt.

Nachträglich zeige ich zugleich an, daß ich die früher angekündigte große Messe von Johann Sebastian Bach, wovon ich das Autographum besitze, nun wirklich in Partitur herausgeben werde.

Der Subscriptions-Preis dieses, auch dem Umfange nach größten Kirchenwerks ist auf acht Reichsthaler sächs. festgesezt.

Die Namen der Subscribenten werden vorgedruckt.

Zürich, im November 1825.

Hans Georg Nägeli.

Bey J. F. Flick in Rathenow ist neu erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Exempeltafeln zur Uebung des Rechnens mit den neuen preuß. Silbergroschen, als Anhang zu den Juncker'schen und Wilberg'schen Exempeltafeln, bearbeitet von einem praktischen Schulmanne. 8. 8 gr.

Vorlegeblätter zur Uebung des Kopfrechnens in Elementarschulen, mit Berücksichtigung der Silbergroschen. 8. 10 gr.

Der kleine Gartenfreund, oder Anweisung, um die den Gärten schädlichen Raupen zu vertilgen und seinen Garten davon zu befreyen, nebst einigen andern, Gartenbesitzern nützlichen Sachen. 8. In sauberem Umschlag. geh. 4 gr.

Die Zeichen- und Augensprache in ihren Bedeutungen nach spanischer Art. Ein Seitenstück zur Blumensprache. Mit 1 Titelkpfr. 16. In sauberem Umschlag. geh. 8 gr.

Schicksalsmacht, oder das menschliche Ungeheuer, und die Hütte am See. Zwey Novellen von Th. Hildebrand. 8. 1 Rthlr.

Von W. A. Lindau ist so eben bey uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu Ludwigsburg, Ulm, Karlsruhe, Stuttgart, Tübingen zu bekommen:

W. A. Lindau, der Landprediger zu Wakefield; ein Roman von O. Goldsmith, a. d. Engl. übersezt und mit einer Einleitung begleitet. 8. Velinpap. 1 Thlr. 18 gr.

Auch unter dem allgemeinen Titel:

Erlesene Romane der Britten, neu übersezt und mit Einleitungen und Anmerkungen begleitet von W. A. Lindau. Erster Band.

W. A. Lindau, Anastasius. Reiseabenteuer eines Griechen, aus den lezten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, von Th. Hope. Nach dem Engl. bearbeitet. 3r, 4r und 5r (lezter) Band. 8. Velinp. Jeder Band 1 Thlr. 8 gr., zusammen 4 Thlr.

Die zwey ersten Bände kosten 2 Thlr. 16 gr., mithin alle 5 Bde. 6 Thlr. 16 gr.

The Vicar of Wakefield, a Tale by O. Goldsmith. New Edition to wich is prefixed a Memoir of the Author by Sir W. Scott. 12. Velinp. 18 gr.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden.

Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M., sind folgende empfehlungswerthe Schriften erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Adrian, Dr. und Professor, Grundzüge zu einer provenzalischen Grammatik nebst Chrestomathie. gr. 8. 1825. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Briefe aus dem Bade Brückenau. 6 gr. oder 24 kr.

Fain, Baron, Beyträge zur Geschichte des Sturzes der Regierung Napoleons. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl.

Fischer, C. A., Romantische Kriegs- und Lebensabentheuer. Erster Theil. Auch unter dem Titel: Neue Kriegs- und Reisefahrten. Erster Theil. 8. 1825. 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 fl.

Friederich, Dr. G., Serena. Die Jungfrau bey und nach ihrem Eintritt in die Welt. Ein Erbauungsbuch für religiös gebildete Töchter. Dritte durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage. 2 Theile. Mit 2 Kupfern. 8. 1826. geh. Auf Druckpapier. 1 Rthlr. 21 gr oder 3 fl. 20 kr. Auf Velinpapier 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Friederich, Dr. G., Heliodor. Des Jünglings Lehrjahre. Mit 1 Kpfr. 8. 1824. geh. 1 Rthlr. 18 gr., oder 3 fl.
— — Sarons-Rosen. Eine Maurer-Gabe den Treuen des Bundes geweiht. Als Manuscript für Brüder gedruckt. Mit Melodien. 16. geb. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl.
Friedleben, Dr. Th., populäre Experimental-Physik für angehende Mathematiker, Dilettanten und die Jugend. 3 Theile mit 16 Steintafeln. 8. 1821, und 1822. geh. 4 Rthlr. 6 gr oder 7 fl. 12 kr.
Häule, G. F., die gläserne Maske. Ein Gemälde aus den Kriminalakten des siebenzehnten Jahrhunderts. Zweyte Ausgabe. 8. 1825. Geheftet. 21 gr. od. 1 fl. 30 kr.
Hufnagel, Dr. W. F., Moseh, wie er sich selbst zeichnet in seinen fünf Büchern Geschichten. gr. 8. 1822. 2 Rthlr. 4 gr. oder 3 fl. 36 kr.
Hufnagel, E., Dr. und Professor, das Leben Jesu von Nazareth. Für kindliches Herz, Bedürfniß und Leben. 2 Thle. Mit 2 Kupf. geb. 1820. 3 Rthlr. oder 5 fl.
Kruthoffer, F. H., Vorlegeblätter zum Unterricht in der deutschen und englischen Current-Schrift, zum Gebrauch in öffentlichen Schulen und zum Selbstunterricht eingerichtet. 4. Geheftet. 1825. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.
Kupfersammlung zu Walter Scott's sämmtlichen Werken. Erste Lieferung: 5 Kupfer zum Fräulein vom See. 8 gr. oder 36 kr. Zweyte Lieferung: 7 Kupfer zu Kenilworth. 12 gr. oder 54 kr. Dritte Lieferung: 3 Kupfer zu Peveril, und 3 Kupfer zu Jvanhoe. 12 gr. od. 1 fl. 54 kr.
Lantir-, Buchstabier- und Lese-Spiel für Kinder. Enthaltend 220 Buchstaben auf Glanzpappen gezogen, in einem Kästchen. 12 gr. oder 54 kr.
Meggenhofen, Melodien zu den Saronsrosen. 6½ gr. oder 30 kr.
Rudolphi, J. J., Schneeglöckchen. Ein Mährchenkranz für Kinder. 8. 1825. Geh. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl.
Schopenhauer, Johanna, Erzählungen. 1r u. 2r Theil. 8. 1826. Auf Druckpapier 2 Rthlr. 20 gr. oder 4 fl. 48 kr. Auf Velinpap. 3 Rthlr. 16 gr. oder 6 fl. 24 kr.
Sinsheim, M., die Geheimnisse der sämmtlichen Rauch- und Schnupftabaksfabrikation. 12. Geheftet. 12 gr. oder 54 kr.
Taschenbuch, Rheinisches, herausgegeben von Dr. Adrian. 17ter oder neue Folge 5ter Jahrg. für das Jahr 1826. Mit 2 Vign. und 7 Kpfrn. In ordinärem Einband 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr. In Pariserband 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr. In Maroquin-Etuis mit gemalten Decken 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.
Thilo, L., Dr. und Professor, Sammlung geometrischer Aufgaben und Lehrsätze mit synthetischen Auflösungen und Beweisen, als Materialien des Unterrichts in der Elementar-Geometrie. Erster Band. Enthaltend als Einleitung eine Abhandlung über die geometrischen Aufgaben und Lehrsätze überhaupt, und aus der Planimetrie die Aufgaben und Lehrsätze, welche die Congruenz und Gleichheit der Figuren betreffen. Mit 8 Kupfertafeln. gr. 8. 2 Rthlr. 4 gr. od. 3 fl. 45 kr.
Desselben Werkes zweyter Band. Enthaltend aus der Planimetrie die Aufgaben und Lehrsätze, welche die Aehnlichkeit der Figuren und den Kreis betreffen. Mit 10 Kupfertafeln. gr. 8. 1825. 2 Rthlr. 16 gr. od. 4 fl. 30 kr.
Wild, C. A., Pharmaceutiker, praktischer Universal-Rathgeber für den Bürger und Landmann. Magazin ökonomisch-technischer Erfahrungen, enthaltend Präparate der praktischen Fabriken-, Haushaltungs-, Gesundheits- und Gewerbskunde; Gegenstände der Kunst, des Luxus und des Handels. Gestützt auf chemisch-physische Gründe, und zum allgemeinen Nutzen und zur Unterhaltung herausgegeben. 2 Theile. Mit 4 Kupfertafeln. Zweyte verbesserte Auflage. 12. Geheftet. 1825. 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr.

Ausführliche Anzeigen hiervon sind in allen Buchhandlungen unentgeldlich zu haben.

Literarische Anzeige.

In der Montag- und Weiß'schen Buchhandlung in Regensburg ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu haben:

Kornmann, Rupert, (Prälat von Priefling) die Sibylle der Zeit aus der Vorzeit; oder polit. Grundsätze durch die Geschichte bewähret. Nebst einer Abhandlung über die polit. Divination, und einem Anhange einer deutschen Uebersetzung der in fremden Sprachen vorkommenden Stellen. 3 Theile. Dritte unveränderte Originalausgabe, gr. 8. Regensburg, 1825. à 3 Rthlr. oder 4 fl. 30 kr.
Dessen Nachträge dazu, nebst dem Bildnisse und der Biographie des Verfassers. gr. 8. Ebendaselbst. 1818. à 1 Rthlr. 8 Ggr. oder 2 fl.
Schäffer's, Dr. Joh. Ulr. Gottl., Beytrag zu einer künftigen wissenschaftlichen Ansicht der Wirkungen mineralischer Wasser. 8. Regensburg, 1842. à 8 Ggr. oder 30 kr.

Anzeige für Gebildete.

Von der einfach schönen neuen Auflage der sämmtlichen Schriften von

C. F. van der Velde,

herausgeg. von C. A. Böttiger und Th. Hell

ist nun die dritte Lieferung von 4 Bänden, welche die Lichtensteiner, die Wiedertäufer, die Patrizier und Guido enthalten und den 9ten, 10ten, 11ten und 12ten Theil bilden, erschienen und in allen Buchhandlungen mit Vorausbezahlung der 4ten Lieferung von 3 Thlr. 12 gr. zu bekommen.

Seit einiger Zeit hat sich in Wien ein edler Stegreifritter, von Haykul, mit einem ehrlichen Bürger, unter dem bezeichnenden Namen Mausberger, zusammen gefunden, unsere Verlagschriften von H. Clauren, G. Schilling und C. F. van der Velde nachzudrucken und um so ziemlich gleiche Bändezahl mit der Originalausgabe auch da zu bewirken, wo die Censurbehörde, statt der Durchwässerung, den Abdruck ganz und gar untersagt, haben sie gar pfiffig jeden starken Band des Originals in zwey und drey Theile des Nachdrucks zerspalten.

Wem nun mit todtgekochten Geistes-Gerichten aus der dortigen Garküche nicht ganz besonders gedient seyn sollte, dem bieten wir die vollständigen Originalausgaben, und zwar

1) 25 Bände der sämmtlichen Schriften von van der Velde, 3te Auflage, im Ladenpreise 28 Thlr. — für 20 Thlr.

2) 33 Bände von Scherz und Ernst von H. Clauren, welche 32 Thlr. 6 gr. kosten, für 24 Thlr. und

3) 85 Bände der Schriften von G. Schilling, in zwey Sammlungen von 50 und 35 Bänden, im Ladenpreise 85 Thlr. — für 60 Thlr.

-egen baare Zahlung an, wofür dieselben von uns selbst ·ortofrey, so wie durch jede rechtliche Buchhandlung in ·-nd außerhalb Deutschland, ohne weitere Vergütung an Porto ꝛc., von jezt an bis zur Ostermesse 1826 bezogen werden können.

Dresden und Leipzig, im Octbr. 1825.

Arnold'sche Buchhandlung.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Neueste Blumensprache. Eine Gabe der Liebe und Freundschaft geweiht. Zweyte Auflage. 12. Geh. 6 gr. — 7½ Sgr. — 27 kr.

Bey J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theoretisch-praktisches Lehrbuch
der kaufmännischen
Buchhaltungs-Wissenschaft.
Gründliche und faßliche
auf
praktischen Erfahrungen beruhende Anleitung,
wie die Bücher der Kaufleute, sowohl im Groß- als Kleinhandel und in Fabriken, auf einfache Art und in doppelten Posten zweckmäßig geführt werden können.
Mit Schematen und Tabellen.
Von
Franz Petter,
Prof. d. deutschen Sprache a. k. k. Gymnasium zu Ragusa.
gr. 8. 1825. Preis 3 fl. 54 kr. rh. oder 2 Rthlr. 4 ggr.

Die allgemeinen Grundsätze der Buchhaltungs-Wissenschaft nach bestimmten Regeln zu entwickeln, und durch eine besonnene Auswahl von Beyspielen anschaulich darzustellen, war das Ziel, welches sich der Hr. Verfasser bey Bearbeitung dieses Lehrbuches vorsteckte. Derselbe ist von dem bisher am meisten betretenen Wege, die Buchhaltungs-Wissenschaft in einer ununterbrochenen Reihe von Beyspielen, oder durch die buchhalterische Darstellung einer, durch einen Zeitraum von mehreren Monaten geführten Handlung zu lehren, abgewichen, und hat eine weit kürzere und faßlichere Lehrart gewählt, deren Vorzüge sich bey dem ersten Blick in das Buch bemerkbar machen.

Der Verfasser suchte nämlich den Anfänger in der vorausgeschickten Theorie mit der Hauptansicht des Gebäudes der Buchhaltungs-Wissenschaft bekannt zu machen, und führt ihn alsdann als ein erklärender Begleiter in den innern Gemächern desselben umher, macht ihn auf alles Bemerkenswerthe aufmerksam, und führt ihn durch Berufungs-Nummern auf die in arithmetischer Ordnung fortlaufenden Paragraphe zurück, damit derselbe sich Rathes erholen könne, wenn ihm etwas dunkel oder neu erscheinen sollte. Statt ein einziges, groß angelegtes Geschäft durch mehrere Monate fortzuführen, und dadurch in die Nothwendigkeit zu kommen, das Werk durch mehrere Hülfsbücher vergrößern und vertheuern zu müssen, schien es zweckmäßiger, drey Aufgaben in kleinerem Umfange, jedoch recht umständlich darzustellen, damit der Lernende die Verbindung und den Zusammenhang der einzelnen Theile in einem kleineren Ganzen leichter überschauen könne. In der ersten praktischen Ausarbeitung gibt der Herr Verfasser verschiedene Beyspiele einer zweymonatlichen Geschäftsführung nach den Regeln der Buchhaltungs-Wissenschaft in doppelten Posten. Die zweyte Aufgabe stellt er geflissentlich in einer Provinzialstadt an, da die Buchführung in doppelten Posten bey Kaufleuten in kleineren Städten noch immer eine seltene Erscheinung ist, und dort der wißbegierige, sich dem Handlungsfache widmende Jüngling am wenigsten Gelegenheit hat, sich für seinen Beruf tauglich auszubilden. In der dritten Aufgabe stellt er eine Gesellschaftshandlung dar, arbeitet sie im kürzesten Style aus, und führt somit die Anfänger stufenweise vom Leichten zum Schweren über. Durch die zweckmäßige Einrichtung des Druckes wurde es möglich dieses Werk zu einem sehr sehr bequemen Handbuche in gr. 8. Format zu machen, und dessen äußere Ausstattung wird Jedermann befriedigen.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Der juristische Rathgeber
in der Stadt und auf dem Lande: oder gesetzliche und Vorsichts-Regeln und Vorschriften zu allen im bürgerlichen und Geschäfts-Leben vorkommenden nicht prozessualischen rechtlichen Geschäften. Ein Hand-, Noth- und Hülfsbuch für den Geschäftsmann, Bürger und Bauer.
Von
August Junghans.
29 Bogen. 8. Preis 1 Rthlr. 4 gr.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen:

Bären.
Eine Sammlung von Wiener-Anekdoten
aus dem Leben gegriffen und nacherzählt
von J. F. Castelli.
Erstes Hundert. Broschirt 6 gr.

Der Sammler und Erzähler dieser Anekdoten, bekannt als ein Mann, der versteht, was Scherz ist, und ihn vorzutragen weiß, hat seit vielen Jahren zusammengetragen, was in Wien, diesem Lieblingssitze des Komus, Witziges und Spaßhaftes geschehen ist und gesagt wurde. Diese Sammlung erscheint nun hier heftweise, jedes Heft zu 100 Anekdoten. „Der Wiener, sagt er in seiner Vorrede, ist ein geborner Spaßmacher; schon sein Dialect eignet ihn dazu vorzüglich, und wer die gemeine Volksklasse in Wien kennen gelernt, weiß, welch ein ungeheurer Fond von Spaß in diesen Menschen liegt.“ Wer dürfte also nicht hoffen, in diesen Heften eine reiche Ausbeute von Spaß, und somit ein Büchlein zu erhalten, welches ihm selbst und wodurch er auch andern Unterhaltung zu gewähren im Stande seyn wird. Daß manche der vorkommenden Anekdoten Manchem schon bekannt seyn werden, ist natürlich, aber gewiß nicht alle Allen, und jeder findet gewiß mehrere ihm ganz neue. So viel dürfen wir versichern, daß der Verfasser keine derselben aus Schrift oder Druck entlehnt, sondern alle dem Volke vom Munde weggenommen hat. Wir sind Willens für's erste 10 solcher Hefte in unbestimmter Zeitschrift herauszugeben, wovon 5 Hefte immer ein Bändchen ausmachen.

Bey A. Rücker in Berlin verließ so eben die Presse:

Pique-Dame. Berichte aus dem Irrenhause. Nach dem Schwedischen von L. M. Fouqué. 8. 1 Rthlr.

Das literarische Conversations-Blatt Nr. 173 d. J. äußert sich über das Original wie folgt:

„Wohl ist dieß eine der merkwürdigsten und bedeutendsten Erscheinungen der gesammten Schwedischen Literatur. Fast möchte man diese Pique-Dame einen epischen Hamlet nennen, denn auch hier wird ein in sich zerfallenes Gemüth geschildert, das unter Einwirkung besonderer Umstände durch sich selbst untergeht."

Die Uebersetzung hat den eigenthümlichen Styl des Originals höchst glücklich getroffen, und bekundet, daß sie mit Liebe und Sorgfalt geliefert worden ist.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Lehrbuch der Buchstaben-Rechenkunst, für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Von J. P. Brewer. 1r Theil. Düsseldorf bey Schaub. 1 Rthlr. 4 gr.

Eben so wie das Lehrbuch der Geometrie desselben Verfassers, zeichnet sich diese Schrift durch die so seltene Verbindung von Deutlichkeit und Gründlichkeit vor allen andern Werken der Art aus.

In Berlin bey F. A. Herbig erschien:

„die freye Perspektive"

erläutert durch praktische Aufgaben und Beyspiele, hauptsächlich für Maler und Architekten, von J. E. Hummel, Professor an der königl. Kunstakademie ꝛc. 2r Theil mit 6 illuminirten und 18 ausgeführten schwarzen Kupfertafeln. Preis 4 Rthlr. 12 gr.

Mit diesem 2ten Theil, der die Lehre von dem Lichte, den Schatten, den Farben und die perspektivische Schattenconstruktion enthält, ist dieses Werk nun vollständig. Der 1ste Theil mit 27 Kupfern, „die Linien-Perspektive" enthaltend, erschien 1824 und kostet 3 Rthlr. 18 gr. — In der Halleschen Lit. Zeitung 1825. Nr. 24 wird dasselbe als das brauchbarste in seiner Art erwähnt.

Wissenschaftliche Anzeige.

In allen Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben, und in Tübingen in der Laupp'schen Buchhandlung:

Jahr- und Tagebuch der wichtigsten Entdeckungen, Erfindungen und Stiftungen und der denkwürdigsten Weltbegebenheiten seit Christus. Nebst einem Normalkalender. Ein Erinnerungsbuch für Gebildete. Herausgeg. von Sam. Christ. Wagner. In zwey Theilen gr. 8. Berlin bey Friedr. Maurer. Zweyten Theils 1ste Abtheilung.

Auch unter dem Titel:

Kurzgefaßte Weltchronik seit Christus, bis auf die neueste Zeit. 1r Theil. Preis 1 Rthlr. 18 gr. Preuß. Cour.

Der im vorigen Jahre erschienene 1ste Theil dieses mit unverkennbarer Mühe zusammengetragenen Werks umfaßt die seit dem Jahr 29 nach Christi Geburt bis Ende d. J. 1823 im Reiche der Wissenschaften und Künste gemachten wichtigsten Entdeckungen, Erfindungen und Stiftungen. — Die jezt erschienene 1ste Abtheilung des für den größten Theil der Lesewelt noch wichtigeren Tagebuches enthält die Monate Januar bis incl. Junius der denkwürdigsten Weltbegebenheiten und der Geburts- und Sterbe-Tage, vorzüglich berühmter Menschen seit Christi Geburt bis zum J. 1825. (Die bereits unter der Presse befindliche zweyte Abtheilung hingegen liefert die Monate Julius bis December sammt einem Normalkalender und einigen Verbesserungen zur 1sten Abtheilung.) Ein vollständiges Sach- und Namen-Register wird, wie bey'm ersten Theile, auch dem 2ten Theile folgen. Und da auch in Zeiträumen von drey Jahren immer ein Supplementheft geliefert werden soll, welches die in diesen Jahren gemachten neuen Entdeckungen ꝛc. und die denkwürdigsten Weltbegebenheiten sowohl als auch Ergänzungen, Zusätze und Berichtigungen zu den beyden Theilen enthalten soll; so läßt sich mit Recht erwarten, daß dieses Werk die möglichste Vollkommenheit eines Erinnerungsbuches erlangen und für die Gegenwart wie für die Zukunft unterrichtend und unterhaltend seyn wird.

In der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig ist in Commission zu haben:

Hohenhausen, Elise von, Poggezana. Romantisch-historische Erzählung aus der Zeit des deutschen Ordens im 14ten Jahrhundert. 8. geheftet 20 gr.

Virgils Gedicht vom Landbau. Deutsch von Joseph Nürnberger. Mit dem Text zur Seite. Taschenformat 1 Rthlr.

Zyliegan, F. W., die ältern und neuern Feste aller christlichen Konfessionen. Ein belehrendes Handbuch für Leser aus allen Ständen. 8. geheftet 12 gr.

Hepp, C. F. Th., Dissertatio inaug. qua inquiritur ex quo tempore hypotheca bona debitoris efficiat. gr. 8. 16 gr.

Bey Bernh. Fr. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Der wohlberathene Geld-Negoziant, sowohl als Darleiher, wie als Erborger. Ein Handbüchlein für Ungelehrte, Bürger und Landleute, welche Gelder zu verleihen oder zu erborgen und sich dabey vor Schaden zu hüten wünschen. Nebst Interessen-Tabellen nach Conventionsgeld, nach Meißnischen Gülden und nach Reichsgeld

in 24 Fl. Fuß, Hülfs-Tabellen, Reduktions- und Verwandlungs-Tabellen; und mit den nöthigsten Vorsichtsmaßregeln sowohl für Darleiher als Erborger hinsichtlich der Zinsen, Geldsorten, Rechtswohlthaten und Ausflüchte, Hypotheken-Bürgschaften, Würderungsscheinen, Schuld- und Pfandverschreibungen, Rückzahlung des Kapitals, von Cessionen und von dem Wechselrecht. Ingleichen Vorschriften zu Schuld- und Pfandverschreibungen unverheiratheter Manns- oder Weibspersonen, von Eheleuten, einer Ehefrau, wobey sich der Ehemann seines Nießbrauchs begiebt, einer Wittwe und ihrer theils noch minderjährigen Kinder, einer Commune, ein Schuld-, Pfand- und Bürgschaftsschein, ferner Muster zu verschiedenen Cessionen, Mortificationen, und allen Arten von Sola-, Prima- und Secunda-, Meß-, indossirten und andern Wechseln. 8. Preis geheftet 12 gGr. oder 54 kr.

Literarische Anzeige.
Griechenland betreffend.

In allen Buchhandlungen Deutschlands und in Tübingen in der Laupp'schen Buchhandlung ist für 18 gr. Preuß. Cour. zu haben:

Regierungs-Phantasien, in Briefen eines Europäers an den Pascha von Aegypten. gr. 8. Berlin, bey Fr. Maurer, 1825. geheftet.

Der Verfasser entwickelt in diesen an den Pascha gerichteten sehr interessanten Briefen die Frage, wie die Regierung eines wohlorganisirten Staates beschaffen seyn müsse, und legt ihm die Ideen des gebildeten Europa über die wichtigsten Gegenstände einer weisen Regierungskunst vor Augen, die sich auch wohl, — und worauf es der Verf. abgesehen zu haben scheint, — in manchen europäischen Staaten in Anwendung bringen lassen dürften. Da der Pascha, wie der Verf. sagt, im Begriff stehe, sich von Stambuls Oberherrschaft los zu machen, ein neues Reich zu stiften und in die Reihe der Europäischen Regenten zu treten, so beschließt er seine Briefe mit der Aeußerung an den Pascha, daß er, statt die griechischen Inseln bekämpfen zu helfen, sie in einen Nachbarstaat vereinigen, ein Bündniß mit ihnen abschließen und durch Freundschafts- und Handelsverbindungen beyde Reiche auf den höchsten Gipfel des Staatenglücks zu erheben, bemüht seyn möge, um seinen Namen denen eines Timoleon, Harmodius und Aristogiton beygesellt zu sehen.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen:

Der Mensch und das Geld. Wohlgemeinte Rathschläge, Geld redlich zu erwerben, es klug zu erhalten und weise zu verwenden. Zur ernstlichen Beherzigung für junge und alte Leute, für höhere und niedere Stände von Ebersberg. Wien, 1825. 8. 200 Seiten stark, auf schönem Postpapier im Umschlag broschirt 16 gr.

Das traurige Loos schlechter, die glückliche Lage ordentlicher Haushälter — aus dem Leben gegriffene Ansichten über Reichthum und Armuth — die Ursachen der leztern in schlechter Erziehung, ungezähmten Begierden, im Leichtsinn und in der Geschäftslosigkeit begründet — die schlechten Mittel Geld zu erwerben: Börse-, Karten- und Lotteriespiele, sammt der Geschäftsmacherey mit allen ihren schrecklichen Folgen. — Der Fluch, welcher auf ungerecht erworbenem Gute liegt — die sichersten Arten, sich auf eine ehrliche Weise Geld zu erwerben, einen ordentlichen Haushalt zu führen — die Delikatesse und Klugheitsregeln beym Geld-Erwerbe, dann die Art, auf welche die meisten Menschen wieder um ihr erworbenes Geld kommen — und endlich die Anleitung zu einer vernunftmäßigen Verwendung desselben, dieses alles ist mit vieler Erfahrung und Sachkenntniß in diesem schätzbaren Buche aus einander gesezt. Wohl ist der Gegenstand, den es sinnig behandelt, jedem Alter und jedem Stande überaus wichtig, und mit Zuversicht kann man im Voraus behaupten, daß es vielen Nutzen stiften und gleich den übrigen Schriften des rühmlich bekannten Verfassers Eingang finden werde bey allen bessern Menschen.

In der Universitätsbuchhandlung in Königsberg in Preußen ist erschienen:

Voß, Joh. Heinr., sämmtliche Gedichte. Auswahl der lezten Hand. Taschenausgabe in 4 Bänden. Auf Druckpapier 2 Rthlr. 16 gr.
— Schreibpapier 3 Rthlr. 8 gr.
— Velinpapier 5 Rthlr.

Neue Schriften,

welche in der C. J. Edlerschen Buch-, Papier- und Musikalienhandlung in Hanau erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Bernstein, C., Lehrbuch der Geographie für Schulen. 8. broch. 6 gr. oder 27 kr. rheinl.

Der Herr Verfasser übergiebt mit diesem kleinen Lehrbuch der Geographie den Schülern, welche mit dieser Wissenschaft noch ganz unbekannt sind, einen kurzen Leitfaden, woraus sie durch Auswendiglernen eine allgemeine Uebersicht derselben erlangen können. Es ist daher besonders zum Gebrauch in Elementarschulen zu empfehlen.

Gemälde der Nacht, des Grauens und der Liebe, in romantischen Tinten von W°°°°°. gr. 12. broch. 12 gr. oder 54 kr. rheinl.

Diese kleine Sammlung von Erzählungen und poetischen Fantasien gewährt durch die Abwechslung, die darin herrscht, wie durch den blühenden Styl, in dem sie verfaßt ist, dem Leser Unterhaltung und Genuß. Der Ernst des Lebens und des Verhängnisses reicht dem freundlichen anakreontischen Genius brüderlich die Hand in diesem Werkchen, das von dem Verfasser als eine,

wie zu hoffen steht, nicht unwillkommene Gabe, für das gebildete Publikum zunächst bestimmt ist, und allen Freunden belletristischer Muse empfohlen werden darf.

Junker, F. C., Dianassologie, oder die Lehre von dem Ausstopfen der Thierkörper, wie solches auf die leichteste Art erlernt, und wie von einem Jeden, ohne fremde Anweisung und mit geringen Kosten, ein Naturalien-Kabinet angelegt werden kann 2c. Mit zwey lithographirten Tafeln. 8. broch. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. rheinl., auf Schreibp. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Bey der Bearbeitung dieses Buches beabsichtigte der Herr Verfasser hauptsächlich den Liebhabern von Naturaliensammlungen eine Anweisung zu geben, sich auf eine äußerst wohlfeile und zweckmäßige Art eine solche anlegen zu können, so daß auch Unbemittelte in den Stand gesetzt werden, ihren Wunsch, selbst ein Naturalienkabinet zu besitzen, mit wenig Kosten zu befriedigen. Da es an einer so zweckmäßigen Anweisung zur Ausstopfung der Thierkörper, besonders der Insekten, bisher gänzlich mangelte, so wird dieß Werkchen gewiß allen Freunden von Naturaliensammlungen eine höchst willkommene Erscheinung seyn.

Schuppius, Programm. Untersuchung über die lateinische Bindeformel: non modo (non) sed ne quidem und über deren Synonyme. gr. 8. 7 gr. oder 30 kr. rheinl. (In Commission.)

Neuer höchst interessanter Roman.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Die Brautwerbung

von

Richard von Helmhorst.

3 Theile. 8. Preis 2 Rthlr. 12 gr.

Dieser neue schöne Roman ist aus einer geübten Feder geflossen, erhält die Spannung des Lesers von Anfang bis zu Ende, ist nicht nach dem gewöhnlichen Zuschnitt und verdient die Aufmerksamkeit des leselustigen Publikums in hohem Grade.

Bey Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Leben und Sitte in England. Aus dem Englischen übersezt von Hubert Stern. 2 Bändchen. 8. geheftet 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Der geistreiche Verfasser, indem er seinen Landsleuten, das Leben und die Sitte in England, mit den treffendsten Farben schildert und seine Charaktere der großen Welt, von der satyrischen Lauge übergossen, im Spiegel der weltbürgerlichen Betrachtung erscheinen läßt; wird dadurch auch uns Deutschen interessant und lehrreich; und die schöne Sprache — vom Herrn Uebersetzer getreu wiedergegeben — die den gebildeten Menschen-, den tiefen Seelen-Kenner verräth — entschädigt uns reichlich für gar Manches, was uns, nicht eben zur Nachahmung und so treu nach dem Leben copirt — vom Verfasser mitgetheilt wird.

Bey W. Starke in Chemnitz ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen und Lesebibliotheken zu haben:

Herrmann von der Ettersburg. Eine thüringische Rittergeschichte aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert, auf wahre Geschichte gegründet, von A. Tertor. 2 Thle. 1 Rthlr. 18 gr.

Neue Schriften von Th. Hell.

Th. G. Winkler (Hell), des Maurers Leben. In 9 Gesängen — mit 10 Kupfertafeln. 3te verb. Aufl. gr. 8. eingeb. 1 Thlr. 8 gr.

Th. Hell, dramatisches Vergißmeinnicht, 3s Bändchen. 8. br. 1 Thlr.

sind in der Arnoldischen Buchhandlung, so wie in allen nahmhaften Buchhandlungen zu Karlsruhe, Stuttgart, Tübingen, Ludwigsburg, Ulm, zu haben.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Sammlung neuer Muster zum Sticken in Plattstich und Tambourin, gezeichnet von einer Hamburgerin. 1826. quer Folio. Hamburg bey Perthes und Besser. Preis 3 Rthlr.

Literarische Anzeige.

In der Buchhandlung von S. G. Levrault in Straßburg erscheint in Kurzem eine deutsche Uebersetzung des in Frankreich mit so vielem Beyfall aufgenommenen Werks:

Laskaris,

oder die Griechen in dem fünfzehnten Jahrhundert, mit einem historischen Versuch über den Zustand der Griechen seit der Eroberung der Mahomedaner bis auf unsere Zeiten. Von Herrn Villemain, Mitglied der französischen Akademie; mit Anmerkungen. 2 Theile in 12.

Der geistvolle Verfasser sucht durch diese historische Novelle die Theilnahme an dem Schicksale des unglücklichen Volks anzusprechen. In der Verbindung der wichtigsten, bey dem Untergange des Vaterlandes geretteten Gelehrten und kirchlichen Personen, mit den ausgezeichnetsten Italienern in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, liegt der Grund der Dankbarkeit unsers ganzen Geschlechts gegen die Griechen, welchen wir die jetzige Bildung verdanken; dieses und der herrlich gezeichnete

Umriß der Schicksale des Volks bis auf die neuere Zeit empfiehlt dieses Werk den Gebildeten aller Völker.

Alle Buchhandlungen Deutschlands nehmen Bestellungen darauf an.

Bey uns ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Klio. Historische Novellen, Skizzen und Anekdoten, von Karl Müchler. 8. Preis 1¼ Thlr.

Man findet hier 16 auf Thatsachen gegründete Erzählungen, theils aus dem Leben berühmter Männer, theils, wo dieß der Fall nicht ist, in psychologischer wie auch physiologischer Hinsicht, interessant. Ein gefälliger und dabey lebhafter Styl, ohne gesuchten Prunk, mit hochtönenden Worten, zeichnen sie zu ihrem Vortheil aus, und werden jedem gebildeten Leser eine unterhaltende Lektüre gewähren. Druck und Papier sind sauber.

Die Brautwahl. Lustspiel von A. W. Iffland. Nebst einer Musikbeylage. Von dem Verfasser verbesserte Ausgabe. 8. Preis geh. ½ Thlr.

Iffland's Stücke, da er selbst ein berühmter mimischer Künstler war, haben das Verdienst, daß sie sich vorzüglich zur Darstellung eignen. Der Verfasser fand bey diesem kleinen Lustspiel doch noch andere Verbesserung nöthig, nachdem er es in seinen Almanach für's Theater, Jahrgang 1808, hatte abdrucken lassen. Mit dieser Abänderung ist gegenwärtige neue Auflage veranstaltet worden, die man daher jeder Bühne, besonders jedem Liebhaber-Theater empfehlen kann, da die Aufführung dieses Lustspiels wenige Vorkehrungen bedarf.

Epigrammatische Stachelnüsse. Hundert an der Zahl. Für die Freunde der Satyre und des Scherzes. 12. geh. Preis ⅓ Thlr.

Mit heiterer Laune und ohne gallichte Bitterkeit sind in diesen Distichen manche Thorheiten und Gebrechen der Zeit aufgedeckt worden. Sie werden also gewiß denen, welche sich nicht getroffen fühlen — und deren Zahl ist doch die größte — willkommen seyn, und ihrer Lust über manche Verirrungen eine heitere Richtung geben.

Flittner'sche Verlags-Buchhandlung in Berlin, Jägerstraße No. 51.
Flittner'sche Buch- und Kunsthandlung in Frankfurt a. d. O.

Bey Bernh. Fr. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Der kleine Hausgärtner, oder kurze Anleitung, Blumen- und Zierpflanzen sowohl in Hausgärtchen als vor den Fenstern und in Zimmern zu ziehen. Eine zwar gedrängte, aber dennoch möglichst vollständige Uebersicht aller bey der Gärtnerey vorkommenden Vorkenntnisse, Arbeiten und Vortheile. Nebst Belehrung über das Anlegen der Erdkästen und der Glashäuser vor den Fenstern, über das Durchwintern, die Erziehung aus Saamen, das Absenken, Kopuliren, Pfropfen, Okuliren, Versetzen und Beschneiden der Gewächse; über Vertilgung schädlicher Insekten, ingleichen einer neuen Methode, Kartoffel- und Champignonsbeete in Kellern anzulegen, Salat im Winter zu ziehen, grünende Vasen zu erzeugen und Zwiebelgewächse im Wässer zur Blüthe zu bringen, so wie auch mit einem vollständigen Gartenkalender, der die Pflege von mehr als 100 Pflanzen enthält; und mit dem nöthigen Register von J. A. F. Schmidt (Diaconus zu Ilmenau). Mit 10 erläuternden Abbildungen. 12. in eleganten Umschlag geheftet. Preis 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Gewiß allen willkommen, die sich gern mit Florens holden Kindern beschäftigen und eines größern Gartens entbehren, umfaßt dieses freundliche Bücheln zwar in möglichster Kürze, aber in einer angenehmen, besonders sehr lichtvollen Schreibart alles, was zur Kultur der Blumen- und Zierpflanzen gehört, und leistet gewissenhaft mit wirklicher Vollständigkeit, was der Titel verspricht, so daß Jeder, der seinen Lieblingspflanzen auch nur einen engen Raum anweisen kann, hier genügenden Unterricht findet. Ja, es wird selbst Solchen, welche die Blumenzucht im Größern betreiben, sehr nützliche Dienste leisten. Nicht leicht wird man (mit Ausnahme der Treibhauspflanzen) eine beliebte Pflanze darin vermissen, deren Auffindung ein doppeltes Namenregister erleichtert; jedem Gewächs sind die nöthigen Fingerzeige zu dessen richtiger Behandlung beygefügt. Auch die Freunde der Orangerie-Gewächse werden sich recht sehr befriedigt sehen, und selbst die Behandlung einiger Zwergobstsorten und mehrerer Fruchtsträucher ist mit eingeschlossen, so daß man im Besitz dieser kleinen Schrift kostspielige Werke der Art leicht entbehren kann.

Bey Rubach in Magdeburg ist so eben fertig geworden:

Ulrich von Wildenfels. Ein Gemälde aus den Ritterzeiten. — Der Raubritter. Eine Erzählung aus dem Anfange des 17ten Jahrhunderts. Von Fr. Ernst. Preis 16 gr.

Bey Goedsche in Meissen ist erschienen und in allen Buch- und Musikalien-Handlungen zu haben:

Amphion, Geschenk für Freunde des Gesanges und des Pianofortespiels. Herausgegeben von J. Dotzauer. Ein musikalisches Taschenbuch auf das Jahr 1826. In elegantem Einbande. 4. 1 Rthlr. 6 gr.

Die diesjährigen Beyträge sind von: Bergmann, Dotzauer, Feska, Fürstenau, Gumlich, Herrmann, Kummer, Lindner, Marschner, Meyer, Morlacchi, Ruppius, Schubert, Spohr.

Nro. 42.

Intelligenz-Blatt.

1 8 2 5.

The cheapest and most elegant
EDITION OF WALTER SCOTT
ever offered to the public!
Pocket Edition
of
THE COMPLETE WORKS
OF
WALTER SCOTT
with a life and a portrait of the author,
Several beautiful plates
and NOTES
critical and explanatory,
by
MEYER.
author of the celebrated free translation of
SHAKSPEARE etc. etc.
Price: (for Subscribers only) 4 Groschen Conv.
or . . . . each Volume.
Vellum Paper-Hotpressed Plates
each Volume . sewed.

Alle Buchhandlungen nehmen hierauf Subscription an.

Jeden Monat (vom Januar 1826 anfangend) erscheint ein Bändchen.

Gotha, im September 1825.

Bureau des Correspondenzblattes für Kaufleute.

Be careful to order:
MEYER'S EDITION OF WALTER SCOTT.

Neue Schriften von Gust. Schilling.

G. Schilling, der Hausgenosse. 2 Theile. 8. Velinp. 2 Thlr. 9 gr.

— — Historien. 3 Theile. 8. Velinp. 2 Thlr. 21 gr.

Auch unter dem allgemeinen Titel:

Schriften von G. Schilling. Zweyte Sammlung, 31r bis 35r Band. 5 Thlr. Vorausbezahlung 4 Thlr.

Alle 35 Bände kosten 35 Thlr. und in der Vorausbezahlung nur 28 Thlr.

Die erste Sammlung enthält 50 Bände zu 50 Thlr. und herabgesezt zu 33 Thlr.

In allen Buchhandlungen zu Tübingen, Ludwigsburg, Ulm, Karlsruhe, Stuttgart zu haben.

Arnoldische Buchhandlung in Dresden.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Handfibel für den ersten Unterricht im Lesen nach der Lautmethode von M. F. Th. Ralle. 5 Bogen. 8. Preis 3 gr. Alt-Courant, oder 3 Sgr. 9 Pfen. oder 12 kr. Parthiepreis für Schulen 100 Exemplare 8 Rthlr. 10 Sgr. oder 14 fl. 24 kr.

Viele Schullehrer, welche diese Handfibel in ihren Klassen eingeführt haben, erkennen ihr unter der großen Masse der vorhandenen Fibeln, als einer der allerbesten und zweckmäßigsten, unweigerlich den Preis zu.

Drey neue inhaltsreiche, schön ausgestattete und preiswürdige Jugendschriften, empfehlenswerth!

Das lieblichste Geschenk für kleine Kinder,

die lesen lernen und lesen können. Vom Verfasser des Buches „bitte! bitte! lieber Vater! liebe Mutter! schenke mir dieß allerliebste Buch!" von Pastor Müller. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage; mit ausgemalten Kupfern und den interessantesten, den Fassungskräften des Kindes angemessenen Erzählungen. 8. 1826. Im gemalten Umschlag. gebd. 12 gGr.

Die Familie Ehrenstein,

ein unterhaltendes und belehrendes Lesebuch für gute Kinder, oder solche, die es werden wollen. Von der Verfasserin der „Abendstunden der Familie Hold." Am. Schoppe, geb. Weise. Mit 10 schönen ausgemalten Kupfern. 8. 1826. Im gemalten Umschlag. gebd. 1 Rthlr. 8 gGr.

Die Erzählungsabende im Pfarrhause,

ein Geschenk für die reifere Jugend. Von derselben Verfasserin. Mit 13 schönen ausgemalten Kupfern von deutschen und englischen Meistern. 8. 1826. Im gemalten Umschlag. gebd. 1 Rthlr. 8 gGr. Zu haben bey

J. G. Herold jun.

Den zahlreichen Besitzern der ersten fünf Theile von:

Dr. Sigismund Fr. Hermbstädt's
Gemeinnützlichem Rathgeber
für den Bürger und Landmann,
Oder Sammlung auf Erfahrung gegründeter Vorschriften zur Darstellung mehrerer der wichtigsten Bedürfnisse der Haushaltung, so wie der städtischen und ländlichen Gewerbe

dient gewiß zur angenehmen Nachricht, daß von diesem schätzbaren Werke der sechste Band, (60 wichtige Vorschriften enthaltend) mit einer Kupfertafel und einem vollständigen Sachregister über den Inhalt aller sechs Bände, so eben die Presse verließ und sowohl in unterschriebener Verlagshandlung, so wie in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes für 18 gr. geheftet zu haben ist.

Der Preis eines completen Exemplars ist demnach 4½ Thlr.

Die Buchhandlung von C. Fr. Amelang in Berlin.

So eben ist in der J. C. Hermann'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. erschienen:

Phantasiegemälde von Dr. Georg Döring für 1826. gr. 8. mit einem Kupfer von Fleischmann. Preis 2 fl. 45 kr.

Die früheren Jahrgänge dieses Werks sind von den Gebildeten des deutschen Lesepublikums mit so entschiedenem Beyfalle aufgenommen worden, daß auch wohl der gegenwärtige Jahrgang einer gleichen Theilnahme sich erfreuen darf. Auch hier ist wiederum eine Hauptgeschichte der Rahmen reichgestalteter Gemälde, welche theils Scenen aus einer vielbewegten Gegenwart, theils aus einer höchst romantischen Vergangenheit — aus den Zeiten der Hohenstaufen — zur lebendigsten Anschauung bringen. — Die Hauptgeschichte wird auch darum das Mitgefühl der Leser besonders ansprechen, weil sie in der Zeit der jüngsten Ueberschwemmungen an der Küste der Nordsee vorgeht. —

In allen Buchhandlungen Deutschlands ist obiges Werk zu haben. —

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

„Schmieder, Dr. K. Chr., Mythologie der Griechen und Römer für Freunde der schönen Künste. Zweyte vermehrte Ausgabe mit 33 Kupf. und 5 Steinabdrücken. 8. Kassel 1825. 1 Rthlr. 4 Ggr."

Neben so manchen äußerst vortheilhaften Recensionen über die erste Auflage dieses Buchs ist der beste Beweis seiner Brauchbarkeit der, daß binnen so kurzer Zeit eine starke Auflage vergriffen ward. Es eignet sich ganz für Dilettanten der schönen Künste, wie auch besonders für die Jugend beyderley Geschlechts, und kann als passende Weihnachts- und Neujahrsgabe gelten.

Durch J. G. Heyse in Bremen ist an alle Buchhandlungen versandt und zu haben:

M. Adams Geschichte der Ausbreitung der christlichen Religion durch die hamburgische und bremische Kirche in dem benachbarten Norden, von Karls des Großen bis zu Heinrichs des IV. Zeiten, wie auch dessen geographische Abhandlung über Dänemark. Aus dem Lateinischen mit erläuternden Anmerkungen von Carsten Miesegaes. Bremen 1825. gr. 8. 367 Seiten.

Durch diese gelungene und fließende Uebersetzung des Coryphäen der Geschichtschreiber und Geographen des Mittelalters, nicht weniger durch die beygefügten gehaltreichen Anmerkungen, hat sich der Verfasser ein nicht geringes Verdienst um die deutsche Literatur erworben, und es bedarf der Empfehlung dieses höchst schätzbaren, in der Bibliothek eines jeden gebildeten Deutschen gewiß nicht lange fehlenden Werkes um so weniger, da früher schon die Herren Professoren Sanders und Rump in Bremen, wie auch Herr Doctor und Conrector Troß in Hamm im 7ten Stück seiner diesjährigen Westphalia, und jezt der Recensent desselben in Nro. 133 des Hamburg. unparth. Correspondenten über die ausgezeichnete Bearbeitung dieses Quellenschriftstellers sich so vortheilhaft ausgesprochen haben, und eine gleiche Würdigung desselben sich im lezten Quartal-Hefte der Schleswig-Holstein-Lauenburgschen Provinzialberichte befindet.

Bey mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kleines Bilder A B C, mit 264 sehr sauber colorirten Abbildungen, von Ch. A. L. Kästner, geb. 1 Thlr.

Dieses Büchelchen zeichnet sich durch sein hübsches Aeußere und durch seinen zweckmäßigen Inhalt vor allen Schriften ähnlichen Inhalts sehr vortheilhaft aus; und wer ein A B C Buch kaufen will, und dieses siehet, wird so leicht kein anderes wählen.

Der Bildermann, oder Lehren der Weisheit und Tugend in Bildern von Chr. A. L. Kästner. 8. mit 48 color. Abbild. 1 Thlr.

Der Titel besagt hinreichend den Zweck dieser neuen Jugendschrift, und sie bedarf also keiner nähern Anzeige. Der rühmlichst bekannte Verfasser hat sich in den lezten Jahren durch sein bey mir erschienenes kleines Bilder A B C bey der Jugend so beliebt gemacht, daß, wer dieses Buch hat, obiges gewiß auch kauft.

Naturgeschichte der Hausthiere, und anderer hierher gehörigen Thiere, mit Hinsicht auf deren Benutzung in der Oekonomie und Technologie. Von H. A. Kerndörfer. Dritte ganz umgearbeitete Auflage. 270 S. 8. mit 17 color. Abbildung. geb. 1 Thlr.

Diese Jugendschrift wird sich in dieser neuen sehr bedeutend vermehrten Auflage noch einer günstigern Aufnahme als früher zu erfreuen haben, indem sich der Verfasser in derselben nicht blos auf die Naturgeschichte der Hausthiere beschränkt hat, sondern zugleich die mit demselben verwandten wilden Thiere beschreibt. Der angenehme Vortrag des Verfassers ist hinreichend bekannt, die Kupfer liefern getreue Abbildungen der beschriebenen Hausthiere, und der Preis ist sehr billig.

Leipzig im Novbr. 1825.

Carl Cnobloch.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Kurze, aber gründliche und bewährte Anweisung, alle Arten von Essig aus Wein, Bier,

Obst, Korn, Honig und allerhand bisher wenig geachteten Materialien, sowohl im Großen als im Kleinen, mit vielem Vortheil zu brauen und anzusetzen; wie auch vielerley künstliche Essigarten zu bereiten. Nebst einem Anhange, wie die beliebtesten Früchte zum Hausbedarf in Essig einzumachen, und mehrere Sorten feine Liköre, Aquavite und Getränke mit geringer Mühe und wenig Kosten selbst zu verfertigen sind. 8. geh. Preis 4 gr. — 6 Sgr. — 18 kr.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mosely Hall
oder die Wahl eines Gatten. Roman von Cooper, dem Amerikaner, bearbeitet von J. P. F. Richter. 2 Bände. 8. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. (3r und lezter Band.)

Redwood, Roman von Cooper.
bearbeitet von W. v. Gersdorf. 4 Bände. 8. 3 Rthlr. 18 gr. oder 6 fl. 42 kr.

Nachlaß des Kater Murr.
Fortsetzung der Lebensansichten des Kater Murr von E. T. A. Hoffmann. 8. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Der Doppelgänger,
oder: welcher ist mein Sohn? Nebst zwey Erzählungen von W. v. Gersdorf. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Zu den interessantesten Romanen der lezten Messe, die auch ein besseres Publikum ansprechen, gehört unstreitig:

Das geheimnißvolle Haus
oder der Richterspruch der Welt. Von L. Kruse, Verfasser des krystallenen Dolches und der Rose. 2 Theile. 8. 1825. 2 Rthlr.

Bey Wilhelm Starke in Chemnitz ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Binni, K., Bildungsbriefe für die Jugend; als Uebung im Styl und zur angenehmen Unterhaltung. Dritte verm. und verb. Auflage. 8. 18 gr.

Was der Titel verspricht, leisten diese Briefe wirklich, denn sie geben in einem reinen, fließenden Style die Correspondenz mehrerer jungen Leute beyderley Geschlechts, über häusliche Verhältnisse, Feste, Unfälle, Freuden rc., besonders über kleine Reisen, welche eine eben so angenehme als belehrende Unterhaltung gewähren. Den meisten Nachrichten sieht man an, daß sie an Ort und Stelle geschöpft sind. Kurz das Buch kann jungen Leuten mit gutem Gewissen empfehlen

Richard Roos.

In Berlin bey F. A. Herbig erschien und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

E. C. von Kleist's
sämmtliche Werke.
Herausgegeben mit des Dichters Leben von Dr. W. Körte, von Neuem durchgesehene Original-Ausgabe in Taschenformat. 2 Bände mit dem Bildniß Kleist's. ⅔ Rthlr.

Ewald von Kleist ist einer der Lieblings-Dichter Deutschlands, der auch im Auslande seine Verehrer fand, wie die zahlreich vorhandenen Uebersetzungen es bestätigen. Diese neue Ausgabe reiht sich den Taschen-Ausgaben deutscher Klassiker an, und bietet sich zu einem Preise dar, wofür sich die Mehrzahl gern in deren Besitz setzen wird, um so mehr, da sie in einem gefälligen Aeußern erscheint. Sie eignet sich hierdurch auch vorzüglich zu einem Geschenke.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Kurzer Abriß der Mythologie
für Anfänger und Freunde dieser Wissenschaft, bearbeitet von Georg Senga. Mit 30 mythologischen Abbildungen in Kupfer. 12. broch. Preis 10 gr. Alt-Courant, oder 12½ Sgr. oder 45 kr.

Von der Götter- und Fabellehre der alten Griechen und Römer giebt vorstehendes Werkchen einen kurzen Abriß, der für jeden Anfänger hinreichend ist, ihn mit diesem Studium zu befreunden.

Bey Friedr. Aschenfeld in Lübeck ist so eben erschienen:

Maury, J. C. H., Handbuch für Zahnärzte; nach der neusten franz. Aufl. frey übersezt von Dr. H. W. Soß. Mit 4 Kupfertafeln. 14 gr.

Diese Schrift eines sehr geachteten, auch im Auslande rühmlich bekannten Pariser Zahnarztes enthält die vollständigste Anleitung zur Verfertigung künstlicher Zähne, welche bis jezt bekannt geworden ist. Auch beurkunden die Verbesserungen mehrerer Zahninstrumente, so wie die Formeln zu Zahnarzneyen, den denkenden und gebildeten Zahnarzt zur Genüge und verdienen die Beachtung deutscher Kunstgenossen.

Die Taschenausgabe von

K. W. Ramlers poetischen Werken in 2 Bdchn.

ist nunmehr in der unterzeichneten Verlagshandlung erschienen, und daselbst so wie in allen Buchhandlungen für 1 Rthlr. zu haben. Jeder Deutsche und namentlich jeder Preuße, dem das Andenken an Friedrich den Einzigen theuer ist, wird sich gewiß gern in den Besitz der Werke eines Dichters setzen, der die unsterblichen Thaten des großen Königs so begeistert sang.

Berlin im Oktbr. 1825.

Sander'sche Buchhandlung.

Literarische Anzeige.

So eben ist erschienen und in Tübingen und Stuttgart in allen Buchhandlungen zu haben:

Tauchou, S., neue physiologische und therapeutische Ansichten über die Kälte und ihre Anwendung in Krankheiten, nebst Beobachtungen und einigen aphoristischen Zusätzen. Aus dem Französ. von Dr. G. Wendt. 8. Geh. 18 gr.

Die Zerstörer des Lebens wie ihre Gegenwirkungen liegen oft auf der Hand, aber nicht selten ist eben dieser Umstand das Gefährlichste eines Uebels. Das Element, in dem der Mensch lebt, ist Wärme; Uebertreibung ist Krankheit, Kälte stellt das Gleichgewicht her. Wie das möglich sey, in welchen Fällen und auf welche Weise man dieses Mittel zu gebrauchen habe, sagt dieses Buch mit klaren Worten und beweist es durch wichtige Beyspiele. Gegen hitzige nervöse Krankheiten, gegen Gehirnentzündungen, Gehirncongestionen und Convulsionen bey Kindern, gegen Magenübel, sogar gegen Krebsgeschwüre u. s. w. liefert das einfache Element des Winters oft Hülfe, wo keine mehr zu finden ist. Den Aerzten dienen daher die merkwürdigen Beobachtungen des Verfassers, ihre Erfahrungen daran zu prüfen und die Heilmittellehre zu bereichern, den Laien, im Fall der Noth einen Rathgeber zu haben, wo es noch Zeit ist, und ihre Einsichten in das Wesen ihres kranken Körpers zu vergrößern, beyden aber die vielen und mannichfaltigen Beyspiele zu wichtigen Erläuterungen und Beweisen. Die Darstellung ist eben so verständlich, wie die Sprache angenehm und fließend.

Weigand'sche Buchhandlung.

Bey G. C. E. Meyer in Braunschweig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ciceronische Chrestomathie für mittlere Gymnasial Klassen, enthaltend kurze Aussprüche, Erzählungen, Schilderungen Gespräche, Briefe ꝛc. herausgegeben von Friedemann, Dr. und Direktor des Catrineums. 8. 9 Ggr.

Gräuelthaten der Piraten (Seeräuber) auf Cuba. Getreuer Bericht der schrecklichen Drangsale, die der Verfasser während seiner Gefangenschaft bey ihnen erdulbete. Von Smith. Aus dem Engl. von G. Lotz. 18 Ggr.

Heusinger, Lieutenant, Ansichten, Beobachtungen und Erfahrungen während des Feldzugs in Valentia und Catalonien 1813 und 1814, mit Bezugnahme auf die Operationen der verbündeten englisch-sicilianisch-spanischen Armee auf Genua ꝛc. gr. 8. 1 Thlr. 6 Ggr.

Hurlebusch, Dr., Wünsche und Vorschläge, die Criminal- und Civil-Gesetzgebung betreffend. gr. 8. 6 Ggr.

Mansfeld, Dr., über das Alter des Bauch- und Gebärmutterschnitts ꝛc. 4 Ggr.

Dessen Beurtheilung von Harms geistlichen Rath für Hebammen ꝛc. 6 Ggr.

Dessen de Uteri in efformandis molis vi formatrici, etc. 4to. 6 Ggr. (Wird nur auf feste Rechnung, nach Verlangen versandt.)

Sûpke, F., Einleitung in die Handelswissenschaft. Ein Leitfaden für den Unterricht ꝛc. 8 Ggr.

Wyttenbachii, Dan., Opuscula selecta etc. Adjecit. F. T. Friedemann. 1 Thlr.

Romane.

Auerbach, E., der Zigeunerraub, oder: das Vaterhaus. Eine Erzählung aus dem Rettungsjahre 1813. 1 Thlr. 4 Ggr.

Bellani, H. E. R., Die Belagerung von Ancona. Eine Geschichte aus der letzten Hälfte des 12ten Jahrhunderts, romantisch erzählt. 2 Bände. 2 Thlr.

Dessen Tyrolers Liebchen. Eine Erzählung. 1 Thlr.

Hundeiker, J., Alexander von Oberg, ein historisches Gemälde aus den ersten Jahren der Hildesheimischen Stiftsfehde. 2 Bände. 2 Thlr. 16 Ggr.

Kronhelm, H., Der Wenkstein, oder Liebe um Liebe. Eine Erzählung aus der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts. 1 Thlr. 4 Ggr.

Marie und Barton, oder Leidenschaft und Liebe. Eine Erzählung von S. M. Craud. 1 Thlr. 8 Ggr.

Schoppe, A., geb. Weise. Schicksals-Wege. Ein historischer Roman. 3 Bände. 4 Thlr.

Graf Sobiesky. Historischer Roman, nach Miß J. Porter von G. Lotz. 2 Bände, 2 Thlr. 8 Ggr.

Bey mir sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rinaldo's Reisen durch Deutschland. Ein Unterhaltungsb. für die Jugend zur Beförderung der Vaterlandskunde. 8. 3 Bde. mit colorirten Kupf. geb. 4 Thlr.

Der Verfasser ist mit den vornehmsten Schriftstellern einverstanden, daß das Lesen der Reisebeschreibungen das nützlichste Bildungsmittel für die Jugend ist, und ihr zugleich den Unterricht in der Geographie lieb und angenehm macht; nur müssen die Reisebeschreibungen besonders für sie bearbeitet seyn oder vielmehr das Interessanteste, was mehrere Reisende über dieselben Länder und Völker geschrieben haben, ausgehoben und zu einem Ganzen vereinigt werden. Dieses hat der Verfasser bey obigem Werke gethan und zog aus den vorzüglichsten Reisebeschreibungen das Beste und Unterhaltendste heraus, wobey er sich vorzüglich an die Merkwürdigkeiten der Natur und der Kunst, an die vornehmsten Sehenswürdigkeiten der Städte, an das Eigenthümliche der Länder und ihrer Bewohner, an die Sitten und Gebräuche der Letztern und an die auffallendsten Züge ihres Charakters hielt. Das Buch empfiehlt sich zugleich durch die 12 hübschen colorirten Kupfer.

Choix des plus jolis contes arabes tirés des mille et une nuit, par M. A. Henri. Nouv. édit. augm. d'un vocabulaire par J. F. Sanguin. 2 Vol. av. 2 figures, cart. 2 Thlr.

Diese Auswahl aus den herrlichen Erzählungen der Tausend und einer Nacht wurde schon bey seiner ersten Erscheinung mit vielem Beyfall aufgenommen, da sie mit vieler Sorgfalt gemacht, und alles das, was Eltern und Erzieher ihren Kindern und Zöglingen vorenthalten würden, weggelassen ist. Diese neue Auflage wird noch willkommener seyn, da sie Hr. Sanguin mit einem vollständigen Wörterbuche bereichert hat.

Ferner sind noch von H. Clauren so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu Karlsruhe, Stuttgart, Tübingen, Ludwigsburg, Ulm zu haben:

H. Clauren, Leopoldine und Molly. Zwey Theile. 8. Velinp. 1 Thlr. 12 gr.

— — Malk. 8. Velinp. 1 Thlr.

Auch unter dem allgemeinen Titel:

H. Clauren, Scherz und Ernst. Vierte Sammlung, erster bis dritter Band.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden.

Nro. 43.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

So eben ist erschienen und in Tübingen und Stuttgart in allen Buchhandlungen zu haben:

Brachmann, Louise, auserlesene Dichtungen. Herausgegeben von K. L. Methusalem Müller. 3r und 4r Band. gr. 8. Jeder Band 1 Rthlr. 12 gr.

Auch unter dem Titel:

Auserlesene Erzählungen und Novellen von Louise Brachmann. Herausgegeben von K. L. Methusalem Müller. 1r und 2r Band. Jeder Band 1 Rthlr. 12 gr.

Leipzig im November 1825.

Weygand'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben:

Diätetik für die elegante Welt,

oder die Kunst das Leben auf eine angenehme Art zu erhalten und zu verlängern. Nach dem Engl. von Dr. G. W. Becker. 8. Leipzig bey Kayser. 1 Rthlr.

Das Original, nach welchem der Herr Verf. diese Schrift bearbeitete, ist in England fünfmal aufgelegt worden. Mehr als Zehntausend Exemplare wurden abgesetzt. Die Ursache von diesem Beyfall ist darin zu suchen, daß sie ganz einfache Grundsätze aufstellt, das Leben zu verlängern, daß sie die angenehmsten Mittel auswählt und alle Vorschriften in einer leichten heitern, oft scherzenden Weise vorträgt. Niemand war aber wohl besser geeignet in diesem Geiste eine Bearbeitung für das deutsche gebildete Publikum zu unternehmen, als Herr Dr. Becker, der schon durch seine vielen Beyträge zur Zeitung für die elegante Welt gleichsam eine Veranlassung gefunden hatte, auch eine Diätetik für Dieselbe zu schreiben. Druck und Papier, so wie das Aeußere, sind dem Titel entsprechend!

Das

Vater Unser,

Mit Beyträgen

von

Gottfr. v. Ammann, Buchner, Rörer, Spatz, Sauer, Weniger u. a. m.

Ein Erbauungsbuch für jeden Christen.

Zweyter Theil.

(In 78 Bearbeitungen) mit 1 Kupfer (Johannes, nach Dominichino,) geheftet. Leipzig bey Kayser. Ausgabe Nr. 1 in 8. 16 gr. Nr. 2 in gr. 8. 22 gr. Nr. 3 in 8. Vel. Pap. 1 Rthlr. 8 gr.

Wie reich an herrlichen Ideen das schöne Gebet Jesu, das Vater Unser, ist, beweisen die zahlreichen und vortrefflichen Bearbeitungen desselben auch in diesem zweyten Theile, die uns seit Kurzem von ausgezeichneten Männern zugesandt worden sind. Welchen Beyfall von Seiten des Publikums sich der erste Theil zu erfreuen hatte, davon zeugen die drey in kurzer Zeit auf einander erfolgten Auflagen. Auch gegenwärtiger Theil steht dem ersten nicht nach, und beyde vereint bilden nun ein Erbauungsbuch, wie es noch nicht da war, und welches wir allen frommen Christen als das Beste und Schönste hiermit empfohlen haben wollen!

Beyde Theile kosten: Ausgabe Nr. 1 in 8. 1 Rthlr. 8 gr. Nr. 2 in gr. 8. 1 Rthlr. 22 gr. Nr. 3 in gr. 8. Vel. Pap. 3 Rthlr.

Poetisches Irrgärtchen.

Auswahl der sinnreichsten und zierlichsten Räthsel,

von

Fürchtegott Frauenlob

und

Rosamunden von Hochheim,

dessen Braut.

8. Leipzig bey Kayser, geheftet 16 gr.

Der gebildeten Welt wird Obiges eine willkommene Erscheinung seyn, da es sich ganz dazu eignet, besonders für die langen Winterabende, den Einzelnen so wie ganze Gesellschaften auf eine eben so angenehme als geistreiche Weise zu unterhalten.

Nachricht an die geehrten Pränumeranten und vorläufige Anzeige für das philologische Publikum.

F. K. Krafts

neues deutsch-lateinisches Handwörterbuch,

ist so eben die 2te Abtheilung, über 61 Bogen stark, fertig geworden, und wird von heute nach der Reihenfolge an die zahlreichen Pränumeranten expedirt. Ausführliche Anzeigen und Exemplare zur Ansicht in allen soliden Buchhandlungen.

Vollständig liegt nun ein Werk vor, das gewiß am brauchbarsten für Gymnasien und lateinische Schulen ist.

Obgleich der zu billige Pränumerations-Preis nun aufgehört hat, wird man doch den Ladenpreis von 2 Rthlr. 18 gr. — bey Partbieen weit billiger — bey der Stärke eines Werks billig finden, auf dessen Fortsetzung man nicht Jahre lang zu warten braucht.

Leipzig, den 15. Novbr. 1825.

Ernst Klein, Buch- und Kunsthändler.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Beyträge zur landwirthschaftlichen Bauwissenschaft von W. G. Bleichrodt. Erstes Heft. Mit

2 Kupfertafeln. gr. 4. geheftet. Preis 16 gr. Alt-Courant oder 20 Sgr. oder 1 fl. 12 kr.

Inhalt: 1) Ueber Anlage und Construktion der Schafställe. 2) Darlegung des Baues dauerhafter Feld- und Straßen-Brücken, nebst nützlicher Anwendung auf den Bau unterirdischer Kanäle, Stollen, Wasser-Abzüge ꝛc. 3. Wie können öffentliche und Kommunal-Bauten mit möglichster Kostenersparniß in Ausführung gebracht werden? —

Der Name des Verfassers bürgt für die Gediegenheit des Werkes. Der Druck ist sehr schön.

So eben hat die Presse verlassen:

Dr. K. W. Ch. Weinmann,

über das Verhältniß des Urchristenthums zu dem Protestantismus.

8. Hildburghausen in der Kesselring'schen Hofbuchhandlung. 15 gr.

Schon der Name des Herrn Verfassers, dem von der philosophischen Fakultät zu Erlangen als ein Anerkenntniß seiner Verdienste als Schriftsteller (ob egregiam quam scriptis suis acri ingenio solidiorique doctrina elaboratis sibi comparavit laudem) die Doktorwürde ertheilt wurde, ist hinreichende Empfehlung dieser für unsere Zeit hochwichtigen Schrift.

Bey mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erziehungs-Schule,

in anziehenden, muntern und lehrreichen Unterhaltungen. Ein Lesebuch zum Vergnügen und zur Belehrung für Schulen und zum Selbstgebrauch. Als Seitenstück zu Weisens Kinderfreund, von Louise Hold. 2 Theile mit 2 Kupfern. 2 Thlr.

Dieses Buch ist zum Theil schon durch den im vorigen Jahre erschienenen 1sten Band bekannt. Die Verfasserin will, wie auch der Titel besagt, in dieser Jugendschrift ein Seitenstück zu Weisens beliebtem Kinderfreund liefern. Sie hat fast ganz denselben Plan beybehalten, und nur gesucht durch Abwechselung diese Schrift unterhaltender zu machen. Die Jugend lernt darin die Welt, die Länder, deren Einwohner, Sitten und Gebräuche, die Ereignisse der Natur und die Wunder des Himmels kennen. Zugleich wünscht die Verfasserin durch lehrreiche Gespräche, durch Lebensbeschreibungen, durch Erzählungen, Reisebeschreibungen und Schauspiele auf die jungen Gemüther zu wirken.

J. A. C. Löhr,

das Fabelbuch für Kindheit und Jugend.

Dritte von Chr. Aug. Lebr. Kästner vermehrte Auflage. Mit 16 colorirten Kupfern. 408 Seiten, 8. geb. 1 Thlr. 16 Gr.

Dieses Fabelbuch durch die zwey ersten Auflagen, welche sich in wenig Jahren verkauften, zu bekannt und zu beliebt, als daß es noch einer Empfehlung bedürfte, ist in dieser dritten Auflage mit mehrern Fabeln und 2 neuen Kupfern vermehrt worden.

Mancherley Begebenheiten und Geschichten aus dem

Leben des kleinen Andreas.

Von

J. A. C. Löhr,

zweyte Ausgabe mit 2 Kupfern 16 Gr.

Anspruchlos und bescheiden erzählt hier der kleine Andreas die Leiden und Freuden seiner frühern Kindheit, welche er in einer ziemlich beschränkten Lage verlebte. Bey aufmerksamem Lesen wird die Jugend mancherley nützliche Warnung, manchen Antrieb zum fleißigen Lernen und überhaupt mancherley Gutes aus seinen Erzählungen nehmen.

Leipzig, Novbr. 1825.

Carl Cnobloch.

In August Oßwald's Buchhandlung in Heidelberg und Speyer ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Systematische Anleitung

zur

Deklamation

für Jeden,

dessen Beruf ein gründliches Studium derselben erfordert,

von

G. Thürnagel.

8. 1 fl. 12 kr. rhein. und 18 gGr. sächs.

Die richtige Deklamation ist nicht nur für geselligen Genuß, für die richtige Auffassung und Darstellung des Schönsten, was der menschliche Geist zur Veredelung des Lebens hervorbringt, eine wichtige und sehr empfehlende Kunst; sondern sie kann auch ein sehr erfolgreicher Weg werden, die höheren Wahrheiten, die Erhebungen und Tröstungen der Religion leichter zum Herzen zu führen, und es darf also wohl nicht unbeachtet bleiben, wenn ein von der Kunst Berufener eine Anleitung dazu liefert, welche auch sogar gleich bey ihrer Erscheinung an Lehranstalten mit Interesse aufgenommen wurde. Der Preis erleichtert die Anschaffung, und das gefällige Aeußere giebt dem Büchlein auch noch die Eigenschaft eines angenehmen Geschenkes.

Neue schöngeistige Schriften von C. Weisflog.

C. Weisflog, Phantasiestücke und Historien. 5r und 6r Band. 8. Velinp. 3 Thlr. 15 Gr.

Die vier ersten Bände kosten 5 Thlr. 6 Gr., und zwar die zwey ersten 2 Thlr. 18 Gr. und der dritte und vierte 2 Thlr. 12 Gr.

welche in allen Buchhandlungen zu Ludwigsburg, Ulm, Karlsruhe, Stuttgart, Tübingen zu bekommen sind von der

Arnoldischen Buchhandlung
in Dresden.

Die neue, auf weißem Papier, mit neuen Lettern sehr schön gedruckte

Taschen-Ausgabe
von
C. E. v. Kleist's sämmtlichen Werken,
2 Bändchen mit dem Bildniß Kleist's,

ist noch zu dem äußerst geringen Preise von [illegible] Rthlr. in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Subscriptions-Anzeige
einer neuen Ausgabe
von
Schreber's Naturgeschichte
der Säugthiere,
fortgesezt von
Dr. August Goldfuß,
Professor der Naturgeschichte an der Universität Bonn.

Vielfach geäußerten Wünschen zu genügen, hat sich Unterzeichneter entschlossen, das oben genannte, von den Stimmfähigen des In- und Auslandes längst als classisch anerkannte Nationalwerk, zur Erleichterung der Käufer, in Quartal-Lieferungen von 24 Kupfertafeln und dazu gehörigem Text, neu herauszugeben.

Das Werk ist zwar von dem verstorbenen Präsidenten von Schreber mit dem 55sten Hefte geschlossen worden, hat aber bis jezt schon 14 Supplement-Hefte erhalten, deren leztes (das 69ste im Werke) jüngst erschien.

Ohne Lobpreisungen, deren dieses Werk nebst seinen Fortsetzungen nicht bedarf, mag es jedoch erlaubt seyn zu bemerken, daß sich die Kupfertafeln, welche sich in den Heften der neueren Zeit befinden, von den in früherer Zeit erschienenen, sowohl hinsichtlich des Stichs, als der Illumination, noch sehr auszeichnen, und namentlich das zulezt ausgegebene 69ste Heft auch in dieser Hinsicht mit aller möglichen Sorgfalt ausgestattet wurde.

In gleicher Art nun soll die Herausgabe aller Lieferungen der neuen Ausgabe des Werkes und dessen Fortsetzungen Statt finden, zu deren leichterer Anschaffung die Unterzeichnete eine, im Verhältnisse ihrer Auslagen ꝛc. höchst billige Subscription, in der sichern Hoffnung anbietet, dem naturhistorischen Publikum dadurch einen angenehmen Dienst zu erweisen.

Längstens mit dem ersten Januar 1826 wird die erste Lieferung, mit einem Titelkupfer geziert, die Kupfertafeln auf holländischem Papier, vollendet seyn und ausgegeben werden, und sofort ohne Unterbrechung jedes Quartal eine neue Lieferung von gleicher Stärke folgen.

Sowohl bey Unterzeichneter, als in jeder soliden Kunst- und Buchhandlung (für welche die Palm'sche Verlagsbuchhandlung dahier den Debit übernommen hat) kann darauf subscribirt werden.

Der Subscriptionspreis für eine jede Lieferung ist 6 Rthlr. sächs. oder 10 fl. 48 kr. Reichsgeld, welcher bey Abgabe der Lieferung bezahlt wird.

Mit der Abgabe der zweyten Lieferung (am ersten April 1826) ist der Subscriptions-termin geschlossen. Der nachherige Ladenpreis wird auf 9 Rthlr. sächs. oder 16 fl. 12 kr. erhöht werden.

Subscriptions-Sammler erhalten noch, bey direkter Bestellung, und portofreyer Einsendung des Subscriptions-Betrags an Unterzeichnete, auf 5 Exemplare ein Frey-Exemplar, und zwar franco Leipzig und Frankfurt, welche Vergütung jedoch von den Kunst- und Buchhandlungen nicht verlangt werden kann.

Erlangen, den 18. Okt. 1825.

Expedition des Schreber'schen Säugthierwerkes.

Bey uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

C. F. Gellert's
sämmtliche Fabeln und Erzählungen,

ohne Kupfer [illegible] Thlr., gebunden [illegible] Thlr.; dasselbe Buch, mit ganz neuen von Kirchhof gezeichneten und von Guimpel gestochenen Kupfern, mit schwarzen Kupfern roh [illegible] Thlr., gebunden [illegible] Thlr.; dasselbe Buch, mit illuminirten Kupfern roh [illegible] Thlr., gebunden 1 Thlr.; dasselbe Buch, auf Schreibpapier [illegible] Thlr., gebunden 1 Thlr.; dasselbe Buch, auf Schreibpapier mit schwarzen Kupf. 1 Thlr., gebunden 1[illegible] Rthlr; dasselbe Buch, auf Schreibpapier mit illum. Kupf. roh 1[illegible] Rthlr.; dasselbe Buch, geb. auf Schreibpapier mit illum. Kupf. 1 Rthlr. 14 gr.

Den noch unübertroffenen Fabel- und Erzählungs-Dichter der Deutschen Nation — Gellert — sollte man jedem Deutschen Kinde in die Hand geben.

Die reine, edle Sprache, der natürliche, völlig ungezwungene Ausdruck, die feinen Empfindungen, die Richtigkeit der Gedanken und das sittliche Gefühl sind und bleiben die Vorzüge dieses unvergeßlichen Schriftstellers welche diesem Werke einen ewig dauernden Werth geben werden.

Die Verlagshandlung hat dieser Ausgabe Kupfer für die Jugend als Reizmittel gegeben, wodurch sie sich unstreitig zweckmäßiger, als so manche Mährchen und fantastische Possen, zu einem Geschenk für dieselbe, als Belehrung zum Geburtstage oder zu andern feyerlichen Gelegenheiten eignet.

Flittner'sche Buchhandlung in Berlin.

Bey Bernh. Fr. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Das Ganze der Ananaszucht

oder die verschiedenen Arten, wie man Ananas gezogen hat und noch ziehet, von der ersten Einführung dieser Frucht in Europa bis zu den neuesten Verbesserungen in der Cultur derselben von T. A. Knight. Nach dem Englischen. Mit einem Steindruck, die besten Einrichtungen der Ananashäuser- und Gruben vorstellend. 8. Preis 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Auch die Gärtnerei hat neben so vielen andern Künsten bey den fleißigen und geschickten Engländern, besonders in dem letzten Jahrzehend, außerordentliche Fortschritte gemacht, und die Cultur der so beliebten und köstlichen Ananasfrucht zog ganz vorzüglich die Aufmerksamkeit der englischen Gärtner auf sich. Man wetteiferte, nicht nur

die größten und wohlschmeckendsten Früchte zu ziehen, sondern sie auch in weit kürzerm Zeitraum zu erzielen, und es gelang. Man erzeugte diese Königin unter den Früchten in der außerordentlichen Größe von 5 bis über 9 Pfund schwer binnen 15 Monaten, statt vordem in 3 Jahren, ja Baldwin zog sogar sehr wohlschmeckende Früchte in 3 Monaten. Da es der Handelsgärtner Vortheil verlangte, gute Früchte zu jeder Jahreszeit zu liefern, so gewannen sie durch Fleiß und Aufmerksamkeit der Natur auch dieses Kunststück ab. Dabey lernte man, daß diese Pflanze bey weitem nicht so zärtlich ist, als man immer glaubte, zum Ueberwintern nur eines geringen Wärmegrades bedarf, und sich demnach weit wohlfeiler, als nach der alten Methode treiben läßt. Alle Mittel und Verfahrungsarten, wodurch die angeführten Vortheile zu erlangen sind, findet man in vorstehendem Buche mit vieler Einsicht zusammengestellt. Der Verfasser bereisete in der alleinigen Absicht, seine Erfahrungen in der Ananascultur zu bereichern, nicht allein ganz England und Schottland, sondern auch beynahe das ganze übrige Europa und die Ergebnisse dieser Reise sind in seiner Schrift gewissenhaft und aufrichtig niedergelegt. Wer als Gutschmecker oder als spekulativer und geschickter Handelsgärtner die Ananaszucht nach dieser Schrift ins Größere betreiben will, dem wird die kleine Ausgabe dafür gewiß reichlichen Segen bringen.

Im Verlage von C. H. F. Hartmann in Leipzig ist erschienen:

Voltaire's und Rousseau's

auserlesene Werke.

In neuen Uebersetzungen.

Erster bis dritter Theil:

Voltaire's

Romane und Erzählungen.

Taschenformat. Subscriptionspreis der drey Theile 18 gr.

Nie hat wohl ein Dichter, ein Philosoph, ein Geschichtschreiber, eines solchen Publikums sich zu erfreuen gehabt, nie ein Mensch durch bloße Geisteskraft die Bewunderung der Welt in dem Grade sich erworben, als Voltaire. Seine Schriften liest der gemeine wie der denkende Leser mit gleichem Vergnügen. Als Prosaiker ist er unerreichbar, so schön und glänzend ist sein Ausdruck, so reich sein Witz; seine Romane und Erzählungen sind wohl einzig zu nennen; als Historiker zeichnet er sich durch glückliche Darstellung aus, und seine dramatischen Arbeiten sind durch die hinreißende Kraft der Motive, den lebendigen Ausdruck des Gefühls, die Klarheit gereinigter Welt- und Lebensansichten, so wie durch den Glanz einer meisterhaften Sprache, noch jezt die Lieblingsstücke der Franzosen. Diesem seltenen Talent wurde aber auch die höchste Auszeichnung zu Theil, die französische Akademie nahm ihn auf und stellte seine Büste neben die von Corneille; er ward zum Geschichtschreiber von Frankreich ernannt; Friedrich der Große beehrte ihn mit freundschaftlichem Vertrauen; die Kaiserin Catharina von Rußland sandte ihm prächtige Geschenke mit den artigsten Briefen begleitet, und der Besuche bey ihm waren so viele, daß er selbst sagte: „ich werde erstickt, aber mit Rosen.“ Schade, daß ihn nicht immer die edelsten Beweggründe leiteten, und daß manche seiner Gelegenheitsschriften durch bittern Spott und flache Aufklärerei widerlich wirken; aber gerade diese sind auch in der Zeit untergegangen und verdienen keine Wiedererweckung. Seine oben erwähnten Werke werden aber zu allen Zeiten eine Lieblingslektüre gebildeter Leser bleiben und den Ruhm ihres Verfassers für die Nachwelt bewahren.

Nach Voltaire zeichnet sich Rousseau durch Scharfsinn, hinreißende Beredtsamkeit und Feuer im Ausdruck vor allen Schriftstellern jener Zeit aus. Warmer Eifer für Menschenwohl ist die Grundlage aller seiner Schriften, allein eine düstere Hypochondrie erregte bey ihm manche excentrische Theorien, welche die unglücklichsten Folgen für ihn selbst hatten und am Besten mit ihm im Grabe ruhen mögen. In zweyen seiner Werke sezte er sich aber bleibende Ruhmsäulen: Julie, oder die neue Heloise, ist für jeden Kenner des Schönen ein meisterhafter, unübertrefflicher Roman, in dem Alles aus dem Leben gegriffen und aus der Wirklichkeit dahin gestellt ist; dann der berühmte Emil, der, troz aller Paradoxen, eine helle Masse von Licht über die Erziehung geworfen, und durch eine Fülle von Ideen eine wohlthätige Quelle vortrefflicher Lehren und Wahrheiten für denkende Leser bleiben wird.

Voltaire und Rousseau, im Leben die erbittertsten Feinde, eignen sich, wie selten zwey Schriftsteller, zu einer Vereinigung ihrer erlesenen Werke. Die früher in Berlin erschienenen Ausgaben sind theils vergriffen, theils entsprechen sie der Ausbildung unserer Sprache nicht mehr. Wir beginnen hier eine neue Ausgabe, deren Uebertragung sich in den Händen ausgezeichneter Gelehrten befindet. Wir liefern sie auf gutem Papier, sehr rein gedruckt, im Taschenformat, und setzen jedes Bändchen von zwölf Bogen im Durchschnitt, ohne Verbindlichkeit und ohne Vorausbezahlung, zu dem äußerst geringen Subscriptionspreise von 6 Groschen an, der jedoch in der Folge, nach Vollendung mehrerer Bände, für Neueintretende erhöht wird. Die drey ersten Bändchen sind bereits erschienen und enthalten von Voltaire's Romanen und Erzählungen die nachfolgenden: I. Zadig, oder die Bestimmung. — Die Welt, wie sie ist. — Memnon, oder die Weisheit der Menschen. — Die beyden Getrösteten. — Scarmentado's Reisegeschichte. — Mikromegas. II. Candide, oder die Lehre von der besten Welt. — Der Weiße und der Schwarze. — Die Ohren des Grafen Chesterfield. III. Der Offenherzige. — Der Mann von 40 Thalern. Preis dieser drey Theile 18 Gr.

Das vierte, fünfte und lezte Bändchen der Romane folgt in einigen Wochen, dann erscheint noch vor dem neuen Jahre Voltaire's Geschichte Karls XII. und bald nach demselben Rousseau's Julie, oder die neue Heloise u. s. w.

Das Ganze der Rechenkunst,

oder gründliche und faßliche Anweisung zum Rechnen für alle Stände, für Handwerker, Künstler, Fabrikanten, Rent-, Forst- und andere Rechnungsbeamte, Juweliere, Kaufleute und Geldnegotianten

von

Johann Philipp Schellenberg,

Großherzogl. S. Weimar. pr. Kammer-Revisor.

Zwey Bände in groß Oktav, 35 Bogen stark.

Dieses Werk, wohl das lezte und vollendetste des berühmten Verfassers, ist so eben erschienen und für den äußerst geringen Preis von 1½ Thaler in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Nro. 44.
Intelligenz = Blatt.
1 8 2 5.

Ankündigung.

Am ersten Jänner des Jahres 1826 tritt das Jubeljahr der allgemeinen deutschen Justiz, Kameral- und Polizey-Fama ein. Da sie die einzige Zeitschrift dieser Art ist und im Laufe von fünf und zwanzig Jahren neun gleiche oder ähnliche Institute, welche sie übertreffen wollten, neben ihr erloschen sind: so bedarf es keiner Zusicherungen über ihr ferneres Streben nach Vollkommenheit mit jedem Zeitabschnitte. — Man bittet, frühzeitig die neuen Bestellungen für das künftige Jahr bey den Postämtern eintreten zu lassen, da ohne dieselbe kein Blatt abgegeben wird. Nur da, wo diese Zeitschrift auf Staatskosten gehalten wird und zwey Monate vorher aufgekündet werden muß, erfolgt die Abgabe ohne neue Bestellung, indem es derselben nicht bedarf.

Jeder Jahrgang bildet ein eigenes Ganze. Die Meinung ist also falsch, daß neu eintretende Abonnenten der früheren Jahrgänge nothwendig bedürfen.

Bey Bernh. Fr. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

J. L. Doussin-Dubreuil (prakt. Arzt zu Paris) über die Ursachen, Wirkungen und Heilmittel der in unsern Tagen so häufigen

Verschleimungen.

Nach der achten französischen Originalausgabe übersezt von Dr. J. H. G. Schlegel. Dritte verbesserte Ausgabe. gr. 8. Preis 16 ggr. oder 1 fl. 12 kr.

Daß die hier genannte Schrift in Frankreich schon die achte — und die deutsche Uebersetzung binnen zwey Jahren schon die dritte Auflage erlebt hat, dürfte ihr schon allein zur hinreichenden Empfehlung dienen. Wer sich aber näher mit ihr bekannt macht, wird auch bald finden, daß sie sich nicht nur über die Verschleimungen der Brust und des Magens, sondern auch über Hämorrhoiden, Gicht, Epilepsie, Blasencatarrh, Tripper, weißen Fluß, Oranie ꝛc. verbreitet, und somit ungleich mehr giebt, als der einfache Titel verspricht, und als die frühern Auflagen lieferten.

Bey Schwan und Götz in Mannheim ist erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands gesandt:

Lamartine, A. von. Poetische Betrachtungen. Nach der eilften französischen Originalausgabe in Versen frey verdeutscht durch Fr. Götz. Auf geglättetem Velin und fein cart. 1 fl. 48 kr.

Religion, Freyheit und Liebe sind die Musen Lamartine's, eines der ersten unserer jezt lebenden Dichter! Durch ihre Weihe erhob er vorzüglich in Frankreich wieder zu ihrer ursprünglichen Reinheit und Würde die Poesie, welche wir von dorther nur zu oft als eine gefährliche Gauklerin kennen lernten. Sein gottbegeisterter Genius, im Aufschwung zum Ideale, spiegelt stets das herrliche Bild des Ewigen, aus den verworrnen Erscheinungen des Lebens, wie aus den treuen Gestalten der Natur. Darum müssen diese Gedichte, welche hier durch sehr gelungene Uebertragung, nach dem Urtheil kritischer Blätter, gleichsam als deutsches Originalwerk erscheinen, hauptsächlich auch in Deutschland jedem, für das Schöne Empfänglichen, eine neue und reiche Quelle der Erhebung, des edelsten Genusses werden, und eignen sich ganz besonders zum auserlesenen Festgeschenke.

Anzeige, den „Gesellschafter" betreffend.

Wer erst von dem künftigen (dem zehnten) Jahrgange an die Zeitschrift:

Der Gesellschafter,

herausgegeben von F. W. Gubitz,

bestellen will, den ersuchen wir, es spätestens bis zum 20sten Januar 1826 zu thun.

Berlin.

Maurer'sche Buchhandlung.

Anzeige.

Literarische Annalen der gesammten Heilkunde.

In Verbindung mit mehreren Gelehrten (Dr. Ammon, Dr. Andreä, Professor Carus, Hofrath Clarus, Hof- und Med.-Rath Erdmann, Geh. Rath Gräfe, Dr. Haindorf, Professor Heinroth, Hof- und Med.-Rath Kreysig, Professor Lichtenstädt, Dr. Locher, Dr. Marr, Dr. Otto, Professor Reichenbach, Geh. Med.-Rath Sachse, Justizrath v. Schönberg, Hofrath Seiler, Hofrath Stark, Med.-Rath Steffen, Geh. Med.-Rath Vogel, Professor Wagner, Geh. Med.-Rath v. Walther, Professor Wendt in Kopenh. u. s. w.)

herausgegeben
von
Dr. J. F. C. Hecker,
Professor der Heilkunde an der Universität Berlin.

Berlin bey Enslin, Preis des Jahrgangs 8 Rthlr.

Hievon ist der erste Jahrgang in 12 Monatsheften zu acht Bogen, die drey Bände ausmachen, vollständig erschienen. Außer einer Reihe von Originalabhandlungen über verschiedene Gegenstände der Heilkunde, von Geh. Med.-Rath Vogel, Dr. Otto, Prof Lichtenstädt, Geh. Med.-Rath Sachse, dem Herausgeber, Dr. Locher, Prof.

Wagner, Dr. v. Ammon u. s. w. enthält derselbe über zweyhundert kritische Anzeigen medicinischer Schriften.

Plan und Einrichtung, die in dem ersten Hefte ausführlich mitgetheilt sind, bleiben für den Jahrgang 1826 unverändert, da sich solche bisher den allgemeinen Beyfall erworben haben. —

Das erste Heft des neuen Jahrgangs wird schon im Januar 1826 in allen Buchhandlungen zu haben seyn. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Berlin, den 1sten December 1825.

Der Verleger.

Bey mir sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Albert und Eugenie,

eine Bildungsschrift für die reifere Jugend von A. N. F. Seemann, herausgegeben von Dr. C. W. Spieker. 8. mit 4 sehr schön illum. Kupfern. gebunden 1 Thlr. 12 gr.

Der Zweck dieser Schrift ist: die Tugend in ihrer Reinheit darzustellen, den Beruf der Menschen für dieselbe nachzuweisen und die Erleichterungsmittel zu ihrer Uebung anzugeben. Das Ganze besteht aus 21 Kapiteln, wovon ich zur nähern Kenntniß desselben nur einige derselben anführe, als: sittliche Bescheidenheit, der Tugendlohn, Veredlung, Leumund, das Gefällige, das Große, Groß und Gut, Stadt und Gesellschaft, Natur und Einsamkeit, Naturfreude, das Naturschöne, die Sinnenfreude, Vergeistigung des Sinnlichen, Ideenverbindung, Versinnlichung des Geistigen, Einbildungskraft und Gefühl u. s. w. Auch dieses Buch zeichnet sich durch sein gefälliges Aeußere sehr vortheilhaft aus.

Die Familie Otto.

Eine Bildungsgeschichte für Jünglinge und Jungfrauen. Von A. N. F. Seemann. Ein Gegenstück zu Albert und Eugenie. Herausgegeben von Dr. Chr. W. Spieker. 8. mit 4 Kupfern. 1 Thlr. 12 gr.

Wie der Verfasser in Albert und Eugenie die Tugend in ihrer Reinheit darstellt, so macht er in der Familie Otto auf den Lohn und Segen derselben aufmerksam, und sucht zugleich in Darstellungen aus dem Leben und den Schicksalen einer edeln Familie zu beweisen, daß man durch Ausübung der Tugend stets fröhlich seyn kann.

Strahlen des Lichts,

aus den heiligen Hallen des Tempels der Wahrheit, der Weisheit und Erkenntniß. Für die stillen Feststunden des Lebens gebildeter Christen gesammelt von J. P. Hundeiker. 8. geb. 1 Thlr. 12 gr.

Dieses Buch enthält eine sehr sorgfältige Auswahl vortrefflicher Geist und Herz erhebender Stellen aus deutschen Meisterwerken, die größtentheils noch nicht so bekannt sind, als sie es verdienen, und welche doch, wie der Verfasser aus Erfahrung weiß, von edlen für das Schöne und Gute empfänglichen Jünglingen und Jungfrauen mit Wohlgefallen gelesen und wieder gelesen werden. Daher dürfte dieses Werk eine angenehme Weihnachtsgabe seyn.

Die fromme Feyer des Abendmahls.

Ein Erbauungsbuch für denkende Christen. Von Dr. L. S. Jaspis. 8. mit 1 Kupfer. geb. 18 gr.

In dieser Schrift herrscht, wie in des rühmlichst bekannten Verfassers frühern Arbeiten der Art, ein rein christlicher und biblischer Sinn, daher sie auch allen frommen Abendmahls-Genossen wahre Erbauung gewähren wird.

Leipzig im Novbr. 1825.

Carl Cnobloch.

Bey Bernh. Fr. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Darstellung des großen Weltgebäudes,

in zwey und zwanzig Vorlesungen, ohne Hülfe der Mathematik, erläutert. Nebst den Entdeckungen des Dr. Herschel in London, welche in Deutschland noch wenig bekannt sind. Nach der 15ten Ausgabe aus dem Französischen ins Deutsche übersezt, und mit Zusätzen und Anmerkungen bereichert von Dr. A. H. C. Gelpke, Professor der Astronomie und Mathematik zu Braunschweig. Mit 7 lithogr. Tafeln und einer Himmelskarte. 8. Preis 1 Rthlr. 21 ggr. oder 3 fl. 22 kr.

Dieses in seiner Art einzige Buch, welches alle astronomischen Gegenstände nicht blos berührt, sondern sie auch so weit beschreibt und darstellt, als es ohne große Berechnungen geschehen konnte, ist für den Freund und Verehrer der Himmels- und Erdkunde ein höchst schätzbares Werk. Als es von Clarke englisch herausgegeben war, erschien sogleich eine französische Uebersetzung von einem ungenannten Schüler Delambres, welche, ob sie gleich 2000 Exemplare stark war, sich dennoch in dem kurzen Zeitraum von 2 Monaten vergriff. In diesem letzten Jahre allein sind in Paris noch zwey neue Auflagen, die 14te und die 15te erschienen. Schon die Bürgschaft, welche eine so außerordentlich beyfällige Aufnahme in Frankreich gewährt, macht eine weitere Anpreisung dieses wahrhaft klassischen Werkes überflüssig und läßt hoffen, daß man es auch in Deutschland nicht ungelesen lassen, solches auch ganz gewiß nicht anders, als höchst befriedigt, aus der Hand legen wird.

Neue Schriften der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden.

Abendzeitung, herausgegeben von Th. Hell und Fr. Kind, nebst Wegweiser im Gebiete der Künste und Wissenschaften und einem artistischen Notizenblatt von C. A. Böttiger. Auf das Jahr 1825. 10 Thlr.

D. L. G. Jaspis, Mahnungen an Jünglinge, welche die erste Feyerstunde an Jesu Altare zu einer Weihstunde für ihr ganzes Leben machen wollen. gr. 8. br. 5 gr.
Ch. T. Otto, einige Bemerkungen zu J. H. Stephani's Zusätzen zu Dinter's Schullehrerbibel. 8. br. 3 gr.
Vollständige Uebersicht der unregelmäßigen Zeitwörter der lateinischen Sprache, mit deutscher und französischer Bedeutung zur leichten Erlernung nach den vier Konjugationen in Klassen geordnet. 8. br. 12 gr.
Graf Ed. Racsynski, malerische Reise in einigen Provinzen des Osmannischen Reichs. Aus dem Polnischen übertragen von H. F. v. d. Hagen. Gr Fol geb. mit 81 ausgeführten Pol.-Kupfertafeln und 8 Vignetten. Velinp. Commission 66 Thlr.

Obige Schriften sind zu haben in den Buchhandlungen zu Tübingen, Stuttgart, Ludwigsburg, Ulm.

Zur Vermeidung von Collision macht unterzeichnete Verlagshandlung hiermit bekannt, daß von folgenden Werken ungesäumt deutsche Uebersetzungen erscheinen werden.

Nouveaux mémoires sur Napoléon par un ex-Capitaine de la Garde impériale. 1 Vol. 8.

Conseils aux jeunes filles par Mad. Campan. 1 Vol. 12.

Von lezterem erscheint zugleich auch ein correkter Abdruck zu sehr billigem Preise, der sich darum zur Einführung in Schulen empfehlen wird.

Darmstadt, den 6. Oktober 1825.

C. W. Leske.

Bey J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Andachtsbuch
für katholische Christen;
von Carl J. J. Flügel.
12. Wien 1825.

Man findet in diesem, dem hochwürdigsten Herrn Carl Exner, Dechant und Consistorialrath, Pfarrherrn zu Stockerau, gewidmeten Werke, mit einem ungemein reichen Inhalte eine bequeme Kürze verbunden, der es weder an Klarheit, noch an geistigen Blüthen, noch an jener Herzlichkeit fehlt, die der Grundzug der christlichen Andacht ist. Es enthält nebst allen sonst üblichen Gebeten eine nach Weise der Meßandachten eingerichtete heil. Charwoche, die den vormittägigen Gottesdienst vom Sonntage, Donnerstage, Freytage und Samstage vollständig, und das Uebrige in so weit behandelt, als es für die meisten katholischen Christen hinlänglich ist; ferner eine, den betreffenden Andachten jedesmal beygeschlossene, kurz gefaßte Darstellung der gottesdienstlichen Feyerlichkeiten, wie auch die Erklärung der Festesnamen, Charwoche, Ostern, Pfingsten, Frohnleichnam, Advent. An diese nicht unerheblichen Vorzüge reihet sich noch eine Auswahl von Hymnen aus den besten heiligen Sängern, die dem Geiste und Herzen des Beters eine nützliche Abwechslung von erhabenen Gedanken und stillen Gefühlen der Gottergebenheit darbietet. Den Schluß macht eine bedeutende Sammlung von Kirchengesängen.

Dieses Werk zeichnet sich noch besonders durch Correctheit, reinen Druck, sehr weißes Papier und bequemes Format aus, und ist zugleich mit einem schönen Titelkupfer und gestochenem Titelblatt verziert. Der äußerst billige Preis ist auf Druckpapier 1 fl. 12 kr. oder 16 ggr., auf Velinpapier 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

Verzeichniß neuer Bücher, welche bey Joh. Friedr. Gleditsch in Leipzig bis 1825 erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Ausfeld, J. C., Basis des Ganzen der Zeichenkunst. Ein praktisches Zeichenbuch zur Uebung des Verstandes, Bildung des Geschmacks und Veredlung des Herzens. Erste Abtheilung. Formforschung in 3 Heften mit 49 Platten in Folio, cart. 6 Thlr. 8 gr.

Dieß Werk empfiehlt sich durch seine Zweckmäßigkeit und Faßlichkeit allen, die sich der Kunst widmen, besonders aber denen, welchen es dabey an mündlichem Unterricht und Nachhülfe fehlt. Die darin aufgestellten neuen Ansichten verdienen gewiß, daß solche geprüft und beherzigt werden.

Bergmann, A., kleine Vorschriften in allen lebenden Sprachen; ein allgemein nützliches Taschen-Etui der Schönschreibekunst. kl. 8. Neue Aufl. 18 gr.

Dessen deutsche Fractur, corrent und lateinische Vorschriften für Schulen und häuslichen Unterricht. Neue Aufl. kl. Querfol. 4 Hefte mit 72 Platten. 2 Thlr. 8 gr.

Die Geschicklichkeit und der Geschmack des Verfassers sind zu allgemein bekannt und anerkannt, um diese Ausgabe besonders anpreisen zu dürfen. Zu ihrer besondern Empfehlung dient schon dieß, daß sie in mehreren Schulanstalten zu Musterblättern eingeführt worden sind.

Bibel, besonderer Abdruck aus dem 10ten Theil der allgemeinen Encyclopädie der Künste und Wissenschaften aller auf dieses Wort Bezug habenden Artikel, (verfaßt von W. Gesenius, H. A. Niemeyer und Dr. Wette). gr. 8. 1 Thlr.

Die Namen der hochgeachteten Herren Verfasser rechtfertigen diesen besondern Abdruck eines Aufsatzes, der jeden wahren Christen wichtig seyn und zur Belehrung dienen wird.

Kayser, C. G., Bücherkunde oder Handlexikon aller seit 1750 — 1823 in Deutschland erschienenen Bücher, mit Angabe des Formats, der Verleger und der Preise, mit einer Vorrede über die literarische Waarenkunde von F. A. Ebert, in zwey Theilen. gr. 8. Preis 5 Thlr. 12 gr.

Der erste Theil umfaßt das Alphabet von A—K, incl., und spricht der Titel, so wie die Vorrede den Zweck dieses Buches zu deutlich aus, als daß darüber noch etwas erwähnt

zu werden nöthig wäre. Nach Beendigung des 2ten Theiles wird der Preis erhöhet werden.

Lexicon novum manuale, græco-latinum et latino-græcum. Primum a Benj. Hederico institutum post. Sam. Patricii, J. A. Ernestii, C. C. Wendleri, C. Morelli, P. H. Larcheri, F. J. Bastii, C. J. Blomfieldii, curas denuo castigavit, emendavit, auxit Gustavus Pinzger recognoscente Franco Passovio. Lex. Hedericiani ed. quinta. Subscript.-Preis 6 Thlr. 12 gr., fein Pap. 8 Thlr.

Dieses hier ganz neu verbesserte und sehr vermehrte griechisch-lateinische Schullerikon wird dem längst gefühlten Bedürfniß in vielen gelehrten Anstalten des Inlandes und Auslandes befriedigend abhelfen. Ankündigungen und Probebogen sind beym Verleger, wie in den meisten Buchhandlungen, zu finden.

Lykurgs Rede wider Leokrates. Einleitung, Urschrift, Uebersetzung und Anmerkung, größtentheils kritischen Inhalts, v. G. Pinzger. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Lycurgi Oratio in Leocratem, ad optim. libr. fidem, recensuit et annotationem criticam adjecit Gustavus Pinzger. Editio scholarum potissimum usibus accommodata. 8. maj. 8 gr.

Die größere Ausgabe ist mehr für die Lehrer und den akademischen Vortrag bestimmt, während die kleinere Ausgabe den Schülern als Handbuch nützlich seyn wird.

Rüder, F. A., politische Schriften. gr. 8. 2 Thlr.

Der Inhalt dieses Werks wird bey dem Namen des Verfassers schon Genüge leisten, die Aufmerksamkeit auf diese Schrift zu lenken. Als — Ueber die bisher noch unconstitutionellen Staaten in Teutschland — teutsche Erbverbrüderungen — Ueber das allgemeine Volksinteresse bey Religionsveränderungen seiner Fürsten — Das Alter des Stammsitzes unserer teutschen Dynastien — Welche Veränderungen kann die Wohlfeilheit der Bodenerzeugnisse in dem Socialverhältnisse des Bürger- und Bauerstandes veranlassen? — Ist da Knechtschaft, wo der Ackerbau blüht, und da Freyheit, wo die Gewerbe blühen? In Anwendung auf Teutschland — Warum wirkt der bey der Einfuhr des fetten Mastviehes in Frankreich erhöhte Zoll so nachtheilig auf die kleine Landwirthschaft in Süd-Teutschland? — Ueber Civillisten — Apotheose der in Teutschland mediatisirten vormaligen Reichsstände — Das Recht über die Enclaven in Teutschland — Warum bedürfen größere civilisirte Völker und ihre Regenten der Verfassung? — Ueber Hausgesetze. — Unterschied der russischen und teutschen Leibeigenschaft. — Muß man Verfassungen ausdehnend oder einschränkend erklären? — Erbschaftssteuer ꝛc.

Schaaf, L., die evangelischen Brüdergemeinden, geschichtlich dargestellt, gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Man findet hier alles, was in historischer und kirchlicher Hinsicht vorhanden ist, mit lobenswerther Genauigkeit und Umsicht zusammen gestellt, und dürfte dieses Buch zugleich ein Denkmal für die Stifter dieser Gemeinde, so wie eine Rechtfertigung derselben gegen Intolerante und Befangene genannt werden können! —

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1826. Mit k. sächs. allerg. Privilegio, und Beyträgen von Soph. May, Ferd. Philippi, L. Schefer, Ludw. Robert und 15 Kupfern von Rahl, Wagner, Walther, Roßmäßler, nach Zeichnungen von Näke, Retzsch und A. 2 Thlr. 6 gr., feine Ausgabe 3 Thlr. 8 gr.

Es enthält: die Osternacht von L. Schefer, der Todesengel von S. May, die Begegnung in der Ferne von F. Philippi, und mehrere Gedichte von genannten Verfassern. Dieses Taschenbuch zuerst vom Hofrath W. G. Becker, dann dem Hofr. Friedr. Kind, hierauf vom Hofr. A. Wendt redigirt, wird vom Jahr 1826 durch Herrn Hofr. F. Philippi besorgt. Die Jahrgänge sind zu einer solchen Reihe angewachsen, daß eine Ermäßigung des Preises Statt findet, um Freunden der Lektüre einen billigen Genuß zu verschaffen. Demnach kostet von jezt an ein vollständiges Exemplar, 35 Jahrgänge, von 1791 — 1825 mit mehr als 350 Kupfern in übereinstimmendem Einband mit Goldschnitt 22 Thlr., oder 39 fl. 36 kr. rhein. Die Jahrgänge 1821 — 25 besonders 3 Thlr. 8 gr. oder 6 fl., einzeln aber 1 Thlr. 20 gr. Der gegenwärtige Jahrgang aber wegen vermehrter Bogenzahl und Kupfern 2 Thlr. 6 gr., in Marokin 3 Thlr. 8 gr.

Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft, herausg. von J. G. Koppe, Fr. Schmalz, G. Schweitzer und Fr. Teichmann. 3 Thle. mit illum. und schw. Kupf. gr. 8. 4 Thlr. 12 gr.

Schmalz, Friedr., Versuch einer Anleitung zum Bonitiren und Classificiren des Bodens. 8. 1 Thlr.

Dessen Erfahrungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft. 6r Thl. Enthält: Beyträge zur Beantwortung der Frage: Was hat der Landwirth alles zu thun, um bey den niedrigen Getreidepreisen bestehen zu können. 8. 20 gr.

Diese Schriften bereichern die landwirthschaftliche Literatur um ein Großes, und schließt sich der 6te Theil der Schmalzischen Erfahrung an die erstern Theile, welche in allen Gegenden anwendbare Vorschriften enthalten. Alle 6 Theile zusammen kosten 6 Thlr. 14 gr.

Anzeige für Gebildete.

Außer den im Wiener Nachdruck verpfuschten Schriften von H. Clauren. G. Schilling und van der Velde, sind nunmehr auch

C. Weisflog's Phantasiestücke und Historien

zu ähnlicher Verstümmelung außersehen worden — Um dieses Beginnen einigermaßen zu vereiteln, wollen wir bis zur Ostermesse 1826 statt des Ladenpreises von 12 Thlr. für 8 Bände, wovon bereits 6 Bände erschienen sind, einen geringern Preis von 6 Thlrn. für die vollständige Original-Ausgabe festsetzen, wofür solche in allen rechtlichen Buchhandlungen zu finden sind.

Dresden und Leipzig, im Decbr. 1825.

Arnold'sche Buchhandlung.



